Princeton University Library
32101 064072786

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

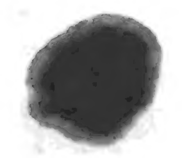
besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

1854



Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1854.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1854.

A.

Abbruzzen, Reisefragmente III aus den: – S. 4; IV: 270; V –: 509; –: 793.
Abbyssinien, Wanderungen in –, Reise nach Adua –: 537; Aufenthalt in der Provinz Tigre –: 631.
Adel, der – in der Wüste –: 1083; –: 1109.
Aegypten, geometrische Grundformen in den alten Tempeln von –: 313; medicinische Kenntnisse im alten –: 408; – sche Studien –: 599; die Eisenbahn –: 696; Inschrift eines – schen Grabmales –: 936.
Aetherdampf, Anwendung von – auf Maschinen –: 336.
Aethiopier, die – Asiens –: 421.
Akklimatisirung, fremder Thiere –: 432.
Alandsinseln, Sitten und Gebräuche auf den –: 943.
Albanien, – sche Studien von Hahn –: 337; –: 370; –: 379.
Alleghanies, in den –: 857.
Alterthümer, bei Canossa –: 96; – in Nimes –: 829.
Amazonenstrom, über den Ursprung des Namens des –: 22; Pflanzenproben von den Ufern des –: 118. Dampfschifffahrt auf dem –: 167.
Amerika, Federzeichnungen, – nische; die Negersklaverei, Christfest –: 179. Girard College, das Congreß-Spielhaus –: 223. Gegengewichte, un[illegible]ugend –: 318. Die Einwanderung [illegible]er Zinsfuß –: 508; der Landschw[illegible]greß, Postwesen –: 560; die Str[illegible]: 679; die Unionsspielregeln [illegible] Sklavenfrage –: 803; die anglo-amerikanische Geistlichkeit –: 804; Kindlich oder Kindisch –: 865; die Politiker und das Volk, Humanismus –: 1118; Originalliteratur in –, die Potiphar-Papers –: 412; die Sklavenfrage in – und der Krieg –: 385; Ferris, über die Heiligen des jüngsten Tages, dreißig Jahre im Staatsdienst von Colonel Benton –: 947; die types of mankind –: 1047; gesellschaftliche Gegensätze in –: 1138; Verbrecherstatistik –: 1152.
Anderson, der Reisende –: 576 –: 696; Nachrichten von –: 1103.
Archangel, frühere Geschichte –: 884.
Archäologische Notizen. Hrn. Saulcy's Entdeckungen, hellenische Thürme auf den Cykladen, Reste von Alt-London –: 310; Parthische Alterthümer; Ausgrabungen zu Venusia –: 331; Entdeckungen in Italien –: 688.
Armenier, die – in der Türkei –: 469; Dulaurier über die –: 636; – 659; –: 675.
Asien, – sche Angelegenheiten –: 361. Assassinen, etwas über die –: 1211.
Assyrien, ein Ereigniß aus der Geschichte von –: 95; Nachrichten über –: 276; über den Gartenbau in –: 352; Nachforschungen und Entdeckungen in –: 1045.
Atacama, Reise durch die Wüste von –: 831; –: 860.
Athen, die französische Schule in –: 189.
Australien, Erforschung des nördlichen –: 118; Beschiffung des Murrayflusses in –: 264; die Waffen der Eingebornen –: 836; das Leben in –: 951.
Auswanderungsschiffe, Todesfälle auf –: 68.
Azteken, Ortsnamen der –: 102; Aufklärung über die – tischen Liliputer –: 168.

B.

Babylonische Alterthümer, neuere Mittheilungen Opperts über die –: 72. – Entdeckungen –: 310; die – Sleeb –: 327; Landkarte –: 331.
Baku, der Märchenerzähler in –: 401.
Banknoten, Entdeckung bezüglich der Fälschungen von –: 358.
Barth, Goldmedaille an Dr. –: 432; vermuthlicher Tod des Dr. –: 1224.
Bebutow, Fürst Wassili, Ossipowitsch –: 357.
Benin, Forschungsreise von der Bay von – aus: 72.
Bevölkerung der Erde –: 839.
Blatternepidemie unter den nordamerikanischen Indianern –: 672.
Blinde, eine englische Monatschrift für –: 144.
Bombay, Regierung und Volk in der Präsidentschaft –: 257.
Bonpland, ein Brief des Hrn. v. –: 328.
Borneo, Zustände in –: 121; Hindureste in –: 240.
Bornu, die Sprache von –: 192.
Bossuet, das Grab – s –: 1052.
Brasilien, Auswanderung nach –: 109; die Colonie Donna Francisca –: 733.
Brod, neue Art der – bereitung –: 359.
Brücken über den Lorenzostrom und Mississippi –: 69.
Buchhandel, der englische und amerikanische –: 168.
Buddhisten, Tod eines – Priesters in China –: 105.
Burnouf, die beiden –: 1071, 1087.
Burton, der Reisende Lt. –: 672; Lt. – in Arabien –: 792; – s Reise nach Medina –: 809.
Burzenland, das –: 849; –: 869; –: 891.

C.

Californien, ein Riesenwald in –: 358; eine chinesische Zeitung in –: 672; chinesische Einwanderung –: 1031.
Canada, die englische Politik in –: 1022.
Canosa, Entdeckungen zu –: 359.
Cartagena de India und die Republik Neugranada –: 1050.
Caspisches Meer, Ansichten vom – auf einer Fahrt von Baku nach der Wolga –: 1025.
Cayenne, Nachrichten über –, Fahrten auf dem Maroni-Fluß –: 39.
Cedern in Kleinasien –: 335.
Celtische Racen, die Poesie der –: 136; –: 153; eine – Begräbnißhalle –: 837.
Central-Afrika, Bruchstücke aus einer

(RECAP) 1000 136g V.27 Pt.2 Dec 1854

491862

Digitized by Google

Sphinx, Ausgrabungen an dem großen - von Dschizeh -: 107.
Sprüchwort, ein amerikanisches -: 1006.
Stuart, Lord Dudley - s Bill gegen das russische Anlehen -: 756.
Süd-Afrika, geographische Forschungen in -: 72; die ausgewanderten Boeren in -: 284; Livingstons Reise in -: 663; die Boeren-Republik -: 708.
Süd-Amerika, geologische Karte von -: 529.
Sumatra, Reise nach den Battaländern auf -: 736; -: 760; Erinnerungen an -: 905.
Surinam, Briefe aus -: 521; -: 546; -: 592; -: 642; -: 666; -: 690.
Sydenham-Palast, die römischen Gemächer im -: 192; Dellesert über den -: 730.
Syrien, Reise eines algerischen Derwisches in -: 96.

T.

Tahiti, ein Roman von Gerstäcker -: 769.
Telegraph, elektrischer - zwischen Calcutta und Bombay -: 71; - wesen in Nord-Amerika -: 336; - wesen in Spanien -: 480.
Teneriffa -: 1073; -: 1110.
Tibbus, etwas über die -: 407.
Tibet, Ländernamen in -: 239; Geld in -: 384; Eindringen französischer Missionäre in -: 977.
Tiflis, Ausflug Brossets in die Umgebung von -: 280.
Timbuctu, Dr. Barth in -: 336.
Todte, das - Meer; 1) Bodenverhältnisse -: 217; 2) Ruinen -: 251.
Topen um Bhilsa -: 191.
Toulouse, Erinnerungen aus -: 700; die Kirchenfeste -; 723.
Trappenjagd, die - der asow'schen Kosaken -: 591.
Tropenschein, der -: 625; -: 654.
Tschadda, Beschiffung des -: 118.
Tuggurt, Reise nach den Oasengebieten von - und Suf. 4. Fort St. Germain, französische Colonisten, Père Caquet, Zoologisches, politische Eintheilung zur Charakteristik der Araber -: 426; Ausflüge nach den umliegenden Oasen -: 449; Landwirthschaftlicher Betrieb in Biskra, Aussicht auf europäische Niederlassungen, geologische Beobachtungen, der mißlungene artesische Brunnen, Höhenberechnungen verschiedener Punkte, pluviometrische Beobachtungen -: 494; collegialischer Besuch, der Scheich von Tuggurt, artesische Brunnen, Zoologisches, öffentliche Belustigungen, Ausflug nach Temasin, Münzsorten, Schuljugend, örtliche Krankheiten, politische Gespräche, Anstalten zur Weiterreise -: 1149; -: 1171; -: 1194; -: 1219.
Türkei, Skizzen aus der -, der Charakter der Türken -: 1114; -: 1180; Leichenbestattung und religiöse Ideen über den Tod -: 1193; Handel und Finanzen in der -: 1128; die Katholiken in der -; 1163; die Bobali Arab oder die geisterbeschwörenden Negerinnen -: 1218; Ubicini über die - und die Türken -: 1242.
Turkomanen, die - im Paschalik Adana -: 214.

U.

Ungarn; die Weine - s, 1) der Tokayer oder Hegyallya-Wein -: 1088; 2) der Meneścher -: 1240.
Unterseeische, Schifffahrt -: 358.

V.

Vandalische Zerstörung von Alterthümern -: 624.
Variationen der Magnetnadel in Aden -: 456.
Varna, Schilderung von -: 714; merkwürdiger Ueberrest bei -: 748.
Vaudey, Tod des Reisenden -: 815.
Vegetation über die - zwischen Tripoli und Murzuk.
Verlauf, der - der (politischen) Ereignisse -: 443.
Vogel, Nachrichten von Dr. -: 360; desgleichen -: 528.
Volhynien, über Natur und Menschenleben in -, Podolien und der Ukraine; Anblick des Landes, die Bauern -: 745; die Juden, die Gutsbesitzer -: 771; Eigenschaft der Nordrussen, das deutsche Element, west- und außereuropäische Elemente, Gastfreiheit -: 801.

W.

Wahabiten, Sitten und Gebräuche der -: 927.
Wallfischbein, ein versteinertes -: 312.
Webster, Correspondenz - s -: 1128.
Welt, die alte und die neue -: 457.
Westcanada, das Municipalwesen in -: 898; das Gemeindeschulwesen -: 922.
Westen, Briefe aus dem -, der mittlere Rio Bravo del Norte -: 160.
Weizen, botanischer Versuch mit -: 384.
Wetterbeobachtung, eine sonderbare -: 144.
Westtibet, natürliche Eintheilung in -: 432.
Widenmann, Dr. Eduard - s, Redacteur des „Auslands", Todesanzeige -: 816.
Winde, über die -: 619.

Z.

Zeitbetrachtungen; -: 1; -: 181; -: 231; -: 277; -: 345; -: 491; -: 572; -: 683; -: 721; -: 781; -: 854; -: 975.
Zigeuner, die - in den Donauländern -: 193.
Zodiakallicht, über das -: 696.
Zwergpalme, Verwendung der -: 504.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27. 7 Julius 1854.

Der Tropenschein.

(Aus einer Privatmittheilung.)

Deine Fragen, mein alter theurer Bruder, über den Zodiakalschein setzen mich in einige Verlegenheit, denn ich kann eigentlich nur antworten: ich weiß es nicht ob ich ihn gesehen habe, da die Erscheinung die ich gewahrte, etwas ganz anderes ist, als was ich davon in Beschreibungen gelesen habe. Auch passen die Erklärungen über die Entstehung dieses wunderherrlichen Phänomens, so weit ich sie kenne, nicht mit den Ursachen dessen was ich beobachtete, und was sich so einfach und natürlich zu erkennen gab, daß wenigstens mir jeder Zweifel schwindet. Die Bedenken, welche sich mir über das Zodiakallicht und dessen Entstehung aufgedrängt haben, wollest Du berichtigen, wo ich irre. Ehe indessen ich Dir gewissenhaft erzähle was ich sah, und nach welchen Naturgesetzen ich mir diese Erscheinung erkläre, erlaube mir, flüchtig auszusprechen, was mir vom Zodiakallichte durch Lectüre bekannt geworden ist, soweit diese einem Krautjunker wird, der in seinem kühlen Vaterlande während Monaten die meist dürftige Pflanzenumgebung unter Schnee begraben sieht. Deine tiefere Blicke in die ewigen reichen Schätze der Natur, und in die Gesetze nach denen sie sich bilden und verherrlichen, sichert mir Deine Nachsicht, da Du kein unduldsamer Halbwisser bist.

Was man vor Jahrtausenden von diesem Phänomen wußte, und darüber lehrte, scheint mir ebenso verloren gegangen zu seyn, als das tiefe astronomische und andere Wissen der Aegypter, dessen Existenz die unserer Zeit angehörende Fähigkeit ahnen läßt, die Buchstabenschrift der Hieroglyphen geläufig zu lesen. Aus unserer Welt war Cassini bekanntlich der erste Naturforscher, der diesen Gegenstand wissenschaftlich behandelte, wenn ich nicht irre, im Jahre 1683, aber wie zu [illegible]then ich allen Grund habe, ihn nicht durch eigene Ans[illegible]ung kannte, sondern aus mündlichen oder schriftlichen Mittheilungen. Nach meinen Erfahrungen muß ich glauben, daß diese Berichte meistens sehr vag waren, sowie man dergleichen aus wenig bekannten Gegenden nicht nur im fernen Europa hört, wo jeder Erzähler interessant zu werden sucht, sondern sogar in der Nähe jeder Terra Incognita, wo die anmaßende Unwissenheit mit den genauesten, aber selbst erfundenen oder selbst metamorphosirten Berichten den forschenden Fremden überschüttet. So fehlt es denn nicht, daß die falschesten Vorstellungen verbreitet, die lesende und lernbegierige Welt von lügenhaften Darstellungen erfüllt, und die kräftigsten Denker in Irrthümer fortgerissen werden, ja sogar ausgezeichnete Gelehrte unhaltbare Hypothesen aufstellen, denen anzuhängen Jedermann bereit ist. (Fragte mich doch in Süddeutschland ein geachteter Physiker und Chemiker und scharfer Beobachter, der aber nie unsern Welttheil verlassen hatte: nicht wahr, directe in Süden ist die Erscheinung? — Nein, sie steht in Westen, dort wo der Himmel und Aequator den Erdhorizont durchschneidet. — Sieh, sieh! die Erscheinung erhebt sich aber bis zum Zenith? — O nein, etwa 30 bis 35° über den Horizont. — So nimmt doch das Licht wenigstens den halben Horizont ein? — Entschuldigen Sie, höchstens 6° Breite am Horizont, und von da verjüngt sie sich nach oben. — Auch dieser achtbare reichbegüterte Gelehrte hatte unter solchen Mißverständnissen belehrend und über die Thatsache absprechend geschrieben.) So behauptet man denn auch, dieses Phänomen erscheine nur zur Zeit der Nachtgleichen. Wochenlang vor und Wochenlang nach den Nachtgleichen sah ich die Erscheinung, die sich mir darstellte, am Himmel, und nur daß ich die Nähe der Tropen verließ, hat mich um den Hochgenuß gebracht es zu sehen, denn nur durch die wachsende Entfernung von den Tropen-Regionen, nahm es für mich bis zum gänzlichen Verschwinden ab. Meine nubischen Bootsleute auf der Nilbarke versicherten freilich wohl, man sehe das leuchtende Schauspiel näher dem Aequator das ganze Jahr durch, etwa mit Ausnahme der tiefern Winterzeit, allein die Unzuverläßlichkeit solcher Angaben habe ich zur Genüge kennen gelernt, besonders da ich mich nur durch meinen Dragoman mit diesen Leuten verständigen konnte, welche als Bootsleute wohl nicht viele Gelegenheit mochten gehabt haben, sich dem Aequator sehr zu nähern.

Der berühmte Cassini kettete die mystische Erscheinung an den Thierkreis, und machte dadurch wohl spätere Reisende befangen, die natürlich der Autorität huldigend, sie dort nicht nur suchten, sondern auch zu erblicken meinten. Das Mißverständniß gewann festen Fuß. Forschende Reisende können immer mehr und minder ähnliche Thatsachen anführen, in denen hochgeehrte Namen glänzen. Ich habe auch Abbildungen des Zodiakallichts gesehen. Sie stellen einen Linsendurchschnitt vor, dessen Längenachse auf der wagerechten Horizontallinie in den Winkel gestellt ist, den die Ekliptik mit dem Horizont

Digitized by Google

bildet. Was ich am Himmel sah, weicht davon freilich ganz ab, und in meiner Kenntnißlosigkeit frage ich Dich: war es wirklich etwas ganz anderes?

Als Erklärung solcher Erscheinung sagt man: es habe die Sonne eine leuchtende weitreichende Atmosphäre, welche in Folge des gewaltigen Achsenumschwunges die leichte Masse so schwinge, daß sie nicht eine Kugelform, sondern eine Scheibenform habe. Diese Scheibe reiche so weit über die Erdbahn hinweg, als wir das Prachtphänomen erblicken.

Ich muß gestehen daß es mir unerforschliches Geheimniß bleibt, wie eine so leichte Masse bei starkem Umschwunge zu einer Scheibe kann geschleudert werden, denn nur in einer dichten Masse, die in kleinem Raume viele Materie enthält, also auch viele Bewegungskraft in sich concentriren und wirken lassen kann, und durch größere Cohäsion zusammengehalten wird, kann meiner Ansicht nach eine solche Form sich einzig bilden. — Nicht minder unbegreiflich ist mir's, daß eine derartige Atmosphäre sich nur ein so kleines Stückchen über die Bahn der Erde hinaus erstrecken soll, und nicht aus selbstsprechenden Gründen über das ganze Planetensystem. Wo sind aber dessen wirkliche Gränzen? Oder will man sich an diejenigen Planeten halten, welche durch ihre größere Dichtigkeit bevorzugt seyn sollen, so müßte doch jedenfalls der Mars auch in dieser Scheibe eingeschlossen seyn. — Auch vermag ich mir's nicht zu erklären, daß ungeachtet des Gesetzes allgemeiner Attraction sich der Globus der Erde in dieser Scheibe undichter und also wenig zusammenhaltender Masse unmittelbar befinden könne, auch von ihr so erheblich berührt wird, und dennoch weder entferntere noch auch nähere Theile derselben an sich ziehet, ja nicht einmal so viel Unordnung darin bewirkt, daß die schöne Linsenform in ihren rein markirten Umrissen beeinträchtiget werde. — Ferner kann ich ungeachtet aller Anstrengung nicht erfahren, wie ein solches von der Sonne ausgehendes Licht vorzugsweise nur den Tropen und ihren allernächsten Nachbaren prangen soll, und nicht dem ganzen Erdglobus, den Polargegenden gleichwie dem Aequatorgürtel. Die Pollargegenden würden durch ihre gewaltig lange Nacht ganz besonders ein Anrecht darauf haben, durch eine solche Extra-Prachtbeleuchtung Licht und Trost zu gewinnen. — Wie sollte wohl diese Scheibe aus leuchtender Masse nur in ihrem Durchschnitt leuchten können, und nicht auch auf ihrer ganzen Fläche, die dann freilich der Erde alle Finsterniß nehmen, jeden Mondenschein entbehrlich machen würde. — Wenn die Sonne gleich andern Weltkörpern, die wir genau beobachten können, in ihrer Rotation oder Achsenumdrehung auch einem Schwanken der Achse unterliegt, dann ist's unstreitig eine große Galanterie von ihr, der Erde zu gefallen ihre weitgeschwungene Scheibe durchweg so zu neigen und so weit einzubiegen, als die Erde in den Ringriß einpassen soll. Wozu nun aber noch die Künstlichkeit dienen soll, daß der eingebogene äußere Scheibenstreif nur die heißesten Erdgürtel treffe, ungeachtet die Erde sich innerhalb dieses Schmuckes in ihren Achsenschwankungen nicht stören läßt, gleich als wolle sie die sonnliche Atmosphärenscheibe in ihren geschicktesten Biegungen auf die schwersten Proben stellen; — dieß Problem vermag ich mir nicht zu lösen.

Daß ich dergleichen nicht begreifen kann, mag vielleicht nicht viel bedeuten, so auch daß es mir scheint, die Hypothese und das Wahrnehmen der beschriebten Sonnen-Atmosphäre sey erst geboren worden, nachdem das Bedürfniß drängte, die mysteriöse Erscheinung aus dem Lande der Fabeln den Laien auf irgend eine Art zu erklären. Was kann denn so ein armer Krautjunker viel begreifen, dessen Augen vielleicht gleich denen seines nahen Nachbars, des Maulwurfes, mehr dazu bestimmt sind, wühlend hinab in die Erde zu schauen, als hinauf über die Erde zum Himmel.

Die **Gegend**, in welcher ich zum erstenmal eine Erscheinung am Himmel wahrnahm, von welcher ich meinte es müsse jener Zodiakalschein (oder Aequatorialschein) seyn, von dem manche Südreisende mit Begeisterung sprechen, und dessen Pracht auch mir einen Eindruck machte, den keine Zeit verwischen kann, war unweit und etwas südlich von Esneh am Nil, also ungefähr 25° 24′ n. B. am 30 Januar neuen Styles. Ich habe dieses Prachtphänomen wochenlang anstaunen können, bis in die Gegend des Raubstaates Kordufan — einer mit Anhöhen und Bergvesten versehenen Oase, bekanntlich 15° 15′ nördlicher Gränze, südlich nur unbestimmt begränzt — und von da wieder nördlich bis fast Mittel-Aegypten, wo ich endlich das wunderbare Licht gänzlich verschwimmen sah. Schon bei Dschirgeh, 26° 20′ n. B., und nahe bei Beni-Hassan, bei Dschendieh, 27°,52′ n. B. war zum letztenmal mir ein heller aber unbestimmter Schein sichtbar. Somit konnte ich am 11 April neuen Styles wohl noch diesen Schein sehen, aber nur sehr undeutlich, stark in der Breite ausgedehnt, wohl 30 Grade des Horizontes, bei 20° über demselben, und unmeßbar verschwimmend in das tiefdunkle Himmelsgewölbe. Weiter nach Norden, schon bei 28 oder gar 30° n. B. habe ich den Schein nicht mehr gesehen, weder in bestimmt begränzter Form, noch auch in der unbestimmten Masse eines gränzenlos sich verlierenden Schimmers, sowie dergleichen Erscheinungen zuweilen durch elektrische Einwirkungen im hohen Norden erzeugt werden. Diese leuchtenden Phänomene — beiläufig gesagt — in den höhern Breiten, z. B. bis zum 70° n. B., wie unendlich weniger prachtvoll sind sie in ihren leichten kalten Massen, als die südlichen Erscheinungen in fast aufgelöster Ausdehnung ätherischer Materie. Von dem Ende des Januars bis zur zweiten Hälfte des Aprils, sah ich den Tropenschein, mit einer Unterbrechung vom 3 Februar bis 12 März, da ich gerade die südlicheren Sandwüsten durchzog — eine Unterbrechung, die ich mir nach allgemeinen Naturgesetzen nicht zu erklären vermag. Das Jahr vorher war ich in den heißern Sommermonaten vom Atlas bis etwa 29 bis 30° n. B. in die Sahara gedrungen, aber nie habe ich da irgend eine Spur des Tropenlichtes gesehen.

Der **Ort am Himmel**, wo dieser unerschütterliche Lichtstreifen erscheint, ist im Westen, nahe bei dem Punkte, wo der Himmelsäquator den Erdhorizont durchschneidet. Der leuchtende Streif steht fest, und hat gar nichts mit dem Flackern und dem Strahlenförmigen des Nordlichtes gemein. In anderer Himmelsgegend habe ich dergleichen nie wahrgenommen, also [illegible] nie in Osten. Wohl schien es mir ein paarmal, aber eine [illegible]telstunde vor dem Aufgang der Sonne, also schon beim Eintritt [illegible] Dämmerung, oder auch wohl einige Minuten nach diesem Eintritt, als tauche etwas Leuchtendes auf; das war aber gerade über den beträchtlichsten Höhen der Mokattam. Die Dämmerung hatte begonnen, die Sonne war dem Erdhorizont nahe, der tief unter dem sich südlich ausbreitenden Gebirge lag; das Bild war zu undeutlich, um es von den etwaigen beleuchteten leichtesten Dünsten auf den bedeutend hohen,

Digitized by Google

und somit kühlern, also auch unstreitig feuchtern Gipfeln der Berge mit Sicherheit unterscheiden zu können, während in unserer niedrigen durchglühten Wüstenregion nie ein Thau in die ununterbrochene Dürre Erfrischung bringt. Endlich wich auch das schmale, unbestimmte und mit einigen leise angehauchten Farben gemalte Streifchen in seiner Gestalt von jener großartigen Abenderscheinung ganz ab. So muß ich denn überzeugt seyn, daß das was ich am Morgen sah, jenes abendliche Tropenlicht nicht war.

Die Stellung, in welcher sich dieser anscheinend bewegungslose Lichtstreif senkrecht darstellt, habe ich theils mit dem Loth, theils mit einer Visirboussole gemessen, und theils mit einer Azimuthboussole, und immer fand es sich, daß das senkrechte Loth oder der senkrechte Krystalleinschnitt die Gestalt in zwei ganz gleiche Hälften spaltete. Verleitet durch den Rahmen des Zodiakalscheines, mehr noch durch die Beschreibungen und Zeichnungen, so weit sie mir zugekommen waren, meinte ich, daß ich mich in diesen Messungen täusche, denn ich konnte mich von der Idee nicht losmachen, daß das was ich sah, jener unbestimmte und oft so widersprechend bestimmte Zodiakal- oder Aequatorialschein sey; ich glaubte endlich die schräge Richtung in dem Winkel des aufliegenden Himmelsäquators finden zu müssen, der freilich bei der Kugelgestalt der Erde zwischen dem 26sten und 10ten Breitengrade nur sehr gering seyn kann, und nur die wiederholten Messungen haben mich von der senkrechten Stellung überzeugt.

Die Zeit, zu welcher diese Erscheinung sichtbar wird, war in mondfreien Nächten, je nach der Annäherung an den Aequator, 20 bis 15 Minuten nach dem Untergang der Sonne, denn länger schenkt die immer senkrechter niedersinkende Spenderin des Lebens und der Hitze der Erde nicht die wohlthätige Dämmerung. Es ist natürlich, daß der Himmel dunstfrei seyn muß, um diese Erscheinung haben zu können; das ist er das ganze Jahr hindurch, denn in den gänzlich pflanzenleeren Wüsten, in denen der Boden nur an den Stellen eine Vegetation emportreibt (freilich in paradiesischer Fülle), wo unmittelbar der Mensch durch artesische Brunnen das Wasser hinschafft, oder aus dem tiefen Spiegel des Nils es hinaufhebt mittelst Schakiehs, und endlich nur da, wo die Anschwellungen des Nils dem Menschen und den Thieren die nothwendigste Nahrung eben so erschwinglich macht, als die Mittel zu hohem Reichthum — in diesen Sandwüsten regnet es das ganze Jahr hindurch nicht, habe ich doch während mehrerer Wochen dort, da ich nie unter Dach schlief, und mir den Anblick des unendlich reichen Sternenhimmels nicht entziehen wollte, selbst das mitgenommene Zelt keine einzige Nacht brauchte, niemals Thau gehabt, niemals eine Spur von Feuchtigkeit an meinen Hygrometern entdecken können. Ich sage, es regnet dort im Laufe des ganzen Jahres nicht. Einen wunderbaren Unterschied bilden darin ein Paar ganz kleine Striche am Nil, gleich Inseln in der Sandwüste, wo es zu einer gewissen Jahreszeit nach der Versicherung der dort lebenden Menschen so viel — nach unsern Begriffen freilich nur sehr wenig — regnet, daß bis zu einer geringen Tiefe von ungefähr 30 bis 35 Fuß man durch den Sand enge brunnenartige Cisternen oder Mauerbehälter anlegen kann, die bis zu einer festen, dunkelrothen, feinen, undurchlassenden Thonschichte reichen, aus denen ich das Wasser mittelst Schakiehs habe emporschöpfen sehen. Von dieser wunderbaren Regenerscheinung erzähle ich Dir zu anderer Gelegenheit.

Daß ich unter einem ganz dunstfreien Himmel nicht, wie erwartet, jeden Abend diese zauberische Erscheinung gehabt habe, vermag ich mir nicht zu erklären. Dagegen ist es mir deutlich geworden, daß bei abkühlendem, heftigem und weit verbreitetem Nordwinde die Erscheinung nur schwach, dagegen bei wüthendem Nordsturm gar nicht vorhanden ist. Ich war nämlich so glücklich, dieses großartige, mächtige Phänomen zu erleben, das während dreimal 24 Stunden, in denen es in der Nacht ruhig war, nur am Tage wüthete, und mir ununterbrochen die Aussicht gab, es anzuschauen, wie ich nebst den Kamelen und ihren bräunlich schwarzen Pflegern in wenigen Momenten lebendig begraben werde. Bis zum 5ten oder 6ten Grade habe ich mich dem Aequator nicht genähert, und kann daher nicht berichten, ob in dieser Region der Windstillen, in den Wüsten des innern Afrika's gleich wie auf dem Meere die wüthenden Stürme elektrischer Wolken herrschen, und somit auch nicht, ob zur Zeit solcher Stürme, ungeachtet der Dunstlosigkeit und Wolkenlosigkeit des heitern Himmels das in Rede stehende Meteor dort sichtbar ist oder nicht. In wie fern ich mich irre, wenn ich einen heftigen Sturm eben so die Erscheinung unmöglich machend halte, als z. B. die Abkühlung auf 16 bis 25° R. durch Nordsturm, werden Sachkundige bei mehrseitiger Kenntniß des Phänomens in kommenden Jahren entscheiden.

Die Dauer der Erscheinung ist wenig über 2 bis 2½ Stunden. Sie verschwindet schnell, wenn auch nicht gerade plötzlich, gleich als hänge sie wenigstens größtentheils von der Richtung der Vibration ab, aus der das Licht besteht, und die uns bei der Neuheit der Aufgabe noch ein ungelöstes Geheimniß ist. Von der Zeit, in welcher die Erscheinung abnimmt, kann ich Dir eben so wenig genau berichten, als von der Verminderung der Größe, wenn gleich die Länge abzunehmen schien. Ein gleiches kann ich auch nur von der Abnahme der Lichtstärke sagen.

Die Farbe des Tropenlichtes, so wie ich es betrachtete, war weiß, oder weißlich, besonders in niederem Breitegrade, wenigstens erschien es so im Contrast mit dem tiefdunkeln Blau oder Schwarz des Himmels. Es ist dort jedes Himmelslicht weiß, nicht bloß der Mond, nicht bloß die Sterne, sondern auch die Meteore, ja selbst die Sternschnuppen. Die Sonne selbst erscheint in dieser höchsten Gluthfarbe. Weiß erhebt sie sich eilend über den Horizont, um nichts von ihrem schweren Tagewerk zu versäumen, weiß durchläuft sie ihre Bahn, und weiß sinkt sie am Abend am dürren, weißglühenden Horizont unter. In den niedrigern Breitegraden war über dürrer glühender Wüste selbst jenes zauberische Grün nur von ephemerer Existenz, welches mit seiner weiten Fläche am halben Horizont ausgespannt, und bis zum Zenith sich erhebend, dort in der ewigen Farbe des Himmels sich verliert, wo der erhabenste Punkt in stiller Majestät weilt. Es war an den Ufern der unerschöpflich reichen Ruinen-Insel Phylä, die gleich einer Verkörperung erhaben ernster Poesie sich aus dem Nil erhebt, der dort einen lieblichen und doch schauerlich schönen See bildet, dessen wundervolle Einfassung aus den erhabensten, wunderlichsten, schönsten Felsenformen in mannichfaltiger Abwechslung besteht. Nahe diesem Ufer, auf der Spiegelfläche des Stromsees war es, wo der Himmel über die glühendsten Farbenmassen des Horizonts diese Pracht ausbreitete. Wo dagegen die Sonne viel senkrechter niederschaut, und nicht auf die schrägen, ins kleinste Detail zerrissenen Flächen baumbedeckter

Digitized by Google

Berge scheint, sondern da wo sie unter sich nur eine ebene Sandwüste hat, da scheint es als fehle es dem Sonnenlicht an einer Materie, deren es bedarf, um nach alter Theorie den durchgehenden Lichtstrahl spalten zu können, auf daß die Farbenpracht hervorgehe. Die Farbe dieses Lichtes kann ich mit der Farbe des Nordlichtes in den nördlichern Theilen Lapplands vergleichen, so wie dieses noch in meiner Erinnerung lebt, als ich es vor 44 Jahren sah. Ebenfalls kaum bewegt, farblos, aber stark genug erhellend, daß ich damals — mit noch scharfen Sinnen — in seiner Erleuchtung einen mittlern Druck so eben noch lesen konnte. Eine Aehnlichkeit nur stellt sich zwischen beiden mir doch dar, nämlich daß man durch beide die Sterne erster Größe durchscheinen sieht; so z. B. sah ich in den höhern Breitengraden Nubiens den Merkab deutlich durchschimmern. — Verzeihe, liebster Bruder, diese Abschweifung, die mit der Lichterscheinung nichts direct zu thun hat! Mich interessiren dergleichen Zusammen- und Gegenstellungen, die manche sich ähnelnden Phänomene bezeichnen, und doch bedeutende Contraste in sich tragen, besonders in Hinsicht auf die ganz verschiedenen Naturgesetze, welche die Erscheinungen hervorrufen.

Die Gestalt der von mir beobachteten Lichterscheinung weicht ganz ab von den Beschreibungen und den Zeichnungen, die mir bekannt wurden, wie der Zodiakalschein aussehen soll. Bis zu einer Höhe von 36° über den Horizont erhob sich die mir imponirende Gestalt, unbeweglich und nach keiner Seite hin geneigt. Die Messung geschah mit einem von mir construirten Quadranten mit einem Pendel, welcher an einem festzustellenden oder anzuheftenden Fraunhofer'schen Teleskop angebracht war. Auch diente dazu eine genaue Wasserwage mit einem Scharnier, welche mit Krystalldioptern und einem genauen Sextanten versehen war, zu dergleichen Beobachtungen besonders construirt. Auch eine sehr sorgfältige Azimuth-Boussole konnte immer nur dasselbe Resultat geben. Der Fuß der Erscheinung, der auf dem Horizont unmittelbar ruht, ist circa 6° breit, oben 4°, und von da kürzt er sich in einer Pyramide von 3 bis 3½° in die höhere Spitze. Der Rand ist nirgend absolut scharf abgeschnitten, sondern verliert sich in kaum einem halben Grad Durchmesser, vom starken aber nicht blendenden Lichte bis zum Schwarzblau des ungetrübten und dunstlosen Himmelsgewölbes. Innerhalb dieses Randes erscheint die ganze Masse von einem nirgend modificirten Lichtglanze, der matt genug ist, um ohne zu blenden, angestaunt und bewundert werden zu können. Mehrere Tage hindurch war während der etwa vier heißesten Stunden, nämlich von 11 oder 11½ Uhr bis 3½ Uhr der Thermometer bis + 44 selbst + 46° R. gestiegen, und stand ohne Schwanken in der windlosen Stille. Da schien es mir, als habe sich die Säule fast 2 Grade höher erhoben. Die Schwierigkeiten einer befriedigend genauen Beobachtung solcher Phänomene in der Wüste sind größer, als man in der Entfernung wähnen kann, und drückender als man sich in unsern Lebenssphären vorstellt. Allbekannt ist, daß es in jenen leeren Räumen nirgend einen festen Anhaltspunkt für die Beobachtungsinstrumente gibt, daß nirgend ein fester Baumstamm vorhanden ist, an dem man ein Instrument anschrauben kann, nirgend auch nur ein Stückchen Holz, nirgend Steine die man aufhäufen oder zusammenfügen könnte, denn dort gibt es nicht einmal Trümmer, welche gleich wie am Nilufer oder in der Nilnähe Zeugniß geben, daß vor Jahrtausenden dort hochcivilisirte Menschen lebten. So muß ich denn öfters als mir lieb ist, ehrlich sagen: es schien mir — anstatt daß ich sagen möchte: es war so. Zuweilen gelang es nicht einmal in der so mächtig einladenden sternreichen Nacht von den hölzernen Kamelsätteln ein festes Beobachtungsgerüste zu bauen, ich muß daher meine moralische Ueberzeugung von der Richtigkeit mancher meiner Beobachtungen schweigen lassen, und vor Dir und Deiner scharfen Prüfung nur das gewissenhafte: es schien mir so, mit Bestimmtheit aussprechen.

Du siehst, mein theurer Bruder, daß das was sich mir darstellte, mit dem was bisher als Zodiakallicht beschrieben und erklärt wurde, nichts gemein hat als die Erdgürtel die durch den Anblick derselben verherrlicht werden, und die Zeit der Erscheinung. Wenn also die Beobachtungen, oder vielmehr die leicht trügenden Berichte in früher Zeit, da man gern im Mangel deutlichen Begreifens fabelte, nicht etwas anderes darstellen, als was zwischen den Tropen, wo ich mich befand, zu sehen war: so ist das Tropenlicht, welches sich mir darstellte, etwas ganz anderes als das Zodiakallicht, das sich mir einprägte, obgleich ich für dessen Bekanntschaft mich in den günstigsten Verhältnissen befand und dazu Zeit und Gelegenheit mehr als hinreichend hatte. Ich muß noch darauf hinweisen, daß ich ja so lange als ich die Nilbarke verlassen hatte, nur drei Nächte in Neu-Dongola und zwei Nächte in Alt-Dongola nicht unter freiem Himmel zubrachte.

(Schluß folgt.)

Fragmente aus Sicilien.

Von Gregorovius.

4. Die Kathedrale und andere Kirchen von Palermo.

Der Dom von Palermo, zu dem ich nun meine Leser führe, war schon vor der saracenischen Periode die Hauptkirche der Stadt und des Erzbisthums, und der Maria Genetrix war er geweiht. Die Araber hatten ihn in eine Moschee verwandelt, die Normannen ihn dem christlichen Cultus zurückgegeben und alles Saracenische daraus entfernt. Nur auf einer einzigen Säule des südlichen Portikus sieht man noch eine arabische Inschrift, den 55sten Vers der siebenten Sura, welcher lautet: Euer Gott hat den Tag geschaffen, dem die Nacht folgt, und der Mond und die Sterne sind beigefüget zum Werke nach seinem Befehl. Ist nicht sein eigen die Creatur und nicht sein die Herrschaft. Gelobet sey Gott der Herr der Jahrhunderte!

Diese ursprüngliche Kirche also baute der Erzbischof Gualterius Offamil, ein Verwandter Rogers, in den Jahren 1170 bis 1194 prächtig aus und gab ihr den gothischen, ernsten Charakter, welchen der Dom trotz aller neuern Verunstaltungen im wesentlichen behalten hat. Von dem alten Gebäude ließ er nur die Ca-

Digitized by Google

pelle der S. Maria Incoronata stehen, in welcher Roger wie alle folgenden Könige Siciliens die Krone empfingen, was die Inschrift, Hic Regi Corona Datur, besagt. Im Jahre 1781 wurde der Dom erneuert und durch die geschmacklose Kuppel, ein Werk des neapolitanischen Architekten Ferdinando Fuga, auf das sinnloseste entstellt, und damit der schöne, gothisch-arabische Styl auf unangenehme Weise zerrissen. Gleichwohl macht die Kathedrale einen mächtigen Eindruck; sie verbindet die gothische Erhabenheit mit allem phantastischen Reiz saracenischer Bogen und Arabesken, und kein anderes Gebäude Palermo's spiegelt so klar die an Contrasten reiche Geschichte der Insel ab.

Der Dom liegt frei auf einem großen Platze, den eine marmorne Balustrade mit barocken Steinfiguren umgibt. In der Mitte desselben erhebt sich die barocke Statue der heiligen Rosalia auf einem dreiseitigen Piedestal. Sie ist vorgestellt in dem Acte, da sie die Pest vertreibt, und für Palermo ist sie das, was der heilige Gennaro, der den Dämon des Vesuvs beschwört, für Neapel bedeutet.

Vier Thürme von graziöser Arbeit springen aus den Ecken des Doms und kleine Kuppeln laufen an der Längenseite hin. Der alte viereckige, unverjüngte Glockenthurm erhebt sich daneben nach toscanischer Weise und ist durch Bogen mit der Kirche verbunden. Die halbrunde Tribune ist von außen mit schwarzen Arabesken graziös, wenn auch schablonenartig bemalt; überall an den Außenwänden, in Portalen, Fenstern, Friesen und Gesimsen ergötzt sich das Auge an der feinen Sculptur der Arabesken und an den phantastischen Bildungen von Säulen und Zinnen. Die mühsamste Kunst ist an den Portalen verwendet, und zumal merkwürdig die kunstreiche Arabeskenbildung der Hauspforte und der Charakter des Porticus auf der südlichen Seite. Dieser Porticus rührt vom Jahre 1430 her. Er wird von drei Spitzbogen über vier Säulen gekrönt und ist von sehr malerischer Wirkung. An der innern Wand des Atriums sieht man dort zwei moderne Sculpturen, welche die Krönung Carls III und die des Victor Amadeus von Sardinien darstellen.

Der innere Raum des Doms von einfachem und freundlichem Charakter, aber ganz modernisirt, ist dreischiffig, in der Form des lateinischen Kreuzes, mit Rundbogen, die von Pfeilern getragen werden. Capellen wie Altäre strotzen von Ueberladung und barockem Ungeschmack. Schöner Marmor und Porphyr sind reichlich verschwendet, aber weder Malereien noch Sculpturen bemerkenswerth, außer den beiden kunstvoll gearbeiteten Marmorbecken, von denen das eine aus der Schule des Antonio Gagini ist, des Schülers Michel Angelo's und des besten Bildhauers, den Sicilien hervorgebracht hat. Von diesem talentvollen Künstler rühren viele Sculpturen im Dome her, namentlich auch Grabmäler in der merkwürdigen Krypta. Die Unterkirche wurde nämlich noch in der normännischen Zeit erbaut, und hat den ursprünglichen Charakter beibehalten, denn sie ist eine Basilika mit Spitzbogen, die von mächtigen Granitsäulen getragen werden. An den Wänden stehen Grabmäler der Erzbischöfe von Palermo, zum Theil antike Sarkophage von mittelmäßiger römischer Arbeit, auf welche dann später die liegenden Figuren der Erzbischöfe aufgesetzt wurden. Die düstere Einfachheit der rustiken Massen, welche unbekleidet und schmucklos gelassen sind, macht einen tiefen Eindruck.

Das Merkwürdigste aber, was der Dom von Palermo enthält, sind die Sarkophage der Könige aus dem Geschlechte der Normannen und der Hohenstaufen; sie sind hochwichtige Denkmäler der Geschichte Siciliens und zugleich der unseres deutschen Vaterlandes. Sie stehen in zwei Capellen des rechten Seitenschiffs, würdige und ernste Sarkophage aus Porphyr oder Marmor, zum Theil unter kleinen porphyrnen Grabtempeln aufgestellt. Ich habe nie fürstliche Grabmäler gesehen, die so großartig einfach und mächtig, gleichsam für ewige Dauer berechnet gewesen wären als diese. Selbst die beiden großen Porphyrsarkophage aus der Zeit Constantins, welche jetzt im vatikanischen Museum stehen, wirken nicht so kräftig, weil ihre Flächen durch die Reliefs zersplittert werden, dort aber wirkt aus mächtigen Flächen die düstere Kraft des blutdunkeln Porphyrs ungeschwächt. In solchen Grüften von so großartiger Einfalt und ernster, schwergewichtiger Majestät möchten auch Nibelungenkönige würdig ruhen. Die große Zeit des 13ten Jahrhunderts erkennt man in ihnen. Uebrigens zeigen diese Sarkophage, daß damals die Sicilianer die Kunst den Porphyr zu behandeln, noch übten, da sie doch in Italien bereits verloren gegangen war, und wie Vasari sagt, erst in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wieder durch Francesco del Tadda in Aufnahme kam.

Es liegen nun in ihnen bestattet der große König Roger, seine Tochter Costanza, die Gemahlin Heinrichs VI, der mannhafte Kaiser Heinrich VI, ihr beider Sohn Friedrich II, der größte Fürst, den Deutschland erzeugt hat, und dessen erste Gemahlin Costanza von Aragon.

Vor allen andern zeichnet sich Friedrichs Grabmal aus. Der Kaiser war nicht in Sicilien, sondern in Firenzuola bei Luceria in Apulien am 13 Dec. 1250, nur 56 Jahre alt, gestorben. In den Armen Manfreds hatte er seine Seele ausgehaucht. Man brachte seine Leiche nach Sicilien unter einem Geleite von sechs Schaaren Reitern und der saracenischen Leibwache, und bestattete sie in derselben Kirche, wo Friedrich einst als Kind die Krone empfangen hatte, und wo auch sein Sohn Manfred sich krönen ließ. Dieser hatte den Bildhauer Lapo, den Schüler des berühmten Nicola Pisano, mit einem prächtigen Grabmal für den Kaiser beauftragt, das aber nicht zu Stande kam. Man weiß nicht, welcher Künstler das gegenwärtige Denkmal verfertigte, ob es ein Toscaner oder ein Sicilianer war. Sein Sarg, dessen Decke Adler und Greife schmücken, ruht auf vier Löwen, die in den Tatzen Sklavenfiguren halten, darüber erhebt sich ein Tempeldach auf Säulen, welche auf einem dreistufigen Untersatze stehen. Alles ist aus Porphyr gehauen.

Im Jahre 1491 wagte es zuerst der spanische Vicekönig, Fernando d'Acunha, die Gräber zu öffnen; er ließ in Gegenwart der Erzbischöfe von Palermo und von Messina und des Senats die Sarkophage Heinrichs VI und der Costanza, Gemahlin Friedrichs, öffnen, und nur der Unwille aller Anwesenden hielt ihn ab, ein Gleiches mit den andern zu thun. Als nun im Jahre 1781 der Dom restaurirt wurde, standen noch alle diese Grabmäler in einer Capelle neben dem Chor; sie wurden nun an die Stelle gebracht, wo sie jetzt aufgestellt sind und bei dieser Gelegenheit alle geöffnet. Der Prinz Torremuzza, welcher bei der feierlichen Eröffnung der Särge am 11 August zugegen war, erzählt in seiner Lebensbeschreibung: „die Leichname Rogers I, Heinrichs VI und der Costanza,

seiner Gemahlin, fanden sich beinahe zerstört und zerfallen, und wenig war von ihren Ornamenten zu bemerken: aber die Leichen Friedrichs II und Costanza's, seiner Gemahlin, erregten die allgemeine Bewunderung wegen des Reichthums der Gewänder und wegen des Schmucks von Edelsteinen, die ihnen in die Gräber mitgegeben waren. Auf der Krone Heinrichs VI und auf der Alba oder dem Hemde, mit welchem Friedrich II unter dem Gewande bekleidet war, fand man mehrere arabisch-cufische Charaktere a ricamo gemacht, von denen eine getreue Zeichnung genommen und auf meine Veranlassung an den Professor Tychsen in Bützow gesendet wurde, um seine Erklärung davon zu hören."

Nicht ganz stimmt diese Angabe mit dem Berichte Danieles, des neapolitanischen Historiographen (i reali sepolcri del duomo di Palermo illustrati); die Berichte über den Leichnam Heinrichs VI lauten verschieden. Friedrich II lag da in prachtvollen Gewändern und wohl erhalten, obwohl man ihm unehrerbietig genug noch zwei andere Leichen in dem Sarg beigelegt hatte, eine die man für Peter II von Aragon hielt, der im J. 1342 gestorben war, und eine andere, die nicht erkannt wurde. Seine mit Perlen besetzte Krone lag auf seinem ledernen Kopfkissen und links an seinem Haupte der Reichsapfel. Er hatte einen Smaragdring am Finger, an der Seite das Schwert, um den Leib einen seidenen Gürtel mit silberner Schnalle, an den Füßen buntgestickte seidene Stiefel und goldene Sporen.

Leider ist kein ganz klares und lebenstreues Bildniß des großen Fürsten auf uns gekommen, als nur auf Münzen und auf einem Ringe, welchen der Geschichtschreiber Daniele nach dem Gypsabdruck eines Kopfes des Kaisers stechen ließ. Es hatten nämlich die Bürger von Capua dem Kaiser Friedrich und seinen beiden Räthen, Thaddaeus von Suessa und Peter von Vinea, auf der Brücke über den Vulturnus Bildsäulen gesetzt; nur die des Kaisers hat sich erhalten, doch schmachvoll verstümmelt, da, wie Raumer erzählt, freche Söldner ihr Arm und Fuß zerbrachen und sogar den Kopf herunterschlugen. Ehe nun diese Verstümmelung geschah, hatte Daniele den Kopf abformen und nach der Form den Ring stechen lassen.

Mit welcher Empfindung steht der Deutsche in diesen Tagen vor dem Sarge seines größten Kaisers, auf dieser weit entlegenen Küste? Welche Rechenschaft und welche Kunde wird er dort niederlegen? Dieses Grab weckt große Erinnerungen — wer kann davor stehen ohne Ehrfurcht, ohne Liebe und ohne Thränen? Andere Fürsten werfen noch nach Jahrhunderten einen schwarzen Schatten in die Welt, dieser Herrliche breitet einen Lichtschimmer über unsere Nation und Italien aus, der nicht verlöschen wird. Was in dieses einzigen Mannes großer Seele, die alle Tiefen der Lust und des Leids menschlich erschöpft hatte, an genialen Kräften lag, ist ewiger Bewunderung werth. Große Impulse gingen von ihm aus, welche die Zeit weitertrug und noch in spätern Jahrhunderten zur Wirkung brachte, obwohl er im Kampf erlegen scheinen mochte. Das Papstthum, mit dem er sein Leben lang gestritten hatte, hat er zuerst gebrochen und geschwächt: in diesem Kampfe wurde der edelste Stamm Deutschlands aufgebraucht, aber nicht ohne dauernde Frucht. Ein Vorläufer der Reformation war Friedrich II; weil über seine Zeit hinweg sprach er Ideen der Humanität, der Bildung, der Vernunft aus, welche die päpstisch-feudale Barbarei des Mittelalters erleuchteten und das rein Menschliche von ihr erretteten. Seinen Völkern gab er ein Gesetzbuch, wie es die Welt bis dahin nicht gehabt hatte, voll Weisheit und Menschlichkeit. Den Gedanken einer Volksvertretung stellte er zuerst fest, indem er dem dritten Stande an den Parlamenten Theil gab. Er pflegte die Wissenschaften, deren tiefsinniger Kenner er war, mit uneigennütziger Liebe; die Poesie lebte in ihm auf und erweckte die italienische Dichtung. Friedrich II war ein Mensch von idealster Bedeutung, eines von den großen Culturgenies, die, wenn sie erscheinen, ein Feuer in der Menschheit entzünden, welches Jahrhunderte lang fortlodert.

Warum haben wir noch keine Geschichte der Hohenstaufen, die ihrer ganz würdig sey? Die fleißige und treffliche Arbeit Raumers in allen Ehren, doch entspricht sie nicht der Tiefe und Breite jenes Stroms von Geschichte, der aus unserem nationalen Leben sich in die Weltgeschichte ergossen hat. Wer hätte nicht diesen Mangel eines volksthümlichen Geschichtswerks über die Hohenstaufen längst schmerzlich beklagt! Aber so geht es uns Deutschen, daß wir unsre eignen Schätze nicht heben können, daß wir weder zu einer wahrhaft nationalen Geschichte noch zu einer nationalen Tragödie gelangen. Unsere besten Geschichtschreiber wenden ihre Kräfte stets an die Fremde: sie arbeiten für andere Nationen, für die Engländer, Franzosen, Italiener, Türken und Araber; das deutsche Volk geht leer aus. Wie habe ich nicht diese politisch unglücklichen Italiener von den Alpen bis nach Sicilien herab um ihren bewundernswürdigen Patriotismus der Geschichtschreibung beneiden müssen. Gibt es doch einzelne Städte in Italien, welche mehr Werke ihrer Nationalgeschichte aufzuweisen haben, als manches große Land in unserem Vaterlande.

Doch genug, da wir einmal mit einer Klage von Friedrichs Grab scheiden müssen, sey es diese — denn andere, schmerzlichere, sind schon bis zum Ueberdruß gehört.

Ich führe meine Leser noch zu einigen andern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit. Es gibt unter den ältesten, welche die Normannen dort bauten, einige von ungemein graziöser Art. Vor allen ist die Kirche und das Kloster della Martorana (oder S. Maria dell' Ammiraglio) merkwürdig. Sie wurde von dem Großadmiral Georgius vor dem Jahre 1143 gebaut, in einem reizenden, nun höchst alterthümlichen Style. Ein Campanile von arabisch-normännischem Charakter, welches kleine Säulen gliedern, erhebt sich neben ihr; ins Innere gelangt man durch einen Porticus, und hier überrascht die gleiche düstre Mosaikpracht, wie wir sie schon in der Capella Palatina gesehen haben. Der Chor hat acht granitene Säulen mit goldnen korinthischen Capitälern, welche die Bogen tragen. Diese, die Kuppel, die Wände bis zur Mitte sind ganz mit Mosaiken auf Goldgrund bedeckt und mit Arabesken abgetheilt, während der Fußboden mit buntem Marmor und Porphyr kunstvoll zusammengesetzt ist. Auch hier gewahrt man auf einigen Säulen arabische Inschriften.

Unter den trefflichen Mosaikgemälden zeichnen sich besonders zwei aus. In der einen Capelle sieht man nämlich zu Füßen der heiligen Jungfrau den Großadmiral niedergefallen und über ihm die griechische Inschrift Δύλυ δέησις συ Γεωργίυ Αμηρ (Gebet deines Knechts Georgs des Admirals). Die Jungfrau, sittsam in Gewand und Schleier gehüllt, hält eine aufgerollte Schrift, wäh-

rend Christus aus der Höhe mit einem Scepter herabdeutet. Auf der Schrift steht griechisch geschrieben: „Behüte, o Sohn, das Wert in allen und vor aller Schuld Georg aller Fürsten Ersten, der mir diesen Tempel von Grund aus gebaut und gib ihm die Erlassung der Sünden, denn wie Gott allein hast du Gewalt." Ein anderes Mosaikbild jenem gerade gegenüber und von noch besserer Ausführung stellt den König Roger selbst dar, wie Christus ihm die Krone aufsetzt. Roger ist Porträt, ein schöner Kopf mit lang auf den Nacken herabwallendem Haar und mit spitzem Barte. Er trägt ein langes blaues Gewand, eine blaue goldgestickte Tunika darüber, und über den Schultern eine blaue Binde in Gold, welche sich über der Brust kreuzt, und dann noch über den linken Arm fällt. Auf dem Haupte trägt er eine Krone oder vielmehr ein viereckiges Berretto, an den Füßen rosenrothe Schuhe. Dieß war auch der Anzug Friedrichs II, als man seinen Sarg öffnete, und ebenso Heinrichs VI und Wilhelms I. Morso meint sehr richtig, daß alle diese Zeichen königlicher Würde geistliche Insignien seyen und beruft sich darauf, daß Roger sie vom Papste Lucius II erhielt, um seinem Königthum mehr Weihe zu geben. Er erhielt aber vom Papste das Scepter, den Ring, die Dalmatika, die Mitra und die Sandalen, wie Otto von Freisingen (de gestis Frider. lib. 1. c. 28) genau berichtet.

Leider sind die ehemaligen Mosaiken der Tribüne bei einer Restauration der schönen Kirche im 16ten Jahrhundert getilgt, und die Tribüne selbst ist durch einen barocken Geschmack in eine andere Form umgewandelt worden. Die Martorana ist noch dadurch merkwürdig, daß sich hier nach der sicilianischen Vesper das Parlament versammelte und Peter von Aragon zum Könige erkor.

Eine andere alte Kirche Palermo's ist S. Giovanni degli Eremiti, ja sie ist noch älter als die Martorana, da sie im J. 1132 durch Roger gebaut seyn soll. Diese kleine, interessante Kirche hat vier ganz arabisch geformte, blaue Kuppeln, die von höchst malerischem Aussehen sind. Der innere Raum ist sehr klein, und zeigt, weil die Kirche längst verlassen ist, nur die leeren Wände. Neben an steht die Ruine eines pittoresken Klosterhofes in arabisch-normännischem Styl, gleichfalls von sehr kleinem Umfange.

Die dritte normännische Kirche aus früher Zeit ist S. Cataldo. Sie ist in griechischem Charakter gebaut, fast rechteckig und mit drei Halbkreiskuppeln, die von Spitzbogen getragen werden. Ihre Mosaiken sind vertilgt. Der Admiral Majone soll sie erbaut haben. Manche normännischen Kirchen, wie S. Giacomo la Magara und S. Pietro la Bagnora, gingen fast spurlos unter, andere wurden in späterer Zeit durch die Spanier gänzlich umgewandelt. Daß die Hohenstaufen in Sicilien fast gar keine Kirchen bauten, ist aus ihrer Geschichte leicht erklärlich; dagegen schien die religiöse Architektur in der ersten Zeit der aragonischen Könige Siciliens noch eine Nachblüthe zu treiben. Dieß beweisen S. Agostino und S. Francesco, besonders die letztern, deren Entstehungsjahr freilich nicht ganz gewiß ist. Ihr Portal ist reich gearbeitet und mit gewundenen Säulen geschmückt; vielleicht stammen diese noch aus arabischer Zeit und gehörten einst einer Moschee an, denn die kufische Inschrift auf einer der Säulen ist hier geradezu mohammedanisch; sie lautet: „im Namen Gottes des Barmherzigen Erbarmers. Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist Gottes Prophet."

Schön und sehr malerisch ist auch die Façade der kleinen Kirche S. Maria Catena aus dem 14ten Jahrhundert. Sie steht am Toledo. Ihr Porticus ist ungemein pittoresk, da er sich in drei Bogen ausspannt, welche durch zwei Hauptsäulen getrennt werden. Seltsamer Weise sind die Bogen an den Enden von den Säulen abgeschnitten. Ein Fries mit reizender Arabeskenarbeit läuft darüber hin. Einen ähnlichen Porticus hat übrigens auch die Kirche S. Maria Nuova. Und so könnte ich noch manche sehenswerthe Kirche anführen, wie die prächtige Olivella, aber das würde uns in weit andere Zeiträume hineinführen, und einen entschiedenen Charakter hat keine mehr, da mit dem 15ten Jahrhundert auch der normännische Bogen verschwindet und dem modernen Kreisbogen und dem schweren Pilaster Platz macht. Da macht es denn keine Freude, diese bunten Kirchen zu besuchen; sie sprechen in ihrer Ornamentik den grellen Farbensinn des Sicilianers und seine Lust an musivischer Decoration genugsam aus. Aber der höhere und künstlerische Charakter des Mosaiks ist schon verschwunden; denn während in dem normännischen Sinne wirkliche Mosaikmalerei mit biblischer Darstellung künstlerisch schön verzierte und zugleich tiefer religiös erregte, hat man in der späteren Zeit die Wände bloß mit bunten Steinen so reich als möglich incrustirt und am Mechanischen des Schmucks sich begnügt. Auch gute Gemälde sucht man vergebens in diesen Kirchen; das einzige große Meisterwerk, dessen sich Palermo rühmen konnte, der Spasimo Rafaels, ehemals in der Kirche S. Maria dello Spasimo, ziert nun das Museum von Madrid.

Wanderungen in Abyssinien von Parkyns.

(Revue Britannique. April.)

2. Aufenthalt in der Provinz Tigre.

Parkyns ließ sich auf eine Zeit lang in Adua, der Hauptstadt von Tigre nieder. Dieser Stadt, welche zwei Kirchen, eine zum h. Michael, die andere zum h. Gabriel hat, fehlt es außerdem fast ganz an öffentlichen Gebäuden, da aber eine gewisse Anzahl Personen vom höchsten Rang und reiche Kaufleute, meist Moslems, hier wohnen, so übt sie einen großen Einfluß auf das übrige Land aus und regelt die Mode, welche trotz der spärlichen Kleidung, die derselben kaum einen Spielraum verstatten zu können scheint, so tyrannisch ist, wie zu Paris, namentlich unter dem männlichen Geschlecht. Die Männer tragen Beinkleider von Baumwollenzeug, das im Lande gefertigt wird, und einen 15 bis 16 Ellen langen Gürtel, sowie einen Mantel von demselben Stoff. Nach der jetzigen Mode reichen die Hosen bis zum halben Bein herab, und sind sehr eng. Der Wechsel der Mode übt sich namentlich an der Länge und der größern oder geringern Weite derselben. Hr. Parkyns und Prinz

Schetu trugen sie zuerst so eng, daß man eine Stunde brauchte, um die Fersen durchzubringen. Das „junge Abyssinien“ nahm die Mode mit wahrer Wuth an.

Die Abyssinier sind im Durchschnitt etwa 5' 7'' (engl. Maaß) groß, manchmal aber auch über 6'. Männer und Frauen sind im Allgemeinen gut gewachsen und schön; zur Probe theilen wir eine Schilderung mit, die wahrscheinlich einer abyssinischen Helena entnommen ist. „Was Gesichtszüge und Körperformen anbetrifft, so können die jungen Frauen Abyssiniens zu den schönsten der Welt gezählt werden. Man darf sie nicht mit den Gallasklavinnen verwechseln, die in Aegypten als Abyssinierinnen verkauft werden, und einer sehr untergeordneten Kaste angehören. Sie haben im Gegentheil ein fast europäisches Gesicht, und ihre Gesichtsfarbe, ohne unschön dunkel zu seyn, ist es doch in genügendem Maaße, um einen zu starken Contrast mit ihren großen schwarzen Augen zu vermeiden, ein Fehler, den ich oft bei Asiatinnen und selbst bei Südeuropäerinnen bemerkte, namentlich wenn der Teint, wie dieß oft im Orient der Fall, gelb oder mattweiß ist. Die Abyssinierinnen haben in ausgezeichnetem Grade die großen schönen Augen, die man allgemein den Bewohnern günstiger Klimate zuschreibt. Die Augen sind manchmal so groß, daß eine getreue Darstellung für Uebertreibung gälte.“

Einer der Rechtsansprüche des Königs Ubie an die Zuneigung seines Volks liegt in dem Umstand, daß man seine Rechtspflege nicht eben schlecht nennen kann. Vielleicht könnte man sogar von dem abyssinischen Verfahren etwas entlehnen. Die Parteien erscheinen vor dem Vicekönig, aber ein Diener der Gerechtigkeit scheidet sie, damit sie nicht zu sehr von Leidenschaftlichkeit sich fortreißen lassen. Der Kläger beginnt, und ehe er nicht geendigt hat, darf der Beklagte weder gestikuliren, noch unterbrechen, bei Strafe den Sabbar, d. h. die Buße für gezeigte Ungeduld, zu bezahlen, welche dem Oberhaupt zukommt. Endlich kommt auch seine Reihe und dem Gegner wird nun dasselbe Schweigen aufgelegt. Dann schreitet man zur Abhörung der Zeugen und zur Untersuchung von Schriftstücken, wenn welche da sind, worauf das Urtheil gesprochen wird. Bei einem Volk von so hitzigem Temperament ist eine solche Einrichtung gar nicht übel. Hr. Parkyns schildert uns einen der originellsten Züge des abyssinischen Gerichtswesens, den er als den interessantesten und für den Richter lucrativsten bezeichnet. „Während der Verhandlung machen die Streitenden Wetten, oder vielmehr sie stellen Pfänder für die Wahrheit ihrer Aussagen. Handelt es sich z. B. um ein Stück Land — ein sehr gewöhnliches Streitobject in einem Lande, wo der einzige Rechtsanspruch auf ein Grundeigenthum auf der Tradition beruht — so sagt ein Theil zum andern: „dieß Stück Land besaß mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater u. s. w. während der Regierung dieses oder dieses Kaisers. Zur Unterstützung meiner Aussage verpfände ich ein Maulthier.“ Man versteigt sich manchmal bis zu zehn Maulthieren, von denen jedes 10 Dollars werth ist. Nimmt die Gegenpartei die Ausforderung an, so zahlt der Verlierende die Summe an den Häuptling. Ist der eine Theil zu arm um den vorgeschlagenen Einsatz zu wagen, so antwortet er: „ich kann nicht zehn Maulthiere verpfänden, aber eine Kuh.“ Fast immer wird dieser Vorschlag angenommen. Auch kann man statt der Maulthiere Pferde, Gewehre oder jeden andern Gegenstand von Werth einsetzen. Die Hitze der streitenden Parteien ist allenthalben so groß, daß der Einsatz häufig die Hauptsumme übersteigt. Ich wohnte eines Tages einem Processe bei, wo zehn Maulthiere, 100 Dollars an Werth, eine bedeutende Summe in Abyssinien, zwischen zwei Pächtern verloren gingen, von denen der eine die Zahlung einer kleinen etwa $1/4$ Dollar betragenden Abgabe an Getreide auf den andern schob. Wer die Wette verliert, muß Caution für die Zahlung leisten; geschieht dieß nicht in der Gerichtssitzung selbst, so kommt er ins Gefängniß oder, um genauer zu sprechen, er wird mit dem Arm an einen der Diener des Häuptlings angefesselt.

Der Strafcodex der Abyssinier ist, wie der aller barbarischen oder halbcivilisirten Völker des Orients, natürlich sehr roh, aber die Strafe für den Diebstahl ist wirksam. Der Dieb erhält die Peitsche. Diese, welche den seltsamen Spitznamen „die Giraffe“ erhalten hat, ist von unmäßiger Länge und Schwere. Der Schuldige wird auf den öffentlichen Platz geführt; zwei Männer halten ihn auf jeder Seite an einem langen, um seine Hände geschlungenen Strick, ein dritter tritt hinter ihn und schwingt die furchtbare „Giraffe.“ Bei jedem Hieb, der dem Delinquenten in regelmäßigen Zwischenräumen zugezählt wird, schreit er: „oh! Ihr, die Ihr mich sehet, nehmet ein Beispiel an mir!“ Parkyns erzählt eine noch viel tragischere Scene. „Ein Abyssinier hatte einen der arabischen Verbündeten von Tigre hinterlistig ermordet, bloß zu dem Zweck, die übermäßige Sucht nach blutigen Trophäen, welche alle diese Völker haben, zu befriedigen. Die Freunde des Arabers verlangten die Bestrafung des Mörders, das Verbrechen war erwiesen, und Ubie lieferte den Schuldigen „ihrer Gnade“ aus. Alsbald und in Gegenwart des Vicekönigs zog einer der Verwandten des Todten seinen schweren zweischneidigen Jatagan, schlug mit Einem Streich den Kopf des Unglücklichen ab, und wandte sich dann, als hätte er das schönste Geschenk erhalten, an Ubie mit den Worten: „Gott verlängere dein Leben, mein Gebieter!“ Dann raufte er eine Handvoll Gras aus, um die blutige Klinge abzuwischen, und entfernte sich mit langsamem majestätischem Schritt, ohne Ubie Zeit zu lassen, ihm seine Bewunderung für eine so scharfe Klinge auszudrücken. Ich weiß, fügt Parkyns hinzu, daß die Türken mit ihren Handschars manchmal solche Streiche geführt haben, hätte aber nie geglaubt, daß man sie mit einem arabischen Jatagan führen könne. Es ist schwer zu sagen, was eine gute Klinge in guter Hand zu leisten vermag, aber die Geschicklichkeit thut in solchen Fällen mehr als die Kraft.“ Ubie's Bewunderung für den Araber oder vielmehr für seinen Jatagan ist indeß begreiflich, denn seine eigenen Krieger haben große Mühe, ihre Feinde mit ihren langen, sichelförmigen Säbeln ernstlich zu verwunden, denn der unförmliche Griff würde allein schon hinreichen, die Kraft des geübtesten Fechters zu lähmen. Dieser Griff besteht aus massiven Stücken Rhinoceroshorn, und der Säbel wird an der rechten Seite getragen, damit der Soldat, wenn er seine Lanze geworfen hat, nicht den Schild abwenden und sich entblößen muß, um den Säbel zu ziehen. Dieß ist die Erklärung welche Parkyns gibt; übrigens ist die ganze Ausrüstung der Abyssinier keineswegs furchtbar. Sie werfen den Speer mit einer gewissen Geschicklichkeit, der Feuerwaffen aber bedienen sie sich bis jetzt sehr ungeschickt. Trotz ihrer großen, mit Büffelhaut überzogenen Schilde würde ein Europäer, der einigermaaßen mit der Führung des Säbels vertraut ist, mit den meisten von ihnen leicht fertig werden.

Abyssinien muß uns in religiöser Beziehung interessiren, denn es ist durch die Wechsel der Zeiten hindurch christlich geblieben. Die Ueberlieferung führt die Bekehrung des Landes bis in die Apostelzeiten hinauf, die abyssinischen Annalen jedoch nur ins Jahr 330, wo Frumentius, ein christlicher Kaufmann aus Tyrus, an der Küste Schiffbruch litt und als Gefangener vor den Kaiser gebracht wurde. Frumentius bekehrte ihn und seinen Hof, worauf ihn der Patriarch von Antiochia zum Abuna oder Patriarchen Aethiopiens weihte. Später erhielt der Abuna von Abyssinien seine Weihe in Alexandrien. Wie die meisten orientalischen Kirchen, glauben die Abyssinier, daß der Geist nur vom Vater ausgehe; sie betrachten die h. Schrift als die einzige Glaubensregel, nehmen aber auch die apokryphen Bücher an. Was das Cölibat betrifft, so gestatten sie den vor ihrer Weihe verehlichten Priestern ihre Frauen zu behalten, untersagen aber die Heurath nach der Weihe. Sie rufen die Jungfrau und die Heiligen an, und halten Fasten, Buße und Beichte. Was das Fasten betrifft, so kommen sie nicht so leicht weg, wie die Katholiken: sie dürfen erst in einer späten Stunde des Tags essen, und auch dann nur Gemüße. Ihre Fasten, die sich fast über zwei Drittheile des Jahres erstrecken, werden im allgemeinen streng beobachtet. Dagegen sind auch ihre Feste sehr häufig und sehr munter. Das St. Johannisfest ist im ganzen Lande der einzige Tag, an welchem sie sich waschen. Am Abend dieses Tages begibt sich die ganze Bevölkerung ins Bad, abgesehen aber von der vortrefflichen Gewohnheit, ihre Hände vor und nach der Mahlzeit zu waschen, lassen sie bis zum nächsten Johannisfest das Wasser völlig in Ruhe. Daß Parkyns die europäische Gewohnheit des Waschens beibehielt, gab anfangs großen Anstoß: „ist er ein Moslem", fragt man sich voll Unwillen, „daß er sich so oft wascht?"

Die Disciplin der Kirche ist in Tigre im allgemeinen sehr streng. Wer ihre Vorschriften verletzt, gilt als ein Heide, und wer im Ungehorsam verharrt, dem verweigert man ein christliches Begräbniß. Das Judenthum mischt sich bei ihnen in seltsamer Weise ein: sie beobachten die im mosaischen Gesetz vorgeschriebenen Unterschiede zwischen reinen und unreinen Dingen, und üben die Beschneidung. Ihre Kirchen, die mit wenigen Ausnahmen rund gebaut sind, zerfallen in drei Theile: der mittlere, das Allerheiligste genannt, enthält immer eine Lade, die gewöhnlich Reliquien einschließt, und der Gegenstand einer tiefen Verehrung ist. Der Leichtgläubigkeit der Tigreer hätte Parkyns mehr als ein Capitel widmen können, wir begnügen uns mit einer einzigen Anekdote, die in dieß Gebiet einschlägt. Eine 40 Fuß lange Boa war in dem Dorfe, das Hr. Parkyns seit einiger Zeit bewohnte, von einem Jäger getödtet worden. Statt gelobt zu werden, wurde er von den Priestern streng getadelt, und warum? Weil diese Schlange der Schutzengel des Orts war. Das ist das christliche Abyssinien, welches nach Dr. Gobat über einen einzigen theologischen Punkt, die Salbung Christi, in drei so feindliche Factionen gespalten ist, daß sie sich gegenseitig verfluchen. Was Dr. Gobats Missionswirksamkeit betrifft, so spricht man zwar in Abyssinien allgemein mit Achtung und Zuneigung von ihm; Hr. Parkyns meint aber, man habe mit der abyssinischen Mission sehr viel Geld umsonst hinausgeworfen, denn die Abyssinier ließen sich in neun Fällen unter zehn nur von Musselinstücken und Maria-Theresia-Thalern bekehren.

Doch wir kommen auf materiellere Gegenstände zurück. Der Geschmack der Abyssinier für rohes Fleisch ist eine wohlbegründete Thatsache. „Wie!" rief eine Dame von Schoa, als sie ein Mitglied der englischen Mission im Begriff sah, ein Cotelette braten und ein Stück schlecht gebackenen Brodes rösten zu lassen, „so verbrennt man das Fleisch und das Brod des Königs! das hätte ich mir nie träumen lassen." Parkyns erzählt wie folgt: „kaum sind die Todeszuckungen eines Thiers vorüber, so fällt man über die Leiche her, um sie abzustreifen und zu zerstücken. Während dieser Operation schneidet man Stücke Fleisch ab, und ißt sie ganz warm, noch zuckend. Die Abyssinier finden, und mit Recht, das Fleisch in diesem Zustande viel besser, als wenn man es erkalten läßt, denn dann wird es zäh, während es warm gegessen viel zarter ist als das beste Stück, das man in England eine Woche lang am Nagel hängen läßt. Der Geschmack des rohen Fleisches schien mir anfangs unangenehm, dieß war aber Einbildung, die Sache stellt sich ganz anders, so wie man sich daran gewöhnt, und ich möchte glauben daß alle die, welche von Kindheit auf die Vergleichung machen könnten, dieß Fleisch dem gekochten vorziehen würden." Die Kuh und einige Arten Gazellen und Antilopen sind indeß die einzigen Thiere, deren Fleisch man in Abyssinien roh ißt. Am Ochsenfleisch findet man wenig Geschmack, und das Fleisch der Schafe, die fast immer außerordentlich mager sind, muß zubereitet werden, um erträglich zu seyn. Der Vorzug, den die Abyssinier dem rohen Fleisch geben, macht die früher von Bruce erwähnte Geschichte von einem Beefsteak, das man einer Kuh ausschnitt, die man nachher wieder laufen ließ, minder unwahrscheinlich. Hr. Parkyns hat die Sache nicht selbst gesehen, glaubt aber in diesem Punkte, wie in allen andern, an die Wahrhaftigkeit von Bruce. „Während meines Aufenthalts in Tigre", sagt er, „erzählte mir ein Soldat, den ich nicht darum befragt hatte, etwas ganz Aehnliches, und gab mir die Gründe eines so abscheulichen Verfahrens an; es sey dieß bei den Gallas gewöhnlich, und auch die Abyssinier ahmten es manchmal nach, wenn sie Kühe stehlen, oder solche auf ihren Razzias wegnehmen. Sie müssen oft in solchen Fällen Hungers sterben, oder die Kuh tödten oder ihr ein Stück ausschneiden; tödten sie eine solche, so müssen sie das Fleisch nach ihrem oft sehr entfernten Lager senden oder es den Schakals überlassen, was sie nicht gerne thun; es bleibt also nichts übrig als ein Stück herauszuschneiden."

Hr. Parkyns erzählt uns während seines Aufenthalts in Adua von andern minder abscheulichen Schmäusen. Die Speisen werden zuerst von einer Art Vorschneider herbeigebracht, welche das Fleisch zerschneiden oder mit ihren Fingern zerreißen. Dann tauchen sie Stücke schlecht gebackenen Brodes, die jeder nachher in längliche Stangen formt, in eine Sauce. Die Sitte will, daß man solche einem Nachbar, dem man eine Ehre anthun will, selbst in den Mund schiebt. Nimmt man eine gewisse Stellung ein, so wird die Lage in der That kritisch, denn die Beweise hoher Achtung vervielfältigen sich viel schneller, als man sie hinabschlucken kann. Auf die erste Schüssel mit gekochten Speisen, die meist aus Schaffleisch bestehen, folgt dann das rohe Fleisch, Brundo, wie man es nennt. Gewöhnlich trägt man eine Keule für sechs Gäste auf, von denen keiner sich an Höflichkeit überbieten lassen will; keiner will zuerst zugreifen. Derjenige, welcher endlich nachgibt, ergreift mit der linken Hand den Schlegel, zieht seinen Säbel oder sein großes Messer

und schneidet an der besten Stelle einen Schnitt von 12 bis 14'' Länge ab. „Man stelle sich das seltsame Schauspiel vor, welches 30 oder 40 bis an den Gürtel nackte, rund um einen sehr niedrigen Tisch hockende Abyssinier bieten, den Säbel oder das Messer in der Hand, theils schon essend, theils im Begriff sich zu bedienen, oder wartend, daß die Reihe an sie komme, und alle durch den Ausdruck ihres Gesichts eine Gefräßigkeit verrathend, welche mehr der Antheil des Löwen und Leoparden als der Kinder Adams zu seyn scheint.“

Unser Reisender wollte seinerseits „eine Anzahl Freunde“ bewirthen bei Gelegenheit des großen Maskal- oder Kreuzfestes, welche Zeit guten Mahlzeiten und Gastereien gewidmet ist, wie Weihnachten in England. Er lud seine Leute auf eine Morgenstunde ein, denn er wußte daß seine Gäste noch an demselben Tage andern Gastereien beizuwohnen hätten, und er wünschte sie mit noch ungemindertem Appetit zu sich kommen zu sehen. Kaum hatte er seine Einladungen abgeschickt, als ihm ein Bedenken kam, man möchte ihm dieß als eine Berechnung auslegen; hätte er nicht eher einen Tag auswählen sollen, wo die Abyssinier ihm die volle Kraft ihres Magens hätten widmen können? „Aber“, setzt er hinzu, „ich wurde angenehm überrascht: eine schöne fette Kuh, zwei große Schafe nebst einer entsprechenden Menge Brod und zahlreichen Gallonen Wasserhonig verschwanden vor 12 bis 14 Gästen wie ein Schatten. Für die Diener blieben nur die Knochen. Als ich an demselben Tage dieselben Gäste an andern Tafeln mit Messern und Gabeln, d. h. mit Säbeln, Fingern und Zähnen agiren sah, als hätten sie kurz vorher ein langes Fasten überstanden, war ich starr vor Erstaunen.“

Das Hauptquartier von Parkyns war zu Adua aufgeschlagen, aber er machte häufige mehr oder minder lange Ausflüge nach andern Theilen von Tigre, nach Axum, der alten Hauptstadt, nach Addy Abbo, einer gegen Norden gelegenen Landschaft, die man damals noch so wenig kannte, daß man sie auf keiner Karte fand. Axum, das erst seit 60 Jahren seinen Rang als Hauptstadt verloren hat, stellt sich imposanter dar als Adua. Es liegt auf einem Amphitheater von Hügeln und hat außer einer von großen Bäumen umgebenen Kirche, die ihrem Bau nach von Portugiesen ausgeführt worden seyn muß, einen Obelisken, über dessen Ursprung Hr. Parkyns nichts sagt und wahrscheinlich auch nichts weiß. Nur auf der Südseite ist dieser Obelisk in eine Art behauen, daß eine Thüre, Fenster und Karnieße dargestellt sind. Eine der Merkwürdigkeiten der Stadt ist auch eine alte Sykomore, deren Zweige einen hinreichend großen Raum einnehmen, um eine Karawane zu schützen. Unter dem Schatten dieses Patriarchen aus dem Pflanzenreich erheben sich noch fünf oder sechs kleine Obelisken, und einige hundert Schritte weiter hin liegen Säulentrümmer. Die Häuser von Axum sind nach altem abyssinischem Baustyl rund, die von Adua meistens viereckig. Nach der Provinz Addy-Abbo begab sich Hr. Parkyns, um dort zu jagen, seine Sammlungen zu vermehren und Nachrichten über die Bareas oder Schangallas einzuziehen, diesen erbitterten Feinden der Bewohner von Tigre. Die angenehmste Zeit, die er in Abyssinien zubrachte, war sein neunmonatlicher Aufenthalt in dem Alpendistrict Rohabaita, der etwa 9 Stunden nördlich von Adara, der Hauptstadt der Provinz Addy-Abbo, liegt. Das Land, welches er auf dem Wege nach den Gebirgen durchzog, war angefüllt mit Blumen, unter andern einer scharlachrothen Aloeart, die in Tigre sehr gewöhnlich ist und fast das ganze Jahr blüht. Mehrere mit rothen, gelben und weißen Blüthen bedeckte Mimosa-Varietäten machten das Land so wohlriechend, wie eine „Parfumeur-Boutique.“ Hr. Parkyns bemerkte eine Menge Jasmin und eine prächtige Kletterblume, einen Aeschynanthus mit dicken schöngrünen Blättern und purpurrothen Blüthen. In einer bewaldeten Schlucht sah er alle Bäume mit Tokas bedeckt, zierlichen kleinen grünbraunen Affen mit schwarzem Gesicht und weißen Schnurrbärten. Während seine Diener und Träger ausruhten, unterhielt er sich mit der Beobachtung ihres Treibens und ihrer lustigen Sprünge, und erkannte dabei, „daß sie eine Sprache hätten, für sie so verständlich als die unsrige für uns.“

„Die Affen,“ sagt Parkyns, der diesen Thieren mehr als eine Seite widmet, „und namentlich die hundshäuptigen, haben Führer, denen sie besser gehorchen als gewöhnlich die Menschen, und ein regelmäßiges Raubsystem. Wenn einer ihrer Stämme aus den Felsenspalten, die sie bewohnen, niedersteigt, um z. B. ein Getreidefeld zu plündern, führt er alle seine Glieder, Männchen und Weibchen, alte und junge, mit sich. Vorposten, unter den ältesten des Stammes, die man leicht an ihrem reichlichen, wie eine Löwenmähne auf die Schultern herabfallenden Haarwuchs erkennt, eröffnen den Zug, durchforschen sorgsam jede Schlucht, ehe sie hinabsteigen, und erklettern alle Felsen, von denen aus man die Umgegend überschauen kann. Andere Vedetten stehen auf den Seiten und im Rückhalt, ihre Wachsamkeit ist merkwürdig. Von Zeit zu Zeit rufen sie sich an, und antworten einander, um anzuzeigen, ob alles gut geht, oder ob Gefahr vorhanden ist. Ihr Geschrei ist so scharf betont, so mannichfach, so deutlich, daß man es endlich versteht, oder wenigstens zu verstehen glaubt. Die Masse der Truppen besteht aus Weibchen, unerfahrenen Männchen und der unruhigen Jugend. Die Affenweibchen tragen ihre Jungen, wenn sie welche haben, auf dem Rücken. Diese Masse ahmt keineswegs den vorsichtigen, ernsten Gang der Führer nach, sondern marschirt durcheinander. Manchmal hält ein junger Affe an, um die Beeren eines Busches zu sammeln, bis der Nachzug den Verspäteten aufpackt und abstraft. Eine Mutter hält manchmal, um ihr Kind zu säugen und zugleich zu kämmen, auch sie wird gezwungen, zum ganzen Zuge zu stoßen, doch mit aller Rücksicht auf ihr Muttergeschäft. Die Affenweibchen sind nicht sehr artig gegen einander, namentlich die jüngern: auf einen stolzen Blick folgt alsbald eine häßliche Grimasse, die Nebenbuhlerinnen packen einander am Bein oder Schweif, und beißen tüchtig; die gebieterische Stimme eines Führers kann allein den Frieden herstellen. Beim geringsten Alarmrufe macht die ganze Truppe Halt und horcht, bis ein zweiter Schrei von verschiedener Intonation sie wieder in Marsch setzt. Sind sie an dem Getreidefelde angekommen, so stellen sich die Vorposten auf allen umliegenden Höhen auf, während die Masse über die Aehren herfällt, und so viel wie möglich in die Backentaschen stopft oder unter die Arme nimmt. Ich habe mich oft gefragt, was in solchem Falle die Führer und Schildwachen fressen, wenn nicht nach der Rückkehr zu einer neuen Beutetheilung geschritten wird. Nie sah ich einen Affen vor dem Signal zum Abgang seinen Posten verlassen. Nicht mindere Vorsicht zeigen sie, wenn sie trinken wollen: sie entdecken schnell den günstigen Ort, kratzen den Sand auf wie die Menschen und lösen sich in der Arbeit ab, wenn ein allzu großes Loch zu machen ist.“

Nachdem Hr. Parkyns den Mareb überschritten, erreichte er den Fuß der Gebirge von Rohabaita, „welche auf der andern Seite die Provinz vermauern, denn ihr schroffer Abhang bildet eine wahre Mauer." Rohabaita ist eine kleine Provinz, welche im Westen durch das Thal des Mareb, im Norden durch den feindlichen Stamm der Bareas begränzt wird. Mitten unter Felsen und Buschwerk erhebt ein einziger großer Baum, der Dima, das Haupt. Die Thäler sind sehr unfruchtbar, die Schluchten haben nur einige Fuß Breite, und die Wildbäche, welche in der Regenzeit diese ausfüllen, vertrocknen bald. Die Vorsehung gewährt dann den Bewohnern von Rohabaita das Auskunftsmittel, den Sand aufzugraben. Unter diesem glühenden Klima und in so großer Höhe könnte eine gewisse Wassermenge nicht dem atmosphärischen Einfluß ausgesetzt bleiben, ohne zu verdunsten, seit Jahrhunderten aber haben die Wildbäche in den Schluchten eine mehrere Fuß dicke Sandschichte abgelagert. Dieser Sand hält das Wasser zurück, dessen völlige Aufsaugung der Felsengrund verhindert; sie verzögert auch die Verdunstung und nimmt eine wahre Filtrirung vor, welche das Wasser klar und durchsichtig macht. Die meisten Dörfer sind auf den Höhen angelegt, theils um sich gegen die Ueberfälle der Bareas zu schützen, theils um der Malaria zu entgehen, die zu gewissen Jahreszeiten in den Thälern herrscht. Das Volk ist muthvoll, kräftig, gastfrei, aber das Klima schlecht, die Hungersnoth nicht selten. Ganze Monate lang lebte Parkyns von Wild und Honig; Brod ist eine Seltenheit. Die einzige Kuh, die bei seiner Ankunft in der Nähe sich vorfand, verschwand, wahrscheinlich von den Bareas gestohlen. Unser Reisender fand sich bald mit den Eingebornen zurecht, keine Razzia, keine Jagdpartie fand ohne ihn statt; häufig kam ihnen sein Gewehr gegen die Bareas zu Hülfe. Bei einem im Dickicht ausgebrochenen Brande rettete er mehrere Hütten mit Gefahr seines Lebens. Nicht nur wurde ihm das Haar auf der rechten Seite des Kopfes, die Augenbrauen und die Augenlieder verbrannt, sondern auch die Sehnerve seines rechten Auges litt bedeutend, und dieß nöthigte ihn von nun an mit dem Gewehr links anzuschlagen. „Die Richtigkeit meines Schusses litt dadurch bedeutend, und das war das einzige, worauf ich stolz seyn konnte."

Es ist sehr natürlich daß die Eingebornen einen Mann liebten, der ihnen so viele Dienste erzeigte, und sie in der Hungersnoth mit Lebensmitteln versorgte. Andererseits hatte die Provinz Rohabaita viel Anziehendes für Hrn. Parkyns. Mehrere Stellen am Mareb sind von wilden Thieren besucht. Man findet auf dem Sande die Spuren aller Arten von Füßen, vom Elephanten bis zur Gazelle, ohne die Tatzen des Katzengeschlechts zu rechnen. Auch Wasservögel kommen hieher, und auf den Büschen und Bäumen der höhern Berge finden sich zahlreiche andere Vögel. Von Schlangen wimmelt es, wie schon bemerkt wurde, von der kleinsten Natter bis zur Boa. Welche günstige Gelegenheit für einen Sammler und einen Naturforscher, dem es namentlich darum zu thun ist, die lebende Natur zu beobachten. Sehr ist es zu bedauern, daß ein Theil der Sammlungen des Hrn. Parkyns sich unterwegs verirrte, und durch sorglose Consignataire in den Niederlagen stehen gelassen wurde. So geschah es mit einer Sammlung von mehr als 1200 Vögeln, die über Hamburg nach England geschickt wurden. Die Ratten und Motten verzehrten den Inhalt einer andern Kiste, die aus Irrthum vier Jahre lang in Aden stehen blieb; eine letzte endlich, einheimische Waffen und verschiedene Proben zoologischer Gegenstände enthaltend, spaziert noch zu Calcutta oder Bombay umher.

Wie wir früher schon gesehen haben, wurde die Verwaltung einer Provinz nach einander einem Engländer und einem Deutschen übertragen. Es hätte nur von Hrn. Parkyns abgehangen, zum Gouverneur von Rohabaita ernannt zu werden, und einen Augenblick dachte er daran. Se. k. Hoheit Deschadsch Lemma, ältester Sohn Ubie's, und Gouverneur aller Districte im Nordosten von Tigre, konnte mit den Leuten von Rohabaita, einer unruhigen Bevölkerung, die keine Steuern zahlen wollte, nicht fertig werden. Sobald man zu viel forderte, gingen die Bergbewohner mit ihrem beweglichen Vermögen über die Gränze, um den Erpressungen zu entgehen. In Abyssinien spaßt man mit der Steuerverweigerung und selbst mit der mindesten Zahlungsverzögerung keineswegs. Zuerst quartiren sich bei dem Säumigen Soldaten ein, die möglichst lange auf seine Kosten leben, dann greift man zu härtern Mitteln: man sperrt ihn ein und kettet ihn an. Diese Eisen bestehen aus einem einzigen Reif, den man zwischen zwei Steinen so eng zusammenschlägt, daß die Hände nicht heraus können. Kommt das Geld noch nicht zum Vorschein, so wird der Reif von Zeit zu Zeit enger gemacht, und zwar so sehr, daß oft die Hände vertrocknen und die Nägel abfallen. So wird ein armer Teufel auf Lebenszeit verstümmelt, wenn er nicht an den Folgen einer so barbarischen Handlung stirbt. Der künftige Gouverneur von Rohabaita wollte es auch über sich nehmen, den benachbarten Stamm der Bayas, die man gewöhnlich in Abyssinien Bareas oder Sklaven nennt, in Respect zu halten. Alle Anordnungen waren getroffen, um ihnen einen Besuch abzustatten, als Ubie beschloß, durch eine große Razzia die von ihnen begangenen Mordthaten und Räubereien zu strafen. Hr. Parkyns nahm an dem Feldzug in der Hoffnung Theil, Gelegenheit zum Studium ihrer Sitten zu finden.

Die Bareas sind in den Listen eines Wildenkriegs sehr bewandert, aber ihre Zerstörungswerkzeuge sind allzu primitiv, als daß sie den Abyssiniern Stand halten könnten. Die Vorstellung, die sie sich von der Reiterei machen, ist höchst komisch: sie glauben nämlich, nur Greise und Kranke könnten sich so von den Pferden tragen lassen, und wenn sie Reiter kommen sehen, glauben sie derselben spotten zu können und bieten den Pferden Büschel Gras an. Fällt einer der ihrigen durch eine Kugel, so wollen sie ihm aufhelfen, als hätte er einen gewöhnlichen Fall gethan. Ist das Leben erloschen, so sind sie starr vor Erstaunen, denn das Loch der Kugel, wenn sie es auch entdecken und den Finger hineinstecken, erklärt ihnen den Tod ohne eine andere sichtbare Ursache noch bei weitem nicht. Trotz dieser wunderlichen Einfalt sind die Bareas sehr tapfer und im Einzelnkampfe nimmt es ein Barea mit zwei Abyssiniern auf.

Während einer Nacht, die Hr. Parkyns unter freiem Himmel an der Gränze zubrachte, wurde er in der Nacht durch ein furchtbares Geräusch geweckt, und glaubte die Bareas hätten das Lager angegriffen. Es war aber nur ein Lärm unter den Affen der Nachbarschaft, unter welche ein Leopard eingefallen war. Diese Affen halten sich gewöhnlich in den Spalten der höchsten Felsen auf, aber der Leopard ist ein guter Kletterer. Er greift indeß, wenn man den Abyssiniern glauben darf, selten einen ausgewachsenen Affen an, und darin zeigt er, nach den furchtbaren Hundszähnen

im Gebiß des Affen zu schließen, eine große Vorsicht. Ein alter Affe, der sich vertheidigen muß, ist ein gefährlicher Gegner, zum Angriff aber ist er zu feig. Wären diese großen Affen eben so kampflustig als stark, so könnten die Eingebornen, da die Affen oft in Schaaren von 2 bis 300 ziehen, sich nur gut bewaffnet und in größerer Zahl aus den Dörfern herauswagen.

Zwei Jahre waren verstrichen, ohne daß Hr. Parkyns Geld oder Briefe aus England erhalten hätte, und er glaubte schon gezwungen zu seyn, für unbestimmte Zeit im Lande zu bleiben. Als er nach Adua zurückgekehrt war, knüpfte er mit Ubie selbst die mit seinem Sohne Lemma begonnenen Unterhandlungen an, und erbot sich die Verwaltung von Rohabaita zu übernehmen, die Steuern einzubringen und die Gränze gegen alle Angriffe zu decken. Auf diese Art von Pacht gründete er indeß keine Speculation, sondern im Gegentheil die wohlwollendsten Plane zur Verbesserung des Landes, sobald seine eigenen Verbindungen mit England wieder angeknüpft wären. Er wollte Ochsen, Pflüge und Samen kaufen, um die Rohabaita damit zu versehen, und sich für die Vorschüsse durch einen Antheil an der Ernte bezahlt machen. Er berechnete, daß nach zwei Jahren die Bewohner aller anbaufähigen Theile von Rohabaita im Wohlstand seyn würden, besonders wenn eine provisorische Abgabefreiheit bewilligt würde. Auch wollte er den Handel der Provinz, namentlich mit Elfenbein, Büffelhäuten u. s. w. ausdehnen, indem er den Jägern Gewehre und Munition lieferte, und nach der Landessitte den Jagdertrag mit ihnen theilte. In einem an Elephanten so reichen Lande, wie Abyssinien, ist dieß eine gute Speculation, und man hat auf diesem Wege schon großen Gewinn gemacht. Mitten unter diesen ernsten Berathungen beglückwünschte man den künftigen Gouverneur von Rohabaita über die lang erwartete Ankunft von Briefen und Geld zu Massawa. Die Regenzeit war im Anzug: nachdem er alle seine Schulden bezahlt hatte, fand er seine Börse so sehr erleichtert, daß, ehe neues Geld eintraf, nichts ernstliches zu unternehmen war. Er mußte also mit der Ausführung seiner Plane noch lange warten oder Abyssinien definitiv verlassen. Er entschloß sich zu diesem letztern; statt aber den Weg nach der Küste zu nehmen, und sich auf dem rothen Meer einzuschiffen, schlug er einen Weg ein, den bis jetzt noch kein Europäer versucht hatte, nämlich nach Abu Charraz am blauen Nil, von wo er nach Chartum, der Hauptstadt von Obernubien, gelangte.

Die Armenier.

(Nach Dulaurier. Revue des deux Mondes. 15 April.)

Eine alte Legende, die ein armenischer Geschichtschreiber des 13ten Jahrhunderts aufbewahrt hat, erzählt, daß König Tiridates, den Gregor der Erleuchter zum Christenthum bekehrt hatte, einst zu diesem in seine Einsiedelei gekommen sey. Der Heilige faßte das Schwert, das der König am Gürtel trug, ein Geschenk des großen Constantin, hob es in die Höhe, wo es durch die Kraft des Kreuzes, das Gregor darüber machte, von selbst in der Luft hängen blieb, und sprach die prophetischen Worte: „wenn der Stamm der Tapfern, das Volk der Franken, kommt, wird das Kreuz wieder auf dem Gipfel des Berges erscheinen.“ Diese Legende ist der symbolische Ausdruck der Hoffnungen des armenischen Volks, das seine Blicke stets gegen den Westen richtete. Ein hervorstechender Zug seines Charakters, wodurch er sich unter allen Völkern des Orients auszeichnet, ist seine entschiedene Vorliebe für die Literatur und Civilisation Europa's. Seit dem 4ten Jahrhundert waren die Armenier durch die Griechen Kleinasiens zum Christenthum bekehrt worden, und nach Griechenland zog die lernbegierige Jugend, um in Künsten und Wissenschaften sich zu unterrichten. Zahlreiche Werke griechischer Schriftsteller, und nicht bloß der geistlichen, sondern auch der Geschichtschreiber, Dichter, Philosophen und Mathematiker wurden ins Armenische übersetzt, wodurch uns eine Menge Schriften aufbewahrt worden sind, die im griechischen Original verloren gingen. Diese Uebersetzungen zeichnen sich durch Genauigkeit aus, was nicht bloß eine Folge dieser gründlichen Kenntniß des Griechischen ist, welche sich die Armenier erworben hatten, sondern auch des Geistes ihrer Sprache, welche sich vortrefflich eignet, den Geist der griechischen wieder zu geben. Beide Sprachen gehören dem indogermanischen Stamm an, und zeigen viele Verwandtschaft, nur mit dem Unterschied, daß das Armenische rauh und mit Consonanten gepanzert, wie die aller Bergvölker, sich dem ursprünglichen Stamme mehr nähert, aber beide haben den gleichen Reichthum an Worten und grammatischen Formen, die gleiche Biegsamkeit in der Satzbildung und die gleiche Fähigkeit zusammengesetzte Worte zu bilden. Die künstlichsten, verwickeltsten Ausdrücke unserer technologischen Wörterbücher lassen sich mit dem Material ihres Wörterbuchs ohne Anstrengung wieder geben. Die leidenschaftliche Verneigung zur griechischen Literatur mußte einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung der armenischen üben. Der griechische oder occidentalische Geist gab ihren Schriftstellern, was den Orientalen fast immer fehlt, die Kunst, die Eingebungen des Verstandes und der Einbildungskraft den Regeln der Logik unterzuordnen, einen nüchternen gemessenen Styl einzuhalten und einen klug entworfenen Plan mit Stätigkeit zu verfolgen. Diese Eigenschaften finden sich namentlich in den Schriftstellern des 5ten Jahrhunderts des goldenen Zeitalters dieser Literatur. An die Stelle des Griechischen ist in neuerer Zeit das Französische getreten; in ihren Schulen, nicht bloß in den europäischen, sondern auch in den asiatischen, bildet die französische Sprache und Literatur die Grundlage der Erziehung und Bildung. Es ergibt sich aus allem, daß die Armenier durch Blut und Sprache der großen indoeuropäischen Familie angehören, die, von Asien ausgezogen, jetzt ganz Europa einnimmt.

Obgleich schon viel über die Armenier geschrieben wurde, kennt man sie in Europa doch nur sehr unvollständig, und eine Menge falscher Ansichten sind über sie in Umlauf. Bei ihrer jetzigen Zerstreuung in verschiedenen Ländern unter sehr verschiedenen Regierungen läßt sich keine allgemeine Schilderung auf sich anwenden. Der Armenier in Indien, ein freier durch den Handel reich gewordener Unterthan Englands, der armenische große Grundbesitzer in Oester-

reich, [1] der in Rußland zu hohen Militär- und Civilstellen erzogene Armenier gleichen keineswegs weder dem alten Armenier noch dem jetzigen türkischen Raya, und doch wurde nach dem letztern, den man zuweilen in den elendesten Provinzen Asiens oder unter der kosmopolitischen, zweideutigen Bevölkerung Pera's beobachtete, die Nation hauptsächlich beurtheilt, und ihr Bild entworfen worden von den meistens mit armenischer Sprache und Literatur gänzlich unbekannten Touristen. Auch ihren religiösen Glauben hat man oft falsch aufgefaßt und unrichtig dargestellt. [2] Sogar in dem Gebiet der orientalischen Gelehrsamkeit nimmt Armenien nicht den ihm gebührenden Platz ein; seine an historischen Werken so reiche Literatur, welcher der gelehrteste Ausdruck des christlichen Orients ist, wurde von den europäischen Philologen vernachlässigt, und diese Gleichgültigkeit, die ihren ersten Grund in dem Umstande hat, daß man die Kenntniß des Armenischen nicht zur Erklärung der Bibel für nöthig hielt, dauert noch fort, obwohl die Wissenschaft seitdem das Feld ihrer Forschungen erweitert, und sämmtliche asiatische Sprachen darin aufzunehmen begonnen hat.

Zum Studium der Armenier fehlen die Materialien nicht: ihre Bücher, ihre Broschüren, ihre Journale liefern authentische Nachweisungen in Menge. Haben sie auch seit mehrern Jahrhunderten ihre nationale Existenz und Unabhängigkeit verloren, so verstanden sie doch fast überall, wo sie jetzt zerstreut sind, ihre Thätigkeit zu entfalten, und einen oft sehr großen Einfluß und ein mächtiges Ansehen zu erwerben, hier durch Kriegsdienste, dort durch ihre industrielle Fähigkeit und durch ihre Gewandtheit große Capitalien zu behandeln und zu sammeln. So sah man sie im türkischen Reich zu einer Zeit, wo noch eine harte Knechtschaft auf ihnen lastete, die vornehmsten Minister ans Ruder bringen oder sie leiten, und die Provincialgouverneure in ihrem Sold halten und nach Gefallen lenken. Man findet hierüber merkwürdige Aufschlüsse in einer zu Konstantinopel geschriebenen und zu Paris im Jahr 1830 erschienenen Broschüre „über die Verfolgungen der katholischen Armenier in den Jahren 1827 und 28." Der Verfasser, der sich einen Franzosen nennt, in Wirklichkeit aber ein katholischer Armenier ist, stellt uns Pertew Effendi, den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und den Großwesir Husny-Bey als die Creaturen seiner Landsleute von der dissentirenden Kirche dar.

Die gegenwärtige Lage des armenischen Volks ergibt sich aus den Wandlungen seiner Geschichte. Um seinen jetzigen Zustand zu begreifen, muß man auf die ältern Zeiten zurückgehen, wo seine Nationalität rasch zu sinken begann, und nach mehrern noch ziemlich ruhmvollen Episoden endlich um die Mitte des 14ten Jahrhunderts unter den Streichen der ägyptischen Sultane sank, um sich nicht mehr zu erheben. Seine über fast alle Theile der Welt zerstreuten Trümmer finden sich jetzt massenhaft im türkischen Reich, in Persien, Indien, Rußland, Oesterreich und in den Ländern an der Donaumündung, namentlich aber sind sie jetzt der Türkei und Rußland einverleibt, und da die Ereignisse diese beiden Mächte neuerdings gegen einander in Waffen brachten, so müssen wir sie namentlich hier verfolgen und beobachten.

Die Bodengestaltung des in allen Richtungen von Bergketten und Flüssen durchschnittenen Armeniens hat von jeher das Land in eine Menge mehr oder minder bedeutender Fürstenthümer gespalten, welche nach einer völligen Unabhängigkeit von der königlichen Gewalt strebten. Dieser Mangel an Einheit führte Bürgerkriege und Schwächung nach außen herbei. Sein Loos war es fast immer Vasall der mächtigen Nachbarvölker zu seyn, der Assyrier im Süden, der Perser im Osten, der Byzantiner im Westen, der kaukasischen Bergstämme im Norden, so wie der wilden Horden, die nach und nach über den Kaukasus hereinbrachen. Von Alexander überwältigt, von den Seleuciden angegriffen, aber nie ganz unterjocht, fiel es bald unter die Herrschaft der Arsaciden, deren jüngerer Zweig den Thron Armeniens bestieg. Der tüchtigste Regent dieser Dynastie, Tigranes, erlag den römischen Legionen, welche Mithridates bezwungen hatten, und in dem langen erbitterten Kampfe der Parther und Römer, so wie der Sasaniden und Byzantiner, war Armenien das Schlachtfeld, auf dem sich diese mächtigen Nebenbuhler um die Herrschaft über Asien stritten. Im Anfang des fünften Jahrhunderts wurde es ganz von den Sasaniden überwältigt, die es bald durch persische Statthalter (marzban), bald durch eingeborne Armenier verwalten ließen, je nachdem eine Politik der Strenge oder der Nachsicht obwaltete. Das Christenthum, welches die Armenier von den Griechen erhalten hatten, ihr Geschmack an der griechischen Literatur und Civilisation und die Einführung des römischen Rechts unter ihnen weckte stets den Argwohn ihrer neuen Herren und erzeugte die Religionsverfolgungen der Sasaniden, welche alle griechischen Bücher aufsuchen und verbrennen ließen, das Christenthum ausrotten und es durch den Feuercultus ersetzen wollten. In seinem Glauben und seinen theuersten Neigungen angegriffen, erhob sich das Volk auf die Stimme seiner Priester, und unter Anführung des Helden Wartan widersetzte es sich den Herren des großen Königs. Zwar unterlag es, hatte sich aber doch so furchtbar gemacht, daß eine Capitulation ihm Gewissensfreiheit sicherte.

Als die Araber, von Religionswuth gestachelt, aus ihren Wüsten hervorbrachen, fiel auch Armenien in ihre Gewalt, und blieb darunter trotz wiederholter Aufstände. Eine der Satrapenfamilien, welche in Hocharmenien große Güter besaß, und wegen ihres hohen Alters und mancher dem Lande geleisteten Dienste eines großen Ansehens genoß, die Familie der Bagratiden, wurde, wie mehrmals unter den Persern, so auch jetzt unter den Arabern mit der Leitung des Landes beauftragt. Ein Mitglied derselben, Aschod, verwaltete Armenien 25 Jahre lang mit solcher Geschicklichkeit und Klugheit, und wußte sich die Achtung und Zuneigung der Araber in solchem

[1] Unter den Armeniern Englands führe ich den Ritter Alexander Raphael Gharamian, Parlamentsglied für den Flecken St. Albans, an, der vor drei Jahren mit Hinterlassung eines Vermögens von 700,000 Pf. St. starb; in Oesterreich und Ungarn namentlich die Familie Dscherekian, in Groß-Beschkerek, jetzt mehr unter ihrem ungarischen Namen, Gyertyanfi, bekannt, den sie bei ihrer Erhebung in den Adelstand durch Joseph II annahm, und welcher die Herrschaft Bobda angehört. Auch erwähne ich der Familie Kiß von Temeswar, welche für 3 Mill. fl. liegende Güter besaß, und deren Haupt, Ob. Kiß, wegen seiner Theilnahme am ungarischen Aufstand erschossen wurde, während seine Güter der Confiscation unterlagen. Im Laufe meiner Arbeit werde ich Gelegenheit haben, mehrere der vornehmsten Armenier Rußlands zu erwähnen.

[2] Selbst Ubicini in seinen „Briefen über die Türkei" sagt, die Armenier bekannten sich zu dem Schisma von Eutyches, das doch von Griechen und Armeniern gleichmäßig verworfen wird. Alle armenischen Schriftsteller bezeugen dieß, und ein kleines mit der Approbation des Katholikos von Armenien zu Moskau im J. 1850 erschienenes Werk von Prof. Messer: „Uebung des christlichen Glaubens nach der Lehre der orthodoxen Kirche Armeniens" citirt die Stellen der ältern Schriftsteller hierüber.

Grade zu erwerben, daß der Chalif Motawakkel ihm königliche Ehren zuerkannte, und einen der Großbeamten seines Hofs abschickte, um ihm die Krone auf das Haupt zu setzen. Kaiser Basilius erkannte ihn gleichfalls als König Armeniens an, und Aschod begründete die Dynastie der Bagratiden, welche fast 200 Jahre lang (885—1079) in neun aufeinanderfolgenden Regenten das Land beherrschte.[1] Aber dieß restaurirte Königthum war nur noch der Schatten des alten, wie es unter den ersten Arsaciden gewesen. Seine Macht beschränkte sich auf einen Theil dieses Gebiets in der Provinz Ararat. Indeß trotz der Abhängigkeit von den Chalifen und des dem Lande auferlegten Tributs verstanden sie doch dem Lande eine Zeitlang Frieden zu geben, und es blühend zu machen. Ihre Hauptstadt Ani an den Ufern des Achurian, des heutigen Arpatschai, im Bezirk Schirag, zeugt noch in ihren Ruinen von der Größe und dem alten Glanz der Stadt.

Aber die Griechen suchten fortwährend sich des Landes zu bemächtigen, ohne es doch gegen fremde Angriffe schützen zu können, und das tief gesunkene Chalifat vermochte den immer zahlreicher eindringenden Türken keinen Widerstand zu leisten. Schon im Jahre 1040 erschienen diese auf armenischem Gebiet, und im Jahre 1060 drangen sie wie ein verheerender Strom ein; Sultan Alp Arslan nahm Ani ein und zerstörte es. Von diesem Augenblick an gehörte die Stadt abwechselnd einer Familie kurdischer Emire, den georgischen Königen und den Seldschukensultanen Persiens, die sich darum stritten bis zum Jahre 1239, wo es eine Beute der wilden Mongolen wurde. Die Natur selbst schien der Zerstörungswuth der Menschen zu Hülfe zu kommen, und Ani, durch heftige Erdbeben erschüttert, war bald nur noch ein Ruinenhaufen. Kurz darauf überschritten die Türken den Euphrat, eroberten Kleinasien und verfolgten die Griechen bis unter die Mauern von Konstantinopel. Armenien wurde gänzlich von ihnen unterworfen, und die kleine Anzahl von Häuptlingen, die das Schwert verschont hatte, zog sich in die in den unzugänglichen Gebirgen gelegenen Vesten zurück. Die Seldschukensultane überließen die Regierung des Landes kurdischen oder türkischen Emirs, und die Ungläubigen herrschten von nun an unbedingt.

Beim Tode des letzten Bagratiden hatte sich einer seiner Heerführer und Verwandten, Rupen, mit einer Schaar entschlossener Männer nach Cilicien geworfen und sich in den Schluchten des Taurus verschanzt. Er gründete hier das Königreich Kleinarmenien und eine Dynastie, die nach ihrem Stifter die rupenische heißt, und mit den Türken in Kleinasien und den Griechen in Byzanz fast in unaufhörlichem Kriege lag. Die ersten Nachfolger Rupens nannten sich nur Anführer (Ischhan), später Barone, ein Titel, den ihnen die Kreuzfahrer wegen mannichfacher geleisteter Dienste gaben, und endlich Könige, welchen Titel Kaiser Friedrich Rothbart einem derselben Leven oder Leon ertheilte. Als Christen wurden die Armenier Ciliciens die natürlichen Verbündeten der Lateiner, und fochten in ihren Reihen. Enge und zahlreiche Verbindungen knüpften sich unter ihnen an: die rupenischen Könige schlossen Verbindungen mit den normannischen Fürsten Antiochiens und mit den Lusignans von Cypern. Die von Armeniern bevölkerte Grafschaft Edessa war in den Händen einer französischen Familie, der Josselin von Courtenay. Als im 13ten Jahrhundert die Mongolen über die reichen und fruchtbaren Länder Westasiens herfielen, war Großarmenien eines der ersten Länder, das sie verheerten. Als sie auch den Seldschuken-Sultan von Iconium angriffen, suchte der König von Kleinarmenien, Hethum I, diese Horden, denen nichts widerstand, von seinen Staaten abzulenken, und erkannte sich als Vasallen des großen Caan (d. h. Chakan) an, und leistete ihm Hülfe in allen seinen Kriegen gegen die Moslems in Syrien, Mesopotamien und Kleinasien. Dieß Bündniß mit den Mongolen sollte die rupenischen Fürsten ins Verderben stürzen; kaum hatte der Sultan Aegyptens die Mongolen zurückgedrängt, und den Christen die Plätze entrissen, welche sie noch an den syrischen Küsten besaßen, so wandten sie sich gegen die Armenier. Der Hülfe der Mongolen beraubt und ohne Aussicht auf Beistand von den Christen des Occidents, die alle Kriegszüge nach Palästina aufgegeben hatten, unterlagen sie schnell. Leo VI, in seiner Veste Gaban belagert, mußte sich nach neun Monaten aus Mangel an Lebensmitteln ergeben, wurde mit seiner Familie nach Cairo geführt, und blieb dort sechs Jahre in Gefangenschaft. Endlich im J. 1381 durch Vermittlung Johannes I von Castilien frei gelassen, ging er zuerst nach Spanien, um seinem Befreier zu danken, und von da nach Frankreich an den Hof Carls VI, der ihn mit eben so viel Höflichkeit als Pracht aufnahm. Er starb zu Paris am 29 Nov. 1393. Mit ihm erlosch die Dynastie der Rupenier und die armenische Nationalität.

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, als das Reich der Mongolen in verschiedene unabhängige Staaten zerfiel, gerieth Armenien in die Gewalt verschiedener Herren. Die Kurden im Süden gründeten ein Fürstenthum unter besondern Beys, die Perser bemächtigten sich der östlichen Provinzen, die Ottomanen und Turkomanen der westlichen. Diese Theilung dauerte, bis Timur Leng das Ganze wieder unter seine Herrschaft vereinigte. Allenthalben hinterließ er blutige Spuren seines Durchzugs und Ruinen. Schauderhafte Grausamkeiten wurden begangen: ein Geschichtschreiber dieser Zeit, Thomas von Medsop,[1] erzählt, daß Timur, nachdem er Wan mit Sturm genommen, die Einwohner zwang sich selbst von der Höhe der Citadelle hinabzustürzen, und daß der Leichenhaufen so hoch anstieg, daß die letzten sich kein Leides mehr thaten. Nach der Einnahme von Sebaste ließ er die armenischen Truppen lebendig eingraben und die Anführer qualvoll hinrichten. Kaum erfuhr man aber in Armenien den Tod des tatarischen Eroberers, so eilten die ihrer Besitzungen beraubten Oberhäupter mit den Waffen in der Hand herbei, um sie seinem Sohne, Schah Rokh, wieder zu entreißen und sie einander selbst streitig zu machen.

Der Kampf der türkischen Sultane und der persischen Könige öffnete bald der Zerrüttung und dem Unglück Armeniens ein neues

[1] Von dem Zweige der Bagratiden, welcher vom 10ten Jahrhundert an in Georgien und Abchasien herrschte, stammt die Familie Bagration in Rußland. Schon zur Zeit Walarsanes, des ersten Herrschers aus der Dynastie der Arsaciden in Armenien, welcher 117 vor Chr. den Thron bestieg, waren die Bagratiden eine der mächtigsten Satrapenfamilien des Landes. Moses von Chorene, ein Geschichtschreiber des fünften Jahrhunderts, der in seinem Buch den Ursprung dieser Satrapien bespricht, erzählt, die der Bagratiden reiche in sicherer Abstammung bis zu Schampat hinauf, einem der Gefangenen, welche Nebukadnezar nach der Einnahme Jerusalems fortführte. Schampat wurde auf die Vorsprache Hratschias, Königs von Armenien, in Freiheit gesetzt, und von diesem Fürsten mit großartiger Gastfreundschaft aufgenommen. Die Familie Bagration kann als eine der ältesten unter denen, deren Abstammung erwiesen ist, angesehen werden.

[1] Armenisches Manuscript in der kaiserlichen Bibliothek

Feld. Ein Häuptling der Turkomanen vom weißen Schöps, Usun Hassan, der sich auf den Thron von Persien gesetzt, und das ottomanische Gebiet verletzt hatte, lieferte Mohammed II, dem Eroberer Konstantinopels, einen Vorwand, in das westliche Armenien einzudringen und sich mehrerer Städte zu bemächtigen. Diese Kriege dauerten mit einzelnen Unterbrechungen fort, wie die frühern zwischen den Sasaniden und Byzantinern, keiner aber war Armenien nachtheiliger, als der welcher im Anfang des 17ten Jahrhunderts zwischen Abbas I und Achmed I eben über die strittigen Gränzen in Armenien, diesem ewigen Zankapfel, ausbrach. Um den Marsch des Feindes durch eine energische Maaßregel aufzuhalten, beschloß Schah Abbas, Armenien in eine Wüste zu verwandeln, und Truppen wurden nach allen Provinzen geschickt, um die Einwohner mit Gewalt fortzuführen und die Dörfer und Städte niederzubrennen. Die Absicht des Schah war, jeden Verkehr der Türken mit den Armeniern zu hindern, und in sein verarmtes Reich fleißige Bewohner zu sammeln. Diese Befehle wurden mit einer unerhörten Barbarei ausgeführt, mehr als 24,000 Familien, Männer, Weiber, Greise und Kinder, wurden nach Persien geschleppt; ein Theil kam vor Erschöpfung und unter den Schlägen der Escorte um, viele wurden von den angeschwollenen Fluthen des Araxes verschlungen.

Unter diesen Jahrhunderte lang andauernden Verheerungen versiegte endlich der schlecht angebaute Boden, und wiederholte Hungersnoth vernichtete, was dem Elend und der Sklaverei entgangen war. Schon von der Mitte des 11ten Jahrhunderts an, seit dem Einbruch der seldschukischen Türken begannen die Armenier massenhaft ihr verheertes Vaterland zu verlassen, und auf fremdem Boden ein neues Vaterland zu suchen. Polen, die Krim, die Provinzen im Norden des kaspischen Meeres erhielten ihre ersten Colonien, und die spätern Barbareneinbrüche beschleunigten die Bewegung, welche bis in die letzte Zeit angedauert hat.

Nach dreizehnjährigem, von Nadir Schah siegreich geführtem Krieg gegen die Ottomanen, der mit einem Sieg zwischen Kars und Eriwan (1746) endigte, schlossen beide Staaten Frieden. Eine der Clauseln des Vertrags besagte, daß die Gränzen beider Staaten hergestellt werden sollten, wie zur Zeit Murads IV (1622 bis 1640), d. h. daß die Provinz Aderbeidschan und der Theil Armeniens zwischen Kur und Araxes bis Eriwan Persien verbleiben solle. Diese Theilung hielt sich achtzig Jahre lang, während welcher Zeit kein besonderes Ereigniß in Armenien vorfiel. Nach dieser Zeit führte ein Angriff Persiens die Russen dahin. Während Fürst Menschikoff sich zu Teheran befand, um dort dem Schah die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus anzuzeigen, und öffentlich mit allen dem Botschafter einer befreundeten Macht schuldigen Rücksichten behandelt wurde, rüstete sich Feth Ali Schah unter der Hand zum Kriege. Der Kronprinz Abbas Mirza brach plötzlich mit einer furchtbaren, von englischen Officieren der ostindischen Compagnie geführten Armee in Georgien ein, und überschwemmte die Provinzen Karabagh, Schirwan und Scheki. Dieser offene Bruch des Vertrags von Gulistan (1812) erzürnte den Kaiser, der alsbald seiner Armee im Kaukasus Befehl zuschickte, ins Feld zu rücken. Der armenische General Madatow (Matathias), welcher ein russisches Armeecorps unter Jermeloff befehligte, griff die Perser zuerst bei Schamcher in Schirwan, dann bei Gendscheh (Jelisawetpol) an, warf sie über die Gränze zurück und drang dann ins persische Armenien ein, wo die Einwohner die Russen mit Freude aufnahmen. Im März marschirte General Benkendorf nach dem Araxes und nahm Dorf und Kloster Etschmiadsin. General Paskewitsch besetzte Nachitschewan und belagerte Abbas Abad. Die Perser ließen ihre Wuth an den Armeniern aus, verbrannten ihre Dörfer und trieben die Einwohner über den Araxes. Paskewitsch schlug sie zum drittenmal, nahm Eriwan, und bald darauf auch die Städte Marand und Tauris; als auch Urmia und Ardebil den Russen in die Hände gefallen waren, kam es zum Frieden, und Persien trat das Land zwischen Kur und Araxes, die Chanate Eriwan und Nachitschewan so wie die Ebene von Mogan bis zum Hafen von Lenkoran ab. Nach dem Artikel XIV konnten die Unterthanen beider Theile frei wählen, auf welchem Gebiete sie sich ansiedeln wollten. Wir werden bald sehen, wie wichtig für die Verhältnisse der Armenier zu Rußland und Persien diese Clausel wurde.

Kaum war der Friede zwischen dem Schah und dem Kaiser geschlossen, so erklärte letzterer der Pforte den Krieg. Während in Europa Feldmarschall Wittgenstein am 6 Mai 1828 über den Pruth ging, brach Paskewitsch am 24 Junius mit 12,000 Mann und 70 Geschützen von Gumri (Alexandropol) auf und erschien unter den Mauern von Kars, das am 5 Julius sich ergab. Achalkalaki und Achalziche wurden mit Sturm genommen, Ardahan, Bajessid, Toprak Kale und Diadin im Euphrat-Thale ergaben sich nacheinander. Der Winter unterbrach die Feindseligkeiten, und erst am 14 Junius des folgenden Jahrs (1829) konnte man die Operationen wieder aufnehmen. Paskewitsch schlug die Türken in mehrern Gefechten und erschien am 7 Julius vor Erzerum, das zwei Tage darauf sich ergab. Im Besitz dieses Platzes schickte er bewegliche Colonnen nach allen umliegenden Sandschaks, und brach am 19 Oct. gegen Trapezunt auf, wo der neue türkische Befehlshaber ihn in der Umgegend von Gümüsch Chane erwartete, als die Nachricht von dem am 14 Sept. zu Adrianopel geschlossenen Frieden eintraf. Der größte Theil des Paschaliks Achalziche fiel an die Russen, und wie im Frieden mit den Persern, erhielten auch hier die Christen Freiheit sich auf russischem Gebiet niederzulassen. Wie damals, so handelte es sich auch jetzt wieder um das Schicksal Armeniens, das abermals das Kriegstheater geworden ist.

Durch die Friedensschlüsse von Turkmantschai und Adrianopel erlitten Persien und die Türkei nicht bloß einen Gebietsverlust, sondern auch einen starken Menschenverlust, da viele Armenier die Auswanderungsfreiheit benützten. Um diese Bevölkerungen an sich zu ziehen, bot ihnen Rußland in den Districten von Nachitschewan und Eriwan sowie in Karabag Ländereien an mit 6jähriger Abgabenfreiheit, bloß mit der Verpflichtung, den Zehnten an die Krone zu zahlen. Zu diesen Lockungen kam noch, daß das Haupt ihrer Kirche auf russischem Gebiet hauste, denn der Czar war darauf bedacht gewesen, das Kloster von Etschmiadsin, den Sitz des Katholikos, sich abtreten zu lassen. Um der Auswanderung einen nationalen Charakter zu geben, wurde Oberst Lazareff, ein Armenier, dem sein großes Vermögen und das Ansehen, das seine Familie am Hofe von St. Petersburg genoß, einen großen Einfluß gaben, mit der Leitung beauftragt. Die Eilfertigkeit, mit der die Christen Persien verließen, war so groß, daß am 23 Junius 1828 schon 8249 Familien aus Aserbaidschan, namentlich aus den Chanaten Maraga, Salmas und Urmia eingewandert waren; selbst aus dem sehr ent-

fernten Chanat von Kazwin kamen welche. Diese Auswanderung war für den Schah von Persien ein Verlust von mindestens 100,000 Tomans jährlich. Auf türkischer Seite war die Zahl der Auswanderer, die über den Arpatschai zogen, noch bedeutender, denn man rechnet gegen 70,000 Armenier, welche die drei Paschaliks Erzerum, Kars und Bajessid verließen.[1] Der Erzbischof von Erzerum, Garabed, zog fast die ganze christliche Bevölkerung der Stadt nach sich. Die meisten waren arbeitsame Ackerbauer oder fleißige Handwerker und ließen sich an den Gränzen Georgiens, um Achalziche und in den Umgebungen Gumri's nieder.

Das russische Armenien hat den Araxes zur Südgränze, und schließt auch noch südlich davon den Ararat ein; östlich erstreckt es sich durch die Ebenen von Mugan ans caspische Meer. Eine Ukase vom 9/21 März 1828 theilt es in drei Bezirke: Eriwan, Nachitschewan und Ordubad. Das türkische Armenien zerfällt in drei Eyalets, 1) Erzerum mit den Districten (Elwie) Tschildir, Kars, Bajessid, Wan und Musch; 2) Diarbekir und 3) Charbrut (Charput) mit den Districten Arabkir und Malathia. Rechnet man auch die Länder, welche ehemals zu Armenien gehörten, so muß man auch die Eyalets von Adana, Bozuk und Siwas aufführen. Der Theil, welcher Persien verblieb, auf dem rechten Araxesufer, ist unbedeutend und wurde mit Aderbaitschan vereinigt. Südlich und westlich in den Bergdistricten ziehen Turkomanen und Kurden mit ihren Heerden von einer Yaila (Bergweide) zur andern. Auf mehreren Punkten scheinen sich diese Armenier mit den Kurden verschmolzen zu haben: so haben die Rischwans, die zwischen Charbrut und Erzingan auf einer Strecke von 30 Lieues hausen und westlich bis Bozuk ziehen, die Badweli, dem Namen nach einen armenischen Stamm, in sich aufgenommen. Die durch ihre Tapferkeit berühmten Manekisis und die Selliwans sollen von zwei alten armenischen Adelsfamilien, den Mantagunis und Reschtunis, stammen.

Armenien, obwohl unter gleicher Breite mit dem südlichen Spanien und Neapel, hat doch ein ganz verschiedenes Klima. Die Bergketten, die es in allen Richtungen durchstreichen, und der mit ewigem Schnee und düstern Wolken bedeckte Kaukasus erhalten auf der Hochebene eine sehr niedrige Temperatur. Zwei Drittheile des Jahres hindurch macht der Winter seine Strenge fühlbar, in den niedrigen Ebenen aber herrscht im Sommer eine außerordentliche Hitze, die im Verband mit dem reichlichen Wasser eine außerordentliche Fruchtbarkeit erzeugt. Die Erzeugnisse der Tropenzone verbinden sich mit denen der Alpen. Der Anblick der Natur ist in der Volkspoesie stark ausgesprochen, aber die neuen Dichter ergehen sich nicht mehr in den Schilderungen der großartigen Scenen und der düstern Pracht des Ararat und Kaukasus. Das Unglück des Vaterlandes hat ihren Aufschwung gebrochen, sie haben den epischen Ton der alten Sänger von Koghthen vergessen, und neigen sich zur Melancholie hin.

Der Stamm, der diese Berggegenden bewohnt oder davon ausging, knüpft seinen Ursprung an die mosaische Sage, welche die Wiege des Menschengeschlechts nach der Sündfluth auf den Ararat verlegt. Ihr Typus hat sich so unzerstörbar erhalten als der jüdische, obgleich die Armenier sich nicht in dem Grade abscheiden. Doch hat sich die große Mehrheit der Nation eine besondere Kirche gebildet, welche eheliche Verbindungen mit andern christlichen Gemeinden sehr erschwert. Die unirten oder katholischen Armenier sind minder ausschließlich, doch kommen auch bei ihnen gemischte Heurathen nur in Rußland und Oesterreich vor, in der Türkei sind sie ohne Beispiel.

Bei der gegenwärtigen Zerstreuung des armenischen Volks ist es schwer seine Zahl zu schätzen, doch ist die Zahl von 4 Millionen die wahrscheinlichste, davon sind im türkischen Reiche dritthalb, in Rußland 1,200,000, in Oesterreich 25,000, in Persien 150,000, in Indien und dem indischen Archipel 25,000. Rechnet man noch 100,000 Armenier in verschiedenen Ländern zerstreut, so kommen die 4 Millionen heraus. Die Zahl der Armenier zu Konstantinopel wird sehr verschieden angegeben, die Angaben schwanken zwischen 100,000 und 250,000, doch scheint die letztere Zahl der Wirklichkeit näher zu kommen. In den verschiedenen Ländern modificiren Klima und Lebensweise natürlich den ursprünglichen Typus bedeutend. Hr. L. Rigler, der als Arzt Gelegenheit hatte sie in Konstantinopel vielfach zu beobachten, glaubt, daß ihr ausgesprochenster Typus sich hier in den Taglöhnern und Lastträgern finde. Er schildert sie als ziemlich klein, untersetzt, aber stark, der Schädel rund, selten pyramidal, der Gesichtswinkel zu 80 bis 85°. Sie haben schwarze Haare, stark ausgesprochene Züge, sehr vortretende Adlernase, lebhaften Teint, volle Lippen, schöne, etwas von einander abstehende Zähne. Andere Beobachter, wie Dubois Montpereux, geben ihnen noch einen kurzen dicken Hals auf stark entwickelten Schultern und Rumpf. Die Armenierinnen sind, ehe sie die ziemlich frühzeitig eintretende Dicke erlangen, ausgezeichnet schön und von merkwürdiger Frische der Färbung.

Die häuslichen Tugenden stehen bei ihnen in großen Ehren, und die Familie hat bei ihnen einen wahrhaft patriarchalischen Charakter. Byron, der auf seinen Wanderungen sie besucht und angefangen hatte, ihre Literatur zu studiren, behauptet die Annalen keines Volkes seyen minder von Verbrechen beschmutzt, ihre Tugenden seyen die des Friedens, ihre Laster die der erfahrenen Gewaltthat. Nach Rigler sind sie von allen orientalischen Völkern das arbeitsamste, verständigste und unterrichtetste. Ihre Fähigkeit für Handel und Bankgeschäfte sind bekannt.[1] Kann man sie von Habsucht nicht freisprechen, so gelten sie doch im allgemeinen für ehrlich, und diese Eigenschaft ist es, weßhalb die türkische Regierung sie gerne bei ihren Geldgeschäften und bei der Steuererhebung verwendet. Sparsam im gewöhnlichen Leben, verschwenden sie doch ihre Schätze, um

---

[1] Bekanntlich soll indeß später ein ziemlich bedeutender Theil derselben, etwas enttäuscht, wieder zurückgekehrt seyn. A. d. U.

[1] Der Ruf ihrer Handelsgeschicklichkeit muß in einem viel beschränkteren Sinne genommen werden als bisher. Der Banasser, eine zu Konstantinopel in armenischer Sprache erscheinende Monatsschrift, weist nach, daß ihre Landsleute in dieser Beziehung weit hinter den Griechen zurückgeblieben sind, welche sich des ganzen Handels der Türkei bemächtigten, und Bankhäuser in den bedeutendsten Städten Europa's gründeten. Dieselbe Bemerkung machte auch schon früher das in Smyrna erscheinende Journal Araradian Arschalius (die Morgenröthe des Ararat), das den Handelsverfall seiner Nation tief beklagte. Allerdings haben im Innern des türkischen Reichs die Armenier das Monopol der Bankoperationen behauptet, aber man darf daraus nicht schließen, daß ihre Reichthümer so bedeutend sind, als man gewöhnlich annimmt. Man zählt zu Konstantinopel nicht mehr als 10 oder 12 große armenische Bankhäuser, die sich häufig in Verlegenheit befinden, weil sie den Paschas große Vorschüsse machen, und bei der unsichern Stellung dieser Beamten zusammenbrechen, wenn diese in Ungnade fallen.

ihre religiösen Anstalten auszustatten, oder Unternehmungen von nationalem Nutzen zu fördern. Eine Anzahl Einrichtungen dieser Art, Spitäler, Schulen, Collegien, patriotische Verbindungen wurden seit einigen Jahren gegründet, und durch freiwillige Beisteuern erhalten. Alle diese Fortschritte gehen in der Stille vor sich, und man kennt sie in Europa nicht, da sie keinen Lärm davon machen, und ihre Bücher und Journale in Europa unbekannt sind. Stolz und hochfahrend gegen ihre Untergebenen im Glück, tragen sie doch das Unglück mit einer Demuth und Ergebung, die vielleicht ihre Quelle im christlichen Gefühl, vielleicht in einem unwillkürlichen Anhauch von Fatalismus haben, dessen Beispiel ihnen an den Moslem seit so langer Zeit vor Augen steht.

Zu den falschen Ansichten, welche über die Armenier im Gange sind, gehört auch die, daß die Sorge für ihre materiellen Interessen und die Habsucht bei ihnen jedes andere Gefühl verschlinge. Diese Ansicht hat man geschöpft aus einer oberflächlichen Bekanntschaft mit der Bastardgesellschaft in ihrem von den Franken besuchten Quartier zu Konstantinopel. Aber die Erinnerung an ihr verlorenes Vaterland ist in ihnen ungemein rege, und bricht in jeder Zeile ihrer modernen Poesie durch. Man kann ihnen eher Uebertreibung hierin schuld geben, und die Hoffnung einer künftigen Wiedergeburt ihrer Nationalität hat in ihren Augen eine gewisse Verwirklichung gefunden durch die Befreiung vom persischen Joche.

Ihr Charakter zeigt im Ganzen mehr solide als glänzende Eigenschaften: sie haben weder die lebendige Einbildungskraft noch den abenteuerlichen Geist der Griechen, noch besondere Kriegslust. Die friedlichen Neigungen überwiegen, sie fügen sich leicht allen Formen der Herrschaft, und verlangen bloß, daß man sie ihre Geschäfte frei betreiben lasse. Indeß fehlt es ihnen nicht so sehr an kriegerischem Muth, wie man oft annimmt, und viele von ihnen haben sich einst im Dienst der griechischen Kaiser ausgezeichnet. Rußland hat diese Bevölkerung in die Waffen gerufen, und als Miliz zur Vertheidigung ihres Landes verwendet, z. B. im Jahre 1828. Die Abkömmlinge der angesehensten armenischen Familien stehen an der Spitze ihrer Truppen, und haben seit geraumer Zeit gute Dienste geleistet, so General Madatow, Fürst Argutinsky-Dolgoruki, Bebutow, Orbelian, Bagration-Muchransky, welche im vorigen Jahre in den Gefechten gegen die Türken sich auszeichneten. Indeß liegt im armenischen Charakter ein arger Fehler, nämlich ein Geist der Eifersucht und Uneinigkeit, der viel zu ihrem Untergang beitrug, und jetzt wo ihre politische Existenz verloren ist, auf dem religiösen Gebiete sich fortspinnt. Die Katholiken und die Dissidenten bilden zwei getrennte, oft feindliche Lager, und die Katholiken selbst sind unter sich gespalten, so daß ein päpstliches Breve dazwischentreten mußte.

(Schluß folgt.)

Der Kirauea.

(Von Fr. Gerstäcker.)

Auf Hawaii (oder wie es oft falsch gesprochen wird Owaihy), der Hauptinsel der Sandwichsgruppe, welche eine traurige Berühmtheit durch Capitän Cooks Tod erlangt hat, befindet sich der größte Vulcan der Welt, der Krater von Kirauea oder Kilauea, der sieben englische Meilen im Umfang mit 6—700 Fuß hohen Wänden hat und von einem Meere kochender Lava gefüllt ist.

Dieß gewaltige Sicherheitsventil des Erdballs, das jedenfalls in seinem Innern mit den Kratern des ostindischen Archipels, und selbst dem Vesuv und Hekla in Verbindung steht, da heftige Eruptionen schon mehrfach ihre Wirkungen zu ein und derselben Zeit an ihnen gezeigt haben, gährt und arbeitet in einem fort. Im Innern des furchtbaren Kessels entstehen und heben sich stets neue Krater die ihre heißen Schwefeldämpfe ausstoßen, Asche und Steine aufwerfen, und aus der Küche unten die oberen riesigen Vorrathsräume, bis selbst zum Rand hinauf, mit geschmolzener Lava füllen, deren Strom sich nicht selten, aber jetzt freilich seltener als früher, selbst über den Rand fort vernichtend in das Thal ergießt, und zerstört was er erreicht, bis der breite tückische Strom das Meer gewinnt oder auf seiner Bahn erkaltet und erstarrt.

Nach den Berichten der Eingebornen scheint es nämlich, daß dieser Krater, der aber Feuer ausgespieen hat, so weit zurück ihre Ueberlieferungen reichen, früher viel kleiner war, und deßhalb auch, fast unter der Regierung eines jeden Königs, das Land wenigstens einmal, nach irgend einer Richtung hin verwüstete, und enorme Massen von Lava auswarf; durch einen solchen Verbrauch von Material arbeitete er sich aber selber größer und weiter, und grub sich durch Jahrhunderte hindurch auf der Insel, die er jedenfalls zuerst ins Daseyn gerufen, nach und nach einen Spielplatz aus für seine Thätigkeit, indem er eine Weile jetzt wirthschaften kann, ehe er wieder die Nachbarschaft zu belästigen braucht.

Die meisten Inseln der Südsee scheinen überhaupt durch vulcanische Ausbrüche, an die sich dann die Koralle schloß, entstanden zu seyn, und die meisten, selbst die flachsten nur mit Cocospalmen bewachsenen Inseln dieser Meeresstrecken verrathen in ihren Conturen, in der sichel- oder kreisartigen Bildung, mit welcher manchmal ein nur schmaler bis zur Oberfläche gehender Rand eine tiefere Lagune umschließt, die darunterliegende Kraft, aus der sie sich emporgehoben und die noch jetzt ihren, immer etwas gefährlichen

Fuß bildet. Gefährlich nämlich insofern als nirgends die Sicherheit geboten ist, daß jene furchtbare unterirdische Kraft nicht noch einmal dieselben Adern an derselben Stelle füllen, und das dann wieder ebenso rasch zerstören kann, was es einst ans Tageslicht gehoben — und daß es geschehen kann, davon haben wir Beweise.

So lag sonst, westlich von den Canarien, wie uns spanische Sagen erzählen, eine Insel, die achte Canarische, St. Brodon oder Borodon genannt. Ein canarischer Seefahrer besuchte sie 1500; 1700 landete dort ein gewisser Pedro Bello. Von Palmas und Ferro's Höhen konnte man sie bei hellem Wetter sehen; ein „heiliger Bischof“ soll sogar eine Colonie Christen dorthin gebracht haben, welche die Eingebornen bekehrten und tauften; aber 1759 etwa ist sie plötzlich verschollen und von der Oberfläche der See verschwunden, daß keine Spur, selbst für das Senkblei des Schiffers, zurückblieb, und keiner ihrer unglücklichen Bewohner entkam, das Schicksal der Seinen zu erzählen.

Schaffend und zerstörend wirkt denn auch der Kirauea noch bis zum heutigen Tage fort, hier die Küste vermehrend durch Lavamassen, oder auch Strecken förmlich aus dem Grund heraushebend, wie in Hilobai vor noch gar nicht so langen Jahren, dort wieder vernichtend was sich seiner Bahn in den Weg stellt, und ein Beispiel seiner unterirdischen oder vielmehr unterseeischen Thätigkeit aus dem Jahre 1837 wollte ich hier gerade erzählen.

Im November dieses Jahres (am 7ten) nahe vor Sonnenuntergang saßen die Insulaner theils um ihren einfachen Poe versammelt, theils schlenderten sie, singend und lachend, die einst glücklichen Kinder dieser sonnigen Inseln, am Ufer auf und ab, unter den wehenden Palmen und raschelnden Bananen, deren breite Blätter die frische kühle Seebrise schüttelte. Die Kinder spielten im Korallensand, jagten und neckten sich oder liefen hinaus auf den harten Strand den die Ebbe frei gelassen, Schalthiere zu suchen und Muscheln, was die Fluth zurückgelassen und was sie an die Fremden, die schon häufig ihre Küsten anfingen zu besuchen, gegen jene kostbaren Güter, eiserne Nägel und kleine Spiegel, bunten Kattun und andere Herrlichkeiten eintauschen konnten.

Auch Europäer hatten sich schon zu jener Zeit zwischen ihnen angesiedelt und ein Missionär, ein Mr. Coan, hielt gerade vor seinem Missionsgebäude, das etwas von der See entfernt von Fruchtbäumen umgeben lag, mit denen der Insulaner, die sich der neuen Lehre geneigt zeigten, seine Abendversammlung in Gebet.

Der Himmel war klar und wolkenrein, der Ostpassat hatte jeden Nebelstreif davon verscheucht, und die Luft, wie immer zu dieser Tageszeit, frisch und balsamisch. Wie aber die Sonne mehr und mehr dem Horizont neigte, schlief die Brise ein und es wurde, wie sich die Eingebornen später recht gut erinnerten, schwül, wie vor einem nahenden Gewitter. Plötzlich zeigte sich ein wunderbares Phänomen — das Wasser, das schon fast, mit der lang vorher eingetretenen Ebbe, seinen niedrigsten Stand erreicht hatte, fiel plötzlich ab — die Fluth trat vom Land zurück, weite Strecken hin, und warf in wenigen Secunden einen breiten hellen Sandstrich frei, den vielleicht, so lange sich die Insel aus dem Meer gehoben, die Luft noch nie bestrichen hatte.

Den Angelnden floß das Wasser unter der Angel fort und sie blieben auf dem Trockenen; die Knaben, die sich in der plätschernden Fluth gewälzt, sahen diese von sich fliehen, und im ersten Augenblick standen die verschiedenen Gruppen wirklich in rathlosem Staunen und wollten ihren Augen kaum trauen.

Ein Warnungsschrei vom Ufer aus lenkte zuerst ihre Aufmerksamkeit dorthin, und sie sahen wie ihnen einzelne der Männer mit ängstlicher Hast zuwinkten, und hörten den Schrei sich zu retten. Zwei kleine Mädchen hatten am Strand gespielt, und der Vater floh hinunter, faßte sie um den Leib und trug sie in wilder ängstlicher Hast dem hohen Land zu, und hie und da sah man Einzelne, ohne wirklich offenbare Veranlassung, den Strand fliehen, denen andere, mehr in Besorgniß deßhalb als in einer schon begriffenen Gefahr, so rasch sie konnten folgten. Die Ursache sollte ihnen aber nur zu bald klar und deutlich werden: denn von draußen heran hob sich die Fluth, höher und höher, ein krystallener Berg, feenartig und furchtbar anzuschauen, mit weiß schäumendem Kamme, der wie ein riesiges Ungethüm darauf ritt, und sich wie gierig vorbeugte über die ihm verfallenen Opfer herzufallen und sie zu verschlingen.

Schon im Steigen stürmte sie heran in furchtbarer Schnelle, und die armen Insulaner, die jetzt mit Entsetzen die Gefahr erkannten und fliehen wollten, hörten das donnernde Geräusch des Seeberges hinter und über sich, und kämpften machtlos und verzweifelnd gegen die Fluth, die mit ihnen spielte, wie mit den Schaumblasen auf ihrem Nacken.

Fünfzehn bis zwanzig Fuß über hoch Wassermark stieg diese eine gewaltige Woge, Hütten und Fachwerk mit sich fortwaschend, und die Menschen mit ihren Wohnungen, Canoes, Geräthschaften u. s. w. hoch hinauf spühlend in Fruchthaine und Taropflanzungen, und wären die Bewohner dieser Inseln, Männer, Frauen und Kinder, eben nicht solch ausgezeichnete Schwimmer, Hunderte hätten an dem Tag ihr Grab in den Wellen finden müssen.

Nur wenige Minuten stand aber die Fluth in der Höhe, dann floß sie zurück, so rasch wie sie gekommen, was sie gefaßt und was sich nicht anklammern konnte, an Busch und Baum mit sich nehmend in offene See, bis wieder tief unter niedrig Wassermark — und dann zum zweitenmal stürmte sie heran, aber nicht mehr so hoch und zornig wie das erstemal, und wich wieder und kam zum drittenmal heran, und wogte und schlug und peitschte den Strand, aber nur jetzt noch wie ein eingefangener wildgejagter Renner, der noch springt, aber von seinem Zaum schon wieder fest und sicher gehalten wird, und seine kurz gewonnene und rasch mißbrauchte Freiheit verloren hat.

Die Gefahr für das Land war vorüber, und ein zweites Heben des Meeres kaum zu fürchten, aber entsetzliche Verwirrung herrschte am Land, und in Verzweiflung suchten die unglücklichen Bewohner der Küste die Ihrigen jetzt zusammen in der zerstörten Heimath. Mütter liefen händeringend am Ufer auf und ab, und riefen nach ihren Kindern — Kinder schrieen nach den Eltern — Weiber suchten ihre Männer, Männer ihre Frauen, und Jammer und Wehklagen gränzte an jubelnde Scenen des Wiederfindens der Geliebten.

Glücklicherweise lag gerade zu jener Zeit der englische Wallfischfänger, „Admiral Cockburn“, dort in der Bai vor Anker, und der Capitän desselben, Jones Lawrence, schickte augenblicklich, als sich das Wasser nur etwas wieder beruhigt hatte, seine Boote aus, denen Hülfe zu bringen, die von der furchtbaren Strömung in See hinausgeführt waren, und zwölf Schwimmer wurden durch die Bemühungen der Seeleute gerettet.

Nur eilf kamen wirklich in den Wellen um, und die meisten von diesen waren sehr wahrscheinlich durch die Gewalt der Wasser gegen das Ufer oder Bäume geschleudert und dadurch ihrer Besinnung beraubt worden; ein anderer starb noch später an den Folgen der erhaltenen Quetschungen, und der Verlust an Menschenleben stellte sich keineswegs als so sehr bedeutend heraus; etwa hundert

Gelände wurden aber total zerstört und auseinandergestreut, und die Bewohner verloren fast alles was sie bis dahin das ihre genannt.

Merkwürdigerweise fand dieß Phänomen aber nicht allein an diesem einzelnen Punkt der Küste statt, sondern an all den verschiedenen Inseln der ganzen Gruppe; am stärksten jedoch an den nördlichen Theilen von Hawaii und Maui, besonders in Hilobai und Wailuku. An der Südseite von Maui stieg das Wasser nur etwa 8 Fuß und weiter westlich noch weniger.

In Wailuku, wie die Fluth plötzlich und mit einem Schlag zurückgetreten war, hob sie sich, wie in Hilobai, einer Wand gleich, und stürzte dann mit reißender und furchtbarer Schnelle ans Land zurück, Alles vor sich hin und ein ganzes Dorf in einen Fischteich waschend, der dicht dahinter lag und etwa zwei Miles im Umfang hatte. Ueberall war der Verlust an Menschenleben zu beklagen, immer aber doch nur verhältnißmäßig sehr gering, denn wäre die Fluth mit solcher Gewalt in der Nacht über die unglücklichen Strandbewohner hereingebrochen, so viel Hunderte hätten dann vielleicht ihr Grab in den Wellen gefunden.

Ein unterirdischer Ausbruch jener geheimnißvollen, in der Tiefe arbeitenden Kraft, die eine ihrer Werkstätten dem Menschenauge auf Hawaii sichtbar gelegt, muß jedenfalls die Ursache dieser merkwürdigen Naturerscheinung gewesen seyn; den Eingebornen aber war es die furchtbare Göttin Pele, die Bewohnerin des Kirauea, die den Grund des Meeres schüttelte und den Sterblichen kündete, daß sie zürne.

Briefe aus Surinam. IV.

Wenn ich bisher in meinen Schilderungen weniger reisebeschreibend zu Werke ging, so war dieß die natürliche Folge von der Fülle eigenthümlicher und fremder Verhältnisse und Erscheinungen, deren Darstellung mir dringender erschien als eine eigentliche Reisebeschreibung. Da die Aufgabe war das Land in allen seinen Theilen zu untersuchen, erstens die der Seeküste zunächst liegenden, dann die mittleren und endlich die eigentlich mehr gebirgigen, so wurde, nachdem unser Geognost [1] angekommen und die zum Delta gehörigen Theile an der untern Saramakka untersucht hatte, eine längere und ausführlichere Reise nach den oberen Theilen der Surinama beschlossen. Der Zweck dieser Reise war zunächst Untersuchung des Bodens und Klima's, um zu beurtheilen, ob und welche Landstriche für eine europäische Colonisation fähig seyen; ferner aber sollte durch Untersuchung der Gebirgsarten eine wissenschaftliche Begründung der zu formirenden Urtheile und eine Kenntnißnahme der geognostischen Grundlagen gewonnen werden, auf welchen dieser Theil von Guiana ruht; was um so wichtiger ist, als es bisher an Nachrichten von Sachkundigen über diese Verhältnisse Surinams durchaus gefehlt hat, und man nur von den vorzugsweise in den Niederungen liegenden Zucker-, Kaffee- und Baumwollenplantagen durch die Erfahrungen der Pflanzer wußte, daß der Boden von Surinam von unerschöpflicher Ergiebigkeit sey.

Nach den bisherigen Ergebnissen scheint mir dieses Land in vier Hauptregionen zu zerfallen, welche sich in mehr oder minder breiten Zonen von Osten nach Westen ausdehnen, und deren jede ihren besondern Charakter hat. Diese vier Regionen werden von den Flüssen des Landes durchschnitten, deren Lauf sich im allgemeinen von Süden nach Norden erstreckt, und da die Flüsse die einzigen Verbindungswege sind, so dienen sie vortrefflich dazu um den Charakter dieser verschiedenen Regionen kennen zu lernen. Die unteren Theile des Landes stehen, wie schon früher gesagt wurde, auf dem Niveau des mittleren Wasserstandes oder theilweise unter demselben, und müssen daher durch Dämme und Schleußen in einem culturfähigen Zustande erhalten werden. Die Grundlage dieser Landestheile ist ein der neuesten Formation angehöriger Kalkstein, in welchem zahlreiche Reste von noch lebenden Conchylien vorgefunden werden. Die Bildung dieses Gesteines ist offenbar wellenförmig, und zwar in der Art, daß mit der Seeküste annähernd parallel laufende Erhebungen und Senkungen gebildet werden. Die Erhebungen bilden die sogenannten Sand- und Schulpritzen, und die Senkungen sind mit jenem blauen Lehmboden ausgefüllt, welchem Surinam seinen Ruf unerschöpflicher Fruchtbarkeit verdankt. Es ist von selbst klar, daß ein so tief liegendes Land viele sumpfartige Theile haben muß, und von der entsetzlichen Plage des hier hausenden Ungeziefers, Muskiten, Makusis und Vampyren ist bereits früher gesprochen worden. Indessen darf nicht unterlassen werden zu bemerken, daß die höher gelegenen Theile dieser Region mehr und mehr befreit sind von diesen klimatischen Nachtheilen, und daß die abkühlende Seeluft, welche besonders die Stunden des Morgens und Vormittags erfrischt, vieles zu Verbesserung der Nachtheile beiträgt, welche aus der tiefen Lage des Landes selbst entspringen.

Etwa acht geographische Meilen südlich von dem Meeresstrand beginnt die zweite Region; hier hört das Delta auf und es zeigt sich ein Hügelland, welches man, wie schon früher bemerkt, nicht unschicklich als das alte Littoral Surinams bezeichnen kann. Dieses Hügelland besteht auf seinen Kuppen aus weißem unfruchtbarem Sande, durch welchen weit ausgebreitete sogenannte Savannen gebildet werden. Eine solche Savanne ist besser als eine Wüste und schlechter als eine Haide. Man wandelt in einem weichen, weißen, dem Fuße nachgebenden Sande, welcher von der Sonne durchglüht ist und den Augen durch seinen Glanz wehe thut; zahlreiche Krüppelgebüsche wachsen indeß auf diesem Sande, und wo Niederungen sind, kommen ordentliche schön und kräftig gewachsene Baumschläge vor. Hier fehlt es nicht an Wasser, indem natürliche Quellen den Boden speisen und daher nimmt durch den sich bildenden Humus der Sand eine schwarze Farbe an, und ist im Stande eine kräftige Vegetation zu ernähren. Wo indessen die Sandsavanne sich über den Rücken von Hügeln hinzieht, da ist der Boden außerordentlich dürr, und selten findet man feuchte sumpfartige Stellen. So unfruchtbar die Landestheile aber sind, so bringen sie doch einige Pflanzen von großem Werthe vor. Die Mauritzpalme mit ihrem stolzen Wuchse und ihren schönen fächerartigen Blättern ziert diese Savannen, und ist durch den Hanf der aus ihr gewonnen wird, nützlich; die köstlichsten Ananasse wachsen in diesem Sande und bieten dem Wanderer eine ebenso unerwartete als herrliche Erfrischung und eine der Ananas ver-

[1] Die deutsche, zur Untersuchung Surinams bestimmte Commission besteht bekanntlich aus den HH. Schunk, Oekonom, Dr. Voltz, Geognost und Prof. Dr. Duttenhofer, Arzt, welchen Lieutenant v. Rosevelt als Ingenieur und Commandant des Personals beigegeben wurde.

wandte Pflanze, die Singalassi, nützt durch den überaus starken Hanf der aus ihr bereitet werden kann. Es übertrifft dieser Hanf zufolge angestellter Versuche andere Sorten an Festigkeit und Zähigkeit bei weitem, er ist dabei sehr langdrähtig und könnte deßhalb, wenn einmal Surinam aus einer Colonialwaarenfactorei eine wirkliche Colonie geworden ist, zu einem sehr wichtigen Industriezweige werden. Diese Savannen sind der Lieblingsaufenthalt der Indianer, welche ihre Hütten gern auf dem reinlichen weißen Sande aufschlagen, wo sie die Nässe der Regenzeit nicht incommodirt und sie die an fruchtbarem Boden reichen Niederungen dazu benützen, um türkisch Korn, Reis, Cassave und andere Nahrungsmittel zu pflanzen. Den hier angedeuteten Charakter findet man in einem großen Theile des Paragebietes, ferner in dem etwa 10 Meilen von der Seeküste entlegenen Gelderland, und eingezogenen Nachrichten zufolge erstrecken sich ungefähr auf derselben Breite diese Savannen östlich bis gegen die Marowine und westlich bis gegen die Coppename, vielleicht noch ferner. Diese Region scheint zufolge der angestellten Untersuchungen ihren Ursprung der Verwitterung des Granits zu verdanken, welcher die Grundlage derselben bildet. Der Militärposten Gelderland und die zunächst gelegene Judensavanne zeigen dieß am deutlichsten, denn hier sieht man den verwitternden grobkörnigen Granit zu Tage anstehen. Es ist begreiflich, daß in einem so warmen Lande, wo in den Regenzeiten bedeutende Massen Wassers fallen, alle Zersetzung und somit auch die Verwitterung der Gesteine weit rascher und vollständiger vor sich geht als in Europa, und die Bildung dieser Savannen, welche von fruchtbareren Thälern durchschnitten werden, erklärt sich daraus, daß die Thontheile des Granits als die schwereren durch das Wasser nach unten geführt werden, während der weiße Quarzsand oben liegen bleibt. Natürlich sind daher auch die Thaleinschnitte nur in dem Maaße fruchtbar, als sie jene glückliche Mischung von Sand und Thon vorzugsweise enthalten, welche am meisten die Vegetation begünstigt.

Südlich von dieser Region, aber theilweise eingreifend in die vorige, ist die Region der Grünsteinbildung. Sowohl in den südlichen Theilen der Para als in der Tempati und oberen Commewine, als auch an dem ganzen Flußufer der oberen Surinama und der mit ihr verbundenen kleineren Gewässer befindet sich ein Hügelland, welches offenbar dadurch entstanden ist, daß der Grünstein den Granit durchbrochen hat. Am Fuße mancher dieser Hügel, wie besonders an dem eines der größten und wichtigsten, dem blauen Berge bei Bergendaal, findet man den Grünstein rein und unverwittert, während viele, wohl die meisten der anderen so sehr weit verbreiteten derartigen Hügelreihen dieses Gestein in einem verwitterten Zustande zeigen. In diesem erscheint es als ein reichhaltiger Thoneisenstein, welcher einen Reichthum an vortrefflichen Eisenerzen enthält, der ganzen Generationen in der Folge wird nützlich seyn können. Außerdem ist, wie das im Charakter eines aus den Verwitterungsproducten des Grünsteins entstandenen Bodens liegt, der Grund sehr fruchtbar, was schon daraus erhellt, daß die härtesten und edelsten Holzgattungen auf demselben vorkommen. Zugleich ist dieser Boden, wie die nähere Untersuchung mehrerer Hügel gezeigt hat, reich an Quellen, welche selbst in der trockensten Jahreszeit sehr gutes Trinkwasser liefern, und wo er mit Fleiß angebaut wird, ist er fähig die edelsten Producte des Südens in üppiger Fülle zu liefern als: Kaffee, Gewürznelken, Zimmt, Muscatnuß, Cacao u. a. m. Die Thaleinschnitte welche zwischen diesen Hügeln liegen enthalten einen thonreichen fetten Boden, welcher zum Anbau von Reis sich wohl trefflich eignen würde. Diese Landstriche liegen zwar theilweise nicht außer dem Einfluß der Ebbe und Fluth, allein sie sind doch hoch genug um durchaus keiner künstlichen Abdämmung des Wassers zu bedürfen; der Einfluß der kühlenden Seewinde ist auf sie gering, allein die in den oberen Theilen des Landes so sehr fühlbare Abwechslung zwischen sehr großer Wärme während der Tagesstunden und erkältendem Nebel während der Morgen- und Abendstunden nicht so bedeutend um der Gesundheit nachtheilig zu seyn. So weit ich bis jetzt das Land Surinam kennen gelernt habe, scheint mir diese Region die passendste zu Aufnahme von europäischen Colonisten zu seyn, denn hier fehlen die quälenden Insecten des tiefer gelegenen Landes; Sümpfe scheinen seltener zu seyn und könnten wegen der höheren Lage des Landes selbst leicht trocken gelegt werden; die Luft ist rein und gesund, und natürliche Quellen liefern ein klares gutes Trinkwasser. Außerdem bieten diese mit unabsehbaren Wäldern bedeckten Hügel demjenigen, der Land urbar machen will, theils durch die in ihnen enthaltenen kostbaren Hölzer, theils durch die Möglichkeit einer großartigen Kohlenbrennerei eine reiche Quelle zum Erwerbe dar. Der östlichste Theil dieser Region, den ich gesehen, ist die Tempati, der westlichste die Höhen beim Oranienpad, was etwa eine Entfernung von 10 Meilen beträgt; von Norden nach Süden, d. h. von Phädra bis in das Buschnegerland mag das, was ich näher gesehen, 5 bis 6 Meilen betragen; indessen ist aus der Bildung dieser Gebirgsart anzunehmen, daß sie sich viel weiter erstreckt, was einer näheren Untersuchung anheimgestellt werden muß.

Von dem Punkte, wo die Sarakreek sich mit der Surinama vereinigt, beginnt, so wie es scheint, die vierte Region. Obgleich die Hügelbildung durch Grünstein hier noch nicht aufhört, so war es doch nicht möglich dieß genauer zu untersuchen, und es muß daher so lange im Ungewissen bleiben, wie weit sich diese erstreckt. Das Gestein, welches in diesen oberen Landestheilen angetroffen wurde, war Granit und Gneiß, und der Boden meistens ein dunkelgefärbter ziemlich humusreicher Sand mit etwas Thon vermischt. Ein üppiger Baumwuchs kommt auch in diesem Theile der Colonie vor, und die Wälder sind reich an harten und edeln Holzarten. Hier fehlen aber die so erfrischenden Seewinde gänzlich, und der Unterschied zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht ist empfindlich, so daß aus diesem Grunde schon der in Rede stehende Landestheil nicht als einer der gesünderen empfohlen werden kann. Wie aus dem folgenden hervorgeht, war die Möglichkeit einer genaueren Untersuchung desselben nicht gegeben, und daher kann auch im allgemeinen nichts weiteres hiervon gesagt werden; dieses ist um so mehr zu beklagen, als es wichtig wäre zu untersuchen ob nicht in den oberen mehr bergigen Landestheilen Steinkohlenformationen vorkommen.

Die Art des Reisens in diesem Lande ist schon früher beschrieben worden; wir verließen Paramaribo am 30 Julius mit einem Personenboot, einem Bagageboot und einem großen Corial, auf zwei Monate versehen mit den nöthigen Bedürfnissen. Ein Corial ist ein 25—40 Fuß langer und etwa 4 Fuß breiter Kahn, der aus einem Baume herausgehauen ist; diese Coriale sind die einzigen Fahrzeuge, mit welchen schmale und untiefe Gewässer befahren werden können; es ist sehr unbequem darin zu sitzen, da besonders bei kleinen und schmalen oft nur 12 Fuß langen das Gleichgewicht so sorgfältig festgehalten werden muß als auf einem schlecht dressirten Reitpferd, und wer hierin nicht geübt ist, läuft Gefahr durch sein Uebergewicht das ganze Fahrzeug umzustürzen. In solchen kleinen Corialen ist mir nie möglich gewesen zu fahren. Ein fernerer Nachtheil der Coriale ist der, daß sie keinen Schutz vor der Sonne noch vor dem Regen darbieten; Dächer ex tem-

pore aus biegsamen Zweigen construirt und mit Palmblättern bedeckt helfen zwar diesem Uebelstand ab, sind aber meistens da nicht zu gebrauchen wo man sie nöthig hat; denn sie hindern bei schwierigen klippenreichen Stellen den Steuermann am Sehen, und machen das so häufig vorkommende Durchfahren dieser Kähne unter herabgestürzten Bäumen oder sonstigen Hindernissen unmöglich.

Die unabsehbaren Wälder, welche den Fluß begränzen, sind oft als ermüdend geschildert worden; ich liebe sie diese Wälder, diese Mannichfaltigkeit in Form und Farbe, diese verschiedenen Arten des Grün, diese herrlichen Blüthen und sonderbaren Früchte bieten einen Reiz dar der schwer zu beschreiben ist. Indessen ist der Charakter des Waldes je nach der Beschaffenheit des Landes verschieden. In den untern Landen finden wir meist verhältnißmäßig kleineres Buschwerk, das freilich groß genug ist um nach europäischen Begriffen einem hübschen Walde gleich zu sehen. Hier sind ja die Mangrovebüsche vorherrschend, deren Aeste Wurzelsenker tragen, die sich dem Boden vermählen, nachdem sie weit genug herabgewachsen sind und theils dadurch, theils durch die zahlreichen Dorne mit welchen sie bewachsen sind, einen undurchdringlichen Wald bilden. Die Ufer sind mit dem schönen Mocco-Mocco bewachsen, welches nach Blatt und Blüthe Aehnlichkeit hat mit der bekannten Calla, eine Frucht hervorbringt die der Ananas gleicht, allein ungenießbar ist und einen baumartigen bis 20 Fuß hohen Wuchs besitzt. Zwischen den Gebüschen schießen einzelne Pallisadenpalmen auf, deren feiner leichter Wuchs das Auge ergötzt, und diese beiden Pflanzen sind dem inländischen Pflanzer ein Zeichen guten Bodens, da sie besonders den fetten Lehm lieben, der für die Culturen so sehr vorgezogen wird. Ueberaus mächtige, alle anderen überragende Cancantribäume zieren hie und da die Gegend; dieser Baum zeichnet sich dadurch aus, daß an seinem Stamme scheibenförmige weit hervorspringende Fortsätze herablaufen, so daß man in den hiedurch gebildeten Nischen wohl eine Hütte anbringen könnte; sein kolossaler Stamm trägt weit verbreitete, schön verzweigte Aeste, welche eine überaus schöne schirmförmige Krone bilden, und die Wurzeln durchziehen das Erdreich weithin. Zur Zeit wo dieser Baum blühen soll, sind seine Blätter klein und die Blüthenknospen springen meist in kurzer Zeit mit einem leichten Knall auf, dann ist der Baum mit einer weißlichen Wolle bedeckt, welche aus den Blüthenknospen hervorbricht. Die Neger verehren diesen Baum, der in keiner Region fehlt. Je mehr man flußaufwärts fährt, desto mehr verschwinden die Mangrovegebüsche, und Piña und Mocco-Mocco werden seltener; dagegen haben die Wälder ein großartiges Ansehen, denn hier kommen jene großen und schönen Bäume vor, denen Surinam seine edeln Hölzer verdankt. Alle Formen und Gestalten zeigen sich hier in reizender Abwechslung. Bald erscheint der Wald unter der Form einer fortlaufenden Coulissenbildung, denn die zahllosen Schlingpflanzen, welche von den Bäumen herabhängen, und ihn mit ihrem saftigen Grün und ihren schönen Blumen schmücken, machen Stamm und Aeste unkenntlich und geben den Bäumen das Ansehen von Theatercoulissen. Bald ist der Wald mehr offen, die am Ufer stehenden kleineren Bäume behindern die Aussicht auf die entfernter stehenden nicht, und dann sehen Sie ein liebliches Gemisch von lustig verzweigten Gehölzen, von tafelförmigen Bäumen, die aussehen als ob sie der Kunstgärtner so gepflanzt hätte, von dichtbekrönten, von welchen die Wurzeln der Schlingpflanzen herabhängen und dem Baume ein wunderliches Ansehen verleihen, und hie und da ragen einige stolze Mauritzpalmen oder ein prächtiger Concantri aus dem Grün der Massen hervor. Rechnen Sie hiezu noch die in den glänzendsten Farben und den schönsten Formen prangenden Blüthen, hier röthlich aufschießende junge Blätter, dort absterbende Zweige und Bäume, so haben Sie einigermaaßen ein Bild von dem Reiz dieser Wälder. Je mehr man sich der Region des Hügellandes nähert, desto schöner und majestätischer wird der Wald, denn hier kann man vom Flusse aus die weithinragenden Bäume des Urwaldes, der die Hügel bedeckt, sehen. So viel von der Ansicht der Wälder vom Flusse aus.

Nachdem wir die erste Nacht auf der Plantage St. Eustasius zugebracht hatten, wovon ich Ihnen nichts zu berichten weiß, als daß wir mit der schon früher geschilderten Gastfreundlichkeit aufgenommen wurden, setzten wir unseren Weg nach Gelderland fort. Ehe man diesen Posten erreicht, wird man durch den Anblick eines fernen blauen Gebirgsstreifens angenehm überrascht, welcher bei der Plantage l'Esperance sichtbar wird, und der zwischen der oberen Saramakka und Surinama zu liegen scheint. Bald zeigt sich in der Nähe eine schöne, dicht mit Gehölz bewachsene Insel, an deren Seite südöstlich gegenüberliegend der Posten Gelderland liegt, über dem sich die Judensavanne erhebt. Portugiesische Juden gehörten unter die ersten Ansiedler Surinams und diese scheinen den richtigen Grundsatz gehabt zu haben, zu ihren Wohnplätzen die unfruchtbaren aber gesunden sandigen Höhen auszusuchen, und von da aus ihre in den Niederungen liegenden Pflanzungen zu bearbeiten. Einige uralte Patriarchen, welche wir dort antrafen, gaben durch ihre Erscheinung zu erkennen, daß dieser Ort die Makrobiotik begünstigt, und einer derselben, der Meßner, zeigte die große Synagoge und unterhielt sich mit mir in geläufigem Spanisch. Indessen sind diese Leute arm, denn sie haben wenig Gelegenheit zum Handel und keine Sklaven, die für sie arbeiten. In früheren Zeiten soll es da groß hergegangen seyn, namentlich zur Zeit ihrer Feste, wo die umliegenden israelitischen Plantagebesitzer sich auf der Savanne versammelten. Ein sonderbares in der Colonie allgemein verbreitetes Vorurtheil stammt von diesen Juden ab; es ißt nämlich kein Europäer, der sich streng an coloniale Begriffe hält, einen schuppenlosen Fisch, welche alle den Namen „Negerfisch" erhalten haben; dieß rührt daher, daß die Juden, früher vorherrschend Plantagenbesitzer, diese ihnen durch das mosaische Gesetz verbotenen Fische den Negern überließen, und da es bei den nachfolgenden Europäern Grundsatz war einen möglichst großen Abstand zwischen sich und den Negern zu befestigen, so verschmähen sie noch bis auf diesen Tag immer solchen Fisch, worunter sehr wohlschmeckende sind, zu genießen. Wenn Sie in einem surinamischen Hause wohnen und einen solchen Fisch kaufen, so dürfen Sie überzeugt seyn, daß Ihre creolische Köchin die Ehre des Hauses für beeinträchtigt hält, wenn Sie davon zu essen begehren und den schönsten Rochen durch schlechte Zubereitung so unschmackhaft macht, daß Ihnen nimmer gelüstet davon zu speisen. Auch die negerenglische Sprache verdankt dem Grundsatze der Fernhaltung des Sklaven vom Herrn theilweise ihre Entstehung: der Sklave soll die Sprache des Herrn nicht verstehen, sonst bildet er sich mehr oder minder ein sich ihm gleichsetzen zu können und vergißt, daß er von einer anderen Race ist.

Auf Gelderland wurden genaue thermometrische Messungen angestellt und die Temperatur im Schatten mit der in der Sonne verglichen, was um nur ein Beispiel anzuführen, um 10 Uhr Morgens im Schatten 90, in der Sonne 112 Grade Fahrenheit ergab. Die Temperatur der Erde 1 Fuß tief war constant $20\frac{1}{3}$ Grad R., die der Quelle auf der Judensavanne 23 Grad R.

In der Nähe der Savanne hausen Caraiben, welche wir besuchten; der kürzere Weg dahin führt durch eine Waldschlucht,

Digitized by Google

durch welche ein reißender Bach läuft. Die Brücke über denselben bildet ein niedergestürzter Baumstamm, über welchen man nicht ohne Mühe kletternd das jenseitige Ufer erreicht. Man kommt nun nach einem kurzen Marsch auf eine Savanne, welche mit der Judensavanne in Verbindung steht, und sieht sich aus dem Gebüsch heraustretend in dem Indianerdorf. Diese Hütten sind nichts als Schuppen mit einem beinahe auf den Boden gehenden Dach; die Construction derselben ist außerordentlich einfach: runde Pfosten in die Erde eingerammt und am obern Ende gekerbt tragen die Balken, welche zur Unterstützung des Daches dienen, und auf diesen sind Strebepfeiler angebracht, welche das Dach tragen. Alles dieses Holzwerk ist mit Lianen an einander gebunden, und diese natürlichen Taue halten so gut und besser als unsere Stricke; das Dach selbst ist dick aus den Blättern der Pinnapalme geflochten und sieht einem Strohdache ähnlich. Von Wänden und Thüren findet man in der Regel keine Spur, nur der Capitän des Dorfes oder sonstige Vornehmere haben ein Haus mit geflochtenen Wänden, welches auf etwa 7 Fuß hohen Pfosten ruht, unter denen man frei durchgehen kann. In dieses obere Stockwerk gelangt man auf einem dicken Balken, in den Kerben gehauen sind, die einigermaaßen eine Treppe darstellen, und die Flur eines solchen Hauses besteht aus Latten von dem Stamme der Pinnapalme.

Das Gebell magerer Jagdhunde von der Größe unserer Pinscher verkündigt die Annährung der Fremdlinge, und das Gegacker einiger Hühner bezeichnet den ersten Anfang von Viehzucht, bei dem es auch bei diesem Volke geblieben ist, denn weder Schafe noch Schweine, noch Rinder, welcher letzteren Fleisch die Indianer gleich den Hindus verschmähen, werden von ihnen gehalten. Von der Ankunft eines Besuches nehmen sie wenig Notiz, sie bleiben in ihren aus Schnüren von Mauritzenhanf geflochtenen Hängmatten liegen, oder setzen ihre Arbeiten, wie Bereiten von Cassavekuchen, Flechten von Körben, Fischreußen oder Papalen fort, nachdem sie den gewöhnlichen Gruß „Odi“ erwiedert. Gut gearbeitete Pfeile und Bogen, sowie sauber gehaltene Jagdgewehre machen ihren besten Reichthum aus, und der Paß, das Geld, sowie das Mittel sie vertraulich zu machen, ist und bleibt — die Schnapsflasche. Sie trinken bis zum Uebermaaß und ohne Ansehen des Geschlechtes und Alters, bis die ganze volle Gesellschaft todt besoffen auf dem Boden liegt. Man hat diese Trunksucht den Eroberern dieser Länder zur Last gelegt und viel darüber geklagt, welches Unheil dadurch die Europäer über diese armen Wilden gebracht haben; das ist aber Täuschung, denn die Buschneger sind auch Wilde, unabhängig und frei wie die Indianer, sie haben, weil sie mehr arbeiten, mehr Mittel, um sich Getränke zu verschaffen, sie lieben den Dram auch, allein sie trinken ihn im Vergleich mit den Indianern mit Maaß. Diese dagegen haben schon vor Ankunft der Europäer die Kunst besessen, ein gährendes Getränk unserm junggährenden Obstmost vergleichbar, aus Cassave zu bereiten, das sie Cassiri nennen und dessen sie sich in einem Uebermaaß bedienen, in welchem sie an Ausdauer den burschikosesten Bierkönig und den ersten der antiken römischen Schlemmer übertreffen; ihr Magen mag sich wehren wie er will, nach geschehener Entladung wird wieder zur vollen Calabasse gegriffen. Der Commandant des Postens Hr. Knoch, der die Gefälligkeit hatte uns zu begleiten, und dem wir interessante Notizen über verschiedene Dinge verdanken, hat uns versichert, daß er Buschnegercoriale mit 60 und mehr Pullen Dram von der Stadt nach dem Buschnegerland hat gehen sehen, ohne daß ein einziger betrunken war. Ob unser deutscher Bruder Proletarier, der im Lande der Civilisation den Wilden spielt, einer solchen Enthaltsamkeit fähig wäre, bezweifle ich, und daß dieß dem Indianer rein unmöglich, bin ich überzeugt.

An Gestalt und Gesichtsbildung haben die Indianer viel Europäisches, ihre Schädel sind etwas schmaler und länger als die der kaukasischen, aber weniger nach hinten ausgedehnt als die der Negerrace; der Oberleib ist verhältnißmäßig sehr lang und die dem Europäer eigene und beim Neger sehr stark ausgebildete Einbiegung der Lendenwirbel verschwindet beinahe ganz, so daß ihr Gesäß fast ganz platt erscheint. Die schwarzen groben Hauptbaare werden von den Männern bis auf einen den Haarboden begränzenden Streif kurz geschoren, die Weiber tragen Zöpfe; beide Geschlechter aber rasiren sich mittelst Glasscherben die Körperhaare weg oder entfernen sie durch Ausraufen. Unter den Knieen und über den Knöcheln legen sie starke aus grober Baumwolle gewobene und mit Ruku rothgefärbte gurtenartige Bänder an, um die Waden anschwellen zu machen, über den Augenwimpern und in der Gegend der Mundspalte malen sie blaue Schnörkel mit einer sehr haltbaren Farbe, die sie von einer braunen Baumfrucht von der Größe einer Kinderfaust gewinnen, und Füße und Haupt werden häufig mit Ruku brennend roth gefärbt. Der Anzug der Männer besteht aus einer Kamise von blauem Zeug, der der Weiber aus einer Schürze von der Größe eines Blattes Postpapier mit sehr geschmackvoller Stickerei aus bunten Glasperlen besetzt.

Geschicklichkeit und Gewandtheit sind Vermögen, deren sich der Indianer in großer Ausbildung erfreut; seine Arbeiten sind wie gesagt geschmackvoll, seine Bewegungen rasch und kräftig, er geht durch das Dickicht mit einer Schnelligkeit, welche jeden in Erstaunen setzt, denn weder geübte Buschläufer unter den Europäern noch die Neger vermögen ihm zu folgen. Pfeile und Bogen und ein scharfes Messer, das er ohne Scheide in den seitlichen Theil des Gürtels steckt, sind seine Waffen. Mich hat es oft gewundert, daß dieses so dicht auf der Haut steckende Messer sie bei ihren raschen Gängen durchs Gehölz nie verletzt; sie bedienen sich desselben, theils um gejagte Thiere abzufangen, theils um Merkzeichen an Sträuchern und Bäumen anzubringen, damit sie den vorigen Weg wieder erkennen. An ihren Pfeilen sind manche sinnreiche Einrichtungen bemerkbar: diejenigen mit denen sie kleinere Vögel schießen, sind stumpf, damit der auf den Kopf getroffene Vogel betäubt niederfalle, diejenigen mit denen sie Wildschweine jagen, haben eine ziemlich los aufsitzende Spitze mit Widerhaken; an dieser Spitze ist eine lange starke Schnur befestigt welche regelmäßig um den Schaft des Pfeiles gewunden wird. Ist das Thier getroffen, so reißt sich die Spitze vom Schaft los, die Schnur wickelt sich ab und der Schaft sperrt sich an den Bäumen, so daß nun das getroffene Schwein gefangen ist und mit anderen Pfeilen erlegt werden kann. Viele jagen ohne Hunde und verstehen es meisterhaft die Stimme der zu jagenden Thiere nachzuahmen oder deren Fährte mit dem Geruche nachzuspüren, sie gehen leise und schnell ihrer Beute nach, und zielen mit unirrendem Auge und fester Hand auf dieselben. Sein gegebenes Wort hält der Indianer heilig; ich kaufte einmal ein Paar Inseparables von einem für einen halben Gulden, da ich aber im Sinne hatte, wieder auf jenes Indianerdorf zurückzukehren und keine bequeme Gelegenheit da war, um diese Vögel zu transportiren, so ließ ich sie dort und dachte nachher sie wohl nicht wieder zu erhalten. Der Indianer aber kam alsbald zu dem Pflanzer, mit dem ich in jenem Dorfe gewesen und brachte die Parkiten, um sie mir zu übersenden. Dingt man Indianer zu einem Geschäft, wie z. B. zum Rudern, und befürchtet man, sie werden etwa nicht

oder nicht rechtzeitig kommen, so darf man ihnen nur den bedungenen Lohn vorausbezahlen um ihrer sicher zu seyn. Diese Arbeit machen sie gleich den Negern gut, allein sie sind dadurch besser als jene, weil sie sich trefflich auf den Gebrauch des Segels verstehen. Kommt der Wind nicht stark genug oder beginnt er flau zu werden, so pfeifen sie auf einer aus Bambus oder Zuckerrohr verfertigten Flöte, mit der sie den Ton eines durch öde Gemächer ziehenden starken Windes nachahmen; sie glauben fest, daß hiedurch der Wind angelockt werde.

Ihrem Oberhaupt zollen sie kindliche Verehrung und thun nichts ohne dieses rathgepflegt zu haben. Alle das geschieht mit vieler Ruhe und häufig nicht ohne langes Ueberlegen. Selbst wer mit dem Oberhaupt näher bekannt ist, darf dieß nicht außer Auge lassen: will er einen Dienst haben, so geht er frühmorgens vor Tagesanbruch in das Lager der Indianer, nähert sich der Hängematte des Oberhauptes und trägt sein Vorhaben vor, bestimmt was er für diesen Dienst bezahlen will und wie viel Leute er braucht; der Häuptling antwortet nicht, sondern thut als schlafe er, dann geht man zu den Ältesten, macht es ebenso und entfernt sich sodann. Nach einigen Stunden erhält man Antwort. Außer dem weltlichen, dem Capitän, haben sie ein geistlich-medicinisches Oberhaupt, den Piaimann; dieser bespricht die Krankheiten und sucht mit Räucherungen und unserem Magnetisiren ähnlichen Manipulationen Hülfe zu schaffen, auch kennt er die Wirkung vieler Kräuter und gibt Rath, was gebraucht werden soll. Das Piaihaus oder der Tempel ist eigenthümlich eingerichtet; es ist eine mit geflochtenen Wänden versehene Hütte, in welcher sich mit Schlangen, Tigerköpfen in künstlicher Schnitzerei verzierte niedere Stühle befinden. Rings um trifft man große schöne Federbüsche an, die auf netten hölzernen Gestellen ruhen und zu den Ceremonien ihres Gottesdienstes, wenn sie einen haben, sowie zum Piaien der Kranken dienen. So viel ich durch Erkundigungen herausgebracht, scheinen sie monotheistischen Glaubens zu seyn, worin aber ihr Gottesdienst beruht, weiß ich nicht.

In der Blutrache sind sie kalt und grausam. Vor wenigen Wochen geschah an dem rechten Ufer der Marowine ein Fall, davon ich die Augenzeugen selbst gesprochen habe. Zwei Indianer bekamen im trunkenen Zustand Händel und der eine schlug den andern mit dem Hauer todt; der Mörder wurde durch die anderen gebunden und in die Hängematte gelegt, zugleich wurde nach dem Bruder des Ermordeten geschickt, welcher am andern Morgen ankam. Der Gebundene schlief noch, der Bruder des Ermordeten weckte ihn; nüchtern geworden bat jener um Gnade; „nichts“ sagte dieser, „ich werde dir den Schädel einschlagen“; „laß mich leben“, flehte der andere, „siehe ich habe Kinder und muß für diese sorgen“; „diese Sorge soll die meinige seyn“ entgegnete jener und spaltete ihm das Haupt. Der Mann ist unbeschränkter Herr über das Weib, und ist dieses ihm ungetreu, so tödtet er es. Im östlichen Theile der Colonie hausen Arowakken und Karaiben. Wenn man ihren Ueberlieferungen Glauben schenken darf, so sind die ersteren die ursprünglichen Bewohner des Landes, die letzteren eingewandert. Nur weniges unterscheidet diese beiden Stämme in Hinsicht auf äußere Bildung, ihre Sprachen aber sind gänzlich verschieden und sie haben keine nähere Gemeinschaft mit einander. Man hält die Arowakken für redlicher von Charakter als die Karaiben, welche sich gelegentlich Betrug und Diebstahl zu Schulden kommen lassen sollen. Die Arowakken allein verfertigen die hier überall gebräuchlichen porösen thönernen Wasserkrüge, in welchen sich das Wasser außerordentlich frisch erhält; die Weiber der Karaiben tragen Stecknadeln in der Unterlippe.

Aenderung seines Zustandes will der Indianer noch weniger als der Neger. Verlangen Sie von dem letzteren etwas, das ihm nicht gewohnt ist, so macht er erst Ausflüchte wie ein Schulknabe mit „ich weiß nicht“, „diese oder jene Umstände erlauben es nicht“, und dringen Sie stärker auf ihn ein, so thut er entweder zum Scheine bloß was man will oder, wenn durchschaut und ihm dieß seine Stellung gestattet, setzt er Ihnen ein trotziges: „ich will nicht“ entgegen. Ganz anders der Indianer; er sagt einfach: „ich bleibe wie ich bin“, er will um jeden Preis in Ruhe gelassen seyn, und wollte man ihn zwingen, so würde er entweder auswandern oder in tapferer Gegenwehr sein Leben wagen, um sich vor Veränderung seines Zustandes zu schützen. Wie gesagt ist er Monotheist und besitzt größtentheils die Tugenden, welche das Christenthum predigt; er ehrt seine Eltern, er ist kein Lügner und kein Dieb, lebt, wiewohl nicht immer in Monogamie, doch keusch, und hat nur die Fehler der Blutrache und der Trunksucht. Prediger die ihn besuchen, hört er ruhig an, es ist ihm aber unbegreiflich daß Gott einen Sohn habe und die ihm vorgetragene Sittenlehre berührt ihn entweder gar nicht, weil er einestheils nicht zu lernen nöthig zu haben glaubt, was er von selbst und ohne Ermahnung thut, anderntheils aber dem, der ihn von eingewurzelten Gewohnheiten abbringen will, sein: „ich bleibe wie ich bin“ mit gleichgültiger Ruhe entgegengesetzt.

Mangel an Reactionsfähigkeit oder äußerste Anstrengung um den status quo zu erhalten, Geschick für kleine Arbeiten und Geschmack darin, Gewandtheit in seinen Bewegungen und Aufrichtigkeit des Charakters bezeichnen den Indianer. Sein Hang zum Trunk stammt sowohl von seiner Genußsucht als seiner Schwäche, welche letztere auch der Quell seiner unendlichen Trägheit ist, aus der er sich nur durch Hunger und Noth reißen läßt. Alles dieß bezeichnet im Gegensatz zum Neger, den wir als stationären Knaben geschildert haben, ein stationäres Greisenthum. Wie der alte Mann Geschmack und Gewandtheit, Hang zur Ruhe und zum Genuß, sowie die äußerste Erregbarkeit in Beziehung auf Dinge in sich vereinigt, welche sein stabil gewordenes Daseyn zu durchbrechen drohen, so der Indianer. Die Geschichte der Eroberung Amerika's hat uns mit dem höchsten Blüthestand der rothen Race bekannt gemacht, diese ist nun im Absterben begriffen, in die Periode des Greisenthums eingetreten. Ich bin überzeugt, daß diesen Verhältnissen das Vermindern der Indianer zuzuschreiben ist. Es geht aus dieser psychologischen Stellung endlich auch das hervor, daß der Indianer schlechterdings keiner Erziehung und durch diese einer Umbildung fähig ist, wie der Neger; daher würde die Sklaverei welche, richtig gehandhabt, dem Neger eine gesunde Zuchtruthe ist, wie eine solche jede Bubennatur bedarf, den Indianer nur beelenden.

Die in humusreichem schwarzem Sandboden angelegten Kostgründe der Indianer fanden wir gut angelegt und besonders die bittere Cassave in üppigem Wachsthum; die mehrfach beschriebenen Cassavekuchen sind, wenn frisch gebacken und noch weich, zwar etwas geschmacklos aber nicht gerade schlecht, wenn hart geworden aber an Farbe und Textur unsern grobkörnigen Mühlsteinen nicht unähnlich, und beinahe ebenso hart, jedenfalls aber sehr sättigend; daß man sich mit dieser Speise ernähren und dabei gesund seyn kann, dafür sind die Indianer lebendige Zeugen trotz den chemischen Systemen, welche der Cassave, der Banane und Kartoffel einen bedeutenden Nahrungsgehalt absprechen; die chemische Theorie über den Nahrungsgehalt der Lebensmittel geht ohne Einsprache aus den sorgfältigsten Untersuchungen und höchst scharfsinnigen Raisonnements hervor, allein man ist gewiß im Irrthume, wenn

man den Organismus des Menschen als eine chemische Werkstätte betrachtet und die aus dieser Betrachtung abgeleiteten Urtheile werden daher mancher Modification bedürfen. Der europäische Landbauer hat die Kartoffel, der Neger in Surinam die Banane, der Indianer die Cassavewurzel, der Chinese den Reis als Grundstock seiner Nahrung, und alle fühlen sich bei diesen durch die Chemie als geringhaltige Nahrungsmittel bezeichneten Stoffen gesund und kräftig. Wiederum wird vielfach behauptet, daß im Süden Fleischnahrung nicht so nothwendig sey als im Norden; allein man vergißt dabei, daß der Einfluß der tropischen Wärme auf den Organismus ein schwächender ist, und daß daher der an Fleisch gewöhnte Europäer mit mehr Appetit nach dieser Kost greift, als er es in seiner Heimath gewohnt war, ohne daß sie ihm schädlich wäre. Wie viel hierin indessen die Gewohnheit ausmacht, ist erstaunlich. Unsere Ruderknechte empfingen ihre Ration an Fleisch, Speck, vortrefflichem Schiffszwieback und Reis, allein sie suchten überall den Zwieback und Reis wo immer möglich gegen Bananen oder Nappies (eine der Kartoffel ähnliche Wurzel) zu vertauschen und behaupteten: Reis, Zwieback und Cassave machen ihnen Magenbeschwerden, besonders Magensäure, daher sie vielfach Tabaksasche verschlangen, um die letztere zu tilgen. Ein gutes Theil Eigensinn, ein Hauptattribut der Negernatur, ist ohne Zweifel an diesem Benehmen schuld, allein, da die Klage allgemein war, glaube ich nicht befugt zu seyn, es bloß diesem zuzuschreiben.

Die Rückkehr von dem Indianerdorfe traten wir auf einem bequemeren Wege durch die Savanne an, welche mit der Judensavanne in Verbindung steht. Nach einem halbstündigen Marsch tritt man aus dem Buschwerk heraus und befindet sich auf dem höchsten Punkte der Savanne, wo der Judenkirchhof und in bescheidener Entfernung von diesem der Begräbnißplatz für die Neger ist. Auf einem dieser Negergräber sah ich in alten Scherben frische Speisen und Getränke stehen, welche mir der mich begleitende Neger als Todtenopfer bezeichnete; dieß erinnerte mich an eine Punschpartie in Europa, wo die mild gestimmten und durch glänzende Reden gerührten Cameraden einem jüngst gestorbenen in feierlichem, durch den Mond beschienenem Zuge die Neige der Punschbowle auf das Grab gossen, nachdem sie nicht ohne Mühe die Kirchhofsmauer erklettert hatten. Sonderbar! wir belächeln die dem Aberglauben entstammenden Gebräuche der Wilden, und doch sehen wir hie und da, wie auch der Gebildete, in Momenten durch ähnliche Empfindungen überrascht, Aehnliches ausführt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Erdbeben und die Mondsveränderungen. In der Sitzung der franz. Akademie vom 12 Juni berichtete Hr. Elie de Beaumont über die Arbeiten eines Hrn. Alexis Perrey, Professors in Dijon, welcher seit einiger Zeit mit Forschungen über den Zusammenhang der Erdbeben mit den Mondsveränderungen beschäftigt ist. Die Akademie ist auf den Antrag Hrn. E. de Beaumonts geneigt, diese Forschungen mit Geld zu unterstützen. Wir übergehen seine theoretischen Auseinandersetzungen, da sie uns nicht concludent erscheinen und der Unterschied zwischen eigentlich vulcanischen und magnetisch-elektrischen Erderschütterungen nicht herausgehoben ist. Etwas verdächtig ist namentlich der Umstand, daß er seine Forschungen und Berechnungen vorerst auf 824 Erdstöße, die zu Arequipa gefühlt und hinsichtlich ihrer Zeit genau aufgezeichnet sind, beschränkt. Wir führen, ohne uns weiter hierauf einzulassen, die Schlüsse an nach dem Athen. Franç. (1 Jul.) auf welche er hinaus gekommen ist, und die freilich sehr allgemeiner Art sind. Diese lauten „1) die Zahl der Erdbeben mehrt sich je mehr man den Syzygien näher kommt, 2) sie mehrt sich zur Zeit der Erdnähe des Mondes und mindert sich in der Zeit der Erdferne desselben; 3) die Erdstöße sind häufiger, wenn der Mond in der Nähe des Meridians, als wenn er um 90° davon entfernt ist." Der verstorbene Arago soll an den Untersuchungen Perrey's großes Interesse gezeigt haben.

Sonderbares Meteor. Im Kreise Kemsk des Gouv. Archangel sahen viele Einwohner der Dörfer Sum, Lapnia u. s. w., am 8 März um halb 4 Uhr Morgens einen ungewöhnlichen Schein am Himmel, der in einem Streif von Süden nach Norden ging, und endlich den Glanz des Blitzes erhielt. Er war wie von dumpfen Donnerschlägen begleitet, welche gleichfalls die Richtung von Süden nach Norden hatten, und dauerte bei vollkommen wolkenlosem Himmel und Sternenschein nicht über eine Minute. (Russ. Journ. des Minist. des Innern. Mai.)

Geographische Karten des alten China. Hr. Wassiljew, Professor an der Universität Kasan, und früher Mitglied der russischen Mission in China, hat an die kais. geogr. Gesellschaft eine Sammlung geographischer Karten des alten China, die er entworfen, eingeschickt. Sein Zweck bei Abfassung dieser Karten, welche im „Boten der kais. russ. geogr. Gesellschaft" (1854. 2.) in einem Briefauszug des Verfassers geschildert ist, geht dahin, die zahlreichen Wechsel in der chinesischen Nomenclatur von Gegenden und Orten zu entwirren, und demjenigen, welcher die alten Geschichtschreiber des Reichs lesen will, ein Mittel an die Hand zu geben, manche Irrthümer zu vermeiden. Die Zahl der Karten ist nicht weniger als 12, und zwar geht die erste von den ältesten Zeiten des chinesischen Landes bis zur Vereinigung desselben in Ein Ganzes, d. h. bis zur Dynastie Thsin oder bis 221 v. Chr., die zweite Karte umfaßt den geographischen Bestand China's unter dieser Dynastie, also von 221 bis 202 vor Chr. Die zwölfte Karte ist die des Reichs unter den Juen (1280 bis 1368) oder der Mongolendynastie. Die Arbeit ist ohne Zweifel eine verdienstliche, wenn sie auch vorerst noch sehr mangelhaft seyn sollte. Noch wichtiger verspricht sie indeß zu werden, indem der Verfasser die Absicht ausspricht, sie auch auf die alten Zeiten der Mandschurei, Mongolei und Turkestans auszudehnen, und diese Karten gleichfalls später der kais. russ. geogr. Gesellschaft zuzusenden. Da Hrn. Wassiljew in China Hülfsmittel zu Gebot standen, wie keinem Europäer, so ist eine bedeutende Aufhellung der dunkeln auch für Vorderasien so wichtigen Geschichte der mittelasiatischen Nomadenstämme zu erwarten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. 14 Julius 1854.

Rußlands Kraftelemente und Einflußmittel.

Eine geschichtlich statistische Skizze von Dr. Frhrn. Fr. W. v. Reden.

Ein statistisches Werk, viel nützliches Material, fleißig gesammelt, aber — eine Statistik bleibt immer dürr, und wenn irgend wo, so gilt hier Goethe's Wort:

da hat man die Theile in der Hand,
fehlt leider nur das geistige Band.

Kein Staat ist von Statistikern und National-Oekonomen, von Politikern und Journalisten so hart mitgenommen und so ausschweifend gelobhudelt worden, wie Rußland. Die moralischen Gründe dafür liegen nahe genug, es gibt aber auch Gründe materiellerer Art, welche diesen Widerspruch erklären. Namentlich sind es die National-Oekonomen, die gewaltig über Rußland und sein nationalökonomisches System hergefallen sind, und Hr. Frhr. v. Reden, der sonst Rußland, wie wir später sehen werden, sehr richtig beurtheilt, macht davon keine Ausnahme, wenn er nach Zusammenstellung der Aus- und Einfuhrergebnisse (p. 276) sagt: „Welcher Entwicklung wäre der Erwerb im russischen Reiche fähig, wenn nicht seit 30 Jahren die Regierung durch ihr Zollsystem dessen naturgemäßen Fortschritt gewaltsam gehindert hätte! Die Natur hat einem großen Theil Rußlands ihre Gaben reichlich gespendet, weßhalb aber ist die Staatsregierung so eifrig bemüht gewesen, diese Gaben zu verkümmern? Genügt denn auch eine dreißigjährige Erfahrung noch nicht zur Erkenntniß eines begangenen Irrthums? In dem Bodenanbau muß die Kraft des russischen Volks wurzeln, die Tausende von Fabrikgebäuden für fremde Rohstoffe, welche das Prohibitivsystem künstlich ins Leben rief, sind wahrlich keine Elemente der Volkskraft geworden!" Daran hat Hr. v. Reden und alle die zahlreichen National-Oekonomen, die vor ihm dasselbe gesagt, in ihrem Sinne ganz Recht, aber auch im Sinne der russischen Regierung? Das ist eine ganz andere Frage. Ist es denn diesen allezeit fertigen Tadlern noch nicht in den Sinn gekommen, daß die russische Regierung, welche doch in so manchen andern Dingen mit erstaunlicher Klugheit und Consequenz ihren Plan verfolgt, diesen Irrthum mindestens eben so gut, wie sie, eingesehen, aber einen andern Weg eingeschlagen hat, weil der andere Weg mit ihrem allgemeinen politischen System besser zusammenpaßt? Rußland ist seit Peter dem Großen aus seiner natürlichen Entwicklung herausgerissen und auf eine Bahn der Eroberung und Ausbreitung hingeführt werden. Auf dieser Bahn, welche die jetzige Regierung nicht freiwillig eingeschlagen sondern als Erbschaft übernommen hat, muß sie fortdauernd ihre Streitkräfte in Bereitschaft halten, um nöthigenfalls nach Westen und Süden Front zu machen. Dieß System, einmal betreten, hat sich naturgemäß gesteigert, und ist eben damit immer unnatürlicher geworden; es ist also ganz inconsequent von Rußland eine naturgemäße Entwicklung seiner nationalökonomischen Verhältnisse zu verlangen, da das ganze Princip des Staats, die Richtung welche seine innere Verwaltung genommen, eine unnatürliche, und die national-ökonomische Hebung des Volks nicht mehr Zweck, sondern nur noch Mittel der Regierung ist, das sich dem, wenn auch nicht höhern, so doch höher gestellten Zweck der Regierung, der Ausbreitung ihres Einflusses und ihrer Macht in Europa, unterordnen muß.

Es ist auch nicht richtig, wenn man sagt daß die Regierung ihren Zweck durch wahre Bereicherung des Volkes, welche aus einer naturgemäßen Entwicklung der nationalökonomischen Verhältnisse entspringen müsse, am besten erreiche. Diese naturgemäßere Entwicklung bildet einerseits Interessen aus, die sich nicht so willkürlich dem Machtgebot eines Herrschers fügen, sondern respectirt seyn wollen, und welche zudem das sociale Gebäude, wie es jetzt in Rußland besteht und aufrecht erhalten werden soll, untergraben würden; andrerseits aber hat die russische Regierung, namentlich seit den letzten dreißig Jahren, nicht erst seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, sondern wie der Beginn des Prohibitivsystems im J. 1822 zeigt, schon früher, die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß Rußland von Westen her, namentlich von England aus angefallen werde, und sich nöthigenfalls geraume Zeit selbst müsse genügen können. Dazu war die Erschaffung einer Fabrikthätigkeit, die bei einer naturgemäßen Entwicklung viel später eingetreten wäre, eine Nothwendigkeit. Daß diese Ansicht wenigstens in Rußland gäng und gäbe ist, haben wir neulich durch die Anführung eines Aufsatzes in der Nordischen Biene vom 17/29 Mai gezeigt, wo der Gedanke durchgeführt ist, daß die jetzige Blokade Rußlands ähnliche und selbst noch größere Folgen, wie das Continentalsystem, hervorrufen werde. Der Vorwurf der Barbarei und des Unver-

standes, den man der russischen Regierung wegen ihres national-ökonomischen Systems gemacht hat, ist also nicht gerechtfertigt; dieß System ist nicht willkürlich gewählt, sondern gehört zu ihrer allgemeinen politischen Richtung, und ist eine natürliche Folge desselben. Hätte die russische Regierung das angesonnene naturgemäßere System national-ökonomischer Entwicklung eingeschlagen, so hätte sie eben damit ihre durchaus friedlichen Absichten kundgegeben, sie hätte allen Entwürfen gegen den Westen Europa's, wie gegen Türkei und Asien entsagt, kurz sie hätte aus der Bahn, in welche Peter der Große Rußland gewiesen, abgelenkt und völlig eine ganz neue eingeschlagen. Es ist überflüssig über die Vortheile zu speculiren, welche eine solche Systemsänderung Rußland und dem übrigen Europa gebracht hätte; die russische Regierung konnte es nicht, wenn sie nicht ihrer ganzen anderthalbhundertjährigen Richtung ungetreu werden wollte. Mit gleichem Recht und Unrecht hat man der russischen Regierung ihre religiöse Absonderung und wachsende Intoleranz vorgeworfen. Alle Regierungen müssen sich am Ende auf ein Princip stützen, und zu der Richtung, in welche die russische Regierung einmal hineingerathen, paßte das officiell anerkannte Princip der „unbedingten Czarengewalt, der Nationalität und der rechtgläubigen orientalischen Kirche" am besten. Das national-ökonomische System ist nur das materielle Seitenstück dazu, jetzt freilich scheint die ganze seit anderthalb Jahrhunderten eingehaltene, und immer intensiv gewachsene Richtung der russischen Regierung durch den Krieg, in den sie, man kann wohl sagen mit Europa, hineingerathen ist, an der Gränzlinie einer gefährlichen Krise angelangt zu seyn, wo sich entscheiden muß, ob dieselbe, und mit ihr alle darauf berechneten jetzigen Einrichtungen des Staats, sich halten lassen oder nicht. In dieser Krise fragt es sich freilich, wie lang halten die Kräfte aus, die man zur Unterstützung des politischen Systems geschaffen? die statistischen Forschungen sind unter diesen Verhältnissen allerdings sehr am Platze. Nur vergißt man dabei allzu leicht, daß die materiellen Kräfte ein todtes Material sind, das erst durch die geistige Leitung Leben und Bedeutung erhält, und wie weit diese geistigen Kräfte reichen, das ist der unbekannte Faktor, das x in der politischen Rechnung.

Um es deutlich zu machen, was wir unter der Zurückstellung der national-ökonomischen Interessen hinter die Interessen der Staatsgewalt verstehen, brauchen wir nur einen Blick auf die Creditverhältnisse im Innern des Reichs zu werfen; daß diese nicht günstig sind, wenigstens im Privatverkehr, wo sehr häufig 12 Proc. gezahlt werden, ist bekannt, und die hypothekarische Sicherheit nicht sehr groß; daher ist es eine sehr allgemeine Sitte, daß jeder, der gerade Geld vorräthig hat, es nicht an Privaten ausleiht, sondern an die Creditanstalten des Staats, wo er sicher 4 Proc. erhält, während diese Anstalten selbst wieder das Geld an andere zu 5 Proc. ausleihen. Nur so läßt es sich erklären, daß die Reichsleihbank und die Verwahrungscassen Darlehen zu Hunderten von Millionen machen können; aber an wen werden diese Anlehen hauptsächlich gemacht? Hr. v. Reden führt nur gelegentlich an (s. p. 247), daß der Staat diese Anstalten benützt, um aus ihnen je nach seinem Bedürfniß zu schöpfen und je nach seinem Vermögen wieder zurückzuzahlen. Außerdem leihen diese Anstalten an den minder vermöglichen Adel, dem die Krone daraus Vorschüsse macht, je 60 bis 70 R. S. auf die leibeigene Seele, und da nach Haxthausen etwa 6 Mill. solcher Leibeigenen auf diese Weise verpfändet sind, so macht dieß für sich allein schon eine Summe 360 bis 400 Mill. R. S. aus. Das hat eine doppelte Folge: erstens wird dadurch das bewegliche Vermögen des Landes großentheils unter die Curatel oder zur Verfügung der Krone gestellt, und zweitens werden dadurch die adeligen Grundbesitzer nur um so abhängiger vom Staat. Man rechnet in Rußland die Zahl der Kronbauern auf $9\frac{1}{2}$ Millionen männlicher Seelen, die der Einhöfler, Post-, Wald- und Apanagebauern auf $2\frac{1}{4}$, die der Privatleibeigenen auf 10,8 Mill. Von diesen letztern sind also mehr als die Hälfte verpfändet. Die Zahl der unabhängigen Gutsbesitzer ist somit verhältnißmäßig nicht bedeutend, und die Regierung hat das bewegliche Vermögen nebst drei Viertheilen des Grundbesitzes direct oder indirect in ihrer Gewalt. Sie hat dabei nur dafür zu sorgen, daß diese Anstalten, deren verfügbare Capitalien nach Reden mit jedem Jahre wachsen, zur gehörigen Zeit mit Geld versorgt werden, damit sie ihre Verbindlichkeiten erfüllen können; das setzt sie freilich manchmal in Verlegenheit, allein diese momentanen Verlegenheiten wiegen den politischen und materiellen Vortheil, über solche Summen gebieten zu können, nicht auf. Daß die Regierung diese Quellen politischer und materieller Macht recht gut erkennt und die bei der Begründung dieser Creditanstalten zu Grunde gelegten Plane mit Consequenz durchführt, zeigt der Umstand, daß der Vorschlag zu Errichtung einer russischen Nationalbank, ähnlich der polnischen, welche auf dem Princip der Beweglichkeit des Grundes und Bodens beruhen sollte, natürlich aber für die Regierung unantastbar gewesen wäre, verworfen, und selbst die bestehende polnische Bank, welche nach diesen Grundsätzen eingerichtet war, im Jahre 1851 aufgehoben und anders organisirt wurde. Der officielle Status dieser Bank, am Ende des Jahres 1851, den Fr. v. R. (p. 243) anführt, ist in dieser Beziehung sehr lehrreich.

Dieß allen Regeln der politischen Oekonomie, wie man solche im Westen Europa's versteht, widersprechende Verfahren zeigt deutlich, daß man die national-ökonomischen Verhältnisse Rußlands nicht mit einem westlichen Maaßstabe messen darf. Die Regierung hat sich mit dieser Oberaufsicht und respective Aneignung des beweglichen Privatvermögens eine unermeßliche Verantwortlichkeit aufgeladen, aber auch ungeheure Hülfsmittel geschaffen, wobei freilich dem wirklichen Bedarf der Bevölkerung an Capitalien „sehr unzureichend", wie Reden (p. 247) sagt, Genüge gethan wird, aber unabhängige mächtige Geldinstitute passen einmal nicht in das russische System. Um den möglichen Verlegenheiten vorzubeugen und die umlaufende Papiermasse auf ihrem Nennwerthe zu erhalten, sind nach Reden (p. 253) etwa 100 Mill. R. S. deponirt und auf 226 Mill. wird das umlaufende gemünzte Geld berechnet. Mit diesen Mitteln kann die Regierung geraume Zeit das Papiergeld, an das man in Rußland so gewöhnt ist, und das sich zu Versendungen so bequem eignet, auf dem Nennwerth erhalten, und wenn sie auch auf einige Zeit mehr ausgibt, so thut sie nur, was z. B. die englische Bank, freilich in kleinerem Maaßstab, vor 1848 auch gethan hat: sie gibt, wenn der Geldabfluß sich zeigt, mehr Papier aus als sonst. Die Frage ist freilich: wie weit wird und kann dieß gehen? Wenn der Moniteur sagt, Rußland könne ohne bedeutende Papierausgaben in kurzem den Krieg nicht fortsetzen, wenn Reden in seiner Schlußzusammenstellung (p. 377) behauptet, daß „der Staatshaushalt nicht in solcher Lage ist, daß der russischen Re-

gierung außerordentliche und nachhaltige Anstrengungen möglich sind ohne Gefahr einer dauernden, sehr bedenklichen Beeinträchtigung der Erwerbsmittel und des Vermögens ihres Volks", so mögen beide, **das wollen wir zugeben, in ihrem Sinne Recht haben, aber die Regierung hat schon einmal ihr ganzes Papiergeld auf den vierten Theil seines Werths fallen sehen und es zum Verhältniß von 1 : $3^1/_2$ wieder eingelöst, ohne daß Rußland im Ganzen genommen sehr** stark davon afficirt wurde, so sehr auch die Einzelnen darunter zu leiden hatten. Hr. Reden widerspricht sich in gewisser Beziehung selbst, wenn er es (p. 369) wahrscheinlich findet, daß Rußland aus financiellen Gründen nachgibt, denn Rußland kann nicht nachgeben, wie Hr. v. Reden selbst (p. 374) in folgender Weise auseinandersetzt: „es wird aus dem ganzen Inhalt meiner Schrift sich ergeben: a) daß die Erweiterung seiner Gränzen, um mehr See und Wärme zu erlangen, für Rußland eine Vorbedingung seiner Entwicklung, ja sogar seiner Erhaltung ist; b) daß es deßhalb eine heilige Pflicht seiner Regierung ist, jenen Lebens- und Nahrungsstoff ihrem Lande zu erringen; c) daß die russische Regierung diese Pflicht vollständig erkennt, und von jeher deren Erfüllung unwandelbar erstrebt hat, und d) daß die russische Regierung auch in der Wahl ihrer Mittel dazu stets volle Umsicht bewiesen hat, namentlich jenem großen Zwecke alle nur dem Herzen oder der Phantasie angehörigen kleinlichen Rücksichten der naturgemäß höherstehenden Rücksicht auf das Wohl ihrer Völker untergeordnet hat." Wenn er vollends anerkennt, daß Rußland zu diesem Kriege durch nichts als die bittere „Nothwendigkeit" getrieben wurde, so möchten manche meinen, Hr. von Reden sey ein eingefleischter Russenfreund, dem ist aber keineswegs also: denn er deckt sehr häßliche Partien auf, die ein parteiischer Freund sicherlich verschwiegen hätte, aber wir freuen uns, daß man in Deutschland den in immer weitern Kreisen entbrennenden Kampf mit hinreichend kalter Unparteilichkeit beurtheilt und auch beurtheilen kann, daß man auch dem Gegner das aus seiner Stellung entspringende Recht zuerkennt. Rußland ist zum Kriege genöthigt, wenn es nicht seine ganze anderthalbhundertjährige Vergangenheit verläugnen will; aber seine Gegner, namentlich Deutschland, sind nicht minder im Recht, wenn sie seinem Umsichgreifen sich widersetzen. Aus den unversöhnten und unversöhnbaren beiderseitigen Ansprüchen entspringt ein Kampf, dessen schwere Bedeutung die Regierungen vollständig erkennen, und zu dem sie sich eben darum auch nur mit dem größten Widerstreben entschließen.

Wir hätten gewünscht, Hr. v. Reden hätte das Recht und die Pflicht Deutschlands so gut wie die Rußlands herausgehoben, und diese Ansichten überhaupt statt an den Schluß an den Eingang des Buchs versetzt, um die Leser auf den Werth und die Wichtigkeit der Mittheilungen aufmerksam zu machen. Wir hätten über die Behandlung des Stoffs überhaupt manche Bemerkungen zu machen, wenn wir eine Kritik schreiben wollten; da dieß aber nicht unseres Amts ist, so heben wir nur einiges über das Militär aus, was für die Beurtheilung des augenblicklichen Standes der Sache beachtenswerth ist, und hängen einige eigene und fremde, namentlich englischen Journalen entnommene Bemerkungen an.

Redens Mittheilungen über das Militär gehören wohl zum unbefriedigendsten Theil seines Buches; das Landheer ist in $4^1/_2$ Seiten abgemacht, und doch ist hier mit bloß statistischen Angaben am wenigsten gethan. Wie über Rußland überhaupt, so hat man auch über sein Militär die abweichendsten Angaben nicht bloß hinsichtlich der Kriegstüchtigkeit und Verwendbarkeit der Truppen, sondern auch hinsichtlich der Zahl. Reden berechnet den Sollbestand des Landheers auf 1,472,242, den wirklichen Bestand auf 784,000, nämlich

Fußvolk	(Sollbestand)	1,052,048	(wirklicher Bestand)	640,000 M.
Reiterei	„	336,172	„	101,692 —
Artillerie	„	84,022	„	42,902 —
Summa	„	1,472,242	„	784,000 —

Der arge Unterschied kommt nur zum geringern Theil von Beurlaubungen nach unserm System her, sondern davon, daß die zum innern Dienst bestimmten Corps wegfallen, so z. B. bei den Infanterie-Corps der innern Wache 53,000, sibirische Stadtpolizei 35,500, 36 angesiedelte Bataillone nebst Colonisten 123,000 M. Diese drei Items machen allein schon über 200,00 Mann aus. Bei der Reiterei fallen, um nur die Hauptmassen aufzuzählen, die Kosaken des abgesonderten kaukasischen Corps, des orenburgischen und des sibirischen mit 156,000 Mann ab, so wie bei der Artillerie die Garnisonsartillerie mit mehr als 20,000 Mann. Im Grunde darf man bei der Berechnung russischer Streitkräfte, wenn es sich um Verwendung handelt, nur das Garde- und Grenadiercorps, die sechs Infanteriecorps, die Reservereiterei nebst der dazu gehörigen Artillerie und die verfügbaren Kosaken aufzählen, denn das übrige dient theils nur als innere Wache, theils zur Bildung des Nachschubs, um so mehr als schon diese Corps für sich einen größern Bestand haben, als Rußland über seine Gränze oder auch nur an die Gränzen schicken könnte, denn sie betragen nach Reden (p. 346) im Sollbestand 617,846, im wirklichen Bestand 418,166 Infanterie und 123,208 M. Reiterei im Sollbestand, und 99,260 im wirklichen. Diese Zahlen sind für ein so großes Reich nicht gerade übermäßig, denn sie betragen mit Hinzurechnung der Artillerie im Ganzen nur etwa 550,000 Mann.

Insoweit verdienen Redens Angaben gewiß Zutrauen, soweit man es in solche Angaben überhaupt setzen kann, denn gewöhnlich ist, wie bei allen Armeen, wenn es zum Ausmarsch kommt, auch der sogenannte wirkliche Bestand nicht eben vollzählig. Was wir aber an Hrn. v. Redens Angaben gar nicht verstehen, das ist seine Angabe über die angesiedelte Reiterei, die er nur zu 7884 Mann und noch dazu als nicht aktiv aufführt, gerade wie er bei der Infanterie 96 Bataillone mit 103,000 M., als angesiedelt und nicht activ aufgeführt hat. Abgesehen von diesen zwei Worten erwähnt Hr. von Reden der Militärcolonien mit keiner Sylbe, wenigstens — wir müssen gestehen, daß wir nicht das ganze Buch durchgelesen, — nicht da, wo man es suchen sollte, bei der Abhandlung über die Landmacht. Und doch gehören die Militärcolonien zum wichtigsten und für das russische System bezeichnendsten Theile des ganzen Militärwesens. Die Urtheile über die Militärcolonien lauten höchst verschieden. Marmont hat vor 20 Jahren über die Ansiedelungen der Reiterei ein sehr günstiges Urtheil gefällt, ein englischer Officier hat dieß Urtheil zehn Jahre später in englischen Militärjournalen wiederholt; die neueste Schilderung in der Brockhausischen Zeitschrift, „Gegenwart", Bd. III. p. 414 ff. rührt sicherlich von keinem Soldaten her, und geht von Ansichten aus, die wir, wenn auch mannichfach nicht unrichtig, doch befangen

Digitized by Google

nennen möchten. Daß die Ansiedlung der Infanterie keinen Vortheil brachte, hat auch schon Marmont bemerkt, dagegen spendet er den Ansiedlungen der Reiterei großes Lob, namentlich auch wegen der Pferde, deren Zucht mit großer Sorgfalt überwacht wird, und schon nach wenigen Jahren — um wie viel mehr noch seit dieser Zeit? — sehr günstige Resultate geliefert [1] hat. Leute, welche die russische Reiterei, namentlich die dieser Colonien, aus eigener Anschauung kannten, versichern daß sie vortrefflich beritten ist. Fügt man hinzu, daß die ganze Jugend dieser Colonien, ehe sie ins Militär tritt, mit der Führung von Waffen und Pferden vertraut gemacht wird, so ist nach allen Wahrscheinlichkeitsgründen ein sehr bedeutendes Resultat zu erwarten.

Daß man bei Gründung der Colonien nicht mit besonderer Sanftmuth verfuhr, daß man zum Theil selbst Gewalt anwandte, um das System durchzuführen, ist wahr. Das liegt in den allgemeinen russischen Verhältnissen. Marmont erklärt aber auch bestimmt, daß die Leute sich bald sehr wohl befanden. Der mißgünstige Verfasser der Schilderung in der Brockhausischen „Gegenwart" will die Zunahme der Ernte und des Erträgnisses selbst nicht in Abrede stellen. Man rechnet die Kosten eines russischen Cavalerieregiments von 1600 Mann [2] auf 600,000 R. S.; colonisirt sollen sie nur 250,000 R. kosten; die Regierung gewinnt also 350,000 R. Schon im J. 1840 waren es 20 Regimenter, die in solcher Weise in den Gouv. Charkow und Chersen angesiedelt waren; schon dieß würde der Regierung eine Ersparniß von 7 Mill. Rubeln geben. Der indirecte Vortheil lag in der steigenden Bevölkerung diese bisher schwach bevölkerten Districte, denn die Krone, der diese weiten Landstriche gehörten, gab jedem Bauer, der mit drei Paar Ochsen und ein Paar Pferden sich dabei betheiligen konnte und wollte, 90 Dessjätinen Land, und baute ihm ein Haus, wobei für die Unterkunft eines Soldaten und seines Pferdes gesorgt war. Die Obliegenheiten des Bauers bestehen dagegen in der Verpflichtung einen Soldaten und sein Pferd zu nähren, und jede Woche zwei Tage auf den der Krone vorbehaltenen Feldern zu arbeiten; [3] endlich muß die männliche Bevölkerung des Districts dem Regiment die Rekruten liefern. Die Bebauung der der Krone vorbehaltenen Felder lieferte das oben angegebene Erträgniß von 350,000 R., um welche die Kosten des Regiments vermindert wurden, während zugleich für eine mächtige Reserve und einen Nachschub von exercirten jungen Leuten gesorgt ist. Jedes Regiment, dessen active Mannschaft man auf 1200 berechnet, soll bereits im J. 1840 eine möglicher Weise zu verwendende Reserve, von 3000 Mann gehabt haben.

In diesen Einrichtungen liegt ohne Zweifel eine furchtbare Macht, und die russische Regierung soll den Plan haben, vom schwarzen Meere bis zur Ostsee nach und nach einen ähnlichen Cordon zu ziehen; bekanntlich hat in neuester Zeit etwas ähnliches über einen Plan verlautet, einen sechs Meilen breiten Streif längs der österreichischen Gränze ganz mit russischen militärisch geordneten Ansiedlern zu überziehen. Indeß ist dieß natürlich nur ein Fingerzeig darüber, was die russische Regierung anstrebt, und von welchen Ansichten sie bei ihren Militäransiedlungen ausgeht. An eine Ausführung, die jedenfalls eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen müßte, ist unter den jetzigen kriegerischen Aussichten nicht zu denken. Sind diese Ansiedlungen aber seit dem Bericht des Marschalls Marmont auch nur auf dem Laufenden erhalten werden, so müssen die 20 angesiedelten Regimenter nicht nur 24,000 Pferde im ersten Aufgebot stellen, sondern 40 bis 50,000 nachsenden können, namentlich wenn der Krieg in keiner großen Entfernung von ihnen geführt wird. Das ist in dem Steppenlande, welches sie vor sich haben, eine sehr bedeutende Macht, die, von der nöthigen Artillerie unterstützt, zu der die Stutereien die Pferde großentheils werden liefern können, eine große Streitmacht in Aussicht stellen. Kaiser Nikolaus, der, wie in seinen Verhältnissen ganz natürlich, dem Militärwesen eine so große Aufmerksamkeit widmet, und sich bis ins Detail damit beschäftigt, [1] wird wohl diese Seite der militärischen Rüstung Rußlands, die schon in den ersten 15 Jahren ihres Bestands so viel versprechende Resultate zeigte, schwerlich aus den Augen verloren haben. Fehlt es auch dem Staate an Geldmitteln um so große Massen über die Gränze zu senden, so dürften sie doch in einem Vertheidigungskrieg gegen Südwesten sehr große Dienste leisten, und daß Rußland zu einem solchen sich jetzt in Verfassung setzt, ist fast officiell kundgegeben.

Ueber die Rekrutirung der Truppen, den Umfang der Aushebungen, das Verhältniß derselben zur Bevölkerung, die Art wie sie in diese eingreift, über alle diese Dinge erfahren wir in Hr. v. Redens Schrift nichts oder so gut wie nichts, und doch wäre dieß ein höchst interessantes Capitel, denn es sind Urtheile laut geworden, namentlich in Folge der neuesten Aushebungen, als habe Rußland seine Menschenkraft zum Theil bis zur Erschöpfung angestrengt. Gewisses weiß man wohl hierüber schwerlich, und der Umstand daß nach allen Angaben bis jetzt doch noch die Bevölkerung fort und fort gestiegen ist, angeblich um etwa eine halbe Million jährlich, spricht zum mindesten gegen Erschöpfung, wenn auch manche Theile, namentlich bei der ohnehin dünnen Bevölkerung, stark in Anspruch genommen wurden. Eins ist indeß nicht außer Acht zu lassen: neue Erfahrungen beweisen, daß man mit den Menschen in Rußland jetzt sparsamer umgeht als früher. Der Krieg mit der Türkei hat bis jetzt nur um wenige Monate kürzer gedauert, als

---

[1] Marmont sagt im J. 1834: „Jedes Regiment hat seine Stuterei, und diese liefert jetzt bereits drei Viertheile der nöthigen Pferde; in zwei Jahren werden sie mehr liefern als nöthig ist. Diese Stutereien bestehen aus russischen Stuten und englischen Hengsten, und die größte Zahl der erzeugten Pferde taugt so gut zu einem Generals-, als zu einem Soldatenpferd. In der That keine Reiterei war je besser beritten. Alles vereinigt sich um die Sache vollkommen zu machen."

[2] Es sind jetzt 9 Schwadronen, nämlich 6 active und 3 Reserveschwadronen; da jede Schwadron 170 bis 180 Pferde zählen soll, so kommt obige Zahl etwa heraus.

[3] Es sollen aber gewöhnlich nicht mehr als 44 Tage im Jahre erforderlich seyn und gefordert werden.

[1] Wie sehr er sich um das Wohl der einzelnen Classen kümmert, mag aus folgendem Umstand erhellen: die Soldaten in der Garnison dürfen partienweise sich zu allerlei Diensten vermiethen; das Geld erhalten sie theils gar nicht, theils nur zu einem geringen Theil in die Hände, sondern müssen es in den Sparcassen anlegen für die Zeit, wo sie Alters halber dienstunfähig sind, oder für ihre Familien, denn sehr viele sind verheurathet. Diesen Anstalten für Veteranenversorgung wird eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und der Kaiser arrangirt selbst die prächtigsten Hofbälle mit Lotterien und dgl., deren Ertrag in die Veteranencasse fällt. Reden gibt (p. 245) diese „Soldatencapitale zur Unterstützung verabschiedeter Soldaten" schon im J. 1847 zu 324,193 R. S. an, und seitdem sind sie wahrscheinlich nicht unbedeutend gewachsen, denn die Anstalt war damals von ziemlich neuem Datum.

der in den Jahren 1828 und 29, und die Gefechte waren allem Anschein nach zahlreicher und selbst mörderischer als damals, wo die Türken entschieden nicht dieselbe Widerstandskraft gezeigt haben, wie dießmal. In jenem Kriege berechnet man den Verlust der Russen auf 175,000 Mann, wovon nur 25,000 im Kampf oder an Wunden gestorben, der andere Theil durch Strapazen und Krankheiten hinweggerafft worden seyn soll. Dieß ist wenigstens die im Westen beglaubigtste Ansicht. Wenn nun selbst die Engländer, welche ein Interesse haben die Verluste der Russen eher höher als niedriger anzuschlagen, den seit Beginn des Kriegs erlittenen Verlust nur auf 50,000 Mann anschlagen, so muß man sagen, daß sich Unterhalt und Verpflegung der Truppen sehr wesentlich gegen früher gebessert haben müssen. Niemand muß den Verlust der Jahre 1828 und 1829 besser kennen als die russische Regierung selbst, und da Kaiser Nikolaus auf das Militärwesen eine so besondere Sorgfalt gerichtet hat, so müßte es seltsam zugehen, wenn nicht wirklich seit jener Zeit die Sachen um ein bedeutendes besser geworden seyn sollten. Wer sich die Mühe genommen, nicht bloß die Berichte von Gefechten in den Zeitungen zu lesen, sondern auch die von den Märschen, dem kann nicht entgangen seyn, daß sehr oft von unendlichen Zügen von Wagen, von Transport der Kranken und Verwundeten u. s. w. die Rede war. Die Bewegungen waren nie sehr rasch, was auch in jenen Gegenden bei dem schlechten Zustand der Wege und bei der Nothwendigkeit, alles, auch das Geringste, nachzuführen, nicht anders seyn kann, aber alles scheint in einer sehr methodischen Ordnung vor sich gegangen zu seyn. Der Marsch durch die Dobrudscha, mit der vorhergehenden Concentrirung aller nothwendigen Materialien, und der jetzige Rückmarsch mit Verwundeten, Kranken und allem Gepäck, alles das in einem Zeitraum von drei Monaten — das deutet auf eine Regelmäßigkeit im Dienst, wie sie allen Umständen nach im vorigen Kriege nicht vorhanden war.

Zeigt sich hierin eine durch gutberechnete Sparsamkeit eben so wohl, als durch die Menschlichkeit gebotene Schonung von Menschenleben im Kriege, so wird wohl die Sache im Frieden gleichfalls besser geworden seyn. Man rechnete früher, daß von der ausgehobenen Mannschaft auf dem Marsche nach den Garnisonsplätzen und im ersten Jahr des Dienstes durch Strapazen des Marsches, Heimweh und veränderte Lebensweise über ein Viertheil dahinstarb. Auch hier ließ sich durch größere Sorgfalt und Regelmäßigkeit eine große Ersparniß an Menschenleben erreichen; was aber geschehen ist, wissen wir nicht, denn die Mittheilungen sach- und sachkundiger Militärs sind seit dem letzten Jahrzehend sichtlich magerer geworden als früher, wohl hauptsächlich darum, weil die Regierung, durch mehrere Enthüllungen verletzt, außer den großen militärischen Schaustücken, wie das Lager von Wosnesensk, wo hauptsächlich die angesiedelte Reiterei sich in ihrem Glanz zeigte, die Kenntnißnahme mehr und mehr erschwerte; darum mangeln uns alle neuern zuverlässigen Nachrichten über deren Bestand und Umfang; wir dürfen aber glauben, daß dieser sich gebessert und erweitert hat. Wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß die russische Regierung einen Krieg wie den jetzigen seit mehr als 30 Jahren als die mögliche Eventualität im Auge behielt, so erklärt sich ihre Sorgfalt für das Militärwesen in allen seinen Theilen und namentlich auch für die Militärcolonien zur Genüge.

Diese Ansiedlungen, namentlich die wohlgelungene der Reiterei, haben ein politisches Interesse, welches das militärische noch weit überwiegt. Nicht nur wird hier eine Bevölkerung geschaffen, die kriegsgeübter und unterrichteter ist, als die große Masse der ausgehobenen Truppen, Leute denen der Dienst Haus und Heimath ist, und die von Jugend auf der Sorge um ihren Lebensunterhalt enthoben sind, sondern Rußland umgürtet sich auch mit einem Panzer, dessen Durchbrechung sehr große Anstrengungen nöthig machen würde; hinter diesem Schild geborgen könnte es einen drohenden Sturm abwehren, und sowie derselbe vorüber ist, gleich furchtbar gerüstet wieder dastehen. In dieser Beziehung ist die oft beregte und mannichfach auch übertriebene Armuth Rußlands an beweglichem Vermögen nur ein halber Nachtheil, und selbst den Gegnern gegenüber fast ein Vortheil: auf dem Bodenreichthum beruht Rußlands Stärke, und die Verluste, die ihm zugefügt werden, sind durch die Ernten weniger Jahre wieder gut gemacht, während die ungeheuren Summen, die der Angriffskrieg bedarf, sich oft in langen Jahren nicht verwinden. Die russische Bevölkerung der Militäransiedlungen ist durchaus nicht mit Steuern überbürdet, befindet sich vielmehr in wohlhabenden Verhältnissen. Selbst der mißgünstige Beurtheiler der Militärcolonien in der Brockhausischen Gegenwart bemerkt (III. 417), „die Colonien vergrößerten und bereicherten sich, der Einzelne dagegen bleibe auf dem Standpunkt, welchen er bei dem Beginnen der Colonisation einnahm; doch sey der einzelne Soldat wie Bauer durch die großen Magazine, wohin er sein Getreide liefert, vor Hungersnoth geschützt." Aber die Mehrzahl der Menschen ist in dem reifern Alter durchaus mit einem genügenden Auskommen zufrieden, die wenigen Weiterstrebenden fühlen sich allerdings niedergehalten, aber ihre Zahl ist zu beschränkt, um sehr wirksam zu seyn, und wie viele sehr langathmige Systeme der Menschenbeherrschung hat man nicht schon gesehen, wobei der Hauptzweck darauf gerichtet war, mit dem erträglichen materiellen Wohl der Masse gegen den aufstrebenden Geist der Wenigen zu herrschen! Wir vertheidigen dieß System nicht, wir finden es selbst hart, naturwidrig, und um eine in neuerer Zeit wieder viel gehörte Phrase zu gebrauchen, eine Versündigung gegen den Menschengeist; wer aber aus den unläugbaren Mängeln und Härten eines solchen Systems und den einzelnen Symptomen des Widerstandes ein baldiges Zusammenbrechen dieser Institute prognosticiren wollte, möchte sich doch in einem bedeutenden Irrthum befinden. Was sich mit der Zeit aus diesen Militärcolonien machen ließe, darüber mag man Marmont nachlesen; hier wollen wir nur auf Eine für den augenblicklichen Standpunkt der Verhältnisse wichtige Folge hinweisen: das russische System ist ohne einen von Westen her, d. h. von Oesterreich und Preußen mit aller Kraft geführten Angriffskrieg nicht zu brechen; ob aber ein solcher zu erwarten, mag sich jeder selbst sagen, der die innern Zustände Deutschlands kennt. Daher die Nothwendigkeit für die Westmächte dieser Stellung im Rücken beizukommen, durch Wegnahme Transkaukasiens, durch Aufstand der Tscherkessen und durch einen Angriff auf die Krim, wie im Norden auf Finnland; wie viel Aussichten ein solches Unternehmen hat, wollen wir hier nicht erörtern. Weitaussehend ist dasselbe jedenfalls, und im Laufe desselben sind noch manche Eventualitäten möglich.

Man begeht in der Beurtheilung Rußlands gewöhnlich den Fehler, daß man es nach westeuropäischen Ansichten mißt, die ganz

muthungen zu seyn, denen es an jedem festen Grunde zum Fundamente mangelt, also auch des aufklärenden Bestreitens.

Wenn Du mir verweisest, daß ich wie ein längst abgeblichener Krautjunker raisonnire, und zwar wie einer aus dem lichtarmen, von Dir lange schon vergessenen Norden, wo das Durchbrechen der geistbelebenden Sonne durch die grauen Nebelwolken eben so selten ist, als der ächte Champagner in den Revieren reichmachender Champagner-Fabriken, so kann und mag ich nicht widersprechen, sondern nur um Belehrung bitten.

Entfernt von den Tropen, etwa 27° N. B., war mir das Tropenlicht noch sichtbar, aber unendlich viel breiter, beträchtlich niedriger, auch um vieles schwächer, und so in den finstern Himmel sich verlierend, daß mir jede eigentliche Begränzung entschwand. Dieß erklärt sich mir durch die mir natürlich erscheinende Art der Lichterzeugung, denn von diesem Beobachtungspunkte aus sah ich die weitgedehnte dünne Lichtscheibe en face, dagegen zwischen den Tropen en profil in die weit hinziehende Masse hin.

Daß ich dieses Licht nicht im Osten erblickte, ist mir erklärlich. Bei der Rotation der Erde von Westen nach Osten muß derjenige Punkt der Erde, welcher von der Sonne so stark erhitzt wird, daß eine Lichtentwicklung möglich wird, vom hinlänglich verfinsterten Standpunkt des Beobachters 75 Längengrade entfernt seyn, vielleicht nach dem vorhergesagten 60 Grade. Am Morgen aber, mindestens 13 bis 20 Minuten vor dem Sonnenaufgange, nämlich ehe das starke Tageslicht jede solche Lichterscheinung überblendet, muß der hinlänglich durchglühte Meridianpunkt 180° von dem Beobachtungspunkt liegen, wenigstens 175°. Also immer ein viel zu großer Theil der Erdkugel zwischen liegend, als daß von solchem Punkte aus irgend eine Lichterscheinung sichtbar seyn könnte. Beachtenswerthes über die bisherigen Angaben und Theorien von dem Zodiakal- oder Aequatorial-Licht geht für mich aus dem oben erwähnten hervor. Wenn achtungswerthe Reisende erzählen, daß sie den sogenannten Zodiakalschein auch am Morgen gesehen haben, so muß ich das für eine Täuschung halten, die durch Ueberraschung, durch die Kürze der Beobachtungszeit u. s. w. nur zu leicht möglich ist, und auch mich an den Höhen des Mokkattam beinahe fortgerissen hätte, wie ich Dir erzählte. Vielleicht war es bei diesen Reisenden auch eine so natürlich fromme Annahme dessen, was der gern mystificirende Südländer dem fremden forschenden Reisenden aufheftet, der ihm in Sprache, Sitten, Ideen, ja in der Religion ganz fremd ist, und in der Regel verächtlich, öfters verhaßt. Je unbefangener und besonnener ein wissenschaftlich beobachtender Reisender ist, der wenig oder gar noch nicht besuchte Erdflecken aufsucht, desto lieber wende ich mich an ihn, um ein Zeugniß über solche Mystificationen.

Warum ich ein Tropenlicht nur unter Verhältnissen für wahrnehmbar anerkennen kann, da man zwischen oder nahe an den Wendekreisen ist, — das habe ich ausgesprochen. Nicht minder, daß die herrliche Erscheinung nur dort kann gesehen werden, wo man Erdflächen in westlicher Richtung hat, welche zum erforderlichen Temperaturgrade erhitzt werden können. Wie wenige Reisende sind aber bisher in der Lage gewesen, dergleichen weite Wüsten zu besuchen, in denen der Wanderer oft genug meint verschmachten zu müssen? Die Art wie Baron Humboldt der Welt Mittheilungen macht, aus seinem ungeheuren Schatze von Resultaten seiner Reisen, erschuf die Mode, ich möchte fast sagen die Manie, die Möglichkeit in die Ferne zu reisen, nur dazu zu benutzen, Amerika kennen zu lernen, das heißt: ein Stückchen des Humboldt'schen Theiles der Anden anzuschauen, oder diejenigen glücklichen Tropenländer oder Inseln zu besuchen, die von dem großen Manne uns nach Westen hin waren bezeichnet worden. Paradiesische Theile, welche eine Vegetation tragen, deren Reichthum und Herrlichkeit dem nordischen Naturforscher und Naturfreunde unbegreiflich bleibt, aber ihm das Herz mit Sehnsucht erfüllt und mit begeistertem Staunen. Dort kann aber der wunderbar mysteriöse Tropenschein nicht gesehen werden, der nur auf den durchglüheten wasserebenen Sandwüsten thront. Auf den schrägen Flächen der Berge, deren schroffe oder sanfte Abhänge die Sonnenvibration nicht in gleicher senkrechter Richtung widerstrahlt, dort kann die Herrlichkeit nicht geboren und gesehen werden; nicht in jenen pflanzenreichen Ebenen, wo die senkrecht auffallende Wärme-Vibration in unzählig verschiedenen Winkeln und an elastischen Blattflächen abprallt, auch nicht in thau- oder nebelreichen Flächen, deren Urwälder oder üppige Anpflanzungen unter dichter Blattbedeckung eine nur zeitweilig modificirte, aber nie ganz aufgehobene Feuchtigkeit und Kühle bewahrt. Kaum ein sehr schwacher, formloser, wenig wahrnehmbarer Schein kann dort geboren werden, und wohl nur wenigen der scharf spähenden Schiffer sich offenbaren. Gar wenige Reisende machten sich an die östlichen Gestade Südamerika's, und von dort aus botanisirten oder zoologisirten sie in die pflanzenreichen und thierbevölkerten Oberflächen des Landes hinein, die ihnen nichts bietenden Wüsten, von denen sie sich keiner werthvollen Ausbeute gewärtigen könnten, so viel es anging, vermeidend. Die dennoch zu passirenden Llanos waren leicht durchschnitten, und nirgend so weit ausgedehnt, daß sich eine Lichtgestalt bilden kann, wie in den gewaltig ausgedehnten Sandwüsten Afrika's. Selten nun kann ein Reisender durch besondere Zwecke oder durch ein ungewöhnliches Zusammentreffen von Umständen dazu bestimmt werden, an Stelle der unzählbaren Herrlichkeiten die ihm eine gefahrlose Zone anbietet, die an Wunder und Reizen überfüllt ist, — jene Wüsten aufzusuchen, deren Entbehrungen und Beschwerden abschreckend sind, und nicht einmal als romantisch ausgerufen werden. Mich trieben meine Reisezwecke und Anregungen dahin, wo ich nur endlose Sandwüsten nach Westen hatte, und sich mir die Erscheinung offenbarte, von der ich meine, daß das Auge eines Europäers sie nur gar selten genoß. Immer wieder muß ich fragen: ist das, was sich mir darstellte, das viel behandelte Zodiakallicht, oder etwas anderes? Und was ist denn dieses?

Mir bleibt nur noch übrig, in Rücksicht der in Rede stehenden Erscheinung Dir vom Meere einige Worte zu sagen. Auch dieses entwickelt Dünste, welche durch die Licht und Wärme erzeugende, vibrirende Einwirkung der Sonne in höhere Temperatur emporgehoben werden. Die Naturforscher lehren uns, daß die Temperatur des Meeres nirgend höher steige als + 30°, und daß die unmittelbar darauf ruhende, und sich mit dem Wasser stets ausgleichende Atmosphäre über den Wellen, + 31 bis + 36° Wärme enthalte. Aus bekannten physischen Gründen sendet das Wasser als schlechter Wärmeleiter die bis zu einiger Tiefe vertheilte Wärme erst spät aus, bekanntlich nicht vor der Morgenstunde, um den Schiffern den so wichtigen Seewind zu geben, um den Menschen auf dem Lande Kühlung zuzuwehen. Die ununterbrochene Aus-

dünstung des Meeres, welche durch diesen Proceß so viel Wärme aus der Atmosphäre bindet, daß diese über den Wassern nur wenig erhitzt erscheint, gibt das Material zu jenen ausgedehnten Luftmassen, welche wahrscheinlich in geringer Höhe zu bedeutender Temperatur gelangen, denn es ist dort keine Wärme bindende Ausdünstung mehr, dagegen aber eine ununterbrochene vertikale Wärmevibration, die wiederum in dem verminderten Druck der specifisch leichten, ausgedehnten Luftmasse Licht erregen kann. Diese Lichterzeugung muß also auch über den Wassern stattfinden, wenn gleich sie auf jeden Fall nur unendlich geringer ist, als über den widerstrahlenden Sandwüsten. Somit erscheint es mir denn leicht begreiflich, wie bei der so gar geringen Lichterzeugung über den Flächen des Meeres die Angaben der Südschiffer sowohl als Reisenden theils Widersprechendes haben, theils durch Unsicherheit sich charakterisiren. Ich begreife gar wohl, wie hiedurch bisher die Naturforscher in Europa zu trügenden Ansichten und Hypothesen verschieden, und oft sehr abweichend, fortgerissen wurden, oder wenigstens konnten fortgerissen werden.

Die Aufmerksamkeit der gebildeten Reisenden ist seit einiger Zeit viel mehr auf Aegypten gerichtet, als vor noch wenigen Jahren. Es läßt sich also wohl erwarten, daß man beginnen werde, die immer bekannter werdenden ägyptischen Reisegränzen — bisher nur mit wenigen Ausnahmen bis an den sogenannten großen Katarakt des Nils bei Wadi-Halfa — zu überschreiten, und daß durch die erweckte Concurrenz die Beförderungsmittel den Reisenden werden erleichtert und angenehm gemacht werden. Wenn man südlich von Wadi-Halfa, wo man nicht mehr auf der bisherigen bequemen Barke den Nil hinauf fahren kann, nicht mehr auf das infernale Reiten der Lastkamele wird beschränkt, und durch die scheußlichen Kamelsättel der Eingebornen abgeschreckt seyn — dann ist zu hoffen daß mehrere europäische Reisende wirklich in Nubien und Abyssinien weiter vorrücken werden, und der wißbegierigen und forschenden Lesewelt Wahres berichten werden, auch aus jenen Regionen, von denen einige Einwohner mir äußerten: sie hätten bisher ein weißes Menschengesicht nur für eine Fabel gehalten. Daß jetzt noch fast Jedermann die großen Entbehrungen und Beschwerden scheuet, welche mit einer abgesonderten Forschungsreise verbunden sind, die somit das Anschließen an Karawanenzüge verbietet, begreife ich sehr gut. Hat sich die Anzahl der Reisenden dorthin aber vermehrt, dann werden die Erzählungen gefühlvoller und geistreicher Weltwanderer sich mindern, und die selbstschmeichelnden Phantasienbilder aus den fernen Zonen, von denen nur geschwätzige Dragomanen oder andere lügende Reisegeleiter erzählen, werden den Berichten weichen, welche schmucklos und wahr, besser über das wunderbare Tropenlicht berichten, als es mir mag gelungen seyn. Manches was mir an diesem Lichte nicht erklärlich ist, wird sich hoffentlich auch meinem Begriffsvermögen anschließen, und aufhören mir ein Räthsel zu seyn.

Aus allem was man durch die Fähigkeit die Hieroglyphen geläufig zu lesen, von den Aegyptern näheres weiß, kennt man ihren ruhigen, auf das Praktische und wahrhaft Zweckgemäße gerichteten Sinn, zugleich aber und ganz besonders auch ihre Erhebung zu den höchsten, zu den erhabensten Ansichten, wie sie in späterer Zeit nie sind übertroffen worden. Dieß steht klar da, in ihrem religiösen Unterricht und in ihrem symbolreichen Cultus. Die höchsten Wahrheiten sind nur gar wenigen Menschen erfaßbar, während jeder Mensch sich einbildet, sie in sich aufgenommen zu haben, daher denn ein Mißverstehen die blutigsten Kriege veranlaßt, ohne die Wahrheit zu fördern. So entstanden denn in tiefer Weisheit die Mysterien, die in Memphis und Heliopolis kennen zu lernen, jedem höherbegabten Menschen offen standen, und somit auch die Hochschule der griechischen Weisen waren. In unbegränzten Stufen erhob sich der Unterricht in der Religion für alle verschiedenen Abstufungen der Geistesvermögen, vom niedrigsten bis zum höchsten, und so vom materiellen Götterdienst bis zu den Mysterien, allein immer war das Symbolische vorwaltend, wo noch der Geist der Stütze bedurfte. So erscheint es denn unverkennbar, daß der Aegypter mit dem nach oben gerichteten Blick und Sinn, die wunderbare Erscheinung des Tropenlichtes sich hat verkörpern wollen, und daß auf die Art seine hochedelgestalteten Obelisken entstanden sind. Die ältesten Obelisken die unserm Anschauen aufbewahrt sind, die sogenannten Nadeln der Kleopatra im Meeresufer in Alexandrien, haben, so viel es mir gelingen wollte sie in der Nähe der Wachen zu messen, in ihren Einzelnheiten gerade die Gestalt jenes Tropenlichtes. Die später erzeugten Obelisken, deren Entstehungszeit nachgewiesen werden kann, haben freilich eine schönere, schlankere Form, wie die vielen dieser Monumente in Luxor und Karnak (Restchen der hunderttorigen Weltstadt Theben), deren Gestalt anzustaunen der Fremde nicht müde wird; allein sie weisen auch darauf hin, wie in Luxus und Frivolität, diesen Kindern allgemeinen Reichthums, mit dem einfachen kindlichen Sinne die höhere Bedeutung unterging in der Eleganz und Schönheit der Formen. Dennoch kann ich nur die imponirende Himmelsgestalt in der graziösen mächtigen Form der prächtigen und reizenden Obelisken erkennen, auch wenn ihre einzelnen Verhältnisse von jenen frühern Werken in Alexandrien hie und da abweichen, wie die Gestalt des schlanken Jünglings von der des kräftigen Mannes abweicht.

Mit lebhafter Freude, ja ich darf sagen, mit Sehnsucht, bin ich dem Entzücken gefolgt, mit welchem einige wenige Reisebeschreiber vom Südschein sprechen; nie aber konnte meine Phantasie mir eine Vorstellung von dem magischen Eindruck machen, den diese stets unverändert wunderreiche Erscheinung in mein Gemüth prägte. Dir mein alter lieber Bruder, Dir mit dem reichen Schatz tiefer Kenntnisse und immer weichem frischjugendlichem Gemüthe, möchte ich gern ein Bild von diesem wunderbaren, starren, und doch so unbeschreiblich schönen, erhabenen Zauberschauspiele machen; aber wo ist die Sprache die das vermag? Es war mir als müsse jedes Wort auf der Zunge ersterben, im mystisch düstern Schimmer dieses Obelisken; und es war als wie wenn ein mächtiger Geist nicht nur die unermeßlichen Räume, sondern auch mein Inneres erfülle, daß ich nur schweigend anstaunen könne. Ich fühlte mich Gott näher, aber nicht ein jämmerlicher Wurm vor ihm, gut genug um zertreten zu werden, nur dem niedrigen Staube angehörend, sondern daß auch ich, der Mensch mit dem Blick zu Gott, bedeutend sey, daß ich groß, Gott wahrhaft angehörend, Gott nahe angehörend sey, wenn ich in reiner kindlicher Ergebung alles, alles mit Liebe und Dank hinnehme, was seine unbegreifbare Weisheit sendet, Schweres oder Liebliches.

Briefe aus den toscanischen Maremmen.

VIII.

(Athen. 17 Junius.)

Sovana.

Etwa drei (engl.) Meilen nordwestlich von Pitigliano ist ein Ort von so auffallendem und seltsamem Aussehen, als irgend einer in Toscana. Dieß ist die alte ehemals berühmte Bischofsstadt Sovana, an deren Stelle einst auch eine etruskische Stadt lag, wie durch die seit einigen Jahren entdeckten zahlreichen Gräber und ihre Inschriften erwiesen ist. Als die Longobarden Italien überzogen, regierte sich Sovana noch selbst in Unabhängigkeit nach eigenen Gesetzen. In späterer Zeit hatte es seinen Grafen in der mächtigen Familie Aldobrandeschi, den vornehmsten Adeligen in diesem Theil Toscana's. Der furchtbare Hildebrand, jener Gregor VII, vor welchem gedemüthigte Monarchen zitterten, soll einigen Angaben nach aus dieser Familie stammen, nach andern war er der Sohn eines Zimmermanns in Sovana, und dieß scheint wahrscheinlich, da der genaue und sorgfältige Repetti keine Spur der Verbindung mit der großen Familie der Aldobrandeschi auffinden konnte. Graf oder Zimmermann, jedenfalls war er in dieser Stadt geboren, und ging von hier aus, um das Geschick der Welt durch seinen Willen zu gestalten. In späterer Zeit gehörte Sovana — oder Soana, denn beide Schreibarten finden sich — den Orsini, und theilte das Unheil, welches deren wilde Barbarei über ihre Nachbarn zu Pitigliano verhängte. Im Laufe ihrer Streitigkeiten mit der Republik Siena wurde es belagert, geplündert, genommen und wieder genommen. Im Jahre 1410 nahmen die Sieneser die große Glocke der Kathedrale, die in Siena noch unter dem Namen der Sovana-Glocke bekannt ist, als Trophäe mit fort. In den Rechnungen der Republik findet sich ein Posten von 200 Goldgulden für den Transport der Trophäe.

Von dieser Zeit an muß der Verfall Sovana's begonnen haben, denn im J. 1414 finden wir ein Decret der Regierung von Siena, das allen, welche nach Sovana gehen wollen, auf 15 Jahre Freiheit von Abgaben und Schutz gegen alle Privatgläubiger zusichert. Diese Maaßregel zeigte sich so fruchtlos, als alle Versuche, die Gesetze der Bevölkerung und Entvölkerung künstlich zu regeln, sich von jeher erwiesen haben. Andere Lockungsmittel folgten, und 75 Familien sollen dadurch bewogen worden seyn, sich daselbst niederzulassen. Es war alles umsonst. Ein Baumeister, den die Republik im Jahre 1542 hinschickte, um über den Zustand des Orts zu berichten, sagte, er könne kaum in schlechterem Zustande seyn, und wenn er nicht alsbald hergestellt würde, so müsse er in Ruinen fallen. Cosmo III und Franz II suchten nach einander die Stadt wieder in Aufnahme zu bringen, der erstere indem er eine Colonie Mainotten, der andere, indem er Lothringer hieher versetzte, aber die Pest war stärker als der Herzog, und weder von Mainotten, noch von Lothringern ist ein Abkömmling oder ein Spur mehr zu finden. So enthielt eine Stadt, welche im J. 1240 eine Belagerung durch die Armee Friedrichs II aushielt, im Jahre 1833 nur noch 64 Bewohner.

Warum diese unglückliche Stadt durch die Malaria entvölkert worden seyn soll, während ihr nicht anderthalb Stunden entfernter Nachbar Pitigliano frei blieb, ist ein höchst räthselhafter Umstand, den Repetti, nachdem er sich in den scharfsinnigsten Conjecturen erschöpft, nicht lösen zu können gestehen muß. Die geologische und topographische Gestaltung des Bodens ist an beiden Orten ganz dieselbe, nur daß Pitigliano etwa 150′ höher über dem Meere liegt, ein Unterschied, der keineswegs hinreicht, die Erscheinung zu erklären. Ich selbst zweifle kaum, es werde sich herausstellen, daß die kleinen im Grunde der tiefen Schluchten fließenden Bäche, welche Sovana ganz in ähnlicher Weise wie Pitigliano isoliren, keinen ganz freien, offenen Lauf haben, und daß im Sommer ein Theil ihres Wassers durch Untiefen und Anhäufung von Vegetabilien unter den Mauern der Stadt stehen bleibt — abermals ein Beispiel, daß die Malaria in Wahrheit nur die Rache der Erde wegen Vernachlässigung, die Nemesis der Faulheit ist. Es heißt bloß eine, wahrscheinlich bald durch die Wissenschaft in Erkenntniß umgewandelte Vermuthung aussprechen, wenn man sagt, daß alle Malaria denselben Ursachen zuzuschreiben ist. Häßliche holländische Niederungen sind gesund und reich, während liebliche italienische Thäler und Hügel arm und ungesund sind.

Doch ich kehre zu der Jeremiahstadt, wie Repetti sie nennt, zu unserem Sovana zurück. An einem glänzenden, lieblichen Morgen wandelte ich von Pitigliano aus dahin, und ein interessanterer lieblicherer Spaziergang läßt sich kaum denken. Man steigt zuerst einen steilen Pfad hinauf, der von der Stadt nach dem Grunde der tiefen Schlucht in den Felsen gehauen ist. Den Bach überschreitet man an einer Stelle, wo er eine alte Mühle treibt, dann muß man die entgegengesetzte Seite der Schlucht hinan klimmen. Dieß geschieht vermittelst der höchst merkwürdigen alten Saumpfade, von denen schon früher die Rede war. Die alte sorgfältig aus dem lebendigen Felsen gehauene Wasserrinne, die den Windungen des Pfades folgt, um zu verhindern, daß derselbe verdorben werde, indem er selbst zur Wasserrinne würde, ist noch vorhanden, und zeugt für die sorgsame Arbeit einer minder poco curante Generation als die jetzige. Ist man in solcher Weise 3 oder 400 Fuß hoch gestiegen, so kommt man auf das Tafelland des vulcanischen Gesteins heraus, in welches alle diese Schluchten und Pfade durch die Natur und die Menschen eingeschnitten sind. Die spärlich mit Bäumen gezierte und an manchen Stellen selbst spärlich mit Erde bedeckte Ebene zeigt einen elenden Halbanbau, der dem Wanderer schon von ferne die Verödung anzeigt, die seiner wartet. Man erblickt Sovana, sobald man die flache Ebene erreicht hat, und es scheint nicht mehr als 1000 Schritte entfernt. Aber mehr als Eine der tiefen Schluchten, die man nicht sieht, als bis man davor steht, liegen zwischen ihr und dem Wanderer. Aehnliche tief eingeschnittene Pfade, wie früher, führen in dieselben hinab und wieder hinauf. Die letzte Schlucht läuft unmittelbar unter den Mauern von Sovana vorbei, welches, wie Pitigliano, an dem Zusammenfluß von zweien derselben steht, und ein eben so fester strategischer Punkt gewesen seyn muß.

Die unmittelbare Umgebung der Stadt ist ausnehmend malerisch. Die Abhänge der Schluchten sind hier reicher bewaldet als bei Pitigliano, und die schönen gelben Massen des zerfallenen Feudalschlosses, die auf ihrem höchsten Bruchstück phantastisch mit einer einsamen Korkeiche gekrönt sind, hängen über einer wahren Wildniß von Felsbrocken und Waldland, das im reichen Herbstschmuck da lag

und hie und da von sculpirten Ueberresten etruskischer Gräber unterbrochen ist; alles dieß, beleuchtet von einer kalten Wintersonne, machte einen Eindruck auf mich, der zu der gänzlichen Oede und Todtenstille des Orts vollkommen zusammenstimmt. Ich kletterte die Schlucht hinauf, ging unter zwei zerstörten Thorwegen durch, über den ehemaligen Hofraum des Schlosses, und betrat so die lange Straße, welche noch jetzt eine halbe Meile weit sich fortzieht, freilich aber aus größtentheils zerstörten Gebäuden besteht. Am andern Ende derselben ist die Kathedrale. Die noch erhaltenen Trümmer zeugen genügend für die ehemalige Wichtigkeit der Stadt, denn man sieht massive Thorwölbungen, die Reste eines „palazzo pubblico“ überdeckt mit den Wappenschildern ehemaliger Stadtbefehlshaber, und mächtige Ruinen fester Paläste. Die von dem elenden Rest der Bevölkerung noch bewohnten Häuser liegen mitten unter den Ruinen umher, und man ist geneigt, sich allerlei Gedanken zu machen über die psychologischen Wirkungen eines Lebens, das man von Kindheit auf an einem so außerordentlicher Weise an Tod und Vernichtung mahnenden Schauplatz zubrachte. Auf meinem Gang von einem Ende dieser trübseligen Straße zum andern sah ich nur zwei Gruppen lebender Wesen. Die erste bestand aus einem sehr alten Priester mit einem ungeheuren dreieckigen Hut, der quer auf einem Esel saß, den ein frisches junges Mädchen antrieb. Der Bischof und das Capitel von Sovana wohnen seit mehreren Jahrhunderten zu Pitigliano, aber ein täglicher Gottesdienst irgend einer Art muß doch in der zerstörten Stadt abgehalten werden, nicht so sehr wegen der wenigen Menschen, die noch da sind, als weil noch die Kathedrale da steht. Und dieser arme alte Priester wird somit ausgeschickt, zur täglichen Versorgung der alten Metropole. Das mit der Führung des Esels beauftragte Mädchen schien Eile zu haben in die lebendigere Atmosphäre von Pitigliano zurückzukommen, denn sie bearbeitete des Esels Seiten, bis der stärkere Schritt des Thieres den armen alten Priester noch näher an den Sattelknopf brachte. Zwei alte müßig unter einem verfallenen Thorweg sitzende Weiber waren die andern lebenden Dinge, denen ich in Sovana begegnete.

Die Kathedrale steht, unähnlich ihrem alten Freund, dem Schloß, noch aufrecht und wasserdicht da. Es ist eine mächtige, aber nackte Kirche, die so freudenlos und schmerzvoll aussieht, als fühlte sie die Oede rings umher. Die Thüre war nur mit einem Riegel geschlossen, im Innern war aber wenig, das die Unterbrechung der beinahe furchtbaren Stille der alten feuchten Mauern gelohnt hätte. Einige wenige Inschriften zum Angedenken verstorbener Bischöfe bedecken die Wände des Schiffs. Einer, der in einer fernen Stadt verstorben, hatte befohlen sein Herz hieher in die Oede seiner eigenen Metropolitankirche zurückzubringen! Das ist die Stadt Sovana, der eindrucksvollste Schauplatz von Ruinen, den ich je gesehen. Denn meinem Gefühl nach liegt etwas drückenderes und eindringlicheres in einem solchen Anblick, als in den kahlen riesenhaften Mauern irgend einer etruskischen Stadt, aus der das Leben seit mehr als tausend Jahren gewichen ist. Hier kämpft das Leben noch, obgleich die Pulse nur noch schwach schlagen. Der Todeskampf ist noch nicht ganz vorüber, und die Ruinen und Denkzeichen umher erzählen von einem Volk und einem Leben, die uns verwandter sind.

Das Interesse, welches den Alterthumsforscher nach Sovana locken muß, ist sehr bedeutend. Ich kann in dieser Beziehung nichts besseres thun, als mich auf Dennis berufen. Um zu zeigen, welcher große Genuß des Alterthumsforschers in dieser fast unbekannten Stadt wartet, brauche ich bloß einige Worte aus Dennis' Schilderung zu entlehnen: „keine etruskische Todtenstadt, sagt er, verdient so sehr diesen Namen oder trägt den Charakter einer Todtenstadt in ihren Denkmalen stärker ausgedrückt, als die von Sovana. Hier ist eine viel größere Anzahl in den Felsen ausgehauener Grabmäler, als bei irgend einer alten etruskischen Stadt, und eine weit größere Mannichfaltigkeit architektonischer Zierrathen. Nirgends sind die Formen so seltsam und mannichfach, denn man sieht die Kennzeichen weit entlegener Länder und sehr verschiedener Zeiten. Aegypten, Griechenland, Etrurien und Rom haben alle hier ihre Stempel eingedrückt. Im allgemeinen Charakter der Grabmäler ist dieselbe Mannichfaltigkeit, denn außer den Sovana eigenthümlichen Zügen finden sich auch die anderer etruskischen Begräbnißplätze; die von Norchia, Bieda, Castel d'Asso, Falleri, Sutri, Cervetri finden alle hier ihre Repräsentanten. Nirgends auch sind Inschriften auf den Außenseiten der Denkmale so häufig, und von dem Poggio Prisco und Sopraripa kann man fast sagen: „nullum est sine nomine saxum! Fast jeder Felsen hier spricht etruskisch!“

Ist es nicht mehr als seltsam, daß ein solcher Ort, 10 (engl.) Meilen von der großen Straße von Florenz nach Rom, in der Mitte des 19ten Jahrhunderts von einem Engländer erst entdeckt werden mußte? Die Entdeckung ist allerdings jetzt etwas über zehn Jahre alt, gewiß aber haben noch nicht zehn Reisende sich dieselbe zu Nutzen gemacht. Die Entdeckung liegt *zehn Meilen vom Wege ab*, und die Welt hat Eile!

Die Armenier.

(Fortsetzung.)

Diese Spaltungen führen uns auf die armenische Kirche, und zwar vorerst auf die eigentlich nationale, welche die Armenier die gregorianische nennen, da die Katholikos oder allgemeinen Patriarchen als Nachfolger Gregors des Erleuchters, des Bekehrers der Armenier, gelten. Die Trennung von der griechischen Kirche hat ihren Grund hauptsächlich in politischen Verhältnissen, die von der römisch-katholischen Kirche in politischen und religiösen. Die Lehre von der Natur Christi hat die Kirche im vierten und fünften Jahrhundert lebhaft gespalten. Nestorius, Patriarch zu Konstantinopel von 425 bis 430, gab über die doppelte Natur in Christo eine ziemlich rationalistische Erklärung, seine Lehre aber, welche noch unter den Nestorianern in Asien fortdauert, wurde von dem Concil zu Ephesus im Jahr 431 verdammt. Nun gab Eutyches, Archimandrit eines Klosters in Konstantinopel, eine ganz supranaturalistische Erklärung, die im J. 451 auf dem Concil zu Chalcedon gleichfalls verdammt wurde. Zu dieser Zeit waren die Armenier im Aufstand gegen

Jezdedscherd II, der ihnen den Feuercultus aufdringen wollte, und hatten deßhalb das Concil von Chalcedon nicht beschickt; da indeß Eutyches im Orient eine mächtige Partei für sich hatte, erklärten sich später die Armenier gegen das Concil von Chalcedon, ohne deßhalb die Lehre des Eutyches anzunehmen, die sie vielmehr, wie aus zahlreichen spätern Schriften erhellt, geradezu verwarfen. Das Benehmen der griechischen Kaiser gegen Armenien, namentlich die heimtückische Ermordung des letzten Bagratiden, und die Unduldsamkeit der Kaiser [1] beschleunigten und erweiterten den Bruch zwischen Armeniern und Griechen. Zur Zeit der rupenischen Könige neigten sich die Kleinarmenier entschieden zu den Lateinern, während in den östlichen Provinzen sich ein sehr lebhafter Widerstand gegen die Vertauschung der nationalen Liturgie und Dogmen gegen die lateinische kundgab. Der heilige Nerses, Erzbischof von Tarsus und entsprungen aus dem königlichen Blut der Rupenier, wurde angeklagt die lateinischen Neuerungen zu begünstigen und mußte sich in einem langen Schreiben an König Leo II gegen diesen Vorwurf rechtfertigen. Diese Spaltung besteht bis auf den heutigen Tag, indem ein Theil der Armenier, die sogenannten unirten, sich zur lateinischen Kirche und zur Verbindung mit Rom hinneigt, der übrige Theil der Nation an die orientalische Kirche und das Patriarchat zu Etschmiadsin sich hielt; dieß sind die gregorianischen Armenier.

Im Dogma der letztern sind zwei Hauptpunkte, worin sie sich von der römischen Kirche entfernt und der griechischen nähert; sie nimmt an, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgeht, und erkennt kein Fegefeuer im katholischen Sinne an, obgleich sie einen Uebergangszustand annimmt und die Gebete für die Todten empfiehlt. Die Hauptfrage aber, welche die Armenier von der westlichen Kirche trennt, ist die Suprematie des Papstes. Sie verehren im Haupt der katholischen Kirche den Nachfolger des Apostels Petrus und den Inhaber eines der größten Bischofssitze der Christenheit, aber sie weisen seine dogmatische und disciplinarische Obergewalt zurück, und nehmen für ihren Katholicos die Unabhängigkeit in Anspruch, welche die Nachfolger des h. Gregor, des Erleuchters, stets gefordert haben, seit sie gegen Ende des vierten Jahrhunderts aufgehört haben, ihre Investitur von dem Bischof zu Cäsarea zu verlangen. Diese Frage ist nicht bloß religiös, sondern auch ein Ergebniß der nationalen Eifersucht gegen alles Fremde. Das letzte Band der gegenwärtig nach allen Richtungen zerstreuten Armenier ist ihre Religion; sie aufzugeben, um Katholik zu werden, heißt seine Nationalität aufgeben und ein Franke werden, wie sie mit innerem Widerstreben sich ausdrücken. Indeß die Verehrung der Jungfrau und der Heiligen ist ihnen theuer, sie lieben den Pomp in den religiösen Ceremonien, die Pracht in der Ausstattung ihrer Kirchen, die äußerlichen Uebungen der Frömmigkeit, die Pilgerfahrt ins heilige Land, so daß viele von ihnen den Titel Makdessi annehmen, was so viel bedeutet, als das arabische Hadschi; ihre Fasten sind sehr zahlreich, die Vorschriften darüber sehr streng, alles dieß wirkt dem Geist und den Lehren des Protestantismus entgegen, und wird stets verhindern, daß dieser viele Proselyten unter ihnen mache; man kann die, welche sich durch die Predigten der englischen und amerikanischen Missionäre zu Smyrna, Konstantinopel, Erzerum und Dschulfa gewinnen ließen, auf höchstens 2 bis 3000 anschlagen.

Das Kirchenregiment der Armenier steht, wie schon bemerkt, seit dem vierten Jahrhundert unter dem Katholikos, der zwei andere Patriarchate, das von Konstantinopel (errichtet nach der Einnahme durch die Türken im Jahr 1461) und von Jerusalem (errichtet 1311) unter sich hat. Auf der hierarchischen Leiter folgen sich dann Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer oder Derders. Letztere müssen heurathen, ehe sie in den heiligen Stand treten, da aber in den armenischen Provinzen, wo die Bevölkerungen arm sind, diese Priester, die oft eine zahlreiche Familie haben, in ihrem Amt keinen zureichenden Unterhalt finden, so müssen sie eine Handarbeit treiben, und bauen häufig das Feld oder halten Vieh. So fehlt es ihnen an Zeit zum Studium, und sie müssen alle geistige Cultur vernachlässigen. In diesem Zustand von Unwissenheit erhält sie noch ein anderer Umstand, der allen Sporn und Eifer brechen muß: sie kommen über die untern Grade der geistlichen Hierarchie nicht hinaus, denn den Mitgliedern der höhern Geistlichkeit ist, wie den Mönchen, das Heurathen untersagt; die Würdenträger der Kirche, Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen recrutiren sich also, wie in Rußland und im Orient überhaupt, nur aus den Mönchen. Aus den Klöstern gehen die Wartabeds oder Lehrer der Theologie hervor, welche mit dem Unterricht und der Predigt beauftragt sind. Die Dienstleistungen der Derders beschränken sich auf den täglichen Gottesdienst und die Ertheilung der Sacramente.

Der Wohnsitz der Katholikos war eben so unstät, wie das politische Schicksal der Nation. In alten Zeiten, unter den Arsaciden und Bagratiden, hielt sich das Patriarchat, stark durch seine Einheit, neben der königlichen Gewalt aufrecht in den verschiedenen Hauptstädten dieser Fürsten, Valarsabad, Artaxata, Tuin und Ani. Mit dem Fall der Bagratiden begann sein Schicksalswechsel und seine Zerstückelung. Die Katholikos, der reichen Güter, die sie von der Frömmigkeit der armenischen Monarchen erhalten hatten, beraubt, hatten keinen Zufluchtsort mehr als den, welchen ihnen der Zufall bot. Von den griechischen Kaisern anfangs in einen Winkel Cappadociens verbannt, dann zurückgezogen auf den sogenannten schwarzen Berg im Taurus, gelang es ihnen endlich sich in der Veste Hrom-Gla am Euphrat festzusetzen, die ihnen von der Wittwe Josselins de Courtenay des jüngern abgetreten worden war, und welche die Aegyptier im J. 1293 ihnen wieder entrissen. Hierauf ließen sie sich zu Sis, der damaligen Hauptstadt Ciliciens, nieder, aber 90 Jahre später, als dieß Königreich von den Mamelukensultanen vernichtet worden war, spaltete sich das der Gnade der Ungläubigen anheimgegebene und herabgewürdigte Patriarchat durch die Errichtung eines neuen Sitzes zu Etschmiadsin, an dem Orte, wo der h. Gregor die erste Offenbarung seines Apostolats erhalten hatte. Die Reihenfolge der Patriarchen von Sis dauerte bis auf unsere Zeit herab, aber mit vermindertem Ansehen und unter der Willkür der türkischen oder kurdischen Beys. Der gegenwärtige Inhaber des Titels bewohnt das Kloster des h. Gregorius mit einigen Mönchen und lebt dort elend, stets zitternd vor dem Häuptling der Juruk-Turkomanen, dem furchtbaren Schaderdschi Mehmed, welcher zu Kussun-Oglu-Chan in der Nähe von Sis in den Gebirgen wohnt. In den ersten Jahren des 12ten Jahrhun-

[1] Die Wiedervereinigung der griechischen und armenischen Kirche wurde von angesehenen armenischen Bischöfen erstrebt, wie man aber die Sache in Konstantinopel aufnahm, zeigt sich unter anderm aus der Forderung, daß die Armenier, wenn sie wieder mit der griechischen Kirche sich vereinigen wollten, sich aufs neue taufen lassen müßten, als wären sie Heiden.

derts erhob sich auch auf der Insel Aghtamar im Wansee ein anfangs unabhängiger Patriarchensitz, der bis in die neuesten Zeiten herab dauerte, sich aber doch endlich dem Patriarchen von Etschmiadsin unterwarf.

Jetzt ist der letztere von der Mehrzahl der gregorianischen Armenier, d. h. von dem bei weitem größten Theil der Nation als ihr eigentliches religiöses Oberhaupt und als der gesetzliche Nachfolger des h. Gregor anerkannt. Der jetzige Katholikos, früher Erzbischof zu Tiflis, Nerses, ist nahezu 90 Jahre alt. Ehe das Alter seine Fähigkeiten geschwächt hatte, galt er für einen Mann von umfassendem politischem Blick, dessen Erfahrung sich in den Verwicklungen, worein sein Land während des Kriegs gegen Persien in den Jahren 1826 und 1827 gerieth, sich bildete. Leute die ihn kannten, rühmten seine Charakterfestigkeit, seine vollkommene Selbstbeherrschung und seine unerschütterliche Geistesgegenwart. Während dieses Kriegs unterstützte er die Russen mit seinem ganzen Einfluß auf seine Landsleute in den Chanaten Eriwan und Nachitschewan, war stets an der Seite des Generals Paskewitsch, schlief Nachts unter seinem Zelte, und marschirte mit dem Kreuz in der Hand an der Spitze der russischen Colonnen. Seine Hauptbeweggründe lagen in dem Hasse der Armenier gegen die Perser und in der Hoffnung, die sie auf Rußland als eine christliche Macht gesetzt hatten. Um ihn zu belohnen, schickte ihm der Kaiser die Insignien des Alexander-Newsky-Ordens in Diamanten. Indeß war Nerses eng verbunden mit General Krasowsky, der in der asiatischen Armee diente und schlecht mit Paskewitsch stand. Dieß führte einen Bruch zwischen dem armenischen Prälaten und dem russischen Obergeneral herbei, der nach Petersburg Berichte abstattete, worin Nerses als ein Mann geschildert wurde, dessen Eifer zweifelhafte Gesinnungen berge. Diese Berichte brachten ihn in Ungnade: obwohl durch den allgemeinen Wunsch der Nation zum Nachfolger des eben verstorbenen Katholikos Ephrem bezeichnet, wurde doch vom Kaiser sein Nebenbuhler Johann vorgezogen, und er mußte sogar Tiflis verlassen, um den Bischofssitz in Bessarabien einzunehmen. Erst einige Jahre später gab der Kaiser dem Andringen des Grafen Perowski, Minister des Innern und beauftragt mit dem Departement der fremden Culte, nach, und erhob ihn zur Patriarchenwürde. Man hat die Ungnade des Nerses vielfach zu erklären gesucht, und namentlich behauptet, er habe sich einer Verschmelzung der armenischen Kirche mit der russischen widersetzt; aber Rußland scheint, vorerst wenigstens, diese Vereinigung nicht zu erstreben, vielmehr, wie aus einem Schreiben des Grafen Perowski an Nerses vom 18/30 Jan. 1852 hervorgeht, sie als Nationalinstitution befestigen zu wollen, um der Entwicklung des Katholicismus unter den Armeniern einen Damm entgegenzusetzen.

Der Katholikos hat neben sich einen Rath oder dirigirenden Synodus, der aus Erzbischöfen und Bischöfen ohne Diöcese, aus Archimandriten und einem Procurator besteht, der mit der Berichterstattung über die Geschäfte beauftragt ist, und auch an der Spitze der Kanzlei des Patriarchen steht. Sind die Angelegenheiten wichtig, so werden sie durch Vermittlung des Generalgouverneurs dem Kaiser vorgelegt. Beim Tode des Katholikos werden die 15 Suffraganbischöfe, welche in Persien, Rußland und der Türkei ihren Sitz haben, so wie die Vornehmsten der Nation und die Deputirten der Corporationen zusammenberufen, zwei Candidaten gewählt und der Annahme des Kaisers vorgelegt, der gewöhnlich denjenigen ernennt, welcher die meisten Stimmen erhalten. Als Etschmiadsin noch von Persien abhängig war, wurde diese Bestätigung unter der Form eines Geschenks an den Schah und seine Minister mit gutem Geld bezahlt, und meistens wurde die Würde dem Meistbietenden zugeschlagen. Die Patriarchen machten, um die Erpressungen, denen sie ausgesetzt waren, bestreiten zu können, ungeheure Schulden, und mehr als einmal kam es vor, daß Zahlungsunvermögen, so wie die Furcht vor Mißhandlung, den Patriarchen nöthigte, heimlich seinen Wohnsitz zu verlassen und die Flucht zu ergreifen.

Das geistliche Regiment der Armenier im türkischen Reiche beruht auf denselben Grundsätzen, wie zu Etschmiadsin. Das Patriarchat hat einen Synodus neben sich, der aus 12 Geistlichen und 2 Laien besteht. Dieser Synodus wird alle zwei Jahre durch Wahl erneuert. Die Vornehmsten der Nation und die Abgeordneten der Corporationen werden in den Palast des Patriarchen berufen, und nehmen an der Wahl Theil. Auch der Patriarch wird durch die Volksstimme erwählt, darf aber sein Amt nur antreten, wenn er die Investitur des Sultans erlangt hat. Der jetzige Inhaber der Würde heißt Agop (Jakob).

Bekanntlich verfährt die Pforte nach dem Grundsatz, daß die nicht islamitische Bevölkerung des Reichs nur unter dem Titel von Religionsgenossenschaften, was mit Nationalität gleichbedeutend ist, ein gesetzliches Daseyn habe. Die Repräsentanten der Griechen und Armenier sind die Patriarchen, die der Juden der Hakem Baschi; diese sind die verantwortlichen Oberhäupter und mit einer religiösen und bürgerlichen Machtvollkommenheit ausgerüstet. In dieser Eigenschaft haben beide Patriarchen und der Hakem Baschi im Anfang des jetzigen Kriegs dem Sultan gegenüber sich für den Gehorsam ihrer Nationalen verbürgt. Ihr Geschäftskreis umfaßt die Erhebung des Charatsch oder der Kopfsteuer für Rechnung der Regierung, die Entscheidung von Streitigkeiten unter ihren Religionsgenossen, die Verwaltung und Aufsicht der Spitäler und Schulen, die Unterstützung der Armen und andere Gegenstände innerer Verwaltung. Der armenische Patriarch hat zu diesem Ende einen bürgerlichen Rath außer dem kirchlichen Synodus neben sich, und dieser besteht aus 19 Laien, die, wie die Mitglieder des Synodus, nach zwei Jahren wieder wählbar sind.

Man schätzt die Zahl der unirten (katholischen) Armenier auf 240 bis 250,000, etwa ein Sechzehntel des ganzen Volks; sie sind hauptsächlich in Kleinasien, in Polen, Oesterreich und in den Donaufürstenthümern verbreitet. Auch findet sich eine ziemlich große Anzahl zu Konstantinopel (17,000), in Syrien und in den russischen Kaukasusprovinzen. Die Stadt Achalziche zählt deren etwa 4000. Man findet sie endlich auch in Tiflis und andern Städten Georgiens, und in der Ebene, welche sich am Nordfuße des Allahgös ausdehnt und ehemals einen Theil der Provinz Schirag bildete, bestehen ganz katholische Dörfer. Die Bekehrung dieser Bevölkerungen zum Katholicismus ist das Werk von Mönchen verschiedener Orden, welche die Päpste seit dem Anfang des 14ten Jahrhunderts ins Land sandten. Der erste derselben war der Dominicaner Bartholomäus von Bologna (1314), welcher Erzbischof von Nachitschewan wurde, welchen Sitz die Mönche dieses Ordens lange Zeit einnahmen. Unter der Leitung Johanns von Kerni, Schülers von Bartholomäus, bildete sich eine Verbrüderung, deren Mitglieder das Kleid der

Dominicaner annahmen, sich Unitarier nannten und die Vereinigung beider Kirchen, die Verbreitung von armenischen Uebersetzungen europäischer geistlicher Schriften und die Ersetzung des Nationalcultus durch den lateinischen sich zum Zweck setzten. Dieß Bestreben weckte eine lebhafte Opposition, die namentlich von dem Kloster Dathew in Ostarmenien ausging, weßhalb man diese Gegner Dathewianer nannte. Im 17ten Jahrhundert, zur Zeit des Glanzes von Dschulfa, als diese armenische Vorstadt Isfahans an Umfang der Stadt Lyon gleichkam, besaßen die Mönche fast aller Orden in Europa, die sich mit dem Missionswesen befaßten, daselbst reiche Häuser, prächtige Kirchen und arbeiteten thätig und mit Erfolg an der Bekehrung der Armenier. Die Zerstörung Dschulfa's durch die Afghanen im J. 1722, die Erpressungen und Grausamkeiten, welche Nadir Schah gegen die Armenier verübte, die Unruhen und Umwälzungen, welche Persien nach dem Tode dieses Fürsten 40 Jahre lang mit Blut überschwemmten, und endlich die Verfolgungen der Dissidenten gegen ihre katholischen Brüder haben letztere aus dieser einst so blühenden, jetzt in Ruinen liegenden Colonie entfernt.

Die unirten Armenier haben zwei Patriarchen: der eine saß ehemals zu Sis, und hat seinen Sitz nach Bezummar im Libanon verlegt, der andere ist zu Konstantinopel. Der erstere verwaltet mit Zuziehung zweier Erzbischöfe in partibus Syrien, Cilicien und einen Theil Kleinasiens; die Bischöfe von Aleppo, Mardin, Amassia und Tokat sind seine Suffragane. Der Patriarchenstuhl in Konstantinopel stammt aus neuerer Zeit: vor 1848 hingen die Armenier beider Glaubensbekenntnisse von einem und demselben Patriarchen ab, der sie bei der Pforte vertrat und zur dissentirenden Majorität gehörte. Diese Doppelrolle mußte unvermeidlich eine entschiedene Parteilichkeit für seine Religionsgenossen und Unterdrückung der katholischen Minorität zur Folge haben. Frankreich gab den Anstoß dazu dieser Anomalie ein Ende zu machen und die unirten Armenier zu emancipiren; die zu dem Ende durch den Grafen Guilleminot zu Konstantinopel geführten Unterhandlungen hatten einen vollen Erfolg, und man kam überein, daß die religiöse Verwaltung einem vom römischen Hof direct ernannten Primaten von Konstantinopel anvertraut werden, die Leitung der weltlichen Angelegenheiten aber, die Repräsentation der Katholiken bei der türkischen Regierung, ein einfacher Geistlicher unter dem Namen eines Civilpatriarchen übernehmen sollte, dem ein halb geistlicher, halb weltlicher Rath beigegeben würde. Primat von Konstantinopel ist jetzt Hr. Hassun, ehemaliger Schüler der Propaganda. — Die katholischen Armenier Rußlands sind dem Metropoliten des lateinischen Ritus in Petersburg unterworfen.

In der Hierarchie der unirten Kirche zählt man fünf Metropolitansitze des alten Armeniens, die jetzt nur noch Erzbisthümer in partibus sind, nämlich von Schirag, Daron, Wan, Siunik und Cäsarea. Die Titularien dieser zwei letzten Sitze sind die Vorstände der beiden Congregationshäuser der Mechitaristen zu Venedig und Wien. Ich muß hier in einige Einzelnheiten über diese beiden berühmten Klöster eingehen, die seit fünfzig Jahren Mittelpunkte einer sehr thätigen literarischen Production, sowie der Studien und des Unterrichts für die armenische Jugend geworden sind. Die Absicht des Gründers dieses zugleich religiösen und gelehrten Ordens war die geistige Wiedergeburt seiner Landsleute. Er wollte das Studium der alten, fast erloschenen Sprache Armeniens wieder beleben, die Literatur derselben correct und möglichst wohlfeil abdrucken lassen, sie durch Uebersetzungen der besten westeuropäischen Werke vermehren, einen Unterricht nach den besten europäischen, dem Bedürfniß und dem Geist seiner Nation angemessenen Methoden begründen, und endlich die Nation durch Lehre zu der großen katholischen Familie zurückführen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war das armenische Volk nach allen Unfällen, die es betroffen, durch den Druck entartet, und näherte sich mit raschen Schritten einem vollkommenen geistigen Verfall. Seine Sprache und Ueberlieferungen verloren sich mit jedem Jahre mehr, um den Sprachen und Sitten der Völker, unter denen es lebte, Platz zu machen. Um es aus dieser Erniedrigung zu erheben, bedurfte es eines mächtigen Willens und eines glühenden Patriotismus. Diese Eigenschaften, durch ein tiefes religiöses Gefühl noch energischer gemacht, fanden sich bei einem jener Geister, wie sie die Vorsehung manchmal erweckt, um eine hinsiechende Gesellschaft neu zu beleben. Dieser Mann war Mechitar. Zu Siwas in Kleinasien von dissidentischen Eltern geboren, verflossen seine ersten Jahre im Gebet, Studium und Händearbeit. Er suchte die Wahrheit mit einfachem Herzen und fand sie: der katholische Glaube, zu dem er hinneigte, und den er auch ergriff, erschien ihm wie ein Leuchtthurm, der sein Volk zur Civilisation der Völker des Occidents leiten sollte. Er lebte zurückgezogen in der Vorstadt Galata zu Konstantinopel, wo seine Predigten, seine Tugenden und seine unaussprechliche Milde ihm einige Schüler gewannen, mit denen er den Grund zu dem Institut legte, das seinen Namen trägt. Dem Haß und den Verfolgungen seiner dissentirenden Landsleute ausgesetzt, war er nahe daran zu erliegen, als der Palast des französischen Botschafters sich ihm als schützendes Asyl öffnete. Er beschloß nun seine im Entstehen begriffene Genossenschaft nach Morea zu verlegen, welches damals unter venetianischer Herrschaft stand, und ließ sich zu Modon nieder, aber nach 12 Jahren zwang ihn ein Einbruch der Türken sich nach Venedig zu flüchten. Da die Gesetze der Republik die Errichtung neuer Klöster im Umkreis der Stadt verboten, trat der Senat ihm für einige Zeit eine kleine Insel in den Lagunen ab. Diese Insel war im Jahre 1180 von Hubert, Abt von St. Hilarion, einem frommen Manne, Namens Lione Paolini, geschenkt worden, um hier ein Hospital und eine Kirche für die Unglücklichen zu bauen, die mit dem Aussatz behaftet aus dem Orient zurückkehrten; diese Anstalt hatte den Namen des armen Aussätzigen im Evangelium, Lazarus, erhalten. Als diese Krankheit in Europa nahezu verschwunden war, wurde die Insel San Lazaro in ein Depot für Bettler umgeschaffen, aber wegen der Entfernung bald wieder verlassen. Hier ließ sich Mechitar mit seinen Schülern nieder mitten unter den Ruinen, die sie ihrer Armuth wegen kaum wieder herzustellen vermochten. Dieß war der bescheidene Anfang dieses Klosters, das die mächtige Republik, die Königin des adriatischen Meeres, wo Mechitar eine so großmüthige Gastfreundschaft gefunden, überleben und durch seinen literarischen Ruf ein Wallfahrtsort für alle ausgezeichneten Gäste Venedigs, eine Zuflucht werden sollte, wo einst der Sänger des Childe Harold durch Studien einen Augenblick Ruhe in seinem bewegten Leben suchen würde.

Die Anfänge der Genossenschaft waren voller Arbeit und Noth, manchmal fehlte das tägliche Brod; aber Mechitar hatte die Stärke des Willens und der Hoffnung, wie sie nur der Glaube verleiht,

welcher Berge versetzt. Die venetianische Regierung hatte ihm anfangs einige Unterstützung gewährt, die frommen Schenkungen seiner Landsleute setzten ihn in den Stand das Klostergebäude zu vollenden und die verlassene Kirche des alten Aussatzhauses wieder herzurichten. Die Reihen seiner Schüler mehrten sich mit jedem Tage durch neue Zuzüge aus dem Orient, so daß er mehrere derselben als Prediger und Lehrer der Jugend nach den armenischen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen senden konnte. Als er im J. 1749 starb, hatte er die Freude, sein Werk, das so viele andere für unmöglich gehalten, und das er unter zahllosen Hindernissen, Gefahren und Mühseligkeiten fortgesetzt hatte, auf festen Grundlagen errichtet und vom Papst Clemens XI, der ihn zur Würde eines Abtes erhoben hatte, gebilligt zu sehen. Unter dem Nachfolger Mechitars, dem Abt Melkon (Melchior), schied ein Theil der Bruderschaft aus, um eine Tochteranstalt zu Triest zu gründen, wohin der Handel eine Menge Armenier gezogen hatte.

Im Jahr 1773 ließen sich zwei Mönche, Deodatus Babik und Minas Gasparents, auf einem Theil eines früher den Jesuiten gehörigen Guts nieder, den ihnen Maria Theresia abgetreten hatte. Anfangs widmeten sie sich ausschließlich der geistlichen Leitung ihrer Landsleute, welche Triest besuchten oder bewohnten, allmählich aber erweiterten sie ihren Dienst, und zwei Schulen wurden eröffnet, eine für Novizen, andere für Kinder. Als Joseph II die Reform der religiösen Orden in seinen Staaten unternahm, ließ er das Haus der Armenier bestehen [1], und als er Triest besuchte und sich selbst von der Nützlichkeit ihres Instituts überzeugte, bestätigte er nicht nur die Schenkung, welche Maria Theresia gemacht hatte, sondern gewährte ihnen auch noch das Privilegium einer Druckerei.

Als die französischen Armeen in den Jahren 1797 und 1805 nach Istrien und Illyrien kamen, respectirten sie die Mechitaristen, aber der dritte Einfall im J. 1807 war ihnen verderblich. Durch einen Befehl des Gouverneurs der illyrischen Provinzen, Marschall Marmont, wurde die Congregation aufgehoben, und die Mitglieder ihres Vermögens beraubt [1] mit der Weisung nach dem Orient zurückzukehren, oder sich nach Siebenbürgen zu begeben. Dem Vorstand des Klosters, Babik, gelang es nach Wien zu entkommen, wo bald seine Mönche zu ihm stießen. Im J. 1810 wies ihnen Kaiser Franz II ein altes Capucinerkloster in der Josephsstadt an, und fügte bald ihren frühern Privilegien ein neues hinzu, nämlich das lateinische Brevier drucken zu dürfen, ein Recht, das Ungarn allein mit ihnen in der österreichischen Monarchie theilte. Durch die Hülfsmittel, welche ihnen dieß Privilegium verschaffte, durch die zahlreichen Almosen, die sie im Orient und in Deutschland sammelten, und durch die Gunst der kaiserlichen Familie überhaupt nahm ihre Anstalt einen großen Aufschwung, und gelangte zu dem blühenden Zustand, der jetzt ihre Existenz sichert.

(Schluß folgt.)

[1] Als Napoleon im J. 1810 die Klöster im Königreich Italien durch ein Decret aufhob, verschonte er das der Mechitaristen in Venedig. Diese Ausnahme ward veranlaßt durch einen ihrer Landsleute, welcher damals einen Vertrauensposten bei Napoleon einnahm, den Mameluken Rustam, einen gebornen Armenier, dessen eigentlicher Name Aruthian war. Rustam, den seine Biographen in Eriwan geboren seyn lassen, war aus Wan, wurde noch ganz jung von seiner Mutter auf einer Reise nach Jerusalem mitgenommen und ging von da nach Aegypten, wo ihn später Napoleon in seine Dienste nahm. Es gab noch andere Armenier unter den Mameluken der kaiserlichen Garde, unter andern einen gewissen Bedros (Peter).

[1] Nach Boré betrug der Verlust, den sie durch die Confiscation ihres Eigenthums erlitten, über eine Million Franken, ohne den Verlust ihres Mobiliars und ihrer Bibliothek zu rechnen.

Livingstons neueste Reise in Südafrika.

Das neueste Heft des Bull. de la Soc. de géogr. vom Mai enthält ein Schreiben des französischen Missionärs Frédoux an den Präsidenten der französischen geographischen Gesellschaft vom 11 Februar d. J. aus Motito bei Litaku im südöstlichen Afrika, in welchem ein Brief Livingstons an denselben eingeschlossen war, worin er sich für die ihm zuerkannte Medaille der französischen geographischen Gesellschaft bedankt, und eine Skizze seiner neuesten Reise beifügt. Der Brief Hrn. Frédoux's lautet folgendermaaßen.

„Einige Zeit nach der Entdeckung des Ngami-Sees und nach einer zweiten Reise dahin erhielt ich von Hrn. Livingston ein Schreiben mit Nachrichten über das von ihm erforschte Land; ich theilte dasselbe dem Director der evangelischen Missionen mit, von welchem es dann an Sie gelangte. Ermuntert durch die wohlwollende Aufnahme und dankbar für die ihm zuerkannte Medaille schreibt derselbe jetzt direct an Sie, und schildert darin den Wohnsitz des Häuptlings Sekeletu, des Sohnes Sebitoane's, mit manchen höchst interessanten Einzelnheiten. Es ist jetzt mehr als 11 Monate, seit Hr. Livingston seine letzte Reise angetreten. In den letzten Tagen des December 1852 kam er durch Motito, wo ich jetzt wohne, um in die innern Theile Südafrika's einzudringen. Seit dieser Zeit haben wir von ihm fast gar keine Nachricht erhalten bis zur Ankunft des Packets mit dem hier eingeschlossenen Brief. Das Fieber, von dem seine Leute so viel gelitten, hat ihn selbst nicht weniger als achtmal angefallen, und das letztemal sehr schwer. Zwei andere Europäer, Portugiesen, befanden sich zu gleicher Zeit mit ihm in diesen von Europäern so wenig bewohn-

ten Gegenden, die beide aus einer Benguela gegenüber gelegenen Niederlassung, welche am weitesten entfernt von den westafrikanischen Küsten ist, gekommen waren. Er sah auch arabische Kaufleute aus Zanzibar, Unterthanen des Imam von Mascat, von denen einer sehr geläufig in die Brieftasche unseres Reisenden einige Worte von rechts nach links (arabisch ohne Zweifel) einschrieb. Wenn er seinen Plan ausführen konnte, so muß er seit geraumer Zeit nach der Westküste unterwegs, vielleicht bereits dort angelangt seyn. Da er wußte, daß er zu Loanda Landsleute und Franzosen antreffen würde, so wollte er lieber dorthin, als nach einem südlichern Punkte sich begeben, und da das Land, welches er zu durchziehen hatte, wie man ihm sagte, mit dichten Wäldern bedeckt, und von zahlreichen und großen Flüssen durchschnitten ist, so wollte er seinen Wagen nicht mit sich nehmen, sondern versuchen, die Reise zu Pferde zu machen.

„Im Vertrauen, daß die geographische Gesellschaft mit gewohntem Wohlwollen die in dem Briefe Dr. Livingstons enthaltenen Nachrichten über ein kürzlich noch fast unbekanntes Land aufnehmen wird, und daß die wenigen Worte, mit denen ich dieselben mir zu begleiten erlaube, ihr nicht unangenehm seyn werden, habe ich die Ehre mit tiefster Hochachtung zu verharren rc. Frédoux, französischer Missionär.

In dem beigeschlossenen Briefe bedankt sich Hr. Livingston für die ihm zuerkannte Medaille, und fährt sodann fort: die Reise, die ich gegenwärtig unternehme, hat zum Zweck einen zur Anlegung einer Mission geeigneten gesunden Ort zu entdecken; das Haupthinderniß, das wir in diesen Gegenden Afrika's zu fürchten haben, ist das Fieber. Um hieher zu kommen — der Brief ist aus der Stadt Sekeletus, Linyanti, [1] vom 28 September 1853 datirt — folgte ich nicht unserer alten Straße, sondern hielt von Kamakama aus die Richtung des magnetischen Meridians (21° W) bis 19° 16' S. B. ein. Hier wurden alle meine Leute plötzlich vom Fieber befallen, mit Ausnahme eines jungen Menschen, der die Ochsen hütete, während ich mich mit den Kranken beschäftigte. Nachdem ich mit der Warte der Kranken über einen Monat hingebracht, konnten wir endlich wieder aufbrechen, und nahmen nun unsern Weg gegen Norden. Wir rückten nur sehr langsam vor, denn das Land war weit umher mit dichten Wäldern bedeckt, und ich mußte nebenbei zugleich den Wagenlenker und den Holzhauer machen. Ein 8 bis 10' hohes Gras machte die Ochsen sehr scheu, sie verliefen sich häufig, und floben manchmal 10 bis 15 (engl.) Meilen weit ohne anzuhalten. Der junge Mensch wurde selbst vom Fieber ergriffen, aber zwei Buschmänner unterstützten mich thätig und durch Ausdauer gelang es uns bis in die Nähe des Schobe zu gelangen. Mitten unter unsern Verlegenheiten empfand ich ein unaussprechliches Vergnügen beim Anblick einer alten Bekanntschaft: dieß war ein Weinstock mit dem schönsten Blätterschmuck und den prächtigsten purpurrothen Trauben. Die Kerne dieser Trauben sind von der Größe einer Erbse, von sehr adstringirender Art und lassen dem wässerigen Theil der Frucht, welche selbst eine ziemlich starke Beere bildet, wenig Raum. Das Land am Schobe zeigte stromartig überschwemmte Thäler. Nachdem wir mehrere durchzogen, kamen wir an eines Namens Sanschüre, das ein unseren Wagen gänzlich unübersteigliches Hinderniß bot. Es war tief, hatte eine halbe Meile Breite und enthielt Flußpferde. Vergebens suchte ich eine Furt, und zugleich verließen uns unsere Buschmänner plötzlich. Da ich sehr wünschte zu dem Volke Sebituanes zu gelangen, nahm ich einen meiner am besten hergestellten Kranken mit mir, fuhr auf einem kleinen Kahn über den Sanschüre, und zog dann gegen NNW, um den Schobe aufzusuchen. Die Ebene, auf der wir mühsam vorwärts zogen, war sechs Zoll hoch mit Wasser bedeckt, und trug zugleich ein dichtes hohes Gras. Nachdem wir etwa 20 Meilen zurückgelegt, stießen wir auf einen ungeheuren Schilfwald, der sich gegen NO ausdehnte, so weit das Auge reichte. Wir zogen südwestlich und am folgenden Tage fanden wir endlich Bäume; wir erstiegen einen derselben und hatten das Vergnügen einen Wasserlauf zu entdecken. Aber eine undurchdringliche Schranke von Schilf befand sich zwischen dem Ufer und der Strömung, und mit aller Anstrengung konnten wir nicht bis zu dieser gelangen: bald war das Wasser im Grase zu tief, als daß wir es hätten durchwaten können, bald war es uns unmöglich die durch Kletterpflanzen verbundenen Schilfrohre niederzubeugen; um einen Begriff von unsern Anstrengungen und Mühseligkeiten zu geben, will ich bloß bemerken, daß unsere sehr feste Kleidung bis ans Knie völlig zerrissen war, und daß unsere eben so vortreffliche Fußbekleidung in Fetzen herunterhing in Folge einer abscheulichen Grasart, deren obere, spitzige und gezahnte Enden uns die Hände zerrissen.

Genöthigt nach dem oben erwähnten ungeheuren gegen NO ziehenden Schilfwald umzukehren, gelang es uns endlich am vierten Tage einen Durchgang zu entdecken. Wir fuhren nun mit unserm Kahn 20 Meilen weit hinab, und kamen nach einem Dorfe Makololo. Unser Besuch überraschte die Einwohner sehr, um so mehr, als sie den Schobe für eine vollständige Schutzwehr gegen ihre Feinde hielten, welche ohne ihr Vorwissen niemand überschreiten könne. Als wir in Piroguen nach unserem Wagen zurückkehrten, hatten wir auf geradem Wege nur zehn Meilen zurückzulegen, während wir im Grase 60 Meilen gemacht hatten. Jetzt waren unsere Verlegenheiten beseitigt. Mehrere Piroguen und etwa 140 Mann kamen aus der Stadt, unser Gepäck war schnell quer durch das Land und auf dem Fluß fortgeschafft, wir marschirten gegen Norden, um dem überschwemmten Lande auszuweichen, wandten uns dann gegen SW und kamen so in die Stadt.

Der Sohn Sebituane's, ein junger Mensch von noch nicht 19 Jahren, Namens Sekeletu, nahm uns mit der größten Freundlichkeit auf. Ich wünschte sein Land zu durchwandern und zu erforschen; er wollte mich begleiten, um mich gegen Gefahren zu schützen, konnte aber im Augenblick nicht abkommen; übrigens ist man in Afrika niemals pressirt. Ich mußte also eine Zeit lang warten, um so mehr, als ich mehrere Fieberanfälle erfuhr. Um die Zeit, welche mir das Fieber frei ließ, möglichst gut anzuwenden, fing ich an, lesen zu lehren. Der Häuptling wurde sehr unruhig bei dem Gedanken, daß er den Grund seines Herzens ändern, und sich mit Einer Frau begnügen müsse. Eine Verschwörung hätte ihm fast das Leben gekostet. Wie leicht stören die leichtesten Umstände manchmal die noch so geschickt angelegten Plane! Ich saß zwischen dem Häuptling und dem Mörder, der ihn tödten wollte, und hinderte so die Vollziehung des Verbrechens. Der Verschworene, der sich die Herrschaft sichern wollte, hatte eine kleine Art, mit welcher er Sekeletu niederzuhauen ge-

[1] Die Stadt Linyanti mit dem benachbarten Lager Sekeletus liegt zufolge einer angefügten Karte etwa unter 18° 15' S. B. und 23° 40' O. L. v. G. an einem Fluß Schobe, der sich etwa unter 17° 48' S. B. und 26° O. L. v. G. in einen großen von Norden kommenden Strom Seschéke ergießt, an dem Livingston bis 14° 11' S. B. hinaufgedrungen ist. Seschéke nennt Livingston den Fluß nach einer unter 17° 30' S. B. etwa gelegenen Stadt; es münden sich in denselben aber eine Menge anderer Flüsse von Osten und Westen her ein, und an dem Punkte, bis wohin Livingston gelangte, ist eine Gabeltheilung, wo der eine Arm Londa oder Leeba, der östliche Leeambaye oder Kabompo genannt ist.

dachte, sobald er nach der Unterredung, die sie mit einander hatten, sich erheben würde. Ich saß zwischen beiden, und als ich mich wegen der vorgerückten Tageszeit entfernen wollte, sagte ich zu Sekeletu: „wo werden wir heute übernachten?“ — „Komm, antwortete er, ich will es dir zeigen.“ Wir standen miteinander auf, und da mein Körper den seinigen deckte, so konnte der Elende ihn nicht treffen. Seine Mitverschworenen kamen noch an demselben Abend zum Häuptling, um ihm alles zu entdecken. Der Schuldige wurde alsbald herbeigeführt und getödtet. Alles dieß geschah mit so wenig Lärm, daß ich die Sache erst am folgenden Tage erfuhr, obgleich ich in einer benachbarten Hütte war. Wir fuhren den Fluß hinauf, der zu den Borotse führt, und hatten 160 Mann und 30 Kähne bei uns. Der Fluß heißt allenthalben Liambei (Leeambye), welches Wort zwar nur „der Strom“ bedeutet, aber vielleicht ist dieß doch der richtigere Name, denn es gibt mehrere Seschefe. Dieser schöne Strom ist oft über eine Meile breit. Die Ufer sind mit Wäldern eingefaßt. Viele Bäume haben Luftwurzeln, die von den Zweigen herab ins Wasser sich senken. Man trifft zahlreiche Inseln, von 3 bis 5 M. Länge, die einen prachtvollen Anblick bieten, denn es sind Massen von Baumgrün, die in den mannichfachsten Farben prangen. Der Dattelbaum und die andern hohen Palmen ragen über die übrigen Bäume hervor, und ihr federiges Blätterwerk malt sich köstlich am Azurblau des Himmels ab. Im Laufe des Flusses finden sich mehrere Katarakte von 4—5 Fuß Höhe, welche nebst mehreren reißenden Schnellen die Schifffahrt gefährlich machen. Der größte Fall ist der von Gonye; ein Felsen bildet unterhalb desselben eine Bank, und fängt das Wasser auf; ein Theil des Wassers stürzt sich in einen Abgrund, aus dem sich eine Dunstwolke erhebt, in der die Regenbogenfarben spielen.

Als wir bis auf 16° S. B. vorgedrungen waren, sahen wir die hohen bewaldeten Ufer sich vom Flusse entfernen, und wie zwei Hügelreihen gegen NNO und NNW auf eine Entfernung von 20 bis 30 M. laufen; sie umfassen ein Thal von etwa 100 M. Breite, das man Thal der Borotsé nennt, und welches jährlich nicht durch die Regen, sondern durch die von N und NW kommenden Gewässer überschwemmt wird. Wenn der Strom um 10′ über das niedrige Wasser ansteigt, ist das ganze Thal überschwemmt, mit Ausnahme der kleinen Erhöhungen, auf denen die Städte und Dörfer angelegt sind; steigt das Wasser um 2′ höher, so sind auch die Städte überschwemmt. Der Boden einiger dieser Städte, wie der der Hauptstadt Nariele, ist künstlich erhöht. Die Stelle der größten Stadt, die in diesem Lande erbaut wurde, ist jetzt ein Theil des Strombettes. Santuru, der Häuptling der Borotsé, ließ sein Volk mehrere Jahre arbeiten, um diesen Platz herzurichten, der jetzt, einige Quadrat-Meilen abgerechnet, ganz im Strom verschwunden ist. Das Land ist mit vortrefflichen, aus 12′ hohem und 1″ dickem Gras bestehenden Weiden bedeckt; allenthalben sieht man sehr großes Vieh weiden. Die Dörfer sind ziemlich zahlreich, aber meist klein. Bäume trifft man keine, außer die, welche Santuru anpflanzen ließ, um sich Schatten zu verschaffen. Die Ketten, welche das Thal einschließen, sind der Anfang von Hochebenen, welche 2—300′ über das Niveau der Ueberschwemmungen sich erheben; sie sind mit Bäumen bekleidet, und enthalten viel Pflanzungen von Zuckerrohr, süßen Bataten, Ignamen, Manioc, Reis, Mais u. s. w. Man baut Getreide (Kafferhirse) und Mais in großer Menge. Dieß Getreide, der Reichthum an Milch, den die durch saftiges Gras wohlgenährten Heerden liefern, und die Fische, von denen es im Strome wimmelt, machen den Lebensunterhalt hier sehr leicht.

Die Höhen sind die einzigen Striche, die mir einen bewohnbaren Aufenthalt zu bieten schienen. Indeß sind sie nicht gesund. Die Ausdünstungen des Thals und aller der überschwemmten Ländereien in der Nähe sind wahrscheinlich die Ursachen des Fiebers, mit dem man beim Verkehr mit den Bewohnern dieses Landes zu kämpfen hat. Jenseits Mosiwatunn gibt es hohe Berge, aber Mosolikatse [1] läßt keine Bevölkerung in seiner Nähe ruhig leben.

Nachdem ich das Land der Borotse untersucht, verließ ich meine Leute und ging nordwärts bis zur Vereinigung der Liba (Leeba) oder Londa und der Liambei (Leeambye). Letztere scheint von Osten zu kommen, die erstere kommt von der Hauptstadt eines mächtigen Staats dieses Namens her. Wollte ich Loanda an der Westküste erreichen, so konnte ich die Londa hinaufgehen. Die Vereinigung der Londa und Liambei findet unter 14° 11′ S. B. statt. Nach der Versicherung eines portugiesischen Kaufmanns sind auf den Karten wenige Punkte im Innern genauer angegeben, als die Nachweisungen der Eingebornen dieß thun. In der That sind viele portugiesische Karten ganz nach den Angaben der Eingebornen gefertigt. Die von Hrn. Oswell und mir gefertigte Karte enthält eine gute Andeutung der Flüsse, aber wie zu erwarten, haben sich einige kleine Fehler eingeschlichen. Das ganze Land Sebituane's sollte mehr nach Westen versetzt werden, denn wenn meine Messungen richtig sind, sollte mein Lager unter 23° 50′, nicht unter 26° O. L. v. G. angegeben seyn. Trotz einzelner Fehler wird aber bis auf weiteres die von Hrn. Oswell und mir entworfene Karte ein guter Führer für künftige Forscher seyn.

Der Loeti, welcher ein leicht gefärbtes Wasser führt, fällt unter 14° 18′ S. B. in den Liambei, und kommt aus Lobale, was ein gut bewässertes, im Westen dieses Zusammenflusses gelegenes Land zu seyn scheint. Ein portugiesischer Kaufmann berichtet, daß er in dieser Richtung ein Land gefunden, wo er in Einem Tage 10 bedeutende Flüsse zu überschreiten hatte.

Meine Reise dauerte sechs Wochen. Ich bin nie so lange in unaufhörlicher Berührung mit den Heiden geblieben. Sie waren gegen mich so freundlich und zuvorkommend als sie konnten. Indeß haben ihr Geschrei, ihre Gesänge, ihre Tänze, ihre Gewohnheit Hanf zu rauchen, ihre Streitigkeiten, ihre rohen Erzählungen, ihre Flüche, alles dieß was ich sechs Wochen lang ertragen mußte, mir hinreichend gezeigt, daß diese Naturkinder in einer moralischen Erniedrigung sind, die sie weit unter den niedrigsten Pöbel Londons stellt. Glücklicherweise kann ich meine Aufmerksamkeit von dem mich umgebenden Geräusch abwenden, aber ein Mensch, der ohne ein Buch unter diese Eingebornen geworfen würde, müßte nach einem Jahre ein Misanthrop oder ein Narr seyn.

[1] Dieser Häuptling war vor etwa 15 Jahren viel tiefer nach Süden bis in die Nähe des Oranjeflusses vorgedrungen, und bedrückte die dortigen Völkerschaften, aber die um diese Zeit ausziehenden Boeren lieferten ihm eine Schlacht, in Folge deren er abzog.

Briefe aus Surinam. IV.

(Fortsetzung.)

Der Judenkirchhof zeichnet sich durch schöne Grabsteine aus, auf welchen in hebräischer und portugiesischer Sprache Inschriften eingegraben sind, welche (die letzteren wenigstens) den Namen und das Alter der Abgeschiedenen angeben. In einer jener reizenden Thalschluchten, welche durch ihr mannichfach schattirtes Grün und den imposanten Wuchs der Bäume das Auge erfrischen, ist nicht weit von dem Kirchhofe eine Quelle, deren Wasser einen etwas bitterlichen Beigeschmack hat, sonst aber gesund seyn soll; vielleicht liefert der höher gelegene Kirchhof das Material zu diesem Beigeschmack. Die Höhe von Gelderland über dem Flußspiegel fanden wir 24 Meter.

Wie schon bemerkt gilt die Judensavanne für einen der gesündesten Plätze in der Colonie: denn, wie theils aus den Daten der Grabsteine, theils aus dem Daseyn der Einwohner hervorgeht, so erreichen diese, obgleich manche von kränklicher Constitution, ein hohes Alter. Man kann es als eine ausgemachte Wahrheit ansehen, daß entweder durch die Höhe oder die Richtung ihrer Lage den erfrischenden Seewinden zugängliche Plätze mit trockenem sandigem Grund die gesündesten in der Colonie sind, und es wird daher nöthig seyn für Einwanderer solche Stellen auszusuchen. Freilich sind diese gerade die unfruchtbarsten, allein fruchtbaren Boden kann man häufig in der Nähe finden, und hätte daher die ersteren Oerter für Wohnplätze, die letzteren für Kostgründe, Arbeitsplätze und Productionsländer auszulesen.

Am 5 August verließen wir Gelderland und erreichten nach kurzer Fahrt Phädra. Dieses auf einem 24 Meters hohen der Grünsteinbildung angehörigen Hügel gelegene Etablissement ist das Eigenthum des Hrn. Westphal, der uns freundlich begrüßte. Wir schlugen nicht fern von seinem Hause unser Zelt auf und hatten während der Tage, wo wir die interessante Umgebung dieses Punktes durchforschten, Gelegenheit die Persönlichkeit dieses vielgereisten alten Herrn näher kennen zu lernen. Westphal hat als Officier in Ostindien Dienste gethan und sich hieher zurückgezogen; er hat das Land vielfach durchreist und die Colonisirung desselben durch Europäer schon längst angerathen und angestrebt. Diese hat hier im Lande viele Fürsprecher und wenige Gegner; allein die Fürsprecher sind nicht alle aufrichtig, d. h. eine große Anzahl Plantagemänner, Administrateure und Directeure würden die Einwanderung sehr gerne sehen, da die Colonie dem Andringen der Engländer zur Sklavenemancipation endlich zu weichen droht; sie möchten die Neger durch freie weiße Arbeiter ersetzt haben, um sich hiedurch zu retten. Dieß kann und darf aber aus folgenden Gründen das Schicksal einwandernder Colonisten nicht seyn: der Deutsche wird niemals auswandern wollen um sich in fremdem Lande einer Abhängigkeit hinzugeben, welche sich wenig von der Sklaverei unterscheidet; seine Hoffnung ist bei redlicher Arbeit höherer Gewinn, die Möglichkeit, ein Vermögen zu erwerben und den Herd, den er hier erbaut, umgeben zu sehen mit Kindern, deren Loos gesichert und keineswegs wie in Europa von dem guten Willen eines Brodherrn abhängig ist. Ferner will er neben freiem Eigenthum sociale Freiheiten erwerben, welche schlechterdings mit einem solchen Verhältnisse unvereinbar sind. Diese beiden Dinge möchten ihm entweder von vornherein geboten, oder doch leicht zu erringen möglich gemacht werden; ist dieß nicht der Fall, so wäre es thöricht von ihm, ein Land zu seiner neuen Heimath zu erwählen, wo er die Frucht seiner Arbeit nicht selbst genießt, sondern Schweiß und Mühe zum Vortheil eines Fabrikanten in Zucker, Kaffee u. s. w. vergeudet. Man darf nie und nimmer außer Augen lassen, daß Surinam kein Land ist wie ein anderes, wo eine thätige Bevölkerung sich selbst ernährt und selbst producirt, sondern daß es eine große Factorei ist, welche für die niederländischen Kaufherren Colonialwaaren producirt und von diesen ihre Nahrungsmittel bezieht, da die letzteren hier bei weitem nicht in ausreichender Menge producirt werden können, weil alle Hände im Dienste jener Herren mit Erzeugung der Colonialwaaren in Anspruch genommen sind. Es versteht sich von selbst, daß es im Interesse derjenigen liegt, welche hiebei Belang haben sich mit wohlfeileren und bessern Arbeitern als die Neger sind, zu recrutiren; allein andererseits ist es klar, daß es ganz gegen das Interesse einer wahren Colonisation ist, hiezu eingewanderte Europäer zu verwenden. Ich zweifle sehr, ob es der niederländischen Regierung je in den Sinn gekommen ist die deutsche Auswanderungslust in der Art auszubeuten, bin dagegen überzeugt, daß viele Plantagemänner nichts anderes im Sinne haben und bloß deßhalb die Fürsprecher der Colonisirung Surinams sind. Dieser letzteren Ansicht kann eine Staatsregierung um so weniger geneigt seyn als sie zu kurzsichtig ist. Das bekannte Beispiel von Groningen hat bewiesen, daß der Europäer in dem niedriggelegenen, zwar außerordentlich fruchtbaren aber morastigen Theile Surinams als thätiger Arbeiter nicht existiren kann, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen; möglich daß er es unter gewissen Bedingungen könnte, nachdem er acclimatisirt ist — allein für Neuangekommene ist gerade dieser an den wichtigsten Plantagen reiche Theil ein beinahe sicheres Grab. Es würde daher, wenn es gelänge den Strom der Auswanderung nach Surinam zu leiten, nur auf kurze Zeit geholfen seyn; die Plantagen würden keinen dauernden Gewinn ziehen und die Lage der Eingewanderten wäre nicht der Art um Nachzügler anzumuthigen. Ueberdieß hätte man es dann nur mit der Hefe des Proletariats zu thun, welche zu allen Zeiten und in der ganzen Welt halt- und sittenlos ist. Manchem Geschäftsmann, welcher hier Colonialwaaren erzeugen läßt, wird es gleichgültig seyn, woher die Arbeiter kommen, wenn nur die Factorei ihren Gang fortgeht und rentirt; einem Staatsmann dagegen, welcher diesem Lande fleißige Bürger schaffen will, muß vor allem die Sorge am Herzen liegen, daß die vernunftgemäßen Wünsche, welche den Deutschen zum Auswandern bestimmen, in der neuen Heimath erreicht werden, sonst wird dieses Land nie eine neue Heimath seyn können. Soll es eine solche werden, so müssen deren Bürger nicht bloß die Möglichkeit einer von Sorgen nicht getrübten Existenz vor Augen sehen, sondern sie müssen überzeugt seyn, daß Ihnen das gerechte Maaß von politischer und Glaubensfreiheit, sowie das Recht ihren Hausstand und ihre Gemeinde von allen Eingriffen frei erhalten und verwalten zu dürfen, unverkümmert dargeboten werden. Von diesen Wünschen ist jeder deutsche Auswanderer instinctmäßig erfüllt, wenn auch bei manchem der Ausdruck, den er ihnen gibt, etwas bunt, wild oder verworren klingen mag. Nur diejenigen, welche nicht bloß den äußeren Verhältnissen, sondern der Gesinnung nach Proletarier, auf deutsch Lumpen sind, machen hievon eine unrühmliche Ausnahme, sie werden überall das seyn was sie schon jetzt sind, und werden nur unter der Zucht anderer Menschen nützlich seyn können.

Herr Westphal hat längst eingesehen, daß eine Colonisation durch deutsche Einwanderer nicht in Verbindung mit dem Plantagensystem gebracht werden dürfe, und hat sich durch freimüthige Aeußerungen hierüber wenig Freunde gemacht. Er hat sich indessen mehr als Zuschauer denn organisirend verhalten, und

Digitized by Google

nützt sich keineswegs durch seine manchem alten Veteranen eigene Ruhmredigkeit und die abenteuerlichen Dinge, welche er mit unermüdlicher Fertigkeit erzählte. Obgleich er die Materialien zu einem Hause daliegen hat, bewohnt er eine armselige Hütte, in welcher er von den Herrlichkeiten Ostindiens und den Tausenden, die er damals aufwendete, erzählt. Dieß macht einen traurigen Eindruck: Erinnerung an Glanz bei solchen Aeußerlichkeiten, Erfahrung in vielen und vielerlei Dingen ohne den consolidirenden Grund der Wissenschaft; scharfsinnige Durchschauung der Verhältnisse der Colonie, Plane zur Colonisation, und dabei (ob freiwilliges oder nicht, kann ich nicht entscheiden) — Zuschauen. Gegen die Neger und besonders die Buschneger, welche ihn arg betrogen haben, ist er sehr eingenommen, dagegen hofft er von den Indianern, welche er den Bewohnern Ostindiens sehr ähnlich findet, sie werden sich durch ihn zur Arbeit anleiten lassen. Daher hat er das Oberhaupt der Arowaken nebst einer ansehnlichen Truppe Volkes zu sich genommen und will mit Hülfe dieser eine Colonisirung beginnen, welche er dann mit Deutschen fortzusetzen im Sinne hat. Ich wünsche diesem Manne, dem wir die freundlichste Aufnahme verdanken, und der der Idee einer reellen Colonisirung Surinams schon manches Opfer gebracht hat, alles Glück zu seinen Unternehmungen.

Am Fuße des Hügels sowie in dem naheliegenden Buschwerk steht der Granit an und ist in dem letztern zerklüftet, so daß Höhlen gebildet werden. Am Gipfel ist schwarzer humusreicher Sand und wenige Schritte in den Wald hinein trifft man aus Granit entspringende Quellen an, welche gutes Trinkwasser liefern. Der kleine Garten zeichnet sich durch schöne der Moccavarietät angehörige Kaffeebäume aus. Von der Spitze des Berges hat man eine freie Aussicht über den herrlichen Strom und unabsehbare Waldungen, deren Reiz durch die gelb blühenden Grünhartbäume erhöht wurde. Wir untersuchten die Blüthen dieses edles und sehr hartes Holz liefernden Baumes näher. Der südliche Horizont zeigt ein fernes blaues Gebirg, das wir bei Wagendaal später genauer betrachteten. Den Tag darauf gingen die Indianer, welche kürzlich aus der Nähe der Judensavanne hieher eingewandert waren, auf die Jagd und brachten, ohne Hunde bei sich zu haben, nach etlichen Stunden zwei große Nabelschweine, einen Wieselaffen und etliche Baumhühner. Abends war großer Ball, wobei der Tanz darin bestand, daß die Indianer beiderlei Geschlechts in einer Reihe sich aufstellten und nach dem Tacte einer Art Flöte von einförmiger Melodie vor- und rückwärts schritten. Abwechslung war dabei nicht. Wie amüsirten diese Wilden durch Abfeuern von Flinten und einem Böller, endlich durch Feuerwerk. Am 8 August war Abends ein überaus starkes Gewitter, das die Luft von 84° F. auf 72° F. abkühlte; diese Abkühlung war besonders am andern Morgen für das Gefühl empfindlich, während die Temperatur des folgenden Abends bei 76° F. warm erschien. Aehnliche Beobachtungen habe ich öfters gemacht und schließe daraus, daß für den Europäer die Temperaturangaben nicht allein dienen dürfen, um sich ein Urtheil über die Wärme des Landes zu bilden. Die Lebensfähigkeit der Haut ist in den Tropen verändert, frieselartigen Ausschlägen über den ganzen Leib, sowie der Blasenbildung besonders an den Extremitäten ist der Ankömmling häufig ausgesetzt. Uebermaaß des Schweißes erschlafft und die Einwirkung der Sonne entzündet das Hautgewebe, dazu kommen noch Stechfliegen mancher Art, die nicht nur einen lästigen Reiz ausüben, sondern Theile in Congestion versetzen, welche nicht immer der Sonne ausgesetzt sind. Wie natürlich, daß unter solchen Verhältnissen die Haut empfindlicher und reizbarer wird, und daher neben der Temperatur die magnetischen oder elektrischen Strömungsverschiedenheiten leichter wahrnimmt, woher das Gefühl lästiger Abkühlung und wiederum angenehmer Wärme bei fast gleicher Temperatur kommen mag.

Die nächsten zwei Tage wurden zu einer Fußreise im Urwalde verwendet, theils um die Beschaffenheit der um Phädra liegenden Gegend kennen zu lernen, theils um eine muthmaaßlich gegen den Oranienpad sich abdachende Wasserscheide aufzufinden. Man täuscht sich sehr, wenn man eine solche Reise mit einem Gange durch den dichtesten europäischen Wald vergleicht; dieser ist ein bequemer Spaziergang, während hier erst durch Buschwerk und Dorngesträuch ein Weg gehauen werden muß. Bald begegnet man einem Sumpf, bald einem Bach, durch welche man watet, bald steht eine undurchdringliche Bambuswand uns im Wege. Schnürstiefeln, in welche die Beinkleider unten eingepackt werden, sind die beste Fußbekleidung hiezu, sie müssen aber aus Segeltuch verfertigt seyn mit einer ledernen Sohle. Freilich dringt das Wasser in diese Stiefeln ein, aber es geht auch leicht wieder heraus, während es aus ledernen Schuhen oder Stiefeln nicht wieder herauskommt und diese beim Trocknen hart werden, wie ein Horn. Vernässung schadet hier nicht wie in Europa, da das Wasser alles warm ist, besonders wenn man in Bewegung bleibt, wobei die naßgewordene Bekleidung schnell am Leibe trocknet; man wechselt sie Abends am Ruheplatz und trocknet sie beim Feuer. Nichts ist lieblicher als in einer schönen Nacht im Urwalde zu campiren. Ist der Platz, wo man schlafen will, ausgesucht, so macht ein Theil der Neger diesen rein von allem Gesträuch, während andere ausgeschickt werden, um Baumstämme und Palmblätter zu holen. Aus den Baumstämmen wird ein Gerüst gemacht, an das man die Hängematten befestigt, und dieses wird mit Zweigen und Palmblättern zum Schutz vor Regen und Mondschein bedeckt. Hiemit ist der Camp fertig und wird alsbald eingerichtet: der Arzneikasten dient als Tisch, die Hängmatten als Diwans; Stücke Holz bieten sich als Stühle dar und jetzt wird gekocht, gespeist, getrunken, geschwatzt oder gesungen. Rings um den Camp lagern die Neger auf Palmblättern unter dem schützenden Dache der Riesen des Waldes und unterhalten sich in ihrer melodiösen Sprache durch Räthsel, Erzählungen oder Gesänge. Der Inhalt dieser Dinge ist nicht selten poetisch: „eine schöne Frau" begann einer „ist über das große Salzwasser von Osten her zu uns gekommen, weiße Männer haben sie auf einem großen, großen Boote hergeführt, sie hat dem schwarzen Manne viele Kinder gegeben und hätten wir diese nicht, der Hunger würde uns tödten; nun rathet wer die Frau ist." Es wurde lange vergebens gerathen, bis endlich der Erzähler selbst die Lösung gab: „die Frau ist der Bananenbaum und ihre Kinder sind die Bananen." — „Komm mein süßes geliebtes Herz", hub ein anderer zu singen an, „spiele mit mir; siehe die Schafe auf der Weide, sie haben auch kein Geld, aber gleichwohl spielen sie. Deine Augen, die schwärzesten auf der Welt, betrachte ich mit Lust, unter deinem schwarzen Busen schlägt ein liebend Herz. Süße Liebe ist gefällig, komm zu mir, komm zu mir, laß andere Dinge seyn." Der Neger hat ein natürliches Gefühl für äußeren Anstand und mischt daher in seine Lieder selten oder nie Zoten, wie es unsere geschulten Bauernjünglinge zu thun pflegen, besonders wenn sie im zweifarbigen Rocke zu glänzen oder witzig zu erscheinen bemüht sind.

Der Boden wurde als das Verwitterungsproduct des Granits, stark mit Humus durchsetzter schwarzer Sand, in den Niederungen mit Lehm gemischt angetroffen. Nachdem uns der Schrei eines

grauen Vogels von der Größe einer Drossel: „dei, dei kaba, es tagt, es tagt bereits“, den er unermüdlich hören läßt, geweckt hatte, verließen wir unser Camp, um die Reise weiter fortzusetzen. Wir hatten uns wegen des Mangels einer Aussicht, die durch den unendlichen Wald behindert wird, nicht im Stande gesehen, die zu suchende Wasserscheide aufzufinden, und richteten unsern Curs nach dem eine Meile oberhalb gelegenen Rama, wohin wir unser Corial bestellt hatten. Eine dichte und lange Bambushecke, welche schwer zu durchhauen war und daher viel Zeit in Anspruch nahm, verhinderte uns indessen so weit vorzudringen, und wir fanden uns Nachmittags an dem Ufer des Surinamstroms zwischen Rama und Phädra. Schon hatten wir zum weiteren Vordringen in der Richtung von Rama einen Versuch gemacht, als unser Corial erschien und uns die Möglichkeit zur Rückkehr nach Phädra gab. Nach freundlichem Willkomm versicherte uns Herr Westphal, er sey durch seine Indianer, die ohne daß wir einen gesehen hatten, alle unsere Wege ausspionirten und stets in unserer Nähe waren, stets von unserem Curse unterrichtet gewesen. Wir bekamen dadurch eine hohe Meinung von der Gewandtheit dieser Wilden, welche sich durch spätere Beobachtungen nur befestigt hat.

Am 12 August bestiegen wir wieder unser Boot, um nach einer kurzen, aber durch die Abwechslung, welche das mehr und mehr hügelig werdende Flußufer dem Auge darbot, angenehmen Fahrt Morra zu erreichen. Ein baufälliges Gebäude, hinter welchem Hr. Levain, der Besitzer dieses Platzes, ein kleineres neues und hübscheres Wohnhaus erbaut hat, steht etwa hundert Schritte von dem ziemlich flachen Ufer entfernt. Nahe dabei sind ziemlich wild aussehende und nicht sorgfältig unterhaltene Gärten; Schweine, Hühner und Rinder treiben sich in bunter Unordnung herum und der Besitzer, ein alter Seefahrer, haust hier mit seiner Missi und etlichen Sklaven. Er treibt Viehzucht nach surinamischer Art, und handelt mit Hölzern, die er theils kappt, theils von Buschnegern einhandelt. Er hat viel Unglück mit seinen Sklaven, welche häufig davon laufen, und erfreute uns ebenso durch seine Gefälligkeit, als er uns durch seine abenteuerliche Geheimthuerei und Unwissenheit ergötzte; unter anderem versicherte er uns, es gebe im Flusse zur trockenen Zeit gewisse Steine, welche, erhitzt und in Krüge mit Wasser gepfropft, dieses in das köstlichste Selterswasser verwandelten.

Zu sehen war hier nicht viel, und daher wurde beschlossen vor Untersuchung der gegenüber Morra liegenden Marschallskreek, das nahe unterhalb gelegene Nooitgedacht zu besuchen; dieser Platz verdankt seine Entstehung einem erfahrenen Pflanzer, Hrn. Henkel. Er ist ein 26,84 Meter hoher, der Grünsteinbildung angehöriger Hügel, welcher zu seiner Grundlage Hornblendegestein und weißen Quarz hat, und dessen Kuppe mit rothem Thoneisenstein bedeckt ist; der fette, tiefgründige rothe Thonboden macht die schönsten Pflanzungen möglich, und durch den Eifer des Besitzers ist daselbst ein Garten entstanden, wie man ihn nicht wieder in der Colonie findet. Mocca und gewöhnlicher Kaffee, Cacao, Muscatnüsse, Nelkenbäume, ceylanischer Zimmt und Cocospalmen sind Producte, welche, im üppigsten Wachsthum begriffen, diese kleine Pflanzung auszeichnen, und es fehlt zugleich auch nicht an der brennendrothen chinesischen Rose und anderen Blüthengewächsen, um das Auge des Wanderers zu erfreuen. Die Leute, welche dem abwesenden Eigner seine Pflanzung besorgen, waren daran Holz zu fällen, um neuen Boden in Cultur zu bringen und hatten eine frische gute Quelle entdeckt. Diese beiden Plätze Morra und Nooitgedacht geben Ihnen ein Bild der Colonie: auf dem ersten läßt der Besitzer alles im Wilden und beutet dieses aus so gut er kann, dieß ist das alte System; auf dem letzteren gibt sich der Besitzer Mühe, um das sorgfältig und mit Sachkenntniß ausgelesene Landstück durch geschickt angelegten und fleißig behandelten Bau in einen Gewürzgarten zu verwandeln; des ersteren Nachläßigkeit und Unkenntniß wird schwerlich reiche Früchte einbringen, und ob des letzteren Eifer belohnt wird, muß dahingestellt bleiben, da es ihm zur Fortsetzung des so schön begonnenen an Mitteln fehlen soll. Wir sehen aus diesem Beispiele, daß eine Colonisirung dieses Landes nur durch liberale Fürsorge (liberal im antiken Sinne des Wortes) möglich gemacht werden wird.

Durch die früheren Reisen in der Para hatten wir einen bedeutenden Theil des Landes zwischen der Surinama und Saramakka untersucht. Um diese Untersuchung fortzusetzen und uns von der Landesbeschaffenheit südlich von den Paraquellen zu überzeugen, wurde die Marschallskreek gewählt, welche den Eingang in diesen Theil Surinams am meisten zu begünstigen schien. Häufiger waren daselbst Holzplantagen, welche aber seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts allmählich verlassen worden sind; niemand hat uns hievon gründliche Nachricht geben können, die Kreek hatte seit jenen Zeiten kein Mensch besucht, und wir rüsteten daher unser Corial, um die Fahrt in dieses schmale und untiefe Gewässer anzutreten. Noch zwei andere kleinere Coriale wurden gemiethet, und so fuhren wir am 19ten in die Kreek ein. Hober herrlicher Wald begränzt die an der Mündung niederen Ufer des Flüßchens, und eine Menge in den Blättern verborgener Cicaden schienen uns durch ihren Gesang bewillkommen zu wollen; dieser Gesang gleicht dem Rauschen eines melodischen Windes, das mit zartem Säuseln beginnt, allmählich zu einem Fortissimo anschwillt und dann wieder in beinahe unmerkbares Flüstern übergeht. Zu dem lieblichen Zauber dieses von unsichtbaren Meistern gesungenen Gesanges gesellt sich der Reiz, den die Krümmungen des Flüßchens selbst darbieten; alle Augenblicke sieht man das Corial um eine Ecke gleiten, und folgt mit der Neugierde eines Menschen, der eine terra incognita betritt. In der Ferne erschallen alsbald die gewaltigen Axthiebe der vorausgesendeten Neger, und bald überzeugen wir uns, daß es unsere Pioniere mit einem mächtigen Baumstamme zu thun haben, der den Weg versperrt; brausend fällt das abgehauene Stück in das Wasser und die Straße wird frei. Allein die Hindernisse häufen sich in mannichfaltiger Art: bald begegnet man einem tiefer in das Wasser gefallenen Baume, dann steigen die Neger aus und schieben das Corial darüber, bald wehrt uns ein hoher die Kreek überragender zweigereicher Ast den Durchgang, und wir sind gezwungen hier uns zu bücken, dort aufzustehen und das Hinderniß zu überklettern; an andern Stellen bilden alte, halb vermoderte riesige Baumstämme natürliche Brücken, welche mit dem wundervoll üppigen Grün der Parasitenpflanzen geschmückt sind, die in lustiger Fülle aus dem Stamme hervorsprossen, an noch anderen werden durch gefallene Bäume kleine Höhlen gebildet, durch die sich das Corial wie ein gewandter Fisch durchwinden muß und aus denen, aufgescheucht durch unsern Besuch, Tausende von Fledermäusen flattern. Wie überall fanden wir den Wald wenig belebt, denn außer dem Herold des Tages, der so wenig müde wird sein dei, dei kaba durch den Urwald zu schreien, als der ausschließlich in der Nähe der Menschen wohnende qu'est ce qu'il dit sein Losungswort, sieht man nur hie und da einige Fischreiher und hört in der Ferne einen Affen oder Papagai. Daß es aber im Innern des Waldes nicht an Wild fehlt, wird durch die häufigen Spuren der Wildschweine und Tapire deutlich, welche man am Rande des Ufers

allenthalben wahrnimmt. Wir haben indeß keines dieser Thiere zu Gesicht bekommen und sind in unserer Jagdlust bitter getäuscht worden. Man macht sich überhaupt von diesen Urwäldern einen falschen Begriff, wenn man denkt es wimmle von Wild, man bekomme Tiger, Affen, Schlangen, Krokodile u. a. merkwürdige Ungethüme häufig zu sehen. Scheu sind sie alle und fliehen den Ankömmling, und gefährlich ist keines, die giftigen Schlangen ausgenommen, wenn man auf sie tritt; allein auch diese greifen den Menschen nicht an. Auch von Pflanzenstoffen bietet sich dem Menschen nicht so vieles dar, als in den Büchern steht; es sind abscheuliche Uebertreibungen, wenn man die Leute glauben macht, es könnten von gewissen Palmen ganze Dörfer leben. Mehrere Palmen liefern allerdings Palmkohl, allein obgleich eine gute Zuspeise, ist dieser von geringem Nahrungsgehalt und das Gericht kostet immer einem schönen Baum das Leben; die Mauritzpalme liefert allerdings zu manchen Zeiten einen süßen gährungsfähigen Saft, den Palmwein, aber das Abzapfen kostet ihr so gut das Leben als das Pflücken der jungen Herzblätter, welche zu Hanf verwendet werden, während ihre Früchte zwar süß, confectartig schmecken, jedoch keine Nahrungsmittel sind. Mir ist keine einzige hier wachsende Palme bekannt, welche ein eigentliches Nahrungsmittel lieferte, das dazu dienen könnte nur auf eine Woche Menschenleben zu erhalten. Das Holz mancher Palmen ist nützlich und die Früchte einiger liefern Oel, die anderen sind eine Leckerei; aber außer der Sagopalme, welche in Westindien fehlt, bietet keine einen mehlartigen Nahrungsstoff dar. Ueberdieß muß man wissen, daß die Palmen im allgemeinen nicht gar häufig sind, meistens zerstreut zwischen anderem Gehölze vorkommen, und daß nur einige an manchen Plätzen, wie die Awara und Piña im Lehmboden, die Maurizia in quellenreichen Sandboden annähernd Wälder bilden; ein eigentlicher Palmenwald gehört aber zu den seltenen Erscheinungen. Wer daher in diesen Wäldern auf die Früchte des Waldes oder den Ertrag seines Jagdgewehrs, vorausgesetzt, daß er dieses selbst handhabt und nicht einem Indianer leiht, Rechnung machen wollte, würde sich bitter täuschen.

Wie gesagt, war es in der Marschallskreek schön; des Tages Last und Hitze wurde gemildert durch den Schatten des hohen Waldes, aber obgleich wir bis Abends 4 Uhr im Corial gesessen waren, was etwas unbequemer ist als auf einem gepolsterten Lehnstuhl, denn eine Kiste ist Ihr Sitz und Festhaltung des Gleichgewichts Ihre Motion, hatten wir wegen der vielen Serpentinen des Flüßchens und der mannichfachen Hindernisse schwerlich mehr Abstand vom Ufer des Surinam gewonnen als zwei Wegstunden. An einem Orte wo das Ufer steil und lehmig war, zwang uns ein bedeutenderes Hinderniß, Camp zu machen; die Schwierigkeit dieses Terrains hätte beinahe einem Neger das Leben gekostet, der im Dunkeln ausgleitete und in das Wasser fiel. Die Plantageneger können nicht schwimmen, wie die Buschneger und Indianer, und wenn sie ins Wasser fallen, helfen sie sich so schlecht als möglich und kommen in große Gefahr. Ein sonderbarer Aberglauben kommt dabei auch ins Spiel; dem Indianer, glauben sie, hilft die Watermama, von der ich früher gesprochen habe, ihnen nicht; wird ein Indianerkind geboren, so geht die Mutter mit ihm ans Wasser und wirft es hinein, sinkt es, so hat es die Watermama zu sich genommen, wo nicht, der Mutter wieder gegeben und dann ist alle Welt überzeugt, daß so ein Kind nicht ertrinken kann. Die Buschneger glauben und thun dasselbe, und wie natürlich werden sie gute Schwimmer, da sie sich nie vor dem Wasser fürchten; weil aber die Plantageneger nicht von Jugend an schwimmen lernen, so haben sie Furcht vor dem tiefen Wasser und erfanden das unsinnige und ihnen selbst verderbliche Märchen von der Watermama, daß sie ihnen nicht heraushelfe. Dazu kommt noch, daß die Neger überzeugt sind, im tiefen Wasser, besonders aber in der Tiefe des Meeres seyen prächtige Städte und Dörfer, wo es sich ganz lustig leben lasse.

Der Geist ruht im Süden vorzugsweise auf der Pflanzenwelt, wo wir Schönheit und majestätische Größe, Zierlichkeit und erhabene Formen in der schönsten Ausbildung antreffen. Dagegen fehlen die schönen und erfreuenden Erscheinungen der Thierwelt des Nordens, der schöne flüchtige Hirsch ist rehartig geworden, der kühne Bär fehlt und ist durch scheue Katzengattungen ersetzt. Monströse Bestien, wie Schweine, Tapire, Gürtelthiere sind des Waldes Bewohner, und der Affe, die Carricatur der Thierwelt, sowie sein Correlat unter den Vögeln, der Papagai, sind Zierrathen die nur auf Augenblicke belustigen, aber das Gemüth kalt lassen, das durch die wüsten Formen und Stimmen zahlloser Reptilien unangenehm berührt wird. Hier schwingt sich keine Lerche auf um ihr herrliches Lied zu singen, hier flötet keine Drossel im Walde, nur komische oder widerliche Schreier lassen ihre Stimmen hören. Dagegen sind die Stimmen der Nächte ein halb unheimlicher, halb lieblicher Zauber, der sich schwer beschreiben läßt. Kurz nachdem die Abendröthe mit ihren Rosenfingern — hier versteht man den homerischen Ausdruck, weil man die Erscheinung vor Augen hat — den letzten Schimmer des Tages verliehen, wird es in diesen windstillen unendlichen Wäldern todtenstill; allein bei eigentlich eingetretener Nacht, wo die goldenen Sterne von einem schwarzblauen Himmel glänzender scheinen als im Norden, da beginnt ein lebendiges Regen unter den Insecten und Nachtvögeln. Gleich wohlgestimmten Silberglocken lassen Cicaden ihre Stimme hören, bald glaubt man das Pizzicato guter Geigen als Antwort dazwischen zu vernehmen, und sieht man in den Wald hinein, so ist es als ob diese Stimmchen sichtbar würden, denn mannichfaltige Feuerfliegen, theils mondscheinweiße, theils glühendrothe, irren durch das dunkelgrüne Laubwerk verschwindend und kommend, leuchtend und verlöschend. Eine im fernen Busch versteckte Nachtschwalbe läßt eine siebentönig abwärtsgehende melancholische Weise erklingen, welcher die Eingebornen die Worte leihen: „weh, mich flieht der süße Schlaf." Das Gemüth wird durch solch eine Scene unwillkürlich ergriffen, und weich und fromm gestimmt; allein daß nichts diesem Bilde fehle und ich wahr schildere, so geht es in dieser Landschaft wie oft im menschlichen Gemüth, wo zu dem fromm gestimmten Manne der Versucher tritt und sein mißtönend Gebell in die heiligen Töne mischt, die seine Brust durchziehen; eine häßliche große Kröte schreit ihr hohles Gequack in den Zauber dieser Feennacht hinein, und mahnt uns daß wir noch nicht im Himmel, sondern auf der Erde sind, wo der Teufel uns nahe kommen darf wie's ihm beliebt.

Den folgenden Tag machten wir eine Excursion gegen NW dem Oranienpad zu; diese war in Beziehung auf Beurtheilung des Landes eine sehr wichtige. Wir fanden hier dieselbe Formation, welche wir am Oranienpad und den Paraquellen gesehen hatten: Hügel von der Grünsteinbildung. Der Wald war leichter zu durchwandeln als bei Phädra und überhaupt an tiefer gelegenen Orten; was ist Urwald? wird häufig gefragt, und man denkt sich hierunter ein undurchdringliches Buschwerk. Urwald, auf französisch jungfräulicher Wald, ist aber nichts anderes als ein Hochwald, weniger undurchdringlich als die zuvor rasirten Niederwaldungen, wo dorniges Unkraut Platz genug fand, sich auszubreiten, ehe die härteren und darum langsamer wachsenden Hölzer aufkommen konnten; es ist leichter durch die Riegelwand eines deut-

schen Hauses durchzubrechen als durch ein zuvor in Arbeit gewesenes, nun seit Jahren als Buschwerk aufgewachsenes Gehölz durchzudringen — dieß ist aber kein Urwald, durch diesen oder wie ihn die Holländer nennen de staande bosch, kann man leichter hindurchkommen, wiewohl Dorngesträuch und Lianen den Fuß und Kopf, den Arm und das Bein nur zu oft hemmen, selbst wenn durch Neger vorgekappt ist. Eine liebliche Halde, an deren Fuß ein Bach mit erfrischendem Wasser strömte, diente uns zum Ruheplatz, um unser bescheiden Mittagsmahl einzunehmen, und dann gingen wir durch den zuvor gebahnten Weg in weit kürzerer Zeit zurück als wir im Herwege gebraucht hatten.

So weit als es mit dem kleinsten unserer Coriale möglich, sind wir die Marschallskreek aufwärts durchgedrungen, und fanden uns bei der Errichtung unseres letzten Camres durch das Daseyn eines Fußpfades überrascht, der ziemlich dem Lauf der Kreek aufwärts folgte. Eine Flasche, welche wir fanden, überzeugte uns, daß hier Leute gewesen, wahrscheinlich weggelaufene Neger, die sich in diesen einsamen Wildnissen verbargen. Auch hier wurde eine Excursion gemacht, und Hügel gefunden, welche an Gebirgsbildung und Bodenart an Nooitgedacht erinnerten. Die Ansichten über das was nun zu thun, waren getheilt, zu Fuß weiter durch den Wald dringen, um die Saramacca zu erreichen, war die eine, die Umgebung der Marschallskreek näher anzusehen die andere Meinung. Die erste Meinung wurde nicht bloß deßhalb verworfen, weil es ein unerhörtes Wagstück gewesen wäre in diesen unbekannten Landtheil auf unbekannte Länge vorzudringen, da man sich auf die Karte nicht verlassen kann, sondern vorzugsweise deßhalb, weil wir doch auf der bevorstehenden Untersuchung der Saramacca leichter durch eine ähnliche Kreek eindringen, und uns aus dem was wir an den Paraquellen und durch Untersuchung seitlicher Flüßchen gesehen, ein klares und richtiges Urtheil über die Beschaffenheit des Landes bilden konnten. Demnach kehrten wir an den Ort zurück, wo die Jakobuskreek in die Marschallskreek einmündet, um dort die weitere Untersuchung des Landes fortzusetzen. Auf einer Landzunge, welche durch eine kühn geschlungene Serpentine der letzteren gebildet wird, legten wir unsern Camp an. Das diesem gegenüber liegende Ufer war sehr steil und zeigte einen schönen, dicht mit Wald bewachsenen Hügel, von dem wir, da seine Höhe beträchtlich war, eine Aussicht zu gewinnen hoffen konnten. Die besten Holzhauer unter unsern Negern wurden auf den Gipfel des Berges geschickt, und nun hatten wir das interessante Schauspiel des Holzfällens im Urwald. Um sich hievon ein richtiges Bild zu machen, muß man wissen, daß die Bäume nicht nur selbst häufig mit Lianen behangen, sondern in der Regel durch diese von Baum zu Baum rankenden Pflanzen fest untereinander verbunden sind; diese Lianen sind natürliche Taue von der Stärke eines Zwirns bis zu der eines Handgelenkes, wo nicht dicker. Manche hängen gerade herab gleich Schnüren, manche haben schlangenartige Krümmungen, wieder andere sind gewunden wie Korkzieher oder sie stellen natürliche, sogenannte Affentreppen dar; viele derselben sind aus festem holzigem Gewebe, die meisten außerordentlich zäh, eines hat die Eigenschaft, daß es, wenn durchhauen, ein vortreffliches kühles Trinkwasser liefert, ein anderes gibt einen blutrothen Saft, der den Indianern zuweilen zum Beschmieren ihres Gesichtes dient, was ihnen ein cannibalisches Ansehen verleiht; die Farbe dieses Saftes ist aus der Wäsche durch kein Mittel herauszubringen, eines liefert ein herrliches Magenbitter und mehrere werden von den Eingebornen als Arzneimittel benützt. Wo sie nicht durch Ueberzahl die Bäume beschweren, zieren sie den Wald, legen sich dem Wanderer als Fußschlingen entgegen und erregen, besonders die kolossalen Korkzieher und Affentreppen, seine Bewunderung. Durch solche Gewächse also sind häufig die Bäume verbunden wie die Masten eines Schiffes durch das Tauwerk, und daher erfordert es Uebung um dieß Holz zu fällen. Unsre Neger verstanden dieß trefflich, hieben die stärkeren Bäume einer verbundenen Gruppe auf 6—7 Achtel an und fällten den größten, welcher alsdann mit seinem Sturz seine Brüder vereinigt zu Boden schleuderte und noch manches Gesträuch entwurzelte oder niederschlug. Das Prasseln der zerknickten Aeste und Stämme, dem eines Schwärmerkastens vergleichbar, und das darauffolgende donnerähnliche Stürzen der gewaltigen Bäume den gähen Berg hinab war erschütternd schön, aber herrlich war die Aussicht, sobald eine Gasse eröffnet worden war. Eine Menge von Hügelreihen, meistens niedriger als der Punkt worauf wir standen, dicht mit grünem Walde bedeckt, aus welchem hie und da gelb oder violett blühende Bäume herausstachen, zeigte sich vor unseren Augen. Unten im Thale waren die Jakobus- und Marschallskreek als kurze glänzende Bänder zu sehen, aber nur den Lauf der letzteren konnte man an der Form der das Ufer begränzenden Bäume auf kurze Strecke wahrnehmen; am südlichen Horizonte waren die fernen blauen unzugänglichen Berge sichtbar, deren wir schon in Phädra einen Theil gesehen hatten; gegen Westen und Norden hinderten beinahe gleich hohe Hügel die Aussicht. Dieser Berg besteht gänzlich aus Thoneisenstein, daher wir ihm den Namen Eisenkopf schufen; da wir südlich, westlich und nördlich dieselbe Formation fanden, so war der Schluß gerechtfertigt, daß die von der Kuppe des Eisenkopfes gesehenen Hügelreihen eben dieser angehören. Hier liegt überall ein Reichthum von Eisenerz fertig zum Wegnehmen auf dem Boden, welcher, da an Holz Ueberfluß ist, mit leichter Mühe so ausgebeutet werden könnte, daß die arme Colonie in Surinam das Mutterland Jahrhunderte lang mit dem nöthigen Eisen und Stahl versehen würde. Die Rückkehr nach Morra ging rasch von statten, da die Hindernisse größtentheils beseitigt waren, und den 26sten traten wir die Weiterfahrt den Surinamastrom aufwärts an nach Bergendaal.

Unterwegs versäumten wir nicht, an der Granateninsel, wie wir sie nannten, anzulegen, welche aus einem mit wenigen Bäumen gezierten Felsen besteht, in welchen im lockeren Glimmerschiefer Granaten von der Größe eines Hirsekorns häufig sich finden; sie sind zu klein um Werth zu haben, dagegen zeigt der mit dem Glimmerschiefer verbundene Quarzfelsen Spuren von Kupfererz.

Wir alle waren erfreut als wir den blauen Berg in der Ferne sahen, aber auffallend erschien die Aufregung, mit welcher Vandenberg, der Diener des Lieutenants, diesen Berg betrachtete. Wir waren kaum in Bergendaal angekommen, als der arme Bursche, obgleich es ein trüber Abend und das Herannahen eines Hochgewitters vorauszusehen war, den Berg bestieg; er that dieß mehrmals und als wir später abfuhren, des Morgens früh, ungeachtet ein starker Nebel alle Aussicht verhinderte; hierüber befragt, sagte er, er habe noch den Kirchhof sehen wollen — ein armseliger Begräbnißplatz für die Neger, an welchem nichts zu sehen ist. Einen Monat nachher ist er da gestorben und liegt auf diesem Berg begraben. Seine ungewohnte Aufregung beim Ansehen dieses Berges, den er zum erstenmal sah, kam uns allen damals komisch vor, an seinem Grabe war ich überzeugt, daß er, obgleich wohl gesund, geahnt hatte, daß er dort werde begraben werden.

Kaum hatten wir uns in dem Directeurshause einigermaaßen eingerichtet, als ein der Herrnhutergesellschaft angehöriger Missionär ankam, welcher vorhatte den anderen Morgen Kirche zu halten.

Den Negern war auf den Abend ein Tanz zugesagt und alle Gesichter zeigten daher eine Freude, welche sich durch die Erscheinung des geistlichen Herrn, von dem sie wußten, daß er den Tanz nicht gern sah, in Niedergeschlagenheit verwandelte, obgleich die Erlaubniß zum Tanz nicht zurückgenommen wurde. Er erzählte uns viel merkwürdiges von seinem Aufenthalt in der Vara, woher er eben kam; denn dort hatte er auf manchen Plantagen Götzentempel zerstört und war nur durch die energische Hülfe der Directeure Mißhandlungen von Seiten der Neger entgangen. Ich zweifle, ob dieß die rechte Art der Bekehrung ist, besonders da die Missionäre Reiseprediger sind, welche eine Plantage vielleicht nur vier oder sechsmal im Jahre besuchen. Hiedurch wird den heidnischen Negern ihr Heiligthum entzogen und kein anderes an die Stelle gesetzt, und das ist unrecht und muß eine verkehrte Wirkung haben. Wer Götzentempel zerstört, hat offenbar die Pflicht Gottestempel aufzubauen, dazu ist aber sein beständiger, thätiger, geistlicher Einfluß nöthig, daher muß er an Ort und Stelle bleiben; reist er umher, so hilft sein Zerstören nichts, es ist im Gegentheil eine unmoralische Handlung. Die Weise, wie dieser eifrige Mann den folgenden Tag predigte, hat mir sehr gut gefallen, sie war praktisch und dem Fassungsvermögen seines Publicums, das er mit fertiger Handhabung der Sprache frei anredete, sehr gut angemessen. Was jedoch Nachmittags erfolgte, kann meine Beistimmung nicht erhalten, ob es gleich allgemeiner Brauch unter den Herrnhutern ist; es werden nämlich die ältesten und auserlesenen Mitglieder der Gemeinde versammelt, um dem Geistlichen über das Betragen der anderen Bericht zu geben, worauf die nöthigen Ermahnungen, beziehungsweise Kirchenstrafen, wie öffentliches Abweisen vom heil. Abendmahl, Ausweisen aus der Kirche, Sitzen auf besondern Sünderstühlchen während des Gottesdienstes erfolgen. Diese Bildung einer geheimen Polizei ist sinnlos und unmoralisch im höchsten Grad, sie gibt dem Neger eine Anleitung zur Heuchelei und Verrätherei, die ihn verschlechtert; sie kann nicht dadurch entschuldigt werden, daß der Lehrer kein anderes Mittel habe seine Gemeinde kennen zu lernen, denn ein solches besteht in der Ohrenbeichte. Es ist sehr zu bedauern, daß eine Missionsanstalt, deren Mitgliedern es weder an Eifer noch wahrer Frömmigkeit fehlt, an einem so ganz und gar mißgegriffenen Systeme festhält, und diesem schreibe ich es auch zu, daß das Christenthum im allgemeinen wenig wahre Veränderung in der Moralität der Neger hervorgebracht hat, wovon ich später Gelegenheit haben werde Beispiele anzuführen.

Bergendaal und der etwa 2 Meilen südlicher gelegene Posten Victoria gelten für sehr ungesund. Es ist wahr daß die oberen Ländereien erfahrungsmäßig sehr ungesund sind, und zwar in dem Grade, daß langjährige, gut acclimatisirte alte Colonisten selten diese Orte besuchen ohne gefährlich krank zu werden. In Beziehung auf Bergendaal und Victoria glaube ich aber doch, daß dieses wohl für höher gelegene Orte vollgültige Urtheil einer Modification fähig ist. Der Holländer sucht sumpfige Plätze zu seinen Ansiedlungen, wenn er sie finden kann, und Bergendaal ist just so hingesetzt, daß es ungesund seyn muß. Der Berg erstreckt sich in ostwestlicher Richtung; nun kommen aber die erfrischenden Winde von Nordosten, und wer hier gesund wohnen will, wird daher nicht an der südlichen, sondern an der nördlichen Seite des Berges sein Haus bauen. Das Haus des Directeurs steht dicht an der Südseite des sehr steilen Berges, und genießt daher täglich anstatt erfrischender Abkühlung den erhitzenden Reflex der Sonnenstrahlen, so daß man es zumal in der trockenen Zeit vor Hitze nicht aushalten kann. An der Südseite des Berges bildet der Strom ferner eine Bucht, an welcher, sich etwas an den Berg anlehnend, das durch zahlreiche Cocospalmen geschmückte Negerdorf befindet; allein dicht an demselben ist ein Sumpf, dessen Ausdünstungen sich am Berge hinziehend das Dorf nebst dem Directeurshaus berühren. Kein Wunder also, daß hier das ganze Jahr hindurch gastrische und gallichte Krankheiten herrschen; der damalige Directeur, ein Mann von etwa 28 Jahren, bekam während der Zeit unseres Aufenthaltes in Morra eine Leberentzündung, welche ihm später eine tödliche Krankheit zuzog, und es ist bekannt, daß es hier niemand lange aushält ohne krank zu werden. Bei Victoria ist es noch schlimmer. Hier ist das Flußufer hoch, jedoch nicht höher als der höchste Wasserstand in der Regenzeit, in welcher der Strom oft gewaltig anschwillt; wir fanden am 8 September die Marke des höchsten Wasserstandes 8,32 Meter über dem gegenwärtigen, der keineswegs der tiefste war. Hinter dem höheren Flußufer ist eine Thalsenkung, welche sich auf eine ziemliche Länge erstreckt und hinter dieser sind Hügel, auf denen die Wohnungen stehen. In der Thalsenkung, die keinen guten Abfluß hat, bildet sich ein beinahe beständiger Sumpf, welchen sich die Schweine der Holzplantage Victoria zum Suhl auserkoren haben, und dieser Sumpf muß um so mehr verpestend einwirken, als alle von Nordosten kommende erfrischende Luft über ihr hinstreichen muß. Wer diesen Platz zu einem Militärposten — nun längst verlassen, aber früher vieler Soldaten Grab — gemacht hat, muß sich in der Nähe von Sümpfen besonders „lecker" gefühlt haben. Während unserer Anwesenheit daselbst starb die Frau des Posthalters an den Folgen anhaltender Wechselfieber, und er selbst sowie sein Kind leiden an derselben Krankheit.

Der blaue Berg erhebt sich steil aufsteigend von dem Flußufer, bildet dort eine schöne waldlose Kuppe auf der ein kleines Haus steht, erhebt sich aber noch mehr in seiner westlichen Ausdehnung. Eine genaue Messung gab für den höchsten Punkt 92,09, für die Stelle wo das Haus steht 69,88 Meter.

Das Gestein, aus welchem die Formation der Gegend von Bergendaal besteht, ist sehr merkwürdig, wurde genauer untersucht und als ein Spuren von Zinn und Kupfer enthaltendes Porphyrgestein anerkannt, nebst blendend weißem Quarze und Grünstein, der theils unverwittert, theils in Thoneisenstein verwandelt die Hauptmasse des Berges ausmacht. Leider hatten wir kein Sprengzeug, um die Felsen genauer zu untersuchen, was wichtig wäre, da früher ein Versuch zum Bergbau gemacht wurde, welcher durch Einsturz der Höhen 12 Arbeitern das Leben gekostet hat. Von der herrlichen Aussicht auf dem blauen Berg, von wo aus man einen Halbkreis wundervollen Berg- und Hügellandes vor sich hat, war früher die Rede; es fehlen nur blühende Städte und schmucke Dörfer in diese Landschaft, um sie vollendet nennen zu können.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Antiquarische Nachgrabungen im Königreich Neapel. Das engl. Athen. vom 1 Julius meldet aus Neapel: „da

die Zeit zum Ausgraben an mehreren Stellen sich schon dem Ende nähert, so will ich eine kurze Uebersicht von den Leistungen der letzten Monate geben. Die seit einem oder zwei Jahren in Herculanum wieder aufgenommenen Nachgrabungen wurden fortgesetzt, und der Boden der auf dem Abhang nach der See liegenden Häuser offen gelegt. Die neuesten Ergebnisse waren indeß unbedeutend. Zu Pompeji waren die Arbeiten längere Zeit ausgesetzt; eine Bronzestatue Apollo's, etwas über Lebensgröße, wurde kürzlich ans Tageslicht gebracht; man fand sie neben dem kleinen Theater. Die Ausgrabungen werden jetzt sehr schwach fortgesetzt, doch mit der Absicht, den unteren Theil der Gränzmauern der alten Stadt aufzufinden. So schwach indeß auch diese Ausgrabungen sind, so ist es nur zu verwundern, daß so viel geschieht, da die Einkünfte des ganzen Landes nicht hinreichen zum Unterhalt der Armee. Der interessanteste Punkt war aber und ist immer noch Canosa in Puglien, und die Ausgrabungen der griechischen Gräber wurden hier unter der geschickten Leitung des Cav. Bonucci fortgesetzt. Diese Gräber sind in der Form kleiner Kammern mit Säulen und Gemälden. Hier fand man Gegenstände von neuem und außerordentlichem Interesse, von Waffen, Terra Cottas und Glas, Goldzierrathen, als Halsbänder, Armringe, Diademe, Ohrringe, Fingerringe, ferner Kameen und Vasen die sich durch die Schönheit ihrer Zeichnungen, das Interesse und die Großartigkeit der Gegenstände auszeichnen. Ich habe bereits von der Vase gesprochen, auf welcher der Krieg zwischen Orient und Occident, Griechenland und Asien abgebildet ist, wo Darius in der Mitte seiner Satrapen sitzt, während die verschiedenen Provinzen Asiens, unter der Gestalt schöner Frauen personificirt, ihre Gaben für den Krieg darbringen, und ich erwähne der Sache nur, weil ich so eben einige Bruchstücke dieses schönen Kunsterzeugnisses gesehen habe. Wenn ich von Bruchstücken rede, so ist zu bemerken, daß kein Theil fehlt, und daß die Vase ganz vollkommen wieder hergestellt werden wird. Cav. Bonucci ist Ende Mai wieder nach Canosa zurückgekehrt, um alle von ihm gesammelten Wunder nach dem Museo Borbonico schaffen zu lassen. Auch zu Capua ist etwas in antiquarischen Forschungen geschehen: man hat ein samnitisches Grab entdeckt. Es ist in Form einer Kammer; an der Mauer sind zwei junge Frauen abgebildet, welche auf Pfeifen blasen, nebst andern Figuren. Einige schwarze Vasen mit vergoldeten Zierrathen wurden hier entdeckt, sowie Ringe und anderer Goldschmuck."

*

Die Eröffnung eines neuen Zimmers im Museo Borbonico hat kürzlich stattgefunden, und zwar am Ende einer Reihe von Zimmern, welche den Bronzeartikeln für den häuslichen Gebrauch der Römer gewidmet sind. Dieß neue Zimmer enthält die schönsten Vasen und Terra Cottas der Welt, die griechisch-italischen Vasen. Hier sieht man die größten Arbeiten der Töpferei, die je geliefert wurden, die vier riesenhaften Vasen aus Canosa und andern Orten, sowie die ältesten bis jetzt entdeckten Proben, die man wahrscheinlich den ersten Ansiedlern in Großgriechenland zuschreiben muß. Außer diesen findet sich eine sehr schöne Sammlung griechischer Vasen von außerordentlicher Schönheit. Die genannten vier großen Vasen haben alle schwarzen Grund, die Figuren sind meist roth mit sehr wenig Weiß. Die Zeichnung ist vortrefflich und die Auffassung der schönsten Zeiten der griechischen Kunst würdig. Rund um das Zimmer in Glaskisten stehen eine Menge Terra Cottas roher und älterer Art. Einige haben dieselben phönicisch, andere ägyptisch genannt, doch ohne allen Grund. Sie sind aus hellgelber Erde, häufig mit schlechten Darstellungen von Thieren, wie Elenns, oder Truthühnern, am gewöhnlichsten sind aber Thiere aus dem Katzengeschlecht, wie der Jagdtiger im Orient; auf einer Vase fand man Thiere im unteren Kreise, während oben Wagen mit vier Pferden dargestellt waren, worin zwei Krieger sich befanden, begleitet von zwei andern zu Fuß; Zeichnung und Charakter gleichen sehr den Sculpturen in Niniveh. Jedenfalls ist es kein Zweifel (?), daß Arbeiten aus der Zeit vor der italogriechischen hier ans Tageslicht kamen. So ist dem Archäologen ein neues Feld eröffnet. Nie waren die Aussichten für Archäologie im Königreich Neapel so glänzend wie jetzt: die königlichen Ausgrabungen leitet Bonucci, die des Grafen von Syracus Fiorelli, während Quaranta und Minervini mit der Abzeichnung alles dessen was sich darbietet, beschäftigt sind. (Athen. 1 Julius.)

*

Eine chinesische Zeitung ist in Californien gegründet worden unter dem Titel „Kin-schan-dschi-sin-lou", d. h. das Goldminenjournal. Sie besteht aus 4 Seiten und ist in Columnen abgetheilt, beginnt aber rechts oben auf der vierten Seite, die bei uns die letzte seyn würde. Sie ist lithographirt. Das erste Blatt beginnt mit einer Ansprache an die Leser, setzt den Zweck des Journals auseinander, und begehrt Unterzeichnungen und Anzeigen. Sein anderer Inhalt sind Handelsneuigkeiten und sonstige Dinge, welche die Chinesen interessiren können. Ein ausgezeichneter chinesischer Gelehrter in Paris, der das Blatt untersuchte, sagt, es zeige Talent und Betriebsamkeit, sey aber nicht in der gewähltesten Sprache des Blumenlandes geschrieben. (Liter. Gaz. 8 Julius.)

*

Der Reisende Lt. Burton, welcher die Absicht hatte von Medinah nach Mascat oder von Mecca nach Makullah am indischen Ocean quer durch Arabien zu reisen, hat diesen Plan aus Mangel an Zeit nicht ausführen können, sondern ging bloß von Yambo nach Medinah und von da nach Mecca in der Verkleidung eines arabischen Pilgers. Viel Neues, abgesehen von seiner persönlichen Erfahrung, die ihm erlauben wird in mohammedanischen Ländern als Hadschi aufzutreten, scheint er nicht mitgebracht zu haben. (Nach den Mittheilungen in der geographischen Gesellschaft vom 19 Junius im Athenäum vom 24).

*

Angebliche Nachricht von furchtbarer Blatternverheerung unter den nordamerikanischen Indiern. Das Athen. Franç. vom 8 Julius entlehnt aus dem Courrier des Etats Unis ohne nähere Angabe der Nummer, daß ein Lt. Whipple, der sich auf einem Zuge in den Ebenen des Colorado befand und die Moquis aufsuchen wollte, um sich von ihnen Führer durch die Wüste geben zu lassen, die Wohnungen derselben verödet und hie und da unbegrabene Leichen gefunden habe. Endlich sey man in eine isolirte Hütte gekommen, wo eine Frau sterbend neben ihrem letzten Sohn gefunden worden sey. Diese habe ihnen erzählt, daß eine furchtbare Krankheit, nach den Schilderungen die Blattern, den Stamm ergriffen, und alles mit furchtbarer Schnelligkeit hinweggerafft habe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29. 21 Julius 1854.

Orologische Fragmente.

Das neueste Heft der deutschen Vierteljahrsschrift (Jul. bis Sept. 1854. Nr. 67) enthält unter diesem Titel eine Abhandlung, die wir als die Fortsetzung und Erweiterung eines in Nr. 8. des Auslandes vom vorigen Jahr enthaltenen Aufsatzes, „Umrisse der Orologie der Erde" von Fr. Weiß, betrachten müssen. Wegen der großen Wichtigkeit der wissenschaftlichen und praktischen Folgen — sobald diese Theorie, oder richtiger vielleicht diese Auffassungsweise der Bildung der Erdrinde sich in allen Theilen bewährt — setzen wir den Hauptsatz, von dem alles ausgeht, und auf den alles zurückführt, hier voran. Er lautet: „die Erde hat nach der Bildung der krystallinischen Schiefer eine Veränderung ihrer Achse erfahren; die Streichungslinien der ältesten Gebirge und ihre Querdurchschnitte gehen in der Richtung der älteren Parallel- und Meridiankreise; die Streichungslinien und Querdurchschnitte der nach der Veränderung der Erdachse erfolgten Gebirgsbildungen in der Richtung der neuen Parallel- und Meridiankreise." Es ist kein Zweifel, daß wenn dieser Satz sich erweisen läßt, eine Grundlage für die Kenntniß der Erdbildung gewonnen ist, welche für alle geologischen, geographischen und metallurgischen und selbst für die meteorologischen Forschungen von der ausgedehntesten Wichtigkeit werden muß. Nach dieser Annahme fällt der Urnordpol der Erde ungefähr in den südlichen Theil der Hudsonsbay, 35° oder genauer 34° 49′ 12″ südlich von dem jetzigen Nordpol. Wir wollen hier die Beweisführung, wie sie in Nr. 8 des Auslandes vom vor. Jahr und etwas umständlicher in dem genannten Aufsatz der Vierteljahrsschrift aus den Richtungsverhältnissen der neuen und ältern Gebirge der Erde geführt ist, nicht wiederholen, sondern gehen sogleich auf die andern Beweise über, womit der Verfasser seinen Satz weiter festzustellen sucht, und diese sind zum Theil sehr sinnreich, wobei wir bemerken müssen, daß er den einen, der sich aus der innern Structur der ältern Gebirgsarten, namentlich der krystallinischen Schiefer, entnimmt, wegen seiner Schwierigkeit in dem genannten Journal nur erwähnt, nicht ausgeführt hat.

Einen Hauptbeweis entlehnt der Verfasser von der Betrachtung des Mondes; man wird dieß vielleicht seltsam finden, aber man höre: „die Unebenheiten des Mondes haben beinahe ausschließlich nur die Form von Bergkegeln und kesselförmigen Senkungskratern, welche letztere wieder mit ringförmigen Randerhebungen umgeben sind. Mit Ausnahme der Rillen und Risse, welche von mächtigen Kraterrändern strahlenförmig ausgehen, und in ihrem geradlinigen Verlaufe oft die im Wege stehenden Ringwälle spalteten, finden wir sämmtliche Formen der Mondoberfläche an einzelnen Stellen der Erde wieder: in den phlegräischen Feldern, in den Gebirgen der Auvergne und überhaupt in allen durch vulkanische oder pseudovulkanische Kräfte an einzelnen Punkten ungeformten Gegenden der Erde erkennen wir mit leichter Mühe mehr oder minder vollständige Gegenbilder zu den Formen der Mondsoberfläche, während wir uns auf dem Monde vergebens nach jener Gebirgsbildung mit geradlinigen und parallelen Höhen- und Bergzügen umsehen, welche die ganze Oberflächengestaltung der Erde in so ausgedehnter Weise beherrscht. An eine bloß zufällige Verschiedenheit einzelner Höhenbildungen kann hiebei nicht gedacht werden, denn hiezu ist auf dem Monde die Kraterform, und auf der Erde die Parallelketten- und Querjochform zu consequent und ausschließlich entwickelt." Woher diese Verschiedenheit? Der Verfasser findet den Grund hauptsächlich in der „gewaltigen Schwungkraft, welche der Erde zufolge ihrer 24stündigen Umlaufszeit um eine feste Achse zukommt. Dieselbe ist bei dem Monde 2800mal schwächer, denn außer seinem geringern Durchmesser, welcher beinahe viermal kleiner ist, als jener der Erde, dreht er sich erst im Zeitraum eines Monats einmal um seine Achse." Wenn man nun erwägt, daß der Umschwung der Erde um ihre Achse eine Abplattung der Pole um 2¾ Meilen und eine Ausbauchung am Aequator verursachte, so hat man einen ungefähren Maaßstab ihrer Wirkung. „Bringen wir, fährt der Verfasser fort, zwei nicht ganz erhärtete Massen auf Schwungmaschinen und theilen wir denselben so verschiedene Rotationsgeschwindigkeiten mit, daß die eine Masse 27mal sich um eine Achse schwingt, während die andere nur Eine Umdrehung erleidet, so würden unsere Physiker, im Falle die stärker rotirende parallele Faltungen und Streifungen der Oberfläche in der Richtung der Rotationskreise zeigen würde, die andere aber nicht, diese Erscheinung wohl unbedenklich der Rotation zuschreiben." Der Schluß hieraus ist ganz klar: die Erdmasse mußte bei ihrer 2800mal stärkern Schwungkraft Parallelketten bilden, der Mond aber nicht, und daraus ergibt sich der zweite, für den Verfasser nothwendige Schluß: wenn der Umschwung der Erde diese Parallelketten hervorrief, so

muß „die Erde während ihrer primären Periode in der Richtung der unter sich parallelen primären Falten und in den spätern Epochen in der Richtung ihrer spätern Faltenerhebungen rotirt haben."

Aber mit dem materiellen, so zu sagen, mechanischen Beweise aus der Vergleichung der Mondsgebirge mit der Erde ist der Verfasser noch nicht zufrieden, er gibt uns auch noch einen astronomischen aus dem Verhältnisse der Sonne zu den Planeten, und namentlich dem Mond, entnommenen. „In dem Planetensystem", sagt er, „besteht eine Reihe von denkwürdigen Erscheinungen, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung sämmtlicher ihm angehöriger Weltkörper hindeuten. Es umkreisen die Planeten in derselben Richtung die Sonne, in welcher dieser Centralkörper selbst sich um seine Achse bewegt. Das gleiche Verhalten beobachten wieder die Satelliten gegen ihren Hauptkörper, und Planeten und Monde vollziehen auch ihre Achsdrehung mit der Sonne in einerlei Richtung. Allein nicht bloß durch diese gleichartigen Bewegungen zeigen sich die Planeten von jener der Sonne abhängig, auch die Bahnen derselben sind an diesen Centralkörper gefesselt; denn sie liegen beinahe vollständig in der Ebene des Sonnenäquators, und auch in ihren fast kreisförmigen Bahnlinien zeigen die Planeten eine dritte höchst merkwürdige Uebereinstimmung." Auch die Bahnebenen der Satelliten fallen mit den Aequatorialebenen ihrer Hauptplaneten zusammen, nur „die Bahnebene des Mondes entspricht dieser allgemeinen Erscheinung nicht, sondern bildet mit der Aequatorialebene der Erde einen beträchtlichen Winkel, dessen größtes Maaß 28° 37' beträgt. Zur Erklärung dieser Verschiedenheit gibt es nur zwei Annahmen: daß seit Entstehung des Satellitensystems entweder die Neigung der Mondbahn oder die Lage der Erdachse eine bedeutende Veränderung erfahren habe." Ersteres ist nicht wahrscheinlich, da die Mondbahn sonst alle mit den Gesetzen der Satelliten zusammenstimmenden Bedingungen erfüllt, es bleibt also nur die zweite Annahme übrig.

So wahrscheinlich und einleuchtend indeß der Hauptsatz des Verfassers von der Veränderung der Erdachse hiedurch wird, so sehr die Vergleichung der Mondsgebirge mit den Erdgebirgen den Ursprung paralleler Gebirgszüge erläutert, so ist dennoch die Frage, um die es sich handelt, eine so mannichfache und vielgestaltige, daß der Verfasser auf allgemeinere Annahme seiner Theorie, welche manche vorgefaßte Meinungen und aufgestellte Systeme umstößt, erst dann rechnen darf, wenn es ihm gelungen ist den Beweis auf dem festen Boden der Erde an den einzelnen Gebirgen zu liefern. Wir sagen absichtlich, „wenn es ihm gelungen ist", denn dazu gehören Karten und zwar in nicht unbedeutender Anzahl, und auch, wenn wir nicht irren, von nicht unbedeutender Schwierigkeit der Ausführung. Nicht nur muß der Globus dargestellt werden in seiner jetzigen Gestalt, d. h. mit seinen jetzigen Polen, seinem jetzigen Aequator, sondern auch mit den Urpolen und dem Uräquator, um sich ein klares Bild machen zu können, was ohne ein solches Hülfsmittel nicht der Fall ist. Nach diesen allgemeinen Darstellungen kommen aber erst noch die speciellen, wo zum Theil eine sehr genaue Terrainzeichnung erforderlich ist, immer mit Hinzufügung der Urmeridiane und Urparallelkreise zu den jetzigen. Nach des Verfassers Angaben fällt der Urnordpol genau unter 70° W. L. von F. (90° W. v. Paris) und 55° N. B.; denkt man sich nun von diesem Punkt aus die Meridian- und Parallelkreise gezogen, so hat man die Richtungslinien der Schiefergebirge mit ihren Querspalten, welche senkrecht auf den ersteren stehen; letztere repräsentiren also die Linien der Urmeridiane oder die ehemalige nordsüdliche Richtung, erstere die Urparallelkreise oder die ehemalige ostwestliche Richtung. In Amerika unter 70° W. L. von F. fällt der Urmeridian mit dem jetzigen zusammen, d. h. die alte nordsüdliche Richtung fällt senkrecht auf den alten und neuen Parallelkreis; aber mit der Abweichung gegen Ost und West muß sich dieß wesentlich ändern, in welchem Maaße aber bei jedem gegebenen Fall, das kann man nicht so leicht sich vorstellen, und bildliche Darstellungen sind absolut nöthig, um so mehr als bei einem Planiglobium ganz seltsame Curven sich ergeben müssen. Soll nun ein genügender, so zu sagen augenfälliger Beweis geführt werden, so ist durchaus nöthig, daß die genauesten geologischen und topographischen Angaben nach einer mit Urmeridianen und Urparallelkreisen neben den jetzigen versehenen Karte verzeichnet seyen.

Gelingt es dem Verfasser diese Karten herzustellen, und auf sie gestützt den Beweis zu führen, daß das Streichen der ältern und neuern Gebirgsformationen dem von ihm aufgestellten Grundsatze entspricht, dann hat er jedenfalls für Geologie und Geographie Außerordentliches geleistet, und allen einschlägigen Forschungen, so wie selbst den metallurgischen, ein unwandelbares Gesetz vorgezeichnet, das künftig als Richtschnur dienen kann. Dieser Folgen ist sich auch der Verfasser sehr genau bewußt, wenn er sagt daß „die Orologie der Erde schon auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe einen Umfang besitzt, dessen sich vielleicht nur wenige Zweige der Lehren vom Bau der Erde rühmen können, und daß durch die mathematische Genauigkeit, mit welcher ihren Gesetzen zufolge die Richtungen sämmtlicher Hebungs- und Senkungslinien des Erdballs bestimmt sind, die Orologie nicht bloß für die weitere Ausbildung der mechanischen Geologie von theoretischer Bedeutsamkeit ist, sondern auch vermittelst der sichern Anhaltspunkte, die sie für die Analyse der bisher so unklaren Verhältnisse der Schichtenaufrichtung darbietet, für den Bergbau einst von praktischem Nutzen seyn wird."

Am einleuchtendsten, wenn auch nicht am wichtigsten möchte im Verfolg diese Gesetzmäßigkeit sich für die Kartographie ausweisen, ein Umstand, den auch der Verfasser, selbst Militär, nicht außer Acht läßt. Wenn „die Hauptrichtungslinien der Erhebungen im voraus bestimmt werden können", so muß das Bild einer Landschaft sich lebendiger und richtiger dem Geist darstellen, als wenn man nichts wie eine chaotische Masse von Unebenheiten vor sich hat, die ohne Zurückführung auf ein höheres Gesetz gar keiner Ordnung fähig ist. Man erkennt aus jedem Zug der Darstellung des Verfassers, wie sehr er von der Wichtigkeit und der Bedeutung seiner Ansicht für die Kenntniß des Erdganzen durchdrungen ist; manche werden vielleicht diese lebhafte Sprache für jugendliche Aufwallung halten, allein jeder Zug beweist, daß der Verfasser nur nach längern Studien zu seiner jetzigen Erkenntniß gelangt ist, und wenn es ihm gelingt die Wahrheit seiner Sätze an einer gewissen Anzahl Einzelnheiten unwiderleglich nachzuweisen, dann ist auch für die Kenntniß des physischen Erdganzen eine Grundlage gewonnen, auf der sich der Beweis führen läßt, daß trotz der scheinbaren chaotischen Verwirrung „die zahllosen Bildungen der Erdoberfläche nur die stummen, wenn auch noch unerforschten Denkmale der harmonischen Wirksamkeit allgemeiner Bildungsgesetze sind."

Die Armenier.

(Schluß.)

Der Gedanke Mechitars, den seine Schüler nach seinem Tode fortsetzten, hat auf den Fortschritt der gegenwärtigen armenischen Gesellschaft eine entscheidende Wirkung geäußert, deren Hauptergebniß ich hier herausheben will. Er hatte, um das Gefühl der Nationalität bei seinen Landsleuten wieder zu beleben, zwei Zwecke verfolgt: die Erziehung der Jugend und die Wiedererweckung der armenischen Literatur. Ehe wir auf den Unterricht der Mechitaristen eingehen, wollen wir einen Blick auf ihre literarischen Arbeiten werfen.

Mechitar hatte zu diesen Arbeiten den ersten Anstoß gegeben, indem er außer mehrern ascetischen Werken eine armenische Grammatik und mit Hülfe seiner Mönche ein Wörterbuch dieser Sprache ausarbeitete, das durch die Richtigkeit und strenge Bestimmung der Bedeutungen ein Muster geblieben ist. Unter seinem dritten Nachfolger, dem Dr. Akonts Köver, einem edlen Armenier aus Siebenbürgen, von 1800—1824, erhob sich die Genossenschaft, ohne ihre mönchische Verfassung aufzugeben, zur armenischen Academie, indem sie es sich zur Aufgabe machte über die Erhaltung der Reinheit der Sprache und der ächten literarischen Ueberlieferungen zu wachen. Dieß erstreckte sich bis auf die Herausgabe der armenischen Classiker und die Aufsuchung alles dessen, was sich vor den Einbrüchen der Barbaren in alle Weltgegenden zerstreut oder in die Tiefe der Erde geflüchtet hatte. Der Katalog dessen, was wieder aufgefunden wurde, zeugt für den ausdauernden Eifer dieser Forschungen. Während die bedeutendsten Bibliotheken Europa's nur eine sehr beschränkte Anzahl armenischer Manuscripte besitzen, hat die Academie von San Lazaro deren über 1200, und gibt der Bibliothek des Patriarchenklosters zu Etschmiadsin an Reichthum nichts nach. Das Wörterbuch, was diese Academie in den Jahren 1836 und 1837 herausgab, kann mit den besten Leistungen der gelehrten Gesellschaften Europa's die Vergleichung aushalten. Diese ungeheure Arbeit umfaßt in zwei enggedruckten Quartbänden den Reichthum dieser unerschöpflichen Sprache, und jedes Wort ist in seiner Bedeutung durch eine Reihe von Stellen aus Schriftstellern verschiedener Zeiten erklärt.

Die Druckerei von San Lazaro hat zehn Pressen in unaufhörlicher Thätigkeit, deren Erzeugnisse nach Konstantinopel, wo die Hauptniederlage ist, nach den Provinzen des ottomanischen Reichs und allenthalben hin gehen, wo in Asien oder Europa Armenier sich finden. Die Druckerei der Mechitaristen in Wien beschränkt sich nicht bloß auf armenische Texte, sondern druckt auch alle Arten von Werken in den Hauptsprachen Europa's und des Orients. Alle zeichnen sich aus durch die Zierlichkeit und die Reinheit des Drucks. Lange Zeit hatten die von ihr ausgehenden Schriften nur einen praktisch nützlichen Zweck, und waren dem Elementarunterricht gewidmet. Unter der Leitung ihres Superiors, des Bischofs Arisdagues, bildete sich eine Verbindung unter dem Namen der „aramäischen Gesellschaft", welche eine Reihe kleiner encyklopädischer Werke zu verfassen und zu möglichst niedrigem Preis zu verkaufen bemüht ist. Jetzt scheint die Congregation, ohne auf ihre Elementarbücher zu verzichten, auf Werke höhern Rangs einzugehen, und wie es die von Venedig schon gethan hat, auch das Gebiet der Gelehrsamkeit in ihren Kreis zu ziehen.

Der Katalog der aus beiden Klöstern hervorgegangenen Werke ist merkwürdig als ein Maaßstab für die Fähigkeiten und die Richtung der Nationen, für die sie bestimmt sind. Die Grammatik der alten gelehrten und liturgischen Sprache, der Hauptsprachen Europa's und selbst des Lateinischen, nehmen einen sehr bedeutenden Raum ein. Der Geschmack für Sprachen ist unter den Armeniern sehr verbreitet, und sie besitzen auch die Fähigkeit sie zu erlernen und mit Leichtigkeit zu sprechen in einem hohen Grade. Die französischen Grammatiken sind die zahlreichsten, wie man bei der Neigung der Armenier für französische Sprache und Literatur erwarten muß.

Die theologischen Abhandlungen und die Erbauungsschriften, sowohl im Original als in Uebersetzung, nehmen einen bedeutenden Raum ein; durch diese Schriften wollen die Mechitaristen den ursprünglichen Zweck ihres Instituts erfüllen, und den wesentlich religiösen Neigungen ihrer Nation Genüge leisten. — Die mathematischen und politischen Wissenschaften sind gleichfalls repräsentirt, aber nur in Unterrichtsschriften, und der Hauptsache, manchmal auch der Form nach den beliebtesten europäischen Schriften, namentlich französischen, nachgebildet. Man sieht, daß in diesem Theile des menschlichen Wissens die Armenier noch nicht über die Anfangsgründe hinaus sind. Ihr Geist, der von dem der Araber so sehr abweicht, hat sich immer minder auf den Anbau der Wissenschaften, worin sie nichts eigenes geschaffen haben, als auf das Studium fremder Literaturen gerichtet. Der Katalog der Mechitaristen zeigt durch die Uebersetzungen der Meisterwerke der grichischen und römischen Literatur, sowie der neuern Literaturen, daß dieser früher so lebhafte Geschmack noch keineswegs erloschen ist. Unter den Originalwerken dieser Mönche bilden die über die Geschichte und Geographie ihres eigenen Landes einen ziemlich bedeutenden Theil, so z. B. die große Geschichte des Pater Michael Tschamitsch, der in einem Werk in Quart von nahezu 3000 Seiten alles Merkwürdige oder Wichtige aus den armenischen Chroniken, deren Reihe ununterbrochen vom 4ten bis 17ten Jahrhundert läuft, zusammengezogen hat; und die Werke des Pater Lucas Indschidschi, der aus denselben Quellen alle Nachrichten über den physikalischen und politischen Zustand Armeniens, über Städte und Denkmale, Institutionen, Sitten und Gebräuche des alten Armeniens geschöpft hat.

Nach Venedig und Wien ist zu Konstantinopel die größte Zahl armenischer Werke erschienen; die Ausgaben mehrerer ihrer Classiker haben dort seit 200 Jahren das Tageslicht erblickt, hinsichtlich der Richtigkeit der Texte aber und der Schönheit des Druckes können sich diese nicht mit den in Wien und Venedig erschienenen Werken messen. Die bei den Mechitaristen so zahlreichen, aus occidentalischen Quellen geschöpften Lehrbücher existiren so zu sagen hier nicht. Doch kann man darunter einen Abriß der allgemeinen Geschichte von einem ehemaligen Professor des Collegiums von St. Jerusalem zu Skutari, Tschamurdschi Oglu, anführen. Von demselben Schriftsteller wurde eine Uebersetzung der „Pensées" von Pascal, sowie noch ungedruckt eine Abhandlung von Lamennais „Versuch über den Indifferentismus" geliefert. Letztere Arbeit ist zu beachten, weil sie keine vereinzelte literarische Thatsache ist, sondern ein Zeichen des Einflusses, den die neuere französische Literatur mehr und mehr auf die Armenier Konstantinopels gewinnt. Es hat sich unter

ihnen eine Art Schule gebildet, die man das junge Armenien nennen könnte, eine Schule, für welche Paris jetzt ist, was Athen zu den Zeiten des Moses von Chorene für die Armenier war.

Dieser Bekanntschaft mit französischen Sitten muß man auch die Einführung einer Art von Werken zuschreiben, die bei uns in besonderer Gunst steht, des Romans, den man durch Uebersetzungen und Nachahmungen zu naturalisiren sucht. Eine armenische Zeitschrift, der Panasser (Literator), gab kürzlich eine Uebersetzung der „indischen Hütte," und merkwürdig genug sind die philosophischen und sentimentalen Declamationen, welche St. Pierre seinem Paria und dem englischen Doctor in den Mund legt, von einer ganz jungen Person übersetzt worden. Ein ehemaliger Schüler des armenischen Collegiums zu Paris, Manug Bey von Konstantinopel, hat sich an Paul und Virginie versucht, und seine Uebersetzung zeigt wenigstens, daß er die Schönheiten des Originals fühlte und bemüht war sie wieder zu geben. Eine Wochenschrift „Noiyan Aghavni" (die Taube Noahs) hat es kürzlich unternommen ihren Abonnenten den Monte Cristo aufzutischen, und man kündigt ebenfalls in einem Journal auch den ewigen Juden an. Doch haben wohl die Romane von Dumas und Sue eine zu ausschließlich französische Färbung, um in eine Sprache, wie das Neuarmenische, zu passen, welche den Stempel der türkischen Civilisation trägt, und deren Zuschnitt ganz orientalisch ist.

Als Nachahmung haben die Armenier bis jetzt nur sehr unvollkommene Versuche gemacht, deren Studium jedoch für uns Werth hat, weil der Inhalt, wenn auch nicht die Form ihnen eigen angehört. In einer Erzählung „Chosrow und Makrubi" schildert der Verfasser die Abentheuer zweier unglücklich Liebenden, nachdem er in einer Vorrede die französischen Romanschriftsteller von Cottin und Lesage an bis Chateaubriand, Balzac, Soulié und Dumas skizzirt, endlich aber Chateaubriand sich zum Muster genommen zu haben scheint. Aber ein Werk, dessen Schilderungen und Personen wesentlich national sind, und welches eine Seite der armenischen Gesellschaft zu Konstantinopel wiederspiegelt, ist das, welches ein junges Mädchen, Namens Akabi, zum Gegenstand hat. Dieser Roman ist türkisch, die gewöhnliche Sprache der ottomanischen Armenier, geschrieben, aber mit armenischen Lettern gedruckt, wendet sich an die Volksclassen und führt einen religiös polemischen Gedanken durch: es ist ein wahres Pamphlet der Gregorianer gegen die Unirten. Akabi ist Dissidentin, ihr Geliebter katholisch, und beide kämpfen gegen die Hindernisse an, welche der Primas, der Repräsentant des heiligen Stuhls, den gemischten Ehen entgegensetzt. Es ist dargestellt, als greife er zu den abscheulichsten Mitteln, um diese Verbindung zu hindern, so daß das junge Mädchen in der Verzweiflung sich durch Gift ums Leben bringt und ihr Geliebter bald auch seinem Kummer erliegt. Obgleich dieser Roman keinen literarischen Werth hat, und der triviale Styl, sowie die Unregelmäßigkeit des Plans, der von müßigen Abschweifungen unterbrochen ist, eine ganz unerfahrene Feder verräth, so hat er doch durch die Leidenschaft, die ihn eingegeben, Glück gemacht, und trotz der Verbote der religiösen Autorität Tausende von Lesern gefunden. Die „Boschbogas Resaleffi" (Geschichte eines Schwätzers) welche vor zwei Jahren erschien, ist aus demselben feindseligen Sinn hervorgegangen, und eine Caricatur der katholischen Armenier, denen man vorwirft, sie schwören ihre nationalen Sitten und Gebräuche ab, um sich in die des Occidents einzudrängen. Abgesehen von dem Geist blinder Unduldsamkeit, der in dem Werke weht, müssen wir doch zugestehen, daß es dessen in den Text eingedruckten Holzschnitten weder an Witz noch an Bosheit fehlt. Zeichnung und Abdruck lassen manches zu wünschen übrig, stehen aber unsern wohlfeilen pittoresken Ausgaben nicht nach.

Folgen wir den Fortschritten der geistigen Thätigkeit der Armenier außer Venedig, Wien und Konstantinopel, so sehen wir solche allenthalben sich entfalten, wohin dieselben gewandert sind. In Moskau umfaßt das Institut Lazareff für die orientalische Sprache zugleich eine Erziehungsanstalt für die Armenier, eine Academie, deren Mitglieder die Professoren dieser Anstalt und mehrere beigezogene Fremde sind, und eine Druckerei. Aus letzterer sind schon eine Menge Werke hervorgegangen, andere sind sonst zu Moskau von Mitgliedern dieser Academie herausgegeben worden. Zu den neuern gehört eine verbesserte Ausgabe des Johann Catholicos, des Geschichtschreibers der Armenier unter den Arabern, von Emin, die Volksdichtungen von Saiat Nava, einem Weber zu Tiflis, von Achwerdoff gesammelt, und die gelehrte „Darstellung des armenischen Glaubens" von dem Prof. Messer. — Zu Neu-Nachitschewan am Don, im Gouv. Jekaterinoslaw, erschien 1792 eine „Abhandlung über Astronomie" von Johann Erzenga, einem Schriftsteller des 13ten Jahrhunderts; zu Tiflis eine „Reise in Armenien" von Pater Dschatali, Mönch des Klosters Sanahin; zu Etschmiadsin eine Beschreibung dieses Klosters und der fünf Districte des Ararat von Pater Schachatuni, ein kostbares Werk, weil es, wie das vorhergehende, die Inschriften auf den zahlreichen Ruinen Oberarmeniens enthält; zu Madras die „Geschichte des Patriarchen, des heil. Nerses des Großen, und Armeniens unter der Regierung des Kaisers Valerius" von Mesrob, einem Schriftsteller des 10ten Jahrhunderts, so wie die „Geschichte der Satrapenfamilie der Orbelian und des mongolischen Einbruchs", von einem Mitglied dieser Familie Stephan, Metropoliten der Provinz Siunik im 13ten Jahrhundert; zu Calcutta eine „Reise in Armenien" von Macrob Thagition. Hiezu kommen noch die zu Rom von den armenischen Schülern der Propaganda herausgegebenen Werke, welche hauptsächlich in Grammatiken, Wörterbüchern, liturgischen und Erbauungsschriften bestehen.

Ich beschränke mich auf diese geringe Anzahl, die sich leicht noch vermehren ließe, da man in Europa und Asien mindestens 22 Städte zählt, in welchen die Armenier Druckereien besaßen oder besitzen. Die, welche Bischof Osgan im 17ten Jahrhundert in Holland gründete, verdient Erwähnung in der Geschichte der Druckerei, und macht dem Vaterland der Elzeviere alle Ehre. Die Typen wurden ihrer Zierlichkeit wegen in Venedig und Wien angenommen. Unter den Schriften, denen er seine Sorgfalt widmete, findet sich eine Bibel in Quart mit Holzvignetten, die ein Meisterwerk seyn sollen, und eine „Geschichte Armeniens" unter Abbas I und seinen Nachfolgern von 1601 bis 1662 von Arakel.

Dieß führt mich auf die periodische Presse Armeniens, welche von keiner Regierung unterstützt ist, wie die türkischen Zeitungen, und doch sich stärker entwickelt hat. Es gibt kaum eine etwas bedeutende, von Armeniern bewohnte Stadt, wo diese sich nicht bemühten, irgend ein öffentliches Organ zu gründen. In dieser Beziehung sind sie allen andern orientalischen Völkern voraus, und sie

allein haben den Journalismus unter dem doppelten Gesichtspunkt der Literatur und Politik aufgefaßt. Ihre Fortschritte erscheinen freilich in Vergleich mit denen der europäischen Völker beschränkt, sind aber keineswegs unbedeutend, wenn man bedenkt, wie seit kurzer Zeit der Journalismus bei ihnen Eingang fand, und wie schwach sie an Zahl sind. Die Mechitaristen haben den Anfang gemacht, indem sie im J. 1812 zu Konstantinopel den Pyzantian Tidag" (Beobachter von Byzanz), der unter dem Schutz und auf Kosten der sogenannten Arscharuni-Gesellschaft herauskam, gründete. Das ist in der That die erste eigentliche Zeitung in der Türkei; es ist also nicht wahr, daß der von Blacque im J. 1825 zu Smyrna gegründete „Spectateur de l'Orient" die erste periodische Schrift im türkischen Reich gewesen wäre. Die Kriege Napoleons und die Folgen, welche sie für die Türkei haben konnten, waren die Gegenstände, welche der „Beobachter von Byzanz" anfangs ausschließlich behandelte, bald aber erweiterte er seinen Plan und nahm auch literarische und wissenschaftliche Artikel auf. Das Blatt war freilich nur ein Versuch, erschien nur alle 14 Tage auf einem halben Bogen, und dauerte vier Jahre, bis um die Mitte des Jahres 1816. Sechzehn Jahre später, im Anfang des Jahres 1832, wurde es durch eine armenische Uebersetzung der Takwimi Wekai (Tafel der Ereignisse), die officielle Zeitung der hohen Pforte, ersetzt. Diese hielt sich kaum ein Jahr, erstand zwar im J. 1838 wieder, aber nur um bald nochmals zu erlöschen. Einer Uebersetzung des Dscheridei Hawadis (Register der Nachrichten) im Jahre 1840 ging es nicht besser, aber die Sedschmai Hawadis (Saat der Nachrichten), ein Monatsblatt, besteht noch jetzt.

Das erste eigentliche, so zu sagen officielle Journal der Armenier zu Konstantinopel, der Hajasdan (Armenien), wurde im Jahre 1846 gegründet, und hatte die Aufgabe, außer den türkischen Regierungshandlungen alle politischen, literarischen und Handelsnachrichten zu geben, welche für die Armenier von Interesse seyn konnten. Der Hajasdan, dessen Redacteure die HH. Tschamurdschi Oglu und Agathon waren, hielt sich bis zum J. 1849, wo Streitigkeiten im Schooße der Nation sich erhoben, und ein Deficit in den Ausgaben des Journals eine Aenderung herbeiführte. Tschamurdschi Oglu zog sich zurück, und Agathon nahm zehn unbezahlte Mitarbeiter zu sich. Zugleich nahm der bürgerliche Rath oder das Nationalcomité das Journal unter seinen Schutz und unterstützte es mit Geld, aber die neue sehr parteiische Redaction erregte lebhafte Beschwerden und Tschamurdschi Oglu wurde im J. 1850 zurückgerufen. Die halb katholischen Ansichten aber, die er blicken ließ, zogen ihm von Seiten des Smyrnaer Journals Araradian Arschaluis (Morgenröthe des Ararat) heftigen Tadel zu, und machten seiner Redaction und dem Hajasdan selbst ein Ende. Er wurde im J. 1852 durch den Neiyan Aghawni (Taube Noahs) ersetzt, welcher von den HH. Margossian und Abrehan, Dolmetschern der kaiserlichen Kanzlei, redigirt wurde, und etwa ein Jahr bestand. Ihn ersetzte der Massis oder Ararat, welcher jetzt noch besteht.

Außer diesen politischen Blättern, welche wöchentlich sind, wie die meisten türkischen Zeitungen, erschienen zu Konstantinopel zwei Monatsrevuen. Die erste, der Panasser (Literator), von einem jungen Schriftsteller, Hissarian, unternommen, begann im J. 1851, überlebte aber dasselbe nicht. Literarische Neuigkeiten, ökonomische Gegenstände, Pädagogie, Politik beschäftigte ihn. Die zweite Revue, Purasdan (der Blumengarten) ist ausschließlich literarisch, und hat ehemalige Schüler des armenischen Colleginms von St. Sahag zu Konstantinopel als Gründer und Mitarbeiter. Zwei andere türkische Städte haben gleichfalls armenische Journale. In Kleinasien zu Isnimid (Nicomedien) erscheint der Hairenasser (Vaterlandsfreund), der am Ende des Jahres 1849 begann, und nach den neuesten uns zugekommenen Nachrichten am Ende des Jahres 1852 sich noch erhielt. Zu Smyrna ist der Araradian Arschaluis, der vom J. 1840 datirt, das erste große Journal, das die Armenier hatten; es ist sehr verbreitet, und hat Abonnenten bis nach Indien und Rußland hinein. Sein Gründer ist Lukas Balthazar, der ihn noch redigirt. Er erschien anfangs wöchentlich, dann nach dem großen Brande, der einen Theil Smyrna's im Jahre 1845 verheerte, nur noch alle 14 Tage. Da die von Sultan Mahmud begonnene und von Abdul Medschid fortgeführte Reform allen Unterthanen des Reichs, Türken wie Rajas, den Weg zu öffentlichen Aemtern bahnte, so faßten einige der aufgeklärtern und angesehenern Armenier Konstantinopels, Jakob Duz Oglu, Bewahrer der Kronjuwelen und Director der kaiserlichen Münze, an der Spitze, in der Erkenntniß, daß ihre Landsleute sich zu der neuen, vor ihnen eröffneten Laufbahn vorbereiten müßten, den Plan, ein Journal herauszugeben, das genaue und umfassende Mittheilungen über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Europa enthalten sollte. Die Ausführung dieses Plans und die Mittel um die ersten Ausgaben zu decken, wurden den Mechitaristen in Wien anvertraut, welche das Wochenblatt Europa im J. 1847 gründeten, und damit den großartigen Absichten Duz Oglu's würdig entsprachen.

Zu Venedig geben die Mechitaristen von San Lazaro seit 1843 eine halbmonatliche Revue, den Pazmaweb (Polyhistor) heraus, dessen Name schon die Verschiedenartigkeit des Stoffs anzeigt: Naturwissenschaften, Staatsökonomie, Nationalalterthümer, Lebensbeschreibungen berühmter Armenier sind das gewöhnliche Thema, das durch einen eleganten Styl und bildliche Beilagen noch anziehender gemacht wird. Der Pazmaweb läßt sich manchmal auch auf Politik ein, doch nur insoweit, als sie directen Bezug auf die Interessen der armenischen Nation hat.

In den transkaukasischen Provinzen Rußlands kamen zwei armenische Journale heraus, der Kaukasus, der im Januar 1846 begann, aber nur zwei Jahre dauerte, und der Ararat, der im J. 1851 durch die Abreise seines ersten Redacteurs, Gabriel Bogdanian, wieder einging. In Indien besaß Calcutta von 1845 bis 1849 den Azkasser (Patrioten), Madras den Panasser vom J. 1848, der aber nach einem Jahr unter dem Widerwillen, den seine herben Kritiken und heftigen Declamationen erregten, wieder einging. Im indischen Archipel endlich hat die dorthin gezogene armenische Colonie die periodische Presse nach Singapore verpflanzt, und es erscheint dort der Ussumnasser (Freund der Belehrung) zweimal monatlich lithographirt. — Hiezu muß man auch das „Magazin nützlicher Kenntnisse" rechnen, das die englischen Missionäre von 1839 bis 1843 zu Smyrna herausgaben; den Hairenasser, in derselben Stadt von Melik Selumiants, der sich zwei Jahre von 1843 bis 1845 erhielt, endlich den „Moniteur von Byzanz" von Ch. Doganian, der im J. 1840 sich nur einige Monate behauptete. Von 1812 bis jetzt sind 21 periodische Schriften erschienen, abgesehen

von 2 in Lieferungen zu unbestimmter Zeit erscheinenden Schriften, den „Annalen“ und der „Mode.“

Von diesen 21 periodischen Schriften leben noch sechs: die „Morgenröthe des Ararat“ zu Smyrna, der „Pazmaweb“ oder Polyhistor zu Venedig, die „Europa“ zu Wien, der „Blumengarten“ und der Massis zu Konstantinopel und der „Freund der Belehrung“ zu Singapore. Die drei letzten sind neuern Datums, haben die Probe der Zeit noch nicht bestanden, und man kann über ihre Lebensfähigkeit noch nicht urtheilen, nur die drei ersten haben lange genug bestanden, um ihren Erfolg für gesichert zu halten. Der Polyhistor und die Europa verdanken ihren Erfolg der unläugbaren Ueberlegenheit der Redaction, die sich großentheils die europäischen Journale zum Muster genommen hat, sowie ihrer Mäßigung, die Morgenröthe des Ararat der Wichtigkeit der Nachrichten an diesem Hauptplatz des levantinischen Handels. Die geringe Dauer der andern Journale zeigt, daß das Lesen der Journale noch nicht in die Tagesgewohnheiten der Armenier eingedrungen ist, ihre große Zahl aber zeugt für ein lobenswerthes Streben; viele sind indeß gefallen durch ihre Richtung, die mit dem Geist und den Vorurtheilen des Publicums, an das sie sich wandten, in Conflict geriethen.

Zur Speculationssache ist die armenische Presse noch nicht geworden, sie hat nur die Unterstützung eines kleinen aber ausgewählten Theils der Nation für sich, der vor keinem Opfer zurückschreckt, [1] um unter den Armeniern nützliche Bücher und Unterricht zu verbreiten. Diese Privatfreigebigkeit wetteifert mit der der Genossenschaften, welche die Armenier allenthalben, wohin sie kamen, gestiftet haben, diese Bemühungen zeigten sich aber hauptsächlich seit 50 Jahren in der Stiftung von Unterrichtsanstalten, welche die größten Erfolge geliefert haben. Das erste hinsichtlich des Alters und des Grades der Studien ist das bekannte lazareffsche Institut der orientalischen Sprachen zu Moskau. Die Geschichte der Gründung dieses Collegiums ist unzertrennlich mit der der edlen Familie verknüpft, deren Namen es trägt, und deren Freigebigkeit die Armenier seine Gründung verdanken. Der Ahnherr dieser Familie, Manug Lazar, stammt von einem der armenischen Anführer ab, welche nach der Vernichtung des Reichs um die Mitte des 11ten Jahrhunderts sich mit einem Rest von Unabhängigkeit in ihrem geknechteten Vaterlande erhielten. Als im J. 1601 Schah Abbas der Große die Bevölkerungen vom Araxes nach Ispahan verpflanzte, zog Manug mit ihnen. Der Schah wollte sie für die Gewaltthätigkeit, mit der er sie ihrer Heimath entrissen hatte, entschädigen und ihre industrielle Thätigkeit entwickeln, deßhalb wies er ihnen in der Nähe von Ispahan, seiner Hauptstadt, einen Wohnsitz an, zeigte sich sehr wohlwollend gegen sie und verlieh ihnen große Vorrechte. Abbas II (1642 bis 1666) machte Manugs Sohn zum Münzdirector und zum Finanzminister. Später ernannte ihn [2] der berühmte Nadir Schah (Thamasp Kuli Chan) zum Kelonther, d. h. zum Präfecten und obersten Richter von Dschulfa, der armenischen Vorstadt von Ispahan. Lazar hinterließ als Erinnerung an seine Verwaltung zwei prächtige Karawanserais, auf die er aus seinem eigenen Beutel 100,000 Thlr. verwandte, und wo seine Landsleute, die der Handel nach Persien zog, eine gastliche Aufnahme fanden. Die Revolutionen, die auf den Tod des Eroberers folgten, nöthigten Lazar Dschulfa zu verlassen, und er ging nach Rußland, gelockt durch die gute Aufnahme, welche seit Alexis Michailowitsch daselbst den Armeniern zu Theil wurde, und durch die Sicherheit, die sie hier fanden. Von allen Seiten strömten die Armenier nach Rußland. Lazar und sein Sohn Johann zeichneten sich aus durch die Gründung ungeheurer Seide- und Baumwollenfabriken in der Nähe von Moskau, durch die Ausführung mehrerer bedeutenden Finanzoperationen für Rechnung der russischen Regierung, durch thätige Theilnahme an der Gründung der Städte Kislär, Mosdok, Grigoriopol und Neu-Nachitschewan. Auf ihren Ruf kamen die armenischen Colonien herbei, um die Provinzen im Norden des schwarzen Meeres anzubauen; diese waren damals wüste und von Sümpfen durchschnitten, während sie jetzt reiche Ernten tragen. Johann starb im J. 1813 im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, und von Katharina II, Paul I und Alexander mit Gunstbezeugungen überhäuft. Sein letzter Gedanke war eine Wohlthat für seine Landsleute und ein neuer Dienst, den er seinem neuen Vaterland leistete. Er vermachte einen Theil seines Vermögens zur Gründung eines Hauses, wo die Armenier eine mit den Bedürfnissen und den Fortschritten der Gesellschaft in Uebereinstimmung stehende Erziehung erhalten könnten. Sein Bruder und Erbe Joachim vollzog diesen Auftrag mit einer Freigebigkeit, welche noch die Absichten des Erblassers überstiegen; er steigerte das Capital auf eine halbe Million Rubel, und seine Söhne auf mehr als eine Million. Das Institut Lazareff hat den Rang eines Gymnasiums und steht unter dem Minister des öffentlichen Unterrichts. Den Unterricht ertheilen 22 Professoren, und er umfaßt die biblische Geschichte, den Katechismus nach griechischem und armenischem Ritus, russische Grammatik, Geschichte und Geographie, Statistik, Literatur und Logik, mathematische und physikalische Wissenschaften, lateinisch, französisch und deutsch, und von orientalischen Sprachen armenisch, georgisch, arabisch, persisch und türkisch. Diese Curse haben zum Zweck nicht bloß Schüler für den Militär- und Civildienst, sondern namentlich auch Dolmetscher für die politischen und Handelsverhältnisse Rußlands mit Asien, sowie Lehrer und Priester für die armenischen Schulen und Kirchen des Reichs zu bilden. Fünfzig Freiplätze sind für Waisen und arme Kinder vorbehalten, die oft auch noch später unterstützt werden, bis sie eine feste Stellung erlangt haben.

In den beiden Collegien der Mechitaristen zu Venedig wird der Unterricht vom nationalen Gesichtspunkt aufgefaßt, d. h. er ist im Grunde europäisch, aber der Stellung, welche die jungen Leute später im Orient unter ihren Landsleuten einnehmen sollen, angemessen. Diese beiden Collegien sind das Collegium Raphael zu Venedig selbst, gestiftet von Ed. Raphael Gharamian, Kaufmann zu

---

[1] Die Herausgabe der großen Zahl von Werken, die durch die Mechitaristen veröffentlicht wurden, ist nur durch die großen Schenkungen möglich geworden. Die Geschenke der Familien Duz und Dadian zu Konstantinopel verdienen den ewigen Dank der Armenier. Gleiches läßt sich von der Familie Lazareff in Petersburg sagen. Zu Orta-köi, im Umkreis von Konstantinopel, haben die Unterstützungen der literarischen Gesellschaft, Thankaran Verdjanuthian (Lesecabinet) die Herausgabe eines bis jetzt unbekannten armenischen Geschichtschreibers aus dem 10ten Jahrhundert, Thomas Ardzruni, möglich gemacht, der wichtige Nachrichten über die Züge der Araber nach Armenien mittheilte.

[2] Wahrscheinlich nicht ihn, sondern seinen Sohn, denn Thamasp ist erst 1689 geboren, und bestieg den Thron Persiens erst 1735, kann also kein Zeitgenosse eines Mannes seyn, der unter Abbas II schon bei Jahren seyn mußte. A. d. U.

Madras, und das Collegium Samuel Moorat, anfangs zu Padua, seit 10 Jahren nach Paris verlegt; Moorat gründete dieß Collegium mit 175,000 Pf. St., dem fünften Theil seines Vermögens. In diesen beiden Collegien beruht der Unterricht auf denselben Grundlagen, er ist zugleich literarisch und für besondere Lebenszwecke. Nach der Bestimmung des Stifters wird der Unterricht den Armen unentgeldlich ertheilt, unter der Bedingung, daß sie in die Heimath zurückkehren, und die erlangten Kenntnisse dort zu verbreiten suchen. Das Collegium Raphael nimmt 35 Schüler auf, das Collegium Moorat hat gegenwärtig 60 aus beiden Bekenntnissen. Die Väter derselben Congregation zu Wien beschäftigen sich auch in ihrem Kloster in der Josephsstadt damit, die jungen Armenier, die ihnen aus verschiedenen Provinzen der Türkei anvertraut werden, in die europäischen Methoden einzuweihen.

In der Türkei und im russischen Transkaukasien gibt es keine nur etwas bedeutende, von Armeniern bewohnte Stadt, wo nicht Primär- und Secundärschulen angelegt sind. Meistens befinden sie sich im Umkreis oder in der Nähe der Kirchen und Klöster und unter der Leitung oder Aufsicht der Geistlichkeit. Sie werden von patriotischen Gesellschaften unterhalten. Die einen nehmen Kinder beiderlei Geschlechts auf, wenn sie noch ganz jung sind, andere haben besondere Locale und Lehrer für Knaben und Mädchen; andere endlich nehmen nur Mädchen auf. Die Zahl der Mädchen, welche in die Schule gehen, ist verhältnißmäßig sehr beschränkt, ihr Unterricht auf die ersten Anfänge des Katechismus, der Grammatik, des Rechnens und einige Näharbeiten beschränkt. Dieß hat seinen Grund in der Abneigung der Mütter sich von ihren Töchtern zu trennen, und in dem in den Sitten des Orients so tief eingewurzelten Vorurtheil, das die Frauen ins Innere des Weibergemachs bannt, und sie ausschließlich den Hausarbeiten bestimmt.

Die Städte der Türkei, wo der öffentliche Unterricht am meisten Fortschritte gemacht hat, sind in Europa: Bucharest, Adrianopel, Varna; in Asien: Kaisarieh, Siwas, Tokat, Brussa, Smyrna, Erzerum, Charput, Musch, Wán, Beirut u. dgl. Im russischen Transkaukasien sind es Tiflis, Lori, Kutais u. s. w. Im Patriarchenkloster zu Etschmiadsin ist ein unter den Armeniern berühmtes Seminar, wo der zum geistlichen Stand Bestimmte allen Unterricht erhält von der ersten Stufe an bis zu der, welche ihn zum Titel eines Wartabed oder Doctors der Theologie ermächtigt. Konstantinopel mit seinen Vorstädten auf beiden Ufern des Bosporus enthält 38 armenische Schulen oder Collegien mit 6500 bis 7000 Schülern. Diese Zahl, im Vergleich mit der Bevölkerung betrachtet, gibt nur ein Verhältniß von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Proc., eine noch schwache Zahl, die sich aber dadurch erklärt, daß der öffentliche Unterricht noch nicht lange Wurzel geschlagen, und die Mädchen meistens noch nicht daran Theil nehmen.

Der in diesen armenischen Anstalten je nach den Mitteln mehr oder minder umfangreiche Studienplan umfaßt außer dem allen gemeinsamen Religionsunterricht die alte und literarische Sprache Armeniens, Türkisch, Neugriechisch, Französisch und Italienisch, etwas Mathematik, die Anfangsgründe der Physik, Musik und Zeichnen. Im Seminar St. Peter und Paul zu Pera, das Bey-Oglu durch den Bischof Hassun, den katholischen Primaten Konstantinopels, gründete, und das sowohl eine Laien- als kirchliche Anstalt ist, dauern diese Studien mindestens 10 Jahre fort, und enden mit einem Cursus der Theologie, welcher den Candidaten des Priesterthums auferlegt ist. Das Nationalhospiz von Jedikule, wo die Armen, Kranken und Wahnsinnigen aufgenommen werden, enthält auch eine Schule, die zugleich ein Waisen- und ein Correctionshaus für undisciplinirte Kinder ist. Das bedeutendste Erziehungshaus zu Konstantinopel, sowohl hinsichtlich der Zahl der Schüler als der Güte des Unterrichts, ist die Schule von Sahag zu Samathia, innerhalb Konstantinopels, nicht fern von dem Palast des Patriarchen. — Außerhalb der Zone, die wir so eben durchlaufen, fehlen uns nähere Nachrichten: wir kennen bloß in Persien das Collegium von Dschulfa, das zur Kirche Amenaphergruitsch (Weltheiland) gehört, und den Namen der Familie Samian führt, die es gründete oder dotirte, und in Calcutta die Armenian Philanthropic Academy, welche 55 bis 60 Schüler aufnimmt, so wie eine Mädchenschule.

Wir schließen hier die Schilderung der verschiedenen Schicksale, welche die armenische Nation erfahren hat, so wie die ihres jetzigen Zustandes; Hr. Dulaurier hat so viel wie möglich an den Quellen zu schöpfen gesucht, und wenn er manchmal zu sehr in Einzelnheiten einging, so muß man nicht vergessen, daß alles, was die Völker der Türkei betrifft, im gegenwärtigen Augenblick von hohem Interesse ist, daß man ihre Richtungen, ihren Geist, ihre Lage kennen lernen muß, wenn man ein richtiges Urtheil über die innern Zustände der Türkei fällen will. Die Armenier, so unscheinbar sie auftreten, sind namentlich wegen ihres Handels und ihrer financiellen Geschicklichkeit, durch welche letztere sie der Pforte schon manchen Dienst geleistet haben, ein sehr wichtiges Glied in dem bunten Rahmen des Reichs, und Hr. Dulaurier scheint geneigt zu glauben, daß sie bei den Türken aushalten werden, auch gegen die Russen, wenn man sie nicht muthwillig ins feindliche Lager treibt, was nicht zu erwarten.

Amerikanische Federzeichnungen von E. Pelz.

Strikers Bay.

Fortunatus et ille, Deos qui novit agrestes,
Panaque, Sylvanumque senem, Nymphasque.
Virgil.

Unter den Eroberungslustigen scheint mir der Schriftsteller mit am allerschlimmsten daran zu seyn. Er thut es in der Leidenschaft zu reizen, anzulocken und zu gewinnen, an Stärke wenn möglich noch den heurathslustigen Amerikanerinnen zuvor; aber, aber, wie ärmlich sind gegen die zahlreichen „Allurings“ (Anlockungen) derselben leider die Hülfsmittel der Literaten! Seine „Paintings“ (Schminkungen) bestehen aus — Tinte, welche im üblen Geruche der Galligkeit steht und statt der vollen Wangen, der schwellenden Lippen u. s. w., die den Ladies unterthan sind, steht ihm nur eine abgetödtete Substanz mit Todesfarbe im Papier zu Gebote. Die

pikantesten Ueberschriften ziehen nicht, wenn die erste beste Concurrenz weiblichen Geschlechts dazwischen tritt. Das Buch, der Aufsatz im Journal, sie fliegen trotz aller Zugmittel in eine Ecke, sobald am Fenster nur der interessante Schatten einer Nebenbuhlerin um die Gunst des Lesers vorüberschwebt. Personen, die bislang den besten Willen uns zu folgen an den Tag gelegt, nehmen sich unter angedeuteten Umständen kaum die Mühe den Großherrn Goethe als Autorität für unsere Zurücksetzung zu citiren mit seinem Rathe Mephistos:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum."

Darum verschmähte ich allerlei schnurrige Titel, die mir durch den Kopf rannten, für eine Skizzirung aus dem New-Yorker Leben gegriffener, kleiner Scenen, welche nichts als ihre Einfachheit und Natürlichkeit für sich haben. Man wird wenigstens nicht sagen dürfen: der Leser sey durch den Titel außer Athem gesetzt und vom nachfolgenden ohne Entschädigung gelassen worden.

Wer sich viel unter den Deutschen in New-York nicht nur, sondern in der ganzen nordamerikanischen Union bewegt, wird allgemein über Mangel an gemüthlichem Leben klagen hören. Die Schuld liegt aber zumeist an den Leutchen selbst, wenn ihre Beschwerden gerecht erscheinen, sie verstehen zu wenig, gute Gelegenheiten frisch und herzhaft beim Schopfe zu fassen; alle wollen nur haben und einnehmen, selten hat einer Lust zum Darreichen und Ausgeben. Der Gemüthlichkeit geht es wie der Liebe, beide finden ohne Hingebung keine Erwiederung! Möge mir verstattet seyn, die Erlebnisse eines letztverflossenen Sonntages im Mai ohne alle fictionären Zuthaten selbstredend aufzuführen, um daraus ein Votum in der Sache zu bilden.

Mein lieber Freund Alexander, dessen Bekanntschaft ich hier bereits vor länger als zwei Jahren machte, ohne daß wir uns — ganz gegen den Tagesgeschmack — wieder fahren ließen, also jedenfalls ein gemüthliches Ausnahme-Exemplar hiesiger Deutschen, das geschlossene Freundschaften nicht flatterhaft und kindisch mit dem Winde wechselt, schickte mir am vergangenen Sonnabend die Nachricht: Sonntag früh gegen 10 Uhr zu ihm zu kommen, und eine kleine Landpartie mitzumachen, maaßen der Mai nur noch bei einem ganz geringen Endchen zu erfassen sey. — Dem holden Mai bin ich von jeher gut gewesen und dem Alexander sammt seiner liebenswürdigen Frau bin ichs auch, folglich strich ich mit meiner Tochter zu gerechter Zeit die einundzwanzigste Straße nach Westen hinab bis zur sechsten Avenüe, um von da mit der Stadt-Eisenbahn bis College-Place zu rutschen, wo die beiden lieben Leutchen wohnen.

Ungeduldige Menschen ärgern sich über die hiesigen Sonntagsgebräuche und wollten mir sogar kaum zugestehen, daß der sonntägliche Stillstand der Personenwagen (Stages) in der Stadt absolut nothwendig sey, um wenigstens die stärksten Nervensysteme im Gange zu erhalten, sie bedenken nicht, daß eine Pause im permanenten Wagengerassel bei sonstigem Geschäfts-Charivari sanitätliches Erforderniß ist. Man zetert entsetzlich gegen die Geistlichkeit, weil diese — was man ihr gar nicht verdenken kann — alle Welt als Zuhörerschaft ihrer einschläfernden „Sermons" in den Kirchen und Stille außenvor haben will. Hat nicht die Sorgfalt für harmlose Kirchenschläferei sogar etwas Rührendes! Es lassen sich kecke Reden über Kirchendespotie, Verdummungssucht und dergleichen vernehmen, und große, gewaltige Angst vor der Zukunft in Amerika wird laut. Aber gehen nun nicht auch an den Sonntagen die ruhigen und bequemen Eisenbahnwagen, gezogen von Pferden bereits durch die Längendurchschnitte der Stadt bis dahin, wo die dichten Häuserbauten — so um die vierundvierzigste (Quer-) Straße herum — aufhören! Hat da nicht recht augenscheinlich das weltliche „Businеß" über das kirchliche den vollständigen Sieg davon getragen! Für nur fünf Cent fährt alle Welt fast eine deutsche Meile lang in den elegantesten Wagen die sich herstellen ließen und welche — in so großer Anzahl laufen sie — mindens alle fünf Minuten aufeinander folgen. Nur die rechten und einflußreichen Leute müssen eine Angelegenheit in die Hände nehmen, und die guten Reverends fallen dann allzeit ab. Der arme Proletarier mag allerdings einige Ursache haben, dieses Geldregiment scheel anzusehen, allein nichts hindert ihn — als die eigene Unklugheit — durch Vereinigung und Zusammentreten es den Reichen gleich oder zuvor zu thun. So lange die Armen nicht hinter den Witz oder das Geheimniß ihrer Macht kommen, wird sie der Witz der Reichern immer aus dem Felde schlagen. Und weil die Aermern nicht einig handeln lernen, ists nicht wenigstens vor der Hand sehr gut, daß die Reichern so trefflich für die allgemeine Bequemlichkeit sorgen und sich diesen Witz nur mit Geld bezahlen lassen? Wer fünf Cents entrichten kann, der fährt so gut und luxuriös wie nur immer der Reichste in einem und demselben Wagen; sein Geld ist den Compagnien, welche diese Stadt-Eisenbahn-Linien errichteten, so lieb wie das des Reichsten! Fünf Cents wollen aber in New-York nicht mehr sagen als etwa ein Silbergroschen in Berlin u. s. w. Haben wir hier noch keine socialen Idealzustände erreicht — na! es fiel eben kein Meister vom Himmel! — So entwickelt sich doch neben mancherlei Unkraut bei uns auch manche gute Culturpflanze. Zeigt sich unser Gesellschaftsgarten auch verwildert gegen europäische Formenrichtigkeit, so hat er mehrfach doch nicht die ärgerliche Gezwungenheit eines streng policirten Gebietes.

Wir schlenderten selb fünf — es hatte sich nämlich auf Alexanders Einladung ein liebenswürdiger Wisconsinianer, also ein Hinterwäldler, zu uns gefunden — bis zum Abgangsplatz der „Stages" nach Manhattanville u. s. w. hinter City Hall, denn diese Personenwagen dürfen auch an den Sonntagen laufen und das ist gewiß sehr liebenswürdig von unsern städtischen „Rulers." Unser Reisemarschall, besagter Hinterwäldler, dictirte uns nämlich die Fahrt mit einer Stage, wogegen sich einige undemokratische Bedenken auf den glücklichen Gesichtern unserer ziemlich fashionabel gesinnten Damenbegleitung kund gaben. Indessen herrschte doch die nöthige Disciplin vor und wir halfen den zwölfsitzigen Wagen dermaßen füllen, daß Alexanders Gelüst: „Outside," oder „Top" zu fahren sehr gelegen kam. — Eben sollte zur festgesetzten Minute die Abfahrt beginnen, als noch ein Pärchen herbeieilte, das die Reise mitmachen wollte. Der „Driver" — wie man hier die Kutscher titulirt, als gälte es lebendes Schlachtvieh zu transportiren, respective zu treiben — welcher zugleich Conducteurdienste versieht, hatte die liebenswürdige Ansicht, daß der Wagen für vierzehn Personen im Innern Raum darbiete, wurde aber um so eher beruhigt, als man zweien Knaben den Vorschlag machte: der zutrittlustigen Lady — alles Weibliche ist hier ladyschaftlich — den Platz zu räumen und ganz vortreffliche Sitze „Outside" einzuneh-

men. St. Custom (das geheiligte Herkommen), einer der Hauptheiligen des Landes, gebietet stete Nachgiebigkeit gegen weibliche Wünsche, Fancies und dergleichen, seitens der masculinen Welt und Jedermann gewöhnt sich daran von Kindesbeinen an, wie der Türke an das Fatum. Daher verlassen auch unsre muntern Boys willig ihre sammtnen Polstersitze, um sie mit der harten Holzdecke des Wagens zu vertauschen, „because a lady wants their seats!" (denn eine Lady braucht ihre Sitze). Ihre Mienen tragen einen ganz besonderen Ausdruck, der an das „Allah Kerim!" (Allah ist gerecht) des Mohammedaners erinnert, wenn er die Bastonade empfängt und an das „Sluschu!" (ich gehorche) des Russen, wenn er von einem Obern den Befehl entgegennimmt, irgend etwas ihm nicht eben Angenehmes zu thun. — Nun rasselt der Wagen in die Bowery, und von da immer nördlich weiter bis in die vierzigsten Straßen, wo ein Depot für hinzutretende Passagiere sich befindet und Halt gemacht wird. Zwei Gentlemen — denn alle Männerwelt nimmt diesen Titel hier in Anspruch — machen Miene in den Wagen zu steigen, aber es tönt ihnen aus demselben ein „Full" (voll) entgegen, was wiederum zu einer Intervention des „Drivers" führt, der seine vierzehn Personen-Ansicht nun wesentlich zur Geltung zu bringen sucht. Indessen wird sein Sturm aufs neue sehr tapfer zurückgeschlagen, indem die einstimmige Erklärung folgt: alle würden aussteigen, falls er auf dieser Unmöglichkeit bestehe. „You would?" (Sie würden) frägt das driverliche irische Kupfergesicht lächelnd, und auf ein entschlossenes Unisono-Yes fährt er gelassen weiter. Er hat schon eine ganz gute Ladung für seine zwei, nicht allzu starken Schimmelchen, denn nach einer vor unsern Wagenfenstern herabbaumelnden Anzahl von Beinen zu schließen ist der „Top" wenigstens mit acht Personen besetzt, was folglich in Summa zwanzig Passagiere ausmacht.

Abermals ziehen die Rosse fort, und geht es nicht im „sausenden Galopp," wie einst mit Karl von Eichenhorst und seinem Lieb in Bürgers Ballade, so kann doch von einem ganz leidlichen Zappeltrabe gesprochen werden, zumal wenn die beträchtliche Zahl der Hitzegrade in Anschlag kommt, welche der Atmosphäre den Temperaturzustand eines geheizten Backofens mittheilt. Noch immer fahren wir zwischen einer ziemlich dichten Häuserreihe hindurch. Es ist zum Erstaunen wie rasch der Stadtbau in New-York nach Norden auf dem Inselgebiet vorwärts dringt, zumal die Häuser — in Folge der Errichtung unseres Glaspallastes zur Weltausstellung — um das bis dahin einsam gestandene „Distributing Reservoir" der Croton-Wasserleitung herum, gleich Pilzen aus der Erde emporwachsen. Mein Wagennachbar, bemeldeter Hinterwäldler, erzählt mir, daß ihm hier vor etwa sechs Jahren zwanzig Baustellen für zweitausend Dollars zum Kauf angeboten wurden, die heut mindestens zwanzigtausend werth seyen. Ja, die Dollar spuken hier in den gemüthlichsten Leuten! — Ich denke oft an Ferdinand Freiligrath, der in seinem Gedicht „Californien" singt:

„Drum, du närrische Menschheit, drum scharre nur zu!
— — — — —
Zwar — du wirkst dir die Zukunft nur halb bewußt!
Du denkst nur der augenblicklichen Lust —
Doch du schaffst eben doch, was du schaffen mußt!"

Jetzt endlich kommen wir aus dem anschwellenden Häusermeer, die Gegend gewinnt ein mehr ländliches Ansehen, obschon nur wenige Gebäude und Anlagen bemerkbar werden, wie solche stets in der Nähe größerer Städte Deutschlands zu finden sind. Alle Welt lebt gewissermaßen hier nur provisorisch und dieß geht als Hauptcharakter durch die ganze Union. Die auf der Wanderung begriffene Menschheit scheint überall nur an einem großen Sammelplatze angelangt zu seyn, um von da aus den letzten Anlauf zur Vollendung des Rundganges um die Mutter Erde zu nehmen, um — alt geworden — auf dem Tummelplatze der Kindheit, in der alten Völkerwiege Asien, eine neue Phase des Lebens in und mit der Natur des Planeten zu beginnen. Deutschlands Bewohner hatten seither die Gewohnheit, sich überall gleichsam für ein ewiges Leben niederzulassen; sie richteten sich immer mit für Kinder und Kindeskinder ein. Daher vieles Ausschmückende bei ihren Niederlassungen. Hier in Amerika findet man das nur sehr vereinzelt und ausnahmsweise; die reizende Lage New-Yorks und seiner Umgebungen ist nur selten von den Bewohnern für Ausschmückungen der Wohnsitze benutzt. Das allgemeine Ringen und Streben nach dem Dollar hat zu sehr die Oberhand gewonnen. Wer einen günstig gelegenen Grundbesitz hat, denkt in der Regel nur daran: wie er denselben baldigst mit größtmöglichem Gewinn verkaufen könne. Wo soll da Sinn für Verschönerungen aufkommen! Wie soll sich Gemüthlichkeit erzeugen, nach der namentlich alle Deutschen sehnsüchtig verlangen? Nach innen kehre den Blick, nicht nach außen, wer das Glück und die Gemüthlichkeit sucht; im Schatze den jeder und jede in sich trägt, liegen die Goldkörner, welche Freude spendend ausgegeben werden müssen, um Freude — auf solche Aussaat — einernten zu können.

Der Wagen hält! Wir sind auf der Hälfte des Weges, den derselbe in einer Tour zurückzulegen hat, beim Half-Way-House angelangt. Für die Fahrt einer deutschen Meile zahlt die Person einen Sixpence. Unser heutiger Vergnügensdirector entrichtet einen Schilling für jeden, folglich will er uns weiter dirigiren. Den Damen wird vom galanten Alexander Limonade präsentirt, uns Männern lacht er zu, sich den Mund mit seinem Battisttaschentuche wischend. Nächstdem denuncirt der „Driver" unsere Widersetzlichkeit gegen seine Vierzehn-Personen-Anordnung; allein wir sind im Rechte und der Chef im Half-Way-House thut, als ob er die Beschwerde nicht gehört habe. So ist es hier zu Lande! Das Polizeigesetz hat eine der Wagenweite angemessene Anzahl von Personen aufzunehmen gestattet. Ohne besondere Einwilligung der Passagiere darf der „Driver" keine das Maaß überschreitende Anzahl aufnehmen, aber er versucht's doch unter allen Umständen, und erreicht gewöhnlich vermittelst des schönen Geschlechts seine Absicht. Die Männer opponiren selten ernstlich gegen eine weibliche Ueberzählige, und ist die Opposition nicht einstimmig, so läßt man den vereinzelten Widerhaarigen schlimmstenfalls — aussteigen. Oft werden in den Wagen so viele Beunterrockte gestopft, bis alle Sitze doppelt besetzt sind, Männlein hinten, Weiblein vor sich auf den Knien! Natürlich schaudert eine fashionable Lady schon bei dem Gedanken an eine solche Situation; aber obgleich alle Welt gern fashionable erscheinen möchte, so dominirt doch bei der Menge die Nothwendigkeit, und man glaubt kaum, welche Wunder auf diese Art nicht selten geschehen. Es ereignet sich, daß in dieser Weise die allerprüdesten Damen gelegentlich — fast ohne zu wissen wie — auf den Schooß eines Stockfremden postirt erscheinen, und König Geld-

beutel ist nicht gerade als alleiniger Anstifter anzuklagen. Jupiter Pluvius kuppelt diese Pärchen der Stages am allerhäufigsten zusammen. Ueberhaupt geht das „Zipp“ der Amerikanerinnen nicht über einen gewissen praktischen Punkt hinaus. Wo sich z. B. manche Europäerin, zumal im lieben Deutschland, doch wenigstens über eine unvermeidliche Lage nachträglich nicht beruhigen zu dürfen glauben würde, da fügt sich die entschlossene Amerikanerin herzhaft und meist lachend drein. Gefährlich wird diese Entschlossenheit, wenn mit dem Heurathen periculum in mora ist, da mag der Mann wohl zusehen, daß ihm nicht bei Gelegenheit eine kecke Yankeein in die Tasche schlüpft.

Hinter Bloomingdale hielt unser Wagen, und ohne weiteres purzelte durch die Thür eine wahrhaft glühende, kleine, runde, stumpfnasige, sonntäglich ausgeputzte Pflanze von „grün Erin.“ Sogleich fuhr der Spitzbube von „Driver“ weiter! Was half da ein Protestiren? Und ach! die Bombe fiel zu meiner linken Seite nieder, dieselbe vollständigst bedeckend und in eine Gluthatmosphäre versetzend. Mein hinterwäldlerischer Nachbar lachte mich herzlich aus, rückte zu und tröstete: „Wir sind bald an Ort und Stelle!“ Ich darf behaupten, das Unvermeidliche mit Würde getragen zu haben, obschon die schalkhafte Frau meines Freundes Alexander so wie meine ungerathene Tochter mir gegenüber die lieben Gesichter in ihre Taschentücher versteckten; sie wollten vor Lachen über meine Grimassen — wie sie sich ausdrückten — ersticken. Die heillosen Geschöpfe meinten, ich hätte ausgesehen wie einer, der fortwährend Rhabarber verschlucke! — Puh, mir ist noch heut in der Erinnerung heiß, und gegen Weihnachten hin will ich mich dieser irischen Wärmeflasche erinnern.

Zu Anfang der neunziger Straßen zeigte sich endlich, endlich rechts am Wege vor einer köstlich schattigen Allee in Goldschrift die einladende Firma: „Elm Park.“ Es schlug meine Erlösungsstunde aus dem Fegefeuer, und wahrlich zur höchsten Zeit; denn reichlich meine linke Körperhälfte, also die gefährliche Herzseite, brannte schon lichterloh in Folge der Beeinflussung des irischen Geblütes neben, respective auf mir. Ah! Wie war mir wohl im Schatten der hohen Ulmen des Parks! Und wie ausgezeichnet mundete ein Glas Sodawasser in der Restauration! „Alles zu seiner Zeit!“ entgegnete ich meiner neckenden Begleitung, und setzte hinzu: „So etwa im Januar oder Februar, wenn Master Boreas aus Canada herabpustet, wollte ich mir eine derartige Intimität Jung-Irlands eher gefallen lassen.“

Unter fortgesetztem Necken und Schrauben meiner Aermstenschaft bummelten wir selbander von Elms Park bis zur sechsundneunzigsten Straße, wo zur linken Hand am Wege abermals „der deutsche Herrgott einen Arm ausgestreckt hatte“ mit der Inschrift „Strikers Bay“, und hinunter schlenderten wir in eine überaus anlockende Schlucht, besetzt mit hohen Bäumen, zur Laubholzgattung gehörig, unter denen der saftige Rasenteppich, durch Frühlingsblumen wie mit goldenen Knöpfchen besetzt, sich zeigte.

Die langen Küstenstrecken der Vereinigten Staaten, von Maine herab bis nach Florida und ebenso die entgegengesetzte Seite am stillen Ocean haben eine große Menge zum Theil prachtvoller Bayen aufzuweisen, des mächtigen Golfs von Mexico, der glanzvollen Bay von Panama und anderer Buchten gegen Süden hin nicht zu gedenken. Wie winzig erscheint dagegen die Strikers Bay, vom Vater Hudson in das Manhattan-Eiland gewühlt! Dennoch läßt sich kaum lieberes, heimlicheres und heimelnderes denken, als dieses Schlupfwinkelchen, diese Miniaturepisode im weiten Gebiete des Hudsonfluß-Naturgedichtes, wo — zum Luxus fast — ein guter deutscher Wirth seinen hübschen Wigwam aufgeschlagen hat. Man findet da Kegelbahn, Schießgalerie und — neben ziemlich deutsch gehaltenem Gasthaus-Comfort — einen von französischer Hand trefflich in Stand gesetzten Blumen- und Küchengarten, vor allem aber einen angenehmen Rasenfleck vor dem Hause nach der Flußseite hin, beschattet von ein paar lieben Bäumen, unter denen fürwahr gut seyn ist. Von einem gewandten Farbigen bedient, brechen wir mit Eifer unsere Fasten [1], obschon die Luft nichts weniger als zehrend genannt werden kann. Es ist als ob ein Treibhaus uns umschlösse, und wenn uns der freundliche Wirth erzählt, daß in einer Nacht hier die Pflanzen um einen halben Schuh wachsen, so läßt sich's bei solcher Atmosphäre wohl denken. Nach zurückgelegter, oder eigentlich überstandener Wintertemperatur ist solch ein Wechsel bei genußreichem Nichtsthun überaus süß und angenehm.

Um nicht in den Verdacht eines bloßen Eß- und Trinkmenschen zu kommen, sehe ich mich veranlaßt, demnächst auf die angenehme Gesellschaft hinzuweisen, in der ich mich befand; denn was wollen alle Freuden ohne menschliche Theilnehmer sagen. Es hat sich noch eine befreundete Familie unverabredet bei uns unter den Bäumen eingefunden, bestehend aus drei Damen und einem Herrn, und wir sind insgesammt Deutsche; das herzliche Geschwätz oder Geplauder, wie es der deutschen Natur zu ihrer Conservirung so unerläßlich ist als dem Fisch das Wasser, wurde in seiner Aufrechthaltung durch kein fremdes Sprachidiom gestört. Ob wir angenehm plauderten! Der herzugekommene Herr hatte sich nebst seiner hübschen Frau längere Zeit in St. Petersburg aufgehalten. Wir erhoben vereint die russische Gastfreundlichkeit, die Hochhaltung der Geistesbildung im Babel an der Newa und anderes Gute; die Lichtseiten des Lebens der Menschen im hohen Norden Europa's wurden überhaupt von uns in der Erinnerung etwas herausgehoben. Unser, auf einem Polster im Grase liegender, Wisconsinianer ergriff die Widerpart; ihm schien offenbar jedes Lob der Zustände Rußlands einen Hohn gegen die Vereinigten Staaten einzuschließen. Er zeigte sich als zu sehr an der politischen Staatsform hangend, während von uns nur das rein Humanistische im Auge gehalten wurde. Das gab denn eine animirte Unterhaltung, in die Freund Alexander seine burlesken Scherze neckend warf; die Damen disputirten zum Theil mit oder bildeten den Lach-Chorus, der aber allerlei Gevögel keineswegs abhielt, hingestreute Brosamen von den Bretterdielen eines Tanzplatzes im Freien aufzulesen. Dabei dufteten Rosen, Jasmin und die würzigen Blüthen eines Ananasstrauches fast angenehmer als unsere Havannah-Cigarren. Unser Damenkreis beschäftigte in maigrüner Umgebung das Auge hinlänglich angenehm, aber das Landschaftsbild vor uns, aus der lieblichen Strikers-Bay gesehen, lenkte uns immer und immer wieder von der Bewunderung glücklicher Frauengesichter a . Zu unsern Füßen zeigte sich demnächst im Vordergrunde, von der Hudsonfluß-Eisenbahn bis auf einen Brückenabzug eingedämmt, die kleine Bucht, in wel-

[1] Das Breakfast, Frühstück im Englischen heißt wörtlich übersetzt: Brichfasten.

cher sich eine ganze Schaar lärmender Knaben badete, deren fröhliches Gekreisch zu uns heraufschallte. Aecht amerikanische Symbolik! Das Kindische überall im Vordergrunde dominirend! Dahinter ein kleiner Pier, brückenkopfartig zum Anlegen von Fahrzeugen in den Strom gebaut, und gegenwärtig besetzt mit Anglern. Wiederum symbolisch die herrschende Leidenschaft der Gewinnsucht darstellend. Dann ein Stück Hudson, mit dem freundlichen Bulls Ferry am jenseitigen Ufer, einer günstig gewählten Theaterdecoration in der Hinterwand ähnlich. Welch herrlichen, sanften Wasserreflex gibt doch jener röthliche Streifen, eine Partie des ziemlich hohen Felsrückens Bulls Ferry abspiegelnd, durchzogen von den Silberfäden, in die Fluth durch vorübersegelnde Schiffe gewirkt. Wie stattlich nehmen sich vorbeikommende Dampfer aus, wandelnden Ortschaften gleich, und ferner jene mächtigen Flöße, auf der ein vollständiges Haus, belebt von einer zahlreichen Familie, errichtet ist, wie solches nur immer auf festem Boden hergestellt werden mag. Endlich schießt auch lärmend ein Zug auf der Eisenbahn unter unsern Füßen hinweg, gezogen vom Riesen Dampf, den die Neuzeit — einem modernen Simson vergleichbar — als Delilah sich leibeigen gemacht. Ich mag nicht sagen, daß der Gewaltige in die Hände der geldgierigen Philister gefallen sey, das könnte mir die frohe Sonntagslaune stören!

Gewiß, wir waren vollständige Epikuräer an diesem letzten Maisonntage, und endlich begann vollends Frau Sonne mit ihren Abendvergoldungskunststücken, unterstützt noch von einem lieblichen, milchweißen Nebelstreifen, der sich zwischen dem gegenüberliegenden, untern Ufer und seinen Höhen hinzog, als Resultat der belebenden, schöpferischen Sonnenwärme. An die grauen, gespenstigen Nebel der alten deutschen Heimath gewöhnt, überraschte mich diese amerikanische Luft-Milchstraße stets angenehm, so oft ich sie noch sah.

Unterdessen spielten vier Schweden an einem Nebentische Karten, nachdem sie zu Mittag gegessen und der Nachäffung jener bekannten Yankeereckelei mit vor sich auf den Tisch gelegten Hinterpfoten überdrüssig geworden waren. Zur Abwechselung und um des Contrastes willen diente uns diese Nachbarschaft auch zur Erhöhung der gemüthlichen Stimmung. Amusanter war aber bei weitem eine Partie Bürger-Matrosen, die sich in unserer Nähe mit gymnastischen Uebungen vergnügten, und jene Schweden durch hübschen Anstand beschämten.[1]

„Wir müssen nach New-York aufbrechen", mahnten unsere Damen, aber immer wurde noch eine neue Cigarre angezündet und weiter geschwatzt. Was? Ja, das würde einem geschickten Stenographen niederzuschreiben Mühe gekostet haben. In alle Fächer des Wissens ward gepfuschert, alle Quellen reicher Erfahrung öffneten sich, und die heitere Stimmung führte zu fröhlichen Scherzen; und mitten in dieser Fluth von Behaglichkeit — so sind wir Deutsche nun einmal — wiederkehrende Klagen über — mangelnde Gemüthlichkeit im hiesigen Leben, Klagen am Ende darüber, daß es nicht immer so sey wie heute.

Ich habe Zufriedene fast von allen Hauptnationen der alten Welt kennen gelernt, aber ein zufriedener Deutscher soll mir noch aufstoßen. Immer ist den Elementern etwas nicht recht und „sie wollens anders haben", wie Chamisso so glücklich herausfühlte. Das macht sie in nationaler Beziehung klein, aber in humanistischer sehr groß! Was wäre der Menschheit Fortschritt ohne die unzufriedenen Deutschen? Erst als es fast zu dunkeln begann, entschlossen wir uns zur Heimkehr. „Wir finden genug Platz in den Stages!" hatte unser Maître de Plaisir eingewandt, wenn wir das „Wie" der Nachhausekunft anregten. Dieß führte dahin, daß wir bis zur vierundzwanzigsten Straße zu Fuß wandern mußten, denn die Stages waren sämmtlich dermaßen besetzt, daß wir auf einer solchen nicht weniger als 36 Passagiere zählten. Wie die alle Platz fanden, erschien fast unbegreiflich.

Die Masse bei uns vorbeistürmender Wagen, meist jene federleichten Einspänner, welche zur hiesigen „Chariot-Race" (Wagenwettrennern) gehören, staubten uns arg ein, und in den Sumpfpartien von Bloomingdale bekamen wir Ideen von der mephitischen Atmosphäre in den pontinischen Gefilden. Doch wir drangen mit fortgesetztem gutem Humor schäkernd wieder vor bis zu Barnums unvollendetem Worlds-Fair-Tower, von wo uns rasch die Eisenbahnwagen in die Nähe unsrer Sweet Homes brachten. „Das war ein gemüthlich verlebter Tag!" sagen seitdem alle Theilnehmer dieser Partie nach Strikers Bay.

Zeitbetrachtungen. VIII.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch immer die Diplomatie den Kriegsverlauf, nicht umgekehrt der Kriegsverlauf die Diplomatie bestimmt, mit andern Worten, es sind noch immer nicht hinreichend Streitkräfte engagirt, man ist noch immer nicht so zum Aeußersten gekommen, daß alle Rücksichten, als die der möglichst wirksamen Verwendung der Streitkräfte, um ein Resultat zu erreichen, schwinden. Dieser Sachverhalt ist es, was die Opposition in England aufs Aeußerste erbittert, und der Regierung einen schweren Standpunkt bereitet. Daß letztere gegen die herrschende Stimmung, welche vor einigen Tagen durch die Ankunft eines kranken alten Russen, der nie in politischen Verhältnissen gestanden, in Aufregung gerieth, sehr empfindlich geworden, konnte Aberdeens schnelle indirecte Rechtfertigung und Verläugnung früherer Worte deutlich genug zeigen, und das Mißtrauen macht sich auch auf alle Art und Weise Luft. England ist endlich aufgeregt bis zu dem „fighting pitch", und jetzt will es auch von seinen ungeheuern und kostspieligen Rüstungen ein Resultat sehen. Ebenso zeigt der Ton der Times, daß sie sich durch diesen Stand der öffentlichen Stimmung sehr in Verlegenheit gesetzt fühlt, und nicht mehr recht Rath weiß, wie sie die öffentliche Ungeduld beschwichtigen soll: sie dringt darauf, daß irgend etwas erkleckliches, in die Augen fallendes geschehe, und sie fällt immer schonungsloser über Preußen her, dem sie die Schuld bei-

[1] Bekanntlich gibt es in den Vereinigten Staaten neben der Bürgermiliz auch Bürgermarine, deren siebenjährige Dienstzeit von allen fernern unfreiwilligen Verpflichtungen zum Staatsdienst enthebt. D. V.

mißt, daß Oesterreich nicht vorwärts gehe auf seiner Bahn und die Russen angreife, wogegen Oppositionsblätter, wie die Daily News, sich in den wüthendsten Ausfällen gegen Oesterreich ergehen. Hinter all dem Gerede verbirgt sich nur der Aerger und der Zorn, daß England nicht die Fäden allein in der Hand hat, daß Verhältnisse obwalten, über die es nicht gebieten kann: die Times ist ärgerlich, weil sie diese Verhältnisse kennt, aber nicht offen zur Sprache bringen darf, die Daily News ist zornig und schlägt nicht nur auf Oesterreich, sondern auch auf ihre eigene Regierung los, weil sie diese Verhältnisse nicht kennt oder hochmüthig übersieht, wie man aus ihrem ganzen Raisonnement, und nicht bloß aus dem ihren, sondern selbst aus dem scheinbar gründlichern eines Economist erkennen kann.

Das wird muthmaßlich in der nächsten Zeit noch etwas schlimmer werden, denn es ist etwas eingetreten, was noch nicht zur öffentlichen Kunde gelangte, dessen Wirkungen sich indeß schon äußern, und was den leitenden Personen an der untern Donau schon vor Ende letzten Monats bekannt gewesen seyn muß. Man hatte dort nicht nur eine Räumung der Walachei, sondern selbst der Moldau bis zum Sereth erwartet, und alle Anordnungen sollen darnach getroffen gewesen seyn; nach Briefen in der Neuen Pr. Zeitung aus Bucharest ward alles mit Einemmal umgestoßen, und die Russen sollen in der Walachei bleiben; ähnliche Nachrichten meldete auch ein Correspondent des Czas; andrerseits ist der anfangs auf den 3ten, dann auf den 7ten Julius angezeigte Einmarsch der Oesterreicher nicht erfolgt, vielmehr hat ein auf dem Marsche nach Siebenbürgen befindliches Corps Befehl erhalten nach Galizien aufzubrechen; die Türken, von denen man nach dem Vertrag der Pforte mit Oesterreich am 14 Junius glauben sollte, sie würden gar nicht in die Fürstenthümer einrücken, sind bei Ruschtschuk über den Strom gegangen, haben Giurgewo besetzt, die Russen anfangs zurückgedrängt, erlitten aber nachher eine Schlappe, und endlich haben sich angeblich Franzosen und Engländer von Varna aus in Marsch gesetzt, um gleichfalls in Verbindung mit den Türken an, wo nicht über die Donau zu rücken. Diese wohl mit einander in Zusammenhang stehenden Vorfälle deuten auf ein bis jetzt nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommenes Etwas hin, über welches wir uns in keine Conjecturen einzulassen brauchen, das aber jedenfalls mit dem Gerücht neuer Friedensunterhandlungen und dem verlängerten Aufenthalt des Fürsten Gortschakoff zu Wien in Verbindung steht. Stoff genug zu neuen Herzensergießungen der englischen Blätter, und welche Fluth hätten wir erst zu befahren, wenn die französischen ihrer unerschöpflichen Rednergabe den Lauf lassen könnten. Vor letzterer Sündfluth sind wir glücklicherweise vorerst behütet, und die spärlichen Tropfen, die dennoch aus dem verschlossenen Gefäß rinnen, finden noch überdieß vor den Augen der Times keine sonderliche Gnade, wenigstens wird das Journal des Debats, welches die mitteldeutschen Höfe als die folgsamen Diener des Czaaren geschildert, von der Times ziemlich hart angelassen, indem diese die Schaale ihres Zorns einzig über Preußen ausgießt.

Dieser kleine Handel zwischen Times und Debats, unter andern Verhältnissen von keiner Bedeutung, ist jetzt, wo das letztere mit der strengen kaiserlichen Regierung seinen Frieden geschlossen, wohl beachtenswerth. Die Times rechnet darauf, daß wenn nur Preußen und Oesterreich einig seyen, die andern wohl ohne weiteres folgen müßten; findet deßhalb nicht für gut, so heftig gegen die Mittelstaaten aufzutreten, und die Debats geben nicht undeutlich zu verstehen, daß die supponirte Vasallenschaft der mittlern deutschen Staaten unter Rußland was abscheuliches, unter Frankreich aber etwas ganz natürliches, historisch begründetes wäre. Die Meinungsdifferenz der beiden leitenden Journale ist darum interessant, weil sie zeigt, wie empfindlich man gegen jede Berührung ist, sobald nicht bloß die entlegene Türkei, sondern der nahe Continent ins Spiel kommt. Die kaiserlich französischen Blätter haben sich ohnehin schon vernehmen lassen, der türkisch-russische Krieg neige sich zum Ende, und der Nationalitätenkampf Europa's beginne; das ist vollends eine deutliche Anspielung; so wie Oesterreich sich in den Kampf mischt, sey es in welcher Weise es wolle, so ist eine gänzliche Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europa's und eine Anregung der deutschen Frage früher oder später unvermeidlich. Das weiß man in Berlin, in Wien und Petersburg; daher die Zögerung, die man von allen Seiten zeigt, es aufs Aeußerste kommen zu lassen; in Wien wird zuverlässig noch über ganz andere Dinge als über das Verhältniß Rußlands zu der Türkei, über die den Christen zu ertheilenden Rechte und dergleichen unterhandelt. Alles dieß behagt den Engländern und Franzosen nicht sonderlich, niemand wird aber so unvernünftig seyn, zu verlangen daß in einem Fall von so außerordentlicher Tragweite die deutschen Mächte anders als nach eigener Ansicht und den eigenen Interessen gemäß handeln. In den englischen Journalen und den englischen Ansichten spuken — die Kossuthischen Reden nach, in denen Ungarn, Polen und Italien alles, Deutschland nichts bedeutet, während doch von der deutschen Frage die polnische und ungarische, so wie die italienische abhängt. Daraus kann man schon abnehmen, wie schwer die Kossuthschen, von Times und Morning Chronicle förmlich abgeschätzten, von den Oppositionsblättern, wie Daily News und Advertiser, der Sache wenn auch nicht immer den Worten nach angepriesenen Standreden ins Gewicht fallen. Umsonst kämpft aber die kältere Ueberlegung der englischen Minister so wie der unterrichtetern Journale gegen die Folgen der durch den Kossuthspuk veranlaßten Aufregung und Stimmungen; man hat jetzt nachzubüßen, was man vor Jahren verbrochen, und die Stimmung wird um so bitterer im Publicum, als die bis jetzt errungenen Erfolge mit den hochfliegenden Erwartungen keineswegs zusammenstimmen. Daß man in der Ostsee gegen Rußland wenig gewinnen wird, daß der Schaden den man in Finnland angerichtet, und die Sperrung der russischen Ausfuhrhandels so ziemlich der einzige Erfolg sind, den man in diesem Jahr zu erwarten hat, das wird allmählich auch den Engländern immer klarer, die Sache aber eben darum auch desto verdrießlicher. Was durch die Hinsendung von 8 bis 10,000 Mann Franzosen erreicht werden soll, ist nicht abzusehen, da die Besetzung der Alandsinseln, wovon geredet wurde, im Winter eine höchst mißliche Sache seyn möchte.

Kaum günstiger dürften sich die Aussichten im schwarzen Meer gestalten. Die vereinten Flotten sollen 58 Schiffe stark auf Sebastopol, oder wie andere wollen, mit 8000 Mann Landungstruppen zuerst auf Anapa losgegangen seyn, aber einen Angriff auf erstern wohlbefestigten Hafen hat man seit geraumer Zeit für ein Unding erklärt, wenn er nicht durch eine zum mindesten 50 bis 60,000 Mann starke Landarmee unterstützt würde. Woher diese,

ausgerüstet mit hinreichender Reiterei, hinreichender Artillerie und hinreichenden Transportmitteln kommen soll, ist nicht abzusehen, und der gleiche Mangel wird Franzosen und Engländer an bedeutenden Fortschritten im Norden der Donau hindern, obgleich einer Nachricht zufolge bereits 20,000 Mann mit den Türken vereint in Ruschtschuk eingetroffen seyn und selbst an den Gefechten im Norden der Donau Theil genommen haben sollen. Die österreichische Armee hatte sich bloß für die eventuelle Besetzung Bosniens mit Tausenden von Transportpferden versehen, alle Berichte der englischen Blätter aber erklären einstimmig, daß es den verbündeten Truppen an diesem unerläßlichen Hülfsmittel noch bedeutend fehlt, und daß sie um von Varna in der Richtung von Silistria, etwa 15 Meilen, oder nach Ruschtschuk, etwa 25 Meilen, vorzurücken, das bulgarische Landvolk auf eine erbitternde Weise zu Zwangsfuhren anhalten mußten. An eigenen selbst herbeigeschafften Transportmitteln muß es demnach fehlen, und wird auch diese nicht geringe Schwierigkeit überwunden, so stoßen sie im Norden der Donau auf einen mit überlegener Reiterei und Artillerie versehenen Feind. Wohl aus diesen Gründen räth die vom Bramarbasiren etwas zurückgekommene Times von solcher Verwendung der Truppen ab. Nichts ist schlimmer im Krieg als seinen Feind zu gering anzuschlagen, dazu ist aber niemand geneigter als ein in militärischen Dingen so gründlich unwissendes Publicum wie England, das noch überdieß auf seine Civilisation in Vergleich mit den barbarischen Russen stolz und seinen Feind zu verachten geneigt ist. Leute wie Raglan und Marschall St. Arnaud, nebst den Ministern, müssen dann die Sache ausbaden, und werden mit Vorwürfen überschüttet. Seit es verschiedenen Nachrichten zufolge wahrscheinlich ist, daß die Franzosen und Engländer aus Varna nach der Donau rücken, ist an Verwendung dieser Truppen in der Krim, wie man in England vielfach erwartete, in diesem Jahr kaum mehr zu denken, noch weniger in Kleinasien und Transkaukasien, wo die Türken, namentlich seit der Niederlage Selim Pascha's durch Fürst Andronikoff, bei dem schlechten Zustand der Armee in Kars und dem Unfrieden, der besonders zwischen den ungarischen und polnischen Officieren herrschen soll, keine großen Fortschritte machen, die Russen aber auch allen Umständen nach keine großen Unternehmungen wagen werden, da sie nach einem Bericht des Generals Stein, der sich unter allerlei Verkleidung durch das russische Gebiet und selbst durch Alexandropol geschlichen haben soll, nicht mehr als 54,000 Mann in Transkaukasien stehen haben; immerhin genug, um Türken und Schamyl [1] zurückzuwerfen, und sich zu behaupten, was im Augenblick für sie die Hauptsache ist. Größere Erfolge der Engländer und Franzosen auf asiatischem oder europäischem Gebiet, sind somit im Laufe dieses Jahres zwar nicht unmöglich, aber nichts weniger als wahrscheinlich. Sobald dieß den Engländern klar wird und nicht mehr zu läugnen ist, wird die Erbitterung sich immer mehr gegen die Regierung und gegen Oesterreich wenden, falls nicht dieß vorher noch zu den Waffen gegen Rußland greift.

Ob dieß geschieht, und ob nicht Oesterreich, wie man ihm von einigen Seiten Schuld gibt, nur für Rußland Zeit zu gewinnen sucht, das ist nun die Frage. Betrachtet man den ganzen Gang, den Oesterreich seit zwei Jahren eingehalten hat bis auf diese Stunde, einen Gang den englische Blätter selbst an Tact und Klugheit bewundernswerth finden (s. Economist 8 Jul.), so kann man Eins wenigstens keinen Augenblick bezweifeln, daß es Rußlands Plane auf die Türkei um seiner selbst willen vereiteln will; kann es dieß erreichen ohne Krieg, so wird es auch das Schwert nicht ziehen, so drohend jetzt auch die Sachen zu stehen scheinen; ein solcher Erfolg wäre selbst den Aufwand einer so kostspieligen Aufstellung werth. Wenn Oesterreich wirklich, wie so manche englische Blätter behaupten, im Fall eines Kriegs einen Aufstand in Italien und in Ungarn zu fürchten hat, so würde es höchst thöricht handeln, wenn es ohne die äußerste Noth den Krieg begänne, und nicht minder thöricht wären diejenigen, die solches von ihm erwarteten. Geradezu falsch muß man also die Ansicht derer nennen, welche behaupten England und Frankreich würden die zweideutige Stellung der deutschen Mächte, deren Zögerungen nur Rußland nützten, nicht länger ertragen. Diese Mächte kennen die Lage Oesterreichs und Deutschlands überhaupt hinreichend, um die Regierung für die ihnen daraus entspringende Verlegenheit irgend verantwortlich machen zu wollen, oder zu können. Diese Verlegenheiten sind indeß bedeutend genug, denn ein mit ungeheuren Kosten unternommener und doch im Wesentlichen erfolgloser Feldzug führt deren in hinreichendem Maaße mit sich; daß man sich in diesem Jahre kaum mehr einen Erfolg verspricht, zeigt die Sprache der Times zur Genüge.

Freilich ist es den Russen fast noch schlimmer ergangen: ihr mit einem ungeheuren Aufwand von Mitteln bewerkstelligter Uebergang über die Donau hat zu keinem Resultat geführt, da einerseits Silistria mit merkwürdiger Ausdauer vertheidigt wurde, anders Omer Pascha sich nicht, wie der Großwesir im J. 1829, aus Schumla heraus zur Schlacht locken ließ. Fiel Silistria, so hatte man auf lange Zeit einen festen Fuß in Bulgarien, ließ sich Omer Pascha zur Schlacht verleiten, so wurde er im freien Felde aller Wahrscheinlichkeit nach geschlagen. [1] Beides ist nicht erfolgt, und da die Oesterreicher mehr und mehr eine Stellung einnahmen, welche den Rückzug der Russen bedrohte, so mußte der Rückmarsch über die Donau angetreten werden, was übrigens sehr methodisch geschah, und ohne daß man von größern Verlusten auf demselben gehört hätte; am Trajanswall schlägt man sich aber noch. Omer Pascha ist sogleich nachgerückt, scheint das von den abziehenden Russen bereits

[1] Schampl soll englischen Berichten zufolge im Thale der Iora eine böse Schlappe erhalten haben, als er sich zu weit in ebenes Terrain vorwagte.

[1] Unter dem erfolgreichen Widerstand der Türken in Silistria ist man jetzt sehr geneigt, wiederum die türkische Tapferkeit hinaufzuschrauben und die russische gebührend herabzusetzen. Wäre es nur nicht um die Tapferkeit so eine seltsame Sache! die heldenmüthigste Tapferkeit ohne taktische Uebung vermag im neuen Kriege sehr wenig, während die taktische Stärke manchen Mangel an Tapferkeit in dem Einzelnen ersetzt. Ein Correspondent der Times (s. Nr. vom 12 Jul.) aus Varna sagt nach Schilderung einer türkischen Revue: „die englischen und französischen Officiere gewannen keine besonders günstige Ansicht, außer von dem Rohmaterial der Truppen, welches so viel wie möglich durch schlechte Verwaltung verdorben wird. Es ist die alte Geschichte: hinter Steinmauern oder Wällen, bei Vertheidigung einer Bresche oder einem Ausfall kann der Osmanli mit seinem wilden Muth, seinem rohen Fanatismus und seiner Todesverachtung den organisirten Angriff europäischer Truppen zurückschlagen, und auf eine Zeitlang Verheerung unter ihren Reihen verbreiten, aber niemand, wer die langsamen und verworrenen Evolutionen der Türken sieht, ihren unregelmäßigen Aufmarsch, ihre schwankenden Carrés und Colonnen, kann glauben, daß sie lange einem regelmäßigen Heer im offenen Felde Stand halten können.“

Moderados sind in dieser Bewegung augenscheinlich verbunden, und die Königin soll in der That schwanken, ob sie sich den Aufständischen in die Arme werfen oder auf ihr zuverlässig höchst unpopuläres Ministerium ferner bauen soll. Speculationen über den wahrscheinlichen Verlauf der Dinge sind unnütz, und wir haben es hier nur mit dem möglichen Einfluß dieses Ereignisses auf den allgemeinen Stand der Dinge in Europa zu thun.

Bekannt ist es, welchen Werth Frankreich seit 200 Jahren auf die Verbindung mit und auf das Uebergewicht seines Einflusses in Spanien legte: diese Macht soll ihm bei möglichen Verwicklungen den Rücken decken. Ludwig Philipp hat die alten Mittel der Intrigue angewandt und ist durchgedrungen. Als im J. 1848 die Februarrevolution in Frankreich ausbrach, machte Lord Palmerston einen bis zu Drohungen sich versteigenden Versuch, den französischen Einfluß zu brechen und den englischen zu substituiren; die Folge war damals nicht nur die Entfernung des englischen Gesandten, sondern eine zweijährige Abbrechung des diplomatischen Verkehrs zwischen England und Spanien, und seit dieser Zeit ist eine bis zur Gereiztheit gehende Empfindlichkeit gegen fremden Einfluß in Spanien herrschend geworden: Narvaez dankt die Absolution für manche Härten und Grausamkeiten, die ihm zur Last fallen, hauptsächlich seinem energischen Auftreten gegen fremden Einfluß; wenn er aber in Bezug auf England seinen Zweck vergleichsweise mit Leichtigkeit erreichte, so scheiterte er in Bezug auf den französischen völlig an der Hülfsbedürftigkeit der Königin Christine, welche sich nur durch diesen Einfluß halten zu können glaubte, und um in ihrem Treiben nicht gestört zu seyn, allen Intriguen gegen die Constitution Vorschub leistete; seit dem französischen Staatsstreich im December 1851 ist dieß Bestreben vollends hervorgetreten, und hat nach und nach die bedeutendsten Männer aller Parteien gegen sich aufgebracht. Daher der energische Widerstand, den die Regierung seit dritthalb Jahren zuerst in den Cortes, dann im Senat fand, daher denn auch wieder, wie vor 14 Jahren, das Bestreben, die Königin Mutter für immer aus dem Lande zu entfernen. Gelingt dieß, so ist der Einfluß Frankreichs gebrochen, und wenn darum der englische noch nicht oben aufschwimmt, doch ein wichtiges Terrain verloren, das unter Umständen gegen Frankreich gewendet werden kann. Für jetzt wird aber freilich England, um das ihm wichtige Bündniß mit Frankreich gegen Rußland nicht zu stören, von der Gelegenheit einen sehr mäßigen Gebrauch machen; eine gewaltsame Wiederherstellung des französischen Einflusses kann es indeß nicht dulden, und in dieser Beziehung ist die Entfernung eines großen Theils des französischen Heeres nach dem Orient eine Gelegenheit, welche die spanischen Feinde Frankreichs sich nicht entschlüpfen ließen.

Indeß kann die innere Zerrüttung Spaniens England durchaus nicht angenehm seyn, da sie dessen Kraft gegen Außen, namentlich gegen Nordamerika, bedeutend schwächen muß. Die Nachricht von dem Aufstande in Spanien muß die Flibustierexpeditionen in Nordamerika aufmuntern, und selbst die Unionsregierung wird nicht abgeneigt seyn, von der Gelegenheit zu profitiren. Die Stimmung in den Vereinigten Staaten wird von den amerikanischen Regierungsblättern mehr und mehr zu Gunsten Rußlands bearbeitet, d. h. gegen England, dessen Macht die Erwerbung Cuba's hindern kann. Es fehlt somit keineswegs an Fäden, womit diese spanische Geschichte in die allgemeinen Verhältnisse Europa's und Amerika's eingreift; für Frankreich kommt sie namentlich höchst ungelegen, und für England bei der Nothwendigkeit das französische Bündniß zu erhalten, wohl kaum minder, denn sie kann der Zankapfel zwischen beiden Staaten werden. Hat man doch geradezu behauptet, daß Rußland dabei die Hände im Spiel habe, um die beiden westlichen Verbündeten zu trennen; man braucht freilich diese Einmischung gar nicht, denn der Ausbruch in Spanien ist seit geraumer Zeit als ein höchst wahrscheinliches Ergebniß der neuesten Verhältnisse des Landes vorausgesehen worden, hat aber dennoch, wie es gewöhnlich geht, alle Welt überrascht. Es ist wie ein böses Fatum, daß zu gleicher Zeit, wo die östlichen Angelegenheiten sich immer mehr verwirren, im äußersten Westen ein zweiter Keim des Zerwürfnisses sich entwickelt, der möglicherweise kaum minder schlimme Folgen hat.

Archäologische Entdeckungen in Italien.

(Aus einem Schreiben Noel des Vergers. Athen. Franç. 15 Julius.)

Mehrere Umstände hinderten mich in diesem Jahre den großen Tumulus, Cucumella genannt, der sich in der Ebene von Vulci erhebt, zu untersuchen, und wir mußten uns auf die Nekropolen von Clusium (Chiusi) beschränken. Nordöstlich von den Ruinen dieser alten Stadt liegt der sogenannte „Colle“, auf dem man in geringer Tiefe eine Halbsäule fand, auf welcher Tänze abgebildet waren, begleitet von Chören, die zum Klang der Flöten und der Leyer sangen. Die steifen Conturen, die gezwungenen Stellungen, die übermäßig langen Extremitäten zeigten den Charakter alter, noch nicht von der Nachahmung der Griechen verfeinerter etruskischer Kunst. Bald war das Grab aufgefunden, leider aber das Gewölbe eingestürzt, so daß man nur mit Mühe einige Alabasterurnen, Reste von gemalten Vasen u. s. w. fand. Andere Gräber wurden in der Nähe entdeckt, und 15 Alabasterurnen mit Reliefs

gefunden, welche Gegenstände, theils aus der hellenischen, theils aus der asiatischen Mythologie darstellten. Bald sind es Seegötter mit 2 oder 4 Flügeln, eine Art von Oannes, dessen Körper in einen Fischschwanz ausläuft, bald Genien welche das symbolische Pferd führen, das den Todten in seine letzte Behausung trägt, bald Kämpfe, in denen manchmal Amazonen auftreten. Alle Urnen haben Deckel mit Figuren und am Rande eine Inschrift in etruskischen Charakteren. Ich habe die, welche mir am interessantesten schienen, abzeichnen lassen.

In der Nähe von Rom ist der Tempel der Diana Nemorensis, von dem die Dichter und Geographen des Alterthums öfters sprachen, aufgefunden worden. Strabo schildert den Ort so genau, daß man den See Nemi auf dem Gebiet von Aricia nicht verkennen kann. Vor kurzem — der Brief ist vom 15 Mai d. J. datirt — wollte ich in Begleitung von Pietro Rosa, der sich seit einigen Jahren mit einer Karte der Umgegend von Rom beschäftigt, seine neuern Entdeckungen in der alten Villa Domitians betrachten, und bei dieser Gelegenheit sagte er mir, er habe an den Abhängen des Kraters des Nemisees die Ruinen eines mächtigen Gebäudes entdeckt, das der Beschreibung des Tempels der Diana Nemorensis zu entsprechen scheine. Leider hinderte ihn ein Unwohlseyn mir als Führer zu dienen; ich unternahm es aber auf seine Angaben hin, das Labyrinth der dichten Wälder zu durchwandern, wo sich seit so vielen Jahrhunderten die letzten Erinnerungen der scythischen Diana verbargen. Ich mußte an dem Rand des Sees auf der alten zum Theil erhaltenen Straße hinabgehen, welche sich von der Via Appia bei dem Dorfe Genzano abzweigt. Unterhalb dem Capucinerkloster, nahe am Park der Villa Cesarini, sieht man einige Ruinen, diese gehören aber augenscheinlich einer römischen Villa aus der Kaiserzeit. Als ich etwa eine halbe Miglie von dem Fuße des steilen Felsen angekommen war, auf dessen Höhe sich das Feudalschloß von Nemi erhebt, so hatte ich nur noch an den Abhängen des Kraters die Substructionen des Gebäudes zu suchen, wovon mir Hr. Rosa gesprochen; indeß ist die Kraft der Vegetation so groß, daß ich lange Zeit den Wald durchstöberte, bis ich endlich unter Epheu verborgen mitten im dichten Wald 13 Arkaden von opus reticulatum incertum fand, das schon am Ende der Republik selten gewesen ist. Der Tempel, wenn es einer ist, erhob sich über 4 künstlichen Terrassen, deren noch vorhandene Bogen die Widerhalter bildeten. Die Länge der unteren Terrasse war etwa 200 Metres, die Bogen, die sie stützten, sind aber kaum mehr zu erkennen; die zweite Terrasse ist besser erhalten. Diese bietet an jeder Seite 13 Arkaden, die in der Mitte einen Raum lassen, wo man keine Spur von Gewölben findet, und wo vielleicht die Treppen nach den höheren Stockwerken hinaufführten. Von der dritten und vierten Terrasse ist nur eine Arkade übrig. Bäume, Gebüsche, Moos und Epheu bedecken nicht nur das Ganze des noch stehenden Baues, sondern auch zahlreiche Bruchstücke von grauem vulkanischem Tuff, wie Capitäle, Bruchstücke von Friesen und Schäfte von crenelirten Säulen.

Das Ganze, wie man es sich, losgelöst aus dem Walde, unter dem es begraben ist, vorstellen kann, mußte durch seine großen Terrassen an den Tempel der Fortuna zu Präneste erinnern, dessen Verhältnisse jedoch noch weit imposanter waren. Und doch citirt Appian den Tempel von Nemi unter denen, deren Reichthum dem Octavius in seinem Kriege gegen Lucius, den Bruder des Antonius, eine kostbare Beihülfe geboten hätten. „Der junge Cäsar, sagt der Geschichtschreiber der Bürgerkriege, entlehnte unter dem Versprechen es mit Wucher zu ersetzen, die Schätze der Tempel von Antium, Lanuvium, Nemi und Tivoli, heilige Orte, die noch jetzt durch ihre ungeheuren Reichthümer berühmt sind.“ Wie konnte ein so berühmter Tempel, wie der der Diana Nemorensis, so völlig verschwinden? Vor 200 Jahren, im J. 1637, fand man am Ufer des Sees das Fußgestell einer Säule mit der Inschrift: Dianæ Nemorensis Vestæ Sacrum Dict. Imp. Nerva Trajano Augusto etc. In der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts waren also die Ruinen des Dianentempels den Alterthumsforschern bekannt, später verlor sich die Kenntniß wieder, und man nahm mehrere Ruinen kaiserlicher Villen dafür. Die Entdeckung des Hrn. Rosa hat also dem Studium ein wichtiges Denkmal zurückgegeben.

Uebergehend von dem heidnischen Rom aufs christliche kann ich Ihnen eine der wichtigsten Entdeckungen ankündigen, welche seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo Bosio den Schleier aufhob, der das unterirdische Rom, die Wiege des Christenthums, deckte, gemacht wurden. Lange glaubte man, der Kirchhof des hl. Calixtus, der älteste und berühmteste unter denen, wo man die Leichen der Märtyrer begrub, finde sich unter der Basilika des hl. Sebastian. Seit jedoch gründlichere Studien die christlichen Archäologen in die eigentliche Topographie dieser zahllosen Krypten einweihten, fing man an zu glauben, die Orte, wo die heiligen Denkmäler sich finden müßten, zu denen so viele fromme Pilger in den ersten Jahrhunderten wallfahrteten, seyen bis jetzt der Entdeckung entgangen. Das hat sich nun bewährt. Zwischen der Via Appia und Via Ardeatina, da wo beide Straßen sich trennen, ist ein Weingarten, den kürzlich in der Voraussicht, daß sich hier wichtige unterirdische Galerien finden müßten, der hl. Vater ankaufte. Die von Pater Marchi und Cav. de Rossi geleiteten Nachgrabungen führten, am Rande der Via Appia, zur Entdeckung des Grabes des Papstes St. Cornelius. Vor wenigen Tagen entdeckte man unter zwei alten Basiliken, in denen jetzt die den Weingarten bearbeitenden Bauern wohnen, die in Höhe und Breite bedeutendste Galerie, die man bis jetzt in den Katakomben kennt. Sie liegt im zweiten Stockwerk dieses ungeheuren Begräbnißplatzes, und die Treppen, die hinabführen, zeigen in ihren alten Bogengewölben alle Kennzeichen eines Monumentalbaues, wie er für die Wichtigkeit dieses von Pilgern so viel besuchten Ortes paßt. Unter den zahlreichen Capellen, die sich auf beiden Seiten der Galerien öffnen, und von denen mehrere interessante Malereien enthalten, findet sich eine von ungewöhnlicher Größe, wo zahlreiche Bruchstücke von Marmor und Porphyr die reichste Ornamentation andeuten, und Inschriften in damasischer Schrift, die Cav. de Rossi mit großem Scharfsinn herstellte, beweisen, daß hier die letzte Ruhestätte einer großen Anzahl Päpste und Märtyrer des 3ten Jahrhunderts war. Ich besuchte vor einigen Tagen mit Cav. de Rossi diese Galerie, in welche durch von Strecke zu Strecke angebrachte Luftlöcher ein schwaches Licht hinab drang, das ehemals zur Noth die Fackeln entbehrlich gemacht haben mochte. Die Hauptkrypte enthält das Grab des Papstes Sixtus II und mehrerer anderer Päpste aus dem 3ten Jahrhundert mit griechischen Inschriften. Auch die meisten andern Inschriften sind griechisch, und dieser Einfluß Griechenlands auf das christliche Rom des 3ten Jahrhunderts gibt der Entdeckung ein weiteres Interesse. Der Paläographie, Philologie und christlichen Archäologie ist hier ein neues Feld geöffnet. Die Inschrift in Hexametern, worin der h. Damasus erklärt, der Ort, wo so viele Märtyrer ruhen, erscheine ihm zu ehrwürdig für sein eigenes Grab, wurde von Cav. de Rossi in 125 Bruchstücken wieder aufgefunden. Der Papst hat die nöthigen Anordnungen getroffen, daß diese Denkmäler auf eine würdige Weise wieder hergestellt werden.

Briefe aus Surinam. IV.

(Schluß.)

Wir bekamen nun Nachricht von dem Posthalter Hrn. Himeſe, daß uns die Buſchneger ſchon vor mehr als einem Monat erwartet hätten, und daß es wegen des in der nun eingetretenen großen Trockenzeit ſo ſehr ſinkenden Waſſerſtandes gerathen wäre die Reiſe nach oben ſchleunig zu beginnen. Wir machten uns daher am 6 September auf nach Victoria, wo wir von den Buſchnegern nach oben geleitet werden ſollen. Sie kamen in großer Anzahl und hatten ſehr wohlgewachſene Leute bei ſich; es waren ſogenannte Aukaner, welche in der Sarakreek, der Marowine und obern Cotika hauſen; dieſe ſollten uns nach Kriki in der Sarakreek bringen, das wir früher ſchon geſehen hatten und von da ſollten uns die ſogenannten Samarakkaner, welche das Littoral des Surinam bewohnen, abholen. Waren dieſe Buſchneger bei unſerem vorigen Beſuche, wo ſie nicht von unſerer Ankunft unterrichtet wurden, brutal, ſo waren ſie jetzt, da ſie wußten, daß wir Dram und Tauſchartikel wie Tücher, Hauer, Spiegel, Glasperlen u. ſ. w. mit uns führten, durch ihre Neugier und Aufdringlichkeit unendlich läſtig. Es wurden von ihnen Coriale zur Fortſchaffung unſeres Gepäckes gemiethet, und nach langem Hinundherhandeln, allabendlichem Suſatanze mit obligatem Geſchrei und Tactſchlagen fuhren wir endlich am 9 September ab. Die Hügel mit welchen die Ufer beſetzt ſind, die Stromſchnellen, Klippen und Waſſerfälle über welche man zu paſſiren hat, geben dieſem Theile des Stroms einen eigenen wilden Reiz. Die Buſchneger bemühten ſich ihre Gewandtheit und Kraft in Führung des Ruders ſehen zu laſſen, und es war ſchön zu ſehen wie dieſe kräftigen nackten Geſtalten mit ihren kleinen Fahrzeugen durch die Wellen dahinglitten. Unter dieſen machte ſich beſonders ein Unterhäuptling von etwa 30 Jahren bemerkbar, ein Mann von europäiſch-regelmäßigen Geſichtszügen mit einer wohlgeformten Adlernaſe; ſein Körper war der eines Athleten, denn ſeine durch Uebung ausgebildeten Muskeln traten mit den ſcharfen Conturen der Jugendfülle hervor, während er das Ruder führte; ſein Töchterchen Faba, ein hübſches Kind von 12 Jahren, hatte in unſerem Corial Platz gefunden und wurde, da ſie in der Nähe der Flagge ſaß, zum Fähndrich erkoren.

Ein breiter aber nicht hoher Waſſerfall, brokko ponto (gebrochenes Laſtſchiff) mit einer Inſel in der Mitte, zeichnet ſich vor allen zwiſchen Victoria und der Sarakreek liegenden Plätzen aus. Das Fahrwaſſer iſt hier ſo ſchwierig, daß die Coriale durch die des Waſſers kundigen Neger nur in gewundenem Laufe durchgebracht werden können, um die Klippen zu vermeiden; der Inſel gegenüber iſt auf dem rechten Ufer eine anſehnliche Höhe, welche den Waſſerfall beherrſcht; dieſe Höhe nebſt der Inſel könnte leicht befeſtigt werden, und wollte man je die Buſchneger durch einen Militärpoſten im Zaum halten, ſo wäre hier der rechte Ort zu Anlage eines ſolchen.

Das Volk war erſichtlich voll guten Humors und entſchloſſen uns freundlich zu behandeln. Sie verlangten oft und viel, je mehr wir uns dem Ziel der heutigen Fahrt näherten, wir möchten unſere Gewehre abfeuern; einer that dieß gegen mich auf eine etwas brutale ſchreiende Manier, obgleich er dicht bei mir ſaß. Ich verwies ihm dieß, worauf er ſogleich höflich um Entſchuldigung bat.

Wir gelangten Nachmittags bei guter Zeit nach dem etwa 3 Wegſtunden über der Mündung der Sarakreek gelegenen Dorfe Kriki, und bemerkten mit Wohlgefallen, daß in die Erde des ſehr ſteilen Landungsplatzes zu unſerer Bequemlichkeit eine Treppe eingehauen und gut mit Holz befeſtigt war. Volk jeden Alters und Geſchlechtes ſtand am Ufer, und der Willkomm wurde durch gegenſeitiges Rufen und endloſes Abfeuern von Gewehren gefeiert. Das anſehnliche Dorf erreicht man, nachdem man über einen Bach gegangen und eine Anhöhe erſtiegen hat; die ziemlich hübſchen Hütten ſtehen auf Sandboden und haben in ihrer Mitte einen großen Platz. In der Mitte dieſer Agora ſteht das Heiligthum: ein Pfahl, an deſſen unterem Theile die Conturen eines menſchlichen Geſichtes etwa ſo eingegraben ſind, wie dergleichen Dinge unſere Schulknaben an die Wände kritzeln und an deſſen oberem Ende ein weißer Lappen hängt; dieſe heilige Säule iſt umgeben mit einem Zaun, und es ſtehen halb mit Waſſer gefüllte Calebaſſenſchalen und Glasflaſchen in der Nähe. Nicht weit davon, die Ecke des Platzes bildend, iſt eine mit dichten Wänden verſehene Hütte, vor welcher weiße Tücher auf Stangen angebracht ſind; das iſt der Götzentempel. Zwei Hütten, die eine unfern der Götzenſäule, waren für uns beſtimmt und wir beſtiegen in dieſer unſere Hängmatten, während in der anderen unſere Neger ſich lagerten.

Die Häuptlinge verſchiedener Dörfer waren gekommen und hatten ſich auf niederen Stühlen die ſehr einfach aus drei in der Form eines ⌈⌉ zuſammengenagelten Brettchen beſtehen, geſetzt; theils ein Schlafrock aus geblümtem Kattun nebſt dem mit der holländiſchen Cocarde gezierten runden Hut (ihre Amtstracht), theils weiße Hemden waren ihre Kleidung. Sie wurden nicht müde ſich nach dem Zwecke unſerer Reiſe zu erkundigen und antworteten auf unſere Erklärung, wir wollen bloß das Land ſehen und ihnen Vergnügen machen mit ihren gewöhnlichen Verwunderungsexclamationen ké und ká; Mißtrauen ſchienen ſie nicht zu zeigen. Unſer Begleiter ſtellte ihnen meine Perſon als einen ausnehmend geſchickten und berühmten Arzt vor, und ſie glaubten dieß um ſo mehr, als ſie ſich aus dem Umſtand, daß ich kurz zuvor den Directeur von Bergendaal behandelt und um ungeſalzenes Schweinefett zu Bereitung einer Salbe zu bekommen, daſelbſt hatte ein Schwein ſchlachten laſſen, eine ſonderbare Geſchichte nach ihrem Geſchmack gemacht hatten. Sie erzählten nämlich einander, ich habe die Leber des Schweines dem Kranken an die Stelle ſeiner kranken Leber geſetzt, und habe mit dem Blut des Schweins noch weiß Gott welche Zaubereien gemacht. Mein Ruf war dadurch conſolidirt, und ich wurde ſomit in den Stand geſetzt den Geſundheitszuſtand dieſes Volks genau kennen zu lernen.

Als der Abend herannahte wurden Anſtalten zu einem großen Tanze gemacht. Hölzerne Pauken, nebſt einem hohlgelegten Brett, das mit hölzernen Schlägeln bearbeitet wurde, und ein Paar Stücke alten Eiſens bilden das Orcheſter; Männer und Weiber ſtellen ſich in abgeſonderten Colonnen auf, und nachdem die Pauken angetrieben ſind und die Holzſchlägel ſich gerührt haben beginnt der Tanz. Wie ſich von ſelbſt verſteht iſt dieſe Muſik allerſcheußlichſt in Beziehung auf Klang; in Handhabung des Tactes aber iſt der Neger Meiſter: unveränderlich ſpielt er zu allen Tänzen Alla-Breve-Tact, allein er weiß durch Befingerung der Pauke ſo viele Triolen und Quintolen anzubringen, daß das Einförmige dieſes Tactes verſchwindet und Figuren entſtehen, welche manchem Muſiker intereſſant zu hören wären. Die Weiber geben hiezu die Vocalmuſik und ſingen ihre ſich mit weniger Ausnahme in Mollaccorden bewegenden einfachen Melodien mit richtiger Intonation, wobei ſie ſich beſtändig rechts und links drehen. Eine Chorführerin hebt den Geſang an und leitet ihn, indem ſie vor die Front der Colonne tritt. Die Tänze ſelbſt geſchehen theils colonnenweiſe, theils als Solo, theils als Trio, theils Paarweiſe, und haben einen höchſt eigenthümlichen Charakter. Nichts iſt den kühnen wilden Sprün-

gen eines gewandten Solotänzers zu vergleichen, der geübteste europäische Groteskänzer müßte gegen ihn zurückstehen. Die Schnellkraft seiner Muskeln ist der eines Leoparden, die Gewandtheit seiner Bewegungen der eines Affen vergleichbar; mit unglaublicher Fertigkeit bewegt er sich in dem verhältnißmäßig nicht großen Raume zwischen beiden Colonnen, seine Bewegungen sind zwar nicht immer schön und sehen denen großer Affen ähnlich, aber nicht selten haben sie das Gepräge natürlicher Grazie und Kraft, wodurch sie Bewunderung erregen. Zuweilen wird es ihm zu eng im Kreise, dann stürmt er in bachantischer Wuth hinaus und kehrt nach kurzer Zeit ebenso zurück; in seinen Bewegungen, selbst bei den Sprüngen der verwegensten Art, ist er so voll von besonnener Gewandtheit, daß er niemals an jemand anstößt; der Ausdruck seines Gesichtes aber ist der der wildesten Leidenschaft; nicht Freude, nicht Liebe, sondern bachantische Wuth. Ganz anders dagegen sind die Frauen, welche ich nie Solo habe tanzen sehen; ihr Gang ist trippelnd, ihre Bewegungen nicht stürmisch und die Hauptsache ist das Spiel der Arme, in denen sie viele Grazie besitzen. Der Tanz eines Paares ist mir besonders noch im Gedächtniß: die Tänzerin schritt trippelnd umher und machte Bewegungen, wie wer im Dunkel etwas sucht, so auch der Tänzer, und beide legten in das Spiel ihrer Hände sehnsüchtiges Suchen; so oft er ihr sich näherte, wich sie mit Coquetterie zurück und er legte in seine Bewegungen mehr Leidenschaft, sobald er ihr näher kam. Die Tänze in Colonnen geschehen durch Vorschreiten der männlichen, dann der weiblichen, und aus diesen entwickeln sich Solotänze und Tänze mit Paaren. Ein Anfassen oder sonstige Annäherung der Tanzenden findet bloß am Schluß einer Tanztour statt, wo sie gegenseitig sich eine Theaterumarmung geben; diese findet nicht immer zwischen den tanzenden Paaren statt, sondern theils zwischen diesen, theils zwischen Weibern und wieder Männern untereinander; ja selbst die welche die Musik besorgen, werden von solchen Zärtlichkeiten nicht ausgeschlossen. Wenn einer gut tanzt wird ihm Beifall zugejauchzt. Erotische Bewegungen kommen nicht untermischt mit den Tänzen vor, wohl aber als für sich bestehende Tanztour, welche bloß in Lendenbewegungen von abscheulicher Art besteht, um so mehr scheußlich, als sie von Kindern so gut als von Erwachsenen ausgeführt werden. Kommen dergleichen Dinge beim europäischen Pöbel vor, so werden sie besonders belacht oder beklatscht — kurz, wichtig gemacht, hier durchaus nicht so: die Neger sehen diesen Touren mit derselben Anerkennung oder Gleichgültigkeit zu als anderen, die jeder zu den schönen zählen wird. Ihr Körper ist durch Uebung so sehr ausgebildet, daß bei den besseren Tänzern kein Gelenk ist, das nicht unabhängig bewegt werden kann; dieß zeigt sich ebenso deutlich wenn sie ägyptischen Statuen vergleichbar langsam einherschreiten, oder dem Körper abenteuerliche langsame Verdrehungen zumuthen, als wenn sie sich in wilden Sprüngen ergötzen. Innere Schönheit fehlt allen diesen Tänzen, denn sie entspringen aus dem ewig regen Quell ihrer Leidenschaft und nur da wo der Ausdruck dieser zufällig schön ist, können diese Tänze schön genannt werden. Unserer Vorstellung, da wir der Nachtruhe bedurften, den Tanz nicht die ganze Nacht fortzusetzen, wurde nur insofern entsprochen, als der gemeinschaftliche Ball um 11 Uhr aufgehoben wurde, dagegen ergötzten sich nachher die Männer für sich noch durch den Susa, welchen sie zwar etwas entfernter, aber hörbar genug bis 4 Uhr fortsetzten.

Muskiten gab es hier Dank einem nahegelegenen Sumpfe übergenug, und dieß war die Ursache, daß wir wenig schliefen. Als ich gegen Tagesanbruch erwachte, hatte ich den schönen Anblick eines dichten weißen Nebels der zwischen den Hütten und den Bäumen niedersinkend wunderliche Gestalten bildete; diese Nebelstreifen sind sehr dicht, wolkenartig und widerlich erkältend, auch führen sie nicht selten unangenehm riechende Dünste mit. Stärkere, solche Dünste verjagende Luftströmungen sind in diesen oberen Landen selten, und aus diesen Verhältnissen scheint mir die Ursache der Ungesundheit derselben zu entspringen.

Den folgenden Tag brachte ich damit zu die Kranken zu behandeln oder zu berathen, deren es im Dorfe sehr viele hatte. Die meisten Krankheiten waren chronischer Natur; Syphilis, Lepra und Beinfraß (ob in Folge bloß der einen oder jener beiden Dyskrasien, kann ich nicht entscheiden) in ihren ärgsten Gestalten fand ich so häufig und allgemein verbreitet, daß es gewiß nicht übertrieben ist, wenn man annimmt, daß ein Drittheil der Buschnegerbevölkerung hieran laborirt. Schon früher waren mir Nachrichten hievon bekannt, und ich hatte daher unsere Mannschaft auf das schärfste ermahnt keine nähere Berührung mit Buschnegern einzugehen; eine solche entsetzliche Verbreitung dieser Krankheiten hätte ich aber nimmermehr vermuthet. Deßgleichen wird auch die Yas häufig angetroffen und, was alle Erwartung übertraf — denn die Neger stehen im Rufe unverwüstlicher Zähne —. Zahncaries in großer Verbreitung und theilweise in furchtbarer Entwicklung, so zwar daß ganze Reihen Zähne selbst bei jugendlichen Personen hohl waren. Nicht minder verbreitet sind Augenkrankheiten und ihre Folgen: Staar und Amaurose. Fieberhafte Krankheiten habe ich unter den Buschnegern selten angetroffen. — Erfüllt von Mitleid für dieses arme Volk suchte ich so viel ich konnte zu helfen und zu rathen, und theilte ihnen Arzneien oder chirurgische Hülfe mit. In der Stadt gelten die Buschneger für gute Heilmeister in manchen Krankheiten, gerade wie bei uns die Schäfer und Schinder; ihre Heilmethode beschränkt sich wie die unserer Medikaster auf das Anordnen von Kräutertränken, Salben, Pflastern u. s. w., und besonders das Anlegen von Amuletten. Mit einem Häuptling der mir mittheilsamer schien als die anderen — denn die Geheimthuerei ist wenn irgendwo hier zu Hause — unterhielt ich mich über diesen Gegenstand, besonders aufmerksam gemacht durch die Erscheinung einiger Neger, die sich den ganzen Leib oder einige Theile desselben mit einer weißen Farbe beschmiert hatten, was abscheulich aussah. Seine Antworten waren zuerst ausweichend: „das ist so Negermanier“, „das sind Windisachen“; als ich mehr aus ihm herauszubringen suchte und dabei die Schnapsflasche als wirksames Hülfsmittel anwendete, erfuhr ich im Wesentlichen folgendes. Wird einer krank, so macht er nebst seinen Freunden Windi, d. h. sie wenden sich mit den nöthigen Ceremonien an ihren Dämon, und dieser legt ihnen dann ins Herz, was sie brauchen sollen, worauf das Mittel gesucht und angewendet wird. Die Frage, ob jeder unter ihnen fähig sey von dem Gotte mit dem Mittel bekannt gemacht zu werden, verneinte er und erklärte, daß nur einzelne diese Fähigkeit besitzen, die weiße Farbe tragen aber die Leute bloß auf, weil sie sich unter den Einfluß des Dämon begeben haben, und solange sie unter ihm stünden. Hier also dieselbe Erscheinung wie überall und zu allen Zeiten! der Mensch hat die Fähigkeit durch Eingebung zur Erkenntniß zu gelangen und sucht Wege, um diese Eingebung zu erhalten.

Den Tag darauf wollte mich der Untercapitän nach zwei andern Dörfern in der Nähe von Kriki führen, um die dortigen Kranken zu berathen; ich schlug ihm vor zu Fuß dahin zu gehen, da mir das Fahren in einem Corial unangenehmer war; das wollte er aber durchaus nicht thun, und erklärte, es seyen in dem zwischen beiden Dörfern gelegenen Walde so viele Obias, daß es für mich gefährlich sey, denn ich könnte ohne es zu wissen oder

zu wollen etwas berühren und dadurch Schaden nehmen; es war fruchtlos, daß ich ihn versicherte ganz seiner Anweisung folgen zu wollen und erklärte, ich habe durchaus keine Furcht; er sagte ich sey hier unter seinem Schutz, und wenn mir etwas widerfahre, so könne er ein Unglück haben. Es mußte gegen unser Interesse seyn, solche Dinge zu forciren und daher gab ich nach.

Was den Glauben der Neger anbelangt, und ihre gottesdienstlichen Ceremonien, so ist es schwer hierüber Erschöpfendes zu erfahren, denn sie sind entweder zurückhaltend oder lügen. Ihr Glaube an Gespenster, Hexen und Zauberer ist im Wesentlichen derselbe wie bei unsern europäischen Bauern auch, nur durch den abenteuerlichen Cultus, den sie ihren Götzen darbringen, gepflegt und gehoben. Das Abgeschmackteste dabei ist, daß jeder glaubt er könne durch einen andern behext werden, und jeder ein sicheres Schutzmittel darin findet daß er an ein Gut, welches er vor Diebstahl sichern will, irgend etwas auffallendes hinhängt, wie z. B. eine Flasche voll Wasser mit einem rothen Band daran, einen todten Vogel mit zusammengebundenen Strohhalmen, kurz irgend solch eine Dummheit oder Teufelei. Es ist dieß andererseits sehr gut, denn es ist ein probates Mittel gegen den Diebstahl. Als wir in Hansee waren, hatten wir unsere Fahne nebst den Gewehren der Mannschaft in einer offenen Galerie; ein etwas angetrunkener Buschneger ergriff die Fahne und lief damit umher und andere tappten an den Gewehren herum. Um diesem Unfug zu steuern, nahm ich jenem die Fahne weg, setzte sie vor die Gewehre und machte ein etwa fußlanges und ½ Zoll breites Stückchen Leinwand zurecht, dessen beide Enden ich mit befeuchtetem Höllenstein bestrichen; dieses Amulet band ich um den Flaggenstock und sagte den umstehenden Negern: so wahr die Enden dieser Leinwand in wenigen Stunden so schwarz werden als eure eigene Haut, so wahr geschieht dem ein Unglück, der diese Dinge berührt. Die Gewehre nebst der Fahne blieben Tag und Nacht in der offenen Galerie, und von diesem Augenblicke an hielten die Neger sich sorgfältig davon entfernt. So wird hier der Dämonenglauben zur Wohlthat, denn ohne diese Mittel wäre kein Mensch seines Eigenthums sicher. — Die Furcht vor Gespenstern ist allgemein, und sie glauben, die Seele jedes Abgeschiedenen bleibe noch acht Tage im Hause, ehe sie zum „Herrn nach oben“ gehe; binnen dieser Zeit schreiben sie solch einem Geist die Fähigkeit zu allerlei Rumor und Spectakel treiben, ja andere Menschen tödten zu können. Im Vergiften sollen manche unter ihnen Meister seyn, und haben sie einen Verbrecher zu strafen, so verfahren sie mit einer Grausamkeit, welche an Artaxerxes erinnert. Ein vermutheter oder überwiesener Mörder wird mit der Leiche des Ermordeten zusammengebunden und im Walde liegen gelassen; lebendig braten, langsames Verbrennen von unten sind bekannte erwiesene Vorfälle. Aller aus den Hexenprocessen bekannte Wahnsinn dient als Beweisgrund dabei, und daher ist die Furcht vor den oben beschriebenen Obias natürlich. Das einzige Mittel gegen Giftmischerei findet der Neger in trotzigem Entgegentreten, dann glaubt er kann der Vergifter ihm nicht nachstellen.

Viele afrikanische Negerstämme sind Mohammedaner; ich hatte Gelegenheit einen Neger zu sprechen, der in reifem Alter Afrika verlassen hatte; er stammte aus Djamba. Dieser erklärte den Glauben seiner Landsleute für Mohammedanisch und nannte als Gott Ala, als Geister: Mahammel, Abdalkader und Amuldena, den Begriff eines Teufels wußte er nicht anders zu bezeichnen als: starker Wind, was an den unter den Negern gewöhnlicher Ausdruck „Windi“, das sowohl Wind als Obia oder Dämonendinge bezeichnet, erinnert. Auch Buschnegerhäuptlinge erklärten sie haben nur einen Gott (Gado oder Massra a tapu, der Herr in der Höhe) und unterscheiden ihre Windisachen als mit diesem in keiner Beziehung stehend. Was ich von ihrem Götzendienste habe erfahren können, so besteht dieser in einem Tanze, wobei die Damen in Beinkleidern, die Herren in der Kamise erscheinen; alle sind weiß angestrichen und es werden bessere starke Getränke, wie Genever, Branntwein, wohl auch Madeira gegeben. Die welche sich dazu berufen fühlen, geben in den Tempel an der Spitze der Truppe, singen und reden in einer von der negerenglischen verschiedenen Sprache, bis endlich eine oder die andere (ob auch Männer, weiß ich nicht) der Weiber in Verzückung fällt und in jener Sprache redet; diese Rede wird von den Kundigen aufgefaßt und dient zur Richtschnur für die Handlungen dessen den sie betreffen. Nicht nur Curen, sondern Urtheile über Leben und Tod, Aufruhr und Brandstiftung werden so entschieden; dieser Entscheidung wagt keiner entgegenzuhandeln und würde sich lieber selbst ermorden als ihr nicht Folge zu leisten. Hierin liegt das Gefährliche dieses Abgöttereitanzes für die Gesellschaft, und es ist deßhalb dessen Ausübung in der Stadt und den Plantagen bei hoher Strafe verboten.

Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind folgender Art. Jeder größere Stamm, wie z. B. die Aukaner, Samarakkaner und Musinga haben je ein Großoberhaupt, unter welchem die Capitäne und Kleincapitäne stehen; das Großoberhaupt ist Selbstherrscher und hat volle Macht über Leben und Tod; den Verträgen nach steht er unter dem Gouverneur in Paramaribo, allein im Buschnegerlande fragt er nicht viel darnach, denn er weiß wohl daß man ihm nichts anhaben kann. Die Ausdehnung seiner Macht hängt von seinen Fähigkeiten ab, denn er hat die weit zerstreuten Capitäne zu wenig in seiner Nähe als daß er ihnen seine Macht könnte fühlen lassen. Diese selbst haben über ihr Volk so gut wie keine Macht, sie sind nicht einmal im Stande dem Reisenden ein Corial zu verschaffen, wenn es dem, von dem es gefordert wird, gerade nicht gefällig ist eines herzugeben.

Im Hause gilt der Mann noch weniger als der Capitän in seinem Dorfe; er muß thun was seine Frau will und hat nicht einmal das Recht seine eigenen Kinder zu züchtigen, noch über Vermögenssachen mitzusprechen; dagegen übt die Herrschaft hierüber der Bruder seiner Frau aus, und er spielt den Meister im Hause seiner Schwester. Die Erbfolge der Herrschenden geht nicht vom Vater auf den Sohn über, sondern auf den Schwestersohn; dieß ist nach den Aussagen des oben angeführten Afrikaners auch in seiner Heimath der Fall, obgleich die Weiber dort nicht herrschen wie hier. Ich sagte zu jenem, diesen Brauch erkläre ich mir daraus, weil ihr Neger nicht der Treue eurer Weiber gewiß seyd; dagegen versicherte er, daß dieß in Afrika unmöglich, da die Weiber in Harems eingeschlossen seyen und schon die Annäherung zu diesem Hause unmittelbar mit dem Tode bestraft werde.[1] Die Buschneger leben je nach Vermögensumständen in Monogamie oder Polygamie; wer eine Frau nehmen will, bemüht sich bei der Mutter darum und bezahlt an den Capitän 6 fl., dann ist die Sache abgemacht, denn nach dem Vater wird nicht gefragt; dem Weibe aber muß der Mann ein Haus bauen und ein Stück Land zum Kostgrund fällen. Nicht selten hat einer seine Weiber jedes auf einem anderen Dorfe zerstreut und besucht alle Abende eine an-

[1] Die Sitte ist in mehreren Negerländern verbreitet, und herrscht bekanntlich auch bei Malaien, sowie bei einem Theil der schwarzen Indier, wie in Malayalam, bei den Tudas u. s. w. hat also eine viel weitere Verbreitung, und wohl auch Bedeutung. A. d. R.

dere; gegenseitige Furcht schützt einigermaaßen vor Verletzung der Ehe; denn der schuldige Theil kann darauf rechnen von dem andern vergiftet oder durch Klage zu grausamem Tode gebracht zu werden. Indessen können sowohl diese als andere Verbrechen, wenn es die Verhältnisse gestatten, durch Geldbußen abgetragen werden, was auch früher im Lande insofern gebräuchlich war, als unter Umständen das Erschlagen eines Negersklaven durch einen Weißen mit Geld gebüßt werden konnte.

Von der Bauart der Hütten ist schon gesprochen worden; sie sind mit geflochtenen Wänden versehen und haben dgl. Thüren, welche beweglich sind. Der Neger liebt Dunkelheit und ist nicht so reinlich als der Indianer. Jeder der es vermag hat mindestens zwei Häuser, eines worin gekocht, ein anderes wo gewohnt wird, daher die Dörfer im Verhältniß der Bewohner groß aussehen; in den meisten Häusern ist zur Aufbewahrung des Geschirrs und anderer Habseligkeiten ein Speicher angebracht, aber so niedrig daß man den Kopf daran zerstößt, wenn man nicht gebückt hineingeht. Reinlicher als in seinen Häusern ist er an seinem Leibe; er badet sich häufig und für die der Veränderung unterworfenen Weiber ist am Ende des Dorfes eine eigene Hütte gebaut, die sie nicht verlassen dürfen, solange dieser Zustand besteht.

Am 13 September kamen die Saramakkaner an, um uns abzuholen. Es waren schöne kräftige Leute unter ihnen und besonders zeichneten sich die Söhne des Großoberhauptes Abraham aus, deren einer einen prächtigen Federschmuck auf dem Kopfe trug: viele drei Zoll lange goldgelbe Federn umgaben das Haupt frei emporstehend als ein Kranz, und auf den Seiten waren lange rothe Arasfedern angebracht. Sie hatten viele Pauken bei sich, aber zu wenige Coriale für uns mitgenommen, was zu unangenehmem Feilschen führte. Abends war großer Ball; aber die Aukaner hielten sich stets von den Samarakkanern fern, obgleich keine Zeichen des Unfriedens zu sehen waren.

Den Tag darauf fuhren wir die Sarakreek hinab und bogen den Surinamstrom aufwärts ein; dieser obere Theil des Surinam unterscheidet sich durch die ungewöhnliche Breite des Stromes, durch viele hervorragende Klippen, zahlreiche, zum Theil weit verbreitete Inseln und Wasserfälle, Stromschnellen und Untiefen. Die Ufer sind mäßig hoch und mit herrlichem Hochwalde bewachsen; da der Strom breiter ist, wird oft die Aussicht freier, jedoch nicht frei genug, um die im Innern des Landes liegenden hohen Berge erblicken zu können. Den Angaben nach, welche aus dem Munde der zuverlässigsten Capitäne gesammelt wurde, ist es von Victoria bis zu dem Orte, wo der Strom aus der Vereinigung zweier Flüsse gebildet wird, 5 starke Tagereisen weit. Diese Entfernung wird meist viel größer angegeben, allein wir gebrauchten in Hansee die List dem etwas beschränkten Capitän zu drohen, daß wenn er nicht so rasch als möglich dem an jenem Zusammenfluß wohnenden Großoberhaupt Nachricht gebe, ihm in Paramaribo dieß übel sollte angeschrieben werden; da antwortete er, daß ein Mann, welcher in einem leichten Coriale fahre, binnen 8 Tagen zurück seyn könne. Da nun ein solcher in einem Tag von Victoria nach Hansee kommen kann, so läßt sich einigermaaßen die Entfernung schätzen. Bis dorthin hat der Strom 27 Wasserfälle, worunter fünf große; an seinem rechten Ufer liegen 16 Dörfer und 6 Arbeitsplätze, an seinem linken 11 Dörfer und 10 Arbeitsplätze. Der letzte große Wasserfall endigt den Hauptstrom und hat den bezeichneten Namen Tapowatra, Oberwasser; hinter diesem kommt auf der rechten Seite der große Fluß, auf der linken der kleine Fluß, der große hat zwei Wasserfälle, worunter ein großer, an ihm liegen 9 Dörfer, davon 7 den Loango-Negern angehören, der kleine hat nur einen Wasserfall und an ihm liegen drei den Samarakkanern gehörige Dörfer. Merkwürdig ist, daß einer der Wasserfälle, von weit höherer Lage als Hansee, dem äußersten in neuerer Zeit von Europäern besuchten Platze, den Namen Bukraboto, Boot der Weißen führt; möglich, daß in früheren Zeiten, wo dieser Theil der Colonie den Europäern noch zugänglich war, ein europäisches Boot jenen Platz erreicht, und vielleicht dort verunglückt ist; dieß ist, was von der Beschaffenheit des Stromes im allgemeinen zu erkundigen war.

Die Fahrt ging rasch vor sich; mit derselben Gewandtheit und Stärke, die wir früher an ihnen bewundert hatten, führten die Neger das Ruder und steuerten sehr geschickt, um die zahlreichen Klippen zu vermeiden. Gab es Untiefen, so sprangen sie rasch aus dem Corial und halfen es schieben, manchmal tauchten sie, schwammen unter dem Corial durch und kamen erst nach erstaunlich langer Frist wieder zum Vorschein. So oft wir an bewohnte Plätze kamen, ermahnten sie Schüsse abzufeuern, wodurch sie uns endlich sehr lästig wurden; sie selbst machten dabei kurze Arbeit: eine halbe Handvoll Pulver gossen sie in den Lauf, setzten das Zündhütchen auf und feuerten also los. Nach etwa einer Stunde erreichten wir den Wasserfall Kanwatra, welcher nur etwa 2 Fuß hoch ist, aber eine ziemliche Ausdehnung hat. An der Seite der allenthalben hervorragenden Klippen wuchsen schöne ährenförmige violette Blumen, stellenweise so häufig, daß man das seltene Schauspiel von Blumenbeeten zwischen Wassergüssen vor Augen hatte. Nachdem wir nicht ohne Mühe zwei Stromschnellen überwunden hatten, hörten wir von Ferne das Rauschen des großen Wasserfalles (von etwa 12 Fuß Höhe), Arasubansa. Ich dachte mir ihn größer, denn wenn bei uns von großen Cascaden die Rede ist, so denkt man sich wenigstens 50 Fuß; näher gekommen zeigte sich der durch seine Ausdehnung und seine malerischen, durch Buchten der Klippen unterbrochenen Linien merkwürdige Fall. Wir fuhren ziemlich gegen die Mitte desselben hin, worauf sich rasch die Coriale drehten um zu einer Stromschnelle am rechten Ufer zu gelangen. Hier mußten die Coriale erleichtert werden; wir stiegen aus den Fahrzeugen und wandelten nicht auf Rosen, sondern auf den spitzen Klippen, die für unsere Sohlen Vergißmeinnichte wurden, nach einer minder untiefen Stelle, um unsere Fahrt wieder fortzusetzen. Auf ähnliche Weise wie bisher ging es fort, bis wir endlich um die Mittagsstunde einen hinter Granitfelsen liegenden Camp Kadju erreichten, wo wir unter dem Schatten der Bäume rasteten.

Wer, besonders in der trockenen Jahreszeit, wo oft tagelang kein Wölkchen den blauen Azur des Himmels trübt, in diesem Lande reist, der sollte um sich zu schonen nur die Morgenstunden zwischen 6 und 11 Uhr, und die Nachmittagsstunden zwischen 3 und 6 Uhr zur Fahrt benützen, über Mittag aber im Schatten des Waldes ruhen. Wir wollten dieß auch thun, aber mit den Buschnegern hatten wir unendlich viele Noth um früh wegzukommen; sie thaten es nie. Waren die Coriale um 6 Uhr geladen, dann hatten sie noch nicht gekocht, noch nicht gegessen, endlich war das Frühstück eingenommen, dann bettelten sie um Dram oder sonstige Geschenke, wollten Pulver, Blei, Salz, kurz alles haben von dem sie glaubten, daß es da wäre, und so brachte man sie endlich frühestens 9 Uhr in die Coriale. Wollten wir nun eine Strecke zurücklegen, so waren wir genöthigt in der größten Mittagshitze fortzufahren oder nur sehr kurze Zeit zu rasten. Die Nothwendigkeit, so reisen zu müssen, hat theilweise den Grund zu Krankheiten gelegt, denen wir alle unterworfen wurden.

Oberhalb Kadju vertheilt sich der Strom in viele Arme und bildet eine Menge Inseln, deren eine sich auf eine halbe Tagreise aufwärts erstreckt; wir hielten uns an das linke Ufer, um über

die dortigen Stromschnellen leichter wegzukommen als über den jenseits der langen Insel gelegenen Wasserfall Kabasikree (Schrei des Gürtelthieres), dessen Tosen wir lange Zeit hörten. Wir erreichten dann gegen Abend Kwasibassu, einen größeren Camp, wo wir zu übernachten beschlossen. Da sich dieser Camp nicht viel von anderen unterscheidet, nur daß er weniger reinlich war als unser früheres Quartier, so beschränke ich mich darauf zu sagen, daß sowohl der Capitän als die anderen Neger uns sehr freundlich empfingen und uns mit Wildpret bewirtheten — eine Gastfreundlichkeit, die wir nach späteren Erfahrungen als niedrige Gleißnerei bezeichnen müssen. Der Capitän selbst war leidend, und Krankheiten von der oben beschriebenen Art gab es in hinreichender Anzahl; nie habe ich eine so vollständige Sammlung von Amuletten und anderen Obia's gesehen, als vor der Hütte einer Frau, die an Unterleibsentartungen so schwer darniederlag, daß ich keine Hoffnung zur Genesung sah. Ich gab ihr die nöthigen Erleichterungsmittel und fand, für den Fall daß sie sterben sollte, für gut, ihr ein Amulet gegen alle möglichen bösen Geister ganz im Geschmacke der Buschneger anfertigen zu lassen, wobei ich verordnete, eine reine Jungfrau müsse es mit 7mal 7 Stichen zusammennähen; denn ich kannte die Rachsucht und den Aberglauben der Buschneger; außerdem machte ich die Besserung der Kranken von dem jungfräulichen Betragen der Nätherin abhängig, um meinen Ruf sicher zu stellen; das Amulet wurde der Kranken, die über dem eine Verwandte des Capitäns war, mit großer Feierlichkeit umgehängt, und ihr Zustand hatte sich glücklicherweise nicht verschlechtert als wir zurückkamen. Ich denke, solange sich in Europa Leute, die sich vermöge ihres Ranges und ihrer Bildung zu der Crême der Gesellschaft rechnen, von Schäfern und Angermeistern Amulette verfertigen lassen, so wird mir zu Sicherheit meiner selbst bei den Buschnegern gestattet seyn, einmal dem vulgus vult decipi nachzugeben.

Den anderen Tag hätte es uns klar seyn können, daß die Buschneger es darauf abgesehen hatten uns durch das Klima krank zu machen, wenn wir nicht durch ihr bisheriges freundliches und einnehmendes Wesen allzu günstig für sie gestimmt gewesen wären. Wir verließen den Camp erst gegen 10 Uhr und befuhren alsbald einen äußerst reizenden Theil des Stromes, wo derselbe oft durch seine kühnen Windungen den Anschein hatte, geradezu umgekehrt bergauf statt thalabwärts fließen zu wollen, und die Aussicht oft durch Gebüsch und Waldung begränzt wurde. Eine dieser Krümmungen schnitten wir dadurch ab, daß wir ans Land stiegen, dort ein Dorf besuchten, das auf einer schönen Anhöhe lag und auf der entgegengesetzten Seite wieder herabkamen, um unsere Coriale wieder zu finden. Einer unserer Reisegefährten, dem das Neger-Englisch noch nicht geläufig war, zog seinen Rock aus, um der beinahe unerträglichen Hitze zu entgehen, und bedeutete einem Buschneger denselben tragen zu sollen; der Schuft wollte ihn so verstehen als bekäme er den Rock zum Geschenk und zog ihn sogleich an; beim Einsteigen wollte er ihn durchaus nicht mehr hergeben und ließ ihn sich nur durch ein Geschenk abhandeln.

Etwa Nachmittags um 2 Uhr begegneten wir einem Boot, in welchem wir ein europäisches Mädchen mit blonden Rollhaaren zu sitzen wähnten, und bald darnach bekamen unsre Neger den Einfall an einem, von der Sonne durchglühten Granitfelsen uns abzusetzen, um das nicht sehr entfernte Hansee durch Flintensalven zu begrüßen; jenes Mädchen stieg auch aus und zeigte sich nun bei näherer Betrachtung als ein Albinoneger. Sie mochte etwa 12 Jahre alt seyn, hatte sehr häßliche negerartige Gesichtszüge und im Gesicht mehrere schwarzbraune, linsengroße Flecken; die Haare waren flachsweiß, hatten aber sonst ganz den Negercharakter: sie waren grob, korkzieherartig gekräuselt und wuchsen im Stapel; die Pupille war nicht wie sonst bei den Albinos roth, sondern schwarz und die Regenbogenhaut grünbraun; die Brustwarze zeigte völlig den so eigenthümlichen Negercharakter. Solche Albinos werden von den Negern für heilig gehalten und spielen bei ihren Obiatänzen eine Hauptrolle.

Nach kurzer Fahrt erreichten wir Hansee, das lieblich auf einem Hügel am rechten Ufer des Stromes gelegen ist; ohne Zweifel hat dieser Ort, dem die Herrnhuter später den Namen Nieuw-Bombay gegeben, seinen ursprünglichen dieser schönen Lage zu verdanken; denn Hansee heißt in der Sprache der Buschneger hübsch, lieblich. Wie überall war die Bevölkerung größtentheils am Ufer versammelt, um mit Rufen und Schießen wechselseitige Grüße auszutauschen. Nachdem wir unser Corial verlassen und den Hügel erstiegen hatten, betraten wir das nach Art der Plantagewohnungen gebaute Pfarrhaus, wo uns die Frau Hartman freundlich willkommen hieß. Dieß war, seit wir Phädra verlassen hatten, der erste deutsche Gruß, um so erfreulicher als er uns in der tiefsten Wildniß der Urwälder entgegengebracht wurde; diese würdige Frau hatte ihren vor mehreren Jahren verstorbenen Mann in diese Gegenden begleitet, ihn unterstützt in dem Werke der Mission und konnte sich nicht entschließen, nach seinem Tode die Gemeinde zu verlassen unter der sie so lange gelebt hatte. Sie war eine für unser Jahrhundert seltene Erscheinung; mit der Geduld einer Heiligen wirkte sie unter diesem Volk, stets belehrend und den so leicht erkaltenden Eifer für die christliche Religion anfachend. Nichts konnte ihren ruhigen festen Gang hierin stören; obgleich sie nur mit Mühe und Bitten die in ihrem höheren Alter so nöthige Hülfe von den Buschnegern erhalten konnte, obgleich sie gezwungen war, selbst die Hacke in die Hand zu nehmen, wenn sie etwas in ihrem Garten pflanzen wollte — denn dieses danklose Volk war zu faul um diese kleine Arbeit zu thun — setzte sie ohne Klage, ohne Zank ihre Lehren bei Jung und Alt fort, unterrichtete die Gemeinde in der Kirche und lehrte die Jugend im Wohnhause lesen und schreiben. Ihre Hoffnung, daß es doch mit der Zeit anders unter diesem Volke werden werde, daß sie die Lehren nicht nur hören, sondern wirklich auf ihr Thun und Lassen würden einwirken lassen, stand so fest als ihr Glaube; durch keine Bosheit, keine Schelmerei war diese ihre Hoffnung zu trüben. Leider erkrankte sie kurz, nachdem wir das Buschnegerland verlassen hatten, schwer, wurde nach Paramaribo gebracht und starb am Ende des vorigen Jahres. Solche Charaktere haben zu allen Zeiten das meiste zur Bekehrung Wilder beigetragen, denn vor solcher ruhiger und fester mit Milde gepaarter Würde hat auch der roheste Mensch Respect, und wenn er auch vielleicht Anfangs sich zu Spott und Hohn aufgelegt fühlt, so merkt er doch bald, daß die Erscheinung einer so einfachen und klaren Frömmigkeit an und für sich Achtung verdient und schweigt, wenn er es nicht über sich vermag sich zu beugen.

Der Neger hat viel Sinn für Religion, das Wort im antiken Sinne genommen; d. h. er sieht sich gern im Verbande mit einem unsichtbaren Wesen, das er ehrt und fürchtet. Inbrunst und gefühlige Hingebung sind leicht bei ihm zu erwecken, aber den Kern der Religion wird er so wenig begreifen als andere knabenhafte Naturen und wird bald als ein trotziger, bald als ein verzagter Sünder vor dem Angesichte Gottes zurückweichen. Deßhalb ist die Auffassungs- und Darstellungsweise der Herrnhuter, da sie sich besonders an die Gefühligkeit der Herzen adressirt, für die Neger sehr zweckmäßig, und man wird selten eine Gemeinde antreffen, welche

mit solcher Andacht und Aufmerksamkeit die Worte des Geistlichen anhörte als eine Negergemeinde. Wenn irgendwo, so hatten wir auf Hansee, das eine christliche Oase in der Wüste des Heidenthums genannt werden kann, Gelegenheit dieses zu beobachten. Die Ruhe und Stille, welche durch keinen Tanz mit obligatem Heidenlärm unterbrochen wurde, sowie der Anblick des netten reinlich gehaltenen Dorfes, dessen Einwohner, etwa 100 an der Zahl, sich mit Verfertigen von Thongeschirren, Baumwollengeweben und Corialen beschäftigten, machte einen wohlthuenden Eindruck; desto unangenehmer waren die Verhandlungen mit den Häuptlingen; sie brachten allerlei Vorwände zu Tage, um uns von der Weiterreise abzuhalten; sie behaupteten, das Wasser wäre zu seicht, dann, sie müssen jetzt Wald ausroden und Pflanzungen anlegen u. s. w., und als wir auf unserem Vorhaben beharrten und den Posthalter von Victoria aus beriefen, so behaupteten sie endlich, sie hätten strengen Befehl von ihrem Großoberhaupt oder Granman die Europäer nicht weiter gehen zu lassen als Hansee. Erst vor kurzem (März 1854) habe ich von einem der Häuptlinge, dem ich in Paramaribo begegnete, erfahren, ihr alter Granman habe geschworen, es solle kein Europäer das Buschnegerland besuchen ohne krank zu werden oder zu sterben; d. h. auf deutsch: wenn ihr kommt, um unser Land zu bereisen, so werden wir euch ein schädliches, wo nicht tödliches Gift beibringen.

Während unserer Anwesenheit in diesem Dorfe machten wir mit dem Häuptling eine Excursion nach seinen etwa 2 Stunden oberhalb gelegenen Kostgründen; wir landeten an einem niedrigen Felsen, der eine Mischung von Gneiß und Granit darbot, so daß starke Adern des Gneißes das letztere Gestein durchzogen. Die Kostgründe selbst waren von mittelmäßiger Beschaffenheit und hatten eine humusreiche Mischung von Sand und Thon. Obgleich den Bewohnern Hansee's alle Anwendung der Obias verboten ist, so hatte doch der Häuptling, der in der Kirche zugleich den Lehrer spielt, seinen Vorrathskammern dergleichen angehängt, was mir ein Lächeln abnöthigte. Wem fällt dabei nicht Ismen in Tasso's Jerusalem ein? Als wir zurückkamen waren zwei Gesandte vom Großoberhaupt da, welche den obenerwähnten Befehl brachten uns nicht weiter zu lassen.

Interessant war die Kunde, welche Frau Hartman, deren Dienerin diese Reise gemacht hatte, bestätigte: daß nämlich zwei Tagereisen oberhalb Hansee eine Kreek in die Surinama münde, welche als Verbindungsweg zwischen diesem Strom und der Marowine dient, man fährt diese Kreek hinauf, macht dann eine zwei bis drei Tage lang dauernde Fußreise und gelangt durch eine andere Kreek in die Marowine.

Jene Fahrt nach den Kostgründen hatte mich sehr angegriffen, da die Zurückfahrt in der heißen Mittagsstunde geschah; ich bekam einen heftigen Fieberanfall und mußte einen Tag in der Hängmatte bleiben. Hr. Noak und v. Gentern, welche uns frische Mundvorräthe zugeführt hatten, kamen mit dem Posthalter von Victoria an und waren Zeugen von unserer unangenehmen Lage. Keine Vorstellungen, keine Drohungen halfen, wir selbst hatten nur ein Corial und konnten unseren des Wassers unkundigen Negern nicht vertrauen, daher waren wir in völliger Abhängigkeit von den Buschnegern. Dazu kam noch, daß nach der Abreise jener beiden Herren die Buschneger zögerten uns unser Corial zurückzusenden und so waren wir gleichsam gefangen. Endlich kam am 22 September dieses Corial wieder an und die Anstalten zur Abreise für den folgenden Tag wurden gemacht. Abends war wie gewöhnlich Kirche, wobei der Häuptling die Kanzel bestieg und mit vieler Salbung betete, es möge der Herr doch diesen fremden Weißen eine glückliche, gesegnete Fahrt verleihen. Den andern Morgen nahmen wir Abschied von unserer frommen und gastfreundlichen Wirthin und bestiegen unser Corial; der salbungsvolle Gebetsprecher von gestern hatte aber einem der Coriale keinen Buschneger zum Steuermann gegeben, und so sahen wir dasselbe dicht vor dem Dorfe an einen im Wasser verborgenen Felsen anstoßen und umfallen, wodurch ein Theil unserer Güter ins Wasser kam und verdorben wurde. Arabi, der Häuptling selbst, begleitete uns, nachdem er diesen Schaden durch Herbeirufen eines Buschnegers gut zu machen versucht, nach Kwaßbassu zurück. Hier fiel die Maske; nachdem der dortige Häuptling die ausbedungenen Geschenke und für sich und andere Kranke die nöthigen Medicamente empfangen hatte, vereinigten sich beide Christ und Heide um mehr aus uns herauszukriegen; sie behaupteten auf das frechste, wir hätten sie betrogen und drohten uns die zu unserer Fortschaffung nöthigen Leute zu weigern, wenn wir nicht noch diese und jene Artikel geben. Erst nach langen Unterhandlungen und nachdem wir, entschlossen noch an diesem Tage Victoria zu erreichen, das Verbleiben in jenem Dorfe abgeschlagen, kamen wir los und erreichten erschöpft durch die lange Fahrt und halb krank durch die Sonnenhitze und den Aerger nach Einbruch der Nacht ($7\frac{1}{2}$ Uhr) den Posten.

Nachdem hier die Buschneger geschildert sind, wie sie sich zeigen, so ist es am Ort die Frage über Freiheit und Sklaverei wieder aufzunehmen. Die Buschneger sind so frei als irgend ein Volk seyn kann; niemand kann ihr Land betreten um sie anzugreifen, denn die Oertlichkeit ist der Art, daß ein Feldzug gegen sie rein unausführbar wäre. Eine gegen sie ausgesendete Armee würde durch einen kleinen Krieg der schlimmsten Art aufgerieben; ein nackter Neger kann von der wachsamsten Schildwache Nachts nicht gesehen werden, es ist ihm leicht sich nahe hinzuschleichen und seinen Feind durch einen kaum hörbaren Pfeilschuß zu Boden zu strecken; die Wälder sind unwegsam und im Vergiften des Trinkwassers sind diese Wilden Meister; daher sind sie im ungestörten freien Besitz ihres Landes. Sie bezahlen keine Abgaben und verkaufen Holz, Pinda und andere Dinge in die Stadt; sie könnten reich seyn, wenn sie arbeiten wollten, allein sie verschmähen dieß und leben lieber wild als Wilde, denn sie sind, unfähig die innere Freiheit anzutreten, wenn ihnen auch noch so viel äußere gegeben ist, in denselben rohen Zustand zurückgesunken, in welchem sie ursprünglich in Afrika lebten.

Wenn dagegen der Negersklave auch in nichts unterrichtet wird, so lernt er doch Gehorsam und Arbeit; hat er Talent, so kann er, wenn er in der Stadt lebt, Unterricht genießen und emporkommen, jedenfalls aber übt schon der Umgang mit Europäern einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus, da er unter einer strengen und in den meisten Fällen gerechten Zucht steht. Es gibt deren genug, welche tüchtige und fleißige Arbeiter sind, unter den Buschnegern wird man keinen einzigen der Art treffen.

In dem bekannten Roman „Uncle Tom's Cabin" werden die äußerlich liebenswürdigen Eigenschaften der Neger hervorgehoben und dadurch ein falsches Licht auf das Sklaventhum geworfen. Es ist natürlich, daß eine Dame sich nicht mit Negern vertraut genug machen kann, um die Kehrseite zu sehen, die der Neger wohl zu verbergen versteht, und es hat dieses Buch auf mich den Eindruck gemacht, wie wenn jemand alle Sonntage in ein Haus auf Besuch kommt, wo die Kinder erzböse Rangen sind, die im Sonntagskleid und vor einem Fremden nur ihre liebenswürdigen Eigenschaften sehen lassen; wollte ein solcher hieraus einen Schluß auf die wahre Natur dieser Kinder ziehen, so würde er sich sehr täuschen und seine Entrüstung darüber, wenn er einmal sieht, daß der Vater

einem derselben einen guten Pack Schläge gibt, wird eine sehr übel angebrachte seyn. Es ist klar, daß ein so rohes, so bübisches Naturell, wie das der Negerrace, auf irgend eine Weise zur Ordnung gewiesen und dadurch erzogen werden muß, wenn deren Individuen zu menschlichem Werthe gebracht werden sollen. Ich gebe gern zu, daß in dicht bevölkerten Staaten die Leibeigenschaft der Neger nicht nöthig ist; denn sie werden durch die Verhältnisse selbst genug gepreßt und gegeißelt, um sich ein Zurücksinken in die alte Wildheit nicht zu Schulden kommen zu lassen. Wo dieß aber die Verhältnisse nicht thun, werden sie durch die Emancipation zu den erbärmlichsten Taugenichtsen und für sich ein Volk darstellend, wieder so wild und roh als ihre Väter und Brüder in Afrika. In diesem Falle hat der Menschenfreund, der sie durch Erhaltung und Uebung ihrer besseren Eigenschaften retten will, kein anderes Mittel als sie in den Zustand von Abhängigkeit zu bringen, der der Abhängigkeit eines Unmündigen von seinem Vater oder Vormund ähnlich ist. Ein solcher Zustand ist die Leibeigenschaft. Ich gebe gern zu, daß die socialen Einrichtungen des Sklavenstaates, über den ich schreibe, von dem erreichbaren Zustand einer höheren sittlichen Ordnung noch weit entfernt sind, allein das kann kein Grund seyn um ein Institut über den Haufen zu werfen, welches, wenn auch mangelhaft, die einzige Möglichkeit darbietet die unmündigen Menschen, um die es sich handelt, nicht dem Zufalle bloßzustellen. Wird der Neger der leitenden und strafenden Hand seines Herrn entzogen, so fällt er, wie wir gesehen haben, ins Buschnegerthum zurück, und wenn nicht äußerlich, gewiß innerlich. Wer dieß nicht glaubt, der mache sich mit Negern vertraut, gebe sich herab eine Zeitlang zu thun als wäre er ihresgleichen, und er wird bald finden, daß die schöne Maske des folgsamen Kindes fällt und ein abscheuliches Bubenthum an dessen Stelle tritt. Ich habe mich davon nicht bloß bei den Buschnegern überzeugt und achte es daher für die größte Grausamkeit, diesen unmündigen Menschen durch das Geschenk der äußeren Freiheit die Mittel, wirklich frei und menschlich tüchtig zu werden, zu entziehen. Wo die Emancipation stattgefunden hat, sind an die Stelle fleißiger Arbeiter Tagediebe, und an die Stelle ordentlicher Neger Gesindel getreten, das die Gesellschaft durch Aufstellung eines zahllosen Polizeipersonales in Ordnung halten muß. Einen sittlichen Fortschritt kann ich hierin nicht finden und der materielle Rückschritt liegt am Tage.

Von der Rückreise erlauben Sie mir nur in kurzen Worten das Nöthige zu sagen: sie war höchst traurig. In Victoria fühlten sich die meisten wo nicht krank doch unwohl, in Bergendaal erkrankten wir alle mit Ausnahme des Hrn. Schunk, und nachdem wir dort den armen Baudenberg begraben, machten wir uns auf den Weg, um so schnell als möglich die Stadt zu erreichen. Die Unglücksboten, die uns der Himmel sendet, müssen feige Gesellen seyn, denn sie reisen immer in Gesellschaft; in St. Eustatius sank bei Nacht durch Nachlässigkeit der wachhabenden Neger beim Eintritt der Springfluth unser Boot, und manches ging dadurch verloren, manches wurde durch das brackische Wasser verdorben; auch Hr. Schunk erkrankte in dieser Nacht, und so kamen wir Anfangs Octobers schwer krank in die Stadt. Ein heftiges Wechselfieber, wobei jedoch mein Kopf völlig frei war, hat mich in den Stand gesetzt nähere Beobachtungen über die Natur dieser Krankheit zu machen und eine magnetische Heilmethode zu erfinden, welche in kurzer Zeit den Leidenden herstellt; dieß ist Ihnen in ihren Grundzügen wahrscheinlich durch öffentliche Blätter bekannt geworden, eine nähere wissenschaftliche Ausführung muß ich auf spätere Zeit verschieben. Nachdem wir ein Vierteljahr zugebracht hatten um uns wieder herzustellen, machte ich zu meiner Erholung eine Reise in die Marowine, von welcher ich Ihnen nächstens das Nähere berichten werde, und nun sind wir im Begriff an die Untersuchung des westlichen Theiles der Colonie zu gehen.

Miscellen.

Ueber das Zodiakallicht. In der Londoner astronomischen Gesellschaft las der Geistliche T. W. Webb am 12 April eine „Mittheilung über das Zodiakallicht, den Gefährten des Procyon und Sirius" vor. Er hat es in neuerer Zeit wieder am 30 December 1853 und am 25 Februar d. J. beobachtet. Es erschien ihm das erstemal wie zwei oder drei schmale spitz, so daß sie einen Kegel bilden, zulaufende Streifen, schwächer als die Milchstraße; es dehnte sich nach den Sternen im Widder hin aus. Das zweitemal sah er es glänzender als die Milchstraße zwischen den Sternen des Widders bis gegen den Saturn hin; es war dießmal auch nicht doppelt oder in Streifen getheilt. Ueberhaupt scheint es in der Lichtstärke in verschiedenen Jahren zu wechseln.

Salzmanns Photographien aus Judäa. Wir haben vor einiger Zeit (s. Nr. 16 v. d. J.) ein Schreiben dieses Hrn. Salzmann aus Jerusalem an Hrn. de Saulcy mitgetheilt, und finden jetzt im Athen. Franç. die Angabe, daß er mit einer Sammlung von 200 photographischen Abbildungen von Alterthümern aus den verschiedenen Perioden der Geschichte Judäa's zurückgekommen sey. Diese Abbildungen sollen die Genauigkeit mancher Zeichnungen Saulcy's, an denen man stark gezweifelt, herausstellen.

Der schwedische Reisende Anderson hat nach Briefen vom Cap der guten Hoffnung den Ngami-See erreicht. Er ist der erste Europäer, der von der Westküste aus so weit vorgedrungen. Sein Erfolg ist um so erfreulicher, als er in seinen früheren Briefen von 21° 56′ S. B. und 20° 45′ O. L. v. G., dem Punkt, wo Galton auf seiner letzten Reise umkehren mußte, die Nachricht gab, seine afrikanischen Diener seyen höchst unverschämt geworden, und wollten nicht weiter gehen; man fürchtete, wenn er allein die Reise fortsetze, wie sein fester Entschluß war, so werde er, wie sein Vorgänger, entweder durch das abscheuliche Klima oder durch die Angriffe wilder Stämme seinen Tod finden. (Liter. Gaz. 15 Julius.)

Die ägyptische Eisenbahn wird demnächst von Alexandrien bis Cairo fahrbar seyn. Bis jetzt ist sie es bis zur Deltaspitze, wird aber, wie die Daily News (13 Julius) meldet, hauptsächlich nur benützt, wenn Europäer von oder nach Indien gehen; für das Land selbst scheint sie bis jetzt noch sehr geringe Dienste zu leisten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30. 28 Julius 1854.

Metall und Papier.

Zur Lehre vom Gelde und zur Orientirung in der gegenwärtigen Geldkrisis.

Für Staatsmänner und Kaufleute. Von B. Schübler.

Wir müssen gestehen, daß wir nicht leicht eine Schrift über diesen Gegenstand mit solchem Befremden gelesen haben, als die von Hrn. Schübler. Der Verfasser ist württembergischer Bergrath, hatte 27 Jahre lang die württembergische Münze zu leiten, hat während dieser Zeit in den Münzconventionen zu München in den J. 1837 bis 1845 als Commissär fungirt, wodurch er, wie er in der Vorrede sagt, „hinreichende Veranlassung erhielt mit den Verhältnissen des Metallhandels und der Münzfabrication sich bekannt zu machen"; daß es ihm wirklich an Kenntnissen nicht fehlt, wird ihm jeder zugestehen, daß er aber hier eine Maaßregel, die sich höchstens momentan als Auskunftsmittel empfiehlt — und wie alle solche Auskunftsmittel nicht ohne Nachtheile ist — nämlich die willkürliche Festsetzung des verhältnißmäßigen Werths von Gold und Silber als theoretisch begründet und unvermeidlich darstellt, das ist etwas gar zu weit gegangen. Der Verfasser selbst scheint dieß zu fühlen, und sich gleichsam im ersten Paragraphen gehörig in Positur zu setzen, indem er unter den „theoretischen Grundsätzen über den Geldverkehr, welche unhaltbar erscheinen", auch den aufführt, „daß die edlen Metalle Waaren sind, wie andere Güter, und daß das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber von der Menge der von beiden Seiten in Umlauf kommenden Massen abhängig ist." Das weiß Hr. S. (wahrscheinlich Soetbeer), der in der Hamburger Börsenhalle im Anfang des Jahres die Goldfrage behandelte, etwas besser, denn seine ganze, sehr scharfe Beweisführung geht von der Ansicht aus, daß sie Waaren sind; wenn sie es aber sind, dann kann keine Macht der Erde ihren Werth dauernd gegen einander festsetzen. Hr. Schübler aber erklärt auch den Grundsatz, daß nur Ein edles Metall als Werthmesser aufgestellt werden könne, gleichfalls für eine Chimäre, und thut wohl daran: denn er kann den Satz, der sich aus dem ersten von selbst ergibt, zur Durchführung seiner Ansichten nicht brauchen, und muß ihn daher von vornherein verwerfen. Den Beweis, daß die edlen Metalle keine Waaren sind, ist uns der Verfasser schuldig geblieben, aus dem einfachen Grunde, weil er ihn nicht liefern konnte, und damit fällt dann, wie wir bald sehen werden, die ganze spätere Beweisführung für die Aufstellung einer allgemeinen europäischen Doppelwährung von Silber und Gold über den Haufen. Allerdings ist es, wie der Verfasser in der Einleitung sagt, „an der Zeit diesen wichtigen Theil der Volkswirthschaft an der Hand der Erfahrung zu prüfen und aufzuklären"; wenn er aber meint, daß „bei dieser schwierigen Materie die Geschäftsmänner sehr häufig der Theorie ganz abhold sind, und die Staatsmänner bei den eingreifendsten Anordnungen von den Geschäftsmännern im Stich gelassen werden", so ist dieß geradezu nicht wahr: in Holland sind die Geschäftsmänner der Theorie nicht abhold, und die Staatsmänner von ihnen nicht im Stich gelassen worden, sondern beide sind sehr einträchtig Hand in Hand gegangen, weil man den Entschluß und den Muth hatte, aus einer falschen Lage herauszukommen, und diesen Entschluß mit scheinbar großen Opfern für den Staat durchgeführt hat; wir sagen, mit *scheinbar* großen Opfern, weil die wirklichen Opfer, welche die Nation bei längerer Fortdauer des Uebels erlitten hätte, sich unaufhörlich gesteigert haben würden. Holland hat die alleinige Silberwährung durchgeführt. Es ist ganz charakteristisch, daß der Verfasser das Verfahren Hollands nur ein einzigesmal flüchtig erwähnt, während auf das Beispiel Englands als der „im Welthandel unstreitig wichtigsten und erfahrensten Nation" umständlich hingewiesen wird, als ob diese „mächtigste und erfahrenste Nation" nicht an allen Uebeln litte, welche ihr geradezu wie wir früher (s. 1852 Nr. 121) gezeigt, nicht gestatten, die Goldwährung aufzugeben, und — wie schon vorgeschlagen worden — die Silberwährung anzunehmen, weßhalb sie jetzt ein Interesse daran hat, den ihr zuströmenden Goldreichthum in möglichst hohem Werth zu erhalten. Diese absichtliche Vernachlässigung der Maaßnahmen der holländischen Regierung drückt dem ganzen Buche Hrn. Schüblers einen Charakter von Absichtlichkeit auf, den man sich nicht gut erklären kann. Doch wie dem auch seyn und welche Gründe ihn bewogen haben mögen, das ganze Buch scheint nur geschrieben, um die Beibehaltung einer doppelten Währung in Deutschland und namentlich die Feststellung des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber auf dem Fuße von 1 : 15,5 zu bevorworten. Um dieß als möglich und nothwendig erscheinen zu lassen, wird §. 38 und 39 die Unzulänglichkeit der baaren Zahlungsmittel in Frankreich und

Belgien [1] hervorgehoben, die „Ausdehnung des Verkehrs mit Kreditpapieren in England" als kostspieliger wie die Ausgleichung durch Baarzahlungen geschildert, und damit abermals ein Satz aufgestellt, der den bisherigen Annahmen schnurstracks entgegenläuft. Bisher betrachtete man es als einen Beweis fortgeschrittenen Credits und als eine Verwohlfeilung des Verkehrs, wenn möglichst wenig Ausgleichungen durch baares Geld erfolgten. Man hat in Frankreich oft und viel über die Nothwendigkeit geklagt, häufig baares Geld senden zu müssen, wo man in England mit Werthpapieren oder Anweisungen die Sache abmache, man hat die Ausgabe von 100 und 200 Fr. Banknoten mit Freuden begrüßt, und jetzt soll Frankreich, obgleich es bei weit geringerem Verkehr und Handel mehr baares Geld hat, als England, doch dessen immer noch nicht genug haben; alles nur, damit mehr Goldmünzen geschlagen werden.

Zwei Punkte, auf welche der Verfasser besondern Werth legt, halten wir im Ganzen genommen für richtig und, nebenbei gesagt, für den wichtigsten und lesenswerthesten Theil des Buchs: der eine geht dahin, daß die Handelsbilanz zwischen verschiedenen Staaten nicht mehr durch Geld, sondern durch Uebertragung von Capitalien, seyen es nun Staatspapiere, Actien oder Coupons, ausgeglichen wird, und daß der Curs der Staatsobligationen oder anderer Werthpapiere im Wesentlichen den Wechselcurs bestimmt; der andere geht dahin, daß die Entwerthung der edlen Metalle, mit andern Worten die Preissteigerung, nicht durch die Vermehrung der Metallvorräthe, sondern durch die Verschlechterung der Münzen veranlaßt wurde. Wir maaßen uns über diese beiden Sätze kein Urtheil an, haben aber die betreffenden §§ als den lehrreichsten Theil des Buchs befunden. Beide Sätze mögen nur mit Einschränkung wahr seyn, jedenfalls ist aber der letzte von nicht geringer historischer, der erstere von sehr großer praktischer Bedeutung; wir können jedoch nicht einsehen, was sie für den eigentlichen Zweck des Buchs, die Nothwendigkeit und Rathsamkeit einer doppelten Währung und schließlich für die Herstellung der österreichischen Valuta durch die Bezahlung der Zinsen in Silber oder Gold beweisen sollen. Uns wenigstens, und gewiß noch manchen andern will die Schlußfolgerung durchaus nicht einleuchten. Man höre: der Verfasser führt als „Ergebnisse der angestellten Untersuchung" an: „wir finden hiernach durch die Münzgeschichte und durch eine richtige Theorie des Geldes folgende oben aus den Verhältnissen der Geldcirculation abgeleitete Grundsätze bestätigt, welche wir kurz zusammenfassen wollen: 1) die edlen Metalle sind in der Form von Münzen hauptsächlich die Werthmesser für sämmtliche bewegliche und unbewegliche Güter und Dienstleistungen. 2) Mit der steigenden Cultur vermehrt sich die Gesammtsumme aller Güter und Werthe; es erhöht sich aber auch mit der Verbesserung der Institutionen die Sicherheit des Eigenthums, und durch Feststellung des Credits vermehren sich die Zahlungsmittel durch unverzinsliche und verzinsliche Creditpapiere. 3) Der Vorrath an Münze läßt sich auf eine kleine Quote der sämmtlichen zum Verkauf kommenden Güter beschränken. 4) Eine Vermehrung der Münzen von gesetzlichem Metallgehalt kann zum Vortheil des Verkehrs stattfinden, so lange die Baarzahlungen sich wohlfeiler berechnen als Wechselzahlungen." Wir glauben, gegen diese Sätze wird niemand weiter etwas einzuwenden haben, wohl aber gegen den daraus gleich im folgenden (§. 68) gezogenen Schluß, wo es heißt: „wenn wir diese Grundsätze festhalten, so wird auch die Entscheidung der Frage mit Sicherheit zu unternehmen seyn, ob die beiden edlen Metalle, Gold und Silber, als Werthmesser neben einander bestehen können, und ob das Werthverhältniß zwischen beiden sich feststellen läßt." Das mahnt stark an den bekannten logischen Schluß: gleichwie der Löwe ein grimmig und grausam Thier ist, also sollen wir in einem neuen Leben wandeln. Was haben denn die obigen Sätze mit der willkürlichen Festsetzung zweier ewig schwankenden Werthe zu thun? [1]

Wenn der Verfasser weiter fortfährt und sagt: „die bisherigen vergeblichen Bemühungen das Verhältniß zwischen Gold und Silber festzustellen sind, wie wir gesehen haben (?), hauptsächlich an den fortwährenden Veränderungen in den Silbermünzen gescheitert," so ist dieß in Bezug auf die neuere Münzgeschichte gar nicht wahr. In Frankreich ist der Franken seit Einführung des metrischen Systems, also seit mehr als einem halben Jahrhundert = 4,5 Grammes fein Silber und das Verhältniß des Goldes zum Silber gesetzlich wie 1:15,5 festgestellt; gewöhnlich zahlte man aber in Paris für das Gold 10 bis 15 per Mille, d. h. 1 bis 1½ Proc., Aufgeld, jetzt aber verliert das Gold in Barren, wie in jedem Curszettel zu lesen, 4 per Mille Disconto, und das Silber zahlt 14 per Mille Aufgeld, mit andern Worten: trotz des gesetzlich bestehenden Werths ist im Handel eine Veränderung eingetreten, die nahezu 3 Proc. beträgt. In Hamburg stand vor dem Einströmen des Goldes aus Australien und Californien das Gold gewöhnlich [2] 433 bis 437 per Mark, jetzt zwischen 420 bis 425, d. h. 3 bis 3½ Proc. niedriger. Diese Preiserniedrigung ist, wie alle Welt gesehen hat, stark genug ge-

[1] Als Beweis, wie unzulänglich die Zahlungsmittel in Belgien seyen, wird angeführt, daß im März 1848 die Regierung den Banken eine Emission von 58 Mill. (kleinen) Banknoten gestattete und diesen Zwangscurs beilegte. Aus einem solchen augenblicklichen Nothbehelf kann doch nicht auf einen allgemeinen Mangel an Zahlungsmitteln geschlossen werden, auch hat der Verfasser den Grund der in einer ungewöhnlichen Periode ergriffenen Maaßregel nicht gewußt oder verschwiegen. Die französische Bank setzte damals, weil sie selbst in Verlegenheit war, die Schraube an, um ihre Kassen zu füllen, und da Belgien nicht nur ohnehin viel französisches Geld hat, sondern auch ihr Geld nach französischem Fuße schlägt, der Wolf aber auch die gezeichneten Schafe frißt, so strömten französische und belgische Fünffrankenthaler in Masse nach Paris, und Belgien gerieth, gerade wie Piemont, das sich in ähnlichen Verhältnissen befindet, in Verlegenheit.

[1] An ähnlichen Schlußfolgerungen fehlt es auch an andern Orten nicht: in §. 69 will der Verfasser beweisen, daß das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber sich in den letzten 40 Friedensjahren nicht geändert habe, und sagt unter anderem: „im Anfang 1854 war die Mark Gold in Hamburg zu 422 M. B. notirt, was 2,7 Proc. unter dem Durchschnitt sich berechnet. Dieser niedrige Curs rührt jedoch nicht von einem Ueberfluß von Gold her, wie die Verminderung der Goldvorräthe der Londoner Bank in den letzten Jahren von 21 M. auf 15 beweist, sondern in der gesteigerten Nachfrage nach Silber für die nach Ostindien und China zu machenden Zahlungen." Kann aber darum nicht in Hamburg das Gold verhältnißmäßig in größerer Menge vorhanden gewesen seyn als sonst? Das Gold ist für die Hamburger wie für andere Leute eine Waare, die sie zu dem höchsten Preis loszuschlagen suchen, und sie hätten sie gewiß zu höherm Preis weggegeben, wenn sie es auf dem Markt zu höherem Preis hätten anbringen können; mit der Versendung von Silber nach Ostindien hat dieser Goldpreis so wenig zu thun, als mit dem Mann im Monde. Diese Versendung, eine Speculation der Engländer hauptsächlich auf Kosten Frankreichs, richtet sich nach dem Calcuttaer Curs auf London und dem Londoner Silberpreis, worüber Soetbeer in der Börsenhalle vom 31 Januar d. J. nachzusehen.

[2] Es sind allerdings, z. B. im Jahre 1839, auch Fälle vorgekommen, wo der Preis bis auf 420 sank; dieß geschah aber damals durch die unmäßige Menge Geld, welche England für Korn nach Deutschland herüberschickte, es war also ein außergewöhnlicher Fall.

wesen, das nordamerikanische Münzsystem zum Fall zu bringen, und das französische bereits nicht unbedeutend zu erschüttern, Frankreich aber hat seit 50 Jahren seine Silbermünze in keiner Weise verschlechtert. Solche Schwankungen im verhältnißmäßigen Werth zweier Waaren, denn das werden Gold und Silber immer bleiben, trotz der gegentheiligen Behauptung des Verfassers, kann keine Regierungsgewalt hindern. Sie kann, wie man dieß in Frankreich thut, auf ein Stück Gold von bestimmtem Gewicht einen Werth von 20 Fr. setzen und man wird ihn im gewöhnlichen Leben annehmen, aber sowie man solche Stücke in größerer Zahl absetzen will, so wird man nicht mehr denselben Preis dafür erhalten, und den Abzug des Silbers hemmen kann die Regierung unter solchen Verhältnissen gar nicht. Die Unannehmlichkeiten, die hieraus entspringen, sind bereits in Frankreich lebhaft gefühlt worden, und doch ist die Sache erst noch im Beginnen. Das fühlt auch der Verfasser selbst, denn er hängt seiner Schlußfolgerung die Clausel an, „wenn so viel Vorräthe an gesetzlich ausgeprägten Münzen stets vorhanden sind, daß die vorkommenden Zahlungen in diesen Münzen geleistet werden können," ein allerliebstes „Wenn," das an den Mann erinnert, der das „Wenn" und das „Aber" erdacht. Es ist völlig unbegreiflich, wie ein Mann, der sich doch sonst auf das kaufmännische Rechnen recht gut versteht, und zahlreiche Beweise davon in seinem Buche gegeben hat, die Behauptung (p. 133) aufstellen kann, „das Beispiel von Nordamerika, wo die Silberdollars mit Agio ausgeführt werden, könne für Frankreich nicht angeführt werden, weil die Silberdollars in einem Werthverhältniß von 1:15,988 gegen die Golddollars ausgemünzt sind, also 3,15 Proc. mehr Silberwerth haben als die französischen Fünffrankenthaler bei dem gesetzlichen Verhältniß von 1 : 15,5." Es ist nun aber notorisch, daß im vorigen Jahre sehr bedeutende Massen Silber aus Frankreich ausgeführt worden sind, daß in der Bank mindestens ⅔ Gold und nur ⅓ Silber liegt, und daß der Gouverneur der Bank, Graf d'Argout, in seinem Jahresbericht selbst über den Abfluß des Silbers und das Ueberhandnehmen des Goldes geklagt hat. Daß aber das Silber unter den gegenwärtigen Umständen aus Frankreich hinausströmt und hinausströmen muß, gibt zu allem Ueberfluß p. 200 im Widerspruch mit dem obigen der Verfasser selbst zu. Das gegenwärtige Verhältniß des Goldes zum Silber, trotz des Kriegs, wo das Gold wegen seiner leichtern Tragbarkeit im Werth steigen muß, ist eher unter als über 1 : 15,25, folglich anderthalb Procent niedriger als der französische Münzfuß, und noch immer gewinnt man in Frankreich an 50,000 20Frankenstücken, die man in der Münze schlagen läßt, mindestens 13,000 Franken, ein Gewinn, den die Münze nur künstlich schmälern kann, indem sie zwischen dem Empfang der Barren und der Ausgabe der Goldmünzen 50 bis 60 Tage verstreichen läßt, so daß dem Besitzer der Zins für diese Zeit verloren geht.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß ein Mann, der über manche Gegenstände, z. B. über den Einfluß der Entwerthung des Goldes auf die Staaten mit Silberwährung (§. 71), über die Vortheile und Nachtheile der Goldwährung mit Ausschluß der Silberwährung (§. 72), so nüchterne und verständige Ansichten hat, auf der ganz unausführbaren Feststellung des Werthes beider Metalle so hartnäckig beharrt. Er hat das Beispiel Hollands vor sich, das die Goldwährung ausgeschlossen und sich auf die Silberwährung beschränkt hat, er hat das Beispiel Englands vor sich, das die Goldwährung allein angenommen, und das Silber 8½ Procent unter dem Werth ausmünzt, und verwundert sich höchlich, daß man in England nicht an „Einführung einer Silbermünze in vollem Werth" denkt, indem es scheine, „daß die von den englischen Staatsmännern adoptirte und auch auf dem Continent allgemein verbreitete Ansicht von der Nothwendigkeit sich auf Eines der edlen Metalle bei den Münzen zu beschränken so festen Fuß gefaßt hat, daß trotz der vorliegenden großen (?) Nachtheile kein Staatsmann sich an einen solchen Vorschlag gewagt hat." Einstweilen, bis man in Holland und England, wo man sich doch aufs Rechnen versteht, andern Sinnes wird, und nochmals sich an das Experiment wagt, den verhältnißmäßigen Werth beider Metalle feststellen zu wollen, können wir geruhig bei der Ansicht bleiben, daß diese Feststellung ein Unding sey, das, wenn es auch versucht wird, sich rächen muß. Eine andere Schlußfolgerung aus der eben citirten Stelle können wir aber nicht außer Acht lassen, und diese ist, daß der Verfasser damit die Nachtheile einer ausschließlichen Goldwährung anerkennt, weil man dadurch genöthigt wird das Silber nur als Ausgleichungsmünze zu schlagen, und somit den Silbermünzen einen fictiven Werth beizulegen. Hält man sich an Ein Metall, und nimmt sich nicht heraus den verhältnißmäßigen Werth beider Metalle festsetzen zu wollen, so muß man aufs Silber hinauskommen, denn wegen der täglich unter dem Volke umlaufenden Münze, die nur eine Silbermünze seyn kann, muß man dieser einen bestimmten und keinen fictiven Werth beilegen; Kaufleute und Bankiers werden die Goldmünzen schon zu berechnen wissen, wobei zu bemerken, daß wir die Prägung Einer Goldhandelsmünze in Deutschland, deren Gewicht, aber nicht deren Werth im Verhältniß zum Silber bestimmt wäre, sehr passend fänden.

Der Verfasser schlägt vor, daß man in Deutschland und Frankreich den Sovereign als Goldmünze annehme, in England und Deutschland dagegen den Fünffrankenthaler, und daß das französische Verhältniß des Goldes und Silbers 1 : 15,5 gesetzlich eingehalten werde; was er auch sagen mag über die Vortheile von einerlei Münze in England, Deutschland und Frankreich, so beweist dieß alles doch gar nichts für die Möglichkeit, ein willkürliches Preisverhältniß zwischen Gold und Silber festzuhalten. Was der Inhaber über den Schutz der vollwichtigen Münzen, über die Unentbehrlichkeit der Wechselmünzen von Silber, die Nachtheile zu kleiner Goldmünzen, über die schädlichen Folgen schlechter Scheidemünzen sagt, ist sehr lesenswerth und gewiß wohl zu beachten, aber auch dieß alles beweist nicht das Mindeste für den eigentlichen Zweck seines Buchs, die Fixirung des Werths von Gold und Silber zu bevorworten. Würde heute, par impossibile, England, Frankreich und Deutschland zu den vom Verfasser verlangten Schritten sich vereinigen, so würde der Metallhandel und Metallschacher sich nach Nordamerika ziehen, welches jetzt schon [1] das Silber zu hohen Preisen einkauft. Man würde somit aus den Schwankungen durchaus nicht herauskommen, und jede Schwankung würde benützt, wenn

[1] S. André Cochut, Revue des deux Mondes 15 Febr. d. J., wo der Beweis geführt ist, daß Amerika jetzt schon Frankreich auszubeuten sucht, was, wie wir oben gesehen, der Verfasser als unmöglich geradezu geläugnet hat.

nicht manche gar hervorgerufen werden, um Europa aufs neue auszubeuten.

Wir begreifen das Buch Hrn. Schüblers gar nicht: er gibt Aufklärungen über das Münzsystem, die sehr klar und wichtig sind, seine Ansichten über Creditinstitute (§. 88) und über die veränderte Einrichtung der Staatsanlehen (§. 94) könnten kaum richtiger seyn, obgleich sie in Praxi, bis man ganz nach seinen Vorschlägen handeln kann, noch mehrere Modificationen erfahren müssen, seine Schilderung wie die verschiedene Art, die Zinscoupons der österreichischen Staatspapiere in Frankfurt und Amsterdam zu berechnen, auf den Wechselcurs und zum Nachtheil Oesterreichs wirkt, ist ganz vortrefflich; aber für seine ursprünglich aufgestellte Behauptung, daß ein Staat oder eine Gesellschaft von Staaten den Preis des Goldes und Silbers feststellen könne, hat er nicht den Schatten eines Beweises vorgebracht. Oesterreich hat mit seiner Erklärung, die Zinsen seiner neuen Anleihe in Gold oder Silber bezahlen zu wollen, und zwar im Verhältniß von 1 : 15,5, ohne Zweifel sich die Unterstützung englischer Capitalisten gesichert, und somit die Wahrscheinlichkeit, daß sein Anlehen gelingen wird, nicht wenig erhöht, folglich einen augenblicklichen nicht unbedeutenden Vortheil errungen. Man kann bis zu einem gewissen Punkte sagen, Oesterreich habe auf diesem Wege die Silberwährung verlassen und die Goldwährung angenommen, denn es muß nun, und rascher noch wie in Frankreich, die Silbermünze aus Oesterreich herausströmen. Oesterreichs Münzsystem war schon seit geraumer Zeit nicht mehr haltbar: die um 2⅙ oder wenigstens um 1⅙ Proc. schlechteren preußischen und süddeutschen Münzen hatten längst das Uebergewicht über die bessern österreichischen erlangt, letztere wurden wegen der gestörten Baarzahlungen ausgeführt, und verschwanden theils im übrigen Deutschland theils in Frankreich im Schmelztiegel. Wird die bei der Verkündigung des neuen Anlehens in Oesterreich verkündigte Ausbezahlung in Gold zum Verhältniß wie 1:15,5 durchgeführt, so bleibt in Oesterreich allmählich nur das schlechter als die übrige deutsche Scheidemünze geschlagene Silber zurück, und eine neue Scheidewand ist zwischen beiden Theilen aufgerichtet. Im Weltverkehr wird aber Oesterreichs Verhalten nicht entscheidend einwirken; der Kreis der Silberwährung wird eingeengt, Frankreich wird in immer größere Verlegenheit mit seinem Münzsystem gerathen, da mit der Annahme der Goldwährung Belgien, Piemont und die Schweiz von seinem Münzsystem abfallen werden, und die einzige Folge wird seyn, daß die Geldverwirrung noch steigt, wenn gleich der Krieg, welcher die Goldpreise in die Höhe hält, das Uebel nicht in gleichem Maaße fühlbar machen wird, als es im Frieden geschehen würde. Man darf nur Hrn. Schüblers Buch lesen, um sich von den Nachtheilen der exclusiven Goldwährung zu überzeugen; wovon er aber niemand überzeugen wird, das ist von der Möglichkeit, die Gold- und Silberwährung auf die Dauer neben einander fortzuführen. Es ist, wie wir oben schon angeführt haben, sehr charakteristisch, daß der Verfasser Holland und seine Maaßregeln ganz aus dem Spiel gelassen hat, obgleich sie bereits auf das Geldwesen Europa's eine sehr bedeutende Wirkung ausübten. Wir können uns Hrn. Schüblers Ansicht, beide Währungen neben einander bestehen zu lassen und zu fixiren, nur mit einer Scheu vor den Schwierigkeiten eines durchgreifenden Systems erklären, aber die Sache wird dadurch nicht besser, daß man den Kopf in den Winkel steckt, und so sehr wir einzelnen Partien des Schüblerschen Buchs Leser und Beachtung wünschen, so wenig können wir es angemessen finden, daß man in Deutschland fort und fort auf einer Bahn beharrt, die schließlich nur mit großen Verlusten für alle deutschen Länder verbunden seyn kann.

Erinnerungen an Toulouse.

Von C. von Glümer.

Motto: Les villes s'en vont.
H. v. Balzac.

1. Alte Kirchen.

Dem Reisenden, der Toulouse besucht, wird der Platz des Capitole gezeigt mit seinen neuen Gebäuden, die Esplanade und der Platz Louis Napoleon; er soll die neuen Brücken bewundern, das Denkmal Riquets, der den Canal du Midi baute, die Baumgruppen und Fontainen des Grand Rond, die wachsende Ausdehnung der Vorstädte, die Zahl der Fabriken, den lebhaften Verkehr. Wenn er nach wenigen Stunden oder Tagen weiter zieht, hat er wieder einmal das Bild einer Stadt in sich aufgenommen, wie es deren auch an der Elbe und Themse gibt, in der Schweiz und in Belgien — und bald werden neue Eindrücke das Bild verwischen, wie das einer schönen Frau, die wir geputzt und liebenswürdig in einer Gesellschaft getroffen haben.

Aber wenn wir länger in Toulouse verweilen, wenn wir in die stillern Straßen gehen, wo hie und da ein alter Brunnen steht, mit einer Mauernische für das Bild der heiligen Jungfrau; oder ein Haus mit hohen Giebeln und Steinbänken unter dem Spitzbogen der Thüre; oder ein Hôtel aus den Zeiten der Renaissance, dessen Façade mit Wappenschildern, Nymphen, Liebesgöttern und Ungeheuern geziert ist; oder wenn wir in grüne Klosterhöfe treten, um die Gedenktafeln im Kreuzgange zu lesen; oder wenn wir die verfallenden, verstümmelten Kirchen besuchen, wird der Aufputz der Gegenwart verdrängt durch die Reste der Vergangenheit — in den finstern Gassen wird uns fast heimisch zu Muth, während wir uns in der neuen Stadt fremd, unbehaglich fühlten, denn der Kohlendampf, das Sausen und Keuchen der Dampfmaschienen, das Jagen der Fiaker und Omnibusse, die glatten Häuserfronten, die magasins de nouveautés, die Dandys im Frack mit dem kleinen Stöckchen, den gelben Handschuhen, dem tänzelnden Gange, wollten nicht passen zu dem Bilde, das wir von der alten Hauptstadt des Languedoc im Sinne tragen.

Doch nun ist's als hätten wir unter den spärlichen Denkmälern früherer Zeiten den Zauberspruch gefunden, der Gräber öffnet, Geister bannt, wir sehen den Grafen Raymound de St. Gilles seine Heiligen und Vasallen zum Kreuzzug versammeln, und in der

Kirche des heiligen Saturninus den Segen des Bischof Isarn empfangen. Der Adlerthurm und die schwarzen Mauern des Chateau Narbonnais stehen wieder da; Simon de Montfort der blutgierige Verfolger der Albigenser schreitet durch die Hallen; aus dem Gefängnisse des Hauts-Murats tönen die Klagen der Ketzer. Dann sehen wir das Volk zum Wiesenplan eilen, wo die sieben Mainteneurs das erste Blumenspiel feiern. Wir hören Donna Clemença (Clemence Isaure) besingen und die edle Frau reicht dem greisen Bertrand de Roaix den Preis. Die Capitouls mit Scharlachgewändern, Hermelinkappen und goldnen Ketten ziehen an uns vorüber, eine stolze Schaar. Auf dem Platze der Dreieinigkeit baut unsere Phantasie das Haus des Bildhauers Nicolas Bachelier wieder auf, der ein Schüler Michel Angelo's war und dessen Kunstwerke die meisten Kirchen seiner Vaterstadt schmückten. Es ist ein zweistöckiges Gebäude von drei Fenstern Front; über jedem derselben befindet sich ein Medaillon mit einem Kopf in Relief, die Bilder Nicolas Bacheliers und seiner Brüder. Wenn uns das blendende Sonnenlicht nicht erlaubt die lateinischen Inschriften zu entziffern, treten wir wohl in den Hof um ein Weilchen auszuruhen. Es ist ein enger kühler Raum — an seinen Mauern breitet sich ein Weingeländer aus und unter einem breitästigen Feigenbaume steht der eiserne Brunnen, ein kleines Meisterstück im Geschmack der Renaissance: verschlungene Ranken und Akanthusblätter bilden den Rand; einzelne Zweige schlingen sich aufwärts zu einem Laubdache, in welchem die Brunnenwinde versteckt ist; Vögel schlüpfen durch das Gezweig oder scheinen im Begriff davon zu fliegen, verfolgt von einer Amorettenschaar, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet ist. Wundersam nehmen sich neben diesem heidnischen Schmuck die frommen Sprüche aus, die auf Marmortafeln gegraben hier und da in die Mauer gefügt sind. Ueber dem Brunnen z. B. steht:

„Cil qui boyra de l'eau de ce puyts
Soif encor aura depuys,
Mais cil qui boyra l'eau divine,
Tousiours et mounde et cristalline,
A jamais en son coeur aura
Source, qui point ne tarira."
(Wer trinkt von diesem Born allein,
Wird auch nachher noch durstig seyn;
Doch wer am Quell der Gnade trinket,
Der immer klar und lauter blinket,
Wird haben auf immer im Herzensgrund
Wasser das fließet zu jeder Stund.)

Wir gehen weiter. — Aus einem Hause in der Rue du Perron tritt eine Frau mit blonden Locken und blauen Augen in der Tracht der Bürgerfrauen des 16ten Jahrhunderts — es ist Jehanne Vidal, la bel pel (die Schönhaarige) genannt. Wo sie sich zeigt wird sie jubelnd begrüßt, und die jüngern Leute stimmen das Lied an, das ihr zu Ehren gedichtet wurde:

„Toun pel daourat
Tout embaoumat
Ten rembouillat.
Mon cor qu'es tiu.
Paure Caytiu!
La mort m'acabo,
S'el boulé tiu
N's compassiou
De toun esclabo."
(Dein goldnes Haar,
Duftig und klar,
Fesselt fürwahr
Mein armes Herz.
Wehe mir Armen!
Tod ist mir recht,
Fühlest du nicht
Endlich Erbarmen
Mit deinem Knecht.)

Und kaum ist das Lied verklungen, so ertönen andere Weisen zum Preise der stolzeren Schönheit, Paula de Viguier, die noch heute genannt wird, wenn das Volk die Wunder von Toulouse rühmt:

„La belle Paula, Sanct Sarni,
Avec Badacle et Matelli."

Von diesen Wunderwerken existirt nur noch St. Sarni, das heißt, die Kirche des heiligen Saturninus, eins der ältesten Gebäude von Toulouse. Der Heilige, dessen Namen sie trägt, lebte im 3ten Jahrhundert — er wird als Stifter der ersten christlichen Gemeinde im Languedoc verehrt, und führt als solcher den Titel des ersten Bischofs von Toulouse. Die Legende schmückt sein Leben mit mancherlei Wundern und erzählt, daß er endlich, der Wuth seiner Verfolger erliegend, den Tod des Märtyrers starb. Von einem Stier geschleift blieb sein Leichnam auf dem Platze liegen, wo sich später die Kirche du Taur erhob. In der Nacht trugen ihn mitleidige Frauen fort „les saintes Puelles" nennt sie das Volk — und begruben ihn in einem Garten. Der heilige Hilarius, dritter Bischof von Toulouse, erbaute eine Capelle über der Begräbnißstätte, und sein Nachfolger St. Silvin, legte den Grundstein zu einer Basilika, die St. Saturnins Ueberreste aufnahm. Sie wurde durch die Araber zerstört, Ludwig der Fromme baute sie wieder auf und machte ihr reiche Geschenke an Reliquien und Kostbarkeiten aller Art. Pipin I, König von Aquitanien, und Karl der Kahle folgten diesem Beispiele. Wer einen Wunsch hatte, eine Sorge oder Gewissenspein, gelobte St. Saturnin eine Opfergabe und der Heilige bewies sich so hülfreich für alle, daß sein Ansehen wie sein Reichthum mächtig wuchsen. Im 11ten Jahrhundert wurde die Kirche durch die Grafen von Toulouse nochmals vollständig umgebaut, ein Kloster wurde daneben gestiftet, dessen Mönche dem Orden St. Augustins angehörten, und 1096 weihte der Papst Urban II das prächtige Gotteshaus ein.

Es war eins der schönsten Denkmäler romanischer Baukunst. Die fünf Hallen des Schiffes, die Seitenflügel des Kreuzes, die Emperkirche und das Mausoleum des heiligen Saturnin über dem Hochaltare, waren im einfach großartigen Style jener Zeit geschmückt; leider ist späterhin die Harmonie des Ganzen gestört. Schon im 13ten Jahrhundert, als beschlossen wurde, der Kirche zwei Thürme zu geben, mußten zu beiden Seiten des Haupteingangs Aenderungen vorgenommen werden; der Spitzbogen trat neben den Rundbogen. Doch als die Pfeiler, auf denen die Thürme ruhen sollten, vollendet waren, gab man den ersten Plan wieder auf, verband die Pfeiler durch mächtige Arkaden und erbaute den Thurm der noch existirt. — Zu derselben Zeit entstanden die berühmten Grüfte von St. Saturnin, welche sechs Apostel, viele Heilige und Jungfrauen, und die reichste Auswahl wunderthätiger Gebeine, Schädel, Haare, Zähne, Kreuzessplitter, Dornen, Nägel, Gewänder, Marterwerk-

zeuge u. s. w. beherbergen. Natürlich ist es keinem profanen Auge vergönnt diese Herrlichkeiten zu sehen; sie ruhen in Reliquienkasten, die zum Theil von Silber oder Gold, reich mit Perlen und Juwelen verziert sind. Mit den Hauptprocessionen halten sie alljährlich Umzüge durch die Stadt und sind für Geld und gute Worte noch immer bereit, ihre heilenden, versöhnenden, erlösenden Kräfte in Anwendung zu bringen.

Aber auch an weltlichen Erinnerungen ist St. Saturnin reich. Von hier aus zogen Raymound IV und sein Weib Elvire mit hunderttausend ihrer Unterthanen nach dem gelobten Lande; hier ließ Graf Bertrand seine Waffen segnen; hier betete Alphons Jourdain, ehe er Toulouse verließ, um bei Cesarea zu sterben; hier wurde für den Connetable Bertrand Duguesclin eine Messe gelesen, als er mit vierhundert Toulousanern auszog, um Peter den Grausamen in Aragonien zu bekriegen. — Die Könige von Frankreich, Ludwig VII, Karl IV und Karl VI besuchten und beschenkten die Kirche; als Franz I krank und gefangen in Madrid war, gelobte er St. Saturninus eine Opfergabe für seine Erlösung, und als er 1533 nach Toulouse kam, brachte er dem hülfreichen Heiligen Dank und Geschenke persönlich dar. Unglücklicherweise reizte ein kostbarer Smaragd, Geschenk Ludwigs des Frommen, des Königs Habsucht. Er nahm den Stein mit nach Paris um ihn den Kronjuwelen einzuverleiben. St. Saturnin ließ sich den Raub scheinbar ruhig gefallen — aber die späteren Unglücksfälle der Regierung Franz I haben dem Volke von Toulouse bewiesen, wie verderblich es ist, die Großwürdenträger des Himmels zu beleidigen. — Auch Ludwig XIII und Ludwig XIV haben St. Saturninus und St. Exuperus, dessen Gebeine in derselben Kirche ruhen, ihre Huldigungen dargebracht. Vielleicht ist es dem Schutze des Letzteren zuzuschreiben, daß die „Kirche der heiligen Leiber," wie St. Sarni genannt wird, von den Zerstörungen der Revolution weniger litt, als die Kathedrale. Schon im 5ten Jahrhundert hatte St. Exuperus Toulouse von den Vandalen befreit; 1219 schützte er die Stadt vor den Franzosen, die Raymound V zu Hülfe zogen, und 1527 machte seine Gnade einer pestartigen Krankheit ein Ende; doch leider ist sein Einfluß dem sogenannten Verschönerungssinne der Neuzeit erlegen. St. Sarni hat freilich seine Gold- und Silbertruhen, seine Monstranzen, Altardecken, Meßgewänder und Baldachine erhalten, aber manches Denkmal ist verschwunden, die Marmorkolonnade des Klosterkreuzganges ist zerstört, die Kirchenfenster der Nordseite sind ihrer Säulen beraubt, und die tausendjährigen, von der Zeit geschwärzten Mauern sind mit einem weißen Kalkanwurf bedeckt!

Fast eben so alt wie St. Saturnin und dem Volke von Toulouse eben so theuer, ist die St. Stephan gewidmete Kathedrale; der Sage nach wäre auf dem Platze den sie einnimmt, schon 15 Jahre nach Christi Himmelfahrt durch St. Martial eine Capelle erbaut, aber es ist jetzt erwiesen, daß der römische Tempel der hier stand, erst im 5ten oder 6ten Jahrhundert durch eine kleine christliche Kirche ersetzt wurde. Im 10ten Jahrhundert wurde an deren Stelle ein größeres Gebäude aufgeführt, und erst zu Ende des 12ten Jahrhunderts legte Graf Raymound VI den Grundstein der Kathedrale. Anfangs baute man nur die fünf Hallen des Schiffes, in deren Wölbung und Fenster sich bereits der Spitzbogen zeigte, während die Galerien von Rundbogen getragen wurden und die Ornamente sämmtlich dem romanischen Styl angehörten; 1275 begann Bernard de Lille, Bischof von Toulouse, das Thor zu bauen. Sein Plan war, ein zweites Schiff neben dem ersten zu errichten und beide durch weite Bogenhallen mit einander zu verbinden. Der Tod hinderte ihn an der Ausführung des Werkes. Später ließ der Cardinal von Orleans das Thor vollenden, das er so viel als möglich mit seinem Wappen schmückte, aber der Plan des Doppelschiffes wurde aufgegeben. Die Achse des Chors ruht nun auf den Seitencapellen des Schiffes, und so macht die Hauptkirche von Toulouse auf den ersten Blick den Eindruck häßlicher, sinnloser Unregelmäßigkeit. Im 14ten Jahrhundert schenkte der Erzbischof Jean de Cardaillac der Kathedrale eine 50,000 Pfund schwere Glocke, die bis zur Revolution zu den Schätzen der Kirche gehörte und den Namen des Gebers trug. An die Stelle des ersten Eingangs im Rundbogenstyl ließ in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts Pierre Dumoulin, Erzbischof von Toulouse, das gothische Portal erbauen, dessen Ueberreste wir jetzt noch finden. In den beiden Seitennischen standen die Statuen Pierre Dumoulins und seines Bruders Denis, Erzbischof von Paris. Ueber denselben enthielten 14 kleinere Nischen die Standbilder der Apostel und zweier Heiligen; reiches Laubwerk schmückte das Ganze, aber die Revolution hat auch dieses Kunstwerk arg verstümmelt.

In der Nacht vom 9 Dec. brach im Chor der Kathedrale, das nur mit einem Holzgetäfel gedeckt war, Feuer aus. Der Hochaltar, die Orgel, die Chorstühle, die Kirchenbücher wurden ein Raub der Flammen. Mit Lebensgefahr gelang es dem Chevalier de Catel die Reliquien zu retten. Der Cardinal von Joyeuse, Franz II, damals Erzbischof von Toulouse, übernahm die Restauration; 1612 war der Neubau fertig, ein Denkmal jenes ausgearteten Renaissancestyls, den der kunstsinnige du Mège „eine Anhäufung glänzender Irrthümer" nennt.

Desto schöner soll der Hauptaltar gewesen seyn, ein Werk Bacheliers, das den Tod der Jungfrau darstellte. In der Revolution nahm ein Marmorblock, Altar der Vernunft, seine Stelle ein. Die Restaurationen und Verzierungen der Neuzeit sind mehr glänzend als geschmackvoll.

Ueberhaupt kann die Kathedrale mit ihren Unregelmäßigkeiten, ihren Verstümmelungen, ihrer schwerfälligen Pracht auf den Namen einer schönen Kirche keinen Anspruch machen, aber als Gedenkstein vieler Jahrhunderte und als Metropolitankirche von Toulouse fesselt sie unser Interesse. Hier wurde der erste Kreuzzug gepredigt, hier wurde der Kampf gegen die Albigenser beschlossen, und als Beherrscher der Kirche von Toulouse gehen die verschiedensten Persönlichkeiten mit dem Krummstabe und der Bischofsmütze geschmückt an unserm geistigen Auge vorüber.

Schon aus den Reihen ihrer Bischöfe tritt uns eine gewaltige Gestalt entgegen: Foulques von Marseille. Talentvoll, gebildet, einschmeichelnd, sehen wir den Sohn des genuesischen Kaufmanns von Fürsten und Frauen geschätzt. Richard Löwenherz, Alphons von Aragonien, Raymound V von Toulouse gaben ihm Beweise ihrer Gunst; sein Lehnsherr, Barral von Marseille, nimmt ihn als Hausgenossen auf, und er wird der leidenschaftliche Verehrer seiner Herrin, Alazais von Roquemartine, die er in seinen Liedern feiert. Die Dame von Barral stirbt, Richard, Alphons, Raymound sind todt oder entfernt; der Glanz und die Freuden der Welt scheinen dem Vereinsamten werthlos. Er hüllt sich in das Gewand der

Büßer und tritt mit Weib und Kind in den Orden von Citeaux. Aus dem genußsüchtigen Sänger wird ein Asket, der sich bald durch Gelehrsamkeit bemerklich macht. Es ist derselbe Ehrgeiz in anderer Gestalt, die Zeit der Lieder und der Liebe ist vorbei, die Arbeit, der Kampf beginnen.

Im J. 1206 wurde Foulques als Bischof nach Toulouse berufen. Die Streitigkeiten der Kirche mit den Albigensern eröffneten seiner Thatkraft ein weites Feld, und bald war er der alleinige Herr von Toulouse. Er excommunicirte die aufrührerische Stadt; er predigte den Kreuzzug gegen die Albigenser; er vertrieb den rechtmäßigen Gebieter, Raymound VI, dessen milder Sinn sich scheute, Gewaltmaaßregeln gegen die ketzerischen Unterthanen anzuwenden; er brach die Macht der Anhänger des Grafen, indem er die Rechtgläubigen in die Fractionen der weißen und schwarzen Brüderschaft spaltete, die sich zu verschiedenenmalen blutige Kämpfe lieferten; er leitete Montforts Unternehmungen; er vertheidigte dessen Ansprüche gegen Raymounds Rechte auf dem Concilium von Latran; er bemächtigte sich der Stadt Toulouse im Namen der Kirche, rief die vornehmsten Bürger in der Peterskirche zusammen und zwang sie unter Androhung ewiger Verdammniß zur Unterwerfung; er verlangte von dem siegreichen Montfort die äußerste Strenge, während die Kreuzzügler raubend und mordend die unglückliche Stadt verwüsteten, ermahnte er den Anführer: „die Einwohner von Toulouse beständig zu halten wie gezüchtigte Sklaven, damit sie im Zorne nicht mehr die Zähne weisen können.“ Während Raymound IV neue Streitkräfte sammelte, durchzog Foulques mit der Gräfin Alice von Montfort verschiedene Provinzen Frankreichs, um den Kreuzzug noch einmal zu predigen; er führte ein ansehnliches Heer gegen die Stadt, die ihm anvertraut war, hielt sich fast immer im feindlichen Lager auf, und als Montfort während der neuen Belagerung fiel, empfing er dessen Leichnam mit allem kirchlichen Pomp an den Thoren von Toulouse, und beeiferte sich dem Sohne des Feldherrn, Amaury von Montfort, den Besitz der väterlichen Eroberungen zu sichern.

Auch nach der Rückkehr Raymounds behauptete der Bischof seine Macht und seine feindliche Stellung. Immer bereit dem unglücklichen Fürsten zu schaden, wußte er die Folgen des entsetzlichen Kampfes als dessen Werk darzustellen, als Strafgericht des Himmels über die Gräuel der Ketzerei. Er selbst war dem Volke wieder der segenspendende, mit dem Himmel versöhnende Würdenträger der Kirche. Die geistlichen Lieder, die er in seinen letzten Lebensjahren in romanischer Sprache dichtete, athmen Andacht, Demuth, Liebe, und nach seinem Tode wurde er von den Mönchen von Grand-Selve, in deren Kirche er begraben liegt, selig gesprochen.

Unter seinem Nachfolger, Raymound de Folgar, der Foulques Unduldsamkeit und Verfolgungssucht geerbt zu haben schien, häuften sich Grausamkeiten aller Art. Auf des Bischofs Rath suchte Raymound VII des Vaters Schwäche durch verdoppelte Strenge gegen die Ketzer zu sühnen; die Mönche Allani und Arnaud gruben die Todten wieder aus, die nicht im rechten Glauben gestorben seyn sollten, schleiften sie durch die Straßen und verbrannten sie auf Scheiterhaufen, die das Volk bereitwillig zusammentrug; der Bischof ließ ein sterbendes Weib verbrennen, das von den Dominikanern der Ketzerei überführt wurde; als diese, durch die Capitouls vertrieben, sich mit frommen Gesängen, das Crucifix an der Spitze nach Brocqueville zurückzogen, gewann die Inquisition um so weiteren Spielraum und hielt blutiges Gericht. Und, als sollte das Werk, das Foulques begonnen hatte, in jeder Weise vollendet werden, erlosch in der Tochter Raymounds VII das Grafenhaus von Toulouse; durch ihren Gatten, Alphons von Poitiers, Bruder Ludwigs IX, fiel die Grafschaft an die französische Krone.

Dieser Verlust der Selbstständigkeit, der im Organismus des Staates manches zerstörte, konnte die Kirche von Toulouse nicht berühren. Der freigiebige Bertrand de Lille, der heilige Ludwig von Sicilien, beförderten ihren Ruhm und ihren Einfluß. Papst Johann XXI verwandelte den Bischofssitz in ein Erzbisthum; 1317 wurde Raymound de Comminges erster Erzbischof von Toulouse.

Seit jener Zeit finden wir die ersten Namen Frankreichs unter den Kirchenfürsten dieser Stadt: Hector von Bourbon, Johann II von Orleans, Cardinal von Longueville, Gabriel von Grammont, Odet von Chatillon-Coligny, Georg von Armagnac, Paul von Foix, den Cardinal Nogaret von Lavalette und andere. Von diesen zur Gnade Berufenen gehören freilich nicht alle zu den Auserwählten; mit Schaudern erinnern sich fromme Gemüther an den Erzbischof Odet von Chatillon-Coligny. Er war ein Bruder des berühmten Admirals, seine Mutter war eine Montmorency. Mit 18 Jahren wurde er Cardinal, ein Jahr später Erzbischof von Toulouse, bald darauf Bischof von Beauvais und Pair von Frankreich. Außerdem fielen ihm die Würden und Einkünfte von 13 Abteien und zwei Prioraten zu. Aber trotz dieser Fülle von Reichthum und Ehre verläugnete Odet seine Herrin, die Kirche, bekannte sich zu Calvins Ketzereien, und setzte seinem Frevel die Krone auf, indem er sich mit Isabella von Hauteville, Herrin von Loré, vermählte. Am französischen Hofe erregte der kühne Priester große Heiterkeit; die Höflinge nannten sein Weib „Gräfin von Beauvais“ oder „Frau Cardinalin.“ Aber der Papst Pius IV nahm die Sache ernst, entriß dem Abtrünnigen den Cardinalshut, that ihn in den Bann und gab das Erzbisthum von Toulouse an Antoine Sanguin, Cardinal von Meudon, der seine Würden dem Verdienste seiner Nichte, der Herzogin von Etampes, Geliebten Franz I, verdankte. Odet widersetzte sich eine Weile, mußte sich aber endlich dem Bann des Tridentiner Conciliums unterwerfen, und zog sich 1550 auf seine Güter zurück. Als Sanguin 1559 starb, kehrte Odet jedoch sogleich auf seinen Bischofssitz zurück; er begünstigte den Protestantismus, der trotz der Anstrengungen der Prediger, Melchior Flavin und Albin de Lerès, im „heiligen Toulouse“ zahlreiche Anhänger fand, und behauptete sich trotz Bann und Widerstand aller Art in seiner Würde, bis man ihm 1562 die Abteien von Belleperche und Bonne-Combe als Entschädigung bot, worauf er das Episcopat dem frommen Georg von Armagnac überließ.

Der Nachfolger dieses vielgepriesenen, gelehrten Mannes war Paul von Foix, der uns auch mehr im Glanze weltlicher Herrlichkeit als in priesterlicher Demuth erscheint. Er wurde in Caroman bei Toulouse geboren, und wegen Mangels an Vermögen von Kindheit an für den Priesterstand bestimmt. Seine Schönheit, sein Geist, seine Liebenswürdigkeit wurden allgemein bewundert; er studirte in Paris und Toulouse, erwarb sich bedeutende Kenntnisse und wurde von Heinrich II zum Rath am Parlament von Toulouse ernannt; sein Haus wurde der Sammelplatz der Gelehrten und Schöngeister jener Zeit.

Im J. 1558 kam Heinrich II nach Toulouse und wohnte am 15 Junius einer Parlamentssitzung bei, in welcher über die Bestrafung der Ketzer berathen wurde. Paul von Foix verlangte, daß man verschiedene Grade der Ketzerei unterscheide, und die Verwerfung der Sacramente strenger bestrafe als Einwendungen gegen die Form derselben. Der König sah in dieser Milde eine Begünstigung der Häresie, ließ Paul von Foix verhaften und nach Paris in die Bastille schleppen, wo er bis zum 9 Januar 1559 gefangen blieb, dann mußte er seine Ansichten widerrufen und wurde des Hofes verwiesen. Sein Exil dauerte bis 1566. Inzwischen beschäftigte er sich ausschließlich mit Politik, die Königin Mutter begünstigte ihn; auf ihr Verlangen wurde er Gesandter am Hofe von Schottland, wohin Maria Stuart seit kurzem zurückgekehrt war. Später ging er in derselben Eigenschaft nach England, wo er vier Jahre lang blieb und den Frieden von 1564 abschloß. Dann gelang es ihm, den Senat von Venedig zu einem Darlehn von 100,000 Goldgulden zu bestimmen, deren Karl IX bedurfte, um die deutschen Reiter abzulohnen. Sie waren von den Protestanten zu Hülfe gerufen und weigerten sich Frankreich zu verlassen, ehe sie den bedungenen Sold erhalten. Als die Vermählung des Herzogs von Anjou mit der Königin Elisabeth vermittelt werden sollte, wurde abermals Paul von Foix mit der Negociation beauftragt; zugleich that er das Mögliche, um Maria Stuart die Freiheit zu erwirken. Seine Bemühungen wurden trotz ihrer Erfolglosigkeit mit dem Erzbisthum von Toulouse belohnt; aber er fand nicht Zeit, die Pflichten seines geistlichen Amtes zu üben. Der Herzog von Anjou war König von Polen geworden, Paul v. Foix wurde beauftragt, die Glückwünsche zu beantworten, die von allen europäischen Höfen eingetroffen waren. Dann schickte ihn Heinrich III zweimal nach Rom. Später begleitete er Katharine von Medicis auf ihrer Reise durch Frankreich, wurde 1580 zum ordentlichen Gesandten in Rom ernannt und starb daselbst 1584, ohne sein Erzbisthum persönlich übernommen zu haben. Aber die Kirche weiß sich mit jedem Verdienst zu schmücken!

Dreißig Jahre später nahm ein Krieger den Sitz des Diplomaten ein. Nogaret de Lavalette wurde Cardinal und Erzbischof von Toulouse, obwohl er nie die Priesterweihen empfing. Während sich in seinem Erzbisthume Protestanten und Katholiken wüthend bekämpften, erwarb er sich Ruhm in Deutschland, Italien und Franche-Comté, wurde Generallieutenant der königlichen Truppen, Gouverneur von Anjou und Metz.

Der gelehrte Bearner Pierre de Marca, der mit 27 Jahren schon Präsident des Parlaments von Pau war, erhielt 1652 das Erzbisthum von Toulouse. Er bekämpfte die Calvinisten und hat mehrere Schriften gegen die Jansenisten, eine Geschichte von Béarn, die Marca Hispanica und andere Werke hinterlassen.

Jean Baptiste Michel Colbert von Villacerf, Sohn des berühmten Ministers, übernahm den Bischofsstab 1693. Seinem „Kunstsinne" verdankt Toulouse die Demolition des Schlosses von Balma, das eines der prächtigsten Denkmäler gothischer Baukunst war, und die Erbauung des schwerfälligen, erzbischöflichen Palastes neben der Kathedrale, jetzt Hotel der Präfectur. Auch auf die Kathedrale beabsichtigte Sr. Herrlichkeit die Wohlthat der Renovation auszudehnen, glücklicherweise trat der Tod dazwischen, die bedrohte Kirche war gerettet.

Der Erzbischof Heinrich von Nesmond, den Ludwig XIV den besten Redner seines Reiches nannte, wurde Flechiers Nachfolger in der französischen Akademie, war Mainteneur der Blumenspiele von Toulouse, und hinterließ alle seine Güter den Hospitälern der Stadt.

Charles Antoine de la Roche Agmont, der von 1740 bis 1752 das Erzbisthum von Toulouse regierte und 1777 als Großalmosenier von Frankreich starb, hat Ludwig XVI getauft, confirmirt, ihm das erste Abendmahl gereicht, ihn getraut und gekrönt.

Arthur Richard Dillon trug zuerst bei der Provincialversammlung von Languedoc auf Anlegung der Quais und Promenaden von Toulouse an; sein Nachfolger Loménie de Brienne nahm sich des Plans mit Eifer an und führte ihn aus. Die dankbare Stadt hat den Zweig-Canal, der die Garonne mit dem großen Canale verbindet, nach seinem Namen genannt, aber die Kirche betrauert ihn als verlornen Sohn. Er hob Klöster und Mönchsorden auf; er verwendete die Einkünfte seiner Diöcese ausschließlich zur Verschönerung der Stadt und zur Hebung des materiellen Wohlbefindens seiner Heerde; er verschmähte endlich die Palme des Märtyrerthums, indem er sich 1789 als constitutioneller Priester vereidigen ließ. Nachdem er dem Papste seinen Cardinalshut zurückgeschickt hatte, wurde er seiner Aemter und Würden entsetzt, und erwarb dadurch so sehr das Vertrauen der Revolutionspartei, daß ihn dieselbe am 1 März 1791 zum Metropolitan des Südens ernannte; er lehnte die Würde ab, compromittirte sich auf verschiedene Weise, wurde mehreremal eingezogen, und endlich todt im Gefängnisse gefunden. Man nimmt an, daß er den Mißhandlungen seiner Wächter erlegen sey.

Mit Entsetzen sprechen die Frommen von dem Verrath des Barfüßermönches Hyacinthus Sermet, der die von Loménie verschmähte Würde annahm, die Klöster schloß, die Kirchen entheiligen ließ und seine eigene Hoheit so weit vergaß, daß er per Post nach Paris reiste, um sich weihen zu lassen. Es war gerechte Strafe für diese Frevel, daß die Heiligen ihre schützende Hand von Toulouse abzogen, daß die Kirche St. Stephans zum Tempel der Vernunft umgewandelt wurde, daß man später darin die Feste des höchsten Wesens, der Jugend, des Alters, des Ackerbaues feierte, daß statt der Meßgesänge und Noels die Marseillaise und der Chant du Départ unter den Wölbungen ihrer Hallen ertönten. Hoffen wir, daß die Gebete der Priester, die Thränen und Geschenke der Gläubigen St. Stephans Gnade wieder errungen und der Kathedrale von Toulouse die alte Heiligkeit zurückgegeben haben!

Warum die jetzige Kirche der Daurade, ein modernes Gebäude, den Namen der „goldenen" trägt, ist schwer zu begreifen, bis wir von ihrer Vorgängerin hören, die im 4ten und 5ten Jahrhundert erbaut, von den Westgothen in byzantinischen Style geschmückt war. Mosaik bedeckte die Wände und zierte die dreifache Nischenreihe des Schiffes. Der Goldgrund dieser Arbeit erregte die Bewunderung des Volkes, und statt nach dem Namen ihrer Patronin, Ste. Maria Fabricata, wurde die Kirche de Aurata, später Daurade genannt. Aber der gute Geschmack unserer Zeit, der nirgend mehr als in Frankreich gegen alle Denkmäler wüthet, hat die Kirche demolirt. Mit der Mosaik sind die gereiften Säulen, die Capitäle von weißem Marmor, die Heiligenbilder der Nischen und das achteckige Chor, Ueberbleibsel eines Apollotempels, verschwunden. Auch der

Kreuzgang des Klosters von weißem pyrenäischem Marmor, der mit Basreliefs verziert war, ist abgebrochen, die Mausoleen und Capellen sind zerstört. Doch mehr als diese Denkmäler beklagt das Volk den Verlust eines kleinen, schwarzen Muttergottesbildes, das 1797 vernichtet worden; es wurde bei Ueberschwemmungen an die Ufer der Garonne, bei Feuersbrünsten in die Nähe gefährdeter Gebäude getragen, wo es sich natürlich höchst wirksam bewies. Auch das Grab der Clemenza Isaure und das der fabelhaften Reine Pedauque, die mit Gänsefüßen abgebildet, von den Frommen als eine Märtyrerin des Christenthums, von ketzerischen Seelen als eine Transfiguration der Diana Arduenna betrachtet wird, sind mit der alten Daurade verschwunden.

Die Kirche der Dalbade — de Albata — so genannt weil sie kurz nach ihrer Erbauung von weißen, glänzenden Kreuzen erfüllt gewesen seyn soll, eine Mahnung zum Kampfe gegen Unglauben und Ketzerei, steht freilich noch in erster, aber vielfach verstümmelter Gestalt. Während der Revolution hat sie den schlanken, schönen Thurm verloren, der in Toulouse der höchste war. Ihr Portal, das Bachelier verzierte, ist sehr beschädigt und im Innern sind die anmuthigen Erfindungen der Renaissance durch Ornamente im steifen Geschmacke des 18ten Jahrhunderts verdrängt.

Auch die Kirche des heiligen Nicolas ist dem gröbsten Ungeschmack verfallen: es ist ein hohes weites Schiff von niedrigen Capellen umgeben. Bachelier hatte den Hochaltar mit Säulen und Hautsreliefs geschmückt; im Giebelfelde des Portals war die Anbetung der drei Könige dargestellt und die große Vorhalle war mit Sculpturen bedeckt. Alle diese Verzierungen sind verschwunden, die Spitzbogen durch Rundbogen ersetzt, die Säulenbündel in eckige Pfeiler verwandelt, und über Wölbungen und Mauern hat man einen Anstrich von gelbem Ocker gelegt.

Aber trotz aller Verstümmelungen sind diese Kirchen der Stolz und Trost des Volkes von Toulouse. Sie sind nicht allein Denkmäler der guten, alten Zeit, sie sind auch die letzten Stützen und Pfeiler des gottgefälligen Sinnes, in welchem Toulouse, die fromme, ketzerfeindliche Stadt einst excellirte. Doch leider stehen neben den Heiligthümern auch geschändete Kirchen, die Zeugniß geben von der Verderbniß der Welt, von der Ungnade der himmlischen Mächte und von dem Vandalismus unsrer Tage.

Da ist die Kirche der Dominikaner, früher eine der prächtigsten im südlichen Frankreich. Eine leicht aufsteigende Spitze krönte den achteckigen Thurm. Sieben Pfeiler theilten das ungeheure Schiff und trugen das Gewölb; die Fenster prangten mit kostbaren Glasmalereien, die Bogen, Reifen und Rippen des Mauerwerks waren mit Gold und Purpur bedeckt. Die Emperkirche enthielt das Grabmal des Bischofs Raymound von Folgar, Stifter der Kirche; sein Standbid von vergoldeter Bronze war mit Smaragden bedeckt. Ebenso reich war das Mausoleum des heiligen Thomas von Aquino und die Grabstätten der Roaix, der Parade, der St. Pol, der Babel, der Joannès und anderer Familien, deren Namen in der Geschichte von Toulouse guten Klang haben, gereichten der Kirche zu Schmuck und Ehre — jetzt hat man das Schiff derselben zu einer Caserne umgeschaffen; die Höhe des Gewölbes ist in zwei Etagen getheilt, die Kreuzgänge des Kirchhofes dienen als Magazine, die Gräber sind zerstört, die Kunstschätze verschwunden.

Die Klosterkirche der Franciskaner ist in gleicher Weise mißhandelt: die berühmten Grabgewölbe, worin die Leichen zu Mumien vertrockneten, das Grabmal Stephan Duranta's, die Sculpturen Bacheliers an Chor und Hochaltar sind zerstört; Schiff und Capellen sind zum Militär-Magazin eingerichtet. Von dem herrlichen Klosterhofe, von den Marmorsäulen, den leichten Spitzbogen, den Freskogemälden des Kreuzganges ist keine Spur zu finden. Die Malereien des Kirchenportales sind verwischt, die Reichthümer der beiden Bibliotheken sind zersplittert.

Ein besserer Gebrauch ist von der Kirche des großen Augustiner-Klosters gemacht; sie dient seit 1795 als Museum, nimmt alle Kunstwerke und Alterthümer auf, die der modernen Bilderstürmerei entgangen sind, enthält schätzbare Beiträge zur Kunstgeschichte von Toulouse und möchte sogar empfindsam frommen Seelen als Kirchen-Rumpelkammer eine Freude seyn, wäre nicht auch heidnisches Bildwerk mit den christlichen Denkmälern vereint. Uebrigens scheinen die frommen Väter auch irdisches Gut geschätzt und gepflegt zu haben: die Ueberreste des Klosters, die Marmorkolonnaden der Höfe, die Kirchenhallen, die Pracht der Grabmonumente in den Kreuzgängen geben einen Begriff von dem Reichthume und der Ausdehnung des Ganzen — und der geschäftig restaurirenden Phantasie kommen die Berichte des Aufsehers zu Hülfe, der von vierzehn Seitencapellen, einer großen Sacristei, einer Bibliothek, einer überaus prächtigen Capelle für Notre-Dame de Pitié und von zahlreichen Wohngebäuden erzählt.

„C'est une église morte!" setzt er mit einem Seufzer hinzu. Er ist ein alter Mann und mag im neuen Toulouse vieles vermissen was ihm lieb war, denn manche Kirche, manche Capelle, manches wunderthätige Muttergottesbild existirt nur noch in der Erinnerung der ältesten Leute, wie die Kirchen der Carmeliter, der Trinitarier, die Capellen des heiligen Petrus, des heiligen Geraud und andere. Mit ihnen soll der alte kirchliche Sinn verschwunden seyn. Jetzt wohnt der Ketzer ruhig neben dem Katholiken; die Kirchen und Klöster erhalten nicht halb so viel Gaben als sonst, weltliche Freuden nehmen die Herzen gefangen und die prachtvollsten Processionen sind nur ein Schatten von dem was sie sonst waren.

Das Klima Sibiriens.

(Nach Babinet. Revue des deux Mondes. 1 Jul.)

Der bekannte Akademiker hat ein englisches Werk, eine Reise Hrn. S. S. Hills (Travels in Siberia) zur Grundlage genommen, um seine Ansichten über die Meteorologie eines bedeutenden Theils der Erde, und namentlich Sibiriens, auseinanderzusetzen. Die Grundlage, von der er ausgeht, ist die, daß Sibirien durch die Höhe des Altai von den südlichen und durch den Ural von den

bis zu einer geringen Tiefe aufthauen können, und weiter unten muß er ewig gefroren seyn.

Nach Irkutsk ist einer der merkwürdigsten Striche die Umgegend des Baikalsees. Hr. Hill fuhr über den gefrorenen See, der eine so durchsichtige Eisfläche bot, daß man stets versucht war zu glauben, man fahre über das Wasser selbst hin. Auch war die Eisfläche so glatt, daß man mit gewöhnlichen Stiefeln sich nicht aufrecht halten konnte. Diese prächtige Wasserfläche liegt im äußersten Süden Sibiriens, in der Breite Englands. Dieser See hat 600 Kilometres Länge und 90 in seiner größten Breite. Er liegt 700 Metres über dem Meere, und dem Glauben der Landeseingebornen nach ist er auch ein wahres Meer und steht mit dem Meer durch unterirdische Höhlen in Verbindung. Man findet hier Robben, eine Art Stör, wie im Eismeer, und selbst Schwämme. Hr. Hill spricht auch von Corallen und andern Meereserzeugnissen, die der Baikal während heftiger Stürme an seine Ufer wirft. In der Angara soll man ehemals Perlenmuscheln gefischt haben. Da manche, wenn sie die ungeheuern Flußmuscheln in großer Entfernung vom Meere sehen, fragen werden, wie diese Muscheln hier entstehen oder hieher gebracht werden konnten, so will ich den wahrscheinlichen Verlauf dieser merkwürdigen Acclimatisirungen von Robben und Schwämmen angeben. Versetzen wir uns in die Zeit, wo die alten Continente untergingen und neue aus dem Meere emporstiegen, so konnte das Becken des Baikal mit seinem Seewasser, seinen Robben, seinen Schwämmen, seinen Seemuscheln zurückbleiben. Sehr allmählich begann der See, der 170 Flüsse aufnimmt und sein überflüssiges Wasser durch die untere Angara ergießt, sich zu entsalzen, sehr allmählich gewöhnten sich auch die Robben an diese Veränderung und wurden Süßwasserrobben. Es ist anzunehmen, daß durch diese allmähliche Entsalzung mehrere Seemuscheln auch in Flüssen zurückblieben und Süßwassermuscheln wurden. Das Vorkommen von Robben im Baikalsee hat schon im vorigen Jahrhundert die Aufmerksamkeit mehrfach in Anspruch genommen, und man glaubte, sie seyen durch den Jenisei, die Tunguska und Angara in den See gelangt.

Zum Schluß müssen wir noch aus diesem durch sein Klima und manche damit zusammenhängende Erscheinungen so äußerst merkwürdigen Lande eines Umstandes erwähnen, der schon an sich seltsam genug ist, nämlich des Handels mit fossilem Elfenbein, dessen Mittelpunkt Jakutsk ist. Diese an der Lena gelegene Stadt steht mit den Küsten des Eismeeres in Verbindung. Hier, wie auf den Inseln, welche die Lena an ihrer Mündung bildet, so wie an den weiter im NW gelegenen finden sich die Ueberreste von Thieren, deren Elfenbein so frisch ist, wie das der jetzigen lebenden Elephanten Indiens. „Wir erfuhren hier", sagt Hr. Hill, „einen Umstand, den vielleicht die Naturforscher Europa's bereits kennen, daß nämlich alle Zähne und Stoßzähne des Mammuth, die man entdeckt, das Thier als stehend zeigen. Wie man sich auch die Zerstörung dieser Thiere erklären mag, jedenfalls scheint eine plötzliche Veränderung in dem Zustand der Stoffe, worin ihre Reste sich finden, vorgegangen zu seyn. Einige Eingeborne sagten uns, der unzerstörbare Theil ihres Körpers finde sich auf den Inseln des Eismeers in solcher Menge, daß der Boden ganz daraus zu bestehen scheine." Leider hat man noch kein vollständiges Thier aufgefunden, denn das in Petersburg aufbewahrte ist es bekanntlich nicht. Vielleicht würde ein mäßiger Preis, den man aussetzte, den Eifer der Forschung stacheln. Die innere Organisation dieser Thiere würde uns vielleicht Aufschluß geben über die Art der Atmosphäre, in der sie lebten, so wie die Pflanzen und Zweige die man in den Mägen einzelner dieser Thiere fand, uns belehrt haben, daß die ehemalige Flora dieser Länder sehr verschieden von der jetzigen war. Sibirien kann damals nicht das abgeschlossene Land gewesen seyn, wie jetzt, denn das Geheimniß seines jetzigen Klimas erklärt sich ganz einfach aus dem Umstand, daß der Austausch zwischen der heißen und der Eiszone, dieser Austausch von Hitze und Kälte, von Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit für Sibirien nicht existirt, und man kann daraus schließen, daß wenn alle Gegenden der Erde so isolirt wären, wie der Norden Asiens, so wäre sie wegen der Alternative von unmäßiger Hitze und unerträglicher Kälte großentheils unfähig, so zahlreiche Bevölkerungen zu nähren, wie dieß jetzt der Fall ist.

Die Boerenrepublik in Südafrika.

Diese merkwürdige Erscheinung, der wir unter anderm die große Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse von Südafrika großentheils, wenigstens indirect, verdanken, ist in ihrem Verlauf so außerordentlich merkwürdig, bietet so viele Scenen von wahrhaft dramatischem Interesse dar, und ist zugleich ein so schlagender Beweis von der Stärke der Raceneigenthümlichkeit, daß wir jetzt, wo diese seltsame Republik von England nicht bloß anerkannt, sondern auch völlig constituirt ist, einen Rückblick auf die Ursachen und den Gang dieser Erscheinung keineswegs für überflüssig halten, um so weniger, als die Rückwirkung europäischer Ansichten auf die eigenthümlichen Verhältnisse Afrika's und die sehr erklärliche Reaction eines energischen Stammes das eigentliche Thema ist, das auf jenem seltsamen Boden in wunderlichen Variationen sich abgesponnen hat. Die europäische Ackerbauer- und Hirtenbevölkerung Südafrika's dankt ihre Entstehung so ziemlich denselben Ursachen, wie die Neuenglandstaaten: es waren Leute, die wegen religiöser Verfolgungen unter der Begünstigung der holländischen Regierung sich dort niederließen, und, man kann sagen, in völliger Freiheit und Unabhängigkeit daselbst lebten, denn die holländische Regierung, der es nur um die Capstadt, d. h. um einen bequemen Ruhehafen für ihre nach Indien gehenden oder von daher kommenden Schiffe zu thun war, kümmerte sich um das, was im innern Lande vorging, sehr wenig, und ein einfaches Selfgovernment war die Folge davon. Die einheimischen Stämme, Namaqua oder Hottentotten und Betschuanas, die in sehr kleinen Stämmen, zum Theil fast isolirt, auf der äußersten Südspitze Afrika's hausten, konnten und wollten den neuen Ansiedlern keinen Widerstand entgegensetzen, und die Besiedlung ging fast völlig friedlich vor sich, ja man kaufte denselben beinahe

allenthalben den Boden ab, worüber die Verträge zum Theil noch vorhanden sind. Zudem ging die Bevölkerung sehr langsam vor sich, denn als die Colonie in die Hände der Engländer fiel, zählte sie nur 90,000 Seelen, von denen etwa 40,000 europäischen Ursprungs waren. Daß die Hottentotten zu einem Dienstverhältniß herabsanken, lag in ihrer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit, und zu eigentlichen Kämpfen mit den Eingebornen kam es erst, als die sogenannten Kaffern aus den inneren Wüsten an den östlichen Küstenstrich gelangten und an diesem allmählich dem Gebiet der Colonie näher rückten. In den anderthalb Jahrhunderten, daß die Holländer Herren am Cap waren, weiß man nur von zwei Kriegen mit den Eingebornen, während die Engländer vor kurzem den siebenten beendet haben, alle mit großen Geld- und Menschenopfern. Raubten die neuen Eindringlinge, die anfangs gleichfalls in schwacher Zahl waren, den Boeren Vieh, so ward ein sogenanntes Commando in der Nachbarschaft aufgeboten, und nach dem nächsten Dorf der Eingebornen, dessen Bewohner man für die Schuldigen hielt, ein Streifzug gemacht, und eine dem Verlust etwa entsprechende Anzahl Vieh zurückgeführt. Diese rohe nach dem jus talionis geübte, aber den rohen Wilden sehr verständliche Gerechtigkeitspflege erhielt an der Gränze ein leidliches Verhältniß, und die Regierung kümmerte sich um solche Dinge nicht weiter, als daß sie sich nachträglich Bericht darüber erstatten ließ, damit nicht ein ungebührliches Treiben die Sicherheit der Colonie durch eine Anreizung der einheimischen Stämme gefährde.

So standen die Sachen, als die Colonie im Anfang des J. 1806 in die Hände der Engländer fiel. Eine fremde Herrschaft ist nie angenehm, und mehrere Maaßregeln der Engländer erregten Unzufriedenheit, doch hätte dieß weiter keine Bedeutung gehabt, wenn nicht ein ganz besonderer Umstand, das Treiben der Missionäre, hinzu gekommen wäre. Die philosophisch-philanthropische Schule des 18ten Jahrhunderts hatte sich in England in ein geistliches Gewand gesteckt, und seit Wilberforce seinen wahrhaft menschenfreundlichen Plan mit solchem Glück verfolgte, wurde es in England allmählich zur Manier, wie es in den philosophischen Schriften des vorigen Jahrhunderts der Fall war, die lieben Wilden, ebenso wie die Schwarzen, als die reinen unschuldigen Kinder der Natur, die Europäer aber als die grausamen habsüchtigen Feinde und Herren derselben darzustellen. Diese Ansichten, von vielen zum Theil höchst beschränkten Leuten praktisch ausgeführt, und in England von befangenen Leuten selbst aus den Regierungskreisen blind verfolgt, wurden an vielen Orten, namentlich aber am Cap, Ursache der heftigsten Zerwürfnisse. Es ist ganz überflüssig, in dem Streite, der sich zwischen den Missionären und der holländischen Bevölkerung am Cap, namentlich den Boeren, erhob, Recht und Unrecht austheilen zu wollen, hier genügt es zu zeigen, wie diese Elemente aufs härteste gegen einander stoßen mußten. In der Capcolonie selbst predigten die Missionäre die Abschaffung der Sklaverei, was sie den Herren natürlicherweise verdächtig machte, in ihren Missionsstationen an oder außerhalb der Gränze wurden sie die Beschützer und Vorsprecher der Schwarzen, stellten deren Räubereien ganz in Abrede oder beschönigten sie, und schilderten dagegen die „Commandos" der Boeren als die roheste Selbsthülfe. So entstand ein gegenseitiger Haß: die Missionäre schilderten die Boeren als rohe grausame Menschen, die am Blutvergießen ein Vergnügen fänden, in den Augen der Boeren aber waren die Missionäre heuchlerische Intriganten, die sich eine Herrschaft gründen und darum die Weißen, die ihnen im Wege standen, entfernen oder vernichten wollten. Das Schlimme war, daß die Missionäre großen Einfluß in England besaßen, die Boeren aber gar nicht, vielmehr seit längerer Zeit als eine hartnäckige, widerspänstige Race übel angeschrieben waren. So kam es, daß man den Boeren die Selbsthülfe, die sie bisher geübt, verbot, worauf sie ganz folgerichtig verlangten, daß man sie schützen solle, wenn sie sich nicht selbst schützen dürften. Das konnten die Gouverneure nicht, weil es ihnen an Truppen fehlte, und wenn einer auch endlich sich dazu entschloß, wurde er durch den Einfluß der Missionäre abgerufen. Diese Straflosigkeit reizte die Kaffern zu immer frechern Angriffen. Erst als sie im J. 1819 in die Colonie einbrachen, und man ernste Maaßregeln zu ihrer Zurückwerfung ergreifen mußte, wurde die Sache etwas näher untersucht, und da fand sich denn, daß die Boeren keineswegs die Urheber des Unheils waren, sondern eines angemessenen Schutzes bedürften. Damals entschloß man sich in England, zum Theil durch diese Verhältnisse veranlaßt, eine Auswanderung nach dem Cap zu unterstützen, und die Auswahl der Emigranten wurde mit großer Umsicht getroffen, indem man meist Landleute und entlassene Soldaten nahm, und ihnen eine Anzahl Halbsoldofficiere, die sich freiwillig anschlossen, beigab. Diese Ansiedler sollten gleichsam einen Gränzwall zwischen den Kaffern und den Boeren bilden, und deßhalb wählte man das Gebiet von Albany aus, das nordöstlich an den großen Fischfluß stößt, und wo Grahamstown gegründet wurde.

Mit dieser englischen Colonie gewann die Sache bald ein anderes Ansehen, denn diese englischen Colonisten wußten sich nicht nur beim Gouverneur, sondern auch in England Gehör zu verschaffen, und ihre Lage war der der Boeren vollkommen gleich, so daß sich bald eine Gemeinschaftlichkeit der Interessen ergab, welche für das Ganze sehr ersprießlich wurde. Wahrscheinlich wäre eine größere Verschmelzung erfolgt und eine Beruhigung eingetreten, wenn nicht die Maaßregel der Sklaven-Emancipation (1833), welche nicht bloß die großen Landbesitzer ihrer Arbeiter beraubte, sondern auch eine zahlreiche Classe Vagabunden schuf, die auf ihre Kosten lebten, und ein neuer Kafferkrieg die Erbitterung der Boeren an der Gränze aufs höchste gesteigert hätten. Der Krieg mit den Kaffern, der auch die englischen Ansiedler hart traf, war so wenig durch die Colonisten veranlaßt, daß selbst die Missionäre ihnen dießmal nicht die Schuld zumessen konnten, und der Gouverneur, Sir Benjamin d'Urban, der sie selbst gegen den Feind geführt hatte, war ihnen und ihren Beschwerden günstig. Er trieb die Kaffern vom großen Fischfluß, der damaligen Gränze, weg, legte Ansiedlungen von Hottentotten und Fingos, einer Völkerschaft, die bei den Kaffern in drückender Knechtschaft gehalten worden war, längs dem Büffelfluß an, und verordnete, daß der Strich zwischen dem Büffelfluß und dem großen Kei-Fluß unbewohnt bleiben solle. Nun glaubte man in der Colonie vor weiteren Kafferangriffen geschützt zu seyn. Aber man hatte ohne den Einfluß der Missionäre in England gerechnet, denn der damalige Colonialminister verweigerte den Anordnungen des Gouverneurs seine Zustimmung, befahl das Land den Kaffern zurückzugeben, und setzte eine Commission nieder, um — über die Mißhandlung der Kaffern durch die Boeren zu berichten. Da erhob sich ein Schrei des Unwillens unter den Boeren, und nun begann

Hottentottenstämme machten; nicht nur gingen die im englischen Sold stehenden Hottentottentruppen größtentheils zum Feind über, [1] sondern Hottentottenemissäre durchstreiften sämmtliche Stämme, um einen allgemeinen Abfall von den Engländern herbeizuführen, selbst die von den letztern so gehätschelten Griquas und die gegen die Boeren aufgestachelten Bassutos am Orange-Gebiet machten sich gleicher Absicht sehr verdächtig, und ohne die feste Haltung von Pretorius und den Boeren jenseits der Vaal wäre vermuthlich ein Sturm ärger als alle früheren über die Colonie losgebrochen.

Der letzte Kafferkrieg bildet den Umschlag in der Colonialpolitik, soweit sie das Cap betrifft: man hat erkannt, daß die Wilden, wenn man sie auch zum Theil als Kinder behandeln muß, sehr ungezogene Kinder sind, und daß die halbe Bekehrung und der halbe Unterricht, den sie von den Missionären empfingen, die Sache nur schlimmer gemacht hat, indem sie aus den erworbenen Kenntnissen und dem gewonnenen Vertrauen die Mittel zu umfassendem Verrath schöpften. Das kluge und hochherzige Benehmen von Pretorius, dem Haupt der Boeren jenseits des Vaalflusses, welcher die Provinz Natal vor einem Anfall der Kaffern zu einer Zeit schirmte, wo die Engländer keine Hülfe leisten konnten, scheint schon im J. 1848, als die Orange-River-Sovereignty gegründet wurde, die Veranlassung gewesen zu seyn, daß die Einrichtung des Landes als brittische Provinz keine dauernde Maaßregel seyn solle, sondern möglicher Weise, wenn die Bewohner unabhängig bleiben wollten, wieder aufgehoben werden könne. Die Kosten der letzten Kafferkriege an Geld und Menschen waren Ursache, daß die englische Regierung es selbst angemessen fand, diese Unabhängigkeit zu gewähren. Die Engländer, welche sich indessen in dem Gebiet niedergelassen, und die Beamten, die sie daselbst eingesetzt, sowie die Partei der Missionäre, war einem solchen Schritt durchaus abgeneigt, und sie boten allem auf, ihn zu hintertreiben. Das wäre in früherer Zeit auch gewiß gelungen, jetzt aber hatte die Regierung zu theure Erfahrungen gemacht, und mit dieser Unabhängigkeit war ihr selbst gedient; deßhalb scheiterten alle diese Versuche und die mannichfachen Klagen, die in englischen Journalen darüber laut wurden, [2] hatten keinen Erfolg. Auch im Parlament wurde die Sache angeregt von einem Hrn. Alderley (9 Mai), ohne daß die Regierung im mindesten sich veranlaßt sah, ihre Maaßregel zu ändern, ja sie hatte sogar die Befriedigung, daß der ehemalige torhistische Minister der Colonien, Sir J. Pakington, sich für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Maaßregel erklärte. Man kann indeß aus der Parlamentsverhandlung den wahren Grund, weßhalb die Regierung den Plan selbst gegen eine einflußreiche Partei durchführte, nicht ersehen, und ist auf Vermuthungen angewiesen, zu denen freilich die neuere Geschichte der Capcolonie den Schlüssel gibt.

Im Laufe der Zeit konnte es nicht fehlen, daß die Eingebornen zum Theil aus ihrer Dumpfheit herausgerissen und durch den bald feindlichen, bald friedlichen Verkehr auf eine höhere geistige Stufe gestellt wurden. Die Herrschaft der Engländer, die Befreiung der Hottentotten aus der Art von Leibeigenschaft, in der sie durch die Boeren gehalten worden waren, schuf eine gefährliche Classe von Leuten, die mit wenigen Bedürfnissen, an die Beschwerden ihres Landes gewöhnt und bei ihrer eingewurzelten Trägheit eben nicht die besten Mitglieder der Gesellschaft wurden. Die Boeren hatten sie zur Arbeit gezwungen, als dieser Zwang wegfiel, wurden sie nicht, wie manche sich eingebildet hatten, freie Leute, die um so mehr sich bemühten, durch Fleiß und Anstrengung auf eine höhere Stufe vom Wohlstand emporzusteigen, sondern sie wurden großentheils Vagabunden; die Regierung erkannte dieß allmählich und suchte sich dieser Bevölkerung möglichst zu erwehren, indem sie einen nicht unbedeutenden Theil derselben zu militärischen Ansiedlern machte und besondere Hottentottencorps schuf. Bald bildeten sich nun Einverständnisse zwischen ihnen und den Kaffern, und im letzten Kriege fielen die Militäransiedlungen sowohl als die regelmäßigen Hottentottencorps ab, und fügten, in Folge ihrer militärischen Uebung, den Engländern die bedeutendsten Nachtheile zu, bedeutendere als die Kaffern selbst. Man stieß im Norden und im Westen auf zahlreiche Einverständnisse der schwarzen Völkerschaften gegen die Weißen, und wenn nicht bei Zeiten eingeschritten wurde, war ein Racenkrieg unvermeidlich. Es wird freilich Leute geben, die behaupten, die Schwarzen hätten Recht, sie verbänden sich nur unter einander gegen die fremden Eindringlinge. Das klingt sehr schön, aber einestheils kann die englische Regierung ihre in jenen Ländern einmal befindlichen weißen Unterthanen nicht ermorden lassen, und andererseits, wenn man — par impossible — die ganze Capcolonie räumen wollte, würden diese einheimischen Stämme den scheußlichsten Vertilgungskrieg untereinander fortsetzen, wie die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat. Soll einige Civilisation in jene Länder eindringen, so kann es nur geschehen, indem die geistig und physisch überlegene weiße Race die schwarzen Stämme im Zaum hält. Das kann die englische Regierung für sich allein auf dem weiten Raum nicht, sie muß die ganze weiße Race für sich und diesen Zweck interessiren. Pretorius erkannte dieß sehr wohl, als er den die Provinz Natal bedrohenden Kafferstämmen bedeuten ließ, daß er über sie herfallen werde, wenn sie einen Angriff wagten. Daher kam es, daß die Engländer im J. 1852 diesen Mann, auf dessen Kopf sie sich vier Jahr zuvor nicht gescheut hatten, einen Preis zu setzen, feierlich empfingen. Damals schon muß, wie sich auch aus Sir J. Pakingtons Erklärung ergibt, der Entschluß, die Unabhängigkeit der Boeren anzuerkennen, gefaßt gewesen seyn.

Das sind Gründe, die man nicht an die große Glocke hängt, und es erklärt sich, daß viele Engländer über die unerwartete Nachgiebigkeit ihrer Regierung nicht wenig verduzt waren. Der brittische Commissär, Sir G. Clerk, welcher über diese Unabhängigkeitserklärung verhandeln sollte, kam in die komische Lage, nicht gegen die widerspänstigen Boeren, sondern gegen die in der Orange River Sovereignty sitzenden Engländer, welche mit aller Gewalt „loyale brittische Unterthanen“ bleiben wollten, ankämpfen zu müssen. In

[1] Es ergab sich aus den spätern Ermittelungen, daß gerade diejenigen Hottentotten, welche man zwischen den Engländern und Kaffern als Schutzwehr gegen letztere angesiedelt hatte, und die fortdauernd Unterricht bei den Missionären genossen, am schlimmsten hausten; hier war der Sitz einer wahren Verschwörung gegen die Engländer; sie erklärten ganz naiv, sie wollten unter dem Gouvernement stehen, wenn nur die angesiedelten Engländer entfernt und das Land ganz mit Hottentotten besetzt würde.

[2] Von diesen wird die englische Bevölkerung in dem Lande zwischen Gariep und Vaalfluß auf 3 bis 4000, offenbar übertrieben, angegeben, die holländische auf 10 bis 12,000. Letztere Angabe ist gewiß zu gering, wenn die Angabe des Amsterdamer Handelsblads, daß die Gesammtzahl der ausgewanderten Boeren nördlich und südlich vom Vaalfluß gegen 70,000 beträgt, richtig ist. Auch der Unabhängigkeitsvertrag nimmt 25,000 an, wo jedoch die Griquas und Bassutos eingerechnet scheinen.

ed by Google

der Capcolonie selbst sahen alle, welche zur englischen Partei gehörten, die Räumung der Orange River Sovereignty durchaus ungern, und man appellirte von verschiedenen Seiten sehr dringend an die Regierung den gefaßten Beschluß zurückzunehmen. Delegirte wurden zu dem Ende, wie wir schon bemerkt haben, nach London geschickt. Dort merkten indeß die klugen Zeitungsblätter bald, daß die Regierung sehr wichtige Gründe haben müsse, und die Times enthielt einen umständlichen, aber sehr nichtssagenden Artikel, der sich in allgemeinen Redensarten ergoß; die Shipping and Mercantile Gazette sprach ein langes und ein breites über die Nothwendigkeit die errungenen Stellungen zu behaupten, und das von der Regierung den schwarzen Bevölkerungen gegebene Worte nicht Lügen zu strafen, bemerkte aber doch: „wir fürchten, daß wenig Aussicht vorhanden ist, die Regierung von ihrem Entschluß abzubringen. Die Tendenz sich auszudehnen und ihre Colonialerwerbungen festzuhalten, war bisher ebenso der Zweck als das Mittel zum Fortschritt Englands. Die Annahme eines neuen diametral entgegengesetzten Verfahrens muß sehr gewichtige Gründe haben." Auch das Amsterdamsche Handelsblatt (vom 16 Junius) meint, „eine solche Handlung sey einzig in der brittischen Geschichte", und fügt hinzu: „daß die Sache nichtsdestoweniger von Seite der englischen Regierung ernstlich gemeint ist, hat das Ministerium dieser Tage bewiesen, und zwar trotz einer Commission, welche von den englisch gesinnten Bewohnern der Souverainetät abgesendet, sich seit drei Monaten in London befindet, um die Freierklärung zu hindern."

Der Vertrag wurde am 23 Februar d. J. abgeschlossen, die Bewohner der ehemaligen Orange River Sovereignty der Unterthanenschaft von der brittischen Krone entbunden, dieselben als ein freies unabhängiges Volk anerkannt, und die von ihnen aufzustellende Regierung soll als eine „freie und unabhängige betrachtet und behandelt werden." Sehr bezeichnend sind die Bestimmungen, daß die neue Regierung sich den nöthigen Vorrath von Munition in der Colonie nach Belieben kaufen kann, und daß die englische Regierung auf ihre Verträge mit den eingebornen Stämmen und Häuptlingen verzichtet. Diese Verträge waren bisher immer das großentheils absichtlich hervorgesuchte Mittel gewesen, mit den ausgewanderten Boeren beliebig Händel anzufangen, und die Wichtigkeit des Punkts über die Kriegsmunition erhellt daraus, daß einestheils die Engländer bemüht sind, den Verkauf von Gewehren und Schießbedarf an die Einheimischen möglichst zu beschränken, andererseits die ausgewanderten Boeren sowohl südwärts als nordwärts des Vaal bereits angefangen haben, den eingebornen Stämmen die in ihren Händen befindlichen Feuerwaffen wieder zu nehmen. Feuerwaffen im Besitz dieser Leute geben nur dem Stamme, der sie hat, ein ungeheures Uebergewicht über die Nachbarstämme, die keine besitzen, und dieß führt zu rohen Vernichtungskriegen. Man handelt also von Seite der Weißen gar nicht bloß im Sinne einer eigennützigen Herrschsucht, sondern auch im Sinne der Humanität.

Zu Bloemfontein, einem Fort in der ehemaligen Orange-River-Sovereignty, wurden die Zusammenkünfte mit Sir G. Clerk gehalten, und auch der Vertrag geschlossen. Eben daselbst fanden auch die Zusammenkünfte der Abgeordneten der Bewohner des Gebiets statt. Man eilte eine regelmäßige Regierung zu begründen. Am 10 April wurde die Constitution des neuen Staats unterzeichnet.[1] Eine Verordnung vom 15 April stellt fest, daß das Holländische die officielle Sprache ist, und daß alle an die Regierung und die Gerichtshöfe eingereichten nicht holländischen Schriften mit einer holländischen Uebersetzung versehen seyn müssen. Das kränkt freilich die noch im Lande wohnenden Engländer, ist indeß nicht zu ändern. Nachdem England durch unkluges und hartes Verfahren die Boeren aufs äußerste getrieben, konnten sie sich nur mit der völligen Unabhängigkeit begnügen, und England mußte aus höhern Rücksichten der allgemeinen Sicherheit der Colonie diese völlige Unabhängigkeit zugestehen. Nur die unbeugsame Ausdauer der holländischen Boeren und ihre wirklich heldenmüthige Tapferkeit, die sie inmitten der zum Theil aufs böswilligste gegen sie aufgehetzten schwarzen Stämme entfalteten, konnte ein solches Resultat herbeiführen; aber auch nur ein so tüchtiges Volk kann den Engländern die Vortheile sichern, welche sie sich von der Concession versprechen. Es wird, wie leicht zu erachten, unter diesem Volke stets eine gewisse Eifersucht gegen die englische Regierung vorwalten, aber wenn die Engländer mit aufrichtigem Sinne dem Unabhängigkeitsvertrag gemäß handeln, so ist auch zu erwarten, daß beide Theile in beiderseitigem, wohl erkanntem Interesse Hand in Hand gehen. In dem Vertrag ist von den ausgewanderten Boeren jenseits des Vaalflusses, der sogenannten transvaalschen Republik, gar nicht die Rede; der Trotz, mit dem diese jedem Verkehr und jeder Nachgiebigkeit gegen England ausgewichen waren, hatte etwas beleidigendes für England, und wohl darum ist ihrer mit keiner Sylbe gedacht worden; nichtsdestoweniger ist durch die Unabhängigkeit der Boeren südwärts vom Vaalfluß die der Boeren nordwärts desselben von selbst mit inbegriffen, und haben sich nur erst die Verhältnisse der südlichen formell anerkannten Republik festgestellt, so wird eine Verbindung mit der nördlichen von selbst folgen, und dann ein unabhängiger weißer Staat im Innern dastehen, der vom 29° S. B. bis weit in den Norden hinauf eine gebietende Stellung unter den schwarzen Völkerschaften einnimmt, in rascher Volkszunahme begriffen ist, aber doch an Zahl zu schwach ist, um nicht die Nothwendigkeit zu fühlen, gegen die einheimischen Stämme mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu handeln.

[1] Diese und die folgenden Nachrichten sind aus einem holländischen Blatt „de Indier" vom 15 Julius entnommen, der diese Constitution vollständig enthält; wir führen namentlich daraus an, daß das römisch-holländische Recht gilt, soweit nicht besondere Verordnungen des Landes entgegenstehen.

Eine Schilderung Varna's.

(Von C. J.)

Die günstige Lage Varna's im Norden des Balkans, am Meere und an den Hauptcommunicationen nach dem Kriegsschauplatz in Bulgarien zeigt sich in strategischer und administrativer Beziehung in dem Augenblick recht deutlich, wo die englisch-französische Armee im Begriff ist den eigentlichen Kriegsschauplatz zu betreten. Durch die Lage dieses Platzes am Meere und jenseits des Balkans wird der alliirten Armee einer der zeitraubendsten und schwierigsten Märsche, besonders aber die noch immer keineswegs leichte Passage des Balkans erspart. Um das Gesagte dem Leser anschaulicher zu machen, erwähnen wir, daß der Landweg von Gallipoli nach Varna alles in allem gerechnet mindestens 60 geographische Meilen beträgt. Die mannichfachen Schwierigkeiten in Erwägung gezogen, welche die Natur der Bodenverhältnisse, Wege und Brücken, die Unterkunft und Verpflegung den Truppen entgegensetzt, so dürfte selbst die marschgeübteste Truppe mindestens 30 Tage nöthig haben um jenes Object zu Lande zu erreichen.

Um so mehr aber wird dem Leser der ungemein wichtige Vortheil einleuchten, welcher den Alliirten aus der Berührung des Kriegsschauplatzes mit dem Meere erwächst, wenn wir anführen, daß ein Dampfer jene Strecke von Gallipoli nach Varna in 27 Stunden, mit zwei oder drei Schleppschiffen im Tau aber in 54 Stunden zurücklegt. Allerdings ist hier in Anschlag zu bringen, daß die Truppen nicht auf einmal und mit Einem Transport expedirt werden können; je nach den Transportmitteln aber, welche zur Verfügung stehen, ist es keineswegs eine allzu schwierige Sache in 10 Tagen ein Corps von etwa 40,000 Mann Infanterie und Artillerie jene Strecke zurücklegen zu lassen, wobei freilich eine entsprechende Anzahl Cavallerie und der Train nicht mitgerechnet sind.

Wir verkennen nicht, daß einer Truppe die mit voller Ausrüstung den Weg nach dem Kriegsschauplatze zu Fuß zurückgelegt, daraus alle die wichtigen Vortheile erwachsen, über die schon Julius Cäsar in seinem „in pedibus robur“ sich ausläßt. Indessen Umstände verändern die Sache: dreißig Tagemärsche hier zu Lande, noch dazu mit der Passage über den Balkan, kommen, was die Abnutzung des Materials betrifft, mindestens der doppelten Anzahl Märsche gleich, welche etwa dieselbe Truppe auf einem Kriegstheater des Abendlandes zurückzulegen hätte, ein Umstand der bei der Schwierigkeit des Ersatzmaterials, womit die Verbündeten bei der großen Entfernung von ihren Hülfsquellen zu kämpfen haben, alle Berücksichtigung verdient.

Noch wichtiger aber ist es für die verbündeten Armeen, daß alles und jedes nach dem Kriegsschauplatz bestimmte Material auf dem Seeweg herangefahren und in Varna ausgeladen werden kann, dessen geographische Lage und Befestigung es zum natürlichen Magazinsplatz für eine im östlichen Bulgarien operirende Armee machen. In Wahrheit bildet denn auch im Augenblick Varna das Eingangsthor für alle englisch-französischen Truppen und für ein sehr bedeutendes Armee-Material, dessen Menge und Bestand zur Genüge anzeigen, daß die Alliirten sich auf einen längeren Feldzug rüsten.

Es ist unsere Absicht hier Varna als Festung etwas näher zu betrachten, und müssen wir von vornherein erwähnen, daß deren Werke, mit Ausnahme der am Meere und der Devna gelegenen östlichen und südlichen Front, was Lage und Construction betrifft fast gar keine Aehnlichkeit mehr haben mit denen, welche Herr von Moltke hier vorfand und beschrieb, was wir nachfolgend im Zusammenhang unserer Schilderung darlegen werden.

Was das Terrain um Varna betrifft, so ist hierüber bereits im allgemeinen das Wesentlichste gesagt worden, und wir werden das was zum bessern Verständniß etwa noch nothwendig ist, im Zusammenhang und da bringen, wo von der Wechselbeziehung zwischen den Werken und dem Terrain die Rede seyn wird. Wenn wir uns im nachfolgenden öfters auf von Moltke's viel verbreiteten Plan [1] beziehen, so geschieht das um dem Leser deutlicher zu werden, indem derselbe eine allgemeine Uebersicht des umliegenden Terrains und der Lage der Stadt selbst gibt.

Die Umfassung der Festung oder die Umwallung beträgt dermalen nahe an 7000 Schritt, und ist noch heute die westliche Seite des inneren Raumes vom alten Wall an unbebaut und würde jedem intelligenten Festungs-Commandanten eine sehr willkommene Gelegenheit bieten, den trefflichen Boden zur Gewinnung von Brodfrucht u. s. w. zu benutzen, indem bei der Größe dieses Raumes sein Ertrag die Magazine auf mehrere Monate füllen würde. Die Stadt zählt heute noch einige 20,000 Einwohner, und trotzdem das russische Bombardement sie 1828 zum größten Theil in Trümmer legte, so ist doch ihre Bauweise dieselbe geblieben, indem elende aus dem leichtesten Holz gebaute Häuser, die wie Zunder Feuer fangen, und ein Labyrinth von engen Gassen ihr Inneres bilden. An den nothwendigsten bombenfesten Räumen fehlt es gänzlich, indem nur zu beiden Seiten der durch den Hauptwall geführten Thor-Poternen kleine Räume überwölbt sind, die sich höchstens zu kleineren Pulvermagazinen eignen. Nicht einmal die Hauptmagazine und das große massiv aufgebaute Hospital sind bombenfest, und da die zahlreichen engen Gassen meistens mit 10—15 Fuß hohen Mauern eingefaßt sind, die kaum 2 Fuß stark und auf die oberflächlichste Weise mit einer Mischung von Straßenschmutz und Kalk zusammengefügt sind, so ist leicht zu ermessen, welche ungeheure Verwüstung ein feindliches Bombardement in der Stadt anrichten muß. Da der Hauptwall auf der inneren Seite mit einer Kalksteinmauer verkleidet ist, so kann die türkische Besatzung nicht einmal zu dem gebräuchlichen Aushülfsmittel — sich durch Eingrabungen und Eindeckungen bombenfeste Räume zu schaffen — greifen. Durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hat man an der Nordfront, zwischen dem Wall und der Stadt, einen an 5—600 Schritt breiten Raum unbebauten Raum gelassen. Dagegen treten an den der Wasserseite zugekehrten Fronten die Häuser so nahe an die Umfassung heran, daß zwischen beiden eine nur sechs Schritt breite Gasse hinläuft. Sollte bei einem feindlichen Bombardement an diesen Seiten Feuer auskommen, so bleibt dem Vertheidiger nichts übrig, als die betreffenden Werke zu verlassen.

Dieser Mangel an bombenfesten Räumen ist denn auch die Veranlassung, daß man die zahlreichen Magazine des Platzes längs und dicht der südlichen Umfassungsmauer angelegt hat. Doch sind dieselben mit geringer Ausnahme keineswegs feuerfest und ebenso

[1] Zu dessen Werk: „der russisch-türkische Krieg in der europäischen Türkei 1828 und 1829“ gehörig.

wenig ist die Stadt von der Wasserseite anders vor einem Bombardement geschützt als durch die Batterien der Werke. Wir erwähnen dieses Umstandes um so mehr, als v. Moltke in dem genannten Werke sagt: „die flache Bucht v. Varna habe während der Belagerung 1828 der russischen Flotte unter Admiral Greigh nicht gestattet näher als auf eine Distanz von 2000 Schritt an die Werke heranzufahren, aus welchem Grunde das Bombardement von der Seeseite her sich ziemlich unwirksam erwiesen habe." Es muß das Gesagte auf einem Irrthum beruhen, denn der Anblick der englischen Linienschiffe „London" und „Bellerophon", welche in der allerwirksamsten Kernschußweite der südöstlichen Front gegenüber vor Anker liegen, beweist daß ein Bombardement von der Hafenseite vollkommen möglich ist, wie denn auch die neue Anlage mehrfacher Batterien zu beiden Seiten der Bucht, die wir später erwähnen werden, dafür spricht, daß die Türken recht wohl erkannt haben, daß hier mehr zur Vertheidigung geschehen müsse, als es vordem der Fall war.

Mit Trinkwasser ist die Stadt durch eine über Islam Oglu Tabiassi führende Wasserleitung, sowie durch Brunnen im Inneren für den gewöhnlichen Bedarf versehen. Indeß herrscht im Augenblick, wo die zahlreichen Lager der Alliirten die Stadt umgeben, bereits halber Mangel in der Stadt, und wenn bei einer Belagerung jene Wasserleitung abgeschnitten würde, so sähen sich die Bewohner und die Garnison auf das süße Wasser des Devno-Sees und Flusses angewiesen.

Die Haupt-Enceinte des Platzes bildet der Form nach ein unregelmäßiges Fünfeck. Um einen Anhaltspunkt zu haben, bitten wir den Leser den Punkt T auf Moltke's Plan ins Auge zu fassen, wo 1828 ein Thurm nebst einer kleinen Bastion sich befand. Es ist dieß der am weitesten nach Osten ins Meer hervortretende Punkt der Festung, an dessen Stelle sich dermalen eine an 140 Schritt breite Batterie in zwei aufgemauerten Etagen befindet, welche 17 meist 54pfündige eiserne Kanonen zählt, die über Bank feuern. Zwischen dieser Batterie, Jeni Kule Tabiassi (neue Thurm-Batterie oder Bastion) genannt, und dem Punkt, wo v. Moltke das Bastion Nr. 4 angibt, also da wo die nordöstliche und nördliche Front zusammenstoßen und wo heute eine bastionirte Redoute, Nußret Tabiassi (siegende Batterie), sich befindet, ist die Front gelegen, auf die 1828 die Russen ihren Angriff richteten, und welche durch die russischen Minen fast gänzlich zerstört wurde, weßhalb dieselbe neu aufgebaut worden ist. Die auf Moltke's Plan angegebenen Bastionen existiren heute nicht mehr, vielmehr besteht die Umfassung in einem einfachen Hauptwall mit Graben, der zwischen den vorgenannten Bastionen eine Länge von 800 Schritt hat. Ungefähr in der Mitte dieser Linie befindet sich ein Wehr, durch das ein kleiner Bach dem Meere zufließt. Zu beiden Seiten dieses Baches ist der Hauptwall durch eine einfache crenelirte Mauer ersetzt, die einen nach der Stadt zu scharf einspringenden Winkel bildet, an dessen Schenkeln man unweit des Scheitelpunktes drei Geschütze aufgestellt hat, welche die gebrochenen Wall-Linien der Länge nach bestreichen. Weßhalb man hier den Hauptwall durch eine mehrere 100 Schritt lange nur 5 Fuß dicke Mauer unterbrochen hat, ist nur und allein durch die Abneigung der Türken vor aller Arbeit zu erklären, indem sie andern Falles jenes Baches halber einige Wasserbauten hätten vornehmen müssen. Wir werden später nachweisen, daß die hier in Rede stehende Front die schwächste der ganzen Festung ist.

Die Nordfront der Festung dehnt sich in einer Länge von ungefähr 1900 Schritt von Nußred Tabiassi bis zum Bastion Jildis Tabiassi (Stern-Batterie) aus, welches letztere an der Stelle gelegen, wo auf Moltke's Plan das Bastion 7 angegeben ist. Zwischen den genannten größeren Flügelwerken liegen, von Osten nach Westen gerechnet, die kleineren Bastione Cheirie- und Fethie Tabiassi (die gesegnete und siegreiche Batterie), und zwar mit Abständen von 4—500 Schritt unter sich.

Die Westfronte läuft von Jildis Tabiassi in ziemlich gerader Richtung nach Süden bis zu dem am linken Ufer der Devna gelegenen Bastion Kadir Baba (Frauen-Vater), und zwar in einer Länge von 1700 Schritt mit den Zwischenbastions Kadrie und Mahmudie. Mit Ausnahme der beiden Flügelwerke dieser Front, welche gänzlich neueren Ursprungs sind, hat sich hier in der Hauptumwallung nichts geändert; indeß stimmt weder die hier angegebene Länge der letzteren, noch die Anzahl der Bastionen, noch die Situation der Enceinte mit dem vorerwähnten Plan überein. So macht nämlich die letztere bei der Kadrie, welche genau 500 Schritt südlich von Jildis Tabiassi gelegen ist, einen sehr merkbaren einspringenden Winkel, während die Bastion Mahmudie, 500 Schritt südlich von der letzteren gelegen, einen ausspringenden Winkel macht, und statt der Bastionen 7, 8 und 9 auf dem Plane von M., liegen hier die angegebenen 4 Bastionen.

Von der Bastion Kadir Baba an bis zu der von Jömbrück Tabiassi (Mauth-Batterie) zieht sich in einer Länge von 1600 Schritt die Südfront der Festung hin. Dieselbe besteht in einer mehrfach gebrochenen, und ein- und ausspringende Winkel bildenden einfachen crenelirten Mauer ohne Graben, in der da wo auf M.'s Plan die Bastion 10 angegeben ist, die kleine einen Halbkreis bildende Bastion Tschair Tabiassi (Wiesen-Batterie) sich befindet.

Das ganze Terrain, auf dem Varna gelegen ist, fällt nach der Devna und dem Meer hin ab, und zwar im Süden von Kadir Baba bis Tschair Tabiassi mit einer ziemlich steilen Böschung, während die andere Strecke der Südfront bis Jömbrück Tabiassi im Niveau der Devna gelegen ist. Bei Kadir Baba noch 180 Schritt von der Devna abgelegen tritt die auf der Höhe fortlaufende Umfassungsmauer nach und nach näher an die Devna heran, und läßt endlich zwischen sich und dem Flusse nur so viel Raum, daß hier ein Fahrweg hinzieht (Schumlaer Weg).

Von der Südfront ungefähr 500 Schritt aufwärts von der Devna-Mündung führt eine alte, sehr baufällige steinerne Brücke über den Fluß, und unmittelbar davor ist der Brückenkopf gelegen. Letzterer, ein Sechseit bildend, ist allerdings sehr eng und würde neben den Geschützen kaum mehr als 300 Mann Infanterie aufnehmen können; indessen genügt er vollkommen um den zwischen der Bucht und den Devna-Sümpfen, welche hier nach der Festung zu ein kaum 100 Schritt breites Defilé bilden, hinführenden Weg zu vertheidigen. Der acht Fuß hohe Wall des Brückenkopfs hat 16 Fuß Breite und ist im Innern mit Flechtwerk bekleidet, sonst aber mit Rasen revetirt, der Graben ist 12 Fuß tief und 24 Fuß breit, übrigens aber trocken, so leicht es auch wäre, denselben aus der Devna zu speisen. Escarpe und Contrescarpe sind aus weißem Kalkstein aufgemauert und fast senkrecht. Die im Brückenkopf aufgestellten 11 Geschütze vom schwersten Kaliber feuern durch Scharten, welche mit Schanzkörben ausgesetzt sind und stehen auf steinernen Bettungen.

Von Jömbrück Tabiassi bis Jeni Kule Tabiassi zieht sich in einer Länge von 780 Schritt die südöstliche Front der Festung hin. Die Enceinte bildet die sich fortsetzende einfache crenelirte Mauer, die, da das Terrain hier wieder etwas ansteigt und mit steilem Fels zum Meer abstürzt, 30—40 Fuß über dessen Spiegel gelegen ist. Während an der Devna-Mündung noch ein 80 Schritt breiter

Landungsplatz bleibt, an welchem die Landungsbrücken gelegen sind, verengert sich derselbe zuletzt so sehr, daß nur noch ein schmaler Fußpfad längs der Mauer hinführt. Da wo diese einen gegen das Meer ausspringenden Bogen bildende Front am weitesten in dasselbe hinausreicht, ist die kleine Bastion Ewlar Burnu Tabiassi (Häuser-Cap-Batterie) gelegen.

Die Haupt-Enceinte, den Steigungen und Senkungen des Terrains folgend, besteht aus einem Erdwalle und 11 Bastionen. Das Commandement desselben ist so gering, daß man von dem vorgelegenen Terrain aus die obere Wallbrustwehr nur bis zur Sohle der Schießscharten sieht. Da man indeß das Vorterrain, so weit dieß dessen Configuration gestattete, eingeebnet hat, und dasselbe innerhalb der Kernschußweite vom Feuer der Werke ziemlich kräftig bestrichen werden kann, so scheint uns jenes geringe Commandement um so zweckentsprechender zu seyn, als dem Feuer des Belagerers sich nur ein sehr geringes Ziel zeigt, ohne daß die Feuerwirkung des Vertheidigers dadurch beeinträchtigt würde. Die obere Stärke des Walles beträgt durchschnittlich 18—20 Fuß, seine Höhe aber wechselt je nach dem Terrain zwischen 14 und 20 Fuß. Die innere Böschung des Walles ist mit einer ziemlich senkrecht stehenden Kalksteinmauer von gut 3 Fuß Stärke revetirt, deren oberes Ende einen ringsum laufenden, also sehr schmalen Wallgang bildet, der nur zur Infanterie-Vertheidigung geeignet. Die innere Höhe der eigentlichen Brustwehr hat die eigentliche Anschlagshöhe und ist mit vier Lagen gut gearbeiteter Faschinen, die äußere Böschung derselben bis zur Escarpenmauer mit Rasen bekleidet. Der Graben hat eine zwischen 24 und 30 Fuß wechselnde Breite und eine wechselnde Tiefe von 16—24 Fuß, Escarpe und Contreescarpe sind mit Kalkstein fast senkrecht aufgemauert, im übrigen ist derselbe trocken und ohne alle andere Vertheidigung als die sehr spärlich auf den Flanken der Bastione placirten einzelnen Geschütze. Es ist das um so unbegreiflicher, als die Türken bekanntlich sehr viel auf eine hartnäckige Grabenvertheidigung halten, und während der Belagerung 1828 sich darin wahrhaft auszeichneten. In der Regel schaffen sie sich ihre Logements im Graben erst, wenn der Belagerer im Begriff ist, sich auf dem Glacis festzusetzen und mit der Descente vorzugehen, was ihnen die zahlreichen durch den Hauptwall in Graben gehenden Thore (Kapu) sehr erleichtern. Es ist bereits bemerkt worden, daß der Theil der Festung von der Bastion Kadir Baba Tab. bis Jeni Kule Tab. nur eine einfache sogenannte Kehlmauer ohne Graben hat.

Auf den zwischen den einzelnen Bastionen befindlichen oft 5—600, ja sogar 700 Schritt langen Courtinen muß wegen des schmalen Wallganges von 3 Fuß Breite auf jede Placirung von Geschütz verzichtet werden, da dieselben ausschließlich zur Infanterie-Vertheidigung eingerichtet sind, und selbst dieser nicht gestatten an den hier oder da bedrohten Punkten eine zweigliedrige Stellung einzunehmen. Diese geringe Dimension des Wallganges, der also nichts anderes ist als ein hochgelegenes Banket für Infanterie, hat noch den großen Uebelstand, daß jeder Verwundete rückwärts von diesem 10—16 Fuß über dem Horizont gelegenen Banket hinabstürzen wird, was um so wahrscheinlicher als die meisten Wunden Kopfwunden seyn werden. Da übrigens ungeachtet der Länge der Courtinen nie mehr als Ein Aufgang zum Walle zwischen zwei Bastionen statt hat, so gehörte auch das Fortschaffen der Verwundeten hinter den Vertheidigern weg fast zu den Unmöglichkeiten. So wirksam auch das Feuer der Nord- und Westfront von Varna in einer gewissen Entfernung von dem Hauptwalle sich zeigen dürfte, so wird es dennoch in dem Maaße abnehmen als der Angreifende mit seinen Arbeiten dem Graben nahe kommt, und damit also das Umgekehrte von dem eintreten, was man von jeder wohlconstruirten Festung und richtig geleiteten Vertheidigung fordert, nämlich: daß die Artilleriewirkung des Belagerten in den letzten entscheidungsvollen Momenten der Belagerung sich steigert. Der Grund liegt zum Theil in den sehr engen Bastionen, die nicht genug Geschütze dem Angriff entgegensetzen können und in dem erwähnten Umstande, daß auf oder hinter den Courtinen kein Geschütz aufgestellt werden kann, weßhalb man wahrscheinlich bei einer etwaigen Belagerung das Versäumte und zwar nach Verstreichung der Momente nachholen wird, wo es galt ein wohlgezieltes und starkes Feuer gegen die feindlichen Batteriebauten und Sappenteten zu richten.

Die größten und unstreitig stärksten Werke der Festung sind die drei Eck- und Flügelpunkte Nusret-, Jildis- und Kadir Baba Tab., sowie in beschränkterem Sinne Jeni Kule Tab. Die drei ersteren vertreten in ihrer dermaligen Construction die Stelle selbstständiger kleiner Forts, die durch den Hauptgraben von der Hauptenceinte geschieden und in sich vollständig geschlossen sind. Ringsum von einem mit dem Hauptgraben in Verbindung stehenden und diesem in allen Stücken gleichen Graben umschlossen, sind sie nur in der Form ihrer Bauart unter sich verschieden; dieselben stehen durch Thorpoternen mit der Festung in Verbindung.

Nusret Tab. bildet eigentlich eine sechsseitige bastionirte Redoute mit 6 kleinen Bastions an den Ecken, die mit 24 Geschützen, hier wie überall in den Werken der Festung vom allerschwersten Kaliber[1] versehen sind, und ebenso wie in allen übrigen Bastionen durch Scharten feuern, welche mit Schanzkörben ausgesetzt sind. Das Bastion bestreicht mit seinem Feuer sowohl das Terrain vor der Nord- wie vor der nordöstlichen Front, und hat im Inneren eine Länge und Breite von 160 Schritt.

Jildis Tab. ist der Form nach ein Sternwerk von 8 Saillants mit 32 Geschützen, welche die Nord- und Westfront bestreichen. Die Längen und Breitendimensionen im Inneren betragen über 200 Schritt. Unmittelbar hinter diesem Sternwerk, da wo auf M.'s Plan die Bastion 7 verzeichnet steht, befindet sich gegenwärtig ein über das vorgenannte Sternwerk und den Hauptwall erhöhter Cavalier mit zwei Epaulements, der mit 10 über Bank feuernden Geschützen versehen ist, wovon 5 zur Bestreichung der Nord- und 5 zur Bestreichung der Westfront dienen. Die letztgenannte Anlage hat zum Zweck: die hinter Jildis Tab. zusammenstoßenden Courtinen gegen das Enfiliren vom Vorterrain aus zu schützen, was namentlich in Bezug auf die Westfront von dem Punkte aus geschehen kann, der auf M. Plan mit h bezeichnet ist und wo die Türken 1828 eine gewöhnliche Feldschanze angelegt hatten, an deren Stelle sich jetzt die Redoute Islam Oglu Tab. (Islam-Sohn-Batterie) befindet.

Kadir Baba Tab. bildet ein Kronwerk, dessen an 180 Schritt lange Flanken in der Mitte gebrochen sind und hierdurch das Placement mehrerer zur Seitenbestreichung dienenden Geschütze gestatten, die dem Devno-See zugekehrte Frontseite dagegen bildet eine ganze und zwei halbe Bastionen, wovon die erstere für 6 die beiden anderen für 5 Geschütze eingerichtet sind. Das Kronwerk zählt im Ganzen 24 Geschütze, deren Feuer die West- und Südfront, sowie das vor dem Brückenkopf gelegene Terrain bestreicht. Seine größte Länge im Inneren beträgt 180 Schritt und ebenso viel die Breite.

---

[1] Die Festung hat mit Ausnahme des Feldgeschützes nur drei verschiedene Arten von Vollkugel-Kalibern, nämlich von 16, 18 und 22 Okas (eine Oka = gut $2^1/_2$ Pfd. gewöhnliches Gewicht).

Jeni Kule Tab. zählt 17 Geschütze in zwei Etagen und ist, da nur 2 derselben zur Bestreichung der nordöstlichen Front verwendet werden können, mehr zur Beherrschung des Meers bestimmt. Die niedrigste Etage liegt ungefähr 50 Fuß über dem Wasserspiegel. Die Etagen selbst sind indeß so enge und dem feindlichen Wurffeuer von der See her so ausgesetzt, daß hier jede einschlagende Bombe eine ungeheure Verheerung anrichten muß. Die Batterie der unteren Etage feuert über Bank, die der oberen durch Scharten.

Was die zwischen den Hauptwerken gelegenen Bastionen betrifft, deren Namen wir hiervor aufzählten, so sind dieselben sämmtlich sehr eng, kaum 80 Schritt in der Kehle lang und höchstens 50—70 Schritt breit. Die Facen gewähren durchschnittlich für 3—5 Geschütze, die Flanken aber nur für 1 Geschütz Platz. Die beiden an der Südfront gelegenen Bastionen bilden einen Halbkreis, sämmtliche Bastionen aber sind in der Kehlseite durch Vertheidigungsmauern geschlossen.

Die Festung an und für sich ist im Ganzen mit 178 Kanonen armirt, doch befinden sich in jeder Bastion noch ein oder zwei Mörser, welche Zahl auf der angegriffenen Front freilich vermehrt werden kann, indeß würde der Raum der Bastione kaum gestatten, während einer Belagerung noch hie und da eine Scharte für Geschütz einzuschneiden.

Wie es der Festung während der Belagerung 1828 an einem bedeckten Weg und permanenten Außenwerken fehlte, so besitzt sie auch jetzt weder das eine noch das andere. Indessen hat man die 1828 gemachten Erfahrungen seitens der Türken denn doch einigermaaßen benutzt und auf allen denen Punkten, welche innerhalb Kanonenschußweite das Terrain vor dem Hauptwall beherrschen, passagere Werke angelegt, die zum Theil auf denselben Stellen gelegen sind, wo 1828 sich die türkischen und die russischen Schanzen befanden. Dieselben bestehen aus fünfseitigen Redouten, deren sechste oder Kehlseite mit Pallisaden geschlossen ist. Die Brustwehr dieser Werke hat ein sehr bedeutendes Profil, doch um so unbedeutender ist das der Gräben. Die im Inneren der meisten Werke befindlichen Blockhäuser sind so klein, daß sie nur zu Pulvermagazinen dienen, und wenn auch zur Vertheidigung für Infanterie eingerichtet, doch kaum 30—40 Mann fassen können, wie denn die meisten dieser Außenschanzen nicht mehr als einige hundert Mann aufzunehmen fähig sind.

Die wichtigsten Außenwerke sind: Devno- und Maciudie-Tab. mit zusammen 8 Geschützen, welche ungefähr an der Stelle gelegen sind, wo auf M. Plan die Schanze Nr. 1 angegeben ist. Beide liegen dicht übereinander und dienen zur Bestreichung des Devno-Sees und einer unmittelbar vorgelegenen thalartigen Terrainvertiefung, wie sie denn auch das allmählich von da an nach der Festung sich absenkende Terrain beherrschen. Die Entfernung dieser Werke vom Hauptwall beträgt 1500 Schritt.

Die Redoute Islam Oglu Tab. liegt in der verlängerten Courtinen-Linie der Westfront, 16—1800 Schritt von Jildis Tab. entfernt und zwar auf einer kleinen Erhöhung des Terrains; dieselbe ist mit 7 Geschützen armirt.

Die nach dem regierenden Sultan benannte Redoute Medschidie liegt an 1000 Schritt nördlich von Nusret Tab. ungefähr da, wo auf M. Plan das Werk Nr. 8 verzeichnet steht. Hier müssen wir bemerken, daß die Terrainzeichnung auf dem genannten Plan nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Es zieht sich nämlich von dem steil abstürzenden Südrand des bulgarischen Plateau's eine recht sichtbare Terrainerhebung in südöstlicher Richtung und zwar auf eine Distance von 5—600 Schritt vor der Medschidie bis in die Nähe des Meeres hin. Wir erwähnen dieselbe, weil sie auf die Entfernung von 1600 Schritt von der Festung dem Belagerer eine gedeckte Aufstellung, sowie auf 600 Schritt ein ebenso gedecktes Herangehen an die Medschidie gestattet, die von diesem kleinen Höhenzug vollkommen dominirt wird und deßhalb nur wenig Widerstandskraft besitzt. Ist letztere aber genommen, so kann bei dem wesentlich überhöhenden Terrain auf dem sie gelegen ist, das feindliche Feuer von da aus der Festung sehr lästig werden. Hier mußte deßhalb um so mehr ein permanentes und sehr widerstandsfähiges Außenwerk angelegt werden, als namentlich, wie bereits erwähnt, die nordöstliche Front der Festung die schwächste Seite derselben ist. Dazu kommt noch, daß das am Meere und zwar in der Verlängerung der Courtine der Nordfront gelegene Außenwerk Adscher Oglu Tab. — eigentlich nur eine für 10 Geschütze eingerichtete Strandbatterie, mit der es dieselbe Bewandtniß hat wie mit der Batterie von Jeni Kule Tab. — nur so lange haltbar ist als die Medschidie sich behauptet, von letzterer aus aber im Rücken genommen werden kann; die Medschidie ist mit 9 Geschützen armirt.

Wir haben hier noch der Anstalten zu erwähnen, welche von den Türken zur Vertheidigung der Bucht, also des Hafens von Varna, getroffen worden sind und welche genugsam bekunden, daß die Festung von der Seeseite her allerdings durch eine feindliche Flotte gefährdet werden kann, so lange nicht eine hinlänglich starke Flotte, wie das im Augenblick der Fall ist, dieselbe deckt.

Zur Vertheidigung nach der Meeresseite dienen die 10 Geschütze der Adscher Oglu Tab.; ferner eine mit 8 Geschützen armirte Strandbatterie, welche zwischen der vorigen und Jeni Kule Tab. gelegen ist; ferner die Geschütze der drei Bastionen Jeni Kule Tab., Emlar Burnu Tab., Jömbrück Tab. und der der Wasserseite zugekehrten Flanke des Brückenkopfs, deren Zahl, insofern sie unmittelbar das Meer und die Bucht bestreichen, man auf 26 veranschlagen kann. Dazu kommt noch, daß man in neuerer Zeit einige Werke auf dem Kamm des Höhenzuges der Landzunge Galata Burnu errichtet hat. Dieselben bestehen in zwei terrassenförmig übereinander gelegenen Redouten mit kleinen Blockhäusern, mit zusammen 18 Geschützen, während am westlichen Fuße des genannten Caps eine Strandbatterie von 8 Geschützen liegt.

Im Ganzen wird somit die Wasserscheide von Varna durch 70 Geschütze vom schwersten Kaliber vertheidigt, die insbesondere den Eingang der Bucht mit einem sehr respectabeln Kreuzfeuer beherrschen. Die Festung aber inclus. der detachirten Werke und Strandbatterien ist im Ganzen mit 246 Geschützen armirt.

Wie sehr man sich indeß seitens der Türken auch bemüht hat bei Anlage der Werke manche Erfahrung aus der Vergangenheit zu Rathe zu ziehen, so hat man doch da, wo sich während der Belagerung 1828 die meiste Gelegenheit darbot Erfahrungen zu machen, diese in Bezug auf den Neubau der zerstörten Werke der Nordostfront nicht nur nicht angewendet, sondern dieselbe ist in ihrer dermaligen Construction noch schwächer als sie 1828 war.

Von dieser 800 Schritt langen Front, wie sie heute ist, können im Ganzen nur 6 Geschütze das zwischen ihr und dem Meere gelegene Terrain unter Feuer setzen, und da, wo nach M. Plan vordem die Bastione Nr. 2 und 3 lagen, befindet sich dermalen eine 200 Schritt lange crenelirte Mauer ohne Graben, deren unterer Theil 5, der Theil über dem Banket aber nur 2 Fuß stark ist; dieselbe führt über eine breite, tief eingeschnittene Schlucht, welche bereits in der Stadt ihren Anfang nimmt, das Bett eines unbedeutenden Baches enthält und in rein östlicher Richtung bis

zum Meere reicht. Die Terrainzeichnung auf M. Plan stimmt deßhalb hier mit der Wirklichkeit nicht überein.

Wie die Festung von dieser Seite aus einem Gegner widerstehen kann, der Herr des Meeres — und darauf mußte denn doch bei Anlage der Werke Rücksicht genommen werden — ist schwer zu begreifen, denn die genannte einfache Mauer würde dem Feuer der schweren Artillerie einer Flotte nicht lange widerstehen und ihre eigenen Vertheidiger bald bedrohen.

Es ist daher schwer begreiflich, warum man nicht die Nordfront bis zum Meere verlängert und die sehr günstige Oertlichkeit benutzt hat, die Werke bis an den steilen Abfall des Meeresufers heranzulegen, wodurch die südöstliche Front längs des Meeresufers verlängert, und mit der verlängerten Nordfront da zum Anschluß gekommen wäre, wo sich auf M. Plan ungefähr 700 Schritt nordöstlich eine busenartige Einbiegung an der Meeresküste befindet, die unter dem Schutz des Feuers einer Flotte eine Landung in kleineren Fahrzeugen vollkommen gestattet.

Wir wollen gerne einräumen, daß selbst die unbedeutendsten und fehlerhaft angelegten Werke durch die heldenmüthige Weise, womit die Türken sie zu vertheidigen wissen, vieles übersehen lassen, für das ein Commandant von einer abendländischen Armee geradezu jede Verantwortlichkeit ablehnen würde; indeß ist auch jene Voraussetzung auf gewisse Bedingungen gegründet, die mindestens kein zu arges Mißverhältniß zwischen Widerstands- und Angriffsfähigkeit und Kraft zulassen.

Varna wird, so lange die Flotte der Alliirten auf dem schwarzen Meere herrscht, nicht belagert werden, fände indeß zwischen den beiden kriegführenden Mächten Rußland und der Türkei dasselbe Verhältniß statt wie in dem vorigen Krieg, so würden wir selbst der bravsten Garnison um so weniger eine allzu lange Vertheidigungsdauer zugestehen, als die Zerstörungskraft der Artillerie heute eine viel größere ist als sie es im vorigen russisch-türkischen Krieg war.

Amerikanische Notizen.

Gold aus Californien wurde während der ersten drei Monate des Jahres in folgenden Beträgen versendet:

Nach New-York für	9,574,343,98	Doll.
„ New-Orleans für	72,800,00	„
„ London für	886,474,54	„
„ Panama für	15,000,00	„
„ Schanghai für	2,500,00	„
„ Hongkong, Canton und Whampoa für	107,274,30	„
„ Calcutta für	787,50	„
„ Manilla für	20,000,60	„
Total	10,677,170,23	Doll.

Die stärkste Einwanderung, welche bisher im Hafen von New-York ankam, war am 18 Mai 1854, wo nicht weniger als 12,471 Köpfe landeten. Die nächstfolgenden beiden Tage wurden 8245 Personen ans Land gesetzt, so daß binnen drei Tagen nicht weniger als 20,716 europäische Einwanderer die Union in deren commercieller Hauptstadt betraten. Diesen auffallend großen Zudrang hat man den seither herrschenden widrigen Winden beizumessen, wodurch die Schiffe auf ihrer Fahrt zurückgehalten wurden, bis günstigere Luftströmung sie auf einmal insgesammt dem Westen entgegentrieb. Ein solcher Andrang überfüllte umsomehr alle Locale, in denen Einwanderer Aufnahme finden, als die Zollhausbeamten nicht im Stande waren alle Schiffe mit einemmale zu besichtigen, so daß natürlich Tausende von ihrer raschen Weiterreise ins Innere mehrere Tage abgehalten wurden. Glücklicherweise war das Wetter günstig und die Ankommenden konnten ohne Nachtheil für ihre Gesundheit und Habe vielfach im Freien bleiben. Einige Piers, oder Landungsdocks, waren dicht angefüllt mit Einwanderern und ihrem Gepäck, während nicht wenige Schiffe mit allen Passagieren im Hudsonstrome liegen bleiben mußten, da die zahlreichen Piers nicht ausreichten, um das Anlegen und Ausladen aller dieser Emigrantenschiffe zu gestatten.

Ebenso war der Andrang von Einwanderern an den Weiterbeförderungsanstalten ins Innere unerhört stark. Die Hudsonfluß-Eisenbahn, welche gegenwärtig am gesuchtesten von den Einwandernden ist, weil ihre Beförderung für die beste gilt, schaffte am 20 Mai nicht weniger als 3000 Personen mit dem Emigranten-Zuge weiter und nahm dazu alle ihre disponiblen Wagen.

Der Gesundheitszustand unter den Einwandernden wird als durchweg gut angegeben, obschon mehrere Schiffe lange Fahrten machten, indem sie vom Eise festgehalten wurden. C. P.

Das Benehmen der Congreß-Mitglieder in Washington, wie ich es nur flüchtig bei einer Gelegenheit den Lesern dieser Blätter andeutete,[1] ist — wie man mir brieflich mittheilte — für übertreibende Satyre gehalten worden, während meinen eher schonenden als satyrisirenden Worten die größte Wahrheit zum Grunde lag. Leider mehren sich die Scandale der Unionsrepräsentanten fortwährend, und es möge verstattet seyn zur Unterstützung meiner Aufstellungen die Vorfälle zu erwähnen, welche bei Gelegenheit der großen Nebraska-Debatte abermals zum Vorschein kamen.

Als ein Repräsentant, Namens Wendworth, mit voller Berechtigung bei einer Gelegenheit den Antrag stellte: zur Tagesordnung zu schreiten, erhob sich Henry A. Edmundson, ein Abgeordneter von Virginien, sprang auf Wendworth zu und fuhr ihm mit seinem Stocke unter der Nase herum, indem er schrie: „Du verdammter Schurke! Du verdammter höllischer Schurke!“ Als Wendworth ihn gelassen zur Ruhe verwies, tobte er immer fort und schloß endlich damit, seinem kalten Gegner einen „verdammten, kriechenden Schurken“ an den Hals zu werfen!

An demselben Tage überfiel dieser Edmundson gleichfalls in der Sitzungshalle Abends 9 Uhr den Abgeordneten Sage von Troy an, ihn einen „verdammten Lügner“ schimpfend, um dann noch über Hrn. Campbell von Ohio herzufallen mit der Aufforderung, derselbe solle mit ihm boxen! Der „ehrenwerthe“ Liebhaber des Faustkampfes konnte nur dadurch beschwichtigt werden, daß der herbeigerufene „Sergeant at Arms“ ihn arretirte!

Und dieser Edmundson gehört, gleich dem russenfreundlichen

[1] S. Nr. 14 und 15 des Jahrganges 1853 d. Bl. im Artikel „In Washington.“

Senator Douglas, zur Partei des Hauses, die in der Majorität ist!

Als Thatsache, welche ganz Washington kennt, kann ich anführen, daß einige der Repräsentanten täglich tödliche Waffen mit sich in das Haus nehmen und man schrieb mir: es seyen dieß Mitglieder der Minorität, welche vor den brutalsten Angriffen der Gegner nicht sicher wären!

Das sind trockene Wahrheiten, welche selbst angloamerikanische Blätter nicht verschweigen. Wenn unter solchen Umständen meine wahrlich gemäßigten Schilderungen als Uebertreibungen und Satyren in civilisirteren Ländern betrachtet werden, so liegt gewiß die Schuld nicht an einer Schwarzseherei, oder gar an bösem Willen meinerseits; vielmehr kann ich mich allen Ernstes auf den alten römischen Schriftsteller-Ausspruch stützen: „Difficile est, satyram non scribere!" E. P.

•

Der Amerikanismus hat seine bescheidenen Forderungen durch das Organ alles „Ismus", die „New-York Tribüne" neulich vernehmen lassen und sie lauten:

„Der Deutsche, oder der Irländer, der nach Amerika kommt, soll ganz und ausschließlich Amerikaner seyn, alle Erinnerungen an sein Vaterland aus seiner Brust ausraufen und sich nicht mit seinen Stammesgenossen als solchen verbinden. Wenn sie irgend einen Verein, oder eine Gesellschaft, oder eine Milizcompagnie bilden, so soll das Band, das sie zusammenhält, kein deutsches oder irisches, sondern ein rein amerikanisches seyn."

Die gute Tribüne scheint keinen Begriff von der großen Verschiedenheit zu haben, die zwischen Europäern und Amerikanern obwaltet; ja ihr geht offenbar sogar die Fähigkeit ab zu erkennen, daß unter den verschiedenen Bewohnern Nordmerika's höchst auffallende Verschiedenheiten stattfinden.

Faßt man speciell ins Auge, was von der Tribüne ausdrücklich vom Deutschen oder Irländer, welcher nach Amerika wandert, verlangt wird, so tritt demselben mancherlei entgegen, woran genanntes Blatt nicht gedacht zu haben scheint. Es soll demnächst alle Erinnerung an das Vaterland aus der Brust gerauft werden; als ob das menschliche Innere gleich dem geduldigen Erdboden beschaffen wäre, und sich Erinnerungen gleich Rüben und Radieschen ausraufen ließen, so daß nur etwa die verminderte Fruchtbarkeit des Bodens durch einigen Dünger, respective durch Fäulniß, zu ersetzen übrig bliebe!

Gesetzt aber den Fall: es ließe sich der Tribünenrath mit der Ausrauferei befolgen, so würden bei dem radicalen Verfahren mit Stumpf und Stiel naturgemäß auch alle Fähigkeiten und Fertigkeiten zugleich an die Luft gesetzt werden müssen, die mit dem Aufwachsen auf europäischem Boden im engen Zusammenhange stehen. Man würde dieselben „amerikanischerseits" nicht — wie bisher — ausbeuten können, sondern es müßte jeder „Ausgeraufte" gleich einem neugebornen Kinde auf „amerikanische" Kosten erst völlig neu herangebildet werden. Da nun aber namentlich nach geistiger Richtung der amerikanische Boden bestenfalls seither nur als ein weites Brachfeld anzusehen war und es ohne europäischen Bildungszufluß noch zehnfach heilloser aussehen würde, als das ohnehin der Fall ist, so würde durch die vorgeschlagene „Ausrauferei" nur ein offenbarer Nationalverlust entstehen können.

Vereine, Gesellschaften, oder Milizcompagnien soll kein deutsches oder irisches Band vereinigen, will die gute Tribüne haben, sondern es soll dieß rein amerikanischer Natur seyn. Untersuchen wir die Bänderschaft ein wenig genauer.

Angenommen es bildete sich in Zeiten der Noth und des Mangels ein Verein zur Speisung der Hungernden, zur Unterbringung der Obdachlosen, zur Bekleidung der Bedürftigen, eben weil allgemeine Rücksichtslosigkeit eingerissen ist. Die Englischredenden wollen von nichts anderem als dem „amerikanischen" help yourself hören und nur das Vertrauen auf deutsche Gemüther läßt allenfalls thatkräftiges Mitleid erwarten, wie das im letzten Winter der Fall war, wo aus milden Beiträgen der Deutschen Tausende gespeist und erwärmt wurden, ohne Rücksicht auf nationale Abkunft. Soll in solchem Falle nicht das deutsch-humane Band zur Vereinigung genommen werden, wenn der amerikanische Strick sich mitleids- und gefühllos zeigt?

Angenommen ferner, es bilden sich Gesellschaften, wie etwa die deutschamerikanischen Gesangvereine, weil eben hauptsächlich die Deutschen Anlage zur Musik haben. Der amerikanische Boden zeigt sich dafür nicht geeignet; die Stimmen der „Amerikaner" krächzen und quacken; ihre Hauptsprache — das Englische — ist für Musik geeignet, wie etwa der Ton einer arbeitenden Säge; es erinnert deren Klang an ein paar Lederbeinkleider die eine Treppe herabfallen. Für das Gefühl, als die Hauptsache des Gesanges, fehlte den Angloamerikanern in ihrer Sprache das bezeichnende Wort, weil ihnen die Sache abgeht. Dennoch schlummert in ihnen die Anlage dazu und es fehlt nur an Heranbildung dafür; sie haben Sinn für Gesang und Musik, weßhalb Anregung höchst wünschenswerth erscheint. Sollen nun die Deutschen ihr nationales Pfund der Gesangfähigkeit zum Nachtheile der „Amerikaner" vergraben? Sollen sie auch nur krächzen und quacken, und dabei lediglich „amerikanische" Fühlung (feeling) für Dollars und Cents an den Tag legen?

Die Milizcompagnien anlangend, so haben bisher gerade von Deutschen gebildete ganz vortreffliche Dienste geleistet, wenn irgend ein Riot (Aufruhr) unter den „Amerikanern" ausbrach, die alle nur befehlen und möglichst hohe Officiere seyn wollen, so daß man aus ihrer Zahl Armeen von Obristen und Capitäns, aber schwer Compagnien von Gemeinen bilden kann. Im letzten Kriege mit Mexico waren es namentlich Deutsche, die am festesten Stand hielten, und wenn die gute Tribüne in der Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges nur ein wenig nachlesen wollte, so würde sie genug Heldenthaten von Deutschen aufgezeichnet finden. Ich möchte sie nur an die von dem Freunde Washingtons, dem tapfern Friedensrichter Hollenbach angeführten 350 Wyoming-Deutschen erinnern, die sich 12 Stunden lang gegen einen 2000 Mann starken Feind angriffsweise schlugen und dabei fast insgesammt den Tod fanden. Diese Schlacht im Wyoming-Thale war eine der glänzendsten Waffenthaten des Befreiungskriegs der Nordamerikaner, und man spricht eben nicht davon weil es nur Deutsche waren die ihr Leben für die Freiheit des Landes hingaben. Sollen aber darum die Deutschamerikaner sich nicht fortwährend zu gleichem Zweck vorbereiten?

Nachdem sich die Tribüne durch ihre Befürwortung der Klopfgeisterei, sowie des Maine-Liquor-Law schon genügende Blößen gegeben, bedurfte es in der That nicht dieser neuen Entblößung. Sie sollte sich ein Beispiel an den amerikanischen Ladies nehmen, welche von ihren Toilettenkünsten nicht absehen, sobald sie sich öffentlich zeigen. Mit vollem Rechte las ein deutsches New-Yorker Blatt der „Tribüne" den Leviten wie folgt:

„Die Tribüne" hat eine eigenthümliche Idee von „Nationalität", wenn sie meint, daß dieselbe in einer tristen Nivellirung aller Unterschiede bestehe. In der Mannichfaltigkeit liegt das Leben, und ein Nationalcharakter prägt sich nicht dadurch aus, daß alle ein-

zelnen Individuen, die das Volk bilden, nach ein und derselben Schablone zugeschnitten sind. — Ein amerikanischer Nationalcharakter existirt überhaupt noch nicht; er ist erst in seiner Entwicklung und Herausbildung begriffen. Das Angelsachsenthum schlechtweg, das die Herren Eingebornen so oft im Munde haben, mag immerhin seine Unterlage haben; aber der zu bildende amerikanische Nationalcharakter kann und wird nicht darin aufgehen. Das eingewanderte Element wird nicht versäumen sich geltend zu machen, als ein integrirender Bestandtheil des Amerikanerthums und was speciell die Deutschen betrifft, so werden sie sich ergebenst dafür bedanken, ihre nationale Eigenthümlichkeit in allen Stücken an eine noch unfertige Nationalität Preis zu geben, deren viele Schattenseiten noch durch mannichfache deutsche Lichtreflexe gemildert werden können."

Wohl bekomme diese Lection! E. B.

*

Ueber die „Know-Nothings" [1] enthalten die Stadtnotizen eines New-Yorker Blattes folgendes:

„Vor einigen Tagen erschien in einem hiesigen Blatte ein an einen römisch-katholischen Geistlichen gerichteter anonymer Brief, dessen Schreiber angab, daß er im Besitz von Geheimnissen der unter dem Namen „Know-Nothings" bekannten Gesellschaft sey und sich erbiete, dieselben, sowie die ganzen Angelegenheiten des Ordens für die Summe von 10,000 Dollars zu enthüllen. Obgleich diese Anzeige aus unbekannter Quelle kam, so rief sie unter den in unserer Stadt wohnenden Mitgliedern des Ordens doch eine bedeutende Sensation hervor, und es wurden sogleich Maaßregeln ergriffen, den Schreiber des Briefs wo möglich auszufinden. Aus irgend welchem Grunde, der nicht bekannt geworden, hegte man anfänglich Verdacht gegen John E. Elliot, einen der obersten Beamten des Ordens, in dessen Besitz die Verfassungsurkunde und andere Papiere des Ordens waren, und um diese Documente von ihm zu bekommen, begaben sich Dr. J. W. Slight, Charles B. Allen und Benjamin B. Morse in der letzten Samstag Nacht (also am 10 Mai) nach dem Comptoir des Hrn. Elliot, Nr. 81 Nassaustreet, wo sie einem gewissen Eugene Ferris begegneten, der sie fragte, was sie wollten. Sie antworteten, daß sie mit der Eisenbahn abreisen und daher einen Koffer und einige andere Sachen aus dem Comptoir wollten. Sie nahmen dann was sie wünschten, und am andern Morgen entdeckte Hr. Elliot zu seinem Erstaunen, daß die dem Orden der „Know-Nothings" gehörenden Documente und Papiere, nebst etwas Geld, das in dem Koffer gewesen, verschwunden war.

„Am Dienstag begab Hr. Elliot sich nach der Office des Richter Osborne und ließ zu Protokoll vernehmen, daß „am 13 Mai zwischen 9 und 12 Uhr in der Nacht seine Office durch drei Männer erbrochen wurde, die ein Licht anzündeten, einen Koffer aufbrachen und beinahe dessen ganzen Inhalt fortnahmen, bestehend aus einem Reisesack, 494 Ritualen einer geheimen Organisation, 99 Exemplaren einer Verfassungsurkunde auf Pergament, 8 Packeten gedruckter Formulare, dem Siegel des Groß-Rathes vom Staate New-York und sechs zinnerne Kistchen. In dem Reisesack war ein ledernes Taschenbuch, worin Papiere — eine 10 Doll. Banknote und eilf 5 Doll. Bankbillets. Er beschwor ferner, daß er erfahren habe, die Personen, welche die genannten Sachen gestohlen, seyen dieselben, welche an jenem Nachmittage zusammen in seiner Office gewesen (nämlich die obengenannten), und daß er dieselben des Verbrechens des Einbruchs und Diebstahls für schuldig halte."

Hr. Eugen Ferris ließ sich ebenfalls zu Protokoll vernehmen; in seiner Aussage kam vor, daß als die Diebe fortgegangen, sie gesagt: all right! (Alles gut).

Es wurde in Folge dieser Anklage gegen die genannten Personen ein Verhaftsbefehl erlassen, und Slight und Allen erschienen gestern vor Gericht. Die Polizei behauptet, daß sie Morse bis dahin nicht habe finden können. Heute Nachmittag um 3 Uhr findet vor dem Richter Osborne ein Verhör der Angeklagten statt. Beide Parteien haben Advocaten angenommen, und die Sache wird ohne Zweifel interessant. Hr. Elliot sagt, er habe gestern Morgen wohl ein Duzend Briefe erhalten, worin er ersucht werde, sogleich die Stadt zu verlassen, wo nicht, daß seine Tage auf dieser Welt gezählt seyn würden. Die Briefe trugen keine Unterschriften und seyen zum Theil mit verstellter Handschrift geschrieben. Hr. Elliot soll sich bewaffnet und gegen alle Vorkommnisse vorgesehen haben."

Die Presse behauptet: es seyen alle Aussichten jetzt vorhanden über diesen Nativisten-Orden näheres zu erfahren; ja dessen Untergang dürfte herbeigeführt werden. Wiederholt wird, daß derselbe in allen Theilen der Union Anhänger habe; es sollen Repräsentanten und Senatoren im Congreß zu demselben gehören. Der Orden soll namentlich in neuester Zeit sehr zugenommen haben.

In New-Orleans kam es zwischen den „Know-Nothings" und der irischen Bevölkerung bei Gelegenheit einer Wahl zu blutigen Straßengefechten, wobei ein Mann erschossen wurde; außerdem fielen mehrere gefährliche Verwundungen vor: das Haus eines gewissen Murphy stürmten die „Know-Nothings" unter hitzigem Gefecht und zertrümmerten Alles in demselben. Ja, ja, der „junge Riese" spielt etwas starke Spiele! E. B.

*

Eine Vampyrexecution in Nordamerika. Bekanntlich herrscht in Griechenland und den anstoßenden Ländern der Glaube, daß gewisse Verstorbene Nachts aus den Gräbern steigen und anderen Menschen, namentlich aber Verwandten das Lebensblut aussaugen. Dieser Glaube, in dem sich die Ansichten von Währwolf, Brukolakas, wie ihn die Neugriechen mit slawischem Namen nennen, und die Empusen der Alten in seltsamer Weise gemischt hat, führt dahin, daß man die Leiche des vermeinten Vampyr ausgräbt und ihr einen Pfahl durchs Herz stößt. Wer sollte glauben, daß eine ähnliche Geschichte in Nordamerika vorfallen kann. Die Nouv. Ann. des Voyages (Mai-Junius) entnehmen aus dem Norwich Courrier folgende Geschichte, die sich in Jewett City zugetragen haben soll. Vor etwa acht Jahren starb ein Mann, Namens Horace Ray, an der Auszehrung; seitdem sind zwei seiner Kinder erwachsen und demselben Uebel erlegen. Endlich empfand auch ein dritter Sohn den Beginn des tödlichen Uebels, und nun beschloß man, die Leichen der beiden Brüder zu untersuchen und zu verbrennen, weil man im Lande glaubt, die Todten nährten sich von den Lebenden, und so lange sie im Grabe, im Zustand halber oder gänzlicher Zersetzung bleiben, müßten die überlebenden Glieder der Familie ihnen als Nahrung dienen. Gesagt, gethan: die Familie und die Freunde der Brüder Ray begaben sich auf den Kirchhof von Jewett City, gruben die Leichen der beiden Brüder aus, und verbrannten sie auf dem Platze.

[1] S. Nr. 24. pag. 574 dieser Blätter.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 31. 4 August 1854.

Zeitbetrachtungen. IX.

Allmählich rollt der Vorhang auf, noch ist er aber bei weitem nicht ganz aufgezogen; wir haben vor 14 Tagen bemerkt, es müsse am Ende des Junius in den Donaufürstenthümern etwas Ungewöhnliches, noch nicht zur Genüge Bekanntes vorgefallen seyn, dieß hat sich bestätigt, und man weiß jetzt auch was es war: der Befehl an die russischen Generale, den Rückzug nach der Moldau einzustellen und die verlassenen Positionen wieder einzunehmen. Ein Geheimniß ist nur noch, was diese plötzliche Veränderung herbeiführte; klar ist aber, wie dieß auf die Stellungen der verschiedenen Parteien einwirkte. Daß der Rückzug an den Sereth eine Zeitlang beschlossene Sache war, leidet nicht wohl einen Zweifel; daß in einem solchen Falle die Oesterreicher ungehindert in die Walachei und einen bedeutenden Theil der Moldau einrücken konnten, ohne mit den Russen zusammenzustoßen, ist fast eben so gewiß; daß Oesterreich in solchem Falle als der bewaffnete Mediator dazwischen trat, und die deutschen und österreichischen Zwecke des Dazwischentretens vorerst erreicht und gesichert wurden, daß der Krieg sich in einer kurzen Zeit ganz von den deutschen Gränzen entfernte und wahrscheinlich auf der ganzen Donau aufhörte, ist höchst wahrscheinlich. Ziel und Zweck des Dazwischentretens liegen also ziemlich klar und verständlich vor, die Gründe des Verfahrens der russischen Regierung, sich dieser Art von Vermittelung entgegenzustellen, [1] liegen noch im Dunkeln, die Folgen sind deutlich: Oesterreich contremandirte den bereits angeordneten Einmarsch, um nicht augenblicklich mit den Russen in Conflict zu kommen, wozu vielleicht noch nicht alle Voranstalten getroffen waren, und die Türken drängten den Russen nach über die Donau. Der Verlauf der Ereignisse ist dadurch sichtlich in ein ganz anderes Stadium getreten, und die scheinbare Stockung welche sich zeigt, ist sehr erklärlich. Mag Oesterreichs Absicht seyn welche es will, die Stellung eines bewaffneten Vermittlers und eines Angreifers sind durchaus verschieden, und fordern auch verschiedene Veranstalten.

[1] Wenn es wahr ist, was die englischen Blätter melden, daß in allen russischen, die Fürstenthümer betreffenden Bekanntmachungen unter den Titeln des Kaisers auch der eines „Protectors der Fürstenthümer" aufgeführt werden soll, so würde dieß beweisen, daß Rußland noch immer auch nicht von dem geringsten seiner Ansprüche abweichen will.

Die Folgen dieses veränderten Standes der Dinge mußten da zuerst hervortreten, wo die meiste Oeffentlichkeit ist, in England, wo ohnehin die Parlamentssession sich zum Ende neigt, und der Stand der öffentlichen Meinung eine Erklärung nothwendig machte. Diese Erklärung ist erfolgt, und eben so bedeutsam als lehrreich. Vorerst erfahren wir aus officieller Quelle und in mit gutem Vorbedacht ausgesprochenen Worten, daß an einen lahmen Frieden nicht gedacht werde, und daß Englands Regierung nicht eher zurücktreten könne und werde, ehe die Macht Rußlands im schwarzen Meer gebrochen sey, und zwar durch Vernichtung seiner Flotte, und — was ganz natürlich daraus folgt — des Hafens Sebastopol, in welchem sie sich birgt. Indem die englische Regierung offen dieß Ziel voranstellt, hat sie die Ehre Englands für dessen Erreichung verpfändet, und sie kann nicht mehr davon zurückweichen, ohne Rußland die Ehre des Siegs zu überlassen, wenn sie dieß Ziel nicht erreicht. Man ist darum alsbald über Lord John Russell hergefallen, und hat seine allzuklare Bezeichnung des Zwecks taktlos genannt; er hat dieß selbst gefühlt, und seine Aeußerung nachträglich modificirt, war aber die erste Aeußerung „taktlos", so war die Modification nahezu einfältig. „Er habe die Besetzung der Krim nicht als das Resultat einer militärischen Expedition, sondern als mögliche Folge eines künftigen Friedenstractats darstellen wollen;" dann muß aber Rußland zu einem solchen Ergebniß jedenfalls erst gezwungen werden, und an welchen Punkten es auch nur mit den Vortheilen, wie die Krim sie bietet, angefallen werden kann, das hat uns Lord John Russell nicht verrathen. Die ganze Auseinandersetzung ist ein Gewebe von Irrthum, Hochmuth und Verdruß über unerfüllte Erwartungen, und England wird sie mit ungeheuren Opfern bezahlen müssen: denn wie auch Lord John seine rasche Aeußerung modificirt haben mag, jedenfalls ist die Absicht verkündigt, Rußland von seiner bisherigen Höhe herabzustürzen, und dadurch auch den bisherigen Bestand der Dinge in Europa wesentlich zu ändern. Einem solchen Bestreben wird sich Rußland mit Aufbietung seiner letzten Kräfte widersetzen, und gerade eine solche Erklärung des Zwecks könnte Rußland zunächst veranlassen Oesterreichs und Preußens gerechte Forderungen zu erfüllen, um nicht beide zu einem eigentlichen Bündniß mit dem Westen zu nöthigen.

Aber nicht bloß durch diese klare Bezeichnung der Art, wie Rußland zurückgeworfen werden soll, ist die Erklärung der eng-

lischen Minister von Interesse, sondern auch durch den schlecht verhehlten Verdruß darüber, daß Oesterreich noch nicht eingeschritten ist. Die Sache ist allerdings, wie wir gleich sehen werden, für sie höchst verdrüßlich, aber die Minister hätten wohl besser gethan, diesen Verdruß nicht blicken zu lassen, um so mehr als sie die Schwierigkeit der Lage Oesterreichs sehr wohl erkennen, und Lord Clarendon dieß auch offen ausgesprochen hat; sie hätten füglich diese „schmutzige Arbeit" der Times und den andern Journalen überlassen können, die mit Ingrimm über die Mächte herfallen, welche „jede mit einer halben Million Soldaten zur Verfügung sich doch nicht zu rühren wagen." Von Seite der Minister war es ungeschickt den Verdruß merken zu lassen, weil er nur ihre Verlegenheit verräth, denn es möchte ganz unzweifelhaft seyn, daß in Folge der veränderten Stellung der Dinge, welche Oesterreich vom alsbaldigen Einschreiten abhielt, die unvermeidliche Unternehmung gegen Sebastopol dieß Jahr nicht mehr unternommen werden kann. Die Auseinandersetzungen über den Verlauf der militärischen Wirksamkeit Englands und Frankreichs, Auseinandersetzungen, zu denen sich die Times endlich zur Beschwichtigung der Gemüther veranlaßt sah, sind sehr sachgemäß, und besagen unter anderm, daß die Aufstellung der Franzosen und Engländer in Varna als Rückhalt für die türkische Armee diente, die keine Reserve hinter sich hat, und daß sie namentlich die Russen hinderte, ein Corps vor Silistria stehen zu lassen und hinter diesem weg in die bulgarischen Ebenen einzudringen. Seit die Russen die Belagerung von Silistria aufgegeben und die Türken über den Strom gegangen sind, ist die Gegenwart der verbündeten Truppen in Varna oder noch besser in der Nähe der Donau noch nöthiger; denn wenn die Türken eine gar nicht unmögliche tüchtige Schlappe erleiden, so ist ein solider Rückhalt, den sie nur an den französisch-englischen Truppen finden können, durchaus nöthig. So lange aber Oesterreich nicht werkthätig eingeschritten ist, können diese französisch-englischen Truppen nicht fort, und somit ist es mit ihrer Sendung nach der Krim vorerst nichts. Der Verdruß der englischen Minister ist also erklärlich, das Aussprechen desselben gegen Oesterreich aber nicht nur thöricht, sondern auch eine arge Unart, denn niemand weiß und erkennt besser als die englischen Minister, wie sehr die bloße Aufstellung österreichischer Truppen die Russen gehindert hat und noch hindert, mit größerm Nachdruck an der Donau aufzutreten. Wenn man die Dienste, welche Oesterreich der Sache der Verbündeten geleistet hat und fortwährend leistet, erkennt, dabei die Schwierigkeit der Lage, in welcher sich Oesterreich befindet, zugestehen muß, so erscheint die Sprache, welche Englands Minister gegen Oesterreich führen und führen lassen, ebenso wenig der Klugheit als der Billigkeit angemessen. Freilich mag die Empfindlichkeit noch gesteigert werden durch die ziemlich wahrscheinliche Aussicht einer türkischen Niederlage zwischen Frateschti und Giurgewo, ein Ereigniß, das den Russen militärisch keinen, moralisch aber einen ungeheuern Vortheil gewähren würde, namentlich den negativen, daß in diesem Falle die öffentliche Stimme in der Türkei sich aufs heftigste gegen die ohnehin verdächtigen Allürten erhübe, die ihren guten Freund, dem sie zu helfen vorgeben, vor ihren Augen todtschlagen ließen.

Wird es durch alle diese Umstände höchst unwahrscheinlich, daß ein Angriff auf Sebastopol noch dieß Jahr ermöglicht wird, so gewinnen die Russen eine kostbare Zeit, um diesen Platz auf der Landseite zu verstärken, was bis jetzt in ungenügendem Maaße geschehen seyn soll; die Times selbst gesteht, daß zu einer solchen Expedition nicht bloß 50,000 Mann, sondern 70 bis 80,000 erforderlich seyn würden; daß man das befestigte Sebastopol regelmäßig belagern und zugleich die zum Entsatz sicherlich herankommende Armee zurückwerfen müsse. Nun vertröstet man sich zwar, daß Engländer und Franzosen mit ihrer überlegenen Seemacht ihren Truppen alle Bedürfnisse schneller würden zuführen können, als dieß den Russen bei der weiten Entfernung durch die Steppe möglich wäre, aber der Winter, welcher die Operationen der anglo-französischen Seemacht unterbricht, ist den Russen wegen des Schneewegs günstig, und sie können die Vertheidigungsmittel in beliebiger Zahl herbeischaffen, ehe die Verbündeten auch nur eine Armee herbeiführen, welche im Stande ist Sebastopol von der Landseite einzuschließen. Eine Ueberlegenheit in der Reiterei werden übrigens die Russen auch auf diesem Schauplatz stets behaupten. Rechnet man alles dieß zusammen, so muß man gestehen, daß wenn Rußland nicht auf einer andern Seite bedeutend geschwächt und zum Nachgeben gezwungen wird, die Aussichten der Engländer, das vorgesteckte Ziel, Zerstörung von Sebastopol und seiner Flotte, zu erreichen, nicht zum Allerbesten stehen, und daß, zum mindesten gesagt, alle Aussicht, den Kampf in diesem Jahr zu Ende zu bringen, völlig eitel ist. Dieß beweisen die großen Anstrengungen immer mehr Vorräthe herbeizuschaffen und sich für künftige Fälle vorzusehen. Die Rüstung für einen zweiten Feldzug im nächsten Jahre ist offenkundig, und die Hoffnungen, welche man in England gehegt, daß die Flotten alsbald Kronstadt und Sebastopol beschießen, die Flotten zerstören und den Kaiser durch solche Verluste zum Nachgeben nöthigen würden — Hoffnungen, die unklugerweise auch von den Journalen genährt wurden, sind in Rauch aufgegangen. Man braucht die von den Russen erlittenen Schlappen gar nicht zu beschönigen, und kann doch schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß der dießmalige Feldzug der Verbündeten ein erfolgloser seyn werde.

Es ließen sich recht erbauliche Betrachtungen darüber anstellen, weßhalb gerade Sebastopol und seine Flotte gänzlich zerstört werden, und das Zurückwerfen Rußlands hierin bestehen soll, denn damit wäre jedenfalls nur der russische Einfluß auf Konstantinopel gebrochen, und der englische würde allmächtig; zum guten Anfang beabsichtigt man auch bereits türkische Truppen zu besolden und sie mit englischen Officieren zu versorgen, wie dieß in den Subsidiärstaaten Indiens gebräuchlich ist; zudem kann man bereits in englischen Blättern schöne Abhandlungen lesen, wie sich dann der Handel im türkischen Reich entwickeln würde und dergleichen; allein wir halten solche Betrachtungen für ganz überflüssig, denn vorher müßte ein Friede geschlossen seyn, zu dem für jetzt noch durchaus keine Aussicht sich eröffnet, was bei Abgang anderer Beweise schon aus den für einen zweiten Feldzug berechneten Rüstungen sich ergeben würde. Was aber im Laufe der nächsten zwölf Monate für neue Veränderungen auf dem Weltschauplatze sich ergeben, kann auch der Scharfsichtigste nicht voraussehen. In Frankreich macht man bereits fatale Glossen über die spanische Umwälzung, die unvermeidlich den französischen Einfluß stürzen muß, und in England beginnen schon noch fatalere über die Wirkungen, welche dieß Ereigniß aller Wahrscheinlichkeit nach in Nordamerika haben

wird. Kommen die von dieser Seite drohenden Ereignisse zur Entwicklung, so ist Rußland des Drucks, den die feindlichen Flotten jetzt auf seinen Handel ausüben, halb entledigt. Dann muß Oesterreich die Last des Kriegs mit Rußland zur größern Hälfte tragen, und noch dazu denselben auf derjenigen Seite führen, wo die Widerstandsmittel am zahlreichsten und am leichtesten zu verwenden sind. Kann irgend ein Vernünftiger erwarten, daß Oesterreich sich leichtsinnig in einen solchen Kampf stürzen soll? Englische Blätter selbst, z. B. der Economist vom 22 Julius erklärt: „wir können in der That nicht sagen, daß wir über die Zögerung und das Zurückweichen Oesterreichs erstaunt und betroffen sind: als ein vorsichtiger Staat, der nur seine unmittelbaren Interessen und dringenden Gefahren beachtet, konnte sein Verhalten kaum anders seyn, als es sich bisher gezeigt hat." Wenn derselbe daraus den Schluß zieht, daß England kein Recht hat, von Oesterreich etwas anderes als eine Berücksichtigung seiner eigenen Interessen und Erfüllung der Verpflichtungen, die es gegen andere Mächte eingegangen hat, zu verfolgen, so findet er es nur unpassend von Seite der englischen Minister, daß sie auf Oesterreich rechneten, und ihr Verhalten darnach richteten. Auf dieselbe Argumentation läuft auch das Plaidoyer des Marquis von Clanricarde im Haus der Lords hinaus; aber auf wen soll England sich verlassen und mit welchen Kräften dem Feinde einen Stoß beibringen, der ihn zu Boden wirft? „Es sey ominös", sagt er, „daß man gar nicht von den Tscherkessen, und überhaupt von den Verbindungen (confederacies) spreche, in welche England eingegangen." Die Welt weiß in der That von keinen Verbindungen als von den offenkundigen mit der Türkei und Frankreich, alle andern haben sich als durchaus unwahr erwiesen. Was soll man aber vollends sagen, wenn Marquis von Clanricarde, doch selbst früher Gesandter, sich zu der Aeußerung hinreißen läßt: „wir sollten einmal wissen, mit wem wir im Krieg und mit wem wir in Frieden sind; Oesterreich und Preußen sollen wissen, daß wenn sie ein zweifelhaftes, verdächtiges oder nachtheiliges Verfahren gegen England und Frankreich einhalten, diese letztern alle Kraft, die sie besitzen, anwenden müssen. Aus einem so hervorgerufenen Conflict würden diese Mächte nicht ungeschädigt hervorgehen." Uns dünkt der Diplomat könnte eine solche Drohsprache den Journalen überlassen; sie ist nur das Ergebniß des Spleens darüber, daß die Sachen nicht so günstig und so rasch verlaufen, als man wünscht. Mögen England und Frankreich auf der einen, und Rußland auf der andern ihren Span ausfechten, so lange sie wollen — Deutschland kann und darf nicht mehr thun, als seine Interessen schützen, und diese liegen in der Entfernung der Russen von der Donau. Das ist gefordert werden, und wird auch ferner gefordert werden, und zu diesem Zwecke muß ganz Deutschland, willig oder unwillig, mitwirken. Dieser Zweck, so einfach er scheint, ist aber so weitgreifender Art, daß gerade hieran der Weltfriede hängt, weit mehr noch als an den Forderungen Englands und Frankreichs. Erst wenn es um dieser Zwecke willen zum Schlagen kommt, dann ist der Weltfriede wirklich gebrochen, und die furchtbaren Erschütterungen, die man seit 40 Jahren von einem ausbrechenden europäischen Kriege befürchtete, werden dann sicherlich schneller oder langsamer, je nach den Umständen, sich entwickeln. Zu befürchten ist, daß Rußland, welches von diesen Erschütterungen am spätesten oder gar nicht betroffen zu werden hofft, und vielleicht aus der Verwirrung die daraus entspringt, Vortheil zu ziehen gedenkt, diesen Krieg entzünde. Daß es den Aufforderungen Oesterreichs kein Gehör gibt, und so Oesterreich zwingt zu den Waffen zu greifen, zeigen bis jetzt alle gegenseitigen Anstalten zur Genüge. Es ist gar kein Zweifel, daß die Erschütterungen, mit denen ein Weltkrieg droht, Deutschland am härtesten und stärksten treffen werden, denn England mit seiner insularen Lage, Frankreich mit seiner Geschlossenheit werden davon viel schwächer betroffen werden, über Deutschland und seine Zukunft aber wird das Loos geworfen. Ist es zu verwundern, wenn man zögert zum Aeußersten zu greifen, wenn sehr widersprechende Ansichten sich kund geben? Vor wenigen Monaten noch fehlte es keineswegs an Stimmen, welche darauf drangen, die gute Gelegenheit zu benützen, und einen Kreuzzug gegen Rußland zu beginnen; diese Stimmen sind allmählich verstummt vor dem Ernst der Lage, denn nur der Leichtsinn, nicht der Muth kann eine so furchtbare Entscheidung, wie sie bevorsteht, muthwillig herausfordern; am wenigsten aber darf man sich durch das interessirte Gerede von Fremden, seyen es Engländer oder Franzosen bei so folgenreichen Entschlüssen bewegen und leiten lassen.

Faßt man die Sache von dieser Seite auf, so wird sich manches erklären: die Meinungsverschiedenheiten zwischen Oesterreich und Preußen verlieren ihre angebliche Schroffheit und das Gerede im englischen Parlament und in den Journalen seine Bedeutung. Wichtig bleiben nur die officiellen Erklärungen der Minister; im übrigen verräth sich Leichtfertigkeit und hochmüthige Unwissenheit in einem oft kaum glaublichen Grade. Die Ehre „allein die Civilisation zu rächen und das europäische Gleichgewicht wieder herzustellen," können wir getrosten Muths den Franzosen und Engländern überlassen; Deutschland hat in dem gewaltigen Conflict, der sich vorbereitet, und dessen Wechselfälle noch gar nicht zu berechnen sind, vorerst nichts anderes zu thun, als mit Einigkeit **seine** Interessen, diese aber energisch zu vertheidigen; es mag den Tadel des Eigennutzes auf sich laden und den Ruhm der Uneigennützigkeit England und Frankreich anheimgeben. Bei einem Zustande der Dinge, wo man, wie im dichten Nebel, nicht drei Schritte vor sich sieht, ist ein solches Verfahren durch die gewöhnlichste Klugheit vorgezeichnet.

Erinnerungen an Toulouse.

Von C. von Glümer.

Motto: Les villes s'en vont.
H. v. Balzac.

2. Kirchenfeste.

Toulouse ist zwar noch immer reich an religiösen Festen, die mit Pomp gefeiert werden und an denen sich alle Gesellschaftsclassen betheiligen; aber wenn wir hören, daß vor der Revolution

kein Tag verging, wo nicht in einer der hundert Kirchen und Capellen ein Fest gefeiert werden wäre, das die schaulustige Menge anzog, und wenn wir die Bedeutung dieser Feste, ihren Einfluß auf das Volk ins Auge fassen, wird uns klar, daß jetzt nur das Schattenbild des früheren kirchlichen Lebens existirt.

Während des Mittelalters war im Languedoc die Kirche von Toulouse Brennpunkt alles Lebens, für den Einzelnen sowohl wie für das Allgemeine. Sie gab zu jeder Thätigkeit den Anstoß, sie lehrte und strafte, sie wußte sogar die Freuden der Welt in ihr Bereich zu ziehen, nahm Theil am Gedeihen der Zünfte, an der Wirksamkeit der Universität, überwachte die Gerichtsbarkeit, empfing den Eid der Capitouls und weihte die Preise der Blumenspiele. Die ketzerische Opposition der Albigenser gab Anlaß zur gewaltigsten Bethätigung der Kirchenmacht; Montforts Siege waren das Gottesurtheil, das ihre Rechte bestätigte, und der Untergang des Grafenhauses von Toulouse schien die Verheißung zu erfüllen, daß die Sünden der Väter gestraft werden sollen bis ins dritte und vierte Glied. Zitternd erkannte der Höchste wie der Geringste in der Kirche den einzigen Halt, den ewig unwandelbaren Mittelpunkt im Gewirr des Lebens.

Auch später konnte die Vereinigung des Languedoc mit Frankreich diesen Mittelpunkt nicht verrücken; Paris war nur nominell zur Hauptstadt geworden, Toulouse blieb nach wie vor Metropole des Südens, deren erzürnte Kirche die Bluturtheile des Parlaments dictirte und bei Montmorency's Tode eben so betheiligt war wie Richelieu: denn wer die königliche Majestät antastet, empört sich zugleich gegen die irdischen Statthalter Christi.

Aber den Einflüssen der Revolution ist die Kirche von Toulouse erlegen. Es wäre vielleicht gelungen, die Spaltungen in ihrem Innern, ihre Rathlosigkeit und ihre Ohnmacht dem gläubigen Volke als Strafgericht des Himmels darzustellen — allein die Geistlichkeit vermochte nicht der veränderten Strömung des materiellen Lebens Einhalt zu thun.

Durch die neue Eintheilung Frankreichs in Departements, Arrondissements und Cantons wurden die Gerichts- und Verwaltungsverhältnisse des Languedoc, wie die der übrigen Provinzen von Grund aus umgestaltet. Paris ist seitdem im vollen Sinne des Worts das Haupt, Toulouse ist nur noch der Sitz eines Präfecten, und in administrativer Hinsicht hat die ehemalige Hauptstadt des Languedoc nicht mehr Bedeutung als Nismes, Montpellier und Carcassonne. Ueberdieß erhält die neue Gliederung des Staatshaushaltes auch die entferntesten Provinzen beständig in Berührung mit Paris. Die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Volksstämme werden mehr und mehr verwischt, die alten Sitten gerathen in Verfall, die alten Idiome werden vergessen — mit der gleichmäßigen Politur der Formen werden auch die Ideen zum Gemeingut. Wie zur Zeit des großen Napoleon „la Gloire" Losungswort der Nation geworden war, ist jetzt „la Fortune" das Ziel aller Bestrebungen, von Paris bis Toulouse, das den Namen der „heiligen Stadt" nicht mehr verdient.

Die Geistlichkeit ist zwar eifrig bemüht den kirchlichen Sinn zu erhalten oder zu erregen — und da sämmtliche Volksschulen, sowie die meisten höhern Bildungsanstalten in ihren Händen sind, hat sie ein weites Feld für ihre Aussaat. Bis jetzt hat sie jedoch mehr eine äußere Theilnahme als ein tiefes Bedürfniß erweckt. Und das wird wohl so bleiben, denn „wo Eure Schätze sind, da ist auch Euer Herz." Deputirtenkammer und Ministerportefeuille stehen nicht unter dem unmittelbaren Einflusse der Kirche, wie das mit dem Capitoulat (der Schöffenwürde von Toulouse) oder dem Parlamente der Fall war — höchste Ehrenstellen, die sonst der Bürger des Languedoc begehrte. Die wenigen Getreuen wissen das, und darum sind ihnen die dreifarbigen Schärpen, die Kreuze der Ehrenlegion, die Adler und Tricoloren ein Gräuel, welche bei weltlichen und kirchlichen Festen die frühere städtische Pracht ersetzen sollen — und darum flüchten ihre Gedanken immer wieder zu den Herrlichkeiten der „guten, alten Zeit!" Wir wollen uns einer dieser Wallfahrten anschließen, vielleicht gewährt sie uns einige Beiträge zur Sittengeschichte des Languedoc.

Versetzen wir uns um hundert Jahre zurück: das Neujahrsfest wird in hergebrachter Weise gefeiert, die Kinder stellen einen Holzschuh ins Kamin, den St. Sylvester mit Bonbons und Spielereien füllt; die Erwachsenen wünschen sich Glück, machen sich Geschenke, und alle Kirchen sind überfüllt mit Bittenden, Klagenden oder Dankbringenden.

Der 5 und 6 Januar sind dem Feste der drei Könige geweiht. In der schönen Dominikanerkirche wird eine sogenannte Krippe aufgestellt; die prachtvollen Gewänder und Geschenke der Könige erregen aufs neue die Bewunderung des Volkes. In Kirchen und Straßen werden zu ihrem Preise Nouels in romanischer Sprache gesungen. Auch die Dalbade, die Jakobiner- und Karmelitenkirche feiern den Tag. Die grauen, blauen, schwarzen und weißen Büßer ziehen durch die Straßen. Abends werden in allen Häusern die bekannten Kuchen mit der Bohne gegessen, König und Königin gekrönt und Nouels gesungen. Auch ein Markt, der acht Tage dauert, verherrlicht die heiligen drei Könige.

Am 9 Januar wird in der Dominikanerkirche eine lateinische Lobrede auf St. Sebastian gehalten. An der Gunst dieses Heiligen muß viel gelegen seyn, denn die Hallen der Kirche vermögen kaum die Menge der Zuhörer zu fassen.

Interessanter ist der 12 Januar. An diesem Tage machen die Capitouls des vergangenen Jahres ihr Testament, d. h. sie geben im Beiseyn zahlloser Zuhörer von ihrer Verwaltung Rechenschaft. Die Feierlichkeit ist im Stadthause, im sogenannten Saale des großen Consistoriums — also kein Kirchenfest im engeren Sinne des Wortes; aber die Gebete, die zu Anfang gesprochen werden, und die Zahl der Geistlichen, die im vollen Ornat zugegen sind, geben auch diesem Acte ein religiöses Gepräge.

Am 17. wird das Fest des heiligen Antonius von Padua in den Klöstern der Theatiner und der Mercy glänzend gefeiert; denselben Tag ist auch das Festmahl der neuen Capitouls, dem das Volk von 2 bis 6 Uhr beiwohnen darf.

Am 18 Jan. werden die Capitouls vereidigt, nachdem sie in der Kirche der Dominikaner dem Hochamt beigewohnt haben; der Zudrang des Volkes ist unbeschreiblich. Wenn die neuen Väter der Stadt der Sitte gemäß um drei Uhr Nachmittags durch die Stadt reiten, vermögen sie kaum das Gewühl zu durchdringen, und die schönsten Melodien ihrer Spielleute gehen unter im Schreien, Jauchzen und Singen der allgemeinen Lustigkeit.

Den 20 Jan. nimmt noch einmal St. Sebastian in Anspruch. Die Capitouls und die Professoren der Universität begeben sich in

vollem Ornat in die Dominikanerkirche, nach dem Hochamt ziehen sie in Procession durch die Stadt. In der Daurade, bei den Karmelitern und Dominikanern werden Nouels in romanischer Sprache gesungen.

Am 2 Februar halten die Franciskaner einen Umzug zu Ehren der heiligen Jungfrau.

Der 10. ist dem heiligen Wilhelm von Aquitanien geweiht und wird besonders von den Jakobinern gefeiert.

Der 15. ist der Tag der heiligen Julia. In St. Saturnin werden verschiedene Reliquien ausgestellt, und der Glaube schafft Wunder.

Am 21. wird die erste Vesper der Verkündigung Mariä gesungen; die Jesuiten ziehen in Procession durch verschiedene Stadttheile, aber das eigentliche Fest ist erst am folgenden Tage; dann ist die ganze Stadt geschmückt: Guirlanden sind über die Straßen gezogen oder umschlingen Kirchenthüren, Pfeiler und Säulen zieren die Häuser, an denen die große Procession vorüber geht. Bunte Teppiche hängen aus den Fenstern und über die Brüstung der Balkone. Hier und da sind Altäre errichtet, wo Lieder gesungen, Gebete gesprochen werden. Das düstere Toulouse prangt im Feierkleide: überall ist Weihrauchduft, Choralmusik, Kerzenglanz, und schon hat der Frühling reiche Blumenspenden, Veilchen, Krokus, Schlüsselblumen und Tausendschönchen gebracht.

Die letzten Februartage gehören dieß Jahr dem Carneval, der wie gewöhnlich von Mummenschanz, Gastmählern, Tanz und Gesang begleitet ist. Der Platz des Capitols, die Quais und die große Brücke werden zur Bühne wunderlicher Darstellungen. Der muthwillige Witz des Gascogners sprengt alle Bande — nichts ist vor seinen Angriffen sicher. Das Parlament, die Capitouls, der Clerus sogar sehen ihr Conterfei aufs höchste carrikirt, mit nicht sehr schmeichelhaften Attributen, zu Wagen, zu Roß, zu Esel und zu Fuß durch die Straßen ziehen umschwärmt von der lärmenden Jugend. Aber die Abendglocken des Fastnachtsdienstags erinnern an Buße und Entbehrung – die Masken vereinigen sich zu Leichenzügen, die den Carneval mit Fackeln zu Grabe tragen und in allen Straßen hört man die Klagelieder, die Goudouli dem Payre Carmatran (Vater Fasching) geweiht hat.

Mit dem Aschermittwoch beginnt die lange Fastenzeit, welche Kirchen und Klöster mit bußfertigen Sündern füllt. Zahllose Messen werden gelesen zum Heile der Verstorbenen und Lebenden, zahllose Gebete werden von zitternden Lippen gesprochen, und die Herzen leiden unter der Doppellast der Reue — und der Langenweile.

Die Tage schleichen langsam vorüber, endlich, endlich bringt der Palmsonntag neues Leben. Die Frommen dürfen sich wieder schmücken zur Ehre des Herrn, in den Kirchen ist Musik, Lorbeer- und Palmzweige werden geweiht, und in der Kirche St. Michaels wird dem Volke der Segen gegeben.

Die folgende Woche erscheint zwar wieder im Trauerkleide, aber es ist als fühlte man schon das Nahen der herrlichen Osterzeit. Donnerstag wird das Leiden Jesu in der Augustinerkirche besungen, Freitag küssen die Frommen die Wunden des Erlösers oder hören in der Antonskirche Trauerhymnen singen und Sonnabend wird in der Kathedrale allgemeine Absolution ertheilt.

Am Ostersonntage ist feierliches Hochamt, alle Kirchen sind überfüllt, besonders die Kathedrale, der um Mittag alles zuströmt um den erzbischöflichen Segen zu empfangen. Die Karmeliter haben bereits um 7 Uhr Morgens einen Umgang durch die Stadt gehalten. Die große Festprocession ist am folgenden Tage, sie geht von den Karmelitern aus, mehrere Orden und Brüderschaften schließen sich an, die Capitouls nehmen Theil daran im vollen Ornate und das Volk singt romanische und französische Nouels. Nachmittags ziehen die Benedictiner nach dem St. Jakobs-Hospitale, wo ihnen als Herren gehuldigt wird. Auf den Quais sind Buden und Zelte errichtet, Flöten und Geigen rufen zum Tanz — weltliche Lust und Sünde beenden die Feier des Tages.

Der folgende Sonntag ist Notre-Dame de Patience geweiht, die in der Kirche du Taur verehrt wird. Alle Kranken, Leidtragenden und Armen finden bei dieser Mutter der Gnaden Trost, Schutz und Hülfe, auch bußfertige Sünder nimmt sie gütig auf.

Am 29 April weihen die Dominikaner St. Petrus ein Hochamt, und bei den Jakobinern werden Oliven-Zweige vertheilt, die im Namen der Heiligen geweiht sind, wodurch sie die Kraft erhalten haben, Felder und Gärten vor Hagelschlag zu behüten.

Am 30. ist das Fest der heiligen Katharina, Patronin der Jungfrauen. Die Trinitarier und die Mönche von St. Orens vereinigen sich zur Procession, der sich alle Mädchenschulen und Erziehungsklöster anschließen. Häuser und Kirchen sind mit Kränzen geschmückt, weißgekleidete Kinder streuen Blumen, Fenster, Thüren, Balcone und Straßen sind mit Zuschauern überfüllt. Aber die rechte Andacht fehlt — die Cruzifixe und Kirchenfahnen mit dem Bilde der Gebenedeiten oder der Schutzheiligen des Tages, die Gesänge der Priester und Chorknaben, die würdigen Gestalten der Mönche werden kaum beachtet; aller Augen begrüßen und verfolgen die jungen Mädchen. Weiß gekleidet, von weißen Schleiern umwallt, die verhüllen ohne zu verbergen, ziehen sie langsam vorüber; sie tragen Rosenkränze im Haar, Rosen und brennende Kerzen in der Hand; ihre Haltung ist demüthig, sie schlagen die Augen nieder und singen an den Stationsaltären von Todessehnsucht, von Reue und Buße. Aber in Wahrheit ist das Fest der heiligen Katharina ein Wettkampf der Eiteln, ein Triumph der Schönen. Auch der gesenkte Blick kann beobachten, und wenn hie und da der Ruf ertönt: Es hero beroyo! (sie ist sehr schön!) verrathen blitzende Augen, erröthende Wangen, mühsam unterdrücktes Lächeln, daß die Huldigung erwartet wurde und mit Freuden aufgenommen ist.

Der erste Mai ist das Fest des heiligen Orensius, das in mehreren Kirchen durch ein Hochamt gefeiert wird.

An demselben Tage beginnen die Blumenspiele. Thüren und Fenster des Capitols sind mit Lorbeerzweigen geschmückt. Die Mainteneurs der Akademie, die Capitouls und die Räthe des Parlaments vereinigen sich im Saale des Grand Consistoire; das Volk erfüllt Säle, Treppen, Vorhallen und Höfe, und hört die besseren Arbeiten der nicht gekrönten Preisbewerber vorlesen.

Am 3 Mai ziehen Mainteneurs, Capitouls und Parlamentsräthe in Procession nach der Kirche der Daurade; die Preise der Blumenspiele: goldene und silberne Veilchen, Rosen und Ringelblumen werden auf den Altar gelegt und geweiht. Die Versammlung hört eine Messe und begibt sich nach dem Capitole, wo um 4 Uhr Nachmittags die Preisvertheilung beginnt.

Der 15 Mai ist St. Germier Bischof von Toulouse gewidmet. In St. Saturnin werden seine Gebeine ausgestellt. Eine Procession der Findelkinder zieht durch die Stadt und erntet reiche Almosen.

Am 16 Mai läßt das Volk in der Dalbade Rosen weihen, die nun Häuser und Menschen vor Gewitterschaden sichern.

Der 17 Mai ist ein Hauptfeiertag für die Kirche von Toulouse: ein Dankfest zum Gedächtniß des Sieges über die Protestanten, die sich 1562 des Stadthauses, mehrerer Kirchen, der Thore Villeneuve und Matabiou bemächtigt hatten. In einem alten Manuscripte, das Du-Mege mittheilt, wird die Procession dieses Tages ausführlich beschrieben:

„Um zehn Uhr Morgens ziehen die Mönche der verschiedenen Orden mit ihren Kreuzen und Fahnen, die Capitouls und die Zünfte der Stadt nach St. Saturnin um die Reliquien dieser Kirche zur Kathedrale zu geleiten, wo um Mittag die hohe Messe gesungen wird. Um ein Uhr beginnt die Procession: zuerst erblickt man die vier Wächter der Stadt in schwarzem mit Todtenköpfen verziertem Gewande, jeder trägt ein Glöckchen in der Hand. Dann kommen die Pilger, ein langer Zug von etwa 200 Männern; nach ihnen erscheinen die Väter von St. Georg und die Barfüßer vom Orden St. Augustins. Nun kommen die Kapuziner und die Franciskaner vom Kloster des heiligen Antonius. Die Minoriten sind um ihre Banner geschaart; die Recollecten und Tertiarier folgen ihnen. Nun zeigen sich die vier Orden der Bettelmönche: die Augustiner, die Karmeliter, die Franciskaner der strengen Observanz und die Dominikaner. Alle diese Mönche, etwa 400 an der Zahl, gehen schweigend vorüber.

„Dann sieht man die silbernen Kreuze dreier Gemeinden schimmern, gefolgt von der Geistlichkeit der Kirchen St. Nicolaus, der Daurade und Dalbade, denen sich die Mönche des Benedictinerklosters anschließen.

„Abermals zeigen sich drei Kreuze; es sind die der Gemeinden von St. Peter, vom Taur und von St. Saturnin, und jetzt ist der wichtigste Augenblick gekommen, denn „„der Herold der heiligen Leiber““ erscheint. Er trägt auf der Brust eine silberne Taube, sein Kleid ist violett, sein Barret von gleichfarbigem Sammt; er hält einen Stab in der Hand und schreitet vor den Reliquienkasten her, die von den Zunftmeistern der Stadt getragen werden. Da glänzen die goldenen und silbernen Truhen, in welchen die Reste von sechs Aposteln, die Gebeine St. Exuperus, St. Saturninus, St. Germiers und zahllose Märthyrer und Jungfrauen enthalten sind. Macht Platz! jetzt kommt das Capitel von St. Saturnin, und nun fallt nieder, um den heiligen Dorn aus der Krone des Erlösers anzubeten. Er wird von den Dominikanern in einem goldenen Schrein vorübergetragen.

„Noch lange hören wir die Fanfaren der Silbertrompeten, von denen das Heiligthum begleitet wird, dann zeigt sich das Kreuz der Kathedrale. Entblößt das Haupt und beugt das Knie, um das heiligste Sacrament zu empfangen! Die acht Capitouls des Jahres, in Scharlachgewändern und Hermelinkappen tragen den prächtigen Baldachin, der die Monstranz überragt; die Assessoren und Unterbeamten des Capitoulats gehen Kerzen tragend nebenher.

„Dann schreiten die Huissiers des Parlaments vorüber; die Räthe und Beisitzer des obersten Gerichtshofes folgen in rothen Gewändern, die königlichen Secretäre in langen Mänteln schließen sich an, die Schatzmeister von Frankreich folgen. Nun kommt die Universität; alle Professoren erscheinen im Ornate, dann die Mitglieder des Landgerichts, die Capitouls früherer Jahre, denen sich Schulen, Corporationen und fromme Brüderschaften anreihen, Bürger und Bürgerinnen von Toulouse, Fremde und eine Abtheilung der Scharwache mit Trommeln und Pfeifen beschließen den langen Zug.

„In dieser Procession ziehen an 40,000 Menschen durch die Straßen von Toulouse, in denen sich die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften drängt, um dem prächtigen Schauspiel beizuwohnen.

„Nach langen Umwegen geht die Procession nach St. Saturnin, wo die Reliquien abgegeben werden; dann kehrt sie in die Kathedrale zurück, und zum Beschluß ertheilt der Erzbischof den Segen.“

Am 19 Mai wird das Fest des heiligen Ivo in der Kirche von Nazareth gefeiert.

Drei Tage vor Himmelfahrt beginnen die Processionen der Bettage. Am ersten Tage ist St. Saturnin Vereinigungspunkt der verschiedenen Umgänge. Die Messe wird im höchsten Pomp gelesen. Am zweiten Tage ist die Kathedrale Mittelpunkt der Festlichkeit, und am dritten Tage wird eine musikalische Messe in der Daurade gefeiert, nachdem die Processionen durch alle Vorstädte, über alle Quais gezogen sind. Nach Beendigung des Hochamts strömt das Volk nach den Ufern der Garonne, um zu sehen wie der Fluß den Segen der Kirche empfängt. Am Garten des Benedictinerklosters landet ein kostbar verzierter Kahn, den alsbald ein Mönch mit einem Crucifix besteigt; zwei Männer lenken das Schiffchen bis in die Mitte des Flusses, der Benedictiner taucht das Kreuz in die Wellen, das Volk betet und der glückliche Strom ist vom Einfluß höllischer Mächte befreit.

Zum Himmelfahrtsfeste ist wieder die ganze Stadt geschmückt; Stationsaltäre mit dem Bilde der Jungfrau sind errichtet, Processionen ziehen durch die Straßen, und in allen Kirchen ist feierlicher Gottesdienst und Zudrang der Gläubigen.

Am 31 Mai wird St. Silvius, Bischof von Toulouse, in der St. Saturninkirche verehrt, seine Gebeine werden ausgestellt, und die weißen Büßer ziehen durch die Stadt.

Der erste Junius ist bei den Karmelitern dem blutenden Herzen Maria geweiht.

Am 4 Junius wird in der Kathedrale allgemeiner Ablaß ertheilt; die Priester haben bereits das rothe Meßgewand der Pfingstzeit angelegt; Abends gegen 9 Uhr kommen die Dorfbewohner der Nachbarschaft, an diesem Tage „Cousines“ genannt, in geschmückten Schiffchen den Canal heraufgezogen. Am Fenster des sogenannten Wasserthurmes steht eine bewegliche, sehr geschmückte Strohpuppe, deren unaufhörliche Bewegungen die Ankommenden begrüßt. Dieser sonderbare Empfang, der sich jährlich wiederholt, gibt jedesmal zu derben Wortkämpfen Anlaß.

Am ersten Pfingsttage zeigen sich wieder die Kirchen im höchsten Glanze; um 4 Uhr Nachmittags zieht die Generalprocession durch die Stadt, trotz Sonnengluth und Gewitterschauer; die Gärten haben reiche Blumenopfer gespendet, von St. Etienne bis zur Kirche du Salin ist die Grand'rue in eine duftende Laube verwan-

delt. Auch die Kirchen Ste. Claire und Dalbade prangen im Rosenschmuck und werden mit dem Durchgang der Procession begnadigt.

Der zweite Festtag ist minder prächtig, aber lauter. Nach vollendetem Umgang der Benedictiner beginnt ein Markt auf der Esplanade; Tanz, Gesang und Spiel füllen die letzten Stunden des Tages und dauern bis tief in die Nacht.

Aber den herrlichsten Schmuck trägt Toulouse acht Tage später, am Trinitatisfeste. Es ist kaum zu glauben, daß die Blumenüberfülle, unter welcher die geschwärzten Mauern fast verschwinden, in irdischen Gärten gewachsen wäre. Zwischen Taxus und Cypressen, Weinlaub und Olivenzweigen schimmern Lorbeerrosen und Lilien; lange Gewinde dunkelblauer Cyanen schlingen sich um Lorbeer- und Orangenbäume, Epheuranken sind mit Rosen durchflochten, die goldenen Trauben des Cytisus, die weißen und blauen Dolden des Hollunder, Schneebälle und Glockenblumen, Jasmin und Veilchen, Narzissen und Nelken sind zu Kränzen, Guirlanden und Bouquets vereinigt. Das ist eine verwirrende Farbenpracht, ein berauschender Duft! Dazu glühen Mauern und Steine, wenn um Mittag die große Procession von St. Etienne aufbricht, die Trompeten schmettern, die Gesänge der Priester ziehen langsam verhallend durch die Straßen; aus den Rauchfässern der Chorknaben steigen blaue Schleier, die im blendenden Sonnenlicht wundersam verschwimmen — und eben so verschwimmen die Gedanken, die Seele erhebt sich in Extase zu überirdischen Regionen, das gläubige Gemüth schwelgt in den Wonnen des Himmels, die Heiligen thun Wunder, die Zukunft wird offenbar. Ueberdieß ertheilt der Erzbischof Morgens und Abends den Segen, und in der Kirche du Taur wird eine Motette gesungen.

Am 11 Junius wird das Andenken des heiligen Antonius von Padua bei den Franciscanern und Recollecten gefeiert.

Am 20 Junius kommt eine Procession aus dem nahen Dorfe Tournefeuille. Weißgekleidete Mädchen, Kinder in Engelscostüm, bunte Fahnen, schimmernde Kreuze, Blumen- und Bänderschmuck geben ihr ein heiteres Ansehen. Sie besucht die Kirchen St. Saturnin und St. Sauveur.

Am 24 ist das Johannisfest. Um 11 Uhr Morgens halten die Malteserritter einen Umgang; nach der Vesper ist die große Procession des Capitels von St. Saturnin, auf dem Platze von St. Raymound wird eine Motette gesungen, dann zünden die Priester den großen Holzstoß an, der dort errichtet ist, die Jugend tanzt um das Feuer, und in allen Straßen werden Lieder in romanischer Sprache gesungen.

Der 29 Junius gehört den Aposteln Petrus und Paulus. In der Kirche der Malteser-Ritter wird eine hohe Messe gelesen. Die grauen Büßer halten einen Umgang.

Am 14 Julius sind die Feste des heiligen Bonaventura und unsrer lieben Frau vom Berge Karmel; letzteres wird von den Barfüßermönchen des Karmeliterordens auf das prächtigste begangen.

Der 23 Julius ist St. Jacob dem Schutzpatron der Pilger geweiht. Von nah und fern strömen seine Schutzbefohlenen herbei: aus der Provence und dem Languedoc, aus Gasconien und Béarn, aus den Grafschaften Foix und Comminges, aus Aragonien und Navarra, sogar aus Rom, Loretto und Jerusalem sind einige erschienen, in Muschelhüten und härenen Gewändern, behängt mit Reliquien aller Art, mit geweihten Rosenkränzen, viele mit bloßen Füßen, einige mit Ketten an Armen und Beinen oder sonstigen Marterwerkzeugen, die St. Jacobs Gunst erwerben. Auch die Brüderschaft der heiligen Anna hält an diesem Tage einen Umgang von der Kathedrale zur Kirche du Taur.

Am 2 August läßt Notre-Dame-des-anges der sündigen Welt durch die Franciskaner Ablaß ertheilen: die Klosterkirche ist den ganzen Tag von Bußfertigen überfüllt; um 5 Uhr Abends vereinigen sie sich zur Procession.

Der 5 August gehört unsrer lieben Frau vom Schnee; sie wird in den Kirchen von St. Sauveur und St. Saturnin, in der Daurade, bei den Kapuzinern und Karmelitern verehrt.

Am 6 August ist in der Dominikanerkirche Trauergottesdienst zum Gedächtniß des heiligen Dominicus.

Der 12 August ist St. Clara geweiht, die sich besonders jungen Mädchen gnädig erweist, und darum von ihnen mit Blumen und Geschenken aller Art überhäuft wird.

Am 15 August ist Mariä Himmelfahrt. Die Stadt ist wiederum mit Blumen, Teppichen, Bildern und Altären geschmückt; um 5 Uhr Nachmittags beginnt die Generalprocession, die von der Kathedrale ausgeht, vor den Kirchen von Sta. Clara und von Nazareth vorbeizieht, sich in die Dalbade begibt, wo eine Motette gesungen wird und über den Platz von Assezat und den der Dreieinigkeit nach der Stephanskirche zurückkehrt. Auch dieser Tag ist reich an Indulgenzen.

Der 27ste ist das Fest des heiligen Augustin. Am folgenden Sonntag halten die Mönche seines Ordens einen Umgang.

Am Abend des 7 Sept. ist der Geburtstag der Jungfrau; in allen Kirchen und Capellen ist feierlicher Gottesdienst, jedes Marienbild in Mauernischen, an Brücken und Brunnen wird mit Blumen und Kerzen verziert, und das Volk singt der Mutter der Gnaden romanische Lieder.

Am 28 Sept. werden in der Saturninskirche die Gebeine des heiligen Exuperns ausgestellt. Seine Schützlinge bringen ihm Geschenke, und wenn er gerade bei Laune ist, heilt er die Kranken und gibt den Irrenden oder Trauernden Rath und Trost.

Am 4 Oct. feiern die Franciscaner das Fest des heil. Franz von Assisi.

Am 31 Oct. wird die erste Vesper des Allerheiligen-Festes gelesen, und am folgenden Tage erscheint die Stadt aufs neue im höchsten Schmucke zu Ehren der Würdenträger des Himmels. Die Gärten haben ihre letzten Blumen gespendet. Astern, Malven, Heliotrop, Reseda und späte Rosen, die gelben Blüthen der Cassia, die glänzenden Blätter und Dolden des Wunderbaums, bunte Verbenen, Tuberosen, Monatsveilchen, persischer Jasmin und die blauen Blumen des Immergrüns. In der Vorhalle der Kirchen stehen Myrten, Granaten, Orangen, und der Duft des ewig blühenden Baumes vereinigt sich mit dem Weihrauch, der an den Altären geopfert wird. Die reliquienreichen Grüfte von St. Saturnin sind geöffnet, von nah und fern strömt das Volk herbei, um die „heiligen Leiber“ anzubeten; Processionen wallen durch die Straßen, Lieder und Gebete, Danksagungen und Bitten hoffen das Ohr der Heiligen zu erreichen.

Der 2 Nov. hüllt sich in ernsteres Gewand, es ist der Tag Aller Seelen. In den Kirchen werden Kerzen, Kreuze, Scapuliere und Palmen zum Schmuck der Gräber gesegnet; Seelenmessen werden gelesen, die einflußreichsten Heiligen werden angerufen den Verstorbenen in der Qual des Fegefeuers beizustehen, Kirchen, Capellen, Altäre werden zum Besten der Abgeschiedenen beschenkt; Nachmittags halten die Geistlichen jeder Kirche einen Umgang auf dem Gottesacker der Gemeinde; an allen Gräbern beten und weinen die Hinterbliebenen; Bänder, Kerzen, frische Kränze, Palmenzweige, Gold und Silberflittern geben den Kirchhöfen ein festliches Ansehen.

Am 15 Nov. wird in der Kathedrale ein Hochamt für das Parlament gefeiert, worauf ein Mitglied des Gerichtshofs eine Rede hält, um die Advocaten an ihre Pflichten zu erinnern.

Der 22 Nov. ist der Tag der heiligen Cäcilie, der in der Saturninskirche durch ein geistliches Concert gefeiert wird.

Am 27sten, dieß Jahr der erste Sonntag des Advents, erscheinen die Priester im weißen Meßgewande, das sie bis zum Dreikönigstage beibehalten; die Messen der Apostel und Märtyrer werden jedoch auch zu dieser Zeit in rothen Kleidern gelesen, wahrscheinlich haben sie diese Auszeichnung mit ihrem Blute erkauft.

Am 28 Nov. ist die erste Vesper des heiligen Saturninus. Abends wird der Thurm seiner Kirche illuminirt, das Volk besingt ihn in romanischen Liedern.

Am 29sten werden die Gebeine St. Saturnins ausgestellt; die Messe wird in Purpurgewändern gelesen, und der Zudrang des Volkes beweist, wie theuer ihm der Heilige ist, wie viel es von seiner Hülfe erwartet.

Der 1 Dec. ist St. Egidius, dem Schutzpatron der Goldschmiede, geweiht. Vor dem Chateau de Bazade ist Markt, die Bewohner der benachbarten Ortschaften strömen herbei.

Am 8ten wird die unbefleckte Empfängniß Mariä durch Processionen und Kirchenmusik gefeiert; der Umgang der Kaufleute zeichnet sich besonders durch die prächtigen Anzüge der Theilnehmenden aus.

Am 21sten ist das Fest des Apostel Thomas.

Der 22ste gehört St. Honorius, dessen Bild in der Saturninskirche verehrt wird.

Am 24sten erhält Toulouse Generalabsolution; die erste Vesper des Weihnachtsfestes wird gesungen; um Mitternacht beginnen die vierzigstündigen „Bitten." In allen Kirchen sind Krippen ausgestellt, und am 25sten werden nach dem Hochamt in der Kathedrale, in St. Saturnin, bei den Dominicanern, im Kloster der Augustiner, in der Dalbade, der Daurade und der Kirche du Taur die romanischen Nouëls des berühmten Goudouli gesungen.

Der zweite Weihnachtstag ist zugleich das Fest des heiligen Stephan. In der Kathedrale, die ihm geweiht ist, wird eine hohe Messe gesungen; Morgens und Nachmittags bildet sein Märtyrerthum den Text ergreifender Predigten; auch die erste Vesper für den Apostel Johannes wird an diesem Tage gesungen.

Am 27 Dec. wird das Fest des Evangelisten in allen Kirchen gefeiert.

Das Singen der Nouëls in Kirchen und Straßen dauert fort bis zum Dreikönigstage.

Die Mitternachtsmesse des 31 Decembers beschließt das Jahr.

*

Außer diesen Feierlichkeiten, an denen sich die ganze Stadt betheiligt, hatte jede Gemeinde, jede Seitencapelle der Kirchen, jedes Marienbild, jeder Reliquienschrein besondere Fest- und Gnadentage. Familien und Corporationen stellten Wallfahrten an. Die Sacramente der Taufe, der Firmung, des Abendmahls, der Trauung und der letzten Oelung wurden mit höchster Pracht vollzogen, damit auch dem ärmsten Leben innerhalb der Kirche Momente des Glanzes zu Theil würden.

So war der genußsüchtige eitle Sinn des Südländers gefangen, seine Phantasie war beschäftigt, und in geistiger Trägheit überließ er der Kirche die Beherrschung des Lebens und der Wissenschaft, die Entscheidung über Recht und Unrecht.

Die Folgen dieser sittlichen Unmündigkeit machen sich jetzt in ganz Frankreich, im öffentlichen wie im Privatleben geltend, und die lange Dauer der Gewissensknechtschaft, die zum Theil noch heute besteht, wird auch den Verwirrungen und Kämpfen der Uebergangsperiode noch längere Dauer sichern.

Amerikanische Federzeichnungen von E. Pelz.

Die Unions-Spielregeln.

Als ich nach Rußland kam aus dem lieben, trauten Vaterlande, glaubte ich mich auf einer letzten Hochschule des Lebens zu befinden, denn die dortigen Gesellschaftszustände lehrten nicht mehr in jener Weise, wie man sie in Deutschland vorfindet, und die ihre guten Seiten hat, von der aber nicht gesagt werden kann, daß sie ein höherer Unterricht, eine Erziehungsart von großartigerem Standpunkte sey. Die Strebepunkte des Lebens treten da nicht so entschieden heraus, weil sich alles mehr in einer Mitte und Mittelmäßigkeit, fern von Extremen hält. Man wird — wie vermöge eines Zaubers — gewissermaaßen wie in einer unentschiedenen Schwebe gehalten, und es entgehen da die Vortheile ausgeprägter Erscheinungen. Bis zur großartigen Weltanschauung bringen es sicher nur sehr wenige.

In Rußland trägt, wenn nicht alles, so doch das meiste, ein entschiedenes Gepräge. Wenigstens ist die Form durchweg autokratisch gegeben. Man hat darneben nur auf das Widerstrebende der Menschennatur Acht zu geben. Aber in letzterer Beziehung ist dort im Zarenreiche natürlich an keine freie Bewegung zu denken. Was sich Oppositionelles vorfindet, ist nicht ein heller Lebenston, jedem Instrumente muß die Sourdine aufgesetzt werden, und so bekommt man die Töne nur gedämpft, verschleiert zu hören. Der Lebensschüler wird noch, wie in den altägyptischen Priesterschulen, durch Symbolik in untergeordneter Classe abgespeiset. Ganz anders ist es in der großen, nordamerikanischen „Muster-Republik." Da wird dem Mehrheitswillen kein directer Einzelnwille entgegengestellt; die

Schule des dasigen Lebens trägt insofern ein entschiedeneres Gepräge, als namentlich in der menschlichen Natur liegende Unarten deutlicher zum Vorschein kommen. Es tritt gewissermaaßen ein umgekehrter Fall ein, der oben an den Unterschied zwischen niedern Schulen und Hochschulen erinnert.

Während in Rußland die Bevölkerung, also die Mehrheit, einer direct ausgesprochenen Regentendictatur wenigstens formell sich unterwirft und scheinbar keine Rücksicht auf Volksneigungen genommen wird, modelt sich in der Union alles scheinbar nach dem Willen des „jungen Riesen," denn dieser pocht immer auf seine physische Kraft. Minderheiten, die etwas durchsetzen wollen, müssen immer indirect zu Werke gehen und irgend einen amüsanten Hokuspokus treiben. Das „große" Kind läßt sich nicht am Gängelbande der Ukase führen, wohl aber bei der Nase herumziehen.

Nirgendwo unter Menschen wird der aufmerksamere Beobachter so lebhaft an die Worte des Palladas von Alexandrien erinnert:

„Spiel ist unser Leben und Schauspiel. — Lerne Spielen, oder du trägst Schmerzen und Schaden davon;" als unter den „Amerikanern," diesen modernen Lieblingskindern des alten Gottes Israels. Nichts kann interessanter und vergnüglicher seyn, als die Rolle eines Zuschauers, der das „Ride si sapis" des Martial begriffen hat. Es ist eigentlich ganz gleich, wo man hinter die Coulissen blickt und dem Spiele zusieht, aber Washington erschien mir doch „After all" bisher noch als das ergötzlichste Theater.

Wie dort im allgemeinen gespielt wird, habe ich in Umrissen schon früher gezeichnet; heute fällt mir ein Zeitungsartikel in die Hand, der die treffendste Schilderung dort geltender Spielregeln mit kurzen Worten gibt — und derselbe mag hier Platz finden:

„Eine amerikanische Geschäftsordnung bietet der Schlupfwinkel, Ausflüchte und Versteckplätzchen so viele, wie ein juristischer Codex, und es gehört ein ordentliches technisches Studium dazu, um bei jedem einzelnen Punkte der Berathung genau angeben zu können, wo und wie die Sache denn eigentlich steht. Da gibt es eine Annahme im Plenarcomité, die noch gar nichts für eine definitive Annahme entscheidet, dann eine Annahme von Comitéberichten, die aber bei Leibe noch keine Genehmigung derselben, sondern nur eine Entgegennahme zur Berathung ist. Sodann kommen die zahlreichen Winkelzüge, die sich bei den verschiedenen Lesungen der Bills bieten, das „auf-den-Tisch-legen," die Rückweisung an Comités „zur completen Berichterstattung" oder mit „Instructionen," die Anordnung der Reinschrift zur dritten Lesung u. s. w. Wenn sich eine Bill durch alle diese Labyrinthe hindurchgewunden hat, und nun endlich ein förmlicher Beschluß darüber gefaßt ist, wenn die Telegraphendrähte nach allen Richtungen hin ihn gemeldet haben, dann kommt auf einmal noch — ein Revisionsantrag nachgeschickt und der Schwindel geht von neuem los."

Ein in Deutschland Geschulter raisonirt darüber etwa wie folgt: Bei der Justizpflege gilt es, das Recht zu finden und zu sprechen. Dabei ist oft Eile so nöthig und nützlich, als Uebereilung nachtheilig. Alle Seiten einer Sache wollen erwogen seyn, um nicht das Unrecht zu unterstützen. Jeder Streitsache ist daher billige Frist zu belassen. Ebenso soll man sich in Angelegenheiten des Gemeinwohles nicht übereilen, aber in gleichem Grade zu empfehlen ist möglichste Beschleunigung.

Das kann jedoch nur als Mittelstraßenansicht gelten, die gewöhnlich alles viel zu ernst und pedantisch nimmt und ganz außer Acht läßt, daß es sich ja nur um ein „Schauspiel" handle.

Genial muß die Geschichte aufgefaßt werden, sonst erscheint es langweilig was aufgetischt wird.

Zufolge der genialen Auffassung ist ein gutes collegialisches Vernehmen des Schauspielerpersonals Hauptsache. Wollten oder sollten die Acteure eines Tages — hier die Senatoren und Repräsentanten eines Congresses — alle Sachen die vorgebracht werden, so kurz wie möglich nach den Vorschriften des „Common Sense," oder des gesunden Menschenverstandes entscheiden, dann fielen erstens alle Intriguen hinweg, man wäre außerdem viel zu rasch fertig; ein Stück das fünf Acte mindestens haben muß, um die Theaterzeit, d. h. die Congreß-Saison zu füllen, wäre kaum einactig, und wo sollte die gehörige An- und Aufregung oder Unterhaltung des Publicums herkommen? Nebenbei hätten es nachsuchende Parteien auch viel zu leicht. Es muß also Intrigue in darzustellende Stücke gebracht werden, um dieselben gehörig zu verlängern. Die Menschen sind ein sonderbar Geschlecht! Was ihnen keine Anstrengung kostet, achten sie immer gering, und je kostspieliger ein Artikel wird, um so werthvoller wird er den Leuten. Dieß müssen die Schauspieler im Congreß fest im Auge halten, wenn sie beliebt erscheinen wollen, und darum ist das Labyrinth der Hemmnisse unerläßlich. Würde einfach berathen und darauf zur Entscheidung abgestimmt, wo bliebe da der Reiz für die Interessenten? Diese müssen also hingehalten, und es muß ihnen insbesondere die Geschichte vertheuert werden. Letzteres ist Hauptsache.

Wer eine Sache beim Congreß betreibt, darf nicht so einfach abgespeist werden, wie etwa auf einem Postamte. Es müssen allerlei Formen erfunden werden, die nicht jedermann innehaben kann, damit Nachsuchende genöthigt werden, sich der „Congressional-Agents", einer Art Congreß-Advocaten zu bedienen. Wenn Congreßmitglieder direct mit Interessenten über den Preis einer Zustimmung unterhandeln sollten, dann würde einmal das Pikante der Intrigue verringert werden, und die Sache wiche nicht ab vom gewöhnlichen Schacher; sodann vereinfachte sich die Mitspielerzahl zu sehr. Wie bei großen Spectakelstücken der Neuzeit stets möglichst viele Menschen auf die Bühne gebracht werden, ebenso geschieht es bei Aufführung des Repräsentations-Schauspiels in Amerika. Die Grundursache sind die demokratischen Institutionen der Union, bei denen kein streng aristokratisches Abschließen einer Minderheit thunlich ist. Es bemerken alle, die keine Strohköpfe tragen, daß Geld „gemacht" wird bei den Congressen, Assemblies u. s. w., darum streben viele darnach gewählt zu werden. Vereinigte man sich aber nicht bei den Wahlen, die den „Proben" an Theatern ähneln, so würden nur Stimmenzersplitterungen resultiren; es käme keine Wahl zu Stande, weil gar zu viele gewählt seyn wollen. Die Befriedigung unter den Bewerbern widerstreitet schon mächtig jeder Simplicität des Verfahrens, und macht Spielarrangements der weitläufigsten Art unerläßlich. Es ist genau wie unter einer Schaar Knaben, wo auch immer eine Mehrzahl der Regsamsten ins Spielinteresse gezogen werden muß, soll nicht Revolution entstehen. Wenn daher von „Jugendlichkeit der Nation" und „Jungriesenschaft" gesprochen wird in Amerika, so liegt darin Wahres,

falls Knabenhaftigkeit das Jugendliche bezeichnen soll; sonst aber hinkt diese Behauptung über Gebühr.

Jedenfalls darf die europäische Lebensauffassung in Amerika nicht zur praktischen Anwendung von Personen gebracht werden, welche das Lebensspiel da mitspielen wollen. Namentlich erscheinen die in Deutschland noch ziemlich allgemein herrschenden Begriffe von Schicklichkeit und Gesittung völlig unanwendbar. Gelindest ausgedrückt nehmen die Amerikaner das Schauspiel des Lebens mehr auf eine leichte Achsel, sie behandeln es mehr als Spiel, und sehen ganz vom innern Ernst ab, der in Deutschland bei jeder Theilnahme am Gemeinsamen gefordert wird. Der Ernst wird nur geschauspielert, und dient lediglich als Phrase zur Erhöhung des Vergnügens am Spiele. Die Mehrzahl der Politik-Spielenden ist sich stets des Spieles bewußt, und jeder sucht andere nur in Durchtriebenheit zu überbieten. Einzelne mögen ins Getriebe gezogen werden, die es so lange ehrlich meinen, bis sie sich als gefoppt erkennen und abtreten, oder gewitzigt mit fortspielen.

Als Grundelement dieser Erscheinung muß die durch verschiedene Lebensverhältnisse vorherrschend gewordene Selbstsucht angesehen werden. Durch sie wird das ganze Spiel mit allen seinen Regeln und Erfolgen bedingt. Man treibt die Politik mit allem was dazu gehört, wie Hazardspieler am grünen Tisch ihren spannenden Zeitvertreib abzumachen pflegen, nur daß letztere nicht prätendiren zum Gemeinbesten zu spielen. Darum erscheint auch das Politikspiel in Amerika pikanter als das gewöhnliche Hazardspiel, dem eine Hauptmaske abgeht, und es erklärt sich, daß die Angloamerikaner keine Deutschamerikaner zu Spielcameraden haben wollen. Denn die Erfahrung lehrt, daß letztern wenn nicht heiliger Ernst, so doch Eigensinn innewohnt, demzufolge sie sich zänkisch zeigen, während bei den Angloamerikanern das ganze Spiel meist lachenden Mundes abgemacht wird. Anstatt eines lustigen Schauspiels mit gewissem innern Zusammenhalt würden die Deutschamerikaner nichts als eine lederne, zerfahrene Tragikomödie hervorrufen; so behaupten Erfahrene im Lande des „jungen Riesen", und ich möchte nach dem was ich bisher mit angesehen, keineswegs das directe Gegentheil behaupten. Ist aber kein großartiges Drama von den Pygmäen unsrer Zeit herzustellen, dann erscheint mir das Lustspiel, ja sogar die Posse vorzüglicher, als ein verhunztes Schauspiel.

Der Palast von Sydenham.

(Aus einem Schreiben Benj. Delesserts an die Revue des deux Mondes. 15 Julius.)

Ich habe den Palast von Sydenham besucht und möchte gerne einiges über diesen der öffentlichen Aufmerksamkeit so würdigen Bau sagen, nicht um die unermeßliche Ausstellung zu schildern die viel größer ist als die des Jahres 1851, sondern um einen Ueberblick über die gesammte Unternehmung zu geben, und den Gedanken, der diese prachtvolle Schöpfung ins Leben rief, herauszuheben. Dieser liegt in einem Ausspruch, den kürzlich Hr. Laing, Parlamentsmitglied und Präsident der Gesellschaft des Krystallpalastes, in einer öffentlichen Versammlung gethan: „wenn die Gesellschaft den Zweck, den sie sich vorgesetzt hat, erreichen will, so muß sie die Entwicklung der Bildung und die Fortschritte des Unterrichts beim englischen Volk im Auge behalten." Das ist in Wahrheit einer der interessantesten Zwecke, den sich die Compagnie des Sydenham-Palastes vorsetzte, indem sie zur Begründung dieses ungeheuren für die Bildung nicht minder als für das Vergnügen des englischen Volks großartigen Baues über eine Million Pf. St. ausgegeben hat.

Der erste Gedanke an den Krystallpalast von Sydenham wurde aufgefaßt im Schooße der Committee der Gesellschaft für Künste, Industrie und Handel, welche vor kurzem ihren hundertsten Gründungstag durch ein Bankett im Palast selbst gefeiert hat. In dieser Gesellschaft war auch zuerst der Gedanke der allgemeinen Ausstellung im J. 1851 angeregt worden. Wirft man einen aufmerksamen Blick rückwärts, so findet man daß fast alle großen Dinge dieses Jahrhunderts von Privatgesellschaften entworfen und ausgeführt wurden, und nichts ist natürlicher: denn die intellectuelle Stärke, wie die materielle Macht beruhen im höchsten Grade in der Association. Selbst die industriellen Verbindungen, die nur das Interesse zum Zweck zu haben scheinen, haben immer auch ein für die Menschheit vortheilhaftes Resultat. Der Krystallpalast von Sydenham, den man mit vollem Recht das achte Wunder der Welt nennen kann, übertrifft die sieben andern an Größe eben so sehr, als unsere Civilisation die der Assyrier, Aegyptier und Griechen übertrifft. Während die Pyramiden, die hängenden Gärten von Babylon, diese Denkmale des Stolzes der Könige, Millionen armer Menschen das Leben kosteten, ohne irgend einen Zweck von anerkanntem Nutzen zu erreichen, so erfreut man sich bei dem Gedanken, daß der Bau des Krystallpalastes von Sydenham nicht nur keinem Menschen das Leben kostete, sondern Tausende von Arbeitern nährte, daß er wahrscheinlich seine Actionäre bereichern wird, und daß, was auch daraus werden mag, sein Bau für alle Classen der englischen Gesellschaft und für die fremden Besucher eine Quelle fortdauernder Belehrung über Vergangenheit und Gegenwart und eine Quelle der Verbesserung für die Zukunft seyn wird.

Mögen die, welche behaupten, die Welt schreite nicht von Fortschritt zu Fortschritt; mögen die, welche die Gesellschaft zurückschieben möchten unter dem Vorwand, daß unser 19tes Jahrhundert nicht so viel werth sey als das Alterthum oder das Mittelalter, mögen sie alle den Krystallpalast, dieß ungeheure Gesammtbild unserer Civilisation besuchen, mögen sie die hohe, menschenfreundliche, wahrhaft edelmüthige Idee fassen, welche dieß große Werk ins Leben führte; mögen sie sehen, mit welcher unbegreiflichen Schnelligkeit, mit welcher Macht der Mittel diese Idee ausgeführt wurde, und wenn sie ehrlich sind, werden sie der moralischen, wissenschaftlichen und industriellen Ueberlegenheit unserer Zeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Ruhm dieses Werks gebührt nicht einem einzelnen Menschen, er ist der Ausdruck der Fortschritte eines ganzen Volks, einer kräftigen Nation, welche seit einigen Jahren mit Ausdauer auf der breiten Bahn fortschritt, wo die Mächtigen die Schwachen unterstützen, die Wissenden die Unwissenden belehren,

mit Einem Wort, wo die gegenseitige Neigung mehr und mehr alle Classen der Gesellschaft unter einander verbindet. Es ist überhaupt einer der charakteristischen Züge im Leben des englischen Volks während der letzten Jahre, daß die Regierung sowohl wie die Einzelnen fortwährend zu Gunsten des Volks zu arbeiten bemüht sind. Moral, Wissenschaft, Industrie — alles wird dem Verständniß der zahlreichen armen und unwissenden Classen näher gebracht. Gelehrte vom ersten Rang, ausgezeichnete Nationalökonomen und Staatsmänner begreifen, daß die Zeit für die höhere Classe gekommen ist, wo sie in directen Verkehr mit dem Volk treten müssen, und haben zu dem Ende in den großen Mittelpunkten der Industrie unentgeldliche Lehrcurse eröffnet.

Wenn die Gesinnung, welche den Gedanken zum Palast von Sydenham einflößte, zu den großartigsten gehörte, so muß man auch anerkennen, daß die Ausführung des Gedankens würdig war. Es ist ein ungeheures Gebäude mit einem Gerüste von Eisen und Mauern aus Glasplatten, seine Form ist die eines Schiffs, das in der Mitte von einem viel höhern Transept und an beiden Enden von zwei minder hohen Transepten durchschnitten ist; die Dächer sind domartig abgerundet. Der allgemeine Anblick ist leicht und sehr freundlich: leicht, denn das Auge trifft auf keine Masse von Holz oder undurchdringlichem Stein; freundlich, denn das Eisen ist blau gemalt, und das weiße glänzende Glas bietet eine milde und doch fast zu schimmernde Farbenmasse. Dieser glänzende Diamant hebt sich ab von einer herrlichen Landschaft in dem mannichfaltigsten Grün, von dem etwas rohen Ton der Wiesen bis zu dem gelblichen Blätterwerk der Bäume und des bereits reifenden Korns. Man hat den Bau auf einem nicht sehr hohen Hügel aufgeführt, der jedoch einen ziemlich weiten Landumkreis beherrscht, so daß man von sehr weit her diese Krystallmasse glänzen sieht, und daß die Besucher von der Terrasse des Palastes aus einen prächtigen Ueberblick über eine reizende Landschaft genießen. Indem ich die Schnelligkeit, mit der dieß Gebäude in weniger als zwei Jahren aufgeführt wurde, bewunderte, fragte ich mich, warum man diese leichte und ökonomische Bauart so selten anwende? die Erfindung ist zwar neu, denn sie reicht nicht über den Krystallpalast von Hydepark hinauf, sie hat aber doch schon ihre Probe bestanden; die Bauart eignet sich ganz besonders für öffentliche Versammlungen oder große industrielle Anstalten.

Man kann auf einer kleinen Zweigbahn der von London nach Dover und Brighton führenden Eisenbahn nach dem Palast von Sydenham gelangen. Die nach London kommenden Fremden sehen ihn am Horizont links eine halbe Stunde vor der Station von London Bridge; wer aber die allgemeine Ausstellung von 1851 nicht gesehen hat, begreift nicht, was diese Krystallkugel auf einer das ganze umliegende Land beherrschenden Höhe seyn soll. Wenn man in Sydenham anlangt, befindet man sich am Fuße eines schönen Parks, der in sanften Abhängen bis zu den Terrassen ansteigt, auf denen sich der Palast erhebt. Vom Aussteigeplatz führt eine ungeheure gedeckte Glasgalerie nach dem südlichen Flügel, es ist aber viel angenehmer den Park zu durchwandern, der von schönen Teichen durchschnitten und von geschmackvoll vertheilten Anschwellungen des Bodens durchzogen ist. Im Hintergrunde eines kleinen Thals, am Rande eines künstlichen Sees bemerkt man die sehr merkwürdigen Darstellungen der antediluvianischen Ungeheuer, die durch den Geist der Cuvier und Geoffroy St. Hilaire gleichsam aus dem fossilen Zustande wieder ins Leben gerufen wurden.

Die Vorderseite des Palastes ist von Terrassen und Treppen, eben so majestätisch und imposant wie die von Versailles, eingefaßt; sie sind mit einer großen Anzahl von Statuen geziert; rechts und links am Eingang in den Mitteltransept laufen weite, vorn offene Galerien, von wo man behaglich sitzend den zu seinen Füßen sich entfaltenden Park und weiterhin die grünen Felder der Grafschaft Kent überschauen kann. Es ist unmöglich die lebhafte Bewunderung und das Staunen zu schildern, das man empfindet wenn man in der Mitte des ungeheuern Gebäudes, da wo das Mitteltransept und das Schiff sich kreuzen, seinen Blick rings um sich her schweifen läßt. Zahlen sprechen nicht zur Einbildungskraft und geben nur einen unvollkommenen Begriff; ich will also bloß bemerken, daß die Thürme von Notredame sich recht gut unter dem Dom des mittlern Transepts bergen könnten. Da zwei verschiedene Ideen bei der Gründung des Krystallpalastes vorwalteten, die des Volksunterrichts und eine rein industrielle, so müssen sich auch in der Ausstellung zwei Abtheilungen finden. Die rein artistische und wissenschaftliche ist dargestellt durch die Sammlungen von Thieren, Bäumen und Pflanzen, so wie durch Nachahmungen von Bauten verschiedener Zeiten und der Meisterwerke der plastischen Kunst, die andere Abtheilung ist der Bazar, die Industrieausstellung, welche ihre Erzeugnisse zeigt und verkauft. Die erstere zieht vor allem die Neugierde auf sich.

Kein Volk reist so gerne wie das englische, keins ist in gleichem Grade von dem Bedürfniß der Bewegung getrieben, das den Engländer mit Frau und Kindern hinaustreibt, sobald er die nöthigen Reisemittel bei Seite gelegt hat; da aber der kleinste Ausflug nach dem Continent Zeit und Geld kostet, so können sich die zahlreichsten Classen, sämmtliche Handwerker und Arbeiter, nur selten dieß Vergnügen machen. Die Erbauer des Krystallpalastes sagten sich nun: da das Volk weder Zeit noch Geld hat um die Welt zu besuchen, führen wir die Welt nach England vor die Augen des englischen Volks, und verschaffen wir unsern Mitbürgern die Mittel des Vergnügens und des Unterrichts, deren sie bis jetzt beraubt waren. Und dieser eben so großartige als kühne Gedanke wurde mit unerhörtem Glück und unerhörter Raschheit ausgeführt. Es ist also das Schauspiel der ganzen Erde, das sich vor den Augen entrollt, nicht wie in einem Panorama, sondern in Fleisch und Bein, wenn ich mich so ausdrücken darf. Hier sieht man mitten unter den seltensten Bäumen und den kostbarsten Blumen aus allen Ländern die Thiere, welche in eben diesen Klimaten leben, alle Varietäten des Menschengeschlechts vom Lappen bis zum Neger, vom Chinesen und Malayen bis zum amerikanischen Indier, alle vollkommen genau nach dem ethnologischen Typus dargestellt. Um die Täuschung zu erhöhen, hat man Gruppen gebildet, um belebte Scenen darzustellen, wie Jagden, Versammlungen von Stämmen und Familien; man kann z. B. eine Tigerjagd in Indien auf Elephanten sehen, wo der Elephant mit seinem Thurme voller Jäger auf dem Rücken einen angreifenden Tiger zurücktreibt, während von oben herab die Indier den Tiger mit Gewehrschüssen und Lanzenstößen bekämpfen, und andere Fußjäger von ferne Pfeile auf ihn abschießen. An einer andern Stelle sieht man den öden Schauplatz einer arktischen Gegend, wo umgeben von Schnee und

Digitized by Google

Eis eine Lappenfamilie ihr Mahl kocht, während in einiger Entfernung Robben und weiße Bären sich gegenseitig beobachten.

Brunnen, umgeben von den schönsten Blumen der Welt, lustige Beeten von seltenen sorgfältig unterhaltenen Pflanzen sind von Strecke zu Strecke in der ganzen Länge des Schiffes angebracht. Dieser erfreuende Anblick gewährt dem Auge und dem Geist Ruhe, und dient als Uebergang und Gränzscheide zwischen den verschiedenen Scenen, die Tausende von Meilen von einander entfernt sich darstellen sollten. Ich war erstaunt über die wahrhaft unglaubliche Menge von Pflanzen und Blumen, die man bereits zusammenbringen konnte, und deren Unzahl man sich vorstellen kann, wenn man die riesenhaften Verhältnisse dieses Wintergartens erwägt. Namentlich habe ich prächtige Palmen im ägyptischen Theile bemerkt, und an andern Stellen die seltensten und größten Rhododendren.

Will man nach diesem Cursus von Ethnologie und Naturgeschichte einen vollständigen Cursus der Archäologie durchmachen, die Kunst unter allen ihren Formen studiren, vom höchsten Alterthum bis auf unsere Zeiten, so bietet der Krystallpalast eine wahrhaft wunderbare Sammlung von Hülfsmitteln. Mit den größten Geldopfern und durch die Unterstützung geschickter Archäologen und gebildeter Künstler hat die Verwaltung sehr genaue Darstellungen der Kunst von ihrem Ursprung an und durch alle Civilisationen hindurch geliefert. Man kann sich nach Gefallen in den Sälen eines ninivitischen Palastes, im Innern eines ägyptischen Tempels, im Löwenhof oder den Zimmern der Alhambra ergehen, dann sich niedersetzen unter eine Palme vor den hundert Fuß hohen Colossen von Ibsambul inmitten einer Sphinxallee, hierauf eine chinesische Pagode oder die Sculpturen des Parthenon besuchen oder das Haus des Diomedes zu Pompeji durchwandeln, das mit einer so vollkommenen Genauigkeit abgebildet ist, daß die Täuschung vollständig wäre, sähe man sich nicht von Leuten in Ueberröcken und Fräcken umgeben. So hat man also in sehr kurzer Zeit nicht nur eine ziemlich richtige Ansicht von der Kunst, sondern auch von den Sitten und dem Leben der wichtigsten Völker des Alterthums. Was den Werth dieser nützlichen Sammlungen sehr erhöht, ist die gewissenhafte Genauigkeit, mit der die Darstellungen ausgeführt wurden.

Wenn aber diese Erinnerungen an die alten Civilisationen sich nur unter möglichst gewissenhaften Nachahmungen darstellen, die aber doch immer noch Zweifel zurücklassen, so ist es nicht eben dasselbe mit der byzantinischen, mittelalterlichen und neuern Kunst. Darum fühlt man wenn auch nicht eine größere Neugierde, so doch eine vollständigere Befriedigung, wenn man die zahlreichen Säle durchwandert, wo die Denkmale dieser verschiedenen Kunstepochen ausgestellt sind. Anfangs tritt die religiöse Kunst fast allein auf, ursprünglich roh in der Ausführung, aber naiv und glaubensvoll im Ausdruck. Die Erzeugnisse dieser Epoche sind ausschließlich religiöser Art: Gräber, Grabstatuen, Basreliefs mit Kirchen, Baptisterien, heilige Gefäße u. s. w.; dann schreitet man zur gothischen Kunst herab, die in ihren verlängerten Formen sich durch die Wolken in den Himmel zu schwingen scheint, wie die deutsche Einbildungskraft, die sie erschuf; dann gelangt man zu den Werken der Renaissance, welche ans Heidenthum mahnt, und manchmal allzu sehr davon inspirirt war, eine gelehrte, geschickte, zierliche Kunstepoche, aber ohne innere Ueberzeugung, mit Ausnahme des so originellen, so traurigen und so mächtigen Geistes von Michel Angelo. Man muß es namentlich der Verwaltung danken, daß sie Copien aller der schönen Statuen dieses großen Künstlers, unter anderem die der Capelle der Medicis zu Florenz, sich verschaffte und ausgestellt hat.

Was diese so merkwürdige und so lehrreiche Darstellung der Archäologie und Kunst durch alle Zeiten und Civilisationen hindurch vervollständigt, das ist eine Sammlung von Gypsabgüssen, welche gestattet, die Meisterwerke der Bildhauer aller Zeiten und aller Völker vor dem Auge vorüber gehen zu lassen. Um eine so zahlreiche Sammlung zu bilden, mußte man alle öffentlichen Museen und viele Privatgalerien der ganzen Welt in Contribution setzen. Wie es scheint, sind die von der Verwaltung des Krystallpalastes ausgeschickten Künstler mit wenigen Ausnahmen allenthalben sehr zuvorkommend aufgenommen worden, und man hat ihnen alle Gelegenheit verschafft, um die Abgüsse der Statuen auszuführen. Wenn man erwägt, wie viele Hunderte solcher Abgüsse aus allen Theilen der Welt herbeigeschafft wurden, um dieß Museum zu bilden, so erstaunt man über die Ausdauer und die Thätigkeit, die zur Gewinnung eines solchen Ergebnisses entfaltet werden mußte.

Bei meinem Besuche im Palast von Sydenham waren eine Menge Arbeiter noch mit Beendigung einiger unvollendeten Säle beschäftigt. Ich hörte um mich mehrere Sprachen reden, und eben so zeigte die Physiognomie dieser Arbeiter, daß sie verschiedenen Ländern angehörten. Ich erkannte auch in diesem Umstand einen Dienst weiter, den man der Unternehmung des Krystallpalastes verdankt: sie hat für Ein und dasselbe Werk die Bemühungen von Künstlern und Arbeitern vereinigt, die sich ohne Zweifel bisher nicht kannten, und welche bei dieser gemeinsamen Arbeit sich gegenseitig kennen und schätzen lernten. Wenn zur Zeit des Mittagessens die Thore dieses Palastes die Schwärme von Arbeitern verschiedener Länder ausgießen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener, Ungarn u. s. w., so ist es höchst interessant, alle diese verschiedenen Sprachen wie eine disharmonische Musik vor den Ohren summen zu hören. Man glaubt der Zerstreuung der Völker bei einem neuen babylonischen Thurm beizuwohnen, aber das Werk der Arbeiter zu Sydenham wird gesegnet seyn, denn es wird die Menschen erheben, unterrichten, einander nahe bringen.

Der Theil des Krystallpalastes, der für die Ausstellung der Industrieproducte der gegenwärtigen Zeit bestimmt ist, bietet bis jetzt noch viel weniger Interesse, als der artistische Theil; das kommt aber namentlich daher, daß bis jetzt noch ein sehr geringer Theil der Läden und Niederlagen eingerichtet ist. Trotz der gegentheiligen Ansicht unterrichteter und competenter Personen bin ich überzeugt, daß der Erfolg auch dieses Theils des Werks gesichert ist. Binnen zwei Jahren wird es kaum einen bedeutenden Fabrikanten oder Industriellen in der Welt geben, der nicht im Krystallpalast zu Sydenham eine Niederlage errichtet. Es scheint mir in der That unmöglich, daß die englischen und fremden Industriellen längere Zeit den unermeßlichen Vortheil verkennen, fortwährend in diesem stets offenen Bazar, der nicht nur von Engländern, sondern von Tausenden von Fremden, die nach England kommen, besucht wird, repräsentirt zu seyn. Was sie anderswo in zahllosen Annoncen ausgeben, die nur einer geringen Anzahl Menschen vor die Augen kommen, das wird viel wohlfeiler und nutzbringender durch eine Ausstellung im Krystallpalast erreicht werden. So bilden sich durch und für die Industrie neue Bande unter den Völkern,

Digitized by Google

die ihre Erzeugnisse in diesen allgemeinen Bazar schicken werden. Große Fortschritte für die Industrie werden aus dieser Concentration erwachsen, aber auch große Vortheile für die Consumenten durch die Wohlfeilheit und Vollkommenheit der Waare.

Ich habe geschickte und erfahrene Männer den finanziellen Erfolg der Gesellschaft, welche den Krystallpalast bauten, bezweifeln hören. Ihrer Ansicht nach wird das Unternehmen nur gelingen, wenn man den Krystallpalast auch am Sonntag eröffnet, was der jetzigen Gesetzgebung Englands entgegen ist. Der Nutzen einer solchen Maaßregel für die arbeitenden Classen ist unbestreitbar, aber der finanzielle Erfolg der Gesellschaft hängt meiner Ansicht nach nicht davon ab. Uebrigens glaube ich, daß die Eröffnung am Sonntag in nicht ferner Zeit gestattet werden wird. Der hohe Verstand und der praktische Sinn des englischen Volks, der Männer die es regieren, und ich muß es zu ihrem Ruhm sagen, der anglicanischen Geistlichkeit selbst werden über die entgegenstehenden Vorurtheile den Sieg davontragen. In England vertheidigen die Vorurtheile hartnäckig ihren Boden, aber sie weichen endlich, nicht der Gewalt und der Leidenschaft einiger wenigen, sondern der Macht der öffentlichen Meinung der Mehrzahl. Wie aber auch diese Frage entschieden werden mag, und obgleich ich die Ausgaben der Gesellschaft für den Bau, sowie für die Erhaltung und Beaufsichtigung dieses Werks nicht kenne, obgleich man bis jetzt noch die Einnahmen unmöglich berechnen kann, so behaupte ich doch mit Zuversicht, daß das Werk gelingen muß, denn die Vorsehung, welche über großen Ideen, deren Verwirklichung für alle Völker wichtig ist, wacht; die Vorsehung, welche will daß die menschlichen Gesellschaften unaufhörlich durch die Fortschritte der Bildung und des Unterrichts zu einer allgemeinen Brüderschaft fortschreiten, sie wird mit ihrer Allmacht die Menschenwerke halten, welche, wie der Krystallpalast, diese lebendige und fortschreitende Encyklopädie, zugleich ein Vereinigungspunkt, ein Pfand des Friedens und ein Mittel der Vervollkommnung für die ganze Menschheit sind.

Die brasilianische Colonie Donna Francisca.

Vor kurzem ist der „vierte Bericht der Direction des Colonisationsvereins von 1849 in Hamburg" erschienen, und verdient in mehr als Einer Beziehung einer nähern Erwähnung. Fürs erste müssen wir bemerken, daß dieser Verein von dem Prinzen von Joinville, dem bekanntlich durch seine Heurath mit einer brasilianischen Prinzessin sehr bedeutende Güter in der brasilianischen Provinz Sta. Catarina zugefallen sind, 9 Quadrat Leguas unter der Bedingung der Besiedlung mit einer gewissen Anzahl Colonisten erhalten hat, und daß 12 weitere Quadrat Leguas ihr so ziemlich bestimmt zugesichert sind. Prinz Joinville machte mit der unentgeltlichen Ueberlassung eines solchen Landstrichs ein sehr gutes Geschäft, denn wenn diese 21 Quadrat Leguas von deutschen Ansiedlern gehörig nutzbar gemacht werden, so steigt der Werth seines übrigen Besitzthums um ein bedeutendes; aber auch der Colonisationsverein in Hamburg wird dabei nicht leer ausgehen: abgesehen von der Verschiffung der Colonisten, die immer etwas einträgt, um so mehr da das rückkehrende Schiff an der Ostküste Südamerika's allenthalben seine Fracht finden kann, scheint diese Gesellschaft weiter liegende Zwecke zu haben, die in dem genannten Bericht nicht geradezu angegeben, aber deutlich herauszulesen sind. Die Colonie Donna Francisca, sowie das beginnende Städtchen Joinville liegen am San Francisco — nicht an dem gewaltigen Strom, der unter 11° S. B. ausmündet, nachdem er das halbe Reich durchströmt hat, sondern an dem bescheidenen Flüßchen San Francisco, das unter 26° S. B. hinter der Ilha de San Francisco ausmündet. Die Gegend, obgleich noch bedeutend warm, liegt doch schon außerhalb der Tropen, und wenn die Ankömmlinge nicht von den Krankheiten heißer Landstriche verschont geblieben sind, und der Akklimatisation ihren Tribut bezahlen mußten, so scheint doch bis jetzt keine durch das Klima bewirkte größere Sterblichkeit eingetreten zu seyn.[1] Im Ganzen sind bis jetzt 1200 Personen dahin ausgewandert; da man aber bloß 150 bewohnte Häuser zählt, so scheinen nicht alle geblieben zu seyn, und die Anzahl beträgt jetzt wohl kaum über achthundert Personen. Der Colonisationsverein scheint es an Vorsorge für die Einwanderer, die er hinschafft, nicht fehlen zu lassen, denn augenscheinlich verfolgt er weitergehende Zwecke, wozu ein Gedeihen der Colonien auf den Gütern des Prinzen von Joinville eine unerläßliche Vorbedingung ist.

Wir schließen dieß aus nachfolgender Stelle des Berichts, wo es heißt: „was den Wegbau in der Colonie Donna Francisca selbst anbelangt, so ist derselbe im verflossenen Jahre rüstig gefördert worden; die bedeutendste Straße ist die von Joinville in der Richtung nach der Hochebene von Curitiba zu führende, welche bereits eine Länge von etwa 3½ Meilen hat." Und an einer andern Stelle: „vor allem nothwendig ist die Herstellung einer tüchtigen Straßenverbindung mit dem Hinterlande. Wir glauben, daß von dem Augenblick der Eröffnung einer Communication mit der Hochebene von Curitiba und der dadurch erlangten Verbindung mit dem Innern Brasiliens eine neue Aera für unsere Colonie beginnen wird, und haben deßwegen unserer Direction die Beschleunigung dieser Arbeit als der durchaus nothwendigsten angelegentlich anempfohlen." Das ist sehr bezeichnend: für die kleine, noch fast mit des Lebens Nahrung und Nothdurft kämpfende Colonie, die ihre wenigen Absatzartikel mit Leichtigkeit an das atlantische Meer bringen kann, ist eine kostspielige Verbindungsstraße durch das mit Urwald bedeckte Hochland ein arger Luxus, nicht aber für eine Gesellschaft Kaufleute mit weitreichenden Speculationen; unmittelbar hinter dem nur 15 bis 20 Meilen vom Meere sich hinziehenden nicht sehr hohen Ufergebirge sind die Quellen des R. Yguazu oder

---

[1] Der Bericht würde wohl gethan haben, wenn er die Anzahl der in den verschiedenen Jahren angelangten, der dageblieben, gestorbenen und noch lebenden Personen aufgeführt hätte. Da man gegen die Ansiedlung in Brasilien im Allgemeinen viel, und nicht ohne Grund, geeifert, die Leser aber nicht so genau unterscheiden, so wäre es am Platze gewesen zu zeigen daß diese nahe an den Tropen gelegene Colonie den schlimmen Einflüssen des Klimas so wenig, wie den noch schlimmeren heilloser Vertragsverhältnisse ausgesetzt sey.

Curitiba, der nach einem Laufe von etwa 80 Meilen sich in den Parana ausmündet und eine unmittelbare Verbindung mit Paraguay so wie mit mehrern Provinzen Brasiliens, selbst mit Matto Grosso eröffnet. Auf diesem Wege ließen sich die kostbaren Waaren des Innern mit verhältnißmäßig geringen Kosten ans Meer schaffen. Was das heißen will, darüber mag man Kersts neueste Schrift [1] nachlesen, der dieß Capitel besonders behandelt, und aus dem wir nur nachfolgende Stelle (p. 61) ausheben: „Cuyabà, eine Stadt in Matto Grosso von 7000 Einwohnern, liegt an einem schönen, schiffbaren Flusse, der in den Paraguay mündet, hat aber, Dank der brasilianischen Politik, keinen andern Verkehr mit der civilisirten Welt, als über Rio Janeiro, wohin es die Waaren der Provinz, Rinderhäute, Jaguarfelle, Staubgold, Diamanten und Ipecacuanha auf Saumthieren 250 geogr. Meilen weit befördert! Die Transportkosten von 4 Arroben (1 Ctr.) werden zu 30 Milreis (etwa 20 pr. Thlr.) veranschlagt, während der Wassertransport bis Buenos Ayres für ein solches Gewicht kaum 2 Thlr. pr. betragen würde, abgesehen von dem enormen Zeitverlust, der mit dem Landtransport auf solcher riesigen Strecke, wo von Straßen nicht die Rede seyn kann, verbunden ist. Es braucht nämlich eine solche Transportcolonne gewöhnlich 10 bis 12 Monate, um von Cuyabà nach Rio zu gelangen. Europäische Waaren, die nach den Städtchen von Matto Grosso gelangen, werden oft für einen Preis verkauft, der 800 bis 900mal höher ist, als in den Seestädten Brasiliens." Ein großer Theil der Provinz Matto Grosso kann aber durch die in den Parana sich ergießenden Flüsse seine Waaren bis zur Einmündung des Yguazu schaffen und auf oder an diesem bis in die Nähe von Donna Francisca. Man erkennt deutlich, um was es sich für die Unternehmer handelt. Die Colonie ist nur das Mittel, aber ein unentbehrliches Mittel, um Zugang zu den immer mehr und mehr sich aufschließenden ungeheuern Schätzen Brasiliens zu gewinnen; man wird also dieß Mittel möglichst gut unterstützen, und sind einmal aus den 800 Deutschen, die sich jetzt dort befinden, 10,000 geworden — in San Leopoldo wohnen bereits deren 11,000 — so läßt sich schon an weitere Unternehmungen denken. Hier haben wir wohl den Schlüssel zu der außerordentlichen Thätigkeit, welche die Hamburger Gesellschaft für Colonisation entfaltet, sowie dafür daß auch andere Auswanderungsgesellschaften denselben Weg einschlagen; so namentlich das Haus Melly und C[ie.] in Genf, das etwas weiter nördlich auf der Halbinsel Superaguhy in der Nähe des Hafens Paranagea seit 1851 eine Colonie zu begründen begonnen hat, worüber die kürzlich bei Fröbel in Rudolstadt erscheinende Taschenbibliothek der Reise-, Zeit- und Lebensbilder (Nr. 6. 2te Lieferung) das Nähere geliefert hat.

In letztere Colonie hat sich einer der Theilhaber des Unternehmens, Hr. Georg Melly, persönlich begeben, um die Angelegenheiten selbst zu leiten. Wir wollen kein Urtheil über diese Unternehmung fällen, aber uns scheint, daß sie auf minder freien Grundlagen als Donna Francisca beruht. Man ist von Seite der HH. Melly besonders bemüht, unbemittelte Arbeiter hinzuziehen, und durch sie tropische Producte, namentlich Kaffee, bauen zu lassen, die gemachten Vorschüsse sollen dann nach und nach zurückgezahlt werden. In welche Abhängigkeit dadurch der Arbeiter geräth und fast gerathen muß, läßt sich denken, und der „Entwurf eines mit den Colonisten abzuschließenden Vertrags unter Stipulation eines Pachtzinses" (s. die genannte Schrift p. 48 ff.) gibt zu manchen gegründeten Einwürfen Anlaß. Daß es hier zunächst auf Plantagengewinn abgesehen ist, geht daraus ganz unzweideutig hervor, und wir brauchen nur den ersten § anzuführen, welcher also lautet: „die Unterzeichneten ... vermöge Uebereinkunft mit Unterzeichnetem... Namens des Hrn. Perret Gentil, Besitzers der Colonie von Superaguhy oder dessen Stellvertreter, machen sich anheischig 1) Von ihrem Landungsorte in Brasilien sich nach der 10 französische Lieues von dem Hafen Paranagea abgelegenen Halbinsel Superaguhy zu begeben, und daselbst ihren Aufenthalt auf fünf hintereinander folgende Jahre zu nehmen, welche vom Tage ihrer Ankunft an zu rechnen sind, daselbst einen Antheil Land in einer Ausdehnung von 56 Morgen, welche ihnen Hr. Perret Gentil in einer vortheilhaften Lage anweisen wird, urbar zu machen und anzubauen, darauf binnen zwei Jahren 4000 Kaffeebäume zu pflanzen und anzubauen. Dazu sind ungefähr 9 Morgen erforderlich; die jungen Bäume werden zu 2 Fr. das Hundert geliefert. Ist der Boden weniger für Kaffee als für Zuckerbau geeignet, so betrifft die von dem Besitzer geforderte Garantie, ohne deren Leistung der Contract nicht valid ist, die Anpflanzung von Zuckerrohr auf einer Fläche von ungefähr 9 Morgen Landes. Der Anbau der übrigen 47 Morgen bleibt dem Gutdünken des Colonisten überlassen, unter der Bedingung, daß er sich den nöthigen Vorrath Holz darauf menagire, und daß er alle über seinen eigenen Bedarf erzeugten Producte in der Weise zur Verwerthung bringe, als es die zu diesem Behufe getroffenen Einrichtungen zu seinem Besten erfordern." Neben diesen verdächtigen Bestimmungen soll auch noch eine jährliche Grundsteuer von 3 Fr. per Morgen, also 168 Fr. jährlich, an Hrn. Perret Gentil bezahlt werden. Es ist ganz einleuchtend, daß wer Geld hat Boden zu kaufen, sich solchen drückenden Bedingungen nicht unterwerfen wird, wer aber bloß auf seiner Hände Arbeit vertraut, kommt spät oder nie aus den Schulden heraus, und thut besser in eine Colonie wie Donna Francisca oder Blumenau [1] zu gehen, daselbst eine Zeitlang als Taglöhner zu arbeiten, und sich hinreichend Geld zu erwerben, um auf eigenem Boden zu sitzen. Von einem solchen Plantagensystem ist in Donna Francisca nicht die Rede, es müßte denn nicht nur der Bericht der Direction, sondern auch alle in der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Colonisationsangelegenheiten" enthaltenen zahlreichen Briefe rein gelogen seyn.

Wir haben kürzlich einige Auszüge aus brasilianischen Zeitungen erhalten, unter anderm aus der Rede des Senators Mascarenhas über die Einwanderungsfrage, aus dem Journal do Comercio, aus dem Correio Mercantil u. s. w. Die wörtliche Anführung derselben würde uns hier zu weit führen, und wir bemerken bloß, daß alle der Auswanderung oder vielmehr der Einwanderung sehr das Wort reden, und auf kräftige Unterstützung derselben dringen, „um die Wohlthaten dieses kostbaren Stroms der Auswanderung mitzugenießen, welche jetzt ausschließlich von den Vereinigten Staaten monopolisirt werden;" dabei ist noch zu bemerken, daß namentlich der Correio Mercantil heraushebt, „Brasilien werde den

[1] Die Plataftaaten und die Wichtigkeit der Provinz Otaquis ꝛc.

[1] In der Nähe aber minder günstig gelegen, weßhalb es sich nur langsam hebt.

Kreis der socialen Verbesserungen nicht durchlaufen mit dem als Einwanderer eingebrachten trägen und halbwilden Coolie, noch mit dem gegen alle Ausbildung störrigen Chinesen." Das ist ein sehr bezeichnender Ausdruck, denn diese beide sind nur als Surrogat für den mehr und mehr mangelnden Neger zu betrachten, wozu man bekanntlich auch den deutschen Arbeiter benützen wollte.[1] Aber solche Seelenverkäuferei wird bei dem Stande der öffentlichen Meinung und der wachsenden Einsicht selbst der untersten Classen der Auswanderer immer weniger möglich, und so muß man mehr und mehr auf eine Einwanderung denken, die auf freien Bodenbesitz gegründet ist. Diese Ueberzeugung verbreitet sich immer mehr, und einzelne, wenn auch noch kleine Unterstützungen der bestehenden deutschen Colonien durch die brasilianische Regierung zeigen, daß man allmählich von der Hoffnung zurückkommt, die Plantagen mit weißen Sklaven zu bevölkern.[2] Indeß ist die Auswanderung nach Brasilien noch weit entfernt, im Vergleich mit der nach Nordamerika sonderlich nennenswerth zu seyn, und dazu tragen manche nachtheilige Umstände bei. Neben der überhaupt geringen Anzahl derer, die sich zur Auswanderung nach Brasilien entschließen, zersplittert sich auch noch diese Zahl durch die Vertheilung in den verschiedenen Provinzen: die einen gehen nach Rio Grande do Sul, die andern nach der Provinz Santa Catarina, die dritten nach San Paulo auf die Colonien der großen Grundbesitzer, die vierten nach Rio Janeiro, um in Petropolis u. s. w. unterzukommen. Um nun die einzelnen Auswanderer schneller zu fördern ist es im Plan, alle nach einem Centralhafen, der südlich von Rio liegen müßte, zu bringen, und von da in einzelnen kleinen Schiffen nach ihren besondern Bestimmungsorten abgehen zu lassen. Dadurch würde die Zeit, welche die Auswanderer jetzt, bis eine genügende Anzahl für Einen Ort beisammen ist, müßig in Europa zubringen müssen, wesentlich abgekürzt. Zudem ist man in Brasilien sehr bemüht, die Regierung zu vermögen, daß sie die Einwanderung unbemittelter Arbeiter durch einen Beitrag zu den Ueberfahrtskosten fördere, was sie auch bei ihrem günstigen Finanzstand thun kann. Man führt das Beispiel von Australien an, welches große Summen zu diesem Endzweck aufwendet, da die Vermehrung der Arbeiter den unmäßigen Taglohn herunterbringen muß. Für Brasilien ist die Unterstützung durchaus nicht weggeworfenes Geld, da der Arbeiter in wenig Jahren so viel baar Geld erwerben kann, um selbst Land, die sogenannten terras devolutas, d. h. dem Staat gehörigen Ländereien, anzukaufen. Ohne eine solche Einwanderung sind diese Ländereien ein todtes Capital, denn die faulen Brasilier werden dieselben nicht kaufen und anbauen. Nach Deutschland aber muß man sich um solche Arbeiter wenden, denn, wie man in Brasilien recht gut weiß und der Correio Mercantil auch offen ausspricht, die lateinischen Racen werden die Colonisten nicht liefern.

Der Zweck der Colonie Donna Francisca ist wesentlich ein Handelszweck, der sich jedoch mit dem Gedeihen der Colonie als solcher sehr wohl verträgt, ja solches wesentlich voraussetzt. Es besteht gegenwärtig ein wahrer Wettlauf, das Innere Brasiliens aufzuschließen, und dessen Schätze in den Welthandel zu bringen. Viele und sehr unterrichtete Leute waren der Ansicht, dieß ließe sich nur durch die Laplatastaaten bewerkstelligen, und die fremden Regierungen, wie England, Frankreich und Nordamerika, haben deßhalb auch auf die Freigebung der Schifffahrt auf dem Parana und Uruguay gedrungen, auf denen man allerdings bis Asuncion u. s. w. gelangen kann, allein Brasilien ist diesen Bemühungen, welche einen Theil ihrer reichsten innern Provinzen nach und nach loslösen und in den Verband der Laplatastaaten ziehen muß, durchaus nicht geneigt, und sucht deßhalb alle möglichen Hindernisse in den Weg zu werfen; seit es vollends in der Banda Oriental ein großes Uebergewicht errungen hat, ist dieß um vieles leichter geworden, und erleichterte Verbindungen der innern brasilischen Provinzen mit der brasilischen Seeküste versprechen immer noch die größten Vortheile, um so mehr, als die Bevölkerung im Innern rasch anwächst.[1] Die Ausbeutung des innern Brasiliens, welche die Einwohnerschaft des Landes und die Regierung selbst nicht in genügendem Maaße betreiben können, muß großentheils durch fremde Kräfte, hauptsächlich durch Einwanderung, betrieben werden. Eine deutsche Einwanderung wird wenigstens jedenfalls willkommener seyn, als später eine Yankee-Einwanderung, die sehr rücksichtslos zu Werke gehen würde, worüber die brasilische Regierung in der Frage über die Beschiffung des Amazonenstroms bereits eine sehr starke Erfahrung gemacht hat. Die Hamburger Colonisationsgesellschaft, welche den Werth des Handels mit dem innern Brasilien völlig erkennt, strengt, unterstützt von dem Einflusse des Prinzen Joinville, alle ihre Kräfte an, um den deutschen Colonien und namentlich dem unter ihrer besondern Obhut stehenden Donna Francisca möglichst durch die Regierung unter die Arme greifen zu lassen, und arbeitet dahin, den Strom der Auswanderung, der bis jetzt hauptsächlich nach Nordamerika geht, mehr und mehr nach Südamerika zu leiten. Durchläuft man ihr Organ, „die Hamburger Zeitung für deutsche Colonisations- und Auswanderungsangelegenheiten," so erkennt man diesen Zweck fast auf jeder Seite, und kann ihr auch, was die größern künftigen Vortheile, die wachsenden Schwierigkeiten der Ansiedlung in Nordamerika, die immer weiter ins Innere drängen muß, und die steigende Feindseligkeit der Nativisten betrifft, nicht sehr Unrecht geben. Wenn man erwägt, wie wenig Unterstützung Sao Leopoldo genoß und doch jetzt auf 11,000 E. herangewachsen ist, deren Nationalität jetzt nicht mehr zu verkümmern gesucht wird, so muß man sagen, daß in Brasilien und zwar bloß in dem außertropischen noch auf Jahrhunderte hinaus ein Boden zur Ansiedlung

---

[1] Dieß ist das bekannte Parceria-System, welches die ernstlichsten Bedenken hervorgerufen hat. Nach denselben gehört die Hälfte des Ertrags dem Gutsbesitzer, der Pächter aber ist dem Gutsbesitzer meist für seine Reise und für seine erste Einrichtung verschuldet. Zerwürfnisse können nicht ausbleiben, sey es daß der Grundherr nicht ehrlich verfährt, sey es daß der Pächter faul wird, was auch vorkommt. Die Zahl der Parceria-Verträge soll deßhalb stark in Abnahme seyn, und nur der ursprüngliche Anreger dieses Systems, der Senator Vergueiro, noch immer neue Parceria-Pächter kommen lassen. Der Mann scheint thätig, wohlwollend und verständig, weiß somit seine Leute in Ordnung und bei gutem Willen zu erhalten, wo aber diese Umstände nicht zusammentreffen, findet weder der Pächter noch der Gutsherr seine Rechnung.

[2] Es werden auch jetzt, was sehr bezeichnend ist, die Anstalten getroffen, das brasilianische Colonisationsgesetz vom 18 Sept. 1850 in Ausführung zu bringen. Zwar äußern sich die Freunde einer freien umfassenden Einwanderung, unter andern der obenerwähnte Senator Mascarenhas, noch nicht sehr günstig über die ergriffene Maaßregel, noch immer sind die großen Fazendeiros fast ausschließlich bedacht; indeß ist schon der Umstand, daß man sich endlich doch gemüßigt sieht, etwas im Geiste jenes wahrhaft liberalen Gesetzes zu thun, nicht ohne Bedeutung.

[1] Die Provinz Minas Geraes soll vom Jahre 1830 bis 1849 von 1,129,000 E. auf 2,010,000 gestiegen seyn.

für Deutsche sich findet, den man selbst im Gegensatz gegen Nordamerika einen jungfräulichen nennen kann. Schade, daß die „Hamburger Zeitung für deutsche Colonisations- und Auswanderungsangelegenheiten" als Organ des Hamburger Colonisationsvereins die Ansiedlungen des letzteren so sehr vorzugsweise herausstreichen muß, und die andern Colonien namentlich Sao Leopoldo, obgleich sie auch über diese Nachrichten gibt, mehr in den Hintergrund stellt. Die um fast fünf Grad südlichere Lage des letztern gewährt hinsichtlich des Klimas schon bedeutende Vortheile, und eine Ausdehnung der deutschen Ansiedlungen gegen Westen ist noch auf lange Jahre hinaus möglich, auch um eine Schutzwehr gegen die Wilden zu haben, von den Brasilianern schon anticipirt worden. Ein besonderes Herausstreichen der letzteren ist freilich billiger Weise nicht von diesem Blatte zu verlangen, und Donna Francisca nebst dem benachbarten, zum Theil schon seit 30 Jahren von Deutschen bewohnten Blumenau bietet der Vortheile gar manche dar, nur werden die Einwanderer allmählich ihre Lebensweise ändern und sich dem heißen Klima in manchen Beziehungen bequemen müssen. Man klagt auch über Lässigkeit der von dem Hamburger Verein dorthin geschickten leitenden Personen, so wie über Mangel an freundlichem Zusammenhalten, was auch im Bericht erwähnt ist; so wenig wir indeß diese Nachtheile verkennen, und so sehr sie das Anwachsen der Bevölkerung für jetzt noch hindern mögen, so wird dadurch auch das Zuvielbeaufsichtigen vermieden, und wenn einmal die Mehrzahl der Angesiedelten die brasilische Naturalisation erhalten hat, so können sie ein fester zusammenhängendes Gemeindeleben bilden, und dann wird dieses kräftiger sich entfalten, als wenn die Einwohnerschaft vorher allzu sehr in Unmündigkeit gehalten worden wäre.

Eine Reise in die noch unabhängigen Batta-Länder von Klein-Toba auf Sumatra in 1844.

(Von Oscar von Kessel.)

Bis Ende 1843 war der Verkehr zwischen den freien Battalandschaften von Klein-Toba und den südlich angränzenden, bereits an die niederländische Regierung unterworfenen Districten Sipirok und Ankola, ein freundlicher gewesen. Ende obengenannten Jahres trat jedoch eine Störung ein. Zwölf toba'sche Battas hatten das niederländische Gebiet betreten, um einige Gewehre und andere Einkäufe zu machen. Bei ihrer Rückkehr nach der Heimath wurden sie durch die Einwohner eines an der Gränze liegenden Dorfs von Sipirok überfallen und treulos ermordet. Diese durch niederländische Battas und auf niederländischem Gebiet verübte That erregte eine große Bitterkeit bei den Verwandten der Ermordeten, welche nur einige Tagreisen von der Gränze wohnten; dennoch wagten sie nicht Rache zu nehmen, indem sie fürchteten, daß durch eine Verletzung des niederländischen Gebiets leicht ihre bisher bewahrte Unabhängigkeit könnte verloren gehen. Es wäre auch in der That gefährlich gewesen. Der damalige Gouverneur von Sumatra, General Michiels, Feldherr und Staatsmann zugleich, hatte eine tiefe und richtige Erkenntniß der Verhältnisse Sumatra's. Er strebte darnach ganz Sumatra zu unterwerfen, während die niederländische Regierung, abgeschreckt durch die vielen Geldopfer, welche die Occupirung des Landes bisher erfordert hatte, und welche noch lange nicht durch die indeß in den letzten Jahren allmählich höher steigenden Einnahmen des Landes gedeckt waren, gemessenen Befehl ertheilte, das niederländische Gebiet nicht zu erweitern. Indessen benutzte der General dennoch jede Gelegenheit seinen Plan zu verfolgen, und an solchen Gelegenheiten fehlte es nicht. Die noch freien malayischen Länder ließen sich hin und wieder zu Uebergriffen verleiten, welche mit der Besetzung und Einverleibung ihres Gebiets bestraft wurden.

Die durch den verübten Mord entstandene Spannung hielt mich zwar nicht ab, die Reise in die freien Länder zu unternehmen, nöthigte mich aber, um nach Silindong zu gelangen, einen andern Weg einzuschlagen, als ich sonst gewählt haben würde, und die Districte zu umgehen, welche eine so schwere Beleidigung erlitten hatten. Wäre dieß Hinderniß nicht gewesen, so wäre der nächste oder vielmehr gangbarste Weg derselben gewesen, welchen Dr. Junghuhn einige Jahre früher einschlug. Jetzt war ich genöthigt, das zwischen Sipirok und Sikumpulang liegende unbewohnte Thal der Battang-Tarro, den Fluß gleiches Namens aufwärts gehend, zu durchziehen; eine drei Tagreisen lange unbewohnte Wildniß, selten von einem Battafuß betreten, noch nie von einem Europäer. Meine Begleitung bestand aus 20 Battas von Sipirok, wobei zwei angesehene Häuptlinge, nebst meinen malayischen Dienern Kitchil und Erdang. Die Battas trugen mein Gepäck und waren mit Lanzen bewaffnet; ich selbst trug einen langen Einlauf welcher vorzüglich die Kugel schoß, während meine beiden Malayen mit noch zwei andern mir gehörenden Lütticher Doppelgewehren versehen waren.

Nachdem wir, ehe wir an die Gränze von Sipirok gelangten, noch zwei Nachtquartiere in befreundeten Batta-Dörfern genommen hatten, schlugen wir den Weg durch die Wildniß ein. Der schmale Fußpfad, welcher uns geleiten sollte, war beinahe nicht mehr sichtbar, und ohne einige, mit dem Terrain bekannte Führer hätten wir uns schwerlich zurecht gefunden. Einige Battas gingen stets voraus, um den Pfad sichtbar zu machen, und von Schlingpflanzen und Dornen zu säubern. Auf unserer linken Seite hatten wir steile Felsenpartien von 3—500 Fuß Höhe, an deren Fuß die Battang-Tarro schäumend dahinzog. Zu unserer Rechten hatten

wir einen 8—900 Fuß hohen Gebirgsrücken, welcher bald sich auf eine halbe Meile nähernd, bald bis zu einer Meile zurückweichend, die andere Seite des Thals bildete. Ueber die Abdachung dieses Gebirgszuges, ein hügelförmiges mit Ravins durchschnittenes, bald mit Allang-Allang und Dschengles, bald mit dichtem Urwald bewachsenes Terrain, führte unser Weg.

Das ganze drei Tagreisen lange Thal, welches wir jetzt durchzogen, war früher stark bevölkert gewesen. Durch die Raubzüge der mohammedanischen malayischen Bevölkerung von Rau, 50 Meilen südlich, war jede Spur der früheren zahlreichen Dörfer verschwunden, und eine Bevölkerung von etwa 30,000 Seelen war theils vertrieben, theils zu Sklaven gemacht, theils durch das Schwert umgekommen; diese Raubzüge der Malayen fanden vor 30—40 Jahren statt, ehe die Niederländer von diesem Theil Sumatra's Besitz nahmen. In andern Gegenden der Batta-Länder, z. B. Mandaheling, jetzt auch unter niederländischer Herrschaft, regierten die Malayen früher selbst und übten ein über alle Begriffe grausames und despotisches Regiment. Die Battas mußten den größten Theil ihrer Ernte Jahr für Jahr an die Malayen abgeben, und waren zu allerlei Frohndiensten gezwungen. Die schönsten Frauen, auch verheurathete, nahmen sie den Battas in ächt mohammedanischer Manier ab. Man erzählte mir, daß der damalige Tuhanko von Rau in allen Batta-Dörfern den dritten Theil der jungen Männer, und zwar die scheinbar muthigsten und kräftigsten tödten ließ, mit dem Zweck, jeden Keim von Aufruhr zu ersticken. Eine andere Manier, sich bei den schlecht bewaffneten Battas von Ankola und Sipirok furchtbar zu machen, war folgende. Die Malayen führten eigengeschmiedete lange Luntengewehre (Badil) und ebenso Säbel (Padang), deren Klingen allerdings von anerkannter Vorzüglichkeit sind. Um nun aber diese Klingen und ihre eigene körperliche Kraft in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu zeigen, sägten sie des Nachts junge beindicke Pinang-Palmen (eine äußerst harte Holzart) bis auf einen Zoll durch und ersahen die Gelegenheit, um bei Tage vor den Augen der armen betrogenen Battas diese Stämme stets mit einigen Säbelhieben umzuhauen. Eine so unerhörte Kraft und Güte von Klingen konnte nicht anders als die Battas noch feiger und schüchterner machen. Man wundere sich nicht über die zu große Leichtgläubigkeit; Sägen waren bei den Battas noch nicht oder nur sehr einzeln bekannt, und der Glaube an Zauberei und übernatürlichen Einfluß ist bei allen nicht und halbcultivirten Völkern, so überwiegend, daß man auch dem Unglaublichen Glauben schenkt. Man muß anerkennen, daß die Besitznahme der Batta-Länder durch die Holländer eine große Wohlthat für die Bevölkerung geworden ist, und dennoch sind die Battas weit entfernt mit der jetzigen Herrschaft zufrieden zu seyn. Der Hauptgrund liegt in der angebornen großen Arbeitsscheu; der Malaye ist faul und träge, der Batta aber bei weitem mehr. Die Arbeit, welche jetzt der Bevölkerung durch angelegte Kaffee- und Indigo-Plantagen und durch Unterhaltung von Communications-Wegen auferlegt ist, ist im Verhältniß mäßig, dennoch ist sie dem trägen und den Müßiggang über alles liebenden Batta zu viel. Die jetzige Bevölkerung hat bereits den Schrecken der malayischen Herrschaft vergessen, und erkennt es nicht an, daß sie jetzt in Ordnung und Sicherheit leben. Die ihnen auferlegte Arbeit ist ihnen verhaßt und unerträglich; dasselbe Verhältniß findet mehr oder weniger in den übrigen malayischen Ländern Sumatra's statt. Innere Fehden, Raub und Mord waren hier früher an der Tagesordnung, während jetzt schöne Straßen das Land in allen Richtungen durchziehen, und die Völker eine Freiheit genießen, welche früher nie größer war. Die niederländische Regierung hat ihnen ihre eigne Regierung und Gesetze (Adat) gelassen, allein beaufsichtigt durch angestellte Beamte, welche wieder so streng überwacht sind, daß sie nicht die geringste Willkür verüben können. In den malayischen Ländern ist die bis jetzt sehr mäßige Arbeit in den Plantagen und an Wegen allerdings auch ein Grund zur Unzufriedenheit, dennoch ist der ihnen als Mohammedanern angeerbte Christenhaß überwiegender; es ist ihnen unerträglich, unter christlicher Herrschaft zu stehen. Es ist allerdings vorauszusehen, daß es bei dieser mäßigen Arbeit auf Sumatra nicht bleiben wird, und daß dieselbe nur eine durch die Politik vorgeschriebene Nothwendigkeit ist.

Als wir Nachmittag gegen 4 Uhr einen Platz erreichten, welcher sich besonders gut zum Bivouak eignete, schlugen wir unser Lager auf, d. h. bauten einige Hütten aus Zweigen. Unterwegs hatte ich außer Elephanten- und Rhinoceros-Fährten auch Büffelspuren [1] bemerkt, und mein Diener Kitchil benachrichtigte mich, daß sich eine ganz frische Büffel-Fährte in der Nähe des Bivouaks befände. Ich beschloß mein Glück zu versuchen, und gefolgt von Kitchil, welcher das mit Kugeln geladene Doppelgewehr trug, drang ich einige hundert Schritt in den Busch ein. Als ich ein mehrfach wiederholtes Schnauben hörte, schlich ich vorsichtiger weiter, konnte aber eben wegen des dichten Gebüsches nicht weit sehen. Als ich etwa weiter vordrang, gewahrte ich endlich den Büffel etwa 40 Schritt vor mir in nicht sehr einladender Stellung, denn er hatte den Kopf nach unten gesenkt und schien offenbar auf mich zu lauern, und an dem Funkeln seiner Augen und an dem öftern Schütteln seines Kopfes konnte ich jeden Augenblick einen Angriff erwarten. Indem ich schnell meinem Diener zuflüsterte, er solle auf einen Baum steigen, postirte ich mich selbst an einen solchen, um ihn sogleich erklimmen zu können, wenn die Noth es erfordern sollte. Ich sah indessen in der bereits eingetretenen Dämmerung und dem dunkeln Gebüsch nur etwas von den Hörnern und bisweilen ein Blitzen der Augen. Indem ich meine Kugel nach dem Fleck absandte, wo ich muthmaßte daß sich die Stirn befinden müßte, warf ich, sobald es geknallt hatte, das Gewehr über die Schulter, und war in einigen Secunden den von mir zuvor auersehenen Stamm hinauf; der dumpfe Fall des Thieres, welcher mir zu Ohren kam, überzeugte mich jedoch daß ich keinen Fehlschuß gethan hatte. Indessen waren die Battas durch den Schuß herbeigelockt, und in allgemeiner Zufriedenheit über die unerwartete Beute beeilten sie sich die besten Stücke abzulösen, und nach dem Bivouak zu bringen.

Nachdem ich noch drei Tagreisen zurückgelegt, noch zweimal die Beschwerden und Reize des Bivouaks empfunden hatte, kam ich in Sikumpulang an. Es mögen hier ungefähr 12—15 Batta-Dörfer auf einem Flächenraum von 6—8 Quadratmeilen liegen, wovon Sikumpulang das größte und ansehnlichste ist, mit ungefähr 50—60 Häusern. Die Bauart der Battahäuser [2] weicht ganz von den malayischen auf Sumatra ab; letztere nähert sich dem chinesischen Styl, während die in ihrer Front schmalen Battahäuser, mit beinahe unverhältnißmäßig hohen Dachstühlen, an die gothische Bauart erinnern. In Mandaheling und den Batta-Landschaf-

[1] Auf Sumatra kommt der als Zugthier allgemein benutzte Büffel, Karbau, auch sehr häufig wild vor, und heißt in diesem Zustande Karbau-Jallan. Ich habe große Heerden dieser wilden Büffel gesehen. Indessen behaupten die Malayen, daß die Voreltern dieses jetzt wilden Büffels nicht ursprünglich wild, sondern auch gezähmt waren.

[2] Modelle von Battahäusern sowohl als malayischen in Sumatra, habe ich aus demselben Material in kleinem Maaßstab anfertigen lassen, und befinden sich dieselben in der Berliner ethnographischen Sammlung.

ten, welche unter malayischer Herrschaft so sehr gelitten haben, findet man allerdings nur noch elende und schmutzige kleine Bambushütten; nur hin und wieder sieht man das eine oder andere Haus eines vornehmen Häuptlings (Radja) noch in obenerwähntem Styl. In Toba hingegen hat sich die alte ursprüngliche Bauart noch meist erhalten. Ueberhaupt scheinen mir die Battas mehr als die Malayen der hindu-germanischen Race anzugehören, und ihre Sprache eine bei weitem größere Anzahl celtischer und germanischer Wörter zu enthalten als die malayische. Die Gesichtsbildung und der Schädelbau einzelner Battas nähert sich oft auffallend dem griechischen; auch die Hautfarbe ist im allgemeinen etwas heller als bei den Malayen; die Farbe der Haare öfter braun als schwarz, ja bisweilen nähert sie sich auffallend dem blonden. Doch muß ich eben hinzufügen, daß ich dieselben Bemerkungen, obschon in geringerem Maaß, bei den malayischen Gebirgsvölkern von Sumatra gemacht habe. Man findet bei diesen wie bei den Battas, einzeln oft die schönsten und reinsten Gesichtsbildungen; noch öfter gewahrt man aber bei beiden die malayische und mongolische Bildung in häßlichster Form; es scheint mir daher sehr wahrscheinlich, daß hier zwei oder mehr Racen sich vermischt haben, und zwar vermuthlich eine vom Festland eingewanderte Hindu-Germanische mit den polynesischen Ureinwohnern. Die Kleidung der Battas sieht sehr malerisch aus, obschon sie nur aus zwei Stücken Zeug besteht, je 4 Ellen lang und zwei breit; das eine Stück wird um die Hüften geschlungen und mit einem Gürtel befestigt, in Art der javanischen Landestracht; das andere Stück wird als Mantel um die Schultern geschlagen. Ein Turban trägt dazu bei, daß das Ganze imposant aussieht. In Mandaheling und Ankola ist jedoch der Turban schon verschwunden, und hat dem malayischen Kopftuch Platz gemacht; wie überhaupt die malayischen Sitten in diesen letzten Ländern mehr und mehr Einfluß gewinnen, und die Lehre des Koran sich mehr und mehr verbreitet und angenommen wird.

Die Stoffe sind mit besonderer Geschicklichkeit und Geschmack von den Frauen selbst aus eigen angefertigtem baumwollenen Garn gewebt. In den südlichen Landschaften Sipirok, Ankola und Mandaheling kann man an der Kleidung den Rang erkennen. Das Kleid des Radja unterscheidet sich durch ein besonderes Muster, welches nie in Farbe oder Form abweicht, und durch einen zollbreiten Saum von eingewebten Glasperlen vom Kleid des Freien (Rivé), und dieses wieder durch ein anderes Muster von dem des Leibeigenen. Obschon ein Unterschied der Stände besteht, als erblicher Adel, Freie oder Bürger und Sklaven, so ist doch dieser Rangunterschied im Umgang und Zusammenleben nicht bemerkbar. Die Sklaven haben allein die Verpflichtung die Feld- und Handarbeit zu verrichten, werden aber außerdem mild und freundlich behandelt, können auch nicht willkürlich bestraft werden, sondern etwa begangene Verbrechen oder Vergehungen werden nach den bestehenden Gesetzen durch einen versammelten Rath bestraft. Ceremonielle Ehrenbezeigungen, Begrüßungen oder überhaupt nur ein besonders demüthiges Betragen der niedern Classen gegen ihre Herren wird man nicht gewahr.

Die noch unabhängigen Battadörfer in Sikumpulang, Toba u. s. w. bilden gewissermaaßen kleine Freistaaten, jedes Dorf für sich, und obschon ein allgemeines Band sie wieder landschaftsweise vereinigt, so ist dieß doch nur nominell. Jedes Dorf führt seine eigenen Fehden und Kriege und regelt seine innern Angelegenheiten ohne Zuziehung des andern. Sehr leicht ist ein solches Land zu erobern; Neid, Eifersucht und innere Fehden verhindern ein festes Zusammenhalten, und dieser Umstand machte es den Malayen möglich, die Battas mit leichter Mühe zu unterwerfen. Die Einwohnerzahl der jetzt noch unabhängigen Landschaften läßt sich nicht genau angeben, indessen schätze ich dieselben zwischen 2 und 300,000 Seelen, während die an die niederländische Regierung unterworfenen Länder Groß- und Klein-Mandaheling, Ankola und Sipirok circa 200,000 enthalten mögen.

Die Bewaffnung der Battas besteht in kleinen 3 Fuß langen Luntengewehren, 2 Fuß langen Säbeln, gewöhnlich ohne Scheide, und Wurflanzen; keine Schilde. Der malayische Dolch (Kris) ist bei ihnen nicht gebräuchlich, hingegen tragen sie Messer im Gürtel, welche nach den verschiedenen Landschaften auch verschiedene Form haben, auch mehr für den häuslichen Gebrauch bestimmt sind, als um als Waffe zu dienen. Schießpulver verfertigen sie selbst, es gleicht in Form ziemlich unserem Kanonenpulver, und ist wie das malayische mit zu viel Schwefel versetzt, daher von sehr schwacher Wirkung. Die Gewehrkugeln sind gleich den malayischen von Zinn oder Blei, mit kleinen Steinen, Glasscherben oder andern Ingredienzien gefüllt, um die Wunden gefährlich zu machen. In einer um den Leib gebundenen Patrontasche von Büffelleder stecken 20 bis 40 kleine Patronen in eben so viel kleinen Bambusröhren. Mit Luntengewehr ist nicht jeder versehen, sondern man findet in einem Dorf von hundert streitbaren Männern vielleicht 10 bis 20, je nachdem das Dorf wohlhabend ist.

Macht man einen Vergleich der battaschen und malayischen Industrie-Erzeugnisse, so stehen die battaschen Schmiedearbeiten den malayischen bei weitem nach. Die malayischen Webereien auf Sumatra in Seide und Gold sind wirkliche Kunstwerke, indessen verdienen auch die battaschen Webereien alle Anerkennung, obschon sie von gröbern Fäden sind. Hingegen stehen die malayischen Gold- und Silberarbeiten von Sumatra unübertrefflich da, und mir ist nicht bekannt, daß irgend ein Volk der Erde die hier verfertigten feinen Filigranarbeiten mit mehr Kunst, Feinheit und Geschmack anzufertigen verstände, ja ich zweifle, daß die italienischen Filigranarbeiten mit den malayischen verglichen werden können.

Ein Industriezweig der Battas aber, in welchem dieselben auch besonders vorgeschritten sind, sind ihre Kupferarbeiten. Die kupfernen Tabakspfeifen, Säbelgefäße, Armringe und andere Gegenstände, welche mir in Toba zu Gesicht kamen, hatten merkwürdigerweise eine große Aehnlichkeit mit den altägyptischen Bildungen. Kupfer spielt bei den Battas von Toba überhaupt eine bedeutende Rolle; in den südlichern Landschaften nicht, wo man auch dasselbe nicht zu bearbeiten versteht. Man kann in Toba die Verschiedenheit des Ranges und Standes an den Tabakpfeifen erkennen. Die Häuptlinge von Silindong rauchten bei den Versammlungen, welchen ich beiwohnte, 5 bis 6 Pfund schwere messingene Pfeifen von schöner Arbeit, während die Größe derselben allmählich mehr oder weniger mit dem Stand des Rauchers abnahm, so daß die dem niedrigsten Stand Angehörigen nur eine Spanne lange und 4 bis 5 Loth schwere Pfeifen rauchten. In frühern Zeiten noch mehr als jetzt waren die angesehensten Häuptlinge in Toba bei öffentlichen Gelegenheiten mit 4 bis 5 Ellen langen und 5 bis 6 Pfund schweren Kupferketten um Leib und Schultern gewunden bekleidet, an deren einem Ende sich einige kleine Instrumente, als Tabakräumer, eine kleine Zange zum Bartausraufen, Ohrlöffel, Zahnstocher ꝛc. befanden.

Es ist bekannt, daß die Battas eine eigene Sylbenschrift haben, indessen findet ein Unterschied in den Schriftzeichen zwischen Toba und den südlichen Landschaften statt, so wie auch die Sprache beider Länder sich verhalten mag, wie hochdeutsch und niederdeutsch. In den Battadörfern findet man nicht viel geschriebene Bücher

(Pustaha), gewöhnlich nur 1 oder höchstens 2, deren Inhalt für den Geschichtsforscher ohne Werth ist, da sie meistens neuern Ursprungs sind, und nur gewöhnlich über Träume, Zauberei und Tagewählerei rc. handeln. Einige andere enthalten ihre Adat oder Gesetze. Diese Manuscripte sind auf 20 bis 40 Fuß lange Stücke weißer Baumrinde geschrieben, welche in Form eines Buchs zusammengelegt sind. Indessen ist mir mitgetheilt worden, daß allerdings noch einige wenige geschriebene historische Ueberlieferungen vorhanden sind, ich konnte jedoch keine habhaft werden, obschon ich ungefähr 15 andere sammelte und nach Europa mitbrachte.

Nimmt man nun an, daß die Battas ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk sind, welches in Dörfern wohnt, und zwar in dauerhaften, bisweilen 60 Fuß hohen Häusern, daß die Schreib- und Lesekunst unter ihnen beinahe allgemein bekannt ist, daß sie eine Zeitrechnung und geschriebene Kalender nach Mondjahren berechnet haben, daß sie in einigen Industriezweigen besonders vorgeschritten sind, so muß es wohl im höchsten Grade in Verwunderung setzen, daß ein solches Volk unter die Anthropophagen gehört. Nach den Landesgesetzen werden gewisse Verbrechen, namentlich auch Ehebruch, mit dem Tode und dem allgemeinen Verzehren des Verbrechers bestraft; dasselbe Loos trifft auch Kriegsgefangene, im Fall sie nicht etwa auf gütlichem Wege durch die Verwandten ausgelöst werden. Die Art und Weise ist folgende. Der Gefangene oder Verbrecher wird an einen Pfahl gebunden; das ganze Dorf versammelt sich, und nachdem einige Redner die Verbrechen des dem Tode Geweihten ausführlich geschildert haben, schneidet der Vornehmste der Versammlung, oder der durch das Verbrechen Beleidigte, die Nasenspitze des Opfers ab, taucht sie in ein Gefäß mit Zitronensaft und verzehrt sie gleich einer Auster, hierauf schneidet ein anderer die Wangen ab, ein dritter das Innere der Handteller und sie verzehren diese Stücke vor den Augen des zum Tode Verurtheilten, endlich fällt alles darüber her. Es hängt nun sehr von der Größe des Verbrechens ab, ferner ob Personen dabei sind, deren Haß besonders angeregt ist, ob man die Leiden verlängert oder abkürzt. Indeß muß erwähnt werden, daß die jungen Frauen an diesem Feste nicht Antheil nehmen noch weniger von dem Fleisch genießen.

Der Pfahl, an welchem der Verurtheilte angebunden war und starb, wird von dem Zauberer oder Beschwörer des Dorfs in Beschlag genommen. Er begibt sich hiermit in den Wald, woselbst er 9 Tage bleibt und während der Zeit fastet, indem er nur von Wurzeln oder wilden Früchten lebt, und zugleich durch Beschwörungen sich mit gewissen Geistern in Verbindung setzt, unter deren Einwirkung er während der 9 Tage einen mystischen Zauberstab aus dem Pfahl verfertigt. Allerhand Ungeheuer, Schlangen, Eidechsen, menschliche Figuren werden gewöhnlich mit großer Geschicklichkeit ausgeschnitten; endlich nachdem noch der Stab mit dem Blut des Opfers bestrichen und ein Büschel Haupthaar desselben an das obere Ende befestigt worden ist, kehrt der Beschwörer nach dem Dorfe zurück.

Der so angefertigte Zauberstab dient in der Folge bei allerlei Zaubereien und Beschwörungen, ja wird wohl auch durch Befestigung einer Lanzenspitze an das untere Ende in eine Kriegswaffe umgeschaffen und in Fehden und Kriegszügen mitgenommen. Ich hatte, obschon unter großen Schwierigkeiten, mir 5 dieser Stäbe verschafft, wovon 2 sich im Berliner Museum befinden. Was die religiösen Begriffe der Battas anbelangt, so glauben sie an ein allmächtiges Wesen Di-batta (wohl übereinstimmend mit dem sanskritischen Ausdruck Dêwatâ). Er ertheilt Befehle an sechs Untergottheiten, welche über das Wohl der Menschen wachen und sie leiten. Eine siebente böse Gottheit verfolgt die Menschen und sucht ihnen zu schaden. Dieselben Ueberreste eines wahrscheinlich frühern Buddha-Cultus habe ich bei einem großen Theil der dajak'schen Stämme in Borneo gefunden, und in dem Journal der geographischen Gesellschaft in Paris, Anfang 1853, beschrieben. Von einem Cultus ist nun allerdings weder bei den Battas noch bei den Dajaks von Borneo mehr die Rede, sie haben beide nur noch die historische Ueberlieferung eines frühern Glaubens bewahrt. Indessen muß ein Buddha-Cultus sowohl auf Sumatra als auf Borneo bestanden haben, denn die Ruinen von Tempeln und Bildern finden sich in beiden Ländern, in Sumatra bei Pitja-kolling (in den Battaländern), in Borneo bei Sangauw, indessen allerdings nicht in dem großartigen Styl als die Ruinen dieser Tempel auf Java und dem Festlande.

Nach dieser mir nothwendig geschienenen Abschweifung komme ich wieder auf meine Reise und Ankunft in Sikumpulang zurück. Die 50 bis 60 Häuser des Dorfes, welche dicht zusammengebaut waren, bildeten einen Hauptweg und 2 oder 3 kleine Nebengassen. Die ohne andere Zwischenräume als die Straße zusammengedrängte Häusermasse nahm einen verhältnißmäßig nur kleinen Platz ein, welcher eben so lang als breit war, und nur vielleicht 250 bis 300 Schritt im Umfang hatte. Ein 8 bis 10 Fuß hoher dichter Zaun von 3 bis 4 Zoll starken Brettern umgab das Dorf und war die einzige Befestigung.

Es war bei meiner Ankunft gerade ein reges Kriegsleben in Sikumpulang, und der Belagerungszustand vollständig erklärt; dennoch wurde ich ohne Schwierigkeiten eingelassen, da ich meine Ankunft bereits den Tag vorher durch einen vorausgeschickten Batta hatte melden lassen. Es wurde mir und meiner Begleitung der Sopo des Dorfs, auf deutsch Rathhaus, zur Wohnung angewiesen. Nachdem ich bereits 1 Stunde mich ausgeruht, erschien der Häuptling Si-Olloh mit zweien seiner Verwandten, und hielt mir eine lange Anrede in der Batta-Sprache, welche ich mir wieder ins Malayische mußte verdolmetschen lassen. Der Hauptinhalt dieser Rede war, daß er mir zu Ehren ein Schwein geschlachtet hatte, von welchem er mir einen Theil, nebst einem Sack Reis, einigen Hühnern und Früchten zum Geschenk anbot. Ich erwiderte diese, weniger in Radja Si-Ollohs Freigebigkeit, als in den battaschen Sitten beruhende Aufmerksamkeit mit einem Gegengeschenk von einigen Ellen rothen Tuchs zu einer Jacke und einigen Pfund Kautabak. Radja Si-Olloh musterte meine Percussionsgewehre mit vieler Neugier, da er selbst im Besitz einer europäischen Muskete war.

Um einen würdigen Eindruck auf die versammelte Bevölkerung hervorzubringen, beschloß ich eine kleine Schießübung vorzunehmen. Mein Doppelgewehr hatte ich vorher mit Schnepfenhagel geladen; indem ich nun zwei Eier in die rechte Hand nahm und das gespannte Gewehr in die linke, warf ich die beiden Eier mit einem Wurf ungefähr 40—50 Fuß hoch in die Luft und schoß mit jedem Lauf ein Ei in Stücken; dieses Schauspiel erschien der Bevölkerung offenbare Zauberei, da man allerdings der Meinung war, ich habe mit Kugeln geschossen.

Sikumpulang stand seit einigen Wochen mit einem ½ Meile entfernten Dorfe Tanjong-Dari in Krieg; alle 2 oder 3 Tage nachdem die Gelegenheit sich darbot, scharmützelten beide Partieen, auf dem zwischen beiden Dörfern liegenden Terrain. Es war dieß eine unbewaldete, meist mit Reisfeldern bebaute, aber auch von tiefen Ravins durchschnittene Gebirgsgegend.

Die Tanjong-Darier hatten bereits drei Anführer verloren,

während in Sikumpulang noch niemand gefallen war; die drei Männer von Tanjong-Duri waren übrigens durch die Muskete von Si-Olloh erschossen, weil sie weiter trug als die elenden battaschen kleinen Luntenflinten. Nachdem ich zwei Tage in Sikumpulang zugebracht, beschloß ich nach dem feindlichen Dorf Tanjong-Duri zu ziehen; ich kam hier gegen Mittag an. Der Radja von Tanjong-Duri war in tausend Aengsten, und hätte die durch mich vorgeschlagene Friedensvermittlung gern angenommen; doch die durch den Tod der drei Häuptlinge angestachelte Rachsucht war zu groß geworden, und ließ die einzige Bedingung, die Freilassung eines Gefangenen, verwerfen.

Die Verhältnisse waren folgende: Tanjong-Duri hatte eine bereits schon verjährte Schuld von 15—20 Büffeln, nach Geld berechnet ungefähr 120—150 Dollars, von Sikumpulang zu fordern, welche diese sich weigerten zu bezahlen. Hierauf hatten die Tanjong-Durier einen Verwandten des Häuptlings von Sikumpulang bei der Feldarbeit überrascht und gefangen genommen, und nach Landessitte mit den Füßen in Block gesetzt. [1] Anstatt zu bezahlen, hatte Sikumpulang jedoch sogleich den Krieg begonnen, und sowie die Sache nun stand, wo die Rachsucht auf beiden Seiten angefacht war, erwartete den armen jungen Mann ein grausamer Tod, wenn er nicht ausgelöst wurde. Die beiden kriegführenden Dörfer hatten übrigens schon ansehnliche Kriegskosten und Subsidiengelder nutzlos verschwendet, um sich gegenseitig bange zu machen. Die alte Schuld von 20 Büffeln war schon verzehnfacht an Kosten draufgegangen, und zwar folgendermaaßen: Sikumpulang warb in den benachbarten Landschaften Hülfstruppen, welche ansehnlichen Sold und Lohn empfingen. Tanjong-Duri that dasselbe. So kamen von beiden Seiten bisweilen 1000—2000 Mann auf die Beine, welche, nachdem sie ihren Lohn eingestrichen, einige Scheingefechte auf gehörige Distanz geliefert hatten, wobei kein Theil eine Wunde empfing, nach 2 oder 3 Tagen wieder heimwärts zogen, bis ein neues Aufgebot, und natürlich neue Belohnungen, die Ritter wieder ins Feld lockte.

Ich muß hier eines Falls erwähnen, welcher mir die Sitten der Battas in einem neuen Lichte zeigte. Ich bemerkte nämlich Abends in Tanjong-Duri einen jungen Menschen in der anwesenden Versammlung, welchen ich Tags vorher in Sikumpulang mich mit Gewißheit erinnerte gesehen zu haben. Ich erfuhr nun zu meinem Erstaunen, daß er wirklich ein Sikumpulanger wäre, und daß es Sitte sey, daß sich einzelne Verwandte auch während des Krieges ungehindert besuchen könnten; der Besucher hatte nämlich Verwandte in Tanjong-Duri, obschon er selbst in Sikumpulang wohnte. Heurathen von einem Dorf nach dem andern sind sehr gebräuchlich, und finden häufiger statt als im eignen Dorf, daher sehr ausgebreitete Verwandtschaften. Zugleich erfuhr ich, daß sie es unter ihrer Würde hielten, ein feindliches Dorf durch List in Brand zu stecken; jedoch geschehe dieß wohl wenn es ehrlich erobert wäre. Diese beiden Thatsachen erschienen mir wie ein Nachklang aus den Ritterzeiten Europa's.

Die Niedergeschlagenheit in Tanjong-Duri war übrigens groß; die Sikumpulanger hatten abermals 2000 Mann aus Silindong aufgeboten, und die Radjas von Tanjong-Duri erwarteten mit verzagtem Herzen diese neue Macht. Bis jetzt hatten sie solchen Hülfstruppen immer zur rechten Zeit eine ähnliche gemiethete Armee gegenübergestellt; ihre Mittel waren jedoch bereits sehr erschöpft, und so war das weit reichere Sikumpulang in großem Uebergewicht.

Ich brach den andern Morgen nach Silindong auf. Auf dem halben Wege begegnete mir das heranziehende Kriegsheer. Es war ein Haufe von einigen Hundert, meist mit Lanzen oder Säbeln bewaffnet, ein kleiner Theil mit Luntenflinten. Die übrige Armee zog auf andern Wegen, je nachdem ihre Dörfer näher oder ferner waren, in abgesonderten kleinen Haufen nach Sikumpulang, wo sie sich vereinigen sollten.

Ich kam gegen Mittag in Silindong an. Ganz von 600 bis 1500 Fuß hohen Bergen eingeschlossen, gewährt das ungefähr drei Meilen lange und zwei Meilen breite Thal einen reizenden Anblick, wenn man von einer seiner Höhen dasselbe überschaut. Das ganze Thal ist ein großes Reisfeld, in welchem 40—50 Batta-Dörfer zerstreut liegen; alle diese Dörfer, nebst noch einigen 20, welche auf den umschließenden, größtentheils bewaldeten Bergen liegen, machen die Landschaft Silindong aus. Die Battang-Tarro ist hier nur 10—15 Schritt breit, und durchströmt das Thal in seiner Länge; ich quartierte mich in einem der ansehnlichsten Dörfer ein.

Gleich den zweiten Tag nach meiner Ankunft war ein großer Markt, ein für mich höchst interessantes Schauspiel. Es mochten ungefähr 3—4000 Personen hier versammelt seyn, und ich hatte Gelegenheit die Industrieerzeugnisse der noch mehrere Tagereisen entfernten Batta-Landschaften von Groß-Toba zu sehen. Hierunter bemerkte ich besonders künstlich und mit Geschmack gewebte baumwollene Stoffe und schöne Kupferarbeiten; ich machte von beiden Einkäufe. Von europäischen Artikeln waren viele weiße und einige wenige bunte Kattune nebst eisernen Bratpfannen, und von indischen Erzeugnissen grobes chinesisches Geschirr und javanischer Kautabak auf dem Markt; außerdem alle Arten Lebensmittel, Erzeugnisse des eignen Landes als Reis, Hühner, Zucker, Cocusöl und Früchte.

Von den Tausenden, welche auf dem Markt versammelt waren, hatten nur wenige einzelne Händler das niederländische Etablissement Tappanolie besucht, und bei dieser Gelegenheit einige Europäer zu Gesicht bekommen; den übrigen jedoch war mein Anblick ein ungewohntes Schauspiel und eine seltene Erscheinung. Man drängte sich von allen Seiten heran, um mich zu bewundern. Nun ist es eine höchst eigenthümliche Gewohnheit des Landes, daß jeder Mann bewaffnet erscheint, und zwar nicht nach javanischer und malayischer Manier nur mit dem üblichen Dolch (Kris); das war ich gewohnt und hätte es sehr natürlich gefunden. Hier war alles mit geladenen Luntengewehren, Lanzen und Säbeln ohne Scheide gegenwärtig, so daß man sich in einem Kriegslager zu befinden glaubte, und dennoch waren nach meiner Ueberzeugung alles friedfertige Leute. Jedenfalls bezeugt diese Gewohnheit einen hohen Grad von gegenseitigem Mißtrauen, und ich erklärte sie mir dadurch, daß von den Besuchern des Marktes viele aus andern Landschaften waren, und durch die immerwährenden kleinen Fehden und Kriege untereinander, das Gefangennehmen von Fremdlingen aus entfernten Dörfern wegen Spielschulden, welches täglich vorkömmt; ferner der weite Weg, welchen ein Theil der Anwesenden wieder zurücklegen mußte, um nach der Heimath zu gelangen; dieß alles zusammengenommen macht es natürlich, daß Leute aufeinander treffen können, deren Rechnung noch nicht vollständig geregelt ist, und wo die Rachsucht noch nach Jahren wegen erlittener Unbilden stark lebt.

Unter diesen Umständen hatte ich es für anständig und angemessen erachtet, dem allgemeinen Beispiel zu folgen, und ich

[1] Der Block besteht in zwei Brettern, von 5—6 Zoll Dicke. In beiden befinden sich halbkreisförmige Oeffnungen, in welche die Beine des Gefangenen oberhalb der Knöchel hineingelegt werden. Sobald beide Bretter aufeinander gelegt und befestigt sind, ist es unmöglich den Fuß zurückzuziehen.

erschien mit einem großen Cavalleriesäbel, dessen Scheide ich zu Hause gelassen hatte, während mir Kitchil mein mit Hagel geladenes Doppelgewehr trug. Ich konnte mir auch hier die Genugthuung nicht versagen, einige Eier in Stücke zu schießen; ja ich hielt es aus politischen Gründen, und für meine eigene größere Sicherheit sogar für sehr zweckmäßig. Zwischen Sikumpulang und Silindong hatte ich außer Tanjong-Duri noch 4—5 andere Dörfer passirt, ebenso hatte ich während meines Aufenthalts in Silindong mehrere nahegelegene Dörfer besucht. In allen diesen Ortschaften fand ich ein oder mehrere Gefangene mit den Füßen in Block gesetzt. Es lag nicht in meiner Macht dieselben zu befreien, sonst hätte ich es gern gethan; die meisten dieser Gefangenen gehörten fremden Ortschaften an, und saßen in Schuldarrest. Sie hatten in veranstalteten Hahnenkämpfen oder in anderen Hazardspielen ihr Geld verloren, und unter Bürgschaft ihrer eigenen Person Schulden gemacht; die battaschen Spieler haben vor den europäischen einen großen Vorzug. Letzteren borgt man gewöhnlich nicht gern, wenn sie ihres Geldes entledigt sind; dem battaschen Spieler hingegen borgt man gern 10—20 Dollars, wenn er seine eigene Person verpfändet, und läßt ihn arbeiten wenn er nicht bezahlen kann. Oft werden die auf diese Weise Verschuldeten von ihren entfernten Verwandten wieder eingelöst, sehr oft aber auch geschieht dieß nicht, und der Verschuldete verfällt mit der Zeit dem Sklavenstand. Die Sklaverei ist jedoch nicht nur bei den Battas sehr gelinde, sondern bei allen indischen Völkerschaften, und verdient hier den Namen Sklaverei nicht, auch bei Türken und Arabern findet dasselbe leutselige Verhältniß statt, während nur die Christen sich in dieser Hinsicht sehr tyrannisch, grausam und habsüchtig gezeigt haben.

Die Geldmünzen, welche auch in den freien Batta-Ländern, sowie auf allen übrigen Inseln und überhaupt im ganzen ostindischen Handel circuliren, sind entweder spanische und amerikanische Dollars, oder Staubgold nach üblichen Gewichten (tail) abgewogen. In den niederländischen Besitzungen hingegen sind außerdem noch einige hundert Millionen Kupfer und Papiergeld verbreitet. Was niederländische Silber- oder Goldmünzen anbelangt, so sind dieselben nur sehr einzeln zu finden. Der Gehalt an alle Beamten, Officiere und Militärs, sowie überhaupt alle Auszahlungen für öffentliche Arbeiten und andere Ausgaben im Landesdienst, geschehen $2/3$ in Kupfer und Papier und $1/3$ in Silber. So lange in den niederländischen Besitzungen keine Krisis eintritt, so lange hat dieß keinen andern nachtheiligen Einfluß auf den Handel, als daß das Silberagio allmählich steigt; man zahlt jetzt etwa 50 Procent. Das Kupfer ist in aus Bast geflochtenen Säcken (Karong) zu 25, 50 und 75 Gulden abgezählt und wird so verabfolgt. Es ist eine ganz gewöhnliche Sache auf diese Weise in Geldgeschäften 1000—20,000 Gulden in Kupfer zu empfangen.

Als ich die Rückreise nach Sikumpulang antrat, wählte ich einen andern Weg, welcher, obschon er nicht sehr von dem von mir bereits bereisten abwich, mehrere mir noch unbekannte Dörfer berührte; ich hatte hierbei Gelegenheit etwas von battaschen Rodomontaden kennen zu lernen. Als ich nämlich den zweiten Tag nach meiner Abreise von Silindong noch $1/2$ Meile von einem im Gebirge liegenden Dorf entfernt war, fand ich mitten auf dem Weg, welcher nach dem Dorf führte, einen Stab in die Erde gepflanzt, an dessen oberes Ende zwei Dinge befestigt waren; erstens eine Obi (ein kartoffelähnliches Gewächs aber länglich, bisweilen eine Spanne lang), und dieser Obi war ohne großes künstlerisches Genie in eine menschliche Figur ausgeschnitten, welche ebenfalls von einer en miniature geschnitzten Lanze durchbohrt war. Die Bedeutung dieser Allegorie war nicht schwer zu finden; ich sollte gespießt werden. Der zweite Gegenstand, welcher an dem Stabe befestigt war, war eine Fuß lange Bambusröhre, in deren grüne und weiche Rinde ein Brief geschrieben war; meine Battas lasen und übersetzten denselben ins Malayische. Der Inhalt war eine mystische Drohung für denjenigen, welcher auf sich dieselbe beziehen wollte, ein Name war nicht genannt; ich hielt das Ganze für einen Schreckschuß, und ließ mich daher nicht im mindesten stören, sondern zog ruhig nach dem gefährlich sein sollenden Dorf, wo wahrscheinlich der Briefschreiber seinen Wohnsitz hatte. Der Häuptling empfing mich indessen sehr zuvorkommend und wollte nicht zugeben, daß dieß von seinem Dorf herrühren sollte. Indessen ruhte ich mich $1/2$ Stunde aus, und Kitchil war so genial den Kartoffelmenschen an einem Feuer zu rösten, und unter allgemeinem Jubel meiner Battas zu verzehren.

Es ist eine allgemeine Gewohnheit in den Batta-Ländern zur gewöhnlichen Correspondenz Bambusröhre zu benutzen; die weiche Rinde dieser Holzart eignet sich im frischen Zustande vorzüglich, um mit einem Messer oder andern spitzen Gegenstand eine deutliche Schrift einzuschreiben; ich selbst habe, wenn ich irgend eine Bestellung an ein entferntes Dorf zu machen hatte, mich dieser Art Briefe bedient. Die Vortheile, welche ein battascher Briefträger vor einem europäischen voraus hat, sind sehr einleuchtend, erstens kann er den Brief wenn er lang genug ist, als Stab benutzen, zweitens kann er aus dem hohlen Bambus trinken wenn er Durst hat, drittens kann er jeden Zudringlichen und Unberufenen sich damit vom Leibe halten; allerdings riskirt er selbst, wenn er unangenehme Botschaften bringt, damit durchgeprügelt zu werden; der Bambus welcher überall wächst, ist ein sehr billiges Schreibmaterial. Sehr oft werden Liebesbriefe in Gehölzern oder Feldern aufgepflanzt, an Stellen, wo der Liebhaber weiß, daß die Schöne Geschäfte hat oder vorbeigeht. Indessen, obschon die Schreibkunst unter den Battas ziemlich allgemein ist, da die Sylbenzeichen sehr einfach und nicht schwer zu lernen sind, so kennt das weibliche Geschlecht doch selten diese Kunst, und die Schöne muß den Brief mitnehmen, um sich denselben entziffern zu lassen.

Ich befand mich einige Tage später wieder in Tobing; dieses niederländische Etablissement ist das nördlichste im Innern Sumatra's, einige Tagereisen südlicher liegt Fort Elout. Beide Plätze haben eine schwache Militärbesetzung, Tobing eine Compagnie, Fort Elout 50—60 Mann. Außer diesen beiden besetzten Punkten im Innern der Batta-Länder, sind allerdings noch einige andere welche nördlicher hinaufreichen als Tappanolie, Baros, Sinkel; diese drei Plätze liegen jedoch an der Meeresküste und sind mehr als Handelsplätze zu betrachten. In Fort Elout befindet sich ein niederländischer Beamter, welcher den Rang von Assistent-Resident hat, und die beiden Landschaften Groß- und Klein-Mandaheling verwaltet. In Tobing befindet sich ein anderer Unterbeamter, welcher die Landschaften Ankola und Sipirok zu verwalten hat. In Tappanolie ist ein Resident stationirt, welcher über sämmtliche Batta-Landschaften regiert. Die Radjas oder Batta-Häuptlinge der genannten Landschaften kommen wöchentlich an festgesetzten Tagen zur allgemeinen Berathung (Bitjara) nach Tobing, Fort Elout und Tappanolie, landschaftsweise zusammen, unter Vorsitz des an jedem dieser Plätze stationirten Beamten. Hiebei werden alle etwaigen Beschwerden und Streitigkeiten vorgetragen und geschlichtet. Die von der Regierung der Bevölkerung auferlegten öffentlichen Arbeiten an Wegen, Anlegung von Kaffee- und Indigo-Plantagen, nöthigen öffentlichen Bauten und erforderlichen Kulis (Lastträger) werden nach Maaß und Zahl den an-

wesenden Häuptlingen anbefohlen, und in Fällen von Nachlässigkeit und Widerspenstigkeit mit Geld und andern Strafen belegt. Der Transport der geernteten Kaffeefrüchte nach den Küstenplätzen Natal, Ayerbangies und Tappanolie 5—7 Tagereisen weit, ist für die Battas darum sehr drückend, weil sie genöthigt sind, den Kaffee auf ihren Schultern diese weite Strecke zu tragen, so daß sehr oft einige hundert Kulis (Lastträger) dazu erforderlich sind. Der Transport per Achse ist wegen der steilen Gebirge nicht ausführbar. Um diesen etwas beschwerlichen Frohndiensten theilweise zu entgehen, vernichteten und vergruben im J. 1845 einige Dörfer in Mandaheling die geernteten Kaffeebohnen. In den südlicher gelegenen malayischen Landschaften waltete ziemlich dasselbe Verhältniß ob; von hier mußte der Kaffee nach den Küstenplätzen Priaman und Padang transportirt werden; indessen war hier wenigstens einige Tagereisen weit der Transport per Achse ausführbar, und für den übrigen Theil des Weges wurden später Lastpferde angewendet. Während man der malayischen Bevölkerung auf diese Weise eine große Erleichterung verschaffte, geschah in den Batta-Districten nichts, obschon gerade hier die Plantagen verhältnißmäßig weit blühender und ergiebiger sind als in den malayischen Ländern, weil man eben mit den Battas weniger Umstände macht und sie mehr zur Arbeit anhält als die Malayen, welche bis jetzt, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur mit Glacéhandschuhen sind angefaßt worden, und dabei sich doch alle Augenblicke empörten.

Die Transportmittel sind nicht allein auf Sumatra, sondern auch auf Java und den übrigen Inseln eine noch nicht zur Genüge gelöste Aufgabe geblieben. Die in den Gebirgsgegenden angewendeten Lastpferde werden durch die Tragesättel stets gedrückt und bald unbrauchbar. Man hat den Versuch mit Kamelen und auch mit Mauleseln gemacht, doch scheint die Probe nicht zur Zufriedenheit ausgefallen zu seyn. Auf Sumatra ist der Elephant so häufig, daß ich auf die Idee gekommen bin, ob man nicht dieses Thier mit Nutzen verwenden könnte. Bis jetzt kennt man die Zähmung und Dressur des Elephanten in Sumatra noch nicht.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die unabhängigen Batta-Landschaften welche ich theilweise durchzogen hatte, so ist das Verhältniß, in welchem sie zur niederländischen Regierung in den letzten Jahren standen, als indirecte Abhängigkeit zu bezeichnen. Die Radjas (Häuptlinge) von Klein-Toba sind nicht ohne Verbindung mit dem niederländischen Resident in Tappanolie, und empfangen hin und wieder Weisungen und Botschaften. Sie sind ihrer eigenen Schwäche gegenüber der Regierung sich sehr wohl bewußt, und halten sich sozusagen schüchtern und friedfertig. Indessen haben sich einige fabelhafte Gerüchte über die Unzugänglichkeit der Batta-Länder verbreitet, welche ganz ungegründet sind. Einestheils gab hierzu Veranlassung der im Anfang der vierziger Jahre stattgefundene Mord eines amerikanischen Missionärs, anderntheils die unbedeutenden Raubanfälle eines battaschen Räuberdorfs im Osten von Pitja-Kolling; dieses Raubnest lag in einer wilden Gebirgsgegend auf einem steilen Felsen, und war durch seine Position unangreifbar. Seine kleinen Räubereien erstreckten sich aber auch eben sowohl in die unabhängigen Batta-Länder als in die niederländischen Districte. Eine kleine Expedition mit niederländischen Truppen blieb wegen der Unzugänglichkeit des Terrains erfolglos, und nachdrücklichere Maaßregeln hat man nicht angewendet, weil der Gegenstand von zu wenig Bedeutung war.

Ein etwas anderes Verhältniß findet mit dem nördlichsten Theil der Batta-Länder, Groß-Toba, statt. Diese Landschaft ist bis jetzt ganz unerforscht geblieben. Nördlich gränzt sie an Atschin und südlich an die eben beschriebenen freien Länder von Klein-Toba. Ihre westliche Gränze, die Meeresküste ist in niederländischem Besitz; Baros und Sinkel sind hier die Hauptplätze.

Die Bewohner von Groß-Toba stehen in besonderem Ruf als Anthropophagen; trotzdem hätte ich von Silindong aus die Reise dahin unternommen, wenn meine Battas sich nicht geweigert hätten, mich zu begleiten.

Groß-Toba steht nun allerdings außer aller Beziehung mit dem niederländischen Residenten, und ist insofern nicht mit den beschriebenen freien Landschaften zu vergleichen. Ein großes Binnen-Meer von 8 Meilen Umfang soll sich daselbst befinden, dessen Umgebung und Ufer von einigen hundert Batta-Dörfern bewohnt seyn sollen. Dieser See ist auf den besten und neuesten Karten von Sumatra natürlich nur figurativ angegeben, sowie überhaupt die ganze genannte Landschaft.

Die Pferde aus jener Gegend haben einen großen Ruf in ganz Indien erlangt; sie sind unverwüstliche Bergkletterer, zwar klein aber von schönem Bau. Gleich den arabischen tragen sie ausgezeichnet. Von den Battas, welche keine Reiter sind, werden sie wild eingefangen und als Schlachtvieh verkauft oder selbst verzehrt. Die Unterhändler sind einzelne Malayen von Baros und Tappanolie. Der Preis, welchen diese pro Stück bezahlen, beträgt 4—6 Dollars, während sie auf Batavia mit 100—300 D. bezahlt werden.

Es wurde mir möglich von einigen hohen Punkten in der Umgebung Silindongs, welche ich meiner Vermessungen halber erstieg, einen großen Theil der Batta-Länder zu übersehen. Mehrere hundert Quadratmeilen boten sich meinen Blicken dar, namentlich nördlich die noch unerforschten Gegenden von Groß-Toba; dieser Landstrich hat allerdings einen ganz eigenen Charakter und muß sich zur Pferdezucht vorzüglich eignen; wäre er nicht so gebirgig, so möchte er mit den Prairien Amerika's können verglichen werden. Alle übrigen Theile Sumatra's sind da, wo sie nicht bebaut sind, stark bewaldet. Die Batta-Länder unterscheiden sich charakteristisch durch die Menge und Ausgedehntheit ihrer Allang-Allangflächen, welche zum waldigen Terrain sich verhalten mögen wie 3 zu 1.

Indessen so unerforscht, was Topographie anbelangt, bis jetzt auch Groß-Toba geblieben ist, so ist anzunehmen, daß die niederländische Regierung auch über dieses Land, was die Bevölkerungsverhältnisse anbelangt, genau unterrichtet ist. Der Resident von Tappanolie hat vertraute Malayen genug, welche von Sinkel, Baros und Tappanolie aus Handel mit jenen Gegenden treiben, unangefochten hin und rückreisen, und im Stande sind ziemlich genaue Berichte zu erstatten.

(Schluß folgt.)

Etwas über die historischen Documente Italiens, namentlich Toscana's.

Von dem Verfasser der Briefe aus den toskanischen Maremmen, die wir im Laufe dieses Jahres mitgetheilt, und welche sich

mit T. A. T. unterzeichnet, finden wir im Athen. 29 Julius ein Schreiben aus Florenz, das mit Ausnahme einiger Specialitäten eine umständlichere Mittheilung verdient. Es lautet folgendermaaßen: „vor wenigen Jahren schickte ich Ihnen einige Nachrichten über ein merkwürdiges lobenswerthes Unternehmen, die Herausgabe des Archivio Storico Italiano von dem Veteranen Vieusseux. Das Werk ist jetzt zu Ende gebracht, nicht sowohl, weil es alles, was zu leisten beabsichtigt war, erfüllt hat, als, wie zu fürchten ist, aus Mangel an der hinreichenden Unterstützung. Die Absicht war, in einer schönen Octavform einen Theil des ungeheuren Materials für italienische Geschichte herauszugeben, das in den verschiedenen öffentlichen Bibliotheken, Archiven und unter Privatverschluß in Italien noch handschriftlich begraben liegt. Es gibt vielleicht kein Land, in welchem diese Materialien in so ungeheurer Menge und solcher Mannichfaltigkeit der Form, von eigentlicher Geschichte bis zu Privatnotizen und Familienchroniken herab sich finden; letztere namentlich waren bei den alten italienischen Familien sehr im Gebrauch, und wurden oft von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt. Das Wichtigste und Interessanteste dieser mannichfachen Schätze sollte mit den nöthigen Zuthaten, als: Vorreden, biographischen Notizen, erläuternden Noten u. dgl herausgegeben werden, namentlich auch in Bezug auf ein genaues Studium der Geschichte ihrer Sprache, auf welche der Italiener, immer noch unter dem Einfluß der mehr und mehr dahin schwindenden Traditionen der alten Crusca, so hohen Werth setzen. Der Preis sollte nur $2\frac{1}{2}$ d. (7 kr. $\frac{1}{4}$ Lira) für den Bogen seyn, so daß ein tüchtiger Band nicht höher als 7 Sch. (4 fl. 12 kr.) gekommen wäre, ein sehr niedriger Preis für ein Werk, das nothwendig nur einen schwachen Absatz haben konnte. Das Ganze besteht aus 16 Werken in 19 Bänden, und 8 Bänden Appendices, welche eine Menge kürzerer und minder wichtiger, oft aber höchst merkwürdiger Bruchstücke enthalten.

Kein Land in der Welt ist so reich an Archiven von historischem Werth, wie Toscana. Ein Blick auf die alte Geschichte und die Rolle, die das Land in Europa spielte, weckt schon die Erwartung, daß seine historischen Schätze weit größer sind als die Wichtigkeit des Landes erwarten ließe. Die sorgfältige Aufbewahrung von Documenten aller Art ist ein eigenthümlicher italienischer Zug, und die Masse Papiere in den öffentlichen Bibliotheken von Florenz ist in der That unermeßlich. Sie befanden sich bis vor wenigen Monaten in abgesonderten öffentlichen Gebäuden, und unter der Aufsicht verschiedener Personen. Eine Aufzählung derselben mag nicht ohne Interesse seyn.

1. Das „Archivio Diplomatico“ wurde im J. 1778 gegründet, um die Papiere aus den zahlreichen, damals aufgehobenen Klöstern und aus solchen Sammlungen, welche Privatpersonen freiwillig daselbst niederlegen wollten, aufzubewahren. Die Zahl dieser Papiere beträgt 186,830 aus 344 verschiedenen Kloster- und Privatbibliothen. Die im Februar 1852 zur Untersuchung und Berichterstattung über die verschiedenen Archive niedergesetzte Commission gibt in ihrem Bericht vom Junius desselben Jahres an, daß sie diese Sammlung in vortrefflicher Ordnung, classificirt und mit Index versehen, gefunden hätte. Die hier aufgestapelte Masse von Materialien für Geschichte der Politik, Literatur und Kunst ist, wie man schon aus der Art der Quellen schließen kann, von der mannichfaltigsten Art und erstreckt sich über viele Jahrhunderte. Als eine Probe, was in dieser mächtigen Vorrathskammer zu fischen ist, kann ich mein eigenes Glück an einem einzigen Morgen anführen. Da ich einige Nachforschungen über die frühere Lebensgeschichte von Catherina von Medicis anzustellen hatte, so verlangte ich die Papiere des Nonnenklosters zu sehen, in welchem sie sich während der Jahre des Exils ihrer Familie aufhielt. Sie wurden mir sogleich gebracht, und als ich den vortrefflichen Index durchlief, fand ich unter einer Menge merkwürdiger Notizen, Tagebüchern von Aebtissinnen, Nachrichten von Schwester So und Schwester So, Briefen von ehemaligen Zöglingen des Hauses u. s. w. nicht weniger als 14 bisher ganz unbekannte Briefe meiner Heldin selbst.

2. Das „Archivio delle Reformagioni“ ist die älteste aller florentinischen Urkundensammlungen, und enthält namentlich alle Staatsschriften der alten Republik, ist indeß keineswegs auf diese Periode beschränkt, sondern ist fortdauernd die Niederlage aller Staatsschriften geblieben. Der Inhalt ist sehr mannichfach, und wurde, obwohl ziemlich schlecht, in 18 Classen geordnet. Die Commission berichtet, daß sie die 26,800 Bände Papiere in arger Verwirrung und Unordnung ohne Inventar und Index gefunden hätte, und daß eine lange mühselige Arbeit vorangehen müsse, ehe man diese Sammlung mit Nutzen zu Rathe ziehen könne.

3. Das „Archivio Mediceo“ ist unzweifelhaft die interessanteste aller florentinischen Sammlungen für Europa im allgemeinen und besteht aus etwa 10,000 Fascikeln (files) Papiere. Von diesen haben 2000 Bezug auf die Großherzoge und Herzoginnen dieses Hauses. Die Berichte der Gesandten dieser Fürsten in Rom, Spanien, Frankreich und Deutschland nehmen 1500 ein. Die Correspondenz der Mediceer in der Zeit vor ihrer Thronbesteigung — bis 1530 — ist in 130 Fascikeln enthalten. Die Archive des Hauses Urbino, welche durch die Heurath Ferdinands II mit Vitoria, dem letzten Sprossen des Hauses Rovere, Eigenthum der Großherzoge von Toscana wurden, gingen im J. 1805 in das Archivio Mediceo über, und nehmen 868 Fascikeln ein. In Folge der emsigen Arbeit und der vollständigen Sachkenntniß des Archivisten, Signore Filippo Moisé, der diese Sammlung unter seiner Aufsicht hat, konnte die Commission berichten, daß dieselbe sich in sehr erfreulichem Zustand befinde. Sie wurde auch von Gelehrten mehr als irgend ein anderer Theil der toscanischen Sammlungen benützt; Varchi und Galuzzi verfaßten ihre Geschichtswerke hauptsächlich nach den aus dieser Sammlung gezogenen Materialien.

Zu diesen Sammlungen kommen noch nicht weniger als 25 andere über Gesetzgebung, Proceßwesen, Handel, Finanzen, Steuern u. s. w. Die ganze Masse ist nun in Ein Local zusammengebracht, und nimmt einen bedeutenden Theil des langen Gebäudes ein, das unter dem Namen der Uffizi jedem Reisenden als das Local der großen Kunstgalerie so wohl bekannt ist. Eine hinlängliche Anzahl von Beamten ist aufgestellt, ein Plan zur allgemeinen Ordnung der ganzen Masse beschlossen und festgestellt, und namentlich auch Vorsorge getroffen, daß denen, welche Abschriften und Auszüge wünschen, solche in vollständiger Genauigkeit und zu einem höchst mäßigen Preise geliefert werden, nicht mehr als 8 Pence (1 Lira) für ein Blatt von 104 Zeilen von 35 Buchstaben für Abschriften von Papieren, die über das Jahr 1000 hinaufreichen, und nur der dritte Theil für Abschriften späterer Documente.

Miscellen.

Denkwürdigkeiten Karls V. In der Sitzung der belgischen Akademie am 8 Junius (s. Athen. Franç. vom 29 Julius) las Gachard eine kurze Abhandlung vor über die wahrscheinliche ehemalige Existenz von Denkwürdigkeiten Karls V. Brantôme, Valère André, Bayle, W. Van Male und die spanischen Geschichtschreiber Ambr. de Morales und Prud. de Sandoval haben derselben erwähnt. Hr. Gachard macht es durch eine Zusammenstellung verschiedener Nachrichten wahrscheinlich, daß Karl V sich des Niederländers Van Male, der ihn auch nach St. Juste begleitete, bedient habe, um seine Denkwürdigkeiten abzufassen. Als Van Male starb, schrieb Philipp II an den bekannten Granvella, er solle in den nachgelassenen Papieren Van Male's Nachforschungen anstellen, ob derselbe nicht eine Geschichte Karls V abgefaßt habe; wenn dieß der Fall sey, so solle er sich der Papiere bemächtigen und sie ihm zusenden. damit nicht unrichtige Berichte über die Regierung seines Vaters sich verbreiteten. Granvella antwortete, man habe nichts dergleichen gefunden, wisse aber daß Van Male vor seinem Tode viele Papiere verbrannt, auch sich oft beklagt habe, daß Don Luis Quijada nach dem Tode des Kaisers ihm mit Gewalt die mit demselben abgefaßten Schriften entrissen hätte. Hr. Gachard setzt nun durch verschiedene Vergleichungen von Daten auseinander, daß diese Papiere wahrscheinlich die Denkwürdigkeiten Karls V enthalten hätten, vermuthlich aber von Philipp II verbrannt worden seyen.

•

Merkwürdiger Ueberrest in der Nähe von Varna. Oberst F. W. Hamilton von der englischen Grenadiergarde schreibt aus dem Lager von Aladyn unterm 8 Julius (s. Lit. Gaz. vom 29 Jul.) folgendes: „ich habe die vielen Säulenruinen untersucht, die sich an verschiedenen Orten in der Nähe unseres Lagers gerade nördlich von Aladyn zwischen den beiden Devna-Seen finden. Jedermann sucht vergebens sich den Ursprung zu erklären, niemand hatte je vorher etwas davon gehört oder gelesen, wenn sie überhaupt je beschrieben wurden. Das Land ist hügelig und an manchen Stellen tritt der nackte Fels hervor, übrigens ist es fast ganz mit Wald, Eichen und Acazien, bedeckt. Inmitten desselben stößt man plötzlich auf eine Stelle, 50 oder 100 Yards ins Gevierte, die tiefer liegt als der benachbarte Boden, und in deren Mitte die Reste von drei, vier und selbst fünf Fuß dicken Säulen in unregelmäßigen Zwischenräumen stehen. Die Säulen bilden sicherlich einen Theil des ursprünglichen Gesteins, und man kann eine Schichte verfolgen, die schräg durch mehrere hindurchläuft, welche 20 bis 30′ von einander stehen. Einige bieten einige Fuß vom Gipfel einen merkwürdigen Auswuchs, den man einer härtern Schichte in diesem Theil des Felsens zuschreiben kann, welche der Zerstörung durch Wind und Wetter einen größeren Widerstand entgegensetzt. Der ganze Fels ist voll kleiner Muscheln, Nummuliten, wie ich glaube. Nach der unter dem Landvolk umgehenden Sage ist dieß ein natürliches Erzeugniß von Regen und Frost in einer langen Reihe von Jahrhunderten, und ich muß sagen, fast jedermann neigt sich zu derselben Ansicht. Die Stellen aber, wo diese Säulenreste stehen, sind so partiell und einzeln, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, es seyen hier in sehr alter Zeit Ausgrabungen aus dem sehr weichen Gestein erfolgt, wobei man Säulen, um das überliegende Dach zu stützen, stehen ließ; im Laufe der Zeit fiel das Gestein, da wo es nicht unmittelbar durch die Säulen gestützt war, ein, so daß die Säulen allein stehen blieben. Diese Annahme wird durch den Umstand unterstützt, daß an mehreren Stellen das umliegende Gestein auf drei Seiten über den Gipfel der Säulen hinausragt."

•

Arabischer Bericht von der Schlacht bei Isly. Franzosen haben am Senegal eine arabisch geschriebene Geschichte des Feldzugs, der mit der Schlacht bei Isly endete, gefunden, und darin ist zwar eine anfängliche Niederlage zugestanden, die indeß von den zu den Christen übergegangenen Moslems vollbracht worden sey, dann aber wurden die Christen völlig geschlagen, und selbst zwei Söhne des Königs der Christen fielen in die Gefangenschaft der Moslems. Das Schönste ist, daß die Moslems auch acht Schiffe mit Christen wegnahmen, und dabei eine unermeßliche Beute machten. (Athen. Franç. 29 Julius.)

•

Die Juden in der Türkei. Ubicini theilt (s. Revue de l'Orient. Juillet) hierüber folgendes mit: „die Zahl der Juden im türkischen Reich, die Tributairprovinzen abgerechnet, übersteigt nicht 150,000, von denen etwas weniger als die Hälfte in der europäischen Türkei wohnt, und der vierte Theil in Konstantinopel. Die Städte, welche nach der Hauptstadt am meisten zählen, sind Salonichi 12,000, Smyrna 5000, Brussa 3000, Jerusalem 8000. Die Israeliten der Türkei sind meist Talmudisten. Bekanntlich ist der Talmud, eine Fortsetzung und weitere Entwicklung der Bibel, das Civilgesetz und das Religionsbuch der modernen Juden geworden, und gilt als göttliche Eingebung. Indeß haben sich die türkischen Juden dem manichäischen Aberglauben, der so tief in den religiösen Glauben des Orients eingedrungen, nicht entziehen können. Sie nehmen die Herrschaft von Teufeln und Engeln mit Satan und Jehovah an der Spitze an, der Mensch ist stets von zwei Genien begleitet, vom guten zur Rechten, vom bösen zur Linken, übrigens ist die Luft mit bösen Geistern, Schedin, angefüllt. Sie sprechen dieß Wort nur mit Angst aus, und bedienen sich deßhalb gewöhnlich nur des Ausdrucks „die von Außen." Den Tag vor der Beschneidung lassen die Eltern ihr Kind nicht aus den Augen, aus Furcht, es möchte von Aschemidai, dem König der Schedin, erdrosselt werden. — Unter den Israeliten der Türkei gibt es auch eine kleine Anzahl Karaiten, so genannt, weil sie den Talmud verwerfen, und sich nur an den Buchstaben der Schrift halten. Sie halten sich bloß an den Pentateuch, dessen Vorschriften sie mit gewissenhafter Genauigkeit befolgen. Zu Konstantinopel befinden sich etwa 40 karaitische Familien, und sie haben im Dorfe Khas-Köi, längs dem goldenen Horn, eine eigene Synagoge; auch gibt es welche zu Bagdad und in Aegypten, am zahlreichsten sind aber ihre Colonien in der Krim und in Galizien. Die Karaiten der Türkei hängen nicht von dem Vorstand der türkischen Juden ab, sondern sind durch ein besonderes Oberhaupt (milleti baschi) bei der Pforte repräsentirt. — Endlich dürfen wir eine Secte, oder wenn man will eine besondere Kaste, in Salonichi nicht übergehen. Dieß ist bekanntlich zu zwei Drittheilen eine jüdische Stadt; hier wohnen 6—7000 ehemalige, zum Islam bekehrte Juden, die öffentlich alle Gebräuche des Islam mitmachen, im Geheimen aber noch dem Judenthum anhängen sollen; sie verheurathen sich durchaus nur unter sich und leben ganz abgesondert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. 11 August 1854.

Einiges über Natur- und Menschenleben in Volhynien, Podolien und der Ukraine.[1]

1. Anblick des Landes; die Bauern.

Die folgenden Notizen beziehen sich auf die fruchtbaren, von Berg- und Hügelketten durchzogenen Ebenen, die sich im Süden des europäischen Rußlands ausbreiten und nur durch die Steppen Neurußlands vom schwarzen Meere getrennt sind, dem ihre Hauptströme, Dniestr und Dniepr, zueilen.

Ihre Lage zwischen Altrußland, dem Königreich Polen, Galizien und den walachisch-moldauischen Staaten veranlaßt eine interessante Mischung und Begegnung des Charakteristischen im Natur- und Menschenleben jener Gränzländer, und macht den Reisenden mit verschiedenen Auszweigungen des Slawenthums bekannt.

Es gelten diese Bemerkungen meist der Ukraine, Volhynien und Podolien zugleich. Wie sich diese Länder aber auch im allgemeinen in Hinsicht ihrer Bewohner, Producte, ihres Klima's gleichen, so hat dennoch die Naturphysiognomie jedes einzelnen ihre besondern Züge, und so begegnet das Auge in jedem eigenthümlichen Landschaftsbildern, deren Charakteristisches wir hier flüchtig andeuten:

Podolien ist ein idyllisches Land, das Land der Hirten und Ackerbauer, der stilllieblichen Gegenden: große, blaue Seen, frischgrüne Eichen- und Birkenwälder, Dörfer und heitere Landsitze, von reichen Getreidefeldern und Obstwaldungen umgeben, kleine Wiesenthäler zwischen grünen Hügeln, dieß sind die Bestandtheile der reizenden Landschaften.

In Volhynien sieht man nicht bloß solche liebliche idyllische Gegenden, sondern auch andere von ernsterem Charakter mit schwarzen Tannenhügeln, dunkeln Felsengründen und manchen vom Zauber der Sage oder der Geschichte belebten Berg- und Klosterruinen. Nicht bloß Laubwälder, wie in Podolien, schmücken das Land, auch die dunkle Tanne und die schlanke Fichte, denen man dort selten begegnet, vermischen sich mit ihnen. Es gibt hier kleine Bäche und klare Flüsse, die aus Bergen kommen, durch Thäler rauschen und sich lieblich durch Wälder und Fluren winden. Podolien hat nur wenige so lebendige klangvolle Gewässer; die Ströme Bug und Dniestr, die ernst und langsam einen Theil des Landes durchziehen, haben nichts von der frischen, jugendlichen Schönheit der volhynischen Flüsse, und die vielen großen Seen, an deren Ufer die meisten Dörfer und Herrenhäuser liegen, können mit aller Lieblichkeit den Mangel nicht ersetzen. Auch sind es nicht immer eigentliche Seen, sondern meist Arme des Bug, durch lange Dämme, über welche die Straßen gehen, abgeschlossen und getheilt. Ihr Grund ist schlammig und haucht im heißen Sommer ungesunde, fiebererzeugende Dünste aus.

Obgleich man auch in Podolien, besonders am Ufer des Dniestr, manche wildschöne Berg- und Felsengegend findet, so ist Volhynien doch im Ganzen weit malerischer und romantischer. Die Wellenlinie herrscht in der Landschaft vor; man sieht mehr Zufälligkeit, reichere Abwechslung, hat mehr Ueberraschungen als in Podolien, wo das eine Landschaftsbild meist die Copie von hundert andern ist, wo die Ebenen sich weiter ausbreiten, die Hügel und Wälder in geraden Linien am Horizont liegen und die Seen in immer gleicher Regelmäßigkeit wiederkehren. Diese größere Fülle des Malerischen findet der auf Nutzen Bedachte freilich von dem weit größern Getreide- und Fruchtreichthum Podoliens aufgewogen. Dort ist häufiger Sandboden, hier die Erde meist schwarz, locker, fett, so daß die Ländereien Podoliens einen weit höhern Ertrag geben als die Volhyniens, und sich dort weit mehr Leute finden, die nur um reich zu werden Güter kaufen und bebauen, während in Volhynien mehr höherer Adel lebt, der die Scholle schätzt und festhält, nicht wegen des hundertfachen Ertrags, sondern wegen des hundertjährigen Besitzes.

In der Gegend der Ukraine (der alte Name für die Gouvernements von Kiew, Poltawa und Charkow) findet man den Charakter jener beiden Provinzen vermischt und abwechselnd: liebliches, mit Laub- und Tannenwald geschmücktes Hügelland, große Ebenen mit Wäldern und Feldern, kahle Berge, sandige, zerrissene Höhenzüge, Felsenklippen, besonders am Dniepr, öde Steppengegenden, stille Seen und schnelle Flüsse, die alle zum Dniepr ziehen, der seine mächtigen Wogen durch das Land rollt.

Es sind diese Länder die fruchtbarsten Rußlands. Podolien, besonders die Theile der Ukraine, bilden die Kornkammer des Rei-

[1] Von M. F. Verfasserin der Schilderungen aus Kieff in Nr. 1—3 des Auslands vom vor. J.

ches, deren goldene Schätze aus dem Hafen Odessa's in ferne, ärmere Länder geführt werden.

Der Landmann braucht nicht mühsam den Boden zu pflegen, ohne große Anstrengung gewinnt er von ihm die Fülle des Getreides, und kennt nur selten schlechte Erntejahre; groß ist besonders die Pracht der Weizenfelder, die sich wie ein Meer mit goldenen Wogen über das Land breiten. In der Nähe aller Herrenhäuser sieht man im Spätsommer goldene Städte in der Sonne glänzen, denn da die Scheunen nur einen kleinen Theil des Erntegutes fassen können, so erheben sich bald ringsum phantastisch gestaltete Gebäude und Thürme aus den übereinandergeschichteten Garben aufgebaut. Aber nicht bloß die Vornehmen haben ihren Theil am Segen des Jahres, auch neben der kleinsten Hütte erhebt sich in jener Zeit ein leuchtender Thron von Getreide. Es ist eine Lust, dann durch die Dörfer zu gehen; man fühlt die milde Hand des Herrn für alle aufgethan und mit Wohlgefallen alles sättigen was da lebet.

Zwischen den Getreidefeldern breitet häufig der Flachs seinen blauen Blüthenteppich aus, und seine Zubereitung und Verspinnung zu grober Leinwand beschäftigt die Frauen der Dörfer. Auch die Kartoffel- und Runkelrübenfelder nehmen große Räume ein, die letztern besonders im betriebsamen Podolien, wo eine große Passion für Fabrication des Runkelrübenzuckers herrscht.

Alles Land wird zum Acker, keines zum Wiesenbau verwendet, das nöthige Gras findet man in den Wäldern, deren Boden meist mit einer reichen Vegetation von Gras, Kräutern und Blumen bedeckt ist, so daß es entzückend ist, zur Zeit der Heuernte in ihrem Duft und Schatten zu wandeln. Die Wälder sind häufig die Weideplätze der Heerden, die den ganzen Sommer im Freien verleben. Die Bauern eines Dorfes schicken ihre Thiere meist zusammen unter der Führung eines oder einiger kleinen Hirten hinaus. Mächtige Staubwolken zeigen am Abend von Ferne die Rückkehr der Heerde an; es ist ein unabsehbarer Zug, und man erstaunt über die Macht, die der Mensch über die Thiere ausüben kann, wenn man den kleinen Hirten sieht, hinter ihm diese prächtigen, gewaltigen Ochsen, die dem Heere voranziehen, dessen Schluß die Kälber mit ihren Müttern und die leichtfüßigen Ziegen bilden, die behend an jedem Graben auf und niederklettern und von jedem Strauche naschen. Auch Pferdeheerden weiden in den Wäldern, und es ist schön, die edlen Thiere in ihrer Freiheit zu sehen, mit einander spielend, kämpfend oder mit fliegenden Mähnen forteilend, wenn sich Menschen nahen. Wie reich diese Länder an Pferden sind, wie man sie schätzt und in Menge benutzt, sieht man im täglichen Leben. Alle irgend Vermögende fahren vier- bis sechsspännig in der Weise, daß immer vier Pferde nebeneinander gespannt sind. Die Bauern haben viel einspänniges Fuhrwerk, Telegas, bei denen das Pferd unter einem von der Deichsel ausgehenden hölzernen Bogen eingespannt ist, was die Stätigkeit des Laufes befördert; noch eigenthümlicher sieht das russische Dreigespann aus, dessen drei Pferde nach drei verschiedenen Seiten zu gehen scheinen. Die russischen Pferde sind kleiner, dennoch unermüdeter als die unsern. Man fährt mit Blitzesschnelle, keine Hindernisse achtend, über Stock und Stein, Gräben und Baumwurzeln, was in den kleinen, hölzernen, federlosen Telegas oder Britzkas sehr empfindlich ist. Zu weiten Reisen gebraucht man gewöhnlich die Tarantasse, große, unbehülflich aussehende, aber leichte und tüchtige Wagen, deren Kasten auf zwei langen, elastischen Stangen ruht, die durch die Achsen verbunden sind.

Im Dienst reisende Officiere und Feldjäger fahren meist in den hölzernen Posttelegen, und gerade über den Rädern auf einer harten Bank ohne Lehne und Anhalt sitzend, durchfliegen sie mit Windeseile die weitesten Strecken.

Diese einfachen Fuhrwerke sind ein großer Contrast zu dem gewöhnlichen stattlichen Attelage russe: vier bis acht Pferde von gleicher ausgewählter Farbe und Größe vor einer prächtigen Equipage, der Kutscher im langen Kaftan mit rother Schärpe oder einem Silbergürtel und einer hohen pelzverbrämten Mütze, auf hohem Sitze thronend und majestätisch anzusehen, besonders wenn er stehend die Pferde regiert, wobei ihm ein kleiner Vorreiter hilft, der in ähnlichem Anzuge auf einem der Vorderpferde sitzt und sie nach dem Rufe des Kutschers lenkt. Kutscher und Bauern haben einen unendlichen Wörtervorrath für die Gespräche mit ihren Pferden; sie reden unaufhörlich mit ihnen, haben tausend Scheltworte und noch mehr zärtliche liebkosende Ausdrücke für sie; sie verändern jeden Augenblick die Stimme und gehen schnell von den reichsten, süßesten Schmeicheltönen zu den rauhesten Lauten des Zornes über. Die Bauern sind häufig muthige Reiter, schwingen sich auf die wildesten Pferde, die den Sommer im Walde zugebracht haben, halten sich an den Mähnen fest und jagen ohne Sattel und Zeug davon.

Die grünen, baumlosen Hügel, die Haidestrecken und die abgemähten Felder sind die Weideplätze der Schafe, von denen mehrere tausend Stück zu den meisten Gütern gehören. Vor allem aber sind diese Provinzen „the nursery of pigs“ würde Dickens sagen, der so oft mit besonderer Vorliebe und humoristischer Anschaulichkeit das Treiben jener verachteten Thiere beschreibt, und der ein reiches Feld für seine Beobachtungen unter den niedlichen Ferkeln finden würde, die zu Hunderten und von allen Farben überall laufen, um ihre häßlichen Mütter tanzen, zusammen spielen und sich in den Pfützen rollen, und nicht bloß eine charakteristische Staffage dieser Dörfer, sondern oft eine Quelle des Reichthums für ihre Besitzer sind.

Die Jagdlust findet reichen Spielraum in diesen Wäldern, wo nicht bloß die Wölfe hausen und die Bären in fernen Verstecken sich verbergen, sondern wo der Hirsch mit stolzem Geweihe durch die Eichen rauscht, wo das Reh neugierig hinter den Stämmen horcht und die Fährte des wilden Ebers sich tief im Dickicht verliert, ja wo sogar der Auerochse, der Urbewohner unserer alten deutschen Wälder, noch eine letzte Heimath gefunden hat.

Honig und Wachs gehören zu den Hauptproducten dieser und der Nachbarprovinzen. Die Bienengärten liegen in der Mitte der blumenreichen Wälder, zu deren Reiz dieses liebliche Bienensummen gehört. Auch wilde Bienen gibt es in Menge, und die Bauern suchen wohlverhüllt häufig ihren Honigvorrath in den hohlen Stämmen.

Andere diesen Wäldern eigenthümliche Producte sind die Trüffeln, welche man durch besonders abgerichtete Hunde aufspüren läßt, und der Birkenwein, den man durch Anbohren der besonders kräftigen Stämme gewinnt.

Das Holz wird in den Wäldern ohne Ordnung und Regel

geschlagen; eine Forstcultur und Aufsicht wie bei uns existirt nicht für diese umfangreichen Wälder. So sieht man alte, abgelebte Stämme oder vom Blitz niedergeworfene, herrliche Bäume mitten im frischen Leben des Waldes unbenützt liegen, Riesenleichen, die nach und nach in Verwesung übergehen; so sieht man köstliche Wälder auf einmal niedersinken, wie es eben eine Laune oder ein Geldbedürfniß des Besitzers gebietet; häufig und besonders in der Sommerhitze, die das Holz austrocknet, entstehen Waldbrände, die mit großer Schnelligkeit Verwüstung verbreiten.

In den Nadelwäldern Volhyniens gewinnt man den Theer, der zu den Hauptproducten Südrußlands gehört, und der so häufig bereitet und benutzt wird, daß der eigenthümliche Geruch überall verbreitet ist, und sobald man über die Gränze kommt, unangenehm auffällt. Ueberall sieht und riecht man den Dampf aus den gewölbten Theeröfen, aus den großen, offenen Pechkesseln, die über freiem Feuer stehen und aus den hölzernen, langen Schornsteinen, unter denen man die übrig gebliebene Pechkohle zu Ruß verbrennt. Die Kleider und Hütten der Bauern sind von dem Geruch durchdrungen, und kommt man ihnen nahe, trägt man ihn selbst auf lange mit sich fort.

Groß ist die Fülle und Trefflichkeit des Obstes hier und in den angränzenden Provinzen. Es gibt ganze Waldungen verschiedener Fruchtbäume; Aprikosen und Pfirsiche glänzen in Menge an den Spalieren, die Ananascultur wird auf vielen Gütern in großer Ausdehnung getrieben. Die Wälder haben einen unerschöpflichen Reichthum von duftenden Erdbeeren, und zu allen übrigen Arten Waldbeeren auch die Glekwa, Eisbeere, die erst unter dem Schnee reift und aus der man süße Getränke bereitet. Eine diesen Provinzen eigene Frucht ist die Wassermelone, eine Lieblingserfrischung aller, selbst der Aermsten, da sie in Masse auf Feldern gezogen werden. Eben so beliebt sind der türkische Weizen, Cocurusse genannt, die Zwiebeln, die Gurken, welche Vornehm und Gering häufig roh genießen, der Kohl, aus dem die russische Lieblingssuppe, Schtschi, bereitet wird, die Grütze, Kascha, ein tägliche Speise. Auch die feinern Gemüse gedeihen trefflich: die Trauben reifen am Dniestr und werden von Tataren aus der Krim in Menge herbeigebracht. Durch die Nähe jener glücklichen Halbinsel, wo die Mandel und die süße Kastanie gedeihen, und durch die Nähe Odessa's, des Stapelplatzes für die Producte Asiens, hat man auch alle andern Südfrüchte in Ueberfluß. Die Güte der eingemachten Früchte ist der Stolz jeder Gospodina (Hausfrau); am berühmtesten sind die von Kiew, wo sie einen vorzüglichen Industrie- und Handelszweig bilden.

Nicht bloß den einheimischen Bäumen ist wohl in ihrem mütterlichen Boden, auch die ausländischen gedeihen: unter den Kastanien und Linden ragt die italienische Pappel stolz empor, schüttelt die Akazie ihr blüthenweißes Haupt, schimmert der silbergraue Stamm und das helle Laub der Platane und taucht die Trauerweide ihre Zweige in stille Gewässer. Der Maulbeerbaum wird viel gepflegt und da und dort zur Zucht der Seidenraupen benutzt.

Groß ist die Fülle der Blumen in Gärten und Wäldern, viele unserer Gartenblumen sogar wachsen unter den wilden Kindern des Waldes, sein Boden gewährt einen entzückenden Anblick. Jeder Monat verändert die Schönheit, auf die Veilchen und Maiblumen, die im Frühling die Wälder durchduften, folgen die blauen Glocken, die im hohen Gras der Birkenwälder stehen, dichtgedrängt unter den schlanken silberweißen Stämmen, wie Kinder, die im Tempel beten und mit blauen Augen gen Himmel sehen. Alle prächtigsten Blumen schmücken die Gärten und Parks der Reichen, von den Hyazinthen an, die der erste Frühlingshauch entfaltet, bis zu den Georginen, deren strahlende Schönheit bis zum letzten Herbsttag dauert. Die Rosen scheinen hier zu Hause wie in den Rosengärten von Damascus, nicht bloß in den Parks glühen und duften sie, auch in den Wäldern wohnen Kinder aus dem königlichen Stamm, und lieblich schimmert zwischen Eichen und Birken das Dornröschen auf rankendem Gezweig. Selbst die Gewässer haben ihre schimmernden Blumenteppiche; auf der Fläche des Sees ruht die breitblättrige Nymphia und öffnet ihre weißen und goldigen Blüthen dem Lichte, dem sie aus dunkler Wassertiefe so lange entgegenstrebte, bis sie ihre Wurzel dem Grunde entriß und nun oben schwimmt, haltlos aber geküßt vom Sonnenstrahl. — Auch die Ufer schmückt eine eigne üppige Vegetation, ganze Wälder von Schilf und würzigem Calmus ragen empor, dazwischen lächelt wie ein Freundesgruß das Vergißmeinnicht, und darüber flattern weiße Schmetterlinge und die zartbeflügelten Libellen. Zahllos sind die gefiederten Bewohner der Seen und Wälder, Wasservögel nisten im Ufergrün, wilde Enten schwimmen mit ihren Jungen auf der stillen Fluth und schießen pfeilschnell in die Büsche zurück, wenn sich ein Nachen nähert, auch wilde Schwäne rudern sorglos majestätisch in den einsamen Seewinkeln; am Ufer spaziert die Rohrdommel und der langbeinige Kranich, und im Frühjahr erscheinen als Gäste die Seeschwalben vom schwarzen Meer; mit ihnen kommen die Störche und ruhen von ihrer Reise in den Nestern, die sie sich meist auf den Wipfeln der höchsten Eichen am Rande der Wälder erbauen. Tausend Singvögel beleben im Frühling die Wälder, und wie es der Dichter will, so haben diese Länder wie Rosen auch Nachtigallen im Ueberfluß; sie singen nicht bloß die Nächte lang, sondern den ganzen Tag, und nicht bloß an den einsamsten Stellen der Wälder und Gärten, sondern an Wegen und Straßen, fast das Geräusch der Menschen übertönend.

Die im Grunde der Erde verborgenen Schätze dieser Provinzen sind noch wenig bekannt und benutzt. Zu den bekanntesten gehört das Salz, das man häufig aus Seen gewinnt und in großen schwärzlich grauen Steinen zum Verkauf bringt. Es gibt hie und da Eisenwerke und Glashütten. Granitgestein ragt häufig aus dem Boden hervor, bildet an den Flüssen hohe Felsenufer, weiter im Lande romantische Felsenthäler. Es gibt Schiefer- und Kalkberge, viel Lehm- und Thonerde. Man brennt ausgezeichnet haltbare Ziegel besonders in der Gegend von Kiew. Dunkelfarbigen Marmor bricht man in einigen Gegenden der Karpathen, die von Galizien aus in einigen Ausläufern über die Gränze streichen. Die kleinen Flüsse haben häufig Eisengehalt und sind stärkend beim Baden, auch warme eisenhaltige Quellen entspringen hie und da unbenutzt und unbeachtet.

Die reiche Natur dieser Provinzen gibt einen Begriff von der Schönheit ihres Klima's, es gleicht dem des südlichen Mitteldeutschlands, doch ist es beständiger und die Verschiedenheit der Jahreszeiten schärfer bezeichnet. Der Winter ist kälter, anhaltender als in unsern deutschen Gegenden gleicher Breite. Die Flüsse bleiben länger gefroren, der Schnee liegt tiefer und fester als bei uns, zu

Freude und Nutzen der Bewohner, für die er alle Fernen verbindet und mit Wunderschnelle alle Reize der Eisenbahnen schafft. Wochenlang liegen die Fluren in fleckenloser Reinheit unter dem tiefblauen Himmel und wie silberne Zauberhallen glänzen die Wälder. Unzählige Schlitten durcheilen das Land und tragen im Fluge Menschen oder schwere Lasten in die Ferne. Dennoch fürchtet man die Kälte mehr als bei uns und verwahrt sich gegen sie wie gegen einen schlimmen Feind. Selbst die unverwöhnten Bauern sind vom Herbst bis in den Frühling vom Kopf bis zu Fuß in Pelz gekleidet. Schon im März sieht man wieder schwarze Erde, die sich bald grün färbt und sich mit Schneeglöckchen und Veilchen schmückt. Doch nicht in mildem Sonnenschein, sondern unter Sturm und Regen wird das schöne Frühlingskind geboren, und ein Chaos von Windesbrausen, aufgethauten Eismassen, Regengüssen, ausgetretenen Flüssen und Seen, zerstörten Dämmen und Straßen geht meist den sonnigen stillen Maitagen voraus; in jenen Monaten, März und April ist das Reisen beschwerlich, oft fast unmöglich; denn da die Erde meist fett oder schlammig und lehmig ist, wird sie schnell und so gründlich erweicht, daß Wagen und Pferde mit ihren Passagieren oft tagelang im Schmutze stecken bleiben. Erst mehrere Wochen voll Trockenheit und Sommerwärme bringen alles wieder ins Gleiche. Unterdessen haben sich die Wälder geschmückt, am frühesten schimmert das zarte Laub der Birken, am längsten steht die Eiche mit kahlem Haupt inmitten des Frühlings. Noch unter der Schneedecke waren die Felder grün, nun stehen schon hohe Saaten. Die Lerche sang schon in den ersten Märztagen und rief Staar und Amsel ihrem Beispiele zu folgen; nun in den kaum belaubten Büschen tönt schon das süße Lied der Nachtigall; die Fülle der Blumen leuchtet in Wäldern und Gärten; die Luft ist mild und immer klar. Diese Monate Mai und Juni sind die schönsten, genußreichsten. In dem frischen weichen Boden wächst, blüht und verblüht alles wunderbar schnell. Wenige Tage nach dem ersten Frühlingssprossen ist die Erde mit einer hohen üppigen Vegetation bedeckt; in rascher Folge geht alles dahin — der Blüthenschnee der Obstwaldungen, die duftende Schönheit des Flieders und Jasmins, die Pracht der Rosen — und mit der welkenden Blüthe der Linde, Anfang Julius, ist alles vorbei und der Becher der Frühlingsfreuden ausgetrunken. Auch die Nachtigall hat ihre letzten Liebestöne gesungen, und die Wälder werden stumm. Nun kommen die heißen Monate, die angreifendsten beschwerlichsten des Jahres, während welcher die Saaten sich vergolden und die Arbeit des Jahres beginnt. Das trockne Wetter ist beständig und selten von einem flüchtigen Gewitter unterbrochen; der Himmel ist immer blau, keine vorüberziehende Wolke mildert auf Momente seinen blendenden Schein; die Nächte sind heiß wie die Tage, kein Regen, kein kühler Hauch erfrischt die Luft und die Erde. Das Gras wird gelblich, das Laub der Bäume grau, die oberen Erdschichten des Bodens trocknen zu Staub aus, der bald die Luft verhüllt und verdichtet und vermehrt wird durch den Steppenstaub, den dann und wann ein heißer Windzug herbeiführt. Das Wasser der Flüsse verringert sich, man sieht ihren sandigen Grund, die Seen verschlammen, ihr niedriges getrübtes Wasser haucht ungesunde Dünste aus und erzeugt Insecten aller Art, auch Mosquitos, die alles Ausgehen verleiden und selbst in die Häuser dringen, als Qual der Tage und Nächte; Taranteln machen jedes Ausruhen auf dem Erdboden gefährlich. Als Erquickung in dieser heißen Zeit reifen, so schnell wie die Blumen hintereinander blühten, die mannichfachsten Früchte. Endlich, Anfangs September, ziehen sich die lange gesammelten Dünste in großen Regenwolken zusammen, einige schwere Gewitter endigen sich in kühlen Regentagen, die oft wochenlang anhalten. Wilde Stürme geben schon jetzt dann und wann einen Vorschmack vom November. Wenn sie vorüber sind, ist die Erde wie verwandelt und lächelt lieblich erfrischt den klaren Herbsttagen entgegen. Die Blätter sind schon bunt gefärbt, aber neues Grün bedeckt die Rasenplätze und den Boden der Wälder; neue der Jahreszeit eigne Blumen sprießen auf, bald werden die letzten Früchte geschüttelt, bald zieht der letzte Traubenwagen der Tataren zurück, bald treten die Störche und Schwalben ihre Reise in den Süden an und ziehen in großen Schwärmen gleich schwarzen Wolken hoch über den Fluren hin. Der Himmel ist schöner als je, tiefblau oder mit Wolken von herrlicher Gestaltung und Färbung. Herrlich aber vor allem sind in dieser Zeit die Mondnächte an den Ufern der Seen, in denen sich das schöne Gestirn als zitternde Lichtsäule spiegelt, während die Wälder ringsum in duftigem Silberglanz schimmern. — Schön ist es auch, im Mittagsonnenglanz durch die Gegend zu fahren, die reine Luft einzuathmen und die grünen Felder zu sehen und die geldnen Wälder, die sie umschließen. Diesen sanften Tagen folgen die Novemberstürme, welche die letzten Blumen der Gärten entblättern, die Wälder durchsausen, ihre Aeste und Zweige niederschlagen, ihr welkes Laub abschütteln und es hoch auf dem Boden thürmen; schon verlassen die Wölfe das Innere der Wälder, und man sieht in der Abenddämmerung dann und wann einen solchen zwischen den dunklen Stämmen schleichen. Endlich legt sich die weiche weiße Schneedecke über alle Unordnung und Verwüstung und verhüllt sie bis zu den Tagen, wo Leben und Schönheit aufersteht.

*

Auch die Bevölkerung bietet ein höchst buntes Bild.

Die Bauern, die slawischen Urbewohner des Landes, sind der Grundstoff dieser Bevölkerung. Sie sind großentheils Kleinrussen, ein kecker, begabter Menschenschlag, in dem sich wohl griechische und tatarische Elemente mit einander mischten. Man findet besonders unter den Frauen schlanke, volle Gestalten, liebliche ovale Gesichter mit dunkelm Auge und Haar, regelmäßigen weichen Zügen und auch unter den Männern manche Erinnerung an den Typus der Schönheit des classischen Landes, daneben aber hundert andere Gesichter mit niedriger Stirn, kleinen, funkelnden Augen, breiten Backenknochen. Mannichfache Nüancen, schon im äußern Ansehen dieser Bevölkerung, wurden durch die Nähe und die Vermischung mit den Nachbarvölkern hervorgebracht; so erinnern die Bauern in Podolien an die ungarischen und walachischen Bauern, auch an die sogenannten Slowaken, die als Kesselflicker alle Länder durchziehen; sie haben wie diese einen halb wilden, halb melancholischen Ausdruck im Gesicht; wie diese Augen, die gewöhnlich halb schlummernd, träumerisch aussehen und durch die nur zuweilen ein Blitz von kindlicher Lust, von Intelligenz oder auch von List zuckt, und wie diese sind sie meist schmutzig und tragen die langen Haare und Bärte ungekämmt. Reinlicher, aufgeweckter, verständiger, ernst heiterer sehen meist die volhynischen Bauern aus, die mehr den Polen und Lithauern gleichen. Den eigentlichen kleinrussischen Typus aber sieht man erst in der Ukraine, und die, welche deren Bewohner ge-

nauer kennen, rühmen ihre geistige Begabung und körperliche Gewandtheit. Sie sind geschickt für alles, für Militärwesen, Handel, Gewerbe, und sie finden sich leicht in jedes Verhältniß. Talent für Musik, auch für plastische Kunst (Holzschnitzerei besonders) ist unter ihnen häufig. Sie haben die slawische Geschmeidigkeit, Elasticität, Fügsamkeit in vollem Maaße, aber auch als Contrast ein schnelleres Aufbrausen, einen heftigern Trotz, als man es bei den Bewohnern anderer Landestheile findet, dabei einen eigenthümlichen Hang zu Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, wie sich denn auch unter ihnen besonders mehrere der Secten, die im Schooße der griechischen Kirche entstanden sind, gebildet haben. Auch findet man unter ihnen als Zeugniß eines lebendigern Nationalgefühles mehr Volkslieder als im übrigen Rußland. Diese Lieder und ihre Melodien sind originell durch ein gewisses Gemisch von Keckheit und Melancholie. Die Liebe und der Krieg, das Mädchen und der Feind (der Feind ist meist der Kosak), häufig auch das Pferd, das liebe, kleine, sanfte, muthige u. s. w. Pferd, haben die Hauptrolle in den Liedern. Auch das Land, die weite, grüne Ebene, in der das kleine weiße Häuschen der Geliebten am Waldrand schimmert, oder die sonnige Steppe, durch die das schnelle Roß des Kosaken fliegt, wird in kurzen Worten geschildert, und ein bewußtloses, kindliches Gefühl für Naturschönheit, für Analogie zwischen Natur- und Seelenstimmung tritt oft in lieblich-poetischen Bildern und Vergleichen hervor. Der Mond und der Stern, die Quelle und die Nachtigall, die Rosenwolke des Frühlings und die Silberflocke des Winters, alle die Edelsteine aus der allgemeinen Schatzkammer der Poesie, welche alle Völker in ihre Lieder streuen, schmücken auch diese einfachen Gesänge.

Größer aber als die Verschiedenheit, die dem oberflächlichen Beobachter kaum sichtbar seyn kann, ist die Aehnlichkeit im Leben, Charakter und Sitte des Landvolks dieser Provinzen. Man kann alle diese Bauern als große Kinder betrachten; ihre guten und schlimmen Eigenschaften existiren meist ihnen selbst unbewußt, gehen gerade aus ihrer Natur hervor, durch keine Art von Erziehung geweckt oder gehemmt, und die ursprüngliche Güte dieser Natur wird dadurch bezeugt, daß trotz des Mangels aller Erziehung, selbst alles ausführlichen religiösen Unterrichts selten Verbrechen, und meist nur im Affect, in Trunkenheit oder Zorn geschehen. Bauernschulen gibt es nicht [1], nur hie und da findet man einen Dorfbewohner, der durch Zufall, beim Herren- oder Kirchendienst, etwas Lesen und Schreiben gelernt hat. Die Popen, mit ihrer Familie, ihrer Landwirthschaft beschäftigt, bekümmern sich auch wenig um die religiöse Erziehung des Volkes, höchstens um die strenge Einhaltung der Feste, des Fastens und Beichtens.

Alles was von geistiger Ueberlieferung dem Volke zukommt und sein Eigenthum wird, besteht außer in jenen Volksliedern in einer Anzahl von Gebeten, welche die Kinder von den Eltern lernen, und welche jeder auswendig wissen muß, um ein Christ genannt und zur Feier kirchlicher Mysterien zugelassen zu werden. Es zeugt aber für die ursprüngliche geistige Begabung des Volkes, daß es trotz dieser geringen Anregung von außen durchaus nicht geistig erstarrt oder schlummernd genannt werden kann. Wenn auch oft die Religion nur im Aeußerlichen, im regelmäßigen Hersagen jener Gebete (oft mitten in häuslichen Beschäftigungen, beim Kochen, Ankleiden rc.), in Fasten zu bestimmten Zeiten, im Theilnehmen an kirchlichen Ceremonien besteht, wenn sich auch in die religiösen Begriffe häufig Aberglaube mischt (wie man z. B. keine Taube tödtet und ißt, weil man sie nicht bloß als Symbol des heiligen Geistes verehrt, sondern meint, dieser könne sich noch dann und wann in einer solchen verbergen), dennoch herrscht ein wirklich religiöses Leben unter dieser Bevölkerung. Häufig wird mit Inbrunst, mit Ausdruck in Gesicht und Stimme gebetet; mit Eifer beobachtet man die kirchlichen Ceremonien und kreuzigt sich und verneigt sich beim Gottesdienst und vor allen heiligen Bildern, Crucifixen und Kirchen mit oft demuthsvoller Andacht; selbst die genäschigsten Kinder und jungen Leute halten mit Strenge die vorgeschriebenen Fasten, und würden während derselben um keinen Preis Butter oder Fleisch, oder irgend einen sonst geliebten Leckerbissen genießen. Weder Geschäfte, noch Zerstreuung oder Müdigkeit lassen sie die Stunde des Gebets vergessen, und gewissenhaft lehren die Eltern diese Gebete ihren Kindern, sobald diese nur zu sprechen anfangen, wie man sie überhaupt früh ins kirchliche Leben einweiht, ja sie schon von ihren ersten Lebensjahren an Theil am heiligen Abendmahl nehmen läßt; häufig offenbart sich das Nachdenken über religiöse Gegenstände in lieblichen, wahren, ganz frei aus dem Herzen gekommenen Aussprüchen. Die Kirchen in den Städten und auf dem Lande sind immer menschenvoll, obgleich man während des stundenlangen Gottesdienstes stehen muß. Die Heiligenbilder und Crucifixe tragen die Spuren der glühenden Küsse, die ihnen die Andächtigen aufdrücken. Die hohen Feste besonders werden mit Andacht begangen, und auch manche weltliche Freude mischt sich mit der kirchlichen Feier. Zu Ostern und Weihnachten findet ein mitternächtiger Gottesdienst statt, der in den Hauptstädten mit großer Pracht gefeiert wird, und an dem jeder Stand und jedes Alter Theil nimmt.

„Das heilige Rußland", so nennen die Russen ihr weites Vaterland, und nicht mit Unrecht. Schon der flüchtig Durchreisende fühlt, daß der Gottgedanke weit und breit die Erde heiligt: an allen Straßen und Feldwegen erheben sich Kreuze, die jeder Wanderer ehrerbietig grüßt, überall steigen die kleinen, weiß und grünen Kirchen empor, ihre Glöckchen klingen zu allen Tagesabschnitten, Pilgerschaaren durchziehen das Land und wandern aus weitesten Fernen zu den heiligen Städten und Klöstern, zu Kiew besonders, dem slawischen Rom. Heiligenbilder sind der einzige Schmuck der armen Wohnungen, und in der kleinsten Hütte leuchtet ein solches mit seinen grellen Farben und Goldverzierungen aus einer Ecke des dunkelsten Gemaches hervor; Tag und Nacht brennt eine Lampe vor diesem armen Bildlein, das jeder Eintretende mit dem Zeichen des Kreuzes und tiefem Verneigen ehrt, ehe er einen der Anwesenden grüßt.

Jeder, der das Volk näher kennt, fühlt, daß diese Frömmigkeit im innersten Kern seines Wesens gewurzelt ist. Doch nicht bloß Gefühle für Gott, auch warme Gefühle für Menschen leben im Herzen dieses armen, unerzogenen Volkes. Kinder- und Elternliebe, Mitleid für Arme, Treue für ihre Herren. Nicht bloß die Frauen, auch die bärtigen, barbarisch aussehenden Männer wiegen, pflegen,

[1] Im innern Rußland hat man hie und da Schulen angelegt, auch ist der Sacristan in den Dörfern verpflichtet, alle die im Lesen und Schreiben zu unterrichten, die es zu lernen wünschen, und mehr und mehr solcher Lernbegierige sollen sich zeigen, mehr und mehr der Durst nach Kenntnissen erwachen.

Digitized by Google

liebkosen zärtlich ihre kleinen Kinder, die eigenen wie die fremden; aber die großen herrschen die Eltern mit Strenge, und die Kinder zeigen unterwürfigsten Gehorsam. Die Liebe innerhalb der Familien ist groß; bei Trennungen fließen heiße Thränen, beim Wiedersehen küßt und umarmt man sich mit wahrer Leidenschaft. Diener oder Soldaten verwenden oft den größten Theil ihrer Ersparnisse, um den Ihrigen Geschenke zu schicken; man macht weite Reisen zu Fuß in Kälte und Hitze, um die Seinigen auf kurze Zeit wieder zu sehen; Frauen, die daheim von ihren Männern oft Schläge empfingen (gar nicht schlagen würde für Mangel an Liebe gelten) kommen von weither, diese zu begrüßen und ihnen Producte aus der Heimath zu bringen. Jedes traurige oder fröhliche Ereigniß in den Familien, Heurath, Tod, Krankheit u. s. w. erregt die Theilnahme des ganzen Dorfes und wird in jeder Hütte besprochen. Die Freundschaft drückt sich lebhafter aus als bei uns; alles küßt und umarmt sich vor und nach jeder Trennung und bei hohen Festen; auch die Mädchen bieten offen und unbefangen den jungen Burschen ihre Wangen, man küßt sich ganz feierlich rechts und links wie nach vorgeschriebenen Regeln.

Eine große Weichheit ist im Charakter dieser Bauern, der geringste Anlaß — ein eignes oder fremdes Mißgeschick, eine traurige Erzählung entlockt ihnen Thränen, und man sieht bei solchen Gelegenheiten rauhe Männer von herculischer Gestalt, mit langen wilden Haaren und Bärten wie kleine Kinder weinen. Neben dieser großen Erregbarkeit tritt ein Zug von Resignation bedeutend hervor; nicht bloß bei irgend einem von Gott verhängten Geschick verstummt die erst so heftige Klage bald und macht ruhiger Fassung Platz — auch im täglichen Leben, im Benehmen gegen ihre Herren kann man solche rasche Ergebung in einen stärkeren Willen bemerken, einen Augenblick vielleicht kämpft die innere freigeborne Natur mit dem Zwange der Verhältnisse, aber schnell legt sich dieser plötzliche Wellenschlag des Gemüthes, man vergißt was nicht zu ändern ist und fügt sich in das Unvermeidliche und erträgt es nach kurzem Klagen oder Murren zuletzt mit Lachen und Scherzen; der zum Soldaten bestimmte Bauer, der heute noch mit den Seinen jammert, sieht morgen schon, wenn er einmal den Soldatenrock anhat, ganz behaglich und zufrieden darin aus, und jauchzt und lacht schon übermorgen mit den Cameraden; mit Gleichmuth und Klagelosigkeit ertragen sie harte Körperstrafen und gegenüber der größten Gefahr, am Rande des Todes selbst können sie noch ein philosophisches „Nitschevo!“ („es ist nichts!“) sich und ihren Unglücksgefährten zurufen.

Mit dieser Ergebung hängt das schnelle Vergessen einer empfangenen Beleidigung oder Strafe zusammen, das man bei ihnen reiner und vollständiger findet als bei manchem religiös gebildeten Menschen, der aus streng christlichen Grundsätzen zu vergeben und zu vergessen sucht. Beispiele von Rache sind selten, nach Erleidung harter Strafen zeigen sich die Diener freundlich und dienstwillig gegen ihre Herren, zärtlich wie immer gegen dessen kleine Kinder.[1]

Wie groß das Organ der Ehrfurcht bei diesem Volke ist, zeigt sich nicht bloß bei ihren religiösen Uebungen und in ihrem Benehmen gegen höhere, sondern auch in dem gegen ihre älteren Verwandte und gegen Greise überhaupt, die im Dorfe ein ganz patriarchalisches Ansehen haben. Eine Art von verehrender Scheu zeigen sie auch gegen Geisteskranke und Blödsinnige, die sie pflegen, versorgen und ansehen wie von der Hand Gottes besonders gezeichnet. Auch dem Popen begegnet man mit demuthsvollern Grüßen, wirft aber dabei zugleich etwas Stroh oder Heu aus dem Wagen, eine Stecknadel oder was man sonst bei sich hat, verstohlen dieser geheiligten Person nach, deren Begegnung den Abergläubigen Unglück verkündet.

Zu den schönen menschlichen Gefühlen, die so ursprünglich im Herzen dieses Volkes leben, gehört vor allem ihre schon erwähnte Heimathsliebe. Wenn sie in der Ferne von ihrem Dorfe sprechen, leuchten ihre Augen, sie halten es für den schönsten Ort der Welt und meinen, jeder müsse es bewundern wie sie; den Militär- und Herrendienst scheuen sie, besonders weil er sie ihrer Hütte (vielleicht auch weil er sie dem dolce far niente darin) entführt. Sollte es ihnen in der Ferne noch so gut gehen, sollten neue Bequemlichkeiten, Zerstreuungen ihnen geboten seyn, immer eilen ihre Gedanken in die Heimath zurück, und der Tag, der sie endlich wieder dahin führt, macht sie schnell zu dem was sie waren, ehe sie die Hütte verließen. Der Soldat vergißt das beste Militärleben, die großen Städte, das Zechen mit den Cameraden, die Diener vergessen die feinere Nahrung, Wohnung, Kleidung, die mancherlei Zerstreuungen, an die man sie auf Reisen und in Städten gewöhnte; wiedereingetreten in die Hütte sind sie ganz die Alten und fühlen sich wohl in ihrem Rauch und Schmutz, und leben in ihr, wie sie es vordem thaten. So findet man auch unter diesen Bauern selten ein Beneiden der Güter und Bequemlichkeiten der Reichen und ein Wünschen das zu besitzen was jenen gehört; selbst die Luxusgegenstände der reichen Städter ziehen selten die verlangenden Blicke der Landbewohner an, sie bewundern und wünschen nur die bunten Bänder, die Ketten, die Kreuze, die rothen Schuhe und andere solche Dinge, die in ihren eigenen kleinen Lebenskreis gehören; aber die sechsspännige Equipage, die Spiegel und Sophas, die reichen Kleider und Zimmer sehen sie, als nicht zu ihrer Welt gehörig, mit gleichgültigen Blicken an. Sie kennen das Fieber noch nicht, welches das übrige Europa ergriffen hat, das neidische Hinüberblicken des einen Standes in den andern, das unmäßige Ringen nach den materiellen Gütern des Lebens, das heftige Drängen nach vorwärts auf der Stufenleiter der Gesellschaft. Unzufriedenheit, Eifersucht, Ungeduld, die bittern Früchte der Civilisation, die neben ihren heilsamen reifen, die Früchte der Erkenntniß, des geweckten Bedürfnisses, deren Genuß seit Adam Tausende aus dem Paradies des Friedens und der Freude trieb, wachsen hier noch nicht. Unbekümmert um das was sie nicht haben, genießen diese Bauern ruhig das, was sie haben, und machen sich ihre Hütte nicht enger und

[1] Manche Fälle könnte man zum Beweise dieses schönen Vergessens erlittener Kränkung erzählen: so hatte ein polnischer Herr einen seiner „gemietheten“ Diener wegen irgend einer Ungebühr unter Schlägen aus dem Hause werfen lassen, „ich werde daran gedenken, Herr!“ hatte jener im Zorne zurückgerufen, und die geängstigte Familie Pläne der Rache aus diesen Worten vermuthen lassen. Nach einigen Jahren will derselbe Herr Nachts aus der Stadt auf sein Landgut zurückfahren, findet in der späten Stunde nur einen Droschkenführer noch auf dem Platz, und erkennt, als er in dessen Fuhrwerk weit draußen in nächtlicher Einsamkeit ist, in demselben jenen schwer beleidigten Diener; dieser auch erkennt ihn, aber mit einem Freudenruf, die Kränkung scheint aus seiner Erinnerung entschwunden, Rachepläne, die er in diesem Moment leicht ausführen könnte, hat er nie gehabt, und schwatzend, erzählend führte er seinen Herrn sicher durch die dunkle Nacht bis in die Heimath.

dunkler durch den Gedanken an den Palast des Reichen. Während bei uns die Leute aus den unteren Classen auf die Frage, wie es ihnen gehe, häufig mit irgend einer Klage antworten, erwiedern die russischen Bauern meist bei solcher Gelegenheit mit fröhlichem Gesicht: „Slawa Bogu!" (gesegnet sey Gott!) „es geht gut" — „ich bin glücklich" und ähnliches. Das Kind der Zufriedenheit ist die Fröhlichkeit. Diese russischen Bauern sind das vergnügteste Volk der Welt, immer bereit zu lachen, zu singen, zu tanzen. Nichts quält sie lange, der Zorn legt sich bald, die Thränen trocknen schnell, aus jeder Arbeit machen sie eine Unterhaltung und singen und lärmen dabei, ein freundliches Wort, die kleinste Gabe macht ihre Gesichter vor Lust glänzen.

Freilich hängt mit jener zufriedenen Sinnesart auch der Hang zur Bequemlichkeit, zum Müßiggang eng zusammen, nur wenige treibt der Wunsch ihre Lage zu verbessern, ihren Garten, ihre Hütte zu verschönern, zu irgend einer Anstrengung an; das Nothwendige und von Kindheit an Bekannte genügt ihnen; wenn sie sich das verschafft haben, denken sie nicht mehr an Arbeit, nur an Genuß.

Ihre Genüsse aber sind sehr einfacher Art, und wenn man die Stufe der Civilisation auf der ein Volk steht, eher nach seinen Vergnügungen, die eine freie Bethätigung seines Willens, ein ungezwungener Ausdruck seiner innersten Neigungen sind, als nach seinen Beschäftigungen zu ermessen glaubt, welche mehr oder weniger von Zwang oder Nothwendigkeit geboten werden, dann sehen wir diese Bevölkerung ziemlich niedrig auf dieser Stufenleiter stehen.

Ihre liebste Erholung ist der Schlaf, ihm wird der größte Theil der Sonn- und Feiertage gewidmet; auch an Werktagen, sobald die nöthigste Arbeit gethan ist, werfen sie sich in seine Arme, die sich überall für sie öffnen, in jedem Winkel, auf jeder harten Diele, und denen kein Lärm sie entreißt, so daß geräuschvolle Corridore und belebte Straßen ihnen angenehme Lagerstätten bieten können.

Diese süße Vergessenheit, oder auch diese dumpfe Gedankenlosigkeit, die sie im Schlafe finden, schöpfen sie aber auch aus andern Quellen, besonders aus der des Branntweins; der Trunk bildet einen andern ihrer Lieblingsgenüsse, so daß man nicht bloß Männer sondern auch Frauen häufig im traurigsten Zustand von der Welt sieht. Branntwein und Rauchtabak sind einem Bauern die angenehmsten Geschenke und der Luxus, den er immer ersehnt.

Obgleich die meisten Verbrechen durch die Trunkenheit veranlaßt werden, und obgleich dieselbe die Bauern oft tagelang für die Arbeit unbrauchbar macht, thun die Gutsherren doch nichts gegen das Uebel, das sie bereichert, und befördern es durch ihre großen Branntweinbrennereien. Die Branntweinflasche, die unaufhörlich von Mund zu Mund geht, und die elende Violine, das sind die Hebel der Fröhlichkeit bei allen Festen. Musik darf niemals fehlen, aber welche Musik! Kaum kann man diesen schönen Namen den schrillenden Tönen geben, die den uneingeweihten Hörern wie Donnerlaute klingen, die eingeweihten aber zum Tanze beleben, der freilich eben so roh und regellos ist wie diese Klänge, und meist nur in einem wilden Hin- und Herspringen besteht, das je wilder wird, je länger die Branntweinflasche umhergeht.

Dennoch fehlt ihnen nicht der Sinn für gute Musik, und wo es solche zu hören gibt, kann man sie stundenlang begierig und entzückt lauschen sehen; auch gibt es schöne Stimmen, man hört die Volkslieder mit Ausdruck singen. Die reichen Gutsbesitzer vermögen schnell ihre Bauern zu Mitgliedern kleiner Orchester oder Capellen zu bilden, welche alle möglichen Musikstücke oft ganz gut und correct ausführen; auch die treffliche Militär-, die weltberühmte Hörnermusik wird mit einer Präcision und Uebereinstimmung, die man sonst nur an langgelehrten Musikern findet, von Soldaten ausgeführt, die großentheils musikalisch ganz ungebildet sind und nur kurze Zeit in der Behandlung ihres Instruments unterrichtet wurden. Freilich ist der Prügelstock oft der Zauberstab, der die verborgenen Talente so schnell und kräftig zu Tage fördert, und einen rohen, ungelehrten Bauernknaben in wenigen Monaten in ein brauchbares Orchestermitglied verwandelt, das keine Note und keinen Tactstrich versteht.

Doch nicht nur das Talent für Musik, auch hundert andere entwickelt jener Zauberstab, ja bloß der Gedanke an ihn; er hilft die angeborne Trägheit überwinden, und wenn der Russe einmal die Arbeit angegriffen hat, thut er sie schnell und vortrefflich, zeigt zu allem Geschick, kann, ohne sie gelernt zu haben, die Arbeit der verschiedensten Handwerker verrichten. Die Mädchen sind talentvoll wie die Männer, lassen sich schnell zu geschicktesten Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Stickerinnen u. s. w. bilden, und auf vielen Gütern findet man Ateliers, in denen Bauernmädchen die schönsten Kunstarbeiten fertigen. Ueberhaupt ist dieses Volk, hat es einmal die ihm natürliche Bequemlichkeit besiegt, und gelernt ein wenig über seinen Zustand hinauszureichen, zu allem tüchtig; ein in ihm schlummernder Speculationsgeist kann auch in ihm geweckt werden, und bahnt ihm schnell die Wege zu reichem Erwerb, und es gibt hundert Fälle, wo Bauern durch glückliches Handeltreiben Millionäre geworden sind. Mancher reiche Gutsbesitzer, durch Verheurathung zc. den vornehmsten Familien des Landes verbunden, stammt aus dem Bauernstande; sein Großvater vielleicht war noch Leibeigener und jetzt hat er schon selbst viele hundert Unterthanen.

Aber auch in anderer Weise haben sich Unzählige von den niedrigsten zu den höchsten Stufen der Gesellschaft emporgearbeitet, und mancher General mit Orden geschmückt und Ehren überhäuft, erblickte das Tageslicht in der Hütte des Leibeigenen.

Auch die Poesie tritt hie und da durch die dunkle Pforte und erweckt hohe Gedanken und stolze Träume in den Herzen der Niedriggebornen, und führt sie ins helle Leben bis auf seine Sonnenhöhen, wo sie ihre Stirnen mit Lorbeer krönt. Mancher russische Dichter wurde unterm Binsendach als Bauernkind geboren, so Lomonosoff, der Sohn eines Fischers am weißen Meere, und Kosloff, der Sohn eines Hirten.

So ist der Leibeigene kein Paria, sein Stand trennt ihn nicht für ewig von einem andern; nicht unauflöslich ist er an seine Scholle, seinen Herrn gefesselt, er kann frei werden, er kann die Quellen des Wissens suchen und kann die Wege betreten, auf denen man das, was man die Schätze des Lebens nennt, Rang, Reichthum, Ruhm gewinnt.

Die Leibeigenen Diener des Hauses genießen wo möglich noch größere Theilnahme von Seiten der Herrschaft als die Diener anderer Länder, da man sich von ihnen nicht so schnell, als von gemietheten Dienern befreien kann; man läßt sie in Krankheiten sorgsam pflegen, und erhält sie bis zum Tode. Sie leben sorgloser in den Tag hinein als unsere Diener, die nicht wie sie ihres

Unterhaltes bis ans Ende sicher sind; ihr Lachen, Lärmen, Schwätzen, Singen durchtönt das ganze Haus, und die große und unnöthige Anzahl der Diener macht die Arbeit jedes einzelnen sehr gering und läßt ihnen nur zu viel Zeit zum Müßiggehen, Vergnügen, Schlafen.

Alles was zum täglichen Leben dieses Volkes gehört, ist einfach primitiv gleich ihm selber. Die kleinen niedrigen Lehmhütten haben hohe Strohdächer, enge Fensteröffnungen, sind aber immer von außen rein, da man sie jede Woche frisch anstreicht. Die Ställe für die Kühe, Schafe u. s. w. deren einige auch zu der ärmsten Dorfwirthschaft gehören, sind meist roh zusammen gezimmert, so daß der Wolf im Winter ein leichtes Spiel hat. Die Blumen und Reben, welche Wände und Fenster unserer Bauerhütten zieren, fehlen hier, nur hie und da leuchtet eine Rose, eine buntglühende Mohnblume wie verirrt in den Gärten zwischen den breiten Kürbis- und Arbusenblättern, dem hochstieligen Mais und den dunklen Fliederbüschen.

So sehen diese Dörfer mit den kleinen weißen Hütten, den grünumzäunten baumreichen Gärten, meist am Rande eines Sees gelegen, ganz freundlich aus, doch fehlt ihnen viel von den Reizen unserer deutschen Dörfer; da ist keine alte Linde unter der die Alten sitzen und plaudern, kein grüner Plan, von Jubel und Spielen der Kinder belebt, alles ist entweder bei der Arbeit draußen im Felde oder eingeschlossen in den Hütten, süßer Ruhe pflegend. — Das Gasthaus — die Kartschma — liegt meist frei außerhalb des Dorfes, ein weißes niedres Gebäude mit einem großen leeren Raum für die Reisenden, die wenn sie irgend Bequemlichkeit, Betten und dgl. bedürfen, dieselbe erst mitbringen müssen, und mit einem andern für einzuquartirenden Thiere, nur Futter für diese und Brod und Branntwein kann man hier erhalten, und der Wirthshauspächter, meist ein Jude, und der Gutsbesitzer, von dem er den Branntwein kauft, profitiren von der schlimmsten Leidenschaft des Volkes; vor solcher Kartschma ist oft ein buntes Treiben. Man sieht bärtige Bauern, Fuhrleute mit ihren Theerkarren, Handelsjuden, die Waaren oder Pferde zum Verkauf herumführen, durchmarschirende Soldaten, die zu kurzer Rast eingeführt sind, oft solche, die Gefangene mit sich führen, wilde Gestalten, die sich draußen unter strenger Bewachung gelagert haben; zwischen den schmutzigen Karren und Telegen die Britzka irgend eines durchreisenden Officiers, die elegante Reiseequipage eines polnischen Gutsbesitzers, und man hört dabei Juden-Deutsch, Russisch, Polnisch durcheinander klingen.

In jedem Dorf ist eine Hütte zur Aufnahme kranker, bei der Cantonnirung oder dem Durchmarsch zurückgebliebener Soldaten bestimmt. Außerhalb des Dorfes oder in seiner Mitte auf einem freien Platz oder einer Anhöhe steht die kleine, weiße Kirche mit den drei grünen Kuppeln, und daneben der Glockenthurm, von dem zu verschiedenen Tageszeiten ein einförmiges, wenig klangreiches Geläut ertönt; zur Seite liegt der Kirchhof mit seinen buntbemalten Kreuzen; auch die Leichenzüge, die dann und wann durch die untere Pforte kommen, haben ein buntes Ansehen durch die Heiligenbilder, Fahnen und farbigen Priestergewänder. Und in der Nähe liegt, meist durch eine Kinderschaar belebt, das kleine Haus des Popen, dem seine Tracht, das lange, schwarze Gewand, der lange Bart, die wallenden Haare, die hohe Mütze, ein ehrwürdiges Ansehen geben.

Außer dem mächtigen Ofen, der häufig als Schlafstätte dient, hölzernen Tischen und Bänken finden sich wenig Geräthe in den Hütten der Bauern; unter dem Küchengeschirr sieht man große, irdene Krüge von classischer Form, denen ganz gleich, die man unter pompejanischen Alterthümern findet. Der Schtschi (Kohlsuppe), die Kascha (Grütze) und der Kwas (eine Art Bier) bilden die Hauptnahrungsmittel; eben so einfach ist die Kleidung: die Männer tragen im Sommer grobwollene oder braune Kaftane mit einer Kapuze, in die sie bei Regen den Kopf stecken und ganz mönchartig aussehen, im Winter dicke Schafpelze, hohe Pelzmütze und Pelzstiefeln, die man auch an Frauenfüßen sieht. Außerdem ist die Fußbekleidung sehr primitiv: Frauen und Männer umwickeln sich die Füße mit Lappen aller Art oder tragen Sandalen aus Holz- oder Bastgeflecht, welche mit Bindfaden an die Füße gebunden sind und denen gleichen mögen, welche der göttliche Sauhirt Homers trug.

Die Frauen tragen wie die Männer im Winter einen Pelz, im Sommer einen Kaftan von grauem oder weißem Fries, und selten und meist nur an festlichen Tagen sieht man sie ohne dieß Oberkleid nur in Rock und Mieder. Die Frauen schlagen ein grobes, weißes oder graues Leinentuch um das Haar, die Mädchen nur tragen es unbedeckt und in Zöpfen mit buntem Band durchflochten um den Kopf gelegt, auch lieben sie mancherlei Schmuck: Ketten von Glasperlen um den Hals, Blumen im Kranze in die Zöpfe gesteckt und Bänder von allen Farben an diese befestigt und über den Rücken niederhängend. So mit Blumen und Bändern sind vor allem die Bräute geschmückt, wenn sie nach Landesbrauch einige Tage vor der Hochzeit mit dem Bräutigam zum Gutsherrn und zu allen Verwandten und Bekannten im Dorfe gehen, um sie um Erlaubniß und Segen zur Heurath zu bitten; diese Bitte thut das Paar in feierlich demüthiger Weise, indem es sich vor jedem im Hause, Gewand und Hände küßend, dreimal zu Boden wirft. Diesem Rundgang des Brautpaars, bei dem es symbolische Gaben empfängt — viereckige Stücke Leinenzeug oder weiße Tücher, Brod, Salz, grüne Zweige und Geldstücke — schließt sich ein großer Theil der Dorfbewohner an; einige Musikanten sind dabei, und vor jeder Hütte klingt die Geige und tanzt man in lustigen Sprüngen, am längsten im Hofe des Herrenhauses, wo die Vertheilung von Kwas oder Branntwein die Fröhlichkeit erhöht, die endlich ihre lebhafteste Fortsetzung in der Kartschma findet.

*

Auch Bauern aus dem Innern Rußlands, oft aus ziemlich entfernten Gouvernements, sieht man häufig in diesen Provinzen; sie kommen theils als Fuhrleute, theils um als Maurer, Zimmerleute u. s. w. in den Dörfern zu arbeiten, oder um den verschiedensten Handel zu treiben. Sie unterscheiden sich schon im Aeußern von den Bewohnern des südlichern Rußlands: ihre Haare und ihr Bart — beides kürzer geschnitten als bei den Kleinrussen — sind hell, die Augen blau, die Gesichtsfarbe roth und frisch, der Blick offen, fröhlich; so gleichen sie den deutschen Bauern mehr als dem Landvolk dieser Provinzen mit den bräunlichern Gesichtern, den dunkeln, blitzenden oder den bleichen träumerischen Augen, den verwilderten dunkeln Bärten und dem ganzen rauhern fremdartigeren Aussehen. Der Fleiß, die industrielle Befähigung dieser nördlichen Bauern soll größer, ihre Leidenschaft für Schlaf und Trunk kleiner seyn als die der südlichen Bevölkerung. Sie singen bei jeder Arbeit

mit frischen Stimmen und begleiten sich in der Erholungszeit mit den Tönen der Balalaika, einem einfachen, zitherartigen Instrument; auch ihre Lieder klingen fröhlicher als die der südlichen Bewohner, und man fühlt, daß ihr Geschlecht nicht so lange und allgemein wie dieses unter der Despotenherrschaft der mongolischen Eroberer stand, und daß es freier, fröhlicher in seinen unermessenen Wäldern sich entwickelte.

Der Anzug der Männer gleicht dem der deutschen Bauern; auch die Frauen sind nett und sauber gekleidet, in weite, faltige Röcke, dazu eine buntseidene Jacke mit langen Schößen und breiten Kragen und eine kleine, platte Haube von buntem Zeuge; dieß ist die Tracht der Frauen der kleinen Handelsleute; malerischer ist die der eigentlichen Bäuerinnen aus dem Innern, die als Ammen, Kinderwärterinnen ihre Herrschaften in andere Provinzen begleiten: sie tragen weite, bunte, mit farbigem Band besetzte Röcke, bunte oder schwarze Mieder, ein weißes, hochheraufgehendes Unterhemd mit weiten Aermeln, das Haar in lang herabhängende, mit Band verzierte Zöpfe geflochten, und um die Stirn den kronen- oder diademartigen nationalrussischen Kopfputz Kakoschnik oder Pawownik. Die lustigen, den ganzen Tag singenden und pfeifenden russischen Fuhrleute, Jämstschiki, haben als besondere Tracht ein rothes, leinenes Hemd, das über die weiten, schwarzen Pantalons fällt, und ein kleines, schwarzes, aufgekrämptes Hütchen, häufig mit Blumen oder Federn verziert.

Die Kaufleute in den Städten, deren Redlichkeit allgemein bekannt ist, und die sich untereinander die größten Summen ohne Schein vertrauen, sind meist aus diesem Bauernstand; auch sie sind fröhlich, beweglich bei ihrem Handel, gefällig und gesprächig mit ihren Käufern; ihre Kleidung ist sauber wie ihre Läden, aus denen sie häufig springen, um die Vorübergehenden zum Eintreten und Kaufen zu laden.

Diese altrussischen Bauern sprechen ein reines Russisch, während die Kleinrussen und die Bewohner Volhyniens und Podoliens eine aus Russisch und Polnisch gemischte Sprache reden, die, besonders im Munde der Frauen und Mädchen, sehr weich und lieblich klingt.

Etwas über Galiläa.

Was kann von Nazareth Gutes kommen? Was kann man über Galiläa sagen? C. Ritter antwortet: ziemlich viel, und doch ist, was er mittheilt, seinem eigenen Bekenntnisse nach beiweitem nicht genug, sondern gerade hinreichend die Neugierde zu reizen. Von Ritters großem Werk über Asien ist jetzt der 16te Theil erschienen, und der 17te (der 18te Band der Nummer nach, weil Afrika den ersten Band bildet), Damaskus, Palmyra, Aleppo, kurz das innere Nordsyrien enthaltend, soll demnächst folgen. Damit ist dieser Theil seines Werks vollendet, und von Asien fehlen nur noch die südkaukasischen Länder und Kleinasien. Die Sinai-Halbinsel, Palästina und Syrien nehmen nicht weniger als fünf Theile in sechs Bänden ein. Zu viel! wird mancher sagen, und wenn man bloß die Ausdehnung ins Auge faßt, hat man auch Recht, allein bei der Ritterschen Auffassung der Geographie, wonach die allgemeinen geographischen Züge des Landes ins Einzelne nach den verschiedenen Angaben der Reisenden verfolgt, und zugleich die Hauptzüge der Landes- und Völkergeschichte nebst Schilderung der Reste des Alterthums gegeben werden sollen, ist es eher zu wenig als zu viel. Freilich wird dadurch das Ganze zu einer Anhäufung von Monographien, dem war aber bei der ganzen sich von mehr als zwanzig Jahren herschreibenden Anlage des Werks nicht abzuhelfen. Immerhin wird dasselbe, wenn es vollendet ist, als ein Werk staunenswerthen Fleißes und einer in manchen Theilen bewundernswerthen Zusammenfassung dastehen, wenn es gleich eben seiner Ausdehnung wegen mehr bewundert als gelesen werden wird, denn unsere jetzige Zeit hat zu viel Eile, ein solches Werk mit Muße zu durchlaufen. Dieß veranlaßt uns einzelne Striche herauszuheben, und wir wählen vorerst Galiläa aus, weil Saulcy in seinem viel angefochtenen, und in manchen Beziehungen dennoch sehr werthvollen Buche [1], das Ritter nicht mehr benützen konnte, gerade über Galiläa einiges Interessante und Neue gebracht hat.

Der obige Spruch: was kann aus Nazareth Gutes kommen? deutet auf die Mißachtung hin, in welcher das galiläische Volk zu jenen Zeiten und wohl gewöhnlich in der Ansicht der umliegenden Völker stand. Diese Mißachtung beschränkte sich indeß keineswegs auf Galiläa — worunter man das Land von dem bei Chaifa ins Meer mündenden Kischon (Kaisun, Nahr el Mokatta) bis zum Leontes (Litany), die heutigen Bellad Safed und Bellad Beschara oder Bicherre, zu verstehen hat — sondern erstreckte sich auf das ganze Gebirgsvolk, das den Libanon bis gegen den Taurus hin bewohnt. Im Alterthum nannte man dieß Volk südwärts Gibli, oder Gobl, was wohl ohne Zweifel das heutige Dschebeli ist, und somit Bergbewohner im allgemeinen bezeichnet; im Norden finden wir bei Griechen und Römern den Namen Ituräer, den man — wir wissen nicht, ob mit Recht — vom Worte Taurus, Gebirg, ableitet, wonach er dieselbe Bedeutung wie Gibli hätte. [2] Ritter schildert (Bd. XVII. in der Einleitung über Phönicien) das Verhältniß dieser Bergvölker zu den umwohnenden Culturvölkern sehr anschaulich. Die Phönicier, mag man sie nun, wie sie es selbst in ihren Ueberlieferungen thun, für Eingeborne, oder, wie Herodot und seine Nachfolger wissen wollen, als vom erythräischen Meer Eingewanderte halten, machten jedenfalls in ihrem Uferlande — denn dieß bedeutet das Wort Chna oder Canaan — eine ganz andere Entwicklung durch als die roheren Bergstämme; sie rückten mit ihren Colonien nur allmählich am Nordufer vor, waren zu schwach die Bergstämme zu unterwerfen, suchten sich nur, wovon viele Spuren noch vorhanden sind, Straßen durch das Gebirg nach dem östlichen

---

[1] Die bekannte Voyage autour de la Mer Morte.

[2] Strabo sagt, das Gebirge sey bewohnt von Ituräern und Arabern, ob er hier einen wesentlichen Unterschied machen wollte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, möchten es aber nach einer von Ritter aufgeführten Angabe von Vibius Sequester, daß sie Syrer gewesen seyen, bezweifeln. Der schlechte Ruf galt jedenfalls den einen wie den andern, denn Strabo (s. Cap. 755. Teubnersche Ausgabe p. 1053) sagt: *Κακοῦργοι πάντες*; es sind lauter Spitzbuben.

Lande offen zu halten, und standen als Culturvolk den roheren, aber, wie wir später sehen werden, doch schon in gewissen Beziehungen vorgeschrittenen Bergbewohnern ziemlich schroff gegenüber. So lange die Phönicier selbst, die nordsyrischen Reiche, später Assyrien und Persien in ihrer Macht bestanden, traten diese Bergstämme wenig in der Geschichte auf; als aber mit dem Sinken der Seleucidenmacht Verwirrung in Nordsyrien einriß, holte man Miethstruppen aus dem kräftigern Bergvolk, und diese rohen Streiter machten sich in ganz Syrien gehaßt und gefürchtet. Zu diesen Bergvölkern gehörten auch die Galiläer, und ihr Ruf darf deßhalb nicht in Verwunderung setzen.

Wir stoßen hier auf einen der unvermeidlichen Mängel aller Geschichtschreibung, der aber hier besonders schroff hervortritt. Die Geschichte berichtet von den Culturvölkern, und läßt die roheren Stämme bei Seite, die gelegentlich mit einigen kurzen Bemerkungen abgefertigt werden; hat sie auch in ihrer Art Recht, so entsteht doch daraus eine gewaltige Lücke. Die Culturstize kommen mit andern, oft weit entfernten in feindliche Berührung, werden zerstört, und nun wendet sich die Geschichte ab, um sich einem Schmetterling gleich an eine andere Culturblume zu hängen. So entstehen Lücken auf Lücken, die man in unserer kritischen Zeit mehr und mehr fühlt, daher die zahlreichen Werke, meist Monographien, welche mühselig in den Schriften aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern die Einzelnheiten sammeln, um sich ein Ganzes daraus zu bilden; wir führen nur als besonders in dieß Fach und in den vorliegenden Gegenstand einschlagend Stark's Werk über Gaza und die philistäische Küste und Movers Schrift über die Phönicier an. Für Syrien und Palästina hat die Sache ihre besondere Bedeutung. Hier haben wir die Hauptculturpunkte: Damascus, die phönicischen Städte und den Zauberkreis, dessen Mittelpunkt Jerusalem ist. Das erste, namentlich von Nordosten her zugänglich, fiel zuerst unter die Herrschaft der Assyrier, dann kamen die phönicischen Städte und endlich Jerusalem an die Reihe. Was die Assyrier begannen, vollendeten Perser und Griechen. Wer dachte noch an den Libanon und seine rohen Bewohner? Von jener Zeit an war Syrien nur selten und nur vorübergehend ein unabhängiges Land: die Gewalt großer Reiche hielt die einzelnen Völkerschaften in Schranken. Wäre Syrien ein für sich bestehendes Land gewesen, so würden die Bewohner des Libanon bald ihre Bedeutung für das Ganze geltend gemacht haben, denn von der Beherrschung dieses Gebirges hängt der Besitz Syriens ab; das hat sich auch in der neuesten türkisch-ägyptischen Katastrophe gezeigt. Die phönicischen Küstenstädte waren stets an Gebiet und an Zahl zu schwach, um auf die Bergvölker einen dauernden überwiegenden Einfluß zu üben, diese selbst in ihren zum Theil unzugänglichen Landstrichen zu abgeschlossen. Und doch erneuert sich die Bevölkerung der umliegenden fruchtbaren Flachlande wesentlich aus diesen Bergen heraus. Hat nun die Geschichte solche Culturpunkte, wie Damascus und die phönicischen Städte, verlassen, und kehrt sie nach langer Zeit, wie dieß bei der Araber-Eroberung im 7ten Jahrhundert der Fall war, einmal wieder dahin zurück, so steht ein anderes Volk da, als man früher kannte, und die Vermittlung zwischen den alten und den neuen Zuständen fehlt gänzlich.

Was ist nun aus den wilden Ituräern und Giblis von den Zeiten der römischen Herrschaft, wo sie zuverlässig Heiden waren, und mannichfache, von den Sprachen der Ebene sehr abweichende Dialekte reden mußten, bis zu der Zeit, wo wir sie als **Metualis**, Drusen, Nasairier u. s. w. mit vorwiegender arabischer Sprache wieder finden, geworden? Sagen wir es gerade heraus, darüber wissen wir nichts, und ins Innere des Gebirges, wenigstens in viele Theile desselben ist man noch gar nicht eingedrungen. Flüchtige Sectenhäupter, welche die Unduldsamkeit des moslemitischen Lebens aus der Ebene vertrieb, flüchteten ins Gebirg, fanden durch ihre überlegene Bildung Eingang bei den rohen Bewohnern, konnten aber gewiß alte Sitten und Gebräuche gar nicht oder nur unvollkommen austilgen; mit den alten Dialekten konnte dieß gleichfalls nur in einem gewissen Grade geschehen, und daß man jetzt bei einer flüchtigen Durchreise nur das in den Ebenen auch gewöhnliche syrische Vulgairarabische hört, darf nicht verwundern, aber auch nicht die Annahme rechtfertigen, daß im höhern Gebirg sich keine Spuren der alten Dialekte mehr finden, die sich nur bei längerm Aufenthalt und genauerer Kenntniß der Sprache bemerklich machen.[1] Die Spuren der alten Zeit liegen sicherlich nicht auf der Oberfläche, und alle Forschung wird noch überdieß äußerst erschwert durch den in allen islamitischen Ländern vorherrschenden Haß nicht bloß gegen alles gleichzeitige Nichtislamitische, sondern gegen alles Vorislamitische, denn bekanntlich bezeichnen die Araber ihre vorislamitische Zeit durchaus als die Zeit der „Unwissenheit." Omars Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek ist ein Mährchen, aber der Spruch, den man ihm dabei in den Mund legt, ist so ächt moslemisch, daß man versucht ist zu glauben, es sey doch etwas wahres daran.

Aus islamitischen Schriften haben wir somit wenig oder nichts über dieß Land in seiner ältern Zeit zu schöpfen, wo es eine ganz andere Rolle gespielt hat, wie jetzt, denn wie fast alle moslemitischen Länder, so ist auch dieß tief gefallen. Ritter sagt (XV. 312), „Flavius Josephus rühme die Galiläer wegen ihres außerordentlichen Fleißes, ihres Land- und Gartenbaues, wegen ihrer Handelsthätigkeit, ihrer Kühnheit und Tapferkeit, die sie zu allen Zeiten bewiesen. Das Gestade der Seeseite war mit Ortschaften und Städten (in Galiläa allein 204 Städte und Dörfer, darunter viele Festen) überdeckt und ganz außerordentlich belebt und bevölkert, sonst würde Josephus, wenn er auch übertreibt, nicht haben sagen können, daß es ihm leicht gewesen sey, wider die Römer ein Heer von 100,000 Freiwilligen zur Vertheidigung der Provinz aufzubringen, und daß viele der Ortschaften 15,000 Einwohner gehabt. Nicht der zehnte Theil würde heutzutage zusammenzubringen seyn." Uebrigens kennt man das Land noch außerordentlich unvollkommen, und Ritter sagt (XVII. 678) geradezu, das Land zwischen dem Galiläer Meer (See von Tiberias), wenigstens von dessen westlichem Höhenzuge an bis ans mittelländische Meer im Westen und bis zum Leontes (Litany) im Norden sey noch eine „terra incognita." Auch Saulcy hat den bekannten Strich kaum überschritten: er ging von Nazareth über Kafr Kenna (Cana) nach Tiberias, von da eine Strecke am See hinauf, und dann durch das Thal des Leimun, den er Lamun nennt, weiter gegen Norden;[2] er wollte nach Safed gehen, allein

[1] Burkhardt z. B. spricht an mehrern Stellen von der starken Dialektverschiedenheit.

[2] Auf dem Wege am See hinauf macht Saulcy seine meisten archäo-

sein hasenfüßiger Dragoman der sich wegen der gefürchteten Urotualis dahin nicht traute, führte ihn mehr westwärts, so daß er im Angesicht des Jordan und des Huleh-Sees nach Norden zog, statt innerhalb der Berge. Indeß stieß er doch auf diesem Wege auf einen Ueberrest des Alterthums, dessen er sich nicht versehen hatte.

Als er von Ain Mellahah, unmittelbar westlich vom Huleh-See, an den Hügeln, welche westwärts den Ardh el Huleh, d. h. das Sumpfland oberhalb des Sees, umsäumen, nordwärts hinaufzog, sah er da, wo die Hügelreihe eine Wendung gegen Osten macht (s. II. p. 533), „die Gipfel mit ungeheuren Ruinen von Gebäuden aus großen Lavablöcken besetzt. Man scheint die Spuren einer Einfassungsmauer, welche den Kamm der Hügel krönte, zu erkennen. Einzelne Mauerreste stehen noch, und an einigen Stellen erscheinen die langen Alleen von in die Erde geschlagenen Steinen, wie man sie in den Ländern von Moab und Kanaan häufig findet. Diese Ruinen setzen sich unglaublich weit fort. Die hohen Hügel, an denen wir hinzogen, wenden sich mit einemmal gegen Norden, und bilden nun die linke Seite eines breiten Thals, oder richtiger sie beherrschen eine hügelige Ebene, durch die wir nach Banias zogen. Der gegen Norden gerichtete Arm der Hügel ist wie der, welcher dem Huleh-See gegenüber liegt, am Kamm mit ungeheuren Ruinen eingefaßt. Die Ebene selbst, die wir durchziehen ist mit ungeheuren Lavablöcken übersäet, welche keine Spur menschlicher Arbeit mehr darbieten.“ Saulcy durchwandert diese weitausgedehnten Ruinen, und kann sich nicht enthalten, in ihnen die Reste der ehemaligen Hauptstadt der Urbewohner des Landes, die von den Israeliten überwältigt wurden, zu sehen. Er nennt sie ohne weiters mit dem von der Bibel aufbewahrten Namen Hazor, über den wir jedoch bemerken müssen, daß er ein Irrlicht ist, indem derselbe Befestigung überhaupt bedeutet. Von einem der größten Gebäude nahm er den Grundriß auf, der unter den seinem Werke beigegebenen Abbildungen (Nr. 48) mitgetheilt ist, und wirklich, wie Saulcy auch (II. p. 536) bemerkt, in der Anlage eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Tempel auf Garizim hat — eine wichtige Andeutung über die ehemalige Bevölkerung des Landes, das schon in sehr alter Zeit, wie Movers schon bemerkt, einen ziemlich bedeutenden Grad von Cultur erreicht hatte, und jedenfalls höher stand als die ins Land einbrechenden Israeliten, weßhalb es nicht zu verwundern ist, daß so viele der letztern, welche entfernter von dem eigentlichen Sitz des Jehovahdienstes wohnten, so oft der Abgötterei der Völker, unter denen sie wohnten, gehuldigt haben.

Saulcy's Beschreibung der „cyclopischen“ Mauern ist nicht deutlich genug, um daraus zu ersehen ob die Bauart ähnlichen Bauten in diesem Lande, wie zu Safed, Hunin und an der uralten von den Phöniciern gebauten Brücke über den Litany in der Nähe von Kalaat el Schkif, sowie auch an den Grundmauern von Baalbek, Jerusalem, Aradus, Byblos, genugsam gleicht; nach seinem Ausdruck „cyclopisch“ und einigen andern Angaben zu schließen, kann hier nicht die auch von Ritter (XVIII. 312) hervorgehobene Arbeit aus Quadern mit Fugenumrändung gemeint seyn, sondern die Arbeit scheint viel roher und in eine Zeit hinaufzureichen, wo die Gibliter noch keine so „geschickte Steinmetzen“ waren, als welche sie sich später auszeichneten. Vielleicht entdeckt man später noch die Uebergänge aus roherer Bauweise in die geregeltere, wie sie sich in Mittel- und Unteritalien (s. Abeken Mittelitalien vor den Zeiten der römischen Herrschaft) gefunden haben, denn Saulcy hat nur die Ostseite des Galiläerlandes, und diese nicht ganz, durchwandert, und auch Robinsons Reise über Tibnin nach Norden, obgleich schon der Mitte des Landes etwas näher, läßt noch ungemein viel zu wünschen übrig.

Ritter bemüht sich ganz vergebens, und muß es auch selbst bekennen, die Eintheilung des Landes nach den Stämmen genauer zu bezeichnen; die Kenntniß des innern Landes fehlt uns allzu sehr, und wohl mögen einzelne der israelitischen Stämme die ihnen durch Josua zugetheilten Ländereien niemals vollständig in Besitz genommen haben. Gewiß blieb immer ein großer Theil der Bevölkerung den Israeliten fremd, und eine Verschmelzung erfolgte nur sehr allmählich, hauptsächlich durch die fremden Eroberer herbeigeführt, welche natürlich die unterworfenen Ureinwohner und Israeliten gleichmäßig behandelten. Bis zur Zeit vor den Römern scheint die Spaltung zwischen den Galiläern und Juden hauptsächlich auf dem Umstand beruht zu haben, daß in Jerusalem das Bestreben, den strengen Jehovahdienst und das ganze Ritualgesetz aufrecht zu erhalten, nie erstarb, während die Durchführung desselben in dem mit so zahlreichen fremden Elementen durchsetzten Galiläa kaum möglich war. Die Galiläer galten deßhalb den rechtgläubigen Juden als halb unrein, ungefähr wie der Pendschab in Indien von den strengen Brahmanen betrachtet wurde. Eine Ausnahme scheint nur die Makkabäer-Zeit zu machen, allein zahlreiche Israeliten wohnten doch immerhin im Lande, welche, von den Griechen bedrückt, ihre jüdischen Religionsgenossen um Schutz und Hülfe angingen; das nördliche Galiläa, also wahrscheinlich das jetzt sogenannte Bellad Beschara oder Bscherra hieß aber damals schon das „Galiläa der Fremden.“ Auch in der Periode des Untergangs des jüdischen Staats, als Flavius Josephus hier als jüdischer Befehlshaber gebot, zeigten sich mannichfache fremde, dem jüdischen Staat und dem jüdischen Wesen feindliche Elemente. Josephus ist, abgesehen von dem alten Testament, die wichtigste Quelle über die alte Geographie Galiläa's, nur können wir leider aus Mangel an genauerer Erforschung des Landes seine Angaben nicht verfolgen; ziehen wir eine Linie von Safed (oberhalb des Huleh-Sees) südwestlich nach dem Gebirge Carmel, so liegt südöstlich desselben derjenige Theil des Landes, in welchem wir über ältere und neuere Ortschaften noch einigermaaßen belehrt sind; Ritter hat (XVI. 757 ff.) mit vielem Scharfsinn die Angaben von Josephus mit unserem jetzigen Wissen zu verbinden gesucht. Nordwestwärts von diesem Strich aber herrscht fast völlige Dunkelheit, da bis jetzt die Papiere des preußischen Consuls Schulz, des einzigen der gerade gegen Norden vorgedrungen ist, noch nicht zur Oeffentlichkeit gekommen sind. Er gelangte bis zum Dschebel Dschermak, dem höchsten Berg

---

logischen Entdeckungen; er weist Capernaum eine andere südlichere Stellung an, als Ritter und dessen Gewährsmänner, versetzt Chorazin nach Khan Minieh (s. Ritters Karte), Bethsaida nach Tell Hum, wo man bis jetzt Capernaum suchte. Seine Deutung, daß Kafr Kenna, und nicht das nördliche Kana el Dschalil, das biblische Kana gewesen, hat manches für sich, ist aber mit den Behauptungen Robinsons (s. Ritter XVI. 754) geradezu in Widerspruch. Wir wollen über diese strittigen Punkte nicht entscheiden, auch nicht näher darauf eingehen, da uns dieß zu weit führen würde. Indeß sind gerade diese Auseinandersetzungen Saulcy's (s. II. 486 ff.) sehr interessant.

von Galiläa (dem Asamon der Griechen, vielleicht Heschmon des alten Testaments); er fand die Aussicht, die man von demselben über Galiläa genießt, außerordentlich reizend, und bemerkt dabei: „von den vielen grün bewachsenen Höhen um ihn her sey keine ohne Ruinen gewesen.“ Ritter sagt auch: „ein Asyl für Raubgesindel sey Nordgaliläa seit Josephus Zeiten gewesen“, ein Ausspruch, der sich wohl nur dadurch rechtfertigen läßt, daß diese Nachkommen der Ureinwohner erst mit den Israeliten, dann mit den nachfolgenden Beherrschern des Landes mehr oder minder in Fehde lebten. Das Land ist größtentheils außerordentlich fruchtbar, und war in verschiedenen bessern Zeiten stark bewohnt, daher auch stets ein Zankapfel, aber ein Zankapfel, den die Geschichte wegen der Nähe der heiligen Stadt vielfach nur nebenbei behandelt. Letzteres scheint indeß von den Kreuzfahrern keineswegs geschehen zu seyn, denn wir vernehmen von einer sehr durchgreifenden Besitznahme des Landes bis zum Litany durch die Franken. Schulz war bis Tarschiha (33° 3′ N. B. nach dem bei Ritters Werk befindlichen Kärtchen) vorgedrungen und machte von da einen Ausflug nach dem von der Höhe gegen das Meer westlich hinabströmenden Herdawil. „Hier sah er“, so berichtet Ritter (XVI. 782) nach den handschriftlichen Mittheilungen von Schulz, „die Trümmer mehrerer alten Orte liegen auf den dortigen Höhen, und auch die des einstigen berühmten Schlosses Montfort der Kreuzfahrer, das sich auf das genaueste in seinen Ueberresten nach den darüber vorhandenen Urkunden verificiren ließ. An der Mündung des Herdawil sah er noch die Reste des Casale Huberti und an zahllosen Stellen im dortigen Lande auch die Ruinen anderer frühern Besitzungen der deutschen Ordensritter, die einst das ganze Gebirgsland südwärts bis nach Nazareth und Tiberias, westwärts bis Ptolemais und nordwärts bis zum Litany (also ganz Galiläa) in Besitz genommen, angebaut und mit Ritterschlössern, Burgen, Kirchen, Klöstern und Ortschaften bedeckt hatten. Deren Ueberreste finden sich in solcher Menge dort noch vor, daß es nach der Durchforschung des Ländergebiets und den Urkunden, die sich von den einstigen christlichen Königen und Herren des Landes, von ihren Schenkungen und Vergabungen erhalten haben, möglich war, fast bis in das kleinste Besitzthum und Denkmal hinein jene Zeit auch mit der heutigen noch zu identificiren, eine Aufgabe, die sich E. G. Schulz gestellt hatte und die ihm im wesentlichen gelungen war.“ Leider sind es diese umständlichern Arbeiten, die das Licht der Welt noch nicht erblickt haben.

Auf den Trümmern des Zustandes, wie er im 11ten und 12ten Jahrhundert zur Zeit der Kreuzzüge war, hat sich der jetzige aufgebaut, der sich namentlich dadurch auszeichnet, daß in der südlichen größern Hälfte Christen, Moslems und Drusen auf eine unerklärbare Weise durcheinander wohnen, Metualis dagegen nur sporadisch vorkommen, während nordwärts des Dschermak, der als der allgemeine Knoten der Wasserläufe des Landes zu betrachten ist, die Metualis wenn auch nicht in der Mehrzahl sind, so doch das politische Uebergewicht behaupten. Der District Bscherra allein, der bei weitem nicht den ganzen Raum vom Berge Dschermak oder dem Fluß Herdawil bis zum Litany umfaßt, zählt 293 Ortschaften mit 50 bis 60,000 Bewohnern.[1] Nach einer, wie Ritter

[1] Für das Land von Litany bis zum Herdawil, also für die kleinere Hälfte Galiläa's muß man indeß wohl über 200,000 Bewohner rechnen; sonst stimmen andere Angaben nicht damit zusammen.

(XVII. 318) sagt, gutverbürgten Aussage, sollen davon nur ein Achtel aus Metualis, die Mehrzahl aus Christen mit wenig andern Moslems[1] bestehen. Sonach wären die aristokratischen Metuali-Häuptlinge an die Stelle der ehemaligen christlichen Barone getreten, obwohl es auch an gemeinen Metualis nicht fehlt und ganze Dorfschaften von ihnen besetzt sind. Ueber die Herkunft derselben, selbst über ihren Namen wissen wir nichts gewisses, jedenfalls sind sie, unter unsicherer türkischer Oberhoheit, unläugbar die Herren des ganzen nördlichen Galiläa.

Dieß Land mit seinem großen natürlichen Reichthum und seiner ungemein leichten Vertheidigung mußte sich lange gegen die bloß von Osten und Süden her kommenden Israeliten in seiner Eigenthümlichkeit halten, als aber die Römer von Norden und Westen her ins Land eindrangen, und ihre, so wie die byzantinische Herrschaft etwa 600 Jahre dauerte, mußte die Eigenthümlichkeit des Landes wohl so ziemlich erliegen. Ueber die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte des Islam wissen wir nichts; dann aber trat die für das Land entscheidende Periode der Kreuzzüge ein, während welcher es abermals eine gründliche Umgestaltung erfahren zu haben scheint, und namentlich vorherrschend christlich wurde, was es noch jetzt ist, wenn gleich sunnitische Türken im Süden und Metualis im Norden die Gewalt ausüben. Das Land muß aber überreich seyn an Resten des Alterthums aus den verschiedensten Epochen, auch aus der phönicischen. Saulcy hat vielleicht (s. oben) die Reste einer der bedeutendsten Städte dieses Alterthums entdeckt, aber sehr vieles ist noch zu thun übrig: nicht ohne Grund hat sich in England eine Gesellschaft für jüdische Alterthumskunde gebildet, und geht namentlich darauf aus, die Alterthümer aus der Zeit vor der Einwanderung der Israeliten der Vergessenheit zu entreißen.[2] Saulcy hat wenigstens gewiß auf die Existenz Eines alten Hazors aufmerksam gemacht, seine noch nicht erschienene Karte von Syrien bringt vielleicht manches neue. Wie sehr die Kenntniß des Landes noch im Argen liegt, kann man aus dem Umstand ersehen, daß Ritter, dessen Galiläa betreffender Band vor zwei Jahren erschien, eine gute Anzahl Irrthümer der Karte des sonst so sorgsamen Berghaus nachweist. Aber auch Ritters Darstellung, so sehr er bemüht ist das Mögliche zu ermitteln, läßt das Lückenhafte auf allen Seiten erkennen, und weckt das Verlangen über dieß merkwürdige Land nähern Aufschluß zu erhalten.

Lord Stuarts Bill gegen russische Anlehen.

Es scheint der Welt bestimmt zu seyn, daß sie im Verlaufe des jetzigen Kriegs die allerverwundersamsten Dinge sehen soll.

[1] Die Metualis sind nämlich Schiiten.

[2] Es finden sich unter anderm merkwürdige kolossale Sarkophage aus der phönicischen Zeit, so daß Ueberreste der civilisirten Phönicier neben denen der rohern Ureinwohner der Forschung ein reiches Feld bieten.

Aerger und Verlegenheit scheinen gegenwärtig in England an der Tagesordnung zu seyn, und sind wie der Zorn üble Rathgeber. Lord Dudley Stuart, der alte Polenfreund und Russenhasser, der früher fast nur Lachen erregte, wenn er mit seinen Standreden auftrat, findet mit seinem ziemlich unbegreiflichen Vorschlag den Handel mit russischen Staatspapieren ganz zu verbieten, resp. durch die Theilnahme an russischen Anlehen Rußland Unterstützung zu leisten, einen Anklang, wie man ihn nicht hätte erwarten sollen. Die Kronadvocaten hatten bereits die Theilnahme an dem neuen russischen Anlehen für Hochverrath erklärt. Wir setzen starke Zweifel in die praktische Bedeutung dieser Maaßregel, aber zudem noch allen Handel und selbst die zufällige Erwerbung solcher Papiere mit einer Gefängnißstrafe von 2 bis 3 Monaten belegen, scheint uns eine Abgeschmacktheit ohne Gleichen. Geschäftsmänner wie Baring, und Financiers wie Wilson, haben sich ohne Umschweife gegen den Vorschlag erklärt; der Colonialminister, Sir W. Molesworth, schlich sich fort, um nicht für einen solchen Unsinn zu stimmen, der Kanzler der Schatzkammer und Lord John Russell hatten sich, wohl nicht unabsichtlich, gar nicht eingefunden. Weßhalb Lord Palmerston, der sonst so verschlagene Mann, der Sache sich so eifrig annahm, können wir nicht errathen. Am Ende war es von ihm, wie von manchen andern, Popularitätsjagd, denn das Unterhaus sieht sich der mehr und mehr erhitzten öffentlichen Meinung gegenüber allmählich in einer sehr fatalen Stellung. Man hat England so lange von seiner Allmacht vorgeredet, daß alle Welt, mit Ausnahme der wenigen Kaltblütigen und Gutunterrichteten, sehr verdutzt ist, daß die Sachen nicht vorwärts wollen. Jetzt möchte man zeigen, daß es mindestens an Eifer und Stimmung gegen Rußland nicht fehlt. Das ist vielleicht die nicht unwichtige moralische Seite der Sache.

Was die praktische betrifft, so sieht sich dieselbe etwas anders an. Daß die englische Regierung kein russisches Anlehen auf der Börse auflegen läßt, daß sie selbst ihren Einfluß anwendet, um dieß auf andern Börsen zu verhindern, das ist sehr natürlich, und niemand wird ihr ein solches Benehmen verargen; wenn sie aber weiter geht, so beginnt sie einen Kampf gegen die auri sacra fames, den noch kein Sterblicher mit Glück durchgeführt hat. Es gibt getaufte und ungetaufte Juden genug in England, wie anderswo, welche sich trotz der angedrohten Strafe des Hochverraths keinen Augenblick bedenken werden, selbst von dem neuen russischen Papier zu kaufen, wenn sie das ihren Interessen gemäß finden. Setzen wir den Fall, ein englischer Kaufmann oder Banquier habe in Amsterdam eine runde Summe stehen, die er im Augenblick nicht verwenden kann, nach einigen Monaten aber dennoch daselbst braucht, und findet, daß er mit Vortheil russische Papiere kaufen kann, die er nach einigen Monaten mit Vortheil wieder abzusetzen hofft, so, glauben wir, werden wenige einen Stein auf ihn zu werfen geneigt seyn wenn er sie kauft; haben doch viel werthlosere Papiere, als die russischen, unzähligemal zu temporären Geldanlagen, und als Gegenstand der Börsenspeculation gedient. Da Lord Dudley Stuarts, von Palmerston so eifrig vertheidigte Bill durchgegangen, so setzt sich ein solcher Kaufmann oder Banquier einer Strafe von einigen Monaten Gefängniß aus; nur gilt der alte Spruch, daß die Nürnberger keinen henken, als bis sie ihn haben. Will man aber, um solchen Vergehen (misdemeanor) nachzuspüren, aufs Gerathewohl eine Durchsuchung der Handelsbücher anstellen? Letzteres wird doch wohl kein Vernünftiger verlangen. Das hat man denn wohl auch eingesehen, und die Bill ist, nachdem sie die Regierung, wohl um Palmerstons Auftreten nicht zu dementiren, zu der ihrigen gemacht, auch wesentlich gemildert und verflacht worden. Ob sie in dieser Form eine Wirkung noch äußern werde, ist freilich mehr als zweifelhaft.

Hr. Wilson hat ein viel kräftigeres Mittel gegen Betheiligung an russischen Anlehen vorgeschlagen, nämlich Verbreitung einer gründlichern Kenntniß der russischen Finanzen. Schade nur, daß er ein so abgedroschenes Beispiel wählte: er führte an, daß Rußland schon einmal durch übermäßige Ausgabe von Papiergeld dieß bis auf den vierten Theil entwerthet, und endlich zu etwa $28^1/_2$ Proc. eingelöst habe. Wir wissen nicht, glauben aber kaum daß durch diese Entwerthung des russischen Papiers die fremden Fondsbesitzer direct in Schaden gekommen, aber ähnliches und noch ärgeres ist auch in dem jetzt mit England so eng befreundeten Frankreich vorgekommen, das bekanntlich seitdem doch wieder gar manche Anlehen gemacht hat, und die Finanzgeschichte fast aller Völker liefert davon mehr oder minder starke Beispiele. Viel schlagender wäre es gewesen, wenn Herr Wilson, was ihm nicht unbekannt seyn kann, da die Times und, wenn wir uns recht entsinnen, auch der officielle Moniteur vom 4 Jun. die Sache vor kurzem umständlicher erwähnten, auf den Umstand aufmerksam gemacht hätte, daß die russische Regierung in die Cassen der Leih- und Depositenbanken fast bis zu deren Erschöpfung gegriffen hat, und wenn der Krieg geraume Zeit andauert, diese insolvent werden, und ein halber Nationalbankerott ausbrechen muß. In Deutschland, wo niemand die Auflegung eines russischen Anlehens hinderte, hat dasselbe so schlechten Anklang gefunden, daß der Erfolg kaum nennenswerth ist. Wahrscheinlich war das Ganze von Seite der russischen Regierung nur ein Versuch, der Welt zu zeigen daß sie trotz des begonnenen Kriegs noch auf dem europäischen Geldmarkt auftreten könne. Wenn die russische Regierung Credit hat, und Credit verdient, so wird sie trotz aller englischen Parlamentsacten Geld erhalten, und selbst direct oder indirect von Engländern, denn das Geld oder vielmehr der Credit — denn das baare Geld ist Nebensache — ist so flüssiger und untastbarer Natur, daß wer Credit hat, auch ganz gewiß Geld bekommt, selbst wenn das englische Parlament die Schnüre des Geldsacks noch so fest zuziehen will.

Ein Hr. Brown bemerkte im Laufe der sonderbaren Debatte, „er fürchte, die Bill möchte ein sehr gefährliches Beispiel abgeben, denn es sey in England stets als gesunde Politik betrachtet worden, im Frieden oder im Krieg Geldgeschäften in London ohne Hemmniß ihren Lauf zu lassen“; war dieß früher der Fall, und haben sich an französischen Geldgeschäften während des großen Kriegs zuverlässig Engländer direct oder indirect betheiligt, so kann niemand ersehen, was jetzt, wo unendlich erleichterte Verbindungen den Geldgeschäften in ganz Europa eine früher nie gekannte Allgemeinheit gegeben haben, solche papierne Hindernisse helfen sollen. Den Landesfeind in keiner Weise zu unterstützen, ist eine moralische Verpflichtung, und der Staat, welcher jede erreichbare Unterstützung des Feindes verbietet und straft, thut nicht mehr als seine Schuldigkeit, wenn er aber Dinge verbieten will, die er nicht erreichen kann, so begeht er eine Thorheit. In der ganzen Geschichte, wie sie Lord Dudley

Stuart, der ein ganz ehrlicher Schwärmer seyn mag, aufs Tapet brachte, liegt von Seite der Mehrzahl derer, die dafür stimmten, eine arge Gleißnerei, gerade wie seiner Zeit mit dem durch Sklaven erzeugten Zucker, den man verbannen wollte, während man die eben so durch Sklaven gewonnene Baumwolle, die man nicht entbehren konnte, ohne alle Scrupel kaufte. Eben so unterstützt man jetzt Rußland indirect, wenn man seine Waaren, namentlich Hanf und Flachs, die man in Schottland so stark braucht, ankauft, und keinen Unterschied zwischen dem russischen und fremden Flachs und Hanf, der in neutralen Häfen gelagert ist, macht, weil man den Unterschied nicht machen kann und will. Wir haben von Lord Palmerston, seine scherzhaften Prunkreden in Tiverton abgerechnet, niemals eine so hohle Rednerei gelesen, als seine Unterstützung des Dudley-Stuartschen Vorschlags, den man wohl nur aus Rücksicht gerade für ihn, der mit einem Unterbeamten, Hrn. Wilson, in so unangenehmen Conflict kam, nicht fallen läßt, obwohl nichts dabei herauskommen kann.

Es fehlt in England gar nicht an Leuten, welche die Leerheit solchen Treibens einsehen, und sich nur darüber beklagen, daß man Rußland so habe anwachsen lassen; diese Klage, so gegründet sie ist, kommt zu spät. Nachdem man Rußlands Stellung und Einfluß in Europa so weit gediehen ließ, daß sein Sturz Erschütterungen und Wechsel im europäischen Staatensystem hervorrufen muß, die man in England kaum minder fürchtet, als die Machtstellung Rußlands selbst, so ist es ganz erklärlich, daß die Männer, welche dieß einsehen, bis zur Unschlüssigkeit vorsichtig verfahren. Das regt den Zorn der auf Englands Macht pochenden und verhätschelten öffentlichen Meinung auf, woraus mehr und mehr ernste Verlegenheit wenn nicht für die Regierung, doch für die Minister hervorgehen. Man war auf einen solchen Widerstand Rußlands nicht gefaßt; pochend auf sein „Geld" hielt man alles für möglich, ohne zu erwägen, daß man Rußlands Hülfsmittel nicht nach europäischem Maaßstab messen darf. Ein ökonomisches Blatt Englands, das Bankers Circular (vom 10 Junius) hat dieß sehr klar ausgesprochen, indem es sagt: „Rußland hat in seiner Stellung Einen Vortheil über die Westmächte: der Kaiser kann Millionen Leibeigener aufbieten, und was deren Versorgung in der Nähe seines eigenen Gebiets betrifft, so ist es unklug seine Kraft, den Krieg fortzuführen, nach englischem Maaßstab zu berechnen. Seine Armeen bestehen aus Leuten, die an alle Mühsale eines strengen Klimas gewohnt sind, die von der rohesten Kost leben, und die aus Fanatismus dem Tode furchtlos trotzen. Sicher in seinem Gebiet hat es eine unermeßliche Kraft, defensiv zu verfahren, und es wäre deßhalb die größte Thorheit, die Fortdauer des Kriegs bloß nach seiner financiellen Lage zu schätzen." Letztere ist nicht gut, sogar höchst gefährlich, wer sich aber einbildete, daß Rußlands Mittel durch den bisherigen Krieg schon erschöpft seyen, würde sich arg täuschen. England erntet jetzt die Früchte seines insularischen Hochmuths. Man hat Rußlands politischen Einfluß seit 30 Jahren fast ungehindert anwachsen lassen, und wenn es auch keineswegs an Leuten fehlte, welche die Gefährlichkeit dieses Einflusses sehr wohl erkannten, so war doch in der Nation im allgemeinen und auch im Parlament die Abneigung, sich in „Continentalsachen" zu mischen, allzu groß; die Weitersehenden wagten nicht sich dieser Abneigung energisch entgegenzusetzen, vergebens waren die Warnungen, England werde zu einem Krämervolke herabsinken und dieß büßen müssen, es geschah nichts ausgiebiges, und England ward endlich dahin gedrängt, mit den „revolutionären Banden", wie die Times sich ausdrückte, Politik zu machen. Diese „revolutionären Banden" muß man jetzt verläugnen, weil sie nichts helfen; die Verlegenheiten, Folgen zahlreicher Unterlassungssünden und blinden Eigennutzes, treten hervor, nun bricht der Aerger aus, und ergeht sich in abgeschmackten Vorschlägen, wie der Dudley Stuarts, den alle Besonnenen, „stets die Minderzahl", wie Sir John Palington spöttisch bemerkte, verwerfen. Die Engländer werden im Laufe des Kriegs noch allerhand Erfahrungen machen und eine sonderbare Schule durchlaufen.

Ein Ausflug nach Alghero in Sardinien.

(Aus dem Athen. Franç. 5 August.)

Einer der häufigsten Ausflüge, die man von Sassari macht, ist der nach der Grotte von Alghero. Wir hatten es schon lange vor, mußten aber des Regens wegen lange warten, denn wenn es zu Sassari regnet, so ist es kein Spaß: ein Guß folgt dem andern mit wachsender Heftigkeit und Stärke. Endlich kamen wir fort, durchzogen die Olivengärten, von denen Sassari umgeben ist, und ritten dann auf der neuen Straße fort, welche die Regierung nach Alghero anlegen ließ, die aber, wie manches auf dieser Insel, noch nicht vollendet ist. Das enge Thal ist bald zu Ende, und man steigt die umgebenden Hügel hinan, die dicht bewaldet sind, deren Bäume aber in dem Maaße, als sie tiefer herabgehen, an Höhe abnehmen, und zu Büschen werden, die jedoch energisches, scharfes Schwarzgrün zeigen. Von Dörfern, selbst von einzelnen Wohnungen, ist hier nicht mehr die Rede, denn zwei Stunden von Sassari ist eine Wüste, nur links vom Wege ist ein Weiler, Namens Orru. Etwa drei Viertelstunden, ehe man an die Thore von Alghero gelangt, nimmt der Anblick des Landes einen strengern Charakter an, die Berge erheben sich höher und steiler, von Zeit

zu Zeit zeigt eine zerstörte Noraghe [1] seine runde Form auf einem mit Strauchwerk besetzten Hügel oder auf dem Gipfel eines grauen Felsens, und die Straße läuft durch dürren, steinigen Boden; dieß dauert aber nicht lange, bald führt der Weg durch Cactushecken und zwischen weißen Mauern hin, den sichern Vorläufern der Stadt.

Alghero hat eine schöne Lage im Hintergrund eines Golfes, den auf zwei Seiten finstere Felsenberge bilden, während die Ebene vom Meere bespült und mit Häusern und Gärten bedeckt ist, die crenelirten Bastionen aber sich schroff ins Meer senken und den besten Schutz für die Barken und Schiffe bilden, mit denen der Hafen stets gefüllt ist. Im Innern, wie in allen Städten des Orients und Spaniens — und Alghero kann den beiderseitigen Ursprung nicht verläugnen — sind die Straßen eng, und die Fenster, kaum durch ein halbes Licht erleuchtet, öffnen sich auf Balcone nach spanischer Weise, wo die jungen Leute fanno l'amor, wie man die Gespräche zweier Verlobten emphatisch bezeichnet. Die Locanda zum goldenen Löwen ist abscheulich, und ich rathe künftigen Reisenden lieber unter freiem Himmel zu bleiben. Wir begaben uns hinaus auf die Bastion, wo verrostete, laffetenlose Kanonen sehr wenig Schrecken einflößen, und sahen von hier aus den Felsen, der das Ende des Golfs und die Rhede von Alghero umschließt; das Meer war völlig ruhig und wir fragten, ob man nicht die wunderbare, in dieser Jahreszeit (im Mai) schwer zu betretende Grotte besuchen könnten. Fischer waren genug da, aber niemand drängte sich uns seine Dienste anzubieten. Endlich erschien ein Matrose, und mit diesem schlossen wir einen Vertrag auf zehn sardinische Thaler ab; er versprach uns am andern Morgen um drei Uhr abzuholen, um das in dieser Stunde sehr ruhige Meer zu benützen.

Die Nacht im goldenen Löwen war schrecklich. Abgesehen von einer Hitze, deren Heftigkeit wir durch Oeffnen der Fenster nicht zu vermindern wagten, aus Furcht vor dem Fieber, denn Alghero hat ein pestilentialisches Klima, dünsteten die mit schmutzigen Leintüchern überzogenen Betten eine laue erstickende Feuchtigkeit aus. Zum Ueberfluß hatte die Wirthin, der wir unsern Entschluß am nächsten Morgen früh die Grotte zu besuchen, mittheilten, beim Weggehen uns ein: ma siete matti! (aber Ihr seyd toll!) zugerufen. Dennoch stiegen wir um drei Uhr, begleitet von den Matrosen, die unsere Mäntel und Lebensmittel trugen, die wurmstichige Treppe hinab, und gingen nach dem Hafen, wo unserer ein ungedecktes, mit einem lateinischen Segel versehenes Fischerfahrzeug ohne Vorder- und Hintertheil, um beliebig wenden und landen zu können, wartete. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr fuhren wir aus dem Hafen mit einem kleinen Nachen am Schlepptau, um ins Innere der Grotte hineinfahren zu können, und unter kräftigen Ruderschlägen ging es hinaus ins offene Meer. Um $4\frac{1}{2}$ Uhr fühlte ich mich von einer heftigen Kälte durchdrungen, und öffnete endlich die Augen um zu sehen, daß wir mitten im Golf von Alghero und etwas mehr geschaukelt als anfangs waren. Der Fels, welcher die Spitze des Golfs bildet, und ins Meer vorspringt, stand uns gegenüber; sein Anblick ist sehr imposant und seine senkrechten Wände bilden mit den Wellen, die an ihn anschlagen und ihn allmählich untergraben, einen rechten Winkel. Nach zweistündiger, ziemlich langsamer Fahrt, deren Monotonie nur durch den näselnden Gesang der Matrosen in catalanischer Sprache, wie man sie zu Alghero redet, unterbrochen wurde, konnten wir endlich die Spalten im Felsen unterscheiden und die Wellen sich daran brechen hören. Rechts vom Cap und im Innern des Landes erblickt man in ziemlicher Ferne runde Bauten, die wie Forts aussehen, vielleicht auch Douanenposten sind.

Endlich um 6 Uhr Morgens umfuhren wir das Cap von Alghero und erblickten den Eingang der Grotte. Hier steht eine unbewohnte Felseninsel, an der sich die Wogen mit donnerähnlichem Geräusche brechen. Etwa einen Kilometer vom Cap zeigte uns der Führer eine sehr niedrige Oeffnung am Felsen, vor der eine kleine gleichfalls vom Wasser ausgewaschene Bucht lag. „Dieß ist die Grotte von Alghero!" sagte er; „wir sind zur Stelle." Leicht kamen wir in die Bucht hinein, aber das Innere der Grotte ist von der Vorhalle noch durch einen Felsenkamm geschieden, über den der kleine Nachen hinübergeschafft werden mußte, und das war keine kleine Arbeit. Schon die Vorhalle bildet eine ungeheure Höhle, aber hier sieht man noch keine Stalaktiten, sondern der Fels ist nur in allen Richtungen durchbrochen und gespalten. Endlich wurde der Nachen hinübergeschafft, und nun Anstalt getroffen zur Beleuchtung der innern Höhle, zu welchem Behuf wir 500 Lichter mit uns genommen hatten. Nach dem blendenden Sonnenlicht von außen konnte ich mich anfänglich nicht an die Dunkelheit und dann an die schwache Beleuchtung gewöhnen, allmählich aber erschlossen sich die Augen, und kaum konnte ich ihnen glauben. Unsere Begleiter verschwanden in der Finsterniß nach verschiedenen Richtungen, und nun sahen wir, in dem Maaße als sie die Kerzen anzündeten, riesenhafte Phantome jeder Art, durchsichtig wie Glas, glänzend wie Diamanten, roth wie Feuer oder blaß wie der Tod hervortreten. Wir waren in einen 25 Metres hohen und 40 Metres breiten Saal eingetreten, den vier mächtige weiße Säulen stützten. Unter der Decke hingen die wunderlichsten Verzierungen herab, rechts im Hintergrund des Saales öffnete sich eine finstere Schlucht, während links und hinter den Säulen die von unsern Führern mitgenommenen Lichter in scheinbar unendlicher Ferne weiße und schwarze Massen hervortreten ließen, je nachdem die Flamme die Gegenstände vorn beleuchtete oder bloß ihre Umrisse hervortreten ließ. Der Anblick war im höchsten Grade zauberhaft.

Wir drangen nun links vorwärts in einen Raum, der einer Kirche glich, und von da durch zwei nahe stehende, oben verbundene Stalaktiten in eine Art halbdunkeln Saales, dessen Stalaktiten die düstersten Formen boten. Von außen drang das Licht nur schwach herein und gab dem Orte in Verbindung mit den Wachskerzen ein fahles Aussehen. Weiter hin kamen wir an eine Colonnade von dicken Stalaktiten, die wie Orgelpfeifen geordnet waren, und in zahlloser Menge den Boden und die Decke berührten. Nicht ohne Mühe kehrten wir um nach dem ersten Saale und von da schlugen wir den Weg in die Tiefe ein, den die Matrosen uns durch Lichter bezeichnet hatten. Ein zweites Zimmer öffnete sich vor uns, das ein kolossaler Pilaster, der oben baumartig sich ausbreitete, unterstützte; wir kletterten hinter demselben hinauf, und gelangten in einen runden Saal, dessen Decke von tausend zarten Verzierungen glänzte, die an die Arabesken des Alhambra's mahnten. „Komm hieher," rief mein Begleiter, „hier ist es noch schöner!" und ich folgte ihm in eine Galerie, die fast regelmäßig in Tausenden von Sculpturen ausgehauen war.

Eine letzte runde Kammer kündigte uns endlich an, daß auf dieser Seite unsere Forschungen zu Ende seyen, und daß wir umkehren müßten. Aber wie soll man umkehren, wenn man sich

[1] Dieß sind die Grabkammern ähnlichen alten Bauten, die man zahlreich in Sardinien findet, über deren Herkunft und Bestimmung man aber gleich schlecht unterrichtet ist.

in einem Zauberpalast befindet, und zwar verzaubert, wie nur die Natur selbst es zu thun vermag. Mit jedem Schritt stießen wir auf unerwartete Bilder, und konnten uns an dem Reichthum nicht satt sehen. Aber das Schönste stand noch aus: während wir fast planlos hin und hergegangen waren, hatten unsere Leute die ganze Grotte mit Lichtern besetzt, und als wir uns umwendend aufs neue nach dem Saal mit den großen Säulen kamen, sahen wir die bizarrste Illumination, die man sich denken kann. Mag man es als Uebertreibung oder als classische Ziererei betrachten, ich kann sie mit nichts anderem vergleichen, als mit einem Ball bei Pluto oder Proserpina. Keine Biegung des Felsens, die nicht ein Licht enthielt, in dessen Glanz die auf den Stalaktiten herabrinnenden Wassertropfen schimmerten, unten am Boden die tiefblaue Fläche, das Wasser des Sees, das die Mitte des Saals erfüllte; am Ufer auf dem Sand unser Nachen mit einem alten vorn niederhockenden Matrosen, der den Charon vortrefflich darstellte, die großen weiß schimmernden Säulen, ein dunkler in die tiefste Nacht sich verlierender Hintergrund; rechts ein Tagesschimmer, ähnlich der Sonne inmitten einer schwarzen Wolke — das ist es was wir vor Augen hatten. Nur Herr und Frau vom Hause fehlten beim Feste. Ich sehe aber noch immer die zahllosen Wachskerzen vor mir, den Spiegelpalast mit tausend Facetten, deren Glanz alles übertrifft, und dann erinnere ich mich des Schwindels, der mich vor Erstaunen festnagelte an meinen Platz, trotz der Stimme unseres Führers, der uns um jeden Preis fortführen wollte.

Endlich gingen wir, und setzten uns in dem Kahn nieder, während die Matrosen sich abermals zerstreuten, um die Kerzen abzunehmen und sie auszulöschen; allenthalben trat Finsterniß ein, und die Grotte von Alghero hüllte sich wieder in ihre gewohnte Nacht. — Drei Stunden später befanden wir uns bereits im Hafen.

Delessert.

Eine Reise in die noch unabhängigen Batta-Länder von Klein-Toba auf Sumatra in 1844.

(Schluß.)

Nachdem ich in Tobing einige Ruhetage genommen, und meine Zeichnungen und Aufnahmen geordnet und beendet hatte, blieb mir noch die Aufgabe, das wilde und wenig bewohnte Gebirgsland zwischen Tobing und der Seeküste aufzunehmen. Indessen gehörte der Landstrich welchen ich jetzt zu durchreisen hatte, zu Ankola, war also niederländisches Gebiet. Der Fußpfad, der durch die Wildniß und durch 3—4 kleine Batta-Dörfer führte, war ziemlich gangbar, obschon ich einigemal über kleine Flüsse schwimmen, und an einem Tage sogar 18mal durch ein und denselben Fluß, oft bis an den Hals durchwaten mußte.

Nach diesem etwas beschwerlichen Marsch von 5 Tagen kam ich übrigens wohlbehalten an der Mündung der Battang-Tarro an; dieser Fluß, welcher 10 Tagereisen aufwärts in Silindong nur 10—15 Fuß breit ist, hat hier eine Breite von 300 Fuß. Seine Tiefe wäre hinreichend, daß Seeschiffe einlaufen könnten, wenn nicht Untiefen und Sandbänke vor der Mündung dieß verhinderten; ich fand nur drei einzelne malayische Häuser auf dem Ufer des Flusses, in deren einem ich mich einquartierte.

Bei meinen Excursionen von hier aus mußte ich mehreremal nach dem linken Ufer des Flusses übersetzen lassen. Trotz der großen Menge von Krokodilen, von welchen der Fluß wimmelte, wäre mit einem gewöhnlichen europäischen Kahn keine Gefahr gewesen; die kleinen malayischen Kähne (Sampan) jedoch sind nicht breiter als zwei Fuß, und ihre Tiefe beträgt nicht mehr als ein Fuß, obschon sie 12—15 Fuß lang sind. Diese, aus einem Baumstamm verfertigten Fahrzeuge tragen zur Noth drei Menschen, wenn sie sich wenigst möglich bewegen. Würden sich Bänke darin befinden, wie in europäischen Kähnen, so wären sie ganz unbrauchbar, so aber ist man genöthigt sich unmittelbar auf den Boden des Kahns niederzusetzen, hierdurch bleibt der Schwerpunkt natürlich unten, und das Fahrzeug schwankt nur sehr wenig.

Als wir drei Tage darauf Battang-Tarro verließen, um mit Sack und Pack nach dem $1\frac{1}{2}$ Tagereisen, auch an der Seeküste, aber südlicher gelegenen Sinkuang zu ziehen, schwamm der Hund eines meiner Battas hinter unserem Kahn her. Als wir in der Mitte des Stromes waren, bemerkte ich eine scharf gezogene Furche im Wasser, welche, vorn einen spitzen Winkel bildend, langsam unserem Kahne folgte, den Gegenstand selbst konnte ich nicht sehen, weil das Wasser trübe war, aber jedenfalls schwamm irgend ein Thier uns nach. Als wir beinahe das andere Ufer erreicht hatten, war die drohende Wasserfurche bereits dicht hinter dem Hunde, und als der Kahn anlegte, öffnete sich plötzlich ein ungeheurer Rachen gleich einer Scheere, schnappte zu, und der arme Gigit war verschwunden.

Als ich in Sinkuang angekommen war, waren gerade einige 20 Malayen aus den Wäldern mit Kampher heimgekehrt. Da die Art der Gewinnung des Kamphers noch ziemlich unbekannt ist, so will ich dieselbe nicht übergehen. Die ganze Meeresküste zwischen Sinkel und Natal, und die, in geringer Entfernung von dieser Küste liegenden Batu-Inseln enthalten große Strecken Kampherwaldungen, welche in andern Gegenden Sumatra's nicht vorkommen, und die nicht zahlreiche, theils battasche, theils malayische Bevölkerung dieser Gegend beschäftigt sich hauptsächlich mit der Aufsuchung des Kamphers und Benzoes. Der fabelhaft hohe Preis des wirklichen und natürlichen Kamphers ist in Europa ziemlich unbekannt, denn was den Kampher anbelangt, welcher im europäischen Handel vorkömmt, so ist derselbe nur dem Geruch und der Farbe nach dem wirklichen Kampher ähnlich, der Form nach unterscheidet sich der natürliche von dem präparirten gar sehr; er besteht aus kleinen Scheiben so dünn wie Oblaten, theils oval, theils rund, wovon die größten Scheibchen nur ¼ Zoll Durchmesser haben; dicke Stücke, aus welchen der europäische Kampher durchgehends besteht, kommen dabei gar nicht vor, und ich vermuthe, daß der uns aus Japan und China zugeführte Kampher ein künstliches Erzeugniß aus dem Saft des Kampherbaumes (Dryobalanops Camphora Colebr.) ist. Dieser Saft ist nämlich auch in Indien sehr billig, indem er aus jedem Stamm kann abgezapft werden, während unter tausend Stämmen nur einer gefunden wird, welcher Kampher enthält. Das Aufsuchen des Kamphers in den Wäldern ist daher auch sehr mühevoll, es gehört Kennerblick und Praxis dazu, die Kampher enthaltenden Bäume zu erkennen. Hat man einen solchen Stamm gefunden, so werden an verschiedenen Stellen des Stammes 3—4 Zoll tiefe und ebenso breite Löcher gemacht. Finden sich hierbei die Anzeichen, daß

Kampher vorhanden ist, so wird der Baum gefällt und sorgfältig untersucht. Wenn man nun annimmt daß unter 300 Stämmen einer die erforderlichen Merkmale hat und unter drei gefällten Stämmen vielleicht einer, welcher etwas Kampher enthält und zwar gewöhnlich nicht mehr als einen Fingerhut voll, so wird man begreifen, daß die Ernte nicht sehr lohnend seyn kann. Es kommt jedoch der Fall vor, daß ½ bis 1 ganzes Pfd. Kampher in einem Stamm enthalten ist; dieß ist jedoch sehr selten. Oft ereignet es sich auch daß in bereits früher gefällten Stämmen, in welchen man vergebens Kampher gesucht hatte, sich nachträglich welcher bildet. Der Kampher selbst befindet sich in kleinen Höhlungen des Stammes, meist unmittelbar unter der Rinde, er kommt jedoch ohne jede Beimischung von Harz vor; dagegen habe ich vielen Ausfluß von Harz an Kampherbäumen gesehen; dasselbe ist schneeweiß, hat nur einen leisen Kamphergeruch und ist ohne Werth.

Der Kampherbaum selbst ist ein schlank emporgeschossener Stamm, welcher eine Höhe von 80—100 Fuß erreicht und einen Umfang von 4—5 Ellen hat; die Rinde ist bei den jüngern Bäumen glänzend röthlich grau, die Blätter sind klein, und gleichen in Färbung und Form etwas unseren Birkenblättern.

Der auf Sumatra gefundene Kampher wird von chinesischen Kaufleuten aufgekauft und nach China ausgeführt. Das Katti[1] oder indische Pfund gilt im Handel zwischen 80 und 100 Gulden holländisch (etwa 50 Thaler preußisch). Im Ganzen kann man annehmen, daß jährlich zwischen 4 und 600 Katti im Werth von 40—60,000 Gulden ausgeführt werden. Die Chinesen, welche ich um die Anwendung dieses theuern Kamphers in China befrug, meinten, daß man viel zur Einbalsamirung vornehmer Leichen gebrauche.

Der Gewinn an Kampher, welchen die vorerwähnten zwanzig Malayen aus den Wäldern heimgebracht hatten, war sehr verschieden; drei von ihnen hatten jeder 2 Katti, also ein Werth von 80—100 Thaler. Einige andere 1, die meisten ½—¼ Katti; einige wenige noch weniger. Dafür waren sie drei Monate in den Wäldern gewesen. In den Dörfern, wo diese Leute ihren Verbleib haben, sind gewöhnlich ansäßige Malayen, welche ihnen den Kampher abkaufen, ihnen auch zu neuen Expeditionen Vorschüsse machen, natürlich zu 300 Procent.

Die Kamphersucher sind nämlich mit wenig Ausnahmen das liederlichste Gesindel der Welt. Sie haben nur Geld, wenn sie mit Kampher aus den Wäldern zurückkehren; dann bezahlen sie die alten Schulden, veranstalten Hahnenkämpfe, liebäugeln mit allen Mädchen und Frauen und essen allerlei feine Gerichte. Nach 8—14 Tagen befinden sie sich auf dem alten status quo und bereiten sich zu einer neuen Reise in die Wälder vor. Hierzu aber gehören Lebensmittel auf ungefähr drei Monate an Reis, Salz, getrockneten Fischen, indischen Pfefferschoten (Laddo, Lumbok), ferner Kautabak und Betel (Sirie). Diese Ausgaben mögen pro Kopf ungefähr 10—12 Thaler betragen. Es wird also ein neuer Pump angelegt.

Es amüsirte mich, die Bemerkungen meines malayischen Wirths in Sinkuang über die neuen Ankömmlinge zu hören. Man kann jedem von ihnen ansehen, wie viel er Kampher heimgebracht hat, meinte er — und indem er mir einen langen Burschen zeigte, welcher eben wie ein Pfau vorbeistolzirte. „Sehen Sie einmal wie er sein Kopftuch (däta) gebunden hat, wie der allerfeinste Stutzer, der Zipfel steht nach den Wolken zu, und sehen Sie nur den Gang, wie er tänzelt und sich spreizt; es scheint als wenn er mit den Fußspitzen nur noch den Erdboden berührte. Für diese Sorte haben wir hier den Ausdruck: Dia terbang, tra bissa jallan lagi (er fliegt bereits, gehen ist ihm schon zu gewöhnlich). Nun frag ich? Sieht man dem Kerl nicht an, daß er 2 Katti Kampher mitgebracht hat? Seine Fingernägel sind auch schon roth bemalt, alles nach hadat alus (feinster Weise). Nichts ist possierlicher als Herrn Mingo (so hieß er) in 8 Tagen wieder zu sehen, wenn dieß alles zerronnen ist, dann hat er Blei in den Füßen; anstatt des schönen Kopftuchs, welches 4 fl. kostet, einen blauen Lappen um den Kopf, und seine seidene ikat pingang (Leibbinde), hat sich ebenso verwandelt. Jetzt ist er noch überzeugt, daß er mit dem weißen Hahn, welchen er unter dem Arm trägt, in acht Tagen allen übrigen das Geld abgewonnen hat; der Hahn soll Batuah[1] seyn und kostet 15 fl., und wenn er nun all das Geld hat, dann heurathet er nur eine reiche Erbin aus Natal, anders thut der's nicht."

Den folgenden Tag ging eine Gesellschaft von sechs Personen auf eine neue Kampher-Expedition. Ich beschloß mich anzuschließen und einige Tage in den Wäldern zu leben, um so mehr, da ich den bisher noch ziemlich unbekannten Landsee Danau-Diatas wollte kennen lernen. Wir fuhren den Fluß Sinkuang eine Tagereise aufwärts; ich hatte für mich und meine dießmal nur aus acht Battas und meinen zwei Dienern bestehende Begleitung ein größeres Fahrzeug gefunden, welches mit sechs langen Rudern bemannt war, und uns alle ohne Gefahr trug. Die sechs Kampher suchenden Malayen folgten in zwei kleinen Sampans. Der Fluß ist von der Mündung an bis eine Tagereise aufwärts 300—250 Fuß breit, dann wird er allmählich schmäler, bis er einige Tagereisen weiter zum schmalen Gebirgsbach wird. Das Dorf Sinkuang an seiner Mündung mit 25—30 Häusern war das einzige ansehnliche Dorf; je weiter wir aufwärts fuhren, um so mehr nahmen die menschlichen Ansiedlungen ab. Nachdem wir etwa drei deutsche Meilen gefahren waren, bogen wir in einen kleinen Nebenfluß ein. Einige Familien Meerkatzen schnitten uns Grimassen von den Bäumen zu und nahmen endlich die Flucht, indem sie in halb zornigen halb ängstlichen Tönen uns ausschalten. Einige am Ufer ruhende Krokodile stürzten sich von Zeit zu Zeit bei unserer Annäherung in den Strom; hin und wieder hörten wir einen Specht klopfen, oder einige Rhinocerosvögel ließen ihr widriges Geschrei hören, sonst war alles still und todt. Die Malayen, welche in ihren kleinen Sampans uns bald folgten, bald zur Seite fuhren, sangen uns etwas vor. Alle malayischen Völker singen mehr durch die Nase als durch den Mund, und es erscheint ihnen nichts possierlicher als wenn sie einen Europäer singen hören. Es klingt ihnen ebenso fremd als uns ihre Nasentöne, und sie machen gewöhnlich einige satyrische Bemerkungen; ich habe mich nie geärgert, im Gegentheil, es hat mir Spaß gemacht, wenn der Hauptwitzbold der Gesellschaft den europäischen Gesang bei solcher Gelegenheit nachzuahmen suchte, und alles in Gelächter ausbrach. Gewiß ein fruchtbarer Boden für Jenny Lind um einige Concerte hier zu geben. Es liegt überhaupt im malayischen Charakter ein großer Hang zur Satyre, welchem sie bei jeder Gelegenheit gern

[1] Ich glaube daß ein Katti oder indisch Pfund zwei niederländische Pfund beträgt, bin jedoch nicht ganz sicher, ob ich mich irre. Indessen beträgt es jedenfalls nicht mehr — möglich weniger.

[1] Batuah ist ein eigenthümlicher malayischer Ausdruck; es bezeichnet jemanden, welchem kein Ding schaden kann, auf dem seit der Geburt ein Zauber ruht, welcher ihn unverwundbar macht. Viele Malayen stehen im Ruf, daß sie Batuah seyen, und mit solchen vom Schicksal Begünstigten wagt in Kriegszeiten selten ein anderer zu kämpfen. Wie vom Menschen, so glaubt man auch von Thieren, daß sie Batuah sind.

Raum geben. Nun muß ich gestehen, daß ich zwar dem Nasengesang niemals seine bezaubernde Seite abgewonnen habe, dennoch erinnere ich mich einigemal wirkliche malayische Minstrels gehört zu haben, welche mit einem Saiteninstrument, so groß als unsere Guitarren, aber etwas anderer Form, den Gesang begleiteten, und ich fand den Eindruck trotz des näselnden Gesanges nicht unangenehm. Meine singenden Malayen mir zur Seite waren aber keine großen Minstrels.

Der kleine Fluß welchen wir aufwärts fuhren, wurde so enge, daß ich die langen Ruder mit kurzen Handrudern vertauschen mußte; wir hatten dennoch alle Mühe uns durch Schlingpflanzen und quer überliegende Baumstämme durchzuarbeiten; letztere mußte ich einigemal mit vielen Zeitaufwand durchhauen lassen; das Beil (blian) welches die Malayen in Gebrauch haben, scheint ein unansehnliches Ding zu seyn; der Stiel ist 1¼ Fuß lang und elastisch, aus einer besonders zähen und harten Holzart, und nur fingerdick. In diesem Stiel wird an das obere Ende in eine daselbst befindliche Oeffnung das Eisen, welches als Beil dient, hineingesteckt; dieses Eisen ist 7—8 Zoll lang und gleicht der Form nach ganz und gar einem europäischen Beitel oder Stemmeisen ohne Griff, läuft jedoch nach unten, wo sich die Schneide befindet, etwas breiter zu. Die Oeffnung, in welche dieses Instrument hineingesteckt wird, besteht zum Theil aus Bindwerk von spanischem Rohr, und das Eisen sitzt darum ziemlich fest. Ich habe mit diesem anscheinend zu leichten und kleinen Instrument in kürzerer Zeit die größten Stämme fällen gesehen, als dieß mit einer europäischen Axt möglich gewesen wäre. Die Elasticität des Stiels macht die Hiebe doppelt kräftig, und vermöge der großen Leichtigkeit des Instruments ist es möglich, in derselben Zeit drei Hiebe zu thun, in welcher man mit einer europäischen Axt einen führen würde. Nun hat aber dieses Beil noch eine doppelte Anwendung: zum Fällen von Bäumen wird das Eisen so in die Oeffnung gesteckt, daß die Schneide mit der Länge des Stiels parallel steht, also wie ein europäisches Beil; zu andern Arbeiten als zum Aushöhlen von Baumstämmen, zu Kähnen, oder zum Anfertigen von Brettern, wird es quer eingesteckt, so daß es die Form einer Hacke erhält. Die malayischen Häuser in den Gebirgsländern Sumatra's sind alle von Holz, und erfordern eine große Anzahl Bretter zu Wänden. Die niederländische Regierung hat sich alle Mühe gegeben große Sägen einzuführen, um hiermit schneller und leichter bessere Bretter anzufertigen. Die Malayen kehrten jedoch bald zu ihrer früheren Methode, die Bretter mit dem Beil anzufertigen, zurück; kleine Handsägen sind jedoch allgemein in Gebrauch. Die Art und Weise, wie sie ihre Bretter anfertigen, scheint allerdings sehr umständlich. Nachdem ein Stamm gefällt ist, spalten sie ihn mittelst eingesetzter Keile in mehrere 2—3 Zoll dicke Theile, und diese Scheiben werden dann einzeln mit dem Beil behauen. Als wir weiter vordrangen, kamen wir an einige Bäume, in deren obersten Aesten schwarze Klumpen von ovaler und runder Form hingen. Es war Waldhonig. Die Malayen machten sogleich Anstalt diese Beute mit Beschlag zu belegen. Meine Aufmerksamkeit aber erregte ein kleiner Bär (Bruang), welcher mit seiner Schnauze in einem der Honignester eifrig beschäftigt war. Die Bäume konnten eine Höhe von 80—100 Fuß haben; ich bewunderte indeß die Fertigkeit des Bären, in diese Höhe hinaufzuklimmen und sich alsdann in die weit ausgestreckten Aeste zu wagen. Der Stamm selbst hatte gar kein Unterholz, aber oben eine schöne breite Krone; ich zählte an einem Baum allein 30 Honignester, dieselben waren alle in der Krone des Baumes unter den Hauptästen angeklebt; am Stamme selbst befanden sich keine. Die größten waren ungefähr 2—3 Fuß lang, und nachdem der Ast, unter welchem sie angebaut waren, dünner oder dicker war, ½—1 Fuß breit. Die Beute an Honig und Wachs eines solchen Baumes ist ziemlich ansehnlich.[1] Für jeden Europäer würde es große Schwierigkeiten haben sich des Honigs zu bemächtigen, es wäre denn daß er den Baum fällte. Die Malayen thun dieß jedoch nicht, wahrscheinlich weil auf dem nur beraubten Baum die Bienen später wieder bauen. Nachdem sie bei Tage Vorbereitungen getroffen, um das Hinaufklimmen zu erleichtern, steigen sie des Nachts in die Höhe und werfen die Nester herunter. Es scheint, daß die Bienen des Nachts ihren Feind nicht sehen, oder doch weniger gefährlich sind. Indessen nahm ich mein Gewehr und störte den Bär sehr unangenehm in seiner Beschäftigung, indem ich ihm eine Kugel nach dem Kopf sandte, so daß er aus der ansehnlichen Höhe einen tönenden Fall auf den Erdboden that. Er war ungefähr 2½ Fuß lang. Wir streiften die Haut ab, und die Malayen empfahlen mir dieselbe als Universalmittel gegen Dissentery, wenn ich nämlich auf derselben schlafen und sitzen wollte. Die Galle bewahrten sie auch als Medicin, ich erinnere mich aber nicht mehr für welche Krankheit. Indeß hatten die sechs Kampher suchenden Malayen gewisse Zeichen an den Honigbäumen gemacht, und hierdurch ihr Eigenthumsrecht erklärt. Sie wollten mich erst weiter geleiten und dann zurückkehren, um die Beute in Besitz zu nehmen.

Wir hatten schon mehreremal während wir den Fluß aufwärts fuhren, Schlangen verschiedener Gattung in den dicht am Ufer stehenden niedrigen Bäumen hängen gesehen; dieselben waren meist wie ein Knäuel zusammengerollt und ruhten in den Aesten. Diese Nachbarschaft wurde aber sehr unangenehm in dem schmalen Flüßchen, wo die Aeste der von beiden Seiten überhängenden Bäume in der Mitte sich oft berührten und bisweilen so tief herunterhingen, daß wir alle Mühe hatten darunter wegzufahren. Die Malayen hatten jedoch ziemlich scharfe Augen, so daß uns nichts zustieß, überhaupt hört man selten von einem Unglück der Art.

Man hat, glaube ich, hinsichtlich der Gefährlichkeit der Schlangen in Ostindien etwas irrige Ansichten in Europa. Vom Festlande will ich nicht sprechen, das kenne ich nicht; auf den ostindischen Inseln aber ist die Gefährlichkeit nicht groß. Auf allen meinen Reisen habe ich eben nur bei solchen Gelegenheiten, wo ich auf Flüssen reiste, in den Aesten der am Ufer stehenden Bäume Schlangen bemerkt. Nur in einzelnen Fällen erinnere ich mich in den Wäldern oder in mit Gras und Gestrüpp bewachsenem Terrain, oder in angebauten Ländereien, Schlangen auf dem Erdboden gefunden zu haben. Da sind sie allerdings, aber es scheint, daß sie während der Tageshitze schlafen oder ruhen. In den Wäldern kriechen sie zu diesem Zweck auf die Bäume, und in anderem Terrain in Erdlöcher; dieß wurde mir aus folgender Thatsache klar. Als ich mich in 1848 in Pontianak auf Borneo befand, wurde daselbst eine Zeit lang an der Verbesserung des Weges gearbeitet, welcher durch das niederländische Etablissement führt, die Gräben wurden auf beiden Seiten gereinigt, einige kleine Brücken ausgebessert und im Fort selbst an der Brustwehr gearbeitet; ich habe nie so viel Schlangen gesehen als bei dieser Gelegenheit auf einmal zum Vorschein kamen, während doch bei Tage diese Thiere nie gesehen wurden. Die meisten jedoch waren

[1] Die von mir angeführte Methode des Nachts die Honigbäume zu besteigen ist in Borneo allgemein. Auf Sumatra ist dieß vielleicht nicht allgemein der Fall.

nicht giftig. Es ist nun allerdings anzunehmen, daß wohl hin und wieder einige des Nachts auch in den Häusern herumkriechen, ich selbst habe jedoch nie welche bemerkt. Kommen sie ungestört, so gehen sie auch ungestört wieder weg; ein allerdings sehr schlechter Trost für denjenigen, welcher sich mit ängstlichen Ideen schlafen legt.

Es soll ein sicheres Zeichen seyn, daß eine Schlange sich im Hause befindet, wenn die kleinen Eidechsen unruhig werden; diese kleinen Thiere scheinen alsdann bei dem schlafenden Menschen Schutz zu suchen, indem sie ängstlich hin und her, und auch wohl über den Leib laufen. Die Indier glauben, daß sie den Menschen vor der Gefahr warnen wollen. Eidechsen befinden sich nämlich in jedem Hause und jedem Zimmer. Der Name Eidechse hört sich für europäische Ohren gewiß sehr widerlich an; im Grunde aber sind es harmlose kleine Thierchen, grau, und die größten nicht länger als 3—4 Zoll. Man gewöhnt sich bald dieselben als Hausthiere zu betrachten, und ohne den mindesten Widerwillen an den Wänden und an der Decke herumlaufen zu sehen. Es befinden sich gewöhnlich 10—15 in einem Zimmer, und insofern sie Mücken und andere Insecten wegfangen, erzeigen sie nützliche Dienste. Als wir den Fluß noch eine halbe Meile mit Mühe aufwärts gerudert waren, kamen wir auf einen Platz, von wo aus ein Fußpfad nach dem See führte. Es standen hier einige aus Zweigen erbaute Hütten, welche schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten als Nachtquartier gedient hatten. Wir fanden in denselben ein Unterkommen für die Nacht. Da es bereits gegen 4 Uhr war als wir ankamen, wäre es nicht klug gewesen weiter zu gehen, und wir hätten auch einen bequemeren Platz zum Bivouak schwerlich gefunden. Ich schoß gegen Abend ein kleines Zwergreh (Kantchil) mit Hagel in der Nachbarschaft unseres Lagers.

Nachdem wir den folgenden Morgen unsere Reise fortgesetzt hatten, kamen wir nach einem sehr mühseligen Marsch von acht Stunden an dem kleinen See Danau-Diatas an.

Meine Füße waren an mehr als 30 Stellen durch Blutigel während der Reise verwundet worden. Man muß dieß zwar auf jeder Reise in indischen Wäldern erwarten, namentlich wenn man mit bloßen Füßen geht, und ich ging stets so. Jedenfalls würde es eine große Unbequemlichkeit seyn, 40mal während einiger Stunden die Fußbekleidungen aus und anziehen zu wollen; ich war so gewöhnt mit bloßen Füßen zu gehen als meine indischen Begleiter. Gegen Blutigel würde man mit Stiefeln allerdings mehr gesichert seyn, man müßte aber dieselben oberhalb fest anschnüren können, denn sonst würden jedenfalls einige Blutigel dennoch hineinkriechen und sich unbemerkt innerhalb vollsaugen, während man sie auf bloßen Füßen sogleich bemerkt und abstreifen kann. Die größten sind nicht länger als ein Schwefelhölzchen und noch einmal so dick, die kleinsten wie eine kleine Stecknadel; die Farbe ist schwarzbraun. Ende 1845 machte ich mit einer Colonne Infanterie eine Expedition gegen die 12 Kottas mit.[1] Unser Weg führte mehrere Tage lang durch eine sehr wilde und unwegsame Gegend über die große Gebirgskette, von welcher ich bereits gesprochen. Bei dieser Gelegenheit habe ich gesehen, was Schuhwerk auf solchem Marsch zu bedeuten hat. Wir waren die ersten Europäer, welche diese Gegend betraten. Zwar marschirten wir auf schmalen Fußpfaden bergauf und bergab durch dichten Urwald; bisweilen aber lief der Weg ½ Stunde lang im Bett eines kleinen Flusses fort, dann wieder durch morastiges Land, alle Augenblicke aber durch einen Fluß oder Bach. Die Soldaten gingen von selbst mit bloßen Füßen, ebenso einige Officiere; nun waren aber einige andere welche dergleichen Expeditionen noch nicht mitgemacht hatten, und welchen es sehr sauer wurde, sich von ihrem Schuhwerk zu trennen. Nach drei Tagen fiel dieses in Stücken von den Füßen; nicht gerechnet, daß einige noch außerdem krank wurden, denn die stets nassen Stiefeln drei Tage lang von Morgen bis zum Abend auf den Beinen zu haben, konnte nicht wohlthätig wirken; die Herren hatten ein theures Lehrgeld bezahlt und machten die übrigen Märsche auf bloßen Füßen, welches ihnen indeß des bisweilen steinigen Terrains halber allerdings sehr sauer wurde.

Es gibt Mittel sich auf Reisen vor den Blutigeln zu schützen, wenn man z. B. die Füße mit einer Auflösung von Salz oder Tabak bestreicht; doch tritt hier wieder der unangenehme Umstand ein, daß man alle Augenblicke dieß wiederholen muß, indem ja stets, sobald man einen kleinen Fluß oder Bach passirt, das Salz sich abwäscht. Ich muß gestehen, ich habe mir nie viel aus den Blutsaugern gemacht; ich streifte sie stets ab, sobald ich sie bemerkte. Nur der Umstand daß die Stellen, wo sie sich angesaugt hatten, mehrere Tage lang juckten, war mir etwas störend.

Das Wild scheint sein Lager an Plätzen zu wählen, wo es vor Blutigeln sicher ist; denn es ist allerdings vorgekommen, daß Hunde, welche mit ihren Herren im Walde bivouakirten, des Morgens todt gefunden wurden, weil ihnen alles Blut abgezapft war.

Man wird vielleicht fragen, wie der Mensch selbst sich in solchen Fällen zu schützen pflegt. Die Eingebornen schlagen ihr Lager selten auf bloßer Erde im Walde auf; es wäre denn auf solchen Plätzen, wo sie sich nicht aufhalten. Wenn es aber irgend thunlich ist, so schlagen sie vier Pfähle in die Erde, welche oberhalb eine Gabel bilden; auf diese Gabeln werden zwei Stangen gelegt und auf diese ungefähr 1 Fuß über der Erdoberfläche ruhenden Stangen werden entweder Bambusstäbe, oder wenn diese sich nicht in der Nähe vorfinden, andere dem Zweck entsprechende Holzstäbe, dicht aneinander mittelst Schlingpflanzen (Akar) oder spanischem Rohr (Rottan) angebunden. Hierüber wird ein Dach von Zweigen oder breiten Blättern gemacht; das Ganze ist eine Arbeit von ½ Stunde. Das allerdings harte Lager auf den Holz oder Bambusstäben wird mit Zweigen und Blättern bedeckt, und hierauf eine kleine geflochtene Matte gelegt, welche alle indischen Völker auf Reisen gewöhnlich mit sich führen. Es bedarf nun wohl weiter keiner Erklärung, warum die Häuser aller Völkerstämme im Archipelagus über der Erdoberfläche auf Pfählen erbaut sind. Nimmt man außer Schlangen, Blutigeln und anderem Ungeziefer noch die große, allgemeine Feuchtigkeit des Bodens an, so wird man dieß sehr natürlich und verständig finden. Diese Höhe ist nun aber allerdings sehr verschieden, und richtet sich außer den angegebenen Ursachen auch noch nach andern Bedürfnissen, z. B. der Unterbringung des Viehes unter die Häuser in mehreren Gegenden Sumatra's, des Schutzes gegen wilde Thiere u. s. w. Auf Borneo wieder sind es die inneren Fehden der verschiedenen Stämme untereinander, welche die Häuser in Festungen umgeschaffen haben. Ich habe dajak'sche Häuser in Borneo täglich bewohnt, welche 20 Fuß über der Erdoberfläche auf Pfählen ruhten. Sobald die als Stiegen dienenden Baumstämme weggenommen waren, so mußte es jedem indischen Feinde allerdings schwer werden, dasselbe zu erobern.

Wir hatten also das Ziel unserer Reise, den See Danau-Diatas, erreicht. Er hat nur ungefähr 1 Meile im Umfang und liegt nur etwa 600 Fuß über dem Meeresspiegel, von ganz niedrigen mit Urwald bedeckten Hügeln eingeschlossen. Eine tiefe Ein-

[1] 12 Kotta ist eine Landschaft im östlichen Sumatra.

samkeit herrschte in der ganzen Gegend. Viele Spuren von Rhinocerossen und Königstigern sagten uns deutlich, welche Bevölkerung hier die herrschende war. Um denselben einigen Stoff zum Nachdenken zu geben, schoß ich eine Waldtaube mit der Kugel aus einem Baumgipfel herunter; der Schuß schallte in langgezogenem Echo durch die Gegend, und ein oder der andere im Lager ruhende Tiger mag wohl die Ohren über diesen hier unbekannten Ton gespitzt und eine knurrende Mißbilligung ausgesprochen haben.

Uebrigens wäre mir ein längerer Aufenthalt in dieser einsamen Gegend doch sehr langweilig gewesen, und nur das Versprechen der Malayen, daß sich in der Nähe ein Sepann befinde, bewog mich, einige Tage hier zuzubringen.

Ein Sepann ist ein Ort im Walde, gewöhnlich eine mineralhältige oder salzige Quelle, nach welcher alles Wild der Umgegend hinzieht, um zu lecken.

Ich begab mich gegen Abend um 5 Uhr mit zwei Malayen nach dem 1/4 Stunde entfernten Platz. Eine andere Viertelstunde mochte ich hier ungefähr in meinem gewählten Versteck gelauert haben, als sich eine Ricke zuerst unseren Blicken darbot, sie sprang spielend und liebkosend, sich öfters nach dem bedächtiger folgenden Rehbock umwendend, daher. Ich erwartete Hirsche und wollte daher meinen Schuß noch für diese behalten; ich hatte übrigens nicht mehr viel Zeit übrig, um 6 Uhr mit Sonnenuntergang erwartete uns Dunkelheit, denn die Dämmerung dauert in Indien überhaupt nur 10—15 Minuten, und wir hatten noch 1/4 Stunde nach unserem Bivouak zu gehen. Ein sich allmählich näherndes Geräusch im Gebüsch, und hin und wieder ein Brechen der Zweige verkündete uns endlich die Annäherung von größerem Wild. Da ich wünschte, so glaubte ich auch, daß es vielleicht auch ein Rhinoceros seyn könnte; dieß war jedoch nicht der Fall. Ein Trupp Hirsche von 7—8 Stück nebst einigen Thieren, [1] schritten harmlos daher. Sie näherten sich bis auf ungefähr 60 Schritt; ich wählte mir den aus, welcher mir der Stärkste schien, denn nach den Geweihen konnte ich mich nicht richten. [2] Als ich geschossen hatte, sprangen die beiden Malayen sogleich zu und schnitten dem noch nicht ganz verendeten Hirsch die Kehle ab, damit er ganz ausschweißen sollte. Sie waren allerdings dabei sehr interessirt, denn als Mohammedaner durften sie kein Thier essen, welches nicht vorschriftsmäßig geschlachtet war. Hierzu ist erforderlich, daß durch einen Schnitt von einem Ohr nach dem andern zu alle Halsadern durchgeschnitten werden, damit kein Blut zurückbleibt. Ich ließ mir eine Keule ablösen; das übrige Wildpret nahmen die Malayen mit nach dem Bivouak, wo sie es in ganz dünne Scheiben schnitten, und während einigen Tagen in der Sonne trockneten. Man nennt das auf diese Weise getrocknete Fleisch in Indien Ding-Ding. Es hält sich viele Monate lang ohne zu verderben, und war daher für die in den Wäldern zurückbleibenden Malayen ein sehr erwünschter Proviant. Den andern Morgen schoß ich noch einen Spießer, [3] dessen 8—10 Zoll lange Kolben noch weich waren. Mir war bekannt, daß die Chinesen für dergleichen junge Geweihe 6—8 Dollars bezahlten, und ich verehrte sie meinen beiden Dienern Kitchil und Gedang, um sie bei erster Gelegenheit zu verkaufen. Solche junge Geweihe gelten bei den Chinesen als besonders stärkende und befördernde Mittel für die sinnliche Liebe, welcher sie bekanntlich sehr ergeben sind.

Ich hatte sehr viele Rhinocerosfährten in der Umgegend und auch auf dem Sepann gefunden, ohne daß es mir gelang eines dieser Thiere zu Schuß zu bekommen. Ich ging Nachmittag auf gut Glück einer mir anscheinend ganz frischen Fährte nach, in der Meinung, daß sie mich nicht weit führen würde, jedoch hierin täuschte ich mich; mein Eifer hinderte mich indeß umzukehren, denn jeden Augenblick glaubte ich am Ziele zu seyn, und immer weiter zog sich die Fährte hin über Hügel und Thäler, bis ich endlich, nachdem ich wohl 1 Meile gefolgt war, mich auf einem hohen Gebirgsrücken befand. Der Weg welchen ich zurückgelegt hatte, hatte übrigens keine Hindernisse, weder an Schlingpflanzen noch Dornen, es war ein gebahnter Pfad, wahrscheinlich der gewöhnliche tägliche Wechsel des Rhinoceros, bisweilen wurde er allerdings zu einer schmalen tiefen Erdfurche mit Wasser gefüllt, weil der schwere Körper und die breiten Füße des Thieres allmählich das weiche Erdreich eingedrückt hatten. Indessen fing mir die Reise doch an etwas lang zu werden, und schon schwankte ich, ob ich nicht besser thue umzukehren, als ich mich plötzlich an einer kleinen morastigen Pfütze befand, und in dieser ruhte das Rhinoceros mit seinem Kalbe. Im ersten Augenblick konnte ich das Thier gar nicht erkennen; es war complet im Schlamm begraben. Nur der Hinterkopf kam zum Vorschein, und die äußerste Oberfläche des Rückens; ich hatte mich bis auf fünf Schritt genähert, ohne daß es die geringste Ahnung davon hatte. Die Nase ruhte tief im Schlamm, ebenso waren die Ohren bedeckt. Es wäre vielleicht interessant, wohl aber auch gefährlich gewesen, abzuwarten, wie lange es in dieser Stellung verharren und ob es überhaupt um Athem zu schöpfen den Kopf in die Höhe bringen würde; ich zog jedoch vor, hierüber in einem naturhistorischen Werk nachträglich zu forschen und meine kostbare Zeit besser anzuwenden; ich wählte mir den Hinterkopf zum Ziel meiner Kugel. Als der Schuß gefallen war, bewegte es sich nicht mehr, sondern blieb in derselben Stellung im Schlamm begraben. Als einziges Zeichen daß es eben verendet hatte, gab es eine ansehnliche Losung von sich, sonst hätte ich vielleicht zweifeln können, ob ich nicht auf ein todtes Rhinoceros geschossen hätte. Das Kalb, welches ebenso im Schlamm begraben lag, brachte nach dem Schuß den Kopf in die Höhe und nahm eiligst die Flucht; da die Mutter aber nicht folgte, blieb es auf 40 Schritt stehen, so daß ich es mit leichter Mühe erlegte. Es hatte die Größe eines einjährigen Ochsenkalbes, war aber noch einmal so breit; das todte Rhinoceros aus der Schlammgrube herauszuholen war eine zu schwierige Aufgabe für mich, ebenso wenig konnte ich mir das Kalb wie einen Rehbock über die Schultern legen; ich kehrte also um, und schickte den andern Morgen sämmtliche Malayen und Battas aus, mit der Aufgabe, mir den Kopf des alten Rhinoceros und das Kalb ganz zu bringen. Letzteres war aber auch nicht ausführbar; sie zerlegten daher dasselbe und kamen keuchend und beladen endlich zu Mittag an. An dem Kopf, welcher an eine Stange des bessern Transports halber gebunden war, hatten allein vier Mann getragen. Die Malayen verschmähten von dem Fleisch zu essen. Die Battas hingegen schienen sehr erfreut zu seyn und bereiteten sich auch eine Menge Ding-Ding zu. Was das alte Rhinoceros anbelangte, so schienen selbst die Battas dessen Fleisch nicht haben zu wollen; sie versicherten daß es sehr zähe sey und keinen angenehmen Geschmack habe. Das sumatranische Rhinoceros hat zwei Hörner auf der Nase, das größere 7—8 Zoll lang, und das kleinere gewöhnlich halb so groß. Die Chinesen und Malayen schreiben diesen Hörnern eine eigne Kraft zu; wenn dieselben ausgehöhlt sind und als Trinkbecher benutzt werden, so soll jedes

[1] Thier, Jägerausdruck für weiblichen Hirsch.

[2] Die Geweihe des Hirsches auf Sumatra haben ohne Ausnahme nur sechs Enden.

[3] Spießer, ein junger noch nicht ganz ausgewachsener Hirsch.

vergiftete Getränk augenblicklich darin schäumen; ich hatte nicht Gelegenheit mich von der Wahrheit zu überzeugen. Den Rhinocerosschädel ließ ich zwar präpariren, ließ ihn aber, weil er mir für den Landtransport zu schwer wurde, zurück, und nahm nur die Hörner mit.

Es bleibt mir noch übrig eine Lücke in der Schilderung des indischen Waldlebens auszufüllen. Nachdem ich bereits gezeigt habe, welche wichtige Stelle die Blutigel einnehmen, muß ich noch einer kleineren Thierart erwähnen, welche aber der Zahl nach die Hauptbewohner der indischen Wälder sind; dieß sind die Ameisen. Es läßt sich hier eine Parallele mit europäischen Waldungen im Sommer gar nicht ziehen. Die indischen Wälder sind wirklich besät mit diesen Thieren. Von der Größe eines Viertel Hirsekorns bis zu einer Länge von 1½ Zoll und verhältnißmäßiger Dicke, in weißer, schwarzer, brauner und rother Farbe, kann man die verschiedenartigsten Species zählen. Es ist ein Glück daß diese Thiere, obschon sie auch über die ganze Bodenfläche eines Waldes zerstreut sind, und in langen Zügen hin- und hermarschieren, ihren Hauptaufenthalt auf den Bäumen haben. Alle Stämme sind mit wenig Ausnahmen von Ameisen bewohnt; manche scheinen ganz damit bedeckt zu seyn. Der Fußgänger wird übrigens nicht von ihnen belästigt; doch nicht allein in den Wäldern, auch in den menschlichen Wohnungen ist die Ameise zu finden. Ich habe kein Haus in Indien gesehen, von der ärmsten malayischen Hütte an bis zum Palast des Nabobs, wo nicht die Ameise mitwohnte. Aber auch hier incommodiren sie eigentlich den Menschen selbst nicht, sondern gehen ihm vielmehr aus dem Wege. Man wird sie in vielen Häusern gar nicht gewahr; man hat aber nur nöthig einen Napf mit Zucker oder dergleichen auf irgend ein Möbel zu setzen, und sie werden mit einem Zauberschlage erscheinen. Schränke, Tische und andere Möbel, welche man vor ihnen sichern will, werden mit den Füßen in kleine Wassernäpfchen gesetzt; dieß ist hinreichend. Die kleinste Gattung von den in den Häusern vorkommenden Ameisen ist mit unbewaffnetem Auge gar nicht zu erkennen. Wenn ein Gefäß mit Reis oder Zucker von ihnen bedeckt ist, so kommt man in Versuchung sie für bloßen Staub zu halten. Ein obschon nicht häufiger und alltäglicher, aber sehr gefährlicher Feind hingegen ist die weiße Ameise. Sie findet sich zum Glück nur in wenig Häusern vor, und wenn dieß bekannt ist, so wird gewiß jedermann von dem Kauf eines solchen Hauses abstehen, oder einen sehr niedrigen Preis dafür zahlen. Ein einziger Tag ist hinreichend, daß ein Zug weißer Ameisen, welcher unbemerkt sich einquartiert, die schönste Garderobe, Wäsche, Bücher, kurz alles vernichtet, was nicht von Metall ist. Es scheint, daß sie einen scharfen und ätzenden Saft bei sich haben, welcher zur Zerstörung der Gegenstände hauptsächlich beiträgt; denn die Stoffe über welche sie weggelaufen sind, zerfallen wie Moder. Doch kann man durch das Untersetzen von Wassernäpfen unter Möbel, wie ich schon erwähnt, sich auch gegen diesen Feind schützen.

Nachdem ich mich noch einige Tage am See Danau-Diatas aufgehalten und denselben aufgenommen, auch einige hohe Punkte in der Nachbarschaft, welche für die Vermessungen von Wichtigkeit waren, bestiegen hatte, beschloß ich nach Tobing zurückzukehren.

Nachdem ich theilweise einen andern Rückweg eingeschlagen, übernachtete ich den vierten Tag in einem kleinen Batta-Dorfe. In den naheliegenden Feldern war man beschäftigt Reis zu pflanzen, und ich sah zu meiner Verwunderung, daß die Frauen dieses Geschäft unter großen, zu diesem Zweck aus spanischem Rohr geflochtenen Körben verrichteten. Es war dieß ein Schutzmittel gegen den Königstiger, welcher in dieser Gegend besonders häufig und gefährlich war. Es ist nämlich eine bekannte Thatsache, daß der Tiger, obgleich er gewöhnlich nur aus einem Versteck und von hinten den Menschen anzufallen wagt, davonläuft, wenn der erste Sprung mißglückt. Hierzu waren die Körbe eine gewiß sinnreiche Vorrichtung; denn der gegen den Korb springende Tiger verfehlt seinen Zweck und macht kehrt, sobald er sieht, daß er den Menschen nicht erreicht hat.

Die Häuser des Dorfs bestanden aus 8—10 elenden battaschen Bambushütten, nicht zu vergleichen mit jenen hohen Häusern aus Eisenholz, welche ich in Sikumpulang gesehen. Schmutz und Unreinigkeit, welche in jedem Batta-Dorf einem eigentlich den Willkommen bieten, hatten hier ihre höchste Stufe erreicht. Es ist dieß sehr natürlich. Die Häuser ruhen alle auf 6—7 Fuß hohen Pfählen; unter den Häusern halten sich in jedem Dorf nach Maaßgabe der Größe 40—100 Schweine und 20—30 Hunde auf. Alle und jede Unreinigkeit wird von oben herab und ohne Rücksicht auf die unten ruhenden vierbeinigen Bewohner herabgegossen, welche durch ein zärtliches Grunzen ihre Erkenntlichkeit zu erkennen geben. Da niemand daran denkt irgend einen kleinen Abzugsgraben zu machen, oder von Zeit zu Zeit eine allgemeine Reinigung vorzunehmen, so steht das Dorf in kurzer Zeit wörtlich in einer sehr unsaubern Sauce; dieß war mir stets die größte Schattenseite der Batta-Dörfer, und die malayischen haben hierin viel voraus. Letztere haben weder Schweine noch Hunde, und halten im allgemeinen mehr auf Reinlichkeit. Nachdem ich die geräumigste Hütte des Dorfs, welche ungefähr 30 Fuß lang und 20 breit seyn mochte, mir ausgesucht hatte, stieg ich die Stiege hinan, welche zu dem Eingange führte. Es gehörten einige Seiltänzertalente dazu, hinaufzusteigen; die Stiege bestand nur in einem dünnen Baumstamm von ½ Fuß Durchmesser, in welchen einige Einschnitte gehauen werden. Die Hütte selbst war vielleicht 20 Fuß hoch und stand auf 7 Fuß hohen hölzernen Pfählen über der Bodenfläche. Die Wände bestanden aus großen Stücken Baumrinde; das Dach war mit Palmblättern gedeckt. Jedenfalls aber hatte sie einen großen Vorzug vor den übrigen Hütten, welche auf Bambuspfählen ruhten, und nur halb so groß waren. Der Bambus erreicht eine Höhe von 50 Fuß und hat am untern Ende 1½ Fuß Umfang. Es möchte ein oder der andere Leser seyn, welcher die Deckung mit Palmblättern sich anders vorstellte als sie in der Wirklichkeit besteht; die Palmblätter selbst haben keine große Dimension, sondern sind nur 1½—2 Zoll breit und 2 Fuß lang. Der Ast oder die Ribbe, an welcher die Blätter symmetrisch zu beiden Seiten hängen, hat von fern gesehen nur die Form eines 7—8 Fuß langen Blattes. In Indien werden die Blätter der Nipa- und Cocuspalme zur Deckung benutzt, indem man 4—5 Fuß lange und 1 Fuß breite Dachschoben (Atap) aus ihnen verfertigt. In größern Plätzen und Städten werden dieselben zum Verkauf angefertigt. Der Preis von 100 ist durchschnittlich zwischen zwei und drei Gulden holländisch. Ihre Anfertigung besteht darin, daß man 50—60 der schmalen Blätter über einen fingerdicken Stecken, gewöhnlich ein Theil der gespaltenen Blattribbe faltet und mit dünnem spanischem Rohr aufreihet oder aufnähet, und zwar so, daß immer das folgende Blatt das vorhergehende zur Hälfte bedeckt, so daß keine Nässe durchdringen kann. Diese so angefertigten Schoben oder vielmehr Scheiben — denn sie haben nur doppelte Blattesdicke — werden wie unsere Dachschoben schichtenweise bei der Deckung gelegt. Aus dem 3—4 Fuß langen indischen Grase Alang-Alang werden Dachschoben in der eben beschriebenen Form und Größe ebenfalls angefertigt; nur sind diese letzteren 1—2 Zoll

dick, damit sie dem Regen widerstehen können. Diese beiden Deckungen aus Palmblättern und Alang-Alang sind allgemein in ganz Indien in Anwendung. Nur in einzelnen Gegenden, z. B. Borneo, hab' ich hölzerne Dachschindeln, auf Häusern von wohlhabenden Malayen, gesehen, und in den Gebirgsländern einiger Inseln benutzt man auch einen schwarzen Palmenbast (Idjuh), welches wie lange Roßhaare aussieht, zur Deckung. Jedoch nur in Gegenden wo diese Palmenart häufig vorkömmt; die Häuser der wohlhabenden Europäer in Batavia und einigen andern Städten sind zum kleinen Theil aus Backstein gemauert und die Dächer mit Dachziegeln gedeckt; da aber unter einem Ziegeldach die Temperatur viel wärmer ist, so legt man auf ein solches Dach oft noch eine Deckung von Palmblättern um die Hitze zu mäßigen.

Bei meinem Eintreten fand ich die Battahütte gedrückt voll Gäste beiderlei Geschlechts, und ich wollte schon wieder umkehren, um mir ein anderes Asyl zu suchen. Der Eigenthümer des Hauses aber, Radja Hindu, Häuptling des Dorfes, tröstete mich und bat mich ½ Stunde Geduld zu haben, dann würde alles beendet seyn.

Er hatte mir indeß 9—10 geflochtene Matten in einen Winkel der Hütte niedergelegt und zwar in gewisser Rangordnung; die unterste Matte war sehr grob geflochten und von ansehnlicher Größe, die zweite folgende war etwas kleiner und feiner, die dritte übertraf diese wieder an Feinheit, und die letzte und zehnte Matte war endlich ein wirkliches Kunstwerk von feinem Flechtwerk. Ich hatte früher schon die Sitte, eine Anzahl Matten übereinander zu legen, um hierdurch einen weicheren Sitz zu schaffen, in malayischen Häusern bemerkt. Die geflochtene Matte ist das einzige Möbel in indischen Häusern, man würde vergebens andere suchen. Da wo viel Schifferverkehr ist, und wo namentlich arabischer Einfluß sich mehr geltend gemacht hat, wie z. B. bei den Fürsten Borneo's, da findet man wohl hin und wieder kleine Teppiche als Luxusmöbel. Auf Sumatra jedoch ist es bis jetzt bei der Matte geblieben. Im allgemeinen ist es das mehr oder weniger künstliche Flechtwerk, welches den Werth der Matte (Tikar) bestimmt, denn es sind nur Stroh- und Schilfarten, welche als Flechtstoffe dienen. Der Preis ist von 10 holländischen Kupfer-Centen [1] an bis zu 5 Rupien (5 Gulden holländisch). Hingegen wird in einigen besonders goldreichen Gegenden Sumatra's, z. B. Corintchie, ein großer Luxus auch in Strohmatten getrieben. Es gibt dort dergleichen Matten, welche so mit Gold durchflochten sind, daß sie 50—100 Gulden das Stück kosten.

Mittelst 30—40 Ellen Kattun, welchen ich stets bei mir führte, um nöthigenfalls in jedem indischen Hause mir ein abgesondertes Gemach verfertigen zu können, hatten meine Diener bereits ein solches hergestellt, welches den vierten Theil der Hütte einnahm. Ohne solche Vorrichtung ist es beinahe unmöglich, die sehr verzeihliche, aber lästige Neugier der Eingebornen zu ertragen. Durch die gezogenen Wände und meine außerhalb sitzenden Diener war ich vor zu großer Zudringlichkeit geschützt, konnte ungestört schreiben, zeichnen oder schlafen, und wählte die Stunden selbst, in welchen ich mich öffentlich präsentiren wollte, wo ich dann allerdings das ganze Haus voll Besucher hatte, welche nicht müde wurden mich zu bewundern. Ich unterhielt mich dann niemals uninteressant mit den Häuptlingen, es gab Stoff genug, entweder belehrend über das Land der Weißen, oder forschend über ihre eignen Sitten und Gebräuche, über Wald und Jagd, frühere und neuere Zeiten; das Thema ging nie aus.

Die Hausfrau (inang) hatte mir, als ich eingetreten war,

[1] Ein Kupfer-Cent hat ungefähr einen Werth von 2 Pfennigen.

sehr zuvorkommend einige Kürbisflaschen mit Wasser gebracht, womit sie, indem sie mir die Füße übergoß, mich in Stand setzte, dieselben von dem unangenehmen Abdruck zu befreien, welchen sie auf der kurzen Wanderung zwischen den Häusern erlitten hatten. Die Gewohnheit der Battas sich die Füße zu waschen, ehe sie ins Haus treten, und die Hände ehe sie essen, ist bei dem allgemeinen Schmutz anerkennungswerth.

Ich habe schon erwähnt, daß ich das Haus voll Menschen fand als ich eintrat; ich hatte wohl schon ehe ich eintrat eine entsetzliche Musik gehört, namentlich waren es einige Trommeln und Kupferbecken, welche sehr unangenehm auf meine europäische Ohren wirkten. Ich erfuhr die Veranlassung dieses Spectakels jedoch erst, nachdem ich mich schon einige Zeit im Hause befand. Eine alte Frau stand auf einer nur einige Fuß hohen, der Länge und Breite nach aber die halbe Hütte einnehmenden Bali-Bali [1] und war in wirklicher oder scheinbarer Verzückung. Es schien als ob sie in einer Unterhaltung mit unsichtbaren Wesen begriffen wäre. Sie gesticulirte mit den Händen und stieß einzelne Worte aus; forderte einige Dinge als Betel und eine Schüssel mit Reis; wie ich vermuthe in der Absicht, sie den Unsichtbaren vorzusetzen. An dem Reis roch sie erst, und schrie auf einmal Bau! Bau! er riecht! er riecht! Nach was? blieb der Gesellschaft überlassen zu errathen. Kurz der Reis mußte wieder weggenommen und etwas anderes gebracht werden. Im Ganzen erschien mir diese Pythia sehr uninteressant. Wie ich nachher erfuhr, sollte sie ermitteln, ob eine schwer erkrankte Frau im Dorfe wieder gesund werden würde, und ob vielleicht ein Zauber auf derselben ruhe. Ich weiß nicht ob sie die Aufgabe zur Zufriedenheit der Verwandten gelöst hat, und war sehr froh als sie nach einigen Minuten mit der Musik verschwand.

Die Gesellschaft hatte sich bis auf drei fremde Battas entfernt; diese waren aus den östlichen Batta-Districten hinter Pitjakolling zu Hause, und beabsichtigten sich in dieser Gegend niederzulassen.

Ich hatte indeß einen Theil meines aus Kattun verfertigten kleinen Gemachs geöffnet, hatte mir eine Manilla-Cigarre angebrannt und mein Diener hatte für Thee gesorgt. Es ist nichts erquickender und für die Gesundheit dienlicher nach anstrengenden Märschen in Tropengegenden als warme Erfrischungen. Die Chinesen ohne Ausnahme und die Mehrzahl der Europäer trinken ziemlich heißen Thee, wonach der Durst sich allmählich verliert. Noch besser und erquickender aber ist ein Getränk, welches meines Wissens nur die Malayen von Sumatra gebrauchen, und zwar Thee von gerösteten Kaffeeblättern unter dem Namen Cawa bekannt. Der Geschmack ist bitterlich und nicht so angenehm wie der gewöhnliche Kaffee, hingegen weit gesünder, und nach angestrengten Märschen außerordentlich wohlthuend und beruhigend, den Durst besser stillend als der Thee. Als ich mir den Thee so schmecken ließ, erschien Radja Hindu mit einem Siriekästchen [2] und einem großen Bambus mit Ayer-Majan, [3] und seine Frau

[1] Bali-Bali. Ein Mittelding zwischen Bettstelle, Bank und Tisch, das einzige Möbel welches man hin und wieder, obschon selten, in malayischen Häusern sieht.

[2] Sirie ist das, in Europa unter dem Namen Betel bekannte Blatt einer Pfefferpflanze, welches alle Indier leidenschaftlich kauen und zwar mit Zusatz von Kalk und noch zwei andern gewürzhaften und bitteren Substanzen, Gambir und Pinang. Ersteres ist das bittere Blatt der Gambirstaude und letzteres die kleine Nuß einer Palmenart, so groß als ein Tauben-Ei.

[3] Ayer-Majan, Palmwein, auf Java unter dem Namen Sacce-Ver bekannt. Im frischen Zustande ist derselbe so zuckersüß, daß er nicht trinkbar ist; nach einigen Stunden geräth er jedoch in Gährung und schmeckt angenehm säuerlich.

mit den üblichen Geschenken an Reis und Hühnern. Radja Hindu hielt mir erst eine schöne Rede, eine unerläßliche Höflichkeit bei einem wohlerzogenen Batta; dann ließ er sich mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen neben mir nieder und versuchte eine Tasse Thee, welches Getränk er noch nicht kannte, und das ihm wohl zu schmecken schien. — Ich breche hier die Reise ab, insofern ich nichts besonderes mehr zu bemerken habe; ich befand mich einige Tage später wieder in dem niederländischen Etablissement Tobing.

Amerikanische Notizen.

Der Amazonenstrom und dessen Gebiet wird jetzt von Brasilien aus genauer untersucht. Ein Dampfer, der erste welcher den Amazonenstrom befuhr, „Marajo" genannt, verließ Para am 10 September v. J. und kam am 20sten an der Mündung des Rio Negro, den 5 October aber in Tabatinga, dem letzten Orte in Brasilien an, nachdem er in Coary, Ega, Fontaboa, Tenantin und San Paulo angelegt, und setzte seine Reise auf peruanischem Gebiete nach Nauta fort, wo er am 14 October ankam, nachdem er unterwegs die peruanischen Orte Loreto, Cochequina, Pebas, Yucalpa und Iquito berührt. Nauta und Loreto sind von Peru zu Freihäfen erklärt worden. Nauta liegt nahe an der Mündung des Ucayali und verspricht dereinst die bedeutendste Stadt zu werden. Die Ankunft des Dampfers erregte an allen diesen Plätzen ungeheures Aufsehen. — In Loreto empfing man das Dampfschiff mit dem Geläute aller Glocken. Colonel Don Francisco Ortiz überhäufte die Leute auf demselben mit Freundschaftsversicherungen und fuhr selbst mit seinem Secretär auf demselben nach Nauta. In Loreto setzte man eben die amerikanischen Dampfschiffe zusammen, die für die Untersuchung der Flüsse Ucayali und Guazaya bestimmt sind.

Der Gouverneur von Loreto Don Manuel Ijarra und Hr. Schut, ein deutscher Kaufmann in Callao, haben mit der peruanischen Regierung Verträge abgeschlossen, um binnen drei Jahren 13,000 Colonisten in diese Staaten überzusiedeln. Manche derselben sind bereits angekommen und werden bei der Garnison „beschäftigt" — wie man sich ausdrückt — welche unverzüglich auf 2000 Mann gebracht werden sollen; 139 Deutsche sind nach Caballo Coro gesendet worden.

Das scheint ganz, als ob dieser ehrenwerthe deutsche Landsmann, Hr. Schut, in Menschenfleisch „mache" und es besonders auf die Kinder seiner Mutter Germania abgesehen habe. Da heißt es: habt Acht! habt Acht! vor der Landsmannschaft, gerade wie hier in New-York und auf andern Plätzen der „Musterrepublik."

Zu Ega, Tabatinga, Loreto, Pebas und Iquito hat man vortreffliche Kohlen in großer Menge gefunden. In Pebas ist die Kohlenmine nur einige Schritte vom Hause des Gouverneurs, und in Iquito öffnet sie sich am Ufer des Flusses. Bequemer konnte es den Menschen nicht gemacht werden. Die Proben der Kohlen, welche nach Para gebracht wurden, geben den besten New-Castle Kohlen nichts nach. Westlich von dem Punkte, bis wohin der Dampfer vordrang, finden sich nur noch Indianerdörfer. Peru soll überaus willig seyn, alle Bewilligungen für die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome und für Ansiedler zu machen, die sich an dessen Ufern niederlassen und selbst brasilianische Blätter geben zu, daß in dieser Beziehung Brasilien weit zurückstehe.

Diese Notizen, brasilianischen Blättern entnommen, verdienen in Deutschland alle Beachtung. E. P.

•

Deutsche und Irische Einwanderung in New-York. Der Hafen von New-York ist auch mit Bezug auf die Einwanderung in die Unionsstaaten maaßgebend, und daher werden folgende als ziemlich genau anzunehmende Angaben des Einwanderungsverhältnisses zwischen Deutschen und Irischen während der letztverflossenen Jahre interessant.

	1849	1850	1851
Iren . .	112,691	116,582	163,256
Deutsche .	55,705	45,402	69,883

	1852	1853	1854 in den ersten 5 M.
Deutsche .	118,125	119,644	44,248
Iren . .	115,537	113,146	17,649.

Wäre seit 1852 die deutsche Einwanderung durch ihre Vermehrung nicht ausgleichend der irischen Verminderung gegenüber eingetreten, so würden sicher die Ungezogenheiten des Senators Thompson von Kentucky in Washington und seinesgleichen unterblieben seyn und wir würden statt dessen liebliche Sirenenlieder zur Herbeilockung von Einwanderern ertönen hören. E. P.

•

Telegraphen-Verwaltung in Amerika. In diesen Blättern wurde (Nr. 14. S. 336) die Länge der Telegraphenlinien in der Union nebst mehreren dahin gehörigen erwähnt und auch die Kostspieligkeit der telegraphischen Botschaften für den Privatgebrauch angedeutet. Letzteren anlangend, so tritt dazu obendrein noch eine andere Schattenseite in der sehr unzuverläßigen Verwaltungsweise. Nur allein meinen Bekannten- und Erfahrungskreis betreffend, so könnte ich häufig Fälle anführen, in denen aufgetragene Botschaften auf den frequentesten Routen unausgeführt blieben, ohne daß der gezahlte Betrag zurückerstattet ward, obschon die Nichtbestellung erwiesen war. Die Telegraphen-Verwaltung durch die ganze Union ist nirgendwo als sehr exact bekannt, und es mögen vielleicht größere Geschäfte oder öffentliche Blätter weniger Ursache zu Beschwerden haben; auch trifft wohl Deutsche öfter eine Vernachläßigung als Englischredende; allein gewiß bleibt, daß — wie bei so manchen zum allgemeinen Besten getroffenen Einrichtungen — auch hinsichtlich der Telegraphen der Rahm mehr von Einzelnen abgeschöpft wird. Wie bei allem Verwaltungswesen in Amerika, so hält es auch bei der Telegraphen-Verwaltung sehr schwer zuverläßige Beamte überall zu bekommen. Schon der allgemeine Selbstständigkeitsdrang tritt dem exacten Befolgen empfangener Aufträge entgegen, indem ein Personalinteresse schwer oder gar nicht an die Erfüllung von Amtspflichten zu knüpfen ist. Zudem läuft der trocken-mechanische Telegraphendienst völlig gegen das bewegliche Wesen des Angloamerikaners, dessen Quecksilberheit überall zu Tage tritt. Fieberhafte Regsamkeit kann unter den Lebensbedingungen der Amerikaner fast obenan gestellt werden, womit pünktlicher Telegraphendienst nicht zu vereinen ist. Zwar zeigt sich als Gegensatz in der Bevölkerung viel Trägheitsneigung, aber auch diese gehört keineswegs zu den Qualificationen eines guten Telegraphen-Beamten. E. P.

•

Die Polizei von Philadelphia, durch Wahrsager in Bewegung gesetzt! Man berichtet Anfangs Mai 1854 aus Philadelphia, daß ein Bewohner von Moyamensing (Stadttheil Philadelphia's) vor einiger Zeit spurlos verschwunden sey. Nachdem Weib und die Angehörigen alle gewöhnlichen Mittel zur Auffindung des Vermißten Ed. Slaven angewendet, suchten sie „übernatürlichen Beistand“ bei einem Wahrsager. Dieser gab an, daß die Leiche im Keller von Peter Nugents House, Ecke der 8ten und Christian Street zu finden sey. Auf diese Autorität allein drangen des Nachts mehrere Polizeidiener in Nugents Haus, um — nichts zu finden. Der Leichnam Slavens wurde kurz darauf aus dem Delaware gefischt, ohne Anzeichen irgend einer Gewaltthat und nebst allem was er an und bei sich gehabt hatte.

Wird man nach derartigen Belegen in Europa noch länger anstehen, die „Kindlichkeit“ und „Jugendlichkeit“ der „großen Musterrepublik“ des „jungen Riesen“ vollständig und allgemein anzuerkennen? E. P.

•

Der Alligator als Hausthier. Am 11 Mai 1854 beschwerte sich Miß Eliza Garry in New-Orleans vor Gericht über Ernest Dosler, daß er in seinem Hofe, den sie öfter passiren müsse, einen großen Alligator halte, vor dem sie sich fürchte. Der vorgeladene Dosler gab dagegen an, daß die Lady das Thier stets mit Steinen, Schlacken, Holz u. s. w. werfe, worauf die Lady Bürgschaft stellen mußte, den Alligator künftig in Ruhe zu lassen. E. P.

•

Nordamerikanische Ortsnamen. Das Mechanische im Wesen der Angloamerikaner, jener geringere Grad von Hinneigung zur Individualisirung, welcher den Deutschen so sehr eigen ist, spricht sich unter anderem auch in den Ortsnamen aus. Einem neulich erschienenen Ortsverzeichniß der Union zufolge gibt es in derselben 27 Kreise und 156 Städte und Dörfer, die nach Washington benannt sind; 116 tragen den Namen Franklin, 37 heißen Milton, 5 Cromwell, 7 Napoleon, 7 Nelson, 6 Wellington, 10 Byron, 10 Kossuth, 7 Lamartine, 3 Romeo, 2 Hamlet, aber keines Shakspeare, 4 Memphis, 4 Cairo, 5 Cadix, 17 Lissabon, 20 Wien, 21 Rom, 22 Paris, 5 London, 3 Berlin u. s. w. Ueberall tritt eine geringere geistige Regsamkeit an den Tag, die stets zur Nachtreterschaft besonders geneigt ist. Die Amerikaner sind Fabrikarbeiter und sie tragen fast insgesammt den Fabrikstempel neben dem uniformen Fabrikgepräge. E. P.

•

Zur New-Yorker Sittengeschichte. Im Junius 1854 wurden mit Arsenik vergiftete, verzuckerte Aniskuchen in dem Hof hinter dem Hause Nr. 381 Atlantic street geworfen, während mehrere Kinder daselbst spielten. Zum Glück aßen sie nicht davon; aber ein kleiner Hund, der einen solchen Kuchen verschlang, zeigte alsbald Spuren der Vergiftung. Es war Arsenik mit Zucker vermischt. So lautet die polizeilichen Angaben entnommene, trockene Angabe des Thatbestandes eines — meines Erachtens — nach verschiedener Richtung hin höchst charakteristischen Vorfalls. Ich hebe nur eine Seite davon hervor, indem von mir die Vermuthung aufgestellt wird, daß der Vergiftungsversuch höchst wahrscheinlich von einer Person gemacht worden seyn kann, die der vermuthlich permanente Kinderlärmen im erwähnten Hofe stark erboßte, was bei dem nervenangreifenden, die Galle erregenden Klima sehr erklärlich wird. Es mögen wohl alle Beschwerden bei den Eltern über den heillosen Kinderscandal vergeblich gewesen seyn, wie das denn hier zu Lande stets der Fall ist, wo die liebe Jugend souverän erscheint und stets ihren Willen haben muß, damit aus ihr jene Rohheit spreche welche als Freiheit gilt. E. P.

•

Amerikanischer Schneiderwitz. Die kleiderkünstlerischen Geschäftsleute tragen fast aller Orten Scurrilitäten zur Schau und scheinen dem „Dulce est desipere in loco“ des Horaz nachstreben zu wollen. Unsere amerikanischen „Merchant-Tailors“ — Schneider-Kaufleute, oder eigentlich Großhändler in Kleidern — stehen darin durchaus nicht zurück; ja sie geben wohl gar ihren Collegen in Paris u. s. w. noch zu rathen auf, wie mir aus folgender Empfehlungskarte hervorzugehen scheint, die ein Freund für mich aus Porcopolis, d. h. aus Cincinnati, mitbrachte. Schon die Ueberschrift „Homilie“ kündigt Närrisches an, das sich denn auch in folgender wortgetreuer Uebersetzung des englischen Originals findet.

„Gottesgelehrte haben viele Metaphern gebraucht, um das Leben des Menschen — seine Jugend, seine Mannheit und seinen Verfall zu erklären; Poeten all die „poetische Freiheit“ gebraucht, um die menschliche Natur in ihrer ephemeren Seite darzustellen. Philosophen haben Schulen begründet, um die äußerste Bedeutungslosigkeit der menschlichen Natur zu lehren. Und doch arbeitet der Mensch schwer, schwitzt und kämpft so viel als jemals für Reichthum, Ruhm und Ruf. Würde es nicht das Bessere seyn, anstatt diese Neigung für Platz und Macht zu unterdrücken suchen, sie in vernunftgemäßere Canäle zu leiten. Erhöhe des Menschen Bestrebungen. Als Beispiel, laßt uns mehr von Washington hören und weniger von Napoleon, mehr von wahrer, veredelnder, erhabener Größe, und weniger von derjenigen, welche sich auf das Leben, die Hoffnung und den Charakter anderer zu bauen sucht. Das bescheidenste Individuum, der ärmste Mann, kann in seiner Sphäre so viel von einem Washington seyn als es Washington selbst war. Ehrliches und aufrichtiges Handeln, und eine stricte Anhänglichkeit an die „goldene Regel“ wird gedeihen.

Der Unterzeichnete bekennt sich schuldig der allgemeinen menschlichen Schwäche: zu wünschen Geld zu machen, aber nicht auf Unkosten des Princips. Demzufolge sind Sie eingeladen vorzusprechen bei Chasters“. Folgt die Adresse nebst Anzeige des Kleidervorraths mit der Bemerkung, daß für das Vorzeigen der Waaren keine Bezahlung verlangt werde und dem Zusatz „wir studiren zu gefallen.“ E. P.

•

Sittenzustand in Memphis (Staat Tennessee). In der Einleitung eines Artikels in einem südwestlichen Blatte heißt es: „In Memphis ist man so sehr an das Stechen und Todtschießen gewöhnt, daß man derartige Fälle in den Localberichten ohne weiteres Entsetzen liest und die meisten sich schon damit befriedigen, daß die Kugel oder das Messer nicht sie getroffen.“

Hier in New-York pflegen wir auch täglich nach Meister Goethe zu verfahren:

„Und jeder sagt bei Bier und Brod,
Gott sey's gedankt, nicht wir sind todt!“

Obenerwähnter Artikel über Memphis schließt: „Welcher ehrliche und redliche Mann will an einem Platze, wo wöchentlich die Jail durchbrochen und täglich jemand gemeuchelmordet wird, die Verdienste seiner Arbeit verzehren?“ E. P.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33. 18 August 1854.

Tahiti.

Roman aus der Südsee, von Fr. Gerstäcker.

Herr Gerstäcker hat, wie männiglich bekannt, eine Reise um die Welt gemacht, um sich, wie es scheint, eben so wie er schon bei seiner frühern Reise und Aufenthalt in Nordamerika gethan, Stoffe für neue Schilderungen, neue Romane zu holen. Europäische Sujets und Staffagen sind ausgepeitscht, wenn man nicht tiefer in die Verhältnisse eindringen will, was in Bezug auf Abfassung wie Genuß, mit andern Worten auf Verfasser wie Leser, nicht jedermanns Sache ist. Hr. Gerstäcker hat jedenfalls sein Pfund nicht vergraben, sondern versteht es, solches in gangbarer Münze auszuschlagen, und das ist, wie auch von mancher Seite darüber geurtheilt werden mag, kein geringes Verdienst, wie kein geringer Vortheil. Vor 60 bis 70 Jahren, und auch in neuerer Zeit wieder, sind historische Romane üblich gewesen, worin man denen, die sich nicht tiefer mit der Geschichte beschäftigen wollten, die Ergebnisse mannichfacher Forschungen in unterhaltenden Bildern vor Augen bringen wollte. Selbst die beliebten Walter Scottischen Romane hatten diesen Zweck, und gar mancher Engländer weiß von der ältern Geschichte seines Landes nicht mehr, als er aus seinem Shakespeare und seinem Walter Scott gelernt hat. So kommt manche Kenntniß, wenn auch stark legirt, unter die Massen, und verbreitet sich weiter, als die Fachschriften je gelangen. Wirft man dagegen ein, daß krause, verworrene Bilder und Anschauungen sich verbreiten, so darf man dagegen auch nicht vergessen, daß diese historischen Romane so ziemlich das Ergebniß der bisherigen Forschungen zusammenfassen, und wenn die Forschung wieder weiter schreitet, in den Winkel geworfen werden, um andern Platz zu machen. So kann man es auch nicht übel deuten, wenn man die Geographie und Ethnographie in ähnlicher Weise behandelt, es dringen die Ansichten über Racen- und Länderverhältnisse in Schichten ein, denen sie sonst fern blieben, und dieß ist ein um so größerer Vortheil, als Geographie und Ethnographie, so lange man nicht eine gewisse allgemeine Uebersicht errungen hat, die namentlich dem jugendlichen Alter selten gegeben ist, manches Dürre und Unerfreuliche bieten; sie erscheinen oft als eine planlose Anhäufung von Einzelnheiten, deren wahren Werth man erst auf einer höhern Stufe recht erkennt. Ethnographische, Monographien in Romanform abzufassen ist nun nicht gerade neu, denn an romantischen Reisewerken hat es nie gefehlt, und namentlich mit Indianerromanen und Indianernovellen sind wir überreichlich gesegnet, aber Hr. Gerstäcker weiß ihnen doch manche neue Seite abzugewinnen, und die Wahl, die er in „Tahiti" getroffen hat, ist nicht übel.

Ein buntscheckigeres, wunderlicheres Bild konnte er kaum auswählen als „Tahiti", wo sich Komisches und Ernstes auf eine fast untrennbare Weise zusammenfinden. Man denke sich eine ziemlich rohe, aber gutmüthige und sinnliche Bevölkerung eines Tropenlandes von puritanisch gearteten Geistlichen zum Christenthum bekehrt; eine von Gerstäcker geschilderte Persönlichkeit in weißer Halsbinde, schwarzem Frack, mit einem Stück roth und gelben Kattuns um die Lenden und nackten tättowirten Beinen kann eben sowohl einen Begriff der barocken geistigen wie leiblichen Zustände geben. Diese wären aber erträglich und würden sich im Verlauf einiger Generationen zu einer Theokratie gestaltet haben, wie die Welt deren manche gesehen hat, wenn nicht noch weit disparatere Elemente dazu getreten wären. Das erste waren entlaufene Matrosen und Verbrecher, die sich auf einzelnen Inseln niederließen, und nebenbei der Besuch von Handelsschiffen und Wallfischfängern, deren Personal, den Missionären sehr häufig an praktischem Geschick und praktischen Kenntnissen überlegen, ihnen geistig und moralisch die fatalste Concurrenz machten. Die Sinnlichkeit der Matrosen fand Stoff genug in der Sinnlichkeit des weiblichen Geschlechts der Südsee-Inseln, das, wenn ein europäischer Kauffahrer oder Wallfischfänger an einer Insel erschien, sich oft in Schaaren ins Meer warf, um zu dem Schiffe hinzuschwimmen, und sich dem Schiffsvolk preiszugeben. Und damit nicht genug, brachten diese Kauffahrer und Wallfischfänger auch noch den Branntwein unter diese Bevölkerungen, ein wahres Gift in diesen tropischen Ländern, und zwar in geistiger Hinsicht nicht minder als in leiblicher. Kein Wunder, daß die Missionäre den Verkehr mit solchen Schiffen nach Kräften zu hemmen suchten, und daß aus diesem Bestreben ein feindseliges Verhältniß zwischen dem rohen Schiffsvolk, das den ungebildeten Indianern geistig viel näher stand, und den Missionären ausbildete, das zu höchst widerwärtigen Verwicklungen Anlaß gab. Die Niederlassung von europäischen Laien überhaupt war aber den Missionären ein Dorn im Auge, da diese ihnen nicht die Deferenz be-

wiesen wie die Eingebornen, und so allmählich auch in diesen den Respect für die geistlichen Herren minderten, in denen, wie nicht zu läugnen, mit sehr ehrenwerthen Ausnahmen ein starker geistlicher Stolz steckte. Noch wäre indeß auch dieß zu ertragen gewesen, wenn nicht zu den Engländern und Amerikanern, unter denen die Eingebornen keinen wesentlichen Unterschied machten, nicht auch noch endlich die Franzosen gekommen wären, und zwar zuerst als katholische Missionäre, dann als Seeleute und Soldaten, und endlich, wie zu Tahiti, als Protectoren und Beherrscher. Was mochten die Eingebornen sich denken, als andere Europäer mit andern Glaubensformen, aber im Namen derselben christlichen Religion auftraten, und die alten Missionäre gegen sie als gegen „Baalspriester“ donnerten, über die sie Feuer herabbeteten, wie über die Rotte Korah, wogegen die neuen Missionäre, minder puritanisch streng, als die protestantischen, bald durch die Kanonen eines fremden Volkes, der Wiwis, wie man die Franzosen in Polynesien spöttisch nennt, unterstützt wurden. Die Engländer, oder Beretanis, waren von den armen Eingebornen, die von europäischen Verhältnissen nichts verstehen konnten, als das allein mächtige Volk geschildert worden, jetzt kamen die Wiwis, und die Missionäre, die eine so stolze, selbst drohende Sprache geführt hatten, mußten verstummen. Zu all diesen Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten kam noch das drückende Gefühl der Eingebornen, daß sie sich von sämmtlichen Europäern mehr oder minder auffallend als eine nur untergeordnete Race betrachtet sahen.

Auf diesem wirren Schauplatz läßt Hr. Gerstäcker seinen Roman abspielen, der freilich nur durch einen dünnen Faden zusammenhält. Ein Franzose, ziemlich abenteuernder Art, aus besserer Familie hat sich theils aus Verlegenheit, theils aus Abenteurerlust auf einen Wallfischfänger verdungen, kann aber bald das Leben auf demselben, die wüste Gesellschaft und die rohe Behandlung nicht mehr aushalten, und nimmt die Gelegenheit wahr, auf einer Insel in der Nähe von Tahiti zu entspringen. Hier schildert der Verfasser das gewöhnliche Verfahren, wie die Capitäne die Eingebornen bewegen, zur Einfangung der entlaufenen Matrosen beizutragen. Dießmal aber gelingt das Einfangen nicht, der Matrose wird gerettet, und zwar, wie natürlich, durch ein eingebornes Mädchen, das sich in den kecken Gesellen sterblich verliebt. Von dieser Geliebten geführt, kommt er an die andere Seite der Insel, und hier zeigt sich, daß das Mädchen von einem Missionär erzogen, weit über die gewöhnlichen Mädchen des Landes hervorragt. Einer Verbindung stehen allerhand Hindernisse entgegen, namentlich das Widerstreben mehrerer Missionäre, die das Mädchen an keinen „Papisten“ verheurathen wollen. Ihr Pflegevater, ein mildgesinnter Mann, warnt den jungen Menschen, sein Schicksal nicht an eine Eingeborne zu binden, da diese Verbindungen selten gut endigten, indem die Europäer das ungebildete Leben unter den Eingebornen nicht auf die Länge ertragen könnten, und die Einführung der jungen einheimischen Frauen in europäische Gesellschaft, die hochmüthig auf sie herabsehe, nicht wohl thunlich sey. Dieß Thema bildet, soweit der Roman Gemüthssache ist, einen Haupttheil desselben, wird auch in etwas zu langen Gesprächen abgehandelt, in denen allzu viel europäische Reflexion steckt; die Beispiele solcher Heurathen aber, die angeführt werden, werfen manches Licht auf die gesellschaftlichen Zustände, und werden dadurch wahrhaft lehrreich. Das Verhältniß René's, so hieß der junge Mann, bleibt indeß ungetrübt, so lange er auf der kleinen Insel, auf der er ursprünglich angelangt, mit ihr bleibt, sobald er aber nach Tahiti kommt, beginnt die Noth, um so mehr als die Missionäre sich mannichfach in seine häuslichen Verhältnisse zu mischen suchen. Bei dieser Gelegenheit fehlt es nicht an interessanten Schilderungen der Missionäre und ihres Verhältnisses zu den Eingebornen.

Der Roman René's fällt in die Zeit der Krise der neuern Geschichte Tahiti's, nämlich in die, wo die Franzosen nach und nach sich in den Besitz der Inseln setzen. René wird durch seine landsmannschaftlichen Verhältnisse hineingezogen. Das Streben der protestantischen Missionäre, sich die katholischen und die sie unterstützenden Franzosen vom Hals zu halten, ihr Pochen auf englische Hülfe, die Maaßnahmen der Franzosen, das Verhalten der Königin Pomare, die Bemühungen der wenigen einheimischen Häuptlinge, die von Beretanis (Britten) und Feranis (Franzosen) nichts wissen wollen, der Aufstand der Eingebornen, die Einmischungen der Amerikaner und mancher höchst zweifelhaften europäischen Charaktere bilden ein höchst belebtes Gemälde, das manchmal wirklich dramatisch wird. René verliebt sich halb und halb in ein europäisches oder vielmehr amerikanisches Mädchen, reißt sich aber vorerst los, und will bei seiner eingebornen Gattin bleiben, aber der Sturm der Verhältnisse, der ihn in den Kampf mit den Eingebornen hineintreibt, eine schwere Verwundung, die ihn lange von seiner Gattin fern hält, endlich ein unablehnbarer Auftrag, der ihn nach Frankreich führt, während dessen seine Briefe an seine Gattin von einem ihm feindlich gesinnten Missionär, der sie zur Besorgung erhält, unterschlagen werden, reißen ihn dennoch von ihr los. Hier scheint dem Verfasser der Faden etwas abhanden gekommen zu seyn; der Held des Romans kommt im Schlußcapitel wieder aus Frankreich zurück, um als reuiger Sünder, — es ist aber nicht bestimmt gesagt, ob er in Frankreich wirklich noch einmal geheurathet hat, — wieder nach Atiu, dem Wohnsitz seiner Gattin zu gelangen, die er aber nicht mehr am Leben, sondern nur noch seine Tochter findet, die auf Anordnung der am gebrochenen Herzen gestorbenen Mutter ganz in den Sitten der Eingebornen erzogen wurde. Dieser Schluß, wo auf einmal der Roman zu Ende geführt wird, hängt ziemlich lose mit dem Vorhergehenden zusammen, und verräth eben keine sonderliche Verarbeitung des Ganzen; es fehlt demselben die Rundung. Er ist in manchen Theilen zu breit, und in anderen, z. B. in dem, was man über die Reste des Heidenthums erwarten sollte, zu mager, überhaupt in einzelnen Theilen nachlässig gearbeitet.

Dieß betrifft die Composition; die einzelnen Theile, namentlich die Entwicklung des Kampfes zwischen Franzosen und Eingebornen, die Einmischung des zum Theil verbrecherischen Gesindels von Europäern sind hie und da zu wirklich dramatischem Effect verarbeitet, und man wird namentlich diese Theile als ein Bild dortiger Zustände in der kritischen Epoche des Landes mit Vergnügen lesen. Auch manche Scenen, in denen die verschrobene Halbcultur und der Contrast des starren Puritanismus und der Kopfhängerei mit der natürlichen Lebhaftigkeit und Wildheit des einheimischen Lebens geschildert werden, sind ungemein unterhaltend. Die Missionäre kommen dabei nicht eben gut weg, so sehr er auch einzelnen Mildergesinnten Gerechtigkeit widerfahren läßt, im Ganzen sagt er aber doch nichts schlimmeres von ihnen, als Walter Scott in

seinen Puritanern auch. Der arge Mißgriff, von dem sie in keinem Fall frei zu sprechen sind, lag und liegt hauptsächlich darin, daß sie einen solchen im kalten Norden ausgeborenen dogmatischen Fanatismus in den sonnenhellen Süden verpflanzen wollten, und die unschuldigsten Vergnügungen als gräßliche Sünde verboten, woraus nur Heuchelei oder unnatürliche Kopfhängerei entspringen konnten. Eine merkwürdige Figur bildet ein einheimischer Missionär oder Mi-to-na-re, wie die Eingebornen sagen, den die puritanischen Predigten und die Bibel ganz verwirrt machen, der aber gläubig und gehorsam ausharrt, bis endlich die katholischen Missionäre und endlich gar ein Jude ihn ganz verwirren, so daß er alles von sich wirft und wieder Heide wird.

Einiges über Natur- und Menschenleben in Volhynien, Podolien und der Ukraine.

2. Die Juden; die polnischen Gutsbesitzer.

Fast eben so zahlreich wie die Urbevölkerung der Bauern, ist das eingewanderte Volk der Juden, das seit Jahrhunderten in diesen Südprovinzen heimisch ist, doch ihre Gränzen nicht überschreiten darf. Diese russisch-polnischen Länder aber haben sie fast wie Eroberer eingenommen, alle Dörfer, Städte sind von ihnen erfüllt, ja es gibt zahlreiche, nur von ihnen bewohnte Ortschaften, in denen sich die Bevölkerung wie in einem Ameisenhaufen drängt. Auf allen Wegen gehen und fahren sie, und sind die Hauptstaffage der Straßen, auf denen man allerwärts Bilder aus dem alten Testament erblickt. Das heimathlose Volk scheint hier sein Vaterland wiedergefunden zu haben, und kann durch die Toleranz der Regierung in völliger Freiheit seiner Religion, seiner uralten Gebräuche leben, die man vielleicht nirgend in ihrem eigenthümlichen, ursprünglichen Wesen so kennen lernt wie hier. Sie leben unter der übrigen Bevölkerung durch Handel und Wandel in unaufhörlicher Berührung mit ihr, und sind doch aufs äußerste von ihr geschieden, und halten mit eiserner Consequenz an ihren uralten Gesetzen und Gewohnheiten fest. Sie allein im ganzen Reich haben einen von dem russischen verschiedenen Kalender, und feiern z. B. ihr Ostern, ihren Neujahrstag einige Wochen früher als die christliche Bevölkerung. Alle ihre vielen Feste halten sie streng mit allen uralten Gebräuchen, bauen sich am Laubhüttenfest in ihren schmutzigen kleinen Höfen Lauben aus Weidenzweigen und anderm Blätterwerk, die sie Abends mit Lampen erleuchten und in denen sie während sieben Tagen ihre heiligen Opfermahlzeiten halten, bestreichen am Passahfest Thürpfosten und Schwellen mit dem Blute des Osterlammes und essen es des Nachts, um die Lenden gegürtet, mit Stäben in der Hand, wie zur Reise gerüstet, nach Moses Gebot. Während der Dauer ihrer viertägigen Feste enthalten sie sich jeder Arbeit, jedes Geschäfts; eben so streng begehen sie den Sabbath, und die Aussicht auf größten Gewinn würde die sonst so Erwerbgierigen nicht vermögen, während seiner Dauer irgend Handel und Gewerb zu treiben, der christliche Sonntag im Gegentheil wird durch ihr dann von neuem beginnendes Handeltreiben wahrhaft entheiligt. Vom Freitag Abend an sind ihre Läden geschlossen, und die Straßen, sonst durch ihr Treiben so schmutzig und geräuschvoll, werden rein und still. An diesen Sabbathvorabenden ist jede, auch die ärmste Judenwohnung gesäubert, geordnet und mit vielen Kerzen erleuchtet, die oft an uralten goldenen oder silbernen Kronleuchtern schimmern, und bei deren Lichte man die bestimmten Gebete hersagt und die bestimmten geweihten Speisen genießt.

Ihre Trauungs- und Begräbnißceremonien, die Einrichtung ihrer Synagogen, ihr Ritus, ihre Kirchhöfe mit den ordnungslos durcheinandergeworfenen Grabsteinen, alles soll hier nach den strengsten Vorschriften des Gesetzes ganz wie in den uralten Zeiten des Judenthums bestehen. Eben so streng werden alle Satzungen, die in das tägliche, häusliche Leben eingreifen und aus demselben gleichsam eine fortgesetzte Erneuerung des Bundes mit dem Herrn machen, erfüllt; die täglichen Waschungen und Reinigungen, die Gebete und Anrufungen, welche der Lehrer von Sinai den Seinen vorschrieb, findet man hier noch täglich ganz in derselben Weise wiederholt. Die patriarchalische Herrschaft der Eltern über ihre Kinder, der ehrfurchtsvolle Gehorsam dieser gegen die Eltern existirt hier noch wie zu den Zeiten der alttestamentarischen Urväter. Die Ehen werden frühe geschlossen wie damals, und nur durch den Willen der Eltern, der sich selten um die Neigung der Verlobten kümmert, welche häufig noch halbe Kinder sind und sich oft erst bei oder kurz vor der Trauungsceremonie kennen lernen. Wie die Hausväter über die Familien, so üben die Vorsteher der Gemeinden eine patriarchalische Gewalt über dieselben aus; durch ihre Sorge gibt es selten wirkliche Armuth in diesen Gemeinden trotz des Schmutzes und anscheinenden Elendes der meisten Judenwohnungen, das oft nur zur Schau gestellt wird, um Wohlstand oder Reichthum zu verbergen.

Auch die Tracht der Vorväter, den weiten, stattlichen Kaftan und den würdevollen langen Bart haben sie großentheils bewahrt und sich oft durch bedeutende Geldopfer erhalten, da ihnen von der Regierung die gewöhnliche bürgerliche Tracht und das Abschneiden des Bartes geboten ist; meist nur jüngere Leute sieht man so modernisirt. Das altjüdische Costüm der Frauen, zu dem Schleier, Stirnbinde u. s. w. gehören, sieht man nur bei besondern Festlichkeiten; dennoch erkennt man die jüdischen Frauen leicht an der bunten Farbe ihrer Kleider und Tücher, in denen häufig brennendes Roth und Gelb neben einander leuchtet, und an den Goldhauben, Ketten, Steinen und Ringen, mit denen sie sich an Sabathtagen in größter Ueberladung schmücken. An solchen Tagen kommen auch die verborgenen Schätze ans Licht, denn neben dem falschen Schmuck leuchten oft wirkliche Diamanten und ächte Perlen am Halse und an den Händen von Judenfrauen, welche die Woche lang in einem engen schmutzigen Laden Stecknadeln und Band verkaufen; alle verheuratheten Jüdinnen tragen falsche Haare, da ihnen nach alter Sitte kurz vor der Trauung das Haupt rasirt wird und sie es fortan kahl erhalten müssen.

Streng halten diese Juden das mosaische Verbot des Genusses geistiger Getränke und verschiedener bestimmter Speisen, und in diesem Lande, wo so viele dem Trunke ergeben sind, sieht man nie einen berauschten Juden, weßhalb sie die sichersten Kutscher, Boten u. s. w. sind. Wie in ihrem religiösen und häuslichen Leben, so genießen die Israeliten auch in ihrem Erwerb eine möglichst große Freiheit. Ungehindert können sie Handel und Gewerbe ausüben, den Gastwirthen, ja oft den Posthaltereien vorstehen, können Handel und Häuser besitzen und sind in den Städten nicht wie häufig im übrigen Europa in bestimmte Bezirke und Straßen eingeschlossen. Bis vor kurzem waren die Juden sogar von der allgemeinen Verpflichtung zum Militärdienst befreit, jetzt aber müssen sie diesen gleich den übrigen russischen Unterthanen leisten.

Die große Freiheit in Handel und Gewerb haben die Juden — hier wie überall thätig, klug, geschmeidig, zäh — sich trefflich zu nutze gemacht; sie sind den übrigen Bewohnern unentbehrlich, ja beherrschen sie gewissermaaßen; der Handel ist fast allein in ihren Händen, der Bauer kauft was er bedarf vom Juden, und dieser ist es, der ihnen die Erzeugnisse ihres Bodens, ihrer Fabriken in Geld verwandeln hilft. Der Handel nach auswärts, besonders der großartige Getreidehandel dieser Südprovinzen wird hauptsächlich durch Juden geleitet. Aller Geldumsatz wird durch sie besorgt, Geschäfte jeder Art, Tausch, Borg, Kauf und Verkauf, gehen durch ihre Hände, ohne ihren Rath, ihren Beistand unternimmt man nichts. Vom reichen Edelmann, dem sie Wechselbriefe zu vielen Tausenden schreiben, bis zu dem Bauer, dem sie Tabak und Branntwein verkaufen, sind alle Glieder der verschiedenen Gesellschaftsstufen ihrer bedürftig, und haben sie gewöhnt sich in alles zu mischen, mit Aug und Ohr überall zu seyn. Ueber das ganze Land verbreitet, in der Hütte wie im Herrenhaus gleich bekannt, ewig hin und herwandernd und unter einander zusammenhängend, wie die Fäden eines großen Netzes, sind sie lebendige Zeitungen und Telegraphen; die politischen wie die Familienneuigkeiten machen sie bekannt, und will man eine Nachricht schnell verbreitet haben, so muß man sie einem Juden sagen, und wie ein Lauffeuer wird sie durchs Land gehen. Todes- und Krankheitsfälle, Heuraths- und Geburtsnachrichten, Berichte über verlorene, gefundene und gestohlene Sachen, alles was die Intelligenzblätter sonst füllt, machen sie bekannt und ersetzen deren Mangel. Sie kennen alle Details jedes häuslichen Lebens und dringen in die Geheimnisse der Familien. Schon dieser reiche Vorrath an Neuigkeiten thut ihnen alle Thüren auf, und läßt sie nicht bloß bis in die Schreibstube der Herren, sondern bis in das Boudoir der Damen dringen, welche so sehr die Neuigkeitskrämerei dieser Juden lieben, daß sie selbst ihre Einkäufe in den schmutzigen kleinen Hebräerstädten unter dem sinnverwirrenden Bieten, Feilschen und Lärmen dieses orientalischen Volkes besorgen.

Wie so die Juden der Bevölkerung tausendfach nützlich sind, so fügen sie ihr andererseits vielfachen Nachtheil zu. Nicht nur verleiten sie die Bauern zu vielen unnützen Ausgaben, locken ihnen jede ersparte Kopeke aus der Tasche und befördern ihre Neigung zum Trunke, sondern sie verhindern auch das Erwachen jedes Gewerbs- und Handelsgeistes unter ihnen und nehmen ihnen mannichfache Gelegenheit zum Gewinn. Das Gefühl dieses nachtheiligen Einflusses und nicht religiöser Fanatismus allein veranlaßt wohl auch die Ausbrüche von Haß, Verachtung, Spott, die sich das niedere Volk häufig gegen die Juden erlaubt, welche dieselben mit bewundernswürdiger Ruhe, ohne Erwiederung oder Zornesausdruck ertragen, obgleich sie im Stillen wohl ähnliche Verachtung hegen, zu der sie schon die vom Gesetz gebotene Vermeidung aller Gemeinschaft mit den Christen leitet.

Auch die Gutsbesitzer würden sich besser ohne die Juden und ihre große Dienstwilligkeit und Fähigkeit befinden, denn eben die Leichtigkeit, mit der sie von ihnen Geld, natürlich zu höchsten Zinsen, borgen können, ist der Hauptgrund der so häufigen Verschuldung und Vermögenszerrüttung des Adels, der auch von seinen durch Juden verkauften Landproducten nicht den Gewinn zieht, den ihm ein unmittelbarer Vertrieb gewähren würde.

Trotz dieses Speculationsgeistes, der sich mit Klugheit und List aller Vortheile bedient, kann man diese russisch-polnischen Juden, die ihn in so hohem Grade besitzen, keiner Neigung zu wirklichem Betruge beschuldigen, könnte im Gegentheil mannichfache Beispiele von ihrer Ehrlichkeit in Handel- und Geldgeschäften, ihrer Zuverlässigkeit bei eingegangenen Dienstcontracten anführen, ja manche Züge von Aufopferung und Hingebung bei Ausübung solcher übernommenen Verpflichtungen erzählen.

Es ist ein neuer Beweis vom israelitischen Conservatismus, daß alle hier lebenden und wie ihre Eltern und Voreltern hier gebornen Juden unter einander nicht russisch oder polnisch, sondern die Sprache ihrer vor Jahrhunderten aus deutschen Ländern eingewanderten Ahnen reden; ihr Deutsch freilich ist wie eine Carricatur des ächten und klingt deutschen Ohren fast unverständlich und wie eine Profanation ihrer schönen Sprache.

Einen traurigen Eindruck machen die von Juden bewohnten Städte und Dörfer; in den letzteren stehen kleine stallartige Hütten weit von einander, von keinem Baum oder Strauch umzäunt, und statt des Gartens von schmutzigen Pfützen und Unrath aller Art umgeben. Malerischer erscheinen beim ersten Anblick die jüdischen Städte durch die bunt durcheinandergestreuten unregelmäßig gebauten, oft halb zerfallenen Häuser und Hütten mit theilweis zerbrochenen Außentappen, gesenkten Balconen und Thüren, losen Dächern, schiefen Galerien, fragmentarischen Schornsteinen, Fenstern, an denen schmutzige Wäsche hängt und zerbrochene Geschirre stehen; der Aufenthalt in ihnen ist schrecklich, sie sind meist ungepflastert, im Sommer voll Staub, im Frühling voll Schmutz und nur im Winter erträglich, wenn die Schneedecke alle Unreinlichkeit verhüllt. Auch die kleinste Stadt ist durch Handel belebt, und bietet den Bewohnern der Umgegend in vielen dunklen Kaufläden die Befriedigung ihrer meisten Bedürfnisse.

Trotz dieser äußerlichen Vernachlässigung soll das häusliche Leben ziemlich geordnet seyn. Alles ist beschäftigt und man sieht die Frauen und selbst die kleinen Mädchen fast immer strickend oder nähend vor ihren Thüren sitzen.

Fast in jeder Stadt ist eine Synagoge und jüdische Schule, auch lernen viele jüdische Knaben in den christlichen Gymnasien. Man kann das Talent und den Fleiß dieser in so elenden Umgebungen aufgewachsenen Kinder nicht genug loben und überhaupt nicht läugnen daß, wie tief in vieler Hinsicht dieses Volk auch erniedrigt erscheint, doch seine ursprüngliche geistige Begabung eben so wenig gänzlich verloren ist, wie der Typus seiner orientalischen Ur-

schönheit, der hie und da in jugendlichen Frauen- oder ehrwürdigen Greisengesichtern von neuem erscheint.

▪

Zu diesem Leben der Bauern und Juden bietet die Existenz des polnischen Adels, dem fast alle Güter dieser Provinzen gehören, den größten Contrast, nicht bloß weil sich diese Existenz meist im Schooße des Reichthums und Luxus bewegt, sondern weil sich überhaupt die Polen durch geistige Bildung und feines elegantes Wesen unter jeder andern Bevölkerung auszeichnen müssen.

Ein trauriges Geschick hat die Polen gleich jenem heimathlosen orientalischen Volke über alle Länder verstreut, und man kann ihren Charakter in Paris, London, in New-York und Konstantinopel eben so gut studiren wie in ihrem eigentlichen Vaterlande.

Neben den Schwächen dieses Charakters, denen vor allem das Unglück der Nation entsprang, leuchten seine ideellen Seiten hervor, vor allem die Liebe für das Vaterland, für ein Vaterland, das nur in ihrer Idee, in ihrer Erinnerung oder Hoffnung besteht, das keinen irdischen Boden hat und als wirkliches allein in ihrer Religion, ihrer Literatur, ihrer Sprache besteht.

Die Religion, das vorzüglichste Element jenes idealen Vaterlandes, ist den Polen ein heiliges Gut. Unter ihnen erscheint der Katholicismus in einer reinen rührenden Gestalt; die Armuth der Kirchen und Klöster, der Kleidung der Geistlichen, die einfache Ausschmückung der Altäre, die Abwesenheit aller blendenden Pracht beim Gottesdienst, das wahrhaft fromme, arme, fast streng ascetische Leben und Aussehen der Priester — alles erinnert an die ersten Zeiten der christlichen Kirche. Unter den Priestern selbst sieht man Gesichter so ernst, sanft und edel, als seyen sie aus der Leinwand eines Fiesole, Giotto, Fra Bartolomeo oder Francia hervorgetreten, man fühlt, daß mancher unter ihnen nicht bloß dem Maler als Modell eines heiligen Märtyrers dienen, sondern daß er in Wirklichkeit als solcher für seinen Glauben zu sterben vermöge.

Wenn man aus dem Lärm und Schmutz einer mit Juden erfüllten russisch-polnischen Stadt in eine der ruh- und dämmervollen katholischen Kirchen tritt, wo die Orgel tönt und Priester und Chorknaben in weißen Gewändern vor dem Altar dienen, dann fühlt man sich plötzlich in eine reinere bessere Welt enthoben und vergißt die Eindrücke, die noch eben Herz und Sinn beängstigten.

Dem äußeren Ansehen entspricht das Leben der meisten Priester dieser Provinzen, es ist meist ein Leben der Entbehrung, der gänzlichen Hingebung an die Pflichten des heiligen Berufs, dem viele dieser Männer Bequemlichkeit, Reichthum, irdischen Glanz geopfert haben; viele derselben haben nicht bloß religiöse, sondern wissenschaftliche und feine gesellige Bildung, und sind an ihrer Stelle in der Hütte der Armen wie in vornehmen Gesellschaftskreisen; es gibt manche ausgezeichnete Talente, Redner, Schriftsteller unter ihnen, nicht bloß auf der Kanzel, bei jeder Gelegenheit sind sie bereit, das heilige Feuer, das in ihnen glüht, andern mitzutheilen; meist ist es das belebende Feuer des Enthusiasmus, seltener die verzehrende Flamme des Fanatismus, die nicht wie jene zum Himmel emporsteigt; an diesen, an das wahre Vaterland die Gedanken des Polen zu fesseln und ihn so von allen vergeblichen und gefährlichen Erdenträumen loszulösen, das erkennen die rechten Priester wohl als ihre heilige Aufgabe.

Die Zahl der Kirchen und Klöster ist bedeutend verringert, viele stehen leer, sind verfallen, viele werden zu andern profanen Zwecken benutzt, auch vom ehemaligen Schmuck der Wände und Altäre existiren nur dürftige Reste, die gebliebenen katholischen Gotteshäuser reichen für die große Zahl der Kirchgänger nicht hin und eine Menge derselben müssen draußen ihren Gottesdienst halten und sich mit dem fernen Klange des Meßglöckchens zur Leitung ihrer Andacht begnügen. Aus weitesten Fernen kommt man zur kirchlichen Sonntagsfeier herbei, und Fuhrwerke aller Art sieht man dichtgedrängt auf den Plätzen vor Kirchen und Capellen stehen.

In den wenigen nicht aufgehobenen Klöstern, die sich meist nur von milden Spenden erhalten, sieht man nichts vom mönchischem Wohlleben, dem man zuweilen in andern Ländern begegnet, und nicht bloß das Gelübde, sondern die Nothwendigkeit gebietet die Armuth; trotz derselben oder vielmehr wegen derselben, die man mit freudiger Demuth erträgt, machen diese Klöster, in denen Frauen aus den höchsten Classen leben, einen erhebenden Eindruck.

Die Polen sind eifrig in Erfüllung aller äußern religiösen Pflichten, die überfüllten Kirchen, die nie leeren Beichtstühle, in denen man nicht nur Erwachsene, sondern kleine Kinder knien sieht, die Strenge, mit der man die Fastenzeit hält, die Ehrfurcht die man den Priestern erweist, bezeugen es. Die Lebhaftigkeit, mit der die Polen alles thun, was sie einmal beginnen, zeigt sich auch bei ihren religiösen Handlungen. Viele bleiben während des stundenlangen Gottesdienstes in Kreuzesform ausgestreckt auf dem Steinboden liegen, viele schlagen sich unaufhörlich an die Brust oder beten unter lautem Aechzen und Seufzen. Damen, deren Füße sonst nur die Parquets der Salons betreten, unterbrechen zuweilen ihre Weltfreuden und büßen sie ab durch tagelange zu Fuß, ja barfuß zurückgelegte Wallfahrten. Man legt häufig Gelübde ab und erfüllt sie streng, oft auf Kosten anderer, man gelobt z. B. seine Kinder immer in dieselbe eine Farbe — weiß oder blau rc. oder in Mönchs- oder Nonnentracht zu kleiden, in welchem letzteren düsteren Costüme die armen Kleinen sehr drollige Figuren auf Schaukel und Steckenpferd sind. Auch manche andere sonderbare Vermischung des Heiligen und Profanen findet man, so gibt es bigotte Häuser, in denen man, um das geliebte Kartenspiel nicht aufzugeben, beim Verlieren nicht Geld bezahlen, sondern eine gewisse Zahl Paternosters und Aves hersagen läßt.

Neben solchen Uebertreibungen und Abwegen bethätigt sich die wahre Frömmigkeit tausendfach in verschiedenen Lebenskreisen, sie lenkt die Schritte edler Frauen in die Hütten der Armen, der Kranken und Sterbenden, läßt sie arme Kinder unterrichten und mit Mutterliebe für verlassene Waisen sorgen. Die Reichen sind wohlthätig in großartiger und anspruchsloser Weise; der Polen Erregbarkeit und Raschheit im Handeln läßt sie ihre Wohlthaten oft ohne Ueberlegung und fast bewußtlos wie die Bäume ihre Blüthen ausstreuen. Keine ausposaunende Zeitung mit Listen von Gaben und Gebern ist hier wie in andern Ländern der Sporn zur Mildthätigkeit. Die meisten Familien erziehen mehrere, oft eine ganze Zahl armer Kinder gleich den ihrigen, und statt vieler Beispiele solcher edlen Wirksamkeit sey eines nur, das der Gräfin Poniatowska erwähnt, die auf ihrem Landsitz ein großartiges Erziehungsinstitut für Töchter armer gebildeter Familien gegründet hat, dem sie ihre Zeit, Talente, ihr Vermögen widmet, und dem schon

eine große Menge junger Mädchen ihre sorgfältige Erziehung, Aussteuer und ganze Existenz danken.

Als in der Cholerazeit unzählige Kinder elternlos geworden waren, entstand ein wahrer Wettstreit unter den vielen, die den Waisen die verlornen Väter und Mütter ersetzen wollten. Die neugebornen Kinder, die häufig von armen, namenlosen Eltern Wohlhabenden zugesendet werden, nimmt man fast immer mit Freuden als eine Verheißung besondern göttlichen Segens auf und erzieht sie mit Liebe wie die eigenen. Auch die Taufzeugen fühlen sich verpflichtet, für ihre Pathen gleich den nächsten Verwandten zu sorgen, und bei der Eltern Tod deren Stelle zu vertreten. [1]

Die Krankensäle der wenigen noch existirenden Klöster werden viel von edlen Frauen besucht, welche nicht bloß durch ihre Gaben, sondern durch ihren Zuspruch die Leidenden erfreuen. Fest hält man an den lieblichen Gewohnheiten, die sich an die Feier der hohen Feste knüpfen. Am Weihnachtsvorabend breitet man Heu und Stroh unter das Tischtuch zur Erinnerung an das erste Lager des Christkindes, und setzt sich zum Festmahle, wenn das Feiergeläute erklungen und der erste Stern erschienen ist, und beginnt es mit dem Brechen der geweihten Oblaten, die man glückwünschend mit einander theilt; eben so bricht und genießt man zu Ostern die Eier mit Freunden und Verwandten, und hält gleich den Russen an dem Feste ein geweihtes Mahl für alle Besuche und für die Armen bereit; gleich den Russen auch schmückt man zu Pfingsten Häuser und Kirchen mit Bäumen und Blumen, in reichster Fülle aber braucht man diese zur Verherrlichung des Frohnleichnamsfestes, an dem die Altäre in und vor den Kirchen im schönsten Schmuck des Sommers prangen.

Keine Wohnung bezieht man, ehe sie der Priestersegen eingeweiht, keine Reise beginnt man, ohne gemeinschaftliches Gebet; in der Familie begrüßt man sich gegenseitig beim Schlafengehen und bei jeder Trennung mit dem heiligen Kreuzeszeichen; von der Kindheit bis zum Grabe segnet man sich selbst mit diesem Zeichen für jeden Tagesabschnitt und für jede besondere Handlung, und von der Wiege bis zum Grab trägt man die kleinen Crucifixe und Medaillons mit Heiligenbildern, welche Elternhand einst an die Brust des Kindes legten.

Der religiöse Sinn der Polen, der sich in so vielseitig frommer Thätigkeit und in so vielen lieblichen Gebräuchen offenbart, zeigt sich auch bei jedem Gespräch über Gegenstände der Religion; einmal die Saite berührt und sie erklingt in vollen Tönen; man fühlt unter dem Aeußern eines heitern Weltsinnes eine Fülle von Schwärmerei und Enthusiasmus verborgen, und man ahnt, wie diese so leicht entzündlichen Menschen nur eines Schrittes bedürfen, um aus dem bunten Irrgarten der Welt in die stille Klosterzelle zu gelangen; man erkennt das Gefühl für das Erhabene, Geheimnißvolle, Wunderbare, das sie unter der beweglichen Oberfläche ihres Wesens bewahren, und in das sie oft tief sich versenken können. Den Typus der Kreuzritter, der schwärmerischen Helden könnte man hier noch finden, hier noch Gestalten aus dem Mittelalter, wo man das Irdische leicht mit dem Himmlischen verband, wo der Mönch und Priester dann und wann das Kreuz mit dem Schwerte vertauschte und der Ritter das Kreuz auf seinen Waffenrock heftete, wo man nicht bloß irdischen Wesen liebevolle Verehrung weihte, sondern durch den Cultus der Maria dem Minnedienst die letzte Verherrlichung gab, wo der Dichter bald das frohe Lied von Liebe, Wein und Frühling sang, bald sich in die Welt der Sage und Symbolik versenkte, und aus ihr Stoff zu tiefsinnigen Gesängen schöpfte, wo mitten im tönenden Dichterwald der Minnesänger und Troubadours die Scholastik über unlösbare Geheimnisse sann und sich in mystische Irrgänge verlor.

Dieser mittelalterliche Geist geht auch durch die Literatur der Polen; bei fast allen ihren Dichtern findet sich eine Neigung zu religiöser Schwärmerei und Symbolik, die neben dem überall durchklingenden Schmerz um das verlorne Vaterland ihre nationelle Eigenthümlichkeit bildet.

Vor allem offenbart sie Mickiewicz, der vorzüglichste Repräsentant der polnischen poetischen Literatur. In seinen Dichtungen (Conrad Wallenrod, episches Gedicht, eine Episode aus dem Kriege zwischen den deutschen Rittern und Litthauern behandelnd; die Ahnen, religiös-mystisch-legendenartiges Gedicht, Hr. Thaddaeus, das häusliche Leben der Litthauer schildernd; ferner Sonnette, Lieder, Psalmen ꝛc.), weht etwas vom erhabenen mystisch-schwärmerischen Geiste Dante's und Wolframs von Eschenbach, und mehr oder weniger sind die Schöpfungen aller frühern und spätern Dichter demselben Quell von Gefühlen und innern Anschauungen entsprungen. Aus der Vergangenheit bis in die neueste Gegenwart zieht sich diese Dichterreihe mitten durch verworrene blutige Zeiten wie ein goldener Faden durch dunkles Gewebe.

Auf Kochanowski, den polnischen Pindar, auf die gefühlvollen Lyriker Simonowicz und Grochowski folgten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die edlen melodien- und empfindungsreichen Dichter Karpinski und Trembecki, der feurige Kozmian und der ihm gleiche Brodzinski, der kühne, erhabene Woronicz, die Satyriker Korsak und Gonecki und endlich der geniale Kraisicki, der mit Naruszewcz das polnische Epos schuf. An diese und zahllose andere aus der Ferne noch leuchtende Sterne reihen sich als neue glänzende Bogdan Zalewski, wohl einer der größten unter den jetzt lebenden europäischen Dichtern, der, wie ein französischer Kritiker sagt, „seine Feder in die Strahlen der Morgenröthe zu tauchen und beim Klange von Aeolsharfen zu schreiben scheint"; er ist der Dichter der Ukraine und schildert die Scenerie und die Seele der Natur seiner Heimath in lieblichsten tiefpoetischen Dichtungen. Ferner: Goszczynski voll Phantasie und Farbenreichthum (so in seinem Schloß von Kunino), der Balladendichter Odyniec, der philosophische Garzynski, der kräftige ernste Slowacki, Malcewski, Schöpfer des lieblichen beschreibenden Gedichtes Marie, Krasinski vor allem, der tiefsinnige, hochpoetische Dichter von Irydion, der Ependichter Tomaszewski und viele andere (darunter Graf Olizar und M. Jesierski). So können sich jetzt, wo in den meisten Ländern die Dichter durch Jahre oder Zeitereignisse alt geworden, ihre Leiern gesenkt haben, die Polen vor allen Völkern großer lebender Dichter rühmen; und sie rühmen sich ihrer, sind stolz auf sie und fühlen, daß sie als Nation nur in ihren Schöpfungen weiter leben; ihre schönsten Stellen sind im Gedächtniß eines jeden und werden bei jeder

[1] Die Zeugen bei der Taufe eines Juden erlauben diesen oft, ihren Familiennamen statt des seinen zu gebrauchen, daher man öfters getaufte Juden mit wohlbekannten adeligen Namen findet.

Gelegenheit mit Begeisterung recitirt. Aber nicht bloß jene großen Poetendichter, jeder, „dem Gesang gegeben singt“, und fast jedem ist er gegeben; in Deutschland ist die Sangeslust nicht größer als hier. Der Quell der Poesie, Religion und Liebe, strömt noch frisch in diesem ritterlichen Volke, dessen Greise noch wie Jünglinge schwärmen, während unter andern Völkern die Jünglinge so häufig wie Greise reden. Die jugendliche Frische in der polnischen Poesie hat theilweise gewiß ihren Ursprung darin, daß fast alle polnischen Dichter auf dem Lande geboren und erzogen sind, daß die Polen überhaupt so viel auf dem Lande leben und sich in der freien Natur bewegen, deren äußere Schönheit und deren Geist sie so oft und charakteristisch in ihren Poesien schildern, so daß die polnischen Dichter in dieser Hinsicht häufig an die englischen erinnern, welche sich ähnlicher Einflüsse des Land- und Naturlebens erfreuen.

Ein anderes Element, das außer Religion und Literatur das ideale Vaterland der Polen bildet, ist die Sprache, nicht ganz so originell, naturkräftig, gleich Wald, Wind und Meer klingend, wie die russische, aber reicher, melodischer als diese, auch dem übrigen Europa verwandter, da sie nicht bloß mit eigenthümlichen Reizen, sondern auch mit Worten und Klängen aus der lateinischen und italienischen Sprache geschmückt ist. Wohl erkennen die Polen ihre Schönheit und halten sie heilig als Erbe ihrer Väter, und obgleich auf Universitäten und Schulen russisch gelehrt und in allen amtlichen Verhältnissen, allen Geschäften mit dem Gouvernement russisch gesprochen wird, und obgleich die Unterhaltung in der Gesellschaft meist französisch geführt wird, so ist das Polnische doch die Sprache der Familie, des Gebetes, der Predigten und der Poesie.

*

Alles vorher Gesagte bezieht sich auf die Seite des polnischen Charakters, die man nur durch längere Bekanntschaft mit ihm, durch tieferes Eindringen in die edlern Naturen erfassen kann. Doch zeigt sich dieser Charakter noch an vielen andern Seiten, und zeigt so viele verschiedene, wechselnde in einander übergehende Eigenschaften, daß es beim Versuche einer solchen Charakterschilderung ist, als wolle man die Farbe eines Schmetterlingsflügels analysiren und verwische im Berühren den zarten, bunten Schmelz. So kann man höchstens in flüchtigen Andeutungen diese wechselnden, schillernden, dem Schmetterlingsstaube gleichenden Eigenschaften schildern, die wir am Polen nur bei oberflächlicher Bekanntschaft in Gesellschaft, auf Reisen, wahrnehmen. Diese Eigenschaften scheinen oft mit den ideellern Charakterzügen in Widerspruch, und bilden auch unter sich häufig Contraste, die man überhaupt in der slawischen noch mehr als in jeder andern Menschennatur findet. Diese Contraste verleihen ihr auch die ihr so eigene Elasticität, die sich allen Verhältnissen anpaßt, alle Einflüsse aufnimmt, allen Eindrücken nachgibt und keinem unterliegt.

Alle diese mit einander contrastirenden Eigenschaften, Trotz und Unterwürfigkeit, Nachgeben und Widerstand, Eifer und Nachlässigkeit, Begeisterung für die Freiheit und Beschützung der Sklaverei u. s. w., die in der Geschichte der Polen hervortraten und sie zum Theil gemacht haben, zeigen sich auch im Leben der Gegenwart: nachlässig heiter dahinleben und dann plötzlich alle Kräfte für irgend einen Zweck zusammennehmen und für Momente energisch handeln, gleichgültig obenhin Menschen, Gegenstände betrachten und auf einmal in Haß oder Liebe emporflammen, jetzt einen Fasttag voll Gebet und Betrachtung, morgen einen rauschenden Carneval voll Lust und Taumel feiern, heute sorglos über eine Kränkung im Versehen hinweggleiten und morgen über Geringes in Zorn entbrennen, heute begeistert für Freiheit und Menschenrechte sprechen und morgen vielleicht sie selber unbedacht in der Behandlung der Diener und Unterthanen verletzen, jetzt wie für die Ewigkeit in seiner Häuslichkeit, seiner regelmäßigen Thätigkeit eingerichtet, dann auf einmal von Wanderlust ergriffen rastlos umhergetrieben, so in ewigen Contrasten bewegt sich das Leben der Polen.

Dieser leichte Sinn, oft auch Leichtsinn, der sich über alles hinwegsetzt, nicht vor der Zukunft bangt, die Vergangenheit nicht bedauert, die Kränkung, oft auch die Wohlthat schnell vergißt, bonne mine à mauvais jeu macht, Unangenehmes lächelnd erträgt, sich in alle Lagen fügt, ist das Erbtheil der Polen und macht das tägliche Leben mit ihnen leicht. Die Verwöhntesten unter ihnen ertragen die Unbequemlichkeiten einer Reise, die Mängel einer schlechten, temporären Wohnung, die Versehen ihrer Diener, die Zudringlichkeit jüdischer Händler mit liebenswürdigster Laune. Sie amüsiren sich an dem, was andere erzürnen würde, und machen sich das Beschwerliche zum Scherz. Sie, die in ihren eigenen Häusern von allem möglichen Luxus umgeben, die meist weit gereist, mit allen Genüssen großer Hauptstädte bekannt sind, spazieren con amore in den kleinen elenden Judenstädtchen umher, kaufen in den engen, schmutzigen Läden, wohnen in den unsaubern Wirthshäusern, oder übernachten in den ärmlichen, öden Kartschmas der Dörfer, fahren tageweit in harten Britzken auf holprigen Wegen, amüsiren sich in den dunkeln, berauchten Theatern der größern Städte, an den elenden Aufführungen irgend einer herumziehenden Truppe oder am ohrenzerreißenden Spiel irgend eines ambulanten Virtuosen hundertster Classe, und thun das alles mit so viel liebenswürdiger Heiterkeit und Natürlichkeit, daß man sie, die da Blumen pflücken, wo andere nur dürre Oede sehen, bewundern muß.

Mit dieser den Polen eigenen Elasticität hängt auch ihre Rastlosigkeit zusammen, die sie von der Stadt aufs Land, von einem Ort zum andern führt, ihnen eine ewige Reiselust gibt, ja sie sogar im Innern ihrer Häuser unaufhörlich die Bestimmung der Zimmer, die Stellung der Möbel verändern läßt, und so ewig an die ursprüngliche Nomadennatur der Slawen erinnert.

Auch gehört zu den Folgen jenes leichten Sinnes die große Offenheit im Reden, mit welcher sie so schnell ihre innersten Gedanken aussprechen, ihre häuslichen Verhältnisse und Familienangelegenheiten andern mittheilen, ferner die Leichtigkeit, mit der sie ihr Geld ausgeben, mit der sie, plötzlichen Impulsen folgend, große Summen für andrer Freude oder Unterstützung opfern, oder auch für eigenen Luxus Summen verschwenden, und die Unbesonnenheit, mit der sie im Spiele wagen und verlieren.

Diese Leidenschaft für das Spiel und die dann und wann zum Uebermaaß gesteigerte Neigung für Wein- und Champagnerfreuden gehören zu den Schattenseiten im Charakter der Polen und in dem der meisten slawischen Völker. Nicht bloß die Herren im Salon, auch die Diener im Vorsaal, die Soldaten vor ihren Casernen und Wachthäusern, die Bauern an der Straße lagernd, sieht man mit Karte und Würfel spielen. Die traurige Leidenschaft zerstört nicht bloß häufig alles häusliche Glück, sondern auch alle bessern geselligen Freuden, indem sie der allgemeinen Unterhaltung,

der Musik, ja manchmal sogar dem Tanze keinen Raum läßt. Doch ist diese weit praktischere Leidenschaft für den Tanz die einzige, die häufig den Sieg über jene erringt, sie ist dem Polen angeboren, sie nimmt er aus der Jugend in das Alter hinüber, sie kann selbst lebensmüde Füße noch für den rauschenden Wirbel der Masurka beflügeln, dieses Nationaltanzes, der so recht der Ausdruck der erregbaren leidenschaftlichen Polennatur ist.

Die Grazie, welche die Polen beim Tanze mit ihrer Lebhaftigkeit verbinden, zeigt sich meist in all ihrem Bewegen und Thun; sie ist vor allem das Eigenthum der polnischen Frauen, die überhaupt meist bedeutender als die Männer sind, und mit äußerer Liebenswürdigkeit häufig eine tiefere Bildung, größere Willensstärke und Festigkeit verbinden, so daß ein französischer Schriftsteller wohl nicht ohne Grund sagt: der Satz — Finis Poloniä! würde nie getönt haben, wenn die polnischen Männer den polnischen Frauen glichen.

Im Aeußern aber sind die Männer wie jene bevorzugt, und meist zeichnet es sich durch etwas Elegantes, Edles, Ritterliches aus. Mit dem fast allen eigenen Laisser-aller verbindet sich gewöhnlich ein Ausdruck von Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und einem gewissen noblen Stolze, der an die Zeit erinnert, wo selbst der ärmste Edelmann im Lande auf die schwankendste Krone der Welt hoffen konnte. Auch der bekannte persönliche Muth der Polen, den sie in den alten Kriegszeiten so oft glänzend offenbarten, ist ihnen geblieben und braucht, um sich zu zeigen, nur die Gelegenheit, deren häufigste und traurigste das hier wie überall verbotene und doch hier wie überall nicht zu verbannende Duell wird.

Bei allen liebenswürdigen Eigenschaften der Polen ist dennoch ihr Familienleben oft wenig glücklich aus verschiedenen Ursachen, zu denen der flüchtige, unstäte Sinn, die Neigung zu Verschwendung und Spiel, jene häufige Superiorität der Frauen und die häufigen Verheurathungen nicht aus Liebe, sondern aus Ehrgeiz oder Geldbedürfniß gehören.

Alle in diesen Provinzen wohnenden Polen rechnen sich zu dem Adelstande; doch besteht dieser aus vielfachen Abstufungen, und es ist eine weite Entfernung von den Höhen der Aristokratie bis zu den Niederungen der Schlachzitzen, von denen viele Handwerker, ja Bauern sind, so daß man auf den Gütern nicht bloß Inspectoren, Schreiber u. s. w., sondern oft Brauer, Jäger, Stallgehülfen antrifft, die sich ihrer adeligen Abkunft rühmen. Ueberhaupt liebt man so hoch- und gutgeboren als möglich zu erscheinen, es gibt unzählige Grafen und Prinzen, von denen wohl viele ihren Titel mehr aus Liebhaberei als mit Recht führen.

Der besitzende Adel wohnt meist auf den rings im Lande verstreuten Gütern, deren manche oft kleine Reiche bilden. Manche selbst dieser größern Güter, zu denen weite Felder, Wälder, Triften, viele Dörfer und eine der kleinen Judenstädte gehören, haben zu ihrem Mittelpunkte ein unscheinbares, kleines, weißes, oft mit Stroh gedecktes Landhaus mit niedern Fenstern, dessen Inneres aber selten dem Aeußern entspricht, sondern mit Comfort, auch mit Luxus ausgestattet ist. Für Jahrhunderte gebaute, feste Schlösser, wie in Deutschland, England und Frankreich, sieht man fast nirgend, gemäß der Nomadennatur des Volkes, das sich nicht wie für die Ewigkeit auf einer Scholle festbauen wollte.

Die großartigern Herrensitze sind meist im Palast- oder Villenstyl gebaut, und geschmückt mit allen Erzeugnissen der Kunst und des Luxus; man erstaunt, in diesen einsamen Landwohnungen, ferne den Mittelpunkten der civilisirten Welt, so häufig reiche Bibliotheken und Gemäldesammlungen zu finden.

Zu den größern Gütern gehören außer den Brennereien, Brauereien, Schäfereien, meist verschiedene Fabriken (für Tuch, Zucker, Papier, Glas rc.), die oft eine Quelle des Gewinns, häufiger des Verlustes sind.

Die meisten Dirigenten aller solcher industriellen Anstalten sind Fremde, häufig Deutsche, so daß mit den der Familie verbundenen Erziehern und Lehrern, mit den Schreibern und Verwaltern, und der meist übertrieben zahlreichen Dienerschaft ein solches Gut eine ganze eigene Welt umfaßt.

Manche dieser Gutsbesitzer sind bloße Landwirthe, nur beschäftigt mit ihren Feldern, Fabriken u. s. w., selten über den Kreis ihrer Thätigkeit oder Ruhe hinausblickend, unbekannt mit der feinern Sitte der großen Welt oder ihrer entwöhnt, im Besuchen und Besuche-Empfangen der Nachbarn, im Rauchen und Kartenspielen und in der Bequemlichkeit und Alleinherrschaft auf ihrem Gebiete die einzigen Lebensfreuden findend.

Andere Landedelleute im Gegentheil repräsentiren vollständig die polnische Eleganz und Bildung, kennen halb Europa, viele seiner Sprachen und Literaturen, leben mit seinen Interessen jetzt und bilden einen Theil seiner „hohen Gesellschaft."

In der Frauenwelt besteht dieselbe Verschiedenheit, und man könnte eine Galerie mannichfacher Charakterbilder aufstellen, von der Dame an, die nichts als eine gute Gospodinna (Hauswirthin) ist, die Haus und Hof sorgsam durchwandert mit dem Schlüsselbund im Gürtel, der langen Pfeife im Mund [1], zuweilen auch dem Gebetbuch in der Hand, aus dem sie mitten im Anordnen und Schelten die Tagesgebete liest, bis zu jenen edlen Frauen, welche reich an Liebenswürdigkeit und hoher Bildung in ländlicher Abgeschiedenheit wie in der großen Welt gleich hellen Sternen glänzen.

Die meisten Edelleute bewohnen ihre Güter mit vielen Unterbrechungen, und suchen, da die Pässe ins Ausland schwer zu erlangen sind, verschiedene Zerstreuungen im Lande selbst, bringen den Januar in Kiew zu, wo die Contracte, d. h. die Güterverkäufe, Vertauschungen und andere Verträge eine Reihe von Lustbarkeiten veranlassen, suchen Carnevalsfreuden in Zitomir, Kamienietz, Krzomienice und selbst in Warschau, finden später bei den Electionen in den Haupt- und Districtsstädten neue Gelegenheit zum Amüsiren, verleben die letzten Sommermonate in Odessa, um neben Seebädern und Seeluft Opern-, Ball- und Salonfreuden zu genießen, und machen zwischen diesen vorzüglichen Vergnügungsepochen noch vielzählige Besuche bei ihren Freunden auf nahen und fernen Gütern und Geschäftsreisen in die jüdischen Städte, besonders in die Haupthandelsstadt Berdyczeff. Die unverheuratheten Männer vor allem sind weit unterwegs, immer bereit, wie ein Kometenschweif irgend einer reichen Erbin nachzuziehen, die, jenem flüchtigen Meteor gleich, meist nur kurz am Himmel der Gesellschaft glänzt, der sie bald der Glücklichste aus dem Gefolge entführt.

---

[1] Eine solche rauchen die ächt ländlichen Damen, die eleganteren Cigarren und Papellitos.

Die Gastfreundschaft dieser Provinzen ist bekannt, und man braucht um sie zu rühmen, nicht von der großartigen Weise zu sprechen in welcher sie die reichen Familien des Landes, die Branitzki, Sangusko u. a. ausüben, welche wochenlang Schaaren vornehmer Gäste mit ihren Dienerschaften beherbergen, und durch Bälle, lebende Bilder, durch Theater, Jagden, Pferderennen und durch alles was ihre Schlösser und Parks von Comfort und Luxus bieten, unterhalten, sondern man braucht nur von der zu erzählen, die überall, im Palast wie im bescheidenen Landhaus herrscht. Da wie dort ist man immer bereit, ganze Familien mit ihrem Train von Dienern und Pferden aufzunehmen, die eigene gewohnte Bequemlichkeit für die der Fremden aufzugeben; auf jedem Mittagtisch liegen Converts für unerwartete Gäste, und gern erspart man selbst dem kaum bekannten Durchreisenden das beschwerliche Rasten im Wirthshaus.

Die Gastfreundschaft, die das Landleben in jenen Gegenden belebt und angenehm macht, regelt die Tagesordnung auf dem Lande. Jeder ist sicher, die Familie um acht Uhr beim Frühstück, um zwölf beim Diner, um fünf beim Thee, und um acht Uhr beim Souper versammelt zu finden. In den Städten lebt man anders und hält die Mahlzeiten um viele Stunden später. Den Landwohnungen gleichen die bessern Häuser der Städte, fast alle mit weißem Anstrich, hellgrünen oder grauen Dächern, einem mit Blumen geschmückten Perron unter dem von hölzernen Säulen getragenen Frontispice, fast alle nur aus einem Rez de Chaussée bestehend, von Bäumen und Gärten umgeben, die sie von den seitwärts liegenden Wirthschafts- und Stallgebäuden trennen. So liegen diese heitern sommerartigen, ganz abgeschlossenen kleinen Etablissements wie Oasen mitten in den wüsten lärmerfüllten Judenstädten, mit deren Treiben und deren bärtiger Bevölkerung die vier- und sechsspännigen Equipagen mit Dienern und Vorreitern, die eleganten Reiter und Droschki's, die glänzenden Cavalcaden und die wenigen reichen Magazine, in denen sich alle Luxusgegenstände (zu meist übertrieben hohen Preisen) finden, gar eigen contrastiren. Zwischen den Judenhütten und diesen weißen kleinen modernen Landhäusern sieht man in den altpolnischen Städten häufig Reste der Vergangenheit — zerstörte Paläste, Klosterruinen, verfallene Kirchen. In den größeren mehr russischen Städten, wie z. B. Kieff, Odessa, ist alles anders, die Straßen sind reinlich, mit Trottoirs, Beleuchtung 2c. versehen, die Häuser mehrstöckig und oft in südlicher Weise mit niedern Dächern und Balcons versehen.

Nur schwer entschließen sich die jungen Polen in den Staatsdienst zu treten, höchstens dienen sie für einige Jahre und nur um irgend einen Civil- oder Militärgrad zu erlangen, der ihnen eine Art Autorität gegenüber den niederen Classen verleiht, und kehren sobald als möglich zu dem unsteten Leben zurück, in dem so viel edlere Naturen untergehen, und häufig ist es mehr die Vorliebe für diese unabhängige regellose Existenz, als ein patriotisches Gefühl, das sie abhält zu eigener Entwickelung und Erstarkung in einem großen Ganzen mitzuwirken.

Ganz verschieden in dieser Hinsicht ist der Geist in der russischen Gesellschaft, welche den amt- und zwecklos Lebenden nicht begünstigt, und selbst den durch Geburt und Reichthum unabhängigen, und den durch poetisches oder künstlerisches Talent persönlich Ausgezeichneten zwingt, sich einer bestimmten öffentlichen Thätigkeit zu widmen, und die von der Geburt ganz unabhängige Stufenleiter des Ranges zu ersteigen, um auch in ihr — als Glied des mächtigen Ganzen bezeichnet — eine angesehene Stellung zu erlangen.

Die dem regelmäßigen abhängigen Geschäftsleben so abholden Polen streben dennoch eifrig nach gewissen Ehrenämtern, zu denen die Wahl ihrer Standesgenossen sie berufen kann; wie nämlich jede Bauerngemeinde im russischen Reich das Recht und die Verpflichtung hat, sich seine Aeltesten (Golowa, Häupter) aus eigner Mitte durch Stimmenmehrheit zu wählen, so ist dasselbe Recht auch dem Adelstande im ganzen Lande gegeben, und jede Provinz hat ihre durch Abstimmung für eine gewisse Zeit gewählten Gouvernements- und Districtsmarschälle und Vicemarschälle und eben so erwählte Präsidenten und Beisitzer verschiedener Deputirten- und Gerichtskammern, welche alle die inneren (nicht polizeilichen oder rein gouvernementalen) Angelegenheiten des Adels der Provinz: Processe, Vergleiche, Ehescheidungsfälle und andere Rechtssachen, Bittstellung an die Regierung u. s. w. überwachen und leiten. Den Titel, den ein solches Ehrenamt verleiht, hält man fest, auch wenn die Zeit der Amtsführung längst vorüber ist, so daß die Provinzen an diesen Marschällen und — mes dames les maréchalles — reich sind. Die Wahlen, die alle drei oder vier Jahre in den Districtsstädten vorgenommen werden, setzen den ganzen Adel der Provinz in Bewegung, und es werden dabei eben so viele Leidenschaften aufgeregt wie bei englischen Parlamentswahlen, ja man kann sich an den Wahltagen selbst einen Begriff von dem Ungestüm und der Heftigkeit machen, durch welche die Königswahlen einst so stürmisch wurden. Diese Wahlen beginnen mit einem feierlichen Actus in der Kirche, wo alle wahlfähigen Herren den Eid eines gewissenhaften Wählers ablegen und wo des Priesters Gebet sie für ihr Geschäft einsegnet; dieses selbst wird durch eine Rede des Generalgouverneurs im Wahlsaale eingeleitet, und oft erst nach zehn bis zwölf Tagen beendet, während welcher Zeit es zahlreiche wahrscheinlich altpolnischen Gelagen gleichende Diners und Soupers unterbrechen, bei denen die Weinbegeisterung oft schneller als alle Berathung auf die Entscheidung wirkt.

Diesen wichtigsten Tagen folgt eine Reihe von Lustbarkeiten: der Generalgouverneur, die neuen und die abgehenden Marschälle und viele andere geben Bälle, die mit Concerten, Cavalcaden, Festen im Freien, dramatischen Aufführungen u. s. w. abwechseln. Aus der Nähe und Ferne sind die vornehmen Familien herbeigekommen, die Stadt ist überfüllt, für die kleinste Wohnung zahlt man höchste Preise, entfaltet so viel Luxus als möglich an Toilette, Pferden, Wagen, Dienern. Junge Mädchen, mit ihren Eltern aus ferner Landeinsamkeit gekommen, erscheinen zum erstenmale mit hoffnungsvollen Herzen in der größeren Welt, alte Damen, die sie seit Jahren verlassen haben, betrachten sie noch einmal mit erinnerungsschweren Gedanken. Liebesahnungen regen sich, Leidenschaften erglühen, auch die Intrigue spinnt ihre Netze und die Verleumdung regt ihre giftige Zunge; Rosenknospen entfalten sich früh im Sonnenlicht und ahnen den Wurm nicht, der ihre schöne Blüthe vergiften möchte. Junge Schönheiten werden bewundert und beneidet, alte Freundschaften werden erneut und neue werden geschlossen; manches Geschäft wird begonnen oder beendigt, mancher Streit geschlichtet; Wiedersehen werden gefeiert, lange sich suchende Herzen finden sich hier, für ganz andere Wahlen als die der Marschälle

geben, und hat der geographischen Nomenklatur ein aufmerksames Studium gewidmet. Das Menschengeschlecht war schon in verschiedenen Theilen der Welt verbreitet, als die weiße Race ihre Wanderungen begann. Aber seit wann bewohnt es unsern Planeten? Das ist eine letzte Frage, welche die Verfasser nicht ganz unbeantwortet lassen wollten, und zu diesem Endzweck haben sie die schon oben erwähnte Abhandlung Hrn. Ushers eingerückt. Dieser Geologe spricht sich ganz formell für das Daseyn fossiler Menschenknochen aus. Solche Knochen, die man in Höhlen oder in Knochenbreccie und im Diluvium des Missisippi entdeckt hat, scheinen ihm diesen Charakter zu haben. Ich glaube Hr. Usher und seine Anhänger sind etwas allzu eilig, die Frage ist noch streitig und die Arbeit der amerikanischen Geologen bringt nur einige weitere Beweise zu Gunsten eines Satzes, den Cuvier einst für unwiderruflich widerlegt ansah. In den Wissenschaften gibt es jedoch nichts unwiderrufliches, denn die Beobachtung eines Tages stürzt die Theorien von 20 Jahren um. Aber die Gelehrten der amerikanischen Union haben eine Neigung Fragen rasch zu entscheiden, über die man zuvor alle Einwürfe beseitigen muß. Die Wahrscheinlichkeit fossiler Menschenknochen ist gewiß jetzt viel größer als sie vor 25 Jahren war, aber es ist nicht zu läugnen, daß die Anhänger dieser Ansicht oft sich aus sehr leichthin gesammelten Beobachtungen Waffen zu schmieden suchen. Wir müssen, um uns darüber auszusprechen, weitere Beobachtungen abwarten. Die amerikanische Schule hat indeß das Gute, daß sie ohne vorgefaßte Theorie verfährt, und somit in der Verfassung ist wirkliche Fortschritte zu machen. Das obengenannte Werk ist auch eines der bedeutendsten und gewissenhaftesten Erzeugnisse und wird von allen Urtheilsfähigen mit Vergnügen aufgenommen werden.

Zeitbetrachtungen. X.

Die Räumung der Moldau durch die Russen, welche jetzt so ziemlich eine sichere und nahezu vollbrachte Thatsache scheint, ist von vielen, namentlich von kurzsichtigen Friedens-, zum Theil auch von interessirten Russenfreunden für einen großen Wendepunkt in den allgemeinen Angelegenheiten genommen worden. Sie ist es auch, nur nicht in dem Sinne, in welchem es von den obigen Parteien genommen wird; wenn die Seemächte in der Sulinamündung, die Türken auf dem linken Donauufer und die Oesterreicher wie bei Czernowitz stehen, so ist die russische Stellung in der Walachei und der westlichen Moldau gar nicht, selbst die Serethlinie kaum zu behaupten, ja strategisch selbst die Pruthlinie nicht zu halten, denn es bedarf eines kurzen Marsches von Kolomea, Sniatyn und Czernowitz aus nach Chotyn und Mohilew, um den Krieg an den Dniestr zu versetzen, und Bessarabien unhaltbar zu machen. Man wird sagen, dazu habe Oesterreich durch die von ihm anfänglich aufgestellte Forderung einer Räumung der Donaufürstenthümer kein Recht, und es gehe des moralischen und physischen Beistandes des übrigen Deutschlands verlustig, wenn es einen solchen Schritt thue. Man sehe wohl zu, wohin man mit dieser Schlußfolgerung gelangt, in welcher eben die gänzlich falsche Auffassung der jetzigen Krise liegt. Die Räumung der Donaufürstenthümer ist als ein Postulat Oesterreichs und Deutschlands aufgestellt, aber diese Räumung hat nur einen Werth, wenn sie definitiv ist, und die Freiheit des Donauhandels auch für die Zukunft gewährleistet, mit andern Worten, wenn sie dem Bestreben, das Rußland seit dem Frieden von Adrianopel und im Grunde seit der Besitznahme von Bessarabien kund that, den Donauhandel zu beherrschen und nach Gefallen sperren zu können, ein Ende macht. Die durch den Großlogotheten Kantacuzeno veröffentlichte Aeußerung des Generals Gortschakows, die officielle Ankündigung der Räumung durch den außerordentlichen Gesandten Gortschakow in Wien, ohne sich zu erklären ob die Räumung aus strategischen oder politischen Gründen erfolge, und mehr noch die gewohnte, jeden Augenblick einen neuen Uebergang gestattende Aufstellung der russischen Truppen am Pruth geben gar keine Gewähr, und diese Gewähr ist nur in zwei Dingen zu suchen, entweder in einem entschlossenen Zusammenhalten der deutschen Staaten, welche diese Forderung zur Bundessache macht, von der nicht mehr abzugehen, oder in einem engern Anschluß Oesterreichs an die Westmächte. Aus dieser unverkennbaren Alternative entsprangen die wohl voreiligen Gerüchte, daß letzteres von Oesterreich beabsichtigt sey, indeß soll Preußen in neuerer Zeit entschiedene Schritte gethan haben, welche dieß Ergebniß zu hindern beabsichtigen, denn eben das, was Preußen und Oesterreich, wenn immer möglich, verhindern wollen, der Ausbruch eines allgemeinen Continentalkriegs, würde durch eine solche Isolirung Oesterreichs von den übrigen deutschen Staaten geradezu gefördert, da, wenn Oesterreich genöthigt wäre, sich mehr auf die Westmächte, als auf das übrige Deutschland zu stützen, es eben dadurch auch in die Richtungen der Westmächte, welche den einmal begonnenen Kampf gegen Rußland keineswegs zu unterbrechen gesonnen sind, stärker hineingezogen würde. Rußland mag glauben, durch solche Scheinconcessionen Oesterreich vielleicht in Verlegenheit zu setzen, aber der Ernst der Lage ist zu groß als daß man Worte für die Sache nehmen könnte. Diese Ansichten sind wohl geeignet, über den wahren Charakter und die Richtung der gegenwärtigen Unterhandlungen, von denen nur sehr schwache Fragmente und Gerüchte an die Oeffentlichkeit dringen — Fragmente die für sich allein keineswegs einen Leitfaden bieten können — Aufschluß zu geben. Das kann man ohne alle Furcht auf Widerspruch zu stoßen, behaupten, daß Oesterreich nur in dem kaum denkbaren Fall, wo es von dem übrigen Deutschland im Stich gelassen würde, sich enger an die Westmächte anschlösse. Oesterreich wird handeln müssen, darum kann man es auch nicht lange in Ungewißheit lassen, wessen es sich zu versehen hat.

Rußland, das bei diesen Verhältnissen am nächsten berührt ist, hat sich durch seine schlechte Berechnung sehr geschadet, und seinem Stolze die schlimmste Demüthigung bereitet. Wir haben früher bemerkt, daß am Ende Junius eine plötzliche Wandlung vorging, und die schon auf dem Rückmarsch befindlichen Russen Befehl erhielten wieder umzukehren nach der Donau und die verlassenen Stellungen abermals zu besetzen; das auf den Anfang Julius der Einmarsch

Digitized by Google

der Oesterreicher festgesetzt war, aber unter den veränderten Verhältnissen nicht erfolgte, so hatte die Veränderung der russischen Plane ihren Grund in den Unterhandlungen mit Oesterreich, das gerne die Fürstenthümer als bewaffneter Vermittler besetzt hätte. Indem Rußland dieß zu jener Zeit nicht zugestand, und wieder an die Donau rückte, um den Türken eine Schlappe zu versetzen, hat es offenbar einen falschen, ihm selbst nachtheiligen Schritt gethan, denn dadurch wurden weder die Oesterreicher aus ihrer Stellung in der Bukowina, noch die alliirten Flotten aus der in der Sulimündung entfernt; diese beiden feindseligen Aufstellungen aber nöthigten durchaus zum Rückzug, und wollte man nicht vor den mächtigen Oesterreichern gutwillig weichen, so setzte man sich der Gefahr aus, vor den gehaßten und verachteten Türken weichen zu müssen.

Die Meinung der Massen, namentlich im Orient, ist auch ein Element der Stärke und Schwäche, und da weder Oesterreicher noch die Alliirten bisher mit den Russen eigentlich ins Gefecht gekommen sind, so fällt in der Meinung dieser Massen die Ehre des Siegs den Türken und die Schmach der Niederlage allein den Russen zu. Von der Donau an bis Bucharest hat es nicht an kleinen Scharmützeln gefehlt, alle Nachrichten von größern Gefechten und Schlachten waren unrichtig, allein die Russen waren strategisch zu dem Rückmarsch genöthigt, die Türken rückten nach, folglich hatte es durchaus den Anschein, als flöhen die Russen vor den Türken. Sie haben sich ihre scheinbare militärische Niederlage durch die Türken, durch ihre wirkliche diplomatische Niederlage von Seiten Oesterreichs selbst veranlaßt, und dadurch nicht nur ihrem Ruf, sondern auch dem moralischen Gehalt ihres Heers einen wesentlichen Nachtheil bereitet, denn nichts entmuthigt eine Truppe mehr als Rückzüge, deren militärische oder politische Nothwendigkeit sie nicht einsieht; sie zerstören das Vertrauen der Truppen zu den Führern, namentlich wenn so unerklärliche Hin- und Herzüge vorangegangen sind, wie dieß am Ende des Junius der Fall war. Daraus erklären sich wohl die Nachrichten in einigen österreichischen Blättern, daß der Adjutant des Kaisers, General Adlerberg, bei seinem Eintreffen im Hauptquartier darauf bestanden habe, den Rückmarsch nicht eher anzutreten, als bis zuvor noch den Türken eine Schlappe beigebracht sey.

Ist dieß wahr, so wirft es ein Licht auf den am Ende Junius eingetroffenen Befehl zum Rückmarsch an die Donau: es sollte die militärische Ehre wo möglich durch einen tüchtigen Schlag gegen die Türken gerettet werden. Ging man dann zurück, so wußten die Soldaten, — so erkannte die größere Masse, daß der Rückzug in Folge höherer Rücksichten und nicht aus Furcht vor einem Feinde, den man gering geschätzt, erfolgt sey. Dieß gelang nicht: Omer Pascha, seiner Schwäche auf freiem Felde sich bewußt, hielt sich an der Donau, [1] so lange die Russen ihm die Schlacht in der Nähe von Frateschti boten, und ließ sich aus seiner Stellung so wenig herauslocken, als früher aus Schumla, kurz die Russen kamen im ganzen Laufe des Feldzugs nie recht zur Entwicklung ihrer Kräfte. Im Julius 1853 wurden die Fürstenthümer besetzt, und im Jul. 1854 müssen sie geräumt werden, schimpflich als flöhen die Russen vor der Uebermacht der Türken zurück.

Und doch kann keiner, der dem Gang der Dinge aufmerksam gefolgt ist, läugnen, daß die Russen im Laufe dieses Kriegs weit mehr Sicherheit und Regelmäßigkeit in den Bewegungen, größere Vorsorge für die Mannschaft, überhaupt mehr Kriegsfähigkeit entwickelt haben, als bei frühern Gelegenheiten. Aber die Ungunst der politischen Verhältnisse konnten sie nicht überwinden: in der Moldau und Walachei entwickelte sich von vornherein ein sehr feindseliger, widerspänstiger Geist, den die russischen Erpressungen natürlich steigerten, Oesterreich hielt durch die Macht seines Einflusses die türkischen Slawen im Zaum, die Alliirten sperrten das Meer und besetzten Varna, während die Oesterreicher sich in Siebenbürgen sammelten. So hatte das Vordringen ins Innere der Türkei hinein keinen Zweck mehr, denn es mußte bald wieder aufgegeben werden. Die letzte Aussicht war noch, wenn Silistria, wie man gehofft hatte, um die Mitte Junius fiel. Dann beherrschte man den Strom, hielt die Verbündeten in Varna, wie die Türken in Schumla im Schach, und konnte die Hoffnungen der Slawen jenseits der Donau wie der Griechen aufs neue wecken. Hätte man dann auch später, durch die Oesterreicher gedrängt, die Beste wieder aufgeben müssen, so war doch die militärische Ehre gerettet. Aber die Beste hielt sich, und so verschwand auch diese Aussicht. Kurz Rußland ist durch wenig militärische Mittel und großen Aufwand diplomatischer Kunst aus einer Position nach der andern gedrängt worden, und hat durch eigene Schuld dieser diplomatischen Niederlage das Ansehen einer militärischen gegeben.

Wir haben diesen Rückblick für nöthig gehalten, weil er vielleicht für die Zukunft von Wichtigkeit ist. Berücksichtigt man namentlich den Ton der englischen Journale, so tritt überall der Wunsch und die Erwartung entgegen, daß noch in diesem Jahre etwas von Seite der Alliirten, und zwar etwas in die Augen fallendes geschehe, und daß etwas im Plane ist, leidet auch keinen Zweifel. Ueber die Richtung der nach allen Nachrichten vorbereiteten Expedition herrscht große Ungewißheit, die pomphafte Ankündigung der Krim ist wohl vorerst kaum ernstlich gemeint, es müßten denn die englischen und französischen Befehlshaber Nachrichten über leichte Einnehmbarkeit von Sebastopol haben, wovon man im Publicum nichts weiß. [1] Eine englische Nachricht aus Konstantinopel nennt Odessa als Ziel, richtiger indeß möchte wohl der Liman des Dniestr seyn, wo den Fahrzeugen eine größere Mitwirkung als an anderer Stelle gestattet ist, und im Rücken der russischen Pruthamee eine für diese höchst lästige Stellung eingenommen würde. Eine Landungsarmee ist gegen eine im Lande befindliche immer im Nachtheil, dagegen hat die Macht, welche zur See gebietet, den Vortheil die Landung da bewerkstelligen zu können, wo es ihr gut dünkt, während die vertheidigende Macht im Zweifel über die Richtung des Angriffs sehr in Verlegenheit ist, wohin sie ihre Truppenmassen hauptsächlich richten soll. Wenn die Jahreszeit für eine so weit aussehende Expedition, wie die nach der Krim, zu sehr vorgerückt

---

[1] Er steht eigentlich noch bei Giurgewo, das er eifrig befestigen läßt; wodurch es wieder zu einem Brückenkopf von Ruschtschuk wird, wie es im J. 1828 war. Man arbeitet mit großer Anstrengung an dieser Befestigung und wird wohl überhaupt die Zahl der Punkte, die gleiche Dienste leisten können, vermehren. Die türkische Besetzung von Bucharest scheint mehr mehr durch ein fliegendes Corps bewerkstelligt.

[1] Die Naval and Military Gazette vom 12 August sagt geradezu, „über allenfallsige Unternehmungen im schwarzen Meer müsse man geradezu schweigen, denn namentlich von der Krim als militärischem Operationsfeld wisse man außer in Rußland selbst gar nichts.“

nur Eines könnte diese Unwahrscheinlichkeit in Wahrscheinlichkeit umwandeln, ein einiges und energisches Auftreten des gesammten Deutschlands in der Art, daß Rußland durchaus keine Aussicht mehr hätte, durch Uneinigkeit einen Erfolg zu erringen. Vor solcher Macht müßte Rußland weichen, und Deutschlands Forderungen nicht bloß zum Schein, sondern in Wirklichkeit erfüllen. Dann wäre Aussicht, daß der hoffnungslose Kampf der beiden Seemächte, welcher Rußland nur nach mehrjährigem Kampfe zum Nachgeben zwingen könnte, und in der Zwischenzeit die Türkei aufreiben und somit den Grund zu neuen unabsehbaren Verwicklungen legen muß, ein möglichst schnelles Ende erreiche. Oesterreich für sich allein kann dieß nicht herbeiführen, wenn gleich augenscheinlich der Versuch mit aller Anstrengung gemacht wird.

Der Hekla und seine Umgegend.

Die dänische Regierung hat in Anlaß des letzten Hekla-Ausbruches von 1845 einen Bericht ihres Reisenden Schythe über diesen Vulcan drucken lassen, welcher manches Neue enthält, und das Material für die nachstehende Schilderung geliefert hat.

Bekanntlich liegt die Insel Island im nördlichen Theile des atlantischen Oceans ziemlich mitten zwischen den beiden großen Festlandsmassen, welche ihn einschließen, aber gänzlich verschieden in ihrem geognostischen Bau von allen naheliegenden Theilen beider Continente und nur einigen benachbarten Inselgruppen verwandt — eine völlig selbstständige, in sich abgeschlossene Bildung von eigenthümlicher geognostischer Natur.

Zwar verdankt sie dem Eise ihren Namen, und liegt unter seinem Banne einen großen Theil des Jahres, trägt Massen desselben auf den Hochflächen ihrer Berge, tränkt ihre Flüsse aus den Gletschern, die gleich beweglichen Felsen tief in die Thäler herabhängen, und empfängt alljährlich treibende Inseln dieses kalten Gastes in allen felsenreichen Fährten und tief eingeschnittenen Buchten, in welche sie gleich Segelschiffen meilenweit aufwärts dringen.

Aber doch ist das Eis nur der gemeinsame Charakter hochnordischer Küsten; der Felsbau selbst aber ist Islands eigenthümlichste Mitgift. Nirgends auf dem ganzen Erdenrund gibt es ein Land von so großer Ausdehnung mit gleich kräftiger Entfaltung der vulcanischen Thätigkeit und gleich ausschließlicher Zusammensetzung aus vulcanischen Producten, das seinen materiellen Aufbau, seine Erhebung über das Meer, eine Unzahl von warmen und kochenden Quellen oder vulcanischen Feuerschlünden inmitten der eisigen Umgebung, auf gleich unmittelbare Weise der nie schlummernden Thätigkeit des Erdinnern verdankt. Eine ältere und eine jüngere vulcanische Bildung ist bestimmt und deutlich unterschieden. Die ältere besteht wesentlich aus der geschichteten Trapp- und Tuffformation des Ost- und Westlandes, die zugleich eine vielgenannte Braunkohlen-Ablagerung, den Surturbrand umschließt, von der noch immer nicht entschieden ist, ob sie aus eingeborner Vegetation des Landes entstand oder aus Treibholz, das ehemals wie jetzt diese Gegend des Weltmeers suchte. Die neuere vulcanische Bildung scheidet als eine breite Zone, die von Südwesten nach Nordosten streicht, die beiden älteren Landmassen.

Im Wesentlichen besteht der neuvulcanische Gürtel aus Trachyt, aber keineswegs mit solcher Ausschließlichkeit, wie es durch Krug von Nidda zu allgemeiner Annahme geworden ist. Erscheint es im großen Ganzen so als ob bei der ersten Emporhebung der Insel ein weiter, klaffender Spalt den ehemaligen Meeresboden in zwei gesonderte Inseln trennte, deren Scheidekluft nun Spielraum für die dauernde Vulcanität gewährte, so ist andererseits gewiß, daß die Trachyte dieser Zone nicht bloß durch die Trappmassen heraufreichen, sondern an anderen Stellen ebenso wieder von Trappgängen durchbrochen werden. Der strenge Zusammenhang ist auf der ungeheuren Fläche des Landes schwer zu verfolgen. Seine eigentlichen Heerde hat der Vulcanismus auf dem trachytischen Gürtel errichtet, hat sich aber allmählich weiter seitwärts verbreitet, und so nach und nach die ursprünglichen Gränzen der alten Trappformation völlig verwischt.

Unter den vielen Vulcanen Islands, deren Thätigkeit der gegenwärtigen geologischen Epoche angehört, nimmt der Hekla unstreitig den vornehmsten Rang ein. Diesen Vorzug verdankt er besonders seiner Lage in der Nähe eines fruchtbaren Landstriches und nicht allzufern von Reykjavik, dem Hauptorte der Insel. Dazu kommt seine isolirte Stellung, durch welche er von den unzugänglichen, mit ewigem Eise bedeckten Hochbergen losgelöst ist, und einen völlig selbstständigen Bergstock ausmacht, der sich mehr als die anderen großen Vulcane der Insel den südlichen, von Schiffen aller Nationen besuchten Gewässern nähert. Zwar steuern die Grönlandsfahrer, sobald sie Fair Hill gewahr geworden sind, schon in der Regel gerade gegen Westen über das atlantische Meer, um den Meridian des Cap Farewell unter 58° 30′ nördlicher Breite zu schneiden, und bleiben so fast 70 Meilen südlich von Island, und die nach Nordamerika segelnden Schiffe nehmen ihren Cours noch südlicher, allein mancher Segler wird in seinem Cours verschlagen, und die Fahrzeuge, welche auf verschiedenartigen Fischfang aussegeln, kommen vielfältig in die Nähe der isländischen Sandküste, wo ihnen der Hekla ein bekanntes Wahrzeichen liefert.

In weiteren Kreisen hat ihn auch die regelmäßige Wiederkehr seiner Ausbrüche bekannt gemacht, welche, seit die Geschichte der Insel geschrieben wird, in jedem Jahrhundert verzeichnet sind,

und oftmals plötzlich dann hervorbrachen, wenn sich der Glaube befestigen wollte, daß nun der Vulcan erloschen sey.

Nicht wenige von den isländischen Bergrücken, deren vulcanische Ausbrüche durch schriftliche oder mündliche Ueberlieferung, und noch anschaulicher durch die Spur ihrer Zerstörungen erzählt wird, erheben sich zu gleicher und größerer Höhe über den Spiegel des Meeres, nicht wenige übertreffen den Hekla durch die imponirende Masse ihrer meist weitgedehnten Gebirgsstöcke, oder fesseln den Blick des Reisenden aus der Ferne durch schönere Formen und durch den weithinleuchtenden Glanz unübersteiglicher Schnee- und Eismassen; von manchen kennt selbst die neuere Geschichte Beispiele des Ausbruches, die alles übertreffen, was der Hekla jemals in seiner höchsten Wuth erreicht hat.

Aber bei alle dem bleibt es doch immer der Hekla, der zuerst genannt wird, wenn von isländischen Vulcanen die Rede ist, welcher dem Gedächtniß gegenwärtig ist, sobald auf jene ferne mit allen Wundern der Natur ausgestattete Insel die Rede kommt, und dessen bloßer Name, eingehüllt in das phantastische Dunkel des Aberglaubens, Jahrhunderte lang ein Wort des Schreckens bei nordeuropäischen Völkerstämmen war.

Von einer westwärts gewendeten Fronte der isländischen Südküste her, zwischen den Mündungen zweier der bedeutendsten Gewässer, des kurzen breiten Markarfluſſes, der unten einer inselreichen Föhrde gleicht, im Westen, und der Oelfusau, die den Abfluß des großen schönen Thingvallasees bildet, im Osten, erstreckt sich ein weites Flachland aufwärts gegen das Innere der Insel.

Die langsam ansteigende Ebene wird nur unterbrochen durch einzelne schärenhaft herausstechende Felsen und niedrige Hügel, und so wie sie sich hebt, verzweigt sie sich mit vielen weitläufigen von großen und kleinen Bächen durchströmten Thälern in das Hochland hinein.

Die Hauptrichtung dieser Gebirgsthäler fällt mit den Hauptstrichen des mittleren vulcanischen Gürtels der Insel zusammen, und wo sie sich in die beschriebene südlich vorgelegene Ebene öffnen, beut sich fast überall eine weite Aussicht auf die begränzenden Gebirgszüge gegen Westen, auf das Meer mit den leuchtenden Westmannainseln gegen Süden, und auf ein gewaltiges schneeweißes Jökelgebirge in Osten.

Hat sich aber das Auge gegen Osten gewendet, so weilt es nur kurz auf der kuppelförmigen Eismasse des Oeffeldsjökel und den vielen vereinzelten Zinken des schönen Tindfjeldsjökel, dann höher hinauf nach Norden gegen das Innere des Landes zu zeigte der Eingeborne dem Reisenden seinen ruhmreichsten Berggipfel, den schneescheckigen unregelmäßigen Kegel des Hekla.

Selbst hart an der Meeresküste, auf dem sandigen Ufer um die Mündung der Oelfusau, in etwa 10 Meilen Entfernung, sieht man noch, wie der Gipfel des Hekla über den östlichen Horizont hervorragt, und dadurch eine absolute Höhe verräth, welche man ihm zuzuschreiben wenig geneigt ist, wenn man ihn näher zwischen den umgebenden Bergen sieht.

Die große niedrige Fläche, welche gleich jenseits der Oelfusau beginnt und bis an die Thiorsau den Namen Floe trägt, ist schon vulcanisches Gebiet. Fast überall liegt die Lava im Grunde, nur bedeckt von einer sumpfigen mit Lavastücken vermengten Erdkrume, die in der Regel eine erträgliche Heuernte von Riedgräsern liefert, aber in schnee- und regenreichen Jahren von dem Wasser leidet, das keinen genügenden Abfluß finden kann.

Die angränzenden großen Bäche treten alsdann aus ihren Ufern und setzen die zwischenliegende Niederung völlig unter Wasser. Zwar sollte man erwarten, daß ein Untergrund, der so von Porenhöhlungen und größeren Spalten erfüllt ist als es die Lava zu seyn pflegt, deren Wasser ein schleuniges Eindringen gestatte, und wirklich ist auch Wasserarmuth ein charakteristisches Merkmal für jedes höher gelegene Lavafeld, aber hier in der Floe erkennt man bald als die eigenthümliche Ursache der schädlichen Wassermenge den hydrostatischen Druck des Meeres, welcher dem Sinken des atmosphärischen Wassers in diesem wenig über den mittleren Meeresspiegel erhabenen Landstriche entgegenwirkt.

Die Lava, deren Bruchstücke den Bewohnern der Floe als Baumaterial dienen, ragt mit ihren Zacken in jeder Erhebung des Bodens aus der Ebene heraus und bildet auch außerhalb der Küste einige Schären, gegen welche bei südlichen Winden das Meer seine Gewalt ausübt.

Da diese niedrigen Schären jedoch einen erträglichen Schutz für einen kleinen Hafen außerhalb Eyrarbakki abgeben, so verdienen sie um so mehr genannt zu werden, da sonst die ganze bewohnte Südküste von Island durch einen fast vollständigen Mangel an Häfen charakterisirt wird, wodurch sie in einen auffallenden Gegensatz zum West- und Ostlande tritt.

Eine große Reihe guter Häfen, wie die letztgenannten Küsten sie darbieten, ist eine nothwendige Bedingung für die Schifffahrt auf Island und die Versorgung dieser nur wenig productiven Insel.

Der Mangel an Häfen auf der Südküste und die stürmische Natur des Meeres auf dieser Seite, welche voll von gefährlichen Brandungen ist, erscheinen als die Ursache, weßhalb das Süderland, ungeachtet großer Fruchtbarkeit, in manchen Gegenden später bebaut worden ist als die anderen Küsten.

Sobald man die Thiorsau überschritten hat und weiter gegen Osten wandert, setzt sich nur noch etwa eine Stunde lang der sumpfige Bruchboden der Floe auf demselben Untergrunde fort, dann aber hebt sich allmählich das Terrain gegen Osten und Nordosten, der schlüpfrige Humusboden mit seinem reichen Ueberfluß an wenig nährenden Halbgräsern wird von einem trockenen sandigen Boden mit kräftigem, gesundem und nahrhaftem Graswuchs abgelöst, der seine höchste Ueppigkeit in dem sogenannten Landstreit zwischen Thiorsau und Ytoi-Rangau und in dem Rangauthale zwischen den beiden Rangauen, die weiter abwärts den Hekla umfassen, erreicht.

Auf dieser sandigen Grasfläche geht die ebene Einförmigkeit des Blachfeldes allmählich in eine wellen- und kuppenförmige Oberfläche über, die den Erhöhungen und Vertiefungen der unterliegenden Lava conform ist, deren freundlich grüne Hügel aber mit öden Strecken braunen und schwarzen vulcanischen Sandes abwechseln. Für diese Gegend wird daher der Flugsand zu einer fürchterlichen Landplage. Allen Winden von Osten bis Norden bloßgestellt, verbreitet er nach jeder Richtung hin die Spuren seiner Verheerung. Der Wind ist es, der zuerst den Rasen losreißt und dann ganz bis auf die unterbreitete unfruchtbare Lava abschält. Nur zerstreut bleibt das Grün in einzelnen Gipfelflächen stehen, als trauriger Zeuge von der früheren Mächtigkeit der fruchtbaren Erde. Die ungeheuren Massen von Sand und Asche, womit die östlichen schneestarrenden Vulcane all ihre Umgebungen beschüttet haben, werden dann, von der Gewalt des Windes wieder aufgeregt, in dichten Wolken über das flache Land geführt. Die Luft verliert wie bei einem vulcanischen Aschenausbruch ihre Durchsichtigkeit, ein brauner Nebel verhüllt selbst nahe gelegene Gegenstände, die Sonne steht mit rothem glanzlosem Dämmerlichte am Himmel, des Menschen Augen füllen sich mit Staub und Schmerzen, jeder Aufenthalt im Freien wird fast ganz unmöglich, und selbst bis in das Innerste der Häuser weiß der verderbliche Staub durch jeden

kaum sichtbaren Spalt sich seinen Weg zu bahnen, um dort die kargen Lebensmittel zu verderben, und die Milch der Speisekammer in einen widerlichen Schlamm zu verwandeln.

Diese Sand-, oder Aschen- und Grasfelder schließen sich aufwärts unmittelbar an das Heklagebirge an; gleich zweien Armen umfangen die beiden Rangauen dasjenige Gebiet, welches man als nächste Umgebung des Hekla bezeichnen muß. Beide münden nicht weit von einander in die breite und tiefe Thverau, die das Delta des Markarflusses nordwärts begränzt und ihn zugleich mit der westlichen Thiorsau verbindet. Höher gegen die Quellen hinauf gehen aber beide Rangauen immer weiter von einander, und umspannen dadurch nicht bloß den langgestreckten von Südwest nach Nordost streichenden Heklabergrücken, sondern auch die damit parallelen zu beiden Seiten gelegenen kleineren und minder hohen Bergzüge, die zu demselben Gebirgssystem gehören.

Geht man von dem Zusammenfluß dieser beiden Bäche in nordöstlicher Richtung geradesweges zum Hekla hinauf, so hebt sich der Boden langsam aus der Ebene heraus.

Ein Lavastrom bedeckt den anderen, aber jeder spätere Strom dringt minder weit gen Süden oder Südwesten als der ältere, und es erscheint als ob man Stufe nach Stufe zu dem Herde hinansteige, aus dem im Laufe der Jahrhunderte so manche leuchtende Feuersäule hervortrat. Anfangs ist auf diesem Marsche der Graswuchs noch reichlich und gut, bald aber gewinnt der Sand die Oberhand, und die völlige Nacktheit ganzer Strecken wird nur durch Sandhügel unterbrochen, die von niedrigen Krüppelweiden (salix arctica) bedeckt sind oder durch die langen Wurzeln des Sandhafers (elymus arenarius) gebunden werden. Selbst dieses magere Gewächs muß sich der arme Isländer zu Nutze machen; man nennt es den isländischen Roggen, und in der Landessprache Melr, da das Korn desselben mit unter das zum Brodbacken bestimmte Mehl gemischt wird. Die langen zähen Wurzeln, welche einen natürlichen Schutz gegen die Verheerungen des Flugsandes bilden, flicht man zu deckenartigen Kissen, die man den Pferden auflegt, um sie gegen den Druck der Packsättel zu schirmen; diese überall nur in sandigen Einöden heimische Pflanze ertheilt hier den Sandwehen eine hellgrüne Farbe und erquickt das Auge wie eine Oase in der traurigen braunen Wüste.

Unter solchen Umgebungen werden die zerstreuten Bauerhöfe immer seltener und seltener, und liegen vorzugsweise nur noch auf den südlichen Endabhängen der übergrünten Lavaströme, zum Theil schon längst von ihren Bewohnern verlassen, weil der Betrieb sich nicht mehr lohnen wollte.

Halten wir uns vorläufig an die westliche Seite des Heklarückens, so setzt sich allerdings das Land noch bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe fort, weit aufwärts dem isolirt stehenden Burfjeld zu, aber jede neue Aussicht, beinahe jeder Schritt zeigt uns des nahen Vulcans zerstörende Herrschaft. Wo früher ein fruchtbares Land gelegen war, trifft man jetzt nur eine öde Schutt- oder Sandstrecke, oder unser Schritt wird durch einen Lavastrom (Röin) gehemmt, dessen scharfe Unebenheiten nur sparsam von grasbewachsener Erde oder einem grauen Moosteppich bedeckt werden. Setzt man aber noch weiter in derselbigen Richtung nach den Quellen der westlichen Rangau seinen Weg fort, so währt es nicht lange, und die mageren Schafweiden, in welche das Ackerland nordwärts sich verlor, werden von einem durchaus nackten Schutt abgelöst, welcher bis zu bedeutender Mächtigkeit die auch hier noch immer unterliegende Lava bedeckt.

Wendet man sich dagegen mehr östlich der entgegengesetzten Seite des Hekla-Bergrückens und den Quellen der östlichen Rangau zu, so kann man zwar noch eine fruchtbare Landschaft längs den Ufern dieses Flusses verfolgen bis zu dem äußersten geschichtlich merkwürdigen Hofe, [1] der zu Harald Haarfagers Zeit erbaut wurde; aber die außerordentlich breiten Lavaströme, welche der Hekla nach dieser Seite hin ausgegossen hat, und welche ihre Zerstörung weit über die vormals angebaute Niederung hindehnten, machen jedes Vordringen gegen Norden fast unmöglich.

So steht daher das östliche Gebiet des Hekla noch heute, was Einzelnheiten anbetrifft, als eine terra incognita da, die von keines Forschers Fuß bisher betreten wurde, und nur einzelnemale von einem unermüdlichen eingebornen Bauer durchstreift worden ist, um das im Spätherbst ausgebliebene Vieh zu suchen.

Gleich dem Aetna und allen anderen Vulcanen, ist auch der Hekla wasserarm. Die bedeutenden atmosphärischen Niederschläge, welche durch die stete Wolkenumhüllung des Gipfels bewirkt werden, sinken schleunig durch die losen Massen des Kegels, sickern dann durch die umgebenden Lavaströme, und treten erst wieder an deren äußersten Gränzen zu Tage.

Deßhalb ist die Mitte des Lavengebietes dem Wassermangel am meisten ausgesetzt; den Bewohnern einiger Höfe in dieser Gegend wird dadurch unsägliche Beschwerde bereitet, andere haben aus demselben Grunde gänzlich verlassen werden müssen.

Alles Wasser, was an dem Gipfel verdichtet und unterirdisch über das hochliegende Heklagebiet verbreitet wird, nehmen die beiden Rangauen auf. Die nähere Kenntniß dieser beiden Bäche, deren Eigenthümlichkeiten durch die vulcanische Natur des Gebietes bedingt sind, bildet daher einen wesentlichen Bestandtheil dessen, was überhaupt zur Charakteristik der Umgebungen des Hekla dienen kann.

Die Quellen der westlichen oder äußeren Rangau trifft man hoch oben im Lande gerade nördlich vom Hekla. Ein Zufluß derselben entspringt aus den Klüften des Sautaberges, der andere quillt aus dem flachen nackten Schutte kaum eine Viertelmeile entfernt von der mächtigen weißschäumenden Thiorsau. Unbedeutend in beiden Quellen wächst der Bach schnell durch viele, zum Theil unsichtbare Zuflüsse in seinem eigenen Bette zu einem Wasserreichthum, der hier, nahe seinem Ursprunge, kaum geringer ist als weiter abwärts in der bewohnten Landschaft. Diese Erscheinung ist sehr auffallend, denn in seinem weiteren Laufe nimmt er eine Menge Quellen aus den Spalten der Klippen auf, die nördlich von dem Hofe Näfrholt liegen, vereinigt sich außerdem mit mehreren nicht unbedeutenden Sturzbächen, die aus dem Fuße der Nachbarberge des Hekla entspringen, und berechtigt so den Beobachter einen abwärts stets wachsenden Wasserreichthum zu erwarten. Allein sein Lauf geht fast auf der ganzen Länge über Lavaströme, deren Einstürze Risse und klaffende Spalten, welche die Durchwatung des Baches oft so gefährlich machen, leicht die auffallende Unregelmäßigkeit in der Wasserführung erklären.

Wie es nicht unwahrscheinlich ist, daß die eine aus dem Schutt sickernde, klare Quelle dieses Baches nur ein Theil der brausenden Gewässer der Thiorsau ist, der durch die poröse Lava sich verloren hat, ebenso verliert sich auch die früh erlangte Wasserfülle der westlichen Rangau bald wieder durch unsichtbare Canäle und Höhlungen in die tiefer liegende Lava und nach einem verborgenen Laufe, wie in Gypsgebirgen und zerklüfteten Kalksteinplateaux, treten dann diese zersplitterten Gewässer aufs neue als reiche Quellen in der weiten Ebene hervor, die zwischen Skarosfjeld und Bjolfjeld liegt. Hier sammeln sie sich in große und

[1] Raudnefsstadir.

kleine Bäche, die unterwärts von der Mutterau wieder aufgenommen werden.

Während diese äußere Rangau sich aller Gewässer bemächtigt, die von dem westlichen Abhange des Heklasystems herabkommen, gießen die trockenen unfruchtbaren Lavafelder der Gegenseite ihre verborgenen Wasserbehälter in die östliche Rangau. Gleich dem westlichen strömt auch dieser Bach größtentheils durch Lava, gleich jenem beut auch er in seinem fortgesetzten Laufe eine Reihe von Abwechslungen dar; während der westliche das schönste klare Gebirgswasser führt, sind die Gewässer dieses östlichen Baches milchfarben, wenn auch nicht in dem Grade getrübt, wie sonst die Jökel- oder Gletscherbäche gewöhnlich zu seyn pflegen.

Vollkommen klar entspringt der Strom in vielen reichen Quellen aus dem Fuße eines jener Lavaströme, welche treppenförmig längs den Ufern ansteigen und von einem oder mehreren östlichen, bisher unbekannten Kratern ausgehend, das Rangauthal herabgeflossen sind.

Bald aber wird der anfangs so klare Strom getrübt durch das brausende Wasser, das zwei beträchtliche Jökelbäche aus Süden herbeiführen. Beide entspringen aus dem mächtigen Gebirgsstock, der mit dem dreigipfligen Thrihyrningr zusammenhängt, und über den die schneebedeckten Zinken des Tindfjaldsjökel emporsteigen. Der eine von ihnen bildet zwei schöne, senkrechte Wasserfälle über die steile Felsenwand, welche als Grundfeste des Jökels gegen die Ebene hin erscheint, der andere durchbraust einen schroffen und tiefen Felsenspalt, dessen nächtlich dunkler Grund noch nie von einem menschlichen Fuße betreten ward.

Mit diesen beiden Bergströmen vereinigt setzt die östliche Rangau ihren Weg durch senkrechte, aber meist nicht tiefe Spalten der Lavaströme fort; aber die wasserschlingende Kraft der Lava zeigt sich auch hier. Ein großer Theil des brausenden Wassers sucht gesonderte Wege durch Höhlen und Poren der Lavaströme, und quillt dann lauter und rein in einer fast zahllosen Menge lebendiger Quellen weiter unterwärts wieder hervor.

Keldur (die Quellen, als Pluralis von Kelda) nennt man den Platz, wo sich diese Quellen am reichlichsten zeigen und wo ein wohlgebautes Kirchlein, das denselben Namen trägt, sich auf dem Gipfel eines grünbewachsenen Lavaknauses erhebt. Hart am Fuße desselben entspringt der wasserreichste Sprudel; mehrere andere sammeln sich unterhalb des Hofes in dem kleinen klaren Keldnalankr (Quellbach), der gleich darauf von der Rangau wieder aufgenommen wird; alle erfrischen die ausgedehnten Weiden des großen Hofes, der hier bei der Kirche liegt.

Das fruchtbare Unterland in der Nähe der Meeresküste, die daranstoßenden, damit contrastirenden öden und unbebauten Gegenden, und die eigentlichen Flußthäler erschöpfen aber noch nicht die Verschiedenheit der Bodenformen in den Umgebungen des Hekla. Uebersteigt man die pflanzenleeren Einöden, so gehen diese im Gebirge wieder in grasbewachsene Thäler über, welche von den Einwohnern des Landes zur Sommergrasung für Hämmel und unfruchtbare Mutterschafe gebraucht werden.

Diese, von den Isländern Afrettir genannten, Weiden sind zwar jetzt so gut als früher unbewohnt, auch eignen sie sich nicht zum Anbau, aber je nach ihrer Ausdehnung und nach der verschiedenen Fruchtbarkeit an nährenden Kräutern und Gräsern bilden sie doch einen Vorzug der Gehöfte, denen sie angehören. Die Matten, welche im engeren Umkreise des Hekla liegen, und die deßhalb hier erwähnt werden, bestehen aus zwei großen Partien welche zu verschiedenen Hreppar (Kirchspielgruppen) des Rangaarvalla-Syssel gehören.

Die eine Abtheilung, die sogenannten Landmanna- und Holtamanna-Afrettir, d. h. Gemeinweiden der Bewohner aus den Districten Landet und Holterne beginnt da, wo der vorhin beschriebene Landsreit aufhört, denn ein Hof, welcher ehemals in dieser Gegend lag, aber bei dem Hekla-Ausbruch 1766 einstürzte, ist seitdem öde geblieben.

Von diesem Gränzpunkt an erstrecken sich die Gemeinheiten längs des linken Ufers der Thiorsau weit landeinwärts zum Theil über ein sehr feuchtes und sumpfiges Erdreich hin. Ein mächtiger Strom durchschneidet diese Matten und sondert so das Eigenthum der Landmänner von dem der Holtamänner, allein die ganze weite Hutung wird höchst unzweckmäßig von beiden gemeinschaftlich gebraucht, und so müssen Leute und Vieh gewöhnlich mit großer Beschwerde auf mehreren Fähren über den Strom gebracht werden, da sich derselbe hier auf seinem unteren Laufe nirgends zu Pferde überschreiten läßt.

Die Bewohner der Rangaadale, d. h. des Gebietes zwischen beiden Rangauen haben ihre Gemeinweiden weiter östlich zu beiden Seiten des Markarflusses liegen.

Diese Thäler boten vor dem letzten Ausbruche des Hekla eine Viehweide dar, welche an Ueppigkeit fast nicht ihresgleichen in ganz Island hatte. Die Ursache davon liegt nahe genug; nicht ohne Grund tragen diese weiten Strecken den Namen Reykja-Dalene, d. h. die Rauchthäler, denn wahrhaft unzählige warme und kochende Quellen senden hier ihre Dämpfe in die dünne Bergluft. Bald sprudelt das kochende klare Wasser lebhaft aus der Erde hervor, wie bei dem berühmten, weit von hier entlegenen Geyser, der nur als Eigennamen dieselbe Benennung trägt, wie bei dem Isländer allgemein jeder heiße Sprudelquell (von geysa, hervorbrechen oder girsa, sprudeln), bald ist der Tuff und das vulcanische Conglomerat, woraus der Boden besteht, durch das warme Wasser erweicht, bildet einen bläulich gefärbten dampfenden Thonpfuhl, aus dem träge Blasen mit Beschwerde aufsteigen, bald endlich sind es bloß heiße Dämpfe, die mit einem zischenden oder sausenden Laut, als wahre Fumarolen aus ihren verborgenen Canälen hervorströmen.

Auf solchem Wege konnte die noch unter der Oberfläche wirksame vulcanische Wärme eine Vegetation hervorlocken, wie man sie in dieser hochnordischen Breite in solcher Höhe über dem Meeresspiegel und in unmittelbarer Nähe des ewigen Jökeleises nie hätte erwarten sollen, und wie sie am sichersten hier nach dem Futterwerth für das Vieh sich in ihrer Kraft abschätzen läßt.

Der Unterschied des Futters, welches der Isländer im Winter verwendet, liegt besonders in der gedüngten oder ungedüngten Beschaffenheit des Graslandes. Das Land, welches den Hof zunächst umgibt und welches jährlich Dünger erhält, nennt er Tun und das darauf geerntete Heu Tada, das Heu von den Gemeinweiden, das stets viel magerer ist, heißt Uthey. Nun waren die Bewohner des nahen Unterlandes fest überzeugt, daß das Heu aus der Umgebung dieser heißen Quellen völlig dem besten Tada gleichzustellen sey, allein die Entfernung von ihren Gehöften und die, auch dort in Bezug auf Gemeinweiden wuchernde Eifersucht, ließ eine solche Nutzung nicht zu.

Noch in anderer Weise zeigte sich der wohlthätige Einfluß dieser hohen Temperatur; der Markarfluß, dieser ansehnliche rauschende Gletscherstrom wird durch vielfache Zuflüsse gebildet, die theils aus den schneegefüllten Schründen des Torfajökel kommen, theils aus dem Obsidianstrom (Hrafntinnue-Röin) am Fuße des Torfa, in dessen Vertiefungen das Gletschereis gleichfalls seinen festen Sitz genommen hat.

Aber während die anderen isländischen Gletscherbäche eiskalt und alles organischen Lebens beraubt dem Meere zueilen, ist dieser Strom von zahlreichen Schleim- und Wasserpflanzen belebt, wodurch er auf seinem weiteren Laufe in dem bebauten Unterlande nicht wenig zu der allgemeinen Fruchtbarkeit beiträgt, die seine Ufer auszeichnet. Aber diese abweichende Natur verdankt er nur seinen warmen Zuflüssen, die sich aus zahllosen Fumarolen zusammenfinden. Aus allen Klüften der niedrigen Hügelzüge brechen sie hervor, oft mitten im Flußbette auf den vielen flachen, zwischen weit verzweigten Armen des Flusses trocken liegenden Schuttbänken zeigen sie sich, und aus den steilen Tuffwänden des Ufers zischen dieselben Dämpfe. So liegt der Hekla von allen Seiten inmitten seiner eigenen Schöpfungen, umzingelt von den Flüssen, die sein wolkenreicher Gipfel ernährt, über den Einöden, welche er durch zerstörende Gluth, durch Lavaströme und Aschenregen hervorrief, im Kranze der fruchtbaren Ländereien, welche theils die mild heraufwirkende unterirdische Wärme, theils das Zusammenwirken des trefflichen vulcanischen Verwitterungsbodens und der aus dem Gebirg kommenden Feuchtigkeit mit saftigem Grün bedeckte, er selbst ein schwer zugänglicher Bergstock, dessen innerer Zusammenhang sich erst den neuesten Gebirgsforschern erschloß.

Sieben Meilen von der nächsten Küste entfernt, fast genau auf dem 64sten Grad nördlicher Breite, erhebt er sich als ein unregelmäßiger Kegel über dem drei Meilen langen Gebirgsrücken, der seine Basis bildet. Zwei Drittel dieses Bergzuges bilden die südwestliche, ein Drittel die nordöstliche Verlängerung des Vulcans.

Der Gebirgsrücken selbst liefert eine untere Terrasse des Vulcanes, der dann noch in drei weiteren Terrassen bis zu seinem Gipfel emporsteigt, immer aber, wenn auch höchst unregelmäßig, nur die Gestalt eines Aufschüttungskegels bewahrt. Nirgends zeigt sich die Andeutung eines Erhebungskraters, wie er sich so schön in dem malerischen Wall des Montesomma um den zierlichen Vesurkegel schlingt; der Gebirgsforscher bleibt mit dem inneren Bau des Hekla völlig unbekannt, und gewahrt nur äußerlich, wie sich derselbe aus Sand und Asche aufgeschüttet hat.

Dabei ist aber die ursprünglich langgestreckte Gestalt des Gebirgszuges und einer wahrscheinlich nach seiner Längenachse darin aufgerissenen Spalte nicht ohne Einfluß auf die Umrisse des Schuttkegels geblieben; deutlich prägt sich das aus in den verschiedenen Gestalten, welche der Hekla zeigt, wenn man sich ihm aus verschiedenen Himmelsgegenden nähert. Gewahrt man ihn aus Südwesten von der nächsten Meeresküste her, so zeigt er einen fast regelmäßigen Spitzkegel, weil dann die Gesichtslinie mit der Richtung des Gebirges zusammenfällt, aus Nordwesten und Südosten aber sieht man ihn in seiner ganzen Breite vorliegen, und dann erscheint er als ein kurzer oben zackig eingesenkter Gebirgszug, so daß man ihn als einen langgezogenen vulcanischen Kegel bezeichnen muß, der drei oder mehrere Gipfel trägt.

Die Höhe des Vulcanes über der Meeresfläche kann ohne sonderlichen Fehler zu 5000 Fuß angegeben werden. Unter den Angaben auf der neuen, musterhaft vollendeten Karte von Island, welche die isländische literarische Gesellschaft durch den Generalstabsmajor Olsen auf vier großen Blättern hat anfertigen lassen, findet sich die Höhe des Hekla mit 4961 dänischen oder rheinländischen Fußen angegeben. Nach den wiederholten trigonometrischen Messungen des Lector Gunlögsen beträgt sie 4956 Fuß. Alle früheren meist auf Barometermessungen gegründeten Angaben, denen oft oberflächliche Beobachtungen zu Grunde gelegt sind, bei denen meist den correspondirenden Beobachtungen an der Küste wenig Sorgfalt geschenkt wurde, und der fast immer höchst unruhige Zustand der Atmosphäre auf dem Gipfel des Hekla unberücksichtigt bleiben mußte, sind darnach völlig zu annulliren, besonders da sie meist eine größere Zahl lieferten.

Daß die Höhe des Hekla, wie die aller anderen vulcanischen Kegel geringen Veränderungen unterworfen ist, darf aber nicht in Abrede gestellt werden. Jeder neue Ausbruch häuft auf dem Gipfel des Berges eine Masse lockerer loser und leichter Materialien unter dem möglichst großen Neigungswinkel an, den sie mit Rücksicht auf ihre Schwere und die räumlichen Verhältnisse behalten können. Theils durch langsames Setzen und Zusammensinken dieser lockeren Massen, theils durch Einsturz der steilsten Kraterwände und theils durch die langsame Abführung nach tieferen Stellen, welche durch Wind und Wasser gemeinschaftlich ausgeführt bei so leichten Materialien, in stürmischer, schnee- und regenreicher Höhe, nicht gering anzuschlagen ist, kann sich die Höhe des Berges bis zum nächsten Ausbruche immer wieder beträchtlich vermindern.

Im Aufbau des Hekla bilden Lava, Schlacken und Asche die wesentlichsten Bestandtheile. Erstere schwarz, schwer, dicht oder porös, erscheint in losen walzrunden Stücken, welche von Olafsen und Povelsen, den bekanntesten Schriftstellern über Island, für vulcanisirte Baumstämme gehalten wurden, im Wesentlichen aber nichts sind als flüssig ausgeworfene, in der Luft erhärtete vulcanische Bomben. Auch in wildgezackten Strömen erscheint diese Lava auf den Abhängen des Berges, und bildet dadurch die riesenhaften Strebepfeiler, welche den Zusammenhang des lose aufgeschütteten Gebäudes erhalten. Seltener zeigt sich eine blauschwarze leichte und sehr poröse Lava, deren Blasenräume in mehreren metallischen Farben schillern, und noch seltener ist eine ziegelrothe, bald dichte, bald schlackige Abänderung.

Die schwammigen leichten Schlacken, von den Isländern Vikr genannt, bieten nur geringe Abwechselungen dar; dasselbe gilt von der alles ausgleichenden Asche, die stets von schwarzer Farbe ist. Nur im Korn zeigt sie Unterschiede nach einer abnehmenden Reihe, von dem grobkörnigen Schutt an, dessen einzelne Rapilli noch die zahlreichen Poren erkennen lassen, bis zu dem Schießpulver-ähnlichen Sand und der völlig staubartigen Asche. Dunkle, fast schwarze Farben bezeichnen also fast alle diese Producte, und ihre trübselige Einförmigkeit wird noch mehr hervorgehoben durch den seit dem letzten Ausbruch vollständig gewordenen Mangel an aller Vegetation, der einen grauenhaften Gegensatz mit der Gartenwelt bildet, welche auf Italiens Vulcanen die Schrecken der früheren Tage verhüllt.

Früher konnte wenigstens, genährt durch die Feuchtigkeit des Himmels, das stark hygroskopische Torfmoos (sphagnum) seine matten graugrünen beschuppten Aeste den Fuß des Hekla hinanschieben, und ein lebhaft grün gefärbtes Moos (Mnium) traf man selbst in der Nähe des Gipfels noch an, wo eine unbedeutende Entwicklung warmer Dämpfe günstigere Bedingungen für das organische Leben darbot. Jetzt aber ist auch dieses leise Aufathmen erstickt und eine völlig todte Einöde um den Gipfel geschaffen. Der Bergrücken, auf welchem der Hekla steht, verliert sich mit seiner nordöstlichen Verlängerung bald in das umgebende hügelreiche Land; das südwestliche dem Meere zustrebende Ende aber erreicht eine nicht unbeträchtliche Höhe in dem hervorragenden Selsundsfjeld, der noch die ganze Umgegend beherrscht, und findet seinen letzten Ausläufer in dem niedrigen Fallhamar. Am meisten senkt sich der ganze Rücken mehrmals schon in der Nähe des Hekla selbst, wodurch dessen eigene Erhebung um so beträchtlicher wird.

Die merkwürdige Streichungslinie von Südwest nach Nordost,

auf welcher die neuvulcanischen Bildungen Islands eine Zone mitten durch das Land einnehmen, offenbart sich wohl nirgends mit größerer Bestimmtheit als in dem eigentlichen Heklasystem. Gegenseitiger Parallelismus ist ein gemeinsamer Charakter aller Höhenzüge, welche zu beiden Seiten das Heklagebirge begleiten. Letzteres beherrscht das System durch seine mittlere Lage, seine Ausdehnung und seine Höhe. Zu beiden Seiten gruppiren sich symmetrisch erst ein niedriger, dann ein höherer Bergzug; die östlichen Trabanten sind zunächst der niedrige Geldinga-Fjeld, dann der höhere Vatna-Fjeld. Nach Westen hin besteht der niedrige Begleiter aus dem Tind-Fjeld und Gra-Fjeld, die durch ein Joch oder einen Hals verbunden sind, der äußere höhere Begleiter aus dem Bjol-Fjeld und dem Langa-Fjeld, die durch die Kluft des Selskardpasses von einander getrennt bleiben. Die übereinstimmende Streichungslinie, welche sich selbst noch weiter auf einen Hügelzug bei dem Hofe Näfrholt erstreckt, deutet auf gemeinsamen Ursprung aller dieser Bergzüge. Noch mehr bestätigt sich diese Ansicht durch die allerdings für den Mineralogen höchst undankbare Untersuchung der geognostischen Zusammensetzung.

Eine bis zum Ueberdruß ermüdende Einförmigkeit der Felsart zeigt sich überall, und wo man mit Eifer eine Spur verfolgt, die vielleicht auf eine Abwechslung hinführen könnte, da verliert sie sich bald wieder in der gleichartigen, für das ganze Gebirgssystem gemeinsamen Grundmasse.

Diese besteht größtentheils aus einem vulcanischen Conglomerat, welches größere und kleinere, oft etwas abgerundete Stücke von schwarzer poröser Lava mit einem bräunlichen oder schmutziggelben Bindemittel umschließt. Es ist dieß ein Tuff, den nach der besonderen Beschaffenheit seines Bindemittels, welches zu Palagonia am Aetna eine große Rolle spielt, Sartorius von Waltershausen den Palagonittuff genannt hat.

Wegen des geringen Zusammenhangs in diesem ihrem Bindemittel ist die Bergart zur Verwitterung sehr geneigt, und durch ihr Zerfallen entstehen die großen Haufen von Tuff- und Lavabruchstücken, welche die umgebenden Schutthügel bedecken, sobald der stete Wind die leichteren sandigen Theile fortgeführt hat, in welche das Bindemittel zerfällt.

Die großen Trappblöcke, welche der Palagonittuff umschließt, zeigen nicht selten eine schalige Absonderung und eine Zerklüftung, welche senkrecht dagegen gestellt ist, so daß sie sich in lauter kleine Bruchstücke zersplittern und große Vertiefungen in der Felsmasse zurücklassen, die durch den Einfluß der Atmosphärilien sich höhlenartig erweitern. Durch abnehmende Größe der Gesteinsbruchstücke geht der grobe Palagonittuff allmählich in einen sandsteinähnlichen Tuff über, den die Isländer Moberg nennen, und der in seinem Innern gerne mit sich kreuzenden Platten von größerem Zusammenhang als die übrige Masse, wie mit Gängen durchwebt ist.

Diese Platten zeichnen sich in scharf hervorstechenden Kämmen auf der Oberfläche der Felsmassen ab und zwar entweder mit einem zufälligen Parallelismus, oder als ein Netz von großen in einander greifenden Maschen.

Das ist die einförmige Gebirgsart aller der schuttbedeckten Hügel, die von langen und tiefen Klüften durchfurcht sich nordwestlich vom Hekla bis an die westliche Raugau erstrecken, gegen deren Bette sie mit steilen Böschungen einhangen; das ist auch die Felsart in den höheren Gebirgsketten, welche den Heklarücken zu beiden Seiten begleiten, und in dem Bergzuge selbst, auf welchem der Vulcan sich aufgethürmt hat.

Aber in dem letztgenannten zeigt sich doch noch ein Uebergangsglied, welches die älteren Bildungen desselben mit dem jüngeren Vulcan verknüpft und auf die Stelle hindeutet, wo die unterirdischen Kräfte ihren Weg zuerst durch die bedeckenden Felsenmassen gebahnt haben. Denn während zunächst unter dem Fuße des Hekla die westliche Böschung des Gebirgszuges den gemeinen Tuff zu Tage zeigt, so weit er nicht durch die dicke Schutt- und Aschenlage verborgen wird, wird der östliche steilere, an mehreren Stellen fast senkrechte Abhang von einer ziegelrothen, leichten, oft sehr feinlöcherigen und zuweilen ganz erdigen Lava gebildet, welche die großen und kleinen zum Theil gerundeten Blöcke schwarzer Laven umschließt. Die innere Verwandtschaft all dieser Gebirgsbildungen ertheilt auch ihrer äußeren Erscheinung einen Charakter der Gleichartigkeit, welcher nicht zu verkennen ist.

(Schluß folgt.)

Eine Fahrt nach dem Kloster Solowez.

(Nordische Biene 19, 20 und 22 Julius.)

In der Tiefe des Nordens ist ein Ort, wohin Tausende frommer Söhne des rechtgläubigen Rußlands ihre Blicke und Herzen richten, wohin zahllose Schaaren aus allen nördlichen Gebieten strömen, in der Hoffnung dort Hülfe und Trost zu finden. Dieß ist das Kloster Solowez, vor 400 Jahren noch der stille öde Zufluchtsort zweier demüthigen Einsiedler, Sawwati und German, jetzt die blühende Pflanzstätte frommer Mönche, die auf einer fernen Insel des weißen Meeres ihr Leben in Fasten und Gebet hinbringen. Das Kloster Solowez zählt, wie das Höhlenkloster von Kiew und das Sergiuskloster von Troizk seine Verehrer nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden. Ihre zahlreichen Schaaren, namentlich aus den Gouvernements Olonez, Wologda und Wjätka kommen jährlich zur Zeit der Eröffnung der Schifffahrt nach Archangel. Kaum ist die Dwina vom Eise frei, so warten auch an der Mündung schon Duzende von Schiffen auf die Pilger, denn einige Rheder von Archangel beschäftigen sich besonders mit deren Ueberführung nach der Insel, und das Kloster selbst besitzt zu diesem Zweck 7 Fahrzeuge von 3—400 Tonnen Last. Diese Fahrzeuge sind zweimastig, von der gewöhnlichen Form der Schiffe des weißen Meers mit dem alten warägischen Takelwerk nebst 8 oder 10 Rudern, und unterscheiden sich von den übrigen Fahrzeugen durch ein vergoldetes Kreuz am Vordermast, doch hat man die Unbequemlichkeit eines solchen Baues von Seeschiffen auch hier endlich begriffen, und jetzt erscheinen auf der Archangler Rhede mehr und mehr Schooner von neuester Bauart.

Auf ein solches Klosterfahrzeug kommen gewöhnlich 100 bis 200 Passagiere, welche für einen Raum unter dem Verdeck 70 K. bis 1 R. für Hin- und Rückweg, in der Cajüte 4—16 Rubel je nach der Größe zahlen. Die Reisen beginnen im Mai, da aber um diese Jahreszeit die Mündung an der Dwina nicht selten mit Eis verstopft ist, so ist die passendste Zeit zur Ausfahrt ins Meer der Junius, und namentlich dessen zweiten Hälfte, zu welcher Zeit weder starke Winde, noch Unwetter auf dem Meere herrschen. Manchmal legen die Schiffe den Weg, der je nach der Richtung,

die man einschlägt, 3—400 Werst beträgt, in 16—20 Stunden zurück, gewöhnlich aber braucht man drei Tage, und bei ungünstigen Winden eine Woche und darüber. Freie Steuerleute aus Archangel oder den umliegenden Dörfern vermiethen sich zu diesem Dienste dem Kloster.

In Archangel selbst gibt es viele Leute, die das Kloster, welches Besucher aus den fernsten Theilen Rußlands an sich zieht, nie gesehen haben. Bei der leichten Verbindung und der Nähe des Orts kann man dieß nur einer traurigen Gleichgültigkeit zuschreiben, obgleich bei Manchen auch die Furcht vor dem Meere keine geringe Rolle spielt. Ich selbst wohnte seit langer Zeit in Archangel, habe mich aber erst in diesem Jahre entschlossen die öde Seewüste zu durchschiffen, obwohl mich schon lange ein geheimer Wunsch hinzog. Nicht ohne wahres Vergnügen kann ich erzählen, daß ich Zeuge war, mit welchem seltenen Eifer, mit welchem Glauben und welcher Liebe das fromme russische Volk zu den Reliquien der Heiligen wallfahrtet. Ich habe es mit Augen gesehen, und viele angenehme Erinnerungen sind mir in der Seele zurückgeblieben.

Auf unserem Schiffe fuhren etwa 150 Leute verschiedenen Standes, aber größtentheils gemeine Leute, beiderlei Geschlechtes, alte und junge, darunter zwei Kaufleute aus Torshok im Gouvernement Twer, der reine Typus alter russischer Handelsleute, übrigens wißbegierige Männer, welche der neuen Bildung keineswegs ermangelten. Mit uns fuhr ein Geistlicher, dessen verständiges Gespräch mehr als einmal die kleine Gesellschaft belebte, welche sich auf dem Vordertheile des Verdecks, über der Cajüte, nahe am Steuer versammelt hatte. Die Seele unseres Gesprächs war der Hierodiakon des Klosters Solowez, dessen merkwürdige Erzählungen über viele von ihm besuchte Klöster und Einsiedeleien, sowie über das Leben früherer und jetziger Einsiedler und Mönche mit unserer gegenwärtigen Stimmung übereinkamen.

Als alle Passagiere auf dem zur Abfahrt bereiten Schiffe versammelt waren, stiegen wir vor allem ans Ufer, und beteten in der zu einem Hause des Klosters gehörigen Capelle vor den Bildern der heiligen Zosimus und Sawwati, daß sie uns mit einer glücklichen Fahrt auf dem Meere segnen möchten. Am Tage unserer Abfahrt, den 22 Junius, war das Wetter hell; vom Morgen an wehte ein günstiger Wind, am Abend aber, fast in demselben Augenblick, wo man den Anker lichten mußte, wurde es völlig windstill; indeß begann die Abendebbe, und wir fuhren mit Hülfe der Ruder ziemlich rasch hinaus. Der Abend war sehr warm, der Himmel wolkenleer, alle Passagiere standen auf dem Verdeck. Da entfaltete sich das Panorama vor Archangel zum letztenmal vor unsern Augen, in der ganzen Schönheit seiner schönsten, in regelmäßiger Reihe am Kai sich hinziehenden Gebäude, und entschwand dann allmählich aus unserem Blick, nur die glänzenden Kuppeln der Kirchen und der Thurmspitzen malten sich noch lange an dem dunkeln Blau des Abendhimmels ab. Wir fuhren auf dem gewundenen Laufe der Dwina hin zwischen kleinen Inseln und an Dörfern vorüber, welche im dunkeln Grün der Wälder versanken, und erst in einer Entfernung von 17 Wersten war die Stadt gänzlich aus unseren Augen verschwunden. Alle Passagiere begaben sich zur Ruhe, aber das Schiff setzte seinen Weg fort, denn die Nacht ist hier so hell, wie bei Euch ein Wintertag.

Der Morgen des folgenden Tages war ebenso prächtig. Unser Schiff nähert sich trotz des Gegenwindes der sogenannten Schwaneninsel 45 Werst von Archangel an der Mündung der Dwina. Die Insel ist unbewohnt; nur zwei öde Fischerhütten, und drei hölzerne mitten im hohen Pfriemengras errichtete Kreuze beweisen, daß auch hier manchmal der Fuß des Menschen auftritt. Rund umher ist alles wild und öde auf der unbegränzten Meeresfläche, von woher der dumpfe Schlag der Wellen an das steile Ufer tönte. Links jenseits der Inseln in bedeutender Entfernung erhebt sich wie eine massenhafte Säule die Kirche des Nikolausklosters von Korela; man soll sie vom Meere aus in einer Entfernung von 70 Wersten sehen. Um Mittag sprang endlich ein günstiger Wind auf, leider aber dauerte die Freude nicht lange. Nachdem wir kaum zwei Werst weit gefahren waren, mußten wir Anker werfen und bis spät in die Nacht liegen bleiben. Am folgenden Morgen fuhren wir bei frischem Winde im Angesicht des mit grünem Wald bewachsenen Ufers hin. Der Morgen war hell, die Unruhe des Meeres und das Schwanken des Schiffes nicht stark; um das Schiff her tummelten sich Seehasen, Hausen und Seehunde. Glücklich kamen wir an den gefährlichen Sandbänken der sogenannten Hörner von Una vorüber, wo Peter der Große auf der Rückkehr vom Kloster Solowez im J. 1702 beinahe untergegangen wäre. Der Wind blies jetzt vom Lande her, wir konnten die Segel nicht mehr braffen, vor uns stand eine drohende Wolke, und die See murrte dumpf. Wir fürchteten einen Sturm, der hier in der Nähe der Sandbänke für uns verderblich geworden wäre. Mit großer Anstrengung gewannen wir endlich dem Dorfe Jarenga gegenüber das Ufer, aber dieß war steil, die Wellen schlugen heftig an, die Bewohner kamen deßhalb mit ihren Kähnen herbei und halfen uns ans Land. Jarenga feierte an diesem Tage die Geburt Johannes des Täufers, weil sie an diesem Tage das Fest seines Namensbruders, eines Mönchs Johann, hatte. Der Chronist von Solowez erzählt, daß die Heiligen Johann und Login Laienbrüder des Klosters waren. Im Junius 1561 scheiterten in einem Sturm 15 mit Kalk beladene Schiffe des Klosters Solowez und bei diesem Unfall ertranken die Laienbrüder Johann und Login, deren Körper nach 20 Jahren beim Dorfe Jarenga unverwest aufgefunden, und auf Befehl der Metropoliten von Nowgorod in der neuerbauten Kirche des Dorfes beigesetzt wurden.

Jarenga liegt auf den sandigen Höhen des Meeresufers, in der Nähe runder Hügel, an deren Abhängen grüne Fluren sich hinziehen, während die Gipfel von dunklem Tannenwald bedeckt sind. Als wir durch das Dorf gingen, trafen wir einen Zug von in Seide und Zitz gekleideten Mädchen mit von Gold glänzenden Gürteln; die jungen Bursche in blauen Ueberröcken und farbigen Hemden spazierten ernst unter ihren Damen umher und accompagnirten ihren Reigen mit Gesängen. Wir waren nicht in der Stimmung zu solchen Lustbarkeiten, sondern gingen in die Kirche. Am Abend fiel der Wind vollkommen, aber das Meer war noch unruhig; so ließen wir unser Schiff allein auf den Wogen schaukeln.

Am andern Tag war das Geburtsfest des Kaisers; alles begab sich in die Kirche, die von den Bauern und den Passagieren des Schiffs ganz gefüllt wurde. Um zehn Uhr fuhren wir ab, mußten uns aber bald wieder der Ruder bedienen. In der Nacht auf den 26sten fiel ein Nebel ein, so daß wir abermals vor Anker gehen mußten. Um drei Uhr fuhren wir abermals weiter, aber am Nachmittag wurde der Nebel dichter, und mit gespanntem Ohr horchten wir, ob nicht die Klosterglocke sich vernehmen lasse, aber umsonst. Am Morgen des 27sten mußten wir an der Insel Anser vor Anker gehen, und ich ließ mich ans Land setzen. Ich fand die Insel, wenigstens an dieser Strecke, waldlos und steinig, magere Büsche wuchsen etwa 2 Fuß hoch, und dazwischen bemerkte ich zu meinem Erstaunen Vergißmeinnichte. An diesem Tage kamen wir nur drei oder vier Werst vorwärts. Bei der Fahrt von der Insel

Anker nach Muxalm erblickten wir nun den Golgathaberg, den eine schöne Kirche schmückt, die durch ihre Regelmäßigkeit und durch ihre weiße, von dem dunkeln Grün der Hügel sich scharf abhebende Farbe die Blicke unfreiwillig auf sich zieht. Der Golgathaberg hat eine senkrechte Höhe von 75 Klaftern. Am Morgen des 28sten mußten wir schon im Angesicht des Klosters noch einmal Anker werfen, denn ein heftiger Gegenwind hinderte uns in den Hafen einzulaufen. Endlich bemerkte man vom Kloster aus unsere widerwärtige Lage, und schickte uns zwei Barkassen zu, welche uns in den Hafen bugsirten, wo wir um 6 Uhr Abends anlangten.

Der äußere Anblick des Klosters Solowez hat etwas sehr Militärisches. Die Granitwände von 8 massiven bedeutend hohen Thürmen flankirt, hinter denen sich die Kuppeln der Kirche und die Spitzen der Glockenthürme erheben, sowie einige aus den Schießscharten hervorsehende Geschütze geben dem Kloster das Ansehen einer drohenden Veste. Selbst in jetziger Zeit bei der Vervollkommnung der Belagerungskunst könnte es einen starken Angriff aufhalten, und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß in der Mitte des 16ten Jahrhunderts eine Schaar von 1670 Aufrührern trotz der Einschließung durch die czaarischen Truppen sich 10 Jahre hielt. Auf der einen Seite die Seebucht mit einem ausgezeichneten Hafen, auf der andern ein großer tiefer See und auf den beiden andern Seiten ein trockener Graben hart an der Mauer machen die Befestigung von Solowez aus, welche im J. 1594 von dem Mönch Tryphon entworfen und ausgeführt wurde. Der Umfang der Mauern ist 509 Klafter, der Raum scheint also nicht groß, doch befindet sich darin die mächtige Kathedrale zur Verklärung des Herrn mit 5 Capellen, die Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt, die Kirche der Heiligen Zosimus und Sawwati, wo ihre Gebeine ruhen, die des wunderthätigen Nikolaus, bei welcher sich ein Kirchthurm, eine Kirchenschatzkammer, eine Bibliothek und ein Thurm mit einer Uhr, alles durch eine gedeckte Galerie verbunden, befindet; die Kirche zum heiligen Philipp mit einem Krankenhaus, eine Kirche zur Mariä Verkündigung, die Cellen für den Vorsteher und die Mönche, eine Mühle, eine Waschanstalt, eine befestigte Caserne und verschiedene Vorrathshäuser und Küchen; die Kirche zum Onuphrius, wo der Klosterkirchhof ist, und das Gasthaus befinden sich außerhalb der Veste. Hier ist auch auf der Ostseite der heilige See, in dessen Wellen alle Fremden untergetaucht werden, ehe man sie innerhalb der Mauern des Klosters einläßt. Das ist das Gebot der Heiligen.

Wir kamen in das Kloster am Tage vor dem Fest der Apostel Peter und Paul, wo ein großes Zusammenströmen von Volk stattfindet. Im Hafen lagen zwei Schiffe mit vor uns angekommenen Pilgern und über 30 kleinere Fahrzeuge, welche von den nahen Ufern des weißen Meeres hergekommen waren. Beide Gasthöfe waren gepfropft voll, und nur mit Mühe fanden wir ein Unterkommen. Wir gingen nach dem heiligen See und kaum hatten wir in seinen Wellen uns untergetaucht, so erscholl in der Kirche zum heiligen Zosimus die Glocke zum nächtlichen Gottesdienst und wir eilten zu den Särgen der Heiligen. Die Kirche war gefüllt; der Glanz der Lichter, die festliche Menge administrirender Geistlichen, der duftende Weihrauch, der regelmäßige lautschallende Gesang der Geistlichen in Mönchsgewändern, und mehr als alles die Nähe der wunderthätigen Gebeine füllten die Seele mit frommen Schrecken und ließen in geheimnißvoller Weise die unsichtbare Gegenwart der heiligen Zosimus und Sawwati fühlen. Der Eindruck dieser ernsten Vesper an ihren Gräbern wird nicht leicht aus meinem Gedächtniß verschwinden. Geendet war die Mette in dieser Kirche, aber in der unmittelbar daranstoßenden Kathedrale zur Verklärung Christi ertönten schon die Klänge der heiligen Lieder: hier dauert diese Vormette, welche nach dem alten Klosterritus abgehalten wird, manchmal über Mitternacht hinaus.

Am folgenden Tage erschallte die Kirche nach abgehaltenem Gottesdienste von dem Gesang der Betenden und den von den Pilgern mitgesungenen Todtenämtern. Ich ging um diese Zeit, um an den Gräbern der heiligen German und Irenarch, die neben der Kirche in einer Capelle ruhen, anzubeten. Hier ruhen auch an den Mauern der Kirche die Gebeine vieler andern geistlichen Streiter, die im Herrn verstarben und deren Namen und fromme Thaten zum Theil von der Ueberlieferung bewahrt sind. Ein Mönch, der mir viele Heiligthümer gezeigt, führte mich endlich in die dunkeln Gewölbe der Kathedrale, wo ein hölzernes Kreuz in den Boden gepflanzt, und daneben eine kleine Grube ausgegraben ist, das leere Grab des heiligen Zosimus, das er selbst sich ausgrub. Inzwischen ertönte der schwellende Gesang der Kathedrale, und der lange Corridor, der die Kirchen verbindet, füllte sich mit Volk. Dieser Corridor ist an Wänden und Decken mit Fresken gemalt, deren Gegenstände aus dem Leben heiliger Mönche entnommen sind. Der Maler war freilich kein Künstler, so daß man weder Regelmäßigkeit der Zeichnung noch angemessene Gruppirung erwarten darf. Dennoch machen diese Fresken wegen der Helle des Colorits, der Lebendigkeit und des Ausdrucks der Figuren auf den ersten Anblick eine sehr günstige Wirkung, um so mehr als die hier dargestellten Gegenstände sehr gut zu dem Orte passen. Beim Eintritt in die Kathedrale zieht der 5stöckige Bilderschrein vor allen den Blick durch seine Höhe und die Pracht der Bilder in von Gold, Silber und Edelsteinen glänzenden Rahmen und Einfassungen auf sich; die hohen Gewölbe werden durch zwei mächtige Säulen gestützt. Die Kirche wurde im Jahre 1566 eingeweiht.

Bald nach der Beendigung der Messe in der Kathedrale um 12 Uhr rief die Glocke die Bruderschaft und die Gäste zum gemeinsamen Mahle. Denn das Kloster bewirthet alle Pilger drei Tage lang. Dießmal waren es 700 Menschen oder drüber. Die Kost ist, wie in Klöstern gebräuchlich, einfach aber gesund. Das Mahl besteht gewöhnlich aus drei und an Festtagen aus vier Schüsseln. Das Tischgeräthe ist aus Kupfer mit glänzender Verzinnung. Der Anfang und das Ende der Mahlzeit sowie auch der Wechsel der Schüsseln wird durch drei Schläge an die Glocke verkündet. Diener besorgen den Tisch, und einer von den Kanonarchen liest aus der heiligen Legende mit lauter Stimme das Leben des Heiligen, dessen Andenken an diesem Tage gefeiert wird.

Wohin man während der Mahlzeit die Blicke wendet, treffen sie auf heilige Gegenstände und Begebenheiten: die ganze westliche Mauer ist bedeckt mit einer ungeheuren Freske, welche die Speisung der 5000 Mann in der Wüste mit 5 Broden darstellt; daneben ist ein Vorfall aus dem Leben des heiligen Zosimus: zwei Engel in einem Kahn führen dem Heiligen Brod und Oel zu. Auf dem Plafond ist das heilige Abendmahl in kolossalem Maaßstab. Nach dem Essen zeigte man mir die Waffenkammer: einige schwere Wallflinten, zwei oder drei Duzend Säbel, Schwerter, Partisanen, Lanzen und Pfeile und zwei rostige, eiserne Panzer bilden jetzt die ganze alte Waffensammlung.

Die Schatzkammer des Klosters ist reich an allem Zubehör des Gottesdienstes, und ungeheure Schränke sind angefüllt mit Gewändern aus glänzendem Sammet, Goldbrokat und andern kostbaren Stoffen. Um alle diese Schätze zu besichtigen, wäre nicht

wenig Zeit und Mühe erforderlich. Als die Abendglocke ertönte, bestieg ich den Glockenthurm. Von hier überblickt man auf der einen Seite das Meer mit den darauf verstreuten Inseln und Buchten, die gleichsam einen Archipel bilden. Auf der andern Seite liegt hart an der Mauer der heilige See, und hinter demselben erheben sich die dunkeln Eichenwälder von Solowez, die von Wiesen durchschnitten sind. Am folgenden Tag zogen wir nach der zwei Werste vom Kloster entfernten, auf der Ostseite liegenden Capelle. Dieß soll der Lieblingsplatz des heiligen Philipp gewesen seyn. Am Fuße eines waldigen Hügels liegt ein kleiner, runder See, wo der heilige Philipp nach brünstigem Gebet eine Erscheinung des Heilands hatte, und hierauf an dieser Stelle eine Capelle bauen ließ. Auf dem Rückweg von der Capelle sah ich die Stelle, wo im Jahr 1675 die von dem Woiwoden Fürst Meschtscherinow erbauten Batterien und Brustwehren standen, deren Spuren noch nicht vertilgt sind. Diese Erinnerungen an Kampf und Streit in der Nähe eines dem Frieden geweihten Ortes machten einen traurigen Eindruck.

Während unseres ganzen Aufenthalts im Kloster war schlechtes Wetter, und deßhalb konnte ich leider die Einsiedeleien auf den benachbarten Inseln nicht besuchen. Erst am Tag unserer Abfahrt stellte sich wie vorher bestimmt helles Wetter ein. Wir beteten nochmals vor den Gräbern der Heiligen, machten uns dann auf den Rückweg und erreichten nach drei Tagen, ohne auf dem Meere Wind oder Stürme erfahren zu haben, glücklich Archangel.

Miscellen.

Auffindung des Smintheus-Tempels Homers. Im Lauf des letzten Herbsts landete Capitän Spratt, der mit der Aufnahme der trojanischen Küsten beauftragt war, an dem Ufer auf einer Stelle, die bei Strabo Hamaritia heißt und einen District von der Form eines Dreiecks bildet, der am südwestlichen Ende des trojanischen Gebiets liegt. Die Reste des Tempels liegen nicht sehr entfernt von der Küste, zwölf englische Meilen südlich von den Ruinen von Alexandria. Der Tempel muß auf einer Hochebene gestanden haben, welche den Gebirgskamm, auf dem das türkische Dorf Kulagli steht, mit einem andern verbindet, der mit jenen gleich lauft. Die Trümmer bestehen aus einigen breiten Säulen, die nach allen Richtungen in zwei bis drei kleinen Gärten herumliegen. Einige scheinen noch an ihrer ursprünglichen Stelle zu stehen; doch ragen sie nur noch einige Fuß über den Boden hervor. Nahe bei ihnen finden sich einige massive Grundmauern des Tempels. Nicht weit von dem Tempel selbst finden sich einige Ruinen eines großen Bades aus römischer Zeit mit Mauern, die zum Theil mit horizontalen Schriften aufgeführt sind. Capitän Spratt war so glücklich in der Nähe von Kulagli eine viereckige Platte zu finden, deren Zuschrift sich auf die Feier der Spiele bezog, die Smintheia Pauleia genannt wurden. Die Buchstaben und Namen dieser Inschrift lassen auf das 2te Jahrhundert unserer Zeitrechnung schließen. Oberst Leake hat auch von einer sehr interessanten Inschrift berichtet, deren Original Capitän Spratt der Universität von Cambridge übermacht hat, und welche der Ehrenbezeugungen erwähnt, die Cassander, dem Sohn des Nestheus, von neun Völkerschaften und zwölf Städten erwiesen wurden. Diese Platte fand man in der Nähe des Tempels. (Athen. 12 August.)

*

Ueber die Ausgrabungen am alten Serapeum. Vicomte de Rongé berichtet über die Ausgrabungen, welche an der Stelle des alten nahe bei Memphis gelegenen Serapeum gemacht wurden, und erwähnt, daß er nach der vollständigen Ausgrabung der Sphinxallee am Ende auf das Portal des Serapeum selbst traf. In dem Bau selbst fand er einige kolossale Sarkophage über zwanzig Fuß lang, in denen einst der Apis begraben war, und welche eine Reihe von Stiermumien von den Zeiten Rameses II bis auf die Ptolemäer enthalten. (ibid.)

*

Livingstons Ankunft in Angola. Wir haben kürzlich in Nr. 28 der Reise Livingstons bis zum 14ten Grad südlicher Breite, sowie seines Planes, von da aus zu Lande nach Angola zu dringen, gedacht. Diese Reise ist nun vollendet, wie aus einem von der Literary Gazette vom 12 August mitgetheilten Schreiben erhellt, dem wir folgendes entnehmen. Ein portugiesischer Handelsagent in Cassange hatte zu Gunsten Livingstons auf einen Herrn Gabriel einen Wechsel von 100 Milreis gezogen und berichtet über ersteren, daß er mit sehr geringen Mitteln vom Cap der guten Hoffnung aus das ganze innere Land durchreist habe. Cassange liegt ungefähr 180 Meilen von St. Paul de Loando in östlicher Richtung und ist der Sitz eines ziemlich bedeutenden Handels zwischen Portugal und den Eingebornen im Innern. An der Richtigkeit der über Dr. Livingston mitgetheilten Nachricht zweifelt der Briefsteller nicht, und derselbe hofft mit Sicherheit, daß er sein Ziel erreicht.

*

Schlechter Fortgang der Chadda-Expedition. Nachdem eine frühere Nachricht den Tod des Leiters der obgenannten Expedition gemeldet, erfährt man jetzt, daß der deutsche Ethnologe, Dr. Bleek, der abgeschickt war, um die Reise mitzumachen, in demselben Schiff, auf welchem er wenige Monate zuvor von Plymouth abgefahren war, krank zurückgeführt wurde.

*

Lieutenant Burton, dessen gewagte Reise nach Mekka und Medina wir demnächst mittheilen werden, hat inzwischen in der Londoner geographischen Gesellschaft am 12 Junius Mittheilungen gemacht, aus deren Schluß wir vorläufig folgendes mittheilen. Hedschas kann Indien nicht mit Pferden versorgen; denn diese Thiere, obgleich von hoher Rasse im heiligen Land Arabien, sind Ratten, wie man die schmächtigen kleinen Thiere nennt, und kosten fabelhaften Preis. Sie sind nur zu kaufen, wenn den Eigenthümer die Noth drängt. Die große östliche Wüste, auf unsern Karten als Ruba el Chali oder unbewohnte Gegend bezeichnet, soll sehr stark von einer halbverhungerten Bevölkerung bewohnt seyn, wo sich manche Entdeckungen machen ließen. Zu Medina hörte er eine Sage, daß in alter Zeit von Medina aus eine Straße durch diese wilde Gegend nach Hadramaut geführt habe. Sie sey indeß seit Jahrhunderten verlassen. Er ist überzeugt, daß Arabien an Schluchten und Bergwassern so reich, allen Geographen seit Ptolemäus zum Trotz, keinen eigentlichen Fluß enthält, und glaubt, der Ansicht Ritters und Anderer entgegen, daß die allgemeine Abdachung des Landes von Norden nach Süden, von Bagdad nach Mekka geht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 34. 25 August 1854.

Reisefragmente aus den Abruzzen.

Von Dr. S.

Sechster Abschnitt.

Der Weg von Silvi nach Atri führt eine kurze Strecke am adriatischen Meeresufer fort, bis in die Nähe eines massiven Zollwachtthurms, Torre di Cerrano genannt. Hier befand sich im Mittelalter ein kleiner, von dem sogenannten Castello di Silvio geschützter Hafen, welcher von den Kreuzfahrern, zumal ein Hospital ganz in seiner Nähe lag, vielfach benützt wurde. Ein Flüßchen, Galbano genannt, schlängelte sich von Atri in einer vielfach gekrümmten Schlucht, bis zum Jahre 1844 ins Meer hinunter, wurde aber plötzlich von den Alluvionsgebilden, die seine Uferränder begränzten und durch unbekannte vulkanische Ursachen in Bewegung geriethen, absorbirt, und ist bis zu dieser Stunde vertrocknet geblieben. Zu gleicher Zeit, ja fast zur selben Stunde rutschten nördlich von Benedetto bei Grottamare, jenseits des Fronto auf päpstlichem Gebiet, ähnliche Alluvionsgebilde eine kleine Viertelstunde weit ins Meer hinaus.

Nach einer guten Stunde Wegs lag das alterthümliche Atri, grauen, verwitterten Ansehens vor uns. Einst soll die Stadt drei Miglien Umfang und 13 Thore gehabt haben, jetzt kann man in 20 Minuten um sie herumgehen und entdeckt nur drei, sehr verfallene Eingänge. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts, zur Zeit, wo sich Guelfen und Ghibellinen bekriegten, geriethen die Bürger Atri's einander in die Haare, und ein großer Theil der Stadt ward verwüstet. Im Jahre 1525 wurde Atri zerstörte, und seitdem hat es sich immer mehr entvölkert. Dennoch erscheint die Stadt im Innern nicht so düster und leblos, einige sehr thätige Handelsleute bewohnen Atri und haben in neuester Zeit Fabriken eingerichtet, z. B. von Seife, Papier, Töpfergeschirr u. dgl. Neben mehreren sehr ansehnlichen Gebäuden erhebt sich die stattliche Kathedrale mit ihrem glockenreichen Glockenthurm; unter den sieben hier befindlichen Glocken befindet sich eine von außerordentlichem Gewicht. Die Aussicht von diesem Thurm ist sehr schön, man überblickt die ganze nordöstliche Flanke des Gransasso bis weit über Fermo im Kirchenstaat hinaus. Das Haupt des Gebirges selbst steht mit allen seinen originellen Conturen, in voller Pracht vor uns, es ist kaum 16 Miglien entfernt. Besonders zeichnet sich der bischöfliche Palast unter allen Gebäuden Atri's aus, aber auch hier gibt es, wie in der ganzen Stadt, der leeren Räume viel mehr, als der bewohnten.

Kaum hatte ich im Café mit einer Cigarre Posto gefaßt und den ersten Sturm neugieriger Anfragen glücklich abgeschlagen, so knüpfte ein dicker Geistlicher mit mir über das Alterthum der Stadt ein Gespräch an, und gab mir die beruhigende Versicherung, daß es gänzlich überflüssig sey fernere Untersuchungen darüber anzustellen, ob die Stadt Adria am Po, oder unser Atri in den Abruzzen dem adriatischen Meere den Namen gegeben: „er sey fest überzeugt, daß dem abruzzesischen Atri diese Ehre gebühre und damit Punktum.“ Ich nickte ihm vollkommenen Beifall zu, und gestehe aufrichtig, daß alles, was ich über das Alter Atri's, über seine Erbauung, seine ersten Einwohner, seine Münzen und Alterthümer bei neapolitanischen Schriftstellern gelesen habe, eine so große Verwirrung in mir erregt hat, daß ich Gott danke, wenn der dicke Canonicus Recht hat. Strabo, Livius, Plinius, Justin, Paulus Diaconus, Stephanus Byzantinus und eine unendliche Schaar mittelalterlicher und moderner Gelehrten, nahmen in Bezug auf die Abstammung des Namens des adriatischen Meeres bald für diese bald für jene Stadt Partei. Man wollte durch die Schreibart Adria und Atria beide Städte — die im alten Hetrurien und die im Picenerlande — von einander unterscheiden, aber da kommt leider Strabo dazwischen, und nennt unser Atri ebenfalls Adria. Was den Namen betrifft, so ging man vom Atreus und vom Griechischen bis zum Persischen, Phönicischen und Chaldäischen, und die vielfach hier gefundenen, mit verschiedenen Charakteren und Legenden versehenen Münzen wurden eben so vielfach, je nachdem die Gelehrten ein oskisches, persisches oder indisches Steckenpferd ritten, gedeutet. So betrachtet man z. B. den auf den Münzen vorkommenden liegenden Wolf als Symbol des alles verschlingenden Feuers, und bezog den Namen Atri auf ein persisches, gleichlautendes, Feuer bedeutendes Wort, als Anspielung auf die unterirdischen vulkanischen Kräfte dieser Gegenden. Als Gründer Atri's bezeichnet man abwechselnd Picus, einen Sohn des Saturn, den Diomedes, Atreus, Jon aus Illyrien, kurz Götter, Halbgötter, Heroen und dgl. Man hilft sich wohl am besten, wenn man sowohl für Adria am Po, als für Atria im Picenerlande, eine

gemeinschaftliche illyrische Abstammung annimmt, mag nun die erste oder die zweite die ältere Schwester seyn. Die Schreibart mit d oder t scheint wenig in Betracht zu kommen, zumal in den ältesten Urkunden eben so wohl mare adriaticum als atriaticum geschrieben wird. Dieß in Bezug auf die Hypothesen.

Daß Atri jedoch eine uralte Stadt, das beweisen die Münzen, die Alterthümer, die Grottengräber in der Nähe und alle alten Schriftsteller welche von ihr reden. Von diesen sind oben einige genannt. Die Münzen führen die Aufschrift HAT oder THA (rückwärts) mit verschiedenen Typen, und zeichnen sich durch Gewicht und Größe (Merkmale des Alters) aus. Die Typen bestehen in Köpfen mit Diadem und reichgelocktem Bart, in einem Wolf, einer Meduse, einem Pegasus, Apollo, Delphin, Hahn u. s. w. Diejenigen, welche auf dem aes grave von Atri vorkommen, gehören dieser Stadt ausschließlich. Eine Münze, welche auf der einen Seite die Buchstaben AS und auf der andern ein H trägt, wird von den Numismatikern als eine Vereinsmünze von Asculum und Hadria angesehen. Die Geschichte Atria's, Atri's tagt erst da, wo der ältere Dionys, Tyrann von Syracus, Colonien an die Küsten des adriatischen Meeres sendet. Rom schickte Soldaten und Colonisten zwischen 473 und 489 hierher, gleichzeitig mit der Besatzung Castrum Novum, zwölf alte Miglien von Truentum gelegen. Als eine Anzahl picenischer Stammgenossen um das Jahr 484 in die Gegenden des Sarno und Sele, südlich von Neapel, versetzt wurde, scheint auch Atria oder Hadria entvölkert zu seyn. Die alten Schriftsteller, z. B. Aristoteles und Plinius rühmen die Viehzucht Hadria's, das treffliche Rindvieh und die großen fetten Hühner (worauf sich vielleicht der Hahn auf den Münzen bezieht), ebenso wie die dauerhaften Töpferarbeiten. Die alte Stadt zog sich von dem Hügel, auf welchem das heutige Atri liegt, nördlich in die Gegend des Vomano hinunter, doch sind des Silius Italicus Wort: „stat humectata Vomano Adria," in Bezug auf den Fundort vieler Münzen und anderer Alterthümer keineswegs buchstäblich zu nehmen. Die Familie des Kaisers Hadrian stammte aus Atri, daher äußerte Hadrian den Wunsch, Quinquennalis dieser Stadt zu seyn, wie aus seinem Biographen Spartian und aus einer Inschrift erhellt. Die heutigen Bewohner Atri's jedoch gehen in ihrer Eitelkeit einige Schritte weiter, und zeigen jedem Fremden das Haus, wo der Kaiser geboren. Paulus Diaconus nennt Atri: vetustate consumpta, und dieser Ausdruck ist sehr bezeichnend. Von den interessanten labyrinthischen Grotten, welche ein Dr. Sorrichio beschrieb (vgl. Orlandi: delle città d'Italia) und welche als Gefängnisse für 2000 Personen gedient haben sollen, nach deren Maße Servius Tullius auf dem Mons Capitolinus die römischen, und Dionys die von Syracus erbaute, sah ich wenig oder gar nichts mehr, es ist auch sehr wahrscheinlich, daß alles derartige — wenn es überhaupt ja existirt — längst verschüttet worden.

Einige Herrn aus Atri gaben mir das Geleit bis in die Gegend von Metignano, von wo aus ich meinem auf der Landstraße nach S. Benedetto harrenden Wägelchen wieder zueilte. Der mich begleitende Zollwächter, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach auf splendide Mittagessen, glänzende Trinkgelder und dgl. gehofft hatte, sah sich bitter getäuscht, zumal ich wenig Notiz von seiner mir gänzlich überflüssigen Gesellschaft genommen hatte. Er bettelte zuletzt mit großer Zudringlichkeit um eine Zulage zu seinem Douceur, und gerieth in Folge meiner abschlägigen Antwort in solche Wuth, daß er allerhand lächerliche Drohungen gegen mich ausstieß (wobei er sich selbst unaufhörlich an die eigene Gurgel faßte), aber bei der ersten schwungartigen Bewegung meines Stockes davonlief. Ich fand mein Wägelchen auf dem angegebenen Punkt, eilte zu meinen Leuten, und fuhr, das kleine Abenteuer erzählend, rasch auf den Vomano los, der, wie ich bereits vernommen, einige Schwierigkeiten der Ueberfahrt darbot. Mein Kutscher erzählte mir nun, daß der Zollwächter am vorigen Abend unzählige neugierige Fragen an ihn gerichtet habe, und zuletzt von der Fischerin und ihrem Manne aufgefordert worden sey, sich nach Hause und zu Bette zu begeben. Ein vorüberfahrender Bauer habe ihn ferner mit bezeichnendem Hinblick auf den Strandwachtthurm gewarnt, an so einsamer Stelle der Landstraße nicht zu warten. Vielleicht war also der Rath des Kaufmanns von Atri, mich sorgsam zu bewachen, und selbst die weibliche Einquartierung in meinem Schlafzimmer nicht ohne besondere Gründe gewesen. Auch hatte der speculirende Zollwächter meine Begleitung aus Atri drei bis viermal aufgefordert heimzukehren, da er mich selbst den nächsten Weg auf die Landstraße hinabgeleiten werde. Vielleicht hatte er mir einen Hinterhalt gelegt, in welchen er mich irrezuführen beabsichtigte. Als mich die Herren aus Atri verließen, übersah ich jedoch die ganze Gegend so sehr, daß an kein Irregehen mehr zu denken war, und augenscheinlich fehlte es dem Menschen an Muth, allein etwas gegen mich zu unternehmen.

Als ich am Vomano, einem der größten Flüsse, die von Gransasso ins Meer hinunterrauschen, angekommen war, umringten mich sogleich 12 bis 15 Kerle, welche mit Ungestüm ihre Dienste zum Hinunterbringen des Fuhrwerks und unserer Personen nicht allein anboten, sondern auch sogleich ohne alle Antwort unter fürchterlichem Spektakel ins Werk richteten. Ich bin fest überzeugt, daß wir ohne alle Hülfe viel leichter und bequemer durch eine Furt des Flusses gekommen wären — hatten wir doch im Basilicat, in Calabrien und Apulien ganz andere Uebergänge bewerkstelligt — aber von diesen Schelmen wurden wir, damit ihre Dienste wo möglich desto greller und außerordentlicher in die Augen springen möchten, gerade in die allertiefste Stelle des Vomano hineingeführt. Die Pferde wurden losgeschirrt und halb schwimmend zuerst hinübergeführt; mein Kutscher entkleidete sich, ging und schwamm neben den Pferden her und machte am andern Ufer die lustigsten Capriolen. Dann kam das Corricolo, nachdem alles Gepäck unten aus dem Netze fortgenommen und so hoch als möglich oben auf den Wagen aufgepackt worden war. Meine Drohungen, kein Wasser in den Wagen eindringen zu lassen, halfen; der Wagen wurde an einer etwas seichtern Stelle hinübergeschafft, an beiden Seiten unterstützt von wenigstens acht Personen; zuletzt kamen mein Diener und ich, wir ritten auf den Rücken zweier kräftiger Abruzzesen hinüber. Diese ganze Comödie erinnerte mich an die Art und Weise, wie jener Hirte seinen Kohl, seine Ziege und seinen Wolf über den Fluß einzeln transportirte, ohne daß die Ziege den Kohl oder der Wolf die Ziege fraß. Auf einen Wink meines Kutschers, der im Costüm Adams die Pferde anschirrte und das Gepäck ordnete, indem er alles in Heiterkeit versetzte, wurde mein armer Bedienter, der auf dem Rücken eines stämmigen Atrianers ritt, durch die allertiefste Stelle des Flusses geführt, und dort bis an den Bauch

ins Wasser getaucht. Sein Fluchen, seine Schimpfreden waren vergebens und wurden von dem allgemeinen Gelächter überstimmt. Nachdem endlich alles am andern Ufer wieder angeschirrt, angekleidet und in Ordnung gebracht war, begann der schwierigste Augenblick, der des Zahlens. Die ganze halbnackte Amphibien-Mannschaft umringte mich, 24 bis 30 Fäuste streckten und reckten sich, um die möglichst größte Beute an klingender Münze zu erschnappen. In dieser Situation setzte ich dem Gesindel auseinander, daß ihre ganze Hülfe eigentlich nur eine Prellerei gewesen, die ich schon oft erfahren und recht gut vorher gewußt, ich wolle aber dennoch großmüthig seyn und einem unter ihnen, aber nur Einem, ein Trinkgeld geben, welches sie unter sich vertheilen möchten. Sie traten darauf beiseite und bezeichneten mir Einen aus ihrer Mitte. Diesem gab ich 6 neapolitanische Carlini, etwa 1 fl. 12 kr. Obschon im Innern vollständig befriedigt — ein neapolitanischer Reisender würde höchstens 2 Carlini (24 kr.) gegeben haben — so erhob sich dennoch ein furchtbares Geheul der Unzufriedenheit; alle umringten mich aufs neue, streckten ihre Fäuste gegen mich aus, rückten mir immer näher auf den Leib und schrien, das sey kaum genug für einen, wenigstens müßten sie 4 Piaster erhalten, und diese würden sie schon zu bekommen wissen, wenn ich sie nicht gutwillig hergebe. Dabei stampften sie mit den Füßen, liefen wie wüthend im Kreise umher, und stellten sich vor die Pferde, um die Abfahrt zu hindern. Jetzt wurde mir die Sache doch etwas zu arg, und ich erklärte ihnen mit Entschiedenheit, nicht einen einzigen Gran mehr zu geben und augenblicklich weiterreisen zu wollen. Gleichzeitig sprang mein Kutscher dazwischen, schob den Grimmigsten unsanft beiseite, so daß ich rasch das Wägelchen besteigen konnte, und drohte ihnen unter allen möglichen neapolitanischen Flüchen, sie alle auf die Galeeren bringen zu wollen, wenn sie seinen Herrn, einem berühmten Ingenieur, der auf königlichen Befehl reise, nicht augenblicklich in Ruhe lassen würden. Das half. Alle legten sich nun plötzlich aufs Bitten; sie verlangten nur eine kleine Zulage, einen einzigen Piaster, wie ich solchen den Fischern von Silvi geschenkt, einen halben Piaster, und verstummten gänzlich, als wir rasch von dannen fuhren.

Ich mußte herzlich über dieses Abenteuer lachen, besonders als mein Diener, der bei der ganzen Scene eine stumme, ängstliche Person abgegeben, plötzlich, nachdem der Vomano mit seinen wilden Uferbewohnern uns gänzlich aus dem Gesichte geschwunden war, in ein furchtbares Schimpfen über die Hallunken ausbrach, welche seine werthe Person mitten im Fluß hatten ersäufen wollen. Dem Wunsche meines Kutschers gemäß ließ ich es mir gefallen, bis an die römische Gränze abermals als Ingenieur zu figuriren. Nur die ruhige Entschlossenheit, die entschiedene Ablehnung einer unverschämten Forderung hatte mich aus den Klauen dieser Kerle gerettet; ein wenig Furcht oder gar ein halbes Eingehen auf ihr Verlangen würde mich unfehlbar um 4 Piaster oder vielleicht gar um meine ganze Baarschaft gebracht haben. Im J. 1848 empfing in meiner Gegenwart ein neapolitanischer Gendarmeriechef die Nachricht, daß an einem kleinen Orte in der Nähe Neapels eine Revolution ausbrechen solle; er erwiederte trocken, daß er seinen Hut schicken werde, um die Unruhen zu dämpfen. Bei dieser Ueberzeugung, daß im Königreich Neapel schwerlich ein Tell zu finden, ist es um so mehr zu bewundern und zu bedauern, wie die Bewegungen im Jahre 1848 so weit um sich greifen konnten, daß zuletzt (15 Mai 1848) viele Tausende im Straßenkampfe zu Neapel ihr Leben einbüßen mußten. Man kann dieses Ereigniß nur aus einer ganz ungewöhnlichen Furchtsamkeit und Erschlaffung der damaligen Regierung erklären. Jedermann war überzeugt, daß der energische Polizeiminister Delcarretto an der Spitze seiner Gendarmerie die ungestümen Schreier ohne alles Blutvergießen zu Paaren getrieben haben würde, wenn ihm höhern Orts dieß Manöver gestattet worden wäre.

Der Vomano entspringt in dem an prachtvoller Naturscenerie reichen Thale Chiarino, am nordöstlichen Fuße des Gransasso, und empfängt auf dem Wege nach Roseto, Senarica und Montorio eine große Anzahl Gebirgsbäche, welche ihn bald anschwellen und zu einem nicht unbedeutenden Flusse machen. Bei Torre Vomano, wo früherhin ein kleiner Hafen gewesen seyn soll, der auf mittelalterlichen Karten auch als Gumane, als portus in flumine Cumano vorkommt, ergießt er sich in beträchtlicher Breite ins Meer. Gattola und Tosti, zwei Schriftsteller über das berühmte Kloster Montecasino erzählen, daß König Lothar im Jahr 942 von Pavia aus dem Abt Balduin von Montecasino Gebiet im Marsischen und Gerechtsame in Teate und Penne bestätigt habe, wobei auch eines Hafens „in flumine Cumano" gedacht wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier und nicht am Piamba, der Hauptstapelplatz der Atrianer gewesen. Der Name Vomanus ist alt, der Fluß wird aber bei den alten Schriftstellern vielfach mit den übrigen Küstenflüßchen verwechselt; er trennt die heutige Provinz Abruzzo Ulteriore I in zwei gleiche Theile (sein bedeutendster Nebenfluß ist der Maone) und ist durch seine häufigen Ueberschwemmungen der gefährlichste, und derjenige, der bei dem Mangel fast aller Brücken den Verkehr am meisten stört. Nur bei Montorio führt eine Brücke hinüber; die 16 Miglien lange Strecke abwärts ist aber oft wochenlang nicht zu passiren. Allerdings bietet die beträchtliche Breite, welche sich durch weggeschwemmtes Land alljährlich vermehrt, Brücken und Fährern ein großes Hinderniß dar. Im Alterthum schied er das Gebiet der Prätutianer von dem der Atrianer; letzteres war sehr klein und umfaßte nicht mehr als die heutigen Circonderien von Atri und Bisenti.

Von Vomano geht es auf Boniteo, ebener Landstraße, an Montepagano vorüber, rasch weiter. Das Meer bleibt rechts in geringer Entfernung, links erheben sich freundliche, mit Wein und Oliven bepflanzte Hügel. Die Olivencultur wird, je mehr man sich dem Tronto nähert, immer vorherrschender, dagegen werden die Ortschaften sparsamer und armseliger. Prachtvolle Blicke auf das Gransasso-Gebirge eröffnen sich überall da, wo die Hügel ein wenig zurückweichen und Thaleinschnitte bilden. Die Locanda von Montepagano hat eine gewisse Berühmtheit, weil sie auf der langen Strecke vom Pescara bis zum Tronto die einzige ist; sie liegt in sehr einsamer Gegend hart an der Landstraße, an ihr vorüberzufahren wäre eine Art Ereigniß, ein Verbrechen gewesen. Keller, Stallknechte und Wirthsleute drückten ihr unterthänigstes Bedauern aus, daß wir in einer Fischerhütte zu Silvi, und nicht in dem berühmten Hotel zu Montepagano übernachteten; dagegen jammerte eine zahlreiche Familie aus Chieti, welche im Begriff stand weiter zu reisen, über die unverschämte Wirthsrechnung und die noch unverschämtern Flohlegionen. Als ich ihnen die Prellerei am Vomano

erzählte und sie ernstlich warnte, fingen Mutter und Töchter bitterlich an zu weinen und sich zu bekreuzigen, zumal sie von ihrem Kutscher die nicht sehr erfreuliche Ueberzeugung hatten, daß er mit allen Spitzbuben gemeinschaftliche Sache mache. Wie die guten Leute über den Höllenfluß hinübergekommen, mag Gott wissen. Zum größten Aerger des Wirths in Montepagano ließ ich mir und meinen Leuten nichts anderes geben, als einige Gläser des trefflichen Liqueurs, der in Giulianuova als Rosoglio bereitet wird. Wie mein Kutscher mir nachher erzählte, hatte der Wirth ihm freie Kost angeboten, wenn er mich zum Bestellen eines Mittagessens überreden wolle. Wir hatten den Braten jedoch längst gerochen, und eilten rasch die wenigen Stunden an Giulianuova vorüber, bis an den Tronto weiter.

Auf diesem Wege sind noch etwa 5 bis 6 kleine Flüsse zu überschreiten, von denen nur der Tordino einige Vorsicht erforderte. Dieser entspringt in dem rauhen Gebirge von Padula und Pietralta, fließt an Teramo vorüber und ergießt sich nach einem Laufe von 35 Miglien eine Viertelmeile südlich von Giulianuova ins adriatische Meer. Cluvier hält den Tordino für den Batinus, dessen Plinius erwähnt. Das Wasser des Tordino hatte nur höchstens 2 Fuß Tiefe, und wir kamen früher hinüber als die gierigen Helfershelfer, welche auch hier auf furchtsame Reisende lauerten, erwartet hatten. Fünf Kerle sprangen uns entgegen und schrieen: nicht weiter, um der Madonna willen, oder ihr ertrinkt alle! statt aller Antwort ging es rasch weiter, so daß uns und ihnen das Wasser um die Ohren spritzte. Ein paar Steine, welche uns aus Zorn über das nichterhaltene Trinkgeld nachgeschleudert wurden, trafen nicht, erregten aber so sehr die Galle meines Kutschers, daß er leichenblaß am ganzen Leibe zitterte. Ich feuerte ein Pistol in die Luft ab, und die fünf Kerle verkrochen sich sämmtlich in dem Uferschilf. Am linken Ufer des Tordino aufwärts führt in 7 bis 8 Miglien eine vortrefflich erhaltene Landstraße nach Teramo, das alte Interamnia der Prätutier, der Hauptstadt der Provinz Abruzzo Ulteriore I, zu welcher wir auf der Rückreise gelangen werden.

Außerordentlich schön zeigt sich von diesem Punkte, unweit der Mündung des Tordino, das Gransasso-Gebirge, dessen Gipfel speciell Gransasso oder Monte Corno genannt wird. Er erreicht die beträchtliche Höhe von 9000 Fuß, und ist demnach der höchste Berg Italiens. Von hier aus gesehen, erhebt er sich freier und isolirter als auf der ganzen bisherigen Wegstrecke. Aus Servius Commentar zu Virgil's Aeneide erhellt, daß die Alten diesen Gipfel M. Cumarus nannten, und ihn dem Gebiet der Picener einverleibten. Der Ursprung dieses Namens ist unbekannt; er erinnert aber an den Cult des Jupiter Comarus, dessen Tempel sich auf einem gleichnamigen Berge Lukaniens erhoben haben soll. Neapolitanische Gelehrte gehen nun weiter, und finden in dem Namen einen Beleg zu alten Einwanderungen aus Epirus und Illyrien, weil Strabo eine Bucht und einen Hafen des Namens Comarus beschreibt, welcher im Golf von Ambracien, Nikopolis gegenüber, einen Isthmus von 60 Stadien bildete. Ueber die Bezeichnung M. Corno, welche im Mittelalter häufig, zuerst aber in Bullen von Honorius III und Decreten Friedrichs II (1218 u. 1221) vorkommt, hat Delfico in seinem Werke, Interamnia Pretugia, viel geschrieben und gefabelt. Die Basis dieser gigantischen Bergmasse ist mit Wiesen und Gehölz bedeckt, welche die schönsten und seltensten Alpenpflanzen darbieten; der Kopf, das Horn, der Gipfel jedoch starrt gänzlich von Vegetation entblößt, empor. Fossile Conchylien, Ammoniten, Tubularien und versteinerte Meergewächse kommen in den untern Schichten häufig vor. Die außerordentlich tiefen Thäler, Schluchten, Schründe und jäh sich abstürzenden Felsmassen machen eine Besteigung, wo nicht unmöglich, doch beschwerlich und lebensgefährlich. Der Abruzzese kommt indessen niemals auf den Gedanken eines solchen Wagstücks. Die schauerlichsten, fast trichterförmigen Vertiefungen führen den Namen Fosse del Malpasso und Inferno di Santa Colomba. Es fehlt auch nicht an schönen und prachtvollen Wasserfällen, gleich dem Gießbache und Reichenbach in der Schweiz, besonders in den Monaten Mai und Junius, wo der Schnee rasch wegschmilzt. In mehrern Grotten und Schluchten jedoch, z. B. an dem Punkte Cima del Corno genannt, nimmt der Schnee eine gletscherartige Beschaffenheit an, bildet Spalten und Grotten wie in den Alpengletschern, und von hier fließt fast das ganze Jahr ein Bächlein über und in einem Eis- und Schneebette ab. Vgl. Delfico's Osservazioni sur d'una parte degli Apennini. Schneelawinen fallen im Frühjahr häufig, und im Jahre 1846 wurden viele prächtige Buchen im Chiarinathal von ihnen zu Boden geschleudert. Eine der großartigsten Aussichten in Italien gewährt die sogenannte Cima della Marchesa, 7200 Fuß hoch, südöstlich vom M. Corno, welche, wenn ich nicht sehr irre, der Geolog Hoffmann bestiegen und beschrieben hat; man überblickt das adriatische Meer in größter Ausdehnung, die abruzzesischen Provinzen, ein grandioses Amphitheater von Bergen, das sich von der Sibylla bis zum Velino erstreckt, ferner die Centralkette der Apenninen bis in weiteste Fernen und ein Gewirr von Städten, Dörfern und Ortschaften. Die nahestehende Pyramide des Gransasso, welche, gegen Osten gewendet, nahe an 6000 Fuß ganz steil und fast ohne Unterbrechung in die Tiefe abfällt, gewährt von diesem Punkte aus, in dem leuchtenden Grau ihrer compacten Felswände einen fast eben so schauerlichen Anblick wie der östliche Absturz des Aetna in das sogenannte Valle del Bue. Wer das Gransasso-Gebirge von Osten aus besucht, der wähle den Ort Isola am Maone zu seinem Stützpunkte, wer aber von Aquila kommt, der rüste sich in Assergio mit guten Führern und dem Nöthigen aus. Der Reichthum an seltenen Pflanzen, Mineralien und Versteinerungen ist sehr groß. Sehr schöne Waldungen, auch Tannen finden sich an den Quellen des Vomano und an der Montagna di Fano Trajano.

Hinter dem Tordino wird die Gegend einförmiger, die Ufer werden flacher und ausgedehnter, und die Straße läuft durch Olivenpflanzungen weiter. Giulianuova, das auf den meisten Karten als Stadt oder als volkreicher Ort bezeichnet ist, wird kaum bemerkt. Antonius Acquaviva, Herzog von Atri, erbaute den Ort, indem er die Bewohner von Castro von der sumpfigen Mündungsstelle des Tordino, 2 Miglien landeinwärts versetzte. Castrum Novum (nicht zu verwechseln mit Castrum Truentinum), ein Ort der Prätutier, lag an der Via Salaria, 12 alte Miglien von Truentum. Itinerarien, Strabo, Plinius und Ptolomäus reden von diesem Platz, der aber keineswegs nur ein Castell, sondern, wie die theodosianische Tafel und die nicht unbedeutenden Ruinen es beweisen, einer Stadt ähnlich war. Mehr als einmal kamen römische Colonisten hieher, zuerst im Jahre 469, nachdem Curius Dentatus über Sabiner und Samniter gesiegt hatte, dann im Jahr 489, wo

jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach mehr die Abwehr einer Landung als die Gründung einer friedlichen Colonie bezweckt werden sollte. Sulla befestigte Castrum und Augustus schickte eine der 32 Militärcolonien hieher. Der Umfang der alten Mauerüberreste und diese Ueberreste selbst sind nicht unbedeutend; jede Seite hatte Thore von fast einer Viertelmiglie Länge, sie finden sich theils in der Nähe des Meeres, theils auf den hügelartigen Erhebungen bei Torre Vecchia, nahe am Flüßchen Tordino. Einige Inschriften deuten in ihren Fragmenten auf Thermen und auf eine Special-Präfectur hin. Im Mittelalter erhielt der Ort den Namen Castrum Divi Flaviani oder Civitas Flaviani von einer Kirche dieses Heiligen; ihre Einwohner ergaben sich dem Michael Palaeologus und Johannes, den Abgeordneten des griechischen Kaisers gegen Friedrich; vgl. Peranzoni, Antichità, Picene und Palma: Storia della Diocesi Aprutina. Daß übrigens die alten Prätuzier, gleich den Sabinern, Pelignern, Samnitern und andern Stämmen weniger in Städten als zerstreut in Weilern und Höfen (vicatim) lebten, erhellt aus dem Umstande, daß fast überall umher zerstreut Gräber, Töpfergeschirr, Münzen u. dgl. gefunden wurden. Die Römer versahen das Land mit mehrern vortrefflichen Landstraßen, dahin gehören Brücken, Castelle und Wachtthürme, wie aus unzähligen, mitunter noch ziemlich gut erhaltenen Ueberresten wahrzunehmen ist. Als Hauptstraßen durchschnitten das Prätuzierland die Via Salaria, Via Metella und Via Naussa, welche an mehrern Punkten Nebenstraßen absendeten. Hr. Careca schildert in seiner Storia del Regno delle Due Sicilie alles Hierhergehörige mit großer Ausführlichkeit, und ich verweise daher abermals auf dieses fleißige Werk. Interessant ist eine Strecke der alten Via Metella, die sogenannte Carriera della Fata, wo Blumen, Gräser, Gebüsche und Bäume auf einer ziemlich langen, scharf begränzten Fläche so üppig blühen und sprießen, daß die Bewohner rings umher sagen, „es sey die Fata Sibylla da in ihrem Wagen spazieren gefahren." Auch ein sogenannter Paß des Hannibal (Guado di Annibale) kommt auf der Via Metella zwischen Pizzo di Sevo und Pizzo di Moscio vor, der sich natürlich auf einen kriegerischen Gebirgszug dieses Feldherrn bezieht.

Hinter Giulianuova deuten mehrere Grabtrümmer rechts und links am Wege darauf hin, daß die moderne Landstraße hier die Richtung einer alten Römerstraße verfolgt. Dafür sprechen auch einige Substructionen und Ueberreste von Brücken. Das Hügelland mit den kleinen Ortschaften, wie Mosciano, Montone, weicht links mehr zurück, während rechts eine sandige Uferstrecke immer mehr Raum gewinnt. Neben dem Oelbau tritt der Getreidebau auf, ferner erblickt man Hanf, Flachs, Bohnen und Gemüsecultur. Das Flüßchen Salinello leistete uns, da es kaum einen halben Fuß hohes Wasser enthielt, gar keinen Widerstand; es entspringt in den Schluchten zwischen Civitella und Campli und hat höchstens einen 25 Miglien langen Lauf. Ueber seinen alten Namen wird um so mehr gefabelt, je weniger darüber bekannt ist. Chronisten und alte Codices führen die Namen Saline, Salinas, Suinum, Tervium, Servium u. s. w. an. Da Plutarch den Namen Salinas bei der Schilderung des Krieges mit Spartacus nennt, so konnte es nicht fehlen, daß abruzzesische Schriftsteller eine Schlacht des Sklavenkrieges hierher verlegten. Von der Mündung des Salinello bis zum Tronto sind nur noch fünf Miglien. Das Flüßchen Vibrata oder Ubrata, welches ebenfalls noch zu überschreiten, wird von den Topographen für den Elvinus gehalten, der in einigen Ausgaben des Plinius vorkommt und wahrscheinlich identisch ist mit dem Herninum oder Nerninum der theodosischen Tafel, zwischen Castrum Truentinum und Castrum Novum. Er bildete die südliche Gränze des Ager Palmensis.

Es war Mittag vorüber, als ich die Zollgebäude und das Wirthshaus am Tronto erreichte. Paßvisitatoren und Gränzzolleinnehmer hielten ihr Mittagschläfchen. Es herrschte erquickliche Ruhe, und auch ich streckte mich behaglich auf ein Sopha hin, und harrte schlummernd meiner bestellten Maccaroni und in Oel gebackenen Fische, Spinole und Merluzzi. Als ich nach einem Stündchen erwachte, stand der Tisch gedeckt. Mein Kutscher hatte alles besorgt. Der Paß war für den Austritt aus dem Königreich beider Sicilien visirt, das Gepäck untersucht, d. h. kaum angesehen, ein höflicher Beamter näherte sich und fragte, ob er mir in irgend etwas dienen und gefällig seyn könne. Ich lud ihn ein mein Gast zu seyn, bat ihn aber gleichzeitig, dafür zu sorgen, daß beide Pferde sowohl als das Wägelchen mit dem nöthigen Signalement behufs der kostenfreien unbehinderten Rückkehr ins Königreich aus dem Kirchenstaat, wie Gesetz und Umstände es vorschreiben, versehen werden möchten. Da nämlich die Einfuhr fremder Pferde ins Königreich strenge verboten ist, so thut man gut, bei dem Austritt aus den neapolitanischen Staaten, um nicht an einem andern Eingangspunkte der Willkür und der Prellerei geldgieriger Zollbeamten zu verfallen, die Pferde mit einem hiezu üblichen leichten Stempel zeichnen oder genau signalisiren zu lassen. Gegen eine sehr unbedeutende Taxe wurden meine Wünsche erfüllt, und da ich in dem ersten römischen Städtchen, welches nur drei Miglien entfernt war, übernachten wollte, so hatte ich nach einem angenehmen und vergnügten Mittagessen Muße genug, einen Spaziergang zu machen und mich nach den Ueberresten von Truentum und Castrum Truentinum umzusehen. Vorher jedoch wurde ich in die Familie des Zolldirectors eingeführt, der Frau, den Töchtern und den zufällig anwesenden Freunden vorgestellt. Es fehlte nicht an Kaffee, Liqueur und Cigarren und an lebhafter Unterhaltung. Interessant war mir ein 96 Jahre altes, munteres, gesundes Urgroßmütterchen, dessen größte Seligkeit in dem Ausruhen und Schlummern in einem bequemen Lehnsessel bestand. Sie schlug unaufhörlich die graufaltigen Hände auf die gepolsterten Stuhllehnen, scherzte über meine Reiselust, und ermahnte mich freundlich, bald und auf dem kürzesten Wege in die Heimath zurückzukutschiren.

Der Tronto, einer der bedeutendsten Küstenflüsse dieser Gegenden bildet auf 5 bis 6 Miglien Länge die Gränze des Kirchenstaats, welche ohne Rücksicht auf Berge, Thäler, Flüsse und natürliche Markungen, in unregelmäßigen Zickzacks in südwestlicher Richtung bis nach Rieti hin fortläuft. Plinius, Mela und Strabo nennen den Tronto, Truentum und Truentinum; er entspringt in dem Gebirge von Paggio Cancelli, in der Nähe der Quellen des Aterno und Velino, und fließt, zuerst sehr rauschend, nachher sehr sanft 42 Miglien lang östlich, bis er sich bei Porto di Martin Sicuro ins adriatische Meer ergießt. An seinem linken Ufer lag die alte Stadt Truentum (Plinius und die theodosianische Tafel), welche häufig mit ihrem Stapelplatze Castrum Truentinum verwechselt wird, höchst wahrscheinlich von illyrischen Colonisten erbaut

ward, aber sehr geringe Spuren in der Geschichte hinterlassen hat. Im zweiten punischen Kriege kämpften nach Silius Italicus die Truentiner unter den Römern. Als augustanische Veteranencolonie blühte Truentum zu den Zeiten des Plinius, welcher sie als uraltes Ueberbleibsel liburnischer Einwanderungen hinstellt. Ein paar, bei San Benedetto und Colonella gefundene Inschriften erwähnen der Zunft der Purpurfärber, welche hier wie in Ariminum und Ancona bedeutend gewesen zu seyn scheint (κοινωνια τραχαλιων). Da ein Episcopus Druentinus im Jahre 483 in den gesammelten Annalen des Baronius vorkommt, so scheint also Truentum erst spät zerstört worden zu seyn. Man nimmt allgemein an, daß diese Stadt $1^1/_2$ Miglien von der Mündung des Tronto lag, an der Stelle des heutigen Cività, in hoher, gesunder und angenehmer Gegend, mit herrlicher Aussicht auf das picenische Gebirge bis zur Majella und auf das Meer. Nicht unbedeutende Trümmer sind hier gefunden worden, welche sich bis Colle di Cività bei Colonella hinziehen, und zu der Vermuthung die Veranlassung geben, daß am letzteren Orte das Castell von Truentum gestanden. Daß diese Gegend im Alterthum sehr bevölkert gewesen, erhellt auch aus den zahlreichen Ruinen, die sich längs dem Vibrata hinziehen. Bei S. Giovanni z. B. findet sich ein Porticus mit einer Gallerie, gepflastert und mit Stuck bekleidet, daneben grub man Capitäler, Säulenüberreste und verschiedene Ornamente aus, auch Ueberreste von den Bädern Truentums, das heißt: Bleiröhren, gemauerte Aquäducte, Substructionen und Mosaiken, nebst noch vorhandenen reichen und frischen Quellen fesseln die Aufmerksamkeit des archäologischen Touristen. Palma in seiner Storia della Diocesi Aprutina und neuerdings Nemesio Ricci in seinen Antichità del agro Palmense (Bullet. Archeol. Nap. Nr. 42) schildern alles Hierhergehörige ausführlich. Das Castrum Truentinum der Alten, dessen auch die Peutingersche Tafel erwähnt, scheint ein Wassercastell zum Schutz des Handels und zur Abwehr feindlicher Anfälle von der Seeseite her gewesen zu seyn. Der unter den Römern aufs sorgfältigste und reichhaltigste organisirte Straßenbau in diesen Gegenden deutet auf einen regen alten Handelsverkehr hin. Catalani in seinem Buche: origine ed antichità Fermane war der erste, welcher die Stadt Truentum von ihrem Hafen und Stapelplatz Castrum Truentinum gehörig schied. Vgl. Colucci's Antichità Picene und Mezzetti's kleine interessante Schrift: delle officine porporarie di Truento. Cicero erwähnt dieses Orts in den Briefen an Atticus, indem er von der Expedition des Cäsar gegen Cn. Pompejus redet; auch gedenkt eine bei Colonella gefundene Inschrift mit deutlichen Buchstaben des „Castrum Truentinum." Das jetzige Torre a Tronto nimmt einen Theil seines Raumes ein, und ganz in der Nähe der Landstraße erhebt sich noch ein altes Gemäuer als einziges Ueberbleibsel des Castells.

Auf einem zweistündigen Spaziergang, in Begleitung zweier freundlicher Zollbeamten, lernte ich nicht allein die geringen Ueberbleibsel alter Wohnsitze auf dem Ager Palmensis, sondern auch ein Stück schönen, fruchtbaren Landes kennen, das ich gerne bis zu den Thoren des freundlich herüberwinkenden römischen Ascoli durchstreift hätte, wenn meine Reiseplane einen solchen Aufenthalt gestattet hätten. Bevor ich jedoch die Schiffbrücke des Tronto und somit die Gränze des Kirchenstaats betrete, mögen mir noch einige Bemerkungen über diesen nördlichsten Theil des heutigen neapolitanischen Königreichs erlaubt seyn.

Das bisher von Pescara und Silvi aus geschilderte Land umfaßte das alte palmensische, prätuzische und adrianische Gebiet, welches in engen Gränzen umschlossen, und bis zu dem Zeitpunkte, wo die Römer ihre Herrschaft bis über den Gransasso hinaus in das adriatische Meer ausdehnten, ganz selbständig war. Augustus fügte diese drei Gebietstrecken der picenischen Provinz (Picenum) bei, welche die heutige Mark Ancona bildet. Plinius, obschon zu seiner Zeit die drei Ländchen schon zu Picenum gehörten, unterschied sie dennoch scharf und richtig von einander, und hilft uns zum Verständniß der flüchtigen Notizen des Livius, Polybius, Ptolomäus und Stephanus Byzantinus. Die heutige Provinz Abruzzo Ulteriore I. umfaßt die drei genannten Ländchen sammt dem Gebiet der Vestiner vollständig. Aus einem Labyrinth von apenninischen und subapenninischen Formationen, welche sich auf tausendfache Weise verzweigen, springt eine Hügelkette hervor, welche sich allmählich mit den Ebenen nivellirt und ins adriatische Meer abfällt. Als zusammenhängende Aus- und Abläufer erscheinen die Hügelzüge von Contreguerra und Colonella, von S. Omero und Tortoreto, von Bellante, Montepagano u. a. Die Flüsse und Bäche, welche sie trennen und gruppiren, sind im Verlaufe dieser Skizze bereits namhaft gemacht. Am Tordino, Vomano und Vibrata finden sich die breitesten Thalflächen, die fruchtbarsten Ebenen. Thon und Mergel sind sehr vorherrschend, abwechselnd mit dem Kalk der höheren Primitivgebirge und dem vielfarbigen Sand der Secundärgebilde. Die Alluvionen aus dem hohen Gransasso geben hin und wieder dem Thal und der Ebene einen buntscheckigen, mineralogischen Ueberzug, vom Kalk bis zum Travertin. Von Metallen, mit Ausnahme des Eisens, sind keine oder nur sehr geringe Spuren gefunden worden.

Auf der großen Rizzi-Zannonischen Karte des Königreichs Neapel (in 32 Blättern Fol. Nr. 3), findet sich am Colle della Torla, hart am Fuße des Gransasso, zwischen den Flüssen Valchiera und Maone eine Miniera d'oro (Goldmine) angegeben, worüber ich nichts Zuverlässiges erfahren konnte. Feiner und vorzüglicher Gyps findet sich in Menge in den Hügeln um Teramo, Campli und Civitella, wo ebenfalls Steinkohlen, jedoch ohne tiefe Schichtung vorkommen. An Höhlen, Quellen, Wasserfällen, Schluchten und Zerklüftungen, welche vielfach auf vulcanische Erschütterungen und Einwirkungen hindeuten, ist überall Ueberfluß, während andrerseits das Meer die Spuren alter Eingriffe reichlich verkündet. Versteinerte Conchylien kommen in Menge, besonders bei Civitella vor, wo man außer Testaceen eine Menge Baumpflanzen und Gräserversteinerungen (besonders Eichenstämme und Eichenblätter) gefunden hat. Was die alten und ältesten Bewohner dieser Gegenden betrifft, so dürfen wir dem Plinius vielleicht einigen Glauben schenken, wenn er die Siculi und Liburni als Urcolonisten bezeichnet, welche später von den Umbrern, Hetruskern und Galliern verdrängt wurden. Diese Siculi jedoch kamen schwerlich aus dem heutigen Sicilien, sondern vielmehr aus einer epirotischen Provinz, wahrscheinlich aus Chaonien. Um dieses zu beweisen, zieht Hr. Corcia einen Scholiasten des Homer herbei, wo von einem Sikuler-Könige, welcher zu Bucheta (Epirus) herrschte, die Rede ist; ferner erklärt er den Commentar des Servius zu Virgils Aeneide (1,537)

wo es heißt, daß Italus, König der Sikuler, aus Sicilien in die Tibergegenden abgereist sey, also, daß hier unter Sicilia entweder das Picenerland, welches die Sikuler in Besitz genommen, oder das Mutterland Chaonien zu verstehen sey. Plinius und Ptolemäus setzten die Sikulioten an die Küsten von Epirus, und Antiochus von Syracus zählt die Siculi zu dem Stamme der Oenotrer, welche ebenfalls aus Griechenland herübergewandert. Schifffahrt und Handel scheinen auf dem jetzt dalmatinisch-illyrischen Küsten- und Insellande schon frühzeitig und von einer viel größeren Bedeutung, als man gewöhnlich annimmt, gewesen zu seyn. Es fehlt natürlich an jeder Chronologie dieser sicilisch-liburnischen Ansiedler, doch erhellt aus einer Stelle des Dionys von Halikarnaß, daß, 80 Jahre vor der Zerstörung Troja's, Pelasger im Verein mit Aboriginern (ein ganz vager Ausdruck) die Sikuler aus ihren Wohnsitzen vertrieben, nachdem diese bereits Städte, wie Ancona, Nomana, Cluana u. a. gegründet hatten. Der Name dieser uralten sicilischen Colonisten hat sich bis zur heutigen Stunde an vielen Punkten erhalten; was das palmensische, prätuzische und atrianische Gebiet betrifft, so finden wir, daß eine Gegend am Zusammenfluß des Maone und Vomano noch jetzt Sicilia genannt wird, und daß eine „Valle Siciliana" am Tronto und Vomano existirt, vieler anderer Ortsnamen, Siculi, Siciliano u. s. w. nicht zu gedenken. Die Umbrer, welche späterhin in diesen Gegenden herrschten — Plinius nennt sie gens antiquissima .... quod inundatione terrarum imbribus superfuissent — wollen neuere italienische Sprach- und Geschichtsforscher eben so wenig als italisches Urvolk gelten lassen man beruft sich auf Herodot, Strabo, Scylax, Stephanus Byzantinus u. a., und läßt sie ebenfalls aus Illyrien herüberkommen. Da Plinius einen Theil des umbrischen Stammes ausdrücklich Palestini nennt, und für die Stadt Interamnia der Beiname Palestina vorkommt, so wird auch dieser Umstand für die Beweisführung illyrischer Abstammung geschickt benützt. Nach Vibius Sequester und nach Lucan nämlich wurde eine Gegend am Apsos in Epirus, zwischen Apollonia und Dyrrhachium „Palaestina", von der Stadt Palaeste genannt. Die Umbrer machten wiederum den Hetruskern Platz, welche ihnen, nach Plinius, 300 Städte wegnahmen. Auf die Hetrusker folgten Gallier ꝛc. Man sieht aus allem, daß die alte Geschichte dieser Völker noch sehr im Dunkeln ruht, und wohl noch lange, so ehrenwerthe Forschungen und Anstrengungen auch behufs der Aufhellung gemacht werden, im Dunkeln ruhen wird. Polybius, Cicero und Frontin indessen belehren uns mit historischer Zuverlässigkeit, daß die Römer das Gebiet der drei Ländchen in Besitz nahmen, es dem Picenum anreihten und es durch Bauten, Heerstraßen und Colonisten zu heben und zu bevölkern suchten. Das palmensische Gebiet umfaßte die kleine Strecke zwischen dem rechten Ufer des Tronto und dem Helvinus (Vibrata), also das heutige Circandario di Nereto. Der „Ager Truentinus" ist ganz gleichbedeutend mit Ager Palmensis. Der Name Palmensis wird von einer kleinen Stadt Palma oder von einer Rebensorte, die hier besonders gut gedieh, abgeleitet. Das Ländchen der Prätuzier erstreckte sich vom Vibrata bis zum Vomano, und westlich über die Gebirge von Roseto, Moscio und Sevo hinaus bis zur Valle Chiarina, wo es mit dem Sabinerlande zusammengränzte. So wie überhaupt die Chorographien der erzbischöflichen Diöcesen das beste Licht über die ältesten politischen Ländereintheilungen verbreiten, so erkennen wir auch aus dem Umfange der Dioecesis Aprutina den Umfang des Prätuziergebiets; es sind die heutigen Circanderien von Giulia, Notaresco, Teramo, Montoro, Campli und Civita del Tronto. Ueber den Ursprung des Namens Prätuzier stritten sich mehrere Gelehrte, z. B. Palma, Mazochi, Delfico (in s. Interamnia Pretuzia) u. a. Aus Petrut soll Petrutia und dann Praetutia geworden seyn; auch das orientalische Wort Phetrusim oder Petrusim, womit der Stammvater der Palaestini, Pelestini, Philistini (!) bezeichnet gewesen seyn soll, wird in Ermangelung einer bessern Ableitung herangezogen. Der Ager Atrianus oder Adrianus endlich zog sich vom Vomano an den Piomba und westlich gegen das Gransasso-Gebirge aufwärts; er umfaßte die heutigen Circanderien von Atri und Bisenti.

Ich empfahl mich den freundlichen Beamten, und glaubte bis zur päpstlichen Barriere alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, wurde aber im Wirthshause vom Gegentheil überzeugt. Mehr als ein halbes Duzend Zoll- und Gränzvampyren subalterner Gattung harrten gierig und hungrig auf meine Rückkehr, und bettelten unter verschiedenen abgeschmackten Vorwänden um Trinkgelder. Der eine verlangte eine Belohnung dafür, daß er mein Gepäck nicht allein nicht untersucht, sondern nicht einmal vom Wagen genommen hatte, der andere, weil er die Pferde nicht mit dem Stempel verbrannt, der dritte, weil er dem Zolldirector viel Liebes und Gutes von mir erzählt u. s. w. Ich warf unter diese Schmarozer ein Duzend schlechter neapolitanischer Cigarren, gab dem Cameriere und den Stallknechten, welche mir förmlich den Eintritt in den Wagen versperrten, einige höfliche Rippenstöße, und trabte sehr verdrießlich auf die Schiffsbrücke los, welche in kurzer Entfernung über den Tronto führt. Ein neapolitanischer Gränzwächter besichtigte noch einmal den Paß, erbat sich die „Bottiglia" und machte Miene den Pferden in die Zügel zu greifen, als ich ihm das Trinkgeld verweigerte. Eine kräftige Drehung half, ich kam glücklich über die Gränze. Mein Kutscher erzählte mir, daß der Piaster, den ich den Fischerleuten von Silvi für Nachtlogie und Bewirthung gegeben, die Ursache der ganzen Quälerei gewesen. Man hatte mich für einen Inglese gehalten, und nach Umständen theils durch Höflichkeiten, theils durch Unverschämtheiten auszubeuten versucht. Ein Inglese oder ein Forestiere ist übrigens in halb Italien — wie auch in vielen Schweizerkantonen — nichts anderes als ein Geldsack, welcher mit allen erlaubten und unerlaubten Kunstgriffen geleert werden muß.

Das römische Gebiet gewährt gleich hinter dem Tronto, ausnahmsweise, einen sehr freundlichen Anblick: die Landstraße wird schmäler, krümmt sich vielfach und führt durch Olivengärten, Weinreben, Getreide-, Bohnen- und Hanffelder. Das Monotone der neapolitanischen Landschaft vom Torbino bis zum Tronto ist gänzlich verschwunden, Pappeln und Ulmen beschatten den Weg, und mannichfaltige Feld- und Gartencultur erfreut das Auge. Die päpstliche Douane befindet sich eine halbe Stunde jenseits des Tronto. Mit einigen geschickt applicirten Paoli und höflichen Worten befreite ich Pässe und Gepäck aus den Händen der Zollwächter. Für die Einfuhr der Pferde mußte ich eine geringe Abgabe bezahlen. Ich wurde überhaupt an dieser entlegenen Gränz- und Zollstätte viel freundlicher und zuvorkommender behandelt, als

ich nach manchen Erfahrungen, die ich früher auf den großen Landstraßen Italiens gemacht, erwarten durfte.

Vor San Benedetto wird die Gegend immer fruchtbarer und reizender, schön bebaute und mit Gebüsch umkleidete Hügel ziehen sich bis auf den Weg hinunter, und die Häuser rechts und links am Wege fand ich mit Gärten eingefaßt, worin Limonen, Orangen, Granat- und Oleanderbüsche blühten und dufteten. San Benedetto selbst liegt schön, links an malerisch geformte, bewaldete Hügel gelehnt, rechts von Blumen-, Orangen- und Gemüsegärten umschlossen. Auch ist, was im Römischen nicht wenig sagen will, die Stadt reinlich gehalten. Breite Straßen, freundliche, neue, helle Häuser, zierliche Plätze mit hübschen Brunnen schmücken den Ort, der ungefähr 5 bis 6000 Einwohner zählen mag. Eine sehr einfache, aber freundliche Locanda, worin die Wirthin mit zwei Töchtern ganz allein, ohne widerliches, zudringliches Kellnerthum wirthschaftete, nahm mich auf, und alle meine Wünsche wurden aufs schnellste und geschickteste erfüllt. Vor dem Nachtessen schlenderte ich in der Stadt und Umgegend umher, und sog voll Entzücken den Orangenduft ein, der die Atmosphäre erfüllte. Ein romantischer Saumpfad führte mich durch einen mit Schlingpflanzen, Myrthen und Lorbeer reich bewachsenen Hohlweg auf die Höhe eines Hügels, wo das liebliche Städtchen, die fruchtbare Ebene bis über Grottamare hinaus und das glitzernde adriatische Meer in vollkommener Ruhe zu meinen Füßen lag. Es gesellten sich ein Paar neugierige Spaziergänger zu mir, welche mich freundlich auf alle interessanten Punkte aufmerksam machten, und mir ganz besonders riethen, dem Grafen N., einem reichen und angesehenen Mann einen Besuch zu machen. Zufällig stand der Graf am Gartenportal, als ich in die Stadt heimkehrte, und meine Bitte, seine schönen Gartenanlagen betreten zu dürfen, wurde nicht allein freundlich gewährt, sondern sogar mit der Begleitung dieses hochgebildeten vielgereisten Mannes gewürzt. Der Garten darf sich den besten Anlagen dieser Art um Neapel herum getrost an die Seite stellen; schöne, seltene, ausländische Gewächse zieren ihn, und an Treibhäusern, Grotten, Springbrunnen, Ruheplätzchen ist kein Mangel. Prächtige Reb- und Laubgänge, wo die Lücken durch Schlingpflanzen und Rosengebüsch gefüllt waren, führten uns auf die Anhöhe, wo das palastartige Wohngebäude der Familie steht. In einer Veranda nahmen wir Platz, es kamen noch mehrere Mitglieder der Familie herbei, und während Eis, Orange und Limonade servirt wurde, ergoß sich die Unterhaltung rasch auf die unbefangenste Weise über Land und Leute, über Gegenwart und Zukunft. Nachdem ich die werthvolle Gemäldesammlung nebst Bibliothek, Antiquitäten und naturhistorischen Sammlungen so wie den geschmackvollen, innern Raum des Palastes angeschaut, gab mir der gastfreie, liebenswürdige Graf N. das Geleite in mein kleines Hotel. Bald dampfte eine kräftige Muschelsuppe (Zuppa di Vengholi) auf meinem Tische. Maccaroni, Hammelbraten, Fische, junge Erbsen, Spargelsalat und Erdbeeren folgten, und ein feuriger, rother San Benedetto würzte das Mahl. Kaum hatte ich meine Cigarre angezündet, so erschienen Mutter und Töchter, nahmen Platz und eröffneten eine Unterhaltung über ihre Familien- und Wirtschaftsangelegenheiten, die den Schlaf in immer engeren Schwingen um mein müdes Haupt zog, bis ich endlich meine vierdochtige, hohe Lampe aus Messing ergriff, felicissima notte wünschte und mich ins Schlafgemach zurückzog.

Es war ein wunderschöner, frischer, erquickender Juni-Morgen, als ich von San Benedetto aufbrach und nach Grottamare in nördlicher Richtung weiterfuhr. Die gut unterhaltene Landstraße schlängelt sich in lieblicher Abwechselung durch Obst- und Weingärten, welche mit Gruppen hoher Nuß- und Kastanienbäume, sowie mit zahlreichen Orangen- und Limonengärten durchflochten sind. In früher Morgenstunde wirkte das Arom der Orangenblüthen stärkend und belebend. Ein sanfter Ostwind fächelte uns immerdar neue, mit Blüthenduft gefüllte Luftschichten entgegen. Vom Vorgebirge der Madonna di Leuca, an den äußersten Haken Italiens bis zu den Lagunen Venedigs ist die Gegend von San Benedetto und Grottamare nicht allein eine der lieblichsten und fruchtbarsten an der adriatischen Meeresküste, sondern auch die einzige (ein paar Plätze um Ancona und Monopoli ausgenommen), wo Agrume in solcher Fülle gebaut und gepflegt werden. Ich fühlte mich nach Fondi, Mola di Gaeta, Salerno und Sorrent versetzt. Daneben ist das Land gut bebaut, Dörfer, Flecken und Städte sind reinlich und zierlich, die Menschen freundlich und gefällig, wie denn überhaupt an der Küste des adriatischen Meeres — besonders im Königreich Neapel — viel mehr Sinn für Reinlichkeit, Zierlichkeit, Ordnung und Gesetzlichkeit, überhaupt mehr Bildung und Humanität vorherrscht als am tyrrhenischen Meer, namentlich an den Küsten Kalabriens.

Eine schöne steinerne Brücke führt über das Flüßchen Tesino bei Grottamare, in dessen Nähe ein in öffentlichen Blättern viel besprochener ganz eigenthümlicher Bergsturz stattgefunden hatte. Ohne daß sich große Massen mit Geräusch gelöst, wanderten im Sommer 1844 auf einer Strecke von etwa 10 Minuten, die Abhänge eines aus Sand, Lehm und Thongebilden bestehenden Berges während 10 Tagen ganz allmählich beinahe eine Viertelstunde weit ins Meer hinaus, die Landstraße, Weinberge, Obstbäume, Gärten und ein paar Bauerhütten stückweise von einander trennend und ganz sanft vorwärts schiebend. Es war als ob eine, schräg von unten nach oben, von Westen nach Osten wirkende, gehörig geordnete und allmählich drängende Expulsivkraft das Ganze ohne Erdbeben und andere vulkanische Erscheinungen bewirkte. Weder zu S. Benedetto, noch zu Fermo und Grottamare hatte man Erdstöße verspürt, obschon bei Atri und Francavilla, wie oben bemerkt, in der nämlichen Zeit ähnliche Erscheinungen, freilich in viel geringerem Maßstabe vorgekommen waren. Das also gewonnene, bei Grottamare ins Meer vorgeschobene Land bot anfänglich einen wellenförmigen, kahlen, dünenartigen Anblick dar. Nachdem man erkannt, daß das Meer es keineswegs unterhöhlt habe und es also auch nicht wegspülen und verschlingen werde, sondern daß das Fortrutschen in compacten tief in den Meeresgrund eindringenden Massen geschehen, schritt man rüstig zur Anpflanzung, stellte die Landstraße, welche stückweise zerrissen und ins Meer hinuntergeschoben worden war, in einem weiten Bogen wieder her, und grub dem herunterrieselnden Wasser einen schönen breiten Abzugscanal. Ich weilte lange an dieser interessanten Stelle und besuchte behufs einer ausführlichen Zusammenstellung aller bei diesem Bergrutsch beobachteten Phänomene, sowohl zu Grottamare als zu San Benedetto mehrere Leute, welche neugierige und überraschte Augenzeugen des Ereignisses gewesen waren.

Ich nehme hier auf einige Zeit von den freundlichen Lesern

Abschied, welche schwerlich Lust haben werden, mich über Loretto, Ancona, Rimini, Ravenna, Bologna bis Venedig hinauf zu begleiten, behalte mir jedoch das Vergnügen vor, die Rückreise nach Neapel durch die Abruzzen über Rieti, Antrodoco, Terame, Aquila, an den Lago Fucino, nach Albe, durchs Thal von Roveto nach Sora, Ceprano und Montecasino später dem „Ausland" einzuverleiben.

Einiges über Natur- und Menschenleben in Volhynien, Podolien und der Ukraine.

3. Eigenschaften der Nordrussen; Civil und Militär. — 4. Das deutsche Element. — 5. West- und außereuropäische Bestandtheile der Bevölkerung. — 6. Gastfreiheit der russischen Politik.

Von den verschiedenen gebildeten Classen des nördlichen Rußlands finden sich Vertreter fast nur in der Beamten- und Militärwelt. Wenn man diese und die Bewohner des Nordens überhaupt mit denen des Südens vergleicht, so fühlt man, daß sich dort von Rurik's Zeit her normannisches Element mit dem slawischen mischte, erkennt die größere körperliche und geistige Solidität und Kraft, die größere Ruhe, Mäßigung, Ordnung, den lebendigeren Familiensinn, das Reellere, Positivere in Erscheinung und Wesen. Auch die Neigung und Fähigkeit für das active Leben, für öffentliche regelmäßige Thätigkeit, die Strenge und Genauigkeit, mit der auch die äußern Formen der Religion beobachtet werden, haben die Nordrussen mit manchen nordwestlichen Völkern, z. B. mit den Engländern gemein. Mit alle diesem verbindet sich die slawische Lebendigkeit und Elasticität, und obgleich die französische Erziehung vorherrschend und die Gesellschaftssprache meist die französische ist, so durchdringt der französische Geist doch mehr die Form als das Wesen der Gesellschaft, die ihren eigentlichen Beruf, den Nationalgeist zu veredeln und in seiner höchsten Bedeutung darzustellen, immer mehr begreift, wie denn auch die neueren russischen Dichter: Puschkin, Schukoffski, Lhermontoff, Kosloff, Bariatinski, Masloff, Gogol, Solchupe u. a. in ihren Poesien den Nationalgeist weit mehr offenbaren als die älteren Dichter, die mehr oder weniger unter fremdem, meist französischem Einflusse standen.

Natürlich kann man sich von diesem nordrussischen Charakter nicht immer den richtigen Begriff nach den in den Provinzen zerstreuten niederen Beamten (Tschinowniks) bilden, die man häufig des Eigennutzes und der Bestechlichkeit beschuldigt, sondern man muß ihn kennen lernen und ihn beurtheilen nach dem besseren und besten Theile der Gesellschaft, der gerade in diesen Provinzen in höchster Vollkommenheit repräsentirt wird durch den General-Gouverneur, Prinzen Wjassiltschikoff und seine gleich treffliche Gemahlin. Unter den Officieren der in allen Provinzen des Reiches vertheilten Armee, findet man viele feingebildete Männer, die sich mitten im militärischen Nomadenleben wissenschaftliches Interesse und künstlerische Talente erhalten haben. Unaufhörlich verändern die Regimenter ihre Standquartiere und weilen bald im Osten bald im Westen, bald ferner bald näher den Gränzen des großen Reiches, wie es eben die politischen Ereignisse im übrigen Europa fordern, im Winter sind sie in den Städten und den benachbarten Dörfern einquartiert, und im Sommer vereinigen sie sich nach verschiedenen Cantonnements zu den großen Revüen und Exerzicien, denen häufig der Kaiser beiwohnt.

Die verheuratheten höheren Officiere führen ihre Familie und Dienerschaft mit sich, und man kann sich die Unbequemlichkeiten eines solchen militärischen Familienlebens denken, das seinen Schauplatz jetzt vielleicht an den Ufern des Don, dann in irgend einer polnischen Stadt am Weichselstrande hat. Man macht sich schnell an jedem temporären Wohnort heimisch, quartiert die Officiere in die gerade leerstehenden Häuser ein, und sucht sich, wie öde oder wie freundlich die Umgebungen seyn mögen à tout prix zu amüsiren, macht Bekanntschaften mit den vornehmeren Einwohnern, arrangirt Bälle, spielt Komödie, verliebt, verlobt sich, bis plötzlich die Marschordre alles kaum Begonnene unterbricht, nach wenigen Tagen ertönen die Hörner und mit klingendem Spiel zieht das Regiment aus den Thoren, gefolgt von den schwerfälligen Familienequipagen und hochgepackten Wirthschaftswägen, und sorglos beginnt man an einem andern Ort von neuem das hier so plötzlich zerrissene Gewebe häuslicher und geselliger Freuden.

Die gemeinen Soldaten tragen in der Provinz fast immer nur ihre langen Oberröcke von grobem grauem Wollenzeug und ihre kleinen plattgedrückten Mützen; selbst die Volontaires oder Junker sieht man in so unscheinbarer Kleidung, mit welcher helle Glacéhandschuhe und parfümirte Battisttücher oft eigen contrastiren; die Officiere dagegen dürfen ihre Uniformen niemals ablegen, auch die Beamten, Professoren, Studenten, Gymnasiasten sind verschieden uniformirt, wodurch eine bunte Abwechselung in die Staffage der Straßen kommt.

*

Auch ein deutsches Element findet sich unter der Bevölkerung dieser Provinzen. Viele Officiere, Beamte, Gymnasiallehrer, Professoren an der Universität [1] sind meist Deutsche aus den Ostseeprovinzen, dazu gibt es viel eingewanderte deutsche Lehrer, Aerzte, Apotheker, Architekten, Handwerker und verschiedene Kunstarbeiter, und mit Freuden sieht man mit der slawischen Flüchtigkeit, Sorglosigkeit und Verschwendungssucht die deutsche Ruhe, Gemüthlichkeit, Einfachheit und den deutschen Ernst und Fleiß contrastiren.

Wie auch die deutschen Handwerker über das Leben in dem fremden Lande, über den Mangel ihrer gewohnten sonntäglichen Erholungen und über die hochmüthige Behandlung der Vornehmen klagen, welche die Niedern z. B. immer mit „Du" anreden, so

---

[1] Es gibt nur eine, die von Kieff, in welche die Aufnahme ziemlich beschränkt ist, und an welcher die guten Censuren und die Aussicht auf Amt und Grad durch glückliches Examen — nicht bloß in einem Specialfach, sondern in allen Hauptwissenschaften, Sprachen u. s. w. erlangt werden. In allen größeren Städten gibt es Gymnasien, in denen der Unterricht gründlich und umfassend, und die Kosten desselben sehr mäßig seyn sollen.

trennen sie sich doch schwer von dieser Fremde, wo sich ihre Rubels so schnell vermehren und wo sie übertriebene Preise für ihre Arbeit fordern können, da man hier wie anderwärts die fremde theure Waare den eben so brauchbaren und weit billigeren einheimischen Fabrikaten vorzieht.

In diesen wie in andern russischen Provinzen gibt es deutsche Bauerncolonien, deren Felder und Gärten von deutschem Fleiß und Ordnungssinn zeugen, und in deren Dörfern man helle, kleine Häuser mit buntbemaltem Gebälk, Blumen an den Festons und in den Gärten, Bänke vor der Hausthüre, ganz wie in Deutschland sieht. Die deutschen Colonisten verheurathen sich fast nur unter sich und sprechen, ob sie auch alle schon im Lande geboren sind, nur die deutsche Sprache, ja den Dialekt der deutschen Länder, aus denen ihre Groß- oder Urgroßeltern kamen. Und nicht bloß ihre Sprache haben sie mit deutscher Treue festgehalten, auch die alte Bibel, das Gesangbuch, die Wanduhr, die irdenen Milchkrüge, die bunt bemalte, mit Sprüchen verzierten Laden, dieß und anderes, was die Vorväter aus der Heimath mitbrachten, wird von den Nachkommen mit Liebe bewahrt und benutzt.

Alle diese Deutschen sind Protestanten und halten fest an ihrer Religion, obgleich viele nur selten einem deutschen Gottesdienst beiwohnen können, da ein solcher nur in den größern Städten in Bethäusern oder Privatwohnungen, und auch da mit Unterbrechungen gehalten wird, weil die wenigen Prediger häufig im Gouvernement umherreisen, um in der Ferne Kinder und Brautpaare, die seit lange auf den Priestersegen warteten, zu taufen und zu verheurathen.

*

Noch muß man zu den temporären Bewohnern dieser Gegenden die Menge der fremden Lehrer, Bonnen, Gouverneurs und Gouvernanten zählen, welche hier wie im ganzen Reiche zu finden sind; die meisten kommen aus Frankreich und der Schweiz, häufig ohne Vorbildung und Beruf für die ihnen anvertrauten Pflichten, und weit eher befähigt und geneigt, sich selbst Silberrubel zu sammeln, als für andere die Goldkörner des Wissens und der Bildung auszustreuen, so daß man oft nicht begreift, daß russische und polnische Eltern ihren Kindern solche ganz unbekannte und ungeprüfte Erzieher geben, während sie im Lande selbst trefflich gebildete Lehrer für ihre Söhne und unter den ärmern Zöglingen der so vortheilhaft bekannten kaiserlichen Fräuleininstitute Erzieherinnen für ihre Töchter finden könnten, welche, vollkommen für ihre Bestimmung vorbereitet, ihre Zöglinge nicht für den Geist einer fremden Nation zu gewinnen und sie der ihrigen zu entfremden suchen. So ist es der Regierung, die eine ächte Nationalbildung will, nicht zu verdenken, daß sie diese Vorliebe für das Fremde nicht begünstigt, sondern den einwandernden Pädagogen den Eintritt erschwert, und auch ihnen die freilich oft ungezwungenen Prüfungen auferlegt.

Auch nichteuropäischen Fremdlingen begegnet man häufig in diesen Ländern, sieht Kosaken mit langen Piken in der Hand, und niedern, spitzen, pelzverbrämten Mützen über dem schnurrbärtigen Antlitz auf schnellen Rossen einzeln dahersprengen oder in ganzen Regimentern die Gegend durchziehen, sieht manchen schlanken, schwarzäugigen, dunkelhaarigen Tscherkessen mit lebhaften ausdrucksvollen Zügen, in kurzem, bunt ausgenähtem Waffenrock, in dessen Silberhalftern über dem Gürtel die Pistolen stecken, sieht dann und wann einen Perser in buntem Kaftan, mit dem Fez über dem bräunlichen klugen Gesicht, und häufiger die Tataren mit den breiten Backenknochen, den kleinen funkelnden, listigen Augen, den weißen Zähnen, die unter dem dunkeln Schnurrbart glänzen; man kennt diese Kinder der Steppe, die aus der Krim die Trauben und an Odessa's Märkten kleinasiatische Früchte bringen, auch kostbarere orientalische Waaren, Teppiche, Shawls, Seidenzeuge mit sich führen, als schlaue, betrügerische Kaufleute.

Auch von dem Wandervolke, dessen Geschichte so dunkel und geheimnißvoll ist wie die des Pyramidenlandes, aus dem es stammen soll, sind zahlreiche Horden über diese weiten, grünen Lande verstreut; da und dort lagern sie am Weg, diese dunkeläugigen Zigeuner, mit den langen schwarzen Haaren, dem gelblichen Angesicht, den zerlumpten Kleidern und dem wilden, brennenden Blick. Oft hat eine ganze Schaar ihr Lager in einer einsamen Wald- oder Steppengegend, oder in der Nähe der Dörfer aufgeschlagen, wo man voll Furcht vor ihrem Diebessinn ihr selten lange Rast gestattet. Wenn man am Abend durch die stille Gegend fährt, dann taucht solch' ein Bild aus dem Zigeunerleben plötzlich wie ein dunkles Räthsel aus der Dämmerung auf; elende Zelte, magere Pferde in der Nähe weidend, schmutzige Karren, alles wild und grau durcheinander, finstere Männer mit wildem Haar, die rauchend oder schlafend am Boden liegen, Frauen in grellfarbigen Tüchern, braune, zerlumpte Kinder, die schreiend, streitend wie kleine Gnome hin- und herfahren, alles grell von der aufflackernden Gluth des Feuers beleuchtet, an dem die Frauen die Wäsche trocknen und die Suppe in schwärzlichem Kessel kochen.

*

Diesen und vielen andern Völkerstämmen, die im weiten Reiche wohnen und wandern, ist Rußland ein gastliches Land, es läßt sie ungestört in ihren eigenen Sitten und Religionen leben, läßt Kurden und Tataren zu „Allah“ beten, läßt Kalmüken und Kirgisen ihren Götzenbildern opfern und die Guebern zu den Feuertempeln am kaspischen Meere wallen, ja es duldet Secten in der eigenen Kirche und nimmt die der fremden Länder und Religionen bei sich auf. Auch die Natur empfängt gastfrei alle, die das Land betreten, und bietet in unermeßlichen Wäldern, weiten grünen Fluren, ausgedehnten Steppen noch unzähligen Raum zu Wohnplätzen und neuen Saaten und Ernten. Der Boden ist noch jung und frisch und gibt freiwillig und in Fülle das, was ihm anderwärts durch harte Arbeit abgezwungen wird. Der Mensch „mit seiner Qual“ hat noch nicht alle Stellen in Besitz genommen; ist noch nicht auf alle Felsenhöhen, in alle stille Thäler gedrungen, hat hier noch nicht seine guides des voyageurs geschrieben, um Touristen und Wirthe in schöne Einsamkeiten zu locken und ihren Zauber zu entweihen. Noch drängen sich die Ortschaften nicht dicht aneinander, noch breitet sich die Natur in ungestörter Freiheit und Schönheit zwischen ihnen aus; noch ist die blaue Luft nicht getrübt durch den Dampf der Fabriken und Lokomotiven, noch kann sich der Wanderer als der Herr der Gegend träumen, die er flüchtig durchzieht; kein Verbot, kein Chausseebogen, keine Brückenbarriere hemmt seinen Weg. Frei kann jeder die Schätze der Natur genießen: wer Waffen hat, kann in den Wäldern die Beute suchen, die er liebt, ein jeder kann in jeden Fluß Netz und Angel senken; frei weiden die Heerden auf den Triften und unverwehrt holt der Arme sein Winterholz aus

dem reichen Forst. Hier ist „die Theilung der Erde" noch nicht ganz geschehen, und noch hat „nicht alles seinen Herrn", und auch der Dichter kommt noch nicht zu spät:

Er findet hier noch liedervolle Stellen,
Noch tiefe, stille Waldeseinsamkeit,
Noch ungekannte, ungetrübte Quellen,
Noch Fluren, die kein Menschentritt entweiht,
Und noch den Hain, von Melodie durchrauscht,
Wo er dem Geist der Lieder selig lauscht,
Und wo er, in den trauten Klang verloren,
Daß fremd er in der Fremde weilt, vergißt,
Und wo er fühlt, daß, wo er auch geboren,
Des Dichters Heimath ohne Gränzen ist!

Amerikanische Federzeichnungen von E. Pelz.

Statistisches hinsichtlich der Sklavenfrage in Amerika.

Die Statistik hat überall wenigstens etwas von dem Spiele der Katze mit ihrem Schwanze an sich, es läßt sich dieselbe ohne sonderlich viel Witz ganz behaglich betreiben. Hier in der „Muster-Republik," im Lande des „jungen Riesen," hat die Sache nur die fatale Seite, daß man sich leicht in Auf- und Annahme statistischer Zahlen überaus lächerlich machen kann. Die Fabrication statistischer Angaben pflegt nämlich ganz ad libitum bei Gelegenheit behandelt zu werden; man sucht meist mit Zahlen zu beweisen, was man in seinem eigenen Interesse beweisen will, und frägt nicht darnach, wie sich die Wirklichkeit dagegen verhält. Deutsche Gründlichkeit wird dabei philosophisch nur als Pedanterie und Zopfigkeit verlacht, die sich für einen „jungen Riesen" nicht schickt. Morgen ist, zumal bei hiesigem raschem Wechsel der Dinge, doch nicht mehr wahr, was heut ängstlichst ausgeklügelt wurde; weßhalb also das Ding mit einer Handvoll Ziffern genau nehmen? Die Verwaltung jener Eingangssteuer, welche von den Einwanderern erhoben wird unter dem Titel „Commutation-Money," d. h. Verwandlungsgeld, gezahlt an eine gewisse Assecuranz-Einrichtung an Stelle gesetzmäßiger Caution wegen möglichem Zurlastfallen bei irgend einer Gemeinde; die Verwaltung jener Kopfsteuer, gelegt auf werthvolle Geschenke in Menschen und Gütern, die der neuen Welt von der alten gemacht werden, gab z. B. in ihren Verwaltungs-Berichten der Einwanderer-Hospitäler die dasige Durchschnittssterblichkeit auf nur 9½ Procente an, um zu beweisen, daß diese Hospitäler zu den bestverwaltetsten der Union gehörten und sich mit denen in Europa messen könnten. Ich hatte im ersten Bande meiner „transatlantischen Federzeichnungen" diese Hospitäler der Commissioner of Emigration etwas beleuchtet und unwiderlegbar gezeigt, daß sie wohl zu den besten der unhospitablen Union gehören mögen, daß sie aber gegen guteingerichtete europäische Anstalten der Art als Mördereien im Großen erscheinen. Nun blieben jedoch die statistischen 9½ Procent Sterbefälle stehen, bis man diesen Zahlen zu Leibe ging, in Folge einer Parteibewegung und sichs herausstellte, daß der Buchführer über die Verstorbenen auf Anweisung seiner Vorgesetzten ganz falsche, willkürliche Zahlen aufgeschrieben hatte. Er gab sechzehn Procent Sterbefälle als annäherungsweise richtig bei eidlicher Vernehmung an. Später stellten sich aber bei genaueren Angaben 18¾ heraus, und man hatte somit ziemlich runde hundert Procent beliebig geringer angegeben, wenn nicht etwa sogar letztere Angabe noch zu gering war.

Unter solchen Umständen wasche ich im voraus meine Hände hinsichtlich nachfolgender Census-Angaben, die kürzlich mit Bezug auf die Sklavenfrage von amerikanischen Blättern hervorgehoben wurden.

Der Censusbericht von 1850 sagt, daß von 1,826,959 Personen, die in den Sklavenstaaten geboren wurden (ich glaube die Angabe bezieht sich auf den Zeitraum von fünf Jahren, binnen welcher immer ein Censusbericht erfolgt) ein volles Drittel, in Zahlen: 610,255, nach den freien Staaten gezogen sind. Es zog demnach ein Drittheil von den Bewohnern der Sklavenstaaten, die ihre ursprüngliche Heimath verließen, fort aus dem Sklavenbereich.

Von	wanderten aus:	nach Sklavenstaaten.	nach freien Staaten.	Proc. nach freien Staaten.
Missouri	37,193	14,673	25,520	62
Kentucky	257,573	107,884	149,689	59
Virginien	387,363	204,931	182,432	46
Maryland	127,538	41,397	85,641	67
Delaware	32,005	8,739	25,266	78

Von diesen Sklavenstaaten, die zunächst an freie Staaten gränzen, und wo man also den Unterschied der Sklavenarbeit und der freien Arbeit am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wanderte mehr als die Hälfte der Fortziehenden nach freien Staaten.

Dagegen ergaben sich unter den Wegziehenden aus den Staaten, welche zunächst an Sklavenstaaten gränzen, folgende Verhältnisse:

Von	wanderten aus:	nach Sklavenstaaten.	nach freien Staaten.	Proc. nach Sklavenstaaten.
Iowa	6,358	1,769	4,589	26
Illinois	66,560	20,671	45,889	31
Indiana	116,847	24,809	98,038	21
Ohio	295,453	33,913	261,540	11
Pennsylvania	422,055	54,526	367,529	13
New-Jersey	133,381	18,581	114,800	14

Mithin gingen aus den freien Gränzstaaten 85 Procent von den Auswanderern der Sklaverei aus dem Wege, während von den Bewohnern der Gränzsklavenstaaten, die ihren Wohnsitz wechselten, 55 Procent den Rücken ihren bisherigen Verhältnissen zukehrten.

In den östlichen Staaten soll sich nun erst recht der Abscheu wider die Gegenden kund gegeben haben, welche von der Löwin des Tages, Mrs. Beecher-Stowe, durch ihre Onkel Toms Cabine vernichtet werden.

Von	wanderten aus:	nach Sklavenstaaten.	nach freien Staaten.	Proc. nach Sklavenstaaten.
New-York	549,218	28,757	518,461	5
Connecticut	154,891	5,720	149,171	4,7
Rhode-Island	43,300	1,751	41,549	4
Massachusetts	199,523	9,855	189,668	5
Maine	67,193	3,493	68,790	5
Vermont	145,665	2,744	142,921	1,8
New-Hampshire	109,878	2,099	107,237	1,8

Das wäre alles recht schön, wenn dem Bewanderten die reine Unmöglichkeit einer nur halbwegs genauern Begründung solcher Zahlenangaben nicht zur vollsten Ueberzeugung werden möchte.

Wir haben hier keine Art von Controle über Fortziehende, jedermann kann seinen Aufenthaltsort verlassen und hinziehen, wohin es ihm beliebt, ohne daß irgend jemand darnach zu fragen hat, wohin er gehe, oder woher er komme? Nur in ganz besondern Criminalfällen ist dieß zulässig und selbst da steht es jedem frei, nach Belieben zu antworten. Wollte sich außerdem irgend eine Person erlauben, deßfallsige Fragen zu stellen, so hätte dieselbe zu gewärtigen, daß ihr zur Antwort gegeben würde: „Mind your own business!“ (Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten). So lange ich in Amerika lebe, hat mich noch niemand gefragt, woher ich kam, oder wohin ich gehe, es sey denn auf dem Wege der allgemein verbreiteten Privatneugierde, die aber keinerlei officiellen oder beamtlichen Hintergrund zu haben pflegt. Welche Quellen nur halbwegs zuverlässiger Art können somit statistische Angaben gleich den vorerwähnten haben? Es sind lauter Griffe ins Blaue und allenfalls Wahrscheinliche!

Dennoch scheint dem beliebten statistischen Spiele mit Zahlen im vorliegenden Falle viel Wahres zum Grunde zu liegen, vielleicht sogar sehr annäherungsweise Richtigkeit. Dieß geht aus einigen, schon zuversichtlichern Angaben der Bevölkerungs-Zunahme durch Einwanderung in etlichen Staaten hervor. Man weiß z. B. schon mit weit mehr Gewißheit, daß während der vierziger Jahre aus Europa 2,210,839 Einwanderer nach der Union kamen, wovon sich 1,965,529 in die freien Staaten begeben haben sollen, während nur eilf Procent nach Sklavenstaaten zogen, meistentheils nach Städten wie St. Louis, Louisville, Baltimore, New-Orleans, sowie nach Texas. Genau können aber diese Zahlen aus Mangel jeder bestimmten Controle auch nicht seyn; indessen geben die ungefähren Ziffern der Beförderungsanstalten, wie Eisenbahnen, Dampfschiffe und dergleichen doch eher einige Anhaltspunkte sicherer Art. Ob man von Wisconsin aus im Stande war, 1850 halbwegs mit Sicherheit zu behaupten, daß bis dahin schon 128,573 Köpfe aus den freien Staaten übergesiedelt seyen und nach Iowa binnen zwei Jahren 88,709, bezweifle ich auch sehr, ohne die Wahrscheinlichkeit bestreiten zu wollen. Vielleicht ist die Angabe schon begründeter, daß in Missouri sich um dieselbe Zeit nur 55,629 Bewohner aus freien Staaten übergesiedelt hatten. Dieß kann sich eher aus vorgenommenen Zählungen ergeben haben. Man weiß mit ziemlicher Bestimmtheit, daß in diesem Staate nur ein Sklave auf acht freie Weiße kömmt, und man besitzt vielleicht dort eher die Mittel, sich amtlich vom genauern Zustande der Bevölkerung zu unterrichten.

Auf jeden Fall läßt sich die allgemeine Erscheinung nicht in Abrede stellen, daß die quecksilberne Bevölkerung unserer Union ihre Hauptrichtungen dahin nimmt, wo ihr die meiste sogenannte Freiheit winkt. Darunter ist Verfolgung der individuellen Willkür zu verstehen, die nur das eigene Ich im Auge hat und keinerlei Beschränkung ertragen will, welche sich als Gebot zeigt. Mir kommt die Sache so vor, als sey man lernfaul und fliehe jede Schule, unter dem Vorwande, sich nicht meistern lassen zu wollen. Nur die allgemeine Schule des Lebens muß ertragen werden, und was etwa an Bildung sich zeigt, kömmt noch von dieser Seite. Anderweiter Erziehung entzieht man sich so viel als möglich. Was die Kirche etwa meistert und schult, pflegt nicht durch die dicken Häute zu dringen, und die Presse darf höchstens so weit gehen, wie ein Höfling gegen den Serenissimus. Jede etwaige Lehre muß leicht gemacht werden, und — wie Dr. Michels Herzpulver — mit Goldplättchen vermischt seyn.

Jede strengere Lehrdisciplin gilt für entwürdigende Despotie, des freien Menschen unwürdig, obschon sichs im Grunde genommen um die Lernfaulheit, um den Widerwillen gegen die Anstrengung der Selbstbeherrschung handelt. In der allgemeinen Schule des Lebens werden nur Spiele gespielt, bei denen die Gemeinwohlfahrt als Phrase inschriftlich auf einer Fahne prangt, während Selbstsucht alle Bewegungen beherrscht. Lieferte die alte Welt nicht anhaltend ihre Erziehungsresultate hieher, zeigte sie sich nicht als eine permanente Schatzkammer für uns kindische Verschwender, wir würden in unglaublich kurzer Zeit auf eine sehr erniedrigte Stufe von Barbarismus herabsinken, so wie nachweislich frühere Einwanderungen aus Asien herabsanken, die eine verhältnißmäßige Bildung mit sich brachten. Unwillkürlich drängt sich mir wieder und immer wieder bei Betrachtung hiesiger Zustände der Vergleich des Menschen mit einer Dampfmaschine auf: das Geistige in uns wirkt nur bei fortgesetzter Heitzung, neben angemessenem Drucke und Widerstande, so wie bei gehöriger Ventilation auf ersprießliche Weise. Sich selbst überlassen, ohne Nahrung und Gegendruck, verpufft die Kraft, und eine Unthätigkeit thut sich kund, so wie bei zu starker Compression — Explosionen erfolgen.

Vorher gut Geschulte finden aber hier eine Hochschule ausgezeichnetster Art, wenn sie sich über dem Schlammstrome zu erhalten wissen.

Die Stellung der angloamerikanischen Geistlichkeit.

Bei keiner Gelegenheit tritt die prahlerische Ohnmacht hiesiger Gesellschaftsinstitutionen so grell hervor, als in der Stellung des angloamerikanischen Clerus zur Bevölkerung. Eigentlich kennen wir nichts als Bürger in der ganzen Union, mit alleiniger Ausnahme einer Anzahl schwarzer Sklaven. Unsere Constitution weiß durchaus nichts von einem geistlichen Stande als besondere Corporation oder so dergleichen; wir überlassen alles Kirchliche oder Religiöse den Individuen, die sich zu Gemeinden schaaren mögen, ohne daß davon staatlich Notiz genommen wird. Die Kirche steht nach constitutionellen Begriffen als reine Privatsache da, und es

kann oder soll ein jeder nach beliebiger Façon selig werden können. Der Souveränetät unserer Staatsbürgerschaft darf sich eigentlich kein corporativer Sonderwille entgegenstellen; nur dem Ausdrucke des Majoritätenwillens, geformt nach den Bestimmungen der Constitution, ist Rechnung zu tragen, und dieser Wille soll sich innerhalb der Constitutionsschranken tummeln. So steht es, vom ausgezeichneten Jefferson juristisch verklausulirt — auf dem Papiere!

Mir fällt es nicht ein, über das constitutionelle Ideal Jeffersons zu spotten; ich wünschte von ganzem Herzen, daß allgemein dieses Ideal wenigstens angestrebt würde, daß ein „guter Wille" der regierenden Majorität an den Tag treten möchte. Aber ich bin Berichterstatter, der seine Wünsche, Hoffnungen und Ideale der Aufgabe unterzuordnen hat, die Zustände darzustellen, wie sie sich in Wirklichkeit zeigen. Darum darf von mir nicht unerwähnt gelassen werden, daß eine große und wegen der Majoritätsbeschaffenheit einflußreiche, ja mächtig zu nennende Corporation der Constitution thatsächlich fortwährend Schnippchen schlägt und dieß gelegentlich sehr deutlich merken läßt. Dreitausend protestantische Geistliche der sogenannten Neu-England-Staaten haben kürzlich folgende Eingabe gegen die bekannte Nebraska-Bill gemacht:

An die Ehrsamen, den Senat und das Repräsentanten-Haus, derzeit zum Congreß versammelt.

Die Unterzeichneten, Geistliche der verschiedenen Kirchen Neu-Englands, protestiren hiermit feierlichst im Namen Gottes und in seiner Gegenwart gegen die Passirung des Gesetzes, welches als sogenannte Nebraska-Bill bekannt geworden ist, überhaupt gegen jede Modification und Aufhebung derjenigen gesetzlichen Gränzen, welche der Sklaverei für ihre Einführung in die zu organisirenden Territorien Nebraska und Kansas entgegenstehen. Wir protestiren dagegen als gegen eine Handlung der moralischen Unzulässigkeit und des Treubruchs, als gegen eine Handlung welche die Fundamental-Principien des Gemeinwesens, das Vertrauen in nationale Verträge zerstört, den Frieden und die Existenz unsrer ruhmwürdigen Union aufs gefährlichste bedroht. Wir fußen dabei auf „das gerechte Urtheil des Allmächtigen", und beten zu ihm für das, was wir in unserer Pflicht gethan haben.

Boston, am 1 März. A. D. 1854.

(Folgen die Unterschriften.)

Daß hier von keiner „bürgerlichen" Eingabe in gewöhnlicher Petitionsform die Rede seyn kann, wie solche an höchster Unionsstelle eingebracht zu werden pflegt, leuchtet klar aus dem Inhalte hervor. Es ist die reinste und entschiedenste Protestation, gespickt mit den derbsten Ausdrücken, welche eine für den Bewanderten sehr leicht zu erkennende Eventualität drohend im Hintergrunde hält. Jeder halbwegs Unterrichtete weiß, was es vorkommenden Falls für Folgen nach sich ziehen würde, wenn einer solchen Protestation von solcher Seite keine Rechnung getragen würde. Man nennt nun zwar die Unions-Repräsentation nicht eben selten hier zu Lande höchst liebreich eine Kipper- und Wipperschaft, der allerlei Wippchen in einer Majorität zuzutrauen wäre, wenn hinreichende Mittel, d. h. Geld oder Geldeswerth, in richtige Anwendung gebracht würden; allein formell wird doch die gesammte Unionsbürgerschaft durch freigewählte Leute repräsentirt, und wenn einzelne, seyen es auch Gemeinschaften noch so zahlreicher Art, ihre Ansichten oder Wünsche darzulegen im voraus sich veranlaßt fühlen, dann wäre — neben Instruction der eigenen, selbst mitgewählten Vertreter — eigentlich nur die Petition und Vorstellung geziemend. In der Weise, wie vorstehende Protestation abgefaßt ist, kann sie mit Androhung einer päpstlichen Bannbulle verglichen werden, die nur in ihrer Form etwas abweichend erscheint.

Wer den Einfluß der Geistlichkeit auf die Bevölkerung in den Neu-England-Staaten wie im übrigen Unionsgebiet nur einigermaaßen kennen gelernt hat, dem leuchtet ein, daß hier keine leere Demonstration vorliegt, wie solche etwa gelegentlich im Volke sich kundgibt. Man nimmt an, daß die protestirenden 3000 Geistlichen allein über 300,000 Stimmen gebieten können, ohne ihres anderweitigen Anhanges durch die Union zu gedenken. Jedenfalls läßt sich erkennen, daß die Geistlichkeit wieder einmal gegen ihre constitutionelle Trennung vom Staate ernstlich genug protestiren wollte, wie sie es schon mehrmals that, und es würde mich die Untersuchung, welche Folgen daraus möglicherweise oder wahrscheinlich entstehen können, hier zu weit führen. Daher möge es bei der Thatsache sein Bewenden haben, und ich will nur noch auf einiges Charakteristische hinweisen, das sich bei Gelegenheit dieser Protestation kundgab.

Der ehrsame Buttler von Süd-Carolina protestirte im Congreß gegen die geistliche Einmischung, und sagte recht offenherzig, daß die heutige Politik des Landes „ein schmutziger Pfuhl" sey, in welchen sich kein Geistlicher, der auf Achtung Anspruch mache, hineinbegeben dürfe. Petit von Indiana meinte dagegen überaus liebreich, daß, wenn die Politik dieses Landes auch immerhin ein „schmutziger Pfuhl" genannt werden müsse, sie darin doch noch lange nicht dem „stagnirenden Kirchensumpf" gleichkäme, worin zur Zeit die amerikanischen Geistlichen (namentlich die von Neu-England) mit ihren Pfarrkindern umherwateten. Dieser sarkastische Petit verlangte überdem, es solle die Protestation dem Caplan des Senates zur Berichterstattung überwiesen werden.

Von manchen Seiten, das steht fest, wird hier in der Union die Geistlichkeit in ihrem Einfluß überschätzt und daher mehrfach gefürchtet, während man sie auch wieder unterschätzt. Ich bin der Ansicht, daß dieser Einfluß jedenfalls sehr durch die allgemeine Gewinnsucht paralysirt werde. Der Humanist hat zu beklagen, wenn so überaus häufig von Geistlichen ihr Lehrberuf verkannt und versäumt wird, welcher darauf abgesehen seyn sollte, die Menschen zu geistiger Selbstständigkeit auf die Beine zu bringen. Ferner ist das Ueberwiegen der materiellen Interessen im hiesigen Leben höchst bedauerlich, und es schlägt dasselbe auch leider sehr häufig bei der Geistlichkeit sehr zum Nachtheile aus, denn diese strebt deßhalb darnach, die Menschen gegentheilig fortwährend in geistiger Abhängigkeit von sich zu halten.

Bei steter Tüchtigkeit von allen Seiten hätte es keine Noth, wir würden einander doch immer zum steten Vorwärtskommen auf der Bildungsbahn bedürfen.

Ed. Pelz.

Naturgeschichtliche Studien über Central-Amerika.

Von Dr. Moritz Wagner.

1. Zur Geographie und Geologie von Costarica.

Central-Amerika hat seit einigen Jahren die besondere Aufmerksamkeit jener Leser angezogen, welche sich mit der wichtigen Zeitfrage der Auswanderung und Colonisation ernstlich beschäftigten. Nie wird diese Frage völlig einschlummern, wenn auch momentan der alte Orient, wo die Deutschen nichts zu hoffen haben, mit seinen unentwirrbaren Wirren als Schaubühne des größten zeitgeschichtlichen Trauerspieles an der Tagesordnung ist. Selbst in diesem Jahr waren Interesse und Neugierde hinsichtlich des Ausgangs jener orientalischen Tragödie weder spornend noch fesselnd genug, um Hunderttausende von „Europamüden" abzuhalten, wie gewöhnlich das große Wasser nach einem „glücklichen Welttheil" zu durchschiffen.

Daß aber die Vereinigten Staaten nicht jeder Categorie von Emigranten eine gesicherte Existenz und ein neues glückliches Vaterland bieten, ist eine längst erkannte Thatsache. Eben so weiß man, daß die Concurrenz der thätigen Kräfte dort eine ungeheure ist, daß der Landwirth, der nicht die eigenen Knochen mit zur Arbeit einsetzt, dort mit gemietheten Dienstleuten in der Regel sein gutes Geld verliert, und daß besonders der Gebildete sich als Farmer in einer Missouri-Wildniß, wo nicht einmal eine malerische Natur und ein mildes Klima trösten, überaus unglücklich fühlt. Patriotisch gesinnte deutsche Männer haben überdieß als einen besondern Uebelstand Nord-Amerika's mit Recht die traurige Thatsache hervorgehoben, daß der Deutsche dort inmitten eines so überlegenen nationalen Elements seine Sprache und Nationalität wie ein altes Kleid abzustreifen sucht.

Man hat in neuester Zeit gewisse Theile des spanischen Amerika als vortheilhaft für deutsche Ansiedelungen vorgeschlagen, z. B. die milde Zone von Chile und besonders das schöne und gesunde Hochland von Central-Amerika. Die belgische Colonisationsgesellschaft hatte zu diesem Zweck Guatemala, die Berliner Gesellschaft Costa, wie die Hamburger das wasserreiche Nicaragua als den Ausgangspunkt ihrer Colonialversuche ausersehen. Dort sollten in einem herrlichen Klima, auf einem ungemein fruchtbaren Boden und unter Völkerelementen, neben welchen der Deutsche leicht seine Superiorität behauptet, deutsche Ansiedelungen am sichersten gedeihen.

Bewunderer Central-Amerika's und an der Spitze der Agitatoren in dieser Richtung stand der preußische Baron Alexander von Bülow. Länder, welchen man für die Lösung einer großen Zeitfrage so hohe Bedeutung beilegte, näher kennen zu lernen und besonders deren physische Verhältnisse zu studieren, bewogen mich zur Reise nach Mittel-Amerika; hat doch unser großer Meister Alexander v. Humboldt wiederholt auf die so geringe und lückenhafte geographische und naturhistorische Kunde dieser Länder hingewiesen.

Ich begann meine Reisen, die ich seit vierzehn Monaten fortsetze, mit dem Gebirgsland Costarica, nächst Honduras, dem unbekanntesten unter den fünf Freistaaten Central-Amerika's. Es ist ein ächtes Tafel- und Terrassenland, in welchem die flachen Küstenebenen nur eine geringe, die Stufen, Thäler und Hochebenen der Cordilleras eine vorherrschende Rolle spielen. Dem Bau der Cordilleras verdankt das Land seine reiche plastische Gliederung, die schöne Abwechselung seines Klima's und die reiche Mannichfaltigkeit seiner Producte in den verschiedenen Regionen von den Tierras Calientes bis zu den Tierras Frias.

Die Cordilleras in Costarica folgen der allgemeinen Richtung des ganzen Gebirgssystems von Central-Amerika und Mexico, nämlich von Südost nach Nordwest mit geringen Abwechslungen. Sie spalten sich in mehrere Parallelketten, welche ausgedehnte Plateaux und Längenthäler einschließen und, gegen das Gebiet von Nicaragua sich tiefer herabsenkend, die nordöstlichen Uferlandschaften der beiden großen Binnenseen dieses Staates umsäumen. Querjöcher schließen diese Längenthäler an ihren äußersten Enden ab und Seitenketten laufen von dem Hauptgebirgsrücken in entgegengesetzten Richtungen nach Ost und West, mehr aber gegen den stillen Ocean als gegen das karaibische Meer aus.

Der Hauptrichtung der Kammhöhen folgend ist dem Tafellande eine Reihe von Pics und kleinen Berggruppen aufgesetzt, von denen die meisten unverkennbare Spuren einer frühern vulkanischen Thätigkeit von mehr oder minder langer Dauer tragen. Sie stehen zwar den Kolossen der vulkanischen Kette Süd-Amerika's, besonders den berühmten Feuerbergen von Quito an Höhe beträchtlich nach, bilden aber wie diese eine Reihe einzelner Essen, welche als Abzugscanäle für die im tiefern Feuerheerd sich erzeugenden Dämpfe und Gase dienen oder dienten, und deren mitunter gestörte oder gänzlich unterbrochene Thätigkeit (wie hier selbst der richtige Instinkt des Volkes glaubt) die Ursache häufiger Erdbeben ist. In früheren Jahrhunderten, wo die Krater der Vulcane mehr Dämpfe ausstießen, waren diese Erderschütterungen wahrscheinlich viel seltener.

Der Chirrigui, der erste namhafte Kegelberg, mit welchem die Reihe der „Volcanos" von Costarica im Süden beginnt, erhebt sich 11,265 englische Fuß, der Rovalo 7012', der Blanco, der zuweilen Schnee trägt, 11,740'. Dann folgt nach einer längern Unterbrechung der Vulcan von Turrialva über dem schönen Thal, das denselben Namen führt, und der Irazu bei Cartago (11,100'). Einige der hervorragendsten Berggipfel dieser Cordilleras sind weder erstiegen noch selbst trigonometrisch gemessen.

Als solcher verdient der ebengenannte Vulcan Turrialva, den noch kein geographisches Handbuch nennt, einer besondern Erwähnung. Dieser prachtvolle, noch thätige Feuerberg, den man von Angostura, der projectirten deutschen Colonie am Revantazon, in seiner ganzen Größe und breiten Masse überblickt, überragt selbst den Vulcan von Cartago und erhebt sich wahrscheinlich gegen 12,500'. Sein gegenwärtig thätiger Krater an der Nordostseite, etwas tiefer als der Gipfel, stößt fast ununterbrochen bald leichte bald stärkere Rauchwolken aus und scheint zuweilen noch glühende Schlacken auszuwerfen, da der Rauch bei Nacht zuweilen mit einem feurigen Rande umgeben gesehen wurde. Der Dampf wechselt an Farbe, ist bald weißlich grau, bald dunkler. Niemand hat den Gipfel dieses Vulcans noch bestiegen. Die dichten Wälder, welche sich um seinen Fuß und seinen Rücken lagern, machen die Besteigung zwar nicht unmöglich, aber sehr schwierig und kostspielig. Der oberste Theil des Berges bis circa 1500' unter seinem Gipfel bildet eine

kahle Steinmasse mit einem deutlichen Aschenkegel an der Südostseite.

Der nächste Nachbar des Turrialvavulcans ist der Trazu, dessen thätiger Krater viel schwächer raucht. Es ist auf diesem Berge noch ein zweiter älterer Krater vorhanden, welcher Schlacken auswarf, bevor der neue Krater sich bildete. Dem Trazu oder Vulcan von Cartago reihen sich weiter gegen Nordwesten die langgestreckten Trachytkegel des Berba und Botes an, welche im Norden das blühende, große Hochthal überragen. Diesem gegenüber auf der Südwestseite des Plateaux von San Jose erhebt sich eine niedrigere Berggruppe, deren kraterlose Gipfel verschiedene Namen führen. Im Norden gegen den Nicaraguasee folgen die Vulcane Miravalles, La Vieja und die beiden Orosiberge. Diese letztgenannten vier Vulcane erheben sich in der Provinz Guanacaste nordwestlich gegen die Gränze von Nicaragua. Sie sind nicht genau trigonometrisch gemessen und scheinen eine mittlere Meereshöhe von 8000′ bis 9000′ zu haben.

Unter allen Feuerbergen Costarica's hat der Vulcan la Vieja östlich von der Stadt Guanacaste die meiste Thätigkeit bewährt. Er ist gegen Süden durch ein tiefes Savannenthal vom Miravallesvulcan getrennt und im Norden fast ohne Verbindung mit den Orosivulcanen, also ein beinahe ganz isolirter Feuerberg der Cordilleras, welcher einen breiten massenhaften Kegel mit vier Gipfeln bildet. Der jetzige Krater an der Nord-Ostseite des Kegels noch tief unter dem niedrigsten Gipfel, stößt fortwährend weißliche Dampfwolken aus und soll nach der Aussage eines Mannes, der lange diese Gegend bewohnte, noch Lava und glühende Schlacken zuweilen auswerfen. Die ausströmenden Dämpfe sind bald schwächer bald stärker, höchst selten oder nur in kurzen Pausen ganz unterbrochen. Die beiden schöngeformten Orosiberge, welche dann nördlich folgen, scheinen in historischer Zeit kein Zeichen ihres vulcanischen Lebens gegeben zu haben. Sie sind durch eine mächtige Gebirgsmauer verbunden und bis zu ihren höchsten Gipfeln mit Wald bedeckt.

Der südliche Theil des Staates Costarica vom Vulcan Turrialva bis zum Pik Chirrigui und zur Gränze von Veragua ist geographisch wie geologisch noch eine wahre Terra incognita, welche fast zwei Breitegrade umfaßt. Diese ganze Strecke Landes scheint eine ungeheure, mit dichtem Urwalde bedeckte Wildniß zu seyn, in welcher einige halbwilde indianische Völker hausen, die sich neben der Jagd und dem Fischfang auch mit der Cultur des Mais und Pisangs beschäftigen sollen.

In dieser Zone sind die Cordilleras noch niemals von einem fremden Reisenden oder überhaupt gebildeten Beobachtern überschritten worden. Man kennt nur die Namen einzelner Bergkuppen, welche man von der Seeseite gesehen (der Form und den analogen Erscheinungen im nordwestlichen Theil der Anden von Costarica nach) für Vulcane hält, ohne daß man je Rauch auf ihren Gipfeln gesehen oder von erloschenen Kratern bestimmte Kunde hätte. Ihre Höhe wurde von der Küste aus trigonometrisch bestimmt. Gegen die Richtigkeit dieser Meßoperation sind theilweise gegründete Zweifel vorhanden. Die mittlere Höhe der Cordilleren ist auf dieser Seite eben so unbekannt wie deren plastische Form. Man weiß nicht mit Bestimmtheit, ob die Ketten schroffe Kämme bilden, oder — was wir für wahrscheinlicher halten — zu Plateaux und ausgedehnten Hochebenen sich erweitern, wie am Tafellande des Centrums.

Eben so wenig ist etwas Näheres über den Lauf der Flüsse bekannt, welche von dieser Seite der Cordilleren beiden Oceanen zufließen, und deren Richtungen und Krümmungen von den bisherigen Kartenzeichnern größtentheils nach der Phantasie entworfen sind. Nicht einmal der schmalste Theil dieses Landes zwischen Boca del Toro und dem Golfo Dulce, welchen Hr. Lafont zur Anlegung einer Handelsverbindungsstraße besonders geeignet glaubte, ist genau untersucht worden. Wenige Gegenden Asiens sind so unbekannt, wie dieser Theil von Central-Amerika und fast das ganze Innere des Isthmus im Nordwesten und Südosten von Panama, wie schon Humboldt in seinem Werke über Mexico erwähnt. Gewiß nur scheint, daß eine tiefe Einsenkung der Kammhöhen und leichte Passage in Costarica nirgends vorhanden ist. Dr. Carl Scherzer sah vom Gipfel des Vulcans von Cartago bei ganz heiterer Atmosphäre die große Gebirgskette gegen Südosten in unverminderter Höhe sich fortsetzen.

Die nördlichen Anden und die Berggruppen, welche das centrale Tafelland einschließen, bestehen aus einem hellgrauen Trachyt, der im allgemeinen von geringer Härte ist und als Baustein verwendet wird. Wir fanden dasselbe Gestein vorherrschend sowohl auf den östlichen Abhängen des Gebirgs zwischen San Miguel und Desengano als auf der Westseite zwischen San Matteo und dem Berge Aguacate, der die mächtige Gränzmarke der Hochebene von San Jose gegen Westen bildet. Alle höchsten breiten Kämme oder scharfen Grate der Cordilleren von Costarica, die ich auf meinen verschiedenen Ausflügen mit dem geognostischen Hammer untersuchte, bestehen (wie die Masse des Gebirgs) aus wahrem Trachyt oder aus hellgrauem trachytischem Porphyr, in welchem der Feldspath sowohl in der Grundmasse als in den kleinen Krystallen vorwaltet. Annäherung zur porphyrartigen Structur ist im allgemeinen überwiegend. Die schönsten Trachytporphyrfelsen fand ich in phantastisch-colossalen Formen am Bett des Revantazan bei Angostura.

Lange nach der Erhebung der Trachytketten dauerten hier vereinzelte vulcanische Durchbrüche fort, welche dunkler gefärbte vulcanische Gesteine mit vielen Augitkrystallen zu Tag förderten. Sehr interessante Durchbrüche dieser Art sind im Tafellande selbst, besonders zwischen Alajuela und der Garita zu sehen.[1] Die tiefe Schlucht des Rio Grande am östlichen Fuße des Aguacate, wo unterhalb dem Zollhause der Fluß durch sein enges Felsbett braust, verdankt wahrscheinlich einem solchen vulcanischen Durchbruch ihre Entstehung, das Wasser setzte dann durch Erosion das alte vulcanische Werk fort. Die steilen Felswände, die sich dort am rechten Ufer erheben und über welche der Weg nach Atenas führt, bestehen aus einem dunkelgefärbten, vulcanischen Porphyr, dessen Grundmasse und Krystalle zum Theil überwiegend augitisch sind, einen Uebergang von den trachytischen zu den doleritischen Gestein-

---

[1] Diese merkwürdigen späteren Durchbrüche von vulcanischen Gesteinarten bilden im westlichen Theil des großen Hochthales kleine Hügel von großen neben einander liegenden oder über einander aufgeschichteten Steinblöcken. Ueberall zeichnen sich diese späteren Erhebungen, die nur an Stellen zum Durchbruche kamen, wo sie an den älteren Bildungen weniger Widerstand zu bewältigen fanden, durch dunklere Färbung und größere Härte des Gesteins und durch häufige Augitkrystalleide aus. Eigentliche Krater sind hier nicht bemerkbar.

arten andeutend und in manchen Handstücken dem Melaphyr des berühmten Fassathales von Tyrol zum Verwechseln ähnlich.

Die meisten Vulcane des Landes scheinen, wie die von Peru und Quito, aus ungeheuern aufeinander gethürmten Massen von Trachytblöcken zu bestehen, und zeigen nur ausnahmsweise Lavaströme. Sie haben sowohl die ältern Sedimente als die ungeschichteten Gesteine durchbrochen und sich über den Spalten aufgethürmt. Lange nach der Entstehung der Andes als Kettengebirge brachte die fortdauernde vulcanische Thätigkeit jene verwirrenden krystallinischen Gesteinarten auf die Oberfläche. Die trachytischen Porphyre und die hellgrauen, erdigen Trachyte sind die ältern Gesteine der Gebirge von Costarica; die dunkler gefärbten Augitreihen, dem Dolerit oder dem Melaphyr ähnlichen Gesteinarten, die weit vereinzelter vorkommen, die jüngsten vulcanischen Bildungen. Zwischen beiden kommen Uebergänge von Gesteinen vor, welche je nach dem Vorwalten des Feldspaths oder des Augits sich mehr zum Trachyt oder zum Augitporphyr neigen. Es ist diese Erscheinung mit ähnlichen Beobachtungen an den Gesteinarten des vulcanischen Territoriums von Neapel, wo es Abich zuerst mit Nachdruck hervorgehoben, zu vergleichen.

Auch die geologischen Verhältnisse der Anden von Costa Rica sind der Hypothese der Gebirgsforscher günstig, welche sowohl die Entstehung jenes ungeheuern Gebirgssystems, des ausgedehntesten unsers Planeten, als die ähnlicher Gebirge in der alten Welt, nicht als das Werk einer vereinzelten plutonischen Kraftäußerung, sondern als das Resultat einer Reihe von Hebungen betrachten, welche anfangs unter dem Ocean stattgefunden und durch eine Folge wiederholter plutonischer Revolutionen auf derselben Erdspalte die ungeheuern Gebirgsmauern allmählich zu ihrer gegenwärtigen Höhe aufgethürmt haben. Den Schluß dieser Revolutionen bildeten die Durchbrüche einzelner Vulcangruppen und das Oeffnen vieler Kegelberge zu einer mehr oder weniger langen kraterischen Thätigkeit.

Zum Studium der vulcanischen Durchbrüche und jener daraus hervorgegangenen Gebilde, welche bald aus mächtigen, aufgeschichteten Trachytmassen, bald aus kleinen Trachytkegeln, bald aus Tuffhügeln von beträchtlicher Ausdehnung bestehen, ist kein Theil von Costarica günstiger und instructiver als die Provinz Guanacaste im Nordwesten des Staates. Hier sind neben den Bildungen von Erhebungscratern auch die Producte einer lange dauernden Thätigkeit der Eruptionskrater von hohem Interesse. An den Fuß der Vulcane reihen sich weit ausgedehnte Bildungen trachytischer Tuffe an, sehr ähnlich wie in den vulcanischen Gebieten von Neapel und Sicilien. Sie erscheinen zum Theil als die Producte vulcanischer Schlammströme, die nach den Eruptionen begannen und der Neigung des Bodens entsprechend in westlicher Richtung sich ausdehnten.

Die unterirdischen Kräfte, welche in Mittel-Amerika noch heute durch die kraterische Thätigkeit der Vulcanreihe und durch vereinzelte Bildungen neuer Feuerberge (wie am Tsalco im Staat San Salvador und an den Silas in der Ebene von Leon) den Durchbruch versuchend wirksam sind, weisen deutlich auf die Existenz einer großen vulcanischen Spalte hin, als deren Lippen gleichsam die obersten Schichten der Cordilleren zu betrachten sind. Fast alle bisherigen Beobachtungen stimmen darin zusammen, daß die in den Cordilleren so häufigen Erdbeben meist nur in der Richtung des Streichens der Ketten und oft sogar nur an der einen Lippe der Spalte stattfinden. Es wiederholt sich in Central-Amerika dieselbe Erscheinung wie an der Küste von Chile, wo der westliche Littoralstrich bis zur Höhe der Gebirgskette sehr häufig von Erdbeben heimgesucht wird, während das östliche Gehänge dieser Kette, auf welcher thätige Vulcane stehen, meist unerschüttert bleibt und ein Erdbeben in den Pampas eine große Seltenheit ist.

In San Salvador und Nicaragua, wo eine mächtigere vulcanische Thätigkeit sich offenbart und die Gase und Dämpfe des unterirdischen Herdes unaufhörlich durch die geöffneten Schlote einzelner stark thätiger Feuerberge entweichen, sind Erdbeben ungleich seltener und weniger verheerend wie auf der Strecke vom Irazu bis Guanacaste. An den wenigen, schwach rauchenden Kratern läßt sich hier nur noch eine geringe permanente Verbindung zwischen dem vulcanischen Herd und der Atmosphäre wahrnehmen. In den Ebenen von Mosquitia sind die Erdbeben eben so selten wie in den Pampas von Buenos-Ayres.

Außer den vulcanischen Gesteinarten und den später entstandenen Tuffen, deren Schichten wir allenthalben an der Oberfläche begegnen, finden wir sowohl an der Küste des stillen Oceans als auf den östlichen Terrassen zwischen Cartago und Turrialva und im Hochthale von San Jose selbst, besonders am Fuße des Berges San Miguel oberhalb Escapu interessante ältere Sedimentgesteine, welche freilich verhältnißmäßig nur einen sehr schmalen Raum einnehmen, Muschelversteinerungen namentlich aus den Geschlechtern Pecten, Terebratula, Ostrea enthalten und wahrscheinlich in die Reihe der jurassischen Formationen gehören. Der dichte, hellgraue, harte Kalkstein mit splitterigem Bruche, der bei Escapu in einer Meereshöhe von etwas über 5000' vorkommt, sieht petrographisch dem Kalkstein der obern Juraschichten überaus ähnlich. Ein dunkler, gefärbter, minder compacter Kalkstein tritt in größerer Ausdehnung an der östlichen Wasserscheide zu Tage und ist eine Meile von Cartago in der Umgegend von Nevarro besonders schön aufgeschlossen. Nahe dem Centrum der Hochebene selbst zwischen Cartago und San Jose wird ein merkwürdiger, dichter, hellfarbiger Kalkstein, durch Metalloxyde bänderartig durchsetzt und dadurch marmorähnlich gebrochen. Derselbe sieht seinem petrographischen Charakter nach gewissen Kalksteinen der Kreideformation ähnlich, und würde ein vortreffliches Material zu Ornamentirungen liefern.

Eine der interessantesten Gegenden zu geologischen Studien bietet die Bay von Tarcolai dar. Hier stehen trachytische Felsen im Contact mit Sedimentgesteinen spätern Ursprungs. Dieselben plutonischen Kräfte, welche die Hauptspalte der Andes öffneten, zerrissen die Erdkruste auch in vielen andern Richtungen, durch welche Seitenketten und Querjöcher des Gebirges entstanden. Sie zertrümmerten den Schichtenbau der vorhandenen neptunischen Bildungen, erhoben sich theilweise auf Höhen von 6000 bis 7000' und drängten einen Theil der durchbrochenen Felsen nach der Küste des stillen Oceans. Zwischen Tarcoles und der Mündung des Rio Grande ragt ein mächtiger Fels in das Meer hinein, und wird unaufhörlich von den Wogen der Brandung gepeitscht; das Profil dieses Felsens ist sehr schön aufgeschlossen. In den obern Schichten ist ein grauer Kalkmergel mit starkem Thongehalt vorherrschend, dünnere Schieferschichten bilden die Basis. Der Schichtenbau dieses Felsens, der auch Versteinerungen enthält, ist wenig gestört. Viele

von den Hügeln und Terrassen zwischen dem westlichen Abfall des stillen Meeres und dem Golf von Nicoya sind aus vulcanischen Tuffen gebildet, so die Waldhügel bei San Matteo und die malerische Umgebung. Die Hauptstadt San Jose selbst steht auf Conglomeratschichten, die unter dem Einflusse des Wassers theils zerrieben, theils in Klumpen zusammengebacken worden sind. Von Quarzrollsteinen ist darunter nichts zu sehen. Porphyre in verschiedenen Varietäten bilden fast ausschließlich die eingeschlossenen Rollsteine in den verschiedenen Alluvialschichten der großen Hochebene.

Sehr merkwürdig ist die Einlagerung einer isolirten aber mächtigen Quarzschicht, welche am Fuße des Berges Aguacate eine bedeutende Strecke fortstreicht und ziemlich reich an Golderzen ist, ein vulcanischer Porphyr der westlichen Anden Costarica's. Diese Goldlager, welche durchaus nur an den Quarz gebunden zu seyn scheinen, sind noch wenig ausgebeutet; sie wurden 1822 entdeckt und lieferten anfangs einen bedeutenden Gewinn. Bei der Scheidung des Metalls ergaben sich 66 Proc. reines Gold, 33½ Proc. Silber und etwa ein halbes Procent Kupfer. Don Jose Joaquin Mora, der Bruder des Präsidenten der Republik, welcher Eigenthümer des Bodens ist, auf dem die zuletzt entdeckten edlen Metallgänge am Aguacate aufgefunden worden, zeigte uns sehr schöne Proben und versicherte, daß der durchschnittliche Goldgehalt in seinen Minen 25 Procent des Quarzgesteins betrage, und daß er bei dem Beginn der Arbeiten aus 200 Pfund Gesteine 110 Unzen Gold gewonnen habe.[1] Kupferminen wurden in der Gegend von Cartago aufgefunden, andere Erzgänge sollen in verschiedenen Gegenden des Landes existiren.

Vor Jahrhunderten waren die Goldminen von Tisingal, unweit Boca del Toro, nahe der Gränze von Veragua, im ganzen Lande berühmt. Seitdem durch die räuberischen Ueberfälle von Piraten und die Aufstände der unterdrückten Indianer die an der atlantischen Küste begonnene Cultur zerstört wurde, sind auch die Goldminen von Tisingal verschwunden. Molina führt unter den verschiedenen Metallen, die im Lande gefunden worden, Platin, Kupfer, Blei, Eisen und Zink auf. Auch spricht man von Steinkohlen östlich vom Golfo Dulce. All diese angeblichen Minenentdeckungen erheischen noch Bestätigung.[2] Außer den Goldminen des Aguacate werden nirgends im Lande Erzgänge bergmännisch ausgebeutet.

---

[1] Die später entdeckten Zweige der ältern Goldgänge am Aguacate boten beim Anfang der Bearbeitung in der Regel einen ziemlich glänzenden Ertrag. Die Ausbeute in der Fortsetzung der Quarzgänge entsprach aber selten oder nie den übertriebenen Hoffnungen, welche der reiche Goldgehalt der Oberfläche erregt hatte. Anm. d. Eins.

[2] Hr. Gutierrez von Cartago brachte viele silberhaltige Erze vom Pacuarflusse mit. Steinkohlen wurden nur in einzelnen Nestern zwischen Kalkschichten gefunden. Die lästigen altspanischen Bergwerksgesetze, die noch in Costarica gelten, würden jedenfalls einer großartigen Ausbeutung der Minen im Wege stehen, selbst wenn man hier die Goldschätze Californiens fände.

Lieutenant Burton's Reise nach Medina.

Wir erwähnten schon in der letzten Nummer der Reise Burtons, Lieutenants in der englisch-ostindischen Armee, nach Arabien. Seine Absicht war, die arabische Halbinsel von Medina bis Muskat oder von Mecca bis Macullah am indischen Ocean zu durchschneiden. Da er jedoch das Land sehr unruhig fand, und die Kürze seines Urlaubs ihm nicht gestattete, eine passendere Zeit abzuwarten, so konnte er nur die zwei kürzeren Touren von Yambo nach Medeeneh (Medina) und von hier nach Mecca machen. Von der ersteren handelt nachstehende Mittheilung. Nachdem er seine Abreise von Southampton und seine Ankunft in Cairo erwähnt, schildert er seine Vorbereitung auf die Reise durch das „heilige Land" von Arabien, dessen Betretung den Christen so streng verboten ist, und namentlich die Maske, die er zu diesem Zwecke annehmen mußte. Während seines Aufenthaltes in Cairo verwandelte er sich in einen indischen Doctor, und nachdem er sich mit der entsprechenden, ziemlich sonderbaren Ausrüstung versehen hatte, die man für alle orientalischen Reisenden im Hedschas gewöhnlich für nöthig hält, und die ihres Gleichen nur in der Bagage der englisch-ostindischen Officiere hat, machte er sich von Suez aus auf den Weg, wo er glücklicherweise einen jungen Mann von Mecca und einen ziemliche Anzahl Leute aus Medeeneh traf, welche ihn für das hielten, was er in zweiter Verhüllung zu seyn vorgab, — ein afghanischer Pilger; sie wurden seine Freunde und erboten sich ihm, ihn in ihren Heimathort zu führen. Auf diese Art erreichte er Medeeneh, ohne Verdacht zu erregen, und fand an dem Begräbnißort des Propheten Gelegenheit, die Moschee zu besuchen, die Stadt zu zeichnen, und alle heiligen Umgebungen mit Ausnahme Khaybar's zu sehen. In Mecca fügte es sich überdem, daß er die ganze Feierlichkeit des Hadsch mitmachte, er zeichnete die Kaabah, und nachdem er das Interessanteste dieser heiligen Stadt gesehen, kehrte er mit dem Titel und Rang eines wirklichen Hadschi (Pilgers) bekleidet nach Egypten zurück, der ihm für eine spätere Gelegenheit nützlich werden kann. Die Literary Gazette enthält einen Auszug seiner Reiseschilderung, die wir in Folgendem diesem Blatte entnehmen: — „Wir schifften uns in Suez auf dem „Golddrath", einem Pilgerschiff, ein, das einem Kaufmann in Suez gehört. Seiner Bauart und Ausrüstung nach glich es wie alle

Fahrzeuge des rothen Meeres den indischen Baltimaren, welche ich nach den Catamaranen und Joni's (ausgehöhlten Baumstrünken) für die ältesten Formen von Schiffen halte. Die westlichen Araber kennen noch immer nur zwei Arten von Schiffen, die Sambuks und Baghlah's, die im Tonnengehalt, aber nicht in der Form sich unterscheiden; während die östlichen Araber ebenso vielerlei Arten an Barken haben als wir. Dieß hat seinen Grund darin, daß an der Küste des rothen Meeres das Material für Schiffsbau fehlt, weßhalb die dortigen Stämme weder früher Seeleute waren, noch jetzt sind; während die Einwohner von Oman, Hadramaut und Yemen durch Austausch gegen andere Waaren leicht ihren Bedarf an Schiffbauholz bekommen können. Dieser Handel, der sich wahrscheinlich aus sehr frühen Zeiten datirt, und die damit verbundene Schifffahrt haben den östlichen Arabern einen Abenteurergeist eingeflößt; er machte sie geschickt zum Colonisiren und öffnete Indien ihrer Thätigkeit und ihrem Gewerbfleiß. Der Eigenthümer des „Golddrathes" verstand sich dazu, 60 Passagiere aufzunehmen, in der That, wenn man die berghohe Gepäckmasse dazu rechnet, eine ansehnliche Belastung für ein offenes Schiff von ungefähr 75 Tonnen. Er füllte es glücklich mit 130 menschlichen Wesen, meist Beduinen von El-Maghrab am westlichen Afrika, vielleicht dem wildesten Gesindel unter allen Islambekennern. Ich sage nichts von den täglichen Kämpfen, deren Zeugen wir waren, und in die wir mehr als einmal verflochten wurden. Zwei Männer wurden in dem Hafen von Suez erstochen, und halbwegs zwischen Egypten und Yambo (Emba) machten diese Passagiere zweiter Klasse in Masse einen förmlichen Angriff auf die Passagiere erster Klasse, um mit ihnen ihre lustigeren Plätze zu theilen. Wir empfingen sie jedoch mit unsern Reisestöcken; nach einer tüchtigen Vertheidigung unseres besseren Platzes zwangen wir sie zum Rückzug, und nachdem sie uns zum Zeichen ihrer Reue an Kopf, Schultern und Knieen geküßt und versprochen hatten, uns für den Rest der Reise nicht mehr zu benuruhigen, gaben sie sich zufrieden.

Wir schifften langsam an der Küste des rothen Meeres hin. Als wir am 5ten Tag den Golf von Akabah durchschnitten, erwähnte im Laufe der Unterhaltung einer meiner Reisebegleiter eines Hügels nordöstlich von Muwaylah (Molleh), der Gebel Ruman (römischer Hügel) genannt werde, und nach seiner Versicherung von Resten alter Bauten bedeckt seyn soll. Es wäre von großem Interesse, darüber nähere Nachforschungen anzustellen, und seit Burkhardt das steinige Arabien der Weltkunde zugänglich gemacht hat, und seit dem gründlichsten arabischen Reisenden, Dr. Georg Wallin aus Finland, hat es keine Entdeckung von solcher Wichtigkeit gegeben, als die seyn würde, daß sich in den Wildnissen Arabiens Spuren römischer Civilisation finden. Bei Muwaylah wird immer noch Gold gefunden. Ein Hadschi von Cairo zog mit Quecksilber nicht weniger als 6 Drachmen Gold aus 52 Drachmen, die in einem Flußbett gesammelt wurden, heraus, und seiner Zeit muß nach dem Zeugniß der Alten die Ausbeute dieses Metalls in Arabien sehr bedeutend gewesen seyn.

Wir erreichten Yambo am 12ten Tag nach der Abfahrt von Suez und schleppten uns langsam an den Küsten fort. Einige wurden fieberkrank, andere bekamen Geschwüre auf der Haut, alle aber litten unter der brennenden Sonnenhitze. Mich schützte eine enthaltsame Lebensweise, die ich während der ganzen Reise wie bei den spätern Reisen und während meiner Pilgerschaft einhielt, während ich mit bloßem Kopf und beinahe nackt den Gluthen eines arabischen Septembers ausgesetzt war. Als Vorsichtsmaßregeln beobachtete ich folgendes. Ich vermied Waschungen, weil warmes Wasser schwächt, kaltes aber das Fieber erzeugt; ein wenig Oel oder zerlassene Butter, gelegentlich ein laues Bad und der Gebrauch von Hennabalsam [1] reichten hin, die Haut kühl zu halten. Für den Durst kaute ich weder etwas, noch wusch ich Hände oder Füße, noch salbte ich meinen Mund mit zerlassenem Butter, noch trank ich große Mengen von Flüssigkeiten. Das einzige Mittel ist Geduld, und wenn man ihn nur einmal einige Stunden überwunden, ist es nicht mehr schwer. Wenn die Sonne auf die Haut brennt und Schrunden oder Geschwüre erzeugt, so muß man die offenen Stellen mit Eiweis behandeln; denn ohne sorgsame Beachtung können sich hieraus in diesen Gegenden sehr schlimme Folgen entwickeln. Da Kälte in warmen Klimaten schädlich ist, so muß man sich auch bei Tag nicht zu leicht kleiden, Nachts Kopf und Leib in ein Tuch hüllen. Von Yambo weiß ich nur zu sagen, daß ihre Bevölkerung für sehr bigott, aber auch für die seetüchtigste im ganzen westlichen Arabien gilt.

Wir landeten am 19ten Juli und gingen gerade aus ostwärts auf einem Weg, der längs einer Ebene zwischen den Radhwah Hügeln und der See hinführt. Es war keine regelmäßige Straße; ein betretener Weg ging über einen harten ebenen Boden, der mit Granitstücken und anderm vom Wasser rund gewaschenem Gesteine bedeckt ist, und eine sehr krüppelhafte Vegetation hat, aus Akaziengesträuch, Grasbüschen und dürftigem Ginster bestehend. Der Paßgang des Hedschas-Kamels bei einem Caravanenzug beträgt zwei Meilen auf die Stunde, wenn der Zug auf der Ebene geht, und unser erster Marsch dauerte nur 8 Stunden. Als wir Halt machten, trafen wir auf eine Caravane von 200 Köpfen, mit ihren bewaffneten Treibern und einer Begleitung von 7 Reitern, die nicht schlecht beritten und leicht bewaffnet waren.

Am 19ten Juli machten wir uns wieder auf den Weg. Gebete wurden gesprochen, Pfeifen geraucht, und wir freuten uns alle dieser Reise in der Wüste fern vom Gewühl der Städte. Bezüglich des Betens und Rauchens muß ich bemerken, daß meine Begleiter sich streng fromm zeigten, wenn sie Fremden begegneten, zu allen andern Zeiten aber das Rauchen dem Beten vorgezogen, mit einziger Ausnahme des Enkelsohnes des Mufti von el Medeeneh. Eine Meile westwärts von unserm Lagerplatz liegt das Dorf Muzahhal, eine zerstreute Reihe schlechter Lehmhütten; südlich sah man das rothe Meer als einen glänzenden blauen Streif, und rings um uns her war eine mit Kies bedeckte Ebene, nordwärts begränzt von schwärzlichen Felsen; hier und da sieht man eine Staude, auf der ein Vogel sich wiegen kann, oder einen von der Hitze ausgedörrten Grasbusch. Endlich sahen wir zu unserer großen Freude eine dunkle Wolke hinter dem Radjwah Gebirg aufsteigen, und sich wie einen schützenden Genius zwischen uns und unsern grimmigen Feind, die Sonne, lagern. Alles hoffte, sie werde Regen bringen; aber der Sturm blieb trocken; Windstöße, heiß wie aus einem Vulcan, brachten einen feinen Sandregen, was um diese Jahreszeit gewöhnlich in diesen Landstrichen vorkommt und der Vorläufer der Herbstregen ist. Diesen und den folgenden Tag behielt die Gegend diesen öden Charakter. Erst um die Mittagszeit des zweiten Tages trafen wir zum erstenmal seit dem Abgang von Muzahhal auf menschliche Wohnungen, nämlich auf die Dörfer El-Hamra, so genannt von der rothen Thalschlucht, in der es steht, und El-Wasitah, welcher Name bedeutet, daß es die Mittelstation zwischen Yambo und El-Medeeneh ist.

[1] Henna ist ein Kraut, mit dem sich die Araber die Haut färben.

Fast eine Stunde lang suchten wir einen Lagerplatz, denn die gastfreien Dorfbewohner begnügten sich, uns von jedem ebenen Plätzchen wegzuweisen, wo wir unsere Zelte aufschlagen wollten; und während dieser Unterhandlungen warnte mich einer meiner Begleiter, doch ja nur Arabisch zu sprechen, weil mich sonst die Bewohner von Elhamra schwerlich über ihr Gebiet lassen würden. Endlich fanden wir mit vieler Mühe einen Lagerplatz. Unsere abgehetzten Thiere wurden entlastet. Man benutzte das Gepäck wie eine Art Verschanzung, und meine Freunde breiteten ihre Decken über ihre werthvolle Habe und schickten sich zum Schlaf an. Sie luden mich ein, mich zu ihnen zu gesellen; ich hatte aber nicht die mindeste Lust, mich in die Nähe dieses dampfenden und schnarchenden Volks zu machen, und wenn man sich über das hartnäckige Nicht-schlafen-wollen eines afghanischen Hadschi's wunderte, so mochte man einem Mann aus Cabul solche Sonderbarkeiten schon zulassen. Das Dorf liegt auf einem schmalen Strich zwischen einem hohen, steilen Hügel und einer sandigen Thalschlucht, es ist ungefähr eine halbe Meile breit, und in einer krumm sich schlängelnden Niederung. Auf allen Seiten sind Felsen, so daß man sich in eine Art von Punschbowle versetzt glaubt, was die Araber den Ebenen vorzuziehen scheinen. Eine Thalschlucht scheidet allerwärts die Höhen von dem Medeneh-Plateau; erstere wird während der Regenzeit ein reißender Waldbach, der auf seinem Weg bis zum rothen Meer die Abläufe von Hunderten von Hügeln mitnimmt. Gutes Wasser findet man dort schon wenige Fuß unter der Oberfläche bei den Einbiegungen der Thalschluchten; überdieß ist El-Hamra auch noch mit einer guten Quelle versehen, welche am Fuße der südlich liegenden Hügel entspringt. Das Dorf ist eine Reihe von niedern Häusern, oder besser Hütten aus ungebrannten Ziegeln und Lehm, die mit Dattellaub überdacht sind, und statt des Fensterladens ein Stück von einer Planke haben; dicht bevölkert, wo noch die Mauern stehen, sonst aber, wie alle Niederlassungen im Hedschas, zur Hälfte in Trümmern. Es hat einige Buden in einer langen Gasse, aber auch dieser Bazar ist gleich den andern Straßen voll Koth und Staub. Palmenhaine von beträchtlicher Ausdehnung versehen die Bewohner mit Datteln, und meine Reisegefährten fanden so wohlfeiles Korn, daß sie sich für ihre Familien in El-Medeneh Vorräthe mitnahmen. Gut durchgearbeitetes Brod, Roßfeigen, Reiß, Butter und ähnliche Nahrungsmittel gibt es in Ueberfluß, so wie auch Schaf- und Ziegenheerden, einher getrieben von mürrischen Schäfern, die nur gegen Brod und Fleisch Milch abgeben wollten. Ich kaufte also ein starkes Lamm für einen Piaster, und so hatten wir ein treffliches Frühstück. Nahe bei unserm Lager war ein Dorf, bestehend aus einer mit vielen Schießscharten für Musketen versehenen Mauer, und besetzt von einem Trupp Arnauten, die das Dorf zu schützen und reisende Kaufleute zu begleiten hatten. El-Hamra ist die dritte Station von El-Medeneh auf der Derbees Sotanee (königliche oder hohe Straße), wie die westliche Straße längs des Seegestades nach Mekka heißt. Die Pilger ziehen, wenn Räuber es ihnen gestatten, diesen Weg allen andern vor, da sie auf ihm leicht alles Nöthige sich verschaffen können und den heiligen Ort Bedr berühren.

Am 21sten Nachmittags traf eine Karawane, die von Mekka nach El-Medeneh ging, in El-Hamra ein, und suchte sich eifrig Erlaubniß und Begleitung für einen sofortigen weitern Zug zu verschaffen. Wir schlossen uns an sie an, indem wir unser Lager um 4 Uhr Nachmittags verließen, und nach einem Verzug, den eine Beduinenhorde veranlaßte, welche uns die Escorte von 200 Irregulären durchaus nicht lassen wollte, passirten wir um Mitternacht ein anderes aus zerstreut liegenden Häusern bestehendes Dorf, genannt Gadayah oder El-Khayf, was bedeutet: „am Abhang liegend.“ Wie El-Hamra, so hat auch dieß ein Fort und ziemlich gutes Quellwasser. Ein wenig seitwärts ist Baghar und der Hohlweg, wo die ägyptische Armee unter Tussum Bey von den Harbi-Beduinen und den Wahabiten im Jahre 1811 vollständig geschlagen wurde; lange nachher noch war der unglückselige Tag von „Saffra und Gadayah“ für den türkischen Soldaten in Aegypten ein Gegenstand des Schreckens und der Trauer.

Um 4 Uhr Nachmittags, nachdem wir vierundzwanzig Meilen in östlicher Richtung zurückgelegt hatten, lagerten wir bei Bir-Abbas. Die Lage dieses Orts gleicht der von El-Hamra; er ist ebenfalls mit einem steinernen Fort versehen, dessen Besatzung zum Schutz der Reisenden bestimmt ist. Auf unserer Reise trug sich nichts Erwähnenswerthes zu, bis wir am Morgen des 24 Juli mit Tagesanbruch den übelberüchtigten Hohlweg Shuab-el-Hag — d. i. der Paß der Pilger — betraten. Als wir uns ihm näherten, trat an die Stelle des lauten Gesprächs plötzlich Stille und auf den Mienen war unzweideutig Furcht zu lesen. Alsbald erhob sich von der Klippe zur Linken eine dünne Rauchwolke in die Morgenluft, der Vorbote des lauten Schalles der Luntenschlösser. Eine Anzahl Beduinen, Knaben und Männer, schwebten Hornissen gleich über dem Kamm und kletterten mit bewunderswürdiger Behendigkeit über die Abgründe, bis sie in einer bequemen Stellung hinter einer Brustwehr von Stein, die zur Vertheidigung und zum Auflegen der Büchse aufgeführt war, auf uns mit voller Berücksichtigung ihrer eigenen Leute herabfeuerten. Umsonst luden wir sie ein, Männern gleich mit uns auf der Ebene zu kämpfen, worauf die Räuber auf der östlichen Küste dann und wann sich einlassen, nicht aber im Hedschas; zudem war es gleicherweise ohne Vortheil auf Steine zu schießen. Ueberdieß wenn ein Beduine erschossen worden wäre, so würde sich die ganze Landschaft in Masse erhoben haben, und 3000—4000 Räuber möchten dann wohl den Muth gehabt haben, eine Caravane zu überwältigen; das Ende wäre dann ein allgemeines Kopfabhauen gewesen.

Ihr Feuer richteten sie hauptsächlich auf die Arnauten, welche die Shayks, die uns von Bir-Abbas begleitet hatten, zu Hülfe riefen. Diese würdevollen Alten waren indeß abgestiegen und kauerten sich im Kreis mit ihren Pfeifen zur Berathung: ihr Schluß war, daß, da wahrscheinlich die Beduinen gegen ihre Worte taube Ohren zeigen würden, sie selbst sich die Mühe einer Unterhandlung ersparen könnten. Wir ließen nun so entfernt von uns als möglich Pulver aufflackern und hüllten uns somit in eine möglichst dichte Wolke; endlich mußten wir uns damit zufrieden geben, zwölf Mann verloren zu haben, außer den Kameelen und andern Lastthieren. Nachdem wir eine Stunde aufwärts geeilt waren, kamen wir durch Shuhada, einen kaum nennenswerthen Flecken, mit einigen zerfallenen Mauern und einem Haufen von Gräbern, deren jedes ein Oval von unbehauenen Steinen war und einen von den Märtyrern enthält, die sich in den Raubzügen des Propheten mit Ruhm bedeckten.

Nach 30 Minuten erreichten wir Bir-el-Hindi, einen günstigen Lagerplatz, wo einige längst vergessene „Indier“ einen Brunnen gegraben hatten. Wir trabten fort über den Raubpaß und die Diebswinkel von Hem hinaus und schlugen uns dann, den Waldbach verlassend, nordwärts auf eine wohlbetretene Straße, die über eine steinige, hochliegende Gegend fortläuft. Die Hitze war mörderisch. Zu keiner Zeit ist die Sonne gefährlicher als zwischen 8 und 10 Uhr Vormittags, und es wurde

11 Uhr bevor wir uns lagerten. Die Station Suwaykah ist eine holperige Ebene, bedeckt mit Steinen, grobem Kies und Dornbäumen, und rings von zinnenförmigen, kalkartigen Felsen auf Granitunterlage umgeben. Wir schlugen unser Zelt unter einer gemeinen Mimose auf, deren Schatten von den Poeten ein falscher genannt wird, weil er in dem Augenblick aufhört, wo man ihn am nöthigsten hat.

Am 25 Julius bei Tagesgrauen sah ich meine Gefährten mit einer gewissen sorglosen Hast aufwärts reiten, und als ich sie fragte, ob denn Räuber da wären, rief mir ein Nachbar zu: Nein, wir folgen unsern Augen, in einer Minute werden wir El-Medeeneh sehen. Eiligst gingen wir über den vielbesungenen Waldbach El-Akeek; er zeigte nur trockenen Staub und die prächtigen Bäume waren ganz gedörrt. Jetzt kamen wir an den Mudarag-Berg, dessen Namen „eilende Schritte" bedeutet, und nachdem wir noch eine schmale Lavastraße mit schroffen Buckeln passirt hatten, erblickten wir von seiner Kuppel plötzlich die „heilige Stadt" vor uns in der Ebene. Wie auf ein Commandowort hielten wir unsere Thiere an und jeder, so müde und hungrig wir waren, stieg vom Pferde, und ließ sich nieder, um die Aussicht zu genießen. Meine Umgebung brach in zahlreiche begeisterte Ausrufe aus, indeß aus ihren Gesichtszügen Entzücken sprach und ihre Augen in Thränen schwammen. Nun verstand ich völlig den Sinn der dunkeln Phrase im Ritual der Moslem: „wenn des Pilgers Blick auf die Bäume von El-Medeeneh fällt, laßt ihn seine Stimme erheben und den Propheten segnen mit den auserlesensten Opfern." Bei diesem herrlichen Anblick vor uns war nichts auffallender nach der öden Tagreise, als die Gärten und Palmenhaine der Stadt. Wir erreichten El-Medeeneh am 25 Julius, hatten also nahezu in acht Tagen gegen 130 Meilen zurückgelegt. Meine Berechnung der einzelnen Stationen ist folgende:

		Meilen:	
Von Yambo nach	Muzahhal . . .	16	
	Bir-said . . .	34	
	El-Hamra . .	14	
			— also 64 auf den halben Weg.
Von El-Hamra nach	Bir-Abbas .	24	
	Suwaykah . .	22	
	El-Medeeneh	20	
			— 66
	Summa:	130 Meilen (engl.).	

Meine Kameeltreiber gehörten zu den Harbs, einem durch die Türken sehr verdorbenen Stamme; ihr Geschäft ist die Pilger zu führen. Ohne Schwierigkeiten antworteten sie auf meine Fragen über die Gegend. Meine Wißbegierde zu befriedigen, machte ich einen Auszug aus arabischen Genealogien, und jedesmal begannen meine Fragen mit einem: „Ihr Männer von Harb, von welcher Linie rühmt Ihr Euch zu stammen." Die Notizen mußten geheim gemacht werden und Skizzen durften nicht gezeichnet werden, doch hindern sie keinen Gelehrten, in sein Manuscript zu schreiben, wenn es das Ansehen hat, daß er über dessen Inhalt nachforscht, und hierzu mag er sich die Einsamkeit suchen. Der beste Vorwand für das Alleinseyn ist es, wenn man sagt, man sey ein Sando, „ein Schwarzer", d. h. melancholischen Temperaments, da alle Orientalen leicht von gedrückten nervösen Stimmungen befallen werden, und bei solchen Anlässen die Einsamkeit als ihren einzigen Freund suchen."

Der Hekla und seine Umgegend.

(Schluß.)

Auf den Gipfeln der Bergrücken ragt in der Regel der festere Tuff oder die Lavenbreccie hervor, meistens mit unregelmäßig gerundeten, niemals mit scharfzackigen Formen; daran lehnt sich eine Böschung, welche aus lauter losen Schuttmassen abgerollt, und deren Fuß von einer großen Zahl abgestürzter, oft ungeheurer Steinblöcke umgeben ist.

Eine magere Schafweide zieht sich mehr oder minder hoch an der stets veränderlichen Böschung des Gebirges hinan, in deren langsam abwärts rückendem Grobsand die Gewächse nie recht zu Kräften kommen können; oben auf diesen Bergen trifft man nur an wenigen Stellen Ueberzüge einer mageren Moosvegetation.

Die Flanken der Berge werden überdieß, um ihre Unstetigkeit noch zu erhöhen, bis zu verschiedener Tiefe überall von Wasserrissen durchfurcht, in denen der durch mechanische Zerstörung der Felsmasse erzeugte Grobsand hinabgeführt, und weit über das vorliegende Unterland verbreitet wird.

Lavaströme füllen nun alle Vertiefungen zwischen den genannten Gebirgsketten an, Lavaströme, die sämmtlich aus den Spalten des Hekla zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedener Masse hervorbrachen. Durch eine Reihe von Ausbrüchen hat dieser Vulcan seinen inneren Lavabehälter in so mächtigen Strömen ergossen, daß es gegenwärtig unmöglich fällt, ihre Gränzen gehörig zu bestimmen. Eine ausgedehnte herrliche Landschaft ist dadurch allmählich vollkommen vernichtet, und nur drei Bauernhöfe, welche alle an der westlichen Seite des Gebirgsstockes liegen, sind als Ueberbleibsel des bewohnten Landes noch geblieben, stets bedroht von einem plötzlichen Untergang durch den fürchterlichen Nachbar. Diese Höfe sind die in fast allen Reiseberichten genannten, den Expeditionen auf dem Hekla zur natürlichen Basis dienenden Ansiedlungen Selsund, Näfrholt und Haukadalr.

Selsund war ehemals, wie noch der Name angibt, ein Sel, d. h. eine Ausliegerstelle für den sommerlichen Weidegang, und gehörte zu dem Hofe Stora Skard auf der Ostseite des Hekla, der in dem Ausbruche von 1389—90 völlig vernichtet wurde. Der jetzige Hof liegt in einer kleinen Ebene, welche von der Zerstörung verschont blieb, südlich und nördlich von mächtigen Lavaströmen eingeschlossen, und mit seinen Baulichkeiten unmittelbar an den hohen Rand des nördlichen Selsundstromes gelehnt.

Haukadalr ist ein kümmerlicher Bauernhof, der durch seine hohe Lage am südwestlichen Fuße des Bjol-Fjeld gegen Zerstörung durch Lava einigermaaßen gesichert ist.

Näfrholt bedeckt mit seinem Hoflande den südwestlichen Theil der größtentheils nackten Schutthügel am äußeren Rande des Gebirgssystems. Nur auf einem Theile ihres südlichen Abhanges tragen diese einen mageren Graswuchs und gegen Westen ein kümmerliches Weidengebüsch bis dahin, wo sich der steile Absall gegen die Rangau wieder aller Vegetation entledigt. Am Fuße des Bjol-Fjeld liegt auch noch „Hals", ein ehemaliger ziemlich dürftiger Hof, der aber vor einigen Jahren verlassen worden ist.

Das ist alles, was die mächtigen Lavaströme von einem fruchtbaren Landstriche übrig gelassen haben; ihre außerordentliche Verbreitung mag man darnach beurtheilen. Die ganze östliche Seite des Hekla ist damit vollständig überdeckt. In ungeheuren Strömen, deren Maaße alles übertreffen, was man an südeuropäischen Vulcanen gewohnt ist, und deren Ausdehnung und Mächtigkeit in keinem Verhältniß zu der geringen Größe des Vulcans zu stehen scheint, hat sich die Lava an verschiedenen Stellen des

langen östlichen Hekla-Abhanges heruntergewälzt, und sich zwischen den parallelen Bergketten ausgebreitet.

Diese ganze Gegend, besonders aber nordwärts hinüber, ist beträchtlich höher, als die entsprechende Partie auf der Westseite des Hekla. Der Unterschied beträgt in der Nähe des Vulcans selbst mehrere hundert Fuß und zeigt sich deutlich wie an einem Wasserspiegel in dem Lauf der Lavaströme; denn diese haben an mehreren Stellen bei ihrer Ausbreitung den Bergrücken überstiegen, auf welchen der Hekla aufgesetzt ist. Einige schmale Arme dieser großen östlichen Ströme sind noch am Fuße des eigentlichen Hekla über den Bergrücken nach Westen hinübergestiegen, einige breitere Arme weiter abwärts ebenso, doch haben sie sich jenseits nicht mehr beträchtlich ausgebreitet, weil sie wahrscheinlich in ihren kleineren Dimensionen schneller erstarrten als die Hauptmasse. In großen Massen hat diese östliche Lava selbst das äußerste südliche Ende des langen Heklarückens umzingelt, und, indem sie auf der Ostseite von Norden herunterkam, nach der Umschließung des Bergrückens sich wieder nordwärts gewendet, einen Theil des früher verschonten Selsundgebietes überströmt und den südlichen Selsundstrom gebildet.

Deutlich gewahrt man, daß auch mehrere ältere östliche Lavaströme diesen großen Zug um die ganze Bergkette machten, denn Theile derselben ragen noch unter dem letztgenannten Strome hervor. Auch die Lava des großen Ausbruches von 1766 ergoß sich von der östlichen Seite herab, erreichte aber nicht den benachbarten Bergrücken. Um seiner Jugendlichkeit willen ist dieser Strom noch heute fast ganz ohne Vegetation und außerordentlich schwer zu passiren. Er scheint aus einem niedrig am südlichen Fuße des Hekla liegenden alten Krater hervorgegangen zu seyn, dessen innere Wand er zerbrochen, und von da aus sich ergießend, den kleinen Kegel umgebend, sich in das östliche Thal begeben zu haben. Nur nach Osten und Westen hin, nicht wie bei den südeuropäischen Vulcanen rings umher, haben die Lavaströme sich aus diesem langgestreckten Vulcane hervorgedrängt, nur in den östlich und westlich anliegenden Längenthälern sich ausgebreitet, und dadurch dem ganzen Vulcan mit seinen Umgebungen ein höchst eigenthümliches Gepräge gegeben.

Der westliche Abhang und die westlichen Thäler mit ihren Lavaströmen sind bei weitem zugänglicher als die östlichen, und durch die Nähe der Höfe auch besser bekannt, die einzelnen Erscheinungen im Ganzen auch leichter zu sondern. Zwar gestatten die, meist denselben Weg verfolgenden, also übereinander sich thürmenden Lavaströme, und die alle Höhenunterschiede ausebnenden, alle Terrainverhältnisse verbergenden Sand- und Aschenmassen nicht, jeden einzelnen Strom in seiner ganzen Ausdehnung zu verfolgen, doch lassen sich mehrere bestimmt von einander geschiedenen, und von verschiedenen Ausbrüchen abstammenden Ströme deutlich erkennen, und geben Anhaltspunkte in der sonst verwirrenden großartigen Mannichfaltigkeit.

Zunächst kann man bestimmt bemerken, daß alle älteren Ströme, ohne gerade eine durchaus größere Masse zu führen, sich immer mehr nach den Seiten ausgebreitet haben als die neueren; dann gewahrt man, wie durch die bereits aufgehäuften Massen jeder neuere Strom immer mehr nordwärts gedrängt worden ist. Der älteste bekannte Strom ist nur an wenigen entlegenen Stellen entblößt zu sehen, und ist wahrscheinlich derselbe, der auch noch auf den westlichen Enden der Ebene von Selsund mit einzelnen Zacken aus der dicken bedeckenden Grasfläche hervorragt. Der am weitesten südlich vorgedrungene Strom ist der schon vorhin genannte nördliche Selsundsstrom, an den sich die Gebäude des Hofes lehnen. Er füllte ausschließlich das dem Heklarücken zunächst liegende Parallelthal. Der nächste blieb nördlicher, verschonte das erste Thal ganz, erfüllte dagegen in zweien Armen die beiden nächsten Parallelthäler bis ans äußerste Ende. Diesen bedeckt zum Theil der noch weiter aufwärts liegende Austurhrolsstrom, und diesen endlich der neue Strom von 1845, der seinen Weg in einem nordwärts ausgeschweiften Bogen und in das dritte Parallelthal fand. Die anderen Ströme, welche sich vorfinden, und gelegentlich unter diesem oder jenem der genannten hervortauchen, sind weder stets in ihrem Alter zu bestimmen, noch in ihrem Zusammenhange zu verfolgen.

Nahe am Fuße des Hekla liegt ein Kegel von beträchtlicher Höhe, den die Isländer Raudalda, d. h. den rothen Hügel nennen, also der Monte-Rosso des Hekla. Er ist ein Gegenstück zu den mehreren Raudöldur, welche am östlichen Abhange liegen, und stammt gleich diesen von vulcanischen Seitenausbrüchen ab, die hier ihre parasitischen Schuttkegel errichteten.

Zusammengesetzt aus ziegelrothen, bald dichten und schweren, bald schlackenhaften und leichten, oft zu einer losen Breccie verkitteten Lavastücken, umschließen seine schräg ansteigenden Seiten einen kesselförmigen Krater, 180 Fuß tief und 480 Fuß im Umkreise, der nach der westlichen Seite bis an seinen Boden aufgerissen ist. Diesem theilweise verschütteten Spalt steht die niedrigste Seite des Kraterrandes gegenüber, die höheren Ränder gewinnen dadurch jene sattelförmige, aus der Ferne gesehen zweihörnige Gestalt, welche fast allen solchen parasitischen Kegeln gemeinsam ist. Die Größe des Kraters, die regelmäßige Gestalt des Kegels und das Material, aus welchem er sich aufgebaut hat, deuten auf einen lang dauernden und heftigen Ausbruch, dessen Culmination wahrscheinlich stattfand, als die eine Wand abgesprengt wurde. Vielleicht ergoß sich hieraus die mächtige Lava, deren gleich außerhalb des Kegels aufgethürmte Massen den Namen Pålustrom tragen. In größerem Abstande vom Hekla wimmelt es von solchen Raudöldur besonders gegen Südosten hin. Alle sind Zeugen und Erzeugnisse früherer Ausbrüche, die wahrscheinlich an jedem dieser Krater nur einmal stattfanden. Sie liegen übrigens selten vereinzelt, vielmehr oftmals an den Flanken der ausgedehnten Parallelrücken, auf denen sie sich durch ihre schöne hochrothe Farbe selbst aus weiter Ferne deutlich abzeichnen.

Die Vegetation auf den verschiedenen Lavaströmen gibt auch unabhängig von der localen Auflagerung ein gutes Kennzeichen für die Bestimmung des Alters ab; die ältesten unter ihnen sind bereits von einer Erdlage bedeckt, welche genügt, um ihre schärfsten Zacken auszuebnen, und einen geeigneten Boden für guten Graswuchs zu bieten. Auf den jüngeren wird die Erdlage dünner, das Gras sparsamer, ein schwammiges Moos gewinnt die Oberhand, und dessen Fülle und Elasticität bewirkt, daß die Ströme leichter zugänglich werden, obgleich es noch lange nicht alle ihre Spalten und Vertiefungen zudecken kann.

Schließlich stößt man dann auf die lose zusammengehäuften Spalten der jüngeren Ströme, deren scharfe Kämme und wild gezackten Verschlingungen kaum der beginnenden Moosvegetation Wurzel zu schlagen gestatten. Aber ungeachtet des Mangels an Erde auf diesen neueren Strömen, deren nur wenige auf beschränkten Räumen eine kümmerliche Schafweide liefern, hat sich doch an einigen Stellen ein recht üppiges Birkengebüsch ausgebildet, wo es durch aufstrebende Lavagipfel gegen die zerstörende Gewalt des Sturmes geschützt ist; das gilt namentlich von den beiden Selsundsströmen, besonders dem südlichen. Der Bauer auf dem Hofe hat dadurch einen nicht geringen Verdienst vom Verkaufe des

Buschholzes und der Kohlen; denn der fast gänzliche Buschmangel des nächsten Districtes zwingt seine Bewohner, selbst auf sehr weiten Wegen, bei diesem Bauer die unentbehrliche Waare zu holen. Wie wichtig und allgemein das Bedürfniß dieses für den isländischen Landbau unentbehrlichen Schmiedematerials ist, geht daraus hervor, daß eine Tonne mäßig gebrannter Kohlen aus dünnen Knitteln mit zwanzig Fischen bezahlt wird, die einen Species oder anderthalb preußische Thaler werth sind. Und dann sind die Käufer noch Leute, welche oft mehrere Meilen weit mit Pferden und Tragbahren herüberkommen. Der Hof Selsund hat daher einen großen Werth in seinen zugehörigen Wäldern, wenn man diesen Namen gebrauchen will für ein verkrüppeltes Birkengebüsch, das sich kaum mannshoch über den Boden erhebt. Mit Bedauern erzählen die Bewohner, daß man ehemals im Innern des Gebüsches auf dem südlichen Lavastrom Birkenbäume von solcher Größe fand, daß man sie nicht beugen konnte. Jetzt ist das vorbei, denn der Wald ist von früheren Generationen so arg mitgenommen, daß er von Seiten der beiden letzten Besitzer schon eine sehr schonende Behandlung erfahren mußte, um nur einigermaaßen wieder zu Kräften zu kommen.

Die Art, wie das Wasser in diesem Gebiete einsickert und an bestimmten Terrainabschnitten wieder hervorkommt, ist schon vorhin theilweise geschildert. Die kleineren Bäche des Innern können ganz verschwinden und an anderen Stellen neu hervorbrechen. So thut es der Selsundsbach, das bedeutendste Gewässer in den oberen Theilen des Heklagebirges. Die Temperatur der Quellen an ihrem Ursprunge ist meistens 3 oder 4°, die geringste beobachtete Wärme war 2°,25 und 2°,75. Warme Quellen finden sich in dem ganzen zwischen beiden Rangauen begriffenen District nur in einer unbedeutenden südwestlich, den Gränzen des Gebietes naheliegenden Gruppe; ihre Temperatur beträgt 29° und 30°.

Die mineralogische Natur der eigentlichen Heklalaven bleibt sich in den ältesten und jüngsten fast völlig gleich. Alle Ströme bestehen aus der gewöhnlichen schwarzen, augitischen, sehr eisenreichen, und deßhalb schweren, die Magnetnadel stark beunruhigenden Lava, deren einförmige, mehr oder minder feinkörnige Masse nur hie und da einen kleinen prismatischen oder nadelförmigen Feldspathkrystall umschließt. An ihren Rändern trifft man, wie gewöhnlich, die rothen weniger festen Brocken, deren Farbe von der höheren Oxydation des Eisens, während einer dauernden Einwirkung der Luft herrührt. Die Anzahl der Poren oder Blasenräume und ihre Gestalt scheint keiner Regel unterworfen. Etwas häufiger scheinen sie an der Oberfläche zu seyn, so weit man von einer Oberfläche sprechen kann, wenn die Ströme, wie es hier meistens der Fall ist, nur aus lose aufgethürmten Schollen bestehen. Nur in den älteren Strömen gewahrt man jenen sonst allgemeineren Charakter, daß bloß die Unterlage und Oberfläche aus Schollen zusammengeschoben, der mittlere Kern aber in einem zusammenhängenden Flusse geblieben und so erstarrt ist.

Wo sich die Ströme durch enge Thäler oder Klüfte auf beträchtlicher Neigung niedergewälzt haben, da erscheint auf ihrer Oberfläche der mittlere Theil stets niedriger als die beiden Ränder, weil die fließende Masse in der Mitte den geringsten Widerstand gegen ihre Bewegung antraf.

In Uebereinstimmung damit findet man auch an der Kante, wo der Strom seinen Weg in die Kluft fand, in demselben eine mehr oder minder bedeutende Vertiefung, herrührend davon, daß auf der Scheide zwischen der schwächer nnd stärker geneigten Bahn gegen das Ende der Bewegung Zufluß und Abfluß nicht gleichen Schritt halten konnten.

Wo aber die Ströme in weiteren Thalstrichen sich ausbreiten konnten, da zeigt sich ein auffallendes Streben nach Parallelismus zwischen den Kämmen, die aus der Lavafläche hervorragen, und den äußeren Rändern; daher stammen jene langen Rücken und Furchen, welche stets, trotz aller störenden Niveauunterschiede, in der Oberfläche des sanft absteigenden Stromes erkannt werden, selbst wenn er bereits von einer dicken Grasnarbe bedeckt ist, und welche ohne Ausnahme mit der Streichungslinie des Thales zusammenfallen, das durch den Strom ausgefüllt wurde.

Die Ränder und Gränzen der Heklaströme zeigen überall, wo eine geringere Neigung des Bodens das rasche Vordringen hinderte, ein zusammenhängendes System von Kugelsegmenten, welche um so regelmäßiger und abgerundeter erscheinen, je mehr die Unebenheiten im Laufe der Zeit unter einer deckenden Erdlage und Grasfläche verborgen sind.

Die Mächtigkeit der Lavaströme ist sehr verschieden nach der Beschaffenheit ihrer Bahn, sie nimmt alljährlich ab, besonders da, wo der Strom in seiner ganzen Masse nur aus übereinander geschobenen Schollen besteht; meistens erreichen sie, so weit es sich an den Gränzen bestimmen läßt, eine Dicke von 50—100 Fuß und darüber, sind aber im Innern gewiß oft viel mächtiger.

Alle Ströme sind mehr oder minder mit Trümmern anderer Gebirgsarten bedeckt, welche inmitten eines Gemenges aus vulcanischer Asche und den Zersetzungsproducten des auf allen Seiten anstehenden Palagonittuffes liegen; meistens rühren die Blöcke von den nächst anstoßenden Bergrücken her, aber man sieht sie auch auf den unteren Enden der Ströme liegen, die schon beträchtlichen Abstand von den Felsen haben, von denen sie losgebrochen seyn müssen. Mit Recht darf man annehmen, daß sie auf den Strom gefallen sind, als er noch in Bewegung war, und daß sein langsames Vorschreiten sie abwärts transportirte, gleich den großen Findlingen, welche die Gletscher aus den Hochgebirgen in die Thäler herunterschieben.

Manche fremdartige Blöcke, deren Herkunft nicht nachzuweisen ist, müssen wohl als Räthselfragen liegen bleiben, weil so große Theile der nordöstlichen Umgebung des Hekla eine Unzugänglichkeit zeigen, welche die Aufsuchung ihrer Ursprungsstellen verbietet. Die weite in Berg und Thal geschiedene Tuffunterlage, der unbekannte Zusammenhang mit nördlichen Gebirgen, die langgestreckte Gestalt des Schuttkegels und die in lauter parallelen Thälern sich verbreitende Lava, deren Dimensionen eine unerwartete Größe zeigen, das sind die Haupteigenthümlichkeiten dieses in der Einöde gelegenen Vulcanes.

Das ganze Gemälde seiner westlichen Seite entfaltet sich dem Beschauer von der Spitze des Bjol-Fjeld, die auch einen Blick in die nördliche Lavawüste gestattet. Den Gipfel des Vulcanes selbst zu besteigen, verbietet meistens die Ungunst des Wetters, die auch dem, der das Ziel wirklich erreicht, noch oftmals jede Beobachtung unmöglich macht.

Meistens geschieht die Besteigung von Südwesten her aus den Höfen Näfrholt und Selsund, deren Bewohner seit hundert Jahren den Reisenden als Wegweiser und Gehülfen gedient haben. Die ersten wissenschaftlichen Reisenden, welche ihn bestiegen, waren Olaffen und Povelsen in der Nacht des 20 Junius 1750. Um Mitternacht erreichten sie die Spitze, die in frisch gefallenen Schnee gehüllt war; alle märchenhaften Schrecken, die ihnen von den Bewohnern des Landes zur Warnung vorgehalten waren, fehlten diesem in ruhiger Klarheit daliegenden Gipfel, in der taghellen Mitternacht genossen sie einer bezaubernden Aussicht über das Land und seine Eisgebirge; aber Beobachtungen über die vul-

canische Natur des Berges zu machen, war nicht anders möglich, als an den damals noch wenig gekannten und fehlerhaft gedeuteten Steinarten. Jedes Zeichen innerer Bewegung fehlte.

Nach dem großen Ausbruche von 1766 besuchten Uno von Troil, Banks und Solander die Spitze zuerst am 24 September 1772. Auch dießmal war der Gipfel mit Schnee bedeckt, aber heiße Dämpfe schmolzen ihn an verschiedenen Stellen.

Sveinn Pálsson, ein junger Arzt, den die Kopenhagener naturhistorische Gesellschaft ausrüstete, bestieg ihn 1793, war aber durch Unwetter an Beobachtungen gehindert. Bei seiner zweiten Besteigung in Gesellschaft von Thorlacius 1797 war er glücklicher. Dämpfe und der sausende Ton unterirdischer Fumarolen verriethen die vulcanische Thätigkeit. Drei Krater in den drei Gipfeln waren deutlich unterschieden. Der mittlere größte, 120 Fuß tief und 240 Fuß im Durchmesser, ganz trichterförmig, war bei dem früheren Besuche 1793, selbst mitten im August, noch ganz mit Schnee gefüllt gewesen. Auch Mackenzie, der 1810 den Hekla bestieg, traf noch die Dampfentwicklungen auf dem Gipfel, der sich in drei Spitzen sonderte, deren Krater nicht deutlich erkannt wurden, die aber von zahlreichen gefährlichen Spalten aufgerissen waren.

Diese Spalten fand Thienemann, der ihn 1821 besuchte, schon fast ganz wieder verschüttet, traf aber den Hauptkrater dicht unter der mittleren höchsten Spitze an deren Nordseite, nur noch 200 Fuß in Umfang und einige 30 Fuß tief.

Die von Paul Gaimard geleitete französische Expedition, erreichte die Heklaspitze am 29 Junius 1836, fand aber alles vollständig mit Schnee zugedeckt und wurde schnell durch ein heftig einfallendes Schneegestöber verjagt. Nebel und Schlackenschnee vertrieben auch Steenstrup und Schythe, welche sich am 17 Aug. 1839 hinaufgewagt hatten, und ohne lehrreiche Beobachtungen wieder umkehren mußten. Neuere Besteigungen haben erst stattgefunden, seit der Hekla 1845 seinen verheerenden Ausbruch vollführte. Ihre Beschreibung wird sich am besten einer Schilderung dieses großen Naturereignisses anschließen, in dessen Gefolge manche zeitweilige Veränderung des Gipfels entstanden ist, ohne daß er die allgemeinen Grundzüge dieses interessanten isolirten Gebirgsstockes, wie sie im Voranstehenden beschrieben sind, wesentlich afficiren konnte.

Der Tod des Reisenden Vaudey.

Wir erhalten aus Woodschelley am weißen Fluß in Central-Afrika unter dem 20 Mai d. J. einen Bericht über das Ende des Reisenden Vaudey, den wir wörtlich folgen lassen.

„Bei dem Interesse, welches der noch immer unbekannte Lauf des Bachr-el-Obiad (weiße Nil) und die von ihm durchströmten Länder oberhalb der Katarakte von Gondokoro einflößen, wird die Nachricht vom traurigen Schicksale Alex. Vaudey's, ehemaligen k. sardinischen Proconsuls in Chartum, wohl allgemeine Theilnahme erregen. Vaudey wollte bei jenen Katarakten dem Strome entlang seine Entdeckungsreise antreten, als er von den Schwarzen in der Nähe von Gondokoro mit einem Theile seiner Mannschaft getödtet wurde. Auf der Rückreise einer Excursion in Kordufan nach Chartum, und hier der Jagd auf Nilpferde wegen Halt machend, fand ich gestern mehrere vom Elfenbeinhandel mit den Negern des Bachr e. o. zurückkehrende Barken, unter denen auch die der beiden Vaudeys waren, unter dem Commando des Neffen A. Vs., Ambroise Poncet. Ich gebe Ihnen einen kurzen Abriß des für die Wissenschaft beklagenswerthen Ereignisses theils nach der einstimmigen Mittheilung der Schiffsmannschaft und der Paar Ueberlebenden, theils nach dem von Hrn. Poncet für das sardinische General-Consulat verfaßten mir mitgetheilten Berichte hierüber. Vaudey war in jeder Hinsicht seiner Aufgabe gewachsen, der kühnste und intelligenteste von allen, die in merkantilischer Beziehung je den weißen Fluß befuhren; er wollte von jener Katarakte aus den Weg zu Land gegen den Aequator fortsetzen, und nach Verlauf eines Jahres entweder an der Küste von Zanguebar oder aber wieder an der alten Stelle herauskommen, wo ihn sein Neffe, der alljährlich den weißen Fluß beschifft, wieder getroffen hätte. Alle Vorbereitungen waren mit der größten Umsicht getroffen, als Transportmittel für Munition, Lebensmittel, und die als Tauschmittel unentbehrlichen Glaskorallen, zum Tragen und Ziehen abgerichtete Ochsen, auch ein Negerhäuptling von Olibo, Niguelo, mit mehrern seiner Leute als Begleiter aufgenommen. Vaudey befand sich oberhalb Olibo in der Nähe des verlassenen katholischen Missions-Stationsplatzes Gondokoro. Alles war zur Trennung zwischen Onkel und Neffe vorbereitet und der Zeitpunkt des Abschieds bestimmt, als am 4 April d. J. die Datobie (große Barke) des Missionschefs von Chartum in Gondokoro eintraf. Bis dahin ging alles im besten Einverständnisse, und die Neger von Olibo, Bellgnan, Gondokoro und der Katarakte waren auf dem besten Fuße mit Vaudey und seiner Mannschaft. Zweimal genügte sein bloßes Auftreten mit derselben und all seinen Waffen, die auf der Missionsstation befindlichen zurückgelassenen Leute vor angedrohter Plünderung durch die Bari-Neger zu schützen. Oberhalb Gondokoro, näher gegen die Katarakte zu, lag ein türkischer Kaufmann, Mohamed Djesairli, mit seiner Barke. Am 5ten wollte dieser mit seinem Sandal (kl. Boot) zu Vaudey's Barken hinabfahren, und glaubte beim Anblick des Missionsschiffes, umgeben von Massen der Bari-Neger, denen Glasperlen in Hülle und Fülle ausgetheilt wurden, dieß salutiren zu müssen; leider war einer der Salutschüsse scharf und verwundete einen Neger und tödtete ein Kind. Augenblicklich fiel ein Pfeilhagel auf das Sandal, das sich, so viel als möglich außer dessen Bereich haltend, den Barken Vaudeys zueilte, und etwa 50 Schritte unter dem Missionsschiffe das Sandal Vaudey's traf. Dasselbe hielt an, und seine Mannschaft war im Gespräche mit einem der Leute der Mission, als die zu Lande nacheilenden Schwarzen über diesen herfielen. Er fiel durchbohrt von ihren Lanzen. Auf dieß begann die Mannschaft des Sandals auf die massenweis andrängenden Neger zu feuern. Von seiner Barke aus konnte Vaudey nicht sehen was vorging, aber auf das Schießen vermuthete er einen neuen Angriff auf die Mission und eilte mit 18 seiner Leute bewaffnet dorthin, seinen Neffen bei den Barken zurücklassend. Bald hatte er den Platz erreicht, wo der Missions-Diener fiel. Von da sah ihn sein Neffe an der Spitze seiner Leute auf die vor ihm fliehenden Neger sich stürzen, er vernahm einige Salven, als auf einmal Vaudey's Leute in wilder Flucht dem Flusse zueilten und sich hineinstürzten; Vaudey selbst folgte nur langsam (a reculon) der Bewegung seiner Leute; sprang ebenfalls in den Fluß, auf dessen Oberfläche, da er augenblicklich von Negern wimmelte, im nächsten Momente 14 Leichen schwammen. Einer der Mannschaft erreichte ein Inselchen im Strome, und fiel von unzähligen Pfeilen durchbohrt und gespickt. Dreien aber, obgleich verwundet, gelang es, sich zu bergen und Nachts ihr Schiff zu erreichen; diese sagen aus, Vaudey sey noch unverletzt in den Fluß gekommen, müsse also da erst seinen Tod gefunden haben. Nur durch Aufopferung eines großen Theils seiner Waaren gelang es dem Herrn Ambroise Poncet, sich zu retten."

---

ausnehmen, sind sie in Neu-England bereits unter sich in fortwährender Verkettung. Gleichwohl ist der Boden lange nicht so fruchtbar wie im übrigen Amerika; in weiten Strichen sieht das Gestein durch die dünne lockere Erdkrume. Dafür ist aber das Land desto sorgfältiger bebaut, und die Luft würde vorzugsweise gesund und kräftig zu nennen seyn, wenn die scharfen Winde, welche die Brust angreifen, hier nicht so gewöhnlich wären. Ueberblickt man die außerordentliche Anzahl der kleinen Wohnsitze in Neu-England, so begreift man, woher die Menge der Yankees kommt, welche in jeder Ansiedlung des weiten Unionsgebiets rührig sind, ohne daß ihre Heimath entvölkert wird. Die jungen Yankees müssen fort, denn die kleinen Güter in Neu-England sind bei der raschen Vermehrung der Kinderzahl nach und nach so häufig getheilt und dadurch so winzig geworden, daß die nachwachsenden Geschlechter in der Heimath die nährende Stätte nicht mehr finden, wo ihr Grabstein neben ihr Taufbecken zu stehen käme. Erst weit vom Meere ab, wo im Innern des Landes die Berge ansteigen, vermindert sich die Menge der Gütchen, bis endlich die letzten Sägemühlen und Jagdhütten sich tief in die einsamen Gebirgsthäler verlieren, wo unbekannte dunkle Seen sind und rasche Bergströme durch fast noch unberührte Wälder rauschen. Dort in den Hochlanden führen die Bewohner noch jetzt vollständig das einfache harte Leben der ersten Ansiedler.

Man merkt in Neu-England sehr bald, daß das Volk hier noch viel Altgewohntes in seinem Wesen festhält. Die Hast und Unruhe, welche sich sonst in den amerikanischen Städten und Ortschaften auf- und abtreibt, schlägt hier leisere Wellen. Das Eigenthum ist fester umgränzt, die Gärten haben nicht selten Steinmauern. Steinerne Gebäude aber zeigt das Land auch jetzt noch spärlich, obgleich es seit dritthalb Jahrhunderten besiedelt ist. Aber zwischen den leichten niedlichen Häusern und Gärten, und auf den reinlichen Feldwegen bewegen sich die Leute in heiterer Ruhe, man hört hier kein Fluchen und Schreien, und man braucht sich nicht in Acht zu nehmen vor den Haufen wüster Burschen, welche in den andern Städten nur gar zu gern das herrschende Volk vorstellen. Die Leute in Neu-England sind gegen den Reisenden sogar freundlich, sie bezeigen ihm eine gewisse ernste Höflichkeit, und statt amerikanisch wortkarg zu seyn, sprechen sie den Fremden an und suchen ihn in der Geschwindigkeit über allerlei auszuholen, was zu wissen nützlich seyn könnte, gleichwie ein guter Haushälter jedes Stück altes Eisen, das er am Wege findet, aufhebt.

Unser Postwagen hält in einem der zahlreichen Städte Neu-Englands. Es wird dem Fremden fast ängstlich in der außerordentlichen Sauberkeit eines solchen Orts. Er fürchtet unwillkürlich die strenge Ordnung der Leute zu verletzen. In diesen Städten hört er zu seiner Verwunderung auch von den umliegenden Dörfern reden, denn nirgends sah er etwas wie ein Dorf, höchstens Anfänge zu kleinen Städten. Dorf (Village) heißt aber hierzuland auch schon eine solche Gemeinde, deren Mitglieder ihre Wohnungen vereinzelt in einem meilenweiten Umkreise stehen haben. Den Mittelpunkt des Dorfes bildet der Platz, wo mehrere breitwändige Gebäude mit hohen Fenstern, die Kirchen der verschiedenen Secten, die Kaufläden und Gasthäuser, das Gefängniß und die Bank beisammen stehen, denn es haben auch wohl solche Dorfschaften ihre eigene Bank wie ihre eigene Zeitung. Auch durch ganz Niedersachsen sind solche weitausgedehnte Dorfschaften verbreitet, in denen jeder Bauer einzeln auf seinem Gehöfte wohnt. Aber Bauernart findet man in Neu-England nicht. Es sind städtische Dörfer, ihre Häuschen städtisch eingerichtet, ihre Bildung eine merkwürdige Vereinigung des Benehmens und der Ansichten der wohlhabendern Classen in unsern Städten mit der naiven Unwissenheit unseres Landvolks. Diese Neu-Engländerdörfler lesen eifrig ihre Zeitungen, sitzen in ihren Versammlungen ernsthaft zu Gericht über die Landespolitik, verfolgen mit scharfen Blicken den Gang des Großhandels, und beweisen ihre Religionssätze frei aus der Bibel so leicht und gewandt wie ein Prediger oder Advocat. Aber sie mähen und pflügen dennoch wie Bauern, und meinen, Europa sey besetzt von biblischen Königen und Knechten, und die Indianer halten sie für natürliche Kinder des Satans, die Yankees aber an Wissenschaft wie an Heiligkeit für das Mustervolk der Erde. Sie würden nicht glauben, daß der Mond nur eine freundliche Nachtlaterne sey, aber über die Kunst, sich mit den Mondbewohnern in directe Verbindung zu setzen, würden sie gläubig eine Vorlesung anhören. Mehr noch als im übrigen Amerika sind in Neu-England diejenigen Familien geehrt, deren Vorfahren einst in der Geschichte Amerika's glänzten und den Ortschaften den Namen gaben, aber das Innere auch dieser Familien unterliegt einer öffentlichen Neugier und Klatscherei, welche für den europäischen Geschmack unerträglich ist.

Treten wir nun eines Abends in eine solche Landwohnung ein. Der Neu-Engländer spricht zwar gern in biblischer Weise vom Schatten des Feigenbaums, unter welchem der Friede wohne, aber sein Haus läßt er gleichwohl schattenlos. Schon seine Vorfahren haben in den bestbesiedelten Gegenden eine solche Verwüstung im Urwalde angerichtet, daß das Holz theuer und starke, lange Bäume selten geworden. Der Yankee braucht zu seinen Geschäften kein Plätzchen im kühlen Baumschatten. Auch das Gärtchen bei dem Hause scheint mit Blumen und Rasenplätzen mehr zum Beschauen da, als um sich darin zu ergehen. Vor und im Hause herrscht geräuschlose Stille, da ist kein Flattern und Schreien des Hühnerhofes, kein Hundegebell und Pferdegewieher; selbst die kleinen Buben, wenn sie sich einmal balgen, geben sich die Püffe ohne viel Worte, das Geschrei gehört ja nicht zur Sache, und daß Schimpfen unanständig und Selbstbeherrschung rühmlich sey, weiß schon der Knabe. Der Hausherr kommt dem Ankömmling mit ruhigem Anstande entgegen, nimmt ihn scharf aufs Korn und fragt nach seinem Begehr. Es bedarf nur einer geringen Empfehlung, um einer wohlwollenden Aufnahme für ein paar Tage sicher zu seyn, jedes neuengländische Haus hat sein Gastzimmer in bester Ordnung. Gleich das erste Gespräch, das unser Wirth langsam und vorsichtig anknüpft, lehrt uns, welch ein spitzer, erfinderischer Verstand in dem Manne steckt. Er bleibt immer gemessen und aufgeräumt und steckt voll von witzigen Einfällen, in welchen sich eine auffällige Lust an Verschlagenheit und kühnen Sprüngen des Verstandes äußert. Es ist das der eigenthümlich trockene Yankeespaß, begleitet mit einem kurzen Lachen, der die feinen listigen Betrügereien im Handel, die Yankee-„tricks" ausheckt, welche über Neu-Englands Gränzen hinaus als derber Humbug erscheinen. Ein Blick ins Innere des Hauses läßt erkennen, wie einfach und ordentlich, wie nüchtern und reinlich es darin zugeht. Die Neu-Engländer verlieren keine müßige Minute, sie sind streng arbeitende Leute. Ein Volk

aber, das arbeitet, wird groß; ein Volk, das vorzugsweise sey es geistig oder sinnlich genießen will, kommt früher oder später auf die Lotterbahn, und wird von seinem arbeitsamen, inzwischen reich gewordenen Nachbar ausgekauft, es muß ihm zuletzt seine Söhne und Töchter wie seine Güter und Habe überlassen.

Die wenigsten Familien in Neu-England sind reich, aber sie arbeiten und sparen jedenfalls so viel zusammen, daß sie anständige Wohnung und Kleidung haben, und daß sie die Erziehungskosten für die Kinder bestreiten können; denn der höchste Ehrgeiz der Eltern besteht darin, daß die Söhne Prediger und Advokaten werden, und daß die Töchter deutsch und französisch lernen, und in den Damenakademien und im Umgange mit vornehmern Familien eine feinere Bildung erhalten. Das alles wird von zarter Jugend der Kinder an recht praktisch betrieben. Von erwachsenen Kindern finden wir daher höchstens eine oder die andere feingeputzte Tochter zu Hause, die andern Töchter sind auf Besuch oder in Schulen und Vereinen zur Beförderung von Missionen, Volksbildung und öffentlicher Wohlthätigkeit beschäftigt. Die Söhne stehen im Geschäft bei Kaufleuten oder lernen die ersten Fachregeln bei Advokaten, Predigern und Aerzten, um ihre Bildung später durch ein Jahr auf einer Hochschule zu vollenden. Es gibt in Neu-England manches schlichte Haus, aus dem vier oder fünf Söhne als Prediger oder als Juristen hervorgingen, welche in Osten, Süden und Westen der Union thätig sind.

Gegen Abend versammelt sich das junge Volk, welches noch nicht ausgeflogen ist, im elterlichen Hause. Die Dämchen, nett gekleidet, erscheinen in niedlichen Wägelchen, die sie selbst fahren, oder auch zu Roß mit sicherer Haltung, lauter schlanke, zierliche Figuren von sanfter, weißrother Gesichtsfarbe, denen zur Schönheit leider fast immer Fülle und Rundung des Leibes und der Glieder fehlt. Die jungen Männer kommen zwischen den Hecken hervor, ernsten und gesetzten Wesens; sie rechnen im Stillen ein Geschäft aus oder studiren auf eine passende Anrede. Vor dem Abendtische spricht der Vater ein Gebet; das sehr reichliche, aber ländliche Essen wird mit zahllosen Tassen warmen Getränkes begleitet, an dessen Farbe und Geschmack kein Europäer unterscheiden kann, ob es Thee oder Kaffee seyn soll. Obgleich man an den vielfachen Rücksichten und Artigkeiten wohl merken kann, daß die Hausgenossen einander gut sind, sitzen sie dennoch still um den Tisch, ohne Scherz und ohne Neckerei; das Wetter, das heute gewesen und morgen höchst wahrscheinlich seyn wird, daß des Nachbars Sohn aus Californien geschrieben, oder daß eine Verwandte in Boston eine gute Stelle gefunden, dergleichen wird kurz und fast mit verhaltener Stimme mitgetheilt. Nach dem Abendtische folgt wieder ein Gebet aus dem Stegreife, dann wird das Capitel aus der Bibel laut gelesen, welches gerade an der Reihe ist, das heilige Buch geht im Kreise um, jeder liest ein paar Verse und gibt es dem Nachbar. So wird jeden Abend ein Capitel abgemacht, ohne daß jemals irgend eine der Schandthaten der alten Israeliten ausgelassen würde, bei denen nicht bloß ein Mädchen roth wird. Hier aber wird strenge jedes Wort der Bibel verehrt.

Nach dem Abendgebet kommen die jungen Männer der Nachbarschaft, um die Töchter zu besuchen, die Meinungen über die letzte Predigt auszutauschen oder zu einem interessanten Kirchgang und neuen Prediger abzuholen, oder eine kleine Fahrt zu Wagen oder zu Pferd für den andern Tag zu besprechen. Die jungen Leute haben darin volle Freiheit und brauchen nicht erst lange die Eltern zu befragen, noch weniger fiele es ihnen ein, zu ihren Ausflügen eine ältere Dame als Ehrenwache zu bitten. Dennoch wird in diesem unbeschränkten Verkehr der jungen Leute nicht einen Augenblick der Anstand oder das strenge Sittlichkeitsgefühl beleidigt. Wenigstens kann man in Neu-England entschieden darauf rechnen, während anderswo diese amerikanische Freiheit hin und wieder der Deckmantel für allerlei Unrühmliches seyn soll. Sobald die Anbeter, welche hier Beaus heißen, guten Abend sagen, fühlen sich die jungen Mädchen wie auf dem Throne. Man kann nichts Lebhafteres und Uebermüthigeres sehen, als eine solche Schaar amerikanischer Mädchen, umgeben von ihren Anbetern. Von Kindheit an gewöhnt schon von ihren Brüderchen bedient zu werden, wissen sie jetzt in ihren kecken Launen und Neckereien kein Maß. Nicht sie werden von den Männern, sondern die Männer werden von ihnen unterhalten, und wenn später zum Clavier getanzt wird, ist diejenige die Gefeiertste, welche am geschicktesten im Gespräch Angelhäkchen auszuwerfen weiß, um einen recht großen Kreis von Verehrern um sich zu fesseln. Diese jungen Damen wollen die kurze Blüthezeit ihrer Jugend recht ausgenießen, und haben auch volle Muße dafür, denn ihre häusliche Arbeit ist des Vormittags rasch abgethan, sie putzen und ordnen Zimmer und Hausgeräth, was sie „fixen" nennen. Darauf kleiden sie sich auf das Zierlichste, wo möglich in Seide und Spitzen, gehen aus oder nehmen ein Buch oder eine Stickerei zur Hand. Musik, Naturwissenschaften oder neuere Sprachen sind diesen „Landmädchen" unentbehrlich, mögen sie nun viel oder wenig davon verstehen. In keinem Lande der Welt herrscht in jedem Hause eine so unermüdliche Lernbegierde. Auch entlegene Dörfer lassen sich im Winter jemand zu wissenschaftlichen Vorlesungen aus der Stadt kommen, die Kosten deckt man vorher durch Unterzeichnung. An gewissen Abenden ist das ganze Neu-England nur eine große Schulstube. Vor allem eifrig im Lernen sind die jungen Mädchen, denn ihr ernstes Bestreben besteht darin, durch Kenntnisse wie durch würdiges Wesen den Rang einer Dame einzunehmen. Und in der That weiß jedes Yankeemädchen, welches die reichen Pflanzer des Südens als Braut in ihre Heimath holen, dort ihren Platz als vornehme Dame wohl auszufüllen, weil sie aus Neu-England, wenn ihr Haus dort auch nicht reich war, doch einen Schatz von Bildung mitbrachte. Der Europäer freilich glaubt manchmal, wenn er den Lerneifer der jungen Damen bemerkt, sie kämen alle eben aus einer Gouvernantenschule, oder bereiteten sich vor als Zöglinge darin einzutreten. Obgleich die Yankeetöchter so hoch streben, geben sie sich doch einfach, wahr und verständig; sie haben kluge, helle Augen, und fragen den Fremdling mit gleicher Wißbegierde und Theilnahme aus über seine religiösen Ansichten wie über das, was seine Mutter im Topfe hatte, und was sein Vater alles in den Büchern und in den Sternen las. Es ist unter ihnen gar manches fromme Herz, welches unablässig im Stillen ringt, um ächt christlich zu werden, seine selbstsüchtigen Neigungen abzutödten, und die Nebenmenschen zu guten Christen zu erziehen. Auch möchte schwerlich in ganz Neu-England ein Dämchen gefunden werden, welches sich den Flachs auf dem Felde erst müßte weisen lassen, und etwa von einem Wickenfelde nebenan meinen könnte, da wachse auch wohl die Heede zum Flachs. Nur

hübsch tanzen können sie alle nicht, ihre Bewegungen bleiben immer ein eckiges Springen oder im Wiegen und Schleifen stecken, der schöne Tanz, das leichte sanfte Wogen der Anmuth wird noch von wenigen Amerikanerinnen verstanden.

Wie nun die jungen Mädchen keinen heftigern Wunsch haben, als stets damenmäßig (ladylike) zu erscheinen, so lassen die jungen Männer es sich etwas kosten, in Charakter und Auftreten als anstandsvolle und ehrenwerthe Männer (gentlemanlike) zu gelten. Auch sie arbeiten ernstlich an ihrer Veredlung, und in der That gibt es in Neu-England vielleicht nicht viele schlecht denkende oder boshafte Menschen. Aber die angeborene Gewohnheit, bei dem hochherzigsten Entschlusse sofort im Geiste auch die Kosten und den reinen Nutzen genau zu überrechnen, läßt im Yankee den Gentleman zehn Schritte hinter dem Handelsmann zurückbleiben. Außerdem ist durch das Kirchliche und Gemeindeleben dem jungen Manne eine ganze Schaar von Pflichten so hart und fest eingeprägt, daß er vor lauter Pflichten nicht dazu kommt, auch einmal etwas aus bloßem Edelmuth zu thun. So scheint es z. B. bei den meisten Yankees, als hätten sie aus purem Pflichtgefühl eine Frau genommen, und als liebten sie in den ihren Herzen theuersten Personen nicht den lebendigen Menschen, wie er einmal ist mit all seinen Eigenheiten, sondern bloß die Eigenschaften, welche seinen Pflichten entsprechen. Dieß Pflichtgefühl des Yankee ist jedoch etwas besonderer Art. Er würde es z. B. für eine arge Sünde halten, irgend jemand etwas Uebles zu wünschen, oder den Heller nicht herauszugeben, den er selbst für ungerecht hält; aber so lange er seine Pflicht thut, nimmt er auch alles Gute mit, was nebenher für ihn abfällt, und erfreut sich des Segens seiner gerechten Speculationen, wenn auch zu seiner Betrübniß Hunderte dadurch an den Bettelstab kommen. Im gewandten Auftreten aber muß der junge Yankee entschieden seinen Landsmänninnen den Vorrang lassen. Er überwindet niemals das Eckige, das Abspringen von einem zum andern im Denken und Benehmen. Trotz seiner höchst zarten Empfindlichkeit weiß er sich zwar meisterhaft zu beherrschen; aber da ihm jener feine Tact nicht innewohnt, der sich bei tieferer Bildung des Herzens und Geistes, und bei der Gewohnheit bessern Umgangs von selbst einstellt, so muß der junge Mann sich auf die hergebrachten Regeln der Gesellschaft verlassen, welche ihm bis ins kleinste vorschreiben, wo er den Arm zu bieten und wo er den Hut zu nehmen hat. Mancher amerikanische Jüngling gleicht in Gesellschaft einem Automaten, in welchem das Räderwerk sorgsam aufgezogen und wohl eingeölt ist. Wenn aber auch den jungen Yankees die Gabe fehlt, mit freier leichter Anmuth durchs Leben zu gehen, so sind sie doch durchgängig Männer, welche fähig sind, rasch einen großen Entschluß zu fassen und ihn ebenso rasch auszuführen. Im Felde, bei der Arbeit oder des Abends unter seinen Freunden fällt einem von ihnen ein gutes Geschäft ein, welches in Otaheiti oder Rußland auszurichten ist, und vielleicht ist er schon am nächsten Morgen auf dem Wege dahin. Und welche widrige Wellen ihm auch entgegenschlagen, er hält sich immer oben wie ein Kork, bis er im Hafen ist.

Vorzugsweise in den Neu-England-Familien macht sich eine Gattung bemerklich, die sich schon in England, viel schärfer und häufiger aber in Amerika findet. Es sind dieß die vielbeschäftigten, vielwissenden, vielregierenden Damen jenseits der Vierzig, welche halb Mannweib halb Nonne sind und nebenbei in aller Leute Töpfe gucken. Fast jede Familie in Neu-England hat eine solche Tante oder Hausfreundin aus der Nachbarschaft, welche jedes Viertel oder Halbjahr sich einstellt und mit klarem Geist und männlichem Wort das Hauswesen ordnet und wichtige häusliche Fragen beantwortet, deren Entscheidung für sie aufgespart ist. Ordnung und Entschiedenheit in Haus und Familie, das ist es, was diese Damen lieben, und Jung und Alt vertraut ihnen und fürchtet sie zugleich. Das sind denn auch die Frauen, durch welche die Prediger sich ebenso fördern als leiten lassen, welche in den zahllosen kirchlichen und wohlthätigen Vereinen die Präsidentinnen und Secretärinnen sind, lange Reden halten und höchst ernsthafte Anträge stellen, eine Betheiligung an einer Wirksamkeit fürs Allgemeine, in der man schon die Frauenwelt Englands voll Eifers und oft mit rührender Aufopferung sich ergehen sieht. Auch den Ruhm muß jedermann den Frauen in Neu-England zugestehen, daß sie vortreffliche Hausmütter sind. Es umringt sie schon in jungen Jahren gewöhnlich eine zahlreiche Familie, und es kommt noch jetzt vor, daß Drillingsgeburten in den Zeitungen gleichsam zur Nacheiferung ausgezeichnet werden, gleichwie vor Zeiten, als auch in Neu-England der Wald noch Ansiedler brauchte. Sobald aber die Kinderzahl sich mehrt, verschwinden die jungen Frauen fast ganz in das Innere ihres Hauses und machen keine Ansprüche mehr darauf durch Geist und Schönheit zu glänzen, ja sie erscheinen in der Gesellschaft neben ihren kecken und lebensfrohen Töchtern gedrückt und kleinlaut. Sie leben und denken jetzt nur für ihre Kinder, um den Hausstand zu erhalten und all die vielen Pflichten zu erfüllen, welche die in Amerika so außerordentlich sorgfältige Pflege der Kinder ihnen auferlegt. Und darin stehen ihnen die Männer treu zur Seite. Diese äußern dabei nicht eben häufig zärtliches Gefühl, aber immer sind sie recht thätige und sorgsame Familienväter.

Das Familienleben in Neu-England hat so viel schöne Seiten, daß die Neu-Engländer, welche in den andern Staaten angesiede't sind, mit kindlicher Rührung daran zurück denken. Im Schooße der Familie herrscht eine leichte angenehme Harmonie, welche auf geregelte Thätigkeit und gegenseitigem Sichgewährenlassen beruht. Die Eltern, Kinder, Geschwister und Verwandte haben wirklich herzliche Zuneigung für einander, äußerlich jedoch bleiben sie auch darin ruhig und ernst. Rohheiten oder Wuthausbrüche wären ganz unmöglich, aber man vernimmt auch selten solche Worte, welche lieblich aus dem Herzen tönen, noch seltener sieht man eine Liebkosung. Selbst wenn deutlich zu merken, daß sie für einander wärmer werden, beobachten sie noch die den Amerikanern zur andern Natur gewordene Zurückhaltung, als könnten sie ihr Gefühl nicht äußern oder als schämten sie sich desselben. Der Grund ist die scheue Rücksicht auf das Wohlanständige, und eine zarte gegenseitige Achtung, welche sich gleichsam fürchtet durch zu lebhafte Aeußerung der Empfindung in die des andern einzugreifen und dessen durchaus selbstständiges Denken und Fühlen an sich zu fesseln. Das Menschenherz verlangt aber danach sein Lieben und sein Sehnen und sein Trauern auszuströmen, und wo ihm das fortwährend versagt wird, da zieht es sich auf seine selbstsüchtigen Gefühle zurück. Nirgend nimmt wohl ein Vater zärtere Rücksicht auf die Empfindungen seiner Tochter und beschafft mit mehr Sorgfalt

die Mittel für ihren Luxus als in Neu-England, aber nirgendwo haben Söhne und Töchter so wenig tieferes Pflichtgefühl für ihre Eltern als dort. Die Familienbande sind daher auch leicht zerreißbar. So wie jemand in seinem unabhängigen Gefühl sich verletzt glaubt, denkt er gleich daran auszuscheiden, und Eltern und Geschwister lassen ihn, ohne daß es zur Erklärung kommt, ruhig ziehen, wenn auch mit gekränktem Herzen. Daß aber die Amerikaner wohl fühlen was ihrem Familienleben abgeht, zeigt sich auch in den Briefen, welche mehrere von ihnen aus Deutschland schickten. Hier scheint ihnen ein Himmel voll häuslicher Seligkeit aufzugehen. Sie können nicht genug beschreiben, wie lieblich und innig es in den deutschen Familien sey, und sehen ein, daß dieß köstliche und dauernde Glück nicht bloß aus gegenseitiger Achtung und Fürsorge, sondern auch aus inniger Zuneigung und Pietät hervorgeht.

Daß aber durch das amerikanische Familienleben ein kühler Hauch weht, hat auch noch einen öffentlichen Grund. Die kirchliche und die bürgerliche Gemeinde sieht gar zu gern von der Straße bis ins Innerste des Hauses hinein, und seine Bewohner wagen nicht recht die Fenster vor neugierigen Blicken zu verhängen. Die Gemeinde steht dem Neu-Engländer stets vor Augen, bei seinen täglichen Geschäften wie bei besondern Vorfällen denkt er eben so schnell an die Gemeinde als an seine Familie, und hat ein empfindliches Gefühl für alles, was im Umkreise der Gemeinde vorgeht. „Wir die Gemeinde", sagt er mit nicht geringerm Selbstgefühl als vormals unsere Reichsstädter. Denn die Gemeinde ist eine Macht, so frei und unabhängig wirksam, daß er eben so stolz auf sie ist, als er sich ihr gern unterwirft. Durch die Gemeinde und in derselben fühlt er sich als der Mann, wofür er sich selbst achtet, und weiß, daß er einem Volke gehört, dessen Bürger sich selbst regieren. Auch der Staat kann ihm in seine Gemeinde nicht eingreifen, sie muß vielmehr erst dem Staate ihre Hülfe leihen. Daher wirkt der Gemeingeist Wunder. Ein Nachbar will den andern in kühnen und gescheidten Unternehmungen, eine Gemeinde will die andere in großen gemeinnützigen Anstalten überbieten, und für letztere gibt derselbe Kaufmann ohne Bedenken Tausende her, der am Feierabende selbst seinen Zaun flickt, um ein paar Cents zu ersparen. Nur durch den lebendigen Gemeingeist sind die kleinen Banken möglich, von denen eine Menge für Gemeinden besteht, welche noch nicht 2000 Einwohner haben. Diese Ortsbanken leben durch den persönlichen Credit, den die Gemeindeglieder einander gewähren, weil sie wohl einsehen, daß die Bank, welche die Ersparnisse aufnimmt und zu vernünftigen Unternehmungen die Gelder hergibt, das Capital der Gemeinde zehnfach größer und zehnfach arbeitsamer macht. Die Gemeinde aber ist für den Neu-Engländer nicht bloß der bürgerliche, sondern auch der kirchliche Verband. Nicht jeder ist Kirchenmitglied, der in einer bestimmten Confession geboren und erzogen wurde, sondern nur derjenige Erwachsene, der nach reiflicher Ueberlegung, unter Bekenntniß seiner Sünden und mit dem Gelöbnisse, streng kirchlich zu leben, öffentlich und feierlich in eine kirchliche Gemeinde aufgenommen wird. Es ist dieß gleichsam der Eintritt in ein förmliches ständiges Vertragsverhältniß, das seine wohlverbrieften Rechte und Pflichten hat, und seine Mitglieder genau von denen abscheidet, welche nicht in diesem Bunde stehen. In keinem andern Lande der Welt ist die kirchliche Gemeinde der bürgerlichen so vollständig gleichgebildet, und nirgends stehen beide miteinander in so lebendiger Wechselwirkung. Kirchenältester oder Diakon ist ein ebenso gangbarer Titel, als Squire und Oberst, und gibt noch mehr Ansehen in der Gemeinde. Freiwillig zwar, aber darum nicht minder kraftvoll unterstützen sich Kirche und Staat gegenseitig. Am Tage des öffentlichen Dankfestes, den die politische Behörde bezeichnet, sind die Kirchen aller Bekenntnisse gefüllt. Man wird auch kaum einen Prediger finden, der politisch nicht ächt conservativ wäre und nicht einen tiefgehenden politischen Einfluß übte, wenn er selbst auch nicht zum Abgeordneten gewählt werden kann. Für die Neu-Engländer ist die Bibel das Gesetzbuch für das bürgerliche wie für das religiöse Leben; sie haben sich sowohl mit den Ansichten des alten Testaments, als mit den Lehren des neuen Bundes geistig genährt und erfüllt, und altbebräische und christliche Denkungsart zu einer neuen eigenthümlichen verschmolzen, welche eben nur die Denkungsart der Yankees ist. Ja wenn sie aufrichtig seyn wollten, müßten sie gestehen, daß die Mormonen, abgesehen von ihren ehelichen Einrichtungen, das Ideal der Verschmelzung bürgerlichen und kirchlichen Lebens darstellen, welches den Verfahren der Neu-Engländer vorschwebte.

Die Hauspolizei in England.

„My house is my castle", — „mein Haus ist mein Schloß; mag Regen und Schnee noch so stark eindringen, die Königin darf nicht ohne meine Erlaubniß einkehren" — dieser bekannte Satz, womit der Engländer auf eine so kräftige Weise sein Hausrecht bekundete, hat jetzt aufgehört eine Wahrheit zu seyn. In Folge der Parlamentsbeschlüsse in Bezug auf die niedrigen „Lodging-Houses" darf die Königin in der Person eines Constablers in jedes Haus eindringen, das hauslosen Familien ein temporäres Obdach gibt, um sich zu überzeugen, ob mit dem Obdache, das der Familie für eine enorme Summe verabreicht wird, nicht zugleich Ungeziefer aller Art und Fieber und Frost zugleich beherbergt werden. Das Wohnen ist bekanntlich sehr theuer in London, und da gerade in London mehr als in jeder andern großen Stadt eine ungeheure Anzahl von Personen aus allem stäten Wohnen und stäten Gewohnheiten herausgetrieben und darauf angewiesen ist, tagesüber für die jedesmalige herandrohende Nacht ein Nachtlager zu ermitteln, so kann man sich leicht denken, daß dieser irrende, nomadenartige Theil der Bevölkerung nicht sehr kritisch in der Wahl des Nachtlagers seyn kann. Es handelt sich für diese Classe überhaupt weniger um ein Lager, auf welches sie ihr Haupt niederlegen können, als um ein Obdach, unter welchem das niedergelegte oder vielmehr niedergedrückte Haupt vor Sturm, Regen oder Frost gesichert ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß mehr als 300,000 Personen jeden Morgen in London aufstehen, ohne zu wissen, wo sie Frühstück oder Mittagsessen herzunehmen haben. Aber das schwierigste ist bereits dadurch überwunden, daß sie aufgestanden sind

denn der Akt des Aufstehens setzt voraus, daß sie die Nacht in einer liegenden Stellung zugebracht, daß sie sich den Abend vorher niedergelegt haben, und das ist keine Kleinigkeit in London. Unter dem mildern Klima von Paris gibt es tausend Stellen, z. B. mit Dach versehene Arkaden, wo man die Nacht im Nothfalle zubringen könnte, wenn nicht das Polizeigesetz es jedem zur Pflicht machte, ein bestimmtes Obdach zu haben, widrigenfalls er als Vagabund behandelt und bestraft werden würde. In London, wo dieses Polizeigesetz nicht existirt, ist es das Naturgesetz, oder vielmehr das Gesetz des Klima's, das jeden darauf anweist ein besseres Obdach zu suchen als irgend eine Arkade, die eine schlechte Schutzwehr darbietet gegen die mit Seewasser und Kohlendunst geschwängerte Luft, des schleunigen Wechsels nicht zu gedenken von drückender Hitze zur grimmigen Kälte, oder vom Regen zum Sonnenschein. Zudem wäre der einen großen Theil des Jahres hindurch herrschende Nebel allein hinreichend, die Unglücklichen die unter einer Arkade Ruhe suchen wollten, herauszutreiben, um durch Bewegung der Erstarrung zu entgehen. Für diese Classe von Personen ist daher ein Nachtlager keine Kleinigkeit, und man kann sich leicht denken, was in London, wo der Raum so zu sagen nach seinem Gewicht oder vielmehr nach seinem Volumen mit Gold aufgewogen wird, die Behausung derjenigen seyn muß, die tagsüber nichts emsigeres zu thun haben, als sich für die Nacht eine Beherbergung zu erhandeln, zu erarbeiten, zu erbetteln, zu erstehlen oder zu erobern.

In einem Raume, der unter gewöhnlichen Umständen mit Beobachtung der hygieinischen Rücksichten kaum zwei Personen zu fassen im Stande ist, finden sich nicht selten zwanzig Personen jeden Geschlechts und Alters nachtsüber zusammengedrängt. Um ja keinen Quadratzoll vom Raume zu verlieren, liegen die Personen in einem Kreise auf dem Boden, so daß sie mit ihren Füßen, die den Mittelpunkt des Kreises bilden, zusammenstoßen. Der Mann, welcher solche Wohnungen ausleiht, steht sich gewöhnlich sehr gut dabei. Seine Miethsleute sind in der Regel Handwerker außer Arbeit, reisende Musikanten oder Hausirer, Diebe, Bettler u. s. w. Die letztern pflegt er mit aller Art von Garderobe auszustatten, verunglückte Matrosen oder lebensmüde Greise, verkleidet natürlich, gehen dutzendweise jeden Morgen aus seinem Hause und theilen am Abend mit ihm den Gewinn, den sie aus dieser ihrer Verkleidung und dem Mitleide des Publicums gezogen. Es war hohe Zeit, daß die Polizei in diese Häuser eindrang, weniger der Personen, die in denselben Zuflucht fanden, als der fiebergeschwängerten Gase wegen, die von diesen Wohnungen sich über ganze Straßen zu verbreiten drohten. Nun kann keineswegs geläugnet werden, daß dieses Eindringen von Seiten der Polizei in die englischen Häuser ein förmliches Einbrechen in das alte englische Hausrecht ist, da am Ende jedes Haus als ein Lodging-House betrachtet werden kann. Es kann ferner nicht geläugnet werden, daß die Polizeireglements in Bezug auf Begränzung der Personenzahl, der in einem solchen Lodging-House Obdach gegeben werden darf, einen förmlichen Eingriff in die Principien des Freihandels enthalten, der dem Engländer eben so theuer am Herzen liegt, als seine freie Constitution. Aber in diesem speciellen Falle mußten Freihandel und freie Constitution einen Augenblick in den Hintergrund treten, um der freien Luft freien Durchzug zu gestatten, mit andern Worten, es handelte sich hier Hand auf die pesterzeugenden Agenten und Agentien zu legen, und diesen sanitarischen Rücksichten mußten alle andern Betrachtungen, politischer oder socialer Natur, Platz machen. Nach dem neuen Gesetze müssen alle sogenannten „Common-lodging-Houses" polizeilich einregistrirt seyn, und es ist eine eigene Polizei-Commission eingesetzt, die zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in ein solches Haus eindringen kann, um sich von der Anzahl der Bewohner, dem Grade der Reinlichkeit, dem Zustande der Ventilation u. s. w. zu überzeugen. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Inspectoren dieser Commission mit der Hartnäckigkeit der Hausvermiether und Untervermiether zu kämpfen, mit welcher die letztern sich allen ihren Anordnungen widersetzen. Es ist keine Kleinigkeit, die Unglücklichen den Höhlen, in welche sie sich mit dem schleichenden Fieber eingewurzelt haben, zu entreißen, um sie nach dem Hospitale zu bringen.

Die Common-lodging-Houses", deren in jüngster Zeit über 9000 in das Polizeiregister eingetragen worden, haben alle zur Grundlage das sogenannte „Middle-man"-System, das heißt, sie werden durch Zwischenmänner betrieben. Zuerst kommt der Landlord, der wirkliche Hausbesitzer; dieser vermiethet das ganze Haus an einen sogenannten Tenant, der selbst wieder die einzelnen Räume an einzelne Personen vermiethet. Jeder Inhaber eines solchen Raumes nimmt wieder 10 oder 20 Personen oder gar eben so viele Familien als tägliche oder wöchentliche Miethsleute auf, von denen jeder natürlich seine tägliche oder wöchentliche Miethe besonders abzutragen hat. Man kann sich leicht denken, daß der Betrag dieser Miethe verhältnißmäßig den Betrag bei weitem übersteigt, den der eigentliche Raum- oder Hausinhaber für seinen resp. Theil bezahlt. So hat sich z. B. herausgestellt, daß aus einem Hause, das dem Hausbesitzer jährlich 25 Pfd. Miethe einträgt, der Tenant gewöhnlich 50 Pfd. bezieht, während die Unter-Tenants, welche die einzelnen Räume vermiethen, nicht selten über 150 herausschlagen. So kommt es dann daß ein Haus, welches nicht im geringsten geeignet ist menschliche Wesen zu beherbergen, ein eben so großes Einkommen abwerfen kann, als die eleganteste Wohnung in einem der besten Stadttheile Londons. Der Zustand aber, in welchem die Polizeicommission die meisten dieser Common-lodging-Houses gefunden hat, übertrifft alle Vorstellung. In einem Hause in St. Giles, heißt es in diesem Berichte, befanden sich in einem Zimmer, das nicht ganz 15 Quadratfuß maß, über 37 Personen, Weiber, Männer und Kinder durcheinander einlogirt. Wie die wilden Thiere lagen sie auf dem Boden hingestreckt, ohne alle andere Bedeckung als die Lumpen, die ihnen tagsüber als Kleidung dienten, und die nachtsüber ihnen vom Leibe abfielen. Die Polizei-Inspectoren, bevor sie in einen solchen Raum eintraten, wurden beim bloßen Oeffnen der Thüre von der Hitze und dem pestilentiellen Dunste überwältigt, der ihnen sogleich entgegen trat.

Wenn die Engländer von Comfort sprechen, so bezieht sich dieß größtentheils auf das comfortable Wohnen, auf die Comforts im Hause, das Comfortable Home, und es kann in der That nichts Comfortableres geben als ein englisches Haus, so lange es in gehöriger Ordnung, im comfortablen Zustande erhalten wird. Die englischen Häuser nämlich haben durchschnittlich alle dieselbe architektonische Grundlage. Jedes englische Haus hat so zu sagen eine Wurzel, mit welcher es sich in den Boden senkt. Die Häuser nämlich sind tiefer als die Straße und stehen von der Straße ab, so

daß das untere Geschoß, was bei uns den Keller bildet, eben so gut mit Fenstern versehen ist und ein Stockwerk bildet wie die übrigen Etagen. Dieses untere Geschoß, diese Wurzel des Hauses, zu welcher das frische Wasser durch hydraulische Vorkehrungen zu gewissen Stunden des Tages zufließt, und von welcher es mit derselben Leichtigkeit abfließt und allen Unrath mit sich fortführt, wird gewöhnlich zur Küche benutzt. Von der Küche, von der Wurzel des Hauses wird das Wasser mit derselben Leichtigkeit in alle übrigen Etagen geleitet. Durch diese Wurzel steht jedes Haus in directer Verbindung mit der Themse oder dem River Lea (ein Fluß, der sich in die Themse ergießt), insofern es nämlich von diesen Flüssen aus mit Wasser versehen wird, und das verbrauchte Wasser durch Canäle wieder in dieselben abfließt. Alle diese Vorkehrungen fallen natürlich in solchen Häusern weg, die zu Common-lodging-Houses benutzt werden. Die Küche und Wurzel des Hauses wird hier eben so gut ein Schlafgewölbe, wie die übrigen Etagen, und besser noch, da dieses Schlafgewölbe eine größere Anzahl von Personen umfassen kann. Von Wasserleitungen und Wasserableitungscanälen kann in solchen Häusern ebenfalls keine Rede seyn. Man glaube ja nicht, daß diese Häuser einzeln in London dastehen, ganze Straßen oder sogenannte Courts (Höfe) bestehen aus nichts weiter als Lodging-Houses, und ihre Anzahl belief sich vor der Einregistrirung über 9000. Der Typhus hat diese Behausungen zu seinem permanenten Wohnsitz gewählt, und die Polizei-Inspectoren müssen manchmal Gewaltmaaßregeln anwenden, um die vom Fieber Befallenen ins Hospital zu bringen. Es scheint, als wenn die verpestete Luft das wahre Lebenselement ist, in dem die verkommenen Irländer sich wohl fühlen, und selbst die neuesten Polizeiverordnungen sind fruchtlos, um diesen Theil der Bevölkerung Londons an den Genuß einer reinern Luft und Wohnung zu gewöhnen. Das beste Reinigungsmittel für diese Höfe, in denen Schwärme von Menschen und Insecten in einer Atmosphäre von Corruption neben einander hausen, war die Cholera, die wie ein Donnerschlag auf diese Plätze einfiel und dieselben manchmal in einem Tage von allen Bewohnern reinigte, da ganze Courts, von der Cholera ergriffen, im wahren Sinne des Wortes ausstarben. Aber die Saat war hiermit nicht vertilgt; die englische Gesellschaft erzeugt aus sich selbst immer wieder neue Paupers, immer wieder neue verpestete Lodging-Houses, Paupers- und Lodging-Houses, wie sie nur in England, in der Mitte des größten Reichthums, erzeugt werden können, Menschen, die, lebendig im Zustand der Auflösung begriffen, sich wohlfühlen in der verpesteten Atmosphäre, die sie erzeugte, und die sie erhält.

Seitdem das neue Gesetz in Kraft gesetzt worden, hat sich herausgestellt, daß die Polizeimacht, die mit der Ueberwachung der Lodging-House beauftragt wurde, unzureichend ist, um die in den vollen Schmutz eines Lodging-Houses eingewurzelte Masse beweglich zu machen. Man erwartet von der nächsten Parlamentssitzung nicht allein eine Verstärkung der physischen Macht, sondern auch eine Ausdehnung der moralischen Gewalt und Controle. Was bisher geschehen ist, beschränkt sich auf die Einregistrirung der Häuser und auf Feststellung der Bewohnerzahl, die jedes einzelne Haus nicht überschreiten darf. Sodann hat die Polizei Zwangsmaaßregeln eingeführt zur gehörigen Ventilation und Säuberung der Räume. Auch ist für gehörige Wasserleitung und Wasserableitungscanäle so viel als möglich gesorgt worden, und als ein einstweiliges Resultat hat sich bereits so viel herausgestellt, daß die Typhusfälle in den Hospitälern bedeutend nachgelassen haben. Was nun die Ableitungscanäle betrifft, so sind dieß Werke, welche mehr von der ganzen Stadt, als von den einzelnen Bewohnern ausgehen können. In den bessern Stadttheilen bilden diese Ableitungscanäle wahre Musterwerke. Es ist, als wenn die Themse in ihren täglichen Ebbe- und Fluthbewegungen alles, was sich beschmutzend oder verunstaltend an der Wurzel des Hauses anlagern könnte, fortspüle, und jedesmal einen Ueberfluß an frischem Wasser zurücklasse. In den ärmern Stadttheilen dagegen ist der Mangel dieser Ableitungscanäle und Bewässerungen die wahre Ursache des immer noch häufigen Typhusfiebers, und hier natürlich bleiben alle Polizeimaaßregeln fruchtlos, so lange man nicht Hand an die Wurzel des Uebels legt.

Trotz allem dem aber gibt es in London eine Classe von Einwohnern, welche durch die kräftigsten sanitätischen und Polizeimaaßregeln nie an die regelmäßige Gewohnheit des Wohnens, wir meinen des comfortablen Wohnens gebunden werden kann. Mehr als irgendwo gibt es nämlich in England in Folge des wechselnden Ganges der Industriebewegung eine Classe von Personen, die beständig schwebend zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit erhalten werden. Im Winter lagert sich dieser Theil der englischen Bevölkerung in den Städten, und werden natürlich die Unterhalter und die beständig neuen Gründer dieser Lodging-Houses. Diesen Leuten eine regelmäßige Beschäftigung zu geben, ist eben so unmöglich, als der englischen Industrie zu gebieten, einen regelmäßigen, gleichförmigen Gang zu beobachten. Was man ihnen gegeben hat, das sind die „Workhouses"; aber die meisten Engländer haben vor denselben eine größere Scheu als vor dem Kerker, und um den erstern zu entgehen, werfen sie sich freiwillig in die Arme des Verbrechens, das ihnen die Thore des Kerkers eröffnet. Einmal in den Lodging-Houses eingekehrt, von Schmutz, Laster und Entbehrungen aller Art umgeben, sind sie bloß durch eine sehr dünne Scheidewand vom Arrest-, Irren- oder Krankenhause — den drei Heilanstalten dieser Classe von Menschen — getrennt. Die Polizei mag noch so thätig seyn in der Ueberwachung dieser Häuser und in der Ausrottung derjenigen Ursachen, welche Seuchen aller Art erzeugen, — die Classe von Menschen, von der wir oben gesprochen, erzeugt sich immer von neuem, und mit ihnen erzeugen sich immer neue Lodging-Houses, weniger verpestet, aber nicht minder den Uebergang zum Gefängnisse oder zur Transportation bildend. Ein Knabe, der eines leichten Vergehens wegen zum Gefängnisse von 24 Stunden verurtheilt worden, und der, wie es Sitte ist, zuerst der Reinigung in einem warmen Bade unterworfen wurde, bevor er seine Strafe antrat, fand sich so wohl nach diesem Bade in seiner reinlichen Gefängnißzelle, daß er hoch und theuer gelobte, nie den Fuß in ein Lodging-House mehr setzen zu wollen. Der Knabe hielt Wort. Kaum in Freiheit gesetzt, beging er ein neues Vergehen, wozu er zu einer längern Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, und um nicht immer wieder diesen Proceß von neuem beginnen zu müssen, steigerte er zuletzt das Vergehen bis zu dem Grade, wo er seine Freiheit bis auf die Dauer seines Lebens verwirkt hatte, d. h. des Schmutzes und der Freiheit des Lodging-Houses auf ewig verlustig wurde.

Wie wir bereits oben gesagt haben, bezahlen die unglücklichen

Bewohner eines Lodging-Houses verhältnißmäßig eben so theuer, als wenn sie in einem geräumigen, mit Luft, Licht und Wasser versehenen Hause wohnten. Bekanntlich hat sich deßhalb eine Gesellschaft gebildet, die zum Zweck hat, die Bildung solcher Lodging-Houses zu befördern, in denen die Comforts des englischen Wohnens, Luft, Licht, Feuer und Wasser vereinigt sich vorfinden, ohne daß die zu entrichtenden Gebühren die Kräfte dieser Classe der Bevölkerung Londons übersteigen. In letzter Zeit haben wir eine Menge dieser Häuser unter dem Namen von Model-Lodging-Houses entstehen sehen. Das Princip, wonach diese Häuser gebaut sind, beruht auf der Ersparniß, die erzweckt wird, wenn für die Bewohner Licht, Feuer und Wasser, d. h. Wohn- und Waschstuben gemeinsam eingerichtet werden, während die Schlafstuben durch gehörige Scheidewände getrennt sind. Die Waschanstalten in diesen Häusern sind wahrhafte Musteranstalten. Allenthalben nämlich, wo es der Raum zuläßt, sind Hahnen angebracht, die man bloß zu drehen braucht, um das Wasser stromweise herausfließen zu sehen. Unter diesen Hahnen befinden sich ungeheure Waschbecken angebracht, die in der Mitte eine Oeffnung haben, welche jedoch wasserdicht geschlossen werden kann. Es bedarf daher nicht der geringsten Anstrengung, um das Becken mit frischem Wasser anzufüllen, oder das verbrauchte Wasser abfließen zu lassen, und auf diese Weise kann man sich wenigstens in London, wo das Wasser sehr theuer ist, Reinlichkeit und Reinigung mit geringem Aufwande von Kraft und Kosten verschaffen.

Volksfeste, Sitten und Gebräuche in Frankreich.

(Nach französischen Quellen von Dr. Er. Z . . den. Vergl. das „Ausland" von 1853, Nr. 10.)

1. Die Bewohner der Vendée, deren Charakter, Nationaltracht, Sitten, Gebräuche und Feste.

Die drei großen Boden-Abtheilungen der Vendée, welche ihrer Beschaffenheit nach die charakteristischen Namen „das Waldland" (le Bocage), „das ebene Land" (la Plaine) und „das Sumpf- oder Moorland" (le Marais) erhalten haben, unterscheiden sich trotz der überhandnehmenden und die Nationalität mehr und mehr vernichtenden Civilisation noch in mancher Beziehung durch den Charakter und durch die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Sobald man den kalkigen Boden des „ebenen Landes" verläßt und den Fuß auf die mit Holz, Haidekraut und blühendem Ginster bewachsenen Hügel des „Waldlandes" setzt, sieht man auf dem Boden der wahren Vendée. Gleich bei dem ersten Kreuzwege sieht man eine Menge kleiner hölzerner Kreuze, welche die Anverwandten und Freunde eines Verstorbenen in dem Augenblick dort in die Erde gesteckt haben, als der Leichenwagen, welcher die sterbliche Hülle desselben nach der Kirche des Pfarrdorfs brachte, vorüberfuhr. In diesem Gebrauch offenbart sich zwar ein frommer Sinn, aber wir argwohnen, daß derselbe seinen Ursprung theilweise im Aberglauben hat. Es ist bekannt, daß die Zauberer, Kobolde und Hexen nach dem Volksglauben ihre infernalischen Tänze an den Kreuzwegen um die Geisterstunde aufführen und daß man hier am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, der schrecklichen Chasse-Gallery (der wilden Jagd) [1] zu begegnen, welche bei nächtlicher Weile aus den Lüften herniedersteigt, über die Hügel, die Haiden und Wälder braust und in rasendem Lauf die Unvorsichtigen mit sich fortreißt, welche zu spät von den Abendgesellschaften um Allerheiligen nach Hause gehen. Demnach liegt die Vermuthung nahe, daß die Dorfbewohner des „Waldlandes" jene Kreuze deßhalb mit einer so frommen Sorgfalt an den Kreuzwegen aufpflanzen, damit der Todte gefahrlos und in Frieden an den letztern vorüberziehe. Dieß ist sehr wahrscheinlich, allein mit Gewißheit läßt sich in dieser Beziehung nichts behaupten, da die Bauern ihre abergläubischen Meinungen einem „Herrn" ungern mittheilen. Richtet man zum Beispiel geradeswegs die Frage an sie: „Glaubt Ihr an Zauberer?" — so werden sie stets antworten: „Ich weiß wahrlich nicht, ob es deren gibt, aber es ist sehr glaublich, daß es böse Menschen gibt." (Dam', i ne sais ja si ol y en a; mais ol est terjou bé bé sûr, qu'ol y a de mouvé monde).

Dergleichen abergläubische Meinungen herrschen übrigens in vielen andern Provinzen, welche — wir wissen nicht, warum — in dem Rufe stehen, daß die Civilisation in ihnen größer sey. Was die Vendée von andern Gegenden unterscheidet, ist die begeisterungsvolle Fröhlichkeit ihrer Nationaltänze und vor allem die liebliche und wehmüthige Melodie der alten Lieder des Poitou. Wir besitzen ein altes kleines Buch, welches den Titel führt: „Les Delices de la France" und welches nicht müde wird, die Schönheit der Rundtänze (branles) und die Lieder des „Poictou" zu preisen, und es ist allbekannt, daß die Hofleute Ludwig XI aus dieser Provinz die Tänzer und Tänzerinnen kommen ließen, welche den sorgenvollen, finstern Monarchen aufheitern sollten.

In dieser Hinsicht ist die Vendée noch nicht ganz ausgeartet, es gibt Rund- oder Tischgesänge, „Weglieder", um die Langeweile auf der Reise zu verscheuchen, einen Ochsentreibergesang, welcher in einer Reihenfolge von außerordentlich lange ausgehaltenen Tönen besteht und den trägen Schritt des Ochsengespannes begleitet; [2] es gibt Lieder für jeden Geschmack und für alle Umstände im Leben. Fast alle diese reizenden Lieder haben eine wehmüthige, klagende Weise, welche so überaus gut zu dem melancholischen Anblicke der großen Wälder paßt.

Wenn die Melodien der Lieder fast immer anmuthig sind, so sind die Worte dagegen selten poetisch; sehr häufig werden diese letztern während des Tanzes improvisirt. Dieß geschieht unter andern bei dem „Kuchentanz", welcher noch bei den Hochzeiten in

---

[1] In Tours wird die wilde Jagd la chasse briguet und le carrosse du roi Hugon genannt; in andern Gegenden Frankreichs führt sie den Namen Hellequin. Im Walde von Fontainebleau jagt le grand veneur. A. d. U.

[2] Das Singen in dieser Weise wird Bouarer in der Nieder-Vendée genannt.

der Nieder-Vendée üblich ist und auf folgende Weise ausgeführt wird. Außer dem symbolischen, ringsum mit blumenbehängten Dornzweigen besteckten Kuchen, welcher vor der Neuvermählten steht, setzt man andere weniger prächtige in bestimmten Zwischenräumen auf die Tische der Hochzeitsgäste; allein ehe die letztern die Kuchen anschneiden dürfen, müssen sie dieselben erobern. Auf ein gegebenes Zeichen erhebt sich ein junger Bursche, bemächtigt sich des zunächst stehenden Kuchens, hält ihn so hoch als möglich empor und eilt tanzend nach der Mitte des Speisesaales. Ihm folgen sogleich drei oder vier andere junge Burschen, welche Teller und Gabeln tragen, die sie nach dem Tact gegeneinander schlagen, und tanzen singend um den ersten herum, indem sie sich bemühen, mit den Zinken ihrer Gabeln einige Stückchen von dem Kuchen zu erhaschen, welchen jener ihnen zu entziehen sucht. Dieser Kampf endet mit einem tapfern Zechen, wobei der Kuchen zerschnitten und unter die Hochzeitsgäste vertheilt wird.

Aber trotz Wein, Tanz und Gesang würde ein Fest in der Vendée ohne Pulverdampf und Pulvergeruch nur unvollkommen seyn. Die Leidenschaft, zu schießen und zu knallen, berauscht sie mit einer tollen Lustigkeit. Wenn mitunter der Tanz träger dahinschleicht, wenn die Finger der Geiger und Bläser lahm werden — werfet eine Petarde in die ermüdete Menge oder brennet eine Pistole ab — und augenblicklich wird alles lebendig! Ein wahrhaft betäubendes Freudengeschrei, ein unaufhörliches Gejauchze und Sprünge, welche die Erde erzittern machen, folgen dem Knall. Glücklich derjenige, welcher sich eine schlechte Pistole hat verschaffen können! Er ist der König jedes Festes und der Spender der Freude. Man schmeichelt ihm, man liebkost ihn und Jedermann drängt sich zu ihm, um die hohe Gunst zu erlangen, etwas Pulver verpuffen zu dürfen.

Wenn die Wichtigkeit und die Bedeutung des Festes eine solche Würze nicht zulassen, so beschränkt man sich auf Freudenfeuer; z. B. am Johannistage oder wenn der Diöcesanbischof seine Rundreise macht. Wenn die Wege bei dieser Gelegenheit „glücklicherweise" für Pferdegespanne zu schlecht sind, so streiten sich alle Hofbesitzer des Kirchspiels um die Ehre, wer die Ochsen stellen soll, welche den Wagen des Prälaten zu ziehen haben. Die rührenden Prätensionen dieser ehrlichen Leute, welche neben dem frommen Glauben alle die heiligen Traditionen ihrer Väter bewahrt haben, und der Wetteifer der einzelnen Gemeinden haben die Zahl jener Ochsen mitunter auf vierzig und sogar auf achtzig gesteigert, und wir könnten ein Kirchspiel nennen, welches gelobt hat, diese Zahl bei der nächsten Gelegenheit auf hundert und zwanzig zu bringen.

Die auf der Heide knieende Menge, die lange Reihe der mit Bändern und Blumen geschmückten Ochsen, welche sich bald auf den Abhängen der Hügel dahinschlängelt und bald in den schattigen Hohlwegen des „Waldlandes" verschwindet, all' dieser ländliche Pomp inmitten einer Landschaft voll von ursprünglicher Frische macht einen äußerst wohlthätigen Eindruck auf das Herz und erfreut es wie eine reine und liebliche Harmonie.

Den Bewohner des westlichen „Sumpflandes" (le Maraichin), den man nur zu oft mit dem Bewohner des südlichen „Sumpflandes" verwechselt hat, würde man leicht beim ersten Blick an seinem hohen Wuchs, an seinem ungezwungenen Wesen und an der Frische seiner Gesichtsfarbe erkennen, wenn ihn nicht schon sein runder, an einer Seite aufgeschlagener, mit hellfarbigen Schnüren gezierter Hut, seine Weste von weißem Flanell, seine weiten Beinkleider und sein grellbunter baumwollener Gürtel hinreichend von den Bewohnern des „Waldlandes" (Bocains, Bocageons) unterschieden, welche die Märkte von St. Gilles, von Challans und Saint-Gervais in Schaaren besuchen. Die blonde Farbe seiner Haare, welche man besonders nach der Insel Bouin zu bemerkt, seine kurze und abgestoßene Redeweise und mehr noch die heimliche Feindschaft, welche zwischen ihm und seinen Nachbarn im „Waldlande" herrscht, obwohl er deren religiöse Ansichten und politische Meinungen theilt — alle diese Zeichen deuten fast mit Sicherheit darauf hin, daß wir zwei verschiedene Volksstämme von verschiedenem Ursprung vor uns haben.

Es scheint, daß der Geist der Nationalität der vernichtenden Wirkung der Jahrhunderte eben so sehr Widerstand leistet, als die physischen Eigenschaften, welche die Völkerstämme von einander unterscheiden, weil man trotz der ununterbrochenen Verbindungen, trotz der gemeinsamen Gefahren, Unglücksfälle und Triumphe zur Zeit des „großen Krieges" noch Spuren von dem alten Hasse findet, welcher einst zwischen jenen beiden Völkern geherrscht haben muß. So pflegen die Bewohner des „Sumpflandes" unter sich die Bewohner des „Waldlandes" les Dannions, zu nennen, ein Ausdruck der Verachtung, welcher nach der Meinung einiger Gelehrten einen „verdammten Menschen" bezeichnet, und ein unglücklicher Dannion, welcher sich in das Innere des „Sumpflandes" wagt, sieht sich mitunter von einer Kinderschaar umringt, die ihn verfolgt und schreit: „ah Danniou! Dannion saraillon!" (welches letztere Wort „eingezwängt", „eingeschnürt" bedeutet) da er engere Beinkleider trägt, als die Sumpfbewohner.

Der Bewohner des Sumpflandes, welcher sich so stark gegen die Dannions abschließt, behandelt diejenigen, welche den Rand des letztern bewohnen, fast eben so, da er sie kaum als „Maraichins" betrachtet, wogegen er wiederum von den Bewohnern des niedrigsten Theils des Sumpflandes, der les bonnes-terres heißt, nicht als ebenbürtig betrachtet wird.

Der Maraichin besitzt mehr Freiheitsliebe, hat eine offenere Miene und freundlichere und traulichere Manieren als der Bewohner des „Waldlandes." Lebhaft, zum Zorn geneigt und schwer zu leiten, hält er mit seinem Zutrauen gegen Fremde sehr zurück; aber seinen Freunden aus allen Classen beweist er die größte Ergebenheit und nimmt sie mit der herzlichsten Gastfreiheit auf.

Die Häuser im Sumpflande, von denen sehr viele, und besonders die der Tagelöhner, Lehmmauern und ein Rohrdach haben und unter dem Namen Bourrines bekannt sind, zeigen im Innern die größte Reinlichkeit und Sauberkeit.

Selten vermag der Maraichin dem ihn Besuchenden ein Glas Wein anzubieten, aber wer ihn recht glücklich machen will, der greife ohne Umstände in seinen Tabaksbeutel, setze sich neben seinem Feuer von Ochsenmist auf eine der Bänke von Lehm, welche auf beiden Seiten des Herdes stehen und rauche eine Pfeife mit ihm. Das Rauchen ist eine fast allgemeine Sitte im Lande und ein so dringendes Bedürfniß geworden, daß man sehr häufig sehen kann, wie Männer und mitunter sogar Knaben, wenn sie kaum die

Kirche verlassen haben, ihre kleinen Pfeifen von rothem Thon aus dem Gürtel ziehen und zu rauchen beginnen, daß die Gruppen der Plaudernden bald in einer Wolke von Rauch verschwinden.

Die Frauen dieses Landstrichs sind nicht weniger bemerkenswerth als die Männer. Ihre Haltung und ihre Bewegung zeigen eine gewisse Ungezwungenheit, welche mitunter an Anmuth streift, obwohl es nicht die bescheidene und treuherzige Anmuth ist, welche sentimentale Gemüther fesselt. Ihr Gang ist rasch und keck und ihr Benehmen ist bedeutend freier als in den übrigen Theilen der Vendée. Wenn man an einem Sonntagabend vor der Thür eines der zahlreichen Wirthshäuser vorübergeht, welche an der Gränze des Districts von Challans oder Saint Jean-de-Mont stehen, so erblickt man dort fast eben so viele weiße Weiberhauben als runde Hüte. Ein junger Bursche (gas) begegnet einem jungen Mädchen aus seiner Bekanntschaft, und schlägt ihr vor, einen „Schluck mit ihr zu trinken." Nachdem das Mädchen sich der Form wegen etwas geziert hat, nimmt sie das Anerbieten gewöhnlich an, und beide gehen zum Wirthshause, ohne die Blicke der Leute zu fürchten. Diese Art von Galanterie, welche allgemein üblich ist, ist eher unschicklich als gefährlich zu nennen, da niemand zu beweisen vermag, daß die Sitten der Bewohner des Sumpflandes weniger rein sind als die der Waldlandbewohner.

Die jungen Mädchen lieben den Tanz leidenschaftlich und verwenden die größte Sorgfalt auf ihren Anzug. Für ihren Teint sind sie außerordentlich besorgt, denn im Sommer gehen sie nie aus dem Hause, ohne ein Stück Papier an das Vordertheil ihrer Haube zu heften, welches sie wie ein Schirm vor den Sonnenstrahlen schützt. Eine junge „Waldlandbewohnerin" würde zwischen ihrer Tracht und der der Sumpflandbewohnerinnen gewiß wesentliche Verschiedenheiten finden, namentlich in dem Faltenwurf des Tuches; aber diejenigen, welche in die feinen Nüancen der weiblichen Tracht nicht eingeweiht sind, erblicken nur in dem Kopfputz einen wesentlichen Unterschied. Während die Mädchen von Challans ihre ungeheuern Haarwülste (hennins) am Hinterkopf tragen, befestigen die des Sumpflandes die ihrigen oben auf dem Kopf und bedecken sie je nach der Jahreszeit mit einer Haube oder Kapuze (capot), deren unterer Theil bis auf die Schultern herabfällt.

Diese schöne Bevölkerung ist aber durchaus nicht von einem schönen Land umgeben. Das ganze „Sumpfland" mit Ausnahme seiner Ränder, welche mit hohen Bäumen bewachsen sind, bietet überall nur einen höchst einförmigen Anblick dar. Das Auge verliert sich in einem Labyrinth von Wassergräben, und wird die Monotonie der weiten Fläche sehr bald müde, auf welcher es oft nichts gewahrt als den starren Blick der großen Ochsen von Sallertaine, die regungslos auf dem Abhang der Erdwälle liegen. Der District von Saint Jean-de-Mont bietet etwas mehr Abwechslung dar. Jede Meierei ist von einer Baumgruppe umgeben, und am Sonntagmorgen kann man das eigenthümliche und höchst anmuthige Schauspiel genießen, eine Menge kleiner Kähne (nyoles) aus allen diesen Oasen hervorkommen und auf den regungslosen Wassern des „Sumpflandes" rasch nach dem Thurm des Kirchdorfs dahingleiten zu sehen; in diesen Kähnen sitzen die Weiber, welche die Messe hören wollen. Die jungen Burschen dagegen verschmähen das bequeme Fahren. Sie eilen quer durch die Sümpfe in gerader Linie dem Kirchthurm zu, indem sie mit Hülfe ihrer Springstöcke (ningles) über alle Gräben setzen, welche sie unterwegs antreffen, und von denen einige mehr als 7 Metres breit sind.

Alle diese Verschiedenheiten der Sitten und der Sprache zwischen den verschiedenen Cantonen der Vendée sind Nüancen, welche die „reisenden Schriftsteller" gewöhnlich nicht erkennen, obwohl sie es dennoch nicht übers Herz bringen können, dem Publicum ihre Reiseeindrücke vorzuenthalten. Nur ein Kind der Vendée würde im Stande seyn, die verschiedenen Tänze des „Sumpflandes", des „Unter-Waldlandes" oder des „Hochlandes" zu unterscheiden, aus dem Accent zu bestimmen, welchem Canton oder welcher Gemeinde der vorübergehende, freundlich grüßende Wanderer angehört, und auf einem Jahrmarkt herauszufinden, von welchen Kirchspielen all' die verschiedenen Moden des Kopfputzes (coiffions) kommen, die einen Maler glücklich machen und einen Nomenclator in Verzweiflung bringen würden.

Obgleich wir noch manches Interessante aus dem Gebiet der Sitten und Gebräuche mittheilen könnten, so gibt es in der Vendée doch etwas, was alles beherrscht, eine Poesie, welche jede andere Poesie getödtet hat: es ist die Erinnerung an den „großen Krieg." Welcher Partei man auch angehören möge, es ist unmöglich, sich der Macht dieser Erinnerungen zu entziehen, welche Herz und Phantasie ergreifen, und dem Zauber der Erzählungen zu widerstehen, welche irgend ein alter Krieger zur Abendzeit am Herde mittheilt, und welche uns in ihrer naiven und kräftigen Sprache in die Periode des „großen Krieges" einzuweihen wissen, wo nach ihrem derben Ausdruck „der Teufel herrenlos herumlief." Wir sind überzeugt, daß die Geschichte der Vendée einst eine unerschöpfliche Fundgrube für den Dichter und Romanschreiber seyn wird, wenn die Erzählungen ihrer Riesenkämpfe in politischer Hinsicht nicht mehr werden verdächtigt werden.

2. Eine Buchweizendrescherei in der Unter-Normandie.

Wenn der Herbst den Fluren das schöne Sommergewand geraubt hat, eine Stimme nach der andern in Wald und Feld verstummt, das verwelkte rothe Laub leise zitternd im Winde flüstert und nur dann und wann das Lied eines Hirten oder das Geläute der Heerdenglocken aus der Ferne herüberschallt, welche wie leise Klagen über die dahingeschwundenen Blüthen des Lenzes und des Sommers weit über die falben Stoppelfelder wehen, da wird der zur Wehmuth gestimmte Wanderer herzlich erfreut, wenn er aus einem schweigenden Gehölz tretend, plötzlich einen Kreis von kräftigen, rüstigen Landleuten vor sich erblickt, welche, von den Strahlen der milden Herbstsonne beglänzt, ein lustiges Buchweizendreschen anstellen.

Dieß ist kein alltägliches Geschäft, und deßhalb verwendet man zu demselben auch keine Tagelöhner. Man ladet eine möglichst große Zahl von Freunden und Verwandten dazu ein, und belohnt sie nach vollbrachter Arbeit mit einem stattlichen Schmaus.

Ehe man zum Ausdreschen der letzten Garben schreitet, stellt man die Hausfrau auf die Mitte der Tenne, und dann gehen die

Drescher rings um sie herum, indem sie den Boden mit ihren Flegeln taktmäßig schlagen, und bestellen sich bei jener, was sie beim Schmause zu haben wünschen: der eine starken Cider, der andere Hammelfleisch, der dritte ein gebratenes Hühnchen, der vierte Gänsebraten, alle aber verlangen gewiß einen Pfannkuchen von Buchweizenmehl. Ist die Arbeit gethan, so beginnt die Mahlzeit, der Rest des Tages verfließt unter Gesang und Tanz in der Scheune.

Der Buchweizen bildet den Hauptnahrungsstoff der Landleute in der Unter-Normandie. Des Morgens ißt man denselben als Brei zubereitet, des Mittags backt man Pfannkuchen von Buchweizenmehl. Das übrige Getreide bewahrt man auf, um es zu verkaufen und das Pachtgeld, die Steuer und die zum Haushalt erforderlichen Gegenstände damit bezahlen zu können.

In dem größten Theil des Arrondissements von Domfront backt man große Buchweizenbröde, welche zehn Pfunde wiegen und das nur noch wenig übliche Weißbrod auf dem Lande ersetzen. An vielen Orten, z. B. in Vire, Condé, Domfront, Tinchebray u. s. w. verkauft man des Morgens und des Abends kleine, frisch aus dem Ofen kommende Buchweizenbrödchen, welche in den Straßen ausgerufen und mit einem Sou bezahlt werden. Man schneidet sie in zwei Theile, bestreicht sie mit Butter und ißt sie noch ganz warm. Die Stadtbewohner lieben diese Delicatesse ungemein und manche genießen jene Buchweizenbrödchen zum Frühstück.

3. Das Weihnachtsfest.

Während in den Städten die alten Gebräuche beim Weihnachtsfest fast ganz verschwunden sind, haben sie sich auf dem Lande noch in voller Kraft erhalten, obgleich der Charakter und die Sitten der Bewohner in den verschiedenen Provinzen dieselben auf eine eigenthümliche Weise modificirt haben. In den nördlichen Departements wird das Weihnachtsfest noch mit der alten vlämischen Einfachheit gefeiert, und der Weihnachtsabend ist gleichsam nur eine Gegenprobe jener von David Teniers so meisterhaft gemalten Schmausereien, nach deren Beendigung die stämmigen, durch die Dünste des Biers erheiterten Burschen mitten unter Kesseln und umgeworfenen Töpfen ihre dicken, hübschen Dirnen im Kreise schwingen. In den östlichen Theilen Frankreichs finden wir fast ganz die deutschen Weihnachtsgebräuche. In einzelnen Departements im Innern gibt es besondere Feierlichkeiten. Zu diesen gehören die Schäferprocessionen in der Picardie, eine einfache, treuherzige und anmuthige Sitte. In der Weihnacht begeben sich nämlich die Landleute in einem langen Zuge um Mitternacht nach der Kirche. Einer von ihnen trägt einen grünen, mit Lichtern besetzten Zweig. Zwei Greise tragen in einem Korbe das zuletzt geborene Lamm, ein rührendes Bild, welches an die Geburt des Heilandes um diese gnadenreiche Zeit erinnert. Vormals betheiligte sich die Nationalgarde bei dieser Ceremonie, was den poetischen Eindruck einigermaßen störte.

Die Bretagne, welche an ihren Traditionen, Meinungen und Sitten mit solcher Treue hängt, hat die Weihnachtsgebräuche mit der größten Gewissenhaftigkeit bewahrt, wozu das tiefe und lebendige religiöse Gefühl der Bevölkerung unstreitig sehr viel beigetragen hat. Die Bretagne ist das einzige Land, wo das Weihnachtsfest den Charakter eines reinen Religionsgebrauches behalten. Wer niemals einer Mitternachtsmesse in einem bretonnischen Dorf beigewohnt hat, kann sich keinen Begriff machen von der Andacht und Inbrunst, womit dieselbe angehört wird. Der Weihnachtsabend, welcher sonst überall dem Vergnügen und der Zerstreuung gewidmet ist, bekommt hier durch abergläubische Vorstellungen einen düstern Charakter. Jedermann erwartet mit ängstlicher Spannung den Schlag der Mitternachtsstunde, fest überzeugt, daß er den Esel und den Ochsen im Stalle sprechen hören wird, denn die Leichtgläubigen meinen, daß Gott diesen Thieren die Gabe der Sprache in dieser Stunde verleihe, um sie dafür zu belohnen, daß sie seinen Sohn in der Krippe gewärmt welche ihm als Wiege diente. Natürlicherweise verfehlen Esel und Ochsen niemals von dieser Gnade Gebrauch zu machen, wie die guten Leute einstimmig betheuern. Unter dem Eindruck dieses Wunders begeben sich die ehrlichen Bretonnier nach der Kirche, und man wird leicht denken können, daß ihre Andacht keine erheuchelte ist. Die Weihnachtssänger spielen eine wichtige Rolle bei dem Fest. Es sind dieselben Bettler, welche sonst von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus gehen und vor den Thüren singen und um ein Almosen flehen. Diese ausgearteten Barden bewahren in ihrem Gedächtniß die schönsten Proben der celtischen Dichtkunst. Ihrer Lieder wegen sind sie stets willkommen, zur Weihnachtszeit aber werden sie mit einer ganz besondern Herzlichkeit aufgenommen. Auch die ärmste Hütte öffnet sich ihnen. Man ladet sie ein am Herde Platz zu nehmen und läßt sie nicht eher wieder von dannen ziehen, als bis man sie mit einigen Gläsern warmen Ciders bewirthet und ihnen die Ueberbleibsel der Mahlzeit mitgegeben hat.

Die Bewohner des südlichen Frankreichs bedürfen etwas was die Phantasie erregt. Ihr Sinn für das Plastische und ihr lebhaftes Gefühl haben ohne Zweifel jene Weihnachtsdarstellungen hervorgerufen welche unter dem Namen Crèches bekannt sind, rein dramatische Vorstellungen, deren Hauptgegenstand die Geburt Christi ist. Diese Sitte ist dem ganzen Süden gemeinsam, sie bildet den charakteristischen Zug des Weihnachtsfestes in dieser Gegend Frankreichs.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt auch der Weihnachtsmarkt in Toulon am Tage vor dem Fest. Schon am frühen Morgen werden in den Buden und auf den Tischen die verschiedenartigsten Dinge ausgekramt und mit Blumen geschmückt, um die Aufmerksamkeit der Käufer zu erregen. Reiche und Arme, alle versehen sich an diesem Tage mit außergewöhnlichen Vorräthen für das bevorstehende Fest. Mandelkuchen (nougat) und Truthennen sind die beiden Waaren, welche am meisten gekauft werden. Von den benachbarten Dörfern kommen Frauen mit großen Kisten herbei, in welchen sie die selbst gebackenen weißen und rothen Mandelkuchen tragen. Sie lassen sich in langen Reihen auf dem Marktplatz nieder, und rings um sie her entwickelt sich ein ungemein reges Leben. Von Languedoc und Piemont kommen ganze Ladungen geschlachteter Truthennen an, während das Var-Departement dieß Geflügel heerdenweise nach Toulon sendet. Frische und getrocknete Früchte, Pyramiden von Blumenkohl und die beliebtesten Fischarten vervollständigen die Zahl der ungewöhnlichen Leckerbissen. Der Stockfisch bildet das Hauptgericht bei der stattlichen Mahlzeit,

ausfüllen. Im Jahre 1391 unter Carl VI wurde endlich die Bemerkung gemacht, daß es als fester Platz von geringer Haltbarkeit sey; es wurde daher dicht davor hin, nahe beim Carmeliterthore ein festes Castell erbaut. Endlich kam Franz I im J. 1533 nach Nimes, bewunderte die römischen Alterthümer dieser Stadt, und befahl die Wegräumung der in und außer demselben angebauten elenden Häuser; allein man reinigte nur seine Außenseite. Kurz vor der Revolution hatte man den Plan, die Arena ganz aufzuräumen und in ihre Mitte die Bildsäule Ludwigs XVI zu setzen. Auch unter der republikanischen Regierung machte man Vorschläge zur Aufräumung und Herstellung dieses ehrwürdigen Denkmals der Römer; allein weder die königlichen noch die republikanischen Decrete hatten Kraft genung, den Schutt so vieler Jahrhunderte wegzuräumen; Napoleons Befehle drangen besser durch.

„Ich hatte nur einige hundert Schritte zu gehen, um zu dem herrlichen, in korinthischem Style erbauten antiken Tempel, genannt „Maison Carrée", zu gelangen, geweiht den Söhnen Augustus. Besser erhalten in all seinen Theilen ist vielleicht kein Denkmal antiker Baukunst, als dieser gar nicht große Tempel; man vergißt bei seinem Anblick ganz der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die schonend an seiner Schönheit vorübergingen. Es ist ein reizendes Ganzes, man kann nichts schöneres sehen als diese korinthischen Säulen, nichts zarteres und geschmackvoller gearbeitetes, als die Verzierungen der Capitäler und das in zierlichen Windungen hinlaufende Laubwerk des Frieses. Die Grundfläche und der Sockel, worauf das Gebäude ruht, bildet ein längliches Viereck; auch der Tempel selbst ist ein Parallelogramm, daher man ihn Maison Carrée nennt; er ist 85′ lang und 42′ breit. Die schmale Vorderseite ist, wie gewöhnlich bei allen Tempeln der Alten, gegen Morgen gerichtet, und hat sechs freistehende korinthische Säulen in der Fronte, vor der Vorhalle und zwei auf jeder Seite derselben; dann scheinen noch auf jeder langen Seite acht Säulen halb in der Mauer zu stecken. An der hintern schmalen Seite erscheinen dann zwischen den zwei schon gezählten Ecksäulen noch vier Säulen auch nur zur Hälfte. An der schönen Vorderfaçade bewundert man vorzüglich das glückliche Verhältniß, welches zwischen der Masse und ihren Theilen, zwischen Licht und Schatten und in der Anordnung der reichen Verzierungen herrscht. Die Höhe der dreißig cannelirten korinthischen Säulen beträgt 28′, ihr Durchmesser 2′ 9″. Die Schärfe der Umrisse hat sich nur an wenigen Stellen verloren. Zur Vorhalle steigt man auf einer in das Sockelgemäuer eingehauenen leichten Treppe von 20 Stufen empor; dieselbe mit ihren hervorstehenden Postamenten ist modern, und wurde wohl bei der unter Ludwig XIV im Jahre 1739 vorgenommenen Restauration angesetzt. Die Tempelthüre ist 22′ hoch und 10′ breit; nur durch sie fällt das Licht in das Innere; durch dieses entstand das mysteriöse Helldunkel, welches durch die Wirkung des rauchenden Opferaltars und durch den düstern Lampenschein im Tempel noch erhöht wurde. Nachdem dieser schöne Tempel mit dem Zerfalle des römischen Reichs den zerstörenden Händen der Barbaren ausgesetzt gewesen war, und die Periode des eigentlichen Vandalismus noch glücklich genug überstanden hatte, wurde er im kunstzerstörenden Mittelalter zu einem Stadthaus umgewandelt. Zu diesem Behufe mußte ein Kamin angebracht werden; Kreuzstöcke wurden in die antike Mauer eröffnet. Man erneuerte die Vorhalle und trug die antike Treppe ab. Ein Privatmann, dem das Gebäude in der Folge tauschweis überlassen wurde, ließ ein kleines Wohnhäuschen dicht daran bauen. Später wurde eine einfache Stallung fürs liebe Vieh daraus gemacht. Endlich kam es im J. 1670 in die Hände der Augustinermönche. Der Minister Colbert ertheilte ihnen nämlich die Erlaubniß, diesen Heidentempel in eine christliche Kirche umzuwandeln, doch mit der Bedingung, das antike Gebäude in seiner ursprünglichen Form sorgfältig wieder herzustellen und für die Zukunft darin zu unterhalten, wozu er ihnen die nöthigen Gelder vorschießen ließ. Jetzt ist nun das Museum darin und enthält schöne und bedeutende Antiquitäten, unter denen sich besonders ein römischer Altar auszeichnet. Derart Denkmäler werden nicht selten in und um Nimes gefunden; so fand man eben als ich vorbeiging bei Wegräumung von Schutt beim neuen Hôtel de Justice einen römischen Grabstein mit gut erhaltener Inschrift."

„Im Garten de la Fontaine — mit dem die Einwohner von Nimes sich nicht wenig wissen — ist ein halb verfallener antiker Tempel, der jene moderne Schnörkel nur um so widerwärtiger erscheinen läßt. Das Volk nennt ihn den Dianentempel, doch erhellt aus dessen ganzer innerer Einrichtung, daß es ein mehreren Göttern geweihtes Pantheon war. Die Außenseite dieses Tempels ist sehr zerstört; abgebrochene Säulen, zertrümmerte Statuen und Basreliefs stehen und liegen in trauriger Vernichtung umher. Auch im Innern ist wenig Ganzes mehr zu sehen, doch diese Trümmer erstehen aus dem Staube wieder, wenn man sie mit Ernst betrachtet. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube, doch wunderschöne Rosetten und andere höchst elegante Ornamente von der feinsten Bildhauerarbeit schmücken den noch wohl erhaltenen Theil derselben. Sechzehn herrliche Säulen trugen das Gewölbe, ein zierlich gearbeiteter Fries lief über sie hin; nur vier dieser Säulen stehen dem Eingang gegenüber, noch wohlerhalten vor der Nische, welche dem Bilde der vornehmsten Gottheit dieses Tempels zum Standorte diente. Ein dunkler gewölbter Gang umgibt das Innere des Tempels. Der Fußboden des letztern war Mosaik, wildes Gesträuch wuchert jetzt darauf, und ein ziemlich großer Feigenbaum beschattet die vielen in wilder Verworrenheit umherliegenden Trümmer. Von da erblickt man auch die pittoreske Ruine eines uralten Thurmes auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour-Magne, hält ihn für das Grabmal alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrscht haben sollen; aber der Augenschein lehrt, daß er von den Römern im dorischen Styl erbaut ward. Aus den Trümmern ist es sichtbar, daß er sich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob; er ist zu verfallen, um noch als Werk der Baukunst Eindruck zu machen. Der eigentliche achtseitige Thurm steht auf einer Terrasse von ebenfalls acht Seiten und von einem Umfange von 240′. Die Höhe des Thurmes beträgt noch $19\frac{1}{2}$ Toisen oder 117′. In dem Untersatze fand ich auf der Westseite ein großes Loch und kam durch dasselbe in ein Gewölbe, das wohl 50′ bis 60′ breit und eben so hoch seyn mochte. Auf der Südseite läuft ein gewaltiger Riß durch den ganzen Thurm herab. Der Körper des Gebäudes besteht aus rohen Bruchsteinen. Von der Ueberkleidung mit Quadern sind nur noch zerstreute Stellen übrig. Es scheint, daß die erste Beschädigung dieses

Monumentes sich aus der Zeit Karl Martels aus dem J. 737 herschreibe; er wollte es wohl zerstört haben, um es den Saracenen unmöglich zu machen, sich darin zu befestigen, es wurde nachher wieder hergestellt und ein Fort daraus gemacht. Dieser Thurm diente unter Karl V und VI zur Vertheidigung gegen die Engländer. Man setzte eine Wache hieher, welche die Annäherung dem Feinde anzeigen mußte. Der Herzog von Rohan fügte zu seiner Befestigung noch einige Verschanzungen bei, die aber im Jahre 1629 demolirt wurden."

Reise durch die Wüste Atacama.

(Mitgetheilt von Dr. Philippi in St. Jago.)

„Im Oktober v. Js. bekam ich von der Regierung den Auftrag, die Wüste Atacama zu untersuchen, d. h. den Landstrich, der sich zwischen den Städten Copiapo und Atacama, richtiger S. Pedro de Atacama erstreckt; Herr W. Döll, Geometer, wurde mir als Gehülfe beigegeben, und besonders mit dem Entwurf einer Karte der Wüste beauftragt, und ein kleines Kriegsschiff, die Goelette „Janequeo", zu meiner Verfügung gestellt, um die Küste bis Mejillones verfolgen zu können. Am 22 Novbr. schiffte ich mich auf derselben in Valparaiso ein, nachdem ich die nöthigen Lebensmittel, Instrumente, 2c. zur Reise angeschafft, in Gesellschaft des genannten Herrn Döll und zweier Diener aus Santiago, welche mir Herr Dr. Segett verschafft hatte. Den 30 Nov. warfen wir die Anker vor Caldera, einem lebhaften Hafenplatz, den die Eisenbahn zwischen dem Hafen und Copiapo binnen wenigen Jahren hervorgezaubert hat, in einer vollkommenen Wüste, wo nicht einmal ein Trinkwasser existirt. In drei Stunden legt man auf der Eisenbahn die 18 Leguas bis Copiapo zurück, wohin ich mich begab, um genauere Erkundigungen über die Wüste einzuziehen, und mit dem Intendanten der Provinz über verschiedene Dinge Rücksprache zu nehmen. Hier gewann ich einen weitern Reisegefährten in der Person des D. Diego de Almeida, eines 77jährigen aber noch höchst rüstigen Mannes, der in frühern Jahren an mehreren Punkten der Küste Kupferminen bearbeitet, vor wenigen Monaten erst in der Encantada, einem Thal der Wüste 50 bis 80 Leguas im Norden von Copiapo, nach Erzen gesucht hatte, und auch ein Mal, freilich vor 23 Jahren, den ganzen Weg bis Atacama zurückgelegt hatte. Den 7 Sept. waren wir so weit, daß wir die Reise von Caldera wieder fortsetzen konnten; wir lichteten die Anker, und in Folge eines günstigen Windes waren wir bereits den folgenden Tag in der kleinen Bucht vor Channaral de las Animas 26° 20' S. (nicht mit einem andern Hafen Channaral zu verwechseln, der unter dem 29sten Grad S. Breite liegt). Hier begannen meine Untersuchungen. Der Ort besteht aus etlichen 20 Häusern, von denen eins von Stein, die andern bloße Bretterbuden sind, und verdankt seine Existenz den Kupferminen von las Animas und Salado, deren Erze hier eingeschifft werden. Eine halbe Stunde nördlich von den Häusern öffnet sich das breite lange Thal des Rio Salado, der sich in der Richtung von W. nach S. wohl 30 Leguas weit erstreckt, aus einer ungeheuren Masse Schutt und Geröll besteht und die deutlichsten Spuren von der mächtigen Wirkung der Wasserfluthen zeigt, ungeachtet kaum alle 10 bis 30 Jahre ein Mal Wasser in demselben fließt, und dann auch nur auf wenige Stunden. Die Gruben von las Animas liegen an einem Seitenthal des Salado in OSO. Richtung, etwa 6 Leguas von Channaral, so daß es leicht gewesen ist, einen Fahrweg bis in die Nähe derselben herzustellen. Es sind jetzt 21 Gruben in Arbeit, und jeden Augenblick werden neue Erzadern aufgefunden. Von las Animas ging ich nach Salado, einem einzelnen Haus, wo der Administrator der gleichnamigen Minen wohnt, von denen jedoch nur Eine augenblicklich bearbeitet wird, und kehrte von dort nach Channaral zurück. Die Erze sind vorherschend Malachit, etwas Kieselkupfer und allenfalls Kupferkies; es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß in größern Teufen die Schwefelverbindungen des Kupfers häufiger oder ausschließlich auftreten werden; aus einer Grube bekam ich eine schöne Stufe Atacamit. Diese Lokalitäten liegen schon alle in vollkommener Wüste, in einem niedrigen Gebirge, das vorherrschend von Thonporphyr gebildet wird. In einigen Schluchten hat man Brunnen graben können, die aber sämmtlich ein brackisches Wasser und in unbedeutender Menge geben; in Channaral selbst bedient man sich zum Trinken des destillirten Seewassers, und zwei große Destillationsapparate sind der erste Gegenstand, der die Augen frappirt, wenn man ans Land steigt. Der Teig zum Brode wird an der Küste stets mit Seewasser gemacht, was gewiß nur eine feine Zunge dem Brod anschmeckt. Die Vegetation ist sehr unbedeutend, und namentlich durchaus nicht genügend, um die Maulthiere und Esel zu ernähren, die nöthig sind, um Lebensmittel und Trinkwasser nach den Gruben, oder Erze nach dem Hafen zu schaffen. Die Thiere müssen daher großentheils mit Gerste gefüttert werden, die von Valparaiso kommt.

Der Administrator der Herrn Waddington gehörigen Gruben, dem ich empfohlen war, versah uns mit Maulthieren bis Paposo, und so verließen wir den 12ten das traurige Channaral Wir folgten eine Zeitlang der Küste, bogen dann in ein großes Flußthal, das sich bei San de Azucar mündet, ebenfalls eine trockne Fiumara, wie man in Italien sagen würde, und gelangten den Abend in ein romantisches von Norden herkommendes

Seitenthal, wo etwas Wasser quillt, von einer Steinmauer, einer s. g. Pirca, eingefaßt, um nach wenigen Schritten wieder zu versiegen. Dieses Wasser heißt Cahinal de la costa und liegt 12 Leguas von Channaral. Hier fanden wir Weiber beschäftigt, die Wäsche aus Channaral zu waschen, denn in geringer Entfernung ist kein süßes Wasser anzutreffen. Hier findet sich eine ziemlich reiche Vegetation, und ich sammelte hier manche interessante für die chilenische Flora neue, und z. Th. noch unbeschriebene Pflanzen. Der Weg steigt bald auf eine Hochebene, 2000 Fuß über der See, der Boden ist anfangs mit tausenden Echinocactus bedeckt, zwischen denen kaum hie und da das eine oder andere Pflänzchen zu sehen ist, aber bald darauf ist man in der dürrsten, vollkommen vegetationsleeren Kies- und Steinwüste. Die zweite Nacht hatten wir kein Wasser und kein Futter für die Thiere. Gegen Mittag senkte sich der Weg in ein trockenes Flußbett hinab, das bei Tartal mündet 25° 22′ S Breite, wir folgten demselben längere Zeit und stiegen dann nach N. hinauf, wo am Abhang eines circa 3500 Fuß hohen Berges eine kleine Quelle oder vielmehr Brunnen liegt 1000 Fuß über dem Meeresspiegel die sog. Agua del Clerigo. Hier existirt noch ein Birnbaum, der einzige von mehreren Obstbäumen, die hier früher angepflanzt waren, aber von Ziegen und Eseln vertilgt sind, und in der Nähe wohnten mehrere Changas Indianerinnen, die hier ihre Ziegenheerden weideten und uns freundlich mit Milch und Eiern versahen. Wir rasteten hier zwei Tage, ich setzte mich mit dem Schiff in Verbindung, brachte die Sammlungen an Bord, und entnahm frischen Proviant. Dann ging es weiter nach Paposo. Der Weg führt alsbald ans Meeresufer, und folgt demselben fortwährend, bald unmittelbar am Strand, bald zwischen einem Labyrinth von Klippen, bald an steilen Schuttabhängen, daß der Kopf schwindelt, wenn man in die jähe Tiefe hinabschaut, wo die Wogen brausen, und bedenkt, daß ein Fehltritt des Maulthieres Thier und Reiter im Ocean begräbt. Darum heißt eine Stelle auch der Malpaso. Wir übernachteten beim Quell Estancia vieja, wo eine ganze Gruppe von Birnbäumen, vermischt mit ein Paar Feigen und einem Algarrobo (Prosopis Siliquastrum) das Auge erfreut, und waren den andern Mittag im Paposo 25° S. B.

Paposo ist kein Ort; es ist ein einzelnes Gehöfte, wo der Pächter der Hacienda Paposo wohnt, welche jetzt der Familie Gallo gehört, und sich an der Küste in einer Länge von 12 deutschen Meilen erstreckt. Sie besteht aus etwa 80 Stück Rindvieh und einer ziemlichen Menge Pferde, Esel und Maulthiere, die in der Regel an den Abhängen und Schluchten der Küstencordillere reichlich Futter finden. Der gegenwärtige Pächter bearbeitet Kupferminen in las Animas und verwendet seine Maulthiere zum Transport der Erze. Es war uns daher erst nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen möglich, ein paar Maulthiere zur Weiterreise bis el Cobre zu erhalten, einem Ort an der Küste, wo seit fünf Monaten ein Bergbau auf Kupfer von Herrn José Antonio Morena aus Copiapo angelegt war. Die fast üppig zu nennende Vegetation Paposo's hört nach und nach auf; bei unserm Nachtquartier Chagual del Jote gab es kein Wasser und keine Spur eines Gewächses, bevor wir die Höhe von circa 500 Fuß erstiegen hatten, wo Cactus und Pourretia wuchsen, Pflanzen aus der Familie der Bromeliaceen, im Wuchs der Aloe oder Agaven ähnlich, deren saftige Blätter trotz ihrer Stacheln den Maulthieren zur Nahrung dienen müssen. El Cobre liegt unter dem 24° 15′ S. Breite, die Indianer haben hier schon Kupfer gegraben, die Gruben aber, wie es scheint, mit Eroberung des Landes durch die Spanier verlassen. Es sind eine Menge Erzadern vorhanden, in der geringen Entfernung von höchstens 1 bis 2 Leguas von der Küste; sie sind dabei sehr reich, indem die Erze 30 bis 40 Procent Kupfer und darüber enthalten, aber die Schwierigkeiten der Bearbeitung in so bedeutender Entfernung von bewohnten Orten sind auch sehr groß. Hier ist kein Wasser; 10 Leguas südlich, in der Schlucht Botijas hat Hr. Moreno einen Brunnen graben lassen, einen Mann mit einer Heerde Esel hingesetzt, der alle Tage das Wasser, was sich ansammelt, zum Ufer schaffen muß, täglich 16 Esselladungen; von hier holt ein Boot wöchentlich zweimal das Wasser nach Cobra, und Esel müssen es wieder vom Ufer nach den Gruben schleppen. Futter für die Lastthiere und Lebensmittel für die Menschen müssen zur See herbeigeführt werden, und ein wohl assortirter Laden gehalten werden, damit die Grubenarbeiter alle Bedürfnisse befriedigen können, sonst gehen sie von der Arbeit. Ein tüchtiger Bergmann kann täglich einen spanischen Thaler und mehr verdienen und läßt ihn auch darauf gehen, so ist es z. B. nichts Seltenes, daß er täglich ein Pfund Zucker verbraucht!

Der Weg von el Cobra nach Cobija längs der Küste wird immer trauriger, die Vegetation hört ganz auf, Wasserplätze sind selten und schwer zu finden, und allgemein wurde mir abgerathen, diese Reise zu machen. Erst wenige Wochen früher hatten ein paar Deserteure von Cobija aus diesen Weg genommen, um nach Copiapo zu kommen, von denen der eine dem Durst und den Strapazen erlegen war, während sein Camerad auch in einem dem Tode nahen Zustande in el Cobre angelangt war. Nichts desto weniger wollte Herr Döll wenigstens bis zum nächsten Wasserplatz Agua buena vordringen, kam aber am dritten Tage höchst erschöpft wieder zurück, indem er das Wasser nicht hatte finden können, und wegen Ermüdung der Maulthiere den größten Theil des Rückweges genöthigt gewesen war zu Fuß zurückzulegen.

Unter diesen Umständen zog ich es vor, den Weg zu Schiff fortzusetzen. Ich bemerke, daß die sonst treffliche Karte von Fitzroy hier einige kleine Irrthümer zeigt. Der Ort, den er Punta Jara und Monte Jaron nennt, heißt Cerro grande oder Monte Jorje und die kleine Bucht dabei Bolfin; die große Bucht im Norden, die auf seiner Karte Bahia Moreno heißt, führt den Namen la Chimba, und anstatt der Halbinsel Bolfin existirt an der Stelle eine wirkliche Insel Isla blanca, mit einem vortrefflichen Ankerplatz. Auf dieser Insel findet sich Guano, aber von keiner besondern Beschaffenheit. In der Bai von Mejillones feierten wir den Beginn des neuen Jahres. Ein traurigerer Ort läßt sich kaum denken; die Bucht ist durchaus ohne Wasser, und ohne die geringste Spur von Vegetation. Ich stieg den 2400 Fuß hohen Morro de Mejillones herauf. Erst der höchste kegelförmige Gipfel, der sich etwa 400 Fuß über den breiten Rücken erhebt, trägt eine spärliche Vegetation: Cactus, ich glaube Cereus peruvianus, ein Solanum, Frankenia, Dinemandra, eine Alstromeria. Weiter abwärts liegen tausende von leeren Schnecken (Bulimus). Wovon leben diese Geschöpfe? und wo sind die lebenden Thiere? Ich kann mir diese Thatsache nur erklären, indem ich annehme, daß sie sich in der dürren Jahreszeit tief unter die Erde verkriechen, und erst mit den winterlichen Regen und Nebeln hervorkommen, die wahrscheinlich auch eine Vegetation einjähriger Pflanzen hervorrufen, von denen aber jetzt, Ende December, auch nicht die geringste Spur zu sehen war. Wir fanden an diesem traurigen Orte Leute beschäftigt, Guano für ein Handlungshaus in Valparaiso zu sammeln. Ich bemerke, daß die meisten Kar-

ten die Gränzen zwischen Chile und Bolivia an der Küste falsch angeben. An der Küste reicht Chile bis zum 30°, im Innern sind gar keine Gränzen zwischen Chile, Bolivia und Buenos Ayres gezogen, da ist alles Wüste und keine Kettengebirge, keine Wasserscheide, nichts vorhanden, das als natürliche Gränze dienen könnte. Von Mejillones kehrte ich zu Schiff nach dem Busen von Tartal oder Taltal, auch wohl Juncal genannt, zurück; schiffte dort allen Mundvorrath, und was sonst für die weitere Reise nöthig war, aus, und sendete das Schiff nach Valparaiso zurück. Unser gutes Glück hatte es gewollt, daß wir in Paposo ein paar Indier aus Atacama getroffen hatten, die mit ihren Maulthieren dorthin gekommen waren, um trockene Fische und Seethiere gegen Coca und Mehl von den Changos (Küstenindianern) einzutauschen, da die Blokade des Hafens von Cobija durch die Peruaner ihnen nicht erlaubt hatte, ihre Maulthiere zu dem Transport der Waaren von diesem Hafen nach dem Innern (hauptsächlich nach der argentinischen Provinz Salta) zu verwenden. Da sich aber fast sämmtliche Fischer in Bergleute verwandelt haben, und in den Minen von las Animas und el Cobre arbeiten, so hatten sie nur wenig Fische erhandeln können, und konnten nur Maulthiere vermiethen. Ohne diesen Umstand weiß ich nicht, wie ich hätte nach Atacama kommen sollen. Doch bevor ich die Reise quer durch die Wüste schildere, sey es mir erlaubt, ein paar allgemeine Bemerkungen über die Bildung der Küste zu machen.

Die ganze Küste von las Animas bis Cobija wird von einer zusammenhängenden Bergkette gebildet, deren mittlere Erhebung wenigstens 2000 Fuß beträgt, und hinter welcher im Osten sich eine Hochebene befindet, die allmählig nach dem Innern aufsteigt. Einzelne Gipfel der Küstencordilleren erheben sich bis 3000 und 4000 Fuß. Dieses Randgebirge fällt steil gegen die See ab, nirgends liegt eine Ebene vor, selten ein schmaler sandiger Strand. Der Vorsprung von Mejillones wird durch einen parallelen Gebirgszug, der sich ebenfalls bis 4000′ erhebt, gebildet, und ist mit dem Festland durch eine niedrige Sandebene verbunden; er wäre eine Insel, wenn das Meer auch nur 100′ stiege. Der Abhang des Küstengebirges ist theils von ungeheuren Schuttmassen gebildet, theils felsig, das Gestein ist größtentheils Syenit und Porphyr, es kommen aber auch schwärzliche Gesteine vor, welche ein sehr auffallendes Ansehen haben, so daß ein erlauchter Reisender ein solches im Bahnhof von Caldera anstehendes Gestein für Lava gehalten hat. Drei Querthäler, die von O. nach W. laufen, durchbrechen die Küstencordillere: 1) das des Salado, in welches die Thäler von Salado, Pasto cerrado, Channaral bajo münden, 2) das von Pan de azucar, in welchem die Schluchten (quebradas) von Juncal, Encantada, Doña Ines sich vereinigen, 3) das von Tartal, in welches die Thäler von Chaco, Vaquillas, Sandon münden. Im Norden existiren keine breiten, tief eingeschnittenen Thäler mehr, namentlich existirt kein solches bei Paposo.

Der Strand ist im allgemeinen sehr bösartig, muy brava. Es gibt wenige Buchten und Landungsplätze, und die Fischer können ihrem mühseligen Gewerbe nur obliegen, indem sie sich statt der Nachen einer s. g. Balsa bedienen, d. i. eines doppelten von Seehundsfellen gebildeten Schlauches. Dem erwähnten Umstand ist es auch wohl zuzuschreiben, daß man eine so große Menge von Wallfischknochen am Ufer findet. Das ganze Gebirge führt Kupfer, nicht bloß bei las Animas, auch bei Hueso parado oder Tartal, bei Paposo zwischen diesem Ort und Cobre, und im Norden zwischen Cobre und Cobeja sind überall Spuren von Kupfer und Gruben zu finden. An manchen Stellen hat sich jedoch das Kupfer nicht in die Teufe fortgesetzt. An mehreren Orten ist auch Gold gefunden; ich sah in grünem Malachit von el Cobre Goldkörner wie eine Erbse oder Linse groß, und vom Monte Jorje hat ein gewisser Naranjo reiche Goldstufen gebracht. Man kennt aber die Stelle nicht, wo er das Gold gefunden hat, da er verunglückt ist, als er sich in Coquimbo eingeschifft hat, um die Mine ordentlich zu bearbeiten. Silber findet sich in den Küstencordilleren nicht, sondern erst etwa 15 Leguas im Innern an mehreren Stellen, gerade in dem Theil der Wüste, der am ärmsten am Wasser, Waide und Buschwerk ist. Ein Franzose will Platina gefunden haben, ich konnte aber nichts näheres darüber in Erfahrung bringen. Die verhältnißmäßig reiche Vegetation, welche sich an der Küste zwischen Cachinal und Miguel Diaz, zwischen 26° und 24½° S. Breite zeigt, ist eine sehr auffallende Erscheinung; am Fuß des Meeres findet man nur Cactus; zahlreiche Nolanaceen, oft strauchartig, Tetragonia, Malvaceen ꝛc.; je höher man steigt, desto reicher wird die Vegetation; hier ist Ledocarpum pedunculare, häufig ein Strauch mit schönen großen gelben Blumen; eine strauchartige Euphorbia mit gelddicken Stämmen, Lechera genannt, auf welcher häufig eine Tillandsia mit silbergrauen Blättern wächst; die Monttea chilensis, Urillo genannt; eine strauchartige Salvia mit scharlachrothen Blüthen; ein Croton; die strauchartige 6 Fuß hohe Oxalis gigantea, die schon bei Coquimbo vorkommt; und dazwischen Gräser, Klee, Wicken, ein neues Hypericum, ein Linum, ein Narcissus; Alströmeria, Amaryllis; Conanthera, eine blaue Liliacee, deren Zwiebeln oder Knollen unter dem Namen Papitas del Campo gegessen werden; mehrere Arten Heliotropium, alle strauchartig und gutes Brennmaterial gebend; schwarzer Senf, 6 Fuß hoch, so daß sein Stroh zum Dachdecken dient; Cereus peruvianus, Pourretia, zahlreiche Cristaria, Oxalis, Solanum, Verbena, Senecio sind die vorzüglichsten Pflanzen. Steigt man noch höher, so nimmt die Vegetation wieder ab, und mit 1700′ (pariser) ist alles todt und die vollkommenste pflanzenlose Wüste da. Die pflanzenreiche Zone zwischen 750 und 1500 Fuß ist genau dieselbe, wo den größten Theil des Jahres hindurch die Wolken und Nebel schweben, denen das steile Gebirge nicht erlaubt weiter nach Osten zu gehen; von Paposo wird freilich mit einiger Uebertreibung gesagt, daß man dort in neun Monaten die Sonne nicht zu sehen bekomme; Januar, Februar und März sind die heiteren Monate. Dieser Umstand erklärt freilich zur Genüge die reiche Vegetation, allein warum halten sich die Wolken nur in der angegebenen Gegend? warum findet dieselbe Erscheinung nicht auch weiter im Norden statt? Im Süden von Pan de Azucar kann freilich kein ähnliches Phänomen sich zeigen, weil das Küstengebirge hier niedriger und vielfach zerrissen ist, also die Wolken nicht aufhalten kann. Sonderbar ist es, daß man auf dem Wege von Caldera nach Copiapo weit landeinwärts und in bedeutender Höhe über dem gegenwärtigen Meeresspiegel mächtige Lager von Conchylien findet, die mit den noch jetzt im nahen Meere lebenden identisch sind. Dieselbe Erscheinung habe ich an vielen Punkten der Küste beobachtet, besonders schön beim Hinaufsteigen zum Wasser von Miguel Diaz, wo die Muscheln sich in 270 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel fanden. Eine Menge Felsen zeigen auch ganz deutlich die Beweise der gewaltigen Einwirkung der Wogen, die sie vor Jahrtausenden gepeitscht haben. Daß in ganz neuen historischen Zeiten Hebungen stattgefunden haben, dafür habe ich keine Thatsachen gefunden.

Die einheimischen Bewohner der Küste von Huasco bis Cobeja heißen Changos. Die Männer leben eigentlich vom

Fischfang, die Weiber vom Ertrag ihrer Ziegenheerden. Diese Lebensweise macht es nothwendig, daß sie häufig ihre Wohnplätze verändern, je nachdem der Fischfang in dieser oder jener Bucht ergiebig ist, oder die Waide verdorrt oder aufsprießt. Aus diesen Gründen leben auch die Männer und Weiber öfter getrennt, ja man hat mich versichert, daß die Ehen unter diesem Völkchen selten wären, und daß namentlich die Weiber es vorzögen als friedliche Amazonen zu leben. Die Hütten dieser Leute sind das erbärmlichste, was man sich denken kann: über ein Gerippe von Wallfischrippen und Cactusstämmen werden Felle, Stücke Segeltuch, Lumpen und Seegras geworfen, und das Haus ist fertig. Diese Leute müssen weniger Verkehr mit den Spaniern gehabt haben, als andere Ureinwohner von Chile, und dennoch fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß sie alle spanisch sprechen, und ihre einheimische Sprache längst vergessen haben. Sie haben auch in ihrer Tracht nichts eigenthümliches, sondern sind ganz gekleidet, wie die ärmeren Klassen im übrigen Chile, die Weiber in Kattun, mit Umschlagetüchern von Bayeta ꝛc. Dieses Volk und namentlich die Weiber zeigen eine natürliche Anmuth und Feinheit im Benehmen, die von vielen „fein erzogenen" Deutschen nicht erreicht wird, dafür erwarten sie natürlich, daß man sie mit gleicher Höflichkeit behandelt, und u. a. ein jedes Frauenzimmer, wenn es auch noch so zerlumpt oder häßlich ist, mit Sennorita, Fräulein, tractirt. Nie werde ich vergessen, welchen freundlichen Eindruck das Benehmen von ein paar solchen Indianerinnen, der Santos und Martina, auf mich gemacht hat. Ich war auf dem Schiff gewesen, das in der Bucht von Tartal vor Anker lag, und stieg schwer beladen mit Botanisirbüchse, Jagdtasche u. s. w. den steilen Pfad nach meinem Lager bei Agua del Clerigo hinauf, gerade in der Mittagshitze. Als ich an den Hütten vorbeikam, standen die beiden davor. Ich grüßte und sprach: Schönen guten Tag, Fräulein, wie geht es Ihnen? Die Antwort war: „Ihnen aufzuwarten, Herr. Ach Gott, was Sie heiß sind und schwitzen. Ja wer wird auch in der gräßlichen Mittagshitze den Berg hinaufsteigen. Wollen Sie nicht eintreten, und ein wenig ausruhen?" Dieß freundliche Anerbieten lehnte ich nun ab, aus Furcht, in der Hütte noch mehr Hitze und eine Menge Flöhe zu finden, allein ich bat um einen Trunk Wasser. Sogleich wurde von der einen der enorme Magen des großen Seehundes, der als Wasserbehälter dient, aufgebunden, und mir ein Ochsenhorn voll Wasser gereicht, und bald darauf erschien die andere und bat mich, doch eine Flasche voll Milch mitzunehmen. Ich glaube solche Artigkeit und Aufmerksamkeit wird man nicht häufig in Deutschland finden. Manchmal geht sie freilich bei diesen Leuten ins Lächerliche. Ein Fischer ermangelte nie, wenn er uns von seinen Eseln oder Heerden sprach, hinzuzusetzen: „mit Erlaubniß der Herrn, mein Esel ist ein sehr starkes Thier."

Es gibt Zeiten, wo die Existenz dieser armen Leute sehr gefährdet ist. Wenn das Meer im Winter während längerer Zeit stürmisch ist, so daß sie sich nicht getrauen dürfen zu fischen, bleibt ihnen kein anderes Hülfsmittel als die Guanacos zu jagen, die um diese Zeit durch die Kälte und den Schnee von den Hochebenen vertrieben werden und bis zur Küste hinabsteigen, wo die Winterregen, wie es scheint, eine ziemlich starke, wenn auch schnell vergängliche Vegetation hervorrufen. Wenn der Sommer sehr dürre ist, müssen die Weiber Feuer um die Echinocactus und und Bourretia machen, damit die Dorne verbrennen und die Ziegen und Esel nunmehr diese saftigen Gewächse fressen können, und dennoch verschmachten in manchen Jahren viele dieser Thiere. Die Lage dieses Völkchens hat sehr gewechselt. Am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts, wo der Centner getrockneter Fische in Lima 60 und in Valparaiso 40 spanische Thaler kostete, muß ihnen der Fischfang viel Gewinn abgeworfen haben; als die Preise aber nach dieser Periode bedeutend sanken, ging es ihnen längere Zeit hindurch schlecht, und jetzt, seitdem die Bergwerke in Schwung gekommen sind, haben sie wieder einen guten Verdienst, indem sie entweder in den Gruben selbst arbeiten, oder mit ihren Eseln Wasser herbeiführen, Erze nach der Küste schaffen u. s. w. Die Küste ist daher gegenwärtig schwächer bevölkert als vor 40 oder 50 Jahren; ich schätzte die ganze Zahl der Küstenbewohner auf 150 bis 200, Channaral u. s. w. abgerechnet. Landeinwärts ist die Wüste vollkommen unbewohnt.

Es gibt drei Wege, welche von der Küste aus die Wüste durchkreuzen. 1) Der nördlichste führt vom Wasserplatz Miguel Diaz nach Tilopozo, 25 Leguas im Süden von Atacama. Von der Küste sind 16 Leguas bis zum ersten Wasserplatz Aguas blancas, zwei kleine Brunnen, die nur für ein paar Maulthiere genug Wasser liefern, und wo kein Futter ist. Von dort bis zum zweiten Wasserplatz Imilas sind 24 Leguas; hier ist genug Wasser, aber wenig Futter. Dann hat man 18 Leguas bis Tilopozo zurückzulegen, wo endlich Wasser und Weide genug ist, damit die Thiere sich erholen können. 2) Der zweite Weg führt von Paposo nach Antofagosta, einem Indianerdörfchen, das zu Bolivien gehört, oder nach dem argentinischen Oertchen Molinos. Der erste Wasserplatz, den man antrifft, ist Cochinal de la Sierra und liegt 28 Leguas von der Küste; von dort bis Sandon sind 9 Leguas, von Sandon bis Riofrio 7 oder 8. Von diesem Wasserplatz sind noch fünf Tagreisen bis Antofagosta. 3) Der dritte Weg führt von Channaral im Thal des Salado aufwärts nach der sog. Finca de Channaral und noch einigen Weideplätzen z. B. la Ola, die weiter östlich in der Cordillere liegen.

Den 10 Januar traten wir die Reise von Tartal bis Atacama an. Wir folgten anfangs dem trocknen Thal des Flusses bis Cachiyugal, an welchem Wasserplatz wir nach einem Marsche von 15 Leguas um 11 Uhr in der Nacht ankamen. Der folgende Tag brachte uns nach Cachinal de la Sierra, wo etwas Futter ist, und wo wir einen Tag rasteten. Wir hatten von Cachiyugal bis Cachinal 12 Leguas zurückgelegt. Letzterer Ort liegt schon 4900 Fuß über dem Meer, und die Nacht war so kalt, daß es fror. Die beiden folgenden Tagereisen nach Agua de Profetas, 6422 Fuß, von dort nach Agua de Varas, 7073 Fuß, waren klein. Von letzterm Wasserplatz aus überschritten wir den 9500 Fuß hohen Portezuelo de Varas, von welchem man eine ausgedehnte Aussicht nach Norden hat, und stiegen dann in das Becken von Punta negra herab, das von N. nach S. läuft und dessen tiefste Stelle von einem 14 Leguas langen, und etwa 5 Leguas breiten, größtentheils trockenen Salzsumpf angefüllt ist. An den Rändern wachsen Binsen, und Gräser und an mehreren Stellen bekommt man süßes Wasser, wenn man nur 2 bis 3 Fuß tiefe Löcher in den Sand gräbt. Hier ist nicht die geringste Spur von Gesträuch, das einzige Brennmaterial ist Maulthiermist. Dieser Salzsumpf mag 8000 Fuß über dem Meer liegen. Der Weg führt an dem Ostufer desselben entlang und über einen niedrigen Rücken nach dem kleinen Becken von Imilas, welches ebenfalls im Grunde einen trockenen Salzsumpf und süßes Wasser am Rande desselben hat. Auch hier ist kein anderes Brennmaterial als Maulthiermist, und da diese armen Thiere Gewächse fressen müssen, die mit Salz und

Kalktheilen überladen sind, so sind ihre Excremente so reich an erdigen Theilen, daß sie nur mit Mühe brennen, und eine schwarze Schlacke anstatt der Asche hinterlassen. Zwischen Imilas und Tilopozo überschreitet man das 10611 Fuß hohe Gebirg von Pingo-pingo, welches tausende von kleinen Kuppen und gewaltige Trachytströme zeigt, die zum Theil unmittelbar auf Granit aufliegen, und steigt nun in das große Becken von Atacama hinab, welches ebenfalls wie das von Punta negra von S. nach W. sich erstreckt, und wie dieses eine größtentheils trockenen Salzsumpf enthält, der aber 25 Leguas lang und 10 bis 12 Leguas breit ist, und 6928 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. An seinem Nordende liegt Atacama, an seinem Südende der Wasserplatz Tilopozo, eine laue Quelle von 20° R.; der Geschmack ist etwas salzig und erdig, wie fast aller Wasser in der Wüste. In Tilopozo rasteten wir 1½ Tage, und erreichten dann nach zwei anstrengenden Tagmärschen, dem Ostufer des Salzsumpfes folgend, das Städtchen Atacama. Im Osten erblickt man fortwährend auf einer etwa 1000 Fuß höheren Ebene und in der Entfernung von ein oder zwei Tagreisen eine Menge kegelförmiger Berge, die gewiß größtentheils Vulkane sind; der eine dieser Berge, der Hláskar, rauchte noch, und hat 1848 einen Ausbruch gehabt. Das Feuer hat man in der Nacht nicht bloß in Atacama, welches 20 bis 25 Leguas entfernt seyn mag, sondern sogar in Calama gesehen, noch 30 Leguas weiter ab. Ob der Vulkan bei diesem Ausbruch Asche ausgeworfen, oder einen Lavastrom hervorgebracht, konnte mir niemand sagen. Eine halbe oder ganze Legua vom Ufer der Laguna entfernt, wird das Auge durch drei grüne Stellen am Abhang erfreut: es sind die Baumgruppen von Tilomonte, Peine und Toconado; 7 Leguas von Atacama findet man ein offenes Häuschen zum Uebernachten der Reisenden, einen kleinen Tambo, und bald darauf erblickt man den grünen Wald von Obstbäumen und Algarroben, in welchem Atacama liegt. Ich kann nicht beschreiben, mit welchem Entzücken wir das Grün von Bäumen und die Beweise von dem Daseyn menschlicher Bewohner begrüßten.

Wir langten im genannten Städtchen den 22. Januar an, nachdem wir 13 Tage von Tartal an unterweges gewesen waren, ohne in dieser Zeit einen Baum oder ein Haus gesehen zu haben. Wir ruhten bis zum 30 Januar aus, und benutzten diese Rast theils zu einem kleinen Ausflug nach den Kupferminen von S. Bartolo, theils zum Ordnen oder besseren Verpacken der gemachten Sammlungen, theils zum Einkauf von Maulthieren und andern Vorbereitungen für die Rückreise. Ich hatte das Vergnügen, in Atacama Herrn Carlos Zacarias Tamayo, den Präfekten der Provinz Cobeja zu treffen, einen sehr unterrichteten und artigen Mann, der in Frankreich studirt hatte, und mir alle Unterstützung der Behörden versprach, die ich etwa nöthig haben sollte.

S. Pedro de Atacama ligt, wie schon gesagt am nördlichen Ende des großen Salzsumpfes, und am südlichen Ende des Flüßchens Atacama, welches von NO. kommt, und, nachdem es etwa 16 Leguas weit geflossen ist, aufhört, indem es zur Bewässerung der Gärten und Felder von Atacama verbraucht wird. Atacama ist kein zusammenhängender Ort, es ist eine vielfach von Wüstensand und Kies unterbrochene Reihe von Gärten und Häusern, und nur die unmittelbare Nähe der Plaza, welche ziemlich am nordöstlichen Ende des Ortes liegt, zeigt regelmäßige Straßen. Die Behörden konnten mir die Anzahl der Einwohner nicht angeben; ich schätze sie auf 5 bis 600. Es sind größtentheils Indier, die eine sehr eigenthümliche rauhe Sprache voller Kehllaute reden, die aber außerdem alle ziemlich gut spanisch sprechen. Die angesehenen Einwohner sind Argentiner, welche vor den Degollaciones (Köpfungen) des gräßlichen Rosas hieher geflohen sind. Der Ort lebt hauptsächlich vom Waarentransport zwischen Cobija und der andern Seite der Cordillere, la otra banda. Namentlich ist es die argentinische Provinz Salta, welche alle Waaren, die nicht schwer ins Gewicht fallen, über Cobija und Atacama bezieht. Die Entfernung zwischen diesen beiden Orten wird auf 70 Leguas angegeben, nämlich 40 Leguas von Cobija bis Calama, und 30 von dort bis Atacama. Von hier ist eine Tagreise bis zum Dörfchen Toconado, dann aber sechs Tagreisen durch die menschenleere Wüste bis los Molinos, dem ersten bewohnten Ort der otra banda, in den Valles de Salta, von wo noch 50 Leguas bis zum Ort Salta selbst sind.

Die Atacamer bauen nur höchst wenig Getreide, ebenso ist die Zucht von Schlachtvieh sehr unbedeutend, beide Artikel beziehen sie von der argentinischen Republik, auch bringen Indier bisweilen Llamas zu Markte. Die Felder sind mit Luzerne, hier Alfa genannt, Gerste und wenigen Gemüsen bestellt; die Bäume sind Algarroben, Channar (Gourliea chilensis, eine Leguminose, deren Früchte ich mit keiner andern Frucht als mit der Dattel zu vergleichen weiß, die sie an Wohlgeschmack lange nicht erreicht); vortreffliche Birnen, und wenige Feigen. Die Früchte des Algarrobo und des Channar sind hier ein sehr wichtiger Artikel als Futter für die Maulthiere. Die europäischen Artikel fehlten in den Läden nicht, aber der Marktplatz war schlecht versehen; in der ganzen Zeit von acht Tagen, die wir in Atacama zubrachten, konnte ich weder Milch, noch Hühner, noch Eier, noch Kartoffeln, grünen Mais oder sonstige Gemüse erlangen, so daß wir — abgerechnet die Geschenke, welche wir von einigen Personen, denen ich empfohlen war — nicht anders lebten, als mitten in der Wüste, nur daß wir frisches Fleisch, Brod und Birnen hatten. Herr Anacleto Puche hatte uns ein Zimmer eingeräumt, mit einem Hof dahinter, der uns als Küche diente, wir hatten einen Tisch und Stühle. Sonderbar ist es, daß es in Atacama weder Mücken noch Flöhe noch Wanzen gibt, dafür sind freilich die Vinchucas desto häufiger: braune geflügelte Schreitwanzen, die ausgewachsen eilf Linien lang sind und des Nachts die Schlafenden heimsuchen. Eines Morgens tödteten wir in meinem Bett nicht weniger als 42, die kleinen mitgerechnet. Ich habe ihren Stich nie gespürt, aber mein Gefährte Hr. Döll hatte viel davon zu leiden, und bekam davon Quaddeln, die mehrere Tage standen.

Um nach den Minen von S. Bartolo zu gelangen, folgt man während sechs Leguas dem Lauf des Atacama-Flusses, den man wohl fünfzig Mal durchreiten muß. Anderthalb Leguas nördlich von Atacama geht der Weg nach Calama in westlicher Richtung ab. Die Karte von Bolivien, welche der Ingenieur-Oberst D. Felipe Bertres im Jahre 1843 auf Befehl des Generals Ballivian herausgegeben hat, stellt die Gegenden, welche ich durchreist habe, auf eine so durchaus falsche Weise dar, daß es unmöglich ist, sie auch nur einigermaßen wieder zu erkennen; selbst in der Nähe von Atacama ist sie grundfalsch, und läßt u. a. den Atacamafluß sich in den Rio Loa fortsetzen. Die Minen finden sich in einer Schlucht östlich vom Fluß, etwa eine Legua von demselben entfernt, in einem geschichteten Gebirge, das aus rothen Mergeln mit Gyps und Steinsalz besteht. In diesem Gebirge finden sich untergeordnete Bänke von weichem Sandstein voll gediegenen Kupfers in Schüppchen, Körnern und großen Fladen. Diese Schichten sind steil aufgerichtet, u. z. Th. ver-

worfen, indem das Erdreich — unstreitig durch vulkanische Kräfte — hier gräßlich zerrissen und zertrümmert ist; aus diesem Grunde nennen die dortigen Bergleute die Bänke Velas, Gänge. Es genügt, den weichen Sandstein zur zermahlen und auszuwaschen, um das gediegene Kupfer zu gewinnen. Die Lage kann nicht günstiger seyn; im Laufe des Atacamaflusses können eine große Menge Pochwerke angelegt werden; das Thal bietet Alfalfafelder zum Unterhalt der Maulthiere, Brenn- und Bauholz (Algarrobos und Chañares) genug dar, und in Atacama wurden zahlreiche Maulthiere, Tropos, unterhalten, um das Kupfer nach dem Hafen Cobija zu bringen. Diese Minen, welche den berühmten Minen von Coro-coro in jeder Beziehung gleichen sollen, wurden in uralten Zeiten von den Indiern bearbeitet, und, wie es scheint, verlassen, als die Spanier das Land eroberten. Mein Reisegefährte D. Diego de Almeida suchte sie im Jahre 1848 auf, und war so glücklich sie zu finden, forderte die Gruben von der Regierung, allein die Arbeiten blieben liegen, bis vor wenigen Monaten, wo ein Herr Carrasquilla aus Neugranada die Leitung der Arbeiten übernahm. Als ich in Atacama war, befanden sich daselbst mehrere Personen aus Potosi, Coro-coro, den argentinischen Provinzen, um Estacas (Grubenantheile) zu fordern, und mehrere Arbeiten waren bereits lebhaft im Gange. Den Rückweg nahm ich über die niedrigen Rücken, welche beiderseits das Flußthal einfassen, und welche von einem Trachytstrom bedeckt sind, der 8 bis 10 Leguas lang, und mehrere Leguas breit ist, und in die unmittelbare Nähe von Atacama reicht. Der Weg führt den Namen Camino de las pintadas, weil eine senkrechte, glatte Wand des Lavastromes in der Länge von wenigstens 100 Schritt mit Figuren bedeckt ist, deren Umrisse etwa eine Linie tief eingehauen sind. Sie sind sehr roh: deutlich erkennt man Guanacos oder Llamas, viele hundert an der Zahl und von den verschiedensten Größen, Hunde und andere kleine Säugethiere, ein paar Figuren sollen wahrscheinlich Männer und Weiber vorstellen, andere aber scheinen Conventionalzeichen zu seyn, wenigstens stellen sie keinen wirklich existirenden Gegenstand so dar, daß man ihn erkennen könnte. Was bedeuten diese Figuren? Schwerlich sind sie — entfernt von bewohnten Orten und vom Wasser — zum bloßen Zeitvertreib gemacht. Sollen sie etwa das Andenken an eine große Treibjagd von Guanaco's verewigen.

(Schluß folgt.)

Die Waffen der Eingebornen Australiens.

(Von Edward John Eyre. Aus dessen Journals of expedition of discovery into Central-Australia.)

Die Waffen der australischen Eingebornen sind einfach und und von untergeordnetem Charakter, nur nach Art und Gebrauch verschieden: je nachdem sie zu diesem oder jenem Zwecke verfertigt wurden, oder von örtlichen Verhältnissen der Gegenden, in welchen sie verbraucht werden, abhängig.

Der Speer, die hauptsächlichste Angriffswaffe in allen Theilen des bekannten Continents, besteht aus zwei Arten, von welchen die eine mit dem Wurfholze, die andere aus freier Hand geschleudert wird. Jede derselben hat vier abweichende Formen. Die, welche mit dem Wurfholze geschleudert werden, sind 1) der Kiko oder Rohrspeer, mit einer Spitze von hartem Holze; 2) der Kiero, ein Speer von hartem Holze mit einer aus dem etwa zwei Fuß langen Blüthenstengel des Grasbaumes (Xanthorrhoea) verfertigten, an einem Ende befestigten Spitze; 3) eine ähnliche Waffe mit fünf oder sechs in das feste Holz der einen Spitze eingeschnittenen Zakken und 4) der leichte Speer aus hartem Holze von Port Lincoln und der Ostküste, an dessen einem Ende ein einfacher Haken mit Sehnen vom Emu, dem neuholländischen Casuar, oder vom Känguruh festgebunden ist. [1]) Diese Speere sind durchschnittlich fünf bis sechs Fuß lang. Sie werden mit Leichtigkeit und Sicherheit dreißig bis hundert Schritt weit geworfen, je nachdem sie verfertigt sind und mit mehr oder weniger Kraft geschleudert werden. Von großen Speeren gibt es folgende: 1) der Karkuroo (Karkuruh), einfach und gewichtig aus Gummiholz verfertigt; 2) dieselbe Waffe mit Widerhaken von Quarz- oder Feuersteinstücken; 3) eine anderen mit fünf oder sechs an der Spitze auf einer Seite geschnitzten Haken; 4) eine ähnliche Waffe mit derselben Anzahl Haken auf beiden Seiten. Jeder dieser Speere ist zwölf bis vierzehn Fuß lang. Sie werden mit bedeutender Gewalt und ziemlicher Genauigkeit auf Entfernungen von 30 bis 40 Fuß geworfen, und sind unbedingt tödtlich.

Der Nga-wa-onk oder das Wurfholz ist 6 bis 20 Zoll lang; es hat fast in allen Theilen Australiens denselben Charakter und weicht nur in Größe und Form etwas von einander ab. Es besteht aus einem Stück harten Holzes, das gegen die Mitte etwas breiter, dabei flach, zuweilen auf der Innenseite etwas muldig ist. An einem der spitzig zulaufenden Ende ist, rückwärts gebogen und einen Haken bildend, ein Känguruhzahn befestigt, an dem andern ein Stück Harz mit einem Feuersteine, so daß beides zusammen einen runden Knopf bildet, welcher verhindert, daß beim Gebrauch das Instrument der Hand entwischt. Zuweilen sind zu demselben Zwecke eine Menge Opossumhaare darum gewickelt. Es wird an dem untern Ende mit der Hand gehalten, mit den drei untern Fingern festgedrückt, so daß es zwischen dem Zeige- und Mittelfinger etwas hervorragt. Das Ende des Speers, in welchem sich eine kleine Vertiefung befindet, wird auf dem Känguruhzahn aufgesetzt, mit dem Daumen und Zeigefinger gehalten, und ist dann wurfbereit. Der Arm wird zurückgehalten, so daß die Waffe in die Höhe des Auges kommt. Eine zitternde Bewegung gibt ihr einen festeren Halt, und so wird sie dann mit einer bewundernswerthen Schnelle, Kraft und Genauigkeit geworfen.

Der Wagn oder Wangno der Süd-, der Kiley der West- und der Bommeran oder Bommerang der Ost-Australier ist eine einfache, aber in den Händen der Eingebornen äußerst gefährliche Waffe. Sie besteht in einem dünnen, flachen, gekrümmten Stück harten Holzes von ungefähr zwei Fuß Länge, aus einem Aste oder Zweige der Acacia pendula oder eines andern Baumes von ähnlichem Charakter verfertigt, welcher von Natur in der erforderlichen Biegung gewachsen ist, nämlich in einem Winkel von 100 bis 130 Graden. Dieses wird in der eigenthümlichen

[1]) Die Eingebornen um Port Essington nennen den einfachen Speer „Aypir" und den mit Widerhaken versehenen „Ekolpen" s. Leichhardt, Tagebuch einer Reise in Australien, übersetzt v. Zuchold S. 411.

Digitized by Google

Gestalt und Dicke zugerichtet und in der Krümmung etwas abgerundet, wodurch der Winkel stumpf erscheint. Wirft man die Waffe mit der scharfen Ecke gegen den Wind, so fliegt sie, reissend schnell um sich wirbelnd, bis zu einer bedeutenden Höhe und Entfernung durch die Luft, beschreibt eine schwache Krümmung und fällt zu den Füßen desjenigen nieder, der sie geworfen. Die mit dem stumpfsten Winkel werden gewöhnlich gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie mit Gewalt abprallen und bis zu bedeutender Höhe auffliegen. Die Eingebornen sind im Stande damit entfernte Gegenstände sowohl auf der Jagd als auch im Kriege genau zu treffen. Im letzteren ist diese Waffe dadurch besonders gefährlich, daß es fast unmöglich ist, in dem Augenblicke, in welchem man sie in der Luft sieht, zu beurtheilen, welchen Weg sie nehmen, oder wo sie niederschlagen wird.

Der Katta-Twirris oder das zweischneidige Schwert ist eine fürchterliche Waffe, die ausschließlich bei den Stämmen nördlich von Adelaide, jedoch nur im Kriege geführt wird. Mehr im Gebrauch ist der Katta, ein runder Stock, mit verdicktem kolbigem Ende, besonders für Zweikampf Mann gegen Mann.

Eine andere Waffe besteht aus einem winkelig gebogenen Stück harten Holzes, ähnlich einer Bergmanns-Pike. Das längere Ende oder der Stiel derselben ist bald rund, bald kantig, vielleicht um ihn fester halten zu können.

Eine sehr gefährliche Waffe, welche für den geschlossenen Kampf bestimmt ist, besteht aus hartem Holze, ist zwei oder drei Fuß lang, gerade, mit einem runden oder kantigen Griffe und am Ende mit einem gewaltigen Kolben versehen.

Der Bwirri ist auch aus hartem Holze verfertigt, zwei Fuß lang, etwas gewichtig, hat einen flachen Griff und am Ende einen runden Knopf. Er wird hauptsächlich geworfen und das mit großer Genauigkeit, jedoch mehr auf der Jagd als beim Kampfe gebraucht.

Der Schild (Tar-ram) ist aus Rinde und Gummiholz verfertigt und wechselt in Form und Gestalt. Der gebräuchlichste ist 2 oder $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, 8 bis 18 Zoll breit und läuft von der Mitte nach den beiden Enden spitz zu. In der Mitte befinden sich zwei Löcher, in denen ein Stück Holz als Griff befestigt ist. In Kriegszeiten werden die Schilde bemalt.

Eine celtische Begräbnißhalle.

(Aus dem Athenäum français.)

Herr Serres, Mitglied der französischen Akademie hat in der letzteren eine Schilderung einer **celtischen Begräbnißhalle** gemacht, welche von dem Clan der Sylvanecten herrührt. Er sagt darüber: „Ihre Richtung geht von Norden nach Süden, wo sich der Eingang in die Gallerie befand; dieselbe ist an dieser Stelle durch einen senkrecht liegenden Stein geschlossen, in welchem eine Oeffnung, ähnlich der eines Backofens und nur für einen Menschen zugänglich, angebracht war. Die Größe des Grabmals betrug sechs Metres. Die vier Sandsteine, die es bildeten, waren in einer Höhe mit dem Boden; ein Umstand, der den Landmann in seiner Arbeit hinderte, und seine Wegnahme veranlaßte. In der Richtung von Süden nach Norden hatte der erste Stein 2 M. 90 in der Länge und 1 M. 10 in der Breite; der zweite 2 M. 80 in der Länge, und 1 M. 80 in der Breite; der dritte hatte 2 M. 10 in der Länge und 1 M. 60 in der Breite und der vierte endlich 1 M. 40 in der Länge und 1 M. 10 in der Breite. Die Wände der Gallerie bildete eine Mauer von flachen Kalksteinen, die ohne einen besonderen Cement zu ihrer Verbindung aufeinander geschichtet waren. Die Breite derselben betrug im Innern 0 M. 90 und ihre Tiefe 1 M. 40. Der Boden war mit solchen Kalksteinen belegt, wie die, welche zur Aufführung der Mauern gedient hatten. Zwei den obigen ähnlich doch weniger dick gebaute Mauern theilten das Innere in drei Kammern, deren erste, in gleicher Linie mit dem Eingang in die Gallerie, die Knochen von Frauen und Kindern in sich schloß; die zweite, welche die Mitte bildete, enthielt die Knochen der Männer, und die dritte, viel kleiner als die beiden andern, schloß die Gallerie im Norden, und enthielt die Knochen der alten Personen beiderlei Geschlechts, die übrigens im Vergleich zu denen der Frauen und Kinder in kleiner Anzahl vorhanden waren. Die Lage der Leichname zeigte, daß die Gräber mit Sorgfalt und Berücksichtigung von Raumersparniß angelegt wurden. Denn hätte man sie nach der Länge der Gallerie gelegt, so hätten die sechs Metres nur für eine sehr geringe Anzahl Raum gegeben; so aber, da man sie in die Quere und in zwei Reihen gelegt hatte, gewann man mehr als das Doppelte an Platz. Die Skelette fanden sich wirklich in doppelter Reihe, quer über die Gallerie gelegt. Die Schädel waren an die Seitenwände gelehnt, und die Schenkelknochen und Beine nahmen die Mitte ein. Die Leichname schienen in sitzende Lage gebracht worden zu seyn, die Beine aufgestellt und die Hände auf die Kniee gelegt. Das Angesicht hatten sie gegeneinandergekehrt; der eine schaute nach Osten, der andere nach Westen. Wir trafen keinen Leichnam, der nach Süden oder Norden geschaut hätte. Uebrigens setzte uns nur die Sorgfalt, mit welcher die Ausgrabung vor sich ging, in den Stand, die Lage der Skelette so zu erkennen, wie wir sie angeben; denn aus der Art, wie sie von allen Seiten durch die Erde zusammengedrückt waren, aus der Tiefe, in welcher sich die Schädel vorfanden, aus der Lage der Beckenüberreste immer ganze nahe an der untern Steinplatte der Gallerie, ist zu vermuthen, daß man, nachdem die Leichname in die angegebene Lage gebracht waren, Erde auf sie schüttete, wie man es heutzutage bei den jetzt gebräuchlichen Gräbern zu thun pflegt. Der Feldhüter, welcher vom Eigenthümer die Wegnahme des Grabmahls forderte, erwartete dort Gold- und Silbermedaillen zu finden. Mit Hülfe seiner zwei Söhne schaffte er mit vieler Sorgfalt die Erde weg, welche die Knochen bedeckte, aus welcher sie die Herren Deramond und George Bejot mit der bei ihrer Zerbrechlichkeit nöthigen Vorsicht herauszogen.

„Trotz dieser sorgfältigen Nachsuchung fanden wir weder Medaillen noch Geldstücke, dafür aber enthielt die Gallerie zwei Beile und zwei Vasen, welche vielleicht eher über das Alter des Grabdenkmals etwas urtheilen lassen.

„Die beiden Beile wurden in der ersten Abtheilung gefunden, unter den Gebeinen der Weiber und Kinder; das eine, von grauer Farbe, sehr glatt und scharf, hat 9 Centimetres in der

Länge und 5 in der Breite; das andere schwärzlich, ist $5\frac{1}{2}$ Centimetres lang und 4 breit. Man nahm die Schneidseite zur Bestimmung der Breite der beiden Beile. Das letztere hat überdieß ein Loch an seinem kleinen äußersten Ende. Es möchte scheinen, daß es einem Weibe oder Kinde als Amulett zu dienen bestimmt gewesen war. In dieser ersten Kammer fanden wir auch eine Vase von ungebrannter, an der Sonne getrockneter Erde, deren Höhe 17 und die Weite 12 Centimetres beträgt. Die zweite Vase, viel kleiner und von viel dünnerer Masse war schwärzlich und in mehrere kleine Stückchen zerbrochen, so daß wir ihre Größe nicht bestimmen konnten. Wir fanden sie in der zweiten, für die Männer bestimmten Abtheilung. Hier erwarteten wir auf noch größere Beile als die vorigen zu stoßen, allein unsere Erwartung wurde getäuscht, woraus sich vermuthen läßt, daß diese Skelette nicht den Kriegern dieses Stammes angehörten." Die Knochen wollte Herr Serres der Akademie mittheilen und ihr auch ein photographisches Abbild der Schädel geben. Ueber letztere sagt er: „dieselben zeigen verschiedene Typen, welche sonst bei Nachgrabungen in celtischen Grabmälern nicht vorkommen. Unter anderm ist ein Schädel dabei, der seiner Bildung nach sich sehr dem mongolischen Typus nähert und zwischen dem gälischen und kymrischen zu stehen scheint. Der gälische Typus bietet bei einzelnen Schädeln eine merkwürdige Vollkommenheit dar."

Die Manuscripte der Palatina zu Florenz.

Die Palatina oder die Bibliothek des Pallastes Pitti zu Florenz ist von jeher unter der Leitung gelehrter Italiener oder Ausländer gestanden, welche sie durch fortwährende, vortheilhafte Acquisitionen zu einer der reichsten und interessantesten der Halbinsel gemacht haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war ihr erster Conservator Herr Graberg von Hemso, bekannt durch seine vielen wichtigen geographischen und historischen Werke; der gegenwärtige Conservator ist Herr Franz Palermo, ein namhafter Schriftsteller und Bibliophile Siciliens. Herr Palermo fand, daß diese Bibliothek neben einem beträchtlichen Schatz von ungedruckten Büchern auch eine schöne Sammlung von Manuscripten besaß, die noch nicht geordnet und beschrieben war, und er unternahm es dann einen ausführlichen Catalog über dieselbe zu machen, der mehrere Bände umfassen wird und wovon bis jetzt nur der erste Band erschienen ist. In diesem unterwirft der Verfasser 572 Manuscripte, die sich theils auf Religion, theils auf Literaturgeschichte beziehen, einer sorgfältigen Prüfung. Die andern Bände werden zuerst die noch übrigen Manuscripte umfassen, welche sich auf Literaturgeschichte beziehen, dann die welche in die schönen Künste, die Philosophie, die socialen Wissenschaften, die Geschichte, Mathematik, Physik Naturwissenschaften und die Technik einschlagen. Eine große Anzahl der von Herrn Palermo angeführten Manuscripte ist ganz unbekannt, andere sind nur zum Theil, andere endlich sind schon in vollständigen Abdrücken vorhanden. Die Notizen sind jedesmal bibliographisch und literarisch zugleich, dann fügt der Verfasser aber auch einzelne Auszüge aus Manuscripten von besonderer Wichtigkeit bei, er vergleicht die Texte mit den bereits hieron erfolgten Ausgaben, widerlegt die Irrthümer seiner Vorfahren, regelt die Daten der Geburts- und Todesjahre der Autoren, mit einem Worte, statt einer einfachen Aufzählung von Manuscripten gibt er gewissermaßen eine neue Literaturgeschichte Italiens. Das Werk des Hrn. Palermo, worin diese Zusammenstellung geschieht, hat den Titel: **I manoscritti dell' J. e R. Palatina di Firenze, ordinati ed esposti da Francesco Palermo. (Florence, à la typographie galiléenne; Paris, chez Franck).**

Das Athenaeum Français hebt folgende Nummern aus dem zweiten, die poetischen Manuscripte enthaltenden Abschnitte des Werkes heraus: Das 180te Manuscript enthält: „zwei Balladen von Dante Alighieri." Das 204te Manuscript gibt eine „Auswahl italienischer Poesien", veranstaltet von Lorenz von Medici auf Verlangen Friedrichs von Arragonien, Sohnes des Königs von Neapel. Das 210te Manuscript enthält Verse von Julian und Peter von Medici, Söhnen des Lorenz von Medici. Das Manuscript Nr. 212 enthält die „kleineren Werke des Leone Battista Alberti." Wie Giotto, Michel-Angelo, Leonardo da Vinci, Cellini und selbst Galilei, so huldigte auch der Physiker, Philolog, Mathematiker und Architekt Leone Battista Alberti, der Erfinder des sogenannten Renaissance-Styls, manchmal den Musen, und dieses Manuscript enthält einige seiner Verse. Das Manuscript Nr. 225 hat den Titel: „Verschiedene Dichtungen." Dieser Band enthält fünf Canzonen, 29 Sonette, 7 Madrigale und 5 Balladen des Torquato Tasso. Das Manuscript Nro. 240 gibt die „Gedichte von Luigi Tanzillo: 1. der Winzer, 2. Pyramus und Thisbe" wieder. Das Manuscript Nro. 249 enthält die Poesien des Ottavio Rinuccini." Ottavio Rinuccini ist der Dichter der lyrischen Dramen „Eurydice" und „Daphne", welche von Galilei, dem Vater, in Musik gesetzt wurden und als die ersten Versuche im Gebiete der Oper galten. Das Manuscript Nro. 267 enthält die „Verse des Giovanni Domenico Peri d'Arcidosso". Italien hatte lange vor Frankreich und England seine dichtenden Handwerker; Barbiere, Schuhmacher, Bauern, gaben sich mit Reimen ab. Unter die Zahl der Letztern gehörte Giovanni Peri. Er kam im Jahr 1601 nach Florenz und setzte die Stadt und den Hof durch sein poetisches Talent der Art in Erstaunen, daß ihm der Großherzog Friedrich II. eine Pension aussetzte, die ihm gestattete sich ganz dem Dienste der Musen zu widmen. Außer einer Menge lyrischer Stücke verfaßte er mehrere langathmige Gedichte, von denen drei ungedruckt sind, nämlich: „Die Zerstörung von Fiesole", „das Weltende", und „die Niederlage zur See." Die Pallast-Bibliothek besitzt im Manuscript noch 1) „die Angeliade", 2) „die bekehrte Magdalena", 3) „der Parnaß", 4) „das Chaos". Das Manuscript Nro. 312 bringt uns „scherzhafte Verse" von Vittore Alfieri. Dieser Alfieri, der Tragiker, von dem Beyle gesagt hat, daß, wäre er auf einem Throne gewesen, er an Grausamkeit einem Nero gleichgekommen wäre, dieser Verfasser des „Orestes" und des „Saul", lachte gerne wie ein anderer Mensch und hatte eine „lustige Akademie" gestiftet, deren Secretär er war, und deren Verhandlungen dieses Manuscript enthält. Das Manuscript 363 enthält „das Dryadeum von Luca Pulci." Das Manuscript 365 gibt „Rinaldo und Heldenthaten der Ritter", Gedichte in achtzeiligen Strophen. Tasso hat das Sujet des Rinaldo von Montauban behandelt; ohne Zweifel würden sich bei Vergleichung der beiden Werke sonderbare Zusammenstellungen vorfinden. Dasselbe Manuscript enthält auch ein Gedicht „Camillo"

von Pietro von Siena, einem unbekannten Dichter. In dem Abschnitte, der den Titel „Religion" führt, finden sich verschiedene Werke über die Concilien, so wie die Predigten und religiösen Abhandlungen Savonarola's.

Stand der Unions-Schulden.

Anleihe		Ausstehender Betrag vom 12ten November 1853.	
1842	Pfd.	7,275,635	54.
1843	„	114,800	00.
1846	„	4,226,139	71.
1847	„	21,570,550	00.
1848	„	13,767,241	80.
Texas Entschädigung	„	4,925,000	00.
Oder nicht ausgegeben	„	5,000,000	00.
	Pfd.	56,879,367	05.
Alte Fondsschuld	Pfd.	114,118	54.
Ausstehende Schatzamtsscheine	„	114,711	64.
Schuld der Stadt-Corporation	„	24,000	00.
	Pfd.	57,132,197	23.

Nach denselben Rubriken wie oben.

	Seitdem eingelöst.			Ausstehender Betrag vom 19ten November 1853.	
Pfd.	146,400	00.	Pfd.	7,129,235	54.
„	———	—	„	114,300	00.
„	87,039	71.	„	4,139,100	00.
„	215,600	00.	„	21,355,250	00.
„	56,750	00.	„	13,710,391	80.
„	33,000	00.	„	4,892,000	00.
„	———	—	„	5,000,000	00.
Pfd.	538,789	71.	Pfd.	56,340,277	34.
„	———	—	„	114,118	54.
„	———	—	„	114,711	64.
„	———	—	„	24,000	00.
Pfd.	538,489	71.	Pfd.	56,539,707	52.

Die angebliche Ursache, weßhalb die im Staatsschatz der Union aufgestapelten Millionen nicht sofort zur Einlösung dieser alten Schulden, so weit das Geld hinreicht, verwendet werden, soll darin liegen, daß selbst bei hohen Procenten angeboten keine Schuldpapiere anzukaufen, resp. einzulösen waren. Das glaube dem Herrn Schatzsecretär, wer Lust hat! Ich nehme zwei andere Gründe an: einmal ist es für jedes Gouvernement hübsch: Baargeld in den Händen, oder, wie man sagt, im Schatze zu haben; sodann lassen sich Näschereien und Leckereien an dem Gelde bei derartigen Schuldenzahlungen nicht so gut ausüben, wie etwa bei einem Ankaufe von Landstraßen, Flottenbewaffnungen und dergleichen schönen Dingen. Zum Einlösen — denken die Herren in Washington — ists immer noch Zeit, sobald die Zahlungsfrist eintritt, und sollte dann kein Geld mehr im Schatze seyn, wozu wären denn die Taschen der Unionsbürger da, besonders die des süßen Mob, der doch immer die Suppen auszulöffeln bekommt, welche von den Unionsverwüstern — wollte sagen Verwaltern — eingebrockt sind.

E. B.

Die Bevölkerung der Erde.

(Von Prof. Neumann.)

Aufmerksamkeit läßt sich nicht erzwingen. Man wiederhole so oft man will: „der Name himmlisches Reich ist eine leere Erfindung und in China gänzlich unbekannt"; man sage den Leuten so oft man kann: „das Aussetzen und die Ermordung der Kinder ist im Mittelreich eben so durch Gesetze verboten, wie in den christlichen Ländern"; man weise nach, daß Findelhäuser in China viel älter und in nicht minder großer Anzahl vorhanden sind, wie in Europa; die Menschen achten nicht darauf und wiederholen den liebgewordenen einträglichen Irrthum in der nächsten Stunde. So auch in Betreff der Insassen des östlichen Asiens und jenes ganzen Erdtheils. Wie häufig sind nicht während der letzten Jahre die Bevölkerungsverhältnisse des Mittelreichs zur Sprache gekommen. Der Grund verschiedener Angaben ward nachgewiesen. Unkundige Europäer haben die Kopfsteuerpflichtigen für die Gesammtbevölkerung gehalten. Dessen ungeachtet wird immer noch in Zeitungen und Zeitschriften, in Almanachen und Jahrbüchern der alten und neuen Welt die Bevölkerung Asiens auf 500, und die der ganzen Erde zwischen 8 und 900 Millionen angegeben. Hr. Banfield rechnet in seinem Statistical Companion for 1852 die Bevölkerung Asiens sammt den Inseln nur auf 429 und die der ganzen Erde zu 843 Millionen. Ja eine sehr geachtete englische Zeitung, der Sun, will bloß 700 Millionen gelten lassen, und leitet aus dieser grundlosen Annahme eine Menge irriger Berechnungen. Hassel hat bereits 1823 die Einwohnerzahl der ganzen Erde auf ungefähr 1000, Otto Hübner in seiner statistischen Tafel (1851) auf 1100, und Neumann (Grundriß der Länder- und Völkerkunde, München 1840) auf 1200 Millionen geschätzt.

Findet sich nun auch in unsern Tagen kein so großer Unterschied in den Annahmen wie vor hundert Jahren, wo die Verfasser der englischen allgemeinen Weltgeschichte die Bevölkerung der Erde auf 4,000,000,000, Voltaire auf 1,600,000,000 und der Theologe Canz auf 620,000,000 schätzte, so ist doch auch der Ausfall zwischen 700 und 1200 Millionen bedeutend genug, um eine Erörterung hervorzurufen. Der Widerspruch in den Annahmen — von einer wirklich statistischen Zählung ist natürlich keine Rede — beruht vorzüglich auf der verschiedenen Ansicht über die Bevölkerung Asiens und der östlichen Inselwelt, welche von einigen Geographen theilweise zu Australien gerechnet wird. Die Gesammtbevölkerung des Morgenlandes und des indischen Archipelagus muß, den neuesten Berichten und Angaben gemäß, über 800 Millionen betragen. Japan zählt 30, der Chinomandschu-Staat 430, das angloindische Reich, nach einer amtlichen Mittheilung des indischen Hauses zu London (Mai 1852) 152 Mill., die östliche Inselwelt von den Andaman im bengalischen Meerbusen bis zu den Papuas 120 Millionen. Die Bevölkerung der übrigen Reiche und Länder Asiens, die indochinesischen Staaten, Mittel- und Westasien von den Gränzen des mandschu-chinesischen und des angloindischen Reiches bis zum rothen und mittelländischen Meere wird sich doch wenigstens auf 80 bis 90 Mill. belaufen. Wenig kommt darauf an, ob die Insassen der asiatischen Besitzungen Rußlands mitgerechnet werden oder nicht. Hr. Staatsrath Tengoborski schätzt sie in seinem neuesten Werke (Paris 1852) — wir halten diese Schätzung, da die Russen auch den ganzen Kaukasus zu ihrem Reiche rechnen, nicht hoch genug — auf bloß 5,200,000 Seelen. Zur Erklärung der auffallend geringen Bevölkerung in jener ungeheuren Ländermasse vom schwarzen Meer zum stillen Ocean

bemerkt der kundige Verfasser der Studien über die erzeugenden Kräfte Rußlands: „in Sibirien ist noch eine neue Welt zu gewinnen für den Ackerbau wie für die Civilisation." Hier wohnen bloß 12 Personen auf der geographischen Geviertmeile. Nur längs der natürlichen oder künstlichen Handelswege, an den Flüssen und Straßen findet man zerstreute, schwach bevölkerte Ortschaften; alle übrigen Lande bleiben unbenutzt, und doch bergen sie unter der Oberfläche Quellen des Reichthums, welche nur der Eröffnung harren. Warum im Gegentheile die ähnlichen Länder jenseits des atlantischen Oceans sich eines beispiellosen Fortschrittes erfreuen, das wollen wir den alten Montesquieu erklären lassen. „Les pays, sagt er, ne sont pas cultivés en raison de leur fertilité, mais en raison de leur liberté, et si l'on divise la terre par la pensée, on sera étonné de voir la plupart du temps des déserts dans ses parties les plus fertiles, et de grands peuples dans celles où le terrain semble refuser tout."

Miscellen.

Streit zwischen Kaffee und Cichorie in England. Besitzer von Kaffeeplantagen in Ceylon haben schon längst durch Vorstellungen an die englische Regierung so wie in öffentlichen Versammlungen gegen die Verfälschung sich aufgelehnt, welche die Detailhändler durch Vermischung des Kaffee's mit Cichorie zum Schaden der Pflanzer wie der Zolleinkünfte des Staats sich erlauben. In einer Vorstellung an Lord Aberdeen verwahren sie sich ausdrücklich dagegen, daß sie etwa den Grundsätzen des Freihandels entgegenstreben wollten. Die Concurrenz anderwärtiger Kaffeeproducenten, versichern sie, würde leicht durch Steigerung der Production und Verbesserung im Culturverfahren überwunden werden können; aber die Concurrenz, die ihnen durch die Verfälschung des Kaffee's mit Cichorie im inländischen Detailhandel gemacht werde, vermögen sie nicht zu überwinden. Diese Concurrenz ist nun allerdings der Berechnung der Kaffeepflanzer nach keine geringe, wenn sie den jährlichen Verbrauch von Cichorie auf 12,000 Tonnen, d. h. auf 26,880,000 Pfund, den betrügerischen Gewinn, den der Detailhandel durch diese Verfälschung macht, auf 1,200,000 Pfd. St., und den Verlust an Zolleinnahmen auf 336,000 Pfd. St. berechnen. Die Shipping and mercantile Gazette, der wir diese Notiz entnehmen, macht auch noch folgende nicht uninteressante Angabe über den Kaffeeverbrauch in verschiedenen Ländern. In Amerika kommen auf den Kopf 6½ Pfd. Kaffee, in Dänemark 5½ Pfd., in Belgien fast 9 Pfd., in Deutschland 3½ Pfd., und in England nur 1½ Pfund. Wir bemerken, daß dieser ganze Streit in England nur daher kommt, weil dort die Consumenten den Kaffee schon geröstet und gepülvert kaufen, während bei uns, wo das Rösten und Pulvern zu Haus geschieht, die Versetzung mit Surrogaten im freien Belieben der Consumenten steht. Daß sich ihrerseits die Händler gegen die Bemühungen der Kaffeeproducenten als gegen einen schweren Eingriff in ihr gutes Recht stemmen, läßt sich erwarten; doch nehmen größere Journale, wie z. B. das vorhin genannte Blatt, wie billig, die Partei der Pflanzer und des in seinen Zolleinkünften benachtheiligten Staats.

*

Handel zwischen England und Rußland. Ueber diesen Handel machte Hr. Danson in der statistischen Gesellschaft von London folgende Angaben: „England mit seinen 28 Millionen Einwohnern exportirt nahezu für 90 Millionen Pfd. St. Frankreich mit seinen 36 Millionen Einwohner exportirt für 50 Mill. Pfd. St., während der Ausfuhrhandel der 67 Mill. Einwohner des europäischen Rußlands die Summe von 14 Mill. Pfd. St. nicht überschreitet. Die Ausfuhr Rußlands besteht beinahe ausschließlich nur in Rohstoffen. Von den Schiffen, welche die russischen Häfen besuchen, gehört nicht mehr als ein Sechstheil russischen Unterthanen, und der Handel in den Hauptseehäfen ist also in den Händen der Fremden, so wie auch der größte Theil des Capitals. Was den innern Handel betrifft, so erleichtert der Schnee, welcher mehrere Monate des Jahres das Land bedeckt, die Communication. Außerdem ist Rußland hinlänglich von Canälen durchschnitten und bewässert. Der dritte Abschnitt der Abhandlung des Hrn. Danson ist dem Handel zwischen Rußland und England gewidmet. Rußland verbraucht nur wenig englische Producte, um die Hälfte weniger, als seine Ausfuhr nach England beträgt, die hauptsächlich in Korn — nahezu 14 Procent des Gesammtbetrages der in die englischen Häfen importirten Waaren — Hanf, Flachs, Talg, Leinsamen, besteht, lauter Artikel, welche England im Fall der Noth auch von andern Ländern beziehen kann."

*

Interessante Choleracur. Die Gazette des Hopitaux meldet folgende Heilung der Cholera aus Mißverständniß. Ein Arzt, welcher zu einem Kranken im gefährlichsten Stadium der Cholera gerufen wurde, verordnete demselben, mit der geringsten Hoffnung eines günstigen Erfolgs, als Brechmittel 1½ Gramme Ipecacuanha, welche auf dreimal je im Zwischenraume einer halben Stunde genommen werden sollten. Die Person, welche dem Kranken die Arznei verabreichen sollte, las auf der Verordnung das Wort „prises" (die französische Bezeichnung für Dosen), und da sie zugleich sah, daß die Arznei in einem Pulver bestand, so meinte sie, es sey etwas zum Schnupfen, und die Verordnung meine drei Prisen (für die Nase). Gedacht, gethan! Sie ließ den Kranken den dritten Theil des Ipecacuanhapulvers schnupfen. Statt sich darauf zu brechen, mußte der Kranke so stark und so lange fort nießen, daß dadurch eine starke Reaction hervorgerufen wurde. Die Haut des Kranken wurde wieder warm, die Symptome der gefährlichen Krankheit ließen nach, und als der Arzt wieder kam, fand er den Kranken genesen.

*

Geruchzerstörende Flüssigkeiten. Es gibt gar viele Flüssigkeiten, welche Gerüche zerstören; viele von ihnen erfüllen ihren Zweck auch ganz gut, aber fast alle verbieten sich durch ihren hohen Preis für den Gebrauch der ärmern Classe. Ein Correspondent eines englischen Blattes empfiehlt das schwefelsaure Eisen (den im Handel vorkommenden grünen Vitriol), von dem man jetzt das Pfund um einen Drittelspenny haben könne. Der Einsender behauptet, er habe in mehrern Fällen eine ganz schnelle und vollständige Wirkung davon gesehen. Ein Pfund, das in zwei bis drei Gallonen Wasser aufgelöst wird, soll hinreichen, den stinkendsten Pfützen und Abzugscanälen den Geruch zu nehmen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. 8 September 1854.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Dr. Moritz Willkomm.)[1]

9. Die Serrania de Cuenca.

Unter dem Namen „la Serrania de Cuenca" verstehen die Spanier das vielfach verzweigte Bergland, welches sich zwischen der Centralebene des Plateau's von Neucastilien und dem der tiefen Mulde des Ebrobassin zugekehrten Ostabhange desselben Plateau's erhebt. Dieses Bergland besitzt einen Durchmesser von 15 bis 20 geographischen Meilen, erreicht in seinen höchsten Gipfeln eine Höhe von beinahe 5000 Fuß und bildet die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Tajo, Ebro und der Küstenflüsse des Königreichs von Valencia, weiterhin die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und mittelländischen Meere. Man findet die Serrania de Cuenca auf den Karten gewöhnlich als eine von einem centralen Bergknoten, den man an die Quellen des Tajo versetzt, nach allen Richtungen hin strahlig sich verzweigende Gebirgsgruppe dargestellt. Eine solche Disposition ist in der Wirklichkeit durchaus gar nicht vorhanden. Die Serrania de Cuenca ist weniger ein zusammenhängendes, regelmäßig gegliedertes Gebirge, als vielmehr ein hohes, von tiefen Thälern durchfurchtes Plateau, dessen einzelne zwischen den Thälern befindliche Abtheilungen von niedrigen, meist parallelen in der Richtung von Nord nach Süd oder von Nordwest nach Südost verlaufenden Bergketten durchzogen sind, auf und zwischen denen sich hier und da einzelne höhere Kuppen von meist tafelartig abgeplatteter Gestalt erheben. Die bedeutendsten Berggipfel befinden sich am Ostrande der Serrania auf der obersten Stufe des dem Becken von Teruel zugekehrten Terrassenabhangs. Hier liegt unter andern die berühmte Muela de San Juan, ein 4400 Fuß hoher Tafelberg, an dessen Abhängen vier bedeutende, nach verschiedenen Richtungen strömende Flüsse entspringen, nämlich der Tajo, Jucar, Cabriel und Turia. Der zuletzt genannte Fluß gehört nur zum kleinsten Theil der Serrania an, indem er sehr bald in das Becken von Teruel und später in die valencianischen Gebirge eintritt; die drei übrigen Flüsse dagegen müssen die ganze Serrania durchströmen, um in das Flachland Neucastiliens zu gelangen, welches der Jucar und Cabriel sehr bald abermals verlassen, um durch die hohen Mauern der valencianischen Gebirge hindurch ihre Gewässer dem mittelländischen Meere zuzuführen. Diese drei Flüsse, nebst den zwischen ihnen strömenden und später in sie mündenden Flüssen Moya, Guadacaon, Guadiela und Gallo, welche im Süden, Westen und Norden der Muela de S. Juan entspringen, haben die Hauptthäler der Serrania ausgehöhlt, welche zusammen allerdings einen Fächer bilden, der von der Muela de San Juan und überhaupt vom Ostrande der Serrania nach Norden, Westen und Süden ausstrahlt. Allein die zwischen jenen Thälern aufragenden Gebirgsmassen erstrecken sich keineswegs in derselben Richtung, sondern verlaufen, wie ich schon bemerkt habe, sämmtlich mehr oder weniger in nordsüdlicher Direction. Sie erheben sich mit wenigen Ausnahmen nur unbedeutend über die Oberfläche der zwischen den Flußthälern befindlichen Plateausegmente, deren absolute Höhe im Mittel 3500 Fuß betragen mag, und machen deßhalb von fern gesehen kaum den Eindruck von Gebirgsketten. Zwischen denselben breiten sich oft geräumige Ebenen aus, so daß man häufig mitten in der Serrania kaum in einer gebirgigen Gegend zu seyn glaubt. Anders gestaltet sich freilich das Relief des Bodens, sobald man in eins der genannten Flußthäler eintritt, indem diese so tief in das Plateau eingerissen sind, daß ihre Abhänge als bedeutende Gebirgsmassen erscheinen. Deßgleichen mögen die einzelnen, hier und da fast isolirt aufragenden Hauptgipfel in der Nähe einen recht imposanten Anblick gewähren, von fern dagegen frappiren sie bloß durch ihre eigenthümliche Form, erscheinen aber nur als unbedeutende Berge. Die geognostische Zusammensetzung der Serrania ist noch wenig gekannt. Die südwestlichen Partien, durch welche allein mich meine Reise geführt, bestehen der Hauptsache nach aus einem gelblichen Sandsteine, der entweder der Traßperiode oder dem Lias angehört. Bei Cuenca tritt eine mächtige Jurakalkformation auf; ob dieselbe mit dem Juragebirge von Molina zusammenhängt, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Die höchsten Gipfel der Serrania sind vielleicht aus Grauwackenschiefer oder aus jurassischem Dolomit zusammengesetzt. Die Serrania de Cuenca ist in ganz Spanien berühmt, theils wegen ihres Mineralreichthums, theils und ganz besonders wegen ihrer Waldungen. Während nämlich die benachbarten Juragebirge Valencia's fast völlig

[1] Vergl. die frühern Streifzüge in dem Jahrgang 1852 des Auslandes.

von Wald entblößt sind, breiten sich auf dem Plateauland an den Abhängen der Kämme und Gipfel der Serrania ungeheure Waldungen von Nadelholz aus. Dieß gilt besonders von der südwestlichen Hälfte der Serrania; die nordwestliche ist weniger holzreich, wenigstens bei weitem nicht so dicht bewaldet wie die südwestliche. Hier dagegen gibt es noch förmliche Urwälder, wo der Boden mit vor Altersschwäche niedergestürzten, faulenden Baumstämmen bedeckt ist, zwischen deren Trümmern junge Bäume hervorgewachsen sind. In vielen Gegenden stehen die Bäume so dicht, daß man nur kurze Strecken weit in den Wald hineinsehen kann. Dann folgen wieder große Waldblößen, welche mit aromatischen Labiaten, besonders mit Rosmaringebüsch, sowie mit Sträuchern verschiedener Wachholderarten bedeckt zu seyn pflegen und den Eindruck unserer Haiden hervorbringen. Dieselben Sträucher bilden das Unterholz des Waldes, wo derselbe licht ist. An manchen Stellen befinden sich ausgedehnte Holzschläge, welche mit denselben eigenthümlichen Haiden erfüllt zu seyn pflegen. Auch Moorbrüche und Sümpfe fehlen nicht in den Niederungen der Sandsteinplateaux. Diese ungeheuren Waldungen, welche im Ganzen einen Flächenraum von mindestens 60 Quadratmeilen einnehmen, bestehen lediglich aus Nadelholz, und zwar aus Kieferarten. Theils in den Flußthälern der Serrania, theils in quelligen Niederungen des ungeheuern Waldmeeres, welches der Serrania einen düstern, wilden Charakter verleiht, liegen zahlreiche Ortschaften, deren wenig cultivirte Bewohner sich von Ackerbau, Viehzucht und Holzhandel ernähren. Viele fristen ihr Leben auch als Holzschläger, Bretterschneider (Schneidemühlen habe ich nirgends bemerkt!), Hirten, Schafscheerer (esquiladores), Jäger, Steinbrecher und von der Bienenzucht, die in der ganzen Serrania sehr bedeutend ist. Die Flüsse sind reich an Fischen, deßgleichen einige Bergseen. Besonders ist die einige Meilen nordöstlich von Cuenca in der Nähe des Jurathales gelegene Laguna de Uña wegen ihrer vortrefflichen Forellen berühmt.

Ich habe bloß den südwestlichen Theil der Serrania durch eigene Anschauung kennen gelernt. Durch diesen führte mich meine Reise von Valencia nach Madrid, indem ich in Utiel auf der Ebene von Requena die große, erst vor wenigen Jahren vollendete Heerstraße nach Madrid verließ, und einen Saumpfad einschlug, welcher in geraderer Richtung als die Straße, mitten durch die Einöden der Serrania nach Cuenca führt. Gleich hinter dem elenden Dorfe los Corrales, eine Stunde von Utiel, erheben sich die ersten Kämme der Serrania. Schon diese sind mit Kiefern bedeckt; doch ist die Waldung hier noch sehr licht und große Strecken entbehren derselben gänzlich. Nach Uebersteigung vieler Hügelreihen gelangten wir auf eine von waldigen Höhen umringte, mit Getreidefeldern bedeckte Hochebene, wo das Dorf Camporobres am Fuße eines dürren, nackten, mit den Ruinen einer maurischen Burg gekrönten Hügels sehr öde und einsam gelegen ist. Nachdem wir in der einzigen und sehr schlechten Posada ein äußerst frugales und wenig appetitliches Mittagsbrod eingenommen hatten, setzten wir unsere Wanderung weiter fort. Der Weg führte uns abermals über eine hüglige, mit einzelnen Kieferngehölzen und niedrigem Gebüsch erfüllte Hochebene, welche gegen West von einem mit schroffen Felsgipfeln besetzten Höhenzuge begränzt erschien. Nach einem vierstündigen Ritt über dieses einförmige, völlig unbewohnte Plateau gelangten wir gegen 6 Uhr an das tiefe Thal des Rio Moya, eines wasserreichen, hellen Bergflusses, welcher in den südlichsten Partien des Centrums der Serrania entspringt und in den Cabriel mündet. Hier wurden wir durch eine außerordentlich schöne Aussicht sehr angenehm überrascht. Die steilen, von grotesken Felszacken starrenden Abhänge des anmuthig gekrümmten Thales sind auf das malerischste mit Gebüsch und Laubholz bekleidet, die untersten Gelände nach valencianischer Sitte terrassirt und sammt der Thalsohle sehr schön angebaut. Ueberall prangten dunkelgrüne Herbstfelder und hellgrüne glänzende Maisfelder, umgeben von Nuß- und Maulbeerbäumen. Uns gegenüber zogen sich die Häuserterrassen des Fleckens Mira eine große Strecke an dem steilen Thalgehänge empor, überragt von gewaltigen Sandsteinfelsen. Nach aufwärts verengte sich das Thal bald zu einer dunkeln, walderfüllten Schlucht, die endlich von höhern, dicht mit Nadelwaldung bedeckten Bergen geschlossen erschien. Der Weg senkte sich rasch in Zickzacks an dem steilen Gehänge zu den Ufern des wildschäumenden Flusses hinab, welcher mehrere Mühlen treibt. Hier glaubt man sich mitten in einem bedeutenden Gebirge zu befinden, indem die Thalwände als mächtige Bergkuppen erscheinen. Da die Posada in Mira einen wenig einladenden Anblick darbot und uns gesagt wurde, daß der nächste Ort Villora bloß zwei Leguas entfernt, auch der Weg nicht zu verfehlen sey, so entschloß ich mich, noch bis dahin zu reisen. Wir waren aber kaum wieder auf dem Plateau angelangt, als der Weg sich in mehrere Pfade spaltete, die sämmtlich fast parallel neben einander fortliefen. Da kein Mensch zu sehen war, so wählten wir auf gut Glück den mittelsten, überzeugten uns aber an der Richtung, den derselbe annahm, bald, daß es nicht der rechte sey. Ich war schon entschlossen wieder nach Mira zurückzukehren, als mein Bedienter einen Arriero zwischen den Bäumen uns entgegenkommen sah. Von ihm erfuhren wir, daß wir uns auf dem Wege nach Cañete befänden, einem im Centrum der Serrania von Cabriel gelegenen Städtchen, und der Weg nach Villora eine gute halbe Stunde weiter links hinlaufe, dieser aber nicht zu verfehlen sey. Wir brachen also quer durch die Haide durch und gelangten endlich nach einer mühsamen Wanderung auf den rechten Weg, als eben die Sonne unterging. Das Plateau war wellenförmig gestaltet und mit Gebüsch und einzelnen Kiefern bedeckt. In geringer Entfernung von uns zog eine niedrige Hügelkette hin, welche uns alle Aussicht benahm. Von dem Kamme dieser Hügelkette aus eröffnete sich uns plötzlich eine weite, doch bei der vorgerückten Tageszeit eben nicht sehr erfreuliche Aussicht. Wir standen über einer Einsenkung, einer flachen Mulde von ungeheurer Ausdehnung, aus der hie und da einzelne felsige Kuppen hervorragten, und welche nach allen Seiten hin von Bergkämmen begränzt war. Ein unübersehbares düsteres Waldmeer erfüllte die ganze Mulde und bedeckte auch die sie begränzenden Höhen; nirgends war eine Spur vom Daseyn eines bewohnten Ortes zu entdecken, allenthalben dichter, hochstämmiger Nadelwald, so weit das Auge reichte. Es war ein Landschaftsbild, wie ich es seit den Landes von Bayonne nicht mehr gesehen hatte. Da sich der Weg wegen des ihn bedeckenden gelben Sandes leicht zwischen dem dunkeln Gebüsche des Unterholzes erkennen ließ, ritten wir muthig in die schwarze Waldmulde hinab. Anfangs ging es ganz gut; der Weg war breit, das Terrain eben und noch hinreichendes Tageslicht vorhanden, um den Wald einigermaßen überblicken zu können. Nachdem wir aber etwa

eine Stunde weit in die Waldung eingedrungen waren, begann die Oberfläche des Bodens hügelig zu werden. Gleichzeitig zertheilte sich der Weg vielfach, und war, da hier das Unterholz wegen der außerordentlichen Dichtigkeit des Hochwaldes gänzlich fehlte, und deßhalb auch im Walde der Grund aus Sand bestand, bei der nächtlichen Dämmerung kaum zu erkennen. Wir konnten deßhalb nur sehr langsam vorwärts dringen und mußten mehr dem Instinct unserer Pferde als unsern Augen vertrauen. Die Waldung wurde mit jedem Schritte dichter, das Terrain immer coupirter. Manchmal senkte sich der Weg in enge Barancas hinab, in deren moorigem Grunde über einander gestürzte faulende Kieferstämme ein wildes Chaos bildeten; dann kletterte er wieder zu felsigen Höhen empor, von deren Gipfel wir beim Zwielicht der Sterne weite, von tiefen, schwarzen Schluchten durchfurchte, hie und da von einer nackten, zerklüfteten Felsmasse überragte Waldstrecken unterscheiden konnten. Vergeblich strengten wir unsere Augen und Ohren an, um eine Spur von Menschen zu entdecken; es war alles still in der ungeheuern Einöde bis auf das Rauschen der Luft zwischen den Nadeln und den Hufschlag unserer Pferde oder das Gekrächze eines nächtlichen Raubvogels, welches dann und wann unheimlich durch den Wald tönte. Endlich — es war schon halb 9 Uhr vorüber — stieg der Weg jäh in eine enge, hüben und drüben von steilen Felsen umringte Schlucht hinab, durch welche er uns in eine weite, mit niedrigem Gestrüpp und kurzem Graswuchs erfüllte Thalmulde führte, in deren morastigem Grunde er bald völlig verschwand. Einen Flintenschuß weiter setzte ein starker Bach, dessen breiter und ruhiger Spiegel eine bedeutende Tiefe vermuthen ließ, unserm fernern Vordringen gänzlich ein Ziel. Während mein Bedienter umherspähte, an welcher Stelle der Weg den Bach passiren möge, kam es mir vor, als werde der Wald thalaufwärts in der Ferne bisweilen von dem flackernden Wiederschein eines Feuers momentan beleuchtet. Um mich zu vergewissern, ob ich mich getäuscht habe oder nicht, schoß ich eine Pistole ab. Der Knall war kaum verhallt, als Hundegebell in ziemlicher Nähe erscholl und bald darauf in derselben Gegend die Kronen der Bäume unzweideutig von einem frisch auflodernden Feuer grell beleuchtet wurden. Wir begannen nun zu rufen, und hörten unsere Rufe auch in kurzem durch rohes Gebrüll erwiedert. Es dauerte nicht lange, so erhellte sich der diesseits des Baches um uns sich ausbreitende Wald, und es traten zwei in zerlumpte Mäntel gehüllte Männer aus demselben hervor, von denen jeder eine brennende Kienfackel in der einen Hand, in der andern eine Flinte trug. Beide hatten ein langes, breitklingiges Messer in ihrer blutrothen Schärpe stecken und sahen verwildert aus wie die Teufel. Ich muß gestehen, daß mir beim Anblick dieser beiden Kerls nicht ganz wohl zu Muthe wurde und mir gleichzeitig alle Räubergeschichten einfielen, die man mir in Requena und anderwärts von den Wäldern der Serrania erzählt hatte. Mein Argwohn war indessen völlig unbegründet, denn als ich den beiden Männern zurief, ich habe mich verirrt, und sie bat, mir den Weg nach Villora zu zeigen, warfen sie ihre Flinten, welche sie bisher in drohender Stellung in der Hand gehalten hatten, ruhig über die Schulter und riethen mir, bis Tagesanbruch bei ihnen zu bleiben, da es unmöglich sey, daß meine ermüdeten Pferde in der Nacht auf dem sehr schlechten Wege fortkommen könnten. Ich habe zwar den Weg nicht verfehlt, allein Villora sey noch zwei starke Stunden entfernt und der Weg für einen Unkundigen in dem gelben Sande bei Nacht nicht zu finden. Wollte ich bis zum Morgen bei ihnen bleiben, so würden sie mich auf den rechten Weg bringen. Da es Tollkühnheit gewesen wäre in der Nacht auf kaum erkennbaren Wegen durch ein walderfülltes, von Felsen und Sümpfen verrammeltes Bergland zu reisen, so nahm ich das gastfreie Anerbieten der beiden Männer an und folgte ihnen nach ihrer Lagerstätte. Unterwegs erfuhr ich, daß sie Holzschläger aus Requena seyen und sich auf mehrere Wochen in die Wälder der Serrania begeben hätten, um Brennholz zu sammeln, welches sie in Requena vortheilhaft zu verkaufen gedachten. Ihre Lagerstätte befand sich eine Viertelstunde von dem Wege nach Villora aufwärts am Bache, mitten im Walde. Hier breitete sich ein geräumiger, theils mit Gestrüpp, theils mit Gras bedeckter Platz aus, umringt von ehrwürdigen, mit buntfarbigen Bartflechten malerisch behängten Schwarzkiefern (Pinus Laricina.). In der Mitte dieses Platzes lag ein ungeheurer Haufen geschnittenen Weizenstrohs, welches den Holzmachern sowohl zur Fütterung von einem Duzend Maulthiere und Eseln, die zerstreut auf den grasigen Matten weideten, als zum Lager diente. Daneben brannte ein dem Erlöschen nahes Feuer aus Kieferzweigen und Holzspänen, über dem von drei zusammengestemmten Kiefernpfählen herab ein eiserner Kessel hing, in welchem die Holzmacher ihr Abendbrod zubereitet haben mochten. Nahe dabei waren große Massen gespaltenen Kiefernholzes, gefällte Baumstämme und abgehauene Aeste aufgeschichtet, die aber nicht von Bäumen herrührten, welche an jenem Platze gestanden hatten, sondern von tiefen, waldeinwärts gefällten Kiefern. Mehrere große zottige Wolfshunde, die auf den Mann dressirt zu seyn schienen, lagen an Baumstämmen angekettet bei diesen Holzstößen. Aus allem ging klar hervor, daß ich mich in Gesellschaft von Holzdieben befand. Doch beunruhigte mich diese Wahrnehmung nicht im mindesten, da meine Begleiter, abgesehen von ihrem ungesetzmäßigen Handwerke, grundehrliche und gutmüthige Menschen waren. Sie theilten unaufgefordert ihre wenigen Lebensmittel, aus Brod, Zwiebeln und trockenem Stockfisch bestehend, so wie ihren nicht eben sehr vorzüglichen Wein mit uns, bereiteten mir in dem großen Strohhaufen ein bequemes Lager aus den wollenen Satteldecken ihrer Maulthiere, fütterten und tränkten meine Pferde und waren beim Abschiede kaum zu bewegen, ein Trinkgeld von zwei Realen anzunehmen! Die Nacht war schön und ruhig, doch von Mitternacht an sehr kalt, so daß wir uns kaum vor Frost schützen konnten, und wir uns bis an den Kopf in das Stroh verkrochen. Wegen dieser bedeutenden Temperaturerniedrigung, welche auf den Hochebenen Centralspaniens während der heißen Jahreszeit allnächtlich eintritt, hatten die Holzmacher eine so enorme Menge von Stroh in die Wälder der Serrania mitgenommen.

Sobald der Tag graute, brachen wir wieder auf. Einer der Holzschläger begleitete uns bis an die Stelle, wo der Weg nach Villora den erwähnten Bach überschreitet, dessen Uebergang daselbst zumal bei Tageslicht mit keiner Gefahr verknüpft war. Von neuem nahm uns ein dunkles Waldesdickicht auf. Das Terrain ist hier außerordentlich coupirt und daher sehr schlecht. Endlich wird die Waldung lichter, hört bald ganz auf und man tritt in ein weites von einem muntern Bach durchströmtes, mit Wiesen, Getreide- und Gemüsefeldern erfülltes Thal, an dessen entgegengesetztem Ab-

hange der Flecken Villora neben einer auf steilem Felsvorsprunge thronenden Bergruine höchst malerisch liegt. Hinter diesem Orte folgt abermals ein hügeliges unbewohntes Plateau von mehreren Stunden Breite, welches jedoch nur mit Unterholz oder lichter Kiefernwaldung bedeckt ist. Dieses Plateau erstreckt sich westwärts bis an das tiefe und weite Thal des Cabriel, welches die waldige Gegend vielfach gekrümmt durchschneidet. Der genannte Fluß ist schon hier ziemlich bedeutend und erinnert durch sein prächtiges ziemlich durchsichtig-blaugrünes Wasser an die Alpenbäche der Schweiz und der Pyrenäen. Er vereinigt sich, nachdem er die nördlichste Mauer des Gebirgs des mittlern Valencia durchbrochen hat, mit dem Jucar, der stärksten der in das Mittelmeer fließenden Wasseradern, die der Serrania entquellen. Das Thal des Cabriel ist wegen der waldumkränzten Sandsteinfelsen, mit denen seine Gehänge geschmückt sind, sehr pittoresk, und würde einen sehr freundlichen Eindruck machen, wäre es bewohnt und angebaut. Allein die fetten, aus schwarzer Dammerde bestehenden Fluren seiner breiten Sohlen liegen fast völlig unangebaut, was um so mehr zu beklagen ist, als sich dieselben durch den Cabriel, dessen Wasser niemals versiegt, sehr leicht bewässern und dadurch zur üppigsten Fruchtbarkeit zwingen ließen. Dieses Thal wäre eine geeignete Gegend zur Ansiedelung von Auswanderern. Eine gute Stunde von dem Thale des Cabriel entfernt liegt mitten auf dem hügeligen Plateau in einer von Getreidefeldern ausgekleideten Einsenkung der Flecken Cardenete, woselbst wir Mittag machten. Die Gegend ist sehr öde, der Boden schlecht, und daher der Ort sehr armselig. Dicht neben demselben zieht ein niedriger kahler Höhenzug hin, auf dessen Scheitel die Ruinen einer Burg befindlich sind. Von Cardenete brachte uns eine fünfstündige Wanderung über eine weite hügelige Hochfläche, die bis auf wenige Stellen, wo sich Rosmarin- und Wachholderhaiden ausbreiten, mit dichter hochstämmiger Nadelwaldung bedeckt und völlig unbewohnt ist, nach dem großen Flecken Carboneras. Dieser liegt an den Abhängen eines isolirten, kahlen, mit einer stolzen Burg gekrönten Hügels, umringt von ausgedehnten Getreidefluren, im Schooße einer weiten, rings von bewaldeten oder bebuschten Höhen umgebenen Ebene, durch welche der Guadacaon, ein schmaler aber tiefer Bach, Zufluß des Cabriel, strömt. Nach Ueberschreitung desselben gelangten wir in ein waldiges Thal, das sich allmählich gen Westen zwischen bewaldete Hügel hineinzieht. Hier liegt, am rechten Thalgehänge, der Flecken Cañada del Hoyo, woselbst ich mich entschließen mußte zu bleiben, obwohl es in der Posade weder ein Gemach noch ein Bett gab, weil die Nacht bereits eingebrochen war. Dicht über dem Dorfe erheben sich, wie ich erst am andern Morgen bemerkte, die hohen Mauern eines befestigten noch wohl erhaltenen Schlosses von alterthümlicher Bauart.

Der Weg nach Cuenca läuft in dem Thale von Cañade aufwärts, dessen Grund aus wenigen Wiesen besteht. Man gelangt bald in schöne hochstämmige und sehr dichte Kiefernwaldung, die sich bis in die Nähe des zwei Stunden von Cañade entfernten Dorfes las Zomas erstreckt. Dieser Ort liegt in einer weiten, baumlosen, gänzlich aus Weizenfluren erfüllten Thalmulde. Das bewaldete Plateau, über welches der Weg aus dem Thale von Cañade führt, endet hier plötzlich mit einem steilen kahlen Abhange, der das Thal von las Zomas in Gestalt einer niedrigen Bergkette gegen Norden beschließt und die unterste Schwelle der Serrania bildet, aus der man hier heraustritt. An dem entgegengesetzten völlig kahlen Höhenzuge liegt das Dorf Moliorte, von wo aus man nach einer einstündigen Wanderung auf die erst vor wenigen Jahren vollendete Chaussee gelangt, welche Cuenca mit der von Requena nach Madrid führenden Heerstraße verbindet. Diese neue Straße ist mit Blumen bepflanzt und zieht sich zwischen kahlen Hügeln hin, welche aus Gyps- und Mergelhügeln bestehen. Es dauert nicht lange, so taucht die pyramidale Spitze des Thurms der Kathedrale von Cuenca zwischen zwei nackten, durch einen tiefen Einschnitt von einander getrennten Felsbogen empor, welche die Aussicht gegen Norden in geringer Entfernung begränzen. Es war eben Mittag als wir zu einem auf einer Anhöhe stehenden Chausseehause gelangten, von wo eine hübsche Promenade längs der schnurgerade gelegten Straße bis an die bloß noch eine halbe Viertelstunde entfernte Vorstadt von Cuenca hinabführt. Erst hier gewinnt man eine einigermaaßen vollständige Ansicht von Cuenca, denn vollständig kann man diese Stadt wegen ihrer eigenthümlichen Lage von keiner Seite aus übersehen. Cuenca liegt nämlich auf dem Gipfel von und an den Abhängen eines steilen, zwischen den bereits erwähnten Felsenbogen befindlichen Hügels, welcher von diesen Bergen durch zwei tiefe, enge, spaltenartige Thalsohlen geschieden ist. Durch die nördliche Schlucht strömt der Jucar, dessen tiefe eingezwängte Wassermasse eine dunkel blaugrüne Farbe besitzt, durch die südliche ein kleiner Bach Namens Huecar, welcher am Anfange der Stadt in den genannten Fluß mündet. Diesseits dieses Baches liegt die Vorstadt, eine breite Straße mit schönen modernen Gebäuden, während die eigentliche Stadt ein höchst alterthümliches, von der Zeit und dem Wetter geschwärztes Nest ist. Ihre Lage erinnerte mich an Bern, nur ist das Thal von Cuenca viel enger, der Hügel, auf und an dem es liegt, viel steiler, die Gegend dürr und baumlos, ganz wie um Teruel. Eine hochgespannte Brücke verbindet die Vorstadt mit der eigentlichen Stadt, an deren Eingange ich in einem großen, leidlich eingerichteten Gasthofe ein kühles Gemach bezog, dessen Balcon mir eine prächtige Aussicht über den mit grünen Gemüsegärten erfüllten Thalgrund des Huecar und nach den freundlichen Häuserreihen der gegenüber liegenden Vorstadt darbot, hinter welcher ein kahler, mit einer Spitze und einem malerischen Kloster geschmückter Hügel aufragt.

Cuenca, Hauptstadt der südöstlichen Provinz von Neucastilien und Sitz eines Bischofs, ward von den Mauren gegründet und gerieth zuerst auf friedliche Weise unter die Herrschaft der Christen, indem es Ben-Abet, König von Sevilla, seiner Tochter Zaida zum Hochzeitsgeschenk machte, als diese im Jahre 1072 von dem Könige Alphons VI. von Castilien zum Aerger der gesammten Christenheit zur Gemahlin erkoren wurde. Durch Empörung der maurischen Bevölkerung fiel die Stadt zu wiederholten Malen in die Gewalt der muhamedanischen Fürsten zurück, bis sie im zwölften Jahrhunderte durch Alphons IX. von Castilien dem Halbmonde auf immer entrissen ward. Früher mag die Stadt bevölkerter gewesen seyn; gegenwärtig zählt sie bloß etwa 8000 Einwohner. Sobald ich mich etwas von den Strapazen der Reise erholt hatte, ging ich aus, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Cuenca ist eben so regelmäßig gebaut wie Teruel, welcher Stadt es auch hinsichtlich der Bauart seiner Häuser ähnelt, liegt aber noch viel ebener. Die Gassen sind eng und winkelig, steigen sehr steil an

und haben ein graues Pflaster. Die Häuser haben nicht selten bis sechs Stockwerke und sehen sehr finster aus, indem der Sandstein, aus dem sie erbaut sind, mit der Zeit an der Luft schwarz wird. Trotz dem, daß Cuenca nur eine Mittelstadt ist, besitzt es nicht weniger als 13 Kirchen und 12 Klöster. Unter den Kirchen verdient besonders die Kathedrale den Besuch der Reisenden. Dieselbe steht auf dem höchstem Punkte des Stadthügels an einem kleinen aber hübschen, von gutgebauten Häusern umgebenen Platze, aus dem die Hauptgasse der Stadt durch ein hohes aus drei Bogen bestehendes Thor von gothischer Bauart mündet. Die Kathedrale wurde unter der Regierung Alphons IX. erbaut, der mit eigener Hand den Grundstein zu derselben gelegt haben soll. Sie hat die Form eines Kreuzes, im Innern drei Schiffe, und ist durchgängig gothisch. Mit Ausnahme des Hauptportals und der Fenster, welche mit feinen gothischen Sculpturen schön verziert sind, entbehrt sie des architektonischen Schmuckes völlig. Das schönste in ihr ist der imposante gothische Säulengang, welcher den Hochaltar halbzirkelförmig umgibt, ganz ähnlich wie in der Kirche der Abtei Veruela. Ueber dem Kirchhause erhebt sich ein dicker aber ziemlich niedriger Thurm, welcher in eine hohe pyramidale Steinspitze ausläuft. Dieselbe ist zwar durchbrochen, aber nicht von gothischer Bauart, und stammt daher wahrscheinlich aus einer viel spätern Zeit, als die Kirche selbst. Von der Kathedrale begab ich mich nach der Puente de San Pablo, der Paulsbrücke, welche über die tiefe Thalschlucht des Huecar führt. Sie ist unbedingt das großartigste Bauwerk von Cuenca. Ihre Länge beträgt 350 ihre größte Höhe 150 Fuß. Sie besteht im Ganzen aus fünf Bogen, deren Pfeiler theils aus Felsklippen im Bette des Baches, theils auf den beiden Abhängen der Schlucht ruhen. Imposant ist der Anblick, den sowohl dieses Riesenwerk als die Stadt überhaupt von dem entgegengesetzten Gehänge des Huecarthales unterhalb der Brücke darbietet. Dicht am Rande der schroffen, zum Theil überhängenden, von dunkeln Schluchten zerklüfteten Felsen, welche den Stadthügel auf dieser Seite umgürten, erheben sich vier bis sechs Stockwerke hohe Häuser mit vielen Balcons, hinter denen die Gebäude der innern Stadt terrassenartig, malerisch gruppirt, emportauchen, überragt von den Thürmen der zahlreichen Kirchen und Klöster, unter denen die Kathedrale mit ihren gothischen Zinnen und ihrer hohen Steinpyramide sich am meisten auszeichnet. Den Hintergrund bilden die grotesken Felsmassen des jenseits des Jucarthales sich erhebenden Berges. Thalabwärts schaut man über die grünen, von dem spärlichen Wasser des Huecar befruchteten Gärten und die freundlichen Häuserreihen der Vorstadt weit in das theils kahle, theils waldige Hügelland, welches sich westlich von Cuenca ausbreitet, hinaus; thalaufwärts dagegen sieht man durch die hohen Rundbogen der Paulsbrücke in eine wilde enge Felsenschlucht hinein, aus deren unzugänglichem Grunde der Huecar hervorströmt. Diese Ansicht von Cuenca würde eben so anmuthig seyn, als sie großartig ist, wären die malerisch geformten Felsen und die Abhänge der Berge mit reicher Vegetation geschmückt. Dies ist aber leider nicht der Fall, indem fast kein Strauch, geschweige denn ein Baum am Ufer des Huecar oder an den Abhängen seines Thales wächst und daher die Stadt ebenso dürr daliegt, wie Teruel. Die grauen Felsmassen, die den Augen nach allen Seiten hin begegnen, und die finstern schwarzen Gebäude der Stadt verleihen diesem an und für sich höchst malerischen und schönen Landschaftsbilde einen ungemein ernsten und düstern Charakter. Die entgegengesetzte Ansicht der Stadt kenne ich nicht, da meine Zeit mir es nicht erlaubte das Jucarthal zu besuchen. Dieses soll noch weit unzugänglicher seyn, als das Huecarthal, was auch sehr natürlich ist, da der Jucar eine bedeutende Wassermasse führt, die hier eng zusammengedrängt und daher den Grund der Schlucht ausfüllen muß. Die Stadt ist gegen das Jucarthal hin, ebenso auf der Seite der Vorstadt, von alten himmelanstrebenden mit zinnengekrönten Mauern umschlossen. Ich muß gestehen, daß ich keine zweite Stadt kenne, die eine so merkwürdige Lage hätte und einen so eigenthümlichen Anblick darböte, wie Cuenca. Selbst Ronda, Alhama und andere Felsenstädte Andalusiens machen nicht den Eindruck wie Cuenca. Am meisten ähnelt noch dem beschriebenen Bilde die südliche Ansicht von Toledo.

Bereits den folgenden Morgen nach meiner Ankunft am 29. August verließ ich Cuenca wieder und betrat noch denselben Tag die kahlen unwirthlichen Steppengefilde des Centralplateau's von Neucastilien.

Kaschmirs Vorzeit.

Auszug aus *Raja tarangini, Histoire des Rois du Kachmir par Troyer*, von Dr. G . . . . d.

Das Licht, welches die Manuscripte Mackenzie's über den frühern Zustand Indiens verbreitet, die Aufschlüsse buddhistischer Reisender, die linguistischen Nachforschungen u. s. w. beweisen, daß Wissenschaft und Civilisation sich in Indien von Norden aus nach Süden bewegten. Die Engländer sind die einzigen Eroberer Hindostans, welche diesen Proceß durch ihr Vordringen von Süd umkehrten. Die andern errichteten den Hauptsitz ihrer Gewalt immer in Centralindien oder nahe dabei. All' die großartigen Scenen, deren in jenen interessanten Epen, dem Ramayan und Mahabharat, dann in den schönen dramatischen Schriften der Hindus Erwähnung gethan, liegen im Ariavarta, oder dem Lande zwischen den Vindhya-Hügeln und dem Pendschab. Und Centralindien, das Land so vollkommen zu unsrer Kenntniß gebracht in Tod's Rajasthan, war die Gegend, rund um welche jene Ereignisse geschahen, welche die großen Geschicke Hindostans ausgemacht.

Die von Prof. Wilson in seinem beachtenswerthen Essai on Kaschmir mitgetheilten Entdeckungen, verbunden mit denen Troyers, scheinen zu beweisen, daß das liebliche Thal von Kaschmir, dem Blicke der Welt entzogen und ausgeschlossen von den Bahnen des Eroberers, früher zu einem Asyl und Haltpunkte für die religiösen und politischen Streiter gedient, die aus den Hochebenen Arianas herabgestiegen in Ostindiens Gefilde. Religiöse Propagandisten in Indien wählten gleich den Mönchen des Mittelalters oft

in ihren Sitzen solche abgesonderte Winkel, wie Tamluk an den Gränzen der Sunderboons, die heilige Stadt des Buddhaismus, Parasnath, jenen lieblichen Hügel im Norden von Burdwan, den Sinai der Jains, Bali im östlichen Inselmeer, in dessen Klüfte sich die verfolgten Brahmanen von Java und den Inseln des Ostens zurückzogen — wie manch ähnliche Punkte endlich, die zu begünstigten Kernen wurden, aus denen der Strom der Lehre und des socialen Einflusses über die verschiedenen Theile von Indien floß. Ritter betrachtet Kaschmir mit Butan und Thibet als die geistige Wiege der Hindus, wenn auch diese Gegenden nicht die ursprünglichen Quellen ihrer Civilisation gewesen sind. Die Brahminenstämme trugen, nachdem sie den Hindukusch gekreuzt, gleich den Pilgrimvätern bei ihrer Landung in Neu-England den Samen ihrer frühern bürgerlichen und religiösen Politik mit sich, hinreichend, um jenen Stolz der hindostanischen Zeloten zu entkräften, der das uranfängliche Indigenat ihrer Religion in den Herzen und im Geiste der Masse des Hinduvolkes behaupten will. Sie kreuzten den Hindukusch und ließen sich als Fremde, Eindringlinge nieder unter den niedergeworfenen Sudras im Norden von Indien.

Kalhana, des Panditen (d. i. Schriftgelehrten), Werk über Kaschmir von Troyer in europäischer Ausgabe herausgegeben, ist das beste Buch, um jene Zeiten zu erhellen. Kalhana, einer von den Dichtern des Raja Tarangini „der Orpheus des Thales" war der Sohn des Premierministers von Kaschmir und lebte im 12ten Jahrhundert. Er war Zeitgenosse und Landsmann des Soma Dewa, Autors von Brihat Katha, eines Werkes, das eine höchst interessante Reihe von Erzählungen im Sanskrit enthält, die viel Licht über Sitten und Religion der Hindus verbreitet, und in der That für Tausend und eine Nacht das Material geliehen. Sie wurden mit einer deutschen Uebersetzung von Brockhaus in Paris herausgegeben. Harsha Dewa, der Autor des Naishadh Charitra war ebenfalls Landsmann von Kalhana.

Dieser aber, ein enthusiastischer Bewunderer der Poesie, componirte in Versen die „Tochter des Gedächtnisses", seine Geschichte, welche aus den Werken von siebenzehn Historikern, die ihm vorausgegangen, ferner aus der Tempel reichem Archivenschatz entstanden war. Gleich seinen Landsleuten und Zeitgenossen war er mit der Metaphysik wohl bekannt, die er als eine Mine beschreibt, welche manch kostbaren Stein enthält, der, wenn von störenden Inkrustationen befreit, als ein kostbares Kleinod erscheint. Das System des Buddhaismus war ihm in Geschichte und Doctrin sehr vertraut. In der Wahrheit seiner Beschreibungen steht er gewiß hinter keinem modernen Geschichtschreiber zurück und mag im Punkte der Unpartheilichkeit oft den Preis erringen. Kalhana war kein Kriecher vor den Großen, obgleich lebend in einer sklavischen Zeit, wo die Doctrin des göttlichen Rechtes der Könige auf ein strenges Regiment über die ganze Erde aufrecht erhalten ward. Mit großer Kühnheit sagt er uns seine Meinung über diesen Punkt: „Zu allen Zeiten werden Dichter und Könige durch Plündern reich. Die erstern stehlen Verse, die letzteren Anderer Hab und Gut! Ein König zerstört den, der ihm seinen Thron erheben half, wie ein Holzhacker niederfällt des Baumes Stamm, welcher ihm früher einen lustigen Sitz zum Blicke über den ganzen Forst gewährt. Was will nicht eine Beute der Könige werden, wenn ihre Begierde entzückende ist, wie die Ameisen ein Fraß sind der klebrigen Zunge des Schuppenthiers! Der Löwe mordet im Sprunge, die Otter in der Umarmung, die Betala im Lachen, der König aber, während er höhnisch lobt."

Kalhana, zwar ohne Vergleich unter Kalidas, dem indischen Shakespeare, an Schönheit des Ausdruckes, bedient sich wie Orientalen gewöhnlich einer großen Abwechslung an Vergleichen. Ein König ohne Controlle von Seite seiner Minister ist „ein Diamant, der von andern Mineralien nicht geschnitten wird, selbst aber kostbare Steine ritzt." Aryaraja, der gleich Karl V dem Thron entsagte und nicht wieder König werden wollte: „erhob seine Augen zum Himmel und ergriff nie wieder die Zügel der Gewalt, wie eine Schlange nimmermehr die Hülle berührt, welche sie einmal abgestreift." Aehnliche Beispiele einer blumenreichen Sprache liefert das Werk in Ueberfluß; und wenn man auch aus sehr einleuchtenden Gründen Kalhanas Werk nicht mit den modernen Geschichtschreibern Europa's vergleichen kann, so steht er gewiß mit Schriftstellern wie Ferdusi oder Abul Fazil in gleichem Rang, so daß man in Anbetracht der Mißstände, mit denen er rang, des Alters, in welchem er lebte, seines geringen Verkehrs mit Fremden endlich, von ihm mit Recht nach Horaz sagen kann:

Exegit monumentum aere perennius!

„Obwohl dieß Manuscript früher so verbreitet war, daß jede Hindufamilie von einiger Distinction eine Copie besaß, und obwohl es auf Befehl des Kaisers Akbar, der Uebertragungen aus dem Sanskrit ins Persische auf jede Weise begünstigte, ins Persische übersetzt wurde, bestanden doch vor vierzig Jahren nur noch drei authentische Abschriften, deren eine Moorcroft von einem Panditen erhielt als einen Beweis seiner Dankbarkeit für die Heilung eines Leidens, das dieser für inkurabel gehalten hatte.

Daß die Geschichte von Kaschmir zu einer so frühen Periode als bis 15 Jahrhunderte vor Christus (Herodot erwähnt Kaschmir) zurückläuft, mag manchem unglaublich erscheinen; dieses Datum ist aber gar nicht so unwahrscheinlich, wenn wir bedenken, daß die Ströme der Religion und der Bildung gleich den Wassern des Ganges von Norden nach Süden geronnen sind. Die Niederlassung des Agastya im Süden, die Gründung der Königreiche von Pandyan und Chola, Rams Zug nach Ceylon geschahen alle wenigstens zehn Jahrhunderte vor Christus; und obzwar wir in der Geschichte der Blockhäuser Nordamerika's außergewöhnliche Fälle des reißendsten Wachsthums einer Civilisation sehen, bewegten sich in den grauen Tagen der Vorzeit die Stoffe in einer weit gemäßigteren Skala.

Betrachtet man die Daten aus dem Raghu Vansa und andern Werken, so muß eine bedeutende Zeit noch vor dem zehnten Jahrhundert v. Chr. verflossen seyn, ehe der Dienst des Brahma von Aria Varta (Central-Indien) und Kaschmir aus nach Dekan gedrungen seyn kann, wenn man auch den siegreichen Armeen Rams vollkommene Rechnung trägt, die — und mögen sie gleich Napoleonen einen Continent überrollt haben — dennoch anderer und dauerhafterer Einflüsse bedurften, um einen Nationalglauben zu begründen.

Die Geschichte von Kaschmir wird wichtig in jener Zeit, die als der Anfang des historischen Alters für Hindostan betrachtet werden kann, zur Zeit des Krieges des Mahabharat, als nämlich

die Race des Nordens mit Süd-Indien um den Preis der Herrschaft rang; in der That war der Stamm Pandava, welcher im Kriege des Mahabharat eine so hervorragende Rolle spielt, wahrscheinlich kaschmirischen Ursprungs, wofür ein streng historischer Beweis in dem Umstande liegt, daß Panda ein Sohn „des glücklichen Thales" war. Die frühzeitige Existenz brahmanischer Institutionen in Kaschmir, die sehr mit der politischen Suprematie der Pandurace zusammenfallen, wie es mit der Abkunft von romanischem Blute unter Philipps II Herrschaft in den Niederlanden war, beweist dieß. Die Einfälle der Ralhases, die Schlachten von Suras und Asuras, obwohl mit poetischer Einbildungskraft aufgestutzt, beziehen sich im Lichte der historischen Kritik beschaut, einfach auf die Kämpfe um religiöse Oberhoheit zwischen den brahmanischen Angreifern und den ursprünglichen Bewohnern des Gebiets.

Auf einer Höhe von 6000' über dem Spiegel der See, umgeben von den luftigen Gipfeln des Himalaya, deren Spitzen von einem ewiglastenden Schnee bedeckt sind, bietet das Thal von Kaschmir dem Reisenden in Indien einen der interessantesten Punkte dar. Gleich dem Thale von Nepaul war es ehedem ein See, und trocknete auf entweder in Folge eines Erdbebens oder durch jenen Erhebungsproceß, welcher Bengalen aus einer Meeresbucht in einen Thalgrund verwandelt hat. Seine Geschichte aber geht in eine sehr ferne Zeit zurück. Wir haben eine Erzählung im Mahabharat, daß die Könige von Kaschmir Theil nahmen an dem „großen Krieg." In moderner Zeit waren die hauptsächlichen Ansprüche dieses Thales auf Beachtung: Runjit Sings Einfluß, seine prachtvollen Shawls, die Schönheit seiner Frauen und die herrliche Landschaft, welche den Kaiser Jehangir zu der Erklärung zwang, daß er lieber seinen Thron verlieren wolle als Kaschmir. Kalhanas Werk führt uns in die graue Vergangenheit dieser Welt zurück.

Die Geschichte von Kaschmir gibt uns wenig Einsicht in die Sitten und Lebensart des Volkes. Seine Könige handelten im allgemeinen nach der Maxime eines Herrschers der Neuzeit: L'état c'est moi, und die Geschichtschreiber scheinen diese Art adoptirt zu haben durch Anfüllung ihrer Werke mit Details über die Schlächtereien und Intriguen ruheloser Eroberer. Die einzige Classe von Weibern, deren Kalhana gedenkt, sind Kurtisanen und Königinnen. Die letztern scheinen bei verschiedenen Gelegenheiten große politische Macht besessen und ihre Minister so streng beherrscht zu haben, als jemals Königin Elisabeth. Eine derselben, Diddah, die Messalina von Kaschmir, war ihrer außerordentlichen Wollust wegen berühmt, indem sie alles übertraf, das man von einer bekannten neuern Fürstin erzählt.

Dasselbe gilt von den Männern. In der That bezeichnet der wahre Name, Rajah Tarangini, Strom der Könige, die Existenz von nur zwei Classen, Despoten und Sklaven. Die Aufrechthaltung der Legitimität war allein im Thale von Kaschmir anerkannt, und der persönliche Charakter eines Monarchen kam rücksichtlich seines Amtes gar nicht in Betracht. Die Notizen über manche dieser Alleinherrscher rufen unserm Gedächtniß die Tage Napoleons zurück. Das Volk, sagt Kalhana, wußte von der Anwesenheit des Monarchen nur durch die Raubvögel, welche zum Fraße herbeieilten an den Leibern der geschlachteten Krieger. Kalhana, der Pandite, gibt eine der christlichen Moral weit anpassendere Schilderung seiner Eroberer, als manche christliche Schriftsteller thun, wenn er ihre Glorie beschreibt, als „obwohl überall hin ihre Strahlen zerstreuend, doch nur an Schrecken fruchtbar, gleich der Helle einer Leichenfackel." Hier hört man nicht solche Enkomien über Krieger und Fürsten ausgesprochen durch Kalhana, den Brahmanen, als von Masillon und den Hofpredigern usque ad nauseam in den Kirchen gefeiert wurden über le grand Monarque! Manche dieser Könige scheinen gleich den Herrschern des Mittelalters ihre Gewissensbisse durch Stiftung religiöser Gebäude beruhigt zu haben — buddhistischer Tempel — nach einem Leben voll Mord und Schlächterei! Andere dagegen leisteten ihrem Lande wichtige Dienste durch Erbauung von Canälen, Uferdämmen und Straßen. Es ist die Frage erhoben worden, wann zum erstenmal in Bengalen Gränzen gezogen worden seyen. Keine Antwort kann darauf gegeben werden, aber wir finden, daß vor vielleicht 3000 Jahren Monarchen in Kaschmir die Einkünfte von Königreichen darauf verwandt, Schutzmauern im großartigsten Maßstabe zu errichten, und ein König verlieh alle seine königlichen Schätze den Ingenieurs, die rund um das Thal eine Reihe von Befestigungen gebaut. Es wurde behauptet, daß vor Ankunft des Christenthums Hospitäler nicht bestanden; wir aber finden, daß ein König von Kaschmir lange vor dieser Periode Krankenhäuser und Apotheken eingeführt. Manche dieser Könige scheinen wirklich dem physischen Comfort ihrer Unterthanen weit größere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben als es irgend ein europäischer Eroberer in Hindostan gethan. Der Marquis von Wellesley ist der einzige General-Gouverneur, der Bäume pflanzte den Seiten der Straßen entlang, um Schatten und Erfrischung zu bieten; und doch war dieß eine sehr gemeine Praxis unter den kaschmirischen Monarchen. Es ist sehr glaublich von Lord Ellenborough, daß er bei Gelegenheit, als man ihm zur Anerkennung seines indischen Regiments ein silbernes Tafelservice überreichte, das Geld dafür vorgezogen haben würde, um Baumalleen der Grand Trunk Road entlang zu pflanzen, um ein nützliches Andenken zu hinterlassen.

Die alten Bewohner von Kaschmir waren mit gewissen Zweigen technischer Ausbildung, wie der Errichtung von Wällen, Bergbau, Münzprägen, Skulptur und Architektur wohl bekannt. Das Drama, welches einen so wichtigen Einfluß auf die Geistesentwicklung der Hindus ausübte, stand auf einem hohen Grade von Vollendung. Gelehrte Männer waren hoch verehrt. Während der Regierung des Jayapira galt der Name eines Pandit höher als eine Königskrone. Ein anderer Fürst, Matrigupta, legte ein ihm gewidmetes neues Schauspiel in eine goldene Vase, um seine Würdigung des Werths desselben zu beweisen. Die unterrichteten Classen fanden ihren Weg bis zu den höchsten Staatswürden, und wir besitzen die Nachricht über einen Mann, der seiner tiefen Gelehrsamkeit wegen sogar zum König erkoren ward. Noch jetzt sind die Kaschmirer durch ihre Shawls- und Papiermanufacturen berühmt, doch ist die Frage zulässig, ob sie jemals die mechanische Ausbildung des Volkes von Dakka erreicht.

Die Anerkennung des Kastensystems und der dem Aufgeben einer Kaste anhaftenden Nachtheile im Raja-tarangini bestätigt keineswegs die von Colonel Sykes in seinen „Notes on the ante-mohamedan state of India" peremptorisch hingestellte Meinung, daß Kasten als religiöse Trennung im alten Indien nicht existirt. Gerade im Hindustamme haben wir Spuren primitiver

Einrichtungen, welche eine allgemeine Vermischung aller Classen nur am Feste des Huli und im Tempel von Jagannath gestatteten.

Der Ritus des Sati — ein Lotosbeet mit Flammen erleuchtet — wurde schon in grauer Zeit begangen; auch lesen wir von der Einhaltung fast aller Brahmanenfeste, die ehedem in Benares häufig waren. Religiöser Fanatismus war sehr gewöhnlich, und aus den Zeiten des Königs Arya stammt ein Edikt, welches als wohlanständig das Bestreuen mit Asche von Kuhmist, Rosenkränze und dichte Decken über das Haar empfiehlt. Der Raja Tarangini bestätigt das aus den Drama's der Hindu und den alten Schriften derselben entnommene Zeugniß, daß die Frauen in frühern Tagen eine große Freiheit genoßen, verreisen durften, und selbst vielen Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse geübt. Auch war es ihnen erlaubt, sich selbst den künftigen Gatten zu wählen. Die Freier stellten sich der Reihe nach vor, die Dame aber wand dem Gegenstande ihrer Wahl eine Guirlande von Blumen um den Hals.

Helle Lichter wirft der Raja Tarangini auf die auswärtigen Angelegenheiten. Benares wurde das buddhistische Asyl des Matrigupta nach seiner Thronentsagung; Mathura unterlag schon dem ersten König von Kaschmir, Pilgrime aus Bengalen besuchten die Tempel dieses Thales. Ceylon ward zweimal von den Königen Kaschmirs heimgesucht, deren einer sein Banner auf den Adamspik gepflanzt; Lalitaditya, der Napoleon Kaschmirs, drang auf seinem Eroberungszug bis zu den Tataren des Nordens vor und bis zu den Draviras im Süden; die Quellen des Ganges und die Bucht von Bengalen sahen den Triumph seiner Waffen, während Gaya und das Kaiserthum Kanauj an Kaschmir Tribut zahlten und fremde Könige ganze Armeen zu ihrem Schutz von jenem Land entlehnten. Paravarasena unterwarf der Gouverneur von Dakka, Baladitya aber stellte einem Herkules gleich Siegessäulen am Golf von Bengalen auf.

Die Schlangenverehrung, von den Nagas, einem Gebirgsvolke, ausgegangen, scheint zu sehr früher Periode in Kaschmir existirt zu haben. Vielleicht war sie die erste herrschende Religionsform, da Kalhana die erste Linie der Könige von Kaschmir der Erinnerung unwürdig nennt, weil sie noch nicht der heiligen Satzung der Vedas angehangen, und demnach wahrscheinlich Verehrer des Schlangencultus gewesen sind. In den Tagen des Abu Fazi, Premierministers bei Akbar, bestanden 700 Heiligthümer der Schlangen im Thal. Doch war dieser Aberglaube nicht auf Kaschmir allein beschränkt. Die Puranas und Hariwansa liefern viele Einzelnheiten über Schlangendienst in Hindostan. Dasselbe Motiv, welches die Hindu zur Anbetung einflußreicher Gegenstände, segensreicher oder zerstörender geführt, konnte sie auch bewegen die Schlange zu verehren, als Emblem der Ewigkeit und Symbol des Lebens, dessen giftige Gewalten in Indien so unheimlich fühlbar sind. Spuren dieser primitiven Form von Götzendienst trifft man noch jetzt häufig in entlegenern Gegenden Hindostans, wie denn die Schlange in indischen Tempeln eine sehr gewöhnliche Figur ist. Das Bild des Krishna, auf eine Schlange tretend, wurde wahrscheinlich aufgestellt als Symbol des Sieges der spätern Religion über die ursprüngliche, welche derselben brahmanischen Gewalt unterlag, die Parasuram zur Vernichtung der Kshetryas angewandt. In Jessore besteht der Gegenstand der Verehrung in einem irdenen Gefäß, welches drei Köpfe der Cobra capella (Brillenschlange) enthält. Erst die jüngste Zeit hat in Bengalen die Anbetung neuer Götter eingeführt, so des „Ula-uta" (Gottheit der Cholera), des „Sitaly" (Gottheit der Kinderpocken), des „Dakshin Bay" als Patron gegen Fluthen und Tiger; doch haben diese Götter noch kein solches Ansehen erlangt, daß sie neben Krishna oder andern apotheosirten Heroen in ein und demselben Tempel eine Nische bewohnen dürften.

Vor der Ankunft der Brahmanenrace in Bengalen lebte das Volk, welches jetzt die Hügel bewohnt, wahrscheinlich in den Ebenen und wurde erst durch den Sturm des Einfalles auf die Bollwerke des Hochlandes hinaufgedrängt. Gleicherweise waren die Nagas Kaschmirs Autochthonenrace, ferners die Gandaras und Dheradas, die alle Ophiten oder Schlangenanbeter waren. Erst im Laufe der Zeiten führten fremde Eindringlinge aus den Tafelländern von Ariana die Systeme des Buddah und Brahma ein, wahrscheinlich durch den Besitz größerer physischer Gewalt und überlegenerer Intelligenz. Die Mondlinie der Könige bestand aus Buddhisten, und die Brahmanen hatten die Kshetryas oder Kriegerkaste zu Verbündeten. Sie überpflanzten die Religion der Nagas oder Bergbewohner, geradeso wie überall, wo das Banner des Islam wehte oder der Koran gesungen wurde, der rohe Aberglaube, der das Christenthum des Mittelalters durchdrang, den Traditionen des Gesetzgebers von Mecca den Platz räumte. Und obwohl die Nagas eine sehr kraftvolle Race gewesen zu seyn und ehedem ein bedeutendes Gewicht in die politische Wagschale gelegt zu haben scheinen, konnten sie dem unterwühlenden buddhistischen Systeme nicht widerstehen, das seine Waffen ebensowohl aus geistigen Beweisen als von der physischen Gewalt nahm, um die Dogmen des Sakhya Muni zu verbreiten. Die Schlangenverehrung trifft man übrigens im chinesischen Drachen wieder; und nur der Propagandismus der Buddhisten konnte sie bemeistern. In der Folge erhob sich in Kaschmir ein erbitterter Kampf zwischen den Anhängern Sivas und den Buddhisten. Diese beiden Religionen existirten nämlich gleichzeitig, wie es auf der Insel Bali noch heutzutage der Fall ist; und nicht selten ging die eine in die andere über. Allein obzwar manche Dogmen den Sivaiten und Buddhisten gemeinsam sind, sogar trotz der mancherlei Argumente, die Dr. Tytler aus den Monumenten von Bali und Java zog, um den gemeinsamen Ursprung beider Systeme zu beweisen, kann man niemals einsehen, wie der blutige Ritus des Siva einige Aehnlichkeit mit den sanften Satzungen Buddahs haben soll. Der Buddhaismus war nur durch die Macht der Umstände kriegerischer Art; denn nachdem er in grauer Vorzeit seine Wurzeln in Kaschmir geschlagen hatte, zeigten sich die ersten 35 Könige, obwohl Buddhisten, in der Erweiterung und Verpflanzung ihres Glaubensbekenntnisses sehr thätig und machten sich keine Skrupel daraus ihre religiösen Plane mit dem Schwerte zu erzwingen. Einer von ihnen Meghavahana predigte an der Spitze einer erobernden Armee die Pflicht seine Dankbarkeit auf jedes Wesen auszudehnen, welches Leben hat! Er pensionirte aus Staatsrevenuen alle Jäger und Schlächter in seinen Besitzungen, weil seine Maßregeln denselben jede Möglichkeit eines Lebensunterhaltes benahmen. In diesem Falle sehen wir an den hindostanischen Buddhisten so gut als an den Mohammedanern wie die Religion jene für die Asiaten so charakteristische Trägheit und Gleichgültigkeit abspiegelt.

Zu der Zeit (339 v. Ch.) als Fa Hian, ein chinesischer

Buddhist und Priester, Talmuk besuchte, war der Buddhaismus im Wachsen, nicht allein in Kaschmir, sondern auch in der Tartarei, Khotan, im Scinde und Agra. Asoka ließ Monumente seines buddhistischen Eifers im Thale von Kaschmir und an den Quellen des Rupnarayan zu Talmuk in Gestalt jener großartigen Schlösser, die lange bestanden, als ein Beweis jener freigebigen Hand, womit er seine religiösen Zwecke gestützt. Aber im zehnten Jahrhundert zerstörte Khamaguptar, König von Kaschmir, der Aurengzeb jener Tage, die Bilder Buddha's und verbrannte die Klöster.

Als Kalhana schrieb, hatte die Verehrung des Siva die Oberhand. Dieses System überwog in Südindien zur Zeit des Beginns der christlichen Aera und war überall in Aufnahme begriffen außer in Telingana, wo das Volk aus Vishnuhiten bestand. Der Sivismus scheint mit dem Dienste Buddha's viele Berührungspunkte gehabt zu haben, und als die Sivaiten endlich den Buddhismus annahmen, wurde ihnen gestattet, ihre Titel und Familien-Unterschiede beizubehalten. Aber als Abul Fazl im Jahre 1582 Kaschmir besuchte, hatten die Vishnuhiten die Oberhand. Gegenwärtig sind in Kaschmir nach Hamilton 64 Plätze geweiht, 45 dem Siva. In der That wird das ganze Kaschmir von den Hindus als heiliger Grund angesehen und der Kampf zwischen den Sivaiten und den Vishnuhiten nimmt jetzt denselben Platz in der Geschichte ein, wie früher der zwischen Brahmanen und Buddhaisten. Die buddhistische sowohl als die Brahminenreligion scheinen in Kaschmir unter dem Schutz des Staates verbreitet worden zu seyn, mehr aber noch durch jenes Mittel, welches in moderner Zeit die Mährischen Brüder so mit Erfolge angewandt, durch religiöse Kolonien. Verbunden damit waren sog. Mats, oder Gebäude, welche den vereinten Nutzen einer Kirche und eines Seminars bietend der Priesterschaft Gewicht und lokale Macht verliehn. Es bestand in der That das Princip residirender Pastore und ein Pfarreisystem, das diesen Religionen Festigkeit verlieh, wie islamitische Colonisation eine eingewurzelte muselmännische Action im Hindostan hervorrief. Das Mönchswesen des europäischen Mittelalters, durch welches sociale und Agrikultur-Veredelung wie aus einer Oase über weite Distrikte sich ergoß, war in Kaschmir in hohem Grade adoptirt, eigentlich wohl in allen Gegenden, wo die Principien des Buddhaismus Aussicht auf Gedeihen hatten. Diese Klöster waren Kernpunkte für den Fortschritt der Gesellschaft, wo die Unwissenden Belehrung, die Armen Unterstützung, die Kranken eine Behandlung erhielten, wie sie eben damals möglich war. Der Buddhaismus verdankte auch gleich dem Methodismus in England viel von seinem Einfluß dem System der Wanderpropaganda. Die Bettelmönche des Mittelalters handelten nach demselben Plan; aber weder Bettelmönche noch Methodisten konnten die Energie und Selbstverläugnung buddhaistischer Missionäre erreichen. Ihr proselytischer Eifer übertrifft alles, dessen die neuere Zeit gedenkt vom St. Franz Xaver oder den Jesuiten in Indien und Südamerika. Der Raja tarangini charakterisirt sie in seinem emphatischen Sanskritstyle: als „Buddhisten, deren Gewalt durch ein wanderndes Leben gewachsen ist."

Das Burzenland in Siebenbürgen. [1]

Von Georg Binder.

Eine der belebtesten Straßen Siebenbürgens führt — zwischen Hermannstadt und Kronstadt — eine lange Strecke im Altthal hin, einem an Schönheit man kann sagen ausgezeichneten Thal. Links hat der dem Lauf des Flusses entgegen Reisende die steil abfallenden Höhen des Berglandes um sich, und namentlich zur Rechten das allmählich bis $1\frac{1}{2}$ Meilen breite meist schön geebnete Thal und an seinem südlichen Saum ein hohes Gebirg, welches zahlreiche Gipfel von fast 8000 Fuß Höhe und in seinen äußeren Umrissen wie in seinen Schluchten und Abstürzen des Schönen und Erhabenen ungemein viel darbietet. So geht es durch zahlreiche walachische Dörfer und das lebhafte walachisch-magyarisch-sächsische Städtchen Fogarasch fort und fort. Bald hinter diesem kommt der Weg an einen mäßigen Berg- oder niedrigen Gebirgzug, welcher von dem großen Gränzhöhenrücken aus- und nach Norden geht.

Diese ziemlich breite Bergkette bildet die nordwestliche Umwallung eines besuchenswerthen Thales, das der Burzen, welches noch weit gegen Mitternacht hin von ähnlichen ja noch mehr abgeschlossenen Thallandschaften fortgesetzt wird, denen allen manche Schönheiten zukommen. Der Preis aber unter den einzelnen hier gemeinten Thälern gebührt an Sehenswürdigkeit dem der Burzen, ja es wird mit Recht unter die schönsten Landschaften des in dieser Beziehung nicht eben armen Siebenbürgens gerechnet. Ich will den, freilich immer mißlichen, Versuch machen, dasselbe (vorläufig) so gut es in Worten möglich, übersichtlich darzustellen oder zu beschreiben.

Ein schöner und bequemer Weg führt über den von den beiderseitigen Thälern hier nur wenig erhobenen Bergzug, welcher mit seinen äußersten Ausläufern eine mittlere Breite von 3 Meilen hat. Er wird auch weiter gegen das erhabene Gebirg des Südens nur allmählich höher. Aber hart an seinen südöstlichen Abfällen haben die Kräfte der Tiefe den unter dem trefflichen Grünsandstein liegenden hellgefärbten Kalkfels mächtig emporgetrieben und aus ihm einen länglichen Grat gebildet, welcher von West und Ost (der Quere nach) gesehen sich wie ein hoher Dom ausnimmt und die nachbarlichen stark bewaldeten Bergrücken sowohl an kühner Gestaltung als an Höhe weit übertrifft. Dieser Gipfel, der sogenannte Zeidner-Berg, steht demnach wahrhaft ausgezeichnet da, wie ein Riese neben Zwergen, wie eine Warte von vortrefflicher Stellung, um

[1] Bei dieser Darstellung beabsichtigte ich nicht, ein vollständiges Bild des Landes zu geben. Es kam mir nur darauf an, die Hauptzüge zu geben. Ueber Siebenbürgen (mithin auch Burzenland) findet man weitere Aufschlüße in Marienburgs sehr verdienstlicher und eben in Beziehung auf jenes Gebiet vorzüglich reicher Geographie von Siebenbürgen, Hermannstadt 1813, 2 Theile, in Söllners Statistik von Siebenbürgen, Hermannstadt 1848 (leider nur ein Anfang!); dann in Ackners Handbuch für Reisende in Siebenbürgen (unter der Presse). Auch ist an demselben Ort im vorigen Jahr eine sehr brauchbare Karte des Landes erschienen (doch ohne die Züge der Gebirge, zwei große Blätter, zwei Silbergulden), welche oder die ihr sehr ähnliche doch minder vollständige „Straßkarte von Siebenbürgen" (Wien um 1832, herausg. unter Leitung des Generalstabs), oder andere bessere Karten des Landes bei Lesung dieses Aufsatzes zu Rathe zu ziehen nur nützlich seyn kann. — Wie Schade, daß von Siebenbürgen und Ungarn noch so wenige gute Ansichten erschienen sind, zumal in der geschmackvollen Weise der Gegenwart! Es fehlt durchaus nicht an vielen anziehenden Stellen — selbst außer dem Burzenland. (Anm. d. Eins.)

einen großen und zwar ansprechenden Theil des Landes zu überblicken. Der Berg wird zwar außer Hirten und ihr Vieh suchenden nächsten Anwohnern selten von andern Menschen erstiegen, so nahe er der großen Straße liegt und so einladend er zur Gewinnung einer Aus- und Rundsicht sich darbietet. Doch habe ich ihn zweimal erklommen, theils um seine Höhe zu bestimmen, theils um — was ich allemal, wann ich an ihm vorbei kam, hoffend ahnte — jene Aussicht kennen zu lernen, und bin dabei nicht getäuscht werden, ja ich kann diesen, freilich mühsamen Gang, allen welche unser Land und diesen Strich desselben bereisen, angelegentlichst empfehlen. Mit Ausnahme des in die nahen sanftgestalteten Höhen verlaufenden Fußes ist der Berg fast überall sehr steil und es bewährt sich auch bei ihm, was Humboldt sagt, daß sehr häufig untergeordnete Gipfel der Erde am schwersten zu ersteigen sind. Am südlichen Abhang stehen weithin bis zu einer Höhe von fast 3000 Fuß [1] Eichen, sonst sind die Abhänge und der Rücken bis zur größten Höhe mit Rothbuchen bedeckt, zwischen welche sich je mehr nach oben desto mehr Sträuche und Bäume des schönen Gebirgahornes (Acer pseudoplatanus L.) mischen; von Nadelholz ist selbst ganz oben — keine Spur! Der Rücken ist meist, der kuppige Gipfel zum Theil frei von Holz und gewährt eine bei hellem Wetter und günstiger Beleuchtung wahrhaft rühmenswerthe Aussicht, eine Aussicht, welche das scharfe Steigen reichlich lohnt. Indessen ist sie wie alles derartige nur sehr ungenügend zu beschreiben. Gegen Westen breitet sich das anmuthige, weite, dörferreiche Thal des (für Siebenbürgen) unteren Alt aus, und man sieht fern in seinem Hintergrund noch das ansehnliche Thal des Zibin bei Hermannstadt und die gewaltige, großentheils von rauhen Zinnen gekrönte Gebirgswand, welche beide Thäler auf der Südseite eingränzt und schirmt. Auf der nördlichen, hinter dem vielgewundenen „gelben" Alt, welcher in manchen Krümmungen sichtbar ist, stellen sich die gegen das Fogarascher Gebirg so geringen Höhen des Berglandes mit zahlreichen kleinen Thälern, Kuppen und Wäldern dar, welche in größerer Ferne bald in eine scheinbare dunkelgraue Fläche zusammenlaufen. Der reichbewaldete Bergwall, welchem der Kalkfels angehört, auf den in Gedanken die Leser sich stellen mögen (der Geisterwald), scheidet das untere Altthal von dem der Burzen [2] in welches der auf jenem Fels stehende, nachdem er sich gegen Osten gewendet, wie von einem hohen Thurm hinabsieht.

Hier ist das meiste noch näher und die nach dieser Seite völlig freie, dazu über das Thal noch immer 2440 Fuß erhabene Bergkuppe gestattet zugleich auch recht in die Ferne zu sehen. Zunächst fesselt den überraschten Blick das herrliche Thal, welches dicht an dem Fuß des malerischen Gipfels beginnt und von da in einer mittleren Breite von 1 bis 2 Meilen bis an die fast eben so steilen Abfälle des Schullergebirges, dann in fast immer gleicher Ebenheit rechts bis an den Königstein und Butschetsch und bei Kronstadt sich beträchtlich erweiternd bis zum Alt hinzieht, zusammen, soweit es als wohl geöffnet von hier zu übersehen, — wenigstens 5 Meilen lang. Das von NO. her auch zum Alt mündende Thal des trüben Feketeügy erscheint dem fernen Betrachter so ziemlich als Fortsetzung des der Burzen, so daß sich der Blick dort fern im Osten an den blauen Abfällen der östlichen Gränzgebirge fast ins Unbestimmte verliert. Doch wir wollen uns hier auf das näher liegende Gebiet beschränken. Das Thal der Burzen und die in der Nähe des Hauptflusses mit ihm sich vereinigenden Thäler mehrerer Gebirgsbäche (unter jenem Namen sey hier der Kürze wegen der Inbegriff aller verstanden) ist eines der bestausgearbeiteten und ebensten des ganzen Landes und bietet wegen dieses Umstandes, wegen seiner Breite, wegen seiner beträchtlichen Ueberschaulichkeit, wegen seiner Lage so ganz zwischen (Mittel- und großentheils Hoch-) Gebirgen u. s. w. eine überaus ansprechende Erscheinung, und das Auge wird nicht müde, dieselbe von hier (oder von mehreren andern Stellen) [1] lange, lange zu betrachten und würde es noch viel länger thun, wenn der unternehmende Bergsteiger hier ein gastliches Obdach fände, wie auf dem gewiß sehr viel weniger befriedigenden Brocken und andern nicht immer mit dem größten Recht berühmten Höhen. Durch das Thal eilen in gleicher Richtung drei Bäche, von welchen der mittlere und größte, die schon ziemlich beträchtliche Burzen, diesem Theil des lachenden Thales den Namen gegeben hat, und in dem südöstlichen Flügel rauschen auch einige Wasseradern von fast gleicher Stärke dem in dieser Gegend erst einige Größe erlangenden Alt zu. Das Thal ist bis an den meist waldreichen Fuß der Gebirge sehr wohl angebaut und nimmt sich mit seinen schöngetheilten wogenden Weizen-, Flachs- und Welschkornfeldern rc., mit seinen vielen meist geraden Straßen vortrefflich aus, denn während an den Bergen und Gebirgen noch die rohe Natur herrscht und waltet, haben die Menschen das große Thal zwischen ihnen so vollkommen unter ihre Botmäßigkeit gebracht ja umgestaltet, wie nur wenige Striche des Landes, und dasselbe bildet eben darum einen sehr wohlthuenden Gegensatz mit den umgürtenden Höhen. An den Bächen und ihren Zuflüssen liegen die Ortschaften, für diesen Raum in der That viele, in manchen Theilen der Landschaft sind sie sehr nahe gereiht und zeichnen sich aus durch eine fast allgemeine Größe und Menschenmenge, wie sie sonst im Land auf gleichem Gebiet nirgend wieder zu finden. Fast zu den Füßen des Beschauers liegt Zeiden, ein Markt von fast 4000 Einwohnern, zugleich einer, wie er — wenn nur bäuerliche Orte ins Auge ge-

---

[1] Die an mehreren Stellen angeführten Höhenzahlen sind mit geringen Ausnahmen von mir gefunden worden, alle in altfranzösischen Fußen ausgedrückt, beziehen sich — wo es nicht bestimmt anders angegeben — auf die Fläche des Meeres und stützen sich in dieser Beziehung auf die sehr annehmbaren Bestimmungen des kgl. Majors Gorizutti (1812). Weiteres an andern Orten. Vergl. dazu auch einige Zeilen, welche ich vor einigen Monaten über „die Gebirge Siebenbürgens" zum Abdruck in diese Blätter eingesandt habe. Fogarasch im Altthal liegt 1322 Fuß hoch, der Zeidner Berg hat eine Höhe von 4189, die hohe Scheide, (der höchste Sattel der von Westen her nach Burzenland führenden Hauptstraße von 1921, der Teye einer der bedeutenderen Gipfel der Bergkette, welcher jener Sattel angehört 2626, Zeiden von 1760 Fuß. Dicht vor Kronstadt hat die große Fläche (eigentlich der Fußboden) der ein wenig erhöhten alten schönen Bartholomäuskirche 1719, der Boden der evang. Hauptkirche in der innern Stadt 1790 Fuß Höhe. (Anm. d. Eins.)

[2] Indessen ist zu bemerken, daß dieser mäßige Gebirgszug auf seiner weiteren nördlichen Fortsetzung (unweit Reps) in einem schönen Querthal von dem Alt durchbrochen wird, so daß beiderseits derselbe Fluß von dem Zeidner Berg nicht weit entfernt ist. (Anm. d. Eins.)

[1] Z. B. von der Zinne bei Kronstadt, dem hangenden Stein unweit von Neustadt und der Burg von Rosenau. Jede dieser Stellen gewährt — wie auch der Zeidner-Berg — ihrer Aehnlichkeit ungeachtet einigermaßen eigenthümliche herrliche Aussichten. Zum Anschauen der beiden Hochgebirge der Landschaft eignet sich u. a. die genannte Burg in hohem Maße. Welche von diesen Aussichten den Vorzug verdient, dürfte schwer zu entscheiden seyn: die umfassendste ist jedenfalls die vom Zeidner-Gipfel. (Anm. d. Eins.)

faßt werden, wie dieser ist — auf hundert ja mehr Meilen stattlicher kaum gefunden werden mag. Seine langen, breiten, geraden Gassen, seine durchschnittlich tüchtigen festen Gebäude, auf welchen von hier fast jede Dachziegel gezählt werden kann, seine zahlreichen schönen Röhrenbrunnen, seine ansehnlichen, ja für ein nicht eben ausgezeichnet großes Dorf theilweise fast prächtigen öffentlichen Gebäude u. a. sind zusammen ein Bild, das so dicht unter einem großartigen Berg, in so schöner Thalebene, in so reizender und auch Erhabenes die Fülle bietender Gegend sich wahrhaft vorzüglich und ansprechend ausnimmt. In ähnlich behaglicher Weise breiten sich die meisten übrigen Orte des Thales in seiner Fläche aus; man erkennt von hier eine große Zahl, alle mit stattlichen Gassen in mehrfacher Reihe, ansehnlichen Gotteshäusern, ausgedehnten Obstgärten, guten Straßen in verschiedenen Richtungen u. a. Den Hauptort des reizenden Gaues sucht man vergebens, derselbe hat sich in den wilden Kämpfen der Jahrhunderte ganz in den Schutz eines kleinen felsumgürteten Thales des Schullergebirges zurückgezogen, und bloß ein altes Gotteshaus verblieb schutzlos im Thal wo die Stadt früher stand, auch ragt auf einem jener Kirche nahen Hügel ein ansehnliches wohl im Stand gehaltenes Schloß auf und läßt mit Grund vermuthen, daß zu seinen Füßen die Stadt (Kronstadt) liegen mag, welche sich nun wohl oft wieder in die herrliche Fläche hinaus sehnt aus der beschränkten Bucht des kleinen Thälchens. Die Gebirgausläufer, welche den Hauptort schirmend aufnahmen, verdecken auch einen Theil der vielen Orte, welche in der südöstlichen Fortsetzung des großen Thales dicht am Fuß der dortigen Gebirge sich ausbreiten.

Nicht minder als die weite, wohlbebaute bach-, straßen- und örterreiche Ebene des Thales fesseln die Aufmerksamkeit und den Blick die Bergketten, welche das Thal von allen Seiten umgeben und schirmen. Im Norden sind es die schon erwähnten Höhen des weitläufigen und holzreichen Geisterwaldes, welche meist sanft von Umrissen und mäßig von Thalhöhe sich weit hinziehen, und dann die nördliche Krümmung des Altflusses begleitend, sich ebenfalls in dieser Richtung an seinem linken Ufer entlang erstrecken. Dieser Mittelgebirgszug hängt im SW. zusammen mit dem östlichen Ende des Fogaraschergebirges, welches von da in einem weit gegen Süden sich krümmenden Bogen sich fortsetzt und das schöne Burzengebiet wie überhaupt diesen Theil des Vaterlandes begränzt. Dort in dem südwestlichen Hintergrund des eigentlichen Burzenthales ragt ein Kalkfels schroff über die anliegenden Vorhöhen und Gebirge empor, der 6910 Fuß hohe Königstein, so schroff, so kahlfelsig und wild zerrissen, daß er den Blick mächtig fesselt, da er in seinen höhern Theilen schon dieser Beschaffenheit allein wegen beinahe ohne alle Gewächsbekleidung die Strahlen der Sonne fast eben so zurückwirft, als reiner Gebirgsschnee. Fast unmittelbar aus dem schon in seiner Nähe freundlich geöffneten Thal steigt dieser eine Meile lange, zackige, scharfgefurchte Felsgrat empor, und gewährt von nahe und ferne (selbst aus 5 bis 8 Meilen Entfernung betrachtet), zu jeder Jahres und Tageszeit — zumal an schönen Morgen und Abenden, wenn ein rother Duft ihn bis zum Fuß umschleiert — eine wahrhaft außerordentliche Ansicht, und wetteifert in Beziehung auf schwindelerregende Wildheit mit den meisten der kühn emporgebauten Felsen des Fassathales und anderer Theile der Alpen, wie mit schwer übersteigbaren Sierras der spanischen Hochlandburg. In bedeutend geringerer Höhe geht das Gebirg weiter gegen SO., dabei größtentheils ohne auszeichnende äußere Umrisse. Aber der Zwillingsbruder des Königsteins, der erhabene Riese Butschetsch, in dessen wilden Schluchten die ersten Adern des hellen Weidenbachs sich sammeln, erhielt dieselben in desto reicherem Maß. Man erblickt von hier, wie sonst aus dem Burzenland, nur einen kleinen Theil dieses mächtigen Gebirges, aber seine Gestaltung erscheint auch von hier wahrhaft groß- und hochgebirgartig, mit schroffelsigen Abstürzen nach allen drei von hier sichtbaren Seiten, und es bedarf nur eines Blickes auf diese gewaltigen Steinkämme, um zu erkennen daß dieses Gebirg in allem, was ein solches kennzeichnen kann, mit allen, mindestens unseres Vaterlandes, kühnlich um den Siegespreis ringen darf. Wie unverrückbare Gränzzeichen stehen die beiden Hochgebirge da, und halten schirmende Wacht an des Landes Marken. Sie nehmen die Aufmerksamkeit des Blickes und der geistigen Vorstellung so sehr in Anspruch, daß der Beobachter, er stehe im Thal oder auf einer günstigen Erhöhung, nicht müde wird sie immer wieder und wieder zu beschauen, denn fast in jeder Stunde des Tages, fast in jeder verschiedenen Erscheinung des Lichtes, in jeder Jahreszeit bieten sie andere Anblicke dar, einen ansprechender und erhabener als den andern. Und so beachtet er die weiter östlich vom Butschetsch gelegenen breiteren Fortsetzungen des trennenden Gebirgrückens weniger, als sie ihrer Höhe und ihren Gestaltverhältnissen nach verdienen, da sie hinter dem westlichen Nachbar freilich in vielem zurückbleiben. Indessen sind sie — das Schullergebirg, der Piatra mare, der Tschukasch u. a., wenn man von jenen einigermaßen absieht und sie für sich und in Verbindung mit dem schönen Thal betrachtet, immerhin des Anschauens sehr werth, denn in ihr Inneres dringen freundliche, hie und da selbst wilde, kleinere Thäler, ihre Abhänge stufen sich da sanft und wohlbewaldet dort in kahlen Absätzen und rauhen Klippen zur Tiefe ab, und ihre Gipfel, welche sich größtentheils um 3000 bis 4400 Fuß über die Thalebene erheben, sind an vielen Stellen von senkrechten Felswänden umgürtet und steigen als drohende Hörner steil und beherrschend empor. Wo das Burzenland aufhört und die magyarischen Laute (der Szekler) allgemein werden, da erniedrigen sich die Gebirgsketten und nehmen ein sanfteres Gepräge an, das sie selbst da beharrlich beibehalten, wo sie fern im NO. wieder zu fast derselben Höhe ansteigen, als die eben zuvor angeführten. Sie schließen, im Süden näher, weiter gegen Norden in beträchtlicher Ferne, den Gesichtskreis zur Linken (den östlichen) und theilweise er- und überschaut der forschende Blick das weite Thalbecken des Haromsek, welches im Durchschnitt niedriger liegt, als der länger gestreckte Flächenstreif an der Burzen, und in Uebereinstimmung damit auch minder steinig und rauh ist als dieses. Unweit der scharfwinkeligen Krümmung, welche der Alt hier bei der Begegnung mit den raschern Gewässern des Kronstädter Thales macht, um eine Strecke weit so zu sagen völlig umzukehren, bemerkt der Beobachter in der Fläche des oft genannten Thales, und zwar gerade da, wo es in den verschiedensten Richtungen die größte Breite hat, einen auffallenden, größtentheils waldbeschatteten Hügel, ähnlich einem drohenden Klippeneiland in der Wüste des Meeres. Rundum ist das Thal wassergleich eben und nach keiner Seite hin hangt jene sonderbare Anhöhe mit andern Bergen zusammen. Sie nimmt sich in solcher Abgeschiedenheit von

den Bergreihen der Umgebung eigenthümlich genug aus, und ist für den nach ihrer Entstehungsart grübelnden Verstand kein ganz leichtes Räthsel; allein so täuscht die Ferne und mehr noch die Umgebung von so vielen erhabenern Berggipfeln und Gebirgszügen, daß jene waldige Höhe, von hier wie aus dem Thal betrachtet, nur gering erscheint. Doch besteige sie nur und miß, wie ich gethan, vermittelst des ungleichen Druckes der Luft ihre senkrechte Größe, und du wirst finden, daß der Gipfel das nahe, schöne Dorf Henigberg um 947 Fuß überragt.[1]

Das ist das Burzenland, so oder doch ähnlich erscheint es von dem Zeidner-Berg, welcher dem Rigi der Schweizer nicht unähnlich dorthin gestellt ist, damit die Menschenkinder ihn besteigen, und an den Aus- Fern- und Rundsichten sich erlaben mögen, welche er gewährt. So und ähnlich erscheint es von manchen andern Bergen, welche nahe an das Thal stoßen, in dem Hoheit und Größe mit freundlicher Schönheit auf so mannichfaltige und überall befriedigende Weise sich einten. Doch nein, das hier eben Gesagte ist nur ein höchst dürftiger Schattenriß, der jedem, der sie in guter Beleuchtung und mit rechtem Sinn sah, unvergeßlichen Landschaft, und kaum mehr im Stand, von ihr richtige Vorstellungen hervorzurufen, als eine bloß in ihren Hauptzügen entworfene Karte von einem Land. Weit mehr als meine, ja vielleicht auch aller Sterblichen, würden mit Geschmack und Treue aufgenommene Ansichten leisten, das einzig Genügende aber ist und wird nur seyn, wenn du freundlicher Leser dich selbst hin bemühst, selbst aus der Fläche an den hellen Gewässern der Burzen oder des Temes den hohen Gürtel der Gebirge, oder von einem ihrer äußern Vorberge die ganze Landschaft, das Thal und die wald- und felsreichen Höhen betrachtest. Thue das, du gewinnst sicher so vielen geistigen Genuß als durch den Besuch mancher viel berühmteren Gegend des heimischen oder selbst manches fremden Erdtheiles. Zur Vervollständigung des hier versuchten Bildes mögen noch einige einzelnere Züge dienen.

Das Burzenland ist wie schon gesagt, eine Verlängerung des Altthales, da wo der Hauptfluß seine in dieser Gegend südlichste Beugung macht, gegen Süden zum Fuß der Gebirge Tschukasch und Piatra mare, dann SW. gegen den Butschetsch und Königstein hin. Die tiefste Stelle des Altthales, bei dem merkwürdigen Ort Marienburg, liegt 1560 oder 1570, das Burzen- und Weidenbachthal in Törzburg und Serenscht, von wo an sich die ansprechende Breite der Sohle allmählich verliert, 2260 bis 2330 p. F. über dem Meer. Hienach kommt den schönen Thälern des einladenden Gaues beiläufig eine Mittelhöhe von 1950 Fuß zu, genug um die Landschaft im Verhältniß zu der so nahe gerückten Ebene der untern Donau (100 bis 400 F. hoch) zu einem sogenannten Tafelland zu machen; ja es ist dieses oder wenigstens eine beträchtlich erhabene Stufe desselben sogar gegen die bedeutendern Thäler des siebenbürgischen Binnenlandes, wo Fogarasch 1323, Schäßburg 1073, Carlsburg 751 Fuß hoch liegen. Die angeführten Thäler sind auf dem größten Theil ihrer Ausdehnung so vollkommen entwickelt und Ebenen ähnlich, wie sehr wenige unseres Vaterlandes, und zeigen oft weithin kaum beträchtlichere Unterbrechungen der Spiegelfläche, als das Thal des Po und der Etsch, ungeachtet diese als sehr viel größere Flächenbucht zwischen die mehrgereihten hohen Ketten der Alpen und den öden Kamm des Apennin geschoben sind. Nur ganz dicht an den Gebirgen wird die Sohle wellig und von mäßigen, höhern Platten unterbrochen, und verliert sich nicht weit davon in den vielen frauhen Gründen und schroffen Tobeln der Gebirge.

Diese wachsen fast alle, zumal der Zeidnerberg, der Königstein, der Butschetsch, das Schullergebirg und der Piatra mare, so zu sagen urplötzlich und beinahe ohne Vorberge, oder doch ohne längere Ausläufer aus dem weiten um sie gebogenen Thal hervor, ein schroffer Uebergang, ein unvermittelter Gegensatz, welcher die landschaftliche Schöne der Gegend ungemein hebt, und die Gebirge höher erscheinen läßt als sie wirklich sind, um so mehr, als ihre obern Hälften größtentheils aus nahen mauergleichen Abstürzen bestehen.

An dem nordwestlichen Rand des breiten Thales steigt der Geisterwald prallig, doch im Durchschnitt nicht hoch empor, und schließt sich im südwestlichen Hintergrund an den Hauptgebirgszug der Landesgränze. Hier, auf dem rechten Ufer der rauschenden Burzen und nahe ihren Quellen, ragt der Königstein mächtig und in ganz eigener Gestaltung empor. Sein hellfarbiger Kalkgrat zieht in einer Länge von mehr als einer Meile von NW. gegen SO., und bildet eine schmale Firste, eine riesige Felsmauer, wie sie im Land von ähnlicher Höhe und Wildheit nicht wieder und auch in andern Gebirgen nur sehr selten zu finden.[1] Die Buchen und Fichten reichen wegen des nahrungslosen und in der Höhe ungemein wasserleeren Bodens weniger weit hinauf als sonst, und so ist das obere Drittel der Höhe (1800 bis 2000 F.) fast Ein kahler Fels, auf der Südseite vielleicht etwas weniger steil, auf der gegen das siebenbürger Land gewendeten überall aber so schroff, so kühn sich erhebend, daß nur die zahllosen Risse und durch sie hervorgebrachten treppenartigen Absätze entschlossenen und schwindelfreien Gemsjägern, oder bisweilen auch Freunden der Natur in ihrer hehren Ursprünglichkeit es möglich machen, die von der Ferne gleich den Dolomiten an dem obern Avisio blendende Mauer zu ersteigen. Die Vergleichung des prächtigen Gebirges mit einer Mauer bewahrheitet sich auch auf ihrer Höhe. Denn von da blickt der unternehmende Besucher nicht ohne Grauen in die beiderseits drohende Tiefe, und hat große Mühe und die äußerste Vorsicht nöthig, wenn er auf der schmalen, mit fort und fort sich spaltenden und abbröckelnden Zinnen gekrönten Firste oder eigentlich Schneide eine auch nur kurze Strecke zurücklegen will. In diesen erhabensten Gebieten des Gebirges halten sich noch manche Gemsen, selten verfolgt von kühnen Schützen und noch seltener erlegt, denn es ist

[1] Dieser Berg (Namens Petersberg) erinnert in mancher Beziehung an den Zobten in dem weiten Becken von Preußisch-Schlesien (das nebenbei gesagt an malerischer Schöne weit hinter das Burzenland zu stellen), welcher das nahe Schweidnitz um 1445 Fuß überragt und die so sehr ansprechende Gruppe der Euganeen in dem herrlichen Tiefthal der Etsch und des Po, deren höchster Gipfel dasselbe um 1700 Fuß übersteigt, oder sogar an „das Wunder der Nomadenvölker," den einsam in den Steppen der Wolga zu 618 Fuß über den niedrigen Spiegel des kaspischen See's erhobenen großen Bogdo. (Anm. d. Eins.)

[1] Das Land ist, wie auch die Karpathen von Ungarn, nicht reich an Kalkgebilden. Doch besitzt es — auch außer den oben namhaft gemachten — noch mehrere Stellen, wo dieses Gestein in kühnen Gestalten auftritt und der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge gibt. So bei Szent-Domokos am Ursprung des Alt, bei Almás in der Nähe desselben Flusses, unweit Thorda (die sogenannte thorenburger Spalte, eine wahre Sehenswürdigkeit), in der Gegend des Vulkanpasses und sonst. (Anm. d. Eins.)

sehr schwer, auf so schauerlichen Pfaden ihnen beizukommen. Wehe dem Tollkühnen, der einen Gang an diese klippigen Abstürze unternähme ohne einen bewanderten Führer! Das nahe, große Dorf Serneſcht hat deren, wie geschickter Gemsen-, Eber- und Bärenjäger mehrere, von denen allen aber sobald nicht wieder einer es dem alten Gireitze gleichthun wird, welcher, noch mit mehr als 70 Jahren, und dazu beschwert mit Flinte und eigenem und der städtischen Waidmänner Gepäck, das Gebirg sicher und ohne Mühe erstieg und überschritt, und unter dessen erfahrener Leitung (früher Baumgarten, der verdiente Zusammensteller der siebenbürgischen „Stirpes") einst auch der Verfasser dieses Umrisses dasselbe einigermaßen kennen lernte. Der nordöstliche Abhang hat — im Gegensatz zu dem andern, welcher derselben entbehrt — nicht wenige, freilich ganz kurze und glattfelsige Vorsprünge, zwischen denen schroffe Schluchten bis zur größten Höhe sich hinaufziehen. Wo wieder die düstern Fichten anfangen, verlieren sich diese wie kühne Strebepfeiler an die hohe Mauer gelehnten Ausläufer des Hauptjoches in einen meist wohlbewaldeten, aber noch immer recht steilen Abhang, an dessen Fuß die jugendliche Burzen in raschem Fall dem offenen Thal mit seinen vielen Orten und schönen Feldern zueilt. Ich werde es nie vergessen, welch herrliche Sommernacht wir da, nach raschem Uebersteigen des seltenen Gebirges von der auswärtigen Seite herüber, in einer Höhe von beinahe 5000 Fuß zubrachten, eine große Gesellschaft von Naturliebhabern, Jägern aus Kronstadt und dem nahen Dorf und Führern und Trägern eben daher. Die Luft war heiter und still, um uns her alles in feierlicher Ruhe, so daß das mäßige Säuseln und gelinde Rauschen der schwarzen Fichten und auf den Seiten und in den Tiefen das geschwätzige Plätschern und stürmische Poltern der kleinern und größern Bäche sehr deutlich zu uns drang. Gespräche, Scherze und deutsche Lieder kürzten den um mächtige Feuer lagernden Gebildetern der beträchtlichen Schaar die seltene Nacht, und mehrere von uns schliefen während derselben kaum eine Stunde, lauschten aber desto aufmerksamer den mancherlei Stimmen der Wildnisse, und achteten auf alles, was sie nahe und fern umgab. Als ein Theil der vom mühsamen Steigen Abgematteten und wohl auch geistig minder Beschäftigten dem Schlaf in die Arme gesunken war, stieg der noch fast volle Mond in strahlender Klarheit hinter dem hohen Felsrücken empor, und beleuchtete seine rauhen Ränder und einen Theil seiner Wände, so daß sie wohl erkennbar waren, und doch auf von dem Licht des Tages so eigenthümlich verschiedene Weise, so daß sich das so hervorgebrachte Bild, in Verbindung mit der umgebenden Oede und feierlichen Stille, unmöglich in Worte fassen läßt. Gewiß, solches findet man im ganzen europäischen Erdtheil nur an wenigen Orten. Jene Abstürze des Königsteins gegen das Thal der Burzen bestehen aus einem dichten Kalkstein von mächtigen, wild aufgerichteten und oft kaum erkennbaren Schichten, und sind so hell von Farbe, daß dieselbe auf Entfernungen von mehreren Meilen als solche erkannt und bei flüchtigem Anschau'n fast für eine Hülle von Schnee gehalten wird, welcher übrigens dort — wegen der furchtbaren Steilheit — fast nirgends, wenigstens nirgends in einiger Menge bleiben kann. Das weitläufige Dorf Serneſcht liegt wenig östlich von dem beschriebenen Gebirg an der Burzen, und einem von der andern Seite desselben Gebirges zu ihr dringenden Bach in einer Höhe von etwa 2260 Fuß; über die hier sich beträchtlich erweiternde Sohle des Thales ragt also die höchste Zinne des kühnen Steines um fast 4700 Fuß hoch empor, in der That viel für den Ersteiger und im Vergleich zum gegenüberliegenden Berg, ja man kann behaupten, daß dieses Gebirg wegen der angeführten Steilheit und Größe des anstoßenden Thales noch bedeutend höher erscheint, als es nach angestellten Berechnungen ist.[1]

Die hebenden Gewalten der Tiefe wirkten im Osten des Königsteins minder mächtig, obwohl auch dieser Theil des Gebirgsrückens nichts weniger als gering ist. Aber an dem zum Theil 3 bis 4 Meilen südöstlich gelegenen Butſchetſch[2] bestätigten sie sich um so großartiger, so daß dieser mit noch weit mehr Recht als der Königstein ein eigenes Gebirg genannt werden kann. Ihn bilden eine im Norden, großentheils noch in Siebenbürgen gelegene kurze Querkette und zwei rechtwinkelig mit ihr verbundene, welche von ihr weit hinab in die Walachei ziehen und auf einige Meilen Länge noch immer eine Höhe von 7 bis 8000 Fuß behaupten. Ein Gipfel in der nördlichen Kette mißt 7740 Fuß, wahrscheinlich aber ist ein Theil der östlichen um vielleicht fast 200 Fuß höher, so daß demnach diesem Gebirge der Höhe nach wohl der erste Rang unter allen Siebenbürgens zukäme.[3] Es besteht in der nördlichen und westlichen Kette vorzugsweise aus dem (früher schon mir von erwähnten) hellen sogenannten Karpathenkalk, welcher dem in den Alpen gewöhnlichen „Bergkalk" ähnlich, nur meist lichter von Farbe ist, die östliche Kette ganz aus Nagelflue mit zum Theil großen eingewachsenen Rollstücken. Alle diese oft sehr dicken Schichten sind aber an ihren äußeren Rändern (durch Glimmerschiefer) mächtig gehoben und bilden da weithin hohe, oft prachtvolle Wände, an denen die zusammensetzenden, an sehr vielen Stellen überaus gleich-

---

[1] Der Gipfel liegt von dem wohl geebneten und vom Fuß des Gebirges in der Richtung nach ONO. am meisten ausgedehnten Thal nur etwa eine Meile in wagerechter Entfernung ab, durch welche Nähe der Winkel seiner Ansicht ein ungewöhnlich großer wird. Ja noch aus der Fläche an der Hauptstraße — von Hermannstadt nach Kronstadt — u. s. w. erscheint das Gebirge ausgezeichnet schroff und steil und gewähret zu allen Zeiten einen prächtigen Anblick. (Anm. d. Einf.)

[2] Die Aussprache des Namens wird so ziemlich bezeichnet durch ʋ ʋ̆. Hiezu noch Folgendes. Die wenigen vorkommenden walachischen Namen sind nach deutscher Aussprache geschrieben. In den magyarischen (welche schon an ihrem fremdartigen Wesen leicht erkannt werden dürften) wird das ß wie ſſ, a wie å, á wie a, e wie ä, é wie eh, ſ und s wie ſch, z wie ſ, ny wie nj gesprochen. (Anm. d. Einf.)

[3] Nach den schönen Arbeiten des Majors im k. k. Generalquartiermeisterstab Gorizutti ist der Negoi im Fogaraſcher Gebirg 7824 Fuß hoch und dieser Gipfel wird seither als der höchste Siebenbürgens angesehen. Vielleicht steigen einige Gipfel jenes prächtigen Gebirges zu noch etwas größerer Höhe empor, und sehr wahrscheinlich ist dieß von dem Butſchetſch. Die Gerlsdorfer-Spitze im Tatra, welche nach Greiner (Ofner gemeinnützige Blätter 1839 S. 73) 8062, nach Wahlenberg aber nur etwa 7300) Fuß hoch ist, oder die früher allgemein für den Gipfel des Tatrakammes gehaltene Comnitzer Spitze, nach Oesfeld (bei Sydow, Reise in die Centralkarpathen, Berlin 1830, 113) 8133 Fuß hoch, die größte Erhebung des genannten Gebirges, ist die bedeutendste Höhe von ganz Ungern; mithin stehen unsere südlichen Gränzgebirge dem Tatra wenig nach, ja was bedeutendes Emporsteigen über die anliegenden Thäler betrifft, müssen sie entschieden über denselben gestellt werden. Und das ist bei dem Anblick eines Gebirges und der Würdigung seiner Gestalt und des Eindrucks, den es in dem Betrachter hervorbringt, etwas Wichtiges; vergleiche meine Abhandlung „die Höhenverhältnisse Siebenbürgens" in dem Sitzungsbericht der k. k. Akademie in Wien (math. Classe 1851, 615). — Der Butſchetſch ist wahrscheinlich der Gipfel unserer Gebirge, welchen ausländische Bücher auch jetzt noch oft unter dem abenteuerlichen Namen „Budos" anführen und dem sie eine Höhe von 8 bis 9000 Fuß beilegen. (Man sehe über ähnliche falsche Namen höherer Berge in Siebenbürgen u. a., was ich vor einiger Zeit in diesen Blättern [Jahrg. 1853, S. 479] berichtigend mitgetheilt habe.) (Anm. d. Einf.)

mäßig aufgerichteten Felslagen auf die anschaulichste Weise zu erkennen sind. Nach innen einigen sich dann die Schichten von allen drei Seiten sanft zu dem hochgelegenen Jalomitza-Thal und bilden auch hier an mehreren Stellen, wo die Wasser sie durchwühlt oder an ihnen schroffe Thalseiten gebildet haben, höchst malerische Felsrisse und Bachstürze. Hier in schauerlich schöner und an schmucken Gebirgsgewächsen reicher Wildniß, fast eine Tagreise entlegen von dem nächsten Dorfe (in der Walachei), in einer Höhe von etwas 5047 Fuß, in der weiten Oeffnung einer großen, außer einem trefflichen Bächlein [1] durch nichts ausgezeichneten Höhle haben — erst in diesem Jahrhundert — einige Mönche aus dem nicht sehr weit jenseits des Gebirgsarmes an der rauschenden Prava gelegenen ansehnlichen Kloster Sinaja (mit prächtiger Kirche) ein kleines Kirchlein und dabei, alles unter dem mächtigen Felsen, etliche armselige Gebäude errichtet und leben daselbst Jahr aus Jahr ein, Monate lang eingeschneit und täglich mit etwas Läuten und Beten beschäftigt. Im Sommer sind von den gewöhnlich neun Brüdern nur zwei bis drei anwesend, die übrigen gehen weit umher, um zu betteln oder auf andere Weise Vorräthe für Tage zu sammeln, von welchen diese Männer in Wahrheit sagen können, daß sie ihnen nicht gefallen, denn dieses — nun selbstständige — Kloster ist gerade so arm als das, von welchem es stammt, reich ist. — Die Einsamkeit dieser von Siebenbürgen durch drei riesige Bergrücken, von den Orten ihres Vaterlandes (der Walachei) durch große Entfernung und rauhe Wege abgesonderten Mönche unterbricht nur zuweilen eine siebenbürgische Reisegesellschaft, welche das Gebirge besteigt und gern in dem Schopfen der gastlichen Einsiedler übernachtet. Wenn Einzelne von solchen Zügen in den nahen Schluchten und auf den schroffen Felszacken umherklettern, um an kühnen Felsbildungen und wilden Stürzen der Bäche sich zu erfreuen, so treffen sie häufig aufgerichtete oder in Bäume und Felsklippen gegrabene Kreuze an, zum Beweis dafür, daß diese Menschen wenigstens aus langer Weile, alle jene zum Theil Schwindel erregenden Stellen auch besucht haben. Dessen ungeachtet ist ohne Zweifel das Leben dieser Mönche zwar reich an Entsagungen mancher Art, aber denn doch, wenigstens wie in andern Verhältnissen Lebende urtheilen, weder viel erbaulicher noch dem Höchsten gefälliger als das der Tausende von Geistes-Brüdern auf dem fernhinschattenden Athos, wie Fallmerayer die dortigen Zustände geschildert hat. Der unterrichtete Reisende möchte zwar, wenn er in diese Wildniß kommt, vielleicht wünschen, einmal in seinem Leben einige Tage oder Wochen des Sommers oder Winters dort zubringen zu können, um die dortige Natur so recht zu genießen, aber tauschen mit den armen Mönchen, ihrem langjährigen Aufenthalt, ihrem geistig so wenig erregten Zustande, ihrem jämmerlichen Einerlei möchte er um keinen Preis. Von den größeren Höhen des Butschetsch eröffnen sich dem Ersteiger prächtige Blicke einerseits auf die umgebenden Gebirge bis hinüber (im NW.) an die schroffen Abfälle des wilden fegarascher Felskammes und hinab in das schöne Thal, welchem die nördliche und östliche Kette ihre raschen Bäche zusenden, und weiter auf das tieferliegende bergreiche Gebiet des freundlichen Vaterlandes — andererseits auf die vielen Gebirgäste, welche wie lange Ausläufer von dem mächtigen Hauptzug in das Land des Mittags ausgehen und etliche Meilen abwärts zu waldreichen Bergzügen sich erniedrigen, in die ungezählten Thäler, welche die Bäche zwischen ihnen gebildet haben, und fern und tief unten in die große zur stolzen Donau sich senkende Ebene, die mit den zugehörigen Berggebieten unter günstigeren geschichtlichen wie staatlichen Verhältnissen und bewohnt von einem rührigeren Stamm es mit den bevorzugtesten Ländern aufnehmen könnte, so weit die mütterliche Sonne scheint. Der Butschetsch bietet, man mag ihn von welcher Seite immer betrachten, mit seinen 1000 bis 3000 Fuß hohen nahe senkrechten Felswänden, seinen dieselben tief durchsetzenden Thalfurchen, mit seinem gewaltig erhobenen eigenthümlichen Bau einen ungemein großartigen Anblick dar. Sein Umfang, sein stolz emporstrebendes Felsgerüst, das beinahe 3000 Fuß über dem Gürtel der Fichten erhoben ist, in größter Höhe nur ganz geringe Kräuter trägt und an seinen nördlichen und östlichen Schluchten den Schnee nie verliert, machen aus der Ferne wie aus der Nähe betrachtet, auf den denkenden Menschen den größten Eindruck und er beklagt höchstens, daß dieser Riese unter den Höhen der Karpathen für den größeren Theil des Burzenländer-Thales, wegen vorstehender niedrigerer Gebirge, unsichtbar ist — während er weit hin bis an die Donau wohl erkennbar ist.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Dasselbe hatte im August des warmen Sommers 1839 tief im Hintergrund der Höhle eine Wärme von 6,25 C. — verhältnißmäßig viel gegen die Quellen im Burzenland. Das oben unter den Gewässern angeführte Gesprang (in gleicher Höhe mit der Bartholomäuskirche) zeigte zur selben Zeit nur 12,1. (Anm. d. Einf.)

Zeitbetrachtungen. XI.

Mit der Räumung der Donaufürstenthümer durch die Russen, wie zögernd sie auch geschah, ist für die militärische wie die diplomatische Seite des europäischen Kriegs ein Wendepunkt eingetreten, durch welchen die Ereignisse ihrem punctum saliens um einen guten Schritt näher rücken. In militärischer Beziehung wird dadurch der Kampf mehr nach Osten gedrängt; denn durch die österreichisch-türkische Besetzung der Fürstenthümer wird auch die Stellung der Russen in Bessarabien auf die Länge unhaltbar, und mit ihrem Weggang vom linken Donauufer verlieren die Verbündeten ihr Kampfobject, während zugleich ihre Streitkräfte für ein anderes Kampfgebiet disponibel werden. Bisher konnte der Ungeduld der öffentlichen Meinung des Westens gegenüber das Hinausschieben des Aufbruchs von Varna — für Unbefangene gewiß auf genügende Weise — durch die Nothwendigkeit einer moralischen Unterstützung der Armee Omer Pascha's motivirt werden, und in der That konnten die Russen keinen Schritt südwärts der Donau wagen, so lange in Varna eine volle Armee stand. Nachdem ihnen aber jetzt durch den Einmarsch der österreichischen Truppen und deren Vorrücken an den obern Sereth auch das bloße Stehenbleiben auf der linken Seite des Donauthals unmöglich gemacht ist,

hat für die Hülfstruppen der vorhin genannte Grund sein Ende erreicht, und ein ferneres Hinausschieben hätte nur durch materielle Verhältnisse, wie namentlich die unläugbaren Schwierigkeiten der Verpflegung und so massenhafter Transporte veranlaßt werden können. Diese Schwierigkeiten müssen überwunden seyn, denn der Abgang der Expedition wird gemeldet, und es scheint, daß die Decimirung der Truppen durch die Cholera diesen Entschluß noch gezeitigt hat, da der Muth derselben durch eine längere Unthätigkeit noch tiefer gesunken wäre.

Auch russischerseits folgt man dieser veränderten Richtung des Kampfes; Infanteriereserven und große Reitermassen werden ostwärts dirigirt, und wenn man die Fürstenthümer nur so langsam wie möglich verläßt, so ist das ganz natürlich, da es die Klugheit gebietet, die Streitkräfte der Gegner so lange wie möglich getheilt zu erhalten. Ueberdieß bestätigt die russische Regierung durch diese Zögerlichkeit des Rückzugs, was sie in ihrem officiellen Blatte schon erklärt hat, daß nicht politische Nachgiebigkeit, sondern strategische Nothwendigkeit diesen Schritt gebieten. Durch diesen nicht mehr zu bezweifelnden Rückzug aus einer Stellung, welche rechts von Oesterreich, vorn von den alliirten Armeen und links durch ein von feindlichen Flotten bewachtes Meer gefährdet war, wird gewiß kein Vernünftiger die russische Waffenehre beeinträchtigt glauben, und man mußte sich einigermaßen wundern, daß die russische Regierung, ihrer officiellen Erklärung entgegen, in einem Tagsbefehl an die Truppen das österreichische Heer als ein verbündetes, und seine Besitznehmung der Fürstenthümer als Hülfe bezeichnet. Auf das europäische Publicum kann natürlich diese Wendung nicht berechnet seyn; wenn daher nur die Annahme übrig bleibt, daß dadurch das eigene Heer beschwichtigt werden soll, so ist es ein bedeutsames Zeichen dessen, was man bei den Truppen für nöthig hält und — was man bei ihnen wagen darf. Nicht minder auffallend ist das sonstige Verfahren bei diesem Rückzug, das mehr ein Verfahren gegen Feindesland, als gegen ein Schutzland ist. Das Wegnehmen öffentlicher Gelder, die Entwaffnung und Beraubung einer walachischen Truppenabtheilung durch plötzlichen Ueberfall stimmen in der That nicht gut damit zusammen, daß Rußland, wie man ihm bei seiner bekannten Zähigkeit zutrauen muß, gesonnen ist, seine bisherigen Beziehungen zu den Fürstenthümern später wieder aufzunehmen.

Indem wir Rußland letztere Absicht zutrauen, so liegt darin bereits, daß wir von ihm hinsichtlich der Garantien, die ihm nach Räumung der Fürstenthümer auferlegt werden wollten, in der Hauptsache keine Nachgiebigkeit erwarteten. Von seinem Standpunkt aus und bei der gegenwärtigen Lage Europa's hat darin Rußland auch ein gewisses Recht, wie umgekehrt für die andern Regierungen es ganz natürlich ist, daß sie jetzt diese Garantien fordern. Wenn Rußland im vergangenen Jahre in diese Räumung gewilligt hätte, so hätte Niemand Miene gemacht, solche angesichts des bisherigen status quo exorbitante Forderungen aufzustellen. Denn eine Nachgiebigkeit gegen die vorerst nur moralische Einsprache Europa's hätte wenigstens die jetzige russische Regierung in dem Licht erscheinen lassen, daß es ihr gegenüber solcher Garantien nicht bedürfe. Nachdem es aber der Einsprache Europa's nicht nachgegeben hat, flößte es den gegnerischen Regierungen für alle künftigen Fälle ein tiefes Mißtrauen ein und weckte in ihnen das sehr begreifliche Verlangen, die schweren Opfer, die sie gebracht und noch weiter bringen würden, nicht immer und immer wieder bringen zu müssen. Wenn wir sagen, Rußland habe bei der jetzigen Lage Europa's von seinem Standpunkt aus Recht, nicht nachzugeben, aber andererseits es sehr natürlich finden, wenn seine Gegner dieser unabänderlich beschlossenen Politik gegenüber dauernde Bürgschaften verlangen, so scheint das ein unlöslicher Widerspruch und damit der europäische Hader zu einem endlosen gestempelt. Wir räumten aber dem russischen Verfahren eine Berechtigung nur unter der Einschränkung ein: „bei der gegenwärtigen Lage Europa's." Gegenüber einer nicht in sich völlig geeinigten europäischen Politik — und nur ein Träumer kann das Gegentheil glauben — konnte Rußland nicht nachgeben in einer Sache, die so tief mit den religiösen Sympathien seines Volks verwachsen ist, wenn wir auch die Stammessympathien nicht hoch anschlagen wollen. Dieser europäischen Politik gegenüber, die wegen ihrer schwächlichen Zerfahrenheit — höchstens die englische ausgenommen — von der Presse und der öffentlichen Meinung Rußlands, wenn nicht ohne Uebertreibung, doch auch nicht ohne Grund tief geringgeschätzt war, konnte Rußland nicht von einem Ziele zurückweichen, das es in so ganz anderer Weise, mit jahrhundertalter Beharrlichkeit angestrebt hatte. Wenn nun jetzt, nach einem Jahre eines beiderseits nahezu erfolglosen Kriegs, Rußland den drückenden Garantieforderungen von drei Mächten selbstverständlich noch weniger nachgeben kann als voriges Jahr der moralischen Einsprache der vier Mächte, und wenn dieser Unnachgiebigkeit wegen jene drei Mächte aus naheliegenden Gründen politischer und ökonomischer Selbsterhaltung auf Garantien bestehen müssen, so sind nicht wir es, sondern die Thatsachen, welche den jetzigen Conflict zu einer querelle allemande stempeln. Wie sehr aber das Endlose dieser leidigen querelle in den Thatsachen liegt, geht schon aus dem einfachen Hinweis auf die totale Meinungsverschiedenheit hervor, welche in Betreff der Garantiefrage an maßgebenden Stellen der europäischen Politik obwaltet. Denn während das Cabinet von Berlin noch zögert sich zu irgend einer Handlung zu verpflichten, die ihrer moralischen Beistimmung zu den aufgestellten Garantiepunkten entspräche, und die russische Regierung zur Annahme bewegen könnte, läßt sich die englische Presse dahin vernehmen, daß eine einfache Annahme seitens der russischen Regierung gar nicht genüge, wenn nicht kriegerische Erfolge zur Seite gingen, durch welche die russische Regierung zum Halten des Versprochenen gezwungen würde.

Schon die letzten Zeitbetrachtungen haben auf die Ziellosigkeit einer Unternehmung an der Nordküste des schwarzen Meeres hingewiesen, und diesen Zweifel darauf gegründet, daß Niemand sich klar ist, was aus etwaigen Besitznahmen dort werden soll. Die Times sieht nur in der Zerstörung der russischen Flotte und der Wegnahme Sebastopols eine Gewähr dafür, daß der Czar die Garantien halten würde. Aber wie lange oder vielmehr wie kurz würde bei einem Reiche von solchen Hülfsquellen wie das russische eine solche erzwungene Gewährleistung dauern! Und die englische Politik kann in der That bei einer solchen Art zu rechnen nicht eher ruhig schlafen, als bis Rußland zertrümmert ist, denn nur dadurch wäre ihm eine Neuschaffung seiner Flotten und die Wiedereroberung dessen, was man ihm entrissen, bleibend unmöglich. Aber dazu reicht die Kraft der Westmächte nicht aus, dazu reicht höchstens die Kraft des ganzen Europa aus, eine Voraussetzung, deren Zutreffen

nüchtern Denkende nimmer einräumen werden, da weder Frankreich noch Deutschland eine solche Beseitigung Rußlands wollen werden, ja nicht wollen können.

Ganz die gleiche Betrachtung dringt sich uns auf, wenn wir uns zu dem nördlichen Kriegsschauplatz wenden. Die diplomatisch-politischen Garantien beziehen sich zwar bloß auf den Süden, aber die „factischen" Garantien, welche die Politik der Times nothwendig glaubt, lassen sich überall ausführen, wo es russische Schiffe und Werften gibt. Wohin aber hat diese Politik des Kaperns, Blokirens, Anzündens bis jetzt geführt? Die Geständnisse, welche in der englischen Presse nach der Zerstörung von Bomarsund zum Vorschein kommen, beantworten diese Frage. „Die Alandsinseln," sagt ein englisches Blatt, „sind zu unwichtig für Rußland wie für die Westmächte, als daß man auf ihren Besitz ein großes Gewicht legen dürfte. Man hatte anfänglich geglaubt Frankreich werde sie den Winter über behaupten, aber dieser Gedanke ist aufgegeben und es bleibt nichts übrig als sie ihrem Schicksal (d. h. wohl der Wiederbesetzung durch die Russen) zu überlassen. Die Inseln haben zwar ursprünglich Schweden gehört, aber es möchte demselben wohl unmöglich seyn sie Rußland zum Trotz festzuhalten." Es ist von Interesse, das offene Geständniß dieses Blattes (der Shipping and mercantile Gazette) über das Verhältniß der Westmächte zu Schweden zu hören. „Es war, sagt diese, ein natürlicher Wunsch der Westmächte daß Schweden den Krieg an Rußland erkläre und sich an den Feindseligkeiten betheilige. Unserer Ansicht nach aber würde der Nutzen eines solchen Verfahrens die Grausamkeit desselben nicht rechtfertigen. Was hätten wir davon, wenn wir Schweden der Rache Rußlands preis gäben, die es früher oder später zu fühlen bekäme? Auch die Wiedergewinnung Finnlands für Schweden wäre wünschenswerth; aber auch das hieße nur Schweden und Finnland den fortwährenden Angriffen seines übermächtigen Nachbars aussetzen. . . . Bei einem letzten Abschluß mag Finnland an Schweden zurückgegeben und mögen von Rußland solche Bürgschaften erlangt werden daß es den schwächeren Nachbar in seinem Besitz ungestört lassen muß. Aber für jetzt kann Schweden nicht zu einer Mitwirkung für die Wiedereroberung Finnlands aufgefordert werden. Es ist ein armer Staat, ohne die ausreichenden Kräfte zu Land und zur See, um seine Ansprüche zu vertheidigen. Schweden kann sich mit Rußland nicht in Kampf einlassen ohne Subsidien, — zunächst von England. Aber die Erfahrungen, die England mit dem Subsidiensystem gemacht hat, müssen die ganze öffentliche Meinung des Landes gegen Wiederaufnahme dieses Systems einnehmen. Wir zweifeln nicht an dem guten Willen Schwedens etwaige Verpflichtungen gegen England einzuhalten, aber die Ereignisse können stärker werden, als der gute Wille, und man muß darauf gefaßt seyn daß Rüstungen, die mit englischem Geld gemacht sind, eines Tags gegen England gekehrt werden." Wie sorgfältig auch die eigentliche Meinung hier eingewickelt ist, so verräth sie sich doch deutlich genug; sie liegt einfach in folgendem: „eine solche militärische Unterstützung, wie sie nöthig ist, um Finnland für Schweden zu behaupten, können wir nicht geben, ebenso wenig wünschen wir daß Frankreich sie gibt, und von Deutschland können wir sie leider nicht hoffen, also muß fürs Erste auf alle diese Plane gegen Rußland verzichtet werden."

Wie gelegentlich der Garantien in Betreff der Türkei, der Donau und des schwarzen Meeres, so sieht man aus dem Gesagten, daß auch die „faktischen" Garantien, die man sich in der Ostsee holen wollte, eine einmüthige entschlossene Politik des übrigen Europa voraussetzen, die für jetzt nicht weniger ein Traum ist als die Hoffnungen der Elihu Burrits. Mit der Forderung faktischer Garantien, wie die Times sie formulirte, dreht man sich im sonderbarsten Kreise. Eine so tiefe Machtverringerung Rußlands, wie hierzu erforderlich wäre, ist ohne eine energische Theilnahme Deutschlands gar nicht denkbar. Hätte man aber eine solche deutsche Politik jetzt zur Seite und seit Jahren zur Seite gehabt, so wäre eine solche materielle Demüthigung Rußlands gar nicht nöthig. Damit ist man aber an dem angelangt, was wir im Eingang unter dem punctum saliens der orientalischen Frage verstanden. Man hat sich in ihr so verrannt, weil die deutsche Politik, d. h. die volle einige Politik Deutschlands noch nicht in richtiger Weise eingegriffen hat. Die Engherzigkeit und Härte der englischen Handelspolitik mag sich in dem Gedanken wiegen statt Rußlands in dem schwarzen Meere und in der Ostsee zu dominiren. Dem Gerechtigkeitsgefühl, das der politischen Anschauung Deutschlands innewohnt, steht es an, wie die Größe so den berechtigten Beruf auch im Gegner zu ehren. Deutschland kann, ohne sich etwas zu vergeben, den Weltberuf Rußlands anerkennen. Wenn die bisherigen Fehler der europäischen und besonders der deutschen Politik es verschuldet haben daß die Expansivkraft Rußlands zu unserem Verderben auf den Westen und den Süden drückte, so mögen wir diesem Uebelstand mit Festigkeit entgegenwirken; wir mögen alles daran setzen, der Großmacht Rußlands eine andere Richtung, die Richtung auf ihren Weltberuf — die Bändigung und Civilisation des nördlichen Asiens — zu geben, wir mögen, wenn es zu diesem Zwecke seyn muß, selbst den Kampf mit Rußland nicht scheuen, aber wir sollen bei diesem Kampf der Großmacht nicht an den Leib wollen, Rußland nicht zur Erfüllung seines Berufes moralisch und materiell unfähig machen wollen. Das Wiener Cabinet hat bei seiner Formulirung der vier Garantiepunkte diese Linie scharf herausgefühlt, es hat bei dem das schwarze Meer betreffenden Punkte die auf Schwächung Rußlands gehenden Worte gestrichen und statt ihrer nur ein Gleichgewicht der Mächte daselbst gefordert (— wenn man gleich bedauern muß daß bei der Ohnmacht Deutschlands zur See dieß Gleichgewicht vorerst nur ein Gleichgewicht zwischen Rußland und England seyn würde —).

Es ist von großer Wichtigkeit, daß man endlich durch die Erörterung der Garantienfrage auf diesen Punkt geführt worden ist; denn nur von ihm aus ist Hoffnung da daß ein Irrthum gehoben werden kann, welcher für das bisherige diplomatische Verfahren gegenüber von Rußland von störenden Folgen war. Wenn man sich darüber klar würde, worin die Mäßigung, die man gegen Rußland zu beobachten hat, liegen muß, wenn man sich sagt, daß diese Mäßigung in dem Inhalt der Forderung liegen muß, aber daß durch sie die größte Entschiedenheit in der Ausführung keineswegs ausgeschlossen ist, falls solche nothwendig wäre, so könnte man zweierlei erwarten. Fürs erste käme es vielleicht dahin daß diejenige Seite der deutschen Politik, welche bei einiger Unklarheit über das Ziel die Mäßigung in der Sanftmuth der Mittel suchte, in der Einsicht der bisherigen Erfolglosigkeit dieses Wegs, ihre Stellung änderte, und durch das Bewußtseyn, mäßig zu seyn in Betreff des

Ziels, sich über die Entschiedenheit etwa nöthiger Mittel beruhigte. Fürs andere wäre vielleicht zu hoffen, daß das russische Cabinet, überzeugt von der billigen Anerkennung seiner Großmachtstellung durch die deutschen Mächte, die von ihm mit Festigkeit verlangte Aenderung seiner Richtung nicht als eine mit seiner Ehre als Großmacht unverträgliche Forderung ansähe.

Ob man auf diesen Weg einer denkbaren Verständigung einlenken wird, müssen wir dahin gestellt lassen. Die Schwierigkeiten des bisherigen Verfahrens haben wir bereits angedeutet. Die von den Umständen gebotene Zögerung im Kriegsverfahren der Westmächte haben im Norden den skandinavischen Mächten keinen großen Muth zu sofortigen Adhäsionen gemacht, und im Süden dürfte sie leicht noch schlimmere Folgen haben. Die Türken, weil sie sich bis jetzt allein geschlagen haben, schreiben irrthümlich sich allein den Erfolg zu, und es ist sehr natürlich, wenn sie übermüthig und unlenksam werden. Wenn es wahr ist daß man in den Moscheen Allah um Vernichtung der unter dem Vorwand der Hülfleistung eingedrungenen Ungläubigen anfleht, so ist das eine schlimme Aussicht für die künftigen Schutzforderungen der Westmächte zu Gunsten der Rajah. Auch auf die Truppen der Westmächte und die öffentliche Meinung zu Haus können die bisherige Unthätigkeit der Truppen und die schmerzlichen Verluste durch die Cholera nicht ohne übeln Einfluß seyn, wenn er sich auch nicht auf die gleiche Weise äußert. In England kam es in Newcastle zu einem Meeting der ungeduldigen Partei, welche unter heftigen Anklagen gegen das Ministerium dieß vorwärts treiben möchte. In Frankreich verspürt man nichts von einer solchen Stimmung, wenn man nicht den Ruf der Truppen nach Wiederanstellung der afrikanischen Generale hieher rechnen will. Abgesehen davon werden wir kaum fehl greifen, wenn wir vermuthen daß durch solche Unfälle die Stimmung eher eine dem Kriege unholde wird, und daß man allbereits die Gloire etwas theuer bezahlt und gefährlich findet. Ueberdieß sind die spanischen Angelegenheiten ein sehr starkes Memento für die französische Regierung, und es ist schwer zu sagen was ihr gefährlicher werden dürfte, wenn in Spanien die Anarchie Platz greifen und Napoleon III zur Einmischung zwingen würde, oder wenn ein gemäßigtes Regiment sich in Madrid consolidirte, und Frankreich das unliebsame Beispiel einer geordneten tüchtigen constitutionellen Regierung geben würde.

In den Alleghanies.

(Von Franz Löher.)

Auf Kosten der deutschen Pennsylvanier üben die andern Amerikaner gern ihren Witz, aber sie können nicht läugnen daß die öffentlichen Einrichtungen in Pennsylvanien nicht so halsbrechender Natur, und die Leute dort solider und freundlicher sind, wenn gleich sie nicht so städtisch sauber aussehen als in den Neuenglandstaaten. Von Harrisburg fuhr ich im westlichen Pennsylvanien auf der Eisenbahn nach Chambersburg. Es ging mäßig rasch, die Bahn schien fest gebaut und ziemlich überwacht, und es blieb deßhalb nur die Gefahr aufzubrennen, denn der Ofen im Wagen war fast bis zur Spitze rothglühend. Wir kamen durch mehrere Städtchen in welchen der Zug so lange Halt machte daß man durch ein paar Straßen laufen konnte. Diese Ortschaften haben in der Mitte einen freien Platz, welchen die Grafschaftsgebäude, Kirchen und Gasthäuser umgeben. Es durchkreuzen ihn regelmäßig vier Hauptstraßen, und auf diese öffnen sich in geraden Linien kleinere Straßen. Das Pflaster ist schön und reinlich, die Wohnungen sind klein, aber hübsch und steinern, die Schinkenthierchen werden in ihren Ställen zurückgehalten, und die Leute vor den Hausthüren haben ein stilles gutherziges Wesen. Durch die deutsche Gewöhnung wird hier amerikanische Rohheit und Raschheit noch eine Zeitlang fern gehalten.

In Chambersburg mußte ich bis zum zweiten Tag auf einen leeren Platz in den Postwagen warten, die täglich zweimal hier durchgingen nach Pittsburg. Ist man endlich so glücklich mit acht andern in dem engen Wagenkasten festzusitzen, so ist man genöthigt Brust und Glieder fleißig hin und herzudrehen, um nicht ganz zerquetscht zu werden. Diese Arbeit hielt indessen die Kälte ab, da die löchrigen Lederlappen, welche die Seitenwände vorstellten, sich auch nicht einmal befestigen ließen. Mit der Post ist es in Amerika noch schlecht bestellt, obgleich der Generalpostmeister ein Minister in Washington ist. Für das Gepäck mag der Reisende selbst sorgen, wenn er es zu behalten denkt. Um kleine Summen sicher zu übersenden braucht man wohl die Vorsicht die Banknoten durchzuschneiden, und in dem ersten Briefe die eine, in einem spätern die andere Hälfte zur Post zu geben; denn kämen Brief und Geld nicht an, so wäre es gar zu schwer zu beweisen welcher Postbeamte auf der Strecke sie unterschlagen hätte, und wäre er wirklich der Ueberführung nahe, so stünde ihm die Flucht nach allen Seiten offen. In einem neuen Lande, wo die Beamten nicht fest angestellt und die Strolche haufenweise sind, läßt sich von der Postverwaltung nur eine halbe Sicherheit für anvertrautes Gut erwarten.

Es ging gleich hinter Chambersburg in die Höhe. Von den Alleghanybergen hatte ich so viel Entzückendes gehört und freute mich darauf einmal wieder recht ins Gebirge zu kommen. Schon begannen seine Vorposten, Wiesen mit Flüßchen, Tannenplätzchen,

in Menge zerstreute Felsblöcke und kleine von roh behauenen Steinen aufgeführte Häuser. Es war gerade so wie bei uns im Eingange eines Gebirges, etwas besonders amerikanisches machte sich nicht bemerklich. Als wir höher kamen, sahen wir auf eine weite von blauen Bergen umragte Ebene zurück. Vor uns machte eine blaue Bergwand einen langen Strich durch die starren Wolken, und als wir oben waren, sahen wir tief unten ein schmales Thal und uns gegenüber einen andern langen Bergzug, der jede Weitersicht abschloß. So blieben nun die Umrisse des Gebirges. Weitgestreckte Berglinien ziehen in ungefähr gleicher Höhe hintereinander her, zu Zeiten durch eine Querwand verbunden, dazwischen sind hübsche helle Thäler tief eingefurcht, aus denen die Aecker oft bis in die hohen Bergwälder hineinreichen. Die Straße folgt gewöhnlich einem Flüßchen; wo es aus den Bergen herniederkommt, da schmiegt sie sich hinein, läuft dann ganz allmählich an einer Berglehne hinauf; auf ihrer Spitze angelangt, wo man fast nur die Kämme der Wellenlinien des Gebirges sieht, sucht die Straße ein Querjoch, auf dem sie zur nächsten Höhe führt, um auf deren anderer Seite wieder den Windungen eines Flüßchens entlang hinabzusteigen, ein Thal rasch zu durchschneiden und dann wieder zu ganz gleicher Bergfahrt überzugehen. In den Thälern, deren grünes bewässertes Bette man von oben weithin verfolgen kann, kamen wir durch kleine Städtchen, welche ziemlich schwarz aussahen und viele Schmieden hatten; die erbärmlichen Wagen zerstoßen sich auf den noch schlechteren Wegen an dem Gesteine, Radmacher und Schmiede finden daher an der Straße reichliche Arbeit. Es gab einen hübschen Anblick, wenn sie am dunkeln Abend vor einem Feuer auf der Straße auf die rothglühenden Radreifen loshämmerten, daß die Funken knisterten.

Als es nach dem Abendessen wieder eine ansehnliche Höhe hinauf ging, lag über dem Gebirge der Schimmer einer wundervoll hellen Mondnacht. Bergzüge über Bergzüge hoben ihre Stämme hintereinander empor, hier und da hing schon etwas Schnee an den Felsen und Bäumen, aus den tiefen Thälern starrten die zahllosen Baumwipfel. Die ganze Reisegesellschaft war ausgestiegen. Um mich herum liefen und stolperten ein paar berauschte Viehhändler aus dem Westen, weiter unten schallte das rohe Gelächter von einigen Burschen, welche ein junges Ehepaar zaghaft immer eine Strecke vorausgehen ließ; die Alleghanies scheiden den Osten vom Westen, sie machen auch eine Gränzscheide zwischen der feineren städtischen Bildung, dem nüchternen Wesen der Bewohner der alten Staaten und dem freimüthigen, warmherzigen, aber roheren Benehmen der Westleute. Was ich von den letztern bisher gesehen, nahm nicht sehr für sie ein. Es waren geriebene Leute, welche Karten spielten, Branntwein tranken und denen bei den ersten Worten Dollars und Cents immer zwischen die Zähne kamen. Weil ich mit diesen Reisegenossen nicht anbinden wollte, suchten sie mich durch derbe Späße zum Reden zu bringen; der gewöhnliche Amerikaner findet es unausstehlich, wenn jemand ihm nicht sein Geschäft und seine Denkweise offenbaren will. Diese Neugierde ist häufig so zudringlich und widerwärtig, daß man das unbehagliche Gefühl hat, als wollte sie einem bis in den Magen hinab sehen. Bei dem Abendessen hatte der Wirth, ein alter Deutschpennsylvanier, eine Banknote, die er irrthümlich für unächt hielt, nicht annehmen wollen, den nannten sie nun einen „regelrechten deutschen Dickkopf" (regular dutch blockhead), und ergingen sich in den rohesten Witzen über das „verdammte deutsche Volk". Als ich still blieb, vergnügten sie sich, zu drängen und zu stoßen, daß ich dachte, der alte Wagenkasten müsse auseinander brechen; ich sah eine schlimme Nacht voraus, fing endlich an zu fluchen englisch, deutsch, italienisch, französisch, was mir nur einfallen wollte, und hielt meinem Gegenüber den Fuß nahe vor die Augen mit dem Versprechen, ihn da hinein zu stoßen, wenn er mich noch einmal drücke; das gab erst ein Gelächter, und dann wurden sie freundlich und fragten nach Deutschland und der alten Welt. Ich erzählte ihnen nun Wunderdinge und hatte den Erfolg, daß sie nicht nur artig wurden, sondern sich auch die Hälfte als Nachkommen von Deutschen zu erkennen gab. Führt einen das Unglück unter solche amerikanische Rowdies, so hat man nur die Wahl, sich schleunigst zu entfernen, oder möglichst grob und kurz angebunden zu seyn; Stillschweigen macht sie nur zudringlicher und verwegener.

Am andern Morgen machten wir in einem Städtchen Halt, um zu frühstücken. Aus den langen Thälern wehte etwas von der Gebirgsluft, die so kräftig erregend in die Brust dringt; der dunkle Schooß des Gebirges versprach mehr wild erhabene Schönheit, als ich bisher am Wege gefunden. Ich ließ daher meine Reisegesellschaft, von der ich genug hatte, ruhig fahren und bekam bald im Städtchen ein Pferd geliehen. Da die Amerikaner stets so viel weite Geschäftswege haben und nicht gern zu Fuße gehen, so kann man auch in den kleinen Oertern leicht Pferd und Wagen miethen; ich ritt einen Bach hinauf, der lustig über das Gestein niedersprang. Der Boden hat einen lehmigen Untergrund und die obere Erdkrume, die sich aus verwesten Pflanzenstoffen gebildet hat, ist sehr locker, deßhalb sind diese Gebirgswässerchen selten recht klar, sonst würden sie in der Menge, in welcher sie aus dem Walddickicht hervorschießen, die Landschaft frischer und lebhafter machen. Das tief in den Boden eingeschnittene Bette dieser Flüßchen ist überwuchert von Brombeerrändern und wildem Wein und Lorbeer, seltener erheben sich über den Farrenkräutern und andern breitblättrigen Stauden die rothen, blauen und gelbweißen Blumenhäupter; desto mehr farbige Abwechslung bringen die großen Pilze auf dunkelm, und die rothblühenden Moose auf grünem Grunde. In den Thälern, wo das Wasser ruhiger fließt und sich abklären kann, ziehen die Bäche helle Silberfäden durch ungemein liebliche Gründe. Wo das Wasser keinen raschen Abfluß hat, da breiten sich schwarze Sümpfe aus, deren Fieberduft auch den hochstämmigen Bäumen das Leben nimmt. Die Pennsylvanier-Deutschen haben den englischen Namen „Swamps" für diese Sumpfstellen nicht unglücklich in „Schwämme" verwandelt.

Ich war noch keine halbe Stunde geritten, als mich schon tiefe einsame Waldöde umfing. Auch in diesen schon frühbesiedelten Landen werden die Ortschaften noch lange den Urwald vor der Thür behalten. Obgleich hier auf den Bergen weder die Baumstämme noch die Schlinggewächse besonders mächtig waren, führte der überaus schlechte Weg doch unter dem dichtesten Laubgewölbe in die Höhe, an den meisten Stellen war der Wald zu beiden Seiten ganz undurchdringlich. Man fühlt sich erleichtert, wenn man aus dieser gründunkeln Waldnacht auf höher gelegene kahle Stellen kommt. Die Bäume verdecken auch dort noch die Aussicht, aber vielleicht sieht man doch unten aus einem Thale den blauen Rauch, der sich über der Laubdecke emporkräuselt, ein Zeichen, daß Wesen da wohnen, welche fühlen und denken wie wir. Schon daß man nicht immer Laub, Stämme, Moos und Moder, sondern auch kahlen Grund und Felsbrocken vor Augen hat und einen halben Büchsenschuß weit sehen kann, ist eine Wohlthat; denn in diesen endlos dichten Wäldern legt es sich wie der Druck einer finstern Naturgewalt auf die Seele, und wenn man singen will, hört man von selbst im ersten Verse wieder auf und versinkt wieder in das dumpfe Schweigen der Natur. Auch die

Matrosen singen nur, wenn sie sich wieder dem fröhlichen Lande und den Stätten der Menschen nähern. Wie auf dem Meere die heitern Gebilde, welche im Geiste keimen, unaufgeblüht in das endlose Wellen und Wogen versinken, so verwehen in dem endlosen dumpfen Rauschen und Rollen des Urwalds die lebhaften Gedanken. Zuletzt hört man nur noch auf das verhaltene Brausen und Wallen in den Waldestiefen, die Ideen werden trübe und verfließen ins Unendliche und Unbestimmte; damit man sein Ich nicht ganz an das mächtige Wogen der Natur verliert, fliegt dann und wann ein greller Lichtschein durch die Seele, man weiß nicht woher es kommt, vielleicht stürzte sich ein Flug Waldvögel kreischend ins Dickicht, oder man sah die scharfen Augen von ein paar Eichhörnchen hinter den Aesten lugen, oder es öffnet sich plötzlich eine Schlucht, in der tief unten Wasser braust. Wird man auch einen Augenblick durch dergleichen aus seiner Träumerei gerissen, bald darauf ist der Geist wieder wie umwebt und umhüllt von grauen Schleiern. Der Ocean und der Urwald sind noch ein Stück wüster Urweltsgröße, unter deren schwerem Hauche das kecke gesellige Menschenwesen mit seinen hellen freundlichen Ideen nicht gedeihen kann. Auf den bahnlosen ewig gleichen Prairien-Steppen und Sandwüsten macht man eine ähnliche Erfahrung, jedoch ist sie nicht so trübe, weil auf jenen Ebenen frische Luft ist und weite lichte Himmelsbläue, man ist dort nicht befangen von dem Wellendunst des Meeres und von dem Modergeruch des Urwalds.

So ritt ich den ganzen Tag bergauf, bergab; die Hügel sind ganz, die Berge fast bis zum Kamme mit Wald überdeckt. Man kann deutlich verfolgen, wie der Fluß oberhalb des Thales aus vielen kleinen Bächen entsteht und wie diese weiter hinauf aus einer Unzahl von Rinnen zusammenfließen, welche das Regenwasser fußtief in den Lehmboden eingerissen hat, bis ganz oben das Gerinne gleich Fäden dicht nebeneinander niederläuft. Aus der Schlammerde, welche auf diese Weise von den Wässerchen fortgeführt wird, bereitet sich unten im Thale das fruchtbare Bottomland, während das modernde Laub und Holz in den Wäldern den Abgang an Erdkrume wieder ersetzt. Auch wird man nach und nach inne, wie regelmäßig der Baumschlag und das Unterholz wechseln, je höher man aus den Thalgründen aufsteigt. Unten steht Zuckerahorn zwischen Ginseng, Dogwood, Pawpaws und ähnlichen Gesträuchen, dann folgen die Wallnußbäume, Buchen und Eschen mit den Schlingreben und Gummibäumen, eine Strecke höher herrschen fast nur die vielen Eichenarten und Rhododendronbüsche, und über diesen klettern den Berg noch in dichten Reihen hinauf die Kastanien und Fichten, deren Wurzeln mit Heidelbeersträuchen und stachlichen Ranken überdeckt sind. Zur Viehzucht eignet sich dieß Gebirge weniger als das ebene Land, grüne Bergmatten gibt es nicht, gutes Gras wächst nur in den tieferen Thälern, die höher gelegenen sind naß und kalt. Ackerbau kann dagegen fast überall mit Nutzen betrieben werden, wo der Wald weggehauen ist. Man trifft auch bereits an den fruchtbarsten Stellen Blockhütten mit ein paar Morgen Ackerland, und an den Hauptwegen Kramläden, welche für Korn, Fleisch, Wildhäute, Baumzucker u. dgl. allerlei Waaren, Geräthe und Kleidungsstücke austauschen. Ein solches Kaufhaus ist zwar auch nur barackenmäßig aufgestapelt gleich den Farmerhütten, aber dem Reisenden winkt es Erquickung, er kann dort wenigstens sich am Aepfelwein kühlen, denn bei den Farmern unterwegs bekommt er nur Wasser und wenn es hoch kommt, ein Glas trüben Whiskey. Da wo mehrere Wege von den meilenweit entfernten Farmen zusammentreffen, steht mitten im rauschenden Walde eine kleine rohe Blockhütte, die Fenster darin geben etwas mehr Licht als sonst diese Farmer in ihren Wohnungen gewohnt sind, vor dem Häuschen sind Holzscheite aufgehäuft, die Thür ist offen, aber niemand zu sehen. Es ist eine Waldschule, versehen mit einer Tafel und ein paar dürftigen Bänken, die Kinder kommen dort ein paar Monate des Jahres, wenn ein Lehrer zu haben ist, zusammen. In den Thälern aber, welche sich auf eine vielbefahrene Straße öffnen, haben die Farmer bereits stattliche Häuser und Gärten. Aber all diese Anfänge von Cultur sind nur wie spärliche offne Flecken in die Waldungen eingestreut, die sich viele hunderte von Meilen ununterbrochen hinziehen über langgestreckte Berge und Hügel; dort gibt es noch Waldgründe und Berglehnen, welche das ganze Jahr hindurch keines Menschen Fuß betritt und wo nur Hirsch und Bär streifen. In vielen Gegenden ist deßhalb hier in Pennsylvanien das Land noch gerade so wohlfeil, wie im entlegensten Westen. In der neuern Zeit bleibt indessen viel von der deutschen Einwanderung hier sitzen, die älteren Ansiedler sind hauptsächlich Pennsylvanier-Deutsche.

Ich trat in mehrere ihrer Blockhäuser ein und fand vollständigst den Hinterwäldlercharakter; die Leute leben einsam in dunkler Waldnacht, abgeschnitten von der Welt der geselligen Heiterkeit. Ihr Leben ist der tägliche einförmige Kampf der Natur, ihre Gedanken bewegen sich nicht viel weiter als bis zu dem Waldedickicht, welches die offne Ackerstelle am Hause umzieht. Die Axt und die Büchse sind ihnen köstliche Schätze, Selbstvertrauen und die Bibel die einzigen Güter, aus welchen sie Trost und Ideen in der Einsamkeit schöpfen. Die Stille und Waldöde welche sie wechsellos umgibt, erfüllt ihr Gemüth mit einer Art von düsterer Religiosität; ich blieb zu Nacht in einem Blockhause bei einem Pennsylvanier-Deutschen. Das Abendessen, in welchem gebratener Speck und heißer Maiskuchen die Hauptspeise war, wurde fast lautlos eingenommen; dann setzte sich der Mann mit seinem halberwachsenen Sohne ans Feuer und kaute Tabak, eine alte Mutter saß ebenfalls da und rauchte aus einem kurzen schwarzen Stummel, die Frau des Farmers säugte ihr jüngstes Kind, die andern Kinder standen mitten in der Stube und starrten mich an, die Haare hingen ihnen um das Gesicht, ihre Blicke blinkerten scheu und doch scharf und wachsam. Obgleich der kleine Raum mit Menschen überfüllt war, blieb es doch so still darin, daß man jedes Tiktak der Wanduhr hörte. Draußen rasselte der Sturm, ich unterschied deutlich, wie die Aeste sich an einander rieben und knarrten, dann geschah ein dumpfer Krach, Waldvögel kreischten, ein alter Baumriese war vom Sturme niedergebrochen.

Auch bei uns hatte ich in den Hütten und Bänken der Holzfäller und Forsthüter auf dem Gebirge ähnliche Abende verlebt, aber nie fand ich dort die Menschen so unheimlich still, nie auf so weiten Strecken sie so gleichmäßig in Gesicht, Tracht und Benehmen. Dieser unzerstörbare Gleichmuth, dieß schweigsame Benehmen gegen den Gast, das Hastige und kurz Abgebrochene in den Bewegungen, die Raubvogelblicke, die dunkle Hautfarbe, und dazu die kuriose Mundart — es kamen mir plötzlich die Indianer in den Sinn, bei welchen das alles nur noch schärfer ausgeprägt ist. Auch der Hinterwäldler wird wie das Waldthier unruhig, wenn die Menschen und Städte in seine Nähe rücken, er entweicht tiefer in den Busch; diese Pennsylvanier-Deutschen sind an Bildung nicht vorwärts, sondern entschieden zurückgekommen. Die jungen Leute besuchen häufig bis zum 20sten Jahre die Waldschule, aber die wenigen Ideen, welche sie dort in sich aufnehmen, verschwimmen wieder in dem einförmigen Leben in den Wäldern; das ist gerade das Wesen der Wilden, daß er kein Bedürfniß hat nach

Bildung und daß ihm das bloße Daseynsgefühl genügt. Er versinkt sogleich wieder in düsteres Hinbrüten, sobald das Nöthigste gethan ist, wozu ihn der Hunger, die Kälte oder sonst ein heftiger Antrieb zwingt, während der gebildete Mensch thätig bleibt, einer Folgereihe von Ideen Ausdruck zu geben, welche sein Daseyn heiterer und mächtiger machen.

Und doch war dieses Waldvolk noch deutsch, das warme Gefühl bei ihm gleichsam unter der starren Hülle noch rege, es dauerte nur lange, bis sie etwas aufthauten; daß auch Deutsche so werden konnten, dazu half nicht bloß das trübe Waldleben, sondern auch das Klima, welches dem Körper die weiche warme Fülle benimmt, und welchem die scharfen Lichter und die grellen Wechsel eigenthümlich sind. Es ließen sich die alten Farmer, welche noch in ihrer halbdeutschen Abgeschlossenheit eigensinnig verharren, bereits wohl unterscheiden von ihrem jüngeren Nachwuchs, dieser nimmt allmählich Sprache und Sitte der übrigen Amerikaner an und wendet sich mehr dem Geschäftsverkehre zu. Auch diejenigen deutschen Einwanderer, welche sich erst vor 20 Jahren hier angesiedelt, machten bereits gegen ihre Nachbarn aus jüngerer Zeit einen merklichen Abstich durch ein stilles und schroffes Benehmen und durch eine gewisse Härte und Trockenheit im Wesen, welche nur das unmittelbar Praktische und Nöthige, dieß aber auch gleich und ganz will. Je länger im Wald, je weiter ab von europäischer Gesittung. Wie, wenn diese Waldsiedler ganz und für immer von städtischer Bildung und Geselligkeit abgeschnitten wären, würden sie nicht von selbst immer lässiger im Denken und Arbeiten werden, mit immer weniger Lebensbedürfnissen sich begnügen, und ihre Kinder halbroh, halbnackt aufwachsen lassen, bis diese das freie Umherschweifen in den Wäldern täglich mehr vorzögen und ihre Farmen nach und nach verfallen ließen? In der scharfen Luft würden die armseligen Hütten bald verwittern, das Waldgrün, welches gleich üppig wuchert, sobald es die Axt nicht mehr zähmt, würde die Trümmer der Wohnstätten überwachsen, und die europäische Cultur läge wieder vergangen und vergraben in den Wäldern und wieder schweiften neue Indianer umher. Wenn ein paar Menschenalter in diesem Lande genügten, die Natur eines Volks so zu verändern, so liegt wenigstens nicht mehr etwas Unnatürliches in der Annahme, die Delawaren, Huronen, Mohikaner, und wie sie alle heißen, seyen die verwilderten Nachkommen der Norweger, welche einst an der amerikanischen Küste sich ansiedelten. Merkwürdig bleibt es immer, daß der Weiße, besonders aber der Franzose, wenn er einzeln lange unter den Indianern lebt, so leicht deren Sitte und Denkungsart annimmt. Liegt etwa in Land und Luft etwas, was diese Neigung weckt und befördert? Gewiß ist auch die Denkkraft des Menschen vielmehr von der Landesnatur abhängig, als wir uns gern gestehen wollen.

Andern Tages ritt ich nach dem Städtchen zurück und fuhr mit der nächsten Kutsche weiter. Die Aussichten wechselten auf tiefe flußbewässerte Thäler, breite hellgrüne Bergebnen und auf blaue Höhenzüge, dicht und weit hintereinander, so weit das Auge sehen konnte. Zu Zeiten führte der Weg auf der Karte eine Bergkette hin, wo man auf der einen Seite auf weite blanke Ebenen hinabschaute, welche in der Ferne wiederum von blauen Bergen umzogen war. Weniger an der Waldabnahme, als an der durchdringenden Kälte, der vermehrten Menge von dicht umhergestreuten Felsbrocken und an den spärlichen grobsteinernen Häuschen merkte man, wenn wieder eine Gebirgshöhe erreicht war. Voll Lust und Erwartung war ich die vielberühmten Alleghanies heraufgefahren und fuhr ärgerlich wieder hinunter. Hochgebirgiges hatte ich gar nicht gesehen, einige Bergseiten waren recht tüchtig mit Steinblöcken und Wildwald besäet; das kräftige Blau der Berge, das Hellgrün der Wälder, und Thalbreiten und unzählige überaus liebliche Waldgründe und kleine Wasserstürze werden künftig den Malern herrliche Bilder liefern, aber auf hochragende Bergmajestät mit bleichen Felsöden und wilden Schluchten muß er verzichten. Die Alleghanyberge erfreuen den Reisenden deßhalb so sehr, weil er ermüdet ist durch die einförmigen Landschaften, welche er vorher wochenlang durchfahren hat: ist er aber mitten in jenen Bergen, so sind sie so einförmig, wie alles Amerikanische.

Reise durch die Wüste Atacama.

(Mitgetheilt von Dr. Philippi von St. Jago.)

(Schluß.)

Den 30 Januar verließ ich Atacama, um auf dem Cordillerenwege nach Copiapo zurückzukehren, demselben, auf welchem D. Pedro de Valdivia das kleine Häufchen Spanier geführt hat, mit welchem er die Eroberung Chile's unternahm. Ich war nicht ohne Sorge über den Ausgang. Wir hatten zwar eine hinreichende Zahl guter Maulthiere, allein wir hatten keine Führer. Mehrere Personen hatten versprochen uns Führer anzuschaffen, allein als es zur Abreise kam, da arbeitete der eine Führer in den Bergwerken, der andere hatte sich müssen in die Reihen der Krieger begeben, die in Calama den peruanischen Truppen gegenüberstanden u. s. w., und es gibt nicht viele Personen in Atacama die den Weg kennen. Man tröstete uns, indem man uns versicherte, es würde uns leicht seyn, in Toconado oder Peine einen Wegweiser zu finden, und ich bog demnach vom Wege ab, um diesen Ort zu besuchen. Toconado ist ein kleines Dörfchen, 10 Leguas von Atacama, 2—3 Leguas vom Ufer der Salzlaguna entfernt an einem kleinen Bach, der in einer Spalte eines Trachytlavastroms ein paar hundert Schritte weit fließt, und Gärten mit herrlichem Obst das Leben gibt. Den 30 Januar aß ich hier schon treffliche Muskatellertrauben! Hier contrahirte ich mit einem Burschen, der den Weg nach Copiapo wußte, daß er uns dorthin führen sollte, allein ungeachtet ich ihm bewilligt, was er gefordert hatte, stellte er sich nicht ein. Als wir nach Peine kamen, war der Ort wie ausgestorben; die Männer waren alle auf der Guanacojagd, ihrem einzigen Erwerbszweig, da ihr bischen Wasser und das felsige Terrain nicht erlaubt Getreide zu bauen und Vieh zu halten, und selbst die jüngsten Weiber mit den Kindern waren fortgezogen. Glücklicherweise trafen wir einen Indianer, Jose Maria Chaile, der sich nach einigen Schafen umsehen wollte, die er in der Cordillere vier Tagereisen im Süden entfernt weiden hatte, und der sich anheischig machte, für 20 spanische Thaler uns bis den halben Weg nach Copiapo, bis Rio-Frio, und außerdem nach dem Meteoreisen, und nach dem Schwefelberg im Osten von Rio-Frio zu bringen.

Etwa 10 Leguas südlich von Tilopozo trennten wir uns von dem Wege, den wir auf der Hinreise nach Atacama gemacht hat-

ten, und hielten uns nunmehr rein südlich. Der Weg nach Copiapo führt im allgemeinen in der Entfernung von 30—40 Leguas von der Küste auf dem hohen breiten Rücken entlang, der hier die Cordillere der Anden bildet und der mit lauter einzelnen, nicht zusammenhängenden Kegeln oder Berggruppen besäet ist; dieser Rücken ist 5—6 Tagereisen breit und durchschnittlich 9—10,000 Fuß hoch, seine größte Höhe erreicht der Weg 5—6 Leguas südlich von Rio-Frio mit etwa 13,000 Fuß, und senkt sich dann allmählich bis Trespuntas (5500 Fuß) und Copiapo (900 Fuß). Dieser Rücken ist fast ohne alle Vegetation, steinig, großentheils Trachytlava, und bei Tage heftigen eisigen Winden ausgesetzt, die von Westen wehen; in der Nacht weht dagegen ein feiner durchdringender Ostwind Terral, der von den höchsten Punkten dieses Paramo herabkommt. Im Lauf des Tagmarsches überschreitet man in der Regel vier, fünf und mehr Schluchten, die gewöhnlich 4—800 Fuß tief eingeschnitten sind und deren steile Schuttwände die Maulthiere sehr ermüden, die in diesen bedeutenden Höhen so gut wie der Mensch von der Puna zu leiden haben, d. h. von der sehr verdünnten Luft, die hier herrscht. Der Wasserplatz Puquios, der erste, den man nach Tilopozo antrifft, ist etwa 17 Leguas von jenem Ort entfernt, 11,085 Fuß hoch, hat nur wenig Wasser und sehr wenig Weide, so daß ich meinen nur für außerordentliche Fälle bestimmten Gerstensack öffnen mußte; der folgende Wasserplatz Pajonal, 10,819 Fuß über dem Meer, hat einen kleinen Bach, der fast ¼ Legua weit läuft, ehe er versiegt, und ziemlich viel Weide. Zwischen diesen beiden Wasserplätzen überschreitet man den Alto de Puquios, der wohl 12,600 Fuß seyn mag, und silberhaltigen Bleiglanz und Malachitadern enthält; Erze, die in diesen holzlosen Gegenden und in solcher Entfernung von der Küste keinen Werth haben.

Von Pajonal aus besuchten wir den Ort, wo das Meteoreisen gefunden ist, und der nur eine Legua südwestlich von Imilac liegt, an der wir also auf der Hinreise vorbeigekommen waren. Unser Führer Jose Maria Chaile hatte dasselbe vor 30 oder 40 Jahren entdeckt und zuerst für Silber gehalten. Seit der Zeit haben die Leute in Atacama es an die Neugierigen versendet und zum Theil verschmiedet! Und wie man sich leicht denken kann, alle großen Stücke waren weggeschleppt, von denen keines mehr als einen Centner oder höchstens 125 Pfd. gewogen hat, da größere Lasten nicht mit Maulthieren fortgeschafft werden können; ich werde wohl ziemlich den letzten Rest weggeholt haben. Eine ganze Stunde habe ich darnach zum Theil auf den Knieen herumgesucht und wohl an 200 Stücke gefunden, darunter wenige ein paar Loth schwer, viele kaum einige Grane an Gewicht haltend; diese kleinen Stücke sind aber fast interessanter als die großen, denn sie beweisen deutlich, daß das Meteoreisen im geschmolzenen Zustand herabgefallen ist und kleine Stücke desselben wie Funken herumgesprüht sind. Auf Pajonal folgt der Wasserplatz Zorras, 9966 Fuß über dem Meer, in einem engen Thal, durch welches ein 3—4 Leguas langer Bach fließt, dessen Ufer reichen Graswuchs haben, ein sehr interessanter Punkt in geognostischer Beziehung. Man hatte mir gesagt: „von Zorras können Sie in einer halben Stunde an den Fuß des Llullaillaco kommen.“ Diesen barbarischen Namen führt der höchste Gipfel der ganzen Cordillere zwischen Atacama und Copiapo; ich stieg das Thal 4 Leguas weit hinauf, dort oben erweiterte es sich, seine Ränder wurden niedrig und sanft geneigt, ich erklomm auch diese und sah, daß ich mindestens noch vier andere Leguas bis zum Fuß des schneeigen Riesen zurückzulegen hatte. Ich befand mich wohl 12,500—13,000 Fuß hoch, und meiner Schätzung nach muß der Gipfel des Llullaillaco zwischen 19 und 20,000 Fuß hoch seyn, also dem Chimborazo nicht viel nachgeben. Der Berg soll Schwefel enthalten, und dann und wann rauchen; der Bach von Zorras hatte oben 18° C., die Luft (um 11½ Uhr) nur 10° C.; er entspringt daher ohne Frage mit einer heißen Quelle. Weiter abwärts hatte er um 9 Uhr Morgens nur 7° C. gezeigt, bei einer Lufttemperatur von 11,5° C. Leider mußte ich unter diesen Umständen die Erforschung des Llullaillaco aufgeben und umkehren. Ebenso wurde nichts aus meinem Plan, den Schwefelberg, den Cerro de Azufre im Osten von Rio-Frio (nicht mit dem Cerro de Azufre in der Cordillere von Copiapo zu verwechseln), zu besuchen. Mein Führer erklärte nämlich in Pajonal, er könne uns nicht weiter begleiten, denn die Abwesenheit von Hause dauere ihm zu lange! So sind diese Leute, die freundlichste Behandlung, der reichlichste Lohn, nichts hilft gegen ihre Launen. — Ich weiß nicht, was uns vielleicht begegnet wäre, hätten wir die Reise ohne Führer weiter fortsetzen wollen, da niemand den Weg wußte. Glücklicherweise trafen wir in dieser Verlegenheit einen Calcador aus Trespuntas, der zwar die Absicht gehabt hatte, nach Atacama zu gehen, der sich aber sogleich entschloß umzukehren und uns zu begleiten, als er erfuhr, daß wir ihm ein Maulthier geben konnten. An dem gleich zu erwähnenden Lagerplatz des Rio-Frio stießen wir auf eine ganze Gesellschaft Calcadores aus Trespuntas, aber niemand wußte den Weg nach dem Cerro de Azufre; ich sah ihn von der Hochebene rauchen, aber vielleicht 15—20 Leguas weit, und durfte es nicht wagen hinzureiten, ohne zu wissen, ob und wo ich unterwegs Wasser und Futter finden würde. In dieser verwünschten Wüste sind alle Gegenstände so weit entfernt, und wenn es sich in Europa um Meilen handeln würde, so sind es hier gleich ganze Tagereisen.

Zehn Leguas führen von Zorras nach dem Wasserplatz Aguas Blancas oder Barrancas Blancas, 9341 Fuß über dem Meer und in dem Becken von Punta Negra gelegen, etwas südöstlich vom Südende des Salzsumpfes. Von hier steigt der Weg ein von Süden sich herabsenkendes Thal hinauf, das von Rio-Frio, welches in der Erstreckung von etwa 2 Leguas fließendes Wasser hat. Seinen Namen führt der Bach mit Recht; der Lagerplatz an seinem Ufer, 16,857′ über dem Meer, hatte den Morgen um 5 Uhr 7° C. unter Null, mitten im Sommer und unter 25° S. Br.! Der Weg steigt von Rio-Frio noch 5 Leguas und erreicht dann seine größte Höhe mit etwa 13,000 Fuß, das ist so hoch wie der Gipfel des Finsteraarhorns, um sich sodann nach Vaquillas zu senken. Wir bogen aber eine Legua vorher nach Osten ab und stiegen steil in die Schlucht von Sandon herab, eine von den wenigen romantischen Stellen, die ich in der ungeheuren Wüste angetroffen habe, mit kühngezackten Felswänden. Die folgende Tagereise führte uns nach dem Thal Chaco, 8778 Fuß über dem Meer, dessen Boden mit Ausblühungen von Glaubersalz und Kochsalz wie mit frischgefallenen Schnee bedeckt war, zwischen welchen Binsen und Gras hervorsproßten; die Thalwände boten zahlreiche Ammoniten und Posidonienschiefer dar, also Liasformation, während der Rücken der Hochebene Trachytstrom war. Der folgende Wasserplatz Juncal liegt 8592 Fuß hoch, und nach einer Tagereise von 7 Leguas kommt man dann nach der Quebrada Honda de la Encantada, 8167 Fuß hoch. In diesem Thal glaubt D. Diego eine reiche Silbermine entdeckt zu haben. Er hütete sich wohl sie uns zu zeigen; andere Personen aber, die behaupteten sie gefunden zu haben, ungeachtet er sie sorgfältig zugeworfen hatte, versicherten mich, die Erze seyen durchaus nicht reich. Der folgende Wasserplatz Doña Ines hatte nur sehr wenig Weide, 8100 Fuß über dem Meer, und bei dem nächsten, Pasto Cerrado, der 10 Leguas

entfernt ist und 6414 Fuß über dem Meer liegt, besteht der ziemlich reichliche Pflanzenwuchs nur aus Binsen, Rohr und Brea- (einem Eupatorium?) Pflanzen, welche den Thieren keine Nahrung geben. Von Pasto Cerrado sind fast 12 Leguas bis Channaral Bajo, auch die Finca (Vorwerk) von Channaral genannt. Es ist dieß eine liebliche Oase in der Wüste, eine schmale Schlucht mit Feigenbäumen, Weinreben, Algarroben; Channar, der pyramidenförmig wachsenden Salix Humboldtiana, mit grünem Gemüse, Melonen und Luzerne, endlich mit einem Haus für den Verwalter und die Knechte. Meine Absicht war, hier ein paar Tage zu verweilen, damit die Thiere wieder zu Kräften kämen und ein paar Seitenexcursionen nach Osten und Westen zu machen. Auf meine Frage: wie steht es mit dem Futter der Thiere aus, bekam ich aber zur Antwort: Herr! dieß Jahr ist sehr trocken gewesen, wir haben nur Ein Feld mit Luzerne bestellen können; die habe ich vor einigen Tagen gemäht und 5 Centner Luzerneheu ist alles was ich habe. Nur her damit. Ja, aber der Centner kostet 5 spanische Thaler! — Einerlei, her damit. Diese fünf Centner Heu fraßen die Thiere in zwei Nächten und dem Tage dazwischen auf, und nun mußte ich — meine beabsichtigten Seitenexcursionen aufgebend — weiter, wenn ich nicht die Thiere verhungern lassen wollte. Von Channaral bis nach Trespuntas, dem Silberreichen, sind noch $7\frac{1}{2}$ Leguas. Trespuntas liegt 5447 Fuß über dem Meer in der traurigsten Gegend, mitten in der Wüste, wo man keinen grünen Halm sieht, wo kein Tropfen Wasser ist. Der Ort existirt erst seit wenigen Jahren und mag 2—3000 Einwohner haben; die Häuser sind fast nur Bretterbuden, oder bei den Gruben trockne Mauern; die Dächer meist bloß Binsenmatten. Es werden vielleicht 80 und mehr Gruben bearbeitet, von denen vier oder fünf einen ungeheuer reichen Ertrag abwerfen, ein halbes Duzend mäßigen Gewinn geben, und die übrigen auf die Hoffnung hin bearbeitet werden, in größeren Teufen Silber zu finden; das häufigste Erz ist hier Rothgültigerz. Die Goldminen sind von geringerer Bedeutung. Einige Gruben decken die Kosten durch den Verkauf des Grubenwassers! das meiste Wasser kommt aber 10 Leguas weit, von einem Ort Puquios, und kostet die Maulthierladung einen spanischen Thaler. Jedes Maulthier säuft täglich für 2 Real (10 sgr.) Wasser und frißt für einen preußischen Thaler täglich Gerste. Das Leben an diesem reizenden Ort ist fast ganz sowie es Pöppig von Cerro de Pasco schildert. Auf dem alten Incaweg soll man, wenn man ein gutes Pferd hat, in 7 Stunden nach Copiapo reiten können, der Fahrweg wird dort zu 30 Leguas berechnet, ist aber nach unserm Dafürhalten nur $19\frac{2}{3}$ Leguas lang; wir legten ihn in nicht voll zwei Tagen zurück, indem wir die Nacht zu Hülfe nahmen, und langten den 27 Februar glücklich in Copiapo an, sehr erfreut, einem civilisirten Leben wieder gegeben zu seyn.

Die Lebensweise in der Wüste war folgende. Sobald der Tag graute, wurde aufgestanden, der Theekessel mit Wasser aufs Feuer gesetzt, und wenn das Wasser siedet, Paraguaithee (mate), bisweilen auch Kaffee hineingeschüttet, mit kaltem Wasser geschreckt, und dann das Getränk in Blechnäpfe auf Schiffszwieback gegossen; das war das tägliche Frühstück. Unterdessen waren die Maulthiere zusammengetrieben, gesattelt und gepackt. Jedermann bekam nun eine Handvoll getrockneter Feigen und Schiffszwieback auf den Weg, und mochte auch eine Flasche Wasser beistecken, und nun ging es fort ohne die geringste Rast bis zum Nachtquartier, dasselbe mochte um Mittag oder spät Abends erreicht werden. Unterwegs kann man mit einer Truppe beladener Maulthiere nicht gut halten. Diese Geschöpfe werfen sich, wenn auch nur ein paar Minuten gehalten wird, auf die Erde und wälzen sich, oder laufen davon um Futter zu suchen. Beim Wasserplatz angekommen, war das erste Geschäft natürlich die Maulthiere abzuladen, dann Brennmaterial, Gesträuch (Ephedra americana, Atriplex, Lycium minutifolium, Adesmia frigida etc.), oder Maulthiermist zusammenzusuchen und Wasser zum Sieden zu bringen. Mit Salz, Fett und Harina Tostada (Mehl von geröstetem Weizen) war dann in fünf Minuten ein Mehlbrei fertig; erlaubte es die Zeit, so gab es noch ein zweites Gericht, eine Suppe von Charqui, dem bekannten an der Luft getörrten Rindfleisch, mit Reis, Schiffszwieback oder Mehl; Paraguaithee beschloß dann das Tagewerk. Das Zelt wurde in der Regel nur an Rasttagen aufgeschlagen, meist zogen wir es vor im Freien zu schlafen, wenn auch die Temperatur des Nachts unter 0 sank. Die Schabracken auf den Boden ausgebreitet vertreten die Stelle von Strohsack, Matraze und Unterbett; ein Sack mit Gerste oder dgl. gab das Kopfkissen ab, als Deckbett diente mir eine Friesdecke und meine zwei Ponchos oder indianische Mäntel, bekanntlich ein viereckiges Stück Zeug mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen der Kopf gesteckt wird, ein ungemein bequemes Kleidungsstück für solche Reisen. Hätte mir übrigens irgend jemand vorhergesagt, daß der Weg über so bedeutende Höhen führt und so kalt wäre, so hätte ich mich besser vorgesehen: ein paarmal bin ich des Nachts vor Kälte aufgewacht und habe nicht wieder einschlafen können. Alle zwei oder drei Tage wurde ein Rasttag gemacht, damit die Thiere sich ausruhen und satt fressen konnten; für gewöhnlich bekamen sie nichts weiter zu fressen, als was sie während der Nacht sich suchen wollten. An diesen Rasttagen wurde flott gelebt; mit Mehl und etwas Fett wurde Teig geknetet und in der Asche gebacken, sogenannte Tortillas, es wurde gejagt und ein paarmal hatten wir Turteltauben, Ratten oder wenn dieser Name anstößig seyn sollte, Wühlmäuse; in Tilopozo gab es Ragout von Cordilleren-Flamingo, das zwar wegen des mennigrothen Fettes, das dieser Vogel hat, eigen aussah, auch etwas fischig schmeckte, uns aber doch wohl mundete. Wir selbst erlegten zwar keine Guanacos, hatten aber doch ein paarmal Gelegenheit, Fleisch derselben von Indiern und Cateadoren (Leute die Erze aufsuchen führen diesen Namen) zu erhalten; das Fleisch hat durchaus keinen Wildgeschmack, sondern schmeckt fast ganz wie Kalbsfleisch. Ich hatte für den Fall daß jemand krank würde, was glücklicherweise nicht eintraf, ein Duzend Flaschen guten Wein und sechs zugelöthete Büchsen mit eingekochtem Kalbfleisch mit. Wenn dieses hergegeben wurde, oder wenn Chocolade gekocht wurde, war allemal großer Jubel, und mit meiner Methode Chocoladenmehlbrei zu kochen, erwarb ich mir den Beifall sämmtlicher Reisegefährten. Mit den Maulthieren hat man viel Scheererei. Alle Augenblick schiebt sich die Ladung auf die Seite, und wenn dem Uebelstand nicht bald abgeholfen wird, bekommt sie auf der einen Seite das Uebergewicht; das Thier, dadurch belästigt, reißt aus und ruht nicht eher mit Laufen, Springen und Ausschlagen, bis die ganze Ladung auf dem Boden zerstreut liegt. Einige unserer Maulthiere suchten sich auch im Anfang der unwillkommenen Last zu entledigen, indem sie in voller Carriere ausrissen und beständig im Kreise herumrasten, bis alles auf der Erde lag. Nach acht Tagen gab sich der Uebermuth. Zahlreiche Maulthiergerippe, die überall am Wege liegen, beweisen, was die armen Thiere auf der Reise durch die Wüste auszuhalten haben. Mir fiel kein Maulthier; ich brachte sie alle glücklich nach Copiapo. Allein ungeachtet der leichten Ladung (kein Thier trug mehr als 2 Centner, während die gewöhnliche Ladung 3, selbst $3\frac{1}{2}$ Centner ist), ungeachtet der häufigen Rasttage, kamen sie dort

in einem solchen Zustand an, daß ich froh war, 10 Pesos für die Thiere zu bekommen, die ich in Atacama für 25 und 30 eingekauft hatte.

Die Reise hat abgerechnet die Diäten und die Fahrt auf der Janequeo die bedeutende Summe von 1366½ span. Thalern gekostet, ungeachtet ich alle mögliche Sparsamkeit angewendet habe; nämlich die Reise von Santiago nach Valparaiso und zurück 36 Pesos; die Reise von Caldera nach Copiapo und zurück 19, Rückreise von Copiapo nach Valparaiso auf der Eisenbahn und dem Dampfschiff 134; Transportkosten für die eigentliche Reise in der Wüste, Maulthiere, Futter für dieselben, Hufbeschlag u. dgl. m. 402 Pesos; Lohn der beiden Bedienten, Führer rc. 120 Pesos; D. Diego de Almeida bekam dafür daß er uns begleitete 345 P.; der Unterhalt von D. Diego und den Leuten in den Ortschaften, wo frische Lebensmittel zu haben waren, betrug 46 Pesos; die trocknen Lebensmittel, Zelte und sonstigen Reiseutensilien 214 P. Hierbei ist der Ankauf von Instrumenten, Chronometer, Sextant, Barometer nicht gerechnet, so wenig wie die Ausgaben in den Wirthshäusern und was sonst von den Diäten bestritten ist. Hiernach kann derjenige einen ungefähren Kostenüberschlag machen, der etwa eine ähnliche Reise unternehmen will.

Unsere Reise hat in der Wüste von der Ausschiffung in Channaral de las Animas bis zur Rückkehr nach Copiapo 81 Tage gedauert; in dieser Zeit haben wir 400 Leguas zurückgelegt. Nehmen wir Atacama und Copiapo als die beiden Endpunkte der Wüste an, so beträgt die Länge derselben mehr als vier Breitengrade, die so viel wie die Entfernung von Berlin nach Königsberg oder Wien, von Paris nach Frankfurt am Main, von Madrid nach Lissabon oder Gibraltar, oder von Venedig nach Neapel. Die Breite der Wüste von der Küste bis zu den bewohnten Thälern im Osten der Cordillere beträgt 70—80 Leguas, so daß die Oberfläche 7—8000 Quadrat-Leguas beträgt, ein hübscher Landstrich! auf welchem außer Trespuntas, Channaral und den Dörfchen im SO. von Atacama nur zerstreute Hütten an der Küste und zwischen Trespuntas und Copiapo liegen. Wenn auf einigen Karten in dieser Wüste Orte verzeichnet sind, wie Juncal Alto, Juncal Bajo, Chaso Alto u. s. w., so existiren sie nur in der Einbildung des Kartenzeichners.

Die Wüste hat sehr wenig sandige Stellen, der Boden ist mit seltenen Ausnahmen steinig und kiesig, und zwar sind die Steine so scharfkantig, daß die Guanacojäger genöthigt sind, ihren Hunden Schuhe (Ojotas von ungegerbtem Leder) anzuziehen, weil sie sich sonst schnell die Füße wund laufen. Die Anden bilden in dieser ganzen Erstreckung kein Kettengebirge, sondern einen breiten, von N. nach S. in einer Höhe von etwa 10,000 Fuß fast horizontal verlaufenden, in der Richtung nach W. (auch nach O?) sich allmählich sinkenden Rücken, der an der Küste plötzlich mit einem durchschnittlich 2—3000 Fuß hohen Sandgebirge steil abfällt. Auf diesem Rücken sind eine Menge einzelner Kegel und Berggruppen aufgesetzt, die keinen Zusammenhang zeigen. Wenn die Gipfel nicht kegelförmig sind, so zeigen sie sanfte, abgerundete Formen; vergebens sieht sich das Auge nach kühnen malerischen Gestalten, Hörnern und Nadeln um. Große anstehende Felsmassen sind selten, die meisten Kuppen sind so zerklüftet, daß sie aus einem Haufen loser Steine zu bestehen scheinen. Noch habe ich nicht Zeit gehabt meine geognostische Sammlung zu untersuchen, und kann nur im allgemeinen bemerken, daß von S. Bartolo im Norden bis nahe an Channaral Bajo, also in einer Erstreckung von vier vollen Breitengraden die Oberfläche des Rückens Trachyt ist. Ueberhaupt sind Schlacken und vulkanische Gesteine im Innern der Wüste häufig, ohne daß es mir gelungen wäre eine Spur von einem Krater zu finden. Das herrschende Gestein scheint übrigens ein Porphyr zu seyn, der häufig Quarz führt, und mit Syenit und Grünstein vielfach und auf die mannichfaltigste Weise wechselt; Granit ist selten; sowie überhaupt Glimmergesteine. An einigen Stellen, z. B. in der Nähe von Trespuntas kommt Grünstein unter solchen Gestalten vor, daß man sich nicht erwehren kann zu glauben, es sey nach Art eines Lavastromes geflossen mit Schlackenbildung u. s. w. Daß das Secundärgebirge nicht fehlt, habe ich schon angedeutet; es findet sich Lias zwischen Encantada und Sandon, in den Thälern schön aufgeschlossen, oft von Porphyr und Grünstein durchsetzt, auf der Oberfläche meist mit Trachyt bedeckt. Welcher Formation ich die rothen Mergel von S. Bartolo mit ihrem Gyps, Steinsalz und Kupfer zutheilen soll, weiß ich nicht. An der Küste finden sich mächtige Diluvialschichten namentlich im großen Thal von Caldera; darunter ist aber auch Tertiärgebirge, denn ich habe bei Caldera eine große versteinerte Perna gefunden, welche den Diluvialschichten unmöglich angehören kann. An Mineralien im engern Sinne ist die Wüste erschrecklich arm. Pistazit ist sehr häufig als Ueberzug von Klüften, und in dünnen Adern, ein einzigesmal habe ich gemeine Granaten gefunden, und einige Trachyte scheinen Quarzkrystalle zu führen. Sehr häufig sind Chalcedon und Jaspis auf der Oberfläche; zwischen Cachiyuyal und Cachinal de la Sierra reitet man Stunden lang über Flächen, die mit kleinen graulichen Chalcedonkörnern, Pfefferkörnern nicht unähnlich, so dicht bedeckt sind, als ob diese vom Himmel gehagelt wären. Von den Metallen ist schon die Rede gewesen.

Die Vegetation ist sehr ärmlich, wie man sich denken kann, und zeigt wenig Mannichfaltigkeit. Außer den Wasserplätzen findet man die Gewächse nur in den trockenen Bachbetten, in denen doch wohl immer alle Jahr einmal etwas Wasser fließen mag. Die Gewächse sind sämmtlich grau oder hell, sehr haarig, klebrig, ungemein stark riechend, viel verästelt und haben kleine Blätter und kleine Blumen. In der ganzen Wüste existirt wie gesagt kein Baum. Die häufigsten Pflanzen sind Synanthereen, Baccharis, Senecio, Adesmia Arten, Lycium, Verbena, Ephedra americana, Loaseen,[1] Malescherbia rc. Gräser finden sich nur am Wasser, mit Ausnahme einer Art, welche nicht unter 12,000 Fuß zu wachsen scheint.

Die Thiere sind auch nur sehr spärlich; Guanacos haben wir oft gesehen, aber nie in größerer Menge als in Rudeln von fünf Stück; ein paarmal trafen wir auch auf einzelne Vicuñas; Vizcachas sind an den Felsabhängen häufig, Chinchillas wie es scheint sehr selten. Wühlmäuse sind an manchen Stellen so häufig, daß der Boden von ihnen wie ein Sieb durchlöchert ist, zur großen Beschwerde der Maulthiere, die bei jedem Schritt beinahe einbrechen. Unter den Vögeln sind Turteltauben und kleine Rebhühner wegen ihres Geschreis Cojones genannt, die häufigsten Eidechsen sind überall, aber in geringer Menge. Ebenso spärlich sind Insecten, von Käfern findet man vorzugsweise Heteromeren, Schnecken fehlen gänzlich.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Mangel an Regen es einzig und allein ist, der diesen Landstrich zur trauri-

[1] Darunter ein neues Genus, ein Strauch von 3—4 Fuß Höhe. Ueberhaupt dürfte eine ziemliche Anzahl der gesammelten Pflanzen für die Wissenschaft neu seyn. Uebrigens ist auch die Flora von Chile nichts weniger als erschöpft. In der Cordillere nahe bei Santiago habe ich noch viele Pflanzen gefunden, die — wenigstens im Werk von Gay — nicht beschrieben sind, geschweige denn in entfernteren Localitäten.

gen Wüste macht. In Atacama hatte man seit länger als anderthalb Jahren keinen Tropfen Regen gesehen, der Februar gilt für den Monat, in welchem es in der Cordillere am meisten regnet und schneit. Wirklich erlebten wir auch zwei Schneegestöber, aber sie waren so unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth ist davon zu sprechen. Aus diesem Grunde haben die meisten Gipfel höchstens in den Schluchten am Abhang Schnee, und die Schneelinie ist gar nicht markirt, sie dürfte mindestens in 16000 Fuß Höhe anzunehmen seyn, während sie am Vulcan von Osorno in der Breite von 41° in 4500 Fuß liegt. Alle 20 bis 30 Jahre finden einmal wolkenbruchähnliche Regengüsse statt, alle Thäler füllen sich dann mit Wasser und wälzen bei ihrem starken Gefälle ungeheure Schutt- und Schlammmassen herab. Der letzte starke Regen hatte im Mai 1848 statt gefunden, und bewirkt daß das Wasser im Salado bis zum Meer geflossen war.

Man hatte mir mancherlei über die große Elektricität der Luft in der Wüste erzählt. Ich habe nichts besonderes beobachtet, als daß jede Nacht ein starkes Wetterleuchten in dem höchsten Theil der Cordillere zwischen Rio-Frio und Atacama war, oft auch Blitz mit Donner, und dann meist mit Schneefall begleitet. Um ein Wort von den optischen Erscheinungen zu sagen, bemerke ich daß die Fata-Morgana sehr häufig ist. Alle Tage kann man sehen daß die Gipfel von Bergen, die über die Kies-Steinfelder hervorragen, an den Seiten eingeschnitten sind, ganz frei in der Luft schweben, ja auch wohl sich zum zweitenmale umgekehrt, die Spitze gegen unten, darstellen; ebenso glaubt man alle Augenblicke Flüße und Seen mit Wasser erfüllt zu sehen mitten in der dürrsten Wüste, allein niemals hat uns die trügerische See Palmenwälder, Hütten und Paläste vorgezaubert, vielleicht weil unsere Phantasie und unser Glaube nicht stark genug war. Die Durchsichtigkeit der Luft ist so groß daß auch die fernsten Gegenstände noch mit den schärfsten Umrissen gesehen werden, und ganz nahe zu liegen scheinen. Wenn ein Berg so aussieht als ob man ihn in vier Stunden erreichen könnte, so wird man gewiß dazu zwei Tagreisen gebrauchen. Zum Schluß muß ich noch ein paar Worte über den Incaweg sagen. Nachdem die Peruaner die nördliche Hälfte von Chile erobert hatten, ließen sie, wie die Tradition sagt, einen Weg von Atacama bis Copiapo anlegen. Und in der That erkennt man diesen Weg noch an sehr vielen Stellen zwischen diesen beiden Punkten. Er bildet vollkommen gerade Linien und berührt deßhalb nur wenige Wasserplätze; dieß ist der Grund, weßhalb der neue Weg nur in einzelnen Strecken mit dem Incaweg zusammenfällt. Um diesen Weg zu machen, der nur für Fußgänger bestimmt war, ist weiter nichts geschehen, als daß die Steine in der Breite von 4 bis 5 Fuß weggeräumt und auf beide Seiten geworfen sind. Dieß ist alles, und es ist mir unmöglich gewesen etwas anderes zu sehen. Selbst wo der Weg steile Schluchten durchschneidet und im Zickzack herauf oder herabgeht, ist keine künstliche Arbeit zu bemerken. Außerdem findet man am Weg eine Menge Ueberreste von meist kreisförmigen Pircas, Mauern von trokkenen Steinen, 2½ bis 3 Fuß hoch aufgeführt, die einigen Schutz gegen den schneidenden Wind gewähren, und noch heutigen Tages die einzigen Vorkehrungen sind, welche Guanacojäger und Reisende getroffen haben, um zu übernachten. Bietet dieser Incaweg auch nichts so Wunderbares dar wie wohl bisweilen behauptet wird, so wird man nichts destoweniger bekennen müssen, daß er ein merkwürdiger Beweis von der Einsicht, dem Wohlwollen und der Energie der alten peruanischen Incas ist.

Die Sesostris-Denkmale in Syrien. Wir haben in Nr. 17 des laufenden Jahrganges das Schreiben abgedruckt, welches Herr Oppert von Mossul aus an A. de Longpérier richtete, und worin in Uebereinstimmung mit Herrn de Saulcy behauptet wird, daß an dem Ausfluß des Nahr el Kalb (in der Nähe von Beirut) die ägyptischen Sculpturen, welche andere dort gefunden haben wollten, sich nicht vorfinden. Diese entschiedene Verneinung stand im Widerspruch mit einer Mittheilung des Herrn Bertou's, welcher in der Revue Archéologique die Existenz der ägyptischen Sculpturen zuverlässig bejaht. In der Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 29 Junius machte Herr Professor Lepsius, der bekanntlich jene Gegenden in sehr umfassender Weise bereist hat, über diese Denkmale aus eigener Anschauung Mittheilungen, welche ihren ägyptischen Charakter außer Zweifel setzen. Wir theilen folgendes daraus mit. Die betreffenden Felsentafeln wurden, nebst den an ihrer Seite befindlichen assyrischen Basreliefs, soviel bekannt, zuerst vor 56 Jahren gesehen und gezeichnet, und sind seitdem von zahlreichen Nachfolgern beschrieben, wieder gezeichnet und besprochen, auch verschiedenemal nach ihren Hauptumrissen und mit einem Theile der Inschriften ohne wesentliche Abweichung publicirt worden. Die drei ägyptischen Tafeln unterscheiden sich leicht auch für ein ungeübtes Auge von den sechs assyrischen durch die gleichmäßig wiederkehrende Verzierung des Architravs mit dem geflügelten Diskus, und die bekannte ägyptische Krönung mit den Palmblättern in der Hohlkehle, während die asiatischen, zum Theil wenigstens assyrischen Tafeln entweder nur einen einfachen geradlinigen oder einen halbkreisförmigen Abschluß nach oben haben. Ein Theil der Felsentafeln ist unmittelbar neben der noch jetzt gangbaren Straße eingegraben. Gerade die wichtigeren und besser erhaltenen aber liegen etwas höher seitab an der ältesten Heerstraße, welche schon zur Zeit der Römer untauglich geworden, und daher von M. Aurelius durch die tiefere Straßenanlage ersetzt worden war. Auf den Tafeln ist der Name des Königs Ramses eingegraben, auf dessen Zeit auch die Schönheit der Ausführung und die erhabene Arbeit hinweisen würden. Die Hieroglyphentafeln zeigen noch die Löcher für die Angelhaken, an welchen schützende Flügelthore befestigt waren. Alle drei zeigen den König, wie er Kriegsgefangene der Gottheit darbringt, oder in Gegenwart der letztern nach dem Haupte der Besiegten Streiche führt. Auf dem einen ist der Gott Ptha, auf dem zweiten der Gott mit dem Sperberkopf, auf dem dritten der Gott Ammon Ra. Auf allen Tafeln finden sich hieroglyphische Inschriften in Zeilen, welche von links nach rechts gelesen werden müssen. Die Untersuchungen des Herrn de Saulcy müssen sehr flüchtig gemacht worden seyn. Zwei Tafeln hat er dem oben citirten Berichte zufolge ganz übersehen; eine arabische Inschrift hat er für eine türkische genommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37. 15 September 1854.

Kindlich oder — Kindisch?

Federzeichnung von E. Pelz.

Gar viel ist schon herüber und hinüber gestritten worden: ob man die „Amerikaner", die Bewohner der Vereinigten Staaten Nordamerika's, kindlich oder kindisch nennen solle? Das Kindliche gestehen sie selbst zu, während von ihnen die Zumuthung des Kindischen stolz von der Hand gewiesen wird. Wollen wir zu einem Resultat gelangen, so müssen wir Kinder beobachten und sie in Vergleich zu den Amerikanern stellen. Das Kind ist bei jeder Gelegenheit mit den kindlichen Fragen bei der Hand: „Wozu ist das gut?" „Kann man es essen?" Davon ist bei den Amerikanern keine Rede mehr; sie sind längst den Rubicon der Erkenntniß passirt und wissen, was man essen kann und auch meist, wozu die Sachen gut sind. Mit der Erkenntniß des Guten und Schlimmen, nach dem Apfelbiß, ist man eben kein Kind mehr! Aus den Kinderschuhen sind die Amerikaner unbedingt heraus. Suchen wir aber in Erfahrung zu bringen, welche Fragen anstatt jener erwähnten kindlichen unter den Amerikanern an der Tagesordnung sind, so springt uns sofort und zuerst die Frage nach dem Geldwerthe eines jeden Dinges bis zum Menschen hin entgegen. Was man weiß und welche guten oder schlimmen Eigenschaften einer oder der andere hat, darnach frägt gewöhnlich niemand in der Union, sondern immer nur: „what is he worth?" (was ist er werth?) worunter nichts anderes verstanden wird als: wie viel Geld besitzt er? „He is worth nothing!" (Er ist nichts werth!) bezieht sich keineswegs auf moralische Eigenschaften, wie bei andern Nationen, sondern lediglich auf das Geldverhältniß. Der Amerikaner ist über die kindliche Einfachheit hinaus, ohne zu höherer Erkenntniß gelangt zu seyn; er hat diesen Standpunkt übersprungen und ist kindisch geworden, wie die Alten, welche gleichfalls hastig zum Gelde hinlangen, während das Kind den rothwangigen Apfel erfaßt und anbeißt. Damit widerlegt sich auch zugleich die Behauptung, daß die Amerikaner in den Flegeljahren seyen. Zu dieser Zeit ist man ein pochender, protziger Verschwender, niemals aber der Natur nach ein Gewinnsüchtiger. Gegen das Kindische und Alte der Amerikaner wird die Abwesenheit des Geizes unter ihnen angeführt; allein dieser ist durchaus nicht allgemeines Attribut des Alters, das nur habsüchtig auftritt, um sich kindische Genüsse zu erkaufen, welche durch Liebenswürdigkeit zu erringen eben das Alter hindert.

Einer meiner nähern Bekannten in der Unions-Capitale Washington, sagte mir einmal: „Wir führen hier in Amerika die Flegeljahre im Bivouak auf!" und darin liegt sehr viel Wahres, wenn nämlich der Accent auf die schauspielermäßige Aufführung gelegt wird. Die nach Amerika vorgedrungenen Europäer sind auf der Wanderung um die Erde begriffen, machen einen Halt oder Bivouak, und legen bei der oberflächlichen Nachahmung des europäischen Lebens eine gewisse Flegelhaftigkeit an den Tag, wodurch sie ihr schlechtes Spiel verdecken wollen, wie der Coulissenreißer das seine durch Poltern, Schreien und Grimaciren. Es sind von der Lebensuniversität entlaufene Studenten, die in einer Wildniß, in so einer Art Spessart, nicht eigentlich das Lager der Räuber aufführen, sondern eher die Nachahmung eines Etablissements in europäischen Badeorten, das „Spielbank" genannt wird. Die Amerikaner in der Mehrzahl gleichen ganz den unstäten Hazardspielern, denen alle Mittel zur Befriedigung der Gewinnsucht gerecht sind; die sich auch nicht desjenigen schämen, welches bei dem Sittlichen im civilisirten Sinne als entehrend betrachtet wird. Mit dem errafften Gewinn geizen sie nicht, gleich den als Volk wirklich alten Juden, sondern sie wenden denselben meist zur Erlangung neuen Gewinnes an, oder zu gelegentlicher ostensibler Verschwendung in ziemlich roher Weise; roher als dieß in der Natur des wirklich kindlichen Russen liegt, welcher zur Zeit eines hohen Festes z. B. Hunderte gefangener Vögel kauft, um sie fliegen zu lassen, der große Summen an den Loskauf von Schuldgefangenen wendet, während der Amerikaner an seinem einzigen Festtag im ganzen Jahre keine andere Freude kennt, als durch Schießen einen barbarischen Höllenlärmen zu vollführen.

Ich habe während eines mehrjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten Nordamerika's keine Gelegenheit versäumt, die sich mir darbot um Beobachtungen anzustellen, welche zur Lösung der Frage: ob kindlich oder kindisch? hinführen konnten und namentlich sammelte ich eine große Menge von offenkundigen Thatsachen, die in diese Richtung einschlugen. So ist allmählich eine Beispielsammlung entstanden, aus der ich hier Einiges anführen will.

Der Wohlerzogene im europäischen Sinne wird in Amerika vielfach zum Staunen über Mangel an Erziehung hingeleitet, der selbst an Plätzen wie New-York sich zeigt, wo noch die meiste Civi-

statten zu finden ist. Jede Straße bietet da Vorfälle in Menge. So ging ich einmal den Broadway entlang und begegnete vor dem „Irving Hotel" nahe bei City Hall einem höchst elegant gekleideten und sonst ganz fein aussehenden Mann von 25 bis 30 Jahren, der rasch voranschritt, vor sich hinsah und als er nur noch zwei Schritt von mir entfernt war, die Zunge lang herausstreckte, eine Grimace dabei schneidend. Ich glaubte einen Wahnsinnigen vor mir zu haben und folgte demselben, um mich zu überzeugen. Er begegnete bald einem Bekannten, bei dem er stehen blieb, „Shake hands" machte und ein durchaus unirritirtes Gespräch führte. Aehnliche Fälle sind mir mehrere auf offener Straße begegnet und zwar an verschiedenen Orten der Union; ich überzeugte mich fast immer, daß die Leute eben nur lebhaft an etwas dachten, und alles um sich herum dabei vergaßen, weil sie nie daran gewöhnt worden, auf sich Acht zu geben und Rücksichten auf andere zu nehmen. Dieß liegt vollkommen im amerikanischen Charakter, der die vollkommenste Selbstsucht in schärfster Ausprägung zeigt, ungemildert durch anerzogene Selbstverläugnung und Selbstüberwindung, so daß die Willkür, in ungebändigtster Wildheit, alle Schranken verachtend, auf mehr als thierisch zu nennende Weise hervorbricht. Mehrfach habe ich in Gesellschaften, auf öffentlichen Straßen, in Eisenbahnwagen u. s. w. junge, heirathsfähige Ladies aus den vornehmsten Familien selbstvergessen an den Fingern saugen und sich dabei die Nägel abbeißen sehen, als einfache Folge des Mangels an Erziehung. Schlechte durch Abbeißen verdorbene Fingernägel finden sich sehr häufig demzufolge unter der amerikanischen Ladyschaft. Also sogar die Sucht zu gefallen, die liebe Eitelkeit, sonst so gewaltig beim schönen Geschlecht, vermag vielfach die kindische Willkür nicht zu bezähmen! Das Fingersaugen u. s. w. gilt nämlich auch unter den Amerikanern keineswegs zu den anständigen und guten Gewohnheiten.

Kindheit und Jugend zeigen diese Seite nicht; bei ihnen ist der Wunsch zu gefallen überwiegend! Unter allen jugendlichen Völkern sind derlei Rücksichtslosigkeiten nur etwa dem Alter eigen, das nicht mehr darnach strebt gefallen zu wollen. Wie es unter den Wilden damit steht, habe ich selbst noch nicht in Erfahrung gebracht; allein die allerdings schon von amerikanisch-moderner Cultur beleckten indianischen Squaws, welche ich häufig hier in New-York auf den Straßen zu beobachten Gelegenheit hatte, zeigten keine Spuren eines solchen Vergessens ihrer selbst; ebenso wenig kann ich es von den Indianern sagen, von denen mir sehr viele zu Gesicht kamen. Auch die jungen Negerinnen und Neger ließen sich keine Verstöße der genannten Art zu Schulden kommen, wo ich sie auch zu beobachten Gelegenheit hatte. Nur ältere Individuen unter den Negern sah ich häufig der grauenvollsten Salopperie verfallen.

Der einzige Feiertag der Amerikaner, ihr vierter Julius, ist — wie schon angedeutet — ein Tag allgemeinen Scandals zu nennen. Man erkennt das von Seite einer Minderheit auch an, und 1853 wurde anglo-amerikanischerseits demzufolge in Springfield, Staat Massachusetts, Anstalt gemacht zu einer andern Feier dieses Tages, als das gewöhnliche Geschieße. Eine Cavalcade junger Ladies und Gentlemen zog auf, angeputzt in dem alten Continentalstyl, mit aufgekrämpten Hüten, breiten Klappen, Schnürleibern, Knieschnallen, Seidenstrümpfen, kurz Taillen, gepudertem Haar, Damensätteln und was des lieblichen Rococo mehr seyn konnte; ganz würdig einer reactionären Bevölkerung, die gelegentlich eine Demonstration machen will. Darin zeigt sich meines Erachtens durchaus nichts Kindliches, wohl aber tritt Kindisches wie der Gemeinplatz sagt „mit Zweckenstiefeln" dabei auf.

In Connecticut sind neuerdings wieder ernstliche Anstalten durch Veranstaltung von Volksversammlungen getroffen worden, um die Beförderung der Posten an den Sonntagen durch diesen Staat zu verhindern. Ein kindischeres Beginnen läßt sich kaum denken.

Die New-Yorker Polizei arretirte 1852 in einem Vierteljahre 35 Personen wegen schamloser Bloßstellung des Körpers. Dabei befindet sich nur hinter City Hall im Park eine Anstalt für Männer zum Uriniren; sonst im ganzen weiten Stadtgebiete keine Spur irgend welcher Rücksichtnahme auf unabweisbare natürliche Bedürfnisse. Unter solchen Umständen kommen mir die 35 Arretirungen eben auch nur als Satyre auf die Kindlichkeit vor; die demokratisch-republikanischen Bewohner New-Yorks könnten sich in dieser Beziehung Belehrung über das Kindliche bei den autokratisch beherrschten St. Petersburgern holen.

Vor das Polizeigericht in Boston wurde 1853 unter andern ein Mädchen gebracht, das sich mit 11 Jahren der Prostitution überlieferte, im 12ten Jahre die Maitresse eines Negers wurde, im 13ten Jahre als öffentliches Freudenmädchen erschien und im 14ten eine vollkommene Trunkenboldin war, die man 15 Jahre alt als ausschweifende gefährliche Person ins Correctionshaus verurtheilte. Fürwahr nicht eben ein Beweis kindlicher Zustände!

Dagegen gab man im Jahre 1852 zu New-York officiell an, daß in der 11ten Ward (Stadtbezirk) von 12,000 Kindern, die zwischen 5—16 Jahr alt waren, nur 7000 Schulen besuchten und daß es in andern Wards noch weit ärger aussehe hinsichtlich der Vernachlässigung des Schulbesuchs. Von häuslicher Erziehung ist darneben meist gar keine Rede. Ueber 100,000 Kinder wachsen in Amerika's erster Hauptstadt noch weit schlimmer als in völliger Wildheit auf; denn was in einer solchen Stadt auf den Straßen gelernt wird, wirkt viel verderblicher auf die Jugend als wilde Natur. Kann bornirte Selbstsucht weiter getrieben werden und ist dieselbe kindlich, oder kindisch zu nennen?

Eine Zeitung der südlichen Unionsstaaten enthielt die Anzeige einer am 27 April 1853 stattfindenden öffentlichen Versteigerung von 130 Negern, 85 Mauleseln, 3 Pferden u. s. w. unter der Ueberschrift: „Wichtiger Verkauf von Negern, Mauleseln, Pferden und anderem Vieh." Hierbei ist von keinem Scherz, von keiner Ironie, sondern von nackter, geschäfts-prosaischer Ausdrucksweise die Rede, und eine kindliche Periode gesellschaftlicher Entwicklung liegt doch ganz sicher hinter solcher Sprache.

Springfield im Staate Massachusetts hatte am 6 April 1853 in seinen Mauern eine Versammlung von Geisterklopfern unter dem Vorsitz eines Dr. Gardner, worin ein „Medium" Namens Gibson Smith sich über den Zustand der Bewohner von Planeten folgendermaßen ausließ: „Das Volk, das den Merkur bewohnt, hat nur wenig oder gar keine religiösen Begriffe und steht ungemein tief in seiner Entwicklung. Auf der Venus ist die Verwirrung über alle Maßen. Auf dem Mars sieht es bei weitem anders, zwar ist das Volk dort auch noch nicht auf dem Gipfel der Entwicklung, aber doch weit mehr vorgeschritten als wir auf der Erde. Noch entwickelter und spiritualer sind die Menschen auf dem Jupiter und

Saturn. Wenn die gegenwärtig hier Versammelten in den Saturn versetzt würden, sie würden sich im Himmel fühlen. Der Uranus ist nur dünn bevölkert, alle darüber hinaus liegenden Planeten sind gar nicht bewohnt. Daran ist die Kälte und ihre Entfernung von der Sonne schuld."

Bei so sehr vorgeschrittener Erkenntniß in kosmischen Dingen ist man nicht mehr kindlich! Ein kindlicher Mensch hätte das Lachen über diese Eröffnung nicht verbeißen können, während Mr. Gibson Smith dieses und anderes ebenso auffallende vor einer mehr als 300 Köpfe starken höchst ernsthaft bleibenden Zuhörerschaft vortrug. Was sind dagegen die in der bekannten Fabel lächerlich gemachten kindischen alten Kartenspieler? Vor einiger Zeit brachten die Zeitungen unter der Aufschrift „eine seltsame geheime Gesellschaft" folgendes: „Die Polizei von Perrysville, Ashland Co., Ohio, hat so eben eine geheime Gesellschaft unter der Jugend jener Stadt entdeckt, die in der That erschreckend ist. Die Gesellschaft bestand aus 15 jungen Männern und Knaben, und war gebildet, um Raub und Diebstahl zu begehen. Ein Capitän war erwählt und eine förmliche Constitution, deren Verletzung den Tod zur Strafe hatte, angenommen. Einer von der Bande stahl seinem Vater 10 Dollars, die er für eine arme Wittwe gesammelt, deren Sohn ebenfalls zur Bande gehört. Nachdem die Räuber erfahren, daß das Geld für die Wittwe bestimmt gewesen, stahlen sie einer andern Frau 10 D. um dieselben der ersteren zuzustellen; der eine, welcher die Note wechselte um mit seinem Cameraden zu theilen, rechnete demselben für das Wechseln eine Kleinigkeit an. Da dieß eine Verletzung der Nebengesetze war, hielt die Bande ohne sein Wissen eine Sitzung, und beschloß seinen Tod. Es wurde beschlossen, daß alle auf den mit Eis bedeckten Fluß gehen sollten um Schlittschuh zu laufen. Ein Loch sollte vorher in das Eis gemacht werden, um welches sich alle zu sammeln und zu stellen hätten, als ob sie etwas Besonderes im Wasser erblickten. Das Opfer sollte sodann in das Loch gestoßen werden. Einer von der Bande, der nicht so verdorben war wie die übrigen, verrieth das Geheimniß. Ein Theil der jungen Verbrecher sitzt jetzt im Ashland-Gefängniß. In Deutschland wenigstens, wo man unbestritten aus den Kinderschuhen getreten ist und mithin über das hinter sich gelassene Kindliche zu urtheilen vermag, wird ein solches Gesellschaftsspiel der amerikanischen Jugend kaum als kindlich anerkannt werden. Ebenso wenig folgende, einen ganzen Staat und mittelbar die ganze Union betreffende Thatsache.

Im Hafen von New-York werden alljährlich Hunderttausende von Einwanderern gelandet. Wenn der Geldwerth zu Grunde gelegt wird, den die Negersklaven in der Union haben, so läßt sich durchschnittlich jeder Kopf dieser Einwanderer als tausend Dollars werth annehmen. Wenn also in der letztern Zeit jährlich ungefähr 300,000 Einwanderer nur allein im Hafen von New-York landeten, so ergab dieß auf diesem Platze einen Gewinn von 300,000,000 D. für die Unionsstaaten, ohne zu rechnen, was die Einwanderer an Geld und Geldeswerth mitbringen. Ein so ansehnliches Geschenk erscheint in den Augen Gewinnsüchtiger doch gewiß hoch; allein die Gesetzgebung des Staates New-York legte gleichwohl einen Einfuhrzoll von mindestens anderthalb Dollars auf den Kopf jedes Einwanderers. Im Jahre 1853 wurde dieser Betrag sogar auf zwei Doll. gesetzlich erhöht. Die auf diesem Wege zusammenfließende Summe, wird einer Commission zur Verwaltung übertragen, da eine Verpflichtung zur Verpflegung kranker und hülfloser Einwanderer damit verbunden seyn soll. Es ist aber dieser Verwaltungs-Commission nachgewiesen worden, [1] daß ihre Hospitäler dermaßen schlecht sind, um als Mordanstalten im Großen von Unterrichteten erklärt werden zu können. Man geht mit werthvollen Menschen um, als seyen es lästige Dinge, deren man sich auf jede Weise rasch zu entledigen suchen müsse. Der Union wird demnach ein großer Theil der aus der alten Welt durch die Einwanderung empfangenen Geschenke geschmälert durch diese Staatseinrichtung. Ferner sind die Anstalten erwähnter Commission zum Schutz und zur Hülfeleistung bedrängter Einwanderer von solcher Art, daß dadurch geradezu Belastungen aus der Einwanderung entspringen müssen, anstatt des Vortheils der bei besserer Verwaltung unausbleiblich wäre. Es existiren z. B. — und das ist öffentliches Geheimniß in New-York — förmliche Geschäfts-Associationen zur Beraubung und Ausplünderung der Einwanderer, woran die Agenten von Eisenbahn- und Dampfboot-Linien thatsächlich und direct betheiligt sind. [2] Ganze Schaaren von sogenannten Fighters (Schlägern, Raufern von Profession) stehen im Solde derselben und treiben, wenn es nicht anders geht, die Einwanderer mit Beihülfe einer Masse von Runners (einer Art von Einwanderer-Makler) dem Locale dieser Gauner-Verbindung zu. Hier nimmt man den armen, verdutzten Leuten demnächst so viel als möglich ab; dann wird ihnen bei Berechnung des Uebergewichts oft das zehnfache von dem abgeschwindelt, was sie eigentlich zu bezahlen hätten, und zuletzt werden sie noch, unter dem Titel der Weiterbeförderung ins Innere, an Leute z. B. in Albany und Buffalo adressirt, die zum ganzen Complott gehören und das Auspressungsgeschäft von neuem unter allerlei Vorwänden beginnen; Einwanderer, die eigene Mittel genug hatten, um sich hier zu Lande forthelfen zu können, fallen der Bevölkerung zur Last, verderben anstatt zu gedeihen und gehen vielfach ganz zu Grunde. Dieß alles könnte die Einwanderungs-Commission so gut wissen, wie tausend Unterrichtete in New-York, ja sie sollten, mußten es eigentlich zufolge ihrer Stellungen wissen, wenn sie nicht bloße Repräsentationspuppen vorstellen wollten; aber ihr Thun und Lassen ist von solcher Art, daß besten Falls nur das letztere angenommen werden kann. Die gewählten Volksvertreter in der Assembly zu Albany sollten, müßten Notiz von derlei Uebelständen nehmen; allein ihre Erlasse, welche leider Gesetzeskraft haben sollen bis sie wieder aufgehoben sind, erscheinen von solcher Art, daß man keineswegs zu weit geht, wenn behauptet wird: sie seyen bestochene Subjecte, oder Leichtsinnige und Unwissende. Dafür nur ein Beispiel: zu Anfange des Jahres 1853 passirte die Legislatur in Albany ein Gesetz, welches jedermann verstattet, Passagebilletts zur Reise ins Innere an Einwanderer zu verkaufen, nur soll für die Meile nicht mehr als 14 Cents gefordert und genommen werden. Dadurch wurde der seitherige Betrug geradezu in gesetzlichen Schutz genommen und wenn z. B. einem Einwanderer, der nach Chicago gehen will, 19 Doll. und $6\frac{1}{4}$ Cents abgepreßt werden, so findet derselbe keinen gesetz-

[1] Siehe die Kritik eines Jahresberichts der Emigranten-Commission von New-York im ersten Bande der „transatlantischen Federzeichnungen" von Eduard Pelz.

[2] In der Rudolstädter Auswanderungszeitung sind darüber ausführliche Berichte enthalten.

lichen Beistand, denn der Weg beträgt 1525 Meilen. Gleichwohl kann jeder Einwanderer, der nach Chicago will und sich an das bestrenommirteste Passagegeschäft in New-York wendet, das von den Herren Rischmüller und Löschu gehalten wird, durchweg auf Eisenbahn für sieben Doll. befördert werden. Wollte irgend einer der vielen Lobhudler amerikanischer Zustände diese Verhältnisse auf Rechnung einer bestehenden Kindlichkeit setzen, so würde derselbe mit vollem Rechte als Satyriker anzusehen seyn.

Wenn irgendwo unter Menschen das Kindliche zum Vorschein kömmt, so geschieht dieß bei Gelegenheit von Scherzen und Vergnügungen. Aus hunderterlei amerikanischen Spässen, bei denen es meist auf abgefeimte Betrügereien, auf sogenannten Humbug hinausläuft, will ich hier nur das allgemeine Schneeballwerfen des Winters, als harmloseste Art und Weise sich zu amüsiren in Erwähnung bringen. Bei solchen Gelegenheiten ist alle Welt z. B. in der großen Metropolis New-York einer Todesgefahr mehr als gewöhnlich ausgesetzt auf den Straßen. Die Werferei ist allgemein und man sieht die anständigst gekleideten Personen daran Theil nehmen. Es kommen da sehr häufig Klumpen von der Größe eines Kinderkopfes angeflogen, und niemals bleiben schwere Beschädigungen aus. Wenn eine Bombe der angedeuteten Art in einen vorbeifahrenden, mit Personen beladenen Schlitten gebracht wird, können sich die Werfenden und Zuschauenden vor Lust und Vergnügen kaum lassen, ja es fällt dabei sogar die sonst ziemlich consequent vor den rohen Gesichtern gehaltene Maske der Achtung gegen das schöne Geschlecht herab. Wird der Anzug einer Lady bei solcher Gelegenheit gründlich ruinirt und bekommt sie selbst Eins derb ab, so ist der Jubel wenn möglich noch größer. Der Esel in der Fabel, welcher seinen Herrn umarmen wollte, weil er das von Personen gesehen, die denselben lieb hatten, war kindlicher als die schneeballenden Amerikaner!

Untersuchen wir die Bedeutung des Wortes „Kindlichkeit" genauer, so findet sich, daß dieselbe den Hauptsachen nach in Anspruchslosigkeit, Natürlichkeit und Offenheit, in Harmlosigkeit, hingebender Zuneigung zu andern und Neigung zum Vertrauen besteht. Dabei wird das kindische Wesen als Fehler der Erwachsenen namentlich darin erkannt, daß diese Mangel an Verstandes- und Vernunftgebrauch sowie an Rücksichtnahme auf Erfahrungen und auf das, was unter Civilisirten und Gebildeten für sittlich und schicklich gilt, an den Tag legen. Kurz man nennt es kindisch, wenn Menschen bei vorgeschrittenem Alter sich Dinge zu schulden kommen lassen, die nur allenfalls mit jugendlicher Unerfahrenheit entschuldigt werden können. Der Amerikaner aber tritt in einer charakteristischen Mehrzahl von Fällen höchst anmaßend und anspruchsvoll auf, er hält die amerikanische Bevölkerung für die vorzüglichste der Welt, wobei natürlich die eigene Person keineswegs in den Hintergrund gestellt wird. Auf alle andern Nationen der Erde wird mit Geringschätzung herabgesehen, und dieser Nationalstolz, der aus einer gewissen Geistesträgheit entspringt, hat — wie aller Stolz — naturgemäß versimpelnde Wirkung, neben und bei aller Anlage zur Verschmitztheit. Natürlich ist der Amerikaner nur insofern, als er seiner Willkür ungezügelt folgt, sonst aber läßt sich nachweisen, daß ihm Verstellung, Heuchelei und Versteckheit eigen sey. Er besitzt mithin gerade das Gegentheil von kindlicher Offenheit. Das Harmlose findet sich unter den Amerikanern noch am meisten vor, doch hat es da ein etwas knabenhaft neckendes Gepräge, und wenn sich Widerstand entgegenstellt, wird sehr gern unterdrückt. Ich möchte den Vergleich mit einem zur Herrschaft hinneigenden Knaben in dieser Beziehung am passendsten erkennen, der alle Welt gern neckt, ohne geradezu stets böswillig zu seyn, von dem aber Schwache allezeit despotisirt werden, und der leicht bösartig wird, sobald sich seiner Willkür Hemmungen entgegen stellen. Der Amerikaner brutalisirt selbst gelegentlich gern, wo sich ihm Schwäche zeigt, allein er geräth in schrankenlose Bosheit und Wuth, wenn ihm Brutalität entgegengestellt wird. — Hingebende Zuneigung zu andern habe ich nur in kameradschaftlichen Verhältnissen heraustreten sehen, wo immer eine Art Burschautragung damit verbunden erscheint, und Neigung zum Vertrauen ist nirgendwo in der Union zu finden. Man sagt: sie sey früher dagewesen, ehe das schöne Verhältniß durch dichter werdende Bevölkerung gestört worden wäre. Ich halte dafür, daß dieselbe stets eine nur sporadisch vorgekommene, importirte Pflanze gewesen ist, von der man sich jetzt Wunderdinge erzählt, wie in Europa auch von der „guten alten Zeit," vom „biderben Mittelalter" und dergleichen „süßen Erinnerungen aus der Jugendzeit." Schon eine im Klima liegende, ganz eigene Veranlassung zur Nervosität widerspricht dem Vorhandengewesenseyn, selbst wenn nicht von den natürlichen Wirkungen des Umstandes gesprochen werden soll, daß England Nordamerika längere Zeit als Verbrechercolonie mißbrauchte. Jedenfalls traut keiner dem andern gegenwärtig über den Weg, bis irgendwelche Prüfungen vorgenommen und Garantien geleistet sind. Das im Geschäftsleben durch das ausgedehnte Kreditwesen sich darstellende Vertrauen, ist theils auf Versicherungen hinsichtlich der Solidität, theils aber auf die Leidenschaft der Gewinnsucht begründet.

Es treten demnach bei den Amerikanern hauptsächlich nur die Fehler und Schattenseiten einer Art von Unerzogenheit in Ungezogenheiten an den Tag, welche nicht als eigentliche Attribute der Kindheit oder Kindlichkeit gelten können; ihnen geht höhere Lebensauffassung völlig ab, indem sie die Materie durchweg über den Geist stellen, was bei der Kindlichkeit durchaus nicht der Fall ist. Man thut ihnen also keineswegs Unrecht, wenn von ihrem kindischen Wesen geredet wird, dem sie so offenkundig anheimgefallen erscheinen, wenn nämlich der Maßstab einer ältern Cultur und Civilisation des Menschengeschlechts angelegt wird. Nur wenn die ganze alte Welt mit ihren offenbaren schönen Errungenschaften verspottet und gering geschätzt werden soll, wie das von den Amerikanern geschieht, die gleichwohl bei jeder Gelegenheit auf dieselbe zurückgewiesen erscheinen, nur dann läßt sich allenfalls von einer ganz eigenthümlichen Kindlichkeit reden, die es sich zur Aufgabe stellt: in allen Dingen verkehrte Welt zu spielen.

Bei dieser Gelegenheit will ich eines nur mehrfach in amerikanischen Blättern gemachten Vorwurfs gedenken, dahin lautend, daß ich nur Schattenseiten ohne Lichtpartien im hiesigen Leben zu finden wisse und hervorhebe. Dieß ist einmal unbegründet, denn ich habe bei Gelegenheit allerdings auch auf einzelne sich zeigende Lichtpunkte hingedeutet; zum andern aber strebe ich darnach: Zeichner nach dem Leben zu seyn, und solche Leute dürfen keine Idealisten, Lobhudler und Jäger auf Verschönerungen seyn. Der Genrezeichner und Daguerreotypist darf nicht darnach streben, Ansprüche

zu befriedigen, die nur der Maler im ideellen Sinne zu befriedigen vermag. Ueberdem strotzt ja die deutsche Literatur schon von idealisirenden Schilderungen Amerika's!

Das Burzenland in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Die weiter östlich gelegene wie bereits erwähnt beträchtlich niedrigeren Gebirge können nur mit wenigen Worten angeführt werden. Das Schullergebirg, in gerader Richtung — nämlich der Gipfel — nur 1 Meile von Kronstadt entfernt, ist 5570 F. hoch, stürzt gegen N. und O. in kühnen Klippen und Wänden ab, und bietet wie der etwas höhere und ähnlich malerisch gestaltete Piatra Mare dicht über den „sieben Dörfern" schöne Aussichten über das weite Thal und das mit demselben verbundene tiefere Becken des Haremßeck. In etwas geringerer Höhe und weiter gegen S. gebogen setzt sich die Hauptgebirgskette fort und erreicht im kühn emporstrebenden Teßla 5011, im Tschulasch 6040 F. (in benachbarten Rücken fast ebenso viel), und tritt da noch zum Theil mit prächtigen Umrissen auf. Oestlich von diesen schönen, wenn auch nur hie und da wilden Gebirgsstrichen, hört — bei vorherrschend geringerer Höhe — das Burzenland auf.

Unser schöner Gau ist reich an sehr vorzüglichem Wasser. An den Gebirgen schlägt sich viele Feuchtigkeit nieder und dieselbe tritt (wie auch sonst in kalkreichen Gegenden) vorzugsweise in einiger Tiefe in häufig sehr starken Quellen zu Tag. Dergleichen finden sich bei Zeiden (woher die vielen Röhrenbrunnen ihr köstliches Wasser erhalten), bei Sernescht, Rosenau und an andern Orten. Bei Kronstadt bricht eine ähnliche, sofort einen nicht geringen Bach bildende Quelle aus dem Fels („das Gespräng"), welche Jahre lang in fast gleicher Stärke und mit für eine so hohe Gegend großer Wärme fortfließt und bisweilen einige Jahre ausbleibt. In und bei Tartlau und Honigberg, 1—2 Meilen von den letzten Ausläufern der Gebirge in der ganz freien Ebene, dringen an zahlreichen Orten ähnliche, zum Theil fast ebenso starke Quellen hervor, trefflich von Ansehen und Geschmack, und erinnern hier, so weit von allen Bergen, lebhaft an die großen Süßwasserquellen, welche Humboldt südlich von Cuba mitten im Meer aufsprudeln und mit Manatis und andern solches Wasser liebenden Thieren belebt sah. [1] Aus den Schluchten der Gebirge bringen, genährt von den dort häufigen Regen und dem sehr spät erst schmelzenden Schnee, die Bäche viel Wasser und eilen, größtentheils vereinigt im Tatrang, Weidenbach und der Burzen — von denen die letztere der ansehnlichste und schönste Bach, ja ein kleiner Fluß ist — in raschem, doch gegen den

[1] Humboldt's Reise, deutsche Uebersetzung 6, 43. 263 F. (Kürzer angeführt auch in dessen Ansichten der Natur). (Anm. d. Einf.)

Alt mälig gemindertem Fall diesem so reizende Gegenden durchströmenden und aus so schönen Thälern Wasser aufnehmenden schnellen Fluß zu. Von Dienstbarkeit der Gewässer zum Tragen von Lasten ist hier keine Rede; selbst der kräftige Alt ist in dieser Beziehung noch nicht unter die Botmäßigkeit der Menschen gebracht. Aber die wegen der Nähe der nährenden Gebirge fast nie gleich hiesigen binnenländischen zur Dürftigkeit einschrumpfenden Bäche sind eine fort und fort sich erneuende, dazu auch überaus wohlfeile Fülle von treibender Kraft, die auch ziemlich fleißig benutzt wird. Fast in allen Richtungen strömen solche meist wenigstens in irgend einer Beziehung sehr brauchbare Bäche, mit deren Hülfe viel Gutes zu Stande gebracht, so z. B. Kronstadt fort und fort gesäubert wird u. s. w.; ja es ist ein eigenthümlicher Anblick, dicht über ihr (am „Burghals") von einem wohl 300 F. über das Thal erhöhten Bergsattel an schönen Felsklippen hin einen Bach in rascher Beugung herabeilen zu sehen, der da oben auf dem Berg allerlei Werke treibt und noch manches „andere" leistete, bevor er seinen weiteren Weg in angeborner Ungebundenheit in der Ebene weiter fortsetzen kann. Heilquellen sind bis jetzt nur in dem (magyarischen) Dorf Zaizon im SO. bekannt und dieselben werden auch öfter besucht. Indessen stehen sie an Wirksamkeit bedeutend hinter den sehr zahlreichen Gesundbrunnen des ehemaligen Szeklerlandes, von welchen nicht Rühmens genug zu machen (bei denen aber freilich die Einrichtungen noch viel zu wünschen übrig lassen u. s. w.).

Die Luft ist, entsprechend der vorherrschend hohen Lage und der durch die großen Gebirge bewirkten Abhaltung ihrer warmen südlichen und südwestlichen (und westlichen) Strömungen, kühl und frisch. [1] Indessen erstreckt sich dieser Einfluß der Gebirge (und ihrer noch zahlreichen Wälder u. s. w.) mehr auf ihre nächste Umgebung und auf den Winter. Die tieferen und zugleich von den westlichen Bergriesen am weitesten entfernten, dazu auch sehr fleißig angebauten Flächen haben ziemlich warme Sommer, ja oft recht heiße Tage, freilich größeren Theils unterbrochen von kühlen Nächten, in denen von den dann in herrlicher Gestalt erscheinenden Gebirgen auffallend frische Luft herabkommt. So gedeihen fast überall in dem offenen Thal Weizen und andere Fruchtarten, gutes Obst (darunter auch Wälschnüsse und selbst Mandeln) [2] auf zufriedenstellende

[1] Bis jetzt sind wohl nur in Kronstadt Messungen der Luftwärme gemacht worden. Nach denselben — die aber noch nicht alle verarbeitet, noch weniger aber alle veröffentlicht sind — dürfte die Mittelwärme des Jahres für diesen Ort und wohl auch andere Orte der Landschaft von gleicher Höhe auf 8, 0° C. (6,4 R.) zu setzen seyn. Ueber die Wärme im Jahr in Burzenland kann ich nichts Zuverlässiges sagen. In Klausenburg aber, das weit nördlicher und nur 1068 Fuß hoch liegt, beträgt nach 13 Jahre umfassenden Beobachtungen die Wärme des Jahres 8,96, des Winters 3,3, des Sommers 19,35°; Unterschied dieser beiden Jahreszeiten also 22,65°, d. h. so viel, daß von allen 28 Orten, welche in Dove's Temperaturtafeln aufgeführt sind, kein einziger solche Abweichung zeigt. Da hier von diesem Gegenstand die Rede (und gute Bestimmungen aus unserem Lande für deutsche und andere Forscher nicht unwichtig seyn dürften), erwähne ich noch, daß die meisten der a. a. O. S. 38 Fuß für Klausenburg, Karlsburg und selbst Ofen, zumal aber Bukurest mitgetheilten Größen sehr wenig Zuverlässigkeit haben. Umständlicheres darüber ein andermal.

[2] Die letzteren führt ein tüchtiger Gewährsmann, Marienburg, in dem weiter oben (Anmerkung 1) bereits genannten Werk ausdrücklich an; ich habe, da mir eigene Erfahrung in dieser Hinsicht abgeht, dafür auch noch ein anderes eben so glaubwürdiges Zeugniß, und so läßt sich an der Thatsache, daß die Mandeln in den schönen Obstgärten des sagen Kronstädter Thales gedeihen, nicht wohl zweifeln. Sonst aber werden sie, wie auch die nützlichen Kastanien, selbst in den so milden Weingebieten des Landes bis jetzt kaum irgend gezogen. (Anm. d. Einf.)

Weise, ja in den besseren Strichen geräth selbst der doch nicht wenig empfindliche türkische Weizen in den meisten Jahren mittelmäßig, ja dieses Lieblingsgetreide eines großen Theiles der Bevölkerung wird selbst in höheren Gegenden (bei Sernescht und Törzburg) durchaus nicht ohne Erfolg gebaut, obwohl da zu seinem Reifwerden gute und trockene Sommer erforderlich sind. Die unternehmenden deutschen Ritter, welche einst den trefflichen Gau inne hatten, sollen daselbst auch — wohl verleitet von dessen südlicher Lage, denn Höhenbestimmungen gab es damals nicht — Versuche mit der Zucht von Weinreben gemacht haben; vom Erfolg derselben wird nichts berichtet, indessen ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die wackeren Männer es hier trotz der erhabenen Lage der Landschaft bei längerem Verbleiben wenigstens bis dahin würden gebracht haben, wozu sie später in der Gegend von Thorn und Riesenburg gelangten, daß „sie in guten Jahren selbst etwas Wein haben keltern können.[1] So viel ist, ohne diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, unbedingt zu behaupten, daß Burzenlands Himmelsstrich, ungeachtet er — wie der Siebenbürgens überhaupt — nach mittel- und westeuropäischem Maß beträchtlich ausschreitend ist, noch immer zu den guten und wohl erträglichen gehört, und wer es etwa bezweifelt, nun der komme einmal hin und sehe, was für Gedeihen dort auf den Aeckern und Wiesen, in den Obstgärten und in den Wäldern herrscht, sehe wie stark und stattlich, wie lebenskräftig und dauerhaft dort die Hausthiere und die — Menschen sind. Das sind gewiß annehmbare Zeugnisse für das eben behauptete, und wenn an der Burzen oft auch rauhere Luft herrscht als in Holland, in den französischen Heiden und in Irland, so wissen die Leute mit ihrem trefflichen Holz und mit ihren derben Schafpelzen, und allenfalls mit einem Glas Kockler[2] oder gar walachischen Weines, ja heutiges Tages leider auch mit zahlreichen Schlucken des „Feuerwassers" sich dagegen mit Erfolg zu wappnen.

Wegen der so sehr verschiedenen Höhenlage des überaus mannichfaltigen Bodens, vom fruchtbaren lockern Erdreich und den Schuttflächen der Thäler bis zu dem kalten Thon der Gebirge, und hier wieder den ausgebreiteten Geröllmengen und vortrefflichen Kalkrücken, ist das Wachsthum der Pflanzen ein erfreuliches und sehr mannichfaltiges. Wie zum Theil schon angeführt, gedeihen in dem großen Thal Weizen,[1] Roggen, Hanf, Flachs, Hirse, Kartoffeln u. a. durchschnittlich recht gut, an vorzüglicheren Stellen lohnt selbst das Wälschkorn Saat und Bestellung. In den Dörfern und selbst an Bergen und in engeren Thälern geräth das Obst häufig und erlangt oft eine Vollkommenheit, welche den „Weinländer" in Verwunderung setzt. Die Bergabhänge werden noch fast nirgend angebaut und liefern, auch wo Versuche darin gemacht wurden, kaum nothdürftige Frucht. Sehr vorzüglich aber kommt da Gras und Holz fort. In geringeren wie bedeutenderen Höhen, selbst bis gegen und über 7000 F. finden sich ausgedehnte Wiesen oder Weiden mit den besten Arten von Gras und häufig wächst dasselbe, auch bis in große Höhen hinauf, mit wahrer Ueppigkeit. Wie hoch der Anbau von höheren Früchten möglich, ist nicht zu sagen, da die Bevölkerung noch kaum die äußersten Säume der Gebirge mit Pflug oder Haue zu bearbeiten versucht hat; höchst wahrscheinlich aber liegen die Gränzen erfolgreichen Fruchtbaues nur um ein Geringes tiefer als (unter gleicher Breite) in Tyrol und der Schweiz. Einen sehr beträchtlichen Theil der Gebirgabhänge bedecken Wälder, ja sie reichen — wo die Sorge der Menschen nicht unterblieb — an gar manchen Orten bis an das weite Thal hinab. Unten sind es zumal in besseren Lagen, Steineichen bis 3000 F. und wenig darüber; bei weitem vorherrschend ist aber von den Laubbäumen die Rothbuche, vom Thal bis zu durchschnittlich 4500 F. Sie bildet noch häufig große theilweise sogar noch wenig benutzte Wälder, und an Stellen, wohin noch selten Aexte gedrungen, stehen noch Hunderte und Tausende von Buchen von 2 bis gegen 4 F. Durchmesser, und dabei solcher Höhe, Geradheit und Schlankheit, daß man nicht selten in Versuchung geräth, die dann ganz ästefreien Stämme für Tannen oder Fichten zu halten, und nicht ohne Mühe mit den Blicken die stolzen Wipfel erreicht. Der Besucher so herrlicher Waldflecke hat oft die schwere Wahl, welchem von jenen Riesen er den Preis der Größe und stattlichen Schönheit zuerkennen soll, und denkt sich ungefähr, mit welchem Entzücken manch deutscher Forstmann solche „Buchenhallen" betreten und jene Hünen des Waldes betrachten würde. Und doch gibt es noch beträchtliche Buchenbestände, welche wegen Unzugänglichkeit und anderer Umstände von dem Menschen noch fast gar nicht benutzt werden, und wo jene Prachtstücke pflanzlicher Zeugung bei hohem Alter oder durch mächtige Windstöße niederbrechen und in wilder Verwirrung übereinander liegen, bis sie den nachwachsenden Geschlechtern zu üppiger Nahrung verwesen, oder auch von tollen Hirten angezündet werden, damit sie größeren Raum zur Viehweide erhalten. Zwischen den Buchen finden sich, obwohl mehr vereinzelt, Espen, Schwarzpappeln, Birnen- und noch höher hinauf Aepfelbäume, Birken, Haselsträuche u. a. Gehölz und von 3000 F. aufwärts

[1] Wenn nicht zu mehr. In guten Lagen, selbst nicht vor wärmestrahlenden Mauern, werden die Trauben wohl zur Hälfte der Sommer ziemlich genießbar. Doch sind Weinstöcke seltener als der Fall seyn könnte. Indessen hilft dem Bedürfniß der leckeren Bewohner so ziemlich ab die Zufuhr (auf Saumpferden) recht guter Trauben aus der Walachei. Das siebenbürgische „Weinland", das kaum ferner liegt, aber weit bessere Wege hat (zumal gegen das Burzenland hin), betheiligt sich an dieser Art von Erwerb noch gar nicht. Wer aber von den Kronstädtern nur Zeit und einige Mittel hat, macht sich — sobald von erwünschter Beschaffenheit berichtet wird — im Oktober auf und durchzieht in langsamer Fahrt einen Theil des sächsischen Rebengebietes um die große Kockel oder um Mühlenbach und labt sich dort an dem köstlichen Gewächs, das bei solchen Gelegenheiten oft in großer Menge und nicht immer mit der kennerhaftesten Wahl gekauft und genossen wird. In Kronstadt und den Nachbarorten wird nicht wenig Wein aus den erwähnten beiden Gegenden getrunken; früher aber fast mehr noch „walachischer" (aus der Walachei), der aber wegen seiner häufigen Herbheit den meisten Siebenbürgern minder mundet, auch bei weitem weniger haltbar ist, als besserer (und gewöhnlich auch besser behandelter) hiesiger Wein. Man vergl. das von dem Weinbau in Westpreußen Gesagte (nach älteren Quellen) in Hoffmann's schöner physikalischer Geographie 1836, 353. (Anm. d. Eins.)

[2] Der um die beiden Kockeln, von dem Mieresch bis gegen Schäßburg hin gewonnene Wein gehört im Durchschnitt zu den vorzüglichsten des Landes, ja mehrere von den Orten zwischen den Kockeln und in ihrer Nähe bringen an ihren vortrefflich geschützten und wohl belegenen Bergen Wein hervor, welcher — alles in Anschlag gebracht — selbst den meisten der um Karlsburg und Broos (Szászváros) gezogenen Weinen voranzustellen ist. Ausgezeichnete Weinjahre waren z. B. 1757, 1797, 1811, 1823, 27, 30, 34, 41, 46; durch große Menge des Mostes zeichneten sich aus die Jahre 1797, 1840 und an manchen Orten 1853. (Anm. d. Eins.)

[1] Weizen ist das vorherrschende Erzeugniß der Aecker. Dieselben sind fast alle eben, verlieren unvergleichlich viel weniger Dungstoffe als die meist abschüssigen Felder des (siebenbürg.) Berglandes u. s. w., und es scheint, daß ihre sandige und steinige Beschaffenheit vortheilhaft wirkt. Daher ist das burzenländer Korn und Mehl gegen das übrigens auch nichts weniger als schlechte der meisten anderen Landestheile wahrhaft ausgezeichnet. (Anm. d. Eins.)

ziemlich häufig der schöne Bergahorn, eine wahre Zierde dieser Wälder bis an ja auch über die Gränze der Buchen. In gleicher Höhe mit demselben halten sich die Tannen (Weißtannen, **Abies pectinata Dec.**), selten in Menge auftretend, aber fast überall sehr schöne, oft wirklich prächtige Bäume. [1]

Von 2500 und 2800 F. an mischen sich, besonders an kühlen Stellen, dem Laubholz mehr und mehr Fichten (**Pinus vulgaris Link**) bei, und werden gegen und über 4500 F. allgemein herrschend als breiter und durch das ganze Land reichender düsterer Gürtel an den Gebirgen. Derselbe geht im Durchschnitt bis 5800 F. und enthält an vor Stürmen und (unordentlich fällenden oder wild abbrennenden) Menschen etwas geschützten Stellen ebenfalls noch riesenhafte Bäume, welche trotz manchen nordamerikanischen zu den gewaltigsten Masten sich eignen würden — aber fort und fort faulen hier Tausende von großen Bäumen und bilden, bis es dazu kommt, für die seltenen Besucher solcher Gegenden widerwärtige Hindernisse. Wo die Fichten verkrüppeln und in ihrem kühnen Sturmlauf gegen die höheren Rücken zurückbleiben müssen, tritt in noch etwas breiterem doch viel weniger dicht geschlossenem Streif die merkwürdige Kiefer (**Pinus Magho Scop.**) auf; sie findet sich auf allen höheren Gebirgen der Gegend und bildet oft weit ausgedehnte Flecke von sehr eigenthümlichem Ansehen, durch deren vielverschlungene und oft beträchtlich in die Ferne reichende Aeste der dazu Genöthigte meist nur mit Mühe sich drängen kann. Bei 6700 (und gegen 7000) F. Höhe schwindet auch diese seltsame Holzart, und von da an bedecken bis zu den Gipfeln Gräser und verschiedene Kräuter vorzugsweise in dichten Teppichen einen großen Theil des auf den Rücken der Gebirge meist nicht sehr abschüssigen, reichgenäßten Bodens. Man findet da im (kurzen) Sommer und zum Theil bis in den September und October einen trefflichen Blüthenschmuck der buntesten Art, und schon desselben wegen steigt der Freund dieser Seite der belebten Schöpfung gern auf jene Höhen, da sie zwar sehr wenige Gewächse der Thäler, aber desto mehr solche nähren, welche man in den Tiefen vergebens sucht; dergleichen sind, damit ich einige wenige nenne, **Potentilla grandiflora Gmel.**, **Dryas octopetata**, **Viola biflora**, **alpestris** u. a. verschiedene Arten von **Gentiana** bis zur **acaulis**, **saxifraga** in zahlreichen zum Theil schönen Arten, **Soldanella montana Schmidt**, **orchis globosa** u. a., **Anthemis alpina Jacqu.**, **Myosotis suaveolens**, **nana Vill.** u. a., **Primula** mehrere Arten, darunter auch **minima L.**, **Delphinium fissum Kit.**, **Aronicum scropioides Koch**, **Hesperis nivea Baumg.**, **Atragene alpina L.**, **Telekia speciosa Baumg.**, mehrere Arten von Weiden, **Rhododendron** zwei oder drei Arten, **Vaunium** ebenso, **Sambucus racemosa L.**, **Aconitum Napellus**

[1] Wälder, wie hier noch an nicht wenigen Stellen und auch sonst an gar manchen Abhängen und in vielen Schluchten fast aller unserer Gebirge sich finden, sind in dem westlichen Europa — mit Ausnahme etwa weniger Striche von Ungarn, Norwegen zc. — sehr selten; so ausgedehnt, so tüchtig bestanden, ja zum Theil so prächtig sind sie. Gewiß mehrere unserer Waldgebiete, welche von der fällenden Art noch selten oder nie erdröhnten, dürften den mächtigen Wäldern sich nicht sehr unwürdig anreihen lassen, welche nach den Schilderungen neuerer Reisenden sich als gewaltiger Gürtel um die westlichen Abfälle des Kaukasus legen. Leider aber sind schon sehr viele unserer, ehedem wohl meist stattlichen Wälder entweder verschwunden, oder doch kläglich verwüstet und bleiben gerade die (erwähnten) ausgezeichnetsten wegen fortwährenden Mangels an Wegen u. a. Anstalten mehr oder weniger unbenutzt! (Anm. d. Eins.)

Dod. u. a. [1] Auch abwärts von 4 und 3000 F. bis zum Alt findet der Forscher viele schöne, zum Theil seltenere Gewächse, zumal an sonnigen Berggehängen: so **Aconitum** mehrere Arten mit gelben Blumen, **Linum flavum L.**, **Verbascum phoeniceum L.**, **Dictamnus albus L.**, **Cytisus nigricuans L.**, **Hepatica** eine neue Art u. a.; ja man kann sagen, daß aufmerksames Suchen noch manches wenig Bekannte, ja selbst Neue darbieten würde. Der auswärtige Reisende hat dazu fast nie die Zeit.

Ueber die Thiere des an mannichfaltigem Schönen so reichen Hochländchens muß ich aus naheliegenden Gründen mich kurz fassen. Von zahmen Thieren werden zumal stattliche Pferde gezogen, deren Besitz aber auch andere zu unerlaubtem „Begehren" reizt und so den fleißigen Züchtern manchen Schaden zuzieht. Auf den ausgedehnten Gebirgweiden werden große Heerden von Rossen und Rindern gehalten, meist in nicht viel zahmerem Zustand als die verwilderten Millionen von Stammgenossen in Südamerika. Alljährlich kommen Käufer aus Ungarn und erhandeln zumal große Mengen jener allgemein sogenannten „wilden" Pferde, welche zwar nicht eben hoch von Knochenbau, aber sehr ausdauernd und leichtfüßig sind; es ist gewöhnlich ein tüchtiges Stück Arbeit, bis so ein Wildfang an den Halfter gebracht wird, und es gehören dazu Muth und Kraft in nicht viel geringerem Maß als sie der seinen Lasso mit so großer Sicherheit führende Gaucho [2] der Platasteppen aufwendet, und gar manches von diesen abgehärteten Thieren wird nie ganz zahm, fast alle aber leisten sie wegen ihrer Stärke und Unverwüstlichkeit sehr viel. Die Gebirge nähren außer diesen Heerden von schlanken (grauen) Rindern [3] mit mächtigen Hörnern und den

[1] Es bedarf für Freunde der Gewächskunde kaum der Andeutung, daß die hier angeführten Arten von Pflanzen in verschiedenen Höhen, Lagen u. dgl. vorkommen. (Anm. d. Eins.)

[2] Bei solchen Gelegenheiten werden geeignete starke Stricke (von Hanf) angewandt. Dieselben sind, da Fälle dieser Art häufig vorkommen, in Siebenbürgen, der Walachei und Ungarn gar nicht selten im Gebrauch und die in neueren Zeiten zu einer gewissen Berühmtheit gelangten, freilich in ihrer Art auch sehr tüchtigen, Pferdehirten der Ebenen des letzteren Landes benutzen sie fast eben so geschickt und zumal auch als Waffe wie die rossebefreundeten Südamerikaner, ein Beweis dafür, daß dieses schon von Herodotos erwähnte Geräth — der Lasso der letzteren — nach Bedürfniß in den verschiedensten Ländern erfunden und in Anwendung gebracht werden. (Anm. d. Eins.)

[3] Außer denselben sind in den meisten Theilen von Siebenbürgen ziemlich häufig (im Ganzen wohl ein Siebentheil des bei unseren Sachsen sogenannten „weißen" Viehes) die Büffel, sonderbar von Gestalt und Gewohnheiten und westlich von unserem Land, selbst in Ungarn und Mittel-Italien, fast unbekannt. Allein diese Thiere verdienen wegen ihrer leichten Ernährung selbst mit dem schlechten Futter, ihrer Stärke im Joch (die Ochsen), ihrer derben Felle und starken Hörner und zumal wegen ihrer vielen und dazu vortrefflichen Milch die Vorliebe, mit der viele Siebenbürger sie halten und pflegen und die Zucht selbst in Deutschland, wo sie gewiß überall ausdauern würden, da sie — freilich dann bis an die Nase in Futterüberbleibsel versteckt — nach Erforderniß sogar außer dem Stall meist strengen Winter ertragen. Hier zu Land vermögen wenige etwas begüterte Frauen und — Männer ihre Häuser und Tische sich denken ohne die schöne und überaus fette Milch und köstliche (eben so weiße) Butter dieser für Ungewohnte beinahe furchtbaren Kühe, deren schwarze und gewaltig brüllende Heerden schon so manchen Wanderer aus dem fernen deutschen Lande zu raschem (freilich meist vorzeitigem) Reißaus genöthiget haben. **Paget** macht in dieser Beziehung (2.176) folgende — in dem Mund eines Sohnes von England, wo die Rinderzucht und Milchwirthschaft bekanntlich in hoher Blüthe stehen, nicht wenig bedeutende — Bemerkung: „Hier (im lieblichen Thal von Haazug, im SW. des Landes) so wie in andern Theilen Siebenbürgens erfreuten wir uns der Wollust, Büffelsahne zum Kaffee zu trinken. Paris muß sich vor Scham verstecken; es hat keinen Begriff von dem Luxus eines ächten **Café à la Crème**. Erstens ist die Büffelmilch viel dicker als die der Kühe, und dann ist die Zubereitungsart hier von der höchsten Vollkommenheit u. s. w." Uebrigens darf ich zur Steuer

trotzigen Pferden noch zahlreiche Tausende von Schafen, von welchen viele schon recht feine Wolle liefern. Mit denselben hausen die Hirten Monate hindurch in der bekannten Weise auf den Gebirgen, großentheils selbst den walachischen (welchen ihnen von den Klöstern u. a. Eignern in Pacht überlassen werden). Hier, oft mehr als eine Tagreise weit von ihren heimathlichen Dörfern, leben die Männer gleich den Bergamasken auf mehreren Gebirgen der Schweiz in meist ziemlich unsicheren Hütten bei gutem Wetter bis Ende September, auch in den October hinein, gewinnen von den Schafen Wolle und verschiedene Arten von Käse, und dadurch auf nicht eben sehr anstrengende Weise einen schönen Erlös, und wenn dann und wann ein Reisender bei so einer Hütte einspricht, so erhält er von den bei aller ihrer Nichtbildung doch treuherzigen Menschen unentgeldlich Milch und Käse, dazu gutes Wasser und die Vergünstigung, sich mit ihnen von dem flackernden Feuer mehr beräuchern als erwärmen zu lassen. So unvollständig wird der Segen des Nachbarlandes benutzt, daß schon seit vielen Jahrzehnten siebenbürgische Walachen viele Heerden von Rindern, vorzüglich aber von Schafen nach Ablauf der Almenzeit auf den Winter in die dortigen Ebenen treiben, wo sie gegen geringen Entgelt theils das Feld beweiden, theils bei strengerer Kälte wohlfeil erkaufte Heuschober verzehren.[1] Findet sich nicht genügende Weide, reicht das Heu nicht mehr zu, oder ist der Winter sehr reich an Schnee (was selbst auf dem linken Ufer der Donau nicht eben selten), so werden die Heerden oft weit nach Bulgarien hineingetrieben; doch geschieht es bei großer Kälte und gleichzeitigem Futtermangel bisweilen, daß viele Tausende von Schafen dort umkommen. Auf solche Weise gewinnen die Burzenländer Heerdenbesitzer (meist Walachen, deren mancher viele Hunderte von Schafen besitzt und dabei doch sehr einfach lebt), fort und fort ein schönes Geld, ungeachtet — wie wohl zugegeben werden darf — die ganze Wirthschaftsart noch bedeutend besser geordnet werden könnte. Feinwollige (spanische) Schafe werden bis jetzt nicht gehalten. Von wilden Thieren finden sich u. a. Gemsen, Eber, Bären, Luchse, Wölfe, Adler u. s. w., in den Gewässern Forellen, Krebse u. dgl. Ein Theil der Bewohner zieht

der Wahrheit hinzufügen, daß die durchschnittliche große Festigkeit dieser Milch jede andere „Zubereitung" als etwa das Aufkochen und Stehenlassen überflüssig macht; es fällt keinem, der gesund bleiben will, ein, die starke nach einiger Zeit gebildete Decke von Rahm allein zu genießen.
(Anm. d. Eins.)

[1] Ziemlich dasselbe geschieht mit den weitläufigen Gränzgebirgen im Osten. Auch hier weiden im Sommer meist Schafe von Walachen aus der Gegend von Kronstadt und zumal Hermannstadt — sonst gibt es fast keine in dieser Beziehung so unternehmende Menschen — und gegen den Winter ziehn Hirten und Heerden hinab in die milden Tiefebenen und selbst bis über die Donau, und gegen den Sommer geht es wieder hinauf und so fort und fort. An vielen Stellen der erwähnten beiden Hauptgebirgszüge stehen hölzerne Hütten, zum Theil erträglich, häufig aber schlechter gebaut als die auf den Alpen, weil hier die Benutzer nicht auch die Eigner der Gebirge sind, öfter wechseln u. s. w. In größern Entfernungen und Höhen bringt man — abweichend von der Schweiz und Tyrol — fast durchaus nur Schafe, da hierzuland die Verfertigung von Kuhkäse noch so gut als unbekannt ist. Uebrigens hausen in und bei Sennhütten auch hier nur Männer, von den Ihren da drunten und in der Ferne oft Monate und Jahre lang getrennt. Noch aber ist hier fast nirgend solche Beschränktheit der Weide als in den eigentlichen „Alpen", da in unserem Land durchschnittlich die Hochweiden noch nur mittelmäßig benutzt werden und unsere Sennen noch sehr weit davon entfernt sind, von rauhen Stellen mit Mühe und Gefahr Wildhen zu holen u. dgl., ja der Besucher unserer Gebirge findet schon auf den inneren, noch mehr auf den äußeren Gehängen derselben nicht wenige ausgedehnte Strecken, wo fußhohes treffliches Gras bis gegen den Herbst unberührt blieb, ja also noch von dem Winterschnee begraben wird.
(Anmerk. d. Eins.)

viele Bienen, welche auf den ausgedehnten Haidekornäckern des Honigs die Fülle sammeln; indessen sollen sie in Folge davon zum Halten nicht tauglich seyn, weßhalb die dortigen Bienenwirthe zur Weiterzucht dann aus dem Binnenland Stöcke nachkaufen. Ueber die andere Thiere des Gebietes fehlt es theils noch an Zusammenstellungen, theils aber würde die Namhaftmachung mehrerer für den gegenwärtigen Zweck zu weit führen.

Von den Gesteinen auch nur sehr wenig. Der Geisterwald besteht aus meist grünlichem Sandstein (Quadersandstein), welcher wegen der Feinheit seines Kornes, seiner nicht sehr schwierigen Bearbeitung und dabei zugleich großen Dauer zu allerlei Kunstgegenständen, Werkstücken u. a. sich trefflich eignet. Indessen wird jetzt auf der dem Burzenland zugekehrten Seite nichts von diesem vorzüglichen Stein gewonnen und verarbeitet,[1] obwohl schon die Alten vor 400 Jahren daraus die ansehnliche Kronstädter Hauptkirche erbauten. Unter dem Sandstein liegt schöner weißlicher Kalk, und derselbe bildet, von unten gehoben, meist auch die höchsten Theile dieses Bergrückens, so den steilen Kamm bei Zeiden. Der Königstein und ein großer Theil des Butschetsch, dann das Schullergebirg, der Piatra mare, der Teßla und ihnen benachbarte Striche werden von demselben schönen Kalkstein zusammengesetzt, und Kronstadt selbst steckt in einer von solchen Bergen gebildeten malerischen Thalbucht. Daher fehlt es den Bewohnern, zumal den näheren Nachbarn der südlichen Gebirge, viel weniger als einem großen Theil der andern Söhne des Landes an diesem so wichtigen Stoff. Aber sie benutzen ihn auch mit rechtem Fleiß; die vielen fest gemauerten Häuser, seit den vielen Bränden der letzteren Jahre auch Ställe und Scheunen, und hie und da selbst Einfriedigungen von Gärten und dgl. legen davon das rühmlichste Zeugniß ab. An die sehr häufig in stolzen Mauern und thurmähnlichen Klippen emporstarrenden Kalkgebilde (welche an mehreren Orten, zumal bei Zaizon merkwürdige Ueberbleibsel von Meerthieren umschließen) lehnen sich in mehr oder weniger steilen Aufrichtungen ungeheure Lagen von Nagelflue, bestehend meist aus mäßig großen Rollstücken von Kalkstein, sehr oft auch Grauwacke, dazwischen Quarz u. a. u. im O., doch in viel kleinerer Ausdehnung, von quarzreichem Thonschiefer, welcher ebenfalls zu allerlei Zwecken sehr brauchbar ist. In der weiten Thalebene herrschen unter der oft sehr dünnen Ackerschicht ganz allgemein Geschiebe, theils älteren Ursprungs (aus den erwähnten Nagelfluebergen), theils in dem jetzigen Zeitraum der Erdentwicklung gebildet. — Sonach fehlt es nirgend an Steinen, weßhalb es in dieser Gegend unvergleichbar viel leichter ist tüchtige Straßen zu bauen; wohl aber haben die von den Gebirgen entfernten Orte, z. B. Tartlau, Honigberg u. a. Mangel an guten Bausteinen, was auch an den dortigen Häusern sogleich zu erkennen. Andere schöne oder sonstwie nützliche Steine sind wenige zu erwähnen. Bei Zaizon findet man schöne Säulen und Zwölfflächner vom hellsten Quarz, häufig schönen Kalkspath, Tropfstein

[1] An der Hauptstraße wird nicht weit vom Burzenland, bei Perschan, dann unweit derselben bei Ujschinka dieser Stein in nicht unbeträchtlichen Tagebauen gewonnen und zu verschiedenen Gegenständen gemeisselt; leider noch nicht in großem Umfang. Derselbe ist sehr fein von Korn, etwas grün von Farbe und zeichnet sich vor den meisten andern mir bekannten Sandsteinen dieser Gruppe durch Festigkeit, Tauglichkeit selbst zu zarten Darstellungen und zumal auch Dauer selbst im Freien (in unseren regenreichen Sommern rc.) vortheilhaft aus. (Anm. d. Eins.)

u. a., an mehreren Orten feinen Thon, schönen Kalktuff; Kohlen sind noch nirgend in einiger Menge nachgewiesen worden, Erze hat man bis jetzt auch noch nicht gefunden, wahrscheinlich aber auch nicht mit Fleiß gesucht — da nordwestlich vom mittlern Burzenthal (an den dortigen Abhängen des Geisterwaldes) mächtige Lager von Pechkohle anstehen und große Menge silberreichen Bleies getroffen werden, welche letztere auch in Bearbeitung sind.

Aus dem Allem geht zur Genüge hervor, daß unser Burzenland nicht nur ein ansprechender, ja schöner Winkel des Siebenbürger Landes ist, sondern außer erfreuenden Umrissen auch vieles darbietet, was zur Nothdurft und Nahrung von Menschen und Vieh dient und dadurch im Stand ist, seine stumme und redende Bevölkerung gebührend zu ernähren. Und wenn die Natur dem Gau einiges versagte, so ward ihm dafür manche Entschädigung, und die nicht sehr ferne Umgegend gewährt den Bewohnern unschwer, was ihnen zu menschlichem Genuß noch fehlt: Wein, Obst, Trauben, Melonen und dgl. holen die Eingebornen oft selbst aus den beiderseitigen milderen Strichen, schöne Balken und Bretter, erquickendes oder heilkräftiges Sauerwasser und nach Bedürfniß selbst Früchte, Tabak u. s. w. bringen bereitwillig die nordöstlichen Nachbarn (Szekler) herzu und so fehlt hier nicht eben viel, wessen das leibliche Leben in unseren Breiten bedarf und selbst das geistige geht nicht gerade leer aus.

Nun noch etwas über die Menschen, ihr Leben und ihre Wohnorte.

Das Ländchen an der Burzen tritt in die beglaubigte und ununterbrochen fortlaufende Geschichte ein erst mit dem zweiten Jahrzehent des 13ten Jahrhunderts. Dazumal (1211) rief der ungarische König Andreas II, als er sah, daß die deutschen Niederlassungen etwas weiter gegen das Innere des Landes so wohl gediehen und für dasselbe sehr wichtig zu werden versprachen, den tapferen „deutschen Orden" in jenes Gebiet und übergab ihm dieses zu fast unbeschränkter Verwaltung und zur Verpflichtung, jenen Gau und mittelbar das ganze noch so wenig gesicherte Siebenbürgen vor den Einfällen räuberischer Volksstämme zu bewahren. Mit Entschlossenheit und kühn vorahnendem Geist begannen die bewährten Streiter für das Fürstenthum das schwierige Werk, beriefen — wie das damals gewöhnlich war — zahlreiche deutsche Ansiedler, lichteten die Wälder, bauten einige Burgen auf den das schöne Thal einschließenden Höhen,[1] schlugen die wilden Kumanen weit zurück und dehnten ihre Macht in kurzem beträchtlich über die Gränzgebirge aus. Aber sie wollten sich von dem Könige schon in den ersten Jahren ihres dortigen Aufenthaltes unabhängig machen und reizten dadurch seinen Stolz so, daß derselbe schon 1225 die so begünstigende Schenkung widerrief und die Ritter zwang, das angefangene Werk zu verlassen. Sie gingen von da an die Ostsee (Weichsel u. s. w.) und gründeten nach langen Kämpfen endlich dort ein deutsches Reich, das später einer der wichtigsten Anfänge des heutigen Preußens geworden ist. Was hätten sie hier und in den südlichen Nachbarländern bei ohne Zweifel gleicher Thatkraft und Beharrlichkeit für Fürstenthum, Gesittung und Deutschheit leisten können und gewiß auch geleistet, hier unter fast durchaus weit günstigeren Naturverhältnissen! Gewiß, die daraus sich ergebenden Aussichten und Möglichkeiten sind ein schöner, leider so völlig vereitelter Traum. Die Ritter zogen ab. Ihr unmittelbares Wirken im Burzenthal verlor sich bald und heute sind nur noch wenige Trümmer von ihren Burgen zu finden, aber die Erinnerung an ihr so ächtdeutsches, sogleich auf ferne Zeiten abzielendes Thun und dazu die von „Schauern der Vergangenheit" umwehten Bilder davon, was die kampfbewährten Mannen, von dem Alt und der Burzen ausgehend, wohl hätten schaffen können, bildet einen der schönsten Züge in den geschichtlichen Anfängen des gesammten Vaterlandes. Die berufenen Ansiedler blieben da und vereinigten sich später, unter gleich ehrenvollen und förderlichen Gerechtsamen, mit den deutschen Brüdern des „Hermannstädter Gaues" und so hat das Burzenland mit diesen stets gleiches Schicksal getheilt. Unter oft ernsten Kämpfen gedieh das bürgerliche, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Gemeinwesen zu schöner Blüthe, die dortigen Deutschen bauten fleißig das Feld, trieben Gewerbe und Handel bis weit in die Umgegend hinaus, doch immer bereit, für Bestand und Freiheit zu streiten, wozu es kaum in einem Jahrzehent an Gelegenheit fehlte, wie schon aus älteren Zeiten berichtet wird, „mit einer Hand thaten sie die Arbeit, mit der andern hielten sie die Waffen" (Nehem. 4, 17). In kurzem erhoben sich stattliche Dörfer und Märkte und ward „Kronen" ein wichtiger Ort, alle wenigstens mit starken Kirchenburgen zu Schutz und Trutz versehen. Als aber (im 15ten bis 17ten Jahrhundert) die Türken oft und viel in das Land fielen, es verheerten und entvölkerten — wozu noch häufige Seuchen kamen — sank die schön begonnene Blüthe, denn die Deutschen litten bei allen solchen Verwüstungen in ganz Siebenbürgen am meisten, da sie mehr als seine übrigen Bewohner etwas an Gut und Gebäuden besaßen, das nicht in Tornister und auf Pferde zu packen und in die Wälder zu retten war. Und sie haben sich auch, seit unter österreichischer Herrschaft allmählich sicherere und bessere Zeiten kamen, nie wieder zur vorigen Höhe erhoben. Denn inzwischen hatte der große europäische Verkehr andere Bahnen erhalten, hatten sich — wegen bedeutenden Menschenmangels — viele Menschen nichtdeutschen Stammes an den Säumen der Thäler, ja zum Theil in den deutschen Orten seines Herzens angesiedelt und haben noch viele andere Umstände zusammengewirkt, die Wiederherstellung des früheren Zustandes zu hindern, die zu erörtern für diesen Umriß zu weit führen würde. Dessen ungeachtet ist das Burzenland auch heute noch, ungeachtet nur der kleinere Theil seiner Volksmenge in Arminius Zunge „Gott im Himmel Lieder singt," ein Gebiet, wie der Kaiserstaat nicht viele, der Erdtheil aber in so östlicher Lage kaum eines aufzuweisen hat. Man erkennt bei den meisten der dortigen Walachen und im Ganzen mehr noch der Magyaren in größerem wie kleinerem tausendfach den sittigenden Einfluß der Deutschen, ja derselbe hat sich in Folge der langen tagtäglichen Berührung auch weit gegen Osten (ins Szeklerland) ausgebreitet. Und wenn der auswärtige Reisende, nachdem er vielleicht aus den von Klephten oder Schypetaren bewohnten gottgeliebten Landschaften oder aus den jämmerlichen Dörfern an der untern Donau herübergekommen in die hohe Fläche an der Burzen, hier einen deutschen Ort betritt, sey es Rosenau, sey es Neustadt, Zei-

[1] Sie waren die Burg auf dem Kapellenberg (über Kronstadt), die Kreuzburg bei Nyée, die Marienburg am Alt, die Heldenburg auf einer Höhe des Geisterwaldes nahe demselben Fluß, die Schwarzburg auf einem Vorsprung des Zeidner-Berges und die Törzburg (auch Dietrichstein) am gleichnamigen Paß. (Anm. d. Einf.)

den, Hennigberg u. s. w., oder endlich Kronstadt, so wird — versteht sich immer für solche Nachbarschaft — ihm gewiß eines und das andere dort freundlich auffallen und er wird das kalte „nil admirari" wenigstens auf Stunden vergessen. Denn an sehr vielem da sieht er, daß der Stamm, der hier wohnt, dem Wanderleben entsagt und festen Fuß gefaßt hat, die Häuser, die Burgtrümmer und ihre noch trotzenden Mauern, die von der Zeit geschwärzten Gotteshäuser und vieles andere sagen ihm, daß dieß Volk „eine Geschichte" hat, daß hier der Geist den Stoff schon zu beherrschen angefangen, daß nur günstigere Bedingungen (verschiedener Art) fehlen, um bald einen glänzenden Aufschwung hervorzurufen. Das haben denn auch manche Denkende und bei ihren Urtheilen auch der jammervollen Vergangenheit und der in so vielen Stücken beengenden Lage Rechnung tragende und sie mit erwägende Reisende und Darsteller [1] erkannt, und das Burzenland und was die Sachsen in demselben gethan und noch sind, ihre Orte, ihre Haltung u. s. w. anerkennend gepriesen; und in der That hat die Frage einige Berechtigung, wo — wenigstens östlich von der Leitha — noch solche Dörfer zu finden, wie die zuvor angeführten in der Burzenebene, wo so tüchtiges Gedeihen, als in manchen benachbarten magyarisch-walachischen und andere mehr? Ja wohl, das Burzenland ist schön und anziehend seiner Natur und nicht viel weniger auch seiner Bewohner, ihrer Orte und ihrer Geschichte wegen.

Das Burzenland — vor einigen Jahren auch unter dem Namen Kronstädter Bezirk bekannt; das Volk indessen brauchte den ersteren — umfaßte Jahrhunderte hindurch einen zwischen dem Seklerland und dem Fogarascher District inne liegenden, größtentheils sehr natürlich abgegränzten Landwinkel vom südlichen Gränzgebirg und dem Geister-Waldrücken bis zu dem Altfluß und im Südosten dem Tschukasch. In der Mitte des Gaues liegt, wenn man von seinen vorgestrecktesten Ecken absieht, beiläufig Kronstadt. In dieser Ausdehnung hat derselbe, nach ziemlich wahrscheinlichen Berechnungen früherer Jahre, 32,5 deutsche Flächenmeilen. Von diesem für unsere Verhältnisse nicht eben großen Raum ist beiläufig etwas über die Hälfte (ungefähr 0,6) Berg- ja fast ganz wahres Gebirgland. Wenn man, wie sich gebührt, in Betrachtung zieht, daß die Gebirge zum Anbau sich wenig, zur Anlage von Ortschaften fast gar nicht eignen, und von den sonach fast allein bewohnbaren Strichen noch abzieht den Raum, welchen Gewässer, Straßen, hie und da auch Sümpfe, der Petersberg, mehrere ganz unfruchtbare Strecken u. s. w. einnehmen, so bleiben höchstens etwas über 10 Fl. M. übrig, welche unmittelbar von Menschen benutzt werden können. Nach der zuverläßigen Aufnahme des Jahres 1850 wurden aber in dem bezeichneten Gebiet (d. i. den 37 Ortschaften des einstigen Kronstädter Districtes mit den zugehörigen militarisirten) gezählt 90,837 Menschen (Einheimische).

Angenommen, daß — nach Abzug der rauhesten Striche der Gebirge — etwa 20 Fl. M. an Raum vorhanden sind, welcher mehr oder weniger dazu dienen kann, Menschen zu ernähren, so kommen auf jede dieser Meilen 4544 Köpfe, ein Maß der Bevölkerung, das für unser Land und die Beschränktheit des hiesigen Erwerbes, für die mäßige Fruchtbarkeit der in Rede stehenden Gegend ausgezeichnet groß genannt werden darf und von der Rührigkeit der dortigen Volksmenge ein sprechendes Zeugniß ablegt. [1]

Es ist bemerkenswerth, daß die Orte unsers Gebietes meist ziemlich, zum Theil sehr volkreich sind. Dieselben sind — obwohl einige den Namen Märkte führen — mit Ausnahme von Kronstadt nichts anderes als Dörfer, und ihre Bewohner beschäftigen sich mit ganz unbedeutenden Ausnahmen mit Feldbau, Viehzucht und Verwandtem. Dessenungeachtet kommen, selbst wenn die Stadt ausgeschieden wird, auf einen Ort im Durchschnitt fast 2000 Menschen, ja wenn Törzburg d. i. die oft unter diesem Namen aufgeführten einander ziemlich nahen in Gebirgsthälern (um den nördlichen Fuß des Butschetsch und den gleichnamigen Paß) versteckten 10 Dörfer auch noch weggelassen werden, so kommen auf eines der übrigen (26) Dörfer gar 2323 Menschen. So weitläufig und stattlich sind die — größeren Theils auf mäßigem Raum liegenden — Orte, und es muß zugegeben werden, daß dieses die schon an sich bedeutende landschaftliche Schönheit der einst von den Rüstungen und Schwertern altdeutscher Kämpen erklingenden Gegend wesentlich erhöht. Einige jener Dörfer zeichnen sich durch Volkszahl vorzüglich aus: am meisten Tartlau (in der Ebene) mit 3363, Zeiden (am Z. Berg) 3829, Türkös (eines der vier aneinander stoßenden „sieben Dörfer") 3837, Rosenau (unter dem Butschetsch) 4119, Hossufalu (auch zu den sieben Dörfern gehörig) 8215 Einwohnern. Gewiß, so zahlreiche ansehnliche Orte finden sich kaum irgend auf gleichem Raum (von höchstens 13 Fl. M.) zusammen, und man kann

---

[1] Ich nenne unter denselben Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens, Wien 1781 ff. 3 Bände; Rohrer, die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie, Wien 1804, 2 Bde.; Mendelssohn das germanische Europa, Berlin 1836; Paget Ungarn und Siebenbürgen, aus dem Engl., Leipzig 1842, 2 Bde. (viel Gutes — im Ganzen von dem Sachsen und dem Burzenland nur beifällig); Degerando Siebenbürgen und seine Bewohner, aus dem Französischen, Leipzig 1845, 2 Bde. (gute Reisedarstellungen, doch — gegen die Sachsen — einseitiger und weniger gerecht als Mendelssohn und Paget. Burzenland ist von diesem ziemlich ausführlich geschildert). Manche richtige Beobachtungen über Siebenbürgen enthält ein etwa in den zwanziger Jahren erschienenes Werk von Guillaume (das ich aber nicht zu Gesicht bekommen habe); einige auch Boué's Turquie, Paris 1840 3 Bde. Die Verfasser mancher andern, selbst neuen, Bücher wiederholen — wo sie von Siebenbürgen handeln — nur was sie in andern gefunden und darunter gar oft nicht den besten, höchstens mit Zuthat einiger nicht gar selten abenteuerlichen Angaben.

Es ist wohl nicht ganz überflüssig, einige Zeilen von Paget hierherzusetzen. Es heißt da u. a. „die Sachsen (versteht sich in unserem Land) sind die fleißigsten, beständigsten und mäßigsten aller Bewohner Siebenbürgens und daher auch die am besten wohnenden, am besten gekleideten und unterrichteten (2,335)." „. . Wir hatten Grund, die Gebräuche und den Charakter dieses Volkes (des eben erwähnten) zu bewundern, soviel sich dieß durch das Aeußere kund gab. In meinem Leben sah ich nie blühendere Dörfer als hier, und selbst die Walachen, die sich unter ihnen niedergelassen, haben diesen Geist in etwas angenommen und sehen fast behaglich und glücklich aus (2, 364)." „Harombek ist besser angebaut als das übrige Seklerland (wovon es ein Theil); allein das Burzenland schien selbst im Vergleich zu jenem ein Garten zu seyn . . die Ebene glich mehr einer Landschaft im besten Theil Belgiens als dem, was man so nahe an den Gränzen der Türkei vermuthet hätte (2, 331)." (Anm. d. Eins.)

[1] Bedenkt man freilich, daß — wie erwähnt — ein nicht eben geringer Theil der Bevölkerung mehr oder weniger von dem Boden des Nachbarlandes sich ernährt, so müßte man, um ganz genau zu seyn und dem in Rede stehenden Gebiet nicht übermäßige Ehre anzuthun, das Maaß dieser Volksdichtigkeit eigentlich um etwas herabsetzen. Allein dieser Abzug ist nicht wohl zu ermitteln und wird kaum irgend beachtet, obschon ähnliche Verhältnisse nicht eben selten sind. So wird von Malta, der Schweiz, der Gegend von Elberfeld, Kemnitz und Rumburg (Sommer Böhmen I. S. XXXI. und 279) häufig erwähnt, daß sie so und so viele Menschen auf dem Raum einer Flächenmeile enthalten, obgleich da wie in allen stark bevölkerten Gebieten immer ein Theil der Bewohner sich auswärts nährt. (Anm. d. Eins.)

sagen, daß das Burzenland in dieser Beziehung wenigstens im Kaiserstaat fast einzig dasteht und an manche südeuropäische Länder erinnert, wo (wegen der häufigen Kriege u. s. w.) die Leute genöthigt waren, nach Möglichkeit sich in starken Wohnplätzen zu vereinigen. Hier ist, außer jener auch nicht unwichtigen Rücksicht, die natürliche Lage der Ortsgebiete, meist nur theilweise in der Fläche des Thales mit dem ausgedehnten „Hinterland" des anstoßenden Gebirges, davon die Ursache geworden; indessen hat — so manches Schöne für die Gegend, ja auch Gute für die Menschen damit auch verbunden seyn mag — dieser Umstand auch wieder seine großen Nachtheile (beträchtliche Entfernung vieler Theile der Ortsgebiete, Wälder und anderes). [1]

(Schluß folgt.)

[1] Die oben gegebene Zahl (90,837) umfaßt alle Einheimischen und dazu auch 3513 Fremde, welche als Dienstboten, Lehrlinge u. dgl. zeitweilig hier leben, natürlich zumeist (nämlich fast 0.9) in Kronstadt. Ich war — nach den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln — nicht im Stand, diese Fremden auszuscheiden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch ihre Einrechnung die Verhältnißzahlen der Sprachgenossen etwas verändert werden; zumal wird so die Zahl der Magyaren über Gebühr erhöht, weil gewiß mehr als die Hälfte jener Auswärtigen diesem Stamm (aus dem Seklerland) angehört. Die geringe Zahl der oben nicht gesonderten Volksmitglieder sind 207 Griechen, 104 Böhmen, 81 Juden u. s. w. (Anm. d. Eins.)

Russisches Unterrichtswesen.

Rußland ist das Land des Scheins, daher die so verschieden lautenden Urtheile über die Zustände des kolossalen Reiches; wer mit guten Empfehlungen versehen das Land durchfliegt, überall gut aufgenommen und officiell herumgeführt wird, meint gewiß ein vortrefflich organisirtes Ganze vor sich zu haben; die Maschine scheint ausgezeichnet zu arbeiten und es hat das Ansehen, man sey hinter dem Westen nicht zurückgeblieben, das Unterrichtswesen namentlich scheint wenigstens so gut zu seyn wie das Französische, das Englische in manchen Punkten zu übertreffen, und mit dem Deutschen sich fast messen zu können. Indessen das ist eben der Schein: wer sich aber länger im Lande aufhält, der Sprache vollkommen kundig ist und Gelegenheit hat, hinter die Coulissen zu blicken, der findet vieles anders, als die papiernen Berichte, die man jährlich druckt, es darstellen. Nehmen wir einmal zur Grundlage die statistischen Daten, welche nach den Berichten der Ministerien im Petersburger Kalender von 1852 gedruckt sind; sie beziehen sich auf das Jahr 1850 und sind soweit zurück, weil die einzelnen Ministerien ihre Berichte eben zu verschiedenen Zeiten einschicken, das Jahr 1851 daher am Anfange des Jahres 1852 noch nicht abgeschlossen seyn konnte; wir finden hier folgende Daten:

Lehranstalten waren im Jahre 1850:

Im Lehrbez. St. Petersburg	388	(wor.	1	Univ.	13	Gymn.)		
„ „ Moskau	381	„	1	„	12	„	u. 1 Lyc	
„ „ Charkow	220	„	1	„	7	„		
„ „ Kasan	277	„	1	„	12	„		
„ „ Kiew	179	„	1	„	11	„	u. 1 Lyc.	
„ „ Dörpt	293	„	1	„	4	„		
„ „ Wilna	190	„	—	„	8	„		
„ „ Odessa	147	„	—	„	7	„	u. 1 Lyc.	
„ Verwaltung Sibiriens	73	„	—	„	3	„		
„ Polen	1561	„	—	„	10	„ [1].		
„ kaukasischen Lehrbezirke	50	„	—	„	5	„		
Der Militäranstalten waren	27	„	—	„	—	„		
„ Marineschulen	10	„	—	„	—	„		
„ technische Schulen	92	„	—	„	—	„ ꝛc.		

Die letzteren Anstalten stehen schon nicht mehr unter der Verwaltung des Ministeriums der Volksaufklärung (wie das Unterrichtswesen sonderbarerweise heißt), und solcher gibt es dann noch eine ziemliche Zahl; so gehört das pädagogische Centralinstitut erst seit kurzem ganz zu diesem Ministerium; getrennt davon ist die Rechtsschule, die nebst ihrer Vorschule und einer Schreiberschule zum Ministerium der Justiz gerechnet wird; ebendahin gehörte auch noch das Constantinische Feldmessercorps, welches man jetzt ganz zu einer Militärschule gemacht hat; das Bergingenieurcorps mit seiner technischen Schule steht unter dem Stabe der Bergingenieure, von dem noch 9 Kreisschulen und 65 Elementarschulen abhängen, meist in den größeren Hütten und Grubenwerken, die die Russen Fabriken nennen, gelegen; ferner existirt ein Institut für die Ingenieure des Wegbaues nebst einer Bauschule; 3 Postschulen die von der Postverwaltung abhängen, Elementarunterricht bezweckend; 6 Schulen unter der Verwaltung des Staatssecretärs Lenginov; eine große Anzahl zum Theil von der Kaiserin Maria begründet stehen unmittelbar unter den jetzt lebenden Kaiserin, namentlich 10 höhere, 8 mittlere und 6 niedere Mädchenschulen neben den 3 großen Anstalten des Findelhauses, einer Taubstummenanstalt und 2 Hebammenschulen; außerdem noch 11 Knabenschulen, nämlich Waisenhäuser und Abtheilungen der Findelhausanstalten, also 41 Anstalten; 19 Schulen des Armenisch-Gregorianischen Bekenntnisses und 1 Schule für Kirgisenkinder unter der Verwaltung der Orenburgischen Gränzcommission. Man kann mithin die Zahl der im Reiche bestehenden Schulen anschlagen auf 3,988, wobei 6 Universitäten, 3 Lyceen, 92 Gymnasien, [2] 4 höhere Militäranstalten, 23 Cadettencorps, 1 Marinecadettencorps nebst 9 anderen Schulen, die Rechtsschule (eine Art juristischer Facultät, wenn man das so nennen kann) und das pädagogische Centralinstitut (ein verfehltes Schullehrerseminar vornehmerer Art), 1 technologisches Institut (das eine polytechnische Schule seyn soll) nebst einer Menge Zei-

[1] Diese Zahl ließe sich leicht um ein bedeutendes vermehren, denn es sind noch eine Menge höherer Schulen im Königreiche, namentlich aber außer einem adelichen Institute und einem Schullehrerseminar 18 sogenannte philologische Kreisschulen nebst 6 Realkreisschulen, welche wahrscheinlich besser sind als russische Gymnasien; auch sind 8 höhere Privatanstalten für Knaben und 48 für Mädchen in Polen außer 113 Elementarschulen der Art, während in Rußland im Ganzen nur 567 Privatanstalten sind, fast alle der niedrigsten Art.

[2] Es käme als 7te Universität die finnische, Helsingfors hinzu, und einige Gymnasien, über welche die genaueren Nachrichten zu fehlen scheinen.

chen- und Sonntagsschulen, 3 armenische Seminarien ꝛc., endlich 485 Kreisschulen und 2,413 Gemeinde- oder Elementarschulen nebst 743 Privatanstalten, die letzteren fast alle Elementarschulen. An diesen Anstalten arbeiteten etwa 9,385 Lehrer, die Zahl der Schüler betrug 234,591. Hiebei fehlen die armenischen (1848 besaßen diese 29 Lehrer und 718 Schüler) Schulen, die Kirgisenschule (1848: 3 Lehrer und 30 Schüler) und die sämmtlichen finnischen Anstalten, über die von 1850 keine Nachrichten vorlagen. Ferner sind nicht aufgeführt die zahlreichen Priesterseminarien nebst den geistlichen Academien, die sich eines großen Besuches erfreuen und den geistlichen Stand allein versorgen, unmittelbar vom Synod abhängend.

Für unser Bedürfniß hier reichen indessen die gegebenen Zahlen vollkommen aus: schlagen wir in runden Zahlen die Schulen zu 4000, die Schüler zu 240,000 an, so bekommen wir das Verhältniß zur Bevölkerung, die ja bekanntlich etwa 65 Millionen beträgt im ganzen Reiche. Wir können dann zur Beleuchtung dessen, was diese Schulen leisten übergehen, wobei wir von unten anfangen wollen. Die Elementarschulen beschränken sich auf Schreiben und Lesen, bestehen aber meist nur in den kleinen Städten, da sie in den Dörfern zum großen Theile von der Willkür der Adligen abhängen, welche nur ausnahmsweise Schulen auf ihren Besitzungen einrichten, so daß z. B. die Mehrzahl der Domestiken selbst in den großen Städten weder lesen noch schreiben kann, obgleich die Lust dazu den meisten nicht eben fehlt, denn häufig genug sieht man Beispiele, daß selbst Erwachsene sich noch bemühen, Lesen und Schreiben von denjenigen ihrer Cameraden, die es verstehen, zu erlernen. Bedeutend besser steht es hier um die Apanagendörfer, wo man überall Schulen errichtet hat, die äußerlich wenigstens ganz gut ausgestattet sind, obgleich im allgemeinen nur auf das Bedürfniß berechnet, Schreiber zu bilden für die Unmasse unnöthiger Papiere, die aus den Behörden bei jeder Gelegenheit eingeschickt werden müssen. Einzelne Grundherren haben denn auch wohl das Beispiel der Regierung nachgeahmt und Elementarschulen eingerichtet. Die Priester werden überall verpflichtet, an diesen Anstalten den sogenannten Religionsunterricht zu ertheilen, der dann freilich abenteuerlich genug ausfällt. In den Städten haben einige vornehme Herren sogar recht gute Schulen für ihre früher ins Unglaubliche gehende Bedientenzahl eingerichtet; so z. B. Graf Scheremetiew in Petersburg,[1] dessen Bedienten zum Theil eine Schulbildung haben, deren sich ein russischer General nicht zu schämen brauchte. Indessen das sind nur sehr einzelne ehrenvolle Ausnahmen; die, welche es nicht thun, beschönigen die Unterlassung mit der leider wahren Behauptung, daß das Schreiben von den gemeinen Russen meist nur zu unredlichen Zwecken mißbraucht werde, um allerlei Betrug auszuführen, namentlich aber falsche Papiere anzufertigen, als da sind Pässe u. s. w., die bei ihrer primitiven Gestalt allerdings leicht nachzumachen sind. Etwas besser sind die Kreisschulen bestellt, die ihre Lehrkräfte zum Theil schon von den Universitäten erhalten; freilich sind die Lehrer meist zur Strafe da, d. h. solche Kronstudenten, welche, zu Diensten verpflichtet, diese nicht leisten konnten in ihrem eigentlichen Fache und dann im Lehrfache zur Strafe verbraucht werden, damit die Krone ihre Auslagen für die gewährte Erziehung nicht ganz verliere.

In den Kreisschulen kommen noch einige Unterrichtsgegenstände hinzu, als Elemente der Geographie, etwas russische Geschichte, Arithmetik u. dgl. m., indessen alles nur sehr beschränkt, denn die Lehrer selbst sind sehr unwissend, da sie meist in Fächern unterrichten, die sie selbst kaum kennen und bei dem ihnen aufgedrungenen Fache selten bleiben, wenn nicht die äußerste Noth sie dazu zwingt. Vornehmer sehen schon die Gymnasien aus; von diesen hat jede Gouvernementsstadt wenigstens 1, manche größere, selbst im Innern, Kasan z. B. 2, Moskau dermalen 3 und ein Realgymnasium u. s. w. Wollten wir dem von Universitätslehrern angefertigten Programm Glauben schenken, so würden wir hier die Schulwissenschaften im größten Umfange absolvirt finden. Die Classen werden von unten gezählt, die erste ist die unterste, die siebente die höchste; schon in der vierten, einer Mittelclasse werden sehr bedeutende Kenntnisse verlangt, aber die Leistungen bleiben hier hinter dem Papier weit zurück. Das Hauptübel ist eben das Zuviellehren; es sind der Gegenstände zu viele und das vorgeschriebene zu ausführlich erwähnt, die Lehrer zu unbrauchbar, oder wenn dieß einmal ausnahmsweise nicht der Fall wäre, die Methode zu unausgebildet, als daß etwas geleistet werden könnte. Auf die Ausbildung des Gedächtnisses wird allein gesehen. Der Lehrer gibt nun einen Abschnitt aus dem vorgeschriebenen Lehrbuche auf, und da die Lehrzeit für jeden Gegenstand 1½ Stunden ist, füllt er diese damit aus, jeden einzelnen Schüler abzuhören, und jeder sagt wörtlich seine Lection auf und bekommt hienach seine Nummer in dem großen Anschreibebuche; bleibt von den 1½ Stunden bei einer weniger zahlreichen Classe noch Zeit übrig, so wird diese mit der neuen Aufgabe gefüllt, die dann auch vielleicht ausnahmsweise einmal hie und da etwas erklärt wird, wenn dem Lehrer gerade der Kopf danach steht; so geht der Schlendrian durch alle Classen bis oben hinauf; kömmt ein Lehrer in den Verdacht diesen Kreis überschreiten zu wollen, so wird er zur Strafe an eine Kreisschule versetzt, wo er denn in einem schmutzigen Städtchen bei etwa 100 R. Jahrgehalt über seinen Fehler nachdenken darf. Gewöhnlich übrigens ist der Lehrer auch gar nicht zu solchen besonderen Leistungen geneigt, sondern froh die Zeit auf irgend eine Weise todtzuschlagen und von dem Handwerkskrame loszukommen; den Abend schlägt er dann am Spieltische todt, denn von Studium ist bei ihm nicht die Rede; was ihm eingetrichtert wurde, trichtert er wieder ein; warum sollte er etwas neues vorbringen; das wäre wohl eigentlich Sache des Universitätslehrers; seine Laufbahn ist entweder abgeschlossen, oder er tritt nach Erreichung eines Ranges oder zweier, in den Civildienst über, wo er weiter avanciren kann, eine einträgliche Stelle erhält, wenn ihm seine Frau oder deren Familie eine verschaffen oder kaufen kann, und er so viel zusammenraffen darf, daß er sich einige hundert Seelen kauft, oder durch Bestechung und Wucher Capitalien zusammenschlägt, die am Ende noch angenehmer sind als großer Grundbesitz, der sich nicht immer so verheimlichen läßt.

Es gab wohl eine Zeit, wo es beinahe schien, als wollten sich diese versumpften Zustände bessern: 1838/48 etwa regte sich allerlei unter der Jugend; es erschienen in den Zeitschriften manche gar

---

[1] Wir sprechen hier von einer früheren Zeit, etwa um 1840, denn seit Jahren lebt der Graf meist in Moskau, und es mag daher mit der Schule in Petersburg aus seyn, da er schwerlich dort noch so viel Gesinde halten wird in leeren Palästen. Der Adel wird immer ärmer, daher kann er sich dergleichen Luxus nicht mehr erlauben, weil er den für seine Person nothwendigen nicht aufgeben zu dürfen meint.

nicht so übel geschriebenen Aufsätze, auch von Gymnasiallehrern, deren Gesichtskreis sich zu erweitern schien. Aber das Jahr 1848, während dessen sich die Jugend des Westens so ungebürlich stellte, machte die Machthaber besorgt. Der Besuch der Gymnasien wurde erschwert, namentlich den Bürgern fast unmöglich gemacht, so schwer er ihnen auch schon vorher zu erringen gewesen war, die Lehrer wurden gewarnt, und die nicht gleich witterten, wie das gemeint sey, in die Kreisstädte geschickt; das Latein wurde auf die 3—4 oberen Classen beschränkt, das Griechische meist aufgehoben, nämlich nur in den paar Universitätsstädten durften die Gymnasien oder vielmehr, wo mehrere waren, nur eins es unter den Lehrgegenständen mit aufführen; die Geschichtshandbücher wurden unterdrückt und vorgeschlagen zu dem von 1820 zurückzukehren, dem berüchtigten Kaidarow, welcher von Unwissenheit strotzt, und was dieser Art Maßregeln mehr waren. In den Classikern steckte ja die Republik ganz fertig, und Uwarow hatte also durch seine angelegentliche Beschützung des Griechischen (er hatte den Schülern, die es trieben, Vorrechte bei ihrer Laufbahn bewilligt, gleich zum Anfang einen Rang mehr!) im russischen Reiche einen sehr „gefährlichen" Samen ausgesät, was er mit seinem endlichen Sturze büßen mußte. Schirinsky-Schichmatov, ein armer Fürst tatarischen Ursprungs, folgte auf dem Posten des Ministers der Volksaufklärung, zunächst der Anciennetät wegen, da er schon lange Viceminister (jeder Minister hat in Rußland einen Genossen, Tovarischtsch, der ihn in vorkommenden Fällen ersetzt) gewesen war; dann aber weil er ein leidenschaftlicher Theolog und ein eifriger Christ im russischen Sinne des Worts war. Dieser Mann mußte umfassende Reformen im Gymnasialwesen einführen; ihn persönlich interessirte eigentlich nur der Religionsunterricht, denn Geschichte, Naturwissenschaft u. dgl. m. hielt er für gefährlich; und wenn Louis Napoleon die Classiker doch nur beschneiden ließ, so wurden sie in Rußland gänzlich beseitigt. Verdächtige Gymnasialdirectoren wurden entfernt, und durch ungefährliche Nachfolger ersetzt. Hiefür ein Beispiel statt vieler. Graf Stroganov, unter dessen Curatorium die Universität Moskau sich bedeutend gehoben hatte, hatte namentlich die moskauischen Gymnasien mit leidlichen Directoren zu versehen versucht; bei dem ersten Gymnasium war es ihm nicht gelungen (so wenig wie seinen Nachfolgern, da an diesem ein Kammerherr Okulov als Sinecurist angestellt ist, der in Petersburg zu fest stand), aber am zweiten hatte er wenigstens einen Inspector angestellt, einen Deutschen, Namens Klöpfer, der sich für das Schulwesen lebhaft interessirte, und da er sonst sich ziemlich russificirte, endlich auch Director wurde, nachdem man ihn mehrmal übergangen hatte. Der Mann hob das Gymnasium auf einen für russische Begriffe glänzenden Punkt durch wirklich unermüdlichen Eifer. Es gelang ihm sich zu behaupten unter dem Nachfolger Stroganovs Golochvastow, den man wohl als Nullität bezeichnen kann. Nun kam aber ein Militär auf den Curatorposten, Nasimow, ein gänzlich unbedeutender Mensch, nur durch seine Armuth und als Adjutant des Thronfolgers empfohlen; dieser wollte alle Gymnasien wo möglich mit Militärpersonen besetzen, und es gelang ihm, Vacanzen zu schaffen; zuerst natürlich mußte der wirkliche Schulmann weichen, der Director Klöpfer; Nasimow chicanirte den sonst hinreichend servilen Mann auf das allerunanständigste, gab ihm Verweise vor allen Schülern, so daß selbst diese von dem Verfahren indiguirt waren, und trieb es so weit, daß er seinen Abschied einreichen mußte und nicht wieder angestellt wurde, obgleich ihm im Dienste nichts vorzuwerfen war. An seine Stelle kam nun ein gänzlich roher zum Militärdienste nicht mehr brauchbarer Oberst, der sich um das Gymnasium gar nicht bekümmerte, die Lehrer gewähren ließ, wenn nur die von oben einlaufenden Vorschriften buchstäblich befolgt wurden, brav exerciren ließ u. dgl. m. Die Folge war, daß die Frequenz des zweiten Gymnasiums im Laufe eines Jahres sich etwa um die Hälfte verminderte; man konnte nicht anders denken, als dieß sey Nasimows Absicht gewesen. Das dritte Gymnasium, ein Realgymnasium, welches einen gewandten Mann an der Spitze hatte, erhielt gleichfalls einen Militär zum Director; dieser stand mit seinen Lehrern ungefähr in folgendem Verhältnisse: eine Dame, welche ihren Sohn auf das Gymnasium bringt, fragte den Director, ob er ihn nicht für ein bestimmtes Fach einen Lehrer empfehlen könne, da der Knabe in demselben noch zurück sey; der Director antwortet: „ich kann ihnen wirklich keinen empfehlen, meine Lehrer sind alle Spitzbuben." (Moscheiniki war das Wort, eigentlich nur ein roher Ausdruck, aber doch auch im Scherz zu stark). Das mag zur Charakteristik der Gymnasial-Directoren hinreichen; es war auch früher nicht weit her damit, denn die Stellen wurden häufig genug auch in der besten Zeit an unbedeutende Menschen gegeben; die besten waren noch die ausgedienten Marineofficiere, die dann und wann solche Posten erhielten, oder von ihren Stellen verdrängte Universitätsprofessoren, wie das hin und wieder vorkam. Als z. B. der Orientalist Erdmann in Kasan abgesetzt wurde (d. h. im russischen Geschäftsstyle, krankheitshalber seinen Abschied nehmen mußte, obgleich er nur noch ein Jahr bis zu doppeltem Gehalte zu dienen hatte), so gelang es ihm durch Bitten in Petersburg später eine Gymnasialdirectorstelle in Nowgorod zu erlangen. Solche nun, die Gelehrte waren, sind jetzt meist durch Militärpersonen ersetzt worden; nur die zweite Stelle am Gymnasium, die Inspectorstelle, ließ man noch hie und da in den Händen von Gelehrten, obgleich die meisten Geschäfte des Inspectors mehr polizeilicher Art sind, und man also hier eher eine Militärperson brauchen könnte. Die Lehrer in den einzelnen Fächern werden meist von der Universität bestellt, wenigstens müssen sie ihr Examen bei derselben machen, und der Curator stellt dann die Candidaten an, wobei freilich komische Umsattelungen vorkommen. In Kasan wurden die Candidaten der mongolischen Sprache in der Regel hernach Geschichts- oder Geographielehrer und dergleichen mehr.

Die höchsten Lehranstalten sind die Universitäten; diese sind eigenthümlich organisirt, eigentlich aber auch nur Schulen, wie sich im Verlaufe unserer Auseinandersetzung zeigen wird. An der Spitze der Universität und des Lehrbezirkes steht ein Curator, im russischen Popetschitel' genannt. [1] Diesen nimmt man in der Neuzeit fast nur aus dem Militär; in Kiew war der Posten z. B. schon längere Zeit in den Händen des Generalgouverneurs; in Dörpt selbst, was

[1] Es wäre zu wünschen, daß man sich über ein System einigte, nichtdeutsche Laute verständiger auszudrücken als durch sch, tsch u. s. w. Wir bemerken hier nur, daß der Apostroph (') das russische Jer ausdrückt, ein sehr leises j am Ende und in der Mitte der Wörter; s bedeutet das scharfe russische s, welches auch ç geschrieben wird, ſ dagegen das weiche (französische z); ſh das weiche j, eigentlich erweichtes g, ge der Franzosen oder je); die drei Laute sch, tsch und schtsch behalten wir einstweilen in ihrer lächerlichen Zusammensetzung bei, denn die entsprechenden russischen Bezeichnungen sind doch nur dem Kenner verständlich; das unnütze Jer schreiben wir ebenso wenig als Dobrowski. (Anm. d. Eins.)

sonst noch so ziemlich einer deutschen Universität ähnlich sieht, da man es noch nicht ganz auf den russischen Standpunkt hat niederschrauben können, war es der seiner Ignoranz wegen zum Sprüchwort gewordene General Kraftström; in Kasan ist es ein ausgedienter Kosakenhetman, Molostwow, übrigens ein humaner, deutsch gebildeter Mann, der sich um die Universität nicht viel bekümmert, und eigentlich seiner Fachkenntnisse wegen Oberforstmeister oder dergleichen seyn sollte; in Moskau der schon erwähnte Nasimow, der den ihm geläufigen Gamaschendienst, einzuführen bemüht ist, obgleich er nach einigen Jahren des Dienstes schon humaner geworden ist, wenn auch noch der Rohheiten viele mitunterlaufen u. s. w. Dem Curator zur Seite steht der Vicecurator (eigentlich nur richtig, wenn der Chef abwesend oder krank ist). Die dritte Stelle ist in administrativer Hinsicht die des Inspectors, der hauptsächlich die Polizeiangelegenheiten regelt, über die Aufführung und den Collegienbesuch der Studenten wachen soll u. s. w., wobei er von Unterinspectoren, meist gewesenen Studenten, unterstützt wird. An der Spitze der Universität als gelehrte Körperschaft betrachtet steht der Rector, früher von den Professoren gewählt, jetzt ein ausgedienter Professor, der seine Collegien aufgeben muß, um sich gänzlich diesem Geschäfte zu widmen und von der Regierung eingesetzt. Er hat, wenn er anders der Mann darnach ist, so viel Macht, daß er dem Curator, namentlich in gelehrten Angelegenheiten, das Gleichgewicht zu halten vermag. Der Curator hat eine Canzlei, welche von einem Secretär geleitet wird; außerdem hat die Universität noch eine besondere Canzlei, da die Masse der Actenstücke, die wegen der geringsten Anstellung und Ausfertigung gewechselt werden, ans Unglaubliche gränzt. Es folgen dann die Professoren in mehreren Graden: der höchste ist der Ordinarius, nächst ihm der Extraordinarius und der dritte ist der Professoradjunct. In neuerer Zeit hat man auch hier noch einen Untergrad gewonnen durch den stellvertretenden Adjunct, da man überhaupt die unsicheren Anstellungen vorzog, und überall nur stellvertretende Beamten anstellte. Den vierten Grad nehmen ungefähr die Lectoren ein, nicht bloß Lehrer der neueren Sprachen, denn an der Universität Moskau z. B. gibt es auch Lectoren der lateinischen Sprache. Diese Grade sind an academische Würden geknüpft, es kann niemand ohne Doctor zu seyn Ordinarius werden, übrigens hilft ihm auch nicht das Dienstalter dazu, selbst wenn er Doctor (versteht sich einer russischen Universität) ist, denn da Universitätsconseil wählt seine Ordinarien bei vorkommenden Vacanzen, und wer Feinde unter seinen Collegen hat, bekommt bei der Ballotage oft Jahre lang schwarze Bälle, bis sich deren Zorn gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Die Finanzen der kriegführenden Staaten.

„Man darf die Stimmen nicht bloß zählen, man muß sie auch wägen" sagt man, wenn es sich um Wahlformen handelt, dem nivellirenden Kopfzahlsystem gegenüber, und das mit Recht, wenn man bei dem Gewicht nicht bloß an das Geld, sondern mindestens ebenso sehr an den Charakter, den Geist, die Erfahrung und Geschäftstüchtigkeit denkt. Das gleiche Wort gilt auch für ganze Staaten. Die Masse taxirt so gern einen Staat nur nach der Zahl der Quadratmeilen, der Einwohner, der Truppen, aber auch die Kräfte der Staaten und Völker wollen nicht bloß gezählt sondern eben so sehr gewogen seyn, und wer z. B. bei tief eingreifenden kriegerischen Conflicten die Erfolge nur nach jenen landläufigen weltkundigen Zahlen vorausberechnen wollte, würde sicher völlig in der Irre gehen. Der erste Schritt, um die Kräfte verschiedener Staaten zu wägen, ist eine einläßliche Beurtheilung ihrer volkswirthschaftlichen Lage, und diese Beurtheilung gibt keineswegs bloß einen Maßstab für ihre Finanzkräfte, also für die materiellen Mittel, die man etwa in einem kriegerischen Spiel einzusetzen hat, sondern sie erlaubt uns wenigstens theilweise auch Schlüsse auf den moralischen Rückhalt der Kriegführenden, weil die innere Tüchtigkeit eines Volks die Quelle ist, aus der sein Nationalreichthum stammt.

Einen sehr dankenswerthen Beitrag zu dieser wahren Schätzung der Kräfte der verschiedenen kriegführenden Staaten geben zwei Artikel in den beiden letzten Heften der Revue des deux mondes aus der Feder Leon Fauchers. Er gibt seiner Betrachtung die Ueberschrift: „die Finanzmittel zum Krieg." Aber von einer Bedeutung weit über das augenblickliche Interesse hinaus, welches die Frage hat: „wie lange können die Staaten den Krieg aushalten?" ist der Einblick, der uns durch diese Schilderung in das innere Getriebe der betreffenden Völker und Staaten, Englands, Rußlands und Frankreichs gegeben wird. Wir beschränken uns dießmal auf die Resultate, welche Leon Faucher aus seinen Betrachtungen auf die Kriegsfähigkeit der drei Staaten zieht, und werden in spätern Nummern auf die Details seiner Analyse ihrer staatswirthschaftlichen Verhältnisse zurückkommen.

Bezüglich der Finanzkräfte Englands kommt Leon Faucher zu folgendem Ergebniß: „der Steuerkraft des englischen Volks kann die englische Regierung außerordentlich viel zumuthen. Bekäme der Kampf auch riesenhafte Ausdehnungen, sollte aus der Besetzung der Donaufürstenthümer, die jetzt rückgängig gemacht wird, noch ein weiterer Krieg entspringen, so würde die englische Regierung, wenn er auch 30 Jahre dauerte, demselben gewachsen seyn, weil sie sich auf den Nationalgeist stützen und mit vollen Händen aus dem Reichthum ihres Landes schöpfen kann. Wie stark auch die Ausgaben seyn mögen, die Steigerung des Nationalreichthums ist noch stärker. In seiner stets wachsenden und in allen Classen sich verbreitenden industriellen Energie, und den hiedurch sich aufhäufenden Capitalien hat England die beiden Hauptquellen seiner materiellen Stärke. Von 1815 bis 1843 ist die Bodenrente von 62 auf 100 gestiegen; die Einkünfte der besitzenden Classe, welche die Einkommensteuer zu entrichten hat, wird dermalen auf 6 Milliarden Franken geschätzt, und wenn man in Rechnung nimmt, daß die Steuer

erst von 30 Pf. St. beginnt, muß man mit Herrn Porter das Einkommen auf 8 Milliarden Franken setzen. Der Ausfuhrhandel ist von 1830 bis 1854 von 100 auf 150 gestiegen, die Tonnenzahl der Handelsschiffe hat sich seit dem Anfang des Jahrhunderts verdoppelt. Die Eisenproduction, die Grundlage aller andern Industriezweige, welche in dem Durchschnitt der 10 Jahre von 1801 bis 1810 258,000 Tonnen betrug, ist, wenn man den Durchschnitt der Jahre 1840 bis 50 nimmt, auf 1,700,000 Tonnen gestiegen. Die englischen Eisenbahncompagnien haben seit 20 Jahren auf brittischem Boden 3,000 Wegstunden Eisenbahnen geschaffen; in denselben steckt ein Capital von 9 Milliarden Franken, von welchen 2 Drittheile abbezahlt sind und ihren Actionären ein Einkommen abwerfen, das die Einkünfte eines Staats zweiten Rangs übersteigt. Herr Porter berechnet die jährlichen Ersparnisse, also die regelmäßige Anhäufung weiterer Capitalien in England auf je zwei Milliarden Franken, welche dem Staat oder den industriellen Bedürfnissen zur Verfügung gestellt werden können."

Wenn Leon Faucher im obigen einen kurzen aber in der That imponirenden Blick auf die Steuerkraft des englischen Volks geworfen hat, so geht seine Meinung keineswegs dahin, daß England der Weg der Anlehen verschlossen sey. Doch findet er es in Rücksicht auf die gemachten Erfahrungen und die bereits bestehende Nationalschuld sehr erklärlich, wenn die englische Regierung sich zweimal besinnt, ehe sie diesen Weg betritt. „Nach dem letzten Krieg, sagt er, betrug die Nationalschuld 15 Milliarden Franken und ihre Zinsen 600 Millionen Franken, und jetzt betragen die Ausgaben für die Verzinsung, abgesehen von dem Tilgungsgeschäft, 700 Millionen Franken, d. h. die Hälfte des Bruttoeinkommens. Das Ministerium hat also ganz Recht, wenn es diese Last, welche die Gegenwart für die Vergangenheit trägt, nicht noch schwerer machen will; aber man würde sehr irren, wenn man in dieser Zurückhaltung ein Geständniß der Schwäche sehen würde. Die dreiprocentigen Consols stehen trotz des Drucks, welchen die Umstände auf die Curse ausüben müssen, auf 92, also 20 Procent höher, als die französischen dreiprocentigen und 70 Procent höher als die russische $4\frac{1}{2}$ procentige Anleihe. Das beweißt, daß die englischen Capitalisten ein viel größeres Vertrauen auf den Bestand ihrer Regierung haben, als dieß in andern Staaten der Fall ist, und daß sie im Nothfall ganz bereit wären, der Regierung ihre Mittel zu Gebot zu stellen. Ueberdieß könnte jetzt England neue Anlehen machen ohne seinem Budget neue Lasten aufzuladen. Denn durch Löschung der langen Annuitäten wird sich im Jahr 1860 die Staatsschuld um etwa 900 Millionen Franken, also der jährliche Aufwand um 32 Millionen Franken vermindern. So könnte die Regierung bei dem jetzigen Stand der Consols als Capital, das 32 Millionen Franken Rente entspricht, in den Jahren von 1855 bis 60 leicht 900 Millionen Franken aufnehmen, ohne die Interessen der Staatsschuld zu vermehren. Die schwebende Schuld, welche sich im Jahr 1815 auf 1,450,000,000 Franken belief, ist auf ein Maß von 450—500 Millionen heruntergebracht, und hat als solche nur noch eine untergeordnete finanzielle Bedeutung. Ein großer Theil der Schatzscheine ist in der Bank von England; der Rest ist fast ganz in den Händen der City-Capitalisten. Wollte die englische Regierung nicht zu einem Anlehen schreiten, so könnte sie, ohne England irgend zu beunruhigen, die schwebende Schuld leicht durch Ausgabe von Schatzscheinen auf 7—800 Millionen Franken erhöhen.

„Wie England während des Feldzugs von 1854 ohne Mühe 250—300 Millionen Franken aufbrachte, so hat sich Frankreich zu dem gleichen Zweck ein gleich starkes Opfer auferlegt. Die über den Betrag des jährlichen Budgets eröffneten außerordentlichen Credite für Vermehrung der Land- und Seemacht betragen bis jetzt 276 Millionen Franken. Frankreich wird, wenn es die Umstände erfordern, noch mehr thun. Abgesehen von seinem wohl fundirten Credit, der nur dem des englischen Schatzes nachsteht, ist Frankreich kraft seiner Bodencultur wie seiner Industrie ein reiches Land;... dennoch aber kann es in finanzieller Beziehung dem Krieg nicht so festen Blicks ins Auge sehen, wie England. Zwar lastet trotz der Kosten, welche eine feindliche Besetzung und eine Reihe von Revolutionen dem Land gemacht haben, eine weit geringere Last von der Vergangenheit her auf Frankreich als auf England. Der Capitalbetrag der französischen Staatsschuld ist vielleicht nur ein Drittheil von dem der englischen, und die Verzinsung, die fictiven Summen des Tilgungsgeschäfts und die Interessen der schwebenden Schuld mit eingerechnet, betragen 350—360 Millionen, also beinahe die Hälfte weniger als in England. Die Steuern sind vielleicht besser umgelegt, die Abtheilung der directen und indirecten Auflagen richtiger bemessen; die Abgaben sind nie pünktlicher eingegangen als gegenwärtig, und das Gesammtbudget drückt nicht allzu schwer auf dem Einzelnen. Dennoch aber sind die Finanzen des Staats wie der Gemeinden und der industriellen Gesellschaften übermäßig angespannt. Man läßt dem Erwerbsleben der Nation keine Zeit sich zu entwickeln, weil man es in schwindelhafte Geldgeschäfte hineinzieht. Die Summen, die in den Arbeitsersparnissen liegen, stechen so in die Augen, daß sie die Begierde reizen, alle Welt Jagd darauf macht, und Staat wie Departements, Gemeinden und Compagnien sich mit Auflagen und Anlehen darum reißen. Diese aufgesammelten Früchte versprachen den Ertrag von 500 Millionen, aber man läßt sich in Unternehmungen ein, die eine Milliarde betragen. Schon vor dem Krieg waren vorschauende Männer nicht ohne Besorgniß über einen öffentlichen Credit, der so ganz am Schlepptau der Course geht. Der Krieg ist da, und gab uns eine erstmalige Verwarnung. Wenn wir auch die zweite herankommen lassen, so könnte der böse Fall eintreten, daß bei dem besten Muthe der Nation der Regierung die Mittel zur Fortführung des Kampfes fehlen." Herr Leon Faucher mahnt daher sehr ernstlich zur Verschiebung neuer Unternehmungen, zur Mäßigung in schon begonnenen; die Industrie habe an der Tafel des Credits Appetit für zwei gezeigt, unter dem Donner der Kanonen müsse sie sich mit den Brosamen begnügen, die von des Herrn Tische fallen.

In Betreff der Kriegsfähigkeit der russischen Finanzen endlich kommt Herr Leon Faucher zu folgendem Schlußergebniß. „Wenn Rußland den Krieg fortsetzt, so wird es nicht nur am Schluß des Jahres 1854 die Summe von zwei Budgets verbraucht haben, sondern es wird über den Ertrag seiner gewöhnlichen Hülfsquellen hinaus noch eine Summe von 5 bis 600 Millionen Franken für den Feldzug des Jahres 1855 auftreiben müssen. Diese Summen, ohne welche Rußland einen Theil der Armee beurlauben und sich ganz hinter seine Gränzen zurückziehen müßte, könnte die Regierung nur aus den Geldgewölben der Peter-Paulsfeste oder durch

eine abermalige Emittirung von Schatzbilleten, und am Ende nur auf beiden Wegen zugleich sich verschaffen. Vermindert sie aber ihren Reservefonds an edlen Metallen, auf dem allein der Werth der Schatzbillete ruht, so erschüttert sie das Vertrauen; vermehrt sie die Masse des circulirenden Papiergeldes, so entwerthet sie dasselbe, und je größere Massen sie davon ausgibt, desto weniger wird sie dafür bekommen. Unter allen Umständen wird sie ihre Hülfsquellen nur wenig steigern, aber zu gleicher Zeit den Staatsschatz und das Volk arm machen. Die gesteigerte Thätigkeit seiner Notenpresse wird wohl Massen von Assignaten aber kein Silber von sich geben." Aus diesen Prämissen zieht Herr Leon Faucher die Folgerung, daß bloße Hartnäckigkeit nicht hinreiche, Finanzen zu schaffen oder Armeen in Bewegung zu setzen, daß die russische Regierung nicht die Mittel für zwei Feldzüge habe, und daß es eine letzte äußerste Anstrengung wäre, wenn sie mit den größten Opfern und den einschneidendsten Maßregeln, d. h. durch Zwangscours der Schatzbillete und Bankerotterklärung der Kreditanstalten diese Schwierigkeit löste. In einem dritten Feldzug, meint Herr Leon Faucher, würde das russische Reich, gedemüthigt nach außen, zerrüttet im Innern, einem Aufstand ebenso wenig die Spitze bieten können, als einem feindlichen Einbruch.

Die speciellen Nachweise, auf welche Herr Leon Faucher diese Schlußfolgen stützt, können richtig seyn, und dennoch kann man an diesen Schlußfolgen zweifeln. Daß außer den Finanzen noch ganz andere Verhältnisse bei diesem Kriege mitwirken, das geben die Engländer trotz ihrem financiellen Selbstgefühl unverholen zu, wenn sie, wie wir in den letzten Zeitbetrachtungen citirten, einerseits die Nothwendigkeit weiterer Bundesgenossen, andererseits die Unmöglichkeit, solche durch Subsidien zu erlangen und festzuhalten, eingestehen. Ueberdieß ist die Vorhersagung, daß die Finanzzerrüttung die Kraft Rußlands zum Krieg brechen werde, zu sehr nach dem Standpunkt civilisirter Nationen bemessen, bei welchen der stets wache individuelle Egoismus ein andauerndes durchgreifendes Verfahren des Staats unmöglich macht. Frankreich hat sich seiner Zeit mit Assignaten der innern und äußern Feinde erwehrt. Wenn aber dort die patriotische Hingebung durch Schrecken erzwungen werden konnte, so muß man wohl annehmen, daß die Hebel, die in Rußland unläugbar da sind — ein großer Grad stummer Ergebung und religiöser Fanatismus — noch größere und andauerndere Wirkungen haben können.

Handel und Fabrikwesen in Dänemark.

(Nach A. C. Meinert. Deutsch mitgetheilt von Dr. Edmund Zoller.)

Kopenhagen liegt am offenen Meere; der große Seeweg führt täglich Tausende und abermals Tausende von Menschen an seinem Hafen vorüber und doch wie wenige von diesen können sich rühmen, einen Fuß in sein Weichbild gesetzt zu haben. Aber schon mit einem Blick aus der Ferne kann man sich eine Vorstellung von dem Aussehen der Stadt machen; denn wie diese sich vom Meere aus freundlich und friedlich vor dem Auge ausbreitet, so bietet auch ihr Inneres ein Bild behaglicher Ruhe; man sieht hübsche, oft sogar geschmackvolle Bauten, helle, breite Straßen, aber nichts Großes und Hohes; die Stadt ist nicht an Bergabhängen oder an Höhen erbaut, sondern auf den niedern flachen Inseln und Küsten, die nach und nach bei Amager aus dem Sunde auftauchen; man findet keines jener prachtvollen alterthümlichen Bauwerke, die an eine verschwundene Vorzeit mahnen; die Prachtbauten des Mittelalters sind mit den dunkeln engen Gassen und baufälligen Häusern bei den großen Feuersbrünsten, von denen die Stadt so oft heimgesucht wurde, untergegangen und haben dem Neumodischen in Geschmack und Bequemlichkeit Platz gemacht. Dennoch trägt die Stadt ein eigenthümliches Gepräge; da sie zum größten Theile auf Kürsteninseln erbaut ist, die nach und nach aus dem Meere aufsteigen, so wird sie von zahlreichen Kanälen durchschnitten, und hat deßhalb große Aehnlichkeit mit Amsterdam und Antwerpen; namentlich ist dieß der Fall, wenn man vom Höibroplatz nach dem Amagertorv zieht, wo die Gemüsehändlerinnen in holländischer Tracht die Aehnlichkeit noch auffallender machen. Eines jedoch unterscheidet Kopenhagen von den meisten andern Hauptstädten in Europa; es ist dies seine Befestigung mit Wällen und Gräben. Als Schmuck betrachtet, sind diese weitläufigen Werke gewiß aller Ehre werth und tragen nicht wenig zur Verschönerung der Stadt bei, aber als Vertheidigungsmittel sind sie durchaus unzulänglich. Und abgesehen von dem, was die Stadt bei vielen Gelegenheiten dadurch gelitten, daß sie für eine Festung galt, hat dieser Umstand auch unvortheilhaft auf ihre Vergrößerungen und Zunahmen gewirkt. Ueberall gewahrt man Beweise von Mangel an Platz; die meisten Gärten sind nach und nach verschwunden und die öffentlichen Gebäude liegen selten so, daß sie sich fürs Auge präsentiren; dieß ist namentlich mit allen neueren der Fall, das Casino und die hübsche katholische Kirche wenden nur die Giebelseite nach der Straße und sind im übrigen gleichsam in ein Gewebe von hohen Häusern eingehüllt; Thorwaldsens Museum liegt hart an Christiansborg Schloß und ebenso ist das Rathhaus in eine Umgebung gezwängt, wo es durchaus nicht hingehörte. Die Straßen sind freundlich, zum größten Theile ziemlich breit, aber dieser Vortheil ist nur scheinbar, denn die Hofräume sind gewöhnlich mit Hinterhäusern angefüllt, die, fest aufeinander geschoben, an den

meisten Orten weder Luft, noch Licht eindringen lassen. Diese Hinterhäuser werden zum größten Theil von armen Familien bewohnt. Die oft ein halbes Hundert Reichsthaler Miethe für eine dunkle feuchte Höhle bezahlen müssen, welche von allerlei Ungeziefer, wie Schnecken, Wanzen und Schaben wimmelt, eine Höhle, wo es durch Dach und Thüre zieht, und das Wasser an den Wänden herabläuft, während die Hausgeräthe in Rost und Fäulniß zu Grunde gehen. In der jüngsten Zeit hat man indeß begonnen, die Vorstädte zu erweitern, und bald wird sicher der ganze Umkreis der Stadt jenseits der Süßwasserseen, die sie umgeben, mit Häusern und Höfen bedeckt seyn; schon jetzt bildet die Bevölkerung dieser Vorstädte ein Zehntel der Einwohner der Hauptstadt.

Kopenhagen ist nicht, was man im eigentlichen Sinn des Worts unter einer Handelsstadt versteht, eine jener großmächtigen Städte wie London und Amsterdam, deren Kaufleute von ihrer Börse aus den Gang des Welthandels regieren, und man sieht deßhalb nichts von dem bewegten Leben und der geschäftigen Thätigkeit, die man an jenen Orten zu beobachten Gelegenheit hat. Natürlicherweise kommen große Sendungen nach der Stadt, die über 130,000 Menschen umfaßt; aber das macht eine Stadt noch nicht zur Handelsstadt. Man hört deßhalb auch oft Klagen darüber, daß Kopenhagens Glanz vorbei sey; und man deutet dabei auf die ungeheuren Packhäuser, die jetzt als Erinnerung an die verschwundene Herrlichkeit auf beiden Seiten des Meeres leer stehen. Wir machen dagegen geltend, daß man in alten Tagen weit größere Packhäuser brauchte, als heutzutage; damals brachte man aus den kleinen Handelsstädten das Korn nach Kopenhagen und von hier aus wurde es nach fremden Städten verschifft; nun geht die Frucht gewöhnlich direkt an den Bestimmungsort, ohne erst nach Kopenhagen gebracht zu werden; aber die Stadt ist dessenungeachtet immer noch der Hauptplatz für den dänischen Kornhandel, da die Geschäfte auf Rechnung von Kopenhagener Kaufleuten und auf ihren Schiffen gemacht werden. In alten Tagen hatten die Großhändler große Niederlagen von ausländischen Waaren, welche an die Detailhändler verkauft wurden; nun verschreiben diese selbst, was sie brauchen. Kopenhagen ist aber doch nicht ohne Wichtigkeit für den Handel, ja sein Handel ist vielleicht bedeutender als je zuvor; die Stadt ist zugleich im Besitz des größten und besten Hafens an der ganzen Ostsee und deßhalb für die Durchfahrt durch das enge, schwierige Fahrwasser des Oeresund wichtig. Aber es ist doch unrichtig, wenn man meint, daß es durch die bloße Lage am Eingang der Ostsee zu einer Bedeutung als Handelsstadt kommen könnte; in unsern Tagen gehört ganz anderes dazu, um in dieser Hinsicht eine Stadt zu heben. Die dortigen Kaufleute schaden sich oft auch selbst sehr viel durch Mangel an Thätigkeit. Es ist bequemer, nach Hamburg zu reisen, um Einkäufe zu machen, als nach London und Paris; Kopenhagen war deßhalb gewöhnlich aus den großen hamburgischen Niederlagen mit Tüchern und Modewaaren versehen und geräth dadurch in eine unnatürliche Abhängigkeit von dieser Stadt. Es wird im übrigen eine große Masse ausländischer Waaren eingeführt und von Kopenhagen zum Theil wieder nach den Provinzen versandt. Dieß ist ganz natürlich, da das kleine Land nicht Waaren hervorbringen kann, zu deren Produzirung es verschiedener Himmelsstriche bedarf; die dänischen Naturprodukte sind sehr einförmig, schon darum weil das Land keine Metalle in seinem Schooße birgt. Das Fabrikwesen überhaupt ist in Dänemark erst in seiner Kindheit. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Hauptstädte gewöhnlich ein Bild des Lebens und des Geistes geben, die sich in den verschiedenen Ländern regen; so ist Amsterdam eine Handelstadt, Brüssel eine Fabrikstadt, Petersburg eine Soldatenstadt, Neapel eine Lazaronistadt; in Kopenhagen sehen wir eine stille, friedliche Thätigkeit; nur selten begegnet das Auge einem Bettler oder Müßiggänger, aber auf der andern Seite finden wir wenige Spuren lebendigen Treibens, weder am Hafen noch in den Straßen und schon das Aussehen der Stadt erinnert die Vorbeigehenden, daß Dänemark kein Fabrikland, wie seine Hauptstadt keine Fabrikstadt ist; kein Kohlendampf zieht darüber hin und man sieht beinahe keinen jener thurmhohen Schornsteine, welche schon aus der Ferne von der Thätigkeit erzählen, die sich in einer solchen Stadt entwickelt. Es scheint überhaupt ein merkwürdiges Unglück auf den meisten großen Unternehmungen der Art geruht zu haben, — von den Seidenfabriken zu Christians Zeit bis herab zu der Maschinenspinnerei in unsern Tagen. Dennoch kann man sich eine große Stadt, wie Kopenhagen in einer Zeit wie die unserige, kaum ganz ohne Fabriken denken, und unter denen, welche am meisten prosperiren, müssen wir namentlich die Eisengießereien nennen. In alten Zeiten bezogen die Dänen ihre Eisensachen von Norwegen, das dafür ihr Korn erhielt; nach der Trennung konnte es sich nicht mehr lohnen, norwegliche Eisenwaaren anzuschaffen, und deßhalb wurde eine Gießerei nach der andern angelegt. — Der Unternehmungsgeist im Großen ist beim dänischen Volke noch nicht zum Durchbruche gekommen; dagegen muß man die Ordnung und Zuverlässigkeit rühmen, mit der die Arbeit, die man unternommen, gewöhnlich ausgeführt wird. Diese Betriebsamkeit im Kleinen, tritt nirgends schärfer hervor, als wenn wir den Aufschwung ins Auge fassen, den das dänische und namentlich das kopenhagener Handwerk in den letzten achtzig Jahren genommen; heutigentags braucht niemand, wie ehedem, seine Zuflucht zum Ausland zu nehmen, um eine Arbeit ordentlich ausgeführt zu bekommen und man darf sogar behaupten, daß dänische Arbeiter in den meisten Zweigen des Handwerks mit denen anderer Länder auf gleicher Stufe stehen. Junge Leute, die außer der allgemeinen praktischen Tüchtigkeit, die sie sich in ihrem Fache erwarben, zugleich in der polytechnischen Anstalt und auf der Kunstakademie ausgebildet worden, besuchen dann das Ausland mit der ernstlichen Absicht zu lernen, was in ihrem Handwerk zu lernen war; nach ihrer Heimkehr lassen sie sich als Meister nieder, indem sie es sich stets zur Aufgabe machten, es den Wünschen des Publikums zuvorthun. Gar mancherlei legt sich dem jungen Anfänger in den Weg. Er ist selten im Besitz von Vermögen und muß gar klein anfangen. Noch schwieriger ist es für den Gesellen, Meister zu werden. Deßhalb bleiben die Meisten auch ihr ganzes Leben Gesellen. Die Zahl der Gesellen ist kaum so bedeutend, als man auf Grund der Klagen, welche über diesen Gegenstand geführt werden, vermuthen könnte; in der Maurer- und Zimmerzunft sollen sich die meisten fremden Gesellen finden; im Uebrigen meinen dänische Meister im allgemeinen, daß sie mit den Landsleuten ebensogut bedient seyen; in den meisten Fächern stehen sie auch über den Schweden; die Deutschen sind raschere und fleißigere Arbeiter, besitzen jedoch nicht die Sorgfältigkeit der Dänen, und verderben manches durch ihren Eigensinn. Ein kopenhagener Handwerksgeselle hält im Ganzen fest an seiner Ehre als Zunftgenosse; er hält gar mancherlei Arbeiten unter seiner Würde; ich möchte Niemanden rathen, einem solchen zuzumuthen, etwas auf die Straße zu tragen; er müßte noch froh seyn, wenn ihm der Geselle den Rücken kehrte, oder ihm zu verstehen gäbe, daß er kein Lastträger sey. Man sieht

ihn gewöhnlich früh Morgens gesetzt durch die Straßen einherwandeln, um seine Arbeit in Empfang zu nehmen; stets trägt er einen Frack, und wenn auch der Staat nicht groß dabei ist, so muß es doch ein Frack seyn. Die Würde, die er sich gerne gibt, wird gewöhnlich durch seine drückende Armuth etwas alterirt. Die Ursache der letztern muß in den allermeisten Fällen im zu frühzeitigen Heirathen gesucht werden. In frühern Zeiten wartete ein Geselle gewöhnlich bis er etwas bei Jahren war und sich ein kleines Kapital angelegt hatte; seine Frau hatte dann gewöhnlich auch längst die Kinderschuhe ausgetreten und sich zu einer frommen verständigen Hausmutter ausgebildet, die sich überdies in ihrer langen Dienstzeit auch etwas zu ersparen Gelegenheit gehabt. Nun ist es aber anders. Es wird immer mehr Sitte, daß minder vermögliche Leute kein festes Dienstmädchen halten, sondern das Essen in den Speisehäusern nehmen und im Uebrigen sich mit einer Frau behelfen, welche die gröbere Arbeit verrichtet, für junge Mädchen wird es deßhalb schwer, Dienste zu erhalten; sie lernen nichts, und wenn sie heirathen, verstehen sie selten eine ordentliche Mahlzeit zu bereiten, und dieß soll auch einer der Gründe seyn, weßhalb das Kaffeetrinken die gute und gesunde Mittagsmahlzeit verdrängt. Was hier von den Gesellen gesagt ist, gilt auch von einer andern Hauptklasse des kopenhagener Volks, nämlich den Arbeitsleuten; diese bestehen zum größten Theile aus armen Bauernburschen, die in der Hauptstadt als Handlanger, Brauer, Fabrikarbeiter und dergleichen Arbeit gefunden; merkwürdig ist bei diesem Volk, daß der Aufhalt in der Hauptstadt sie sehr bald ihr Jugendleben auf dem Lande vergessen läßt; so stehen ihre Kinder als kopenhagener Mädchen und Knaben in ihrer Ansicht nicht wenig über den Bauernkindern ihrer Heimath. — Was die Lebensweise in Kopenhagen betrifft, so ist es im Allgemeinen nicht Sitte, mehr als einmal am Tage, nämlich Mittags, warm zu zu essen; je ärmer die Familie, desto schmaler wird dieser Mittagstisch und desto größere Bedeutung bekommt Kaffee und Butterbrod. Bisweilen fällt das Mittagsessen ganz weg, da man den Kaffee seinetwegen nicht missen will; dieser wird mehreremal des Tages mit Weißbrod oder mit Butterbrod genossen und das Butterbrod hat in Kopenhagen, wo man eigentlich ganz davon lebt, etwas anderes zu bedeuten als auf dem Lande, wo die Grützenschüssel die Hauptnahrung enthält; man kann sagen, in Kopenhagen wird von jedem Menschen doppelt so viel Butter verzehrt, als auf dem Lande. Im übrigen ist es schwer, Züge zu nennen, die als Eigenthümlichkeiten bei der kopenhagener Bevölkerung angesehen werden können; dazu ist diese zu sehr aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt und selbst das Leben in den „Nyboder“ hat nicht mehr das besondere Gepräge, wie in alten Tagen. Die Matrosen der Flotte und die Arbeiter auf den königlichen Werften bewohnen die genannten kleinen Häuser. Diese Leute zeichneten sich ehedem durch ein eigenthümliches Wesen, durch eine Art Großschnäuzigkeit und possirlicher Derbheit aus; sie waren nie um eine kurze körnige und treffende Antwort auf jede naseweise Frage verlegen; ja, oft waren sie sogar selbst die Angreifenden, wenn sie jemanden trafen, der sie ärgerte. „Ach treten Sie mir aus dem Wege, guter Herr,“ sagte ein solcher Matrose zu einem jungen Laffen mit einer Brille auf der Nase und Sporen an den Stiefeln, der ihm draußen an der Zollbude in den Weg kam. Das kopenhagener Volk ist im Ganzen genommen ein abgesagter Feind alles Stutzerhaften. Wo es einen solchen „feinen Herrn“ findet, macht sich der Aerger gewöhnlich in allerhand Stichelreden Luft. Im übrigen haben die Nyboder noch immer ein ganz eigenthümliches Aussehen; die Häuser bilden eine gerade und feste Linie die ganze Straße hinunter und sind zum größten Theil so niedrig, daß man mit Leichtigkeit Strümpfe und dergleichen auf das Dach zum Trocknen legen kann; hinter den kleinen Fenstern sieht man gewöhnlich einige Blumentöpfe mit Balsaminen und Goldlack; die Nachbarn sprechen aus den offenen Fenstern mit einander über die Straße hinüber und Hühner und Enten treiben sich auf den Gassen umher.

Dänemark besitzt außer Kopenhagen eine große Menge Handelsstädte; aber nur wenige von denselben entsprechen in Wirklichkeit dem Namen; die meisten sind eigentlich mehr Landstädte als Handelsplätze, denn an manchen Orten sind es die Felder, die auf der Stadtmarkung liegen, welche zum großen Theil die Bevölkerung ernähren und die Bürger sind zugleich Landleute. Außerdem sind diese Städte im Allgemeinen Sitz der Obrigkeit und die Zünfte sind durch das Gesetz meist auf die Handelsstädte beschränkt. Daneben bemerkt man jedoch mit Vergnügen, daß die kleinen Städte sich durch den Handel immer mehr heben; thätige Kaufleute lassen sich an den verschiedenen Plätzen nieder, und im Ganzen genommen, können auch weit mehr jetzt vom Handel leben, als in alten Tagen, wo es als wahre Sparsamkeit galt, so wenig als möglich zu kaufen. Aalborg war in alten Tagen beinahe die einzige Stadt im „Königreich“, die außer Kopenhagen ausländischen Handel namentlich mit England und Norwegen hatte. Es verlor jedoch sehr viel durch Norwegens Trennung von Dänemark und ebenso durch den Durchbruch bei Agger, welcher einen neuen Ausschiffungsweg für die Produkte von den westlichen Lümfjordsgegenden öffnete und dadurch Thisted und Nykjöbing hob. Dennoch ist es auch heute noch die erste Handelsstadt in Jütland, obwohl Aarhuus, das in den letzten Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht, ihm kaum viel nachgibt. Jütland drängt in hohem Grad nach einer großen Stadt mit lebendigem Handelsmarkt, wo der Landmann sicher seyn kann für seine Waaren Absatz zu finden, der den Zeitumständen und den allgemeinen Verhältnissen entspricht und eine solche Stadt wird Aarhuus sicher früher oder später werden. Dann folgt Odense, als die vierte unter den Handelsstädten des Königreichs, darauf Randers, Nakskov, Svendborg und Horsens. Auch Helsingör müssen wir nennen, obgleich es weit nicht die Bedeutung hat, die man nach seiner günstigen Lage erwarten könnte. Unter den Städten im Herzogthum Schleswig steht Flensburg obenan, das überhaupt als die wichtigste Handelsstadt im Reich nächst Kopenhagen angesehen wird. Die thätigen Kaufleute wußten zu jeder Zeit die Vortheile zu benützen, welche die Zeitumstände darboten, während des nordamerikanischen und später während des französisch-englischen Kriegs, als die friedliche dänische Flagge auf allen Meeren gesehen und in allen Häfen geachtet wurde, legte man den Grund zum Wohlstand der Stadt, die später bedeutenden Handel mit Norwegen trieb; als dieses Reich abgetreten wurde, sah es einen Augenblick aus, als ob Flensburg zu Grunde gehen sollte, aber es fand sich bald eine neue Hülfsquelle im westindischen Handel und in dieser Hinsicht hat die Stadt auch Kopenhagen den Rang abgelaufen. Ihre Schiffe führen Bier, Branntwein, Essig und namentlich Korn und Fettwaaren aus und kehren mit Ladungen von Zucker, Rum, Kaffee und Tabak zurück; in Folge dessen blühen auch ihre Zuckerraffinerien und Tabakfabriken. Außerdem beschäftigt es zehn Schiffe mit Robben- und Wallfischfang in der Südsee, weßhalb sie auch Thranbrennereien haben: ebenso treiben sie Handel mit Island, und ihre Ziegelbrennereien am

Fiord versehen die meisten Gegenden des Reiches mit Ziegeln. Die Wohlfahrt der Stadt ist deßhalb aufs engste an die Verbindung mit Dänemark geknüpft und ihre Bürger sind auch zumeist dänisch gesinnt. Indessen ist der größere Theil der wohlhabenden Kaufleute deutschen Ursprungs und dadurch hat sich nach und nach eine eigenthümliche Sprache gebildet, die man Flensburger Deutsch genannt, und die nur der verstehen kann, der hinlänglich Dänisch kennt. Auch in den andern Handelsstädten des Herzogthums haben die Deutschen Eingang gefunden und haben dort überall das Uebergewicht über die zahlreichere, aber ärmere und minder angesehene dänische Bevölkerung. Deutscher Fleiß und Unternehmungsgeist haben über dänische Bequemlichkeit die Oberhand bekommen. Unter den Städten Holsteins ist Altona eigentlich als eine Art Vorstadt von Hamburg anzusehen, statt daß es seiner Bestimmung nach mit dieser Stadt um die Herrschaft auf der Elbe kämpfen sollte. Kiel mit seinem ausgezeichneten Hafen ist dagegen der Hauptplatz für den Ostseehandel; seine Hauptausfuhr ist Butter; durch die Eisenbahn nach Altona, welche eine Verbindung mit der Nordsee herstellt, hat Kiel überdies ganz bedeutend gewonnen und zum Theil Lübeck den Vorrang abgelaufen. — Im Augenblick ist Dänemarks Aufmerksamkeit namentlich auf eine direkte Verbindung mit England gerichtet, Eisenbahnen quer durch Schleswig und Jütland, und die Anlage von sichern geräumigen Häfen an der Westküste sind deßhalb das Losungswort der Jetztzeit, ohne daß man sich jedoch im Stande sieht, sich ganz von dem Abhängigkeitsverhältniß zu Hamburg loszureißen. Der augenblickliche Vortheil spricht doch stets mit der lautesten Stimme. Die dänischen Handelsverhältnisse scheinen im Ganzen genommen sich auf einem Uebergangspunkte zu befinden. jedoch muß schon die nächste Zukunft eine Entscheidung bringen.

In den bedeutenderen unter den Handelsstädten prägt sich der zunehmende Wohlstand auch im Aeußern aus: es erhebt sich dort ein großer, stattlicher Bau nach dem andern, Rathhäuser, Zollbuden und Gasthöfe sind meist recht hübsch und ökonomische Gartenanlagen verschönern die Umgegend, die ärmern haben dagegen noch immer dasselbe einfache, gewöhnlich jedoch freundliche und behagliche Aussehen, wie in frühern Tagen. Die Häuser sind zum größten Theile ganz klein und außerordentlich nieder, sie haben selten mehr als ein Stockwerk, aber doch gewöhnlich zugleich ein nettes reinliches Aussehen, die Straßen sind breit und hell — das heißt bei Tage; die Nachtbeleuchtung ist selten gut beschaffen, ebenso auch die Pflasterung im allgemeinen höchst kümmerlich. Es ist noch nicht so gar lange her, daß man in diesen Handelsstädten wenig anderes als Strohdächer sah; nun sind in Folge einer königlichen Verordnung alle Häuser mit Ziegeln gedeckt, deren Anschaffung dem armen Bürger oft schwer wurde. Im übrigen ist es ein mühseliges und wenig anziehendes Leben, das die Bürger dieser kleinen Handelsstädte führen; den ganzen Tag kann man sie durch die kleinen Fenster emsig beschäftigt sehen und erst gegen Abend kommt eine Gestalt nach der andern mit Nachtmütze und Schurzfell auf die Straße heraus, um frische Luft zu schöpfen oder man sieht sie in dem kleinen Garten, der gewöhnlich zum Haus gehört, gleichgültig umhergehen; der Zerstreuungen gibt es gar wenige in einer solchen Handelsstadt. Einmal im Jahre hält man gewöhnlich Vogelschießen, woran sich dann verschiedene Lustbarkeiten knüpfen und im übrigen sind die Markttage nicht bloß für die Bevölkerung der Stadt, sondern auch für die Bewohner der Umgegend Festtage; dorthin kommen die Handwerker und Handelsleute der Nachbarstädte. Man schlägt Zelte auf dem Markte und in den Straßen auf, überall sieht man Tische mit Honigkuchen und Zuckerherzen; Musikanten und Bärenführer, Seiltänzer und Taschenspieler finden sich ein, und es ist allgemeine Sitte, daß man bei dieser Gelegenheit seinen guten Freunden und Bekannten eine „Marktgabe" bringt. — Es ist im übrigen ganz unmöglich, in einer solchen Stadt unbeachtet von Menschen zu leben; alle Leute kennen sich und man weiß oft an einem Ende der Stadt, was man am andern zu Mittag speiste. Selbst von den geheimsten Familienangelegenheiten spricht man in der ganzen Stadt und hat sich nun ein schlechter Ton in einer solchen Handelstadt eingenistet, so entsteht ein beinahe unerträglicher Zustand, indem Mißgunst und Rachsucht die Oberhand gewinnen; im allgemeinen findet man jedoch ein herzliches wohlwollendes Entgegenkommen und der Aufenthalt in einer dieser kleinen Städte ist recht behaglich für den, der keinen großen Wechsel an Zerstreung braucht, um das Leben anziehend und vergnüglich zu finden.

Es gibt, soweit mir bekannt, keine einzige Handelsstadt in Dänemark, die in ihrem Aussehen das geringste Alterthümliche hätte: nur die herrlichen Domkirchen von Roeskilde, Odense, Aarhuus, Ribe und Schleswig erinnern an das Mittelalter. Obgleich jedoch unsere Städte in Hinsicht ihres Aussehens im Einzelnen oder Ganzen das helle und einfache Gepräge der Jetztzeit tragen, muß ihr Ursprung doch oft im grauen Alterthum gesucht werden; so erhoben sich in Zeiten des Heidenthums unsere ersten Städte rings um die alten Opferplätze, namentlich Odense und Viborg. Dann sehen wir im Mittelalter die Bürger der Handelsstädte Schutz in diesen festen Burgen suchen; so entstanden unter andern Kopenhagen, Kallundborg und Skanderborg; oder sie schlugen ihre Wohnungen vor den Klostermauern auf, wo die reichen Mönche den Handwerkern manches zu verdienen gaben, so entstanden Prästö, Sorö, Nestved, Maribo und manche andere Städte; und endlich, als die Zeiten sich änderten, riefen die königlichen Lustschlösser Handelsstädte hervor: so ist, um nur Ein Beispiel zu nehmen, die Handelsstadt Frederiksborg aus dem geringen Landstädtchen Hilleröd mitten in der großen nordseeländischen Waldstrecke entstanden. Frederiksborgschloß haben mehrere weitgereiste Männer für die schönste Königsburg erklärt, die sie je gesehen. Es ist zwar nicht unsere Absicht, eine Beschreibung der Meisterwerke der Kunst in Dänemark zu liefern, aber wir müssen doch einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen, der sich uns hier aufdrängt, wie nämlich diese alten Namen durch Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, und die Geschichte des Vaterlandes in vergangenen Zeiten erzählen. Und keine Gegend in Dänemark ist so reich an Zeugnissen der Zeitwandelungen als der nordöstliche Theil von Seeland mit seinen zahlreichen königlichen Schlössern, von denen ein Theil schon schon seit langer Zeit in Schutt gesunken. So lag hier dicht vor den Wogen des Kattegat die alte Königsburg Söborg, von der die Chronik so viel zu erzählen weiß; mitten in einem großen Binnensee waren eine Menge Inseln, von einer derselben spiegelte sich das Schloß in den Wassern, während unübersehbare Wälder Burg und See umgaben. Nun sind die Wälder ausgerottet und in Ackerland verwandelt, die Inseln sind zu landfesten Hügeln geworden und der See selbst ist theils Wiese, theils mit Schilfrohr bewachsener Sumpf, aus dem sich das Geschrei der Wildenten erhebt; aber die Burg, die alte felsenfeste Burg ist verschwunden und es sind nicht einmal mehr Ruinen als Erinnerungszeichen früherer Herrlichkeit übrig geblieben. Ueberhaupt ist es eine Merkwürdigkeit bei Dänemark, daß es so gut, wie keine Ruinen hat; sank ein Meisterwerk in Staub, so beeilte man sich

gewöhnlich, die Steine zu andern Bauten zu verwenden und eines der wenigen Grabmäler der verschiedenen Zeit des Mittelalters ist dieß kleine Stück Mauerwerk, das noch von Gurreslot, jenem wunderlichen Fleck in unserm Vaterland übrig ist, dessen alte Buchenwälder uns die Sage von König Waldemars wilder Jagd von Tovelil und Königin Helvig erzählen. Und während nun Söborg und Gurre längst verschwunden waren, erhob sich hier aufs neue ein Königsschloß, das prächtige Hirschholm der Königin Sophie Magdalene; wie ein Bild der Eitelkeit lag es mit seinem halbdeutschen Namen mitten in einem Sumpf, scheinbar stark und für Jahrtausende gebaut; aber es verfiel nach und nach, und 50 Jahre nach seiner Erbauung stand es verlassen und leer; Schafe und Kühe weideten im Schloßgarten, die Decke des Opernhauses war eingebrochen, die Springbrunnen waren versiegt, und wanderte man durch die öden Zimmer, so hörte man nur das Sausen der Winde und das Klirren der Fenster, während die Frösche ihren Siegsgesang ertönen ließen, als freuten sie sich darüber, daß ihnen der alte Platz wieder gegeben war.

Nach dieser Episode wollen wir mit ein paar Worten des Fabrikwesens im dänischen Reiche gedenken. Dänemark ist kein Fabrikland, sagt man, es kann ein solches nicht seyn, weil unser Markt zu gering ist, als daß sich eines jener weitläufigen Werke bilden könnte, wo ein Glied in das andere greift, um ein Ganzes zu bilden und dessen Einrichtung vom ersten bis zum letzten reichte, daß man bei der Anlage desselben bedacht war, die verschiedenen Forderungen von Millionen zu befriedigen. Es braucht auch kein Fabrikland zu seyn, so lange der Ackerbau und was dazu gehört, der Bevölkerung genug zu thun gibt, oder so lange man unmäßige Abgaben auf die Einführung gewisser Gegenstände bezahlen soll, um auf künstliche Weise eine Fabrik in Flor zu bringen. Dieß ist zum Theil wahr; man will nicht wie England die rohen Produkte fremder Länder einführen, um sie zu verarbeiten und dann wieder in die weite Welt zu verschicken, aber man kann wollen soviel möglich die eigenen Produkte veredeln, ehe man sie fortschickt, und namentlich soll man die Kräfte im eigenen Lande benützen, die sonst verloren gehen, und von dieser Seite können mehrere von den Fabriken, die in letzter Zeit in Dänemark entstanden sind, gerühmt werden. Wir wollen ein paar Beispiele anführen. In der Nähe von Suusaa breiteten sich Holmegards, große Torfmoose aus; sie versahen die Gegend mit Torf; war die Torfzeit jedoch vorbei, so war die ganze Gegend öde und verlassen; kein Gebäude unterbrach die ermüdende Einförmigkeit; nicht ein Mensch oder ein Thier belebte die stumme Natur; jetzt dagegen ist an der Gränze des Mooses eine kleine Stadt entstanden. Die ziegelbedeckten Häuser sehen freundlich aus und alles zeugt von Leben und Thätigkeit. Die Anlage der Glashütte von Kolmegaard ist an dieser Veränderung schuld; bisher war der große Torfschatz nur in sehr geringem Grade benützt worden; da machte man den Versuch, ein paar Glasbläser aus Böhmen kommen zu lassen, um grüne Flaschen zu blasen; als jedoch die Verbindung mit diesem Lande zerrissen war, war der rechte Augenblick gekommen, den Versuch zu machen, selbst etwas ähnliches zu Stande zu bringen und Holmegaards Glashütte wurde von Jahr zu Jahr erweitert, so daß die Fabrikhäuser im Augenblick von ungefähr 200 Menschen bewohnt werden, während 300 Arbeiter ihren Unterhalt beim Torfstich finden. Außer grünen Flaschen werden nun auch weiße Glaswaaren, namentlich Apothekerkolben geliefert und selbst feinere Sachen gelingen jedes Jahr besser. Kalk, Sand und Kiesel findet man bei der Glashütte selbst, und außerdem wird eine große Masse Glasscherben von den armen Leuten in Kopenhagen gesammelt, während man die Eichenasche in Menge von Holland einführt. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem großen Glaswerk von Gudumlund, wo man die großen Torfmoose südlich von Lümfjord besser als bisher zu benützen suchte, und wenn wir von dem großen Eisenwerk Karlshütte bei Rendsburg hören, wo man aus den großen Massen von Eisen, Myremalm (Eisenstein), den die Haidemoore enthalten, Nutzen zu ziehen strebt, so sehen wir mit Vergnügen die Bestrebungen der Gegenwart, die Schätze der Natur nicht unbenützt liegen zu lassen. Die älteste und großartigste unserer Fabrikanlagen ist übrigens Frederikswärck beim Ausfluß des Arresees in den Roeskildesjord. Dieß Eisenwerk benützt namentlich den feinen Sand, der in der Nähe gefunden wird, zu den Formen für die Gießerei. Unsere Tuchwaaren lassen an Güte und Schönheit nichts zu wünschen übrig. Das Königreich hat fünf bedeutende Tuchfabriken; die größten Fabriken dieses Industriezweiges sind jedoch in Neumünster, in Holstein, und im Ganzen genommen haben die Holsteiner eine weit bedeutendere Fabrikthätigkeit entwickelt, als die Dänen, während ihre Handwerker sehr hinter den dänischen zurückstehen. Das östliche Seeland und die verschiedenen Gegenden im Osten von Jütland haben die bedeutendsten Fabriken. In Holstein findet man sie dagegen in den magern Distrikten in der Mitte des Landes.

Zum Schlusse haben wir noch mit ein paar Worten der Stellung der Fabrikarbeiter in Dänemark zu erwähnen. Eine eigentliche Fabrikbevölkerung, wie sie England und Irland kennt, hat dort noch nicht Fuß gefaßt. Die Anzahl der Arbeiter ist zu gering, um eine eigene Klasse der Bevölkerung zu bilden; an vielen Orten bestehen sie aus jungen Bauernmädchen, die nach einigen Jahren Arbeit wieder in ihre Heimath zurückkehren. Man hat im allgemeinen Grund mit ihrer Aufführung zufrieden zu seyn; sie sind gewöhnlich fleißig und brav, weder geistig noch körperlich gedrückt und Zusammenrottungen wie in England wären schon der geringen Zahl wegen unmöglich.

Aus der frühern Geschichte Archangels.

(Nach dem Athenäum français.)

Das Gouvernement Archangel war ursprünglich, wie man vermuthen muß, von einem finnischen Volksstamm bewohnt, und war ein Theil von Biarmien oder Permien, dessen vielfache Handelsbeziehungen zu Asien bekannt sind. Die persischen und englischen Kaufleute kamen über das kaspische Meer, gingen die Wolga aufwärts, und von diesem Fluß aus über Kama nach Biarmien, wo sie ihre kostbaren Ladungen gegen Pelzwaaren vertauschten. Noch sieht man im Gouvernement Perm den Weg, der von Kama zum weißen Meere führt. Die von Süden kommenden Waaren dienten noch einem weiter nach Norden gehenden Handelsverkehr, den die Einwohner von Biarmien mit nördlich woh-

Digitized by Google

nenden Slaven und mit den Skandinaviern hatten. Auch müssen sie keineswegs blos Handelsleute gewesen seyn, sondern auch den Bergbau und die Bearbeitung edler Metalle verstanden haben. Solche Schätze lockten die Skandinavier nicht blos zum Tausch, sondern auch zu kriegerischen Einfällen. Der erste geschichtlich verbürgte derartige Einfall fand im neunten Jahrhundert statt; er wurde von Other, einem reichen Bewohner von Halogaland oder der nördlichen Spitze Norwegens, unternommen. Die Urkunde, welche das Datum derselben feststellt, ist ein Bericht des Königs Alfred von England, in dessen Dienste Other später trat. Zum letztenmale wandten sich skandinavische Abenteurer im Frühling des Jahres 1222 in feindlicher Absicht gegen die Küsten Permiens. Ihre Anführer waren Ivar Olvik und Anders Skialdarband, Vasallen des Königs Hakan Hakanson. Rache allein trieb sie, diese gefahrvolle Ueberfahrt zu unternehmen; die Biarmier hatten nämlich die Mannschaft eines Halogaland'schen Fahrzeuges, das an ihren Küsten überwinterte, niedergemetzelt. Zu eben der Zeit, als die Eingebornen diese barbarische That ausübten, hatte gerade, erzählen uns die Chronikschreiber, ein Eigenthümer des Schiffes dasselbe mit einem Theil seiner Leute verlassen, um im Innern des Landes Geschäfte zu machen. Als dieser Führer den Tod seiner Genossen erfuhr, ersann er einen Plan, der ihm Ehre macht. Anstatt auf demselben Wege zurückzukehren, suchte er Holmgard [1] zu erreichen; durchreiste ganz Rußland von Norden nach Süden, kam bis ans schwarze Meer, begab sich von da nach Jerusalem und kehrte ruhmbedeckt hierauf in sein Vaterland zurück. Dort erfuhr er zu seiner Genugthuung, daß die Treulosigkeit der Biarmier nicht ungestraft geblieben war; denn unter der Anführung Ivar Ulvik's und Anders Skialdarband's hatten seine wilden Landsleute das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstet. Die norwegischen und isländischen Chronikschreiber erwähnen nun nichts mehr von Biarmien, und alles führt auf die Vermuthung, daß die Skandinavier diese Küsten nicht mehr besuchten. Zu dieser Annahme ist man noch um so mehr berechtigt, als eben der Mangel an Nachrichten mit dem Verfall des Landes zusammentrifft. Im 13ten Jahrhundert wanderten die betriebsamen Biarmier zum großen Theil in die Staaten ihres mächtigen Nachbars, des Königs Hakan Hakanson aus; wohl aus Furcht, daß der Einfall der Tartaren, die überdieß schon ihren Handel mit Asien, die Hauptquelle ihres langjährigen glücklichen Zustandes völlig untergraben hatten, sich bis in ihre Marken ausdehnen möchte.

Von den russischen Chroniken reicht keine über das 11te Jahrhundert zurück; und wir suchen also vergebens in ihnen Angaben über Biarmien zur Zeit seiner Blüthe. Seine Einwohner sollen im 12ten Jahrhundert Nowgorod tributpflichtig geworden seyn und im Jahre 1181 drang eine Schaar Slaven aus diesem Fürstenthume in das Innere Biarmiens, bemächtigte sich der Stadt Wiätka, und ließ sich dort nieder. Da die Mongolenherrschaft in keiner Beziehung Nowgorod berührte, so ist wohl anzunehmen, daß sich die Slaven immer mehr und mehr in den Ebenen festsetzten, welche die Biarmier verlassen hatten. Wiewohl viel weniger bevölkert als im vorigen Jahrhundert, so unterhielt doch Biarmien noch hinlängliche commercielle Beziehungen mit den Kaufleuten von Nowgorod; sie tauschten deutsche Tücher gegen Rauchwerk und Silber ein. Im Jahre 1372 brachte ein russischer Bischof, der heilige Stephan, die Lehre des Heils nach Biarmien, und die Historiker berichten, daß die im Lande zurückgebliebenen Einwohner von der Zeit an schnell ihre Nationalität zu verlieren anfingen. Nichtsdestoweniger bildete Biarmien noch eine eigene Provinz unter der Leitung eines Eingebornen. Erst hundert Jahre darnach, im Jahre 1472 sandte der damalige russische Czar Ivan III., in der Absicht, Nowgorods Macht zu vernichten, einen Heerhaufen nach Biarmien, um es seinem Scepter zu unterwerfen. Das Unternehmen gelang vollständig und der christliche Fürst Michael, der damals das Land im Namen Nowgorods verwaltete, gerieth selbst in russische Gefangenschaft. Indeß gaben sie ihm ohne Zweifel seine Freiheit wieder, denn sein Sohn regierte seitdem in Biarmien als russischer Vasall. Später, als unter dem Czar Ivan IV. im Jahre 1543 die Russen dort einen Gouverneur einsetzten, wurden ihm Abgeordnete des Landes an die Seite gegeben, bis 1613 die Eingebornen auch das Repräsentationsrecht verloren; damit ward diese Provinz, nachdem sie schon seit einigen Jahren als Leibgedinge gegolten hatte, förmlich dem Reiche einverleibt. Die Erwerbung Biarmiens hatte für Rußland keinen andern Vortheil als die Schwächung Nowgorods; denn als es in ihre Gewalt fiel, war diese weite Landschaft, deren Reichthümer einst die Gier der Skandinavier gestachelt, und in deren Schooß die Kaufleute von Nowgorod so manche Hülfsmittel gefunden hatten, im wahren Sinne des Wortes eine Wüste. Indeß ein unvermutheter Umstand sollte es alsbald seine frühere Wichtigkeit wieder erlangen lassen.

Nachdem das Cap der guten Hoffnung entdeckt worden war und Spanien und Portugal einen unermeßlichen Nutzen aus dem Handel mit Indien zu ziehen anfingen, beschloß die englische Regierung im Jahre 1553 drei Schiffe in das Eismeer zu schicken, um von Norden her einen Weg nach Indien aufzufinden; die Leiter dieser Seeexpedition waren Chanceller und Hugh Willoughby. Schon bei Beginn dieser gefährlichen Reise wurden die Schiffe durch Stürme getrennt; zwei von ihnen litten an Lapplands Küsten Schiffbruch und Willoughby ging dabei mit seiner Mannschaft zu Grunde. Lappländische Fischer fanden ihn todt in einer Schiffskoje, wo er vor seinem Tagebuche saß, mit dem er sich, wie es scheint, bis zum letzten Momente beschäftigt hatte. Chanceller war glücklicher: er gelangte in das weiße Meer und landete am 24. August 1553 in der Dwinabai, nahe am Kloster St. Nicolas und nicht weit von der Stelle, wo jetzt Archangel steht. Die Ankunft des englischen Schiffes erregte ungemeines Erstaunen in diesen Küstengegenden; hatte man doch seit Jahrhunderten an diesen Orten, die ehedem durch skandinavische Abenteurer und Kaufleute so bekannt waren, nur mehr kleine oder fremde Fahrzeuge, für den Fischfang bestimmt, gesehen. Denn die Handelsleute des westlichen Europa's wagten nicht ihre Waaren durch das weiße Meer nach Rußland zu senden, sondern hielten sich vielmehr an die Häfen der Ostsee und Nowgorod, wo die Hansa seit 1275 ein Comptoir errichtet hatte. Sobald die Engländer erfuhren, daß sie in Rußland seyen, erklärten sie, der Grund ihrer Landung sey, hier Handelsverbindungen anzuknüpfen und stellten dem Gouverneur ein Schreiben an den Czar zu; ein Courier brachte es Ivan IV., der damals regierte. Chanceller's Botschaft konnte nicht verfehlen, bei diesem Fürsten den günstigsten Eindruck zu machen. Rußland hatte am baltischen Meere gar keine Häfen; es verkehrte daher nur durch Vermittlung der Hansestädte mit dem übrigen Europa. Indeß seit der vollständigen Unterwerfung Nowgorods im Jahre 1475 hatten sich dieselben, da sie mit der Regierung in verschiedene Conflikte gerathen waren, von dem Verkehr mit Rußland fast gänzlich zurückgezogen. Dessen-

[1] So ward von den Skandinaviern die nördliche Hälfte Rußlands genannt, und dieser Name wohl auch auf dessen Hauptstadt Nowgorod übertragen.

ungeachtet lag mehr als je daran, das Land mit den übrigen Völkern Europa's in Berührung zu bringen, damit es von dem Zustande der Erstarrung, in den es die Tartarenherrschaft versetzt hatte, befreit würde. Dieser Umstand mußte Iwan IV., einen Fürsten, der den ihn umgebenden Verhältnissen vollkommen gewachsen war, gleich von vornherein dafür gewinnen; und so beeilte er sich Chanceller nach Moskau einzuladen und suchte ihm selbst diese Reise zu erleichtern.

Nachdem man den Reisenden, den der Zufall so zu rechter Zeit an Rußlands Küsten gebracht hatte, mit Gefälligkeiten überschüttet hatte, übergab ihm der Czar einen Brief an Eduard VI. Die Berichte, welche Chanceller erstattete, fanden in London lebhafte Aufnahme. Man sprach dort von Rußland, wie von einem erst jüngst entdeckten Lande und die Kaufleute vereinigten sich zu Handelsunternehmungen dorthin. Der Czar gestand ihnen bedeutende Privilegien zu: unter Andern durften sie keinen Eingangszoll bezahlen und ungehindert im ganzen Reiche ihre Geschäfte betreiben. [1] Kaum hatten die Engländer ihre Unternehmungen gegen die Dwina gerichtet, als die Mündung dieses Flusses bald schon ein neues Ansehen bekam. Zur Zeit der Landung Chancellers war sie wenig besucht, und von Bauten sah man dort nichts als eine kleine Verschanzung, Fort St. Nikolas genannt, ein armseliges Kloster und einige elende Häuser von Holz, da und dort am Ufer gestreut. Die Engländer besannen sich nicht lange an dieser Stelle Gebäude aufzuführen; so bauten sie große Schuppen bei Kolmogory, wo ihnen die Regierung ein Stück Landes zur völligen Verfügung geschenkt hatte. Da aber diese Stadt zu entfernt vom Meere lag, so entschloß sich die Regierung eine neue näher an der Mündung des Flusses zu gründen, die ausschließlich, wie eine Urkunde aus dieser Zeit bezeugt, für Fremde bestimmt seyn sollte. Diese Stadt, am rechten Ufer der Dwina und 60 Werste von der Küste des weißen Meeres gelegen, ist keine andere als Archangel; 1584 wurde mit ihr Anfangs der Name Novokolmogorsky — Neu-Kolmogory — gegeben. Unfern der Küste stand damals das Kloster des heiligen Erzengels Michael, und diesem Umstande verdankt wahrscheinlich Novokolmogorsky seinen jetzigen Namen.

Wenige Reisende erzählen uns von Archangel. Der erste Franzose, der einiges über diese Stadt berichtet hat, ist Jehan Sauvage [2] aus Dieppe. Das Schiff, auf dem er fuhr, ging im Monat Juni 1586 nahe an einer der Inseln, die an der Dwinamündung sind, vor Anker; über der Küste erhob sich ein Fort. „Unser Kaufmann — sagt Sauvage — stieg an das Land, um mit dem Commandanten des Forts zu sprechen und sich von ihm die Erlaubniß zum Durchzug nach St. Nikolas zu erbitten. Er antwortete, daß er nie Franzosen auf dem Wege nach St. Nikolas hier durchziehen gesehen habe, er auch ohne Befugniß sey, uns durchpassiren zu lassen. Unter solchen Umständen mußten wir einigen Herrn, die für uns das Wort ergriffen hatten, sehr ansehnliche Geschenke machen. Als wir ausgesogen waren und unsern Zoll bezahlt hatten, brachten die Diener des Gouverneurs Herrn Colas einen großen Topf von rothem Holze, der mehr als zwölf Kannen hielt, und ganz voll mit Bier von schwarzer Farbe und stärker als Wein; dies mußte alles getrunken werden. Die HH. Colas und Du Venel waren ärgerlicher über das viele Trinken, als über das Geld, welches sie eben ausgegeben hatten; doch um herauszukommen, mußte dieser Krug geleert werden, das ist einmal dort das Herkommen." Die Reisenden fuhren hierauf längs der Insel Gilledin (vermuthlich Liazomime, das der König von Dänemark mit Güte oder Gewalt haben wollte) und der kleinen Insel St. Nicolas hin, auf der sie einen von Soldaten bewachten Thurm und einige Häuser sahen. Hier legten die großen Schiffe an, da der Wasserstand des Flußes zu nieder ist, als daß er sie tragen konnte. Nachdem sie ihre Fahrt noch einige Stunden inmitten einer großen Inselgruppe fortgesetzt hatten, legte sich das französische Schiff am Fuße des Forts von Archangel vor Anker; dies besteht aus kunstvoll gekreuztem Balkenwerk, hat schöne Bastionen und mehr als zwanzig Geschützstücke von starkem Kugelmaß. Die Stadt zählte noch wenige Häuser von ganz erbärmlichem Aussehen; doch hatten die Franzosen durchaus keinen Grund über die dort gewordene Aufnahme sich zu beklagen.

Wir haben nun Archangel in seiner Entstehung gesehen. Ein holländischer Reisender, der es mehr als hundert Jahre darnach, im Jahre 1701 besuchte, hat eine mehr ins Einzelne gehende Beschreibung davon geliefert. Damals, sagte er, fand man dort eine Citadelle, ein Arsenal, große Schuppen für die russischen und fremden Waaren und eine große Anzahl Kirchen wie in den andern Städten des Reiches, aber all dieses war von Holz erbaut. Man ließ den Leuten ihre alten Gebräuche, die Gewalt der Regierung beschränkte sich auf die Garnison, indeß vier Bürgermeister die Civil- und Polizeigeschäfte besorgten.

Einige Tage vor der Ankunft des genannten Reisenden waren unvermuthet die Schweden mit drei Kriegsschiffen, einem Transportschiffe, zwei Galioten und einer Barke an der Dwinamündung erschienen. Die kleine Eskadre ankerte hier, indeß die beiden Galioten unter englischer Flagge in die Dwina einliefen. Diese kleinen Fahrzeuge, welche Archangel überrumpeln sollten, hatten sich mit zwei russischen Lootsen versehen, auf deren Berichte sich der commandirende Offizier verließ: eine Unklugheit, die ihm theuer zu stehen kam. Als die Schweden gegen 7 Uhr Abends auf zwölf Werste an die Stadt gekommen waren, wurden sie mit Kanonenschüssen aus einem Fort empfangen, von dessen Vorhandenseyn sie rein gar nichts gewußt hatten. Dieses Vertheidigungswerk, Novo-Drinko, war wenige Monate zuvor auf Befehl Peters I aufgeführt worden. Mit Verlust der einen ihrer Galioten und der Barke gewannen die Schweden in aller Eile das Gros ihrer Eskadre wieder, verbrannten aber aus Rache im Vorüberfahren einen Leuchtthurm und zwei am Flusse gelegene Dörfer. In der Voraussicht, daß sie wiederkehrten, führten die Russen nun unter den Mauern von Archangel Verschanzungen auf, und legten drei Brander und eine Kette von der Dicke eines Armes davor, um den Fluß abzusperren. — Die schwedischen Kriege waren für Archangel günstig; denn während eines jeden dieser Feldzüge nahm dort der Handel beständig zu, was indeß nicht unerklärlich ist. Die Schifffahrt auf der Ostsee bot damals den Handelsschiffen Gefahren dar, denen man auf dem Wege nach Rußland durch das weiße Meer auswich. Das ist es, warum der Wohlstand von Archangel bis in die ersten Jahre des 18ten Jahrhunderts im Wachsen begriffen war. Die Gründung von Petersburg, die

[1] Die Privilegien des englischen Handels in Rußland wurden noch mehr ausgedehnt durch Iwan IV., den Grausamen im Jahre 1567, wodurch derselbe auch den Beinamen des „englischen Czar's" erhielt. Beim Tode Karls I. von England durch den Czar Alexis Michaelowitsch, der über diesen Königsmord aufgebracht war, unterdrückt, wurden sie zum Theil durch die Kaiserinnen Anna und Catharina wieder erneut und dauerten bis zum Anfange dieses Jahrhunderts.

[2] Es ist bekannt, daß im Laufe des Jahres 1586 Heinrich III. von Frankreich an den russischen Czar Feder I., den Nachfolgers Iwan's IV. schrieb, um von ihm die Erlaubniß zu erlangen, daß die französischen Kaufleute frei in den Städten und Häfen Rußlands Handel treiben dürften; der Czar gab seine Einwilligung und seine Antwort ist vom Monat Oktober desselben Jahres datirt.

1703 stattfand, und hauptsächlich die Eroberung der deutschen Provinzen mußte natürlich diesen Aufschwung hemmen. Hat auch die Einfuhr ausländischer Producte in Rußland über Archangel bedeutend an ihrer frühern Wichtigkeit durch diese Territorialvergrößerung verloren, so ist dieß doch keineswegs mit der Ausfuhr der Fall, diese vermehrt sich vielmehr von Jahr zu Jahr in bemerkenswerther Weise.

Zur Geschichte des englischen Steuerwesens.

In dem Werke von John Francis: „Die Londoner Börse" ist eine Menge komischer wie ernster Notizen über alle möglichen Gegenstände der englischen Volks- und Staatswirthschaft zusammengestellt. Wir heben nach einem Auszug im Athenäum Français einige Züge über das altenglische Steuerwesen aus: „Bis zu den Zeiten Wilhelms III. war die Kunst Steuern zu erheben noch in ihrer Kindheit, obwohl man annehmen darf, daß der gute Wille dazu nicht fehlte, nur wußte man es nicht anzugreifen. Man war so wenig damit vertraut, daß Heinrich III. als er nothwendig 5000 Pf. Sterling (1,250,009 Frcs.) brauchte, auf den Gedanken kam, von jeder Pfarrei in England eine Abgabe von 1 Pf. St. 2 Sh. 4 D. zu fordern. Bei dieser Berechnung hatte er aber einen Umstand übersehen: es waren im ganzen Königreiche nur 8500 Pfarreien; er war also ganz erstaunt, als er sah, daß ihm diese Steuer nur 9500 Pf. St. eintrug. Aus Mangel an Erfahrung nahm man denn zu den unverantwortlichsten Mitteln seine Zuflucht. Man war so naiv in der alten guten Zeit! Man verkaufte magistratische Aemter; man verkaufte die Urtheile des Gerichts; Heinrich I. ließ sich bezahlen, damit er den Handel von Norfolk nicht störe, den Freiheitsbrief von Yarmouth nicht verletze; die Frau des Hugh von Neville gab ihm 200 junge Hühner, damit sie 12 Stunden lang bei ihrem Gemahl im Gefängnisse seyn könne; ein Abt bezahlte ihm eine beträchtliche Summe, daß ihm sein Holz nicht gestohlen würde.

Auf welch magere Auskunftmittel ließen sich jene Regierungen ein! Richard I gibt sich den Schein, sein Insiegel verloren zu haben, damit er Gelegenheit hat, neue Steueransprüche zu machen, und bei seiner Rückkehr vom Kreuzzuge nimmt er mit Gewalt das zurück, was er bei seiner Abreise verkauft hatte, vorschützend, er habe kein Recht zur Veräußerung gehabt. König Johann läßt die Concubinen der Priester verhaften, um Lösegeld zu bekommen. Heinrich II läßt alle Waaren in seinem Königreich in Beschlag nehmen, entlehnt darauf eine beträchtliche Summe zu bedeutenden Zinsen, und läßt sich dann durch das Parlament von allen Verbindlichkeiten frei sprechen. Eduard I bemächtigt sich unter dem Vorwande einer Reise ins gelobte Land des Geldes und des Silberschmucks der Kirchen und Klöster: die Reise hat er aber nie gemacht. Eduard III schafft Monopole, legt Geldstrafen auf, führt willkürliche Abgaben ein — alles mit Hintansetzung der Rechte und Einsprache der Kammer der Gemeinen.

Wegen Erpressungen wurde Richard II abgesetzt. Heinrich VII bringt für sich allein alle bis zu seiner Zeit bekannten Mittel, sich Geld zu verschaffen, in Anwendung: er fordert Geld von denen, welche ökonomisch leben, weil sie Ersparnisse haben müssen, und von denen, welche ein großes Gefolge haben, weil sie reich seyn müssen. Heinrich den Achten zwingt der Widerstand Englands und hauptsächlich Suffolk's, das sich empört, nachzugeben: da wirft er sein Augenmerk auf die durch die Klosterverordnungen aufgehäuften Schätze und eignet sich diese an. Elisabeth geht, nachdem sie in allen Punkten dem Beispiel ihres Vaters gefolgt war, noch weiter; denn sie kommt darauf, gewisse Gesellschaften zu zwingen, ihr mehr Geld, als sie nöthig hat zu leihen und dann bei ihr selbst wieder diesen Ueberschuß zu 7 Procent zu entlehnen gegen Verpfändung von silbernem und goldenem Tafelgeschirr. Karl I belegt das Silber seiner sämmtlichen Lieferanten mit Arrest und Karl II begibt sich in den Sold Ludwigs XIV.

Endlich kommt Wilhelm III und nun macht die Gewalt der Bestechung Platz. In die Regierung Wilhelms von Oranien fällt der Anfang des Geldwuchers, der Anlehen unter allen Formen: Annuitäten auf lange Frist und auf kurze Verfallzeit, lebenslängliche Leibrenten, Leibrentengesellschaften, Lotterien. Wilhelm war es, der durch die Gründung der englischen Bank auch den ersten Grund zur englischen Nationalschuld legte, jener Schuld von 28 Milliarden, von der ein Publicist im Jahre 1803, wo sie erst 17 oder 18 Milliarden betrug, sagte; „Wie viel wird die Welt dulden müssen, damit sich England aus dieser Lage zieht, dessen eigentliche Hypothek darauf ruht, daß es den Handel der ganzen Welt an sich reißt!" Unter der Regierung dieses Oraniers wurde die Bestechung so weit getrieben, daß bei den in 15 Jahren erhobenen 46 Millionen von 25 keine Rechenschaft gegeben werden kann. Man erkaufte die Stimme der Parlamentsmitglieder durch Stellen, Contracte, Titel, Versprechen, Anlehenstheile und Lotteriebillets.

Die Nachfolger Wilhelms zögerten nicht, einem so vortheilhaften Beispiel zu folgen, wie folgende Proben zeigen: Im Jahre 1742 hatte der Graf von Orford für die geheimen Fonds eine Summe von 1,384,600 Pfd. St. 3 Sh. 3 D. zu seiner Verfügung: davon gab er in den letzten sechs Wochen vor seinem Rücktritt allein den Journalen 50,077 Pfd. St. 8 Sh. Den Frieden vom J. 1763 brachte nur Geld zu Stande. John Roß Mackay, Privatsecretär des Grafen von Bute und später Ordonanzschatzmeister, sagt: „Ich selbst habe 120 Stimmen für diese wichtige Frage geworben; auf den Erfolg dieser Angelegenheit verwendete man 80,000 Pfd. St. Vierzig Mitglieder des Unterhauses erhielten jedes 1000 Pfd. Acht andere davon kaufte ich, den Kopf um 500 Pfd. Walpole trieb das Unwesen noch weiter: bei dem Diner, das er seiner Partei gelegentlich des Antritts seines Ministeriums gab, fand jeder Gast unter seiner Serviette ein Bankbillet von 500 Pfd. St.

Die Staats-Lotterie wird im Jahr 1563 zum erstenmal genannt. Sie wurde zu dem plausibeln Zweck eingeführt, die Seehäfen durch ihre Einkünfte wieder in guten Stand zu setzen. Als sie aber einmal bestand, machte man keine Umstände mehr, und jeder Vorwand, sie fortzuführen, war vollkommen. Der Scandal war jedoch so arg, daß sie im Jahr 1620 durch Staatsrathsbeschluß aufgehoben wurde. Aber solche Entdeckungen läßt man nicht gern fahren. Karl I stellte sie wieder her und seitdem wurde sie zu einer wahren Sucht, die von Tag zu Tag wuchs. Im J. 1772 wurde England förmlich damit überschwemmt; da gab es eine Lotterie der Magazinbesitzer, der Schneider, der Corsettmacher, der Handschuhmacher, der Hutmacher, eine Lotterie der Theehändler, der Verkäufer von Rauch- und Schnupftabak; in einer Lotterie der Barbiere wurde man gegen 3 Pence rasirt und konnte, wenn das Glück wollte, 10 Pfd. St. gewinnen; es gab eine Lotterie der Stiefelwichser, der Traiteure, wo man um 6 Pence eine Portion Fleisch und ein Billet mit der Anweisung auf ein Loos von 60 Pfd. St. erhielt; eine Lotterie der Austernhändler, wo man eine Partie Austern und die allenfallsige Aussicht auf ein Loos von 5 Guineen gewann. Am Ende einer schmalen Allee sah man über einer Wurstboutique angeschrieben: „Wer hier für einen Farthing (9 Liards)

Wurst kauft, der kann, wenn ihn das Glück begünstigt, ein Capital von 5 Shilling (6 Fr. 25 Cent.) gewinnen."

Folgende Anekdote zeigt, bis auf welchen Grad der Tollheit die Hoffnungen der Spieler gestiegen waren. Ein Ausgeber glaubte sich seines Gewinns schon so sicher, daß er bereits, wie man in seinem Felleisen fand, den Plan sein Geld zu verwenden entworfen hatte. „Sobald ich mein Geld empfangen haben werde, heirathe ich die Grace Towers; sobald sie sich aber gegen meine Person widerwärtig und geziert zeigt, so hat sie bei mir die Dienste einer Magd zu versehen. Jeden Morgen muß sie mir ein Glas starkes Bier mit einer gerösteten Brodschnitte, einen Muscat mit Zucker zubereiten. Bis 10 Uhr werde ich schlafen, und dann eine gute Kanne Milch mit Wein genießen. Um 1 Uhr wird das Diner an einer Tafel eingenommen, wobei es nie an einem guten Pudding sowie reichlichem Vorrath von Wein und Branntwein fehlen darf. Um 5 Uhr Nachmittags sollen Torten, Gelees und eine Bowle Punsch — eine Gallone haltend — servirt werden. Um 10 Uhr will ich ein warmes Souper mit zwei Platten. Bin ich gut aufgelegt und erweist sich Grace liebenswürdig, so darf sie sich an meinen Tisch setzen. Mit dem Glockenschlag 12 lege ich mich zu Bette." Dieses schöne Project kam aber nicht zur Ausführung; der es entworfen, gewann nichts in der Lotterie und entleibte sich aus Verzweiflung.

Kaum je ist auf eine Institution ein so ununterbrochener Sturm der öffentlichen Meinung so lange vergeblich gemacht worden, wie auf die englische Staats-Lotterie: Staatsmänner, Moralisten, Gemeindebehörden, die berühmtesten Namen wie Adam Smith brandmarkten sie. Aber erst am Abend des 18 October 1826 endigte sie durch einen Parlamentsbeschluß.

Die Einführung der Kamele in Nordamerika.

(Von G.)

Immer mehr gewinnt in Nordamerika die Ueberzeugung Raum, daß das Kamel namentlich bei Reisen durch die dürren, wasserlosen Gegenden zwischen dem Colorado und der Sierra Nevada einen unschätzbaren Nutzen gewähren wird. Deßhalb hat denn auch der Kriegssecretär in einem Bericht an den Congreß vorgeschlagen, daß man eine Summe zur Einführung dieser Thiere bewilligen möge, um zunächst ihre Brauchbarkeit zu erproben.

Heap, ein Nordamerikaner, der sich viele Jahre in Asien und Afrika aufgehalten hat, theilt folgendes über das Kamel mit: 1) wie lange können Kamele und Dromedare Hunger und Durst ertragen? Der bekannte Reisende im Orient Tavernier berichtet, daß seine Kamele auf der Reise durch die große Wüste von Aleppo nach Ispahan neun Tage lang nichts getrunken haben. Der französische Missionär Huc, welcher in den Jahren 1844 bis 46 die Tartarei, Tibet u. s. w. bereiste, gibt manchen interessanten Aufschluß über dieß Thier. Unter andern erzählt er von der Ortos-Wüste an der nördlichen Gränze von China: hier war das Wasser überall Brackwasser, der Boden dürr und mit salzigen Krystallisationen bedeckt. Alles übrige Vieh leidet bei dieser Unfruchtbarkeit, das Kamel dagegen ist seiner starken Natur wegen für die dürrsten Gegenden geeignet und dient dem Tartaren statt aller übrigen Thiere. Sie nennen das Kamel mit Recht den Schatz der Wüste, es kann Nahrung und Trinken 14 Tage oft selbst einen Monat lang entbehren. Mag die Gegend noch so ärmlich seyn, es findet überall hinlängliche Nahrung, um seinen Hunger zu stillen. In den unfruchtbarsten Ebenen finden sich Gräser, die kein anderes Thier berührt, diese sowie Büsche und dürres Holz dienen dem Kamel zum Futter." In der Berberei können sie während der unerträglichsten Sommerhitze fünf Tage lang ohne zu trinken existiren, wenn sie nur sehr wenig oder gar kein Gras finden; gibt es Gras, so entbehren sie des Trinkens namentlich während des Frühlings drei Wochen hindurch.

2) Ihre Stärke, Schnelligkeit und Ausdauer. Kein Thier kann sich mit dem Kamel in Stärke und Ausdauer messen. Shaw, welcher Arabien bereiste, erzählt, daß auf seinem Wege nach dem Berge Sinai durch eine sehr heiße und steinige Gegend jedes Kamel eine Last von 734 Pfund zu tragen und dabei bisweilen an einem Tage fünfzehn Stunden zu marschiren hatte, drei (englische) Meilen auf die Stunde gerechnet. Ein anderer Reisender (F. A. Neale, acht Jahre in Syrien) berichtet: „das turkomannische Kamel, das bei weitem schöner ist als das syrische, trägt, wenn es auf beiden Seiten gleichmäßig beladen wird, zwei Ballen, die zusammen eine halbe Tonne wiegen können." Huc bemerkt: „obschon die Nahrung des Kamels so wenig kostet, so kann es doch erst in den Gegenden vollständig gewürdigt werden, wo es fortwährend im Gebrauch ist. Gewöhnlich beladet man dasselbe mit sieben- bis achthundert Pfund, und mit dieser Last kann es täglich ungefähr zehn (französische) Meilen machen." In der Berberei tragen sie 550 bis 600 Pfund und gehen damit täglich vierzig (engl.) Meilen.

3) Die lange Lebensdauer des Kamels. Buffon behauptet, daß die Kamele 40—50 Jahre leben. In Tunis leben sie volle 50 Jahre. Huc sagt, daß sie viele Jahre hindurch kräftig bleiben und wenn man sie im Frühjahr eine kurze Zeit ruhig weiden läßt, 50 Jahre lang diensttauglich sind.

Das Kamel besitzt also mehr nützliche Eigenschaften als irgend ein anderes der dem Menschen beigegebenen Hausthiere. Es kann mehr als drei Maulthierladungen tragen, und begnügt sich mit so wenig Nahrung wie der Esel. In Asien und Afrika machen die Karawanen oft Reisen von 2—3000 (engl.) Meilen, und zwar 30—35 Meilen täglich. Das weibliche Kamel gibt ausgezeichnete Milch, und zwar länger wie die Kuh; oft ist diese Milch das einzige Nahrungsmittel der Araber auf ihren langen Reisen. Ihr Haar erneuert sich alljährlich, und es wird mehr gesucht als die beste Wolle.

Das Dromedar ist noch rascher, und hält noch länger aus als das Kamel. Eine Gesellschaft Araber machte auf Dromedaren die Reise von Tripolis nach Tunis, also eine Entfernung von 600 (engl.) Meilen, in vier Tagen. Auf solchen Reisen tragen sie keine schweren Lasten, sondern den Reiter mit seinen Waffen und Vorräthen, also ungefähr ein Gewicht von 250 Pfund. Dromedare, welche Depeschendienst thun, und nur einen Reiter tragen, machen 80 (franz.) Meilen täglich.

Wenn Naturforscher behaupten, daß die Kamele in kalten Klimaten nicht leben können, so hatten sie dabei wahrscheinlich die arabischen im Sinne. In der europäischen Türkei, wo die Winter sehr streng sind, bedient man sich der Kamele in allen Jahreszeiten. Dasselbe geschieht im Winter wie im Sommer in den hohen Steppen der Tartarei, 50 Grad nördlicher Breite.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. 22 September 1854.

Eine vorderasiatische Religionsform.

Herr Victor Langlois gibt im Athenaeum français nach arabischen Manuscripten, die in Syrien und Armenien aufgefunden worden seyn sollen, eine kurze Skizze über eine in Syrien heimische Religionsform, die bisher noch wenig gekannt war und welche manches Merkwürdige bietet. Der Abriß sagt im Wesentlichen folgendes: „die Nussaries, die man allgemein für Abkömmlinge der Perser hält, bewohnen die Berge von El-Kelbie, die sich von Tripolis in Syrien bis Adana hinziehen. In dieser letztern Stadt wie in Antiochien sind sie sehr zahlreich, wenn sich auch schon ein Theil von ihnen für Bekenner des Islam ausgibt, um Einfluß zu gewinnen: ein Mittel, das wirklich schon einige zu hohen Würden geführt hat. Ihre Religion ist ein dunkles Gemenge von Götzendienst, Judenthum, Christenthum und Islam; sie glauben an die prophetische Natur Jesu Christi, citiren in ihren gewöhnlichen Unterredungen mit den Christen die Namen der Apostel, für die sie eine große Verehrung zu haben scheinen, sowie auch verschiedene Stellen aus dem Evangelium und den Psalmen Davids; sie ehren, wie die Muselmänner, den Namen Maria, und halten das Weihnachtsfest und Neujahr nach dem julianischen Kalender. Vom Islam haben sie die Benennungen mit Ausnahme der Namen Omar und Abu-Bekr, die sie verabscheuen, angenommen. Auch ihnen ist der Koran göttlichen Ursprungs: er wurde nach ihrer Aussage einem Mohammed, einem Propheten ihrer Secte, offenbart, und nicht dem Mohammed der Araber, den sie des Betrugs beschuldigen und Akrab „räudig" nennen.

Ueber ihre eigentlichen Religionsgrundsätze konnte Folgendes in Erfahrung gebracht werden. Sie theilen sich in vier Ritus: chamsi, camari, kelleizi und chémalli. Der chamsi verehrt die Sonne, der camari den Mond, und beide bezeichnen jedes dieser Gestirne mit âli-el-ôla d. i. Oberstes des Firmaments, oder émir-el-nahl d. i. Fürst der Bienen; darunter verstehen sie nämlich die Sterne, welche sich um Sonne und Mond drehen, wie der Bienenschwarm den Stock umschwärmt. Der Himmelsraum ist ihr Paradies und jeder Stern gilt ihnen als die Seele eines Auserwählten. Ferner glauben sie an die Seelenwanderung und zwar in der Weise, daß die Seelen der Guten nach einer festgesetzten Reihe die Körper von Thieren durchwandern müssen, besonders die von geflügelten Thieren und dann als Sterne an den Himmel versetzt werden, während die Seelen der Bösen sich vor ihrer Versetzung in den Himmels in den Körpern der unreinen und Lastthiere aufhalten.

Die Religion der Nussaries ist eine durchaus mystische, der Mann allein ist darin eingeweiht, der Knabe wird es erst wenn er zum Manne reift, nachdem er von den Scheiks dazu vorbereitet wurde, die ihm enthüllt werdenden Mysterien gehörig zu bewahren. Die Ceremonie der Einweihung (teznir) geschieht in Gegenwart von zwei Zeugen, Pathen genannt. Die Geheimlehre, welche die Grundlage dieses Bekenntnisses bildet, ist in keinem ihrer Bücher aufgezeichnet, sondern pflanzt sich durch mündliche Tradition an die Eingeweihten fort und heißt serr-el-teintein „das Geheimniß der Zwei." Was die chémalli und kelleizi betrifft, so weiß man nicht wie sich diese beiden Seiten zu denen der chamsi und camari verhalten.

Die Nussarie's geben sich bei einer Begegnung durch bestimmte Zeichen gegenseitig zu erkennen; den Turban tragen sie erst nachdem sie die Weihe empfangen. Die Frauen sind von aller Religionsausübung ausgeschlossen, ja sie haben nicht einmal einen Begriff von der Religion, und dieß aus dem Grunde, damit ihre Mysterien, wie die Nussaries sagen, nie verbreitet würden. Darauf halten sie so viel, daß man Glieder dieser Secte schon den Märtyrertod erleiden und auf der Folter sterben sah, weil sie von ihren Mysterien nichts verrathen wollten.

In Betreff des äußern Cultus ist zu bemerken, daß sie Priester haben, welche dreimal des Tags unter freiem Himmel predigen, während die mehr auf die Sacramente bezüglichen Gottesdienste bei Sonnenaufgang gehalten werden. Sie kehren sich dabei gegen Osten; bemerken sie aber in dem Augenblick einen Christen, einen Moslem, einen Juden oder ein unreines Thier vorübergehend so ist ihr Gebet nicht gültig. Gleich den Mohammedanern haben auch sie die Reinigungen und die Beschneidung. Der größte Theil von ihnen fastet, wie sie sagen, während des Ramadan und an den Vorabenden gewisser Feste, wie sie überhaupt zu verschiedenen Zeiten des Jahres Fasten halten. Der Genuß des Schweinefleisches und des Fleisches von Thieren weiblichen Geschlechts ist ihnen verboten, ebenso auch das Fleisch aller einäugigen, hinkenden, verstümmelten oder von einem Christen getödteten Thiere; hingegen dürfen

sie geistige Getränke genießen. An den Hauptfesttagen versammeln sich die Nussaries und die Scheiks segnen den Wein, den sie an die Anwesenden vertheilen. Diese Feste heißen (Aïd-Goddhâs) (Feste der Messe). Derartige Zusammenkünfte finden auch statt, wenn ein Privatmann zur Abwendung einer Krankheit Gelübde thut, ein Gläubiger abreist oder wiederkehrt ꝛc. Gewöhnlich strömt da eine Masse Menschen zusammen, denn jeder hat an dem reichen Mahle Theil, welches die das Gelübde erfüllende Person hält; die Scheiks, die bei diesen Ceremonien sehr zahlreich erscheinen, erhalten außerdem noch von dem Gelobenden Geld.

Mit Unrecht glaubt man, daß es bei den Nussaries auch nächtliche Zusammenkünfte der Männer und Frauen gäbe; diese Ceremonie kommt bloß bei den Ismaeliten vor. Was ihre Sitten betrifft, so sind sie, ihren Religionsgrundsätzen gemäß, außerordentlich gastfreundlich. So gilt ein Nussarie, der zu seinen Lebzeiten viele Mahle gegeben hat, in den Augen seiner Glaubensgenossen für einen Heiligen (santon); es wird deßhalb über seinem Grab eine Art Kuppel errichtet und dort Weihrauch verbrannt: das ist der Grund, warum man in den von den Nussaries bewohnten Gegenden so viele Kuppeln sieht.

Auf Gastfreundschaft wird bei ihnen so streng gesehen, daß sie selbst den letzten Bissen Brod dem Gaste geben müssen. Bei vielen Grabmälern von Heiligen findet man Feldgüter, deren Erträgnisse man zum Ankaufe von Lebensmitteln verwendet, die dann zubereitet und am Festtage des Ortes bei verschiedenen Zusammenkünften vertheilt werden. Bei solchen Gelegenheiten strömen oft mehrere Tausende zusammen.

In Schreiben und Lesen besteht bei den Nussaries alles höhere Wissen (?). Wer diese beiden Bedingungen erfüllt, kann Scheik werden, welche Würde sich in der Familie forterbt. Polygamie wie Ehescheidung sind bei ihnen erlaubt. Die Heirathen geschehen durch die Vermittlung des Scheik und die Zustimmung des mögaddam, des obersten Civilbeamten des Bezirks: dieselbe erfolgt durch ein Schreiben, wofür je nach den Mitteln der Contrahirenden mehr oder weniger bezahlt werden muß. Wie bei den Mohammedanern gibt auch hier der Bräutigam seinen zukünftigen Schwiegereltern eine verabredete Summe, die zum Theil die Aussteuerkosten decken soll.

Allenfallsige Familien-Streitigkeiten werden durch die Scheiks geschlichtet. Im Allgemeinen sind die Nussaries indolent, abergläubisch, unwissend, zu Mord und Diebstahl geneigt, trotz der strengsten Verwarnungen davor von Seiten der Scheiks, die überhaupt vor allem Unerlaubten zurückschrecken und darum — außer bei ihren Festen und Zusammenkünften, wo alles was aufgewendet wird auf ehrlichem Wege erworben seyn muß — nur im eigenen Haus essen, aus Furcht sie möchten bei dem gebotenen Mahle auf unrechte Weise Erworbenes genießen.

Zwischen den Bewohnern zweier angränzenden Bezirke gibt es gewöhnlich Mißhelligkeiten, denn die Noussaries sind rachsüchtig, ihr Groll erbt sich in der Familie, ja selbst im Bezirke fort und wird nur vergessen wenn die Schmach gerächt, und, wofern nicht Blutgeld bezahlt würde, Mord mit Mord vergolten wird.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert sind die Nussaries in das Paschalik Adana ausgewandert, in Folge der Plackereien, die in Syrien gegen sie verübt wurden. Auch der District von Latalie verliert täglich von seiner Bevölkerung zum Schaden des Schatzes und des Wohlstandes der Bevölkerung.

Ein Manuscript aus der Bibliothek des Mufti-Effendi von Adana enthält noch folgende Notizen über dieses seltsame Religionsgemenge. Der Stifter der Religion der Nussaries ist Abu-Hamden-el-Schusaibi, der im 3ten Jahrhundert der Hedschrah gelebt zu haben scheint; es sind also diese und die der Drusen von gleichem Alter. Die Dogmen sind: 1) „die Göttlichkeit Ali's, Mohammeds Eidam und Sohnes des Ibn-Abu-Thaleb, der siebenmal Mensch geworden; 2) eine Dreieinigkeit, welche sich während sieben verschiedener Epochen unter verschiedenen Namen offenbart; diese Dreieinigkeit heißt Mohanâ (Sinn), Sûn (Name) und Bâb (Pforte) und wird durch die arabischen Buchstaben aïn, mim und sin bezeichnet, die Anfangsbuchstaben der Namen Ali, Mohammed und Seliman; Jesus Christus und Mohammed gelten ihnen als Eine Person, die sich zu zwei verschiedenen Epochen offenbart hat; ferner haben sie mehrere Messen, die Bakour-, die Asan-, die Tib-Messe, von verschiedenem liturgischem Ceremoniell, in welchen das Weihrauchopfer eine große Rolle zu spielen scheint. Die Muselmänner und Drusen werden von ihnen verabscheut, und es finden sich bei ihnen mehrere Bücher polemischen Inhalts, die gegen diese gerichtet sind. Durch Missionäre machen die Nussaries viele Proselyten."

Soweit Herr Langlois. Diese Religionsform ist aus mehrfachen Gründen von Interesse. Zunächst verräth sie einen Eklecticismus, der einigermaßen die Religionsmengerei erinnert, welche beim Zerfall der antiken Religionen in den Zeiten des sinkenden Römerreichs als ein so auffallendes Zeichen des Todes und der Verwesung jener Völker sich kund gab. In dieser Nussarischen „Religion" sind Spuren des alleraltesten Sterndienstes, welchen schon die Bibel erwähnt, indische Reminiscenzen (in dem Artikel von der Seelenwanderung), Anklänge an den Islamismus, von dem aber sehr ketzerische Abweichungen gelehrt werden — so daß man fast glauben möchte, das islamitische Element dieser Religion sey mehr eine kluge Accommodation an das herrschende Regiment — endlich gar Elemente des Christenthums. Die Behauptung, daß Mohammed und Christus Eine Person seyen, die sich nur zu verschiedenen Zeiten geoffenbart, ist — abgesehen von der speciellen Anwendung auf Mohammed — eine Lehre, welche auch gewissen christlichen Secten nicht fremd ist, wie z. B. die Montanisten in ihrem Sectenhaupt die Offenbarung des heiligen Geistes sahen, wodurch das Christenthum seine nothwendige Ergänzung bekomme. Der andere Punkt, durch welchen diese Religionsform auffällt, ist die Festhaltung der Form eines Ordens mit einer Geheimlehre. Die Gebräuche haben vieles was an die Freimaurerei erinnert, z. B. die Grade, die Ausschließung der Frauen. Auch von Schamyl und seinen Müriden weiß man, daß sie über der allgemeinen Lehre des Islam ein System von Graden haben, in denen man nach dem Maß besonderer Erleuchtung aufsteigt. Das Umsichgreifen solcher Religionsformen würde unsere obige Andeutung bestätigen, daß sie ein Zeichen vom Zerfall des eigentlichen Islam sind, gegen dessen Erstarrung solche Neuerungen als belebende Reformversuche anzusehen wären. Die Fehler, welche von der Masse der Secte erwähnt werden, wäre hiergegen kein genügender Einwand: denn keine Religion darf man kurzab nach ihren Erfolgen bei der Masse beur-

theilen. Die Sittenstrenge der Scheiks und ihre Bemühungen, die Menge im Geist eines guten Wandels zu erhalten, sprechen für sie. Die obige Skizze des Herrn Langlois bietet zu wenig Anhaltspunkte, um entscheiden zu können ob die abergläubischen Elemente der fraglichen Religionsform nicht Verunreinigungen sind, welche gegen die Tendenz der Ordensobern gehen, wie ja auch die Israeliten immer Rückfälle in die Abgötterei sich zu Schulden kommen ließen.

Das Burzenland in Siebenbürgen.

Von Georg Binder.

(Schluß.)

Die Bevölkerung des in Rede stehenden Gebietes ist bunt und vielzungig, wie das in Siebenbürgen — man muß in einigen Beziehungen wohl sagen — leider so sehr häufig der Fall. Von der früher angeführten Zahl weist jene Aufnahme, wenn dieselbe gleich 100 gesetzt wird,

Sachsen und andere Deutsche	29
Walachen (fast)	48
Magyaren	$18^1/_3$
Zigeuner	$4^1/_3$
Andere Stämme (fast)	$0^1/_2$.

Seit den Zeiten der „Ritter“ sind die Sachsen lange die einzigen oder doch fast ganz vorherrschenden Bewohner der Landschaft gewesen. Erst ziemlich spät, als sie das Bedürfniß empfanden, die weitläufigen Gebirge einigermaßen zu benutzen und der (durch Kriege, Seuchen und dergl. so häufig gezehntete ja noch stärker herabgesetzte) deutsche Stamm dazu bei weitem nicht ausreichte, zogen sich Magyaren und Walachen an die Säume des Thales, vorzüglich gegen Süden hin, letztere zumal seit dem 17ten Jahrhundert. So finden wir gegenwärtig eine beträchtliche Zahl von Magyaren (aus dem Szeklerland eingewandert) im SO. in den „sieben Dörfern,“ über 3000 auch im Norden an den Abfällen des Geisterwaldes und ebenso viele in Kronstadt. Die, was Zunahme (von innen und außen) anbelangt, die Magyaren, mehr noch aber die Sachsen übertreffenden Walachen leben in schon überwiegender Menge in den, zuerst wohl hauptsächlich magyarischen, „sieben Dörfern,“ dann in fast ähnlichem Verhältniß in Kronstadt und Rosenau, ausschließlich in mehreren Dörfern am Törzburger Paß und an der obern Burzen und in nicht kleiner Zahl auch in fast allen übrigen (vor hundert und fünfzig Jahren noch rein) sächsischen Orten. So wird den ursprünglichen Bewohnern der letztern ohne und mit ihrer Schuld durch jenen Volksstamm von zweifelhaftem Ursprung [1] der Raum allmählich immer mehr beengt, und der Beobachter der menschlichen Zustände findet hier — ganz abweichend von den Vorgängen in andern Gegenden — den Fall, daß das rohere und bis jetzt auch für abendländische Entwicklung weit weniger empfängliche Volk das sonst doch zu dauernden Ansiedlungen so geeignete deutsche einschränkt und überwuchert. Es gibt keinen Ort in unserm Gau, in welchem nicht wenigstens einige Hausstände von dieser Zunge zu finden wären, und wo sie — wenn auch Anfangs immer nur als besitzlose Hirten und Taglöhner — auftreten und sich niederlassen, da sind schon ihre nahen Nachkommen, gleich denen der Schwaben im Banat (und in andern Theilen von Ungarn), der Deutschen in mehreren Strichen von Böhmen und a. O., Eigenthümer von Gründen und zumal von Vieh, das sie auf beliebte bequeme Weise mit ernährt. [1]

Man besucht die sächsischen Orte mit Vergnügen, ja zumal wenn man auch ein Deutscher, dazu vielleicht ein aus der Ferne herzugereister, nicht ohne herzerhebende Gefühle. Denn man sieht es dort an und in sehr vielem, daß die Menschen seit lange rührig, dabei freilich auch sehr haushälterisch gewesen. Sie haben durchschnittlich schöne gerade Gassen angelegt, ihre Häuser, Kirchen, Schulen, Wirthshäuser und dergl. tüchtig von Steinen aufgeführt und so gebaut, daß in ihnen auch die Enkel gut wohnen können. Nicht selten sind hier auch die Wirthschaftsgebäude von feuerfester Beschaffenheit — kurz diese Dörfer haben fast ohne Ausnahme ein überaus stattliches Ansehen. Rosenau, Neustadt, Honigberg, und vor allen Zeiden sind in allen diesen Beziehungen mit dem vollsten Recht zu rühmen und machen auf den Fremden gewiß einen unauslöschlichen Eindruck, zumal auch die Umgebungen so schön und die „Gränzen der Türkei“ hier so nahe sind. Ich will des Raumes schonen und einiges auch der Einbildungskraft der Leser überlassen, versichere aber daß vor mehreren dieser Orte, mit ihren starken Wohn-, ihren oft fast ausgezeichneten öffentlichen Häusern, ihren köstlichen Röhrenbrunnen u. s. w. nicht wenige norddeutsche Städtchen, ja Städte die Segel streichen müssen, wenigstens was die äußere Erscheinung betrifft, und daß die großartige Gestaltung der Landschaft sich auch in den sie schmückenden Orten sehr treu abspiegelt. Von den Sachsen haben (bis jetzt fast allein) auch die Magyaren und mehrere Walachen der Mehrzahl der sieben Dörfer den Werth von Gebäuden schätzen gelernt, welche den Feuersbrünsten nicht so ganz erliegen, daß davon, wie hier zu Land und in Ungarn häufig geschieht, kaum ein Rauchfang übrig bleibt, ja fast zu neuen Festsetzungen der Hofgränzen geschritten werden muß, und bauen zum Theil recht ansehnlich, ja geziert, richten auch ihre Wohnungen

---

[1] Wie ich weiß, behaupten Grimm u. a., die Walachen seyen deutschen Stammes, und in der That scheint Einiges dafür zu sprechen. Allein die Annahme hat dessen ungeachtet weit mehr für sich, daß die Voreltern dieses Volkes — gleich den früheren Bewohnern des ganzen östl. Europa — Slaven gewesen, die von den Römern in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft in diesen Gegenden nur äußerlich einigermaßen lateinisch gemacht wurden. Diese Frage zu einiger Befriedigung zu lösen ist noch immer eine und zwar nicht wenig lohnende Aufgabe für Geschichts- und fast noch mehr für Sprachforscher. (Anm. d. Eins.)

[1] Schott in seinem nicht wenig anziehenden Werk „walachische Märchen“ (aus dem Banat), Stuttgart 1850, sagt, übereinstimmend mit andern glaubwürdigen Zeugen, daß die Deutschen in der erwähnten vortrefflichen Landschaft wegen ihrer Rührigkeit, Wirthschaftlichkeit und allgemein höheren Bildung ihre Umwohner (die Raizen und Walachen) auf die friedlichste Weise in fast allen Beziehungen fort und fort überholten. Ganz Aehnliches, ja noch Bedeutenderes wird von den Deutschen anderer Gegenden, zumal an den nördlichen Gränzen von Böhmen berichtet. (Anm. d. Eins.)

innen so ziemlich nach sächsischen Vorbildern ein u. s. w. — aber das so bürgerlich gleiche Ansehen, das nicht wenige lange Gassen sächsischer Orte auf so ansprechende Weise zeichnet, findet man hier fast noch nirgend. Fern im Westen sind die walachischen Dörfer nur ausgedehnte Gruppen oder Gassen ganz hölzerner Häuser, und die oft durch Viehzucht nichts weniger als armen Menschen haben wohl Holz im Ueberfluß, brennen aber Ziegeln, höchstens zum Bau und zum Decken von Kirchen, haben wohl Steine die Hülle und Fülle selbst vor den Häusern und in den Gärten und den sie zunächst begränzenden Grasstücken, aber sie machen sich nicht die Mühe sie zusammenzubringen und daraus sich tüchtige Wohnungen zu bauen, das Aufblocken aus Buchen-, bisweilen auch Fichtenstämmen und Decken mit Schindeln aus dem letzteren Holz oder noch häufiger Stroh verträgt sich besser mit ihrer schwer zu verläugnenden Liebe zum „süßen Nichtsthun."

Von Kronstadt noch etwas insbesondere. Eine gleiche Lage hat wohl kaum eine andere Stadt von solcher Volksmenge [1] und sonstiger Bedeutung in Europa. In so beschränktem, engem und hinter so rauhen Bergen verstecktem Thal sucht man höchstens ein Dorf, zumal eines, das sich — wie vor Jahrhunderten im Abend- in neueren Zeiten noch in Griechenland, im Kaukasus u. s. w. — vor feindlichen Angriffen auch durch Unzugänglichkeit seiner Lage sicher stellen muß. Ehedem lag die Stadt außen an den Anfängen der Ebene, aber die Noth der Zeit drängte sie in das kleine Thal eines elenden Bächleins, und man sieht außer einer alten schönen Kirche, welche die Fliehenden eben da draußen lassen mußten, und dem frei emporragenden Schloß nichts von der Stadt bis man nicht schon drinnen ist, wie von Bamberg, von Genua bei dem Hinabsteigen von dem Rücken der Boschetta und von einigen andern Städten. Das Thal hat zwei Oeffnungen in die große Fläche und zwischen denselben steht der stattliche Schloßberg mit seiner alten, in neueren Zeiten besser eingerichteten Befestigung. In beide Thalausgänge erstrecken sich ansehnliche aber viel mehr lange als breite Vorstädte, von denen besonders die (bezeichnend sogenannte) „Altstadt" gegen die schon erwähnte Bartholomäuskirche die Geduld des oft ermüdeten Reisenden wegen ihrer beträchtlichen Länge auf das höchste spannt. Vielleicht noch länger ist die „obere Vorstadt," weiter im Thal hinauf bis dahin, wo es sich im SW. fast schließt. Zwischen beiden, an ihren Enden wohl $^3/_4$ Meilen von einander entfernten Vorstädten liegt die innere Stadt, angelegt und stattlich befestigt etwa zu Anfang des 15ten Jahrhunderts (und natürlich auch später noch verstärkt). Sie bildet ein nicht großes Viereck, wird von Gräben, Mauern und (mit den Basteien) früher 39 Thürmen eingeschlossen und ist innen schön eben.

Was aber der Stadt außer diesen leider verfallenden Denkmälern einer rüstigen Zeit zu ganz vorzüglicher Zierde gereicht, ist der dicht an ihrer Seite mit sehr großer Steilheit sich erhebende Capellenberg, dessen Abhang mit einem prächtigen Buchenwald bekleidet ist und dessen Gipfel (die Zinne genannt und noch altes Burggemäuer tragend) als schroffe Zinke von Kalkfels drohend emporragt und weit in das in günstigem Licht wahrhaft entzückende Land hinausschaut. Auf diesen, von der Fläche an der evangelischen Hauptkirche um 1265 F. erhobenen, malerischen Berggrat führt ein bequemer Schneckenweg, und wenn du da droben stehest, in einer Höhe von 3054 F. d. i. nicht viel niedriger als der (3508 F. hohe, aber ungemein rauhe) Brocken, aber noch umgeben von schönem Laubgehölz und mehreren schmucken Blumen, übersiehst du die Stadt wie von einem ungeheuern Wartthurm, kannst die zahllosen umschließenden Gärten, fast alle ihre langen und kürzeren Gassen über- ja in sie hineinsehen, die starken Befestigungen des innern Theiles im Ganzen betrachten, in diesem wie in einem in Vogelansicht vor dir ausgebreiteten Raum jedes Haus, ja einen großen Theil der Thore und Fenster zählen, das drunten wogende Gewühl mit Einemmal übersehen, kurz du wirst nicht müde, das köstliche Bild zu betrachten, so oft du auch zu seinem Genusse gelangen magst; sonnenhelles Wetter insbesondere hebt es ungemein und gießt über dasselbe einen wonnigen Glanz, aber auch bei dem milden Schein des Mondes hat es einen ganz eigenen Reiz, der noch erhöht wird durch die feierliche Stille, die dann über die Tiefe des Stadtthales wie über die ganze herrliche Gegend ausgegossen ist. Und zu dem allem noch der weite Gesichtskreis gegen Norden und Osten in die reichbewohnten Thäler an der Burzen, dem Alt, dem Tatrang und dem Fekelnügy bis weit hinaus zur tiefen Einsattelung des Gebirges, hinter welcher die stürmischen Wegen des hellen Oitosflüßchens auf kürzerem Weg (als durch den Alt) zur Donau und mit zum nahen Meer hinabeilen. Ja, das Ganze der Aussicht, wie sie die Zinne des prächtigen Capellenberges dem Ersteiger darbietet, findet sich nicht an sehr vielen Orten, und ich wüßte mindestens kaum Eine etwas größere Stadt zu nennen, die in solcher Nähe eine so überraschende, dazu so mannichfaltige, ja herzerhebende Um- und Rundsicht darböte, und jener merkwürdige Berg steht dazu so geeignet neben den Gräben und Mauern der alten Stadt, daß man ihr kaum eine herrlichere Höhe für diesen Zweck hätte wünschen können.

Die Stadt selbst hat ein sehr verschiedenartiges Ansehen. Die Altstadt und die gegen SO. sich erstreckende Vorstadt („die Blumenau") gleicht einer behäbigen Mittelstadt, und wer sie durchschreitet erkennt an fast nichts von dem hier Einheimischen die große Nähe des Morgenlandes; ähnlich ist auch noch ein Theil der westlichen (obern) Vorstadt; das übrige der Außenseite bis hinauf an die Felswände am Schneckenberg und in die rauhen Schluchten unter dem Fuß des Schullergebirges ist meist Dörfern mittlern Ansehens ähnlich. Und „die Stadt" selbst? Die trägt in allem und allem, in sächsischen wie in den griechischen und walachischen Eignern zuständigen Häusern trotz der ächtesten Stadt des ehemaligen „Reiches" das Gepräge der Gleichheit und des Bürgerthums; da ist (im Durchschnitt) alles gleich, stattlich, tüchtig und mit Behagen kann selbst der abendländische Reisende in diesen geraden und gleichlaufenden Gassen, auf ihrem schönen Pflaster, an ihren rauschenden Reinigungsbächen, an den anständigen Zeilen des Marktplatzes, an den langen Flügeln des (alten) Kaufhauses, um die ehrwürdige sächsische (evangelische) Kirche u. s. w. und um die Stadt, auf schönen Baumgängen, an den starken Mauern und Thürmen auf- und abgehen, und er wird

[1] Man zählte 1850 in der Stadt und einigen äußeren Anhängseln derselben (mit den 3403 Fremden) 25,270 Menschen; vor dem Jahre 1849 gab es wahrscheinlich mehr. Sachsen und Deutsche, dann Walachen — diese an der Zahl jenen beiden so ziemlich gleich — bilden zusammen 0,7 der ganzen Bevölkerung und wenn die entlegenen fast ausschließlich walachischen Bestandtheile (mit 1356 Menschen, darunter 1097 Walachen) abgesondert werden, so bilden die Sachsen und Deutschen, selbst wenn bloß die Köpfe gezählt werden, noch immer den Kern von Kronstadt. (Anm. d. Eins.)

selten irgend die Merkmale der Entwilderung vermissen. Wenn er freilich dem, häufig sehr regen Treiben des Verkehres, dem Durcheinanderwogen der Menschen [1] zusieht, da erkennt er schnell, daß er hier in einer Gegend sich befindet, wo das Abendländische allmählich in das Gebiet des Morgens übergeht, und wo einiges von diesem schon in jenes herüberstreift. Der Kern der kronstädter Bevölkerung wird gebildet von gewerbfleißigen Sachsen, von Städtebewohnern mitten in Deutschland wenig verschieden. Neben ihnen aber hausen zahlreiche städtisch gekleidete Magyaren, Walachen und Griechen, alle von denselben merkbar abweichend, zumeist die letzteren durch südliches Gepräge; die obere Vorstadt und die vielen (trefflich belegenen und selbst von Gebildeten oft besuchten) Maierhöfe werden größtentheils bewohnt von Walachen, welche überhaupt in Kronstadt, zumal an Märkten, deren manche sehr bedeutend sind, am häufigsten erscheinen; dann mengen sich die Menschen in für Deutsche, Franzosen, Italiener u. s. w. ziemlich auffallender Weise. Neben dem ehrenfesten sächsischen Handwerker schreitet da durch die Gassen ein sächsischer Kaufmann oder Beamter, ganz nach Wiener Art gekleidet und auftretend. Mehr braun von Farbe, doch dem deutschen Stamm noch nicht gerade ferne stehend sind die Walachen, abweichender die vorzugsweise ernsten Magyaren, ganz südliches slawisch-griechisches Wesen zeigen die Griechen, rührig, lebendig, genußsüchtig und vielleicht auch nicht eben am meisten zuverlässig, wie ihre Brüder im weiten türkischen Reich und in dem armen Stammland auch. Unter den auswärtigen Besuchern ragen die Sachsen aus den großen Oertern der Thalebene hoch empor mit ihren prachtvollen Gestalten, mit ihren festen der strengen Arbeit gewohnten Händen, gekleidet in meist weiße obwohl grobe Tücher, hohe Stiefel u. s. w., ein Geschlecht das nicht wenig an die kühnen Männer erinnert, welche vor sechs Jahrhunderten hierher das Kreuz, den Speer und den Pflug brachten, und in dem schönen Thal den siegreichen Kampf begannen gegen die Ungläubigen, gegen Bären und anderes Wild, wie gegen die natürliche Rauhheit des Bodens. Biegsamer in ihrem ganzen Wesen und einerseits an slawische, wie andererseits vielleicht selbst wälsche Vorfahren erinnernd, erscheinen die Walachen von nah und fern, meist Bauern und Hirten, häufig auch sehr stämmig von Gliedern und trefflich genährt, doch allem Anschein nach weit mehr Freunde des Behagens und stumpfer Ruhe als die von ihnen umschlossenen Sachsen, dazu auch weit mehr als diese aufgelegt, auf bequemere Weise (durch Knechtsdienste, Hirtenwesen, Handel — sey es auch ganz geringen) das tägliche Brod zu verdienen; die Tracht unterscheidet sich nicht sehr von der der sächsischen Dorfbewohner, nur lieben jene weit mehr als diese breite Hüte, sehr farbige Kleidungs- und Putzstücke (z. B. umgehängte Münzen, gelbe und rothe Stiefeln bei den Weibern u. s. w.), Bundschuhe (Sandalen mit derben wollenen und von langen Lederstreifen festgehaltenen Fußlappen, die Männer an den Schläfen tüchtig abgeschorenes, sonst langes Haar, gewaltige Knittel u. s. w. Zu diesen allen doch noch so ziemlich abendländisch aussehenden und gekleideten Menschenkindern kommen oft und oft noch Walachen aus dem nahen Nachbarfürstenthum, ihren Brüdern diesseits der Karpatenscheide zwar sehr ähnlich, aber dunkler von Farbe, roher in ihrem ganzen Wesen, und mit noch weit fremdartigerer (noch mehr morgenländischer) Tracht u. dgl. Dazwischen walachische Geistliche mit langen schwarzen Röcken, breiten Hüten, wallenden Bärten und hohen Stöcken, oder auch Mönche aus Klöstern der Walachei mit braunen Röcken, Bundschuhen, weißen Beinkleidern, langen Haaren und Bärten, und mächtigen oben viel breiteren und an die der Derwische erinnernden Mützen, und endlich nicht ganz selten Griechen jenseits der Donau her, und gar auch Moslimen von Stambul oder aus andern Gegenden des schönen Reiches. Beide letzteren tragen lange meist schwarze Mäntel, Schuhe, Stöcke, verschiedenartige Kopfbedeckungen und stechen grell ab gegen die eng und bequem gekleideten Franken; ähnlich, nur meist in hellere, theilweise oft rothe Farben gekleidet sind die in ihrem Betragen so gemessenen Türken, auf dem mehr oder weniger geschorenen Kopf tragen sie das Feß oder den hochgehaltenen Turban, in ihren Gürteln (wenigstens früher) nicht selten Messer und Pistolen. Außer diesen allen, so verschiedenartige Zungen redenden Menschen treffen wir in den Gassen der Stadt noch schleichende Juden, wie sie eben überall sind, gewandte und nach Vortheil spähende hier aber noch ganz abendländisch gekleidete Armenier und zahlreiche meist städtisch, doch gewöhnlich etwas zerlumpt dahergehende Zigeuner, deren Miene, Haltung, Geschwätzigkeit, Sprache u. s. w. zeigen, daß dieser Stamm — ungeachtet seit Jahrhunderten hier — noch immer ein Fremdling ist, welchen unbekannte Völkerwogen, wie die atlantischen Strömungen das Holz der brasilischen Urwälder nach Island, von dem Stufenland des Dekkan hieher in das rauhere Karpathengebiet verschlagen haben. [1] So bunt, so mannichfaltig ist das Menschengemisch auf den Gassen und Plätzen von Kronstadt, und der aufmerksame Besucher, zumal der solcher Verschiedenartigkeit von Hause her nicht gewohnte, kann diesem Treiben nicht ohne Unterhaltung, ja selbst Belehrung zusehen und mag zu jenem Zweck bei verschiedenen Gelegenheiten, insbesondere an Märkten, Sonntagen, Kirchgängen u. s. w. Stunden auf den Straßen der Stadt zubringen und wird nicht müde, die dort ihm begegnenden Hunderte und Tausende von einander so abweichend in leiblichem Ansehen, Sprache,

[1] Dasselbe ist in der That oft bedeutend und zwar zumal an Wochen- und Jahrmärkten, aber wer auch sonst der die Straßen der Stadt füllenden Menschenzahl zusieht, kommt leicht auf die Vermuthung, daß ihre Bevölkerung größer sey, als die Zählungen sie ausweisen, wie u. a. auch Degerando (2,74.). Das macht begreiflicher Weise der Handel, der freilich heuer (1853) auch hier zu Land an der Schwindsucht zu leiden scheint.
(Anm. d. Eins.)

[1] In Siebenbürgen sind die Zigeuner — gleich dem, wie behauptet wird, durch sie im Abendland verbreiteten Stechapfel, der in manchen Beziehungen als ihr Sinnbild gelten könnte — sehr zahlreich, denn die Aufnahme des Jahres 1850 ergab 78,902, d. i. 3,9 Hundertel der ganzen Volksmenge und, was merkwürdig ist, diese „Landplage", wie sie der treffliche Schwartner nennt, hält sich in ganz vorzüglicher Häufigkeit auf in den von Sachsen bewohnten Orten und scheint da ähnlich den sogenannten Schmarotzergewächsen besonders zu gedeihen. Im Ganzen sind die siebenbürglichen Zigeuner nicht viel weniger ausgeartet als die in dem weiten türkischen Reich, im Kaukasus und sonst in Asien hausenden und umherstreifenden, und verdienen von dem Erd- und Menschenkenner mit Aufmerksamkeit beobachtet zu werden. Für Sittigung und Erziehung im wahren Sinn dieser Worte oder in einem beliebten Ausdruck der Gegenwart für „innere Mission" ist unter diesen Tausenden noch ein weites und reiches Feld, aber sie wird ungeachtet der schönen Begabung dieses Volksstammes mit großen Schwierigkeiten zu ringen haben, bis diese Menschen zu Menschen gemacht werden. Denn noch hangen sie mit kaum zu berücksichtigenden Ausnahmen fast eben so fest an ihren ererbten Gewohnheiten, ihrer Freiheitsliebe, Trägheit, Verschlagenheit u. s. w., als — nach den Schilderungen von Humboldt, Martius, M. v. Neuwied u. a. — die Rothen in Amerika, von denen gar manche selbst nach längerem Verharren bei der Gesittung der „Weißen" — „al monte" laufen.
(Anm. d. Eins.)

Kleidung und Sitten, zu beobachten und solche Bilder verdienten mit künstlerischem Pinsel, oder mit gewandter Feder umständlich ausgeführt zu werden. Für unsern Zweck dürfte schon das Bisherige — vielleicht selbst mehr als — genügen.

So verschieden fast als die Sprachen und Volksstämme, sind auch die Religionsgesellschaften, denen die Bewohner des Burzenlandes zugehören. Die Sachsen und die meisten Magyaren sind evangelisch (auch lutherisch), wenige von den letzteren, und der größte Theil der aus andern Ländern stammenden Deutschen, Tschechen u. s. w. sind römisch-katholisch, die Walachen und Zigeuner sind griechisch nicht-unirt. Ueberall andere Bau- und Einrichtungsart der Kirchen, Abweichendes in den gottesdienstlichen Handlungen u. s. w.; das meiste Gepräng in diesen und in den Kirchen oft eine wahre Ueberladung mit größeren theils geschmacklosen Schildereien finden wir bei den Walachen, welche eben darin, in ihren vielen und von der Mehrheit des Volkes noch ziemlich streng gehaltenen Fasten, im alten Kalender den sie beibehalten und noch manchem andern den untergeordneten Stand der von ihnen bis jetzt erreichten Bildungsstufe verrathen.

Die meiste geistige Aufklärung herrscht bei den Sachsen, nicht viel wenigere bei den Magyaren und man kann sagen, daß — immer mit Rücksicht auf den Einfluß der umgebenden Verhältnisse, der östlichen Lage, welche wie den Himmelsstrich so auch die menschlichen Zustände wesentlich zu beherrschen scheint, und darauf, daß wegen der großen Entfernung von den Stammsitzen abendländischer Bildung hier alle Fortschritte etwas spät und langsam geschehen, endlich auf die kleine Zahl und Abgeschiedenheit der hiesigen Sachsen u. s. w. — hier schon ein ziemlich zufriedenstellender Stand des Wissens und der Gesittung erreicht ist. Dieselben gehen besonders in den letzten Jahren auf erfreuliche, freilich der Natur der Sache nach nicht eben in sehr rascher Weise über auf die bis daher noch ziemlich zurückgebliebenen Walachen und ihre guten natürlichen Gaben, ihre große Zahl, der Eifer vieler von ihren bessern Köpfen werden für Erleuchtung und Zähmung der Sitten viel wirken. Möge nur der seit einiger Zeit eingeschlagene Weg (fleißiger Besuch deutscher Schulen auch von Walachen, Bekanntwerden derselben mit dem deutschen Schriftenthum u. s. f.) mit dauerndem Fleiß verfolgt werden! Denn noch ist viel zu thun übrig und muß viel gethan werden, damit unser Vaterland den abendländischen Völkern sich würdig anschließen und ihnen, wenn auch erst in zweiter und dritter Reihe, nachfolge. Für die Erhaltung und Mehrung des geistigen Lichtes sorgen zahlreiche Schulen auf den Dörfern und in den Städten, von denen die ersteren in den Wintermonaten nicht unfleißig besucht werden; doch mag es, zumal in den kleineren walachischen Orten nicht wenige Menschen geben, welche nicht sonderlich wissen, was eine Schule ist, und was man darin mit der Jugend macht oder doch machen kann. Auch sind die Schulen bei diesem Volk, wenigstens wenn man strengere Maßstäbe anlegt, jetzt erst recht im Entstehen; beträchtlich mehr haben schon geleistet die Dorfschulen bei den Magyaren und zumal bei den Sachsen. Unter diesen herrscht wesentlich in Folge ihres im Ganzen schon recht löblichen Schulwesens eine nicht geringe Bildung und es spricht selbst den auswärtigen Reisenden an, wenn er da meist recht stattliche Schulgebäude und in denselben häufig eine ansehnliche Schaar von Mädchen und Knaben um meist recht brauchbare und auch sonst für den geistigen Fortschritt ihres Volkes thätige Lehrer versammelt sieht. Noch etwas besser steht es mit den Schulen der Stadt, wie natürlich auch mit den angeführten Ungleichheiten nach den Zungen der Besuchenden. Ein katholisches Gymnasium nimmt in neueren Zeiten einen rühmlichen Aufschwung; das evangelische (sächsische) ist eine alte tüchtige Anstalt mit einigen zweckmäßigen Gebäuden neben der ehrwürdigen Hauptkirche der Stadt, und hat seit Jahrhunderten unter der Leitung mehrerer braven Vorstände und mit oft recht tüchtigen Lehrern viel geleistet für die Erhaltung des Lichtes der Bildung und Wissenschaft in diesem fernen Winkel des Erdtheils und für Verbreitung ihrer heiligen Flamme auch unter die anstoßenden nichtdeutschen Volksstämme. In Verbindung mit diesen Anstalten bestehen noch eine Gewerb- und eine Handelsschule, Turnanstalt, verschiedene Hülfsmittel zur Hebung der Tonkunst u. s. w.; kurz die Mehrheit der Bewohner befleißigt sich — und in neueren Zeiten noch mehr als früher — alles dessen, was den Geist erleuchtet, die Sitten entwildert und menschlicht, und sie selbst in allem was schön und gut, den Hauptträgern abendländisch-christlicher Bildung näher bringt. Wenn aber, trotz dieses nicht mehr vereinzelten Strebens, Besucher dieser Gegend, welche den westlichen Gebieten des Erdtheiles entsprossen sind, hier noch manche Züge der Geistes-Armuth, ja Trägheit und Rohheit antreffen, so wird sie das bei unserer Lage, bei den vorausgegangenen geschichtlichen Entwicklungen u. s. w. nicht Wunder nehmen dürfen, und einige Blicke jenseits der Karpatenumwallung und der Donau, und Vergleichung der dortigen Volks- und Bildungszustände mit denen im Burzenland und hier selbst seinen minder fortgeschrittenen Menschenschichten dürfte ihn bald beruhigen und zu einiger Anerkennung des hier zumal von den Deutschen (für sich und die andern) Geleisteten veranlassen.[1]

Die Beschäftigungen der Bewohner sind nicht eben sehr vielartig. Landbau und Viehzucht meist in Verbindung nähren die Mehrzahl derselben. An den Thalsäumen besonders des Südens ist die letztere die überwiegende, ja für einen nicht ganz geringen Theil der dortigen Menschen (zumal um Törzburg) die mehr oder weniger ausschließliche Erwerbsart. Hier gibt es Hunderte von Menschen, welche wohl kaum den Gebrauch des Pfluges kennen, dafür aber zahlreiche Pferde, Rinder und besonders Schafe haben und durch diesen Besitz — bei sehr wenigen Bedürfnissen — ziemlich, ja zum Theil recht wohlhabend sind. Sie bringen mit ihren Genossen und Knechten, doch immer nur die Männer, mehrere Monate des Jahres in den Gebirgen zu, und wie schon gesagt oft in großen Entfernungen von Hause. Das Leben in den zum Theil erträglichen, oft aber auch recht armseligen Sennhütten, meist in Thaltobeln und nahe bei frischen Quellen, das Umherschlendern mit den Heerden an den trefflich begrasten Abhängen, welche sich weithin ausdehnen, macht oft nicht gerade viele Mühe, häufig aber auch ermüdendes Steigen u. dgl. nöthig; und wenn solche Menschen und darunter auch Eigner von Heerden kaum kleiner als sie der erfindungsreiche

---

[1] Vergleiche über die (nur von Befangenen oder Neidern zu läugnenden großen) Verdienste der Deutschen um man darf wohl sagen ganz Siebenbürgen unter andern Schlözer's kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, Göttingen 1795 Folg. (ein in Deutschland, wie es scheint, zu wenig gekanntes Werk eines seiner tüchtigsten Männer); Mendelssohn, zum Theil auch Paget und Guillaume (a. a. O.) und die Augsb. A. Z. 1844, Oktober (in etlichen Stücken der Beilage).
(Anm d. Eins.)

Odyssens sein nannte, oder wie sie von vermögenderen Kirgisen besessen werden, ihre Thiere weiden und insonderheit mit den kräftigen Schafen im Julius und August bis auf die höchsten Rücken des Butschetsch emporsteigen, so umbrausen sie da oft und oft Stürme, welche zwar nicht die Thiere toll machen und in die Abgründe stürzen, wie den südrussischen Tschabanen und ihren Heerden bisweilen geschieht, aber das Leben auch dieser Hirten hat seine Mühseligkeiten, und die Winde, die auf unseren Hochgebirgen (also von mehreren Seiten her aus weiten Ebenen) selbst in den Sommern wühlen, sind wenigstens Halbbrüder der Wjugen oder Burans, welche jene schauerlichen Steppen durchfegen.[1] Dabei sind diese Hirten ganz erträgliche Menschen und behandeln den dann und wann zu ihnen kommenden Reisenden recht dienstfertig und freundlich, und er kann, zumal wenn er auch „aus ihrem Land" ist, getrost sein Haupt in ihren Schooß legen. Da wird Käse von einer gewissen Art gemacht, daneben gewöhnlich doch in viel geringerer Menge auch eine Art von süßem; jener ist mäßig geräuchert, oder, was hier zu Land noch viel häufiger, nach einiger Gährung mit Salz durchkneten, eine sehr gute Speise, welche Einheimische wie Fremde gern genießen, und auch die letzteren können es getrost, denn es geht — wie mich eigene Erfahrungen überzeugt haben — in den siebenbürgischen Sennhütten kaum mehr „unappetitlich" u. s. w. zu, als in denen der Alpen. Solcher Käse wird in großer Menge bereitet, meist in Rindermagen gestampft, und größeren Theils in Siebenbürgen selbst weit ab von den Gebirgen verspricht und bildet er für viele seiner Bewohner eine treffliche Zuthat, insonderheit zu dem so gewöhnlichen (noch warmen) Wälschkornbrei. In Kronstadt gibt es in dem altergeschwärzten stattlichen Kaufhaus lange Reihen von Käsebuden, wo stets eine große Fülle solcher mächtigen Kugeln zu haben ist; doch darf es zum Ruhm unserer Käsearten gesagt werden, daß um jene Stelle ein viel erträglicherer Geruch die Luft durchzieht, als so manche ähnliche Läden der Alpen und ihres südlichen Vorlandes umschwebt. Die Gebirgsweide hat also auch hier große Aehnlichkeit mit der in der Schweiz und Tyrol, und auch hier fehlt es diesem Treiben nicht an seinen schönen, gemüthlichen und herzstärkenden Beigaben, obwohl ich anzunehmen einigermaßen geneigt bin, daß die dortigen Alpenhirten geistig erregter und empfänglicher sind für das ihren Beruf erhebende Schöne und Große

[1] Wir lesen in Kohls Südrußland, Humboldt's Centralasien (2, 39, 64 Poly. 370) und sonst mit Verwunderung und Theilnahme, was für furchtbare Stürme in den Steppen der Wolga und östlich vom kaspischen See oft herrschen, wie dort Menschen und Thiere umkommen, wie in der letzteren Gegend der vielgereiste Tschihatscheff (im Winter 1839 auf 40) noch die Beharrlichkeit hatte, auf einem schauerlichen Heereszug schreckhafte Stände des Wärmemessers treu aufzuzeichnen u. s. w. Allein in den weiten Flächen Ungarns und der Walachei erlangt der Ost- nicht selten auch der Süd- und Nordostwind fast jedes Jahr, hauptsächlich zu Winterszeit, eine Gewalt und Spalten und Bein durchdringende Feinheit, daß, wer dort recht bekannt ist, die Wahrheit der angeführten Schilderungen in nicht geringem Maaß schon selbst hat erfahren können. Ja selbst über unsere in jenen Richtungen großentheils hohen, breiten und üppig bewaldeten Gebirge dringen jene Luftströmungen aus einem weithin höhenarmen, trockenen und im Winter überaus kalten Binnenland mit einer Gewalt, daß Häuser und so zu sagen Berge davon erbeben und der gebildetere Bewohner hinter seinen zweifachen Fenstern schmerzlich des armen Zigeuners gedenkt, der auch zu solcher Zeit nur ein altes Stück Leinwand vor der glücklicherweise nicht großen Oeffnung seiner erdbedeckten Hütte hängen hat oder gar noch unter einem jämmerlichen Zelt auch den Winter zubringt, und da die reichste Gelegenheit hat, die Wahrheit des Spruches seiner Väter von Timurs Zeiten her zu erfahren, daß die Kälte schon noch zu ertragen sey, wenn nur nicht auch Wind dabei blase. (Anm. d. Eins.)

als die hiesigen, welche in ihren langzottigen Wollmänteln und mächtigen Pelzmützen und mit ihren gewaltigen Eichenstöcken u. s. w. auf abendländische Besucher freilich einen eigenthümlichen Eindruck machen dürften; allein sie mögen nur in die beräucherten Hütten dieser Menschen treten, und erfahren wie bereitwillig sie ihnen von ihren verschiedenen Erzeugnissen mittheilen, Wasser bringen, erzählen u. s. w., und bald wird in Vertrauen umgewandelt werden der Schauder, den sie vielleicht Anfangs vor diesen scheinbaren Halbwilden empfanden. Noch werden die Burzenländer-Gebirge bei weitem nicht so fleißig abgeweidet als die Alpen (gemäht höchstens in den näheren Thälern), und doch ziehen die dortigen Viehbesitzer von der Haltung der Heerden auf ihnen beträchtliche Vortheile, und es kommt dazu noch das trotz der in neueren Zeiten beträchtlich gesteigerten Pachten nicht Wenige, was sie von der Weide auf walachischen Gebirgen erübrigen. Die Ortschaften sind in dem Nachbarland so weit entlegen, der Menschen in der Nähe der Gebirge so wenige, dieser aber so viele, daß wohl noch Jahrhunderte nach uns das gegenwärtige Verhältniß fortdauern wird, daß Siebenbürger dortige Weiden von Adeligen und zumal auch den vielen und oft reichen Klöstern gegen mäßige Zahlungen auf einige Jahre zur Benutzung übernehmen. Wie es noch steht, haben beide Länder dadurch ihren Vortheil, und das erhält auch diesen eigenthümlichen Wechselverkehr, welcher eben auch beweist daß die hiesigen Walachen — denn fast nur solche liegen jenem Geschäft ob — rühriger und betriebsamer sind als die hinter dem Gebirg. Uebrigens ist bei Beurtheilung der Burzenländer-Bevölkerung nicht außer Acht zu lassen, daß auf die eben beschriebene Weise ein nicht geringer Theil derselben manchen Zwanziger zum täglichen Unterhalt aus dem gesegneten Nachbarland zieht; ja nicht eben wenige in den Listen der hiesigen Einwohner fortwährend nachgeführte Walachen (als Knechte, Hirten u. dgl.) bringen eine ansehnliche Zahl von Jahren in dem Fürstenthum zu.[1] Gewerbe sind fast nur in Kronstadt zu finden. Sie werden vorzugsweise von Sachsen, dann auch von Magyaren, Deutschen (darunter auch auswärtigen Gesellen), eines oder zwei selbst von Zigeunern betrieben. Die Walachen und Griechen zeigen bis jetzt dazu wenig Neigung. In neueren Zeiten erzeugen die hierländischen Gewerbe meist nur Gegenstände des gewöhnlichen Bedürfnisses; feinere Waaren bringen die allzugeschäftigen Kaufleute in fast überflüssiger Fülle aus Oesterreich. In ähnlicher Weise hat seit etwa einem Menschenalter auch der früher große Absatz von „Kronstädter" Gewerbegegenständen in der Walachei durch die bequeme Zufuhr der Engländer beträchtlich Abbruch gelitten. Mehrere Angehörige der verschiedenen Volksstämme treiben auch einigen Handel.

Vor Menschenaltern war der Handel von Kronstadt mit der Walachei ja selbst weiterhin beträchtlich, und wurde trotz der wie

[1] Fast merkwürdig ist es, daß, außer andern oft lange dort lebenden Siebenbürgern, insonderheit Bursche von 18 bis 30 Jahren in großer Menge dort weilen, um dem hiesigen, von ihnen ganz außerordentlich gemiedenen — Kriegsdienst zu entgehn. Fort und fort nähren sich in dem gesegneten Südkarpathenland viele hunderte solcher jungen Leute aus den meisten Theilen von Siebenbürgen, doch mit fast unerhörten Ausnahmen nur Walachen und erreichten bis jetzt als Knechte, Hirten u. s. w. (und selbst in den zahlreichen dortigen Klöstern) fast alle ihren Zweck, und erst seit etwa zwei Jahren ist es strengerer Ueberwachung ꝛc. möglich geworden, einen Theil dieser Flintenscheuen in die Heimath zu weisen.

(Anm. d. Eins.)

auch sonst schlechten Wege, in einem ansehnlichen Umfang betrieben. Damals bezogen burzenländer Kaufleute in nicht geringer Zahl große Landstrecken und die „Kronstädter-Waaren“ wurden besonders jenseits des Gebirges sehr gesucht. Zu denselben gehörten Wollstoffe (darunter die tüchtigen langhaarigen Kotzen), Leder, Stiefel, Schuhe, Stricke, Leinwand, hölzerne Flaschen, Truhen, Schlösser und andere Gegenstände von Holz, Eisen, gebrannter Erde u. s. w. Ferner führte Kronstadt einige rohe Häute, Wolle, Baumwolle, Talg, Zucker und ähnliches, Wein und manche andere Rohwaaren aus dem reichen südlichen Fürstenthum und davon nicht wenig wieder nach andern Landestheilen aus. Dazu kam der beträchtliche Durchgang von österreichischen und „leipziger“ Waaren in die Walachei, und selbst die Moldau und endlich noch der Verkehr mit den großentheils schon an manche feinere Bedürfnisse gewohnten Menschen in den umgebenden Dörfern. Das alles zusammen setzte Jahr aus Jahr ein viele Menschen in Bewegung und gab vielen Burzenländern genug Nahrung. So waren zumal in Kronstadt viele Menschen mit Handel, kleinerem wie größerem beschäftigt und selbst die Menge der dabei thätigen Fuhrleute war wieder ein Hebel für die Pferdezucht u. s. w. Allein es erging unserem Kronstadt im Lauf der Zeiten nicht anders als den einst so wichtigen deutschen Handelsorten des Binnenlandes Augsburg, Nürnberg, Ulm u. s. w., der Verkehr gewann andere Bahnen und so verfiel der dortige Handel. Die Wiener beziehen jetzt ihre morgenländischen Waaren mehr über Triest, Wolle und dgl. auf der Donau und aus Ungarn, die walachischen Gewerbgegenstände theils auf demselben Fluß und dann (billiger u. s. w.) über das Meer; ja selbst die Siebenbürger erhalten gegenwärtig die Erzeugnisse wärmerer Gebiete meist über den adriatischen Busen, kaufen jetzt sehr wenige makedonische Baumwolle, sondern gleich fertiges Garn aus den Spinnereien u. s. w. So ist der jetzige Verkehr der Stadt, welche einst — und nicht nur in dieser einen Beziehung — eine Zierde des ganzen siebenbürger Landes und ein nicht unwürdiges Nachbild so manches tüchtigen Gliedes der starken Hansa hier in „weiter Ferne“ war, nur ein Schatten gegen ehemals, gegen die Zeiten des 14ten und 15ten und selbst noch des 18ten Jahrhunderts, in welchen es ein Handelsort von europäischer Bedeutung zu nennen war. Noch einmal, doch auf kurze Zeit, erhielt dieser Handel einigen Anstoß als der große Corse den halben Erdtheil sperrte; da kamen täglich ansehnliche Ladungen von Zucker, Kaffee und Aehnlichem nach Kronstadt, und wurden von da mit unermüdlichem Fleiß weiter geschafft bis nach Polen und Deutschland, denn in das rauhe Thal der Prawa und an die Eingänge der Burzenländer-Gebirge reichte auch jener eiserne Arm nicht, ja der himmelstürmende Eroberer ahnte es nicht, daß damals so manche Deutsche (freilich etwas theuer) von der Burzen her den vorzüglichsten, ächt morgenländischen Kaffee erhielten. Das war indessen nur ein schnell vorübergehender Nachschein und nicht einmal so dauernd als die Spätjahrwitterung, welche die armen Rothhäute „des Westens“ „ihren Sommer“ nennen.

Indessen ist auch jetzt noch, ungeachtet viel weniger Gegenstände über das Gebirg geschafft werden u. s. w., Kronstadt der weit rührigste Handelsort des Landes. Noch immer kommen viele von den schon genannten rohen Stoffen herein und werden von da weiter ins Land abgesetzt oder auch nach Wien und Pest geführt, und da finden die inländischen Gewerbleute fortwährend reiche Niederlagen von Dingen, welche sie verarbeiten u. dgl., noch immer hat der Absatz von den erwähnten „Kronstädter-Waaren“ (das ist ihr Name dort) in der Walachei nicht aufgehört, beschäftigt viele Hände und es kommen nicht nur für das Bedürfniß der Stadt und der Umgegend (mit Inbegriff vieler Tausende im Seklerland, welche sich in solchen Stücken ganz an Kronstadt halten) große Ladungen von Waaren aus Oesterreich und wohl auch Triest nach Kronstadt, ja gehen dergleichen auch noch hier durch nach der Walachei. Dieser Verkehr setzt viele Menschen und Wägen in Bewegung, und insonderheit verdienen die letzteren, von Ausländern betrachtet zu werden. Denke dir, lieber Leser, einen großen nicht sehr feingebauten Wagen (von weiter Spur) mit einem rohen, aus gebogenen Stäben und Rohrmatten gebildeten Dach und davor acht sehr häufig aber auch zehn und zwölf starken obwohl nicht sehr hochgewachsenen und üppig genährten Pferden. Unter das Dach werden die Waaren geladen oder wenn sie da nicht gut Raum haben, wird dieses zuletzt drüber gehängt. So bildet ein derartiges Fuhrwerk einen Anblick, wie man ihn „draußen“ (in Deutschland) nicht leicht hat. Aber nun davor die große Zahl der Zugthiere! Sie werden in drei, häufig auch in vier Gliedern angeschirrt und sehr oft gehen vier Pferde nebeneinander; das ist nun freilich eine Sache, die bei Ungewohnten Aufsehen erregen muß, und so ein Pferdeschwarm mit dem Wagenungethüm dahinter erinnert eher an die Karawanen des Ostens als an die fein ordentlichen, selten mehr als vierspännigen Lastfuhren des Abendlandes. Wenn dann ein solcher Wagen, oder wie sehr häufig (und wegen der unsicheren Steppen Ungarns fast nothwendig) vier bis sechs derselben dicht hintereinander daherfahren, was theilweise in ziemlich starkem Trab geschieht, so ist das ein Getümmel, ein Rufen, ein Schlagen, ein Schellengeläut, oft auch ein Staubwehen u. s. w., daß man davon wie betäubt wird. Hinten und vorn sitzt ein Treiber, angethan mit mächtigen Stiefeln, weitflatternden und oft nicht sehr weißen Hemden, fast fußbreiten Gürteln, gewaltig schattenden schwarzen Hüten u. dgl., und beide haben alle Kraft ihrer starken Arme und abgehärteten Lungen nöthig, um das ihren Befehlen untergebene Gestüt in Ordnung und in gleichmäßigem Zug zu erhalten u. s. w. und beim Ausweichen, bei etwas rascheren Biegungen haben diese Menschen allen Fleiß anzuwenden, damit kein Unheil geschieht. Und wenn dann solche Züge irgend anhalten oder übernachten (zu welchem Zweck auf dem ganzen Weg von Kronstadt bis Wien bei sehr vielen Wirthshäusern gewaltige Schopfen errichtet sind), so ist da eine Unruhe und Arbeit, welche den mit solchem nicht Bekannten wahrhaft in Verwunderung setzen kann. Noch mehr aber wird diese steigen, wenn er erfährt, daß solche Wägen trotz der vielen Pferde, welche sie erfordern, nur sehr mäßige Lasten tragen; zwölf Pferde zogen nämlich früher nur 40, selten gegen 50 (Wiener) Centner. Der bis dahin theilweise unvollkommene Zustand der siebenbürgischen Straßen, noch mehr aber die völlig natürliche Beschaffenheit der Wege in der Ebene Ungarns (mürber Lehm, hie und da gar loser Sand) nöthigten zu solcher Kraftverschwendung und wegen einzelner schlechter Stellen nahm der Frachtfuhrmann gleich doppelt so viele Pferde als er eigentlich nöthig gehabt hätte, ja noch mehr. Wahrscheinlich wird aber nun, bei den allmählich besser eingerichteten Straßen, solche Unwirthschaftlichkeit überflüssig seyn und nach und nach auch den siebenbürgischen Lastfuhren das eben beschriebene Um-

ständliche und Auffallende abgestreift werden, so daß auch hierin unser Land dem Westen sich mehr und mehr nähert und anschließt. Eine andere Eigenthümlichkeit des Burzenländer-Handels mag noch kurz erwähnt werden. In den Gebirgen kann man meist nicht fahren; da werden also viele Gegenstände von kräftigen Saumpferden (auf walachisch Mokans) getragen, zum Theil selbst aus der Walachei bis Kronstadt. So kommen Wolle, Obst, Trauben und sehr vieles andere dahin. Aber die Leute sind wie ihre Pferde an diese Weise so gewöhnt, daß sie dieselben auch da beibehalten, wo erträgliche Straßen sind; und so sieht man nicht nur in ganz Burzenland, sondern selbst bis in das entlegene Herz von Siebenbürgen Menschen mit solchen Pferden umherziehen, welche in großen Säcken tüchtige Lasten tragen, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, da und selbst auf oft wohl fahrbaren Wegen Menschen daherkommen zu sehen, welche so bepackte Pferde wie Uhlands „schwäbischer Ritter" „am Zaume nachziehen"; ja manchmal hängen diese Leute mehrere von ihren Thieren mit Ketten zusammen, oder setzen sich auch — angethan mit Pelzen und rauhen Fellmützen u. s. w. — hoch auf die mächtigen Säcke, welche die Flanken dieser geduldigen Träger bearbeiten und lassen sich große Strecken weit mittragen.

Den Verkehr betreiben in und außer Kronstadt Griechen, Sachsen, Armenier und Walachen, und man muß sagen, daß die ersten wie die Söhne des Ararat-Hochlandes dazu sonderliches Geschick haben; ja auch die Walachen meiden gern das „harte Werk" des Feldbaues und greifen zum „Handel". Und mit ihrem meist kleinlichen Kram durchziehen sie außer dem heimathlichen Gau (wie erwähnt vorzugsweise mit Lastpferden) große Theile des Landes wie der Walachei, und finden daß diese Art von Erwerb bequemer ist und weniger Handschwielen verursacht, als wenn man im Schweiß seines Angesichtes sein Brod ißt. Die Märkte in Kronstadt (jährlich zwei) und die Wochenmärkte (zwei in jeder Woche) sind wegen der schon früher angeführten Ursachen meist sehr lebendig, und wer zu solchen Zeiten in diese Gebirgsstadt kommt, braucht wie Schenkendorf singt „nicht des Führers", denn da strömt der Wagen, der Reiter und Fußgänger eine große Fülle in das enge Thal, und ist dann auf den geräumigen Plätzen der Stadt ein Gewoge und ein Treiben, das auf noch jetzt nicht geringen Handel schließen läßt, und zugleich sind diese Menschenvereinigungen vortreffliche Gelegenheiten allerlei Völker, Sprachen und Sitten kennen zu lernen. Ja auch sonst ist Kronstadt ziemlich lebhaft, seine Bevölkerung oft auf den Beinen und so geschieht es leicht, daß, wie schon manche Reisende gethan haben, dieselbe weit höher geschätzt wird, als sie eigentlich der Zahl nach ist.

Im Hauptthal hier gibt es mehrere gute oder doch erträgliche Straßen, die herzustellen da übrigens nicht schwer war. Schlechter sah es bis vor kurzem aus mit der Verbindung des Burzenlandes mit Hermannstadt. Dort war — gegen Fogarasch hin — die „hohe Scheide" bis zum Jahre 1838 besonders auf der Nichtburzenländerseite ein wahrer Schreckensweg, der vielen Lastthieren das Leben gekostet hat; seither aber ist der schöne Bezirk hier durch eine sehr gute Straße eigentlich erst eröffnet worden. Mit dem Verkehr ins Nachbarland sieht es in dieser Hinsicht noch immer elend genug aus. [1] Es gibt zwar vier Wege, die aus dem Burzenland über das Gebirg und in dasselbe führen und alle zur Noth mit Wägen befahren werden können. Allein um diese, auf der entgegengesetzten Seite 4—6 Meilen immer in Gebirgthälern hinziehenden Wege ohne zu große Gefährde zurückzulegen, braucht es eben siebenbürgischer oder walachischer Wägen, welche an Stöße und lebensgefährliche Renkungen vollkommen gewöhnt, und gegen dieselben abgehärtet und zähe genug sind um solche Pein zu überdauern. Dazu erfordern dieselben, um die hie und da sehr steilen Abhänge hinauf oder durch die reißenden Flüsse (mit ihrem vielen Geschieb) gebracht zu werden, große Zugkraft, und trotzdem gehen Fahrten dieser Art sehr langsam von statten, ja es ist gar nicht unerhört daß Wägen und Vieh in Abgründe hinunterstürzen, daß Thiere und Menschen in den angeschwollenen Flüssen ihr Leben verlieren u. dgl. Doch auch bei diesen großen Schwierigkeiten macht sich doch das Wechselbedürfniß beider Länder geltend, und es besteht seit alten Zeiten, wie über die vor kurzem noch so schlechten Pässe der Alpen, zwischen ihnen ein nicht geringer Verkehr, theils mit Lastpferden, gutentheils aber auch mit Wägen, welche freilich sehr stark bespannt werden müssen. Jene Straßen — von denen die Temescher auf der andern Seite hinab, an der starken Prawa vorbei, an dem östlichen Abhang des Butschetsch und dem bereits erwähnten Kloster Sinaja, die bequemste und daher auch besuchteste — sind, mit einziger Ausnahme der so eben angeführten, von beiden Regierungen bereits tüchtig in Angriff genommenen aber nur erst, auf unserer Seite beendigten, noch ganz roh und kunstlos und erschweren das Fahren ungemein; aber doch werden fort und fort über dieselben große Lasten herein- und hinausgeführt, so z. B. mächtige Fässer des starken walachischen Weines und vieles andere; aber die armen Thiere wissen wohl am besten, wie theuer solche Fuhren zu stehen kommen und spüren die Fahrt noch lange nachher. Hoffentlich aber wird in vielleicht zwei bis vier Jahren wenigstens der eine jener wichtigen Wege ganz kunstgerecht hergestellt, und dann das Gebirge mit Leichtigkeit zu übersteigen seyn; ja man denkt in beiden Ländern schon mit Ernst daran, irgend östlich vom Butschetsch eine Schienenbahn zu legen und die schnaubenden Dampfrosse aus unserem frischen Hoch- in das jenseitige milde Tiefland hinabeilen zu machen. Das wäre ohne Frage eine Wohlthat wie für Siebenbürgen so für die Walachei, und insonderheit würde unser Burzenland und sein rühriger Hauptort dadurch nur gewinnen. Allein auch für die weitere Ferne wird jenes Band wohl einige Vortheile bringen. Ich rechne dazu, daß dann die Abendländer bequemer und schneller als bisher auch die Stellen werden besuchen können wo die Römer (im NO. ihres großen Reiches) einst auf so nachhaltige Weise walteten; ferner die wohl noch lange merkwürdigen Orte Konstantinopel, Trebisonde und andere, oder die Krim und die Abfälle des Kaukasus, ja wer kann sagen ob nicht vielleicht schon in wenigen Jahren die rascheste Verbindung zwischen dem indisch- und europäisch-brittischen Reich stattfinden wird auf der Bahn, welche

[1] Die Gebirge des Burzenlandes (und auch noch weithin gegen NO.) bestehen östlich vom Butschetsch meist aus Karpathenstein und sind, zumal da gar manche ihrer Sättel tief eingeschnitten sind, im Vergleich gegen unser fogarascher Gebirg, die Pyrenäen und Alpen, ziemlich leicht zu übersteigen; doch geht das so ganz ohne Nachhülfe von Spaten und Meißel — wie es hier noch fast durchaus üblich — für Wägen nicht anders als sehr schlecht. Das höchste Joch der temescher Straße erhebt sich nur zu 3415 Fuß, und nicht viel höher sind die andern dem Verkehr der Burzenländer dienenden Gebirgübergänge. (Anm. d. Eins.)

den kronstädter Capellenberg und die Wände des Butschetsch umgeht? Dann wird vielleicht mancher „Franke" auch in unser Burzenland kommen, wird es wenigstens in schneller Durchreise in Augenschein nehmen und ich täusche mich kaum, wenn ich vorhersage, daß die Mehrzahl von ihnen diesen Winkel Europa's zu den schöneren des Erdtheiles zählen wird. Möge Beides nur recht bald zur Wirklichkeit werden!

Henndorf bei Schäßburg (in Siebenbürgen), Herbst 1853.

Das Municipalwesen in West-Canada.

Zwei Hauptzweige des Gesellschaftslebens sind es namentlich, die der genauere Beobachter überall scharf ins Auge zu fassen hat, dem darum zu thun ist, den Ursachen von fast allen Erscheinungen im Leben der Bewohner eines Landes nachzuspüren, um sich in seinen Auffassungen nicht beirren zu lassen und Oberflächlichkeiten sowohl als auch groben Irrthümern und Trugschlüssen zu entgehen. Das Unterrichts- und Erziehungswesen einerseits, wie das Municipalwesen andererseits haben unstreitig den weittragendsten Einfluß auf die Zustände jeder Gesellschaft. Die speciellere Kenntnißnahme von beiden Lebensrichtungen und Lebensäußerungen vermag gute Dienste bei Auffassung bestehender Verhältnisse zu leisten. Darum war bei einem Besuche in West-Canada mein Augenmerk vorzugsweise darauf gerichtet, zuverlässige Nachrichten über die Wirkungen dort bestehender Municipal-Einrichtungen zu erhalten. Das Glück begünstigte mich hierbei und ich kann folgende Nachrichten als aus zuverlässigster Quelle geflossen mittheilen:

Bis zum Jahre 1849 war West-Canada in bestimmte Districte eingetheilt, die wieder in Counties oder Kreise, zerfielen, welche aus Townships (Stadtbezirke), mit den verschiedenen Städten und Flecken oder Ortschaften besetzt, bestanden. Die Einwohner jeder dieser Townships erwählten jährlich zwei Rathsherren, sobald die Zahl der Einwohner höher als dreihundert stieg, sonst nur einen.

Jeder Rathsherr mußte im Township selbst, für welchen er erwählt war, wohnhaft seyn, einen freien Grundbesitz von mindestens 1200 Dollars an Werth besitzen und Bürger seyn.

Sämmtliche im District befindliche Rathsherren bildeten den Districts-Rath und der Gouverneur ernannte den Präsidenten unter denselben, welcher Warden (Vorsteher, Amtmann) genannt war. Alljährlich schied ein Drittheil dieser Rathsherren aus und andere traten neugewählt an deren Stelle, doch waren alle wieder wählbar.

Dieser Districts-Rath, dessen Sitzungen vierteljährlich waren, ernannte Schreiber, Schatzmeister und Auditoren; seine Gewalt aber bestand in folgendem: er konnte Nebengesetze für Wegeverbesserungen erlassen, neue Wege mit Brücken u. dgl. anlegen und Gelder für diesen Zweck bewilligen oder erheben, sowie ferner für Administration der Gerichte, Aufrechterhaltung der Schulen und für sonstige Localangelegenheiten; auch hatte derselbe die Schuldirectionen im Township zu bestimmen.

Dem Gouverneur stand das Recht zu, mit Einwilligung des Executiv-Rathes den Districts-Rath aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen.

Wie hoch willkommen auch anfänglich dieß 1841 angeordnete Municipalgesetz war, man fühlte doch sehr bald dessen Unvollkommenheiten und Mängel; die Districte waren zu groß und die Interessen der Einwohner deßhalb zu verschieden und zerspalten; etliche Districte hatten eine Länge von beiläufig 80—90 (engl.) Meilen, so daß den Rathsherren des südlichen Theiles die Localität der nördlichen völlig fremd war oder umgekehrt. Es konnte aus dieser Ursache nicht an Mißgriffen fehlen in Betreff der Townships-Eintheilungen in Schulsectionen, sowie hinsichtlich der Wegeverbesserungen, Brückenbauten, Geldbewilligungen u. dgl. m., obschon, im allgemeinen genommen, die Einrichtung ein großer Fortschritt in der Selbständigkeit und Cultur zu nennen war, der zur Selbstregierung der Bevölkerung hinleitete.

Unter den Nachtheilen der zu großen Districts-Ausdehnungen stach deren Kostspieligkeit ganz besonders hervor. Die Einwohner, welche den Municipalversammlungen beizuwohnen hatten, um entweder Bittschriften einzureichen oder aus andern Ursachen, zogen es sehr oft vor daheim zu bleiben, um den Reisekosten sowie dem Zeitverluste zu entgehen, abgesehen von den Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten des Weges. Die Wohlthat der Einrichtung ging daher in vielen Fällen verloren.

Sodann ließ sich nicht läugnen, daß die Geschäfte keineswegs immer gründlich und zum Besten des Gemeinwohles betrieben wurden, weil diese Selbstregierung etwas Neues war und man nicht immer in jeder Hinsicht fähige Männer finden, oder wählen konnte, die dem wichtigen Amte eines Rathsherren vorzustehen im Stande waren.

Nach Verlauf von acht Jahren, die als eine Lehrperiode zu betrachten sind, erschien 1849 ein neues Municipalgesetz, das den Unvollkommenheiten und Mängeln des vorherigen bedeutend abhalf und wodurch der Name District mit seiner Bedeutung gänzlich aufgehoben wurde, indem die County-Einrichtung allein in Geltung blieb. Im Jahre 1851 trat endlich die dermalige Eintheilung der ganzen Provinz in entsprechendere kleine Counties ins Leben, wodurch offenbar den eigentlichen Bedürfnissen des Volkes entsprochen ward. Jedes County erhielt eigene Gerichtsbarkeit und Municipalität, so daß an die Stelle der früheren 20 Districte Ober- oder West-Canada 42 County-Einrichtungen bekam und nebenbei noch 15 Städte und 4 Hauptstädte ihre besondern Municipalitäten haben.

Das 1849 gegründete Municipal-Gesetz, dem in den folgenden Jahren noch mancherlei Verbesserungen und entsprechende Abänderungen zu Theil wurden, hat folgende Grundzüge:

Jeder steuerzahlende Bürger ist stimmfähig;[1] die steuerzahlenden Bürger eines jeden Townships, der über 100 Steuerzahler enthält, erwählen unter sich jährlich fünf Rathsherren, Townships; die unter 100 Steuerzahler enthalten, werden bis dahin, wo sie diese Zahlen erreichen, anstoßenden Townships beigesellt. Ein

---

[1] Natürlich ist hier nur von Zahlung directer Taxen oder Steuern die Rede. C. P.

Rathsherr muß wenigstens für 400 Dollars Werth liegendes Eigenthum besitzen. Die incorporirten Flecken-, Stadt- und Hauptstadtgebiete, sind nicht mit ins Townshipsgebiet eingeschlossen.

Die erwähnten fünf Rathsherren eines Township erwählen unter sich einen Vorsitzer (Reeve) und diejenigen Townships, welche über 500 Einwohner zählen, noch einen stellvertretenden Vorsitzer (Deputy Reeve), der während einer Abwesenheit des ersteren den Vorsitz führt. Beide sind amtsausführend oder executiv — ex officio, wie man sich in Canada ausdrückt.

Diese Reeves und Deputy-Reeves bilden den County-Rath und wählen unter sich ihren Vorsitzer „Warden" genannt.

Der Ort und die Zeit der Zusammenkünfte des Township-Rathes wird von ihm selbst bestimmt und er ernennt auch den Secretär, den Schatzmeister, die Assessoren und Calculatoren, Wegmeister u. dgl. niedere Municipalbeamte.

Die Pflichten und Amtsgewalt des Township-Rathes bestehen hauptsächlich in folgendem: Land zum Nutzen des Townships anzukaufen und dasselbe wieder zu verkaufen; die Rathhäuser zu errichten, Schulhäuser zu erbauen; die Pflichten der Township-Beamten zu bestimmen; Aufsicht, Anordnung und Verbesserung der Straßen, Wege, Brücken u. s. w. zu leiten und zu besorgen, Hindernisse hinwegzuräumen u. s. w.; Wirthshaus-Licenzen zu bewilligen und Wirthshausregeln zu entwerfen; den Verkauf spirituoser Getränke zu schmälern, oder gänzlich zu untersagen; Gelder für öffentliche Verbesserungen zu bewilligen; Actien bei Wege- und Brücken-Compagnien zu nehmen; das Umherlaufen des Rindviehes, der Pferde, Schweine u. s. w. zu regeln; Hundetaxen aufzuerlegen; Verordnungen zu machen, um schädliche Kräuter, Thiere u. s. w. zu zerstören und zu vernichten; Abgaben oder Verbote auf Schauspieler, Taschenspieler u. s. w. zu legen; den Schaden zu bestimmen, der durch Einbruch in die Gehege, Felder u. s. w. von Pferden, Rindvieh u. s. w. angerichtet wurde; die Höhe der Einzäunungen zu bestimmen, sowie die Gränzen der Townships; Gesetze in Betreff der Wegearbeit zu erlassen; Gelder für das Township zu borgen, Steuern aufzuerlegen u. s. w.

Die incorporirten Flecken erwählen auf dieselbe Art fünf Rathsherren, unter denen einer zum Reeve ernannt wird durch Stimmenmehrheit.

Ein Flecken, der über 1000 Einwohner zählt, kann durch die Regierung incorporirt werden; der Rath eines incorporirten Fleckens hat ähnliche Gewalt und Pflichten wie der in den Townships; außerdem aber soll er noch für den Gesundheitszustand der Einwohner durch Aufsicht über die Reinlichkeit des Ortes u. s. w. Sorge tragen, gegen Feuersgefahr Verordnungen erlassen u. s. w.

Die Städte werden in drei bis sechs Wahldistricte (Wards) eingetheilt, deren jeder drei Rathsherren erwählt und diese wählen unter sich einen Vorsitzer, Mayor (Bürgermeister); ferner noch einen Town Reeve, und falls die Stadt mehr als 500 steuerzahlende Einwohner zählt, noch einen Deputy Town Reeve um die Stadt im County-Rathe zu repräsentiren.

Außer den Gewalten und Pflichten, welche in Townships und incorporirten Flecken den Rathsherrn ertheilt sind, haben die Rathsherren der Städte noch besondere Gewalten und Pflichten, die erforderlich erscheinen bei einer enger zusammenwohnenden Volkszahl.

Die Hauptstädte sind gleich den Städten in Wahldistricte eingetheilt, worin je zwei Aldermen und zwei Rathsherren erwählt werden. Diese zusammen wählen aus der Zahl der Aldermen den Mayor. Die Gewalten und Pflichten derselben sind ähnlich denen der Städte mit einigen erforderlichen Beisätzen.

Der County-Rath besteht aus den Reeves und Deputy Reeves der Townships, Flecken und Städte im County.

Dieser Rath erwählt seinen Vorsitzer (Warden), und ernennt seine Schreiber, Schatzmeister, Auditoren u. s. w., deren Besoldungen er auch bestimmt. Von ihm werden die County-Gebäude, Rathhaus, Gefängniß u. s. w. errichtet und deren Erhaltung angeordnet; er hat im County die Straßen, Brücken u. s. w. zu unterhalten, Gymnasien und Schulen herzustellen; Gelder für solche Zwecke zu bestimmen, die eben durch die Collectoren der respectiven Townships, Flecken und Städte unverweigerlich eingetrieben werden. Er kann Actien für Wege, Brücken u. dgl. zeichnen, Gelder borgen, liegendes Eigenthum als Gemeingut ankaufen und wieder verkaufen; Nebengesetze zum Schutze der Waldungen oder Straßen, Brücken u. s. w. machen; Strafen für verschiedene Uebertretungen auferlegen, und was der Gewalten und Pflichten mehr seyn mögen.

Hieraus erhellet zur vollen Genüge der Gang, den das englische Gouvernement in West-Canada genommen hat, wenn nicht freiwillig, so durch die Concurrenz der angränzenden Vereinigten Staaten dazu gedrängt. So weit meine eingezogenen Erkundigungen reichen, hat England dadurch nichts weniger als dankbare Anhänglichkeit an sich, das Mutterland, erzielt; wie könnte dieß auch bei dem zur Undankbarkeit hinneigenden Menschengeschlecht irgendwo der Fall seyn? Die Canadier — so versicherte man fast allgemein — hätten nichts dagegen, sich als Republik zu gestalten, wozu es so gut als keiner wesentlichen Aenderungen im Lande bedürfte; allein von Anschluß an die Vereinigten Staaten will die Menge wenigstens durchaus nichts hören! Das wäre demnach die einzige politische Errungenschaft des englischen Gouvernements nach politischer Seite hin, und es ergeht ihm also auch mit dieser Colonie, wie den besten Vormündern, die ihre Mündel sorgsam für die Selbstherrschaft erziehen: sie müssen froh seyn, wenn ihnen nicht bitterer Haß und Undank zum Lohne wird!

Hinsichtlich des thatsächlichen Erfolgs der oben erwähnten neuern Municipalgesetze in Canada erhielt ich von anscheinend ziemlich unparteiischer, jedenfalls trefflich unterrichteter Seite folgende Bemerkungen niedergeschrieben:

„Wer seit dem ersten Entstehen der Municipal-Behörden, also seit etwa dreizehn Jahren, ein Beobachter des ganzen Systems mit seinen Abänderungen, Wirkungen und Folgen, sowie seines Einflusses auf das Volk gewesen ist, dem kann es nicht entgangen seyn, daß gerade durch dieses Municipalgesetz, trotz seiner — selbst jetzt noch stattfindenden — Mängel und Fehler, das Volk bedeutend an Selbständigkeit gewonnen. Eben durch dieses Gesetz ist der Keim zur Selbstregierung gelegt worden; was früher entweder gar nicht durchgeführt werden oder nur durchs Parlament in Kraft gesetzt werden konnte, ward durch das Gesetz von 1841 in die Gewalt des Volkes selbst gelegt, vermittelst seines Districts-Rathes. Straßen wurden verbessert, Schulen gegründet, der Willkür immer mehr Einhalt gethan; es erwachte die Aufklärung und Selbstwürde! Das Gesetz von 1849 brachte die Verwaltung der Localangelegenheiten in die unmittelbare Nähe und Gewalt des Volkes selbst, und

das Gesetz von 1851 vermehrte die Justizbehörden und machte die Gerichtskreise kleiner, und somit auch die mit den Gerichten verbundenen Unkosten geringer. Ein anderes Gesetz erleichterte noch ferner die Gerichtsgebühr und verursachte eine totale Reform im Gerichtswesen."

„Wo man vor zehen bis fünfzehn Jahren nur mit Mühe einen Mann im ganzen Districte finden konnte, der die Fähigkeiten eines Volksrepräsentanten im Parlamente besaß, findet man jetzt eine Auswahl, denn eben aus diesen Municipal-Räthen (die man mit Recht ein kleines Parlament nennen kann, denn sie sind nicht nur berathend, sondern beschließend und gesetzgebend) bilden sich Männer fürs öffentliche Leben; sie gewöhnen sich allmählich an den Gang der Geschäfte, und sind nach etlichen Jahren fähig ins Parlament einzutreten und die Rechte ihrer Constituenten zu vertreten.

Obgleich noch einige Mängel im gegenwärtigen Municipalgesetze bestehen, so sind dieselben doch größtentheils von keiner Wichtigkeit. Was mitunter gegen das Municipalgesetz gesagt wird, sollte richtiger gegen den Mißbrauch oder die unrichtige Anwendung der darin ertheilten Gewalt gerichtet seyn; doch ist es erfreulich hier bemerken zu können, daß diese Mißbräuche, oder unrichtige Anwendung dieser Gewalten, in der Regel aus dem Mangel an hinlänglicher Intelligenz entstehen, nicht aber der Corruption zuzuschreiben sind, und da die Intelligenz sich immer mehr Bahn bricht, so darf man mit größerem Vertrauen der Zukunft entgegen sehen."

Daß dieß ein schonendes, mildes und keineswegs scharf kritisirendes Urtheil genannt werden könne, glaube ich annehmen zu dürfen; daher ist es mir überaus willkommen gewesen, Gelegenheit zur Anknüpfung von Bekanntschaften in Canada bekommen zu haben, durch die ich Hoffnung bekam mehr Specialitäten in Erfahrung zu bringen, aus denen sich vielleicht auch bestimmter bezeichnete Schattenseiten eines jedenfalls gutgemeinten Municipalgesetzes erkennen lassen möchten. Rußlands Institutionen, von ihren Lichtseiten aus betrachtet und geschildert, lassen ebenfalls nur wenig zu wünschen übrig!

C. Pelz.

Russisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung.)

Die Studenten sind entweder Kronstudenten d. h. Stipendiaten der Regierung, die Wohnung und Nahrung, auch Kleider und Bücher vom Staate umsonst erhalten, wofür sie zehn Jahre zu dienen verpflichtet sind, wenn sie nicht beim Austritte dem Staate die Kosten ersetzen können (ich glaube 200 Silberrubel jährlich, für für vier Jahre) oder einen Stellvertreter kaufen; oder solche, die der Regierung eine mäßige Summe zahlen, um Unterhalt und Wohnung gleich den Kronstudenten zu haben, oder endlich freie Externen. In der neuesten Zeit sind die sogenannten freien Zuhörer erlaubt, die, ohne des Eintrittsexamen zu bedürfen, die Collegien besuchen und sich dann zum Examen melden, um einen Grad zu erlangen. Die Zahl der Facultäten ist mit Ausschuß der theologischen, die natürlich nicht existirt, fast die der unsrigen, nur sind mehr Unterabtheilungen und man kann den Doktorgrad in jeder erwerben; die mathematische hängt zunächst mit der naturwissenschaftlichen zusammen; dann besteht eine medicinische; ferner die Unterabtheilungen der Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaften (Statistik und Nationalökonomie getrennt), Philologie (klassische, orientalische, russische, alles wieder abgetheilt) aber keine eigentliche Philosophie, da diese neuerdings, selbst die Logik, nur von Geistlichen vorgetragen wird, gleichsam als Hülfswissenschaft des Religionsunterrichtes. Wie abenteuerlich diese Vorträge sind, kann man sich leicht denken; oft genug werden, statt zu lehren, mit den Zuhörern Witze gerissen, gewöhnlich müssen übrigens bei der Rohheit der andern Priester die für Gelehrte geltenden Archimandriten, also Klostergeistliche, solche Fächer übernehmen. Früher lasen wohl wirkliche Professoren Geschichte der Philosophie; allein das gilt jetzt als gefährlich, und so läßt man namentlich an größeren Universitäten, wie Moskau, die Professur unbesetzt. Die Studenten müssen nun streng vorgeschriebene Collegia in jedem Curse hören, und darüber am Ende des Jahres ein Examen ablegen. Schon lange hat man eben diesem Unwesen und dem Zeitverluste dabei ein Ende machen wollen, allein die Professoren haben sich dagegen gesträubt, weil sie bei einer freieren Einrichtung, bei einem Examen am Ende des vierjährigen Cursus, alle Gewalt über die Studenten zu verlieren befürchten. Aber diese jährlichen Examina geben zu starken Mißbräuchen Anlaß; gewöhnlich sind die unteren Curse die gefülltesten, mithin haben die Professoren eine viel zu große Zahl zu examiniren, als daß sie sich mit jedem einzelnen recht befassen könnten. Daraus hat sich nun das System entwickelt, was man jetzt befolgt: eine gewisse Anzahl schriftliche Fragen werden von dem Professor aufgesetzt, und aus diesen zieht der Student eine, nach Umständen zwei, die er beantworten muß. Früher ging es hiebei nun oft sehr gemüthlich zu: der Professor hatte sich die Fragen und die Antworten ausgearbeitet; die Studenten, welche in seinem Hause wohnten, konnten sie sich leicht verschaffen, und so kamen diese Hefte meist in Circulation und die übrigen Examinanden lernten die Fragen buchstäblich auswendig; wer sich mehr Mühe gab, arbeitete die Antworten selbst aus nach den Heften oder Handbüchern, und dann haspelte er so seine Antworten ab; der Professor hörte nach den ersten zwanzig Examinanden nur halb zu, wenn er nicht ganz dabei einschlief und die Schnelligkeit des Sprechenden imponirt am meisten den Zuhörenden; Zwischenfragen kamen selten vor. Der Beisitzer des Professors [1] schlief gewöhnlich, da ihn der Gegenstand nicht interessirte. Der Student bekommt nun nach seiner Geläufigkeit eine Nummer, 1 bis 5; wer einige 1 oder gar Nullen in Hauptfächern hat, bekommt natürlich beim Addiren der einzelnen Zahlen eine zu schlechte Nummer, und kann nicht in den nächsten Cursus übergeführt werden; er hat das Recht, am Anfange des nächsten Curses sich mit den eintretenden Studenten

[1] Der Unparteilichkeit wegen gibt man den Examinatoren immer einen Beisitzer hinzu, der die Zahlen protokollirt, die der Student erhält.

zusammen noch einmal in den verunglückten Fächern examiniren zu lassen, dann aber ist es vorbei. Nun ist aber der Uebelstand, daß die Professoren die Kronstudenten nie ganz durchfallen lassen dürfen; bleibt der Kronstudent sitzen, so muß die Krone fünf Jahre für ihn zahlen, statt vier; fällt er im letzten Cursus durch, so kann er gar nicht in seinem Fache angestellt werden, und die Krone hätte ihr Geld verloren, denn die einzige Rache, die sie an dem Unglücklichen nehmen kann, ist, ihn zum Feldscher oder Kreislehrer zu machen; die Professoren erhalten daher von oben Verweise, wenn zu viele durchfallen, und da das unangenehme Folgen haben kann, wenn sich die Verweise wiederholen, so läßt man sie lieber durchschlüpfen, wenn es nicht allzu arg ist. Das schlimmste bei diesem Systeme ist aber das, daß der Student die Studienjahre eigentlich alle verliert; diesen Gedächtnißkram vergißt er gänzlich, und wenn er daher am Ende seiner Studentenlaufbahn angekommen ist, weiß er von den vorbereitenden Wissenschaften in der Regel gar nichts mehr. Es sind freilich der vorgeschriebenen Fächer überhaupt viel zu viele, indessen bei einem endlichen Staatsexamen könnte sich der Examinator doch wenigstens überzeugen, ob der Examinand das Nöthige aus den Hülfswissenschaften inne habe, während jetzt davon bei der Ertheilung des Grades gar nicht die Rede ist, außer in dem Falle etwa, wo sich jemand ohne den Besuch einer Universität zur Erlangung eines gelehrten Grades meldet.

Der Grade beim Austritt sind nun zunächst zwei; der untere ist sonderbar genug bezeichnet durch: „wirklicher Student", der höhere ist der eines Candidaten, nämlich in dem Fache, das er speciell erwählt hatte. Dieser letztere Grad gewährte bis jetzt dem jungen Menschen bedeutende Vorzüge; bei Anstellungen wurde der Candidat immer zuerst berücksichtigt und avancirte schneller zum Range; jeder nämlich, der seine Studien beendigt hat, zählt schon in einer Rangklasse und erhält freilich nach einigen Dienstjahren einen wirklichen Rang, den er auch mit einer Monatsgage bezahlen muß, die Regierung thut nichts ganz umsonst. Man wollte in der letzteren Zeit (1852) wissen, es sey im Werke, den Gelehrten diese Vorrechte zu nehmen; das heiße die Universitäten factisch aufheben, denn der junge Russe studirt vor allem des Ranges halber. Es wird daher auch schwerlich dazu kommen. Nach einem Jahre kann der Gelehrte, der einen Universitätscursus durchgemacht hat, sich mit Einreichung einer schriftlichen Abhandlung zum nächsten Gelehrtengrad melden: der wirkliche Student zum Candidaten, der Candidat zum Magister. Der Magister muß alsdann, nach Ablegung eines ziemlich schwierigen Facherameus, seine Dissertation in einer Disputation öffentlich vertheidigen, wobei ein jeder ex corona als Opponent auftreten kann außer den gesetzlichen Facultätsopponenten; der höchste Grad ist der des Doktors, den man dann wieder nach einem Jahre erreichen kann und wozu wiederum eine Abhandlung nöthig ist, oft nur die Fortsetzung der früheren Arbeit, z. B. im philologischen Fache. Man kann in allen möglichen Specialitäten die Doktorwürde erlangen, z. B. im Sanscrit, im Mongolischen, in der russischen Geschichte, der Statistik, der Nationalökonomie u. s. w. Will man aber von der Nationalökonomie zur Geschichte übergehen, so muß man wenigstens eine Magisterabhandlung nachliefern, eigentlich das ganze Magisterexamen von neuem machen, obgleich die Hülfswissenschaften fast in in beiden Fächern dieselben sind. Daß es mit dem Examen häufig nach Gunst und Gaben geht, läßt sich wohl denken, indessen sind die gröbsten Mißbräuche abgethan; früher nämlich wurden nur diejenigen Candidaten, die bei einem Professor gewohnt hatten, der sich gleichsam verpflichtete sie durchzubringen, damit ist es jetzt aus; denn es erschien eine Vorschrift, daß kein Professor Studenten seines Faches bei sich aufnehmen solle. Eben so hat eine andere höchst einträgliche Speculation ihr Ende erreicht: ein Professor nahm eine Anzahl junger Leute gegen eine anständige Summe ins Haus und übernahm es, sie per fas et nefas in die Universität einzuschmuggeln, da er selbst sie vorbereitete, d. h. ihnen von Studenten die nöthigsten Antworten zum Eintrittsexamen einpaukeu ließ. Beim Examen alsdann wurden die so eingeführten immer sicher aufgenommen, schon der Reciprocität wegen, denn der Examinator sah durch die Finger, weil er fast immer auch im dem Falle war, einige einbringen oder doch beim Examen zum nächsten Cursus durchbringen zu wollen. Dieß wurde in Kasan lebhaft betrieben; in Moskau hatte der frühere Professor der russischen Geschichte Pagodin eine große Anstalt der Art; 1852 wurden diese Privatunternehmungen gänzlich unterdrückt, dafür aber hatte der Inspektor in Moskau, ein gewesener Marineofficier und Gymnasialdirektor, Namens Speierer, eine solche etablirt, die sehr einträglich war, da sie den Vorzug des Monopols besaß. Freilich war die Nachfrage nicht mehr so groß, da durch kaiserlichen Befehl vom Jahre 1848 an die Zahl der Studirenden an allen Universitäten namhaft verringert wurde. In Moskau befanden sich damals nahe an 1200 Studenten und der Schreck der Eltern, die ihre Kinder mit großen Unkosten hatten vorbereiten lassen zur Aufnahme, läßt sich denken; durch den Austritt der letzten Curse reducirte sich die Zahl etwas, viele wurden durch verschärfte Examina entfernt, dann und wann einer relegirt und diejenigen, welche eintreten wollten, mußten sich einer offengelassenen Hinterthüre bedienen. Es hieß nämlich in der nicht recht klaren Verordnung, daß nur Mediciner, als dem Staate nothwendige Subjecte, in unbeschränkter Zahl aufgenommen werden durften; wer sich nun durchaus in die Universität aufnehmen lassen wollte, wurde Mediciner, in der Hoffnung umsatteln zu können; das ging anfangs nicht, aber 1852 schliefen die strengen Verordnungen allmählig wieder ein, und die Aufnahme wurde wieder ziemlich unbeschränkt.

Trotz aller Unsicherheit, welche die oben erwähnte Verordnung in die Familien gebracht hatte, so daß manche in Verzweiflung ihre Kinder den schlechten Militäranstalten übergaben, hat sich die Frequenz der Universitäten doch nicht sehr auffallend verringert; sie stellte sich 1850 etwa folgendermaßen:

In Petersburg waren	387	Studenten,
„ Moskau	821	„
„ Charkow	349	„
„ Kasan	309	„
„ Kiew	553	„
„ Dörpt (Dorpat)	554	„
Im pädagogischen Centralinstitut	95	„
„ Richelieu'schen Lyceum (Odessa)	232	„
„ Demidow'schen „ (Jaroslav)	81	„
„ Besborodko'schen „	95	„

mithin 3521 in den höchsten gelehrten Schulen, ausschließlich Helsingfors, was die Zahl nahe an 4000 bringen würde. Die Zahl

300 ist also fast überall überschritten; Moskau und Kiew sind am stärksten besucht, weil hier jetzt die Polen (namentlich in Moskau die aus dem Norden Polens seit der Aufhebung Wilna's) allein eine Universitätsbildung erhalten können; Dorpat hat wohl später noch abgenommen, weil man es so sehr zu russificiren wünscht, was nur durch sehr gelinden passiven Widerstand gehemmt werden kann, wofür der Deutsche nicht so viel Talent hat als der Russe.

Um nun einiges von den Professoren zu sagen, so sind diese jetzt in der Mehrzahl schon Russen; von Deutschen sind wohl noch viele da, aber keine eigentlich bedeutende, da sie zum Theil gewaltig verrussit sind, zum Theil grenzenlos faul dahinleben, und nur selten wissenschaftliche Thätigkeit beibehalten. Die quantitativ unbedeutendste Universität ist offenkundig Petersburg, sie ist auch geistig die wenigst regsame. Der Adel scheut sich wohl, seine Kinder in die sittengefährliche Residenz zu senden. Kiew erfreut sich einiger ziemlich bedeutender Professoren, namentlich im Fache der Naturwissenschaften, die überhaupt bis jetzt überall am besten bedacht waren; auch ist das Leben hier etwas regerer Art, da die starke Beimischung des polnischen Elements schon einen leisen Hauch des Westens spüren läßt; Charkow soll sehr unbedeutend seyn; Moskau ist jedenfalls die wichtigste; es fragt sich nur, wie die Universität die jetzige Periode überstehen wird. Nicht gerade als ob Moskau jetzt besondere Sommitäten unter den Professoren besäße, aber es hatte einige schöne Talente aufzuweisen; der verstorbene Philolog Krjukow z. B. hat sich auch in Deutschland durch seine ersten und leider auch letzten Arbeiten einen Namen gemacht. Die jüngeren Russen, die ihn ersetzt haben, sind sehr unbedeutend. Unter den slavischen Philologen der Universität ist vielleicht der fleißigste der Professoren Bodjanskij, der vergleichende Sprachkunde vorträgt und jedes Jahr wenigstens eine slavische Sprache speciell. Unter den Medicinern sind noch die meisten Deutschen, freilich sehr verrussit; das Studium der Theorie wird wenig gefördert und die von den russischen Universitäten ausgehenden Aerzte sind meist rohe Praktiker, jedenfalls hat aber die Neuzeit hier manches gebessert, und da diese Facultät allein nicht von der Censur geplagt ist, so sind die Betreffenden selbst schuld, wenn sie nicht au courant sind. Den meisten Russen fehlen dazu die Sprachkenntnisse, denn wer nur auf den Gymnasien deutsch und französisch gelernt hat, der weiß in der Regel nicht sonderlich viel davon nach beendigter Universitätslaufbahn; die Lectoren an den Universitäten sind nur ausnahmsweise Gelehrte, obgleich man in der neueren Zeit einzelne Beispiele hat (Moskau besitzt einen solchen); es wäre nur zu wünschen, daß sie wenigstens gebildete Menschen mit einigen Schulkenntnissen wären, aber auch das ist nicht immer der Fall; an Auswahl würde es nicht fehlen, wenn die Curatoren sich nur darum bekümmern wollten. Für bedeutend gilt in Moskau für Geschichte Granowskij, indessen, wie es sich von selbst versteht, sehr unter Censur.

Kasan hat eine Bedeutung für Rußland, da es ein Mittelpunkt der orientalischen Studien geworden war durch seinen vorigen Curator, Musin-Puschkin (eine tatarische Familie, nicht zu verwechseln mit der gräflichen gleiches Namens, auch nicht mit der Familie des Dichters); dieser nämlich hatte die Universität in einem bedauernswerthen Zustand gefunden, in den sie unter dem frömmelnden Magnitsky gekommen war; und nachdem er die gänzlich unbrauchbaren Professoren entfernt hatte, schuf er in 17 Jahren die orientalische Facultät, die er mit den vorgefundenen ökonomischen Summen wirklich luxuriös ausstattete, die sich aber ebendeßhalb auch jetzt fast in der Luft basirt findet, denn der neue Curator Molostrov fand eben keine außerordentlichen Summen mehr vor, um die Sache in gleichem Styl fortführen zu können. Die Zahl der Professuren ist groß; es werden gelehrt: Sanskrit, Arabisch, Persisch, Türkisch und Tartarisch, Mongolisch, Tibetanisch, Mantschu, Chinesisch, nur die alten semitischen Sprachen nicht. Die einzelnen Fächer sind übertrieben vertreten; das Mongolische hatte eine lange Zeit zwei ordentliche Professoren, den Polen Kowalewski, einen Zögling der wilna'schen Universität und classischgebildeten Mann, der die Schriftsprache gründlich kennt, ebenso das Altmongolische und das Neumongolische in Peking studirt hat, und den Russen Popov, der das westlichere Mongolisch, das Kalmückische, vortragen soll. Das Persische trug lange Erdmann vor; nach ihm übernahm es Kasimbeck, ein von schottischen Missionären erzogener kaukasischer Tatar, der persisch sprach, und durch seine Kenntniß des Englischen mit europäischem Geiste zusammenhängt; er, wie Kowalewsky sind jetzt in Petersburg. Uebrigens gab es für die praktische Uebung im Persischen und Tatarischen noch Lectoren, zum Theil eingeborne Perser, freilich keine Schiraser, so daß man nur den unangenehm breiten nördlichen Dialekt hört. Das Sanskrit trug ein junger Russe vor, Petrov, der zu seinen großen im orientalischen Institut zu Petersburg erworbenen Kenntnißen im Arabischen, Persischen und Türkischen eifrige Studien das Sanskrit in Berlin, London und Paris hinzugefügt hatte, aber lange unberücksichtigt blieb; er lebt jetzt in Moskau, wo er allein die orientalischen Sprachen vertritt, deren Lehrstuhl nach dem Tode des alten Boldyrev eingegangen war, und ist in Kasan durch einen Petersburger ersetzt worden; das Tibetanische ist erst neuerlich eingeführt worden (beide, Sanskrit und Tibetanisch, sind eigentlich hier nur Hülfsfächer des Mongolischen, da die Bücher der Buddhisten ohne die Kenntniß dieser beiden unverständlich bleiben müssen) und soll tüchtig vertreten seyn durch den jungen Russen Basiljev, der fast zehn Jahre in Peking diese Sprache studirte, und Mantschu so wie Chinesisch fertig spricht; das Türkisch-Tatarische lehrt jetzt ebenfalls ein junger Russe, Berjosin, den die Universität Kasan mehrere Jahre im Orient hat reisen laßen, auch er wird als tüchtig bezeichnet; außerdem besitzt Kasan an dem Bibliothekar Gottschalk einen guten Orientalisten fürs Arabische. Um nun für diese Fächer einige Schüler zu gewinnen, führte Puschkin die orientalischen Sprachen auch am ersten Gymnasium ein, wo man die Kronschüler in die einzelnen Fächer zwang, um später Studenten zu haben. Hier war natürlich der Unterricht mehr praktischer Art; fürs Mongolische waren meist einige Lamen da, fürs Türkische und Persische Lectoren, Eingeborne; das Arabische lehrte der Professor der allgemeinen Literaturgeschichte, Vogt, dem Puschkin überhaupt eine Masse von Stellen zuwies, da er ihm zu allem brauchbar schien, und so kamen denn Gymnasiasten heraus, die sich schon etwas umgesehen hatten, aber leider für ihr Fach in der Regel keine wirkliche Liebe mitbrachten. Die praktischen Vortheile die man sich von dem Institut versprach, erwiesen sich als Null, denn die jungen Leute, die man den Generalgouverneuren von Sibirien als Kenner zusandte, kamen mit Protest als gänzlich unbrauchbar zurück, da die Mongolen ihre Büchersprache nicht sprechen und die Gelehrten keine Kenntniß von den Bureau-

formen der Beamtenwelt besaßen. Wer eine Diplomatencarriere machen wollte, mußte noch erst nach St. Petersburg in das praktische orientalische Institut, um Türkisch und Persisch recht sprechen und schreiben zu lernen. Puschkin hatte einen hübschen Bericht in die Welt geschickt über das im orientalischen Fache durch ihn Erzielte, und war dann selbst Curator der Petersburger Universität geworden; es dauerte über ein Jahr, bis er in Molostrov einen Nachfolger erhielt. Die Summen waren erschöpft; schon lange hielt sich die kostspielige Universität nur durch künstliche Vertheilung derselben; manche der Professoren mußten Ersparungen an ihren Anstalten machen.

Die Universitätsbibliothek in Kasan war unter Puschkins Verwaltung bedeutend geworden, namentlich für Orientalia aufs beste gesorgt worden, so daß die Handschriftensammlung gar nicht unbedeutend war; Kowalewsky hat'e vortreffliche mongolische Büchersammlungen zusammengebracht, die meist in den Besitz der Bibliothek übergingen und zum Theil für sie angeschafft waren; als Basiljev in Peking studirte und eine Bittschrift beim Kaiser von China einreichte, ob er sich ein Exemplar des Gändschur abdrucken lassen dürfe, hatte der Kaiser, sehr erfreut über den Eifer des jungen Russen, befohlen, ein Prachtexemplar des ganzen Gändschur und Dändschur für die Universität Kasan unentgeltlich abzuziehen (bekanntlich sind die mongolischen und chinesischen Bücher meist auf Holzplatten geschnitten und werden so aufbewahrt; wer ein Exemplar braucht, läßt sich dann eines auf sein Papier abdrucken gegen Erstattung der Kosten). Ob diese bedeutende Sammlung, die ganze heilige und profane Literatur der Mongolen umfassend, wirklich nach Kasan gekommen, oder ob Petersburg sie an sich gezogen, ist nicht bekannt geworden, jedenfalls sind aber die mongolischen, tibetanischen, Mantschu- und chinesischen Werke während des langen Aufenthaltes Basiljev's in Peking vermehrt worden. Die persischen Handschriften sind an Zahl bedeutend; ihren inneren Werth anlangend sind die meisten freilich ziemlich neu; eine große Menge kam durch Vermittlung des verstorbenen Lectors der persischen Sprache, der alljährlich nach Persien ging, und mit Handschriften handelte, an die Bibliothek; viele sind durch den letzten Ankauf von Kasimbeks Handschriften hinzugekommen; diese, meist in Kasan selbst abgeschrieben von Kalligraphen unter den Tataren, die Kasimbek besoldete und beaufsichtigte, da er selbst einen lebhaften Handel mit Manuscripten trieb, sind von der ohnehin verschuldeten Bibliothek wohl etwas theuer bezahlt werden. Freilich sind im Allgemeinen in Kasan die Handschriften theuer, oft zehnfach so theuer, als die in England feilgebotenen und wenigstens nicht älter. Die Tataren besitzen in seltenen Fällen auch wohl ältere werthvolle Werke, verkaufen sie aber nicht gerne außer in Nothfällen, obgleich sie meist nicht einmal den Inhalt der Handschriften kennen. Ein solcher Fall z. B. war der mit dem werthvollen Fragmente des Raschiduddin, welches jetzt Professor Erdmann besitzt. Jedenfalls wäre es der Mühe werth, den Katalog der Handschriften der Kasaner Universitätsbibliothek in weiteren Kreisen bekannt zu machen, so wie einen besseren von der Münzsammlung zu geben, als der jetzt vorhandene. Die Sammlungen sind jedenfalls in einer glücklichen Periode angelegt, wo noch manches aufzutreiben war, was jetzt von Tag zu Tag schwieriger wird bei der zunehmenden Rohheit der Perser. Manches möchte noch in Persien bei längerem Aufenthalte zu finden seyn, wenn man die Bazare der einzelnen Städte besuchte und Bekanntschaften anknüpfte, ehe die traurigen Zustände vielleicht die letzten Ueberbleibsel alter Bildung vertilgen. Was mit der orientalischen Facultät der Universität Kasan werden wird, kann man augenblicklich nicht sagen; der schon erwähnte Geldmangel und das gänzlich Unpraktische dieser Anstalt (denn für eigentlich wissenschaftliche Zwecke reicht die Petersburger Akademie aus) haben das Project in Anregung gebracht, die sämmtlichen orientalischen Anstalten in Eine zusammenzuziehen. — Puschkin, jetzt Curator der Universität Petersburg, Kowalewsky und Kasimbek, die früheren Professoren des Mongolischen und Türkisch-Tatarischen in Kasan, waren zu einem Berathungscomité berufen, um den Plan zu einem solchen concentrirten orientalischen Institute zu entwerfen; es hat aber noch nichts verlautet über die Ergebnisse ihrer Arbeiten. Die übrigen Facultäten sind in Kasan ganz gut besetzt, zum großen Theil mit jüngeren Russen noch aus der Zeit der Reisestipendien, die also ihre Studien im Westen vollendet haben — was jetzt wohl ein Ende haben wird, da das Bedürfniß einstweilen reichlich befriedigt ist, und die Einschleppung revolutionärer Ideen doch immer noch gefürchtet wird. Viel übrigens hat die Regierung von den jungen Leuten nicht zu fürchten; sie accommodiren sich sehr schnell wieder, und gehen in das System der Regierung ein, wenn sie ehrgeizig sind. Ein Beispiel hiefür ist Davydow, ein früherer moskauischer Professor, der jetzt das Haupt des Censurcomité für gelehrte Dinge ist. Der wirklich talentvolle Mann wurde zuerst seiner freien Geschichtsvorlesungen wegen suspendirt; als er sich aber in der Literaturgeschichte fixirte und in reiferen Jahren sich zu mäßigen wußte, wurde er nach und nach so brauchbar, daß er jetzt ganz fest auf seinem Posten ist. Ihm verdankt man die Maßregel über den Bücherzoll, der bedeutend erhöht worden ist (von 5 Kopeken Silber für das Buch auf 5—15 für das Pfd., was schon einen hübschen Aufschlag macht, so daß die Buchhändler jetzt für den Rthlr. 1½ Silberrubel rechnen), und nur ihm rechnet man die Verfolgung der lateinischen Classiker auf; auch sagt man ihm nach, er lasse die Professoren in ihren Vorlesungen durch jüngere Docenten und Studenten überwachen.

Was die Zeit der Vorlesungen anlangt, so sollen diese gesetzlich eigentlich vom 1 August bis letzten Mai dauern; indessen wußten es die Professoren bis jetzt noch immer so einzurichten, daß sie, statt zwei, viel über drei Monate Ferien hatten. Den Hauptvorwand hiezu müssen die schon erwähnten Examina hergeben; um Ostern wurden z. B. in Moskau die eigentlichen Vorlesungen immer geschlossen, und der Rest des April nebst dem Mai durch die Studentenexamina ausgefüllt; im August fing man dann mit dem Eintrittsexamen und den nachzuholenden Prüfungen in einzelnen Fächern an, so daß vor Mitte des September die eigentlichen Vorlesungen nicht wieder beginnen konnten; überdieß dehnten sich die gesetzlichen Weihnachtsferien vom 24 December bis 6 Januar in Moskau, wo das Jahr mit dem Stiftungsfeste der Universität dem Tage der heiligen Tatiana anfing (12 Januar), auf drei Wochen aus; man nahm aber in der Regel noch eine Fastnachtswoche hinzu und eine Woche in den Fasten zur Beendigung der gesetzlich vorgeschriebenen Communion (bekanntlich muß jeder Beamte — und der Student wird schon als dienender betrachtet — jährlich einmal das Abendmahl nehmen, und sich in vorkommenden Fällen hierüber schriftlich ausweisen).

Vielleicht war dieß nur in Moskau so arg, und man kann es Nasimow nicht verdenken, daß er ein Ende zu machen wünschte; gelingen wollte es ihm bis jetzt noch nicht, denn als er 1851 bei Gelegenheit eines in den August fallenden hohen Besuches Vorlesungen zu halten befahl, dauerten diese eben nur so lange als jener Besuch, und man mußte die Studenten dazu von der Straße holen, um nur ein ordentliches Auditorium zusammenzubringen; hernach las man nicht weiter.

Große Ostentation wird bei solchen Besuchen der Prinzen oder des Ministers u. s. w. in den öffentlichen Anstalten gemacht. Tritt der Besucher ein, so fährt sehr häufig der Professor zur Verwunderung der Studenten keineswegs in seinem Gegenstande fort, sondern reitet plötzlich ein Paradepferd vor, das entweder schon da gewesen ist oder eigentlich erst noch hätte kommen sollen; mitunter werden die Besuche auch vorher angesagt. Bei solchen Gelegenheiten muß dann auch alles in Paradeuniform erscheinen (alle Uniformen sind bekanntlich wenigstens zweifacher Art, wozu mitunter noch eine eigentliche Hofgallauniform hinzukommt; für gewöhnlich gilt die sogenannte Vicemontur, beim Studenten eine Art zugeknöpfter Oberrock, für den Professor ein blauer Frack mit Wappenknöpfen, die sie eigentlich immer tragen sollen), und in den untergeordneteren Anstalten warten Lehrer wie Lernende in diesem Costüme oft Tage lang auf den Besuch, den der Kaiser selten vorher ankündet. Czaar Nikolaus übrigens unterläßt schon seit lange diese Universitätsbesuche, wie er denn auch aus seiner Geringschätzung der gelehrten Anstalten keinen Hehl macht. Der Curator spricht natürlich öfter in seinen Anstalten vor, was denn manche komische Scene bringt, wenn er in Vorlesungen erscheint von denen er gar nichts versteht, und nicht den Takt hat zu schweigen. Nicht viele von den Professoren schreiten mit ihrer Wissenschaft fort, da sie in den meisten Fächern in einer zu bedenklichen Stellung und überall Denunciationen ausgesetzt sind; das wird auch die jüngeren, in denen durch die Berührung mit Europa ein regerer Trieb geweckt war, meist niederdrücken, und das ein für allemal ausgearbeitete Heft wird dem Bedürfnisse der Jugend genügen müssen; von den älteren ist wenig zu sagen, ein großer Theil ist verdumpft. Das ist aber Schuld des Systems, und man kann daher nicht sofort den ersten Stein auf sie werfen; nur die sind zu tadeln, welche damals, als ihnen noch eine freiere Bewegung nicht benommen war, schon in den traurigen Schlendrian versanken, und sich entschuldigten, man lasse sie ja doch nichts lehren. Das war am Anfange der 40er Jahre nicht richtig; denn wenn man liest, was die größeren russischen Zeitschriften, die vaterländischen Memoiren (Otetschestwennije Sapiski) und andere Blätter an Artikeln lieferten, und sieht was man damals, freilich bisweilen etwas verblümt, sagen durfte, so begreift man daß der Katheder in einer solchen Periode noch vielmehr hätte leisten können.

Das wäre nun etwa das hauptsächlichste über die höheren Anstalten; die Lyceen sind nicht viel besser als die Gymnasien, und lehren nie das was die glänzenden Programme vorgeben zu leisten. Die Rechtsschule in Petersburg leistete früher bedeutendes, allein sie ist jetzt sehr eingeschränkt, und da der Kaiser mit dem etwas beweglicheren Geiste der Schüler nicht recht zufrieden ist, so heißt es fast alle Jahr, sie sey aufgehoben. Das orientalische Institut ist gleichfalls eingeschränkt worden, und dient jetzt nur praktischen Zwecken, weßhalb auch hauptsächlich wirkliche Orientalen und keine Orientalisten mehr daran unterrichten. Das Lasarev'sche Institut der orientalischen Sprachen, ursprünglich von einem reichen Armenier für seine Landsleute gestiftet, steht nicht mehr unter der alleinigen Direction der Familie Lasarev, sondern unter einem Obersten, den die Regierung eingesetzt hat; es ist eine Art Gymnasium daraus geworden, und die orientalischen Sprachen sind nur noch sehr schwach vertreten. Das pädagogische Centralinstitut, wenn es jemals etwas geleistet hat, kann jetzt unter Davydov's Leitung nicht viel gutes in die Welt schicken, und hat eigentlich für die Hebung des Lehrerstandes nicht viel gethan, außer etwa da es noch Schüler ins Ausland und nach Dorpat zum Studiren sandte. Es sollte eine Art großangelegten Seminars seyn, allein der Nutzen der Schullehrerseminare ist überhaupt auch im Westen sehr problematisch; meist lieferten ja diese Anstalten nur vornehmthuende Halbgebildete, an denen so schon kein Mangel ist.

Die Militärschulen treten seit einiger Zeit sehr stolz auf, und thun als ob sie in der Wahl der Lehrer sehr vorsichtig seyen; ein jeder, der an einem Cadettencorps angestellt seyn will, muß schriftliche Arbeiten über ein von Petersburg gesandtes Thema einliefern, und in der Hauptstadt selbst ein mündliches Examen bestehen. Die Fragen sind gewöhnlich sehr weitumfassend und die Themata noch mehr, die Examinatoren aber sehr unwissend. Die Aufsicht und ein großer Theil des Unterrichts sind in Händen von Officieren, die Sittlichkeit aber dieser Anstalten mehr als bedenklich, so daß meist nur arme Adelige es wagen ihre Kinder diesen Schulen anzuvertrauen. Uebrigens gehen auch meist nur Armeeofficiere aus den Cadettencorps hervor.

Die Petersburger Anstalten, das Pagencorps, wo man nur Kinder von Generalen aufnimmt (was freilich noch nicht viel für ihre frühere Erziehung beweist), das Ingenieurcorps, wo man sich zur Aufnahme in der Regel erst von einem Officier, Lehrer der Anstalt für schweres Geld vorbereiten lassen muß u. s. w., sind etwas vornehmerer Art, leisten aber schon deßhalb wenig, weil der Unterrichtsgegenstände zu viele sind. Solch ein Jüngling aus dem Ingenieurcorps, wenn er fertig ist mit seinem Curse, weiß von Allem, aber nichts gründlich; er ist Baumeister fürs Civil- und Militärfach, aber gar oft ist sein Hauptgeschäft dann nur, die Staatsgelder mit den Bauunternehmern zu theilen, wovon mannichfache kriegsgerichtliche Untersuchungen über die Bauten in Nischnei-Novgorod, namentlich auch die Chaussee von da nach Moskau u. s. w. Zeugniß ablegen können. Solange Rußland auf diese Weise baut, werden ihm die Landstraßen unglaubliche Summen kosten, und die schweren Abgaben, welche Adel und Kaufmannschaft für den Wegbau seit Jahren zahlen, mit wenig Nutzen in den Staatsschatz fließen, wenn er sie in die Hände der jungen Ingenieure ausgießt, die das lecke Faß der Danaiden sind. Der Grundsatz, welchen die vom Staate so streng bewachte Erziehung in den öffentlichen Anstalten einprägt, ist Subordination, aber keine redliche Gesinnung; der äußere Schein, Uniform und Knöpfe in der gehörigen Ordnung, aber Ehrgefühl und Rechtlichkeit werden hintangesetzt. Natürlich gibt es Ausnahmen, allein solche Leute „dienen gewöhnlich schlecht," d. h. sie bleiben blutarm und werden bei erster Gelegenheit noch, da ihnen die Unredlichen nur zu gerne ein Bein stellen, entfernt oder gar vor Gericht gezogen, weil sie die Kniffe nicht kennen die kleinen Versehen zu verdecken, oder von ihren Untergebenen sich hintergehen

lassen. Diese Immoralität und systematische Unredlichkeit zieht sich durch das ganze russische Leben hindurch, und das wird sich nicht ändern, so lange man die Heuchelei von Jugend an predigt und keine Gesinnung sich ausbilden darf, nicht einmal in der Familie. Es geht den russischen Angestellten wie den römischen Auguren und den europäischen Diplomaten; es wird ihnen herzlich schwer, einander anzusehen und zuzuhören, ohne zu lachen.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Sumatra.

Von Oskar v. Kessel.

Alle mit Spleen Behafteten, alle mit Alpen- und Apenninenschönheit übersättigten Engländer und Nichtengländer möchte ich nach der Westküste von Sumatra schicken. Hier können alle natur- und wildnißdurstigen Seelen in langen Zügen trinken nach Herzenslust, hin und wieder eine kleine vulkanische Erderschütterung zur Abwechselung, nicht zu oft, etwa alle 4 bis 6 Wochen, daß Menschen und Bambushütten durcheinandertaumeln, und die Malayen lindu lindu rufen. — Wild und romantisch sind sie, jene hohen Gebirge mit ihren Bergströmen und Seen, Wasserfällen und Felsen und 10,000 Fuß hohen Bergen und Vulkanen; — malerisch schön die angebauten Thäler der padangschen Oberländer, Agam, Limapulu, Tanadatar, die 13 Katta's, wild und schweigsam mit Urwald bedeckt die noch unbebauten hohen Gebirgszüge, deren Fuß sich hinabzieht bis an die Meeresküste. Hier ist auch der Malaye noch in seiner Originalität zu finden, noch unverfälscht in Sitten und Tracht.

Und durch diese noch vor 25 Jahren unzugänglichen Gebirgsländer zieht jetzt eine über hundert Meilen lange schöne Landstraße hin, an welcher von Tagreise zu Tagreise ein freundliches Stationshaus errichtet ist, um den müden Reiter oder die in einer von acht Malayen getragenen Sänfte eingeschlummerte Reisende gastlich aufzunehmen. Rheinwein und Champagner, englisches Bier und Selter-Wasser, westphälische Schinken und Sardines sind hier zu haben, wenn der Reisende nicht lieber die malayische Küche, bestehend in Reis mit Kerri, Geflügel und Fische vorzieht. Genug ich empfehle Sumatra allen Reisenden, es ist schöner als es sich sagen läßt, weniger gefährlich und bequemer zu reisen, als man glauben könnte.

In der am Fuß des Vulkans Merapi reizend gelegenen Landschaft Agam liegt ein kleines holländisches Etablissement mit einem Erdwerk und 60 bis 70 Mann Besatzung, Fort de Kock durch die Holländer genannt, und durch die Malayen Bukkitingi. An einem Nachmittage des Monats September 1840 schritt ich durch die wenigen malayischen und europäischen Häuser hin; ich hatte mich bei dem niederländischen Residenten Herrn Steinmetz gemeldet, daß ich beauftragt wäre die 10 bis 12 Quadratmeilen umfassende Landschaft Agam topographisch aufzunehmen, und dieser Herr hatte dem malayischen Schreiber Befehle gegeben mir die nöthigen Recommandationsbriefe an die 12 malayischen Fürsten in diesem Distrikt auszufertigen. Ich richtete meine Schritte nach dem kleinen Fort, an dessen Eingang ich eine afrikanische Schildwache bemerkte; an ihr vorübergehend frug ich auf malayisch: bukkul brapa (wie spät ist es)? wer beschreibt aber mein Verwundern, als ich nicht allein im schönsten Deutsch, sondern auch im reinsten Berlinisch die Antwort bekam: „es ist eben fünf Uhr jewesen; es freut mir recht sehr, daß ich einen Landsmann sehe, ich habe von Sie jehört, Sie sind doch der Herr NN.“ Ich blieb erstaunt stehen, und traute meinen Augen nicht, ob es wirklich ein Schwarzer, oder ein blauangelaufener Berliner wäre, Müller oder Schultze? — doch die lebten damals noch nicht! endlich löste sich das Räthsel. Der arme Junge war lange Zeit in Diensten eines unserer Prinzen in Berlin gewesen, und war endlich wegen Liederlichkeit entlassen worden. In der Hoffnung durch die in Berlin erlangte Bildung es bei einem der Afrikaner-Bataillone in niederländisch Ostindien zum Officier zu bringen, war er in diese Dienste getreten; und man hatte auch leider seinen Wunsch erfüllt, und ihn in eine Afrikaner-Compagnie gesteckt; unter Larven die einzig fühlende Brust. Er fühlte sich bald sehr unglücklich, denn seine Cameraden haßten ihn herzlich und er verstand weder ihre Sprache noch Sitten. Es war der Bär aus der Fabel, der, nachdem er tanzen gelernt hatte, in den Wald zu seinen Cameraden zurückkehrte. Einige Jahre später bei Gelegenheit eines Scharmützels mit aufständischen Malayen traf den guten Berliner eine Kugel, welche, wie man sagte, nicht vom Feinde kam, sondern aus der Reihe seiner schwarzen Landsleute.

Ich trat in das Fort und besuchte den Commandanten, welcher mich freundlich aufnahm; jedoch es war der Tag des Erstaunens; ich hatte mich mit dem Commandanten vor dessen Thüre gesetzt und eine Manilla-Cigarre angezündet, da hörte ich aus der dicht danebenstehenden Bambus-Caserne, durch deren dünne Wände man Wort für Wort verstehen konnte, wirkliche deutsche Jägerworte. „Ich sage euch, ihr dummen Kerls, daß ihr das nicht versteht; der Keuler war weidewund geschossen, anstatt aufs Blatt, und daran ist nur Euer infamer schlechter Kümmel schuld! so was ist mir noch nie passirt! — Maar Kassner, weez doch niet zoo quad, hy is doch nu dood; — zoo of zoo geschooten! Das versteht Ihr nicht, Ihr Lumpenkerls, auf dreißig Schritt ein Keuler und eine Sau mit fünf Frischlingen, und schieße weidewund! maar Kassner jy bint een gekke vent etc.“ und so ging es weiter. Sie verwundern sich wohl über das, was Sie hören, sagte der Commandant; das ist unser alter Kassner, ein alter gelernter württembergischer Jäger, der das Unglück hatte, sich hierher als Soldat zu verlaufen; glück-

lich für uns, denn er versieht unsere Küche mit hinlänglichem Wildpret; er hat heute ein Schwein geschossen und ist sehr ärgerlich, daß der Schuß nicht gut sitzt. Ich wollte die Bekanntschaft Kassners machen. „Lassen Sie das lieber auf einen andern Tag, ich vermuthe, daß der Genever ihn heute zu redselig gemacht hat; das ist des alten Kassners Schwäche, der ich manchmal durch die Finger sehen muß, und die Schweine und Hirsche, die er in unsere Küche liefert, helfen ihn nach Kräften entschuldigen."

Ich sollte die Bekanntschaft Kassners auf andere Weise machen. Den andern Tag reiste ich von Fort de Kock ab, um die Aufnahme zu beginnen, und quartierte mich in einem zwei Meilen davon entfernten malayischen Dorfe ein. Auch ich erlangte bald unter den Malayen das Renommé eines guten Schützen, und von allen Seiten kamen mir Einladungen zu um die den Feldern lästigen Schweine todtzuschießen. Das Thal von Agam ist zwar durchgängig bebaut, aber von vielen großen und kleinen Ravins durchschnitten, welche mit Djungeln und dem langen indischen Grase Allang-Allang bewachsen den Schweinen einen sichern Zufluchtsort gewähren. Ohne Mühe erlegte ich mehrere, durfte jedoch, ohne die Gastfreundschaft zu verletzen, von dem erlegten Wildpret keinen Gebrauch machen. Als Muhamedaner war den Malayen Schweinefleisch ein Gräuel, und da ich in malayischen Häusern logirte, heulte ich mit den Wölfen, und hielt es für das klügste, stets eine große Verachtung vor Schweinefleisch zu zeigen. Im Anfang war man mißtrauisch, jedoch allmählich gewann ich Zutrauen, als ich mich einigemal bei dem Anblick der erlegten Schweine vor Grauen derb schüttelte, und dieselben vergraben ließ; — trada makkan babi, trada makkan babi [1] ging es flüsternd von Mund zu Mund; meine malayische Sprachfertigkeit und der Umstand, daß ich alle Gebräuche und Sitten vollkommen verstand und mitmachte, gewannen mir bald alle Herzen. Auch Kassner war ein alter Bekannter der Malayen auf Meilen weit in die Runde, aber weil er jedes erlegte Schwein ausweidete und durch seine Cameraden nach der Soldatenküche von Fort de Kock tragen ließ, auch selten ohne die Geneverflasche auf die Jagd ging, waren ihm die malayischen Häuser verschlossen. Man kann sagen, daß der Islam unter den Malayen von Sumatra, und überhaupt im Archipelagus, sich auf zwei Punkte beschränkt, kein Schweinefleisch essen und keine starken Getränke trinken; — außerdem weiß man wenig vom Koran, und die vorgeschriebenen Gebete werden nur von einzelnen Priestern verrichtet. — Hin und wieder bringt ein von Mekka zurückkehrender Priester einige in arabischer Sprache geschriebene Blätter, Auszüge des Korans, mit.

Es waren ungefähr 14 Tage vergangen, hin und wieder hatte ich gegen Abend bald in der bald in jener Gegend den Knall von Kassners wohlbekannter Büchse gehört, und die Malayen machten mich auch jedesmal aufmerksam; — Tuwan Kassner suda badil babi. [2]

Eines Tages, als ich dicht hinter meinem Dorf den wohlbekannten Knall hörte, besuchte ich ihn im Wald. Ich fand ihn mit seinem Puff. Dieser war ein gewöhnlicher malayischer Hund, von der Größe eines europäischen Fuchses, auch seinem Aeußern nach ein Mittelding zwischen Spitz, Fuchs und Schakal, schwarz von Farbe. Europäische Hunde findet man in Indien nicht; sie verlieren im dortigen Clima bald den Geruch, und werden unbrauchbar und träg. Dieser Puff hatte Kassner einmal auf einer Keulerjagd das Leben gerettet und war unzertrennlich von ihm. Nach einem Jahr erhielt ich in Padang die Nachricht, daß Kassner am Fieber gestorben und sein treuer Puff das Grab seines Herrn nicht verlassen wollte, so daß man ihn eines Morgens mit wehmüthigen Zügen todt liegen fand.

Ich hatte ungefähr drei Monate in Agam zu thun und wechselte mein Standquartier von acht zu acht Tagen, so daß ich gegen Ende des dritten Monats mich an dessen nördlicher Grenze im Bazar-Lama befand. Es war hier alle Wochen ein großer Markt, wo tausende von Menschen zusammenkamen, und ich hatte Gelegenheit das Leben der sumatranischen Gebirgsmalayen vielfach zu beobachten. Das Hauptvergnügen der Malayen sind die Hahnenkämpfe, und es ist wohl kein malayisches Haus zu finden, in dessen Innern nicht ein oder mehrere Hähne an einer ein bis zwei Fuß langen Leine angebunden sind, denn der Kampfhahn darf nicht frei herumlaufen. Dem Malayen von Sumatra ist der Hahn, was dem Araber sein Pferd ist, er macht Besuche den Hahn unter dem linken Arm, er untersucht Kopf, Füße, Brust und Farbe, erkundigt sich genau nach der Abstammung eines jeden Hahns der anderen Besucher. Er raucht Opium und bläst seinem Hahn jedesmal einige Züge in den Hals, so daß Hahn und Herr gleich aufgeregt werden, beide angenehme Träume haben, und etwas abgespannt wieder aufwachen. Diese Hähne, welche an Opium gewöhnt sind, erhalten einige regelmäßige Opiumeinblasungen mehreremal täglich, nicht mehr und weniger; sie sind schlapp und unbrauchbar, wenn sie nichts erhalten; dagegen im Augenblick vor dem Gefecht mit einer Dosis versehen, besonders muthig, und dieß ist denn auch der eigentliche Zweck, weßhalb sein Herr die Opiumpfeife mit ihm theilt. Die europäischen Spieler, welche im Pharo oder Landsknecht ihr Geld verloren haben, können in Indien viele Leidensgefährten finden. Mancher Javane und Malaye hat Haus und Hof mit seinem theuer bezahlten Hahn verloren, auf welchen er ganz fest baute, daß er ba-tuha wäre. (Ba-tuha ist ein eigener malayischer Ausdruck, und er bezeichnet dasselbe was unser Wort stichfest, kugelfest u. s. w.). In den malayischen Kriegen kommt es oft vor, daß ein oder der andere Malaye für ba-tuha gilt. Er ist ba-tuha heißt es, und das ist genug, um jedem die Lust zu nehmen, sich in den Kampf mit ihm einzulassen. So gibt es denn nun auch Hähne die diesen Ruf haben; hat ein Hahn durch ganz besonderes Glück mehreremale gesiegt, hat er alle Abzeichen an Farbe und noch ein oder das andere besondere Kennzeichen, dann wird er gewiß für batuha angesehen und bisweilen mit 30 bis 60 Gulden bezahlt, nachdem sein Ruf begründet ist. Die Hahnenkämpfe sind übrigens weniger grausam als die englischen; mit 3 bis 4 Sprüngen, oft mit dem ersten, liegt einer von beiden oder beide im Blute. Auf dem Wochenmarkt, welcher vor meiner Thüre stattfand, waren wohl einige hundert Hähne bisweilen gegenwärtig, welche nach und nach auf einander losgelassen wurden, bis nach 6 bis 8 Stunden die Hälfte auf dem Kampfplatz geblieben war, und von den übrigen der größte Theil mit schweren Wunden nach Hause getragen wurde. Die anwesende zahlreiche Versammlung bildete, sitzend auf Matten oder auf dem Erdboden niedergekauert, einen weiten Kreis. Den zum Gefecht bestimmten Hähnen wurde ein 3 bis 4 Zoll langes haarscharfes Messer in Form einer Federmesserklinge an das rechte Bein gebunden, die Schneide nach oben und zwar an der Stelle wo die Sporen sich befinden, welche die meisten Hähne von Natur haben. Die beiden so ausgerüsteten Kämpfer werden in die Mitte des Kreises gebracht, und

[1] Er ißt kein Schweinefleisch (Anm. d. Eins.)

[2] Herr Kassner hat ein Schwein geschossen.

nachdem man sie gegenseitig gereizt und erbittert hatte, auf einander losgelassen. Die anwesenden Malayen wetteten nun auf einen der beiden Hähne in hohen und niedrigen Sätzen von zehn Cents (eine kleine niederländische Kupfermünze) bis 100 Dollars und darüber, je nachdem die Wettenden reich oder arm, leichtsinnig oder bedachtsam waren.

Die auf Sumatra vorkommenden Waldhühner sind die nahen Stammverwandten sowohl der malayischen als unserer Haushühner. An Gestalt und Farbe unterscheiden sie sich nicht, nur sind sie kleiner als das zahme Huhn. Um gute Kampfhähne zu erhalten, binden die Malayen eine Haushenne im Walde an. Hier macht die bereits Cultivirte Bekanntschaft mit dem wilden Sohn des Waldes, bis der hartherzige Malaye die Verbindung wieder aufhebt. Die Malayen lassen die von der Henne gelegten Eier ausbrüten, und halten die aus dieser Kreuzung hervorgegangenen jungen Hähne für besonders muthig und gewandt.

Während meines Aufenthalts in Bajar-Lama lernte ich einen schönen jungen Malayen kennen, dessen Geschichte hier einen Platz verdient; er hieß allgemein der schwarze Gindo mit den goldenen Zähnen.

Geschichte des schwarzen Gindo mit den goldenen Zähnen und seines weißen Hahnes.

Gindo machte Ansprüche auf den Namen eines malayischen Stutzers, eines Pelham von Sumatra. Gindo war ein Bursche von 20 bis 22 Jahren, von mittelmäßigem aber schlankem Wuchs. Seine Gesichtszüge zeigten eine Schönheit, wie sie unter den Gebirgsmalayen von Sumatra nicht selten ist; Gindo hatte ein beinahe rein griechisches Profil mit braunen schönen Augen, deren glühender Ausdruck für Frauenherzen sehr gefährlich war. Seiner Hautfarbe wegen, welche etwas dunkel war, hatte er den Namen schwarzer Gindo erhalten; die Frauen aber setzten noch das Wort süß hinzu, welches zwar im Deutschen schlecht klingt, im Malayischen hört es sich besser an: itam manis. — Gindo hatte lange dunkle Haare, die ihm bis auf die Knöchel herabfielen, wenn er sich frisirte; diese waren jedoch für gewöhnlich in einem großen Knoten auf seinem Scheitel zusammengesteckt. Als Kopfbedeckung trug Gindo die gebräuchliche malayische Däta oder Kopftuch, welches bei den Malayen den Turban der Türken ersetzt. Niemand aber trug das Kopftuch wie Gindo, der linke Zipfel hing unnachahmlich kokettirend herab, und alle Versuche der malayischen Stutzer wollten nicht glücken. Gindo trug ferner ein paar malayische Beinkleider, welche bis an die Kniee reichten, von rother Seide mit Goldfäden durchwirkt; an den Füßen hatte er keine glanzledernen Schuhe, auch keine Strümpfe, sondern als ächter Malaye ging er mit bloßen Füßen und bis an das Knie nackten Beinen; eine kurze blauseidene Jacke, eng anschließend und vorn dicht, ein seidener Leibgürtel, in welchem auf der rechten Seite ein Kris, auf der linken ein anderes dolchähnliches Messer Sewa genannt steckte, beendete seinen Anzug. Wäsche trug Gindo nicht; er hatte wirklich kein Hemd an, und trug seine blauseidene Jacke auf dem bloßen Leibe, hierin allein weicht er etwas von Pelham ab. Seine Fingernägel waren roth gemalt und drei derselben hatten einen Zoll Länge und wurden mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt. Gindo mit den goldenen Zähnen hieß er, weil er sich vier seiner Zähne hatte ausreißen, und dafür goldene einsetzen lassen. Ach wie hinreißend sah er aus, wenn er lächelte der süß-schwarze goldmundige Gindo.

Der weiße Hahn des Gindo war unter den Hähnen das, was Gindo unter den Männern war; der Hahn hieß Batuha-putti, oder der unsterbliche weiße, und hatte neunmal gesiegt, ein allerdings unerhörter Fall bei allen Hahnenkämpfen von Agam.

Uebrigens war der süß-schwarze Gindo nicht in Agam zu Hause, sondern zwei Tagreisen weiter aus Sincara her. Es war ungefähr Anfang November als ich nach Bajar-Lama kam, und ich gestehe, ich war gespannt, die beiden Haupthähne, den schwarzen und den weißen zu sehen, denn seit vier Wochen hatte ich viel von beiden sprechen gehört.

Es waren zwei Ursachen, warum Gindo in Bajar-Lama oft erschien, ja auch bisweilen 14 Tage dablieb, zur Verzweiflung aller jungen Malayen und zum Entzücken aller jungen Mädchen. Einestheils kam Gindo wegen der Hahnenkämpfe; die Hauptursache aber war die, daß in Bajar-Lama Dato-Tingi wohnte, dessen Töchterlein entzückend schön war. Si-Edda hatte schönes kastanienbraunes Haar; ihre Hautfarbe wäre in Italien nicht aufgefallen, in Agam aber hatte sie den Namen die weiße Edda erhalten. Der Wuchs von Si-Edda war schlank und voll Grazie, ihr Gesichtchen hatte einen lieblichen, etwas schwermüthigen Ausdruck. Si-Edda war als Malayin unvergleichlich schön, Füße und Hände waren so klein und voll Ebenmaaß, daß man sie in China geküßt hätte. Der Mund aber, welcher wohl einer kleinen Rosenknospe glich, zeigte Zähne wie schwarze Perlen; denn Si-Edda hatte in Folge des Bethelkauens scharfgebeizte Zähne, und das gefiel dem Gindo mit den goldenen Zähnen vorzüglich.

Si-Edda trug als Dato-Tingi's des reichen Patriciers Tochter an Festtagen einen blauseidenen Rock, mit Gold durchwirkt, welcher an beiden Seiten offen war, so daß bei einem etwas starken Tritt Kniee und Schenkel sichtbar wurden; hierüber eine enganschließende Jacke, welche bis auf die Hüften herunterreichte von derselben Farbe und Stoff, und einen rothseidenen Shawl, turbanähnlich um den Kopf gewunden, dessen Enden an beiden Seiten handbreit bis an die Ohren herunterhingen; ferner goldene große Ohrenringe, und zwei starke goldene Armbänder 400 Dollar werth. Der Umstand, daß bei etwas lebhaftem Gang Knie und Schenkel sichtbar wurden, läßt schließen, daß sie die Gewohnheit, Wäsche zu tragen, nicht hatte.

Dato-Tingi war ein reicher stolzer Herr und hätte seine Tochter Edda unter keiner Bedingung an Gindo gegeben, welcher zwar auch von Adel war, aber nichts besaß als seinen Hahn und seine vier goldenen Zähne und seine drei Fingernägel, an welchen er manchmal kaute, wenn er an Dato-Tingi's Felder dachte. Indessen wurde das Gesichtchen von Si-Edda tagtäglich trauriger und magerer, namentlich seit der goldmundige Gindo nicht mehr des Nachts unter dem Fenster in leisen Tönen sang, wie er sonst wohl zu thun pflegte.

Bulan ada di langit, bunga kluwar derri tana,
Si-Edda punje mukka lebbi bagus.
Bintang ada di langit, intenn didalem tana,
Si-Edda punje matta lebi trang.
Metarie ada di langit, Metarie saya Si-Edda,
Kluwar la atie manis, jangan la saya matti.

Die Uebersetzung hievon lautet ungefähr folgenderweise:

Der Mond am Himmel und die Blumen auf Erden
Sind nicht so schön als Edda's Angesicht.
Die Sterne am Himmel und die Diamanten der Erde
Sind nicht so hell als Edda's Augen.
Die Sonne scheint am Himmel, meine Sonne ist Si-Edda;
O zeige Dich, holdes Liebchen, damit ich nicht sterbe.

Als Gindo das letztemal diese Strophen gesungen hatte, steckte Si-Edda ihre kleine Hand aus der einen halben Fuß breiten Fensteröffnung in der Bretterwand und ließ eine schöne seidene Schärpe (ikat pingang), in welche ein Blumenstrauß eingebunden war, auf den Sänger fallen, während aus dem nicht weit entfernten größern Fenster von Dato-Tingi eine Lanze zischend durch Si-Gindo's Kopftuch fuhr und dasselbe an die Erde heftete. Si-Gindo nahm Lanze und Schärpe, und sprang wie ein junger Hirsch über den vier Fuß hohen Zaun, so daß eine zweite Lanze zu spät kam und zwei Fuß hinter ihm in den Boden fuhr. Ueber dieser Geschichte waren 14 Tage vergangen, und Dato-Tingi hatte alle Anstalten gemacht, die zarte Edda an den feisten Tuwan-Ko von Sepau zu verheirathen.

Indessen hatte Gindo den Blumenstrauß gefunden und gelesen, und da stand deutlich: „ich liebe Dich bis in den Tod, — morgen erhältst Du eine Botschaft!" Die Blumensprache spielt in Indien immer noch eine große Rolle bei allen Liebenden. Die Botschaft blieb nicht aus; Si-Edda übersandte an Gindo ein Päckchen Goldstaub, 300 Dollars werth, und befahl ihm, ihren Vater den nächsten Markttag zu einem Hahnengefecht aufzufordern. Der wichtige Tag erschien und Dato-Tingi nahm seine gewöhnliche Morgen-Opium-Pfeife, welche ihm Si-Edda in dreifacher Stärke darreichte! die acht Hähne von Dato-Tingi, welche an diesem Tage Geschicklichkeit und Muth beweisen sollten, wurden auf Anordnung von Si-Edda ebenfalls so reichlich mit Opiumeinblasungen versehen, daß sie taumelig und redselig wurden, wie ihr Herr. Die Versammlung auf dem Markt war sehr zahlreich und Dato-Tingi, welcher heute besonders muthig in Folge seines Frühstücks war, setzte sogleich 250 Dollars auf den den ersten Hahn. Der schwarz-süße Gindo streichelte seinen Hahn Batuha-putti, blickte verlangend nach Si-Edda's Fenster und setzte 250 Doll. ein. Wäre die Dosis Opium, welche Dato-Tingi genommen hatte, nicht so stark gewesen, so hätte er es vielleicht ausgeschlagen, so aber nahm er es an, und mit dem ersten Sprung stand der weiße Hahn als Sieger da, während es von allen Seiten erscholl, menang Batuha putti (der weiße Unsterbliche gesiegt). Dato-Tingi lächelte verächtlich, und befahl seinen schwarzen Lieblingshahn zu bringen, es standen 500 Doll. 1000 oder nichts; manuw? (willst Du?), fragte der Dato, manuw! (ich will!) antwortete Gindo, doch mit wenigen Sprüngen lag auch schon der schwarze Hahn im Blute. Den Bastard bringt mir, befahl Dato-Tingi; der Bastard wurde gebracht, das war auch ein vorzüglicher Kämpfer, welcher auch den Ruhm eines Batuha hatte. 2000 Doll. oder nichts, rief Dato-Tingi. Bai Dato (gut Dato), antwortete Gindo; doch Si-Edda hatte dafür gesorgt, daß auch dieser heute untauglich war. Menang Batuha putti (der weiße Unsterbliche hat gesiegt), erscholl es zum drittenmale. Dato-Tingi fing an nüchtern zu werden, es war hohe Zeit für Gindo. Der Dato ließ sich jetzt einen andern Hahn bringen, schalt auf sein Gesinde, daß sie die Messer nicht gut gebunden hätten, untersuchte selbst den Hahn sorgfältig, goß ihm eine Handvoll kalten Wassers über den Kopf und befahl ihm noch eine Opium-Einblasung zu geben; leider aber hatte der gute Hahn schon zu viel. 4000 oder nichts, frug Dato; bai (gut), antwortete Gindo, und streichelte seinen Hahn vor Entzücken, denn er hatte keine Ahnung von Si-Edda's List und schrieb das Verdienst seinem unsterblichen weißen Hahne allein zu. Menang, menang, erscholl es wieder, Batuha putti menang ampat-blas kali (der weiße Unsterbliche hat 14mal gesiegt). Jetzt wurde dem allmählig nüchtern werdenden Dato die Sache doch zu gefährlich, vier seiner besten Hähne waren todt, das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen; sie sind alle behext, schrie er, holt mir meine zwei andern Hähne. Der Dato hatte noch zwei vorzügliche Hähne zu Hause, welche er nur für besonders wichtige Fälle aufsparte; ein solcher war nun eingetreten, und Gindo's Glück schwebte in Gefahr, da diese durch Edda's List nicht berauscht waren. Hier mußte der weiße Hahn vom schwarzen Gindo zeigen, welcher Abstammung er war. Die Messer wurden sorgfältig gebunden, und der Dato selbst nahm einen schönen rothen Hahn, redete ihm Muth zu und blies ihm die nöthige Dosis Opium ein. Si-Gindo hatte seinen Hahn etwas mit kaltem Wasser übersprengt, hatte das Messer noch einmal gebunden. 8000 oder nichts! rief der Dato. Gindo setzte stillschweigend dagegen. Dießmal dauerte der Kampf etwas länger, doch auch dießmal blieb der weiße Hahn Sieger. Jetzt kam der entscheidende Augenblick für Gindo; dieß sollte der letzte Versuch seyn, und dann keiner mehr. Der Dato hatte ein Viertheil von seinem Vermögen verloren; jedoch war er zu weit gegangen, um sich zurückzuziehen. Der letzte Hahn wurde ausgerüstet, und Gindo blickte fast mit Thränen in den Augen seinen Batuha-putti an, und am kleinen Fenster von Dato-Tingi's Hause wurde eine kleine Hand sichtbar, welche Hoffnung und Muth winkte. *16000 oder nichts rief der Dato.* Trada Dato (nein Dato), *Geld hab' ich* genug, darum spiel' ich nicht mehr, versetzte Si-Gindo, indem er sich bei Dato-Tingi niederließ; aber um Si-Edda will ich spielen; Si-Edda oder nichts! Der Dato rechnete einen Augenblick, wischte sich den Mund, und nahm eine Dosis Zirie (Bethel); bai (gut) Si-Gindo, sagte er endlich: Si-Edda oder nichts. Jetzt dauerte der Kampf noch länger als der vorletzte; der weiße Unsterbliche hatte beim dritten Sprunge eine Wunde empfangen, er war auch schon etwas abgemattet durch die außerordentlichen Anstrengungen. Gindo blickte traurig nach Si-Edda's Fenster, da erscholl es noch einmal menang menang Batuha-putti, anamblas Kali (der weiße Unsterbliche hat 16 mal gesiegt); Dato's Hahn lag todt da, aber auch dem braven Batuha-putti hing der linke Flügel herab und in der Brust hatte er eine tiefklaffende Wunde. Indessen umarmte und küßte ihn Gindo vor Entzücken, und verband ihm seine Wunden. Dato-Tingi hatte 8000 Doll. und seine Tochter verspielt, steckte bedächtig noch eine Dosis Zirie (Bethel) in den Mund und brach für diesen Tag das Hahnengefecht ab.

Acht Tage später ging ein langer Zug von Bazar-Lama nach Sincara; voraus gingen dreißig Frauen mit kupfernen Schüsseln und Becken, welche die Hochzeitsgeschenke enthielten. Ein malayischer Knabe leitete ein schön geputztes und mit 20 bis 30 Schellen behangenes weißes Pferd, auf welchem die schöne Edda saß, gefolgt von ihrem Gemahl, dem schwarz-süßen Gindo, welcher an dem heutigen Tage mit ganz besonderer Sorgfalt seine rothseidene mit Goldfäden durchwirkte Däta gebunden hatte. Zwanzig Malayen mit verschiedenen Hausgeräthschaften des neuen Ehepaars beschlossen den Zug. Batuha-putti, der weiße Unsterbliche wurde in einem Bauer von spanischem Rohr hinter seinem Herrn getragen; noch war er von seiner Wunde nicht ganz genesen, welches ihn jedoch nicht hinderte, hin und wieder muthige Herausforderungen zu krähen, sobald unterwegs ein anderer Hahn seine Stimme erschallen ließ.

Die Goldgewinnung in den nordamerikanischen Unionsstaaten.

Ueber diesen interessanten Gegenstand bringt ein New-Yorker Blatt nachstehenden, ersichtlich aus unterrichteter Quelle geflossenen Aufsatz:

„Der Reichthum der südlichen Staaten an edlen Metallen, namentlich an Gold hat in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit englischer Capitalisten erregt, welche bedeutende Summen verwenden, um die Mineralschätze zu heben. Oestlich von den Alleghanies, also auf der atlantischen Abdachung läuft von Maine bis Georgien, von Nordost nach Südwest, ein etwa 1000 Schritt breiter goldhaltiger Gürtel, der im allgemeinen nicht so reich an edlen Metallen ist, daß er die Bearbeitung lohnen könnte; dagegen sind an einzelnen Stellen die Adern sehr reich, z. B. in Spotsylvania, Fluvanna und Buckingham Counties in Virginien, Charlotte in Nord-Carolina und Dahlonega in Georgien. Als goldhaltig bezeichnet man den Strich vom Rappahaock und Virginien bis an den Coosa River in Alabama, er ist auf einigen Stellen nur einige Fuß, auf andern mehrere Meilen breit. Nachdem er den Staat Georgien erreicht hat, läuft er mehr auswärts und verliert sich dann im Staate Alabama. Indeß wird nicht ohne Grund angenommen, daß der Gürtel auch in der nördlichen Richtung goldhaltig ist, da man auch in Canaan (Staat) New-Hampshire, zu Middle-Haddam am Connecticutflusse und im Staate Maine Gold gefunden hat. Aber nur in Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgien sind bisher Goldminen bearbeitet worden.

Die eigentlichen goldhaltigen Felsen sind die kalkartigen Schieferlager, welche im Alter auf den Granit folgen, sich geschmeidig anfühlen und in allen Graden von Härte und Farben vorkommen. Die größte Masse dieses jemals in den Goldgruben des Südens gefundenen Goldes ward in Cabarrus County, Nord-Carolina, gefunden, und wog 37 Pfund. Die Entdeckung dieses Klumpens ist nicht uninteressant. Ein armer unwissender Farmer erblickte eines Tages beim Fischen eine glänzende Masse im Bette des Flusses. Er nahm sie heraus und mit nach Hause, wo er sie mehrere Jahre lang als eine Curiosität aufbewahrte, ohne daß weder er noch seine Nachbarn die geringste Ahnung von ihrem Werthe hatten. Zuletzt beredete ihn seine Frau an einem Werktage, das Erz mitzunehmen und wo möglich zu verkaufen. Er that es und ein Juwelier gab ihm 15 Dollars dafür, obgleich er einen Werth von 8000 Dollars hatte. Es ist merkwürdig, daß seitdem in dieser Localität keine Masse gefunden worden, die mehr als das Gewicht eines Pfennigs hatte.[1]

Die goldhaltigen Gruben der südlichen Staaten sind meistens Quarzminen und laufen in der Richtung von Nordosten nach Südwesten. Das System ihrer Bearbeitung liegt noch in der Kindheit. Die Gruben sind meistens nur große Gräben, die oben geöffnet sind und jeden Augenblick einfallen können, was auch oft geschieht. Man pflegt Theile einer Ader oft nicht mehr als zwölf Fuß Quadrat an Personen zu verpachten, die total unbekannt sind mit dem Bergwerkswesen. Die Folge davon ist, daß das bereits zur Bearbeitung der Gruben verwendete Capital fast ebenso so groß ist, wie das gewonnene Gold. In vielen Fällen hat ein Abenteurer sein ganzes Vermögen daran verwendet, eine Grube zu öffnen, und gerade dann aufhören müssen, wenn das Glück nicht mehr ferne lag.

Viele dieser verlassenen Minen sind später von Capitalisten angekauft worden, und werden seitdem mit Vortheil bearbeitet. Von den einträglichen Gruben Virginiens erwähnen wir die Marschallmine in Spotsylvania County, am Rappahaock, 12 Meilen von Friedrichsburg. Aus dieser Mine ist bis dahin für 300,000 Dollars Gold gezogen worden. Es sind 20 Bergleute darin beschäftigt, die täglich von 150—200 Doll. erzielen. Die Minen liegen in einer Tiefe von 100 Fuß. In Fluvanna County hat der bekannte Ex-Commodore, jetzt Senator Stockton schon seit längerer Zeit Gruben bearbeiten lassen. Der Ertrag derselben ist nicht unbedeutend, und es sind bereits beträchtliche Summen zur Anschaffung von Maschinerien verausgabt worden, die man aber später als untauglich fand. Die Garnett- und Moselyminen in Buckingham County sind im vorigen Jahre von einer englischen Compagnie angekauft worden, die sie jetzt bearbeiten läßt. Diese Compagnie hat ein Gelände von 1300 Acres angekauft, worauf mehrere Adern sind. Die London- und Virginia-Gold- und Kupfergruben-Gesellschaft hat neuerdings ein anderes Gelände für 150,000 Doll. angekauft, welches unter dem Namen Eldridgemine bekannt ist und an das obengenannte gränzt. Die Gruben Garnett und Mosely sind von dem englischen Mineralogen Ansted untersucht und sehr reich befunden worden, und auf seinen Rath haben die englischen Capitalisten dieselben erworben. Beide Minen liegen in der Nähe des Willisberges, einer eigenthümlichen geologischen Erscheinung, insofern er nämlich in dem County Piedmont eine mühsam sich erhebende Felsmasse bildet. Die Hauptader liegt in einer Tiefe von 110 Fuß und ist 15 Fuß breit. Wenn man den Quarz zu Tage bringt, ist das in demselben enthaltene Gold nicht sichtbar; ist es aber zerstampft und bearbeitet, so ergibt die Tonne (2000 Pfd.), an Gold von 15 bis 20 Doll. auch wohl 25 Doll. In manchen Theilen der Ader ist das Gold aber in Klumpen vorhanden und gleich gediegen. Diese Klumpen werden „Specimens" genannt und sollen manchmal 1000 Doll. auf die Tonne ausgeben. Die Compagnie hat gegenwärtig fünf Schachte getrieben; unter Anleitung der Ingenieure arbeiten etwa 70 gemiethete Negersklaven und seit August v. J. eine Anzahl aus England verschriebener Bergleute.

Die Goldgruben im Staate Nord-Carolina werden schon seit einer Reihe von Jahren bearbeitet. Eine der wichtigsten, die aber erst in neuester Zeit allgemein bekannt geworden, ist die Mc. Cullockmine in Guilford County, 12 Meilen südöstlich von Greens Boro. Diese Grube ist sowohl wegen ihres Reichthums an Kupfer als auch an Gold werthvoll. Sie ist im vorigen Jahre von dem Geologen Dr. Charles, P. Jackson untersucht und sehr günstig beurtheilt worden. Die Ader ist unterschiedlich von 5—12 Fuß dick. Die Bücher des früheren Eigners zeigen folgendes Resultat:

Gold nach der Münze geschickt vom 1 Januar 1852 bis 1 Januar 1853	31,304-10 Doll.
Ausgaben aller Art	3,730-15 „
Netto-Gewinn	27,573-85 Doll.

Diese Grube wird bereits seit 2 Jahren bearbeitet und hat ihrem Besitzer schon ein hübsches Vermögen gebracht. Das Kupfererz, welches in großer Menge vorhanden ist, enthält durchschnittlich 28 Procent Metall; das Golderz trägt etwa 2 Doll. 25 Cent per Bushel (Scheffel) aus. Die Bearbeitung der Mine wird jetzt ziemlich systematisch betrieben.

Die Gold-Hill-Gruben in Nord-Carolina werden schon seit lange bearbeitet und sind ohne Zweifel bekannter als irgend eine

---

[1] Es versteht sich, daß hier von einem amerikanischen Penny oder Kupfercent die Rede ist, der ungefähr die Größe eines Silberguldens hat. G. P.

andere in jenem Staate. Unmittelbar daran hat sich ein Dörfchen erhoben von 800 Einwohnern, welche sämmtlich entweder direct oder indirect durch die Minen ihren Unterhalt finden. Es sind fünf Gruben, die zusammen schon über drei Millionen Doll. Werth an Gold geliefert haben. Im vergangenen Jahr sind diese Gruben in den Besitz einer einzigen Compagnie gelangt, welche jetzt die Bearbeitung derselben in ziemlich ausgedehntem Maßstabe betreibt. Das Erz ist meistens Eisenkies, welcher bei dem Zerstampfen nicht alles Gold abliefert. Unter dem Namen „Telos Gold-Hill-Compagnie" hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche den ersten Abfall des Metalls bearbeitet, das sich auf beinahe drei Millionen Schäffel belaufen soll. Die Gruben sind so ausgedehnt, daß die Gold-Hill-Mining-Compagnie wahrscheinlich noch auf zwei Generationen lang einträgliche Arbeit finden wird.

Die Cappsmine in demselben Staate ist eine andere, welche reichlichen Ertrag liefert. Sie wird seit 15 Jahren von Capitalisten aus den nördlichen Staaten bearbeitet und hat auf einem weit beschränkteren Raum als die Gold-Hill-Grube beinahe ebenso viel geliefert wie diese. Die Grube liegt in einer Formation von Granit und ist bis in eine Tiefe von 160 Fuß bearbeitet worden, und zwar 100 Fuß tief ohne merkliche Abnahme an Reichthum des Metalls. Auch sie verspricht ein einträgliches und dauerndes Eigenthum zu bleiben. In der unmittelbaren Nähe der Eingangs dieses Artikels erwähnten Stelle, wo der Farmer den merkwürdigen Klumpen fand, liegt die bekannte vor 20 Jahren entdeckte Reedmine. In dieser Grube sind laut Wheeler's Geschichte von Nord-Carolina von Zeit zu Zeit Goldklumpen gefunden worden von 2, 3, 7, 8, 9½, 13¾, und 16 Pfd. Avoirdupoids.[1] Diese Grube hat mehr Gold geliefert als irgend eine andere in den Vereinigten Staaten und ist ohne Zweifel noch jetzt eine der reichsten, wenn nicht die reichste in Nord-Carolina, da sie außer einzelnen Klumpen und den gut abgegränzten Adern eine bedeutende Menge sogenannten „Korn-Goldes" liefert.

Süd-Carolina besitzt schon seit lange bekannte Goldminen, aber bis vor drei Jahren hatte es keine von Bedeutung. Jetzt aber darf es behaupten, innerhalb seiner Gränzen eine der reichsten Goldgruben der Erde aufweisen zu können. Diese liegt in dem südlichen Winkel vom Abbeville-District, unweit der Edgefield-Linie, 80 Meilen vom Savannah, und gehört einem gewissen Wm. B. Dorn, der 4000 Acre Land in einem Stück besitzt.

Hr. Dorn hat 11 Jahre lang sein Gebiet durchsucht und vor dem Jahre 1852 nur für einige tausend Doll. Werth Gold gefunden, bis er im Februar genannten Jahres auf eine bedeutende Ader stieß. Der Felsen ist ein röthlicher kalkartiger Schiefer, welcher Luft und Wetter ausgesetzt leicht verwittert und dann einen steifen röthlichen Mergel bildet. Die Ader läuft beinahe gerade von Osten nach Westen. Sie ward etwa drei Fuß unter der Erdoberfläche gefunden; der Gang besteht aus mehreren Stockwerken, und bildet eine Collection von kleinen Adern mit dazwischenliegenden gehaltlosen Schichten. Auf mehreren Stellen ist er nur einige Zoll, auf andern bedeutend breiter. Im Monat Julius vorigen Jahres stieß man auf eine Stelle, wo er 14 Fuß breit war.

Bis dahin waren aus einem kleinen 300 Fuß langen, 12 Fuß hohen und 15 Fuß breiten Schachte 300,000 Doll. gewonnen worden. Ein bedeutender Theil dieses Raumes war natürlich von der Felswand geschlagen worden, welche man fortschaffen mußte, um Platz zu gewinnen. Die Kosten des Gewinnes von 202,000 Doll., mit Anwendung von zehn Personen Arbeitskraft, betrug nur 1200 Doll. Diese 202,000 Doll. wurden mittelst einer einzigen von zwei Maulthieren gezogenen chilenischen Stampfmaschine, die täglich 15 Scheffel Erz verarbeitete, im Jahre 1852 erzeugt. Seitdem ist die Ader 300 Fuß von dem Orte der ersten Oeffnung angegraben und auch dort sehr einträglich gefunden worden. Es sind jetzt zwei chilenische Stampfmaschinen in Operation, und nicht selten stößt man auf eine Collection von Stücken reinen Metalles, von denen einige 50—60 Doll. werth sind.

Eine New-Yorker Compagnie, welche den Namen „Dorn-Mining-Compagnie" führt, hat einen Theil von Dorn's Gelände gepachtet. Als dieser Theil im Sommer vorigen Jahres explorirt wurde, stieß man 8 Fuß unter der Oberfläche auf eine Ader, von der einiges Erz 500 Doll. per Scheffel werth war. Die Ader ist in der That so reich, daß oft mit Hülfe einer guten Stampfmaschine in einem Tage für 4000 Doll. Gold gewonnen wird. Dieß ist keine Uebertreibung, sondern eine auf officiellen Berichten beruhende Angabe.

Erst in neuester Zeit haben die Wissenschaft und die Erfindung von Maschinerien u. s. w. etwas gethan für die Ausbeutung der großen Kupfer- und Goldregionen in den Staaten Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgien. Noch aber ist erst der Anfang gemacht zur Benutzung dieser wichtigen Quelle unseres Nationalreichthums. Die große Ausdehnung der südlichen Goldformation, einer Region, die nicht weniger als 500 Meilen lang und 11 bis 50 Meilen breit ist, mit einer Ader von vermuthlich wenigstens 2000 Fuß Tiefe, darf sicherlich als ein werthvoller Schatz für die Zukunft betrachtet werden. Aber wie so manches in diesem jugendlichen Lande sich erst in den Anfängen der Entwicklung befindet, so auch der Bergbau. Zur Ausbeutung dieses Materials gebrauchen wir vor allem zwei Dinge — Wissenschaft und Capital.

Die Bemerkung, daß der goldhaltige Gürtel östlich der Alleghanies im allgemeinen nicht so reich an edlen Metallen sey um die Bearbeitung zu lohnen, muß als vag und oberflächlich betrachtet werden. „Man weiß noch sehr wenig im allgemeinen", kömmt der Wahrheit viel näher. Capital hat man genug; aber wenn Wissenschaft nicht — von europäischem Capital engagirt — eingeführt wird, sieht es schlimm aus. Wir achten die Wissenschaft zu gering, als daß sie sich bei uns zu entwickeln vermöchte! Unser Golddurst bleibt beim rohen Raubbau stehen!

Die Goldgrubenverhältnisse in Californien sind bereits so häufig besprochen worden, daß sie eher als die obigen für bekannt gelten können.

E. P.

[1] So viel wie: englisches schweres Handelsgewicht. E. P.

Nachrichten von der Entdeckungs-Expedition nach Centralafrika unter Dr. H. Barth.

Das Publicum weiß bereits die Ankunft Dr. Barths in Timbuktu, sowie daß derselbe so glücklich war, den Schutz des Scheik El Bakay zu erlangen, daß aber trotzdem sein Aufenthalt in Timbuktu sehr gefährlich und seine Gesundheit sehr erschüttert war. Diese Nachrichten reichten bis zur Mitte October vor. J. Es liegen

nun neuere Briefe vor, welche bis zum 15 December gehen. Sie enthalten die Nachricht, daß der Reisende seine volle Gesundheit und Stärke wieder habe. Er schreibt, er wäre längst von Timbuktu weiter gereist, dessen Klima seiner Gesundheit eben so nachtheilig, als seinem Leben die allen Christen feindliche Stimmung der dortigen Bevölkerung gefährlich war, der keine andere in Nordafrika an islamitischem Fanatismus gleichkommt, — wenn er nicht hätte fürchten müssen, dem sichern Tod entgegenzugehen und das Loos des unglücklichen Major Laing zu theilen, falls er ohne genügende Bedeckung weiter gereist wäre. Es stellt sich heraus, daß der Mord des letztern von den Fullans (Fellaha's) von Hamd-Allahi angestiftet war, einem südwestlich von Timbuktu wohnenden Stamm, der auch Dr. Barth so feindlich ist. Diese Hamd-Ablahi Fullans hatten von ihrem Häuptling den bestimmtesten Befehl bekommen, den Reisenden in ihre Gewalt zu bekommen und lebendig oder todt in sein Hauptquartier zu liefern. Denn sie glaubten nicht, daß Dr. Barth ein Gesandter aus Stambul sey und sie verlangten alle seine Papiere, um sich zu vergewissern ob es wahr sey, was der Scheich el Bakay die Masse der Bevölkerung habe glauben machen. Dank dem Schutze des Scheiks sowie seinem eigenen muthigen Benehmen und ununterbrochener Wachsamkeit, hatten die genannten Feinde ihm noch kein Uebel zufügen können. Leider hat der genannte Scheik gar keine bewaffnete Macht, und sein Ansehen stützt sich allein auf die geistliche Gewalt, die er im westlichen Sudan ausübt. Dr. Barth und seine kleine Begleitung sind deßhalb immer wohl bewaffnet, um jedem plötzlichen Angriff die Spitze bieten zu können. Es ist sehr zu bedauern, daß Dr. Barth nicht ein Schreiben vom „Sultan in Stambul" hat; er ist überzeugt, daß er alsdann ohne alle Gefährde seitens der mohammedanischen Bevölkerung seine Reise machen könnte. Er hoffte mit dem Schluß des Jahres Timbuktu verlassen zu können, und so aus einer Lage zu kommen, welche für Körper und Geist gleich drückend und schädlich ist.

Während er diesen Brief schrieb, kam zu seiner großen Freude Auab, der mächtige Häuptling von Tingeregif, einem Tuarickstamme, an, welcher östlich von Timbuktu wohnt. Dr. Barth hatte diesen Häuptling längst erwartet, weil der Scheik el Bakay denselben um Hülfe für den Reisenden gebeten hatte. Er kam in Begleitung von 100 Berittenen, um den Reisenden sicher durch sein Gebiet auf seinen Weg über Sakatu hinaus zu geleiten. Die Nachricht, daß Dr. Vogel von Europa abgereist sey, um mit ihm zusammenzutreffen, hatte Timbuktu erreicht und ihm eine große Freude gemacht. Dr. Barth beschreibt sodann das Resultat seiner neuesten Forschungen, welche in zwei umfangreichen Kartenblättern graphisch dargestellt sind. Herr August Petermann, von welchem auch obige dem englischen Athenäum entnommene Notizen sind, sagt in der Gothaischen Zeitung über genannte Blätter nachstehendes: „das eine umfaßt einen großen Theil der westlichen Sahara, die sogenannte Wüste von Kahayde und Sansandi, und reicht vom atlantischen Ocean im Westen bis zum Meridian von Timbuktu im Osten, und von dem Niger im Süden bis zur marokkanischen Gränze im Norden, und stellt, wenn man den nördlichsten wüstern Theil von etwa 20° nördlicher Breite theilweise abzieht, ungefähr den Bereich des berühmten Ghanata dar, des geschichtlich ältesten central-afrikanischen Reiches. Das andere Kartenblatt umfaßt den bisher gänzlich unbekannten mittlern Theil des Stromsystems des Kowara (gewöhnlich, aber irrthümlich Niger genannt), von Timbuktu abwärts, mit seinen vielen Verzweigungen und die an seinen Ufern ansässigen mächtigen und historisch merkwürdigen Staaten. Beide Kartenblätter und die dazu gehörigen Abhandlungen sind zweifelsohne als die wichtigsten Beiträge für die geographische und geschichtliche Kenntniß der nördlichen Hälfte Afrika's anzusehen, da sie zwei bisher fast gänzlich unbekannte bedeutend ausgedehnte Länderstrecken und, wie es scheint, durch einen höchst interessanten Nationalitäten-Complex charakterisirte Landschaften mit mannichfaltiger Naturbeschaffenheit, — zum erstenmale mit der dem unermüdlichen Forscher eigenthümlichen Vollständigkeit vor unsern Blicken entfalten."

Aus Anlaß des Datums (Mitte December) macht Herr Petermann folgende interessante Bemerkungen über die Zeit, welche Nachrichten aus verschiedenen Theilen von Afrika zu uns brauchen. „Obwohl die Strecke von London nach Timbuktu nicht weiter ist als von London nach Kairo, so gebraucht ein Brief zur Reise zwischen jenen beiden Orten — wie in diesem Falle — gegen neun Monate, während die Post zwischen beiden letzteren Orten dieselbe Strecke etwa in zwei Wochen zurücklegt. In jenen Gegenden Inner-Afrika's, wo die Verbindungen mit dem übrigen Theile der Welt die verhältnißmäßig höchste Stufe der Entwickelung erreicht haben, nämlich vom Tsadsee durch die große Wüste nach Tripoli am mittelländischen Meere, kann ein Brief durch die Kamel-Post bis an die Küste und von da auf dem gewöhnlichen Wege über Malta wohl in zwei Monaten London erreichen. Dazu muß aber alsdann ein wohlberittener Tuarick als Courier gewonnen werden, der auf seinem Maherry (einer besondern Art schnellfüßiger Kamele, den Rennpferden unter dem genus equus gleich) mit dem Strauß um die Wette die furchtbaren Wüstenstrecken in öder Einsamkeit und nicht geringer Lebensgefahr rasch durchfliegt. Aber da, wo die Verbindungen, durch Unsicherheit der zu durchziehenden Strecken oder andere Umstände veranlaßt, bloß durch Karawanen bewerkstelligt werden, wie von Timbuktu nach dem Mittelmeere, da werden die Briefe und Depeschen der deutschen Forscher, welche die wissenschaftliche Welt in den letztern Jahren mit so viel Interesse und Theilnahme gelesen, mühsam von einer Station zur andern mitgeschleppt, um endlich in einer oder der andern der Küstenstädte in europäische Hände zu gelangen. Das Wunder dabei ist, daß die Briefe überhaupt eine solche prekäre Reise aushalten können, und fast ohne Ausnahme richtig einlaufen, Reisen, deren Wege durch eine kaum unterbrochene Linie weißgebleichter Gebeine und Knochen umgekommener Menschen und gefallener Kamele bezeichnet ist, und wo natürlicherweise nicht diese allein, sondern auch Güter gefährdet sind. Der Umstand indeß, daß bei den Bewohnern von Nord- und eines Theils von Inner-Afrika alles Geschriebene mit einer Art von Heiligkeit betrachtet und mit großer Sorgfalt bewahrt wird, dürfte die ungemeine Sicherheit der Briefbeförderung in jenen Ländern einigermaßen erklären."

Die griechische Handelsmarine.

Im J. 1816, also wenige Jahre vor dem Ausbruche des griechischen Freiheitskampfes, der alle griechischen Handelsschiffe in Kriegsfahrzeuge verwandelte, betrug die Zahl aller der Handels-

schiffe der Türkei, welche Griechen gehörten, gegen 600 mit ungefähr 17,000 Matrosen; im J. 1847 dagegen zählte man allein im kleinen Königreiche Griechenland 3500 Handelsschiffe zu 180,000 Tonnen Gehalt und mit ungefähr 30,000 Matrosen. Im J. 1832 waren unter den 9220 Schiffen, welche in den Hafen von Konstantinopel einliefen, 2844 griechische, 1697 englische, 1280 österreichische, 1041 sardinische, 632 russische. Zu Anfang des Jahres 1853 betrug die Handelsmarine des Königreichs Griechenland 4327 Fahrzeuge, worunter 1053 von mehr als hundert Tonnen Gehalt, die sich unter 22 Häfen oder Handelsplätze vertheilen. Die Tonnenzahl betrug 247,663. Allein der Hafenstadt Piräos gehören 365 Schiffe von verschiedener Größe, worunter 52 Briggs, im Ganzen mit einem Tonnengehalt von 11,743 Tonnen und mit 1728 Matrosen. Die Insel Syra, welche vor dem Freiheitskriege 19 Fahrzeuge von kleinerem Umfange zu 700 Tonnen besaß, hat gegenwärtig 568 Fahrzeuge (darunter 6 Galeeren, 336 Briggs, 51 Goeletten) zu 83,501 Tonnengehalt und mit 4650 Matrosen, und im J. 1852 liefen dort 49 neugebaute Fahrzeuge zu 3675 Tonnengehalt und zu einem Werthe von 550,000 Franken vom Stapel, während im J. 1853 daselbst wiederum 25 Schiffe im Bau begriffen waren. Amaliopolis, eine erst seit 15 Jahren angelegte Stadt an der nordöstlichen Gränze des Königreichs Griechenland, besitzt 78 Schiffe zu 4847 Tonnengehalt und mit 461 Matrosen. Navarin, Kalamata, Kyllene, Skopelos, Nauplia, Piräos und Koron besaßen vor der Revolution keine Fahrzeuge, und mit Ausnahme von Piräos und Amaliopolis geben die ebengedachten sechs kleineren Hafenstädte gegenwärtig 665 Schiffe zu 14,578 Tonnengehalt und mit 3156 Matrosen. Außerdem muß man zu den obgedachten 327 Schiffen, woraus die Handelsmarine des Königreichs Griechenland zu Anfang des J. 1853 bestand, noch diejenigen Fahrzeuge zählen, welche griechischen Capitänen gehören und unter der Flagge der jonischen Inseln, der von Samos und der Walachei, sowie unter türkischer Flagge segeln, und die man auf tausend Fahrzeuge zu einem Gehalt von mindestens 100,000 T. rechnen kann, so daß der Bestand der griechischen Marine zu 5327 Schiffen mit einem Gehalt von 357,000 Tonnen anzunehmen wäre. Demzufolge betrüge die griechische Marine mehr als das Drittheil der französischen, was die Anzahl der Schiffe anlangt, und nach der Tonnenzahl mehr als die Hälfte, indem nach der Angabe des Journal des Débats vom 31 März 1850 die französische Marine nur 14,353 Schiffe zu 683,298 Tonnen zählte. Und gleichwohl nimmt Frankreich unter den handeltreibenden Seemächten den zweiten Rang ein und hat eine Einwohnerzahl von 36 Millionen! Aber auch dieß ist noch nicht alles. Es gibt griechische Schiffseigenthümer, die unter einer auswärtigen Flagge fahren, und so gehört z. B. mehr als das Zehntel der österreichischen Marine Griechen. Einer von diesen letzteren C. A. Rallis in Triest besitzt mehr als zwanzig Schiffe, von denen zwölf mehr als 200 Tonnen, sechs aber mehr als 500 Tonnen ein jedes halten und eines über 700 Tonnen hat. Auch ist es dieser Rallis, dem das größte Schiff der österreichischen Marine mit einem Gehalt von 955 Tonnen gehört. Die griechische Marine nimmt also den vierten Rang nach England, Frankreich und den nordamerikanischen Freistaaten ein, und die Zahl der Matrosen, die Griechenland zu liefern im Stande ist, und mit denen in Folge der Eigenthümlichkeiten seiner Marine und der hier einschlagenden Verhältnisse keine andere Macht zu wetteifern vermag, kann bis zu 60,000 ansteigen. Bereits fahren die griechischen Schiffe bis nach Falmouth, Cork und Liverpool (in den ersten beiden Häfen liefen im J. 1852 mehr als 500 Schiffe unter griechischer Flagge ein), und von der Insel Santorin gehen alljährlich griechische Handelsbriggs mit Weinladungen nach Nordamerika.

Miscellen.

Ueber die Niger-Chadda-Expedition hat man dem Athenäum zufolge einige neuere Nachrichten erhalten. Die Plejade, unter Leitung des Capitän Taylor, erreichte Fernando Po am 28 Junius und sollte in weniger als einer Woche ihre Tour den Niger und Chadda aufwärts antreten. Der Tod des Consul Beekroft, der von der Regierung als der officielle Leiter der Expedition bestellt war, veranlaßte Hrn. Miller, den ältesten Officier in den Buchten von Benin Dr. W. B. Baikie vorläufig an die Spitze der Expedition zu stellen. Derselbe war anfänglich der Expedition als Naturforscher beigegeben, und von seinem Charakter und seiner Befähigung soll Gutes zu hoffen seyn. Diese Wahl wurde von dem Ministerium und der Admiralität bestätigt.

*

Vergleichung der Längenbestimmungen zwischen den Sternwarten von Greenwich und Paris. Im vorigen Jahrhundert, etwa um das Jahr 1787, wurden bekanntlich von Staatswegen die ersten Versuche gemacht, das Verhältniß der Längen von Paris und Greenwich genau zu bestimmen. Das erste Mittel waren geodätische Messungen. Vom Jahr 1825 an suchte man den gleichen Zweck durch optische Signale zu erreichen, welche aber nicht recht gelingen wollten. Später bediente man sich möglichst genauer Chronometer zu der Vergleichung der Längen. Nachdem nun die beiden Länder durch den unterseeischen elektrischen Telegraphen verbunden waren, lag der Gedanke nahe, daß man dieses Mittel zur Vergleichung der Längen benütze. Dieß geschah denn auch. Mittelst einer Menge von Signalen hat man berechnet, daß der frühere Fehler etwa eine Secunde betrug, und das Verhältniß wurde jetzt so bestimmt, daß der Fehler höchstens noch den hundertsten Theil einer Secunde betragen kann.

*

Auswanderung aus Schottland. Die Gesammtzahl derer, welche dieses Jahr von dem nördlichen Schottland nach Amerika auswanderten, beträgt über 2000 Personen. Folgendes sind die Zahlen derer, die in den letzten 6 Jahren allein aus der Grafschaft Aberdeen auswanderten: im J. 1849, 182; im Jahr 1850, 293; im J. 1851, 546; im J. 1852, 599; im J. 1853, 695; im J. 1854, 1550; zusammen 3855. Die Auswandernden waren meist Landtaglöhner und kleine Pachtbauern.

*

Goldgräberei in Schottland. Vor einiger Zeit wurde bei Kirkmichael im Norden von Glenbrerachan, auf den Gütern des Herzogs von Athole Gold gefunden, ebenso im Norden von Cairnwell. Es fand sich in losgerissenen Felsstücken, wie sie dort sehr häufig sind. Es war zufolge einer vorgenommenen Analyse so rein, wie das australische Gold. Ein Herr Lowden, welcher sich viele Jahre in Australien in unmittelbarer Nachbarschaft der Goldgruben aufgehalten hatte, machte die erwähnte Entdeckung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. 29 September 1854.

Die geistige Lage Frankreichs.

Unter der Ueberschrift: „Perspectiven über die Gegenwart; — die aufgeklärten Männer“[1] gibt Herr Emil Montégut in der Revue des deux Mondes unter anderem eine Schilderung der gegenwärtigen geistigen und moralischen Lage Frankreichs, welche gleich bemerkenswerth ist durch das Treffende der Zeichnung, wie durch die Strenge der Selbsterkenntniß und die ungeschminkte Ehrlichkeit des Geständnisses. Wir übergehen denjenigen Theil der Bemerkungen Herrn Montéguts, welcher auf die geistige Entwicklung des gesammten Europa Bezug hat, und beschränken uns auf das was er über Frankreich sagt.

„An Aerzten und Systemen, sagt Herr Montégut, hat es in Frankreich nicht gefehlt. Man hat der Nation eine Reihe von Principien, das der Autorität wie das der Freiheit, der Anarchie wie des Communismus, jedes zu ausschließlicher Anwendung angerathen, und sie hat dieselben eines nach dem andern durchprobirt, ohne daß man sich ihrer Wirkungen eben sonderlich erfreuen dürfte. Ohne Zweifel lag der Fehler eben in der ausschließlichen Anwendung der Mittel, deren starke Dosen, statt das alte Leiden zu heilen, immer wieder neue erzeugen mußten; und statt den Despotismus und die Anarchie zu bewältigen, steht Frankreich bedroht von beiden und hülflos zwischen ihnen.“

Nachdem nun Herr Montégut das halt- und ziellose Herumirren der Geister im jetzigen Frankreich, nicht etwa bloß von Seiten der Masse, sondern auch an hervorragenden Männern unter dem gebildetsten Theil der Nation geschildert, stellt er sich die Frage, ob man nicht dieß „moralische Chaos“ theilweise dem Verschwinden einer Classe von Menschen zuschreiben müsse, die seit drei Jahrhunderten in Europa und in Frankreich eine so bedeutende Rolle gespielt, und die man sonst die „aufgeklärten“ Männer genannt habe. Er vermuthet das aus dem charakteristischen Anblick, welchen gerade die geistige Verwirrung des jetzigen Frankreichs gebe. „Die Menschen in Frankreich, sagt er, fangen an sich nur noch durch die Kleidung zu unterscheiden. In moralischer Beziehung ist jener, der aufs Feinste nach der Mode gekleidet ist und seine Cravate untadelhaft angelegt hat, nicht verschieden von diesem ärmlichst Gekleideten, den man neben ihm sieht. Der eine wie der andere gehört zum großen Haufen. Weder die Einsichten noch die Erziehung machen einen Unterschied. Die Interessen allein bilden eine Scheidewand zwischen ihnen. Jener ist conservativ um jeden Preis, weil er viel zu verlieren hat, dieser ist durchschnittlich gleichgültig gegen die Aufrechthaltung der Ordnung, weil er so viel wie nichts dabei zu gewinnen hat. Es wäre völlig unnütz, den einen oder den andern über irgend ein politisches und moralisches Interesse zu fragen. Die Meinung des einen hat so wenig zu bedeuten wie die Meinung des andern. Auch die Meinung der Mehrzahl hat darum keine Wichtigkeit, und man würde nicht wenig fehlen, wenn man sie bei seinen Urtheilen in Rechnung nehmen wollte.“

Aus dieser Abwesenheit alles höheren Interesses und Urtheils also glaubt Herr Montégut auf die Abwesenheit von Repräsentanten wahrer Aufklärung im heutigen Frankreich schließen zu müssen. Er versteht darunter jene Classe von Geistern, die erst von der Zeit an hervortreten, wo es Parteien im Sinn ausgesprochener geistiger Gegensätze gegeben habe, d. h. von der Reformation an. Er unterscheidet jene Männer von den Genies, mit denen sie nicht die Gabe großer Entdeckungen noch den Muth weitgreifender Initiativen, aber dafür auch nicht den brennenden Ehrgeiz, die Leidenschaft und die überströmende einseitige Heftigkeit des Charakters theilen. Er findet sie z. B. in jenen Naturen, welche in der Zeit der Reformation, wo ganz Europa vom Fürsten bis zum Bauer herunter in zwei Parteien gespalten war, eine neutrale Mittelstellung einnahmen, wie Erasmus; welche, statt an dem wilden Kampf der Geister theilzunehmen, sich lieber in das griechische und römische Alterthum zurückzogen, dessen Studium zu erneuern sie sich angelegen seyn ließen; welche, wenn sie für die Reformation oder für den Katholicismus Partei nahmen, dieß nicht aus religiöser Ueberzeugung thaten, sondern weil sie — die Einen durch die Liberalität ihres Charakters zu jener, die andern durch ihre Liebe zur bestehenden Ordnung mehr zu diesem sich hingetrieben fühlten. Herr Montégut weist diesen Naturen eine sehr bedeutende Stellung in einer Zeit an: „ihnen verdankt das 16te Jahrhundert“, daß den beiderseitigen Parteiwaffen die

[1] De l'homme éclairé, sagt Herr Montégut. Dieß Wort ist nahezu unübersetzbar. Das Wort hat im Französischen durchaus nicht den fatalen Beigeschmack, der uns Deutsche gleich an Aufklärung denken läßt. „Helle Köpfe“ wäre besser, aber das schließt nicht die moralische Bedeutung in sich, welche die französische Sprache in das Wort legt — den Charakter der Besonnenheit und Mäßigung, welcher gerade von unserem französischen Autor ganz besonders gemeint ist.

giftigsten Spitzen abgebrochen worden sind; ihre nach außen unscheinbare Thätigkeit hatte für die Interessen der niedern Classen Sorge getragen, um deren Wohl und Wehe sich die lebenden Parteien und die Führer des geistigen wie des Waffenkampfs nichts bekümmerten. Neben der Herrscherweisheit Heinrichs IV verdankt man dem versöhnlichen ordnenden Walten dieser Männer die Frankreich so wohl anstehende Regierungsweise im Geist billiger Compromisse und *wahrer* richtiger Mitte, und die Erhebung Frankreichs auf eine Höhe, von der es erst wieder herabstieg als wiederauflebende finstere religiöse Leidenschaften mit der Widerrufung des Edicts von Nantes jene gesunde Tradition des französischen Königthums brachen." Im 17ten Jahrhundert findet Herr Montégut diese Classe von Geistern in den Männern wieder, welche sich den bestehenden Gewalten entschieden untergeordnet haben, ohne doch durch Servilismus ihrem innern Adel und ihrer persönlichen Würde etwas zu vergeben. Das 18te Jahrhundert, zumal in seiner zweiten auf Neuerung und Umsturz drängenden Hälfte lassen uns diese Männer zum letztenmale wirksam erscheinen, aber schon in eine zweite Linie zurückgedrängt gegenüber den leidenschaftlichen Wortführern des Tags, nüchterne und beschränkte Ansichten vertretend und von schüchterner fast gebrochener Haltung. Von da an verlieren sie sich, wie Herr Montégut sagt, in der durch das geistige Nivellement unserer Zeit zum Mitsprechen emporgehobenen Masse, gegen deren sich lautmachende Mittelmäßigkeit kaum Menschen von sehr großem innern Gehalt sich einigermaßen geltend machen können.

Wir haben im bisherigen die Ansicht Herrn Montéguts über die Stellung seiner „aufgeklärten" Männer in der großen Zeitentwicklung in kurzen Zügen wieder gegeben, und gesehen wie er es schon in dem Gesammtcharakter unserer Zeit begründet findet, daß bei dem widerspruchsvollen Gewirre von undurchgebildeten oberflächlichen Ansichten dem Publicum am Ende Hören, Sehen und Urtheilen vergeht. Nach dieser allgemeinen Prämisse wird uns nun ganz verständlich seyn, was er über die geistige Lage Frankreichs und von Paris insbesondere klagt. „Die Februarrevolution, sagt er, hat die hervorragendsten Geister unserer Zeit um ihre innere Sicherheit gebracht. Die Einen verläugnen, was sie sonst hoch gehalten haben, die andern geben sich große Mühe, an Dinge zu glauben die ihnen sonst unglaublich schienen. Man sieht entschiedene Protestanten als halbe Katholiken, und Liberale hört man auf das Princip der Autorität schwören. Diese Unsicherheit macht ihnen Ehre, denn sie zeigt wie ernst es ihnen mit ihren bisherigen Ueberzeugungen war, welche an den Thatsachen einen so unerwarteten Schiffbruch litten, und man kann darauf rechnen, daß die welche trotz allem was geschehen an ihren alten Ansichten festhalten, zwar sehr ehrenwerthe und geradsinnige Männer, aber auch Männer von einer engen und einseitigen geistigen Auffassung sind. Die Jugend unserer Epoche vollends hat sich in irgend einen Winkel der Vergangenheit geflüchtet, wo sie isolirt von der Zeit ihr Leben vielleicht angenehm aber unnütz verbrütet.

„Die Februarrevolution hat aber noch eine weitere Wirkung gehabt: sie hat alles was Geist und Talent heißt, in Mißcredit gebracht. Gar manche haben geglaubt, die Februarrevolution sey das Ergebniß einer geistigen Ueberfülle, welche in Frankreich in der guten constitutionellen Zeit geherrscht habe; das ist aber durchaus irrig, sie entsprang aus *Mangel* an Einsicht bei dem Publicum sowohl als bei denen, welche den Beruf haben es geistig zu führen. Die Februarrevolution ist ein schlagendes Beispiel für das Schicksal, mit welchem jeder gesellschaftliche Zustand bedroht ist, wenn man ihn ohne nachhaltig einwirkende geistige und moralische Leitung läßt. Mit dieser Revolution ist der Glaube an Ideen, ja die Achtung vor dem Geiste geschwunden. Wer an die Macht der öffentlichen Meinung glaubte, glaubt jetzt nur noch an den Zufall und das Recht des Stärkern. Natürlich werden in einer solchen Gesellschaft alle, welche einiges Talent und Einsicht besitzen, von allen Seiten mißachtet und auf die Seite gedrängt werden. Weil das Publicum seine Meinung so oft gewechselt, will es jetzt gar keine mehr haben. Weil es sich nicht mehr weder von seinen eigenen Gedanken, noch von denen die sich ihm sonst als Führer aufdrängten, an der Nase herumführen lassen will, flüchtet es sich in die Ruhe eines moralischen Indifferentismus. Unbedeutende wie hervorragende Geister gehen gleichermaßen in der Irre — ja diese Unsicherheit, die man überall findet, wo nicht absolute Stumpfheit und Geistlosigkeit regiert, ist noch ein gutes Zeichen, eine letzte schwache Regung von Seele. Würde auch noch diese leise Stimme unseres Gewissens verstummen, so wäre die letzte noch übrige Schranke niedergeworfen, welche jetzt noch die blinde Herrschaft selbstsüchtiger Interessen und Leidenschaften aufhält, dann wären alle Lichter erloschen, und es wäre nichts mehr da, als eine nach Genuß dürstende, sinnliche und anarchische Masse, die nur durch physische Gewalt gezügelt werden kann."

Herr Montégut räumt selbst ein, daß das Zurückweichen der „hommes éclairés" nicht Ursache, sondern das Symptom einer solchen geistigen Lage der Gesellschaft ist; denn er bemerkt: „diese Männer reichen nicht aus, um uns aus einem solchen Zustand zu reißen. Dazu sind geniale Menschen nöthig, wie sie in andern Zeiten schon vorgekommen sind; Männer von großer Kraft der Initiative, deren geistiger und moralischer Drang stärker ist als die materiellen Leidenschaften der Menge, und welche die Kraft haben, diese unter den Zügel zu nehmen und die Quellen des geistigen Lebens wieder springen zu machen. Das ist keine Aufgabe für gemäßigte, besonnene Menschen von gewöhnlichem Zuschnitt, sondern es setzt die Kraft von mehr als Einem geistigen Herkules voraus. Solange aber dieses Mittel fehlt, bleibt kein anderer Ausweg als der Despotismus, um die moralische Anarchie als geordneten Zustand, um die Barbarei als Civilisation erscheinen zu lassen. Geist freilich kann der Despotismus nicht schaffen, und das geistige Leben der Nation wieder zu organisiren und dadurch den Despotismus überflüssig zu machen, ist ein Ziel, das man sich stecken muß, wie spät es auch erreicht werden mag."

Herr Montégut ist durchaus nicht der Meinung, daß man die Hände in den Schooß legen, und in stumpfer Erwartung großer Menschen sich dem Despotismus der Gegenwart blindlings in die Arme werfen soll. Er mahnt vor allem die, welche sich berufen fühlen auf die öffentliche Meinung zu wirken, an ihre Pflicht, da ja kaum irgendwo so wie in Frankreich das Publicum sich seine geistige Richtung von der Publicistik geben lasse. Er wirft einen Blick auf die gangbaren Begriffe, und sagt ein strenges aber gerechtes Wort über die bisher'gen Leistungen der französischen Presse in der oben erwähnten Beziehung: „Gibt es, fragt er, dermalen in Paris, der gebildetsten Stadt der Welt, hundert Menschen, die nur z. B.

einen Begriff davon haben, daß die zwei Principien der Autorität und der Freiheit nur scheinbar und in der Abstraction einander entgegengesetzt, in der Wirklichkeit aber für den Bestand der Gesellschaft beide gleich unentbehrlich sind. Wie wenige, fragt er ferner, haben einen Begriff vom Unterschied zwischen Erziehung und Unterricht und von der überwiegenden Wichtigkeit der ersten. Die wenigsten sehen jene Zusamengehörigkeit ein, und bilden sich ein, die Gesellschaft könne sich ganz füglich in der Richtung eines einzigen der beiden Principien bewegen. Eine sehr bequeme Ansicht freilich, und durch ihre Bequemlichkeit die Ursache warum sich die meisten blind in ihrer Einseitigkeit gehen lassen und unfähig sind, das Richtige am Gegner und den Fehler an der eigenen Partei unbefangen zu erkennen; die Ursache ferner von den zahlreichen Meinungswechseln, weil das Scheitern eines ausschließlichen vertretenen Princips nothwendig dahin führt, sich einem andern anzuvertrauen."

Diese freiwillige Verstümmelung der Wahrheit ist aber nicht das einzige, was Herr Montégut der französischen Publicistik vorwirft. „Die meisten unserer Schriftsteller haben durchaus nicht das Bestreben, über ihrem Publicum zu stehen, sondern sie steigen zu ihm herunter, und statt ihm Dinge zu sagen, die ihm zu hören nöthig sind, sagen sie ihm nur was es gern hört; statt ihm Grundsätze zu geben, schmeicheln sie seinen Leidenschaften; und alles das geschieht, weil das Haschen nach äußerem Erfolg alles andere überwiegt."

Man kitzelt sich in Deutschland so gern mit Seitenblicken auf das frivole Wesen der Franzosen, und mancher in Deutschland hat sich vielleicht bei der Durchlesung des Artikels des Hrn. Montégut recht pharisäisch gratulirt, daß man in Deutschland nicht ist wie dort drüben. Man hüte sich doch ja vor einer solchen Täuschung. Das Uebel ist bei uns um nichts geringer als in Frankreich, nur wegen der Zersplitterung unseres politischen und geistigen Lebens vielleicht weniger in die Augen fallend; und wer die ehrliche Erkenntniß des Uebels nicht scheut, wie dem Obigen zufolge die französische Publicistik, ist der Heilung sicher näher als wer sich trügerischer Weise für gesund hält.

Wie viel Nordamerikaner sind angelsächsischer Herkunft?

Vor ein paar Jahren sagte Franz Löher in seinem in Cincinnati erschienenen Werke, „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" folgendes:

„Die englischen Amerikaner wissen sich nicht groß genug damit, daß sie von angelsächsischem Blut entsprossen seyen, und sie rühmen sich, daß dieses ihr Blut deßhalb ganz besonders fein, feurig und eisenhaltig sey. Es ist das eine vielbeliebte, aber falsche Sage, und sie schreien sie so laut aus, als fürchten sie sich, es möchte einer an das Wälsche und Irische denken."

Zur Begründung der Behauptung, daß der englisch-redende Volkstheil in den Vereinigten Staaten aus einer Mischung hervorgegangen sey, welche nur zum kleinern Theile germanisches Blut enthielt, wird auf den Charakterunterschied der jetzigen Amerikaner von den Engländern und auf die statistischen Nachrichten Bezug genommen.

Was zuvörderst den Unterschied im Charakter betrifft, so wird angeführt: im englischen Charakter liegt besonders die zähe Ausdauer und das ruhige Kraftgefühl. Die Amerikaner haben zwar mehr Feuer als die Engländer, aber nicht deren eiserne Ausdauer; sie sind ungestüm und waghalsig, sie gewinnen im ersten Anlauf, aber läßt sich das erste Hinderniß nicht besiegen, fährt ihnen ein neuer Plan durch den Kopf, so springen sie sofort zu einer neuen Unternehmung über. Dieß ist aber ein hervorstechender Charakterzug des feurigen, jedoch haltlosen Irländers.

Der Handelsgeist, das Rechnungstalent, der immer fort aufbrausende Trieb nach persönlicher Willkür und Unabhängigkeit, und auf der andern Seite die Neigung sich lustig zusammenzuschaaren, sind recht eigentlich Charakterzüge des Wälschen, und sie finden sich in ähnlicher Art bei dem Amerikaner.

Das frostige und zurückhaltende Wesen der Amerikaner aber, eben so wie ihr kaltes rein praktisches nicht herzerwärmendes Christenthum verdankt seinen Ursprung weit eher als den Engländern der finstern Herrschaft der Puritaner und ihren strengen bürgerlichen Einrichtungen.

Die Engländer haben in dem was sie thun und denken, einen innern Gehalt, und schaffen fort und fort in Wissenschaft und Literatur Werke von tiefem Geist und festen, wohlgezogenen Formen. Die Amerikaner sind leicht, keck, fröhlich, voll Geist und Leben, wie Irländer oder Franzosen, aber ihrer Literatur ist nicht, wie der englischen, eigenthümlich der Schwergehalt, der originale Gedanke, der tiefe H

Wohl aber waren die Engländer früher in den Vereinigten Staaten die Herrschenden und Vornehmen, gaben dem Staats- und Kirchenwesen das englische Gepräge, und drückten dem häuslichen Leben und der Sitte vieles von ihrem eigenen Charakter auf. Die von Großbritanien kommenden Irländer, Walliser und schottischen Irländer waren es nun einmal gewohnt, als Unterthanen von den Engländern manches anzunehmen und sich nach ihnen zu richten.

Die Freiheitsliebe aber, das vorzügliche Handelstalent und der unternehmende Geist der Amerikaner mußten sich nothwendig und natürlich stärker entwickeln in der neuen Welt, welche dem Unabhängigkeitssinn und dem Unternehmungsgeiste so freien und weiten Spielraum gewährte.

Auf diese Weise lassen sich die vorzüglichsten Charaktereigenthümlichkeiten der Amerikaner wohl erklären und herleiten. Die statistischen Nachrichten unterstützen aber entschieden den Schluß, den man vom Charakter der Amerikaner auf die bedeutende Einwirkung irländischen und wälschen Blutes machen muß. Der Engländer verläßt ungern seine Heimath, und wenn er in fremde Länder geht, so gibt er selten den Vorsatz auf, mit dem in der Fremde gewonnenen Vermögen nach Altengland zurückzukehren. Noch jetzt befinden sich in den weiten und reichen überseeischen Besitzungen Englands verhältnißmäßig sehr wenige Engländer. Irland dagegen erlitt während der ganzen Zeit, in welcher die Nordostküsten Ame-

rika's von Europa aus allmählich bevölkert wurden, die furchtbarste Bedrückung von Seiten des protestantischen Englands. Selten hat wohl eine Staatsgesetzgebung ein so wohldurchdachtes und grausames System der Plünderung und Aussaugung aufgestellt, wie auf Irland seit Elisabeths und Cromwells Zeiten in der erklärten Absicht angewandt wurde, die Irländer um Haus und Hof zu bringen, sie zu unwissenden Heloten herabzuwürdigen und zu deciminiren. Diesem Beginnen konnte unglücklicherweise die lotterige, leichtsinnige, der Ausdauer unfähige Natur der Irländer nur zu wenig Widerstand entgegensetzen.

So hörte für Irland eben so wenig das Ausströmen von Menschen als das Landeselend jemals auf. Die Rhederei für die Auswanderung nach Amerika war in den irländischen Seestädten seit den Anfängen der amerikanischen Colonien fortwährend im blühenden Zustande. So wanderten bloß in dem Zeitraum von 1690 bis 1745 nach den Vereinigten Staaten 263,000 Irländer (Thomas Newenham statist. and histor. inquiries into the progress and magnitude of Ireland. London 1805). Von 1745 bis 1775 ist die Zahl der einwandernden Irländer wahrscheinlich noch gestiegen. In dem Einen Jahre 1773 wanderten z. B. 3500 Irländer in Pennsylvanien ein und 500 in Nordkarolina, und kamen noch mehr als 6000 nach. Das ergab also bloß für ein Jahr einen Zuwachs von mehr als 10,000 einwandernden Irländern. Im Jahre 1783 wanderten aus Irland und dem gleichfalls wälschen Nordschottland 13,000 Menschen nach Amerika (Holmes Annals of America. Cambridge 1829. Bd. II. S. 183 Note 4. Politisches Journal 1783. Hamburg. S. 601. 622. Gentlemans Magazine. 1774 London S. 232). Erwägt man nun, daß im Jahre 1775 die ganze Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten nur erst etwa 2,000,000 betrug (Holmes a. a. O. Bd. II. S. 117., Grahame History of the U. St., Philad. 1846. Bd. II. S. 338), und darf man annehmen, daß reichlich ein Drittheil von jenen zwei Millionen deutscher, holländischer oder schwedischer Abkunft gewesen (Löher, Gesch. und Zustände der Deutschen in Amer. S. 83): so ergibt sich, wie schwer die großen Zahlen der in so früher Zeit einwandernden Irländer ins Gewicht fallen. Aus dem Jahre 1729 läßt eine Nachricht auf das Verhältniß der Irländer und Engländer unter den Einwandernden schließen. Es kamen nämlich in jenem Jahre 267 Engländer und Wälsche, 43 Schotten, 1155 Irländer an, und nach diesen im selben Jahre noch 4500 Einwanderer, welche ebenfalls meist aus Irländern bestanden (Anderson Histor. and chronolog. Deduction of the Origine of Commerce Bd. III. S. 155).

Die Bevölkerung von wirklich englischer Abkunft aber, welche im Jahre 1775 in den Vereinigten Staaten vorhanden war, erlitt während des Unabhängigkeitskrieges und bald nach demselben eine bedeutende Minderung. Es gab während der amerikanischen Revolution in den Vereinigten Staaten eine starke Partei, welche es mit den Engländern hielt, und es ist ein Irrthum, wenn man meint, die englische Bevölkerung in Amerika habe sich damals eben so einhellig für die Unabhängigkeit erhoben, als die dortige deutsche und schottische Bevölkerung es that, welcher ohnehin der englische König ferner stand. Jene sogenannten Königsgetreuen waren aber damals ein Gegenstand des Aergernisses und der Verfolgung, einige verließen das Land schon während des Krieges, und als der Sieg der Revolution entschieden war, wanderten viele nach England zurück, und ganze Schaaren traten nach Canada über, um sich dort niederzulassen.

Nachdem sich aber die Staaten von England losgerissen hatten, dieses aber anderwärts so viele und reiche Colonien bekam, fanden sich verhältnißmäßig nur noch wenige Engländer veranlaßt nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Desto lebhafter aber strömten jetzt dorthin die Irländer. Buchanan berechnet, daß in den 46 Jahren von 1783 bis 1829 anderthalb Millionen Menschen aus Großbritannien nach Nordamerika wanderten, und zwar eine Million Irländer, eine Viertelmillion Schottländer und eine Viertelmillion Wälsche und Engländer (Buchanan Emigration practically considered. London 1828 S. 36.)

Daß nun von 1730 an bis jetzt jährlich so außerordentlich große Anzahlen von Irländern, schottischen Irländern und Wälschen aus allen Häfen Großbritanniens nach den Vereinigten Staaten wandern, daß die eben dorthin ziehenden wirklichen Engländer dagegen nur einen sehr geringen Theil ausmachen, ist bekannt. In unsern Tagen ist bekanntlich in Irland eine solche Auswanderungsfluth, daß ganze Striche Landes dort entvölkert werden und man ernstlich vom großen Exodus Irlands nach Amerika spricht.

Es erklärt sich nun auch, weßhalb die deutschen Bauern im Innern Pennsylvaniens ihre englisch redenden Nachbarn früher nie anders als „die Eirischen" (Irisch) nannten, und weßhalb der Nordengländer noch jetzt bei allem Aerger, den ihm die steigende Größe der Vereinigten Staaten verursacht, dennoch des Gefühls der Verachtung, welches er gegen die Amerikaner hegt, sich noch nicht entledigen kann; es ist dasselbe Gefühl, welches er gegen die Irländer und Wälschen hat.

Die Amerikaner dagegen betrachten jeden Zweifel daran daß sie nicht vorzugsweise englischer Abkunft seyen, als einen Frevel gegen ihr Volk, und sie nehmen jede Belehrung dieser Art mit mehr Hohn und Erbitterung auf, als die Neugriechen gegen Fallmerayer aussprachen, als dieser ihnen ihre slavische Herkunft nachwies. Nun fängt man aber in Amerika selbst an, die Abstammungsfrage ans Tageslicht zu ziehen. William E. Robinson wies jüngst in einem Vortrage, den er bei Eröffnung des Hamilton College zu Clinton im Staate Newyork hielt, nach, daß unter den 23 Millionen Bewohnern der Vereinigten Staaten nur vierthalb Millionen angelsächsischer Abstammung seyen. Die bekannte englische Zeitschrift, die Quarterly Review, berief sich darauf im Januarheft dieses Jahres, und setzte hinzu daß diese Berechnung mit großer Sorgfalt angestellt scheine, und vor einer gelehrten und mit der Statistik vertrauten Versammlung vorgetragen sey.

Nach Robinson vertheilt sich die Bevölkerung folgendermaaßen:

Irländer von Geburt sind	3,000,000
Irländer durch Abstammung	4,500,000
Deutsche durch Geburt oder Abstammung . .	5,500,000
Angelsachsen durch Geburt oder Abstammung .	3,500,000
Franzosen oder von andern celtischen Völkern .	3,000,000
Schwarze oder Farbige (Freie und Sklaven) .	3,500,000
	23,000,000

Quarterly Review knüpft daran die folgende Betrachtung:

„Nach dieser Berechnung ist mehr als die Hälfte der weißen

Bevölkerung der Vereinigten Staaten celtisch, mehr als ein Drittel irländisch-celtisch, mehr als ein Siebentel thatsächlich in Irland geboren. Dieses wachsende Uebergewicht einer Race von einem so scharfbezeichneten Charakter und deren Eigenschaften denen der Angelsachsen so entgegengesetzt sind, mag an der andern Seite des atlantischen Oceans wohl zu beträchtlicher Angst und hier zu interessanten Berechnungen Anlaß geben. Wenn die Irländer durch ihre Massen befähigt werden, sich dort wie in der Heimath zusammenzuschaaren, und so sich zu einem großen Theile den Einwirkungen der neuen Umgebung und einer höhern Race zu entziehen, und dann dabei ihre Nationalzüge unverändert oder nur leichthin modificirt beibehalten, so mögen sie den Gesammtcharakter und die politischen und socialen Fortschritte der Union bedeutend afficiren. Die harte und unwiderstehliche Energie des Angelsachsen mag ihn noch befähigen seine Oberherrschaft zu behalten, und wird es wahrscheinlich auch, aber eben die Zukunft und die Natur des amerikanischen Volkes als eines Ganzen muß afficirt werden durch dieß ausschweifende Einströmen der irländischen Race."

Gegen diese Erwägungen in einer so geachteten Zeitschrift, welche im Rufe der Wissenschaftlichkeit steht und auch in Amerika gelesen wird, erhebt sich nun ein Amerikaner in den Times vom 24 August dieses Jahres.

Er fängt damit an, daß es bisher eine ausgemachte Sache gewesen, die angelsächsische Race habe numerisch und geistig das Uebergewicht in den Vereinigten Staaten. Erst in der neuesten Zeit schienen es politische Volksführer für wichtig zu halten, das irländische und neudeutsche Element in den Vereinigten Staaten zu übertreiben, um durch die Menge der irländischen und deutschen Einwanderer sich selbst ein Gewicht zu verschaffen. Ein solcher sey auch der irländische Schriftsteller, welchen die Quarterly Review als Autorität anführe, und die Gesellschaft, vor welcher er seinen Vortrag gehalten, habe hauptsächlich aus jüngern Leuten und schlichtem Landvolk bestanden bei Gelegenheit der Eröffnung einer gelehrten Schule von minderer Bedeutung im Innern des Staates Newyork.

„Wenn ich aber, fährt er fort, die von ihm constatirten Thatsachen zugestehen könnte, so ist doch mein Vertrauen in das Vorherrschen der angelsächsischen Intelligenz und regierenden Macht und Einwirkung auf die andern Racen, mit welchen das Volk dieses kräftigen Stammes in Berührung kommt, derartig, daß ich auch dann noch glaube, die Institutionen, Regierung und sociale Ueberlegenheit der Angelsachsen werden in Amerika ebenso fortdauern als in Großbritannien. Jede Erfahrung von beiden Seiten des atlantischen Meeres bekräftigt die Richtigkeit dieser Ansicht. In den Vereinigten Staaten ist es wohlbekannt, daß der einzige Einfluß, den die celtische Race, wenn sie sich zusammenschaarte, auf unsere Politik ausgeübt hat, darin bestand, daß Demagogen (gewöhnlich aus andern Racen und am häufigsten Angelsachsen) sie brauchten, das Gleichgewicht zwischen streitenden Parteien zu halten und so aufstrebende Einzelne zu Amt und Macht zu erhöhen. Ein Uebersiedeln der ganzen celtischen Bevölkerung von Irland nach dem amerikanischen Continent braucht deßhalb gar keine Aengstlichkeit bei denen zu erregen, welche für die Fortdauer angelsächsischer Ordnung und Vorherrschaft besorgt sind. In der That, die meisten irländischen und andern Einwanderer, welche sich zwischen uns ansiedeln, scheinen dieß Ergebniß als eine nothwendige Folge zu betrachten und sich dabei mit einer Schnelligkeit zu beruhigen, welche darthut, daß sie anglo-amerikanische Institutionen, Sitten und Gebräuche hochschätzen als die bestausgedachten für die Annahme und den Gebrauch eines freien und republikanischen Volkes." So weit der Amerikaner.

Auch wir glauben, daß die Irländer, wie sie es von jeher gethan, sich dem einmal bestehenden in Amerika willig fügen und anschmiegen, und es ist gar nicht zu befürchten, daß sie sich dort einmal zusammenschaaren würden, wie Quarterly Review für möglich hält. Sie verlaufen sich eben und wandeln sich allmählich um. Das ist in einem so hohen Grade der Fall, daß die irländischen Einwanderer oder doch ihre Nachkömmlinge zu andern Confessionen übergehen, sobald sie sich selbst überlassen sind. Offenbar sind in den letzten 25 Jahren mehr irländische als deutsche Katholiken eingewandert, und dennoch scheinen die letztern die bedeutendste Anzahl unter den Katholiken der mittlern Staaten zu bilden. Auch in früheren Zeiten müssen die Nachkommen der irländischen Einwanderer nach und nach ihre katholische Religion verloren haben, als sie so selten mehr Kirchen und Priester derselben fanden. Auch hat der Amerikaner darin ganz Recht, daß bis jetzt in der Politik ein speciell irländischer Einfluß wenig zu merken, wobei jedoch nicht ganz zu vergessen ist, daß ihn die irländischen Bischöfe in der Stille handhaben. Aber die Frage ist nunmehr, ob es möglich ist, daß solche Massen von einigen Hunderttausenden jährlich, wie sie jetzt von Irland nach Amerika gehen, nicht auch ihre Sinnesart dorthin mitverpflanzen und dadurch auf Charakter und Nationalität der Amerikaner einwirken? Es läßt sich überhaupt im Einzelnen noch gar nicht vorhersagen, was aus dieser Völkermischung in Amerika entsteht. Würden die Spanier in Mexico und Südamerika es sich wohl jemals haben denken können, daß die Bevölkerung dieser Länder einst aus der Nachkommenschaft eines Gemisches von europäischem, indianischem und afrikanischem Blute bestehen werde?

Doch nun zu den Thatsachen, welche der Amerikaner in den Times der Quarterly Review entgegenstellt.

Er bezeichnet die Berechnung von Robinson als irrig. Der Beweis? Er läugnet zuerst einfach, daß bis zu Anfang dieses Jahrhunderts celtisch-irländische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten statt gehabt, und berechnet dann zweitens den Gesammtbelauf der Einwanderung der letzten 60 Jahre und deren Nachkommenschaft auf noch nicht fünftehalb Millionen.

Die dreizehn Staaten, als sie sich für unabhängig erklärt hätten, seyen sämmtlich hauptsächlich von Engländern besiedelt gewesen. Nur in Newyork seyen 1673 etwa 6000 Holländer vorhanden gewesen, in Pennsylvanien hätten sich die Deutschen bis zu einem Drittel der Bevölkerung vermehrt, in den beiden Carolinas und Georgien hätten sich einige wenige Hochschottländer, und dann überall zerstreut einige irländische Herrenfamilien und Bedienten niedergelassen. Was sonst aus Irland oder Schottland herübergekommen, sey protestantisch und nicht celtisch gewesen. Merkwürdig, daß gerade die Protestanten aus Irland weggewandert seyn sollen, während gerade sie damals die katholischen Irländer aus deren Besitzthümern in Irland verdrängten und nun selbst den Norden von Irland bevölkerten. Dann erwähnt er eine kleine polnische Colonie in Newjersey, die uns etwas mystisch scheint, und sagt: „außer dieser

war ein anderer Zweig der slavischen Race vertreten durch eine Colonie von wenigen Mähren und Böhmen in Pennsylvanien." Der gute Mann hält nämlich die deutschen Herrnhuter, welche auch mährische oder böhmische Brüder genannt wurden, für Slaven. Wälsche (Walliser) seyen zwar mehrere herübergekommen, aber diese wären keine Celten, sondern in Wahrheit nur die Nachkommen der Cymrier, und hätten sich damals schon mit den Engländern vielfach vermischt gehabt. Mit solchen Vorkenntnissen löst der Herr ethnographische Aufgaben. Auf die Erwähnung der oben mitgetheilten statistischen Nachrichten läßt er sich nicht ein.

Also bis 1790 sey die celtische Race gar nicht vertreten gewesen. Nun komme die Einwanderung in den 60 Jahren bis 1850. Diese betrage nach einer Berechnung, welche nach den Angaben im Censusamt zu Washington gemacht sey, zusammen bis 1850 nur 2,760,329 Köpfe; dazu müsse man für die 60 Jahre eine natürliche Vermehrung von 1,590,605 Köpfen rechnen, und betrage demnach die Gesammtzahl der Einwanderer aus den 60 Jahren bis 1850 und ihrer Nachkommen nur 4,350,934.

Die Gesammtzahl der Weißen aber sey nach dem Census von 1850 gewesen 19,631,799. Rechne man davon 500,000 als Zuwachs für Louisiana, Florida, Texas, Californien und Neumexico ab, und noch etwas weniges für die Einwanderung vor 1790, so ergebe sich, daß ungefähr drei Viertheile der weißen Bevölkerung oder mehr als 14,000,000 Nachkommen derer seyen, welche bereits vor der Revolution in den Vereinigten Staaten ansässig gewesen. Also seyen mehr als 13 Millionen gegenwärtig angelsächsisch. Was endlich die Irländer insbesondere betreffe, so müsse man noch bemerken, daß sie eine kurzlebige Race und die Sterblichkeit unter diesen neuen Einwanderern viel größer sey, als unter der übrigen Bevölkerung.

Die Berechnung, welche der Times-Amerikaner nun anstellt, ist folgende:

Angelsachsen	11,000,000
Niederschotten (protestantisch)	700,000
Schottische und angelsächsische Irländer (protestantisch)	1,500,000
Celtische Irländer	2,000,000
Wälsche (Walliser)	300,000
Deutsche	2,000,000
Holländer	800,000
Franzosen und Hugenotten	1,000,000
Dänen und Norweger	100,000
Schweden	100,000
Schweizer	50,000
Spanier, Italiener, Juden u. s. w.	100,000
Weiße	19,650,000
Farbige (Sklaven und Freie)	3,600,000
Gesammtbevölkerung	23,250,000

Bei dieser Berechnung können sich die Amerikaner nun vollständig darüber beruhigen, daß sie zuviel vom celtischen Elemente hätten. Denn die Angelsachsen betragen mit den Niederschotten und angelsächsischen Irländern 13,100,000; dazu kommen noch 300,000 Wälsche, welche ja ebenfalls keine Celten sind. Was wollen gegen diese fast dreizehn und eine halbe Million die armen zwei Millionen celtischer Irländer, d. h. solche welche man gewöhnlich unter Irländern versteht, bedeuten? Und dann kommt noch die Reserve der Angelsachen, die drei Millionen Deutsche, Holländer, Schweden, Dänen und Norweger.

Wie willkürlich diese ganze Berechnung ist, liegt am Tage. Die gälischen Nordschotten sind ganz darin ausgelassen; die wenigen Holländer müssen sich merkwürdig stark im Verhältniß zu den Deutschen vermehrt haben. Wo die vielen Dänen, Norweger und Schweden hergekommen sind, ist nicht ganz ersichtlich. Die Schweizer, deren Auswanderung nach Amerika so stark ist, haben mit einem äußerst geringen Anschlag vorlieb nehmen müssen. Selbst wenn man nur auf den Census von 1830 zurückginge, wo die weiße Bevölkerung 10,537,378 Köpfe betrug und die Zahlen der Einwanderer aus den verschiedenen Racen in den letzten 20 Jahren damit zusammen hielte, so müßte man in Bezug auf die Irländer wie auf die Deutschen zu einem andern Ergebniß gelangen.

Sollten nun aber auch die Amerikaner wirklich mehr celtisches als angelsächsisches Blut in ihren Adern haben, so würde ihnen das doch nichts schaden. Sie bleiben ja was sie sind, ein tüchtiges, rastlos aufstrebendes, unangreifbares Volk auf einem ungeheuern reichen Landgebiete mit einer unendlichen Zukunft. Die Mischung verschiedener Volksarten untereinander gibt ja bekanntlich einen innigen und lebhaften Schlag Leute. Amerika ist aber einmal der große Schmelztiegel der Nationen, und man kann es ebenso wenig verhindern als vertuschen, daß je mehr ein Volk bedrückt und belastet ist, es desto zahlreicher den Küsten der neuen Welt zuströmt.

Russisches Unterrichtswesen.

(Schluß.)

Was die Privatanstalten betrifft, so sind diese schon lange unter Aufsicht der Regierung gerathen, da überall Inspectoren bestellt sind, welche die evangelischen Kirchenschulen sowie die Mädchen- und Knabenanstalten, die unter Leitung von Privatpersonen stehen, zu überwachen haben. Von den evangelischen Kirchenschulen sind übrigens nur die Petersburger von Bedeutung, und auch die früher so berühmte Petrischule daselbst soll sehr rückwärts gegangen seyn. In Moskau wird die zweigetheilte Gemeinde mit ihrer zweigetheilten Schule nie zu etwas kommen, weil selten Schulmänner zur Berathung über Schulangelegenheiten ernstlich zugezogen werden; die Gemeinden thäten vernünftiger, ihre Mittel zu vereinigen, allein wo sind Deutsche je einig? Im übrigen Reiche sind nur Anfänge von Kirchenschulen, obgleich man den Gemeinden eigentlich keine Hindernisse in den Weg legt, und die Regierungsinspectoren überall leidlich human auftreten. Die meisten Deutschen verrussen eben überall, und schicken ihre Kinder in die russischen Gymnasien. Höhere Privatanstalten von Deutschen oder Franzosen geleitet, kommen sonderbarerweise auch nirgends recht auf; die früher berühmte Muralt'-

sche Pensionsanstalt in Petersburg ging noch bei Lebzeiten des Gründers ein, und an ihre Stelle ist nichts eigentlich empfehlenswerthes getreten; in Moskau war bis 1852 nur Eine nennenswerthe Anstalt der Art, zu der dann im genannten Jahre noch eine hinzukam, die aber eigentlich nur reformirte Kirchenschule war. Die neue Anstalt muß natürlich noch erst ihren Weg machen, hat aber einen tüchtigen Director, einen Deutschen, der auch mit den russischen Verhältnissen vertraut ist; die ältere leistete nach Umständen was man von ihr verlangen konnte und erfreute sich auch immer des Schutzes der Regierungsinspecteren, so daß ihr Fortbestehen gesichert scheint. Von den Mädchenanstalten war nur eine bedeutend, die übrigen alle unter der Kritik, trotz des großen Bedürfnisses und zahlreichen Besuches, der prangenden öffentlichen Examina und Acte, ohne die es einmal nicht abgehen kann, und zu denen die Lehrer die Arbeiten der Schülerinnen zum Theil selbst machen; das soll freilich auch anderswo vorkommen. Der Mangel an tüchtigen Lehrern ist überall noch zu fühlbar in Rußland; nur einer unter zehen leistet wirklich etwas, und der ist dann vielleicht noch nicht einmal der gesuchteste, weil er sich eben nicht in das abgeschmackte Examensystem finden will, wonach er nur Paradepferde reiten darf, anstatt zu zeigen, was die Schülerinnen wirklich leisten. Indessen, das Publicum ist meist zufrieden, und mehr bedarf es bei diesen Geldspeculationen nicht. Als verderbliches Muster der Scheinerziehung schweben allen diesen Mädchenanstalten die sehr wenig tauglichen öffentlichen Institute der Art, die unter der Kaiserin stehen, vor; diese fabriciren eine Unzahl von weltlich erzogenen Gouvernanten für den Hausbedarf, die etwas französisch und deutsch, selten englisch, plappern, und den Anstand einer „Dame von Welt" zu besitzen meinen, während sie auf den Unbefangenen mit ihrem „ungezwungenen" Benehmen einen ganz andern Eindruck machen. Diese emancipirte Erziehungsmanier wirkt übel auf die Familie; da indessen die Mode überall um sich greift, und Niemand etwas dagegen thut, hilft auch kein Predigen in der Wüste. Das Wissen der jungen Mädchen wird gewöhnlich durch ein Lehrerinnendiplom gestempelt, da es Mode ist, daß selbst in Familien, wo die äußeren Verhältnisse es nicht zu verlangen scheinen, ein Examen bei der Universität denselben das Recht verbriefen muß, Hauslehrerinnen seyn zu dürfen. Das ist nun an und für sich nichts Schlimmes, nur beweist diese Prüfung, die höchst oberflächlich ist, eigentlich nichts und vermehrt nur die Zahl der schlechten Lehrerinnen, die sie eigentlich vermindern sollte. Das Gesetz nämlich verlangt schon seit über 20 Jahren daß jeder Hauslehrer und jede Hauslehrerin examinirt seyn muß; die kaiserlichen Anstalten haben zum Theil das Recht, die Schülerinnen nach beendetem Cursus mit einem Diplome zu entlassen; diejenigen dagegen, die zu Hause oder in Privatanstalten erzogen sind, oder gar von dem Auslande kommen, müssen sich einer Prüfung unterziehen, die bei einem Gymnasium oder bei der Universität bestanden wird; in einer Bittschrift geben sie ihre Specialfächer an, dazu verlangt man von ihnen als Beweise allgemeiner Bildung noch Geographie, Geschichte und Arithmetik; allein die ganze Prüfung ist meist nur Erfüllung einer Formalität, denn wenn die Kenntnisse auch noch so unbedeutend sind, so läßt das falsche Mitleiden der Examinatoren es selten bis zum eigentlichen Durchfallen kommen, und wenn das Diplom auch nur die Elemente zu lehren erlaubt, so kümmert sich natürlich Niemand darum, sondern sie lehren, was man von ihnen verlangt, wenn es die Eltern nicht besser haben wollen. Die Zahl der auf diese Weise jährlich ins Publicum geworfenen Lehrerinnen ist groß, und doch finden sie immer Stellen, denn sie sind billiger als die gelehrten Genferinnen, die eingeführt werden, und deren Verbrauch im Innern ungeheuer ist, um so mehr, da die meisten von ihnen so schnell wie möglich heirathen. Diese sogenannten Gouvernanten also befriedigen den Hausbedarf.

Für die Knaben nehmen die wohlhabenderen gewöhnlich immer Hauslehrer oder Gouverneure. Auch diese unterliegen dem Gesetz wegen der Prüfungen, allein der eigentliche Sinn des Gesetzes wird bei weitem nicht erfüllt, da das Mitleid hier noch viel mehr Böses wirkt, besonders in Bezug auf die Einheimischen. Ein solches Examen nämlich befreit von der Kopfsteuerpflichtigkeit, mit der man in Rußland in dem Bereich der körperlichen Strafe steht. Hat ein armer Teufel aus dem russischen Bürgerstande von seiner Gemeinde die Entlassung aus dem Verbande erwirkt (die Kopfsteuer ist für die Gemeinde festgesetzt, jeder Einzelne also dieser verpflichtet, da sie solidarisch haftet), so findet der Examinator es zu grausam den Menschen durchfallen zu lassen, mag es mit seinem Deutsch und den übrigen Schulkenntnissen auch noch so schlecht bestellt seyn. An den Gymnasien sind die Examinatoren selbst in der Regel sehr unwissend, und so werden alljährlich noch eine Menge namentlich deutscher Lehrer gestempelt, die kaum die nöthigen Vorkenntnisse haben. An den Universitäten geht es schon etwas strenger zu, und man weist die Leute oft das erstemal zurück. Die Zahl der examinirten Hauslehrer belief sich vor einigen Jahren auf 1100, man kann jetzt vielleicht 1200 annehmen, denn das Hereinkommen aus dem Auslande ist seit 1849 sehr beschränkt, da die Paßschwierigkeiten den meisten unüberwindlich gewesen sind. Im Ganzen ist es auch keinem Menschen, der wirklich etwas leistet, zu rathen, unter den jetzigen Verhältnissen nach Rußland zu gehen; als Hauslehrer kann der Gelehrte sein Glück nicht machen, denn der glänzend bezahlten Stellen, wo der Gehalt über 3000 R. beträgt, sind keine 20 mehr im Reiche, da weder der Adel noch der reiche Kaufmann so viel zahlt; wer eine solche Stelle beansprucht, muß auch die neueren Sprachen, namentlich das Französische geläufig sprechen und in dieser Sprache vortragen können. 1200 R. bei freier Station ist jetzt schon ein sehr hoher Gehalt; die Schwierigkeit ist eben nur, lange genug auf einer solchen Stelle bleiben zu können, um eine namhafte Summe zurücklegen zu können; in Petersburg verlangt man von dem Hofmeister eine glänzende Ausstattung, und die Ausgaben für Kleidung rc. beschneiden den Gehalt noch bedeutend. Am gesuchtesten sind Hauslehrer zu billigen Preisen, etwa 3 bis 400 R. jährlich, und diese liefern die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands in großer Zahl. Der junge Gelehrte, der außer seiner Muttersprache nur Latein und Griechisch kennt, findet jetzt schwer eine Stelle, und daß man ihn nicht ohne weiteres an einem Gymnasium oder gar einer Universität anstellt, ist klar. Eine solche Stellung ist auch nicht einträglich, denn der Gehalt eines Lehrers der deutschen oder lateinischen Sprache ist etwa 500 R., ebenso eines Lectors an der Universität (in den Hauptstädten etwas mehr, im Inneren etwas weniger) und auf Privatstunden, die jetzt höchstens mit $1\frac{1}{2}$ R. bezahlt werden (die Zeiten, wo der Lehrer 3 bis 4 R. bekam, sind längst vorüber), darf keiner rechnen, denn dazu

sind immer einige Modelehrer vorhanden. Mit dem erwähnten Gehalte kann ein einzelner Mensch kaum leben; hat er das unerhörte Glück, zwei Stellen zu erhalten, was durch besondere Protection gelingen kann, so hat er für 40 bis 50 Stunden Arbeit etwa 1000 R. und vermag dann in einer Gouvernementsstadt gemächlicher zu leben, während er in Moskau seine Noth hat und in Petersburg mit Familie sich kaum durchschlagen kann. Bei den Anstellungen in Privathäusern ist es ferner oft mißlich, ob der Lehrer überhaupt zu seinem Gelde kommt, denn einen Adeligen kann man wohl verklagen; die Kunst ist nur, auf gute Manier das Geld von ihm herauszubringen. Das Gesetz verlangt, der Hauslehrer solle sich immer (wie bei den Miethen in Rußland) ein Tertial (4 Monate) vorausbezahlen lassen; wer aus Zartgefühl dieses nicht im Auge behält, läuft in vielen Fällen Gefahr sein sauer verdientes Geld im Stiche lassen zu müssen.

Uebrigens kann sich ein fügsamer Mensch leicht in den russischen Familien einleben; das Materielle ist fast überall, wenn man von dem eigentlichen Comfort absieht, dessen Feinheiten der Russe nicht begreift, auf eine ziemliche Höhe getrieben; der Lehrer bekommt, namentlich auf dem Lande, ohne weiteres sein Zimmer und seinen Bedienten u. s. w., und wird in allen anständigen Häusern als Glied der Familie behandelt; bleibt er mehrere Jahre und vollendet die Erziehung der Kinder, so bekommt er gewöhnlich eine Summe ausbezahlt oder ein Jahrgehalt: dieß wird bei dem Contracte vorher ausgemacht, indessen meist halten nur Schweizer die ganze Zeit aus, denn die Launen des Herrn oder der Frau vom Hause sind nicht in allen Stimmungen zu ertragen. Peinlich ist die fortwährende Aufsicht, die von dem Hofmeister verlangt wird; von Morgens 7 bis Abends 10 Uhr nicht von dem Zöglinge getrennt seyn zu dürfen, ist etwas ganz gewöhnliches, und nur noch in sehr einzelnen Fällen entschließt sich der reichere Adel die Arbeit zu theilen; dann wird die Stellung des Lehrers leidlicher, indem ihm ein sogenannter Gouverneur die Verantwortlichkeit für das Moralische und die äußere Aufsicht abnimmt. Am schlechtesten geht es übrigens in Rußland jedenfalls Männern von wirklich umfassender Bildung, da der Adel noch viel zu roh und unwissend ist (namentlich aber der neue Adel, der sich zu einer einträglichen Stelle heraufgearbeitet hat und nun den Herrn spielen möchte), um einigermaßen beurtheilen zu können, mit wem er es zu thun habe; täglich kommen da Fälle vor, wo ein gediegener Lehrer durch einen mit Diplom versehenen Bäckergesellen oder Wurstmacher ersetzt wird, und ein gewandter französischer Commis oder Friseur läuft nun vollends jedem Deutschen ohne weiteres den Rang ab. Ueberhaupt was alles unter diesen 1200 Individuen, die das russische Reich als seine examinirten Hauslehrer besitzt, steckt, welche wunderliche und abenteuerliche Lebensläufe man hier mitunter entdeckt, das kann nur der übersehen, der eine längere Zeit in einer größeren Stadt eine Stellung eingenommen hat, die ihn mit den Subjecten der Art bekannt machte; gewöhnlich wendet sich der Adel nämlich an evangelische Prediger oder Universitätsprofessoren, um sich Hauslehrer empfehlen oder früher gar verschreiben zu lassen, und solchen Männern gehen dann die Einzelnen durch die Hände; sie hörten die Klagen der Adeligen, wie es ihnen mit ihrem letzten Gouverneur (manche haben in 10 Jahren an 20 gewechselt) gegangen sey, und umgekehrt, die Lehrer tragen ihnen ihre Leiden vor. In einer solchen Stellung kann man in einigen Jahren eine Sammlung von gar mancherlei zusammenbringen, wie man sie kaum für möglich gehalten hatte. Die wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgerechnet, nehmen diese Hauslehrer nach einigen Jahren des Umhertreibens (anders kann man die ewigen und schnellen Wechsel kaum bezeichnen) einen handwerkerartigen Anstrich an, und der Ton ihrer Unterhaltungen erinnert ganz an den der Bedienten im Gilblas, die über ihre Herren sprechen. Trotz aller schönen Redensarten der Adeligen sollen sie auch nur etwas wie höhere Bedienten seyn, und das Verhältniß ist nicht viel besser, als das des Sklaven Pädagogus bei den Römern, wenn man ausnimmt, daß der Deutsche oder Franzose seinem russischen Herrn nur für einige Zeit gegen ein bestimmtes Geld angehört: ist das Geld vorausbezahlt auf längere Zeit, was häufig der Fall ist, wenn Schulden des Lehrers zu bezahlen waren, so wird das Eigenthumsverhältniß noch ähnlicher. Daß mit solchen Lehrern nicht viel zu erreichen seyn müsse, wird jeder leicht begreifen; auch hier finden wir wieder den leidigen Schein, denn der Russe will doch wenigstens sagen können, daß seine Kinder einen Hofmeister haben, und wenn seine beschränkten oder durch den Luxus zerrütteten Vermögensumstände ihm keinen theuren Lehrer zu besolden erlauben, so muß er mit dem ersten besten vorlieb nehmen; bei dem Mangel an eigener Urtheilsbefähigung bezahlt er oft doch noch viel zu theuer, um nur nicht seine Kinder unter die Kategorie derer fallen zu lassen, die nach dem russischen Sprüchworte „für Kupfergeld unterrichtet" worden sind.

Die Nothwendigkeit, in welcher die Russen sich befinden Ausländer, namentlich Deutsche, zu Erziehern zu wählen, beruht auf der Unzuverlässigkeit der Russen hoch wie nieder. Es gibt wohl noch jetzt, trotz der so sehr gegen früher gehobenen Universitäten und trotz der Anfänge eines Gelehrtenstandes, keine 30 russischen Erzieher; höchstens nimmt der Adel einen Studenten oder jungen Gelehrten mit aufs Land, um den russischen Unterricht zu leiten und einige Fächer einzuüben. Die gepriesene Moralität der Ausländer ist nun freilich nur relativ, und man hat der traurigen Beispiele genug, die sehr entschieden das Gegentheil beweisen; allein der Russe verlangt gewöhnlich nicht mehr, als daß man den äußeren Schein beobachte, im übrigen denkt er sehr freisinnig, namentlich was die geschlechtlichen Beziehungen anbelang! Es ist vorgekommen, daß ein Adeliger seinem französischen Gouverneur (der auf einer früheren Stelle schon ein Märchen mit einigen Kindern hatte sitzen lassen) für den Gehalt, den er ihm schuldete, eine Leibeigene überließ; und dieser Fall war nicht etwa in dem Hause eines Parvenu, sondern der Mann, der es that hatte lange in Sachsen gelebt, war nicht unbemittelt, sondern im Gouvernement Nischnei-Nowgorod begütert, sprach vollkommen deutsch, und hat sich sogar als Schriftsteller bekannt gemacht. Der Franzose freilich war ein fatales Sujet, vielleicht ein Ueberbleibsel der großen Armee oder ein Fabrikarbeiter, der, wie viele, umgesattelt hatte. Die Regierung hat die Absicht gehabt, etwas für die Hebung des Hauslehrerstandes zu thun, aber der Adel mag nicht gerne seine Kinder der Controle unterwerfen lassen, und so ist diese Maßregel nirgend zur Anwendung gekommen. Es besteht nämlich ein Gesetz, daß jeder Hauslehrer über die ihm anvertrauten Zöglinge einen Bericht einreichen soll bei dem Director des in dem betreffenden Lehrbezirke mit der Aufsicht betrauten Gymnasiums, wo der Lehrer sein Diplom hat einschreiben

lassen, was strenge verlangt wird; indessen die Gymnasialdirectoren sind froh, wenn sie von diesen lästigen Papieren so wenig als möglich bekommen, da sie schon ohnehin Ueberflüssiges genug bei ihren eigenen Anstalten durchzulesen und zu unterschreiben haben. Der Lehrer übrigens, der diesen Formalitäten genau nachkommt, seine Zeugnisse (eine Sache, die auch Niemand verlangt in Privathäusern) von jeder Stelle, die er bekleidet, vorlegt und eintragen läßt, und so immer mit der Regierung in Beziehung bleibt, darf eine gewisse Uniform tragen, zählt entfernt zum Staatsdienste, bekommt nach vielen Jahren einen freilich untergeordneten Rang, und ich glaube selbst eine kleine Pension; wenigstens behauptet man, die Unkosten für das Diplom (es wird mit etwa 15 R. bezahlt) seyen zum Theil zu diesem Zwecke bestimmt. Uebrigens ist diese Maßregel durchaus noch nicht durchgeführt werden, und findet weder bei den Privatlehrern, die lieber in den Staatsdienst eintreten (wozu freilich die Ausländer jetzt russische Unterthanen werden müssen), wenn sie mit der Regierung zu thun haben mögen, noch bei dem Adel Anklang. Der Privatmann ist in Rußland mit Recht gegen jede solche Maßregel mißtrauisch, da man nicht weiß, wie weit solche Anfänge später ausgedehnt werden können, wenn man sich einmal darauf eingelassen hat; also wird der passive Widerstand in Anwendung gebracht, das Lieblingsmittel der Hohen wie der Niedern.

So ungefähr steht es augenblicklich um das russische Unterrichtswesen. Wenn nicht bald wieder eine tüchtige Persönlichkeit an die Spitze des Ministeriums der Volksaufklärung kommt, so werden die kleinen Anfänge der Bildung, die hie und da bemerklich wurden, bald erstickt seyn. So viel läßt sich schon aus der flüchtigen Skizze ersehen, daß die hochtrabenden Artikel der russischen Monatsschriften nicht viel sagen wollen. Diese Bildung kann auch Asien nicht civilisiren; ob die Russen einmal an die Spitze der Slaven treten werden, wie es Jungrußland (die Panslavisten, denen der Thronfolger geneigter seyn soll als der Kaiser) im Sinne hat, das ist eine andre Frage. Auf alle Fälle ist es wünschenswerth, daß man sich in Deutschland über diese Verhältnisse wie über die herrschende Stimmung immer unterrichte. Die russischen Monatsschriften enthalten mancherlei Bemerkenswerthes; auch die Journale der einzelnen Ministerien, die viel Interessantes enthalten für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, und sie von dem officiellen Wortschwall zu entkleiden weiß.

Der mit Obenstehendem abgeschlossene Artikel über russisches Unterrichtswesen läßt über diesen besondern Zweig hinaus Schlüsse thun auf den Geist des Ganzen. Man hat von gewisser Seite her wie nachstehender Artikel besagt, die Slaven für berufen zur Weltherrschaft und für fähig erklärt, den jetzt sie beherrschenden Despotismus zu brechen und Europa zur Freiheit zu führen. Wie sehr beides lediglich eine zu gewissen Zwecken ersonnene Phantasmagorie ist, beweist die obige Schilderung. Umgekehrt aber liegt in dem Grundzug, welcher sich durch sie hindurchzieht — in der Oberherrschaft des Scheins — die Erklärung, wie leicht es der russischen Politik werden mag, wo es nöthig ist, den Schein für ihre Zwecke zu handhaben. Wie schön gemalte Dörfer sie den leichtgläubigen Blicken eines leicht zu täuschenden Volkes vorzaubert, das zeigt sich in dem nachstehenden von unserem Newyorker Correspondenten (E. P.) beurtheilten

„Rußland wie es ist."

So hat, sagt E. P., der auch in Deutschland schriftstellerisch nicht unbekannte Graf Adam Gurowski ein englisch geschriebenes, und hier in Newyork bei Appleton u. Comp. verlegtes Buch betitelt. Fast die gesammte angloamerikanische Presse beurtheilte dasselbe überaus günstig, und namentlich sind es die angesehensten Blätter, welche am meisten zu loben haben.

Das finde ich ganz natürlich, denn sie verstehen reinweg nichts von der Sache, und der gräfliche Sophismus, in recht gutem Englisch vorgetragen, besticht sie daher um so gewisser.

Vor vier Jahren, als ich nach Amerika kam, fragten mich ziemlich einflußreiche Leute um meine Meinung über den Hrn. Grafen A. Gurowski, und als man mir sein Thun und Treiben genau schilderte, konnte ich getrost behaupten er sey ein russischer Agent. Dieses mein damaliges Urtheil wird durch dieses Buch vollkommen bestätigt, dessen eigentlicher rother Faden klar herausleuchtet. Derselbe läßt sich in den Satz zusammendrängen: „das Slaventhum ist zur Weltherrschaft bestimmt!"

Um wirklich an eine solche Vorstellung zu glauben, muß man durchaus der ungeheuerste Schwärmer, der kritikloseste, erfahrungs- und beobachtungsärmste Mensch seyn. Dieß ist aber Graf A. Gurowski durchaus nicht, wie aus seiner verschmitzten Schreib- und Darstellungsweise so wie auch aus seinem sonstigen persönlichen Verhalten hervorgeht. Wer mit der feinsten Fechtergewandtheit eine Sache so zu verfechten versteht, wie es in diesem Buche der Fall ist, der kann kein befangener Schwärmer seyn, man hat einen geübten Schauspieler oder Diplomaten vor sich. Seite für Seite der Gurowskischen Schrift liefert Beweise für des Verfassers volles Bewußtseyn, für seine schlaue Berechnung und Ueberlegung. Ich erkläre das Buch mit aller Bestimmtheit für im Interesse des Petersburger Cabinets verfaßt, so wie ich das ganze Auftreten dieses Herrn vollkommen als das eines geheimen Agenten unter der genannten Direction erkannte, was sich gleichfalls durch Belege beweisen läßt.

Doch ich halte mich lediglich an das Buch, und will darthun, daß damit direct auf Hervorrufung einer günstigen Meinung für Rußland bei den Amerikanern hingearbeitet ist.

Wie sehr man in St. Petersburg hierauf speculirt, hat schon der dortige Empfang des Vereinigten Staaten-Senators Douglas gezeigt. Kaiser Nikolaus ist kein Mann, der seine Artigkeiten ohne tieferliegende Absichten verschwendet.

Die Speculation auf unsere Amerikaner ist aber folgende: wer dem Slaventhum eine so große Wichtigkeit beilegt, wie Graf Gurowski in seinem Buche dieß thut, kann ziemlich sicher darauf rechnen, daß er dasselbe unter den Amerikanern in Achtung oder wenigstens Beachtung bringt, denn sie kennen es nicht und deuten seine Weltherrschaft jedenfalls nur auf die „alte" Welt; auch Amerika darunter zu begreifen, fällt ihnen nicht ein. Rußland steht aber an der Spitze des Slaventhums, das leuchtet schon eher ein,

und so hat man es immer mit einer Weltmacht zu thun. Graf Gurowski braucht aber noch ein nettes Mittelchen, um sogar Sympathie für Rußland bei den Amerikanern zu erregen, indem er das russische Volk als zu einer großartigen Revolution vollkommen reif erklärt, wodurch es sich die Freiheit erringen wird, wovon die Freiheit des übrigen Europa's abhängen soll.

Diese Finte sichert dem Verfasser sein Incognito, und macht es bei Kurzsichtigen glaubhaft, daß er sogar ein von der russischen Regierung Verfolgter sey. Mich wundert fast, daß Graf Gurowski nicht auf geschickte Weise den Kaiser Nikolaus als diesen Freiheitsbestrebungen insgeheim zugethan aufgestellt hat und ihn als eine Art zukünftigen Präsidenten einer europäischen Universalrepublik durchschimmern läßt! In Petersburg würde man höhern Orts einen solchen Witz gewiß nicht übel finden. Man braucht die Sympathien der Amerikaner für den Augenblick, und in den Mitteln war ja die russische Politik nie sehr bedenklich! Hat man erst die Zuneigung im allgemeinen bei einer Bevölkerung gewonnen, so lassen sich etwaige einzelne bedenkliche Erscheinungen unschwer zu Gunsten des Beliebten deuten!

Nur in der deutsch-amerikanischen Tagespresse hat sich eine warnende Stimme über die Tendenz des Gurowskischen Buches vernehmen lassen, die aber kaum im Stande seyn dürfte Einfluß auf die in englischer Sprache erscheinenden Blätter, geschweige auf die Angloamerikaner auszuüben. Denn um den Humbug zu begreifen, dazu sind durchaus eine Menge Vorkenntnisse erforderlich, die unter den Angloamerikanern nicht existiren können.

Ein polnischer Flüchtling, Hr. Saniewski, sagt in einer unumwundenen Entlarvung Gurowski's, daß derselbe Rußland nie gekannt, und seine Angaben von der Größe der russischen Macht seyen sämmtlich russischen officiellen Quellen entnommen, die er wahrscheinlich auf Befehl des Zaren bearbeitet habe."

E. P.

Das Gemeinschulwesen in Westcanada.

Mittheilung von Eduard Pelz.

Auf einem Ausfluge, den ich im Junius 1854 nach Canada machte, um der Sommerhitze Newyorks zu entfliehen, die mir stets Gallenbeschwerden erregte, ward mir eine Bekanntschaft zu Theil, der ich nachfolgende Mittheilungen verdanke, von denen anzunehmen ist, daß sie gewiß Interesse bei den Lesern dieser Blätter finden werden. Mein Gewährsmann lebt seit fast zwanzig Jahren im westlichen Canada als geachteter Bürger, und widmete sich mit großer Vorliebe der Verbesserung des Schulwesens im Lande; sein Urtheil so wie seine Angaben haben um so mehr Werth, als er die Stellung eines Schulvorstehers bereits eine Reihe von zehn Jahren mit allgemeiner Anerkennung begleitet, und somit vielfache Gelegenheiten hatte, das Schulwesen im Ganzen und Allgemeinen genauer kennen zu lernen. Den Angaben dieses trefflichen Mannes folgend führe ich an:

Das Schulwesen in Westcanada ist hauptsächlich nach dem preußischen Schulsystem entworfen. Die canadische Regierung sandte vor einigen Jahren den Oberschulsuperintendent Ryerson, einen in jeder Beziehung fähigen Mann, nach Europa, um dort sich mit den besten Einrichtungen in Bezug auf Schulen bekannt zu machen, und nach seiner Rückkehr empfahl derselbe das jetzt zum Gesetz erhobene Lehr- und Schulsystem, dessen Grundzüge die folgenden sind.

Ein jedes Township [1] ist in eine angemessene Zahl von Schulsectionen eingetheilt durch die unmittelbaren Repräsentanten der Bevölkerung, nämlich durch den Municipalrath des Townships. Für eine jede dieser Sectionen erwählen die in derselben wohnenden Taxzahler, gleichviel ob sie Bürger sind oder nicht, unter sich drei Männer als Schulvorsteher, welche dieses Amt immer auf drei Jahre verwalten. Jedes Jahr wird immer nur einer dieser Vorsteher neu gewählt, so daß keine Störung in deren Thätigkeit entstehen kann. Die Pflichten dieser Vorsteher sind: die Aufsicht über sämmtliches Schuleigenthum in der Section zu führen, den Neubau oder die Verbesserung des Schulhauses anzuordnen und zu leiten, den Lehrer anzustellen, dessen Besoldung zu bestimmen und die dazu erforderlichen Gelder zu erheben; die Schule zu besuchen, den Gebrauch nicht erlaubter Bücher in derselben zu untersagen [2] und halbjährlich einen Bericht an den Local-Superintendenten zu liefern, worin unter andern Mittheilungen hauptsächlich die Zahl der in der Section wohnenden Kinder anzugeben, die Zeit wie lange die Schule gehalten, die verschiedenen Zweige des Unterrichts und überhaupt alles dasjenige anzuführen ist, was mit dem Schulwesen in Verbindung steht. Aus diesen verschiedenen Sectionsberichten entwirft der Localsuperintendent seinen jährlichen Bericht an den Obersuperintendenten und derselbe aus diesen Documenten den allgemeinen jährlichen Schulbericht fürs ganze Land.

Die Regierung bewilligt jährlich für Besoldung der Lehrer eine gewisse Summe, die 1852 75,100 Dollars und 1853 91,000 Dollars für die Provinz Westcanada betrug, und steigert diese Beträge nach Verhältniß des Wachsthums der Bevölkerung. [3] Dieses Geld wird durch den Obersuperintendenten auf die verschiedenen Counties (Districte) vertheilt, und dabei liegt als Maaßstab die Zahl der Schulen besuchenden Kinder zum Grunde. Der County-Rath ist verpflichtet, ehe derselbe diese Gelder ziehen kann, eine mindestens eben so große Summe als die demselben aus dem Regierungs-Schulfonds bewilligte durch directe Besteuerung sämmtlichen taxbaren Eigenthums im County zu erheben; diese beiden Summen bilden dann den Fonds, der lediglich zur Lehrerbesoldung bestimmt ist. Das für den gesammten Schulbedarf noch Fehlende

[1] Die Landbezirke, Townships genannt, pflegen in Westcanada durchschnittlich 10 bis 12 Geviertmeilen groß zu seyn. E. P.

[2] Ein Collegium des öffentlichen Unterrichts in der Provinzialhauptstadt Toronto sorgt für Herstellung des nöthigen Schulbücherbedarfs, und es dürfen keine andern als diese Schriften in den Schulen eingeführt werden. E. P.

[3] Bedingung des Regierungszuschusses ist, daß mindestens sechs Monate im Jahre Schule gehalten werden muß. E. P.

muß sodann durch den Schulvorstand erhoben werden, und es sind demselben zu diesem Zwecke folgende Wege erlaubt: entweder eine Taxe auf jedes die Schule besuchende Kind zu legen, in welchem Falle jedoch niemals mehr als 75 Cent auf ein Kind für das Vierteljahr gerechnet werden darf, folglich ungefähr ein Thaler preußisch [1], oder, indem die Vorsteher mit Zustimmung der Taxzahler in der Section die Schule als Freischule erklären und beschließen, das Fehlende der Besoldung durch directe Besteuerung des steuerpflichtigen Eigenthums zu erheben, in welchem Falle es die Pflicht des Township-Rathes ist, solche Summen und auf solche Weise zu erheben, wie es von den Vorstehern gewünscht und kundgegeben worden ist. Auf ähnliche Weise erhebt der Schulvorstand die Mittel zur Erbauung der Schulgebäude und Bestreitung sonstiger Unkosten. [2]

Ferner bewilligt die Regierung alljährlich etwa 12,000 Dollars zum Ankauf und zur Vermehrung von Schulbibliotheken. Passende Schulbücher, sowohl in englischer als auch in deutscher Sprache, sind bereits in bedeutender Anzahl angeschafft und zum Schülerbedarf vertheilt worden. [3] Die Vertheilung geschieht auf folgende Art. Eine Schulsection oder mehrere zusammen, welche eine gewisse Summe für eine Bibliothek aufbringen und dieselbe an den Obersuperintendenten einsenden, nebst einer Liste derjenigen Bücher, die sie zu erhalten wünschen, erhalten für diese Summen Bücher, und ferner noch 75 Procent mehr als sie bezahlt haben. Die Regierung hat es öffentlich ausgesprochen: „denen helfen zu wollen, die zeigen, daß sie die Neigung haben sich selbst zu helfen.“ [4]

Die Lehrer müssen, ehe sie vom Schulvorstande angestellt werden dürfen, ein Fähigkeitszeugniß haben, welches sie vom County-Collegium des öffentlichen Unterrichts erlangen können. Letzteres besteht aus den Vorstehern der höhern Schule und den Localsuperintendenten, welche letztere vom County-Rath ernannt und besoldet werden. Dieses Collegium hält vierteljährlich eine öffentliche Prüfung der Candidaten. Jedem, der über 18 Jahre alt ist und genügende Zeugnisse in Betreff seines moralischen Charakters aufweist und der entweder eingeboren oder naturalisirt, oder der wenigstens den Eid der Treue vor einem Magistrat abgelegt, wird der Zutritt zum Examen gestattet. Das Examen wird nach einem Programm geführt, welches der Provinzialrath entwirft. Letztern ernennt der Gouverneur, doch muß der Obersuperintendent ein Mitglied dieses Rathes seyn.

Für diejenigen Townships, in denen eine bedeutende Anzahl Deutsche wohnen, werden auch deutsche Lehrer examinirt, indem z. B. in Waterloo-, Wilmot-, Wellesley-, Woolwich- und andern Townships fast eine eben so große Anzahl Schulen sind, in denen deutsch gelehrt wird, als in denen der Unterricht ausschließlich englisch ist; in etlichen Schulen wird auch zugleich in beiden Sprachen Unterricht ertheilt. Bei den deutschen Lehrern wird jedoch auf das Bedingniß der Naturalisations-Qualification selten oder nie gedrungen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Mangel an Lehrern noch zu groß ist.

Die Lehrer werden, ihren Fähigkeiten nach, in drei Classen getheilt, und es muß bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß gar mancher Candidat angenommen wird, der abgewiesen werden müßte, wenn beim Examen streng nach der bestehenden Vorschrift verfahren würde. Indessen läßt sich der seit den letzten drei bis vier Jahren eingetretene ermuthigende und sehr bedeutende Fortschritt sowohl in intelligenter als auch moralischer Beziehung beim Lehrerpersonale Canada's nicht verkennen. Auf der andern Seite aber treten noch immer sehr viele Mängel des Schulwesens heraus, die hauptsächlich der Beschaffenheit des Lehrer- und Lehrerinnenpersonals zuzuschreiben sind.

Vor Einführung des gegenwärtigen Schulgesetzes war der Kinderunterricht — wenigstens in den ländlichen Districten — fast ausschließlich in Händen solcher Menschen, die entweder als Abenteurer nach Canada gekommen, oder als Taugenichtse von Europa ausgewandert, hier gelandet, zu träge zur Arbeit waren, kein ehrliches Handwerk gelernt hatten, und von allen Mitteln entblößt nichts anzufangen wußten. Durch die Noth gepeitscht, waren sie zur Lebensfristung endlich gezwungen etwas zu ergreifen, und theils durch eigene Suada, oder vermittelst der Unterstützung gewonnener Freunde, wurden sie der urtheilsunfähigen Einwohnerschaft als Schullehrer aufgeredet. Dieß geschah um so leichter, als die Menschen ja im allgemeinen nur zu geneigt sind, das Erziehungsgeschäft auf die leichte Achsel zu nehmen, wegen seiner Schwierigkeit und der damit verbundenen Nothwendigkeit großer Selbstverläugnung.

---

[1] Dieß die aus dem Vorschlage des Obersuperintendenten hervorgegangene neueste Gesetzbestimmung. Früher durfte Schulgeld bis zu beliebiger Höhe für die schulbesuchenden Kinder erhoben werden; allein die Absicht des Obersuperintendenten geht auf Einführung des Freischulensystems hin, das er jedoch bei der Bevölkerung nur allmählich durch Zusetzen für angemessen erachtet. In der That werden auf dem eingeschlagenen Wege bald genug die Bewohner dahin gebracht seyn, sich die allgemeine Besteuerung zu Gunsten von Freischulen gefallen zu lassen; wenigstens hat dieß gegenwärtig schon ganz den Anschein darnach. C. P.

[2] Bemerkenswerth ist, daß die Beschlüsse der Mehrheiten in den erwähnten Versammlungen der Taxzahler gesetzliche Bindekraft für alle haben und Minderheiten keine Berechtigung zu Verweigerungen verstattet wird. Hierin liegt eine der Volkssouveränetät von Seite der Regierung gemachte Concession, die von dem preußischen Schulsystem abweicht. Eben so verdient hervorgehoben zu werden, daß den vom Taxzahler gewählten Schulvorstehern gewisse Souveränetätsrechte, namentlich in Bezug auf zu machenden Schulausgaben, eingeräumt sind, gegen die kein Rechtsmittel zusteht. Somit scheint die Regierung einer vom Volke erkannten Regsamkeit fürs Gemeinwohl auch entsprechenden Spielraum gewähren und zugleich nachtheiliger Zerspaltung vorbeugen zu wollen. C. P.

[3] Es sind dieß die bekannten „Irish national school books“, welche denen in Preußen eingeführten bessern Schulbüchern jedenfalls sehr nachstehen. Nicht nur daß sie fast insgesammt ein orthodox-frömmelnder, benebelnder Ton durchzieht, sondern es ist ihnen nebenbei noch ein Stempel aufgedrückt, der etwas mechanisches und fabrikmäßiges andeutet, das allem englischen Erziehungs- und Unterrichtswesen anklebt. Ein recht anregender Geist wird durchweg vermißt, wie derselbe aus den bessern Unterrichtsbüchern der Schulen Preußens hervorleuchtet. Nur die Rechenbücher erscheinen mir als recht praktisch, so wie denn dieser Zweig des Unterrichts mit am besten durchschnittlich bearbeitet seyn dürfte, ähnlich wie in den Schulen der Unionsstaaten, wo indessen das Schulbücher-Departement vielfach noch weit minder gut beschaffen ist. C. P.

[4] Der Katalog über den Vorrath an Büchern, Karten u. s. w., welcher vom Departement des öffentlichen Unterrichts erschienen ist, weist übrigens die wohlfeilsten Preise nach. So kostet z. B. ein gebundenes Exemplar des ersten Lesebuches nicht mehr als 3 Cent (etwa 1½ Sgr. preuß.), das zweite Lesebuch 10 Cent, das dritte Lesebuch 20 Cent, ein viertes 27 C., ein fünftes und sechstes je 38 C. u. s. w. Hinsichtlich des Umfanges dieser Lesebücher möge erwähnt seyn, daß z. B. das zweite Buch 173 Seiten 12mo. enthält, und so die andern im Verhältniß. Andere Unterrichtsmittel anlangend, so will ich anführen, daß z. B. 150 naturhistorische Abbildungen in mittlerem Folioformat, colorirt, auf Rahmen gezogen und lackirt, die recht brauchbar genannt werden dürfen, für 26 Dollars abgelassen werden, was als sehr billig erkannt werden muß. In Bogen ist der Preis nur 7 Dollars. Die Preise der Karten u. s. w. sind in gleichem Verhältniß wohlfeil gestellt. C. P.

Die angedeuteten After-Schullehrer hatten weder Sinn für die Schule noch Fähigkeit zum Unterrichte; sie sehnten sich nur nach dem Ende ihres Vierteljahrs, wo ihnen der Lohn ausgezahlt wurde, den sie dann häufig in verwurfsvoller Weise durchbrachten.

Eine andere Classe von Menschen, denen damals der Unterricht des heranwachsenden Geschlechts anvertraut wurde, bestand in solchen Leuten, die nur während des Winters Schule hielten, wozu sie kaum die allernothwendigsten Kenntnisse besaßen und von denen im Sommer irgend ein Handwerk betrieben ward. Auch sie hatte der Herr im Zorn zu Schullehrern gemacht!

Eine dritte und letzte Classe bestand endlich in wirklich gut gebildeten Jugendlehrern, deren Zahl indessen so überaus gering war, daß man große Striche Landes durchwandern konnte, ohne auf einen von ihnen zu stoßen.

Obgleich dieser vormalige Stand der Dinge sich ungemein gebessert hat, so findet man leider noch in allzu großer Anzahl Personen vor, die wohl Schule halten, aber noch sehr weit davon entfernt sind, Lehrer zu seyn!

Zur Beförderung und Ausbildung der Lehrer hat die Regierung nach besten Kräften gesorgt. Die in Toronto gegründete Normalschule, eine Anstalt ersten Ranges, bildet alljährlich eine bedeutende Anzahl Lehrer aus. Das Lehrerpersonal daselbst läßt fast nichts zu wünschen übrig, und es darf gesagt werden, daß tüchtige, begabte und erfahrene Männer die Leitung führen, trefflichen Einrichtungen vermittelst guter Durchführung segensreichen Erfolg verschaffend. Die Früchte solcher Wirksamkeit werden bereits in allen Gegenden des Landes genossen, und Lehrer, von der Normalschule ausgebildet, haben überall den Vorzug, und wäre ihre Zahl nur ausreichend, so würde fast jede Schule einen tüchtigen Lehrer besitzen. Das Wachsthum der Bevölkerung und mit demselben die Vermehrung der Schulen ist bislang aber immer größer gewesen als die Zunahme der Lehrerzahl, welche von der Normalschule gebildet wurden. [1]

Die Regierung bewilligt alljährlich 6000 Doll. für Besoldung der Normalschullehrer, außer der Besoldung des Obersuperintendenten, und ferner 4000 Doll., um den Besuch der Normalschule auch denjenigen zu ermöglichen, die ohne Geldmittel sind. Jeder Candidat, dem der Zutritt zum Unterricht in der Normalschule gestattet worden ist, erhält nämlich während seines Aufenthaltes daselbst allwöchentlich einen Doll. nebst freiem Gebrauch der Bücher und sonstigen Apparat. Der Geldzuschuß dient zur Beschaffung des zum Lebensbedürfniß am dringendsten Nöthigen, so daß Candidaten ihrerseits nur das etwa noch Fehlende aus eigenen Mitteln zu ergänzen haben. Auch hierbei wird die Anwendung des schon oben erwähnten Regierungsgrundsatzes erkennbar, demgemäß die eigene Strebsamkeit unterstützt werden soll; offenbar ein schönerer Grundsatz als das in der nordamerikanischen Union adoptirte, eiskalte und allerdings radicale „help yourself."

[1] Mein Gewährsmann theilte mir mit, daß die Normalschule in Toronto ihr treffliches Gedeihen hauptsächlich ihrem Begründer, dem Ober-Superintendenten Herrn E. Ryerson verdankt, der mit unermüdlichem Eifer für das Beste der Anstalt sorgt. Er lernte — so wird versichert — das Schullehrer-Seminarwesen in Preußen gründlich kennen und machte darnach seine Vorschläge für Errichtung einer Normalschule in Toronto.
E. P.

Sowie sich die Intelligenz des Lehrerpersonals in Canada bedeutend erhöht hat, ist auch dessen Besoldung gestiegen. In den sogenannten guten Zeiten, wo man für etwa 10 bis 12 Doll. auf den Monat einen Mann zum Schulhalten miethen konnte, der sich von diesem Lohne obendrein selbst zu beköstigen hatte, da verstieg man sich selten höher als: die Kinder nothdürftig lesen, mitunter etwas schreiben und rechnen zu lehren. Die Mädchen — so dachte man — brauchen ja nicht schreiben zu lernen. Von Grammatik, Geographie, Geschichte und dergleichen war natürlich gar keine Rede. Dahingegen stehen jetzt die Sachen schon ganz anders; jetzt ist es durchaus nichts Seltenes, sondern es gehört zum Gewöhnlichen, daß außer Lesen, Schreiben und Rechnen, auch Grammatik, Geographie, Naturgeschichte, Weltgeschichte, Geometrie, Algebra und Astronomie gelehrt wird. Die Besoldung solcher Lehrer, die fähig sind in diesen Zweigen gründlichen Unterricht zu ertheilen, beträgt jetzt 400 bis 600 Doll. jährlich.

In incorporirten Flecken und Städten mit eigener Municipalität besteht der Schulvorstand aus sechs Mitgliedern, die außer den Rechten der Sectionsvorsteher noch verschiedene andere Gewalten besitzen, wie z. B. daß dieselben, ohne die Zustimmung der Wähler erst besonders erlangen zu müssen, das Frei-Schulsystem einführen und Neubauten für Schulzwecke einführen und die dazu erforderlichen Mittel nach Gutdünken entweder selbst erheben, oder durch den Municipalrath erheben lassen können. Da kein Religionsunterricht in der Schule ertheilt werden darf, weil die Bevölkerung so gemischt und der Secten so viele sind, erlaubt eine Clausel im Gesetz, daß, im Fall eine Anzahl (nicht unter zwölf) Taxzahler einer Section, die zu einer besondern Secte gehören, darauf antragen, eine Separatschule zu halten, ihnen diese bewilligt werden soll. Solche Separatschulen sind jedoch dem allgemeinen Schulgesetz durchaus unterworfen.

Außer dem Local-Superintendanten haben das Recht zur berathenden Schulvisitation sämmtliche Geistliche, Richter, Parlaments-Mitglieder, Magistrate und Rathsherren.

Die Regierung bewilligt ferner für höhere Unterrichts- und Bildungszwecke jährlich ungefähr 75,000 Doll. den Collegien oder Hochschulen, und etwa 20,000 D. den Gymnasien; zur Gründung eines Lehrer-Instituts für jedes County aber die Summe von 100 D., und hat verordnet daß das Erziehungs-Journal, eine monatliche Zeitschrift, die unter der Aufsicht des Ober-Superintendenten erscheint, an alle Schulsectionen, sowie auch an die verschiedenen Vorstände der Stadt- und Flecken-Schulen auf Kosten der Regierung kostenfrei gesendet werde.

So weit die Mittheilungen meines Gewährsmannes, der noch die Güte hatte, mir nachstehende statistische Uebersicht des Schulwesens in Ober- oder West-Canada zuzustellen: —

Statistische Uebersicht des Schulwesens in Ober- oder West-Canada	1842	1843	1844	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852
Bevölkerung des Landes	486,055	„	„	622,570	„	„	725,879	„	813,355	950,551	953,239
Zahl der Kinder von 5 bis 16 Jahren	141 143	„	165,319	202,913	209,558	230,975	241,102	253,364	259,258	258,607	262,755
Schülerzahl der Gemeinschulen nach eingelieferten Berichten	65 978	„	96,756	110,002	101,912	124,829	130,739	[illegible]	151,891	170 591	179,587
Schulenzahl, die Berichte geliefert	1,721	„	2,610	2,736	2,589	2,727	2,800	3,036	3 397	3,330	3,317
Regierungsgelder für Lehrerbesoldung							Doll.	75,293	76,067	76 109	71,595
Municipalgelder für dergleichen								91,158	93 748	103,353	106,121
Erhobene Gelder von den Schülern für dergleichen	166,000 D.	„	206,645					205,302	156,173	115,310	136,731
Erhobene Gelder durch Local-Taxen für dergleichen	NB. von 1842 bis 1848 sind die Summen zusammen angegeben.							47,960	27,729	79,331	101 531
Erhobene Gelder für Schulgebäude	—	—	—	—	—	—	—	—	56,759	77,340	100,378
Gelder, die aus andern Quellen für Schulen geflossen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	131,336	117,960
Gesammtzahl der angestellten Lehrer in den Gemeinschulen	—	—	—	2,860	2,925	3,028	3,177	3 209	3,476	3 277	3,355
Darunter waren a) männliche	—	—	—	—	—	2,365	2,507	2,505	2,697	2,551	[illegible]
b) weibliche	—	—	—	—	—	663	670	701	779	726	857
Zahl der Schulbibliotheken	—	—	—	—	—	—	—	505	678	870	1,063
Bändezahl in denselben	—	—	—	—	—	—	—	67,571	96,165	130,933	161,117
Zahl der Wandkarten im Gebrauch der Schulen	—	—	—	—	—	—	—	1,065	1,811	2,795	3,009
Durchschnittsberechnung der Lehrerbesoldung jährlich: a) männliche	—	—	—	—	—	—	— Doll.	230	209	216	335
b) weibliche	—	—	—	—	—	—	—	173	126	208	211
Zahl der Collegien und Studenten auf denselben	V (Coll.)	—	—	—	—	VI.	—	VII,656	VII,773	VIII,632	VIII,731
Akademien und Gymnasien	—	—	—	—	—	—	—	39	57	70	98
Anzahl der Schüler in denselben	—	—	—	—	—	—	—	1,120	2,070	2,609	3,165
Privatschulen	—	—	—	—	—	—	—	157	224	159	167
Anzahl der Schüler in denselben	—	—	—	—	—	—	—	3,666	4,683	3,918	5,133
Separatschulen für Protestanten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	3
„ „ Katholiken	—	—	—	—	—	—	—	—	—	16	18
„ „ Neger	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	6

	1847/48	1848/49	1849/50	1850/51	1851/52	1852/53
Zahl der in der Normalschule ausgebildeten Lehrer: a) männliche	65	76	92			76
b) weibliche	26	32	15			

So weit ich mich seither in Betreff der Statistik Canada's zu unterrichten im Stande war, steht die Zuverlässigkeit in ihren Angaben anlangend der Statistik Deutschlands näher, als die der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Ohne ungerecht zu seyn, läßt sich sagen: man gehe in Canada mit viel mehr Wahrheitsliebe und mit bedeutend weniger Leichtfertigkeit, Aufschneiderei und offenbarer Willkür zu Werke, als dieß bei den Nachbar-Republikanern unläugbar der Fall ist. Dennoch würden bei verschiedenen Positionen vorstehender Uebersicht runde Zahlen gewiß angemessener gewesen seyn, weil Einerziffern auf zu schwachen Füßen stehend erscheinen.

Der denkende Leser wird im Stande seyn, die interessantesten Betrachtungen über die verschiedenen Angaben der Uebersicht anzustellen, wobei es auf eine ganz genaue Prüfung und Vergleichung der Zahlen mit der Wirklichkeit gar nicht ankömmt, da anzunehmen ist, daß zur richtigen Charakteristik der wirklich bestehenden Verhältnisse die genügenden Anhaltspunkte gegeben sind. Ich will mir nur erlauben auf einige schöne Resultate hinzudeuten, die sich aus dem finanziellen Theile der Uebersicht entnehmen lassen und wobei auf große Zuverlässigkeit zu rechnen ist, da die betreffenden Verwaltungen keinerlei Interesse, ja keine Möglichkeit für Verbreitung von Unwahrheiten haben konnten.

Demnächst deutet die Verminderung des Regierungszuschusses zur Lehrerbesoldung bei Verdoppelung der Schülerzahl und ansehnlicher Vermehrung des Lehrpersonals, sowie dessen Gehaltvermehrung auf eine sehr günstige Wirksamkeit des Regierungsgrundsatzes hin, die Bevölkerung so viel als möglich zur Selbstregsamkeit in der wichtigsten Gesellschaftsfrage, im Erziehungs- und Unterrichtswesen anzuleiten. Eine so weise Regierung, die sich an die Spitze der geistigen Bewegung zu stellen weiß, verdient immer regierend an der Spitze zu bleiben! Denn die Massen werden es nirgendwo bis zur Weisheit von Minderheiten bringen und stets nur den zweifelhaften Instinct in die Waagschale zu werfen haben. Jede Schule ist wohlbestellt, in welcher die Lehrer auf ihre eigene Entbehrlichmachung hinarbeiten, von der schon wegen des fortwährenden Nachwuchses an Schülern nie die Rede seyn kann. Ebenso habe ich von jeher die Regierungen betrachtet und bin in meiner Ansicht umsomehr bestärkt, je länger ich in der nordamerikanischen Union lebe. Darum erfreute mich das Bestreben der Regierung Canada's, das an jenes der bessern Zeiten des Gouvernements in Preußen erinnert, wo auch mit Recht gesagt werden durfte: es stehe an der Spitze des „Vorwärts!" — Möge für Canada die Zeit fern bleiben, wo Regierung und Bevölkerung das weise Maßhalten beiderseits außer Acht lassen; wo Ueberschreitungen auf der einen, oder auf der andern Seite gemeinschaftliche Krisen herbeiführen.

Wenn die freilich nur sehr partiell von mir eingezogenen Nachrichten nicht trügen, so fand die von der Regierung ergriffene Initiative hinsichtlich des Schulwesens anfänglich nur Anklang und Unterstützung bei einer gering zu nennenden Minderheit der Bevölkerung, die namentlich vor vermehrten Geldausgaben zurückschrack. Daß Kenntnisse und Bildung zur Macht führen, die vermehrten Besitz nach sich zieht, ist ein weiter hinausliegender Begriff, als daß ihn Massen sogleich erfassen sollten. Man gab mir von unterrichteter Seite die Versicherung, daß der Erfolg einer Gemeinde, in welcher ich mich etwas specieller umsah, maßgebend und charakterisirend für's Allgemeine genannt werden könne. Als nämlich an diesem Orte von etwa 1200 Seelen ein nothwendiges neues Schulhaus errichtet werden sollte und der Schulvorstand von seiner Machtvollkommenheit einen sehr verständigen Gebrauch machte, schrien die Wähler Zeter über denselben, weil nach ihrer kurzsichtigen Meinung der Hausbau viel zu großartig angelegt sey. Allein nach Verlauf weniger Jahre schon zeigten sich einerseits die guten Früchte des bessern Unterrichts, andererseits stieg die Bevölkerung so rasch, daß jetzt schon einige der heftigsten Tadler des Schulvorstandes fast tadeln wollen, daß ihr Schulhaus — nicht noch größer gebaut worden sey!

Es würde unverzeihliche Anmaßung von mir genannt werden müssen, wollte ich ein specielleres Urtheil in der Schulangelegenheit West-Canada's aussprechen; deßhalb freut es mich einen weit competenteren Kritiker im ehemaligen Rector zu Zwickau in Sachsen, Herrn Ed. Lindemann, anführen zu können, der jetzt als Redacteur eines deutschen Blattes in West-Canada lebt und sich wie folgt in demselben ausläßt:

„Im Allgemeinen scheint das „common schoolsystem", das Institut der öffentlichen Schulen, günstigen Erfolg zu haben, und das Land ist deßhalb dem Leiter des ganzen Unterrichtswesens, Dr. Ryerson, wenigstens die Anerkennung schuldig, daß er mit großer Pünktlichkeit das Geschäft des öffentlichen Unterrichts leitet. Wir enthalten uns geflissentlich des Wortes „Erziehung", da von

dieser Sache, wie wir schon oftmals zu bemerken Gelegenheit hatten, in den canadischen Schulen vor dem Ablauf eines Zeitraumes von zehen Jahren wohl noch nicht wird die Rede seyn können. Erziehung unserer Jugend zum guten Staatsbürger nicht nur, sondern zum tüchtigen Menschen, ist eben ein schwieriges Ding und vor der Hand in ganz Amerika, nicht bloß in Canada, unthunlich. Erst müssen die gehörigen Anstalten zur Bildung tüchtiger Lehrer, für unsere Provinz insbesondere, vorhanden seyn; erst muß eine Universität, nach Art der deutschen, doch ohne deren Mängel, ein Asyl für die Wissenschaft, ein Emporium der ausgezeichnetsten Männer für die verschiedenen Fächer des Wissens, eine Pflanzschule der tüchtigsten Forscher für Wahrheit in Nordamerika gegründet seyn, bevor wir an eine wirkliche Erziehung des Volkes zur Humanität — der ächten unverfälschten — denken können. Bis dahin laßt uns also mit dem zufrieden seyn, was besser geworden ist durch das öffentliche Schulsystem. Ein Unterricht ist immer besser, wie keiner. Also zu den statistischen Angaben des betreffenden Berichts: [1]

Im Jahre 1842 gab es in Ober-Canada bei 141,143 schulfähigen Kindern nur 65,978, welche Unterricht genossen, im Jahre 1847 besuchten von einer Anzahl von 230,975 schulfähigen Kindern 124,829 die Schule; und im Jahre 1852 von 262,755 Kindern waren — 179,587 die in den common schools Unterricht erhielten, wobei über 9000 nicht gerechnet sind, die andere Unterrichtsanstalten besuchten. Aus diesen kurzen aber bündigen Angaben ersieht man, welch' eine Masse von Unwissenden in unserer Mitte aufwächst — die obige Zahl Unterricht genießender Kinder zusammengenommen und von der ganzen Zahl schulfähigen abgezogen, bleiben nicht weniger als: 74,168 übrig, die gar keinen Unterricht genießen. Wie viel ist daher noch in Ober-Canada zu thun — für das Schulwesen!

Die statistischen Tabellen des Berichtes weisen nach, daß 3317 Schulsectionen während des Jahres 1852/53 weniger als im vorhergehenden Jahr in Wirksamkeit waren. Diese Abnahme entstand jedoch aus der Zusammenlegung mehrerer kleinerer Sectionen, ein System das man auch jetzt noch häufig befolgt, wir wollen dahin gestellt seyn lassen, ob zum Nutzen oder zum Nachtheil. Die Zahl der Schulen, die wirklich gehalten wurden, betrug 3010, also 9 mehr als im Jahre 1851. Von diesen waren 901 Freischulen, die ganz von den Abgaben in den Orten erhalten wurden, in denen sie sich befanden, wozu die Provinzial- und Municipal-Unterstützungen ebenfalls gerechnet werden müssen; 429 wurden theils durch eben solche Auflagen, theils bloß durch Provinzial- und Municipal-Bewilligungen unterhalten, der Rest von 1680 Schulen wurde durch Auflagen und Provinzial- und Municipal-Bewilligungen unterhalten.

Die durchschnittliche Zeit, in welcher wirklich Unterricht gegeben wurde, ist 10 Monate und 21 Tage. Angestellte Lehrer waren 3388, oder 111 mehr als im Jahre 1851. Darunter waren 2541 Lehrer und 847 Lehrerinnen. Von diesen gehörten 733 ihrem religiösen Bekenntniß gemäß der englischen Kirche an, 380 der katholischen, 921 der methodistischen, 200 der baptistischen, 69 waren Congregationalisten, 45 Quäker und der Rest von 138 gehörten zu den übrigen in Canada bestehenden Kirchensecten. 455 gehörten zur ersten, 1444 zur zweiten und 1460 zur dritten Lehrerclasse. [1]

Die durchschnittliche jährliche Besoldung für einen Lehrer betrug 83 Pf. 6 Sch. ohne Beköstigung und 62 Pf. 17 Sch. mit Beköstigung; für Lehrerinnen 52 Pf. 12 Sch. ohne Kost und 32 Pf. mit Kost. Diese Zahlen zeigen eine geringe Erhöhung gegen frühere Jahre — aber auch so ist die Besoldung noch eine klägliche.

Der Handlanger, der dem Maurer den Lehm zuträgt, ist kaum zufrieden, wenn er täglich einen Dollar hat, oder 90 Pf. jährlich; der Professionist verlangt zwei Dollars des Tags und ist noch nicht einmal damit befriedigt, aber der Lehrer, der seine Geistes- und Körperkraft anstrengen muß, der gut unterrichtet, intelligent seyn und bis zu einem gewissen Grade selbst feinere Lebensart haben soll, hat weniger als ein Tagelöhner, der mit dem Schubkarren fährt. Wenn Eltern nur darauf Bedacht nehmen einen wohlfeilen Lehrer zu haben, so können sie allerdings nicht erwarten etwas Besseres zu bekommen als einen, der das ganze Schulhalten als Busineß (materielles Geschäft) betreibt; denn wer für weniger Geld Unterricht gibt als ein Steinbrecher gewinnt, der an der Eisenbahn oder an der Straße arbeitet, mit dem muß es entweder in irgend einer Beziehung nicht weit her seyn, oder er wird sich durch die Ungerechtigkeit, die ihm die Gesellschaft thut, so hintangesetzt, und durch seine niedrige Stellung so unterdrückt fühlen, daß er nicht die Thätigkeit in seinem Amte entwickeln wird, die er unter glücklicheren Umständen gezeigt haben würde.

Man kann nicht erwarten daß, so lange diese erbärmliche Besoldung für die mühevolle Arbeit des Lehrers gegeben wird, talentvolle und gebildete Männer und Frauen sich finden sollen um Schullehrer zu seyn, das ehrenvollste Amt, wenn tüchtige Leute sich dazu hergeben, das aber auch sehr schnell alle Achtung verliert, wenn Miethlinge und beschränkte Menschen demselben vorstehen. Wir können dabei nicht umhin, noch einmal darauf hinzudeuten, daß gerade der Lehrerstand der bestbesoldetste seyn sollte; dann aber muß man auch darauf bestehen, daß er der gebildetste und vorurtheilsfreieste ist. Leider können wir das nicht von unsern canadischen Lehrern sagen.

Das große Mißverhältniß zwischen den täglich am Unterricht theilnehmenden und den jährlich in den Tabellen verzeichneten Kindern macht es sehr wünschenswerth, das Verhältniß zwischen den Kindern, die nur gelegentlich, und denen, die unregelmäßig die Schule besuchen, festzustellen.

Dr. Ryerson ist zwar ganz für das Freischulensystem, hat aber doch die Meinung, daß nur dem Princip nach die Secten- oder Separatschulen zu verwerfen seyen. In der Praxis scheinen sie ihm nicht verwerflich. Es geht ihm da wie den Sklavenhaltern und den Begünstigern derselben in den nördlichen Staaten (der Union) — sie verdammen die Sklaverei im Princip, aber wo sie einmal besteht, können sie kein Mittel finden ihrer loszuwerden."

[1] Damit ist der jüngste annual report of the normal model and common schools in Upper Canada for the year 1852 gemeint, welche nicht weniger als 310 Seiten Lexikon-Octav enthält. C. P.

[1] Die Classenbestimmung richtet sich nach dem Bestehen im Examen und hat sonst keinen besondern Einfluß. C. P.

Hr. Lindemann berührt in seiner Besprechung nur sehr kurz eine der schwächsten Seiten des amerikanischen Schulwesens im allgemeinen und des canadischen insbesondere; es ist dieß der mit dem Mangel an Schulzwang zusammenhängende, unregelmäßige Schulbesuch, welcher besonders auch die bestwilligen Lehrer endlich mißmuthig und nachlässig macht, anderer Nachtheile nicht zu gedenken. Die Aufgabe, durch verbesserten Unterricht zur verbesserten Erziehung zu gelangen, wird vermöge mangelhafter Schuldisciplin, deren Grundlage der Schulzwang hauptsächlich bildet, beinahe zur Unmöglichkeit gemacht, und das Dreschen leeren Strohes, die Spiegelfechterei, tritt in allen übrigen Schuleinrichtungen mehr als billig zu Tage. Ich hatte Gelegenheit, über diesen wichtigen Punkt einen der fähigsten und bestwilligen Schullehrer sich aussprechen zu hören, dessen einsichtsvollen Bemerkungen nur der vollste Beifall gezollt werden konnte. Allerdings bildet der Ernährungspunkt der Kinder ein sehr zu beachtendes Dilemma in der Sache, indessen dürfte aufrichtiger guter Wille bei einer Bevölkerung den billigen Vermittelungsweg sicher leicht auszufinden und einzuschlagen vermögen. Mein am Eingange dieser Besprechung erwähnter Gewährsmann äußerte in dieser Beziehung, daß an seinem Orte sich der Schulzwang ohne sonderliche Schwierigkeit werde durchführen lassen, und daß auch bereits daran gedacht worden wäre. Wo die Menschen das Gute und Ersprießliche nur ernstlich wollen, da fehlt es selten am endlichen Gelingen des Vollbringens.

Unmöglich kann ich diese Betrachtung des Schulwesens in Canada schließen, ohne noch speciell auf das weise Benehmen der canadischen Regierung hinsichtlich des Schulunterrichts für die deutsche Bevölkerung in Hinsicht auf deutsche Lehrer hinzuweisen, das gegen die Brutalität der Angloamerikaner in der „Union“ unter gleichen Verhältnissen so überaus vortheilhaft absticht. Wenn in Westcanada die Deutschen in den Schulen ihre Muttersprache vernachlässigt sehen, so können sie sich fast nur allein deßhalb Vorwürfe machen. Nicht so in der „Musterrepublik“, wo auch in dieser Hinsicht eine englischredende Mehrheit mit wahrem Barbarismus die deutschredende Minderheit ohne Scheu und Scham unterdrückt. Es liegt in der größern Mächtigkeit und Schwierigkeit der deutschen Sprache — dem Englischen gegenüber — ohnehin starke Versuchung für die menschliche Trägheitsneigung, sich dem Leichtern in die Arme zu werfen, so daß der Luxus, sich von Gouvernementswegen dem Leichtern zuzuwenden, nicht anders als für ein Armuthszeugniß an Verstand und Edelmuth betrachtet werden kann.

Tracht, Sitten und Gebräuche der Wahabiten.

(Nach dem Französischen [1] von Dr. Ed. Z....n.)

Die Wahabiten, so genannt nach Abd el Wahhab, dem Stifter dieser reformatorischen Secte, haben eine dunkelbraune Hautfarbe, sind von mittlerer Größe und hagerer, kräftiger Leibesbeschaffenheit. Ihre Gesichtszüge sind schön, ihre Augen lebhaft und ihre Gebärden ausdrucksvoll. Ihr Haar ist kraus, aber nicht wollig, ein Theil desselben fällt in Flechten herab, der andere bildet auf der Höhe des Scheitels einen Schopf. Ihre Sinne sind noch durch nichts abgestumpft und stehen denen wilder Völker an Kraft und Feinheit nicht nach: Gesicht, Geruch und Gehör sind bei ihnen außerordentlich scharf.

Man kann die Wahabiten in vier Classen theilen: in Krieger, Ackerbauer, Handwerker und Hirten. Im allgemeinen ziehen sie das unstäte, gefahrvolle Leben in der Wüste dem Glück eines friedlichen Daseyns vor, obwohl sich viele gern mit Ackerbau beschäftigen und der größte Theil der Städtebewohner Künste und Handwerke treibt. Ihre wollenen und baumwollenen Gewebe, ihre Arbeiten in Leder, Bast, Eisen, Kupfer und Silber stehen denen der übrigen Araber durchaus nicht nach.

Die Wohnungen der Nomaden oder Hirten bestehen aus elenden von grobem Wollenstoff gemachten Zelten. Die Frauen nehmen gewöhnlich den Hintergrund derselben ein und sind von den Männern nur durch einen einfachen Vorhang getrennt, welcher ihnen gestattet alles zu hören ohne selbst gesehen zu werden. Kamele, Pferde, Schafe, Ziegen — kurz alles was den Viehstand dieser Nomaden bildet, lagert rings um die Zelte. Die Häuser der übrigen Classen bestehen gewöhnlich aus Flechtwerk, dessen Wände mit Lehm beworfen sind, in den größern Städten sind dieselben aus Backsteinen oder Steinen erbaut. Thönerne oder halbporzellanene Gefäße, Kisten, Matten, Teppiche und Gurtenbetten bilden das ganze Hausgeräth. Der letztern bedient man sich deßhalb, um gegen die Belästigungen der Insecten gesichert zu seyn.

Im allgemeinen leben die Wahabiten äußerst frugal; sie nähren sich nur von Datteln, Milch und Brod, welches häufig statt des Roggenmehles aus Gerstenmehl bereitet wird. Schaffleisch, Geflügel und Reis erscheinen selten bei ihrem Mahle; Fische und Heuschrecken werden häufiger genossen, je nachdem die Wohnsitze der Wahabiten sich mehr im Innern des Landes oder näher an der Küste befinden. Obgleich der Gebrauch des Kaffees und des Tabaks ihnen von ihrem Reformator verboten worden ist, so sieht man sie beides dennoch mitunter ohne Bedenken genießen.

Ihre Körperkraft, Ausdauer und Mäßigkeit offenbaren sich vorzüglich auf ihren Wanderungen und Kriegszügen, wo sie häufig nur zwei volle Schläuche mit sich führen; der eine ist mit Wasser und der andere mit Mehl gefüllt. Wenn der Hunger sie dann quält, so schütten sie etwas von dem Mehl in ein Gefäß mit Wasser und verschlingen diese Mischung ohne weitere Zubereitung, sobald ihnen Zeit und Mittel fehlen, kleine Kugeln zu kneten und dieselben in der Asche zu backen.

Die Kleidung der Wahabiten ist sehr einfach, und derjenigen welche die übrigen Araber tragen, der Hauptsache nach gleich. Ein weites Hemd von ungebleichter Leinwand bedeckt fast den ganzen Körper; über dasselbe wird ein Rock gezogen, der bis unter das Knie hinabreicht, und den die Armen oft auf dem bloßen Leibe tragen. Ein Aba von Wolle dient am Tage als Mantel und bei Nacht als Bettdecke. Hemd und Rock werden oberhalb der Hüfte

[1] Illustration de Paris, Mai 1852.

mit einem ledernen Gürtel zusammengeschnürt, in welchem ein Dolch steckt. Ihr geschorener oder umlockter Kopf ist mit einem Kuffieh oder Tuch bedeckt, welches grüne, rothe und gelbe Streifen hat und mit einer wollenen Schnur zusammengebunden wird. Auf Kriegszügen, wo sie nicht erkannt seyn wollen, ziehen sie einen der Flügel des Tuches über das Gesicht, so daß nur die Augen frei bleiben. Ihre Fußbekleidung besteht in Sandalen, welche mehr oder minder kostbar sind. Die Emire und Häuptlinge entfalten etwas mehr Luxus in ihrer Kleidung; sie tragen unter dem Aba einen Dubé von hellfarbigem Tuch; Gold und Seide, welche der Koran den Männern zur Kleidung zu verwenden verbietet, sieht man nur sehr selten bei denselben.

Die Tracht der Frauen ist von der der Männer nur wenig verschieden. Hemd, Rock und Mantel sind nur mit andern Zierrathen geschmückt. Das Kopftuch, weiter als der Kuffieh, dient ihnen dazu, den Hals und den untern Theil des Gesichts zu verhüllen. Als Schmucksachen tragen sie Armbänder, Ohrgehänge, silberne Reifen an den Füßen und goldene Ringe in der Nase. Der Reformator hat ihnen verboten, sich wie die übrigen Beduinen zu tättowiren, jedoch dürfen sie sich die Hände mit Henna [1] orangengelb färben und die Augenlieder mit Keuhl malen — Gebräuche, welche in Arabien und Aegypten schon im grauesten Alterthum geherrscht zu haben scheinen.

Der Hauptsatz der wahabitischen Glaubenslehre besteht darin, jeden andern Cultus als den des Schöpfers zu verwerfen. Sie sprechen Mohammed die Eigenschaft eines Propheten ab und formuliren ihr Glaubensbekenntniß folgendermaaßen: „Es gibt keinen andern Gott als Gott, er ist allein und hat keinen Genossen." Nichtsdestoweniger haben sie den größten Theil der bei den Mohammedanern üblichen religiösen Gebräuche beibehalten. Sie sind beschnitten wie jene, sprechen dieselben Gebete, verrichten dieselbe Zahl von Waschungen, enthalten sich derselben Genüsse, fasten im Monat Ramadan und betrachten die Wallfahrt nach Mecca als ein verdienstliches Werk und beobachten alle dabei vorkommenden Ceremonien.

Ihre Moscheen haben weder Minarets noch Kuppeln und entbehren jeglichen Schmuckes. In den Gebetsstunden liest ein Imam einige Seiten des Koran aus demselben vor, und jeder entledigt sich dort seiner Religionspflichten, ohne daß der Name Mohammeds jemals genannt wird. Die Wahabiten nehmen für sich allein den Titel „Muselmänner" in Anspruch und nennen die Anhänger des Propheten Muchrikin, welches Wort bedeutet: „diejenigen, welche Gott einen Genossen geben." Ihre Unduldsamkeit gegen die Mohammedaner ist größer als die welche sie gegen Juden und Christen zeigen. Die Verehrung verstorbener Imams und Walys halten sie für eine Gotteslästerung; sie betrachten es sogar als eine Pflicht, alle Capellen welche die Mohammedaner diesen heiligen Personen geweiht haben, zu zerstören.

Die Sitten und Gebräuche der Wahabiten sind eben so einfach als ihr Cultus. Jeder Mann oder jede Familie erkennt den angesehensten Mann als das Oberhaupt an, und erwählt zu diesem Posten gewöhnlich den ältesten Sohn oder den Bruder des letzten Sayid oder Häuptlings. Die Wahabiten besitzen alle Vorzüge und Fehler der Araber. Wie diese letztern sind sie sehr gastfrei. Die Blutrache herrscht bei ihnen in ihrer vollen ursprünglichen Strenge. Ernst, stolz, energisch und abstoßend, zeigen sie eben so viel Hochmuth in ihren Handlungen als in ihren Gesinnungen.

Die drei Hauptepochen des Lebens, Geburt, Heurath und Tod sind mit keinen bemerkenswerthen Gebräuchen verknüpft. Die Heurathen werden ohne Lustbarkeit und Pomp vollzogen; der Ehemann kauft die Frau, so wie es in allen muselmännischen Staaten zu geschehen pflegt. Der Mahr (Kaufpreis) besteht theils in Kamelen und theils in baarem Gelde. Ein Khatib setzt die Urkunde auf, welche diese Verbindung sanctionirt.

In Betreff der Beerdigungen ist Folgendes eigenthümlich. Sobald der Todte in das Grab gelegt worden, fordert der Imam die Anwesenden auf, sich zu erklären was sie von dem Lebenswandel des Abgeschiedenen halten und ob derselbe immer rechtschaffen und unsträflich gewesen sey. Jeder spricht seine Meinung aus, und der Imam faßt wie ein ägyptischer Oberpriester das Urtheil der Menschen gleichsam in Gegenwart Gottes und als eine Art Gottesurtheil zusammen; nachdem dieß geschehen ist, begibt sich das Trauergeleit schweigend hinweg.

Wenn die Befehle des Emirs die Wahabiten nicht zu den Fahnen rufen, so beschäftigen sich diese mit Handel und Handwerken; nur wenige machen ein Gewerbe aus dem Kriege, aber viele leben von Räubereien. Ihre Erholungen und Lustbarkeiten bestehen in dem Anschauen von Schauspielen, welche herumziehende Jongleurs aufführen, und in dem Anhören der Gesänge der Rawi, welche letztere die geschichtlichen Ueberlieferungen der Wüste in ihrem Gedächtnisse aufbewahren, und so das einförmige Leben ihrer Stammgenossen durch Dichtungen und wunderbare Geschichten erheitern.

In Kriegszeiten tragen die Wahabiten an ihrem Ledergürtel eine Djenbieh, eine Art von gekrümmtem Dolch, den sie sehr häufig gebrauchen, da er in ihren Händen eine furchtbare Waffe geworden ist; sie wissen denselben sehr weit und sicher zu schleudern. Die Reiter sind gewöhnlich mit einer langen Lanze bewaffnet, deren Spitze mit einem Busch Straußfedern geziert ist. Auf dem Marsche tragen sie diese Waffe senkrecht, die Spitze emporgekehrt, wenn sie aber angreifen, setzen sie ihren Renner in Galopp, schwingen die Lanze lange horizontal über ihrem Haupte und schleudern sie endlich aus einer sehr bedeutenden Entfernung auf den Feind. Dann sprengen sie hinterdrein und heben dieselbe, wenn sie das Ziel verfehlt hat, wieder auf, ohne dabei das Pferd aus dem Galopp kommen zu lassen.

Die Wahabiten kämpfen gewöhnlich zu Fuß oder auf Kamelen sitzend. Die Mäßigkeit der Kamele und ihr schneller Schritt machen sie zu langwierigen Kriegszügen geeigneter als die Pferde. Auf ihrem Rücken liegt ein Sattel mit doppeltem Sitz, den in der Regel zwei Männer einnehmen und zwar so, daß sie sich den Rücken zukehren. Jeder ist mit einer Luntenflinte, mit kleinen Wurfspießen und mit seiner Djenbieh bewaffnet. Während des Gefechtes macht der zweite Reiter Front gegen den Feind und schießt; der erste ladet die Gewehre und lenkt das Thier, wenn es Flucht oder Verfolgung gilt.

Ihre Cavallerie ist gering an Zahl, sie schonen dieselbe außerordentlich und lassen sie nur beim Beginn und am Ende des Kampfes angreifen, um den Feind zur Annahme des Gefechtes zu nö-

[1] Ein Färbekraut.

thigen und denselben zu zerstreuen. Das Geschirr der Pferde ist mit Straußfedern, mit Glasperlen und Korallen geschmückt. Die Sättel bestehen aus einfachen Kissen, welche mit Gurten auf dem Rücken befestigt werden; dieselben haben keinen Schwanzriemen und nur einen kleinen Wulst statt der hohen Polster, welche auf den Sätteln der übrigen Araber angebracht sind, diese fast bis zur Hüfte bedecken und ihnen einen so festen Sitz gewähren, daß es scheint als ob Reiter und Roß zusammengewachsen seyen.

Die Emirs und Häuptlinge tragen einen Helm, einen Pallasch oder ein zweischneidiges Schwert einheimischer Fabrik, eine kleine Tartsche am Arm und am Gürtel einen reichen Djenbieh. Zwei rautenförmige ungeheure Schilde, welche auf beiden Seiten an den Flanken des Pferdes befestigt sind, schützen sie vor Lanzen- und Djenbiehstichen. Diese leichten Schilde, die aus Dattelpalmzweigen verfertigt und mit Filz, Leder und Kattun bekleidet sind, geben der Kriegsrüstung der Wahabiten-Häuptlinge ein sehr malerisches Ansehen.

Jeder Djema oder Stamm hat seinen Fahnenträger, seinen Paukenschläger und seine Troßknechte. Bei schnellen Märschen folgen diese dem Heer, indem sie den Schwanz der Kamele ergreifen und sich auf diese Weise mit fortschleppen lassen. Die Reiter liefern das Vorspiel zu dem Gefecht, indem sie sich gegenseitig herausfordern und Mann gegen Mann kämpfen; die Schlacht wird aus der Ferne mit Gewehrfeuer begonnen, und wenn die Munition verschossen ist, hebt ein Gemetzel mit blanker Waffe an, erbitterter und blutiger, als es jemals bei einem Kampf mit Feuerwaffen zu seyn pflegt. Sobald die Verwirrung des Feindes offenbar wird, rückt die Cavallerie zum Angriff vor und verfolgt die Fliehenden, während die Infanterie die Beute sammelt und die Verwundeten verbindet.

Die militärischen Eigenschaften der Wahabiten lassen sich nur im Hinblick auf ihre einfache Lebensweise und ihre Unempfindlichkeit gegen Strapazen und Entbehrungen vollkommen würdigen. Um sich ganz Arabien zu unterwerfen, fehlt ihnen nichts weiter, als daß sie zu ihren physischen und moralischen Eigenschaften einige Kenntnisse in der Tactik und Disciplin hinzufügen. In Betreff der letztern befinden sie sich noch in der Heldenzeit; nur mit der furchtbaren Macht europäisch organisirter Heere vermochte der Pascha von Aegypten nach einem Kriege von dreißig Jahren sie endlich in ihrer Wüste zu bezwingen, wo sie alles besaßen was die Unabhängigkeit sichern kann: einen von der Natur geschaffenen Wall und den Haß gegen den Ausländer.

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchstück aus der Uebungsfahrt der Gefion in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

.... Nach einer ziemlich günstigen Reise von Rio de Janeiro, die nur fünf Tage dauerte, auf der wir jedoch wieder den Verlust eines Mannes, ein Opfer des gelben Fiebers, zu beklagen hatten, liefen wir am 12 Febr. 1853 in den la Plata-Strom ein und ankerten am folgenden Tage auf der Rhede von Montevideo. Beim Einsegeln in die fast meerbusenartige Mündung des mächtigen Stromes, dessen gelblich schmutziges Wasser sich oft 40 bis 50 Meilen weit in den Ocean ergießt, ehe es sich mit dem letzteren vermischt und dessen Farbe annimmt, sahen wir als erstes Land die Lobos- oder Seehunds-Inseln, eine Gruppe kahler nur von Fischern besuchter Felsen, auf denen sich sehr viel Seehunde aufhalten sollen. Obwohl wir ziemlich nahe an derselben vorbeisegelten, bemerkten wir keines dieser Thiere, wohl aber tauchten sehr häufig Seelöwen von graugelber Farbe und ziemlich beträchtlicher Größe aus dem Wasser auf und schienen verwundert auf unser Schiff zu schauen, und verschwanden dann wieder in dem schlammigen Flusse. Bei unserer Ankunft in Montevideo machten wir die Entdeckung, daß die Regierung von Uruguay den gewissenlosen brasilianischen Behörden, die trotz des in Rio de Janeiro wüthenden gelben Fiebers in unserm Gesundheitspaß die letztere Stadt als völlig frei von Epidemie bezeichnet hatten, nicht mehr Vertrauen schenkte als sie verdiente, wenn auch dießmal zu unserm Nachtheil. Trotz des sogenannten reinen Passes wurden wir zu einer achttägigen Quarantaine verurtheilt, weil auf dem ersteren das Visum des Consuls von Uruguay fehlte. Die gelbe Flagge wurde am Vortop gehißt und dadurch alle Communication mit irgend Jemand abgeschnitten. Niemand darf sich dem Schiffe nähern, keiner der Besatzung das Schiff verlassen, wenn die unheimliche Flagge weht. Man würde vor ihm wie vor einem tollen Thiere fliehen, und ihn erschießen. Nimmt Jemand auch nur das Geringste aus einem solchen verpönten Schiffe an, ist er sofort denselben strengen Gesetzen unterworfen, die ihn wie einen Paria von der menschlichen Gesellschaft ausschließen. Wir saßen daher auf unserer Gefion, wie in einem Gefängnisse, und hatten Muße, Montevideo aus der Entfernung von einer kleinen halben Stunde anzuschauen, machten jedoch bald die einstimmige Bemerkung, daß unsere Erwartungen in etwas getäuscht werden würden, wenn das Innere der Stadt dem äußern unscheinbaren Ansehen entspräche. Die Stadt Montevideo oder St. Felipe liegt an dem flachen felsigen Ufer des Rio de la Plata, eine eintönige Häusermasse, die sich weder durch hervorstechende schöne Gebäude noch durch die Umgebung auszeichnet. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts wodurch es gefesselt werden könnte, oder auf dem es mit Wohlgefallen ruhte. Nur an der westlichen Seite der Stadt erhebt sich ein fast kahler vier Fuß hoher Hügel, der Monte Cerro, jetzt

mit einem Feuerthurme gekrönt, gewissermaßen der Taufpathe der Stadt, die durch ihn ihren Namen erhielt. Als 1515 der spanische Seefahrer Diaz an der Küste von Südamerika Entdeckungsreisen machte, kam er auch in die Mündung des Plata-Stromes und segelte mehrere Tage westwärts, da er an der Farbe, so wie an der geringen Tiefe des Wassers die Nähe von Land zu erkennen glaubte. Die ersehnte Küste wollte jedoch trotz dieser sichern Anzeichen noch immer nicht erscheinen und man war bereits sehr in Noth, da Mangel an Lebensmitteln drohte, als ein an Bord befindlicher Mönch eines Morgens den obigen Hügel erblickte und ausrief: montem video. Die Spanier landeten nun dort und gründeten hier eine Niederlassung und gaben ihr den Namen Montevideo, wahrscheinlich wegen der bequemern Aussprache das m fortlassend. Der kühne Diaz drang noch weiter vor bis zur Mündung des Parana, der sich in den la Plata ergießt, bezahlte aber seine Kühnheit mit dem Tode. Er landete auf einer kleinen Insel, die er bewohnt sah, und wurde dort durch die eingebornen Indianer mit einem großen Theile seiner Gefährten ermordet.

Am 6ten Tage unserer Quarantaine begab ich mich im Gefolge des Commodore an Bord der Corvette Amazone; wir lichteten die Anker und segelten nach Buenos Ayres, das etwa 34 Meilen westlicher als Montevideo ebenfalls am la Plata liegt. Schon in Rio de Janeiro hatten wir von den dort wieder ausgebrochenen Unruhen gehört, und beeilten uns deßhalb unsere Kriegsflagge dort zu zeigen und den dort ansäßigen Deutschen im Nothfalle Schutz angedeihen zu lassen. Leider konnte die Gefion wegen ihres größern Tiefganges den ziemlich seichten Fluß nicht hinaufgehen, und der Commodore mußte deßhalb mit der Amazone allein die Reise unternehmen, deren Besatzung noch durch ein Detachement Seesoldaten vom Bord der Gefion verstärkt war. Die Fahrt selbst bot nichts Interessantes dar, da der Fluß, in dessen ungefährer Mitte man den größten Theil des Weges sich halten muß, zu breit (10—14 Meilen) ist, um etwas von seinen flachen Ufern zu sehen, und außerdem das Wetter zu schlecht war, um auf dem Verdeck länger zu verweilen als der Dienst nothwendig erheischte. Am 20 Februar, Morgens, mit Ablauf unserer Quarantaine, wodurch wir wieder in die menschliche Gesellschaft aufgenommen wurden, kamen wir auf der Rhede von Buenos Ayres an, waren jedoch wegen des flachen Wassers genöthigt, 1¼ Meile weit von der Stadt vor Anker zu gehen, und konnten auch wegen anhaltenden heftigen Windes während der beiden nächstfolgenden Tage nicht ans Land kommen. Danach trat jedoch wieder das diesen Landen eigenthümlich schöne Sommerwetter ein, der Commodore zog an Land, und ich erhielt Gelegenheit die Stadt und ihre jetzigen Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Wir fanden hier 15 Kriegsschiffe verschiedener Nationen vor, die zu demselben Zwecke wie wir zum Schutze ihrer Landsleute sich versammelt hatten, und da unser Commodore sechs verschiedene Flaggschiffe und außerdem die Stadt nach üblicher Weise salutirte und von ihnen salutirt wurde, so nahm der Kanonendonner am Tage unserer Ankunft fast gar kein Ende, und unsere kleine Amazone war fast immer in einen dichten Schleier von Pulverdampf gehüllt. Das Landen bei der Stadt ist hier nicht so bequem wie fast an allen andern Hafenplätzen. Der niedrige Wasserstand erlaubt das Annähern der Boote nur auf ungefähr 1000 Schritt vom Ufer; den übrigen Theil des Weges ist man genöthigt auf einer Carreta, einem hohen schwerfälligen zweiräderigen Karren, der die Passagiere abholt, zu fahren. Buenos Ayres liegt ähnlich wie Montevideo, ist aber größer und besitzt eine Menge schöner mit mächtigen Kuppeln geschmückter Kirchen, die der Stadt ein großartiges Ansehen geben. Auch bietet die Umgebung mehr Abwechslung; hier und dort erheben sich grün bewachsene oder mit Gebäuden geschmückte Hügel, welche dem Ganzen den Eindruck der Monotonie nehmen, die sich in der Umgegend der Hauptstadt Uruguay's ausspricht. Die Stadt hat ungefähr — denn ein Census existirt hier ebenso wenig wie in Rio de Janeiro — 100,000 Einw. und darunter etwa 60,000 Fremde aller Nationen, unter denen jedoch spanische und französische Basken und nach ihnen die Italiener am meisten vertreten zu seyn scheinen. Sie ist ungemein regelmäßig gebaut, und besitzt nur gerade schöne Straßen. Diese letzteren durchschneiden sich alle rechtwinkelig und zwar stets in einer Entfernung von 150 Schritten, oder, wie man es hier nennt, einer Quadra. Die Häuser sind fast alle einstockig, in maurischem Style aufgeführt und meistens von ungemeiner Tiefe, die sich häufig über 250 Fuß erstreckt. Gewöhnlich bilden sie ein aus vier Fronten bestehendes Oblongum mit zwei oder drei innern Hofräumen, die durch Zwischenfronten von einander getrennt sind. Diese Hofräume sind zum Schutze gegen die Sonne mit einem Zelte versehen oder auch mit Latten überlegt, an denen Schlinggewächse und besonders Wein gezogen werden, der mit seinem üppigen Laube ein den Sonnenstrahlen undurchdringliches Dach bildet und den Hof zu einem anmuthig schattigen Platze macht, an dem die Hausbewohner während der Morgen- und Abendstunden verweilen. Nicht selten wird auch noch eine Menge Kübel mit aromatisch blühenden Gewächsen und Bäumen hier aufgestellt, und so ein künstlicher Garten geschaffen, da der felsige Boden das unmittelbare Pflanzen nicht gestattet. Ueberhaupt macht das Innere der Häuser einen viel freundlichern Eindruck, als das Aeußere, das gewöhnlich sehr vernachlässigt ist, und eher einem Gefängnisse gleicht, da alle Fenster mit schweren eisernen Gittern versehen sind und die festen eisenbeschlagenen Thüren Festungsthoren nicht unähnlich sind. Besonders merkwürdige Gebäude besitzt die Stadt nicht; nur die Kirchen, unter denen sich durch Größe und architektonische Schönheit besonders die Kathedrale auszeichnet, sind nennenswerth. Handel und Wandel liegen in der Stadt augenblicklich darnieder, da sie von der Landseite durch General Lagos eingeschlossen ist und somit alle Handelsverbindungen nach dem Innern abgeschnitten sind.

Die Belagerer, deren Zahl durch Desertion nach der Stadt hinein sich schon wieder um ein paar Hunderte vermindert hat, sind die Gauchos, die Landbewohner der argentinischen Länder, eine eigenthümliche Menschenrace und Abkömmlinge der ersten spanischen Ansiedler in Vermischung mit den eingebornen Indianerstämmen. Es sind uncultivirte halbwilde Horden, fast nur dem Namen nach ihren betreffenden Regierungen unterthan, bald dieß Gebiet, bald jenes zum temporären Aufenthalte wählend, ohne sich viel um die Gesetze zu kümmern. Das Pferd ist ihre Heimath, das Messer, der Lazo und die Bola ihre Waffe und die Pampas, die Steppen Südamerikas, ihr Aufenthalt, in denen sie den wilden Büffel, das Pferd und den Strauß jagen. Sie sind die besten Reiter die ich je gesehen; wie die Centauren scheinen sie mit den Pferden verwachsen, und fast nie sieht man sie zu Fuß gehn. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkel; aber fast durchgängig sind es hübsche schlanke Gestalten mit stolzer Haltung, edlen, wenn auch wilden Gesichtszügen, feurigen schwarzen Augen und langen schwarzen Haaren, die in Locken ihnen oft bis auf die Schultern herabhängen, und ihre eigenthümliche Nationalkleidung gibt ihnen ein phantastisches Aussehen. Ein viereckiges farbiges Stück Tuch, der Poncho, mit einer

Oeffnung für den Kopf und zwei deßgleichen für die Arme, dient ihnen am Tage als Rock und Mantel, und in der Nacht als Decke wenn sie auf ihrem Sattel unter dem Pferde ihr Lager aufschlagen. Ueber ihren weißen, am Fuße sehr weiten und mit Franzen besetzten Beinkleidern tragen sie ein ähnliches Tuch wie einen Schurz. Ein hoher spitziger Hut oder ein buntes in Turbanform gewundenes Tuch bildet ihre Kopfbedeckung und die Füße stecken in den Beinfellen junger Pferde, wie in Stiefeln, nur daß aus der Oeffnung des Hufes die Zehen hervorsehen. Ein langes Messer steckt in dem meist ledernen Gürtel, der ihren Leib umschließt und gewöhnlich mit großen Silbermünzen, spanischen Thalern, verziert ist. Am Sattel hängt der Lazo, eine von ungegerbter Büffelhaut geflochtene, etwa 30—40 Fuß lange Leine, deren eines Ende am Sattel befestigt und deren anderes mit einer Schlinge versehen ist, die sie den wilden Büffeln beim Einfangen um die Hörner werfen. Oder es endigt die Leine statt der Schlinge in drei oder vier Stränge, an denen bleierne Kugeln sitzen, und dann heißt das Instrument die Bola. Diese gebrauchen sie beim Einfangen der wilden Pferde und Strauße, indem sie die Kugeln um die Beine der Thiere werfen und sie dadurch zum Falle bringen. Jetzt, wo die Gauchos zu Kriegern umgewandelt sind, bilden auch noch ein rostiger Säbel, eine Lanze oder ein Carabiner mit Steinschloß ihre Bewaffnung, allein der Lazo oder die Bola sind nicht von ihnen getrennt, und auch im Gefechte bedienen sie sich derselben lieber als der Waffen, mit deren Gebrauch sie nicht so vertraut sind. Obgleich Lagos, wenn auch selbst früher ein gewöhnlicher Gaucho, sich bestrebt diese wilden Söhne der Steppen zu discipliniren, so genügt ein einziger Blick, um die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen einzusehen; und wenn es auch scheint als ob beim Exerciren einige Regelmäßigkeit hineinkommt, verschwindet dieselbe sogleich beim Anfange des Gefechtes, und nach dem was ich von ihnen gesehen, glaube ich, trägt hiervon ihre Feigheit die Hauptschuld, die sie nicht wagen läßt, ihrem Feinde näher als zwanzig Schritte, den Bereich ihres Lazos, zu kommen oder dessen weiteres Vorrücken abzuwarten. Sie haben zwar Officiere, allein diese scheinen nur den Namen zu tragen. Im Gefecht ist jeder sein eigener Herr, Commandos werden nicht gegeben, jeder kämpft wie und wann es ihm gut dünkt. Da die Gauchos alle beritten sind, hat Lagos nur wenig Fußvolk, vielleicht nur 400 Mann, und dieß sind nur Ausländer, größtentheils Neger, ehemalige Sklaven, die jedoch muthiger seyn sollen als die Gauchos. Die Infanterie ist mit alten Steinschloßmusketen bewaffnet, die weiß Gott aus welcher Zeit stammen, und trägt als Hauptuniformstück einen brennendrothen Ueberwurf, in Form eines Hemdes. Roth ist nämlich die Feldfarbe der Belagerer, während die städtischen dunkelblau tragen. In der Stadt sind an allen Ausgängen nach der Landseite hin Barricaden, deren einige zwar sehr improvisirt, andere aber nach ziemlich richtigen fortificatorischen Grundsätzen erbaut sind; auf jeder stehen ein oder zwei Geschütze. Außerdem sind auf den platten Dächern aller Häuser in der Peripherie der Stadt Verschanzungen von Sandsäcken und mit Sandsäcken gefüllte Fässer angelegt, um von dort herab auf den eindringenden Feind zu schießen. Die Hauptstärke der Stadt, wenn sie eigentlich auch nur negativ ist, besteht jedoch darin, daß der Feind keine Belagerungsgeschütze besitzt und sie nicht beschießen kann, sonst würde die Sache bald eine andere Wendung nehmen. Die Besatzung der Stadt besteht größtentheils aus Fremden und zwar besonders aus Italiänern, Flüchtlingen aus dem österreichischen Kriege. Auch viele Deutsche sind darunter, und fast alle Officiersstellen sind mit Italienern oder Deutschen besetzt. Die Disciplin ist nach hiesigen Begriffen sehr gut und selbst die 600 Mann Cavallerie, treugebliebene Gauchos, zeigen in ihren Evolutionen etwas Militärisches, sind gut und gleichmäßig bewaffnet und uniformirt. Wie ich später sah, scheinen aber auch diese im Gefechte die neue Ordnung ganz zu vergessen und sind auch nicht um ein Haar besser als ihre Brüder draußen. Die Artillerie wird am besten bedient und auch vom Feinde am meisten respectirt. Außerdem hat sich noch eine Nationalgarde gebildet, ein getreues Conterfei der Bürgerwehr von Kubischuappel, die einige tausend Mann stark seyn mag. Es ist allerdings wunderbar, daß eine Stadt von 100,000 Einwohnern sich durch 3000 Mann undisciplinirter Banden so lange belagern läßt; allein einmal verhalten sich die 60,000 Fremden vollständig neutral, und andererseits fehlt es an Cavallerie, um durch einen bedeutenden Ausfall den Feind gänzlich zu vernichten, denn die Infanterie vermag nichts gegen diese flüchtigen Reiter, die wie Spreu nach allen Richtungen auseinanderfliegen, und weder Lager noch Verschanzungen noch Belagerungstrain oder Vorräthe hinterlassen, die zerstört oder genommen werden könnten. Schließlich aber fehlt es den Städtischen auch an Muth, und sie sind fast ebenso feige wie ihre Feinde. Nur selten wird von ihnen ein kleiner Ausfall gemacht und dann immer nur von Cavallerie, die sich auf Tiraillevrgefecht beschränkt und fast stets ohne wesentliches Resultat bleibt. Kommt man aus einem Militärstaate wie Preußen hierher und sieht dieses Kriegspielen — denn mehr ist es kaum zu nennen, wenn man die gegenseitigen grausamen Halsabschneidereien Einzelner abrechnet — so muß man oft wirklich lachen. Morgens und Abends finden regelmäßig kleine Scharmützel st Die Feinde kommen in kleinen Abtheilungen oder einzeln angejagt, plänkeln um die Eingänge und Straßen der Stadt, halten einen Augenblick vor einer derselben ihr Pferd, schießen ihren Carabiner ab, dessen Kolben sie jedoch merkwürdigerweise statt an die Backe, an die Hüfte legen und so zielen, werfen ihr Pferd herum — und dahin sausen sie wieder einige tausend Schritte nach außen, um wieder zu laden und das Manöver von neuem zu wiederholen. Ganz ähnlich machen es die städtischen Vorposten, die hinter einem Hause oder einer Straßenecke verborgen plötzlich eine Strecke weit auf die sich nähernden feindlichen Reiter hinsprengen, ihre Carabiner abfeuern und dann ventre à terre sich wieder hinter die schützenden Häuser zurückziehen. Das Treffen bei dieser Handhabung der Schießwaffen gehört allerdings zu den größten Seltenheiten, und wir haben oft mit vielem Vergnügen stundenlang von den Barrikaden aus dieser nutzlosen Munitionsverschwendung zugesehen, unsere Cigarren gemüthlich dabei geraucht, und oft die Kühnheit der Streiter belächelt, die sie bisweilen auf 2000 Schritte einander nahe führte. Auch in der Stadt ist man so sorglos dabei, daß die Kinder ruhig auf der Straße bei den Barrikaden spielen, und jeder ohne weiteres seinen Geschäften nachgeht. Wagt sich dann und wann ein Trupp Feinde zu weit vor, so wird ihnen ein Kartätschenschuß entgegengesandt, der sie allerdings nicht erreicht, aber doch ihre schleunige Umkehr bewirkt. Gegen 10 Uhr Morgens hört das Fechten auf, die Feinde ziehen sich nach ihrem Lager, d. h. einer Vorstadt zurück, essen, halten ihre Siesta und um 4 Uhr beginnt die Sache aufs neue, und dauert dann bis es dunkel wird. Zwischen 10 und 4 Uhr scheint ein stillschweigender Waffenstillstand einzutreten — und dieß ist das gemüthliche bei der Sache. Beide Parteien verkehren freundschaftlich mit einander, als sey nichts vorgefallen. Die Belagerer fangen oder stehlen Vieh und verkaufen es an die Belagerten; die außerhalb

der Stadt wohnenden Bauern, von denen viele Deutsche sind, bringen ihre Erzeugnisse zum Verkauf herein und einzelne Bewohner der Stadt, besonders aber die Fremden, gegen die man sehr höflich ist, gehen ungehindert ins feindliche Lager und zurück. Am vorigen Sonntage fuhr ich in Begleitung des Commodore und unseres Consuls nach dem etwa eine Stunde vor der Stadt gelegenen, früher dem Dictator Rosas zugehörigen Palaste Palermo. Wir hatten vom Gouverneur der Stadt, Pintos, einen Paß erhalten, um bei den Barrikaden vorbeigelassen zu werden. Allein wir fuhren hinaus, ohne daß man ihn uns abgefordert hätte, wahrscheinlich, wie ich mir denke, weil man an unserer Uniform die fremden Seeofficiere erkannte, die wie überhaupt alle Fremden ungemein hier respectirt werden. Es schreibt sich dieser Respect wohl noch von der Schlacht bei Obligado am Paranaflusse im Jahre 1845 her, wo englische und französische Schiffe in Folge eines Insults gegen ihre Angehörigen fünf argentinische Batterien von Grund aus zerstörten und über 1000 Feinde über die Klinge springen mußten; denn seit der Zeit ist nie wieder ein Fremder belästigt; im Gegentheile werden sie, wie ich später erzählen werde, auch noch aus andern Gründen sehr bevorzugt. Ungefähr 3000 Schritte jenseits der Barrikaden trafen wir schon die feindlichen Vorpostenlinien, und ein Gaucho-Officier, die sich übrigens von ihren Untergebenen nur durch ein rothes am Hute befestigtes Band unterscheiden, kam an unsern Wagen gesprengt und fragte nach unserm Begehr. Sobald ihm durch den Consul notificirt war, daß el Commodore de Su Majestade el Rey de Prusie eine Spazierfahrt nach Palermo unternehmen wolle, zog er unter tiefer Verbeugung seinen Hut, bat uns einen Augenblick zu halten und sprengte im größten Galopp nach einer Anhöhe, auf der wir einen größern Trupp Reiter bemerkten, der sich kurz nach seiner Ankunft in Bewegung setzte und an unsern Wagen kam. Ein junger schöner Mann, in braunem Poncho, auf einem mit vielen silbernen Zierrathen geschmückten Pferde, der sich sonst jedoch nur durch Reiterstiefel vor seiner Umgebung auszeichnete, gab sich als Colonel Bennites und Anführer der vor diesem Stadttheile stationirten feindlichen Truppen zu erkennen, und erlaubte uns nicht allein mit großer Bereitwilligkeit unsere Fahrt fortzusetzen, sondern gab uns sogar noch einen Officier zur Begleitung mit, um uns vor allen etwaigen Belästigungen zu schützen. Unter der Aegide dieses Herrn, eines früheren italienischen Seeofficiers, der ganz geläufig Französisch sprach, fuhren wir dann weiter und gelangten bald nach Palermo, einem ungemein großen Gebäude, dessen vier Fronten einen Hofraum umschlossen, auf dem bequem einige Regimenter manövriren konnten. Wie fast alle Gebäude in Buenos Ayres war der sogenannte Palast einstöckig, zur Abhaltung der Sonnenhitze weiß angestrichen und außerdem von einer Veranda umgeben, die, in Form unserer Kirchengewölbe erbaut, ihm ein klösterliches Ansehen gibt. In seinem Umkreise befanden sich sehr schöne, jetzt aber sehr vernachlässigte Anlagen; Tausende von Kübeln mit schönen aus- und inländischen Gewächsen waren terrassenförmig an der Ringmauer aufgestellt; allein keine wartende Hand hatte sie seit langer Zeit gepflegt, das Unkraut wucherte über sie hin, und hier und dort sah man verdorrte Stämme, die nicht entfernt und durch frische ersetzt waren. In den zahllosen großen Räumlichkeiten des Hauses, die aufs prächtigste ausgestattet, jedoch ebenfalls von langer Vernachlässigung zeugten, herrschte eine unheimliche Stille, da das kolossale Gebäude nur von sechs oder acht Personen bewohnt wurde. Das Ganze machte einen kalten trüben Eindruck; man sah daß der Schöpfer alles dieses die wüste Einöde unfruchtbaren Ufersandes mit ungemeiner Energie und Willenskraft in einen lieblichen Landsitz umgewandelt hatte; aber seitdem seine Hand fehlte, sank alles allmählich in seinen ehemaligen Zustand zurück; und wenn nicht ein anderer Machthaber dem Verfalle entgegentritt, werden in einigen Jahren nur noch die kahlen Mauern des Palastes Zeugniß davon geben, daß hier einst der Landsitz des mächtigen und gefürchteten Dictators Rosas war.

Ein großer Park führte nach der Seeseite oder vielmehr Wasserseite, und mitten in ihm, ungefähr eine halbe Stunde weit von den gewöhnlichen Ufern des Rio de la Plata stand ein Schiff, das in einem schweren südlichen Sturme, der die Gewässer des Stromes meilenweit über das flache Land getrieben hatte, bis hierher verschlagen und gestrandet war. Rosas hatte es aufrichten, auftackeln und einen reichen Salon darin anlegen lassen, wo er sich oft mit seinen Freunden aufhielt und Mateh trank. Nicht weit von Palermo standen in paralleler Richtung von je drei 72 große Häuser, deren jedes über hundert Menschen fassen konnte. Dieß war früher das feste Lager von Rosas und hier casernirten seine Truppen, die er aus Furcht vor einer Revolution in Buenos Ayres dort nicht lassen wollte. Diese Vorsicht half ihm jedoch nicht viel; denn als das von ihm Gefürchtete losbrach und Buenos Ayres sich im Jahre 1851 gegen ihn empörte, konnten ihn seine Truppen nicht vor seinem Sturze schützen, hauptsächlich wohl, weil sie so schlecht angeführt wurden. In der entscheidenden Schlacht gegen die von den brasilianischen Hülfstruppen unterstützte Gegenpartei stellte es sich heraus, daß er ein eben so schlechter Feldherr als grausamer Tyrann war. Der Kampf war nur kurz, da er durchaus falsche Manövers machte, und wie es bei dem hiesigen Gefechte, fast immer stattfindet, gingen seine Truppen bataillonsweise zu dem siegenden Feinde über. Sehr bald sah Rosas ein, was er übrigens schon geahnt haben mußte, daß seine Herrschaft sich ihrem Ende nahe; er ergriff die Flucht und begab sich, um der Rache der Stadtbewohner zu entgehen, in Matrosentracht an Bord eines im Hafen von Buenos Ayres liegenden englischen Kriegsschiffes, auf das er schon einige Tage vor der Schlacht seine Tochter Manuelita und alle Schätze hatte schaffen lassen. Es war sein Glück, daß die englische Flagge ihn schützte; denn die Volkswuth und der Haß waren so groß, daß man ihn lebendig zerrissen hätte, wäre man seiner habhaft geworden. Man nannte ihn nicht anders und nennt ihn auch noch nur den blutdürstigen Henker, und nach all dem was man hört, verdiente er diesen Namen mit Recht. Im Anfange seiner Regierung ließ er allen mißliebigen Personen durch seine Schergen die Hälse abschneiden, und in Buenos Ayres war ein beständiges Blutbad. Jeder, der nicht buchstäblich seine oft sehr bizarren Befehle befolgte, wurde erschossen ohne Ansehen der Person, des Alters oder des Geschlechts: oder man brach Nachts in seine Wohnung und schnitt ihm den Hals ab. Einmal ließ er eine ganze Compagnie Soldaten, die sich gegen ihren Oberst vergangen hatte, bis auf den letzten Mann erschießen. Dergleichen Thaten befleckten fast jeden Tag seiner Regierung, und es war daher nicht zu verwundern wenn der Haß gegen ihn so groß war. Trotz dieser blutigen Grausamkeit hat er jedoch andererseits auch wieder Gutes geschaffen. Vor seiner Zeit waren die Verhältnisse in anderer Weise nicht viel besser; es herrschte fast Anarchie und Niemand, der Geld oder Kostbarkeiten bei sich trug, durfte sich unbewaffnet auf die Straße wagen, wenn er nicht angefallen und beraubt seyn wollte. Unter Rosas hätte man Säcke mit Geld auf offener Straße liegen lassen können, und sie wären nicht ange-

tastet worden. Alles gemeinnützige Gute, was in Buenos Ayres ist, hat er geschaffen. Er hat den Hafen verbessert, die Stadt verschönert und vor allen Dingen die Sicherheit des Eigenthums befestigt. Besonders aber fühlten sich die Fremden wohl unter ihm, da es in seiner Politik lag dieselben für sich zu gewinnen, und er schützte und bevorzugte sie bei jeder Gelegenheit. Diese Politik wurde auch von seinem Nachfolger Urquiza adoptirt und von der jetzigen Regierung aufrecht erhalten, so daß die Fremden, die ungefähr $^3/_8$ der Bevölkerung von Buenos Ayres ausmachen, sich über kein ihnen von den Machthabern zugefügtes Unrecht beklagen können. In einer Beziehung war die Strenge von Rosas ganz an ihrem Platze, wenn er sie auch oft durch unnöthige und empörende Grausamkeit befleckte; die Eingebornen müssen eine sie sehr einschränkende Behandlung haben und ihnen der Fuß beständig auf dem Nacken stehen, wenn Ruhe und Frieden im Lande herrschen soll. Das Land ist zu früh von der spanischen Herrschaft befreit; das Volk noch nicht zur Republik reif und nicht fähig, sich selbst zu beherrschen. Dieß zeigte sich deutlich nach Rosas Sturz, wo alles wieder in die früheren traurigen Zustände zurücksank, bis Urquiza es ebenso wie sein Vorgänger machen wollte. Er konnte sich jedoch nicht halten, und unter der jetzigen Regierung, die es gewiß sehr gut meint, aber noch zu schwach ist um gehörig durchgreifen zu können, herrscht wieder Verrath, Betrügerei und Unsicherheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bericht von der Nordpolexpedition unter Capitän Inglefield.

(Nach der Shipping and Mercantile Gazette.)

Bekanntlich soll Capitän Inglefield mit dem Regierungs-Dampfschiff Phönix zwischen Grönland und dem Festland von Amerika einen Eingang in die Polarsee suchen. Derselbe hat nun unter dem 8 Juli von Four Island Point aus einen Bericht an die Admiralität gehen lassen, dem wir folgendes entheben. „Wir erreichten am 6 Julius Mittags 3 Uhr Skandsen und fanden bald den Platz, auf welchem sich die Dänen früher schon festgesetzt hatten. Wir fanden hier in einer nur von leichtem lehmichten Sande bedeckten Schichte des Uferdammes Kohlen. Die Ader variirte von 1 bis 4 Fuß 6 Zoll; ich füge noch bei, daß in der Nähe dieses Kohlenlagers ein guter Ankergrund von 8 bis 10 Klaftern gefunden wurde, der aber freilich den Südwinden ausgesetzt ist, bei denen die See heftig gegen das Ufer heranstürmt. Vor einigen Jahren wurde ein hölzernes Haus hier aufgeführt, das aber jetzt unbewohnt ist. Gleichwohl wäre es ein guter Schutz für die Kohlensammlergesellschaft, die bei schönem Wetter zur Zeit der Nordwinde, wo die See vollkommen ist, herkäme. Wir verließen Skandsen um halb 6 Uhr Nachmittags und fuhren dann nach Ritenbenk, um mit einer dänischen Barke zu verkehren, die Tags zuvor angekommen war und uns europäische Nachrichten mittheilte, welche aber zwölf Tage hinter den unsrigen waren.

Der Schiffscapitän, welchen Herr Olrik mit dem Zweck der Expedition bekannt machte, gab mir 78 Pfund Kartoffeln, die ich zu unserm Lebensmittelvorrath für das Nordpolgeschwader legte. Wir fuhren an den kleinen Inseln, wie sie in der beiliegenden Fahrwasserkarte zu sehen sind, vorbei und sahen hier eine Masse Seeenten und eine Art von Krähen nisten, daß man leicht Tausende von Vögeln und Eiern bekommen könnte. Ich habe mir sagen lassen, daß noch viel mehr solcher Thiere in Riakornak Näs, einer etwas nördlich gelegenen Insel, zu finden seyen. Ich stattete dem Gouverneur von Ritenbenk, den ich früher als Gouverneur von Lievely gekannt hatte, meinen Besuch ab. Die Schiffe wurden inzwischen unter Segel gehalten und am 7. Morgens 8 Uhr fuhren wir an den kleinen Inseln vorüber, die in der Nähe der Niederlassung liegen.

Ein starker Nordwind ließ uns Atanekerdluk erst 5 Uhr Abends erreichen. Hier fanden wir vortreffliche geschützte Häfen, wovon der nördlichste für Schiffe während der Südwinde taugt, und ein anderer vollkommen guten Schutz gegen die Nordwinde nebst einem trefflichen Ankerplatz von zähem Thon gewährt. Wir kamen bis auf 23 Klafter heran und hielten vor Anker einen Sturm aus, welcher ohne Zweifel die von mir fortgeschickte „Diligence" durch die Davismeerenge trieb. Bald nach dem Ankern landete ich mit einer Abtheilung von Officieren beider Schiffe, um einen versteinerten Wald zu besuchen, von welchem der auf meinem Schiff anwesende Eskimo erzählt, den aber mit Ausnahme von Herrn Rink bis jetzt noch kein Europäer besucht hatte.

Hier, auf einer Anhöhe von 1084 Fuß über der Meeresfläche, fanden wir große Ueberreste von versteinerten Bäumen, obschon sie beinahe gänzlich in Sandsteinthon gelagert waren. Die Proben, die wir sammelten, befanden sich in allen Stadien der Versteinerung und einige waren verkohlt. Daß dieß ein Wald von bedeutender Ausdehnung gewesen, und daß die Baumart ohne Zweifel eine solche war, die jetzt bloß in einem weit gemäßigteren Klima fortkommt, erhellt zur Genüge aus den weithin zerstreuten Mustern von versteinerten Blättern, welche deutlich auf Linden, Buchen, Föhren und einige Arten von Farrenkräutern hinweist. Für den Geologen ist die Sache von höchstem Interesse und weiterer Nachforschung werth. Ein kleines Stück Bernstein wurde aufgefunden, und es gelang mir, obschon mit großen Schwierigkeiten, einen Platz an der Ecke der Klippe zu erreichen, wo ein Theil eines halb versteinerten Baumes noch immer in einem Winkel von ungefähr 45 Grad gegen Norden geneigt dastand, während der Hügel, auf welchem der Wald sich befand, seine Fronte nach Süden bot.

Dieser Baum war ungefähr mannsdick, und vier Fuß von ihm ragten über den Boden hervor. Ich verzichte auf einen detaillirteren Bericht über die geologische Formation des Landes an diesem Ort, der mehr für ein wissenschaftliches Fachjournal als für ein officielles Schreiben paßt. Ich will deßhalb bloß hinzufügen, daß Anfänge von Grünstein, Sandstein, Schieferthon und Basaltbildung an einem Platz in kurzer Entfernung von unserm Ankergrund deutlich zu Tage kamen, und daß man dort auch Gneis vorfand.

Am folgenden Morgen um 7 Uhr lichteten wir den Anker und fuhren durch Waigattet hindurch nach Ritenbenk Kullrud. Beim Landen fand ich bald ein Kohlenlager, das sich, soweit meine eigene Beobachtung ging, mehr als eine Meile an der

Küste entlang erstreckte. Es ist 3 bis 6 Fuß tief und enthält Anthracit. In Anbetracht, daß man keinen bessern Beweis für ihre Ausbeutungsfähigkeit bekommen kann, schickte ich alle Seitenboote beider Schiffe ans Ufer um eine Ladung einzunehmen, und obschon man das Gestein vom Ufer ausbrechen und in die Boote legen mußte, welche an das Schiff zu fahren hatten, welches Dreiviertelmeilen vom Ufer entfernt ankerte, so bekamen wir nichts desto weniger zwölf Tonnen in vier Stunden, wobei bloß die Mannschaft der Boote an verschiedenen Plätzen des Lagers arbeitete, alsdann selbst die Lasten forttrug, und so mit jedem der Boote drei- bis viermal die Fahrt machte. Die Kohle ist seitdem gebraucht und als gut befunden worden; einige von unsern Leuten, die im Kohlenhandel Erfahrung haben, sprechen davon, daß die Tonne 35 Schillinge werth sey.

Es scheint, daß man hier ein unerschöpfliches Lager hat, und bei Hochwasser könnte man die Kohlen von ihrem Lager aus (eine Entfernung von vier Fuß) ins Boot herabwerfen. Der Ufergrund steigt in der Ausdehnung von einer Meile allmählich von drei Klaftern bis zwanzig an, und ein Schiff kann bei schönem Wetter 200 Yards vom Ufer ankern. Die aufliegende Schichte besteht aus einer Art von schwarzer Erde, derjenigen ähnlich, die wir in Schottland haben, und über dieser Erde liegt ein thoniger schwarzer Sand, dieser ist vollkommen locker und kann mit der größten Leichtigkeit weggeschafft werden, worauf eine Kohlenschichte zurückbleibt, die mit dem Ufer parallel geht und vielleicht 5 Fuß über dem Hochwasserzeichen hervorragt. Es wurden große Blöcke ausgebrochen, so daß drei Mann sie nicht emporheben konnten. Das Kohlenlager macht eine ganz schwache Biegung gegen Nordost. Es ist nicht anzunehmen, daß wir gleich anfangs auf die Species gestoßen sind, die sich für die Dampfmaschine am besten eignet, aber sie hat sich vermischt mit unserm schnellbrennenden Patentfeuerungsmaterial als sehr brauchbar erwiesen, und wenn ein Dampfstrahl darauf geleitet wird, wie dieß jetzt bei vielen Dampfern im Mittelmeere der Brauch ist, welche den ganz ähnlichen Anthracit brennen, so wird dadurch eine große Hitze und schnellere Verbrennung erzielt.

Die zwei Häfen am nördlichen Ufer des Waigattet liegen auf der Höhe von Atanekerdluk und würden in einer Entfernung von 15 Meilen einem Schiff, das hier Kohlen einnehmen wollte, immer nützlich seyn, da es hier Schutz sowohl gegen Nord-, als gegen Südwind fände, was die einzigen Winde sind, die in dieser Meerenge in ziemlicher Heftigkeit wehen. Sonntag den 9. Morgens 10 Uhr ankerten wir bei Four Island Point, um zu warten, bis der Nebel und ein starker Südwind aufhörte, der unsere Annäherung an die südöstliche Küste von Hareten oder Hare Island verhinderte — einem Ort, wo sich viel Kohlen vorfinden soll."

Widrige Winde hatten bis zum Abgang des Schreibens einen Versuch nach Hare Island zu kommen verhindert.

Nachrichten über Singapur.

Herr Wallace, welcher schon durch Reisen im Gebiete des Amazonenstromes bekannt ist, hält sich neuerdings in Asien auf und sandte der Literary Gazette nachstehende Schilderung über die Insel Singapur. „Ich hatte mich einige Wochen an einem Platze, Namens Bukit Tima, aufgehalten; derselbe liegt nahezu in der Mitte der Insel und ist nur noch von einzelnen Strichen von Dschungeln und Jungholz umgeben, soweit solche die schnell zunehmende Cultivirung übrig ließ. Ich wohnte bei einem französischen Missionär der katholischen Kirche, welcher im Laufe einiger Jahre etliche hundert Chinesen bekehrt und für sie eine hübsche Kirche gebaut hat. Die Gegend um uns her ist gleichmäßig zwischen urbar gemachtem Land und Jungholz vertheilt. Letzteres bedeckt die Hügelspitzen, während die Thäler entweder mit Muskatnuß-, Pfeffer- und Gambierpflanzungen ausgefüllt sind. Die einzigen Bebauer sind Chinesen; manche von ihnen sind sehr wohlhabend und im Besitze großer und werthvoller Grundstücke. In der Umgegend liegen nur wenige Dörfer mit meist elenden und schmutzigen Hütten, welche die Krämer und Handwerker bewohnen, während die Häuser der Landbesitzer von bedeutender Größe sind.

Die Chinesen (in Singapur wenigstens) sind ein ganz erstaunlich arbeitsames Volk. Es ist beinahe peinlich zu sehen, wie die Leute arbeiten und sich kaum Zeit zum Essen gönnen. Ihre Kleidung besteht einzig aus einem kurzen Beinkleid, das von den Hüften bis zur Hälfte der Schenkel herabreicht; und so beinahe nackt tragen sie schwere Lasten von Gambier-Blättern und Pfeffer, oder gehen den staubigen Weg in die Ebene von Singapur, eine Strecke von 10—12 Meilen mit einem Centner Pisang auf den Markt. Als ich sie so nackt bei ihrer Arbeit sah, war ich sehr überrascht durch die große Aehnlichkeit, die sie mit einigen der kräftigeren Indianerstämme Südamerika's haben. Die Hautfarbe ist beinahe dieselbe; die Färbung der Haare, die Bartlosigkeit, Muskelkraft der Glieder findet sich bei beiden gleich; ist das Gesicht auch ein wenig verschieden, so macht die eigenthümliche Sitte des Niederkauerns beim Essen die Aehnlichkeit wirklich bemerkenswerth.

Mein Freund, der Missionär, sagte vor wenigen Tagen zu mir: „Singapur ist ein eigenthümliches Land; nirgend noch habe ich ähnliches gesehen. Es gehört den Engländern, die es von den Malayen kauften, aber jetzt haben es die Chinesen völlig für sich. Sie nehmen ein Grundstück, wie es ihnen beliebt, legen ihre Plantagen an, verkaufen sie dann für eine bedeutende Summe und niemand sagt etwas zu ihnen." Ohne Zweifel haben sich das die Chinesen gemerkt und sammeln sich deßhalb in so großer Ueberzahl, denn Plätze, wo sie umsonst Land haben, vollkommen frei kommen, gehen und thun können was sie wollen, sind nicht überall zu finden. Die Folgen dieser allzu liberalen Politik haben sich neulich an der schwierigen Unterdrückung des jüngsten Aufstandes herausgestellt. Die Chinesen hatten sich so zerstreut angesiedelt an Plätzen, welche nur auf Fußpfaden erreicht werden können, die außer ihnen selbst Niemand bekannt sind, daß sie beinahe außer dem Bereiche aller Gesetze und Polizei waren und fast ganz ungestraft, wenn sie wollten, Morde begehen konnten. Dieß hätte nicht geschehen können, wenn die Ländereien regelmäßig angesiedelt worden wären, nachdem sie der Regierung wenn auch nur nominell abgekauft worden, und man diese stellenweisen Niederlassungen in entfernten und unzugänglichen Strichen gehindert hätte. Der Aufstand war rein nationaler Natur und beschränkte

sich völlig auf die Chinesen zweier rivalisirender Provinzen: es hatte sich dort ein solcher Haß gegen einander fortgeerbt, daß derselbe sich alle zwei oder drei Jahre im offenen Kampfe mit Messern Luft machte, wobei dann die fürchterlichsten Grausamkeiten verübt, Männer, Weiber und Kinder mit kaltem Blute gemordet, Häuser niedergebrannt und viel Eigenthum zerstört wurde. Man hätte sie ihre Sache wohl allein auskämpfen lassen, wären nicht alle diese Landdistricte in Bezug auf das Reis ganz auf die Stadt Singapur angewiesen. Einzelne oder kleine Parteien trauten sich nicht während der Zeit des Aufstandes in die Stadt; es drangen also Hunderte und Tausende von Bewaffneten in die Stadt und alle Ordnung hatte ein Ende. Eines Morgens kamen 600 Chinesen in einzelnen Rotten an unserm Hause vorüber; sie waren mit allem Möglichen, was eben gerade der Augenblick bot, bewaffnet, mit Musketen, Luntenschloßflinten, Piken, Schwertern, ungeheuren dreizackigen Fischerspeeren, Messern, Beilen und langen zugespitzten Stangen von hartem Holz. Wie sie sagten, wollten sie Reis kaufen, waren aber unterwegs von etwa einem Dutzend malayischer Polizeisoldaten aufgehalten worden; fünf von ihnen wurden erschossen, die andern ergriffen die Flucht. Der Aufstand dauerte eine Woche, und auch jetzt werden gelegentlich noch Leute getödtet, ohne daß man wüßte von wem. Gereizt sind diese Chinesen sehr blutdürstig und grausam; sonst ab ersehr feig, und hundert gegen einen scheinen nahezu das richtige Verhältniß für einen gleichen Kampf zwischen ihnen und Europäern oder Malayen.

Einen sonderbaren Anblick bietet ein chinesisches Dorf. Eine Reihe von Hütten, baufälligen Schweinställen ähnlich, mit einem Behältniß für alle Art von Kehricht, eine Mistpfütze vor der Hausthüre, Ferkel, deren übermäßige Fettigkeit wir vergeblich in England nachzuahmen suchten, überall mit Enten und Geflügel in Massen umherstreifend; Vegetabilien, Obst, ein Allerlei von Verkaufsartikeln, worunter Haufen von stinkenden Fischen, die sich ihnen selbst auf unangenehme Weise bemerkbar machen; halb nackte, langbezopfte chinesische Männer — aber keine Weiber — die einen Reis und obenerwähnte Fische essend, andere mit Erbsensuppe sich begnügend, die sie mit grobem braunem Zucker versüßen — denn sie zuckern beinahe alles außer ihrem Thee; manche spielend, auf Matten in den Gängen gelagert, einige Opium rauchend, die übrigen mit dem ihnen eigenthümlichen komischen Ausdruck auf die weißen Eindringlinge starrend — das ist der Anblick, den ein chinesisches Dorf in Singapur gewährt. Sie sind ein zudringliches Volk, und wo sie sich ansiedeln, da vertreiben sie bald die weniger thätigen Malayen. Auf der Halbinsel von Malacca sind einzelne Plätze von den Chinesen colonisirt: die Eingebornen zogen sich vor ihnen zurück, da sie die Nachbarschaft mit einem so um sich greifenden Volk nicht lieben.

Singapur ist in Betreff seiner Lebensmittel völlig abhängig von der Nachbarinsel. Es wächst dort weder Reis, noch Kaffee oder Zucker, Fleisch und Vegetabilien müssen von Malacca oder andern Plätzen gekauft werden. Obst ist spärlich und nicht besonders gut. Die Orangen sind selten eßbar, Pisang nicht viel besser und die berühmte Mangofrucht, wenn schon sehr delicat, ist eine Rarität. Aus diesem Grunde kann man hier nicht angenehm wohnen." Herr Wallace sagt auch am Schluß des Briefs, daß ihn nur die Insecten, da solche zahlreich und in interessanten Exemplaren auf der Insel vorkommen, noch einige Wochen auf derselben zurückhalten werden.

Amerikanische Notizen.

Die Know-Nothings. Bisher hat sich kein Nichtamerikaner, d. h. kein Nichtanglo Amerikaner, angemaßt, anders als nur nach Verlauf von gewissen Probejahren unter angloamerikanischer Oberleitung am Stimmkasten nach der Pfeife nativistischer Politiker zu tanzen. Wer nach Amerika wanderte, wollte eben nur „seine materielle Lage verbessern" und dachte nicht daran selbstständig Landespolitik mitspielen zu wollen. Den eingewanderten Gebildeten klebte überdem meist einiger „Makel" aus der europäischen Vergangenheit an, den sie bei Wahlumtrieben nicht aufgerührt zu sehen wünschen, und man blieb schon darum jeglicher Bewerbung fern, oder fügte sich durchweg den Yankee-Anordnungen. Das hat in den letzten Jahren eine etwas andere Wendung genommen. Irländer und Deutsche fangen an sich politisch „mausig" zu machen; das politische „Busineß" ist dadurch bedroht und man sieht namentlich mit Besorgniß auf eine bald stimmfähig werdende Schaar politischer Flüchtlinge, die sich in Europa an der Politik noch nicht sattgegessen, und starke Miene machen hier lebhaft mitspielen zu wollen. Die politischen Spielanführer und Anordner fühlen sich in ihrer Autorität bedroht, so daß von ihnen besondere Gegenanstrengungen gemacht werden.

Gewissen im Solde unserer politischen Wettermacher oder „Wirepuller" (Drathzieher bei Marionetten), wie man sie nennt, haben stets eine Art politischer Mameluken zu ihrer Verfügung gehabt, die man gewöhnlich Loafer und Rowdies (Herumtreiber und Händelmacher) zu nennen beliebt. Ein gewisser Ned Buntline, der auch schriftstellert, war hier in New-York als Oberhaupt dieser Mameluken bekannt und galt überdem durch die ganze Union; denn diese Mamelukenschaar unterhält — gleich den weitverbreiteten Spitzbubenbanden — überallhin Verbindungen. Besagter Ned Buntline hat jetzt — wie das „Delta" von New-Orleans ausführlich berichtet — unter dem Namen Know-Nothing eine förmliche wohl organisirte Verbindung gestiftet, über die das erwähnte Blatt folgendes sagt:

„Die Zwecke der Know-Nothings sind zwiefach, einestheils religiös, anderntheils politisch. Sie beabsichtigen: daß den eingewanderten Bürgern sowohl das Wahlrecht als die Wählbarkeit genommen werde, und führen außerdem einen unversöhnlichen Krieg gegen den Katholicismus; hiernach lassen sich die Erfordernisse der Mitgliedschaft leicht bestimmen.

1) Wer sich um Aufnahme in ein „Wigwam" meldet, muß ein eingeborner Bürger, Sohn eingeborner Eltern und darf kein Katholik seyn.

2) Er muß auf alle frühern politischen Verbindungen verzichten und sich ausschließlich der Förderung der Ordenszwecke widmen.

3) Er darf weder in politischer noch in geschäftlicher, religiöser oder geselliger Beziehung mit Katholiken in Verbindung treten, sondern im Gegentheil alle zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die politischen oder religiösen Rechte, welche dieselben genießen, abzuschaffen.

4) Er darf bei keiner Wahl für irgend ein Amt Jemanden seine Stimme geben, der nicht ein eingeborner Bürger der Vereinigten Staaten ist, oder der wenn erwählt geneigt seyn würde, einem Fremden oder Katholiken ein Amt oder sonstige Vortheile zu verschaffen.

Die Paßworte und geheimen Zeichen bei der Zulassung in ein „Wigwam" der Nichtswisser sind wie folgt:

Der Applikant pocht mehreremale an die äußere Thür und fragt sodann leise: What meets here to-day? oder to night, je nachdem. (Was versammelt sich heute hier?) Der Gefragte antwortet: „I don't know" (Ich weiß nicht). Darauf sagt der erste wieder: „I am one" (Ich bin einer) und wird sofort nach der zweiten Thür geführt. An diese pocht er einmal; sie öffnet sich und er raunt dem Oeffnenden zu: „dreizehn", worauf er in die Loge selbst eintritt. Wenn er dieselbe vor dem Schlusse verlassen will, so begrüßt er den Präsidenten und dann den Vicepräsidenten, indem er seine Hand auf das Herz legt, sie dann zur Seite herabfallen läßt und im Abgehen dem Thürwächter wieder das Wort „dreizehn" zuraunt.

Wenn ein Mitglied bei irgend einer öffentlichen Gelegenheit des Beistandes eines „Bruders" bedarf, so legt er den rechten Zeigefinger an die linke Augenbraue, als ob er sich kratze und sieht dabei denjenigen, dessen Aufmerksamkeit er auf sich ziehen will, starr ins Gesicht. Ist derselbe ein Mitglied, so muß er ihm sofort mit einem ähnlichen Zeichen antworten. Wenn man von einem Fremden erfahren will ob er ein Eingeweihter ist, so drückt man, indem man ihm die Hand schüttelt, mit dem Mittelfinger an das unterste Gelenk seines kleinen Fingers nahe an der Wurzel. Ist er ein Mitglied, so wird er fragen: „Where did you get that?" (Wo bekamen Sie das?); darauf muß der erste sagen: „I don't know!" und der andere fügt hinzu: „I don't know either" (Ich weiß es auch nicht!).

Nichts was sich auf den Orden bezieht, darf geschrieben oder gedruckt werden und jeder Know-Nothing muß das tiefste Stillschweigen gegen Nichtmitglieder darüber beobachten; im Wigwam aber selbst wird allen Mitgliedern alles mitgetheilt.

Jedes Mitglied muß bei seiner Aufnahme mit erhobener Rechten schwören, daß er alles thun will was in seinen Kräften steht, um den Einfluß der Fremden und besonders der Katholiken niederzubrechen, auch in keinem Falle Jemanden für ein Amt seine Stimme geben, der nicht ein eingeborner Amerikaner ist. Jedes Mitglied hat drei Grade durchzumachen; in jedem Grade muß es mindestens drei Wochen gewesen seyn.

Da keine gedruckte Bekanntmachung in Bezug auf den Orden erfolgen darf, so werden die Mitglieder, im Falle eine außerordentliche Versammlung stattfinden soll, dadurch berufen, daß kleine viereckige Stückchen weißen Papiers an bestimmten Plätzen, Straßenecken, Laternenpfählen rc. befestigt werden."

Das Philadelphier „Register" und andere Blätter der Union theilen ähnliche Enthüllungen über diesen Nativistenorden mit, über dessen wirkliches Bestehen kein Zweifel gehegt wird, obschon hinsichtlich der Ceremonien sicher nur gelten dürfte: Se non è vero, è ben trovato!

Meines Erachtens sind es nur die Irländer, bei denen solcher Verbindungströdel allenfalls und vielleicht einigermaßen angemessen erscheinen könnte; denn unter ihnen herrscht Zusammenhalt und Disciplin, wogegen die guten Deutschen am besten nicht zusammenhalten, wenn man sie ungehudelt läßt; kaum Fußtritte, mit derben Zweckenstiefeln versetzt, vermögen sie etwas zusammen zu bringen; aber immer nur die Getretenen und ihre Gevattern und nur bis zum ersten Vorwande, um wieder in die alte lethargische Isolirtheits-Duselei zu verfallen. Ist schon in der Heimath von jeher nichts mit ihnen anzufangen gewesen, außer wenn sie gut commandirt wurden, so taugen sie nun vollends in der Fremde gar nicht, wo ihnen aller nationaler Untergrund mangelt. E. P.

*

Eine nördliche Eisenbahnroute ans stille Meer. Während man schon fast an der Ausführbarkeit einer Eisenbahn vom Mississippithale aus nach dem stillen Meere verzweifelte, lieferte der Gouverneur des Washington-Territoriums, Mr. Stevens, in einer zu San Francisco gehaltenen Vorlesung kürzlich den Beweis, daß gerade die beste Route — die der beiden Hauptströme, des Missouri und Columbia, welche den nördlichen Continent quer durchschneiden — fast keine Schwierigkeiten darbiete.

Die Gebirgskette, welche beide Ströme scheidet, ist durch Ausläufer und Thäler unterbrochen, bietet also ebensowenig Hindernisse dar als der Schnee. Mr. Stevens erklärt sie zufolge vorgenommener genauer Untersuchungen völlig ausführbar. Die höchste Steigung wird nicht mehr als 50 Fuß auf eine Meile betragen, ja vielleicht gar nur 40 Fuß. Der höchste Punkt, den die Bahn zu überschreiten hat, wird etwa 5000 Fuß über der Meeresfläche liegen, und nur ein einziger Tunnel soll erforderlich seyn. Die Schneetiefe ist geringer als in den Neu-England-Staaten.

Nach genauer Untersuchung des Missourifluſſes hat man denselben bis zu den Fällen für Dampfer fahrbar gefunden, etwa 700 M. vom Puget Sund, und 500 M. von dem Punkte, wo der Hauptarm des Columbiaflusses zuerst von einer aus Osten kommenden Eisenbahn erreicht werden wird. Diese 500 Meilen liegen zum Theil längs dem Clarkesarme, der 100 M. Fahrwasser für Dampfboote bietet.

Eine ausführbare Route für die Bahn über das Cascadegebirge zieht durch den Sno-qual-me Paß. Der Lieblingsplan einer nordwestlichen Eisenbahnverbindung nach dem stillen Meere scheint also doch zur Durchführung geeignet zu seyn. E. P.

Miscellen.

Inschrift auf einem ägyptischen Grabmal. In der königlichen literarischen Gesellschaft von London gab Herr Birch eine Notiz über eine der von Hrn. Professor Lepsius in der zweiten Abtheilung seines Werkes über die Denkmäler u. s. w. veröffentlichten Inschriften. Die Inschrift, welche er bespricht, findet sich auf dem Grabmal des Nunhest, Sohns von Nahar bei Beni-Hassan (in Aegypten). Sie zeigte, daß der, welchem das Grabmal errichtet wurde, 25 Jahre lange die Stelle eines Statthalters in der Ziegenregion inne gehabt habe. Auch findet man mehrere interessante Hindeutungen auf die äthiopischen Goldminen, welche das immerwährende Ziel der Pharaonen waren. Die auf der Inschrift bezeichneten Könige sind Amenemhe I und Osirtasen I, welche 9 Jahre lang mit einander auf dem Throne waren.

*

Eine Flußkarte von Dr. Livingston. Hr. Frédoux, französischer Missionär, welcher seinen Sitz in Motito im südlichen Afrika hat, sandte der geographischen Gesellschaft von Paris einen Bericht Dr. Livingstons über seine neueren Forschungen nebst einer von ihm verzeichneten Karte über den Lauf des Flusses Sesheke (sonst auch Leeambye genannt).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. 6 October 1854.

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordwestlichen Theil von Frankreich.

(Selbst beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement.)

Erster Abschnitt.

Von Osten nach Westen zwischen Calais und der brettonischen Insel Ouessant dehnt sich die Küste Frankreichs etwa 80 deutsche Meilen aus und in Buchten ungefähr 140, und dieses Seeküstengebiet besteht aus den drei Ländern Picardie, Normandie und Bretagne. Alle drei haben von einander sehr verschiedene Bewohner. Die merkwürdigsten sind unstreitig die Normandie und die Bretagne. Beide wurden von vertriebenen Flüchtlingen gegründet und bevölkert, die Bretagne zwischen der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts und dem Jahre 689, die Normandie zwischen den Jahren 876 und 924. Die Normandie erstreckt sich von der Bresle bis zum Weltmeer. Von der Zeit der Gründung an waren die Flüsse Bresle und Epte Gränzflüsse gegen Osten. Die Landgränzen der Normandie sind ostwärts die Picardie und das alte Francien (Isle de France), oder das ursprüngliche Frankreich, von welcher Landschaft aus der Gründer Frankreichs das ganze Gallien bezwang, gegen Süden die Provinz Maine und gegen Westen die Bretagne. Die ursprüngliche Eroberung des Gründers der Normandie war die Landstrecke nördlich von der Seine zwischen dem Fluß Andele und dem Canal. Die schönste Bevölkerung der Normandie ist auf der Westseite westlich von der Orne bis an das Meer. Die Bewohner der Picardie sind dem Aussehen nach keine Normannen, obwohl die hohen Backenknochen dort sehr häufig sind. Ich möchte sie für Pichten halten. Sie sind im allgemeinen gar nicht schön. In der Osthälfte der Normandie scheinen mehr eigentliche Normannen zu seyn als in der Westhälfte, wo das fränkische Volkselement stärker hervortritt, denn in der ganzen Normandie ist natürlich ein solches Element geblieben. Nach Erzählungen des normannischen Geschichtschreibers Dudo, welcher seine Nachrichten von dem Enkel des Gründers der Normandie selbst hatte, ist es überdieß mehr als wahrscheinlich, daß sich eine Menge Einwanderer von den Westküsten der jetzigen Herzogthümer Schleswig und Holstein in der Westhälfte des Landes angesiedelt hat.

Wenigstens dem Gründer der Normandie, vor welchem ganz Frankreich zitterte, wie einst ganz Gallien vor dem Gründer Frankreichs, war die Bretagne mit ihren keltischen Bewohnern unterthan. Sie beginnt bei St. Malo und endet am Ausfluß der Loire. Das ist die Bretagne im weitern und ursprünglichen Sinn. Weit über die Hälfte derselben hat ihre Muttersprache verloren und spricht, wie die Normandie und Picardie ein sehr verdorbenes Französisch. Schon im 6ten Jahrhundert hieß sie Britannia. Auch ward sie Lhitaw (Letavia) genannt, das heißt das Seeküstenland, und die Ecke oder das Horn, welches dem englischen Galen-Horn (Cornwall), von dem aus die letzten Flüchtlinge in Bretagne landeten, gerade gegenüber liegt, ebenfalls das Galen-Horn (Cornu Galliae) oder Cornuaille. Die Dänen und Normänner nannten die Bretagne Balland, das ist das Land der Walen oder Galen, oder der Wälschen, welcher letztere Name nur ein Beiwort ist. Der Gründer Frankreichs, dessen Leben so kurz war, hatte die Bretagne nicht unterjocht — höchstens die Ostseite — aber die jetzige Normandie gewiß. In der Urzeit hieß das Seeküstengebiet der Bretagne und eines Theils der Normandie, nämlich der Westhälfte, das armoricanische Land, oder das am Meer liegende Land Galliens. Der Hauptstoff der brettonischen Bevölkerung ist keltisch, die stärkste Beimischung französisch, in Volk und Sprache, diese aber ist entsetzlich entstellt. Ich glaube fast die Hälfte ist entstelltes Französisch, mit andern germanischen Sprachbestandtheilen untermischt. An mehrern Küstenstrecken trifft man Spuren germanischer Volksart an, vorzugsweise skandinavischer, sogar mongolische Spuren; denn es finden sich viele Rothhaarige und selbst mit schiefen Augenwinkeln, was beides nicht keltisch ist, sondern nur von norwegischen Finnen herrühren kann, auf der Westseite und Nordwestecke aber häufig blonde Menschen, die jedoch Brettonisch sprechen. Die Bewohner der Bretagne sind im allgemeinen unter Mittelgröße und haben auch hierin ihre keltische Urart bewahrt. Die Bauart der Häuser ist nicht rein keltisch, aber der Schnitt der Fischerfahrzeuge ist skandinavisch, auch der der Luggers, und Fischgeräth und die Art des Fischens ebenfalls, wahrscheinlich normannisch.

Die Normandie ist ein ungeheuer stark bevölkertes Land, wo Milch und Cider fleußt, das Land der Viehzucht und des Ackerbaues, und hat den schönsten Boden Frankreichs, die schönsten Menschen Frankreichs, die malerischsten Berg- und Thalstrecken, und die

reizendsten Landschaftsgebilde. Die schluchtige Bretagne ist, mit der Normandie verglichen, wenig mehr als das öde metallene Cornwall verglichen mit dem eigentlichen England. Jetzt ist die Normandie die Speisekammer für einen großen Theil von Frankreich und für Tausende der Hauptstadt; einst war es anders. Denn als der König von Frankreich im Jahre 912 im Frieden zu St. Clair an der Epte dem Gründer der Normandie alle seine Eroberungen überließ, da verlangte und erhielt der Sieger die Bretagne zur Speisekammer und lehnte die Marsch von Flandern ab. Denn, verschlagen wie er war und wie die Normannen sind bis auf diesen Tag, wollte er der Nachbar der Friesen nicht werden, deren Ueberlegenheit er bei seiner Strandung auf Walcheren erfahren hatte. Der Normannen Charakter erkennt man oder mindestens spürt man an ihren ausweichenden Antworten, und das noch heutigen Tages. Schon zur Gründungszeit der Normandie offenbart sich derselbe in gleicher Weise. „Was wollet ihr denn thun?“ fragten die fränkischen Gesandten den eben zu Pont de l'Arche an der Seine angekommenen Gründer der Normandie und seine Gefährten. Und die Antwort war: „Was wir thun wollen, sagen wir euch nicht.“ Und diese Antwort steht am Volk und seiner Geschichte abgeprägt. Es hat weniger gesagt als gethan, mehr gewollt als gesagt. Aber die Brettonen haben viel gesagt und nichts gethan. Das ist im Allgemeinen der große Unterschied zwischen den beiden Nationen. Die Brettonen haben laut gedichtet und gefabelt, die Normannen schweigsam gedacht und gehandelt. An der Spitze der Normannen steht der Gründer der Normandie, an der Spitze der Brettonen oder Wälschen Merlin und Arthur, ihre größten Helden, und wie sie ist ihr Volk.

Als die brittischen Herren gefallen sind im Kampf gegen Hengst und Hors, da sorgt der Zauberer Merlin für ein Grabmal der Todten. In Erin stand ein Steinkreis, den die Riesen einst von den äußersten Gränzen Afrika's gebracht. Der Fürst der Vorfahren der Brettonen fuhr mit Merlin nach Irland, um die Gigantensteine zu holen, und als die Steine Merlin sahen, da bewegten sie sich und kamen über die irische See mit ihm, und stellten sich im Kreise hin bei Amesbury in Wilts zum Grabmal für die Todten. Und Merlin ist selbst an der Geburt des Scheinhelden Arthur schuld, und zwar auf die folgende Weise, wie die brettonische Sage verkündet. Der König von Britannien hielt ein Gastmahl und verliebte sich dabei in Ingerna, die Gemahlin eines Herzogs Gorlois von Cornwall, und führte sich in Gegenwart des Ehemannes unlöblich auf. Das war zur Zeit als England gegründet war. Erbittert und ohne Begleitung verläßt Gorlois den Hof. Der König befiehlt ihm zurückzukehren, aber Gorlois verweigert dieß. Der König schwört Cornwall zu verwüsten, und durchzieht es brennend an der Spitze eines großen Heeres Gorlois wagte keinen Widerstand, sondern hielt sich in seinen Burgen, so lange Hülfe von Irland kam, seine Gemahlin aber verwahrte er im Schloß der Seeklippe Tingagol, die jetzt St. Michaels Mount heißt. Der König fragt seinen Vertrauten Ulsin um Rath in seiner Brunst für Ingerna. Er rieth ihm, sich an Merlin zu wenden, der auch bei der Belagerung der Stadt, worinnen Gorlois eingeschlossen saß, zugegen war. Merlin verspricht durch seine Künste den König so zu machen, daß er immer wie Gorlois aussehe, den Ulsin aber wie Gorlois Vertrauten Jordan von Tingagol; „dann werde auch ich meine Gestalt ändern, und selbst als dritter euch begleiten zu Ingerna.“ Sie machen sich also auf den Weg und erreichen den Ort in der Abenddämmerung. Der König blieb die Nacht bei Ingerna, die ihn für ihren Mann hielt. In dieser selben Nacht empfing Ingerna den berühmten Helden Arthur. So lautet die saubere Sage, und wie die Sage, so ist das Volk. Und was war Arthur? Was sein Volk war. Er sitzt in der Tafelrunde mit Gepräng ohne Macht, seit sein Volk von den Gründern Englands von Herd und Heimath verjagt ist. Und nachdem er geworfen wie ein Johann ohne Land, ist er bald im Westen der Insel, bald im Norden am schottischen See. Jetzt wird die Sage wild und reißt den Landhelden in ein fremdes Element hinaus, auf das Weltmeer, das um die Erde woget, wo sie sich sicherer glaubt vor Entdeckung der Lüge. Er macht Schritte auf magischen Sohlen, fährt durch die Meere, wie die Götter Olymps durch die Lüfte, er dringt bis Island, wo noch keine Menschen sind — so ist er sicher vor Verhöhnung; auch nach Norwegen und nach Dänemark, Kelten und Römern unbekannten Ländern, darauf nach Bretagne und Gallier, weil er in Brittanien nicht bestehen kann, weil England schon gegründet ist. Er kommt zurück und läßt sich krönen in Caer Leon ar Usk, der gwyddhelischen Stadt am wälschen Usk, weil man in England keine Krone für ihn hat. Die scharlachrothen Mäntel der südwälschen Schönen habe ich oft fernher von den Bergen herab schimmern sehen, aber die Tafelrunde da jenseits vom Severn hat Europa in klägliche Verwunderung gebracht. Und als die Sage mit dieser Tafelrunde fertig ist, erschrickt sie vor sich selbst, denn dem keltischen Helden ist nun Britannien zu eng, weil die Helden von Osten ihn in die Schluchten der Siluren einpressen. Die Sage verzweifelt, der Britte Brenn hatte weiland Rom erobert, die Stadt des unehelichen Waldmenschen, dessen Säugamme eine Wölfin war, das ist der größte irdische Ruhm, Arthur muß Rom erobern, und wenn es auch erobert ist, thut nichts; wie wahnsinnig, mit fliegenden Haaren rafft die Sage den Bergkönig fort über das Meer von Bristol hinaus, über das Meer selbst hinaus, und weckt mit Merlinszauber die römischen Todten zum Kampfe auf, die lange schon vermodert sind. Aber in Roms Nähe wird Roms Eroberung vergessen, nach blutigen Schlachten (im Traume) kehrt der Held nach der Heimath zurück. Doch wo landet er? Denn an Britanniens Südküsten kann er nicht mehr landen, weil Wessex gegründet ist und Sussex; darum landet er in der alten Römerstätte, in Rutupi Portu, wo jetzt die Bucht von Sandwich ist. Die germanischen Schwerter hieben furchtbar auf die Schaaren der Gelandeten ein; indeß der Held dringt durch, weil ein Held nicht weichen darf, er erreicht im fernen Westen einen Fluß, wo Cheldrik ihm, und der Tod beiden entgegen; tritt das Gemetzel wird blutig, denn zwei erbitterte Helden streiten, der eine fällt für Germanien unbewußt, auch Arthurs Wunde reicht tiefer als ihre Heilung; er wird nach Glastonbury gebracht, das jetzt ein ohnmächtiges Städtchen ist, wo ihm sein Grab bereitet wird, nach einem kurzen stürmischen Leben, dem Orte seiner Krönung gegenüber.

Das ist ein Beispiel von Volksgeschichte, wie ein in dürre Berge und einsame Landzungen verjagtes Volk im Wahn seiner Eitelkeit und phantastischem Irrthum befangen, sein eigenes Leben sich gedacht, mit dem schmählichsten Leichtsinn und Flattergeist sein Schicksal erduldet und verschmerzt, seine Leiden für Thaten, seine

Schmach für Ehre, seine ohnmächtigen Führer für Helden gehalten hat. Und wie romantisch hat der keltische Hang zur Unwahrheit selbst die Flucht aus der Heimath ausgemalt, und wie verliebt ist die Nation in sich selbst, wenn sie ihre abenteuerlichen Fahrten nach der Bretagne sich selbst und der Nachwelt erzählt. Die verirrte Einbildung gab ihr Trost in dem allgemeinen Unglück, das vom 5ten Jahrhundert an über den Westrand Europa's hereinbrach. Fürst Conan in Bretagne, so fabelt die brettonische Sage weiter, lag die Verheirathung seiner Landsleute am Herzen, und um die Vermischung mit Galinnen des Festlandes zu verhindern, beschloß er, Frauenzimmer von der alten Heimath Britannien einzuladen. Fürst Dinot von Cornwall, Caradecs Bruder und Nachfolger, übernahm für ihn das angenehme Geschäft und sammelte ein Heer von 71000 Schönen, an deren Spitze seine wunderschöne Tochter Ursala stand, in welche Conan sterblich verliebt war, unter diesen Schönen aber waren 11000 Adelstöchter. Die ganze hoffnungsvolle Schaar mit allen ihren Aussichten versammelte sich zu London, wo eine Flotte zu ihrem Empfang in Bereitschaft lag. Voll von Schmerz und Freude gingen sie an Bord, und die Taue wurden losgemacht, und das große Geschwader glitt die Thames hinab und ging in See. Doch eben hatten sie ihren Curs südwestlich, da lief der Wind conträr, und das Wetter ward stürmisch. Die ganze schöne Gesellschaft ward auseinandergerissen, die Schiffe litten große Noth, die meisten gingen unter, die übrigen strandeten auf Barbareninseln, und ihre Reisenden wurden theils getödtet, und theils in Gefangenschaft gebracht. So erging es in jener Gegend den Jungfrauen von Britannia. Die wüthenden Barbaren der See blickten sie an und sahen daß sie schön waren, und wollten ihre Lust mit ihnen treiben. Als aber die brittischen Mädchen sich dessen gänzlich weigerten, da fielen die Ambronen, das heißt die alten Saxen, über sie her und würgten sie fast alle nieder.

In diesen Sagen spiegelt sich der ganze keltische Mensch ab, und an dem brettonischen Menschen, wenn man ihn angeblickt und durchschaut hat, stehen diese Sagen unauslöschlich abgeprägt. So ist nach dem vorstehenden allgemeinen Umriß der brettonische Mensch in seinem großen Gegensatz zu dem normannischen. Und es möchte nicht überflüssig seyn, daß eine solche Charakteristik den Schilderungen und Darstellungen des brettonischen und normannischen Volkslebens im einzelnen und besonderen vorausgeschickt worden ist.

Wären die Nord- und Südküstenstrecken des Canals, dieser Aus- und Eingangspforte des Weltmeers, von jeher von einem westgermanischen Volk bewohnt gewesen, so wäre Frankreich jetzt gewiß eine noch größere Seemacht als Landmacht, denn die geographische Belegenheit und die Beschaffenheit des französischen Landes ist eine der besten, die es geben kann. Es stößt an die Nordsee, das Weltmeer und das Mittelmeer, hat die tiefsten Wasserstraßen in sein Inneres hinein, auf seiner Nordseite die tiefsten Fahrwasser und die besten Buchten und Häfen. Die Hauptstationen der französischen Marine sind in der Bretagne und Normandie, zu Brest und zu Cherbourg. Der Gründer Frankreichs und seine Gefährten siedelten sich im Innern an, in Francien oder Isle de France, und wurden Landmenschen und ließen die See in Stich, und darum wäre Frankreich ohne die Gründung der Normandie wohl nie ein Seestaat geworden. Die Normandie gab Frankreich seine Seemacht. Der erste Hafen Frankreichs in mercantilischer Hinsicht liegt in der Normandie, es ist der Hafen ausnahmsweise, wie bereits der Name zeigt: denn Le Havre, am offnen Meer und an der äußersten Mündung der Seine, außerhalb der gefährlichen Strombar zu Quilleboeuf, welche den nach Rouen bestimmten Schiffen ein Schrecken ist, heißt der Hafen. Also der Hafen Frankreichs ist Le Havre. Erst recht ward er dieß, als die Revolution die Handelsvorrechte, welche Rouen seit seiner Unterjochung durch die Franzosen genossen, zerstört hatte.

Der Gründer der Normandie, dieser Held zu Wasser und zu Lande, machte es eben so wie der Gründer Frankreichs, und siedelte sich mitten im Lande an, in Rouen, das ihm so wohl gefiel. Solange diese Stadt die Hauptstadt eines eigenen Reichs, und solange sie mit Handelsfreiheiten ausgestattet war, konnte Havre, ungeachtet seiner natürlichen Bestimmung die erste Handelsstadt der Normandie zu seyn, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Als aber Rouens ausschließliches Stapelrecht vernichtet war, da ward auch die Bar von Quilleboeuf noch viel gefährlicher in der Meinung der Menschen, als sie bisher gewesen war. Was hätte der Gründer der Normandie aus dem Fischerdörfchen Le Havre, welches ohne Zweifel eine skandinavische Siedelung war, machen können, wenn er weniger selbstsüchtig gewesen! Erst im 16ten Jahrhundert ward Havre eine Stadt. Die Normandie ist eine große Küstenstrecke, ist stark bevölkert, und Seeleute haben es gegründet; und dennoch hat die Normandie, mit andern germanischen Küsten verglichen, verhältnißmäßig nicht viele Seeleute. Die meisten dänischen und skandinavischen Ansiedler an der normannischen Küste sind wohl Fischer geworden. Es gibt noch sehr viele Fischerorte an dieser Küste, und sie scheinen noch eben so auszusehen wie zur Gründungszeit und haben einen sehr starken skandinavischen Anstrich. In den Fischerhütten zu Bukhaven in Fife am Firth of Forth, zu Staiths auf der Nordostseite von Yorkshire, zu Boddom in Buchan auf der Nordostseite Mittelschottlands, und selbst auf den Hebriden könnte man sich nach der Normandie versetzt denken, wenn nicht die Normanninnen im allgemeinen viel schöner wären als die schottischen Fischerinnen. Die normannischen Weiber helfen ihren Männern, wie in Blankenes an der Elbe, zu Scheveningen in Holland und anderwärts mehr, bei ihrem Fischen und Fischgeräth und ihren Fahrzeugen, spinnen das Garn, stricken die Netze, flicken die alten, verkaufen die Fische, reinigen und salzen sie, legen die rüstigen Hände an, wenn die Männer von der See kommen und die Jollen aufschleppen, oder wenn sie zum Fang wieder auf die See sollen und die Jollen auf Ruderstangen hinunterschleppen, wie auch an den nordfriesischen Inselküsten geschieht. Die normannischen Fischer gehen gekleidet wie auf unsern friesischen Inseln die Fischerleute und Seeleute, sie tragen bei ihrem Geschäft den gewöhnlichen dicken wollenen Ueberrock, der bis zum Knie oder etwas weiter reicht, und den die Friesen Pijeket nennen; ferner lange Seestiefeln, die ungefähr so lang sind als die Beine, und darüber eine weite leinene Ueberhose, die bis eben unterhalb des Knies geht.

In den Hütten vieler normannischen Fischerplätze sieht es nicht viel sauberer und ordentlicher aus als in Nordschottland, Orkney und den Hebriden, und die Hütten selbst sind oft eben so ärmlich. Man tritt dann, was durchaus nicht westgermanisch ist, von dem Schmutz der Gasse sogleich in das schmutzige Zimmer,

welches häufig nur der einzige Raum für alle Bewohner des Hauses ist, und die vielen Betten oder Krippen über einander an der Wand die man so häufig sieht, sind durchaus nicht friesische Sitte. Eben so kann die üble Gewohnheit, die gesalzenen Fische, die Netze, die nassen Kleidungsstücke und andere Dinge mehr zum Trocknen und Lüften vor den Gassenfenstern auszuhängen, nur aus skandinavischen Ländern stammen, wenn es nicht schon vor der Gründungszeit der Normandie keltische Weise hier gewesen ist. Unter den Küstenstädten der Normandie gibt es mehrere, deren Bewohner sich vorzugsweise mit Fischfang beschäftigen.

Die Mehrzahl der normannischen Städte aus alter und uralter Zeit sehen häßlich aus und haben enge, dunkle Straßen oder lieber Gassen mit dem schlechtesten Pflaster und erschrecklichem Schmutz. In Rouen und Caen ist es in dieser Hinsicht so arg wie irgendwo. Wie schön könnten die normannischen Städte bei ihrer reizenden Lage seyn. Rouen ist die frühere Hauptstadt der Normandie, Caen die jetzige Universitätsstadt, deren Gelehrte aber in Folge der gewöhnlichen Launen der Mode, die natürlich alles was parisisch heißt für das beste hält, durch Paris so völlig verdunkelt werden, als wenn sie gar nicht lebten, als wenn sie im Grabe lägen, und solche Verdunkelung hat keinen guten Einfluß auf die Gelehrten selbst. Die Talente, die gar nicht beachtet werden, gehen unter. Die schönsten Dinge in der reichen Umgegend von Caen wandern nach Paris, alles feinste Fett des Landes, auch das geistige, das einen Werth erhalten will, strebt nach Paris hinauf, und alles Magere bleibt zurück. Die Fabrikstadt Rouen kämpft, mit Paris liebäugelnd, um ihre vorige Blüthe mit Havre, welches ihr den reichsten Handel zum Theil entzogen und seine eigenen kaufmännischen Speculationen bis an die Enden der Erde ausgedehnt hat. Caen hat kein Fahrwasser wie Havre, und daher wird es seinen alten, bedeutenden Handel, den es verloren, nicht wieder herstellen können, zumal da das unternehmende Havre so nahe liegt, dem die Natur alle großen Vortheile umsonst beschieden hat. Caen sucht neben seiner Hochschule durch Ackerbau und Viehzucht seinen Verlust zu ergänzen, und seine Verdienste um diese beiden Erwerbzweige in der Westhälfte der Normandie, namentlich die umsichtsvollen Bemühungen des Vereins für Landwirthschaft und Verkehr sind im Ganzen höchst lobenswerth. Ich halte diese Stadt für eine Gründung der Franken.

Das bischöfliche Städtchen Bayeux, von meilenweiten Strecken des fruchtbarsten Acker- und Wiesenlandes umgeben, ein uralter Ort und einst eine bedeutende Stadt, welche bald nach seiner Ankunft auf der Seine von dem Gründer der Normandie, der sich hier mit Berengars Tochter, der frisisch genannten Poppe, Mutter des Herzogs Wilhelm vermählte, mit Sturm genommen ward, lebt jetzt vorzugsweise von Landbau und Meierei. Eine unglaubliche Menge Butter geht alljährlich von dieser Stadt und ihren Nachbarschaften nach der Hauptstadt des Kaiserreichs. In der Westhälfte der Normandie sind unstreitig die schönsten Wiesen Frankreichs. Die Normandie hat ungeheuern Ueberfluß an Milch, Butter, Käse, Vieh, Korn und Obst, und kann das französische Apfel- und Ciderland genannt werden, wie die Landschaft Gloucester das englische Ciderland ist. Wohl Millionen Aepfelbäume wachsen in der Normandie in den schönen Ebenen zwischen den Bergen von Rouen bis zum Weltmeer.

Auf dem Wege von Rouen nach Caen kommt man durch eines der fruchtbarsten Thäler Europa's, und der Blick in dieses Thal westwärts von den Bergen Rouens hinab ist vielleicht das reizendste in der Nordhälfte Frankreichs. Das Städtchen Vire an der Vire liegt 14 Lieues westlich von Caen, und von hier geht die Landstraße über St. Sever nach Ville Dieu, dessen Lage unter Anhöhen außerordentlich reizend ist. Hier ist man nicht mehr weit von der Bretagne. Diesen ganzen Weg von Caen her ist die Gegend wunderschön, und wie lieblich sind die Ebenen alle, wenn überall der Apfelbaum blühet und wie geschäftig die Menschenhände, wenn Apfelernte ist. Bei den ostgermanischen oder skandinavischen Völkern besorgen Männer die Landwirthschaft, bei den westgermanischen, und namentlich den Friesen und Franken, auch die Weiber. Auch in der Normandie ist der Ackerbau vorzugsweise das Geschäft der Männer. Diese heimathliche Sitte der Normannen hat sich also bereits zehnthalbhundert Jahre in der Fremde erhalten. Aber die Liebe der Frauenzimmer auf der Westseite der Normandie, welche unstreitig die schönsten in Frankreich sind, zu Leinen- und Leinenzeug darf man nicht für skandinavisch halten, sondern diese kann nur eine fränkische und friesische seyn. Und gerade da, wo Friesen und Franken urheimisch sind und wo sie sich angesiedelt haben, trifft man allgemein die weibliche Sucht nach schönem Leinen und Leinenzeug, und die besten und feinsten Leinenstoffe an. Die Apfelernte ist die Weinernte in der Normandie. Westwärts erstrecken sich die Weinäcker bis in die Gegend von Blois an der Loire, ihre Frucht aber war schon ab, als ich dieses Weges kam; weiter nach Westen habe ich keine Weinäcker gesehen. Ungeachtet des reichen Bodens der Normandie und des ungeheuern Ueberflusses seiner Erzeugnisse wandern doch alljährlich, wie die Irländer nach England und Schottland in die Ernte und zu Chausseearbeit und wie die deutschen Mäher nach Friesland und Nordholland, ganze Schaaren von Normannen nach den nächsten großen Städten Frankreichs um Arbeit für den Sommer, und kehren gegen den Herbst in die Heimath zurück. Diese Wanderungen sind gewiß in moralischer Hinsicht unheilvoll. In Holstein dienen sogar sehr viele junge Frauen Jahre lang als Ammen fern von ihren Männern.

Tracht und Haarputz des weiblichen Geschlechts sind untrügliche Kennzeichen der Herkunft eines Volks, sie sind kaum zu vertilgen selbst in unsrer wandelbaren Modezeit; noch jetzt sind sie sichere Wegweiser zu unserer dunkeln Urgeschichte. Tracht und Haarputz schieden einst die germanischen Völker in zwei große Hälften. Das Kleid aus Einem Stück und die herabhängenden Haare und Haarflechten waren den Friesen und Franken oder den Westgermanen eigen, das Kleid aus zwei Hälften und das aufwärts gekämmte und am Scheitel befestigte Haar den Ostgermanen oder skandinavischen Völkern. Die jetzige weibliche Modetracht ist ihrem Wesen nach westgermanisch oder fränkisch und aus Frankreich entstammt. Die alte westgermanische Frauentracht findet sich noch in ganz Friesland und in der Westhälfte der Schweiz, auch gemischt mit der ostgermanischen bei den piemontesischen Deutschen von Monte Rosa, und in unvermischterer Gestalt an mehrern Stellen in der Westhälfte Deutschlands, aber auch noch, und zwar ziemlich rein, in der sogenannten Propstei in Holstein. In der Osthälfte der Schweiz oder in der alemannischen Schweiz, ferner in Schwaben und im allgemeinen in der ganzen Osthälfte Deutschlands, endlich

auf der Geest der Herzogthümer Schleswig und Holstein, in Jütland, Dänemark und Skandinavien ist die ostgermanische Frauentracht bei den Landleuten bei weitem vorherrschend. Den Ausspruch des Verfassers der Germania, welcher im 38sten Capitel die Ostgermanen oder Swewen durch ihre Haartracht von den Westgermanen oder den ausnahmsweise sogenannten Germanen unterscheidet, und von diesen Swewen ganz richtig bemerkt, daß sie ihr Haar aufwärts kämmen und oben in einen Knoten schürzen, hat man nur wenig beachtet. In der neuern Zeit seit der ersten Revolution Frankreichs, während die Moden abwechselnd tausendmal die Welt durchlaufen sind, ist mitunter auch der alte swewische oder ostgermanische Haarputz wieder modern geworden, aber in der Normandie ist derselbe keine wiederauferstandene Sitte, sondern unter dem Landvolk seit der Gründung herrschend gewesen. Noch jetzt tragen die Normanninnen aufgekämmtes Haar, wie die Blankeneserinnen an der Elbe, die noch ihre alte Tracht tragen. An vielen Stellen auf dem Lande in der Normandie habe ich den normannischen Haarputz gesehen, diese Erinnerung an den ostgermanischen oder skandinavischen Ursprung der Normannen. Auf das lang herabhängende Haar der Franken wird in alten Schriften häufig als etwas Charakteristisches hingewiesen. Jetzt haben auch schon viele Schönen in der Normandie angefangen, Furienhaar zu tragen.

Obwohl auf der ganzen Westseite der Normandie westlich von der Stadt Bayeux und dem Flecken la Feronniere, wo ich einen auffallenden Wechsel in der körperlichen Physiognomie (habitus corporum) der normannischen Bevölkerung wahrgenommen, die westgermanische Schönheit und Gesichtsbildung — die friesische und fränkische — dem Beobachter weit häufiger entgegentritt als die ostgermanische oder skandinavische, während in diesem Theil des Landes, westwärts und nordwärts bis zum Meer, Wuchs, Haltung, Gang, Züge, Farbe, Blick, Mund und Nase besonders des weiblichen Geschlechts im Durchschnitt fast so schön wie in Westfriesland und die Landmädchen im allgemeinen reizend sind, so hat doch das herrschende normannische Volk, dessen Art mehr in der Osthälfte der Normandie zu finden ist, in den Sitten des Landes die Uebermacht gehabt. Durch die Eroberung ward auch nach und nach die Tracht normannisch. Das friesische und fränkische Kopftuch, durchaus kein ostgermanisches oder skandinavisches Kleidungsstück, und welches noch die Friesinnen nördlich von der Elbe sowohl als die Frauenzimmer in Franken und in Francien oder Isle de France tragen, das sogar im ganzen nördlichen Frankreich, von Paris bis tief in Belgien hinein in den uralten Sitzen der Franken die übliche Kopftracht auf dem Lande ist, was ich mit eigenen Augen bemerkt, findet sich nicht in der Normandie. Dagegen trägt das weibliche Geschlecht allerwärts auf dem Lande zwischen Rouen und Avranches, also zwischen der Seine und der Bretagne, weiße Mützen oder Hauben von verschiedener Art und Form, die ungefähr eine Elle hoch auf dem Kopf stehen. Und viele Normanninnen aus der geringern Classe tragen andere weiße Mützen, die sie selbst stricken, und die sich von den weißen Schlafmützen der Männer in unsern Ländern auch nicht im mindesten unterscheiden. Sie sitzen ganz so wie die männlichen Schlafmützen bei uns zu Lande, und die Oberfläche mit der Quaste hängt eben so nach der Seite oder nach hinten herunter. Die Bretagnerinnen tragen weder die Schlafmützen noch die ellenlangen Hauben der Normanninnen, haben aber im übrigen eine ähnliche Tracht. In Brest in der Bretagne tragen viele Mannsleute schwarze wollene Schlafmützen.

Die Thatsache, daß die Holzschuhe, das sind wirklich Schuhe ganz von Holz, von welchen auch die Fersen mit Holz bekleidet werden, also keine hölzernen Pantoffeln, in allen Seeküstenländern von der Elbe an bis zur Loire, also im Hannöverischen, Bremischen, Oldenburgischen, in Ostfriesland, Groningerland, Westfriesland, Nordholland, Holland, Belgien, der Picardie, Normandie und Bretagne mehr und weniger eine gewöhnliche Fußbedeckung sind, ist vielfach unbekannt, obgleich dieselbe in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig ist. Ganz Dänemark, das heißt alles Land, welches dänisch spricht, geht ebenfalls in Holzschuhen, die Nordfriesen und Holsteiner aber nicht. Diese beiden Völker haben statt der Holzschuhe Holzpantoffeln, welche auch in Northumberland getragen werden, wo die Holzschuhe ungeachtet der einstigen starken dänischen Ansiedelungen unbekannt sind. Die dänischen Holzschuhe, auch die mit einem messingenen Ring versehenen weiblichen — denn auch die dänischen Weiber und Mädchen gehen sammt und sonders von Kindesbeinen an bis zum Grabe in Holzschuhen — sind die schwerfälligsten und klotzigsten von allen, die französischen die leichtesten und civilisirtesten. Die Holländer nennen ihre Holzschuhe Klompen, bei Düsseldorf am Rhein heißen sie, wahrscheinlich den Holländern nachgeahmt, Klumpen, und im Wupperthal Blotschen. Die Holzschuhe sind eine warme und der Gesundheit zuträgliche Kleidung, allein welchen hölzernen Anstrich und welchen plumpen und steifen Gang geben sie dem Menschen. Am plumpsten geht der Däne in seinen schweren Holzschuhen, welche oben und unten mit Eisen beschlagen sind, und in Dänemark ist der Holzschuh so allgemein eingerissen, daß fast jeder darin geht, in den andern Ländern nicht. Sonst wird der Holzschuh fast nur in Ländern getragen, wo der Boden fett und marschig ist, und die Ursache scheint seltener die ärmliche Lage der Bewohner, sondern häufiger eine klimatische Nothwendigkeit zu seyn, in Dänemark aber ist diese Nothwendigkeit nicht vorhanden, weil hier meistens die Bewohner eines sandigen Bodens Holzschuhe tragen, und die Ursache muß hier also eine andere seyn, und das Volk selbst sagt, daß der Holzschuh die wohlfeilste Fußbedeckung sey. Die unförmlichen Blöcke zerstören und verkümmern die Füße, verderben Gang und Beine, und machen den ganzen Menschen plump, steif und unbeholfen, und dennoch ist man in Dänemark weit davon entfernt, an Abwerfung einer alten Barbarei zu denken, welche einen so schädlichen Einfluß auf das ganze Volk übt. Welch ein Holzschuhgeklapper früh morgens, wenn die Mehrzahl des Volks noch in Federn liegt, in den stillen Straßen der Hauptstadt und aller Städte, wo man dänisch spricht. Holzschuhe sind ein bedeutender Handelsartikel in Dänemark, man sieht ganze Schiffsladungen davon, und vor den Thüren der Krämer hochbeladene Fuder Holzschuhe. In der Hauptstadt Frankreichs haben die Holzschuhe, welche hier den höchsten Grad der Cultur erreicht, und wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit im auffallendsten Contrast mit den dänischen stehen, das große Verdienst erworben, der modernen weiblichen Welt zu einem festen, wohlgefälligen Gang und einer graciösen Haltung zu verhelfen. In der Normandie sind die Holzschuhe lange nicht so häufig als in der Bretagne. Ob die Dänen die Stammväter der normannischen Holzschuhe sind, kann ich nicht entscheiden. In der Bretagne geht

das gesammte kleine keltische Geschlecht, die Männer, wie die Weiber, in Holzschuhen.

Das normannische Volk ist seiner Abstammung gemäß nie demokratisch gewesen. Die vorzugsweise demokratischen Völker sind unter den Germanen nur die Friesen und Franken. Als der Gründer Frankreichs in den Rheinlanden die Beute theilte, sagte ein gemeiner Soldat zu ihm: „Du erhältst nichts weiter als deinen Antheil"; als er aber mit Remigius von Rheims Hände geschüttelt und einmal den Purpurmantel gefühlt hatte, da war das vorbei. Als die fränkischen Gesandten zu Pont de l'Arche den Gründer der Normandie und seine Gefährten fragten: „Welcherlei Art Rechtstitel besitzt euer Admiral"? antworteten sie: „keinerlei, denn unsere Macht ist gleich." Das war die aristokratische Macht, die Macht der Führer, von Volksfreiheit konnte nicht die Rede seyn. Und als der Gründer der Normandie mit dem Erzbischof von Rouen Hände geschüttelt hatte, da war auch diese Gleichheit vorbei. Aber die Gefährten wurden mit dem Hab und Gut andrer zufrieden gestellt, und sie besahen sich die schönen Orte und Güter in der neuen lieblichern Heimath und setzten sich als Herren auf fremder Menschen Eigenthum. Und die ganze Normandie von einem Ende bis zum andern ward voll von Villen wie ein Erdbeerenbeet von Erdbeeren, wenn ein gutes Jahr ist, und wie eine lächelnde Wiese von Blumen aller Art, und die Villen waren nicht zu zählen, und sie waren wie Tausende von edlen Perlen an dem Staatskörper der Normannen, und jede Perle gehörte einem Edlen zu, und jeder Edle schrieb seinen Namen an seine Perle. Aber als die normannischen Edlen aus der Welt gingen, da blieben ihre Perlen nach und verloren ihren Glanz; doch ihre Köstlichkeit, welche ihnen die Natur verliehen, verloren sie nicht, und ihren Namen auch nicht. Wie schön könnten die normannischen Perlen werden am Volkskörper, wenn die Normannen Franken wären. Aber die Normannen sind keine Franken, und Freiheit und Menschenwürde hat ihnen nie so viel gegolten als Leben und Eigenthum. Als Franken würden sie die Segnungen einer Volksregierung durch und durch an allen ihren Villen erfahren.

Die Villen der Eroberer sind Dörfer und Städte geworden. Bei jedem Schritt stieß ich auf eine Ville, bei jedem Blick fiel mir eine Ville ins Auge. Außerhalb der Normandie sind die Ortsnamen auf ville nur spärlich, in vielen Strecken gibt es keine. Im Lande selbst sind sie fast unzählig, am häufigsten in den Küstengebieten von Eu an der Bresle an bis ungefähr nach Avranches in der Nachbarschaft der Brettonen. In der Bretagne kommen die normannischen Ortsnamensendungen nicht vor, auch kaum in Avranchin, aber auf der Westseite der Normandie gibt es manche brettonische Ortsnamen. Ich weiß, daß es in der größern Nordhälfte des kleinen Landstrichs westlich von der Vire, das ist auf der äußersten Westseite der Normandie, über anderthalbhundert Ortsnamen auf Ville gibt. In dem Theil des Landes, welcher Le Houlme heißt, und wo die Quellen der Dive und Orne sind, trifft man sehr wenige an, fast gar keine in der Südwestecke der Normandie, aber ungemein viele zwischen der Seine und der Bresle, vornehmlich in der Nachbarschaft der See. An sehr vielen Ortsnamen auf Ville spürt man ungeachtet aller Verderbniß ihren normannischen Ursprung, und nicht wenige sind nach Personen friesischen Geschlechts genannt, z. B. Herqueville, Hameville, Oqueville, Baaneville, Baqueville, Gonneville, Betheville, Senneville, Ricarville, Ebeville und viele andere mehr. Schon von diesen friesischen Eigennamen läßt sich auf friesische Ansiedelung vorzugsweise in der Westhälfte der Normandie schließen. Die normannischen Ortsnamensendungen houlm, wic, bou, bie und boeuf oder beuf, welche alle vier aus dem dänischen bü entstanden, und londe sind wohl alle dänisch, vielleicht auch die auf ai, ie und i (dänisch ö), aber die vielen auf igni, bec, tost (zusammengezogen in tot) halte ich für westgermanisch, und die auf hou (Höhe), bosc, broc, tal und dal, tourp und torp ebenfalls. Die einzelnen Ortsnamen auf ham oder hem (heim), ausschließlich friesischen und fränkischen Ursprunges, sind fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. So ward aus Cadham oder Cadhem Caen, aus Ouistreham, was auch noch so geschrieben wird, Etrehan, aus Fiskham Fecamp, aus Esterham (Osterham) Etran u. s. w. Auch ist von den Normannen — wo man die Besitznahme fränkischer Güter recht deutlich in dem Dunkel der Geschichte spürt — an die frühere Endung ham die Endung ville angehängt worden, z. B. Ofranville, Angranville, Ecranville, Famanville u. a. So wie die Villen in der Normandie bei weitem vorherrschen, so war auch von der Eroberung an der normannische Volksstamm, der diesen Namen schuf, der herrschende, denn das ostgermanische Geschlecht ist von jeher aristokratischer Natur gewesen, und überall wo es hingewandert ist, hat es sehr bald in der Fremde seine heimathliche Sprache eingebüßt. Am ersten verlor sich die dänische Sprache in den Seine-Gegenden, länger dauerte sie in der Westhälfte der Normandie, und zwar etwas länger als ein Jahrhundert nach der Gründung. Und noch heutiges Tages ist das normannische Sprachgemisch von der Art, daß man es anfangs kaum verstehen kann. So weit die Villen reichen, so weit ist die Normandie am stärksten bevölkert, und im Bereich der Villen liegen die vielen nach Kirchenheiligen benannten normannischen Orte ebenfalls. Denn auch in Irland waren die Dänen, nach ihrer Bekehrung im 10ten Jahrhundert, sehr eifrige Kirchen- und Klostergründer. Aber außerhalb Skandinaviens und Dänemarks ist kein Land mit Erinnerungen und Ueberresten ostgermanischer Aristokratie so übersäet als die Normandie.

Der normannische Bauer und überhaupt der Normann ist ziemlich verschmitzt und gar nicht offen — kein westgermanischer, am wenigsten fränkischer Charakterzug — er ist proceßsüchtig und besteht eigensinnig auf seinem Recht, ist abergläubisch und altgläubig, was seine Abkunft verräth, weniger geschwätzig als die andern Franzosen im Süden und Norden, arbeitsam und sparsam, nicht sehr reinlich, wenig poetisch, wenig musikalisch, hat Verstand, aber wenig Genie, nicht viel Schönheitssinn, zieht das Nützliche dem Angenehmen vor und zeigt wenig Hang zu Begeisterung. Er ist im Durchschnitt nicht hoch gewachsen doch stark und untersetzt, hat sehr oft ein markirtes und regelmäßig gebildetes Gesicht, meistens braunes aber auch häufig blondes Haar, manchmal rothes, einen scharfen durchdringenden Blick, häufiger dunkle als blaue Augen, bald eine helle und kerngesunde, bald eine gelbliche und keltische Farbe, zuweilen hohe, zuweilen auch geholene, öfter nur wenig hervortretende Backenknochen. Die Schönheit des Geschlechts ist vor allen in der Westhälfte der Normandie zu finden, auch die größere Reinlichkeit, doch gibt es schon zwischen Rouen und Caen unter dem weiblichen Geschlecht viele Schönen, wie in den beiden Städten

selbst und nördlich von der Seine zwischen Havre und Eu. Aber zwischen der Seine und der Orne ist die keltische Haut-, Haar- und Augenfarbe vorherrschend, obwohl man sehr viele nordische Backenknochen antrifft. Im Allgemeinen genommen sind die Backenknochen der Bewohner der Westhälfte der Normandie nur leise gehoben und das Angesicht mehr fränkisch und friesisch, als dänisch und skandinavisch. In der Normandie sind viel schönere Menschen als in der Picardie, und zwischen Calais und Abbeville sind sie meistens recht häßlich, haben dunkles, oft schwarzes Haar, durchgehends eine gelbliche Gesichtsfarbe und hohe oder gehobene Backenknochen. Die Züge der Frauenzimmer in diesem nördlichsten Theil von Frankreich schienen mir auffallend grob zu seyn. In dem Städtchen Villers, westlich von Caen und der Orne, war gerade Markt. Alle Marktleute waren sehr häßlich, was um desto merkwürdiger ist, da eine Strecke westlicher bei dem Dorf oder Flecken La Feronnière das frische, hübsche, helle, kräftige und freundliche Geschlecht beginnt, welches an dem Meerbusen, der zwischen Avranches und St. Malo liegt, wieder aufhört. Alle Landleute, die durch dieses Dorf kamen, waren auffallend schön, das eine Frauenzimmer noch hübscher als das andere. In der nördlichen Hälfte der zwischen Avranches, La Feronnière, Bayeux und Cherbourg gelegenen Halbinsel und besonders in den Nachbarschaften von Cherbourg sind viele blauäugige und blonde Menschen, in der südlichen aber bemerkte ich neben einer frischen Hautfarbe mehr dunkle Augen, die aber voll Feuer und Schönheit und von den keltischen Augen im Ausdruck eben so sehr verschieden sind als dieß kümrischen.

(Schluß des ersten Abschnitts folgt.)

Sitten und Gebräuche auf den Alandsinseln.

(Auszug aus dem Werke: Les Iles d'Aland von M. Léouzon le Duc. aus dem Athenaeum français.)

Wenn auch die jetzigen Bewohner der Alandsinseln schwedischer Abstammung sind, so ist doch anzunehmen, daß in den ältesten Zeiten Finnen und Lappländer dort die Bevölkerung ausmachten. Wie könnten sonst jene Localbenennungen, wie Lappo, Lapbola, Lapwas, Lappvesi, Jomala, Finby, Finström, Finno, Finko, Finholm rc., die wir dort so häufig treffen, erklärt werden? Unfehlbar lassen derartige Namen auf andere Völker als auf die Skandinavier schließen, und sind diese letztern nun auch die ausschließlichen Herren des Landes geblieben, so geschah dieß ohne Zweifel nur in Folge der Kriege, welche die Stämme unter sich führten, und deren geheimnißvolle Geschichte uns die isländischen Sagen und finnischen Runen erzählen.

Die Schweden, welche sich der Alandsinseln bemächtigten, kamen größtentheils von Roslagen; einige lassen sie von Upland oder Helsingland ausgegangen seyn. Sey dem indeß wie ihm wolle, die Sprache, welche bei den Aländern in Gebrauch, ist mit Ausnahme der Inseln Föglö, Kökar und einiger anderen, wo man einen ziemlich verdorbenen Dialekt spricht, das reine Schwedische. Fast nur in Eckerö trifft man eine Art von Jargon, der sich indeß nur auf die Orthographie bezieht: dort läßt man nämlich bei fast allen Wörtern, die gewöhnlich ein h haben, dasselbe weg, setzt es dafür aber an solche, die mit einem Vocale anfangen, z. B. schreiben sie härlig für ärlig (ehrbar) und ärlig für härlig oder herrlig (prächtig).

In den Sitten und dem Charakter wollte man die Aländer mit den Bewohnern von Upland vergleichen: eine Zusammenstellung, die streng genommen nicht sehr schmeichelhaft ist, denn von der ganzen Bevölkerung Schwedens ist die von Upland gerade diejenige, von welcher die Beschreibungen eben nicht das vortheilhafteste Bild geben. Die Upländer sind nach ihnen sehr leichtsinnig, starke Trinker und ungemein träge. So sind aber die Aländer gewiß nicht.

Um dieses Volk richtig zu beurtheilen, muß man auf die verschiedenen Phasen seines Geschicks zurückgehen. Wo war ein Volk wohl je durch die Natur oder durch die Menschen mehr geprüft als dieses? Es lebt in einem wunderlichen Klima, das sich nur in starken Extremen gefällt: einmal brennend heiß, das anderemal eisig kalt, fast nie gemäßigt. Der Boden, auf dem es wandelt, gibt nichts freiwillig her. Und das Meer läßt das Volk bald in seinen Armen erstarren, bald wirft es dasselbe wie einen Ball hin und her. So die Natur; getrübter noch und an Unglück reicher ist seine politische Existenz. Aland erscheint kaum auf der Weltbühne, so wird es zwischen zwei rivalisirenden Mächten ein Opfer nie befriedigter Beutelust. Genommen von der einen, wieder erobert von der andern Macht, verwüstet, wechselweise beschützt, weiß es nie wer eigentlich sein Herr, auf welche Zukunft es rechnen kann. Und wie steht es heutzutage damit?

Solche Wechsel haben einen tiefen Eindruck auf den Charakter und den Geist der Bewohner Alands gemacht. Dazu kommt überdieß, daß sie nicht die Ureinwohner des Landes sind; bei ihrer Ankunft fanden sie dort die Finnen und Lappen, mit denen sie unglücklicherweise in Berührung kommen mußten, bevor sie dieselben verdrängen oder in sich aufgehen ließen. So wurde der Aländer ein Gemisch von Eigenschaften und Mängeln; umsonst sucht man in seinem moralischen Leben jene Harmonie und Vernunft, welche Lebensbedingungen ruhiger Völker sind.

Man schreibt den Bewohnern Alands großen Muth zu; sie haben ihn nöthig beim Kampfe gegen ihr unerfreuliches Klima, gegen ihren unfruchtbaren Boden, gegen die Eisflächen und Stürme der Meerengen, von denen sie eingeschlossen sind. Allein in solchen Umständen ist Muth doch mehr nur geduldige Resignation. Ich wüßte nicht, daß man von ihnen viele Züge freiwilliger Tapferkeit erzählte; im Gegentheil beugen sie sich im eintretenden Falle, erheben aber, sobald die Gefahr vorüber, einen großen Lärm über ihre Tapferkeit. Jedes kleine Volk prahlt gern, um so mehr aber, wenn es unter einem unbeugsamen Joche sich krümmt. Da es seine Kraft nicht nützlich anwenden kann, so verbirgt es seinen Groll darüber, indem es nach Außen die gute Seite zeigt.

Im Uebrigen sind die Aländer höflich, dienstfertig, voll Zuvorkommenheit; aber so leicht sie sich einschüchtern lassen, eben so

übel käme ein Fremder an, der sich's einfallen ließe mit ihnen herrisch zu sprechen. Sie gleichen in dem Punkte gewissermaßen den russischen Leibeigenen, welche in ihrer Unterthänigkeit dem Herrn die Füße küssen; gegen den aber, der auf sie kein Recht hat, stolz das Haupt erheben. Es ist dieß eine psychologische Erscheinung, welche auf der einen Seite das unauslöschliche Gefühl der menschlichen Würde, auf der andern aber auch die unwillkommene Ueberzeugung kundgibt, daß das Recht bei der Gewalt ist, und dieser zu widerstehen unnütz wäre.

Einige Schriftsteller nennen sie uneigennützig. Sie kennen aber den Werth des Geldes nur zu gut, als daß sie leicht auf einen rechtmäßigen Gewinn verzichteten. Wer in eine Hütte tritt, der mag die Gastfreundschaft, die er dort findet, nur in so weit genießen als er dieselbe gut zu vergelten sich im Stande fühlt. Dieß vergessen zu haben, würde unfehlbar vorgehalten werden, und im Falle zu wenig gegeben worden wäre, wüßten sie recht gut Mittel und Wege, die Freigebigkeit weiter auszudehnen; auch wird man nie von ihnen hören, daß ihnen zu viel gegeben worden sey. Wenn einer eingeführt wurde in einer Familie, so hängt es von ihm ab, daß er als Familienglied behandelt werde. Im ersten Anfang finster, verschlossen, wird der Aländer bald vom schüchternen Lächeln zur ausgelassensten Fröhlichkeit übergehen. Er wird dann außerordentlich gesprächig und fragt in den Tag hinein, antwortet was ihm gerade einfällt, bringt aber dabei doch drollige Einfälle und manche Verschmitztheit an. In allen Cirkeln von guten aländischen Familien geht es immer lustig zu. Ein und derselbe Gegenstand kann aber auch während der ganzen Saison das Thema der Unterhaltungen in der ganzen Ausdehnung der Inseln bilden, man schmückt es bis ins Unendliche mit Variationen aus. Während meiner letzten Reise im Jahre 1852 hörte ich von Eckörö bis Brandö von nichts reden, als von einer kurz vorher geschehenen Explosion einer Pulvermühle in Stockholm, wodurch ein Theil der Ostsee wie des bothnischen Meerbusens erschüttert worden war. Indeß geht diese Fröhlichkeit nie so weit, daß sie das Mißtrauen, das den Grundzug im Charakter des Aländers bildet, vollkommen aufhören macht. Er ist ein Mensch, der gelitten hat, unterdrückt, getäuscht wurde; darum ist er immer auf seiner Hut, denn wer steht ihm dafür, ob sich hinter dem Lächeln nicht ein Verrath birgt? Erst durch die Länge der Zeit kann man zu seinem Herzen gelangen, und dann gibt er sich aber auch offen ohne Rückhalt eines Gedankens.

Im Uebrigen zeigt sich dieses Mißtrauen in seinen Beziehungen zu seinen Nachbarn, Freunden, Brüdern täglich. Es gibt kein unverträglicheres Volk als die Aländer; bei der geringsten Veranlassung fangen sie Streit an, Processiren ist ihr Element. Alles stimmt in Abo darin überein, daß im ganzen Gouvernement kein Kronofogde und kein Lagman mehr zu thun hat, als der Kronofogde und der Lagman des Alanddistrictes.

Ehemals waren die Aländer sehr abergläubisch: ohne Zweifel eine Folge des häufigen Verkehrs, in welchen sie bei ihrer Ankunft im Lande und auch lange nachher noch mit den Finnen und Lappländern kamen; ist ja kein Volk der Erde so sehr der Magie und den cabbalistischen Wissenschaften hold, als eben diese beiden. Man weiß, daß sie sich bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts mit Zauberei abgaben, und, will man einigen Urkunden aus den Consistorialarchiven von Abo Glauben schenken, bei ihrem eigenen Klerus Aufmunterung dazu fanden.

Die Bewohner Alands sind nicht reich, aber der größte Theil derselben erfreut sich eines gewissen Wohlstandes und lebt gut. Ihre Häuser sind gemeiniglich aus Tannenholz gebaut, die Zimmer welche sie bewohnen ziemlich geräumig, aber schlecht beleuchtet; ihre Betten liegen beinahe sämmtlich auf einem Verschlag, der sich längs des Zimmers in der Höhe von 7 bis 9 Fuß hinzieht, durch Bretterzwischenwände wird er je nach dem Stand der Familie in die nöthige Anzahl Fächer getheilt. Diesen Verschlag zu erreichen bedient man sich einer Leiter. Während des Winters liegen die alten Leute auf einer Art flachem Dach von Ziegelsteinen, das über dem großen Ofen in der Mitte des Hauptzimmers im Hause angebracht ist. Dieses Dach, immer warm, bietet seinen Bewohnern einen eigenen, unwiderstehlichen Reiz, die alten Leute verlassen es kaum während der ganzen Jahreszeit; ausgestreckt schlafen sie da in der Nacht, und kauern oder sitzen darauf mit herabhängenden Beinen bei Tage; sie essen dort, rauchen und empfangen von der Höhe dieses sonderbaren Thrones die Besuche der Landsleute und Fremden. Neben den bedeutendern Wohnungen sind immer noch drei oder vier kleinere Gebäude ohne Zusamenhang mit dem Hauptgebäude, welche als Schuppen, Magazine und Badhaus dienen. Alles zusammen nennt man Gard.

Das Badhaus ist unumgänglich nothwendig, und man rechnet auf ein Gard oder doch auf ein kleines Dorf oder Weiler wenigstens Ein solches. Dorthin begeben sich die Leute jeden Sonntag oder Vorabend eines Festes; das ist das Vorspiel der Ruhe und des Vergnügens, zugleich aber auch ein Universalmittel. Die Frauen von Aland, wie die finnischen Frauen lassen sich zur Entbindung oft in dieselben bringen. Die Bäder sind Dampfbäder, ganz ähnlich den russischen.

Der Aländer ist sehr religiös, jeden Sonntag geht er in die Kirche, im Sommer theils zu Fuß, theils auf Karren oder Kähnen, im Winter auf Schlitten. Im häuslichen Kreise wird die Bibel gelesen. Demselben Bekenntnisse, wie die Schweden und Finnländer angehörig, feiern sie wie diese die großen Feste Weihnachten und Ostern. Sie sind dem Excentrischen nichts weniger als hold, und daher fand der Pietismus bei ihnen so wenig Anhänger, als die Lehre der sogenannten Läseriet (Leser), wozu sich in Schweden so viele bekennen.

Die Kleidung auf den Alandsinseln hat nichts besonderes an sich, außer höchstens die schwerfällige Mütze von Wolfsfell; sonst kleidet man sich dort wie man will, und es ist in dieser Beziehung kaum ein Unterschied zwischen dem Aländer und dem bemittelten Landmann in unserer Heimath. Im Sommer tragen sie grobes Tuch von Wolle oder Baumwolle, im Winter dickes graues Tuch oder Pelzröcke von Hammelfell.

Die Feierlichkeiten bei Verlobungen oder Hochzeiten sind beinahe dieselben wie in Upland. Man ist lustig unter Lärmen, gibt sich gegenseitig Geschenke aller Art, man trinkt, ißt, tanzt. So eine aländische Hochzeit dauert mehrere Tage und kommt sehr theuer zu stehen, dabei haben sie das Eigene, daß sie zur Trauung die Mitte des Sommers wählen, um zu beweisen daß sie zur Deckung der Hochzeitskosten eben nicht die Ernte abzuwarten brauchen. In manchen Dorfschaften wird am Hochzeitsabend ein seltsamer Tanz

aufgeführt, der Bruddans, Brauttanz, genannt wird. Er beginnt mit einem Reigen, in dessen Mitte die Braut im Brautschmucke mit verbundenen Augen steht, der Reigen dreht sich und dreht sich, die Braut streckt die Arme aus, um eine der Tänzerinnen zu erhaschen; sobald sie eine berührt hat, setzt sie derselben ihren Brautkranz auf und bezeichnet sie dadurch als die nächste Braut nach ihr. Das bekränzte Mädchen tritt dann an die Stelle und nun beginnt dasselbe Spiel. Sind drei Mädchen so bekränzt worden, so entspinnt sich ein großer Kampf, an dem die Frauen Theil nehmen, sie suchen unter dem Widerstande der Mädchen die Neuvermählte wegzuführen. Die Männer ihrerseits bemächtigen sich des Bräutigams, den die Junggesellen vertheidigen. Endlich bleibt der Sieg auf Seiten der Männer und der Frauen und der Tanz beginnt aufs Neue.

Die Begräbnißfeierlichkeiten auf Aland stimmen mit denen von Schweden und Finnland überein. Sobald ein Aländer gestorben ist, wickelt man den Leichnam in ein weißes Leichentuch, nach Verlauf von 24 Stunden legt man ihn in eine kalte Kammer, wo er bis zur Beerdigung, die erst viel später stattfindet, liegen bleibt. Diese Maßregel beugt zwar einem zu frühen Begräbniß vor, gibt aber dadurch, daß man den Todten oder todt Geglaubten allein läßt, Veranlassung zu traurigen Verfällen. So hielt man während meines Aufenthaltes in Finnland im Jahre 1842 seine Frau, welche nach einer höchst schmerzvollen Entbindung 24 Stunden ohne Lebenszeichen dalag, für todt und brachte sie in die Kammer; des andern Tags wurde sie von einem zweiten Kinde entbunden, starb aber dießmal wirklich. Zur selben Zeit verfiel ein junges Mädchen in Schlafsucht; da der Körper ohne Bewegung blieb, das Athmen aufgehört hatte, hielt man sie für verschieden, brachte sie aber durch irgend einen glücklichen Zufall anstatt in die kalte Kammer in ein noch etwas verwärmtes Badezimmer. Nach einigen Stunden kam das Mädchen wieder zu sich, und gewann ihre Kräfte wieder, wagte jedoch nicht vor dem Tage zu ihrer Familie zu gehen aus Furcht, man möchte sie für ein Gespenst halten und ihr Uebles zufügen.

Ist der Begräbnißtag da, so legt man den Leichnam in einen hölzernen Sarg, der schwarz angestrichen, bei Reichen oder Wohlhabenden aber künstlich gearbeitet und hie und da mit Blech oder Silberplatten belegt ist; Kinder haben weiß angestrichene, mit Blumen und Spitzen verzierte Särge. Hierauf begibt sich der Zug, der aus den Verwandten und Freunden gebildet ist, nach der Kirche, wo der Geistliche die Gebete nach lutherischem Ritus spricht. Von da zieht man auf den Kirchhof, dort erhält am Rand des Grabes der Entschlafene den letzten Segen vom Geistlichen, die Seinigen rufen ihm das letzte Lebewohl zu. Nach dem Leichenbegängniß kehren die Eingeladenen in das Trauerhaus zurück, wo ihrer ein Mahl wartet, zu welchem, wie es das Herkommen wenigstens in Finnland will, Jeder eine Brezel oder einen Butterstollen bringt. Vom Trauerhause bis zur Kirche und von da auf den Kirchhof ist der Weg mit kleinen Tannenzweigen bestreut. Fast über jedem Grab erheben sich Kreuze und Grabsteine, mit Grabschriften größtentheils tiefen und heiligen Sinnes.

In Schweden, wo dieselben Gebräuche herrschen, liest man folgende Aufschrift am Giebel des Kirchhofthurms von Gothenburg: „Tänk pa döden!“ „Denk an den Tod!“ Auf der Route am Canal von Gothland fand ich nicht weit von der alten Kirche des Wreta-Klosters folgende Grabschrift auf dem Leichenstein des Lieutenants Broms (gest. 1829):

Kung se ditt öde,
Träll se din hvila.
Du sköna skada dessa ben,
Du lärde dessa tomma hufvudskalar,
Du rike detta stoftet,
Du usle denna verld.

König, sieh hier dein Geschick,
Sklave, sieh hier deine Ruh'
Du Schönheit dieß Gebeine,
Du Weiser dieses leere Hirn,
Du Reicher diesen Staub,
Du Armer diese Welt!

Ich sprach weiter oben davon, daß die Aländer gut leben: das ist natürlich relativ, denn ich glaube, daß weder der Bauer in England noch der in Frankreich sich gern in ihre Lebensweise fügten. Die Nahrungsmittel der Aländer sind Roggenbrod, frische oder gesalzene Fische, Butter, Käse und Fleisch: letzteres überdieß ziemlich selten, ist mager und wenig anziehend. Das Brod ist dünn wie Schiffszwieback, man backt es nur zwei- oder dreimal des Jahres und zwar in Form eines Kranzes, um die Laibe an langen Stangen, die an der Decke des Wohnzimmers aufgehängt sind, anzureihen. Durch die Länge der Zeit bekommt es eine solche Härte, daß, wenn man davon genießen will, man sich ein Stück mit einem Beil herunterhauen muß. Indeß ist dieses Brod ausgezeichnet, und ich aß mehr als einmal mit wahrem Vergnügen davon. Die Aländer trinken eine Art Dünnbier „Svagdrika“ (schwaches Getränke), das jedes Gard selbst in großer Quantität bereitet, und Kornbranntwein. Dieser Branntwein, den ein fremder Gaumen im ersten Augenblick besonders ekelhaft findet, wird von den Bewohnern des Landes sehr hoch geschätzt, sie ermangeln nie, wenn sie in großer Anzahl ihre Ausflüge im Winter machten, sich ein Faß davon mitzunehmen. Wie oft habe ich während meiner Reise im Jahre 1852 meine Zuflucht dazu genommen, und gewiß hätte mir so mitten in Schnee und Eis ein Glas vom feinsten Cognac nicht besser geschmeckt. Ein anderes Getränke noch, das die Aländer bei Gelegenheit eben nicht verschmähen, ja sogar suchen, ist das salzige Wasser des Meeres. Oft sah ich unsere Rotkarlar mit dem Bauch auf dem Eise liegend ein Loch in die Eiskruste bohren, um einige Schluck davon einzuschlürfen. Es bekam ihnen gut, wie sie sagten. Ich glaube, daß an der kräftigen Leibesbeschaffenheit, deren sich die Aländer erfreuen, die Masse Salz, welche sie genießen, Schuld ist. Dieß ist auch in Finnland und in allen baltischen Provinzen der Fall. Die Esthländer zum Beispiel, die gewiß so stark wie die Aländer sind, werden, seit sie im Genuß des Salzes beschränkt sind, schwächer.

Mit Ausnahme der Sprengel von Kumlinge, Föglö und einiger anderer Oertlichkeiten von geringer Bedeutung, die isolirt stehen, und wo das öde Land nur verkrüppelte Tannen und niederes Gestrüpp hervorbringt, sind die Alandsinseln reichlich mit Holz versehen, ja es bildet das Holz einen wichtigen Ausfuhrartikel. Außer den in den nordischen Ländern heimischen Bäumen, wie Fichte, Tanne, Erle, Birke finden sich dort noch Eichen-, Ahorn-,

Eschen-, Linden-, Elsbeer-, Nuß- und Eibenbäume. Freilich wachsen diese Holzarten außer dem Nußbaum, welcher als eine Art Ersatz in dem an allen übrigen Gattungen so armen Sprengel von Kumlinge reichlich vorhanden ist, nicht in großer Quantität, sind dafür aber von ausgezeichneter Qualität und vielleicht den in begünstigteren Gegenden gewachsenen vorzuziehen.

Was die Cerealien und Vegetabilien betrifft, so rechnet man dahin mehr als 1200 Arten, denen der Boden von Aland mehr oder weniger günstig ist. So baut man dort mit großem Erfolg und in großem Maßstabe Roggen und Kartoffeln, der Roggen trägt hier siebenfältig. Hingegen stehen Weizen, Gerste, Haber und Gemüse in ganz geringem Verhältniß und reichen eben nur für den Hausbedarf. Seit den letzten Jahren hat der Ackerbau merkliche Fortschritte auf den Alandsinseln gemacht; fruchtbare Felder und grüne Wiesen breiten sich da vor unsern Augen aus, wo wir unlängst noch schlammige Meräste und wilde Wälder trafen. Indessen gibt es noch gewisse Striche auf den Inseln, wo der Boden allen Bemühungen trotzt, und es wahrscheinlich auch nie glücken wird ihn fruchtbar zu machen. Darum sind die Alandsinseln im Ganzen genommen wenig von der Natur begünstigt; wäre es aber da nicht nothwendig, daß die bevorzugtern Orte zu Gunsten der zurückgesetzten ein Opfer brächten? Das gäbe ein Gleichgewicht, welches dem Lande das Nothwendige gibt und seinen Ueberfluß für es selbst verwendet.

Der Feldbau der Aländer gleicht dem der Schweden und Finnländer. Obwohl es ihnen an Dünger nicht fehlt, so bedienen sie sich doch an gewissen Orten des Feuers zur Urbarmachung (svedja) und säen in die Asche. Das Korn wird mit der Sichel geschnitten und kommt dann zum Dürrwerden in Trockenkästen, bevor es gedroschen wird. Im allgemeinen machen sie gute Ernten, zum wenigsten Mittelernten; doch trifft es sich auch zuweilen, daß schädliche Insecten oder ein zu früher Frost die Ernte im Keime schon zerstören. Fruchtbäume sind auf den Alandsinseln keine aufzufinden.

Die Wiesen sind dort völlig der Natur überlassen, was jedoch einem ziemlichen Gedeihen derselben keinen Eintrag thut: sie brauchen nur die Futtervorräthe für den Winter zu liefern, denn im Sommer lassen die Aländer ihre Heerden in den Wäldern weiden. Wenn man an den Küsten der kleinern unbewohnten Inseln des Aland-Archipels hinfährt, so überrascht es, da und dort kleine Heerden blöcken, hüpfen und bei einer Annäherung die Flucht ergreifen zu sehen, wie scheues Wild. Die Aländer bringen nämlich auf dieselben ihre Ziegen, Schafe und Hämmel, und lassen sie dort, so lange die schöne Jahreszeit dauert. Auf diese Weise ersparen sie sich die Mühe sie zu hüten, und sind sicher sie wieder zu bekommen sobald sie wollen, da sie wissen, daß sie ihnen nicht durchkommen können, noch sie ihnen jemand stiehlt.

Indessen kann diese sonderbare Betreibung der Rindviehzucht wohl nicht zu sehr glänzenden Resultaten führen. Die Schafe und Kühe in Aland sind klein und sehen elend aus, was auch bei ihren Ziegen und bis auf einen gewissen Punkt bei ihren Pferden der Fall ist, letztere haben jedoch eine seltene Stärke. Deßhalb ist das Fleisch, was auf Aland gegessen wird, so mager und so trocken. Dagegen gibt es dort ausgezeichnet schmackhaften Käse; der von Föglö hauptsächlich ist weit berühmt und wird in großer Quantität ausgeführt.

Außer den vorhin angeführten Naturproducten dienen den Aländern theils zur Nahrung theils als Handelsartikel die Jagd und Fischerei. Die Jagd geht auf die Robbe oder Seekalb und einige Arten von Seevögeln, während ihnen die Fischerei den Salm, den Barsch und eine Menge anderer Fische liefert, unter denen der „Strömming" den ersten Platz einnimmt. Dieser kleine Fisch hat einige Aehnlichkeit mit unsern Sardellen, ist aber feiner, zarter; man genießt ihn frisch oder gesalzen. Ein schwedischer König soll einmal verboten haben, die Gräten desselben wegzuwerfen, da er hierin ein Unrecht gegen die Natur sah; und in der That, so außerordentlich dünn sie sind, enthalten die Gräten des Strömming die saftigsten Theile.

Die Strömmingsfischerei, die sonst so reichlichen Ertrag lieferte, läßt seit einigen Jahren nach, bildet aber dessen ungeachtet doch noch den Hauptgegenstand der Ausfuhr von den Alandsinseln. Allein in Folge der neuesten Maaßregeln der schwedischen Macht gegen die finnischen Producte mußte diese Ausfuhr, welche vor kurzem noch zwischen den Inseln und Stockholm fortwährend für beide Theile gleich vortheilhafte Beziehungen unterhielt, eine andere Richtung nehmen. Die Aländer bringen nun ihre Strömming und andere Lebensmittel nach den östlichen Küsten des finnischen Meerbusens, nach Abo, nach Helsingfors, ja sie gehen sogar bis Reval und St. Petersburg; allein da auf diesen Märkten viel weniger Nachfrage nach aländischen Producten ist als auf den schwedischen, so wird ihnen ihr Verlust im Absatz der Waaren kaum ersetzt.

Der Vorzug des Holzes auf den Alandsinseln vor dem des Continents hat ihnen das Privilegium verschafft, beinahe ausschließlich den Bedarf an Balken, Dielen, Masten &c. für die Werften von Abo zu liefern. Ja es lassen sogar Rheder von Abo ihre Arbeiter in Aland selbst Schiffe bauen, da die Bearbeitung an Ort und Stelle selbst doch wohlfeiler kommt. Die Aländer ihrerseits haben nun auch angefangen kleine Schiffe zu bauen, in der Absicht mit denselben Handel zu treiben.

So viel über den wirthschaftlichen Zustand der Alandsinseln. Alles in allem kann er ein befriedigender genannt werden; gibt er auch nicht Gelegenheit zum Luxus, so hält er doch wenigstens das Elend unterdrückt und nähert sich dem Wohlstand. Erinnern wir uns außerdem, daß diese drei Abstufungen des materiellen Lebens der Menschheit nichts Absolutes, und nur nach einem gegebenen Grade der Civilisation und dem relativen Auftauchen der Bedürfnisse zu würdigen sind. Der Aländer, ein einfacher und natürlicher Mensch, an ein hartes Leben und unaufhörliche Kämpfe gewöhnt, strebt nicht nach raffinirten Genüssen, er ist mit dem Nothwendigen zufrieden. Mehr will er nicht, wenn er auch noch so gewinnsüchtig ist, oder er sich manchmal zu Schritten vergißt, welche seine Ehrlichkeit und seine moralische Tüchtigkeit zweifelhaft erscheinen lassen könnten. Dem Aländer ist der Besitz des Nothwendigen Wohlstand. Ich hatte während meiner Reise im Jahre 1852 unter meinen Führern prächtige Leute; aber wie lebten diese während der acht oder zehn Tage, wo ich sie bei mir hatte? Roggenbrod, so hart wie Holz, gesalzene Butter und Kornbranntwein, das war ihre Nahrung. Ihr Brod trugen sie in Säcken von Rennthierfellen, ihre Butter in kleinen Büchsen von Tannenholz, die sie wie Tabaks-

dosen in ihre Westentasche schoben. Auf dem Rande eines Schlittens oder auf einer Eisscholle sitzend ließen sie sich's trefflich schmecken; sie zeigten einen unverwüstlichen Frohsinn und unterzogen sich mit einem ununterbrochenen Gleichmuthe den unangenehmsten Arbeiten, den schwersten Strapazen.....

Amerikanische Original-Literatur.

Dr. Benj. G. Ferris' Geschichte der Regierung, der Lehrsätze, Gebräuche u. s. w. der Heiligen des jüngsten Tages, ist eines von denjenigen literarischen Wundern unseres wunderlichen Landes, das wirklich neun Tage auszuhalten scheint. Länger als diese neuntägige Frist hält bekanntlich bei uns kein Wunder Stich!

Ferris war ehedem Secretär des Territoriums Utah und hatte demnach gewiß Gelegenheit genommen, Nachrichten einzuziehen über die Mormonen in dieser Gegend; — denn niemand als diese wunderlichen Heiligen sind auf obengenanntem Buchtitel gemeint. Indem ich nun einige kurze Auszüge aus der sehr interessanten Schrift folgen lasse, als zweckmäßigste Art der Berichterstattung, bedarf es dabei kaum noch des Fingerzeigs auf die ersichtlich feindselige Stellung des Verfassers zu den Mormonen. Dennoch scheint Wahres und Beachtenswerthes besonders in der angeführten Behauptung zu liegen, daß bei dem Vielweibersystem sich eine merklich große Sterblichkeit der Kinder herausstelle. Was Ferris über Vernachlässigung der Erziehung sagt, hat darum im Unionsgebiet weniger Schwergewicht, als diese Vernachlässigung leider allgemein zu nennen ist und zwar in Folge der Götzendienerei des goldenen Kalbes. Die Mormonen können jedem Amerikaner fast mit vollem Rechte in dieser Hinsicht zurufen: nosce te ipsum! Ich beschränke mich darum auf die Mittheilung einiger Stellen über die Vielweiberei aus Ferris Schrift, weil dieß ein Cardinalpunkt ist, und eine Notiz über die Mormonen in Californien angehängt werden soll, die im übrigen ergänzend seyn dürfte.

Von der häuslichen Oekonomie der Salzsee-Mormonen sagt Ferris: „die Vielweiberei hat einen ganz neuen Baustyl in der Salzseestadt begründet. Ein Mann mit einem halben Dutzend Weiber baut, wenn er kann, ein langes, niedriges Wohnhaus mit sechs Eingängen von außen her, und wenn er noch eine Frau zu sich nimmt, so fügt er, wenn er das im Stande, noch ein neues Gemach hinzu. Der Grund dazu ist der, die Frauen und kleinen Kinder so viel wie möglich abgesondert zu halten und jene schrecklichen Katzengefechte zu verhindern, welche zuweilen vorfallen, mit zerrissenen Mützen und zerbrochenen Besenstielen im Gefolge. Mit der Ausdehnung der „göttlichen Institution" der Vielweiberei dehnen sich auch die Gebäude aus, und in wenigen Jahren wird die Stadt wie ein Haufen von für Soldaten eingerichteten Barracken aussehen. — Manche haben besondere Gebäude in verschiedenen Theilen der Stadt, andere besitzen Landhäuser, so daß die Frauen völlig von einander getrennt sind, und der Ehemann theilt seine Zeit zwischen ihnen allen."

Die Wirkung der Vielweiberei auf die Bevölkerung schildert Ferris entschieden als eine verderbliche und führt als Beispiele an: „der Prophet Joseph hatte über vierzig Weiber in Nauvoo, und die übrigen Priester eine ihrem Range und ihren Neigungen entsprechende verschiedene Anzahl, und fast alle Kinder dieser Vielehen starben an jenem Platze; ja Mormonen selbst behaupten, daß nicht eines nach Utah gebracht ward. Brigham Young, der Gouverneur, hat dreißig Kinder, von denen acht von seiner ersten und zweiten gesetzmäßigen Frau sind, die übrigen zweiundzwanzig sind von seinen Kebsweibern. Er hat fünfzig Weiber, von denen mehrere Wittwen von Joseph Smith und wahrscheinlich über das Alter des Gebärens hinaus sind; aber angenommen er habe nur dreißig nachkommenschaftsfähige, so würden die zweiundzwanzig Kinder weniger als eins auf eine Concubine ergeben. Wenn jede dieser entwürdigten Frauenspersonen das geachtete Weib eines Ehemannes wäre, so würde nach der gewöhnlichen Durchschnittszahl von vier Kindern für eine Familie, die Gesammtzahl der Kinder einhundert und zwanzig betragen, was somit einen Bevölkerungsverlust von achtundneunzig ausmacht.

Die Kinder sind in furchtbarem Grade Krankheiten und dem Tode unterworfen. Dieß ist das Resultat der groben Sinnlichkeit der Eltern und ihres Mangels an Fürsorge für ihre Nachkommen.[1] Im Allgemeinen bekümmern sich diese angeblichen Heiligen eben so wenig um ihre Weiber wie um ihre Kinder, weniger als ein umsichtiger Farmer in den Staaten um sein Vieh; und außerhalb der „Five Points" in New-York kann keine schmutzigere, elendere, vernachlässigtere und unordentlichere Brut von Kindern gefunden werden, als in den Straßen der großen Salzseestadt. Der Gouverneur, von dem anzunehmen daß er seiner vielfachen Familie mehr Aufmerksamkeit schenkt als im Durchschnitt geschieht, liefert eine treffliche Illustration dazu. Er war zweimal gesetzmäßig verheirathet und hat acht legitime Kinder die alle am Leben sind. Er hatte eine große Zahl Kinder von seinen Concubinen — Niemand weiß wie viel — es ist bloß bekannt, daß nur zweiundzwanzig am Leben. Diese Frauenzimmer wohnen nicht im sogenannten Gouverneurshaus, sondern in verschiedenen Wohnungen, von einer bis zu einem Duzend an einem Platze."

Ferris behauptet eine Zunahme der Sittenlosigkeit unter den Mormonen und sagt: „Ihr System der Mehrheit hat fast alles Schamgefühl zerstört, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach bald ein Zusammen- und Durcheinanderleben der Geschlechter herbeiführen, wie beim Vieh auf den Feldern. Ein Mann, der in Gemeinschaft mit dreißig schmutzigen Weibsbildern lebt, kann keinen besondern Sinn für Sittlichkeit haben. Es hält schwer eine getreue Schilderung über die Wirkung dieser Ursache zu geben, ohne unanständig zu werden. Die Heiligen schreiten rasch fort. Voriges Jahr (1852) berietheu sie allen Ernstes über die Einführung einer neuen Kirchenordnung, wonach die Frauen abwesender Missionäre den Daheimbleibenden zugetheilt werden sollten. In unzähligen

[1] Hierbei dürften gewiß auch noch klimatische und dergleichen Bedingungen bedeutend mitsprechen. C. P.

Fällen nimmt ein Mann eine Wittwe und deren Tochter zugleich zur Frau.[1] Einer hat eine Wittwe und deren beide Töchter geheirathet. Es gibt also Fälle, wo die Nichte dem Onkel, zufällt, und das erregt nicht den geringsten Anstoß. Wie weit das noch ausgedehnt wird, wird die Folge lehren. Brigham Young erklärte 1852 von der Kanzel, daß die Zeit kommen werde, wo, um den Stamm der Priesterschaft unadurchbrochen zu erhalten, Ehen auf dieselben Familien beschränkt werden müßten, so daß zum Beispiel der Sohn einer Mutter die Tochter einer andern vom selben Vater heirathen würde. Es war sogar die Rede davon, noch weiter zu gehen und dem Vater zu gestatten, sich seine eigene Tochter zuzulegen." (?)

Die hohen Würdenträger der Kirche sind ausnehmend geschickt darin, sich junge Mädchen zu Weibern zu verschaffen. Sie behaupten, daß ältere Mitglieder, die erprobt und treu befunden wurden, bessere Werkzeuge zur Seligmachung seyen, als die jüngern, die noch abfallen könnten. Der älteste Wilford Woodruff, einer der zwölf Apostel, hat ein geregeltes System im Wechseln seines Harems. Er nimmt ein oder mehrere junge Mädchen zu sich, und wenn er ihrer müde geworden, behandelte er sie so, daß sie mit Freuden auf eine Ehescheidung eingehen, und alsdann geht die Recrutirung von neuem los. Im März 1853 nahm er ein frisches vierzehnjähriges Mädchen, dessen er sich schon im nächsten Sommer wieder entledigte. Diese Manöver werden mehr oder minder von der ganzen Bande beobachtet, die abgedankten Mädchen des einen werden von andern angenommen, bis sie die Runde gemacht haben. In den meisten Fällen werden die Mormonenweiber vor der Zeit alt und welk.[2] Ein Mann, der sich entschließen kann, mehrere Frauen zu nehmen, vernachlässigt stets sein Weib und in den meisten Fällen wird er es sogar mißhandeln."

Unparteiischer lautet ein Bericht im „Star," der zu Los Angelos in Californien erscheint, über die dortigen Mormonen, worin gesagt wird: „Es ist noch keine drei Jahre her, seit die Mormonen sich in San Bernardino niederließen. Damals war es eine bloße Viehweide, doch seitdem ist es durch wohlangewendete Arbeit zu einem der wichtigsten und fruchtbarsten Bezirke unseres Staates geworden. Das unter den Mormonen herrschende System, bei allen politischen Wahlen in Corpore wie Ein Mann zu stimmen, wird ihnen sogar bei weiterer Vermehrung ihrer Kopfzahl eine sehr große Bedeutung geben. Sie sind weder Whigs noch Demokraten, ihre Praxis ist einfach: für ihre speciellen Freunde zu stimmen, gleichviel welcher Partei sie angehören. Durch ihre Einigkeit in dieser Beziehung werden sie nicht selten bei hart angefochtenen Wahlen den Ausschlag geben können.

Bei einem ersten Besuche unter ihnen wird man von der großen Stille und Ruhe betroffen, findet aber bald, daß diese eine Folge der stetigen Arbeit ist, welche ihr System ihnen auferlegt. Es gibt dort keine Müßiggänger, jeder muß im Verhältniß zu seinen Fähigkeiten arbeiten und alle Arbeiten gehen auf ganz systematische Weise vor sich. Jeder, dem man begegnet, geht wie einer, der in Geschäften ist. Die einen legen Gräben an zur Bewässerung des Landes, andere fällen Holz in den Bergen, wieder andere schaffen es herunter, bestellen die Felder, besorgen die Heerden, bauen Häuser, oder sorgen für den Umsatz der Erzeugnisse. Jeder thut etwas für den dauernden Vortheil der Gesammtheit. Ihr Eigenthum wird nicht gemeinschaftlich verwaltet, doch gewinnt natürlich jeder durch die Thätigkeit der übrigen mit. Was den unermüdlichen Fleiß in der Entwickelung der Hülfsquellen ihres Landes betrifft, kann keine Commune im Staate sich mit ihnen messen.

Der Mormonenbezirk liegt an der Ausmündung des Cajenpasses und der Weg von hier nach dem Salzsee führt direct durch die Stadt. In Cajon ist hinlänglich Wasser für Mühlen und zum Zwecke der Berieselung. — Es wird nach allen Richtungen hin über die Niederungen geleitet und soll demnächst auch durch die Straßen der neuen Stadt geführt werden. Das alte ungeschickte Fort wird bald verlassen werden. Die neue Stadt, die ein wenig östlich davon liegt, ist vermessen, und die Bauplätze darin werden zu einem Durchschnittspreise von 150 Dollars zum Verkaufe ausgeboten. Einige hübsche Gebäude sind schon errichtet und mehrere andere im Bau begriffen. Der Bischof Crosby errichtet ein großes Hôtel, das eine Zierde der Stadt werden soll. Die Mormonen gehen niemals vor Gericht und haben eine ganz specielle Abneigung gegen Advocaten, in denen sie nur Anstifter von Processen sehen. Noch kein einziger Rechtsstreit ist von unsern Staatsgerichten verhandelt werden, wobei Mormonen betheiligt waren.[1] Alle ihre Streitigkeiten werden in dem „Bischofsgerichte" verhandelt, wo jede der beiden Parteien einen Schiedsrichter wählt, dessen Entscheidung endgültig ist. Sie haben kein Gefängniß; findet sich ein Verbrecher unter ihnen, so wird er in Ketten gelegt und muß bei Grabenanlagen oder Wegebauten arbeiten. „Niemand wird durch Einsperrung gebessert", sagen sie, „außerdem würde das nur der Gemeinde Kosten machen, und wir haben nicht die Mittel dazu, Müßiggänger zu füttern." — „Es sind viele recht gebildete Männer und Frauen unter den Mormonen, und wenn man ihren eigenen Versicherungen glauben darf, so wären sie die glücklichsten Leute auf der Welt. Keine Diebe, keine Gefängnisse, keine Händelmacher (Rowdies), keine Branntweinschenken sind da zu finden, sie „dienen dem Herrn in all' ihrer Arbeit." Mit großer Zähigkeit halten sie an ihren Glaubenssätzen und an den Offenbarungen ihres Propheten Joseph fest, und zeigen die größte Bereitwilligkeit um ihres Glaubens willen zu leiden. — Wir halten sie für Polytheisten, die indessen an eine „erste Ursache" glauben. Hinsichtlich des zukünftigen Lebens glauben sie, daß sie dort durch getreuliche Erfüllung aller vom Propheten vorgeschriebenen Pflichten auf dieser Welt zum „Stande der Erhöhung" gelangen, oder mit ihren eigenen Worten zu reden, „Könige und Herrscher über große und gewaltige Reiche werden." Diese Reiche würden aus den ihnen auf Erden angetrauten („versiegelten") Weibern und deren Kindern und Kindes-

[1] Die böse Welt will in andern Unionsstaaten wissen, daß es fast Gebot des St. Custom ist, wenn der Mann einer Tochter erst Liebhaber der Mutter war. Da ließe sich mit Bezug auf die Mormonen sagen:

„Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide!"

[2] Dasselbe läßt sich so ziemlich allgemein von den Frauen Amerika's behaupten. — Offenbar sagt dieser ganze Bericht mehr, in welchem Licht man die Mormonen erscheinen lassen möchte, als wie sie wirklich sind. A. d. R.

[1] Die Mormonen sind viel gescheidter als die Deutschamerikaner, welche sich fortwährend vor Gericht ziehen lassen, die von Englischen besetzt sind, und wo dann stets die Maus bei der Katze den Rechtsspruch empfängt. C. P.

Kindern bis zur letzten Generation bestehen. Die Strafe für Versäumung der Pflichten und Nichtausübung der Cardinaltugenden besteht darin, daß sie die „Erhöhung" ihrer frühern Genossen mit ansehen müssen, während sie selbst in einer untergeordneten Stellung bleiben. Sie glauben daß sie in „jener Welt" wieder mit ihren Familien vereint und dieselbe Beschäftigung haben werden wie in diesem Leben. Die Vielweiberei begründen sie durch die Nothwendigkeit, ihre Bevölkerung so rasch wie möglich zu vermehren, und in dieser Beziehung findet die Lehre selbst unter gebildeten Damen bei ihnen sehr warme Vertheidigerinnen."

Abgesehen von der interessanten Erscheinung in socialer Hinsicht, daß hier angelsächsische Zähigkeit im Festhalten an gewissen Glaubensartikeln und herkömmlichen Sitten einander direct gegenüber auftritt, ist ein anderer wichtiger Punkt der, daß beide Parteien bei Verfolgung ihrer Willkür hart zusammenstoßen. Das Vorgeben der Mormonen zur Beschönigung ihrer Vielweiberei beruht lediglich auf der Neigung zur ungezügelten Willkür; umgekehrt tritt bei den nichtmormonischen Angloamerikanern dieselbe Neigung, nur unter andern Formen, der Heuchelei u. s. w. an den Tag. Es werden herüber und hinüber nichts als taube Nüsse geknackt, wobei der Kern — ich meine die Erziehung zur Selbstbeherrschung — so gut wie völlig außer Acht gelassen wird. Die Schwierigkeit des Erziehungsgeschäfts nebst damit verbundener Aufopferungsfähigkeit und Selbstüberwindung wird von beiden Seiten unter fast gleichem Entschuldigungsgrunde umgangen. Der Mormone verabsäumt die Bildung und Erziehung seiner Kinder, weil er angeblich wegen der Theilnahme an gemeinschaftlicher Arbeit nicht Zeit dazu hat, und seine nicht-mormonischen Gegner haben auch nur ihre Dollarjägerei, den Dienst des St. Business, zur Bemäntelung ihrer Trägheit und daraus entspringenden Willkür anzuführen.

Die Menschen folgen überall gern weit eher ihren Trieben als vernunftgemäßen Grundsätzen, und thun auf diese Weise sehr häufig recht harte Arbeit, härtere als sie zu thun haben würden, wenn sie nach festen Grundsätzen der Vernunft handelten und dabei ihre Triebe beherrschten.

Meiner Ansicht nach müssen bei jedem Zusammenrücken der Mormonen und Nichtmormonen die entscheidenden Gewaltäußerungen der Majorität zum Vorschein kommen, wie das schon in Nauvoo (Illinois) der Fall war. An ein friedliches Zusammenwohnen sich so schroff entgegenstehender socialer Verbindungen bei gleich zähem Festhalten jeder Partei an ihren Gewohnheiten und Glaubensartikeln scheint mir durchaus nicht gedacht werden zu dürfen.

E. P.

•

Dreißig Jahre im Staatsdienst, von Colonel Benton. Die Berichterstattung über den ersten Band dieses in der That höchst interessanten und bemerkenswerthen Werkes wird mir überaus leicht gemacht durch einen Vorgänger, Hrn. L. Alberti, hier in New-York, dessen Besprechung in einem hiesigen deutschen Blatte von mir benutzt werden darf, da sie nicht nach Deutschland kömmt, gleichwohl Entsprechenderes durch mich kaum geliefert werden könnte. Hr. Alberti berichtet Folgendes:

„Der Colonel Benton, politischer Repräsentant des Staates Missouri (in Washington), ist einer jener Männer, die, wie man zu sagen pflegt, durch sich selbst bekannt sind. Er ist ein öffentlicher Charakter seines Landes; eine lange politische Laufbahn hat ihn stets auf den hervorragenden Höhen staatsmännischer Situationen gezeigt, und nur Eigenthümlichkeiten, die seinem Geiste und seiner Gesinnung keineswegs zum Nachtheil gereichen, haben es verhindert, daß er in die Reihe der Präsidenten dieser Union eintrat. Benton besitzt eine Unabhängigkeit des Charakters, eine Freiheit, Geradheit und sarkastische Schärfe des Urtheils, die sprüchwörtlich sind; seine gelegentlichen Aeußerungen bilden meistens die Stich-Termen, worunter man bedeutende politische Vorgänge und ditto Persönlichkeiten zu begreifen pflegt.

Allerdings ist das eine Seite, die ihn weniger zum Parteicandidaten als zum Volksmann qualificirt, und man thut wohl immer am richtigsten, ihn auch unter dem letztern Gesichtspunkte aufzufassen. Mag Benton mit seinen politischen Ansichten und Meinungen stehen wo er will — und ohne Zweifel ist er nach diesen ein Demokrat der alten Schule — in der Tüchtigkeit und Resolutheit seines Charakters ragt er über die Parteiverknöcherung hinaus, und das eigentliche Motiv seines Wesens führt ihn stets auf das Volk und Leben im Allgemeinen hin. Er ist noch eine der antiken Gestalten unserer lebenskräftigen republikanischen Vergangenheit, und der Weg, welcher ihm noch durch die Gegenwart hin verliehen ist, wird umschwebt von den Manen unserer besten Männer und Zeiten. So erscheint er uns, und es ist selbstredend, daß wir unter dieser Beziehung sein im ersten Bande erschienenes Werk, „dreißig Jahre im Staatsleben", von vornherein sehr hoch stellen. Es ist eine Geschichte seiner eigenen politischen Laufbahn, die sich über diesen langen Zeitraum erstreckt, und die bei ihrer beziehungsreichen Bedeutung zugleich ein Commentar der Zeit selbst werden mußte — die pragmatische Darstellung einer Epoche, welche fast die Hälfte von dem Bestehen der Republik umfaßt.

Bis jetzt hat es, vielleicht mit Ausnahme von Franklin und den beiden Adams, noch keine bedeutenden Staatsmänner in den Vereinigten Staaten gegeben, welche die höhere Memoirenliteratur ihres Landes mit einer zusammenhängenden Darstellung ihrer Zeit und ihres Wirkens bereichert hätten. Gleichwohl ist eine solche Memoirenliteratur äußerst wichtig, ja fast nothwendig. Sie bietet der allgemeinen Geschichtsschreibung wie der politischen Kenntniß des Volkes überhaupt erst die Hülfsmittel, aus denen beide entstehen. Der Geschichtsschreibung werden durch sie — die Memoirenliteratur — erst die tiefern Quellen historischer Darstellung aufgethan; das Volk aber gewinnt seine eigentliche politische Kenntniß nur durch sie, da es einem sonstigen Quellenstudium ferne steht und allgemeine Geschichtsschreibung oder Zeitungsartikel nie den Mangel zu ersetzen vermögen.

Es gibt freilich viele politische Literatur in den Vereinigten Staaten. Man hat die Lebensgeschichten der Präsidenten, Documenten-Sammlungen, Staaten- und Föderationsgeschichten u. s. w. Sie reichen aber alle nicht zu der Bedeutung hinauf, welche die größern Darstellungen wirkender Staatsmänner über ihre Zeit und Situation haben. Was in dieser Beziehung — sagt der „Newyork Atlas" — die beiden Adams geschrieben haben, bietet des Bedeutenden viel, dem tiefern politischen Bedürfniß wird aber doch nicht hinreichend entsprochen. Der jüngere Adams, John Quincy, soll freilich eine ungeheure Masse Manuscripte hinterlassen

haben, das theils in seinem Stammsitze, theils in Boston aufgelagert ist und von dem Verstorbenen selbst noch für den Druck aufs sorgfältigste vorbereitet wurde; es hat sich aber bis jetzt kein Verleger dazu gefunden.

Calhoun hinterließ eine eigenhändige Sammlung seiner Reden und zerstreuten Aufsätze. Letztere haben aber fast nur philosophische Bedeutung, und das Ganze, voluminös wie es ist, blieb dem Volke so fern, daß es — nach der Behauptung des „Atlas" — vielleicht kaum 50 Leser in den Staaten außerhalb Südcarolina gefunden hat. In letzterem war der Abgang so gering, daß die Legislatur desselben ein Jahr nach dem Erscheinen des Werkes um Schadenersatz für den Herausgeber angegangen werden mußte.

Von Webster und Clay sind schätzenswerthe Sammlungen ihres literarischen Nachlasses durch die zweite Hand ausgegeben, namentlich was erstern betrifft durch Everett, der nach Websters Tode bekanntlich das Staatssecretariat unter Fillmore eine Weile bekleidete und auch sonst literarischen Namen hat. Der Charakter beider Sammlungen bleibt aber ein fragmentarischer und entspricht nicht dem Verlangen nach etwas Großem und Ganzem, das klare und unterrichtende Befriedigung gewährt. Darum bleiben sie auch nur auf ein halbes Publicum beschränkt und sind für das Volk vergessene Sachen.

Bei Clay kommt besonders noch der Umstand in Betracht, daß er eigentlich nicht zu jenen Schriftstellern von „Eleganz" gehört, bei denen die Form ein eigenes Studium ausmacht, und die, wie z. B. der brittische Staatsmann Burke, den innern Werth ihrer Schriften durch Mittel gefällig zu machen wissen, die mehr einer freien und ausgebildeten Geschmacksrichtung angehören. Clay war sich dieses Mangels selbst hinreichend bewußt, und sprach sich im öffentlichen Leben wie privatim zuweilen darüber aus. So unbestreitbar seine geistige Größe besteht, so ewig ruhmwürdig die unmittelbare Wirkung seiner Gedanken und seiner Beredsamkeit verbleibt, so sind sie doch, durch die Schrift festgehalten, für spätere Geschlechter nur Monumente, deren Betrachtung durch Pietät oder irgend einen bestimmten Zweck vermittelt werden muß. In der Erwartung eines ausnahmsweisen literarischen Nachlasses, den man sich von Clay versprach, ist die öffentliche Meinung entschieden getäuscht worden. Zwar fand sich eine ausgebreitete politische Correspondenz, aber ohne jenen Charakter, der zu ihrer Veröffentlichung reizen könnte.

Am größten und eigenthümlichsten steht in Bezug auf einen literarischen Fragmenten-Nachlaß noch immer Jefferson da, dessen gesammelte Schriften gerade jetzt bei den Appletons (in Newyork) erschienen sind. Jeffersons Styl ist ein Muster englischer Sprache; die liebenswürdige Heiterkeit, moralische Würde und glänzende Diction, wodurch sich namentlich seine Briefe auszeichnen, sind in der amerikanischen Literatur vielleicht ohne Gleichen, und erheben den „großen Verfasser der Unabhängigkeitserklärung" auch zu dem vornehmsten classischen Schriftsteller seines Volkes. Dennoch bleibt auch Jefferson vielfach ungelesen, denn es fehlt seinen Werken jene unerläßliche Bedingung für unsere nach Zusammenfassung und Resultat strebende Zeit: sie bilden kein einiges, bestimmt zweckliches Ganze und üben für die klare Bildung der Massen keine unmittelbaren Wirkungen aus. Die Zeit des literarischen Müßigganges und Bummelthums ist vorüber; man will auch die Literatur als eine — That.

In diese Bahn tritt nun gerade Benton ein mit einem Werk, das eine gerundete und bestimmt zweckliche Darstellung einer langen politischen Periode dieses Landes bildet, und in aufklärender Beziehung zu fast all den Staatsmännern steht, deren wir oben erwähnten. Unbedingt wird es zu deren schriftlichen Nachlaß vielfach den Schlüssel abgeben, und während es zum Verständniß desselben führt, ihm auch die bisher mangelnde Popularität bereiten. Namentlich dürfte der Calhounische Nachlaß keine Ursache finden sich zu beklagen. Benton wendet diesem Staatsmann, wie naturgemäß überhaupt den Verhältnissen des Südens zum Norden der Conföderation, vorzugsweise Aufmerksamkeit zu. Die Bezüge zwischen Calhoun und Benton sind specifischer Art, wovon sich jeder einen Begriff machen kann, der die 1848 erschienene Schrift des letztern gegen den Caroliner gelesen hat, eine Schrift, die der damalige Herausgeber des „Westl. Anzeigers", Olshausen, gleichzeitig ins Deutsche übersetzte.

Auch dem gegenwärtigen Buche Bentons wird ohne Zweifel diese Uebersetzung zu Theil werden.[1] Es bildet vier Bände in groß Octav, wovon der erste, der 750 Seiten stark ist und ungefähr bis zum Schlusse der Jackson'schen Administration reicht, bereits in 50,000 Subscriptions-Exemplaren bei dem Volke Eingang gefunden hat.

Es erscheint wie durch eine Art höherer Vorherbestimmung, zu einer Zeit, wo ein bestimmtes und scharfes Schlaglicht auf die unmittelbar vorhergehende und sich ursächlich zu der gegenwärtigen verhaltende Periode unbedingt noth thut. Und Benton gibt dasselbe — so weit wir nach einer freilich nur noch sporadischen Lectüre seines Werkes urtheilen dürfen — in vollem Maße. Wir stehen, wie es scheint, an einem Entscheidungspunkte in den Geschicken der Republik, wo die politische Kenntniß und die daraus resultirende politische Meinungs- und Handlungsfähigkeit für jeden Bürger eine gebietende Pflicht wird. Das Alte stirbt an Corruption ab, das Neue aber, was ihm gegenübersteht, und namentlich auch aus der deutschen Emigration seine Recruten gewinnt, irrt noch vielfach an politischer Unkenntniß oder Oberflächlichkeit und an den demagogischen Extravaganzen und Absurditäten, die daraus sich entwickeln. Das gibt der Corruption und ihren verderblichen Zwecken Macht. Wohl uns, wenn politische Bildung dazwischen tritt und den Kampfreihen des Fortschrittes die Garantien des Sieges verleiht!

Es ist jene Zeit, die Alexander Hamilton als den Untergangsmoment der Republik vorhersagt, wenn er dem General Lewis schreibt: „Sie, mein Freund, und ich werden den Tag nicht erleben, wo man die Wahl des höchsten Executiv-Beamten unserer Föderation nach reinen Parteizwecken und den Rücksichten auf politische Patronen vornimmt. Es wird aber der Tag unseres Unterganges seyn, wenn alle organischen und allgemeinen Interessen des Landes von der Frage absorbirt werden: „Wer soll Präsident seyn?"

Diese Zeit ist gewiß genug da, und zählen wir überhaupt zusammen, was an Geist und Zuständen hüben und drüben im Lande

[1] Hr. Börnstein, Herausgeber des Anzeigers des Westens in St. Louis, hat bereits eine deutsche Uebertragung der Benton'schen Memoiren angekündigt, die sicher den Weg nach Deutschland findet. C. P.

Platz greift, so meinen wir nicht anders, als bereits in den Anfang jenes Jahrtausends eingetreten zu seyn, das, wie Thomas Paine im ersten Anfange der Republik gegen Washington äußerte, uns auf die Zustände Englands zurückführen würde. Seine Hamiltons Andeutung gewissermaßen ergänzende Worte sind folgende:

„Nach tausend Jahren ist Amerika vielleicht dasselbe wieder was England. Die Unschuld und Wahrheit des Charakters, welche uns nun die Herzen aller Nationen gewinnen, werden wie eine Sage klingen; republikanische Tugend ist hin als ob sie nimmer gewesen wäre. Der Untergang jener Freiheit, für welche Tausende geblutet haben, sie gibt vielleicht noch Stoff zu einem altfränkischen, nur auf den Dörfern gelesenen Roman; die fashionable Welt der Städte, vergraben in Luxus und eitler Zerstreuung, wird all' solche Principien verspotten und die Facta läugnen. Indem wir zurückblicken auf die untergegangenen Reiche der alten Welt, so sehen wir als Ueberbleibsel derselben wenig mehr als die Trümmer einst prächtiger Palläste, prahlender Monumente, stolzer Mauern x. Fällt Amerika, so werden die Ruinen welche sich alsdann der Betrachtung bieten, tiefere Gefühle in Anspruch nehmen, als sie durch bloße Steintrümmer erweckt werden können. Es wird nicht heißen, hier stand ein Tempel des oder jenes Aberglaubens — ein luxuriöser Palast des oder jenes Despoten — ein Babel extravaganter Laster: — nein, und o Stunde des Fluchs, wo solches gesagt werden muß! heißen wird es: „Hier stand das edelste Werk menschlicher Weisheit — der triumphirendste Bau geistiger Größe: „die Freiheit thronte hier und ist gefallen!"

Wollen wir sie bannen die traurigen Gesichte unserer besten Männer — wollen wir die Vision beschwören, welche in frischester Gegenwart die an das Volk gerichtete Adresse der Anti-Nebraska-Mitglieder des Congreßhauses ausspricht, und wollen wir nicht Amerika zu Gunsten eines großen Sklavenstaates erobert und in seinen Lebensbedingungen schmachvoll zerrissen sehen, so muß ein gesammelter ernster Geist uns nach gediegener politischer Kenntniß streben heißen. Nur dann schlagen wir den Feind aus seiner letzten Burg und machen das Land frei! Wir glauben, daß Bentons Werk dafür ein geeignetes Mittel ist."

Mit dieser Schlußfolgerung des Herrn Alberti kann ich mich nicht einverstanden erklären, indem mit bloßer politischer Kenntniß keineswegs eine nothwendige sittliche Erhebung der Bevölkerung zu bewirken seyn dürfte, ohne welche der unausbleibliche Verfall des Gesellschaftsverbandes nicht vermieden werden kann. Was faul ist in der Natur, muß nach deren ewigem Gesetz untergehen, um Neuem Platz zu machen! Wo es am Ganzen liegt, da können überall die Bestrebungen Einzelner in Republiken am allerwenigsten bessern. Bentons Buch erscheint aber jedenfalls als ein ausgezeichneter Schlüssel zur Kenntniß des Getriebes in der „Muster-Republik" und kann Lesern in Deutschland nicht dringend genug empfohlen werden.

E. P.

Das Leben in Australien.

(Aus der Shipping and mercantile Gazette.)

Folgende Auszüge aus der Correspondenz eines Mannes, der einen guten Platz von 300 Pfund jährlich aufgab, um in die Gruben zu gehen, liefert ein anschauliches Gemälde von den Leiden und Freuden des Lebens in Australien.

Melbourne, den 13 April.

„Ich bin abermals in dieser Stadt, wohin mich mein beständiges Mißgeschick in den Gruben getrieben hat. In den letzten 6 Monaten war ich am Rande der Verzweiflung, arbeitete wie ein Pferd, existirte Gott weiß wie — und noch peinlicher ist der Gedanke, wie ich künftig existiren soll. Ich bin überall im Lande umhergestrichen, aber ein unerbittliches Mißgeschick hat mich unter seinen besondern Schutz genommen, sich so fest an meine Sohlen gehängt, daß ich seit meiner Ankunft dahier auch nicht die mindeste Beschäftigung finden konnte. Jetzt, am Vorabend des Charfreitags, bin ich genöthigt mich ins „Gebüsche" zurückzuziehen und daselbst über die Feiertage mein Daseyn zu fristen so gut ich kann, denn meine Mittel sind gänzlich erschöpft, und ich sehe mich außer Standes, auch nur für etliche Tage etwas aufzutreiben. Aber ich werd's überstehen, wie ich schon früher manches andere Malheur überstanden habe, und ich will Ihnen ein kurzes Briefchen schreiben, sobald ich mich wieder etwas comfortabler befinde. Ich habe nicht das Herz an Hrn. . . . zu schreiben, aber wenn man nach mir fragt, können Sie einfach sagen, ich sey ganz wohl und sey wegen meines Mißgeschicks in den Gruben hieher gekommen."

„19 Mai. Ich schrieb Ihnen am 13ten vorigen Monats. Damals war in meiner Börse eine solche Ebbe, daß ich mich, wie ich Ihnen gemeldet habe, genöthigt sah die Osterfeiertage im Gebüsch zuzubringen. Seit dieser Zeit hat mir das Schicksal so manchen boshaften Streich gespielt, daß ich seine vielfachen und schnell auf einander folgenden Neckereien kaum als Wirklichkeit nehmen konnte. Ich will Ihnen indeß eine flüchtige Skizze von dem entwerfen was mir während dieser kurzen, aber ereignißreichen Periode zugestoßen ist. Nachdem ich meinen Brief an Sie vom 13ten vorigen Monats beendigt hatte, schaffte ich meinen Koffer zu einem alten Bekannten, mit der Bitte ihn aufzubewahren, bis ich mich nach einer Beschäftigung umsehen könnte. Ich hatte ihn in den letzten zwölf Monaten nicht mehr gesehen, und so hatten wir einander natürlich sehr viel auszufragen. Ich bekannte offen, daß meine Actien sehr schlecht standen, und sagte, daß ich bereitwillig nach jeder Gelegenheit greifen würde, um mich wieder flott zu machen. Vom Stand meiner Börse erwähnte ich nichts, und erzählte auch nicht, daß ich über die Feiertage gezwungen gewesen, „mein schamhaft Haupt im Gebüsche zu verbergen", aber ich sagte ihm, daß ich im Land umhergehen wolle, um eine Beschäftigung zu suchen. So kam das Gespräch auf die Stellung, die ich früher in meiner Heimath innegehabt. Nachdem ich ihm darüber Aufschlüsse ertheilt, sagte er: „Ei, unsere Principale suchen gerade einen Schreiber, wenn Sie wollen, so gehe ich hin und spreche mit Herrn — über die Sache." — „Aber, meinte ich, sehen Sie nur meinen Aufzug an (ich war im Gräberhabit), ich kann in diesen Kleidern nicht

vor ihn treten." — „Die Kleider brauchen ihnen keinen Kummer zu machen, versetzte er, Herr — mußte, als er in die Colonie kam, anfangs die Schafe hüten und kann deßhalb Ihren Fall um so leichter begreifen." — „Ganz gut", sagte ich, „leiten Sie es ein, daß ich zu ihm kommen kann." Er ging, und nach wenigen Minuten stand ich vor Herrn —. Die Besprechung war ganz kurz. Er betrachtete mich von Kopf zu Fuß sehr scharf mit einem Blick des Erstaunens, wie mir schien, denn es lag auch wirklich eine Unverschämtheit darin, mich in einem solchen Aufzug um den Platz zu bewerben. Er fragte, was ich seit meiner Ankunft in der Colonie gethan, mit was ich mich zu Hause beschäftigt habe u. s. w., und dann sagte er mir, sie wollten die Sache überlegen und mir in einigen Tagen Antwort geben. Aus dem Ganzen schien mir, daß mein Gräberhabit einen unvortheilhaften Eindruck gemacht hatte, doch beschloß ich noch kurze Zeit in der Stadt zu bleiben, um das Resultat zu vernehmen. Ich wartete beinahe eine Woche, aber es kam nichts. Ich brach also auf und verbrachte die folgende Nacht im Gebüsch, einige Meilen von der Stadt, hatte aber da sehr wenig, um das Sehnen des „innern" Menschen zu stillen.

„Am folgenden Tag, als mir der Hungertod ins Gesicht starrte, verkaufte ich meinen getreuen alten Hund Raßler, der seit meiner Ankunft in der Colonie mein beständiger Gefährte gewesen, um drei Sovereigns, und machte mich dann ins Innere des Landes, um Arbeit zu suchen, konnte aber keine finden. Drei Tage später befand ich mich in Castlemaine, und nun beschloß ich in die Avocagruben zu gehen, um meinen Bruder zu besuchen und ihm meine Noth zu klagen. In zwei Tagen erreichte ich diesen Ort und hatte nur noch wenige Schillinge in der Tasche, als ich ankam. Er empfing mich ganz brüderlich und bot mir einen Schein für 25 Unzen Gold an, die er bei dem Commissionär in Bendigo liegen hatte, dann gab er mir noch zwei Pfund, um an diesen Platz zu kommen. Ich brauchte nicht so viel, aber er bestand darauf, also nahm ichs und reiste noch am selben Abend nach Bendigo ab. Ich machte in dieser Nacht 6 englische Meilen und am folgenden Tag ungefähr 30, bis ich an den Ueberfahrtsort über den Loddon-River, ungefähr 12 Meilen von Castlemaine, gelangte. Jetzt aber zog ein schweres Gewitter heran und nöthigte mich in eine Pferdeherberge zu treten, um zu übernachten, was ganz gegen meinen gewöhnlichen Brauch war, wenn ich bei halbwegs ordentlichem Wetter in diesem Land reise. In der Regel zünde ich ein Feuer im Gebüsch an, bette mich in einem Lager von Baumzweigen und bleibe diesen Herbergen an der Straße fern, denn sie stehen mit sehr wenigen Ausnahmen überall in den Gruben im schlechtesten Rufe. Hier stieß mir nun ein Abenteuer auf, das mich beinahe das Leben kostete. Ich kann jetzt nicht auf ausführliche Details eingehen, — dieß muß einem Winterabend an traulichem Herd vorbehalten bleiben, wenn mir je noch einmal diese Freude zu Theil werden soll. Die Herberge war eine Buschklepper- und Räuberhöhle. Man practicirte mir etwas in ein Glas Sodawasser hinein, aber Gott sey Dank, die Dosis war von einer ungeübten Hand gemischt, und dieser Thatsache allein habe ich meine Rettung und mein glückliches Entkommen aus den Händen der Hallunken zu verdanken. Statt mich zu betäuben, wie sie ohne Zweifel beabsichtigten, regte das Getränke nur mein Hirn auf. Sobald ich seine Wirkungen verspürte, stürzte ich zwischen 10 und 11 Uhr in der Nacht, ohne etwas anderes als Hemd und Hosen auf dem Leib, hinaus und rannte, so schnell meine Beine mich tragen wollten, ins Gebüsch, um mein Leben zu retten; die Schurken verfolgten mich zu Pferd, aber die Schnelligkeit meiner Flucht, die Dunkelheit der Nacht und etwas anderes noch, worin ich eine besondere Fügung der Vorsehung erblicken muß, die mir den Weg zeigen wollte, nämlich die Stimme eines Vogels, des Maw-paw oder australischen Kukuks, rettete mich.

Die Wirkungen, welche der Trank auf meine Einbildungskraft hervorbrachte, waren der außerordentlichsten Art; ich befand mich noch sechs Stunden später unter dem Einfluß eines höchst seltsamen Gefühls — es hatte keine Aehnlichkeit mit Trunkenheit, aber ich kann es nicht beschreiben. Ich war mir aller Dinge vollkommen bewußt, doch konnte ich nichts fest im Auge halten, alles schien mir wie durch einen Spiegel reflectirt, und ich schwebte, wenn Sie mich begreifen können, so leicht und lustig über den Boden hin, daß es mir, obschon mein Körper die kalte Morgenluft scharf empfand und ich mir an den Steinen und Gebüschen meine Füße aufs empfindlichste wund riß, dennoch immer schien, als würde ich von etwas Uebernatürlichem gehalten, was mich über die Dinge der Erde emporhob und keine Mattigkeit an mich kommen ließ — ich kann selbst nicht sagen, wie es zuging. Mein Gehirn muß sich in Folge des Tranks in einem höchst seltsamen Zustande befunden haben, denn obschon dieser Vogel, der Maw-paw, mich unzweifelhaft meilenweit begleitete, so war doch das Merkwürdigste dabei das, daß ich sein Geschrei als Anweisung, wohin ich zu gehen hätte, deutete: z. B. du gehst irr, folge diesem Stern, halt, ruhe aus, schau auf, folge wieder diesem Stern u. s. w. Dieß alles meinte ich so klar und deutlich zu hören, als ich je etwas in meinem Leben gehört habe, und ich folgte daher unbedingt und stellte mich gänzlich unter den Schutz und die Leitung dieser Stimme. Am nächsten Morgen fand ich, daß der Vogel mich durch das Gebüsch über Dick und Dünn 7 bis 8 Meilen weit geführt hatte, und zwar in einer geraderen Linie als ich am hellen Tage in diesem unbekannten Lande hätte finden können. Mit Tagesanbruch befand ich mich in der Stadt Muckleford, ungefähr 5 Meilen von Castlemaine; ich erzählte da mein Abenteuer und verlangte Schutz gegen die Schurken, die mir sicherlich auf der Straße auflauern würden, denn ihr Glaubensbekenntniß heißt: „Die Todten können nichts verrathen." Man sagte mir, daß die nächste Polizei erst in Castlemaine sey, und daß man in der letzten Zeit von vielen Räubereien gerade an diesem Ort gehört habe. Man schenkte mir ein Paar alte Schuhe und regalirte mich mit einem Frühstück. Während ich mir dieses zu Gemüth führte, kam just einer von der Räuberbande auf seinem Weg von Castlemaine an der Hausthür vorbei, und aus der Richtung, die er einschlug, sah ich klar, daß er die ganze Nacht auf der Straße gelauert haben mußte. Ich war fest überzeugt, daß er nach mir sehen wollte, und daß er mich umgebracht haben würde, wenn er mich unterwegs getroffen hätte.

„Ich hatte, als ich aus der Räuberhöhle entsprang, meine sieben Sachen da zurückgelassen und wünschte sehr sie wieder zu bekommen. Als ich daher nach Castlemaine kam, wandte ich mich an den Polizeibeamten und bat ihn, er möchte mir helfen und einige Reiter absenden, um die Vagabunden zu verhaften; aber er ertheilte mir den höflichen Bescheid, daß er zwar schon viel von den

Schandthaten dieser Hallunken gehört habe, jedoch mir nicht helfen könne. Als ich sah daß nichts zu hoffen war, ging ich nach Bendigo, gab dort den Auftrag, mir das Gold in die Stadt zu schicken, und kehrte in aller Eile dahin zurück. Ich erfuhr jetzt, daß Herr — bei meinem alten Bekannten nach mir gefragt hatte, und daß er mir die Führung des Capitalienbuchs übertragen wollte, wobei ich die weitere Aussicht hatte, im Fall ich mich gut anließ, als Schiffsschreiber angestellt zu werden und meine Talente bei dieser Schulknabenarbeit zu entwickeln. Ich hatte an demselben Tag bemerkt, daß Herr — sich nach einem Buchhalter umsah, und da ich es für wahrscheinlich hielt, daß dieß eine gute Stelle sey, so sagte ich zu meinem Bekannten, ich wolle mich darum melden. Er verschaffte mir Dinte, Feder und Papier, und nun setzte ich mich und verfaßte meine Schrift. Am folgenden Morgen erhielt ich meinen Koffer, putzte mich wie ein civilisirter Mensch heraus und gab in eigener Person mein Schreiben ab. Herr — las es, sah mich an und lächelte, verlangte meine Zeugnisse zu sehen, fragte mich einiges in Betreff derselben und machte mir dann sogleich den Antrag mich für den Anfang mit 300 Pfd. jährlich anzustellen, mit dem Versprechen einer baldigen Aufbesserung, wenn ich in seinem Dienst bleibe und seine Zufriedenheit erwerbe. Ich sagte zu und nahm sogleich meine Stelle im Comptoir ein, denn ich schätzte mich sehr glücklich so leicht und so unerwartet einen Platz zu erhalten. Nach wenigen Monaten wird er mir 400 Pfd. jährlich eintragen. Ich könnte diese Summe schon jetzt bekommen, aber ich will, bevor ich sie verlange, noch einige Zeit warten, bis ich mich in den Geschäftsverhältnissen der Stadt etwas umgesehen habe.

Ich habe Ihnen jetzt eine Geschichte meiner Leiden und Freuden in Victoria im Zeitraum von bloß drei Wochen gegeben. Wer weder Kopf noch Geld mitbringt, bleibt besser zu Hause. Hätte ich nur ein Paar hundert Pfund übrig, so wollte ich niemandens Diener machen, denn obschon die Verhältnisse sich in der letzten Zeit hier sehr verändert haben, so wollte ich mich doch bald auf der Hochstraße zum Glück befinden. Bisher habe ich das Goldgraben mit dem Grundsatz „Etwas oder Nichts" betrieben, in der Hoffnung es werde mir doch etwas zufallen, aber es ist mir nichts zu Theil geworden. Eine mehr als sechswöchige Krankheit war Schuld, daß ich aus Campbells Creek weg mußte, wo ich ganz allein arbeitete."

Kasan.

Das Augustheft der Revue Britannique enthält aus Charles Dicken's Journal eine Schilderung der Stadt Kasan aus der Feder des Hrn. Edward Tracy Turnerelli, der wir das wichtigste entheben: „Kasan ist die dritte Hauptstadt des Reichs und nach Moskau die größte Stadt Rußlands. Sie liegt nahe an den Gränzen Asiens, nicht weit von der Wolga und ist der Stapelplatz des Handels zwischen Sibirien, der Bucharei und dem europäischen Rußland. Kasan heißt „Kessel". Vor langen Zeiten, vor 600 Jahren, hielt Batu Khan von der goldenen Horde, nachdem er den Tag hindurch gejagt hatte, mit seinem Gefolge am Ufer eines Flusses an, um sich ein warmes Mahl bereiten zu lassen; der Topf rollte sammt seinem Inhalt ins Wasser, und die Jäger mußten fasten. Zur Erinnerung an diesen Umstand nannten sie den Fluß, der nicht bloß ihr Mahl, sondern auch ihr Küchengeräthe verschlungen hatte, den „Kesselfluß". In der Folge gründete Batu Khan eine Stadt am Orte des Ereignisses selbst, und diese Stadt war Kasan am Flusse Kasanka; die Kasanka ergießt sich fünf Meilen südlich von Kasan in die Wolga. Später wurde Kasan die Hauptstadt der Tartaren und blieb im Besitz dieses Vorrechtes bis zur Zeit, wo Czar Iwan der Schreckliche sich nach einer mörderischen Belagerung der Stadt bemächtigte. Seitdem ist Kasan eine russische Stadt geblieben, hat aber stets die Spur ihrer ursprünglichen Nationalität in Gestalt einer großen tartarischen Vorstadt beibehalten.

Der Kessel — wenn wir uns auf diese Synonymie einlassen wollen — enthält eine Menge verschiedener Ingredienzien. Vor allem eine schöne Universität, die sich vom Anfang des Jahrhunderts datirt. Er hat seine Cirkel, welche vier verschiedene Gesellschaftsschattirungen in sich begreifen. Um mit den Gelehrten anzufangen, so sind es die Universitätsprofessoren, größtentheils Deutsche, die einen ziemlich exclusiven Verein bilden und am letzten Samstag jedes Monats im deutschen Club ein gemeinschaftliches Mahl halten. In diesem Club wird die Unterhaltung in acht Sprachen zugleich geführt: man hört da lateinisch, russisch, deutsch, französisch, italienisch, persisch, türkisch und tartarisch; denn unter den Professoren zählt man große Orientalisten, und Kasan ist die beste Schule Europa's für die orientalischen Sprachen.

Die Kasaniten gruppiren sich in drei Kategorien, welche scharf von einander verschieden sind; es sind die Adeligen, die Kaufleute und der große Haufe; aber um die eigentliche Lebensart jeder Classe recht zu begreifen, muß man eine gewisse Anschauung von der Localität haben.

Mitten in der Stadt in einem gewissen fashionablen Bezirk liegt die Lieblingspromenade, die in Kasan dasselbe ist, was in London die Gärten am Ufer der Serpentine. Es ist dieß eine Promenade unter einigen zerstreuten Bäumen, welche den schwarzen See umgeben. Dieser schwarze See ist ein stagnirender Sumpf im Mittelpunkt der Stadt; sein schlammiges, stehendes Wasser

dünstet im Sommer einen solchen Gestank aus, daß die Bewohner der anliegenden Straßen manchmal genöthigt sind ihre Wohnungen zu räumen. Während der „Saison“, d. h. während der kältesten Monate, beleidigen diese Wasser den Geruchssinn nicht so sehr, daß die Verwegenheit der Spaziergänger sich durch die Unsauberkeit Einhalt thun ließe, und die Ufer des schwarzen Sees bilden den Lieblingsaufenthalt der Aristokratie von Kasan, wenn sie sich im Freien ergehen will. Schon der Name „schwarzer See“ ist viel zu gesucht für ein solches Sumpfmoor. Außerhalb der Stadt liegt ein armseliges Gärtchen, das von kleinen Hügeln und Gräben durchschnitten ist; die Kasaniten haben es die „russische Schweiz“ getauft.

Kasan ist auf kleine Hügel gebaut, und wie in solchen Fällen gewöhnlich hat sich die Aristokratie des Terrains bemächtigt, welches die Gegend beherrscht, und bewohnt die obere Stadt. Die armen Leute leben in dem unteren Theil derselben, an den stinkenden Wassern des Sees. Die ganze Stadt ist sehr schmutzig. Viele Straßen haben keine Abflüsse, und die Gassen sind voll von Schmutz und Unflath aller Art, welchen man bei Tag und Nacht dahin schafft, und dessen Würdigung der Nase der Einwohner überlassen bleibt. In den unsaubersten Stadttheilen ist die Sterblichkeit schrecklich; aber die Unsauberkeit ist nicht der einzige Grund, warum der Tod sich hier so viel zu schaffen macht.

Kasan hat kein Trinkwasser. In der Nähe existirt ein zweiter See, genannt Kaban, welcher die russische Stadt von der tartarischen trennt. Dieser See hatte früher Quellen, die ihn mit Wasser versahen, nebst einem Abzug, der seinen Ueberfluß in den Kasankastrom führte und dadurch die Gesundheit seines Wassers unterhielt; aber der Abzugscanal versperrte sich zuletzt, und auf der andern Seite sind die Quellen unter der dichten Schichte von Unrath, den der See aufzunehmen hat, verschwunden. Das Wasser, das sonst fließend gewesen, ist stagnirend geworden. Alle Gossen von Kasan entladen sich in dasselbe. Gleichwohl ist dieses Wasser das beste, das man sich in der Stadt verschaffen kann. Das Brunnenwasser ist gänzlich untauglich zum häuslichen Gebrauch, und das Wasser der Kasanka enthält eine solche Menge von Schwefelcalicum, daß man krank wird, wenn man nur darin badet. Die Wolga ist nicht mehr als fünf Meilen entfernt, und es gäbe noch andere Mittel, um den Kabansee zu reinigen. Inzwischen werden die Bewohner dieser dritten Hauptstadt Rußlands, die sich fortwährend eines stehenden und stinkenden Wassers bedienen, vielleicht eher den See erschöpfen — sie haben sein Niveau bereits um 9 Fuß niedriger gemacht — als daß sie in ihren Klatscheirkeln darauf zu sprechen kommen, daß man ein so exotisches Ding wie ein russischer Gesundheitsrath wäre einführen solle. Fügen wir noch hinzu, daß man, so schmutzig das Wasser des Sees ist, sich auch noch die Mühe nehmen muß es zu holen. Es sind weder Röhren noch Wasserleitungen da. Ein Familienvater muß ein Pferd und einen Kärrner unterhalten, um sich mit Wasser aus dem Kaban zu versehen, und wenn seine Mittel ihm diese Ausgaben nicht gestatten, so ist er genöthigt mit einem Bauern ein Abkommen zu treffen, daß er ihm gegen eine bestimmte jährliche Summe täglich Wasser liefert.

Während der Saison geht es in der Stadt immer hoch her. Da sind Concerte und Bankette an der Tagesordnung; die Männer sind sinnlich, die Weiber kokett. Die Adeligen von Kasan, die den Sommer auf ihren Landgütern zubringen, kehren in den ersten Tagen des Octobers massenweise nach der Stadt zurück und machen sich alsbald daran ein recht vergnügte Saison zu organisiren. Man sieht und hört von nichts als Maskeraden, Bällen, Schmausereien und Schlittenpartien.

In Rußland vergeht eine ziemliche Zeit des Jahrs mit Feiertagen, die von der Kirche und der Krone eingeführt worden sind. An jedem bedeutenden Fest drängen sich die Kasaniten durch die Stadt und machen einander Besuche. Außer den öffentlichen Festen gibt es eine Menge Privatfeste, die feierlich begangen werden, wie z. B. die Geburts-, die Hochzeits-, die Tauftage u. s. w.

In Kasan speisen die Unverheiratheten niemals zu Hause; die verheiratheten Adeligen halten offenes Haus, und es ist allgemeine Regel, daß ihr Tisch für alle Freunde gedeckt ist. Bloß bei gewissen besondern Gelegenheiten läßt man ausdrückliche Einladungen ergehen. Es versteht sich von selbst, daß jeder, wer Lust hat bei einem Freunde zu speisen, unaufgefordert kommt; der Wirth ist der Theil, welcher zu danken hat. So gibt es 30 oder 40 offene Tafeln in Kasan.

Männer, Frauen, Kinder, kurz Leute von allen Altern und Lebensverhältnissen, spielen mit der größten Leidenschaft Karten. Während der Hausherr und seine Gäste im Salon um Geld spielen, spielen die Bedienten im Vorzimmer um Kupfermünze. Es gibt verhärtete Spieler, die 48 Stunden lang am Spieltisch bleiben, und ihn bloß verlassen um zu essen. Die jungen Schönen von Kasan nehmen, statt im Schlaf Erholung zu suchen und dadurch den Glanz ihrer Augen zu wahren, häufig unmittelbar nach dem Diner die Karten zur Hand und spielen bis zu dem Augenblick, wo sie ihre Toilette zum Ball machen. Kurze Zeit hatte ein verderbliches Spiel, genannt „Bank“, eingerissen; aber der Kaiser, in seiner Eigenschaft als Vater seines Volks, schaffte Ordnung, indem er es verbot.

Während des Carnevals ist die Stadt Schauplatz unausgesetzter Vergnügungen. Die Tartaren kommen zu Tausenden in plumpen Schlitten, die mit drei Pferden neben einander bespannt sind, und lassen den gemeinen Mann die Stunde um einen Sou herumfahren. Die Fußgänger mögen sich da wohl in Acht nehmen, denn die tartarischen Fuhrwerke erfüllen alle Straßen und durchströmen sie von einem Ende zum andern, so daß derjenige, der nicht zu Hause bleiben will, keine andere Sicherheit hat, als daß er sich selbst eines solchen Transportmittels bedient. Schon ein paarmal haben die Behörden einzuschreiten versucht, aber sie mußten darauf verzichten, einen durch Jahrhunderte geheiligten Gebrauch abzuschaffen.

An Ostern oder unmittelbar nachher, im Monat April, tritt die Wolga aus, und die ganze Gegend um Kasan ist nur noch ein ungeheurer See. Die untern Theile der Stadt werden unter Wasser gesetzt, der Rest wird eine Insel. Die Kaufleute freuen sich auf diesen Moment, weil sie dadurch in den Stand gesetzt werden ihre Waaren wohlfeil und leicht herbeizuschaffen. Im Mai wird am Rand des Wassers ein Jahrmarkt gehalten, und die Frauen und Töchter der kasanitischen Kaufleute schminken sich und legen ihre Diamanten an, um auf den Wällen der Festung spazieren zu gehen, wo sie sich am Anblick der Schiffe erfreuen, den Umfang der Ueberschwemmung bewundern und die frische Frühlingsluft einathmen können. Auf eine gewisse Zeit bessert sich der Gesundheitszustand, aber wenn das Wasser zurücktritt, wird die Temperatur niedriger, und es fällt häufig Schnee, der den jungen Trieben Einhalt thut. Die Armen aus der untern Stadt, die während der Ueberschwemmung ihre Wohnungen verlassen hatten, kehren jetzt zurück, so lange dieselben noch feucht und die Keller voll von Schlamm sind. Die Wasserpfützen die

nach dem Aufhören der Ueberschwemmung zurückbleiben, werden bald faul; der mit Koth und Schlamm bedeckte Boden gibt pestilenzialische Ausdünstungen von sich, und die Sterblichkeit ist schrecklich. Das Schmelzen des Schnees und der gesättigte Zustand des Bodens verwandeln die meisten Straßen Kasans in Sümpfe. Da die starke Winterkälte rasch entweicht, um bald der heftigen Hitze eines kurzen Sommers Platz zu machen, so trocknet all dieser Koth und verwandelt sich in Staubwolken, welche die Kleider weiß machen und die Vorübergehenden blenden. Wer kann, entflieht vor der Hitze, und der Staub macht die Stadt zu einer Einöde; alle Besitzer von Landhäusern flüchten sich jetzt dahin, und wer Freunde außerhalb der Stadt hat, macht sich auf, um sie zu besuchen.

Die Periode der großen Hitze währt bloß zwei oder drei Monate. Während dieser Zeit verdorrt die frische Vegetation, welche sich auf dem von dem Wasser zurückgelassenen Schlamm gezeigt hatte, gänzlich; die Flüsse, die Seen und das Grün verschwinden beinahe, das Pflaster brennt durch die Schuhsohlen hindurch, und kein Lufthauch gibt sich zu fühlen. Nur nach Sonnenuntergang, anderthalb Stunden lang, kommt einige Frische in die Atmosphäre. Nach diesem Augenblick beginnt ein reichlicher Thau zu fallen, ein kalter Nebel steigt auf, und der Spaziergänger, der beim Ausgehen die Sonnenhitze beinahe unerträglich gefunden hatte, kommt häufig durchnäßt und zitternd vor Kälte nach Hause zurück. Während dieser Saison grassiren die Fieber, die Diarrhöen und die Entzündungskrankheiten mit größter Heftigkeit in der Stadt.

Der Herbst existirt bloß dem Namen nach. In Wahrheit gibt es keine Uebergangssaison zwischen der Sonnenhitze und dem Frost. Der Schnee ist häufig schon im September sehr hoch. Graupenhagel fällt beinahe beständig, Schnee und Regen sind das einzige, was die Zwischenzeiten ausfüllt. Bei Tag windet es gewöhnlich sehr stark und bei Nacht gefriert es. Orkane erheben sich plötzlich, zertrümmern die Fenster, reißen Bäume aus, versenken die Barken, heben Dächer ab und führen sie, wie man schon Beispiele gehabt hat, mehr als 100 Metres weit fort. Die Sterblichkeit ist im Herbst noch furchtbarer als im Sommer.

Der Winter führt die vornehmen Leute in die Stadt zurück. Sie stellen sich im October wieder ein. Gegen Ende Novembers gefriert die Wolga. Im December sind die Flüsse, die Seen und Canäle alle zugefroren; der Schnee fällt 7—8 Fuß hoch; das Theater wird für den Augenblick geschlossen. Es kommt manchmal vor, daß Reisende und Pferde erfrieren; die armen Raben sieht man starr und steif zur Erde fallen. Die müßigen Leute machen sichs dann bei der Ofenhitze in Wohnungen bequem, wo die Luft sich nicht erneuert; aber dafür trösten sie sich durch gegenseitige Besuche, und die Bälle nehmen kein Ende. Im März beginnt die Sonne sich fühlbar zu machen und bringt sogleich eine sehr schätzenswerthe Wärme mit. Ein Fußgänger, der sich auf der Sonnenseite der Straße durch die Hitze belästigt fühlt, braucht bloß auf die Schattenseite zu gehen, so wird er bald vor Kälte und dem eisigen Wind mit den Zähnen klappern.

Dieß ist die Epoche der Ueberschwemmung, und mit ihr kommen die Tausende von Barken, welche den Magazinen Kasans die Waaren des Urals, Astrachans, Sibiriens, Persiens, China's und der orientalischen Welt zuführen. Dieser Handel ist äußerst gewinnreich, und die Kaufleute Kasans — bis jetzt haben wir bloß von den Adeligen gesprochen — werden sehr wohlhabend. Man nennt einen Handelsmann, der sich vermöge seiner Thätigkeit in kurzer Zeit von einem armseligen tschuwessischen Bauer zum Besitzer von mehreren Millionen Rubel emporgeschwungen hat. Die Stadt Kasan selbst producirt Leder, Seife, Talg und eine eigenthümliche Art von Tüchern. Ihre Seife besaß sonst einen allgemein verbreiteten guten Ruf; aber kaufmännischer Betrug hat den Artikel verderbt und seinem Credit gewaltigen Abbruch gethan. Der Lederhandel beschäftigt in Kasan eine große Anzahl von Gerbereien, unter denen etwa 50 sehr bedeutend sind. Es werden da jährlich gegen 400,000 Felle gegerbt. Es sind sieben oder acht Lichterfabriken da; eine von ihnen fabricirt Lichter mit hohlen Dochten, die Erfindung eines tartarischen Kaufmanns. Die Kerzen dieser Art geben, da sie einen beständigen Luftzug nach oben haben, ein stetes und strahlendes Licht.

Die kasanitischen Kaufleute führen in der Regel ein zurückgezogenes, friedsames Leben und betrachten die Vergnügungen der Adeligen als tadelnswerthe Schwachheiten des Fleisches. Natürlich gibt es unter ihnen auch solche, die ihren Kindern die Erziehung der Adeligen geben und einen großen Theil ihrer Habe in Vergnügungen vergeuden; aber die allgemeine Regel ist, daß sie sich durch eifrige Erfüllung ihrer religiösen Pflichten bemerklich machen. Sie sind es, die alle durch Feuer zerstörten Kirchen wieder aufbauen, und Kasan verdankt ihnen den größten Theil seiner gegenwärtigen Kirchen. Der Glockenstuhl der Himmelfahrtskirche ist das Geschenk eines einzigen Kaufmanns, der 80,000 Rubel dafür verwendete. Ein anderer Bürger derselben Classe hat eine ganze Kirche in der Vorstadt „Admiralität" auf eigene Kosten erbaut. Verlangt man von den Kaufleuten Kasans ihre Unterschriften für ein Spital oder eine wohlthätige Anstalt, so werden sie sich wahrscheinlich alle mit Mangel an Geld entschuldigen. Verlangt man von ihnen Geld zur Erbauung einer Kirche, zur Ausschmückung eines Reliquienkästchens, zur Einfassung einer Reliquie, zur Organisation einer großen Procession, so wird man sie vollkommen bereit finden die nöthige Summe zu liefern. Auf der andern Seite bekümmern sich die Adeligen bei ihrem vergnügungssüchtigen Treiben (sie sind größtentheils Regierungsbeamte) weniger um religiöse Gebäude; dagegen zeigen sie sich sehr splendid, wenn man ihren Wohlthätigkeitssinn anspricht. Ist auf irgend einem Punkt des russischen Reichs Hungersnoth oder ein notorisches Unglück eingetreten, so beeilen sie sich dem Uebel abzuhelfen, besonders durch die anziehende Mode organisirter Maskeraden. Bei einer Hungersnoth, die in neuerer Zeit einen Theil Rußlands verheerte, brachten sie durch Privattheatervorstellungen mehrere tausend Rubel zusammen, wofür den Armen des benöthigten Bezirks Korn geschickt wurde.

Die Kasaniten der dritten Classe, Handwerker und armselige Krämer, bewohnen ungesunde Straßen und Häuser und schleppen da ein äußerst elendes Daseyn hin. Sie leben von schwarzem Brod und Kohlsuppe. Sie trinken viel Thee und auch ein stärkeres Getränke, das Wodky genannt wird; denn wie beinahe alle unwissenden und herabgewürdigten Classen des Menschengeschlechts, sind sie nur dann glücklich, wenn sie sich betrinken können. Diese Leute halten noch strenger als die Kaufleute an den äußern Formen des Cultus. Sie beobachten die vorgeschriebenen Fasten buchstäblich, und in der Fastenzeit essen sie nur getrocknete Schwämme, Salat, Gurken, Kohl und andere Gemüse. Es gibt solche, die bei dieser Kost nur ein einziges Mahl täglich halten. Diese strenge Uebung hat bekanntlich eine Secte ins Leben gerufen, die, wie wir glauben, auch anderwärts ihr Seitenstück hat, die Secte der Raskolniki oder der Altgläubigen. Sie halten an den alten Gebräuchen der russischen Kirche fest. Sie sind große Liebhaber von Reliquien und alten Gebetbüchern. Sie halten es für einen sehr wichtigen Punkt das

Halleluja nur zweimal auszusprechen, statt dreimal, wie die gewöhnliche, in Rußland angenommene Form gebietet. Sie verehren nur das Doppelkreuz und lehren, daß der Priester den Segen mit den zwei Mittelfingern geben müsse, und nicht mit dem Daumen und den zwei ersten Fingern, wie es der ketzerische Brauch der Jetztzeit mit sich bringt. Die armen, unwissenden Leute dieser sehr alten Secte bleiben mitten unter grausamen Verfolgungen ihrem Glauben getreu."

Kasan hat im Verlauf von 260 Jahren neunmal das Unglück gehabt ein Raub der Flammen zu werden. Die letzte Feuersbrunst fand während des Aufenthaltes des Hrn. Turnerelli statt, von welchem diese ganze Schilderung herrührt. „Die brennende Sonnenhitze hatte alles ausgetrocknet, und beinahe überall, wohin der heftige Wind irgend ein brennendes Stück führte, zündete dieses von neuem. Man sah bis auf eine Entfernung von sechs Meilen Feuer sich entzünden, welche von Holzstücken kamen, die der Orkan von den Dächern der Häuser wegriß und entführte. Die Straßen, die Kirchen, die Märkte, die Brücken, die Spitäler, die Casernen, die Fabriken, alles brannte zugleich. Männer, Weiber, Kinder stürzten mit Heiligenbildern in den Händen aus ihren Wohnungen und warfen sich vor ihrer Schwelle nieder, aber vergebens. Das entfesselte Element zwang sie zu fliehen und ihren Herd ihm zu überlassen. Die Flamme schlug an den Mauern der Universität empor, eines prächtigen Gebäudes, das auf einem Hügel stand und seltene Schätze enthielt, unter andern eine kostbare orientalische Bibliothek. Die Sternwarte fing Feuer und die Studenten stürzten sich mit Lebensgefahr hin, um die Instrumente zu retten. Der große Refractor wurde unversehrt von acht jungen Leuten über eine beinahe senkrechte Leiter herabgebracht. Das Haus des Rectors brannte ab, und die Bibliothek war nahe daran ergriffen zu werden, als der Wind auf einmal sich legte und das Unglück abwehrte.

Die Festung von Kasan liegt auf einer in der Nähe befindlichen Anhöhe; hier suchte alles Zuflucht, und man brachte auf Wägen oder meistens auf dem Rücken alles hin, was man hatte retten können. Das Feuer wurde erst nach mehreren Tagen bewältigt. Ein Theil der Bevölkerung war genöthigt unter Zelten zu leben, und eine Zeitlang mußten viele Hunger leiden."

Der Kaiser und die kaiserliche Familie haben ungeheure Summen zur Wiederaufbauung der Kesselstadt unterzeichnet, und ihr Beispiel fand auf allen Punkten Rußlands Nachahmung. Die Adeligen und die reichen Kaufleute der Stadt hatten bald Häuser, Fabriken und Kirchen wieder erbaut. Kasan ist jetzt prachtvoller als je; nur fehlt es noch immer an reinem Wasser und an Wasserbehältern für den Fall einer Feuersbrunst, auch vermißt man fortwährend eine Menge anderer kleiner Details, die zu einem civilisirten Leben wenigstens ebenso wesentlich sind als Champagner und seidene Strümpfe. Die Umgegend war früher wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt: jetzt ist sie eine Wüste. Ein kleiner Canal und Wasserleitungen würden der Stadt ein ganz anderes Aussehen geben; aber Kasan ist behaglich in seinem Wohlstand, und was kann man weiter verlangen?

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchstück aus der Uebungsfahrt der Gefion in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

(Fortsetzung.)

Als wir gegen Sonnenuntergang nach der Stadt zurückkehren wollten, sahen wir beim Umbiegen um eine Ecke unsern Weg plötzlich auf eine höchst unangenehme Weise durch ein lebhaftes Cavalleriegefecht gesperrt, das sich während unserer Abwesenheit auf der Ebene, wo die feindlichen Vorposten gestanden, entsponnen hatte. Die städtische Partei, die bei unserer Ausfahrt gerade vor dem Regierungspräsidenten Pintos Revue passirte, hatte mit etwa 400 Mann Cavallerie einen Ausfall gemacht und gegen alle Gewohnheit den ungefähr gleich starken Feind angegriffen. Wir hielten mit unseren Wagen hinter einem einzeln stehenden Hause, da die nahe bei uns niederschlagenden Kugeln diesen Schutz nöthig machten, und waren von hier aus Zuschauer des Kampfes, der noch etwa eine Stunde bis zum völligen Dunkelwerden andauerte und in dem wenigstens 5—6000 Schüsse abgefeuert wurden. Wir waren etwa 2000 Schritte von dem Kampfplatze entfernt, befanden uns auf einer kleinen Erhöhung und konnten daher alles mit großer Genauigkeit betrachten. Aus dieser Entfernung hatte das Gefecht ganz das Aussehen eines Bienenschwarms; man konnte die beiden Parteien nicht unterscheiden und sah nur, wie die einzelnen Reiter in stetem Galopp durch und um einander kreisten, ihre Carabiner abfeuerten und dann wieder davon jagten. Bald näherte sich uns der verworrene Knäuel, bald zog er sich mehr nach der Stadt hin; dann und wann wurde ein Verwundeter bei uns vorbei transportirt, der auf einem Pferde sitzend von zwei anderen Reitern gestützt wurde und mit Windeseile, was die Pferde laufen wollten, vorüberflog. Mit der Nacht wurden die Schüsse vereinzelt, die innere Partei zog sich und zwar, wunderbar genug, plötzlich in Linie zurück, und der in unregelmäßigen Haufen nachdrängende Feind wurde durch einige Kanonenkugeln von den Barrikaden ebenfalls zum Rückzuge bewogen. Colonel Bennites kam jetzt mit seinem Gefolge an unsere Wagen und theilte uns mit, daß zwar das Gefecht beendigt, unsere Rückkehr nach der Stadt heute Abend jedoch nicht räthlich sey, da nach dem eben Geschehenen bei der Dunkelheit leicht von den Barrikaden auf uns geschossen werden könne, wobei er uns zugleich mit großer Zuvorkommenheit die Räumlichkeiten von Palermo als Nachtquartier anbot. Der Commodore lehnte dieß freundliche Anerbieten jedoch dankend ab, da einestheils die Familie des Consuls durch unser Außenbleiben zu sehr geängstigt worden wäre, und andererseits wir wegen des Treffens der etwa auf uns abgefeuerten Kugeln, nachdem, was wir bis jetzt vom Schießen gesehen, nicht sehr für unser Leben besorgt waren. Der Oberst begleitete uns nun mit seinem ganzen Officiercorps noch eine Strecke weit bis zu dem Schlachtfelde, und nahm hier unter herzlichen Händedrücken und Freundschafts-Versicherungen Abschied. Wir sahen mehrere Todte auf dem Anger liegen, die nach Aussage des Obersten der Innenpartei angehören sollten. In völliger Dunkelheit passirten wir die Barrikaden und kamen ungefährdet in die Stadt, ohne daß wir angerufen worden wären, oder auch nur eine Schildwache gesehen hätten. Dieß war eine halbe Stunde nach Beendigung eines Gefechts unmittelbar vor der Stadt, und man kann sich daher von der Art der Kriegführung hier einen Begriff machen. Zwei Abende vorher war an dieser selben Stelle ein Trupp Gauchos in die Stadt gedrungen, hatte den schlafenden Schildwachen die Hälse abgeschnitten und sich dann unbemerkt

wieder zurückgezogen. In der Stadt erfuhren wir am andern Morgen, daß sechs Todte das Resultat des zweistündigen Kampfes gewesen waren, und zwar gehörten sie sämmtlich der Außenpartei, während die städtischen etwa 20 leichter oder schwerer Verwundete zählten. Gefangene waren von beiden Seiten nicht gemacht.

Am andern Tage machte ich mit einem bewaffneten Boote vom Bord der Amazone aus eine Tour in das Lager von General Lagos, wo wir für unsere Mannschaften frisches Fleisch kaufen wollten, das jetzt in der Stadt wegen der Belagerung dreimal so theuer als früher war. Die Boote einer hier liegenden französischen und amerikanischen Corvette begleiteten uns zu demselben Zwecke. Links vor der Stadt, d. h. westlich von ihr mündet in den Plata-Strom ein kleiner Fluß, der Chuelo, und in diesem mußten wir ungefähr eine Stunde weit hinaufrudern, um zu unserem Bestimmungsorte zu gelangen. Schon an der Mündung des Flusses sahen wir einige Gauchos, die sich gegen eine Vergütung von fünf Papierthalern (13 Sgr.) erboten, unsere Boote durch ihre Pferde hinaufzuziehen. Wir nahmen natürlich keinen Anstand, sogleich von dieser billigen Beförderungsart Gebrauch zu machen, warfen den Reitern eine Leine zu, die sie an dem Lazohaken ihres Sattels befestigten und in stetem Galopp sprengten die Pferde mit unsern Booten fort, die wie ein Blitz durchs Wasser schossen; der Fluß ist an beiden Seiten größtentheils mit Häusern besetzt. Schiffswerfte, Saladeras (Schlächtereien), Speicher wechselten in ununterbrochener Reihefolge mit einander ab und eine Menge kleiner Fahrzeuge lagen am Ufer. Hier wurde geladen, dort gelöscht und alles ging in solcher Ruhe vor sich, daß man hier auch nicht das geringste Anzeichen der herrschenden Zustände gemerkt haben würde, hätte man nicht in der Entfernung die Schüsse der vor der Stadt kämpfenden Parteien knallen hören. Nach einer Viertelstunde kamen wir zu einer Brücke, die den Eingang zum feindlichen Hauptquartier zu bilden schien. Hier standen ein Paar kleine Feldgeschütze und eine Abtheilung Lanciers bivouakirte dabei. Zugleich mußte sich hier jeder Ein- und Auspassirende legitimiren, während uns jedoch unsere Uniformen sowie unsere bewaffneten Boote freien Paß verschafften. Wenigstens nahmen wir nicht die geringste Notiz von der Wache und man ließ uns auch ungehindert die Brücke überschreiten. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, mußten wir uns jedoch einer Förmlichkeit unterwerfen und uns von dem Polizeichef, dessen etwas sehr dunkelgefärbte Gemahlin als expedirender Secretär fungirte, einen Schein holen, auf dem die Quantität der von uns einzukaufenden Gegenstände verzeichnet wurden, und den wir bei der Douane am Ausgange des Flusses wieder vorzeigen sollten. Das Bureau des Polizeichefs war in einer Saladera aufgeschlagen und sah eher einer Räuberhöhle, als einem Geschäftslocale ähnlich. Im Hofe lagerten einige 60 Gauchos, abenteuerliche Gestalten mit wilden Gesichtern, um ein Feuer, an dem die ganze Seite eines Büffels mit der Haut, die an drei pyramidenförmig zusammengestellten Stäben hing, briet; dann und wann kam ein Offizier angesprengt und brachte oder empfing Befehle, und beständig war der Vorraum des Bureau's gedrängt voll von Menschen; das Klirren unserer Säbel, das wir absichtlich hören ließen, bahnte uns bald einen Weg durch die Menge und wir wurden schnell abgefertigt.

Unterdessen war es 10 Uhr geworden und die Gauchos kamen von ihren Morgengefechten zurück. Wir ließen diese banditenähnliche Horde an uns vorbeipassiren und ein scheußliches Schauspiel bot sich jetzt unsern Augen dar. Man brachte einen Gefangenen, einen Hauptmann der innern Partei, angeschleppt, der sich zu weit vorgewagt und einen Schuß in die Schultern erhalten hatte, und schnitt ihm in unserer Gegenwart auf offener Straße den Hals ab, warf ihn auf einen Karren und ließ ihn dann, den Augen der Neugierigen ausgesetzt, dort liegen. Es machte diese kalte, feige Grausamkeit, einen wehrlosen Gefangenen zu ermorden, einen peinlichen Eindruck auf unsere Gemüther und erfüllte uns mit Abscheu nicht allein gegen die Gauchos, sondern gegen alle Eingebornen des Landes, als wir hörten, daß die städtischen es nicht besser machten, und es überhaupt hier zu Lande Sitte sey, die Gefangenen oder Verwundeten der Gegenpartei stets auf diese Weise zu ermorden. Es ist bei den Gauchos diese unmenschliche Sitte jedoch wohl mehr eine Folge ihrer Lebensart und geringen Cultur, als berechnete Grausamkeit, und darf ihnen deßhalb nicht zu hoch angerechnet werden, da diese Menschen in halbwildem Zustande ohne Religion oder sonstige Bildung aufwachsen, und von Jugend auf sozusagen im Blute baden, da das Schlachten des eingefangenen wilden Rindviehs fast ihre einzige Beschäftigung, und die Art und Weise desselben wohl geeignet ist, ihre Gefühle gegen alle milderen Regungen abzustumpfen. Eine solche Schlächterei folgt auch unmittelbar nach der Rückkehr der Soldaten, und wenn sie in mancher Beziehung auch einen gräßlichen Anblick gewährte, der dem eben gehabten Auftritte wenig nachgab, so war sie in anderer Hinsicht doch wieder so interessant, daß ich die Beschreibung hier folgen lassen will.

Etwa eine halbe Stunde weit entfernt vom Hauptquartier lag ein eingezäuntes Stück Feld, ein Coral, wie es hier heißt, auf dem etwa 4—500 Büffel weideten, die aus den Pampas hierhergetrieben waren, und dorthin sprengten ungefähr 40 Gauchos, um das für die Mittagsmahlzeit der Soldaten erforderliche Vieh einzufangen. Ich lieh mir das Pferd eines Lanciers, um dieß Schauspiel mit anzusehen, und da man diesen Thieren nur lose Zügel zu geben braucht, um sie in Carriere zu bringen, so war ich bald an Ort und Stelle, wobei ich jedoch die Unannehmlichkeit hatte, ohne Steigbügel reiten zu müssen, denn da die Gauchos nur den großen Zehen in dieselben stecken, so waren sie so klein, daß ich mit meinen Stiefeln nicht hineinkommen konnte, ein Umstand, der mir einige Stunden später einen unangenehmen wenn auch in seinen Folgen für mich glücklichen Streich spielte. Als die Gauchos in dem Coral angekommen waren, vertheilten sie sich und ritten in einem weiten Kreise auf das Vieh zu, das, die Nähe seiner Feinde ahnend, sich immer enger nach dem Mittelpunkte der Einzäunung zusammendrängte. Als die Reiter sich so von allen Seiten bis auf ungefähr 200 Schritte den Thieren, die jetzt sehr unruhig zu werden anfingen, genähert hatten, hielten sie einige Minuten an, und jeder nahm den am Sattel hängenden Lazo wurfgerecht in die rechte Hand, während er mit der Linken den Zügel erfaßte; dann den Lazo über dem Kopfe schwingend machte plötzlich die Hälfte von ihnen, d. h. immer der zweite, einen gewaltsamen Chor auf das Vieh, das jetzt in wilder Flucht nach allen Seiten auseinander stob, während die andere Hälfte der Gauchos, mit dem Lazo fertig zum Wurfe, ihr Pferd anhielten. Mit ungemeiner Geschicklichkeit wichen die angreifenden Reiter den blind auf die Pferde stürzenden Büffeln aus, aber in dem Momente, wo die letzteren seitwärts an ihnen vorbeistürmten, flog auch der Lazo ihnen um die Hörner. Mit ungeheurer Kraftanstrengung, die man an den weit hervortretenden Muskeln abnehmen konnte, parirte das dressirte Pferd im selben Augenblicke, als der Lazo straff wurde, und ich habe die Stärke dieser ziemlich kleinen Thiere bewundert, welche die großen im Galopp vorwärtsstürzenden Büffel fast jedesmal zum Falle brachten. Nur drei

Pferde hielten den gewaltigen Ruck nicht aus und stürzten; jedoch ebenso schnell wurde nun der Büffel von einem der zuschauenden Gauchos, die für diese Fälle fertig standen, gelazot; im Nu richteten sich die Pferde wieder auf, und ihre Reiter, die während des Sturzes mit erstaunlicher Behendigkeit aus dem Sattel gesprungen waren, saßen unverletzt wieder auf ihnen. In weniger als fünf Minuten waren auf diese Weise 17—18 Büffel eingefangen, mit denen nun der Rückweg nach dem Lager angetreten wurde. Bis hierher war das Schauspiel interessant gewesen, jetzt aber wurde es grausam und schrecklich. Da die Büffel natürlich nicht gutwillig gingen, so wandte man verschiedene Mittel an, sie vorwärts zu bringen. Blieben sie liegen, so wurde von dem einen Reiter der Lazo straff gehalten, während der andere absaß, sich dem Thiere von hinten näherte und ihm sein langes Messer einige Zoll tief in den Schenkel stach. Gewöhnlich sprang dadurch der Büffel wieder auf und lief unter schmerzhaft wüthendem Brüllen fort; der erstere Reiter setzte sich dann zugleich in Galopp und zwang durch beständiges Straffhalten des Lazo den Büffel, unwillkürlich den rechten Weg einzuschlagen. Bisweilen blieben die letzteren aber trotz der Messerstiche dennoch liegen, und dann schnitt man ihnen, um sie durch größeren Schmerz zum Aufspringen zu vermögen, den Schwanz ab. Oft auch hielten sie, wenn sie ein Paar hundert Schritte weit gelaufen waren, plötzlich inne, stemmten sich mit allen vier Füßen gegen die Erde und waren nicht aus der Stelle zu bringen; dann nahte sich der zweite Reiter von der Seite, sprengte in vollem Galopp auf den Büffel los und warf denselben durch diesen Stoß zu Boden, worauf der letztere entweder selbst wieder aufsprang und fortlief oder durch Messerschnitte und Stiche dazu gezwungen wurde. So kam man endlich nach Verlauf von 1½ Stunden in die Nähe des Hauptquartiers und in die äußersten Straßen der Vorstadt. Da ich während des ganzen Zuges demselben mich stets ziemlich nahe hielt, um mir alles genau anzusehen, hatte ich oft genug zu thun den wüthenden Thieren auszuweichen, und als ich hier in der Vorstadt um ein Haus sprengte, um mich vor einem Büffel zu wahren, stürzte beim Umbiegen um die Ecke auf der andern Seite ein zweiter gerade auf mich zu. Mein Pferd parirte vor dem Thiere aus vollem Galopp, machte einen kleinen Seitensprung, und da ich in den Steigbügeln keinen Halt hatte, flog ich über seinen Hals so weit auf eine Straße, daß ich nur die Bucht des Zügels gerade in der Hand behielt; der Büffel streifte mit seinen Hörnern den Sattel, ohne jedoch dem Pferde selbst Schaden zuzufügen, obwohl es mir, wenn ich darauf sitzen geblieben wäre, hätte das Bein kosten können, und da ich ohne allen Schaden davongekommen war, saß ich bald wieder auf meinem Pferdchen, das, noch zitternd, regungslos stehen geblieben war.

Ich folgte nun wieder dem Trupp, der noch ungefähr 1000 Schritte weit zog, wo dann mitten auf der Straße, oder wo es sich sonst gerade traf, das Schlachten begann; dieß Schlachten oder vielmehr das langsame Morden — denn oft dauerte es über eine Viertelstunde — nahm seinen Anfang damit, daß sich ein mit einem langen schweren Messer bewaffneter Gaucho dem Büffel von hinten zu Fuße näherte und ihm erst die eine und dann die andere Achillesfehne der Hinterfüße durchhieb; dadurch stürzten die Thiere gewöhnlich; der Gaucho schlich sich dann abermals heran und versuchte die Gurgel abzuschneiden. In einigen Fällen gelangen beide Operationen schnell; oft aber auch sprang das gequälte Thier mit einer oder beiden durchschnittenen Hackfehnen noch auf und galoppirte trotz dieser Verstümmelung unter markdurchdringendem Brüllen mit weit aus dem Halse hängender Zunge und schäumendem Maule wieder fort; oft mußten drei bis vier Stiche in den Hals gemacht werden, ehe es gelang die Kehle zu durchschneiden und das Thier wurde auf eine elende Weise langsam zu Tode gemartert.

So ekelerregend aber auch der Eindruck ist, den diese Tödtungsart auf den gebildeten Europäer machen muß, so erregt andererseits die ungemeine Gewandtheit und Geschicklichkeit der dabei betheiligten Gauchos die größte Bewunderung. Es kommt fast nie vor, daß einer derselben von dem wüthenden Thiere verletzt wird, wenn auch anderweitig oft Unglück geschieht, da die Schlächtereien auf den Straßen vorgenommen werden, und die Büffel oft mitten zwischen einen Haufen gaffender Zuschauer hineinstürzen, ehe es die Gauchos durch Anziehen des Lazo hindern können; darauf scheint man hier jedoch wenig zu geben. In den Saladeras, d. h. in den wirklichen Schlachthäusern, wo man der Felle halber täglich Hunderte der Thiere schlachtet, ist die Tödtungsart allerdings dieselbe; jedoch geht hier das Schlachten viel schneller von statten, da die Büffel hier zwischen Pfählen getrieben werden, die so eng gestellt sind, daß sie sich nicht umdrehen und fortlaufen können. Sind die Thiere getödtet, so werden sie auf der Stelle abgezogen und in die passenden Stücke zerschnitten; dieß ist ein Werk von kaum fünf Minuten; jede Corporalschaft holt sich ihr halbes oder ganzes Viertel, und einen Augenblick darnach hängt es noch warm und vom Blute dampfend an den oben erwähnten drei Stäben zum Braten am Feuer. Der größte Leckerbissen ist dann für den Gaucho das Rippenstück, das mit der Haut herausgeschnitten, nach außen zusammengeschlagen und so gebraten wird. Es soll sehr zart und saftig schmecken, wenn es auf diese Weise zubereitet wird; allein nach dem, wovon ich Zeuge gewesen, konnte ich mich nicht überwinden davon zu kosten.

Nachdem wir uns dieß alles angesehen, kauften wir einen ganzen Büffel von 680 Pfd. für ungefähr 10 Thlr. preußisch. Es ist dieß noch ziemlich theuer in Folge der Kriegszeiten, sonst kauft man stets für 6 Thlr. Die Pferde haben aber noch viel weniger Werth als das Rindvieh, das seiner Haut wegen mehr geschätzt wird, die den vorzüglichsten Ausfuhrartikel von Buenos Ayres bildet, und im Lager bot man uns schöne wilde Pferde zu 15 Papierthaler (ungefähr 1 Rthlr. 10 sgr.) an. Für die Zähmung, die in acht Tagen von einem Gaucho vollständig beendigt wird, gibt man einen spanischen Thaler, und so hat man für 3 Rthlr. das schönste junge Pferd, das man bei uns mit 20 Louisdor bezahlen würde. Für das Pferd, welches ich mir für den Tag geliehen hatte, gab ich 5 Papierthaler und der Gaucho sagte nur: „Wenn das Pferd fallen sollte, müssen Sie mir aber den Sattel wieder bringen." Ich brachte ihm jedoch beides unversehrt zurück. Will man hier eine Reise ins Innere machen, so bedarf man nur eines Sattels, Pferde erhält man hier überall gegen eine sehr geringe Vergütigung.

Gegen Abend hatten wir unsere übrigen Einkäufe, unter denen sich auch zwei Säcke mit Pfirsichen, die ½ Rthlr. gekostet, befanden, beendet und traten unsern Rückweg an Bord an. Als wir bei der Douane ankamen, wurden wir durch eine Schildwache zum Anhalten behufs Vorzeigung unseres vom Polizeichef ausgestellten Scheins angerufen. Wir thaten dieß; da jedoch der betreffende Beamte nicht gegenwärtig war und man uns eine Viertelstunde warten ließ, wurde ich ungeduldig, und da man bei diesem Volke nicht sehr rücksichtsvoll seyn muß, so zog ich meine Uhr hervor, und gab einem der Unterbeamten fünf Minuten Zeit, um den Inspector herbeizurufen, widrigenfalls ich mit dem Boote abfahren würde. Zugleich machten wir unsere Waffen fertig, um

anzudeuten, daß etwaige Versuche uns zurückzuhalten, gebührend würden zurückgewiesen werden. Es schienen diese Vorbereitungen auch den gewünschten Zweck nicht zu verfehlen, da sogleich Boten nach verschiedenen Richtungen ausgesandt wurden, den Hrn. Inspector zu citiren; derselbe war jedoch entweder zu weit entfernt oder zu beschäftigt — genug, er kam nicht, und nach Ablauf der fünf Minuten ließ ich mit Gewehr im Arm abstoßen, und „stolz dem Gegner den Rücken zukehrend" hatten wir mit Hülfe unserer Segel bald die Mündung des Flusses erreicht, ohne daß man gewagt hätte, unserer Abfahrt irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen.

Den 13 März. Seit dem 3ten d. M. sind wir wieder auf der Rhede von Montevideo angelangt, da nach dem was wir über die Verhältnisse in Buenos Ayres erfahren, für die königl. Unterthanen, selbst im Falle einer Einnahme der Stadt durch Urquiza, nichts zu fürchten war, und wir nach unserer Reiseroute bis Ende August noch so viele Plätze zu besuchen hatten, daß wir nicht länger ohne Grund auf dem Rio de la Plata verweilen durften, sondern nach Ankunft des Mercur und Einnahme unserer Provisionen aus demselben unsere Reise fortsetzen mußten. Der letztere ist jedoch erst vorgestern hier eingelaufen, und wurde, da er ebenfalls Rio de Janeiro berührte, auch einer achttägigen Quarantäne unterworfen, die unsern Aufenthalt hier wahrscheinlich noch bis Anfang nächsten Monats verzögern wird. Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt Montevideo genauer kennen zu lernen, und über seine Bewohner sowie über die Republik Uruguay im Allgemeinen etwas näheres in Erfahrung zu bringen. Bevor ich jedoch dieß niederschreibe, will ich noch einmal auf Buenos Ayres und die argentinischen Länder zurückkommen, um noch einiges zu ergänzen und einige für uns Europäer interessante Data zu berühren.

Die argentinische Republik umfaßt einen Ländercomplex von ungemeiner Größe und besteht aus einer Conföderation von 14 Provinzen, unter denen Buenos Ayres die größte, bevölkertste und cultivirteste ist. Die Gränzen und den Flächeninhalt der ganzen Republik auch nur einigermaßen genau angeben zu wollen, würde eine schwer zu lösende Aufgabe seyn, da die ersteren noch gar nicht gesetzlich bestimmt sind, sondern nur als ungefähr angenommen betrachtet werden können. Aus diesem Grunde hat deßhalb, abgesehen von den ewigen politischen Wirren, noch gar keine Vermessung vorgenommen werden können. Der Flächeninhalt variirt nach den verschiedenen Angaben um nicht weniger als 20,000 Quadratmeilen und als Mittelung dürfte man 45,000 Quadratmeilen annehmen. Die richtige Zahl der Bevölkerung ist aus obigen Gründen ebenfalls nur problematisch; jedoch dürfte sie wohl eine Million Köpfe nicht übersteigen. Hiervon kommt ungefähr der vierte Theil auf die Provinz Buenos Ayres, dessen Hälfte wiederum die Stadt und ihre nächsten Umgebungen bewohnen. Der größte Theil der Landesbewohner besteht aus den Abkömmlingen der ersten spanischen und portugiesischen Ansiedler; den Rest machen Einwanderer aller Nationen, besonders spanische und französische Basken aus, sowie ein kleiner Theil afrikanischer Abkunft, der bis zum letzten Kriege mit Montevideo in Sklaverei, während desselben frei gelassen und zu Soldaten verwendet wurde. Außerdem gibt es im Innern aber noch Indianer, unter denen besonders die Sangueles und Patagonen zu merken sind. Ihre Kopfzahl ist jedoch unmöglich anzugeben. Die Hauptbeschäftigung der Landesbewohner ist, wie schon oben bemerkt, Viehzucht, und der Ackerbau wird nur in sehr geringem Maßstabe und dann nur von den in den letzten zwei Decennien eingewanderten Fremden betrieben, obwohl es für diese Cultur wohl nicht leicht einen Erdstrich geben dürfte, der die darauf verwendete Mühe reichlicher lohnte, als fast alle Länder der argentinischen Republik. Die Ausdehnung der letzteren über so viele Breitenparallele gibt ihr eine so glückliche Lage, daß fast alle Erzeugnisse der tropischen und gemäßigten Zone in dem ungemein ergiebigen Boden gedeihen, der keines Düngers und nur sehr geringer Bearbeitung bedarf. Die üppigsten Weizen- und Maisfelder wogen neben Anpflanzungen von Apfelsinen und Citronenbäumen; etwas weiter nördlich gedeihen Zucker, Kaffee und Gewürze vortrefflich, und im Uebermaße findet man überall Früchte, besonders aber Wein, Birnen und Pfirsiche, von deren unglaublicher Menge man in Europa sich gar keinen Begriff würde machen können. Das Land ist größtentheils flach, und bietet deßhalb der Bebauung wenig Hindernisse dar. Die reichsten Viehweiden liefern die Pampas (Steppen), und das zahllos darin lebende Rindvieh und die Pferde bedürfen nur des Einfangens und Zähmens. Die Masse des Viehs in der argentinischen Republik wird auf 150 Mill. Stück geschätzt, und das Land besitzt schon darin einen unerschöpflichen Reichthum. Dieser Umstand und der darauf gegründete leichte Erwerb des Lebensunterhaltes ist auch die Ursache, weßwegen die von Natur nicht fleißigen Spanier und die Gauchos sich so schwer von der herkömmlichen nomadisirenden Lebensweise trennen, und den Ackerbau, der etwas mehr Mühe macht, so ganz und gar vernachlässigen. Und da ihre geringen Lebensbedürfnisse durch das Fangen und Schlachten des Viehs vollständig befriedigt sind, und sie nirgend, wohin sie auch ziehen, vom Nahrungsmangel heimgesucht werden, so leiden sie durch Kriegführung nicht, sondern betrachten dieselbe im Gegentheil nur als eine angenehme Abwechslung in ihrer täglichen Beschäftigung. Darin liegt denn auch ein Hauptgrund der immerwährend wiederkehrenden anhaltenden Revolutionen und Kämpfe, da es den Parteiführern nur das Versprechen auf Beute oder eine geringe Belohnung kostet, um die Gauchos auf ihre Seite zu bringen und sie zum Kriege zu verleiten. So z. B. hat der jetzt Buenos Ayres belagernde General Lagos noch keinen Sold seit dem Beginn der Feindseligkeiten (December v. J.) ausgezahlt, und seine Truppen nur auf die Einnahme von Buenos Ayres und die dort zu erwartende Beute vertröstet.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Notizen.

Die Dampfschifffahrtsverhältnisse der Vereinigten Staaten Nordamerika's geben amerikanische Blätter wie folgt an:

Fahrzeuge an der Küste	Zahl	Tonnen	Mannschaft
Oceandampfer	96	91,475.60	4,548
Gewöhnliche Dampfer	382	90,738.40	6,311
Propellers	67	10,245.73	544
Dampffähren	80	20,041.18	369
Total:	625	212,500.91	11,772

Im Innern:			
Gewöhnliche Dampfer	663	184,262,32	16,576
Propellers	52	15,729,12	816
Dampffähren	50	4,733,68	214
Total:	765	204,725,12	17,606
Insgesammt:	1390	417,226,03	29,378

Bis 1849 waren 1656 Dampfschiffe auf den westlichen Gewässern gebaut worden, wovon 736 verloren gingen, was an 16 Millionen Dollars zu schätzen ist. Auf den großen Seen stieg die Tonnenzahl der Dampfer von 1843 bis 1851 von 14,381 auf 58,711 Tonnen.

Man rechnet mit Gewißheit darauf, daß bis zum Jahre 1865 sich die vorher angegebenen Totalzahlen verdoppelt haben werden. E. P.

*

Die Deutschen in Sonora. Wir erfahren hier in New-York, daß sich Santa Anna alle Mühe gibt, besonders Deutsche aus Californien nach Sonora zu locken, und es werden die glänzendsten Versprechungen gemacht. Aus Briefen verleiteter Landsleute ist zu ersehen, daß demnächst tief im Innern befindliche ersäufte Gruben, die man Bergwerke nennt, durch Auspumpen vom Wasser befreit werden sollen; außerdem aber sollen die Deutschen das Land gegen die Indianer schützen. Der Gouverneur Gandara von Sonora bedient sich als Mittelspersonen zweier Deutschen, deren Namen Müller und Claussen sind.

Aus Guaymes schreibt ein Landsmann: „Von uns Deutschen wird keiner nach dem Innern gehen und jeder sucht sein Unterkommen so gut er kann. Weder Apotheker noch Doctoren noch Handwerker noch Bauern können hier etwas machen. Täglich kommen von den paar Deutschen die noch an der Gränze als Farmer leben, neue Flüchtlinge an. „Man verspricht den Leuten die nicht zum Wasserpumpen in die Bergwerke mögen, Land zum Bebauen, an der Gränze gelegen, wo sie ihre Kartoffeln mit der Flinte in der Hand gegen die Indianer vertheidigen müssen."

Nachdem sich schon so viele unten im Süden und Südwesten theuern Witz gekauft, wäre es zum Verwundern, daß sich noch immer wieder Leichtgläubige zum Verführen finden, wenn man nicht wüßte, der Mensch stehe vielfach hinter denen Thiergattungen zurück, die durch den Schaden anderer ihres Geschlechts klug werden, und bei denen sich das auf diese Art herbeigeführte Klügerwerden instinctartig fortpflanzt? E. P.

*

Statistische Notizen aus Amerika. „Irrthum vorbehalten," pflegen Kaufleute auf ihren Rechnungsauszügen zu vermerken; ich setze das meinen Notizen voran, weil sie von amerikanischen Angaben herrühren.

Im vorigen Jahre belief sich die amerikanische Handelsmarine auf 4138 Millionen Tonnen, und es wird behauptet, daß England binnen fünf Jahren überflügelt seyn werde, wenn die Steigerung so fortgehe wie bisher. Vor einem Menschenalter betrug die amerikanische Handelsmarine nur erst 1297 Mill. Tonnen. 625 Küstendampfer hatten 212,500 Tonnen Gehalt und 765 Flußdampfer 204,725 Tonnen. Zusammen besteht die Dampfermarine aus 1390 Fahrzeugen, die durchschnittlich im Jahre 40 Mill. Passagiere befördern.

Eingangszölle wurden im vorigen Jahre erhoben:

in New-York	28,772,558 Doll.
in Philadelphia . . .	3,715,126 „
in Boston	6,250,588 „
in Baltimore	1,063,530 „

Eisenbahnen waren 12,808 Meilen bereits fertig und dem Verkehr übergeben; 12,612 Meilen befanden sich noch im Bau.

Von den Producten der Unionsstaaten wurden nur für 117 Mill. Doll. exportirt, während mehr als für 3000 Mill. erzeugt wurde. Den Umsatz im Binnenhandel schätzte man auf 600 Mill. Doll.

Die Einfuhren überstiegen die Ausfuhren noch um ein Bedeutendes. E. P.

*

Metzelei im Westen Amerika's. In den Staaten Ohio, Kentucky und Illinois sind im Jahre 1853 auf 1854 nicht weniger als 1,265,555 Schweine geschlachtet worden; nebenbei aber werden aus dem Westen beständig sehr starke Transporte lebender Schweine auf den Eisenbahnen besonders nach New-York versandt.

Folgendes sind die Angaben der in den zwei vorhergegangenen Jahren geschlachteten Schweine aus sieben der westlichen Staaten

	1851—52	1852—53.
Ohio	536,308	564,962
Indiana . . .	329,087	464,832
Illinois . . .	32,085	106,708
Kentucky . . .	205,600	338,300
Iowa	15,000	22,500
Missouri . . .	52,000	67,000
Tennessee . . .	10,000	32,000
	1,180,080	1,596,302.

Die Schweinezucht bildet bei Summirung des Productenwerthes der Vereinigten Staaten, welcher im vorigen Jahre auf mehr als 3000 Mill. Doll. abgeschätzt wurde, einen ganz ansehnlichen Posten. Die Musterrepublik zeichnet sich so sehr in der Schweinezucht, wie Deutschland in der Schafzucht aus. E. P.

*

Eine chinesische Zeitung in Amerika. Unter dem Titel „Neues von den goldenen Hügeln" erscheint jeden Sonnabend in San Francisco eine Zeitung in chinesischer Sprache, herausgegeben von den HH. Howard und Lernoer. Die Lithographie ist zur Herstellung benutzt, und angeblich wird lediglich auf sittliche Verbesserung der Chinesen auf amerikanischen Boden damit speculirt. Man will ihrer Vielweiberei entgegenwirken, ein besseres Familienleben unter ihnen heimisch machen, sie zur besseren Erziehung ihrer Kinder hinleiten (nosce te ipsum, ließe sich da anmerken), die chinesischen Dirnen, respective Freudenmädchen sollen zu Tugendspiegeln nach Yankeemanier umgeformt werden; kurz man will diese guten Chinesen yankeeisiren!

Ich habe dabei so eine „Notion", als sey es außerdem noch darauf abgesehen: einiges von dieser Zeitungs-Maculatur mit „Retouren" nach China selbst einzuschmuggeln. John Bull knobbert an der einen Seite; der russische Steppenwolf nagt an einer andern, warum soll Bruder Jonathan nicht auch vom chinesischen „Candy" etwas naschen? E. P.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. 13 October 1854.

Der Hudsonkai in New-York.[1]

Federzeichnung von E. Pelz.

So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh', als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit!

Der Hafen von New-York und was mit demselben zunächst in Berührung steht, bildet ohne allen Zweifel das Hauptinteresse dieses nach London und Liverpool bedeutendsten Hafenplatzes der Welt, dessen Perspectiven fast ins Unabsehbare hineinragen. Wir mögen über das menschliche Geschäftstreiben und über riesige Städte denken wie wir wollen; das eine mag uns eitel und vergänglich erscheinen, und die andern können wir sogar als krankhafte Erscheinungen im Leben der Erdenkinder halten; die nähere Betrachtung eines solchen Platzes bleibt — selbst nur von außen aufgefaßt — stets in hohem Grade anziehend. Man braucht nicht gerade zu dem Unkraut zu gehören, das am besten zwischen den Pflastersteinen der Metropolen gedeiht, um dieß zu empfinden, und es gehört dazu eben nur keine Sonderlingsnatur; kein Diogenes in der Tonne und kein Geschmack indischer Säulenheiliger. Deßhalb darf ich getrost dazu einladen, mir im Geiste auf einem Betrachtungsgange zu folgen, der den Hudsonkai New-Yorks zum Zielpunkt hat, und ein geneigter Leser braucht sich um so weniger von der Begleitung zurückzuziehen, als er eben nicht zu persönlicher Theilnahme genöthigt ist. Denn wir haben allerdings keinen polizirten Kai vor uns, wie etwa den englischen und Hof-Kai zu St. Petersburg, auf welchem Promenaden in Gesellschaft der elegantesten Damen angestellt werden können, weil da von Seite einer allgegenwärtigen und doch fast unsichtbaren Polizei die möglichsten Rücksichten auf vornehme Spaziergänger zur Anwendung kommen und das Geschäftstreiben dem Vergnügen derselben untergeordnet wird, wo das Dulce hoch über das Utile gestellt erscheint. — Im Gegentheil herrscht am Hudsonkai, einer der bedeutendsten Hafenpartien New-Yorks, „St. Busineß"[1] — der heilige oder geheiligte Geschäftsbetrieb — eben so autokratisch nach umgekehrter Richtung, als in St. Petersburg „St. Ljen," das geheiligte Nichtsthun, die sanctionirte Faullenzerei, das fashionable Flaniren, die vornehme Bummelei.

Bevor wir jedoch unsern Betrachtungs- und Beobachtungsgang beginnen, wollen wir nicht verfehlen, die „angeborene deutsche Gründlichkeit" walten zu lassen, indem von uns der historische Entwicklungsgang, den der Hudsonkai bislang durchlaufen, in Erwähnung gebracht wird.

Nach einem Stadtplane vom Jahre 1695 schnitten damals die Befestigungen des Ortes, bestehend aus nach innen mit Erde beworfenen Pallisadirungen, ungefähr da ab, wo dermalen Churchstreet läuft und das Terrain, worauf gegenwärtig Greenwich-, Washington- und Weststreets stehen, wurde zum Flußgebiet gerechnet, das in seinen äußersten Ausläufern — zur Fluthzeit wenigstens — vom Wasser überströmt wurde und weiter nach vorn ganz zum Hudsonstrom gehörte, indem es Theil desselben war. Oben nach Norden, und außerhalb der Befestigungen gelegen, machte Lombardstreet, jetzt Churchstreet, die Kaistraße aus, nicht weiter als bis nach Maidenlane sich ausdehnend. 1763 bildete die jetzt von Greenwichstreet beschriebene Linie bis hinauf nach Warrenstreet, einzelne Vorsprünge unterhalb Trinity Church ausgenommen, den namenlosen Kai, weil damals letztgenannte Straße noch nicht benannt war. Erst nach dieser Zeit nahm die Frequenz des Hafens von New-York stark zu, und da sich der Geschäftsverkehr im südlichen Stadttheile festhielt, seinen Schwerpunkt in Wallstreet bis heut

---

[1] Nachfolgende Schilderung bildet eine Fortsetzung des Aufsatzes „Panorama von New-York," der zuerst in Nr. 509 der Leipziger illustrirten Zeitung von dem vorigen Jahrgang erschienen ist und mit Beifall aufgenommen wurde, so daß ich nicht Anstand nehmen durfte, denselben dem ersten Bändchen meiner „transatlantischen Federzeichnungen" einzuverleiben. Die gütige Nachsicht des Lesepublicums in Deutschland mit meinen bisherigen schriftstellerischen Versuchen hat mich so dreist gemacht, dieß schwierige Unternehmen zu beginnen. Möchte es mir wenigstens gelingen, den regen „guten Willen" einigen Nutzen zu stiften, damit an den Tag zu legen. In New-York spiegelt sich so viel vom amerikanischen Leben, daß Bilder desselben, die nicht ganz verfehlt sind, gewiß nützlich genannt werden müssen.

[1] Die scherzhafte Benennung des allmächtig auftretenden Geschäftemachens der Amerikaner durch St. Busineß hat sich sogar des Beifalls in Amerika zu erfreuen gehabt, weßhalb ich keinen Anstand nehme, sie hier wieder in Anwendung zu bringen, nachdem dieselbe schon in einem Aufsatze: „die drei Hauptheiligen der Vereinigten Staaten" überschrieben, gebraucht wurde. A. d. V.

behaltend, so zeigte sich bald Mangel an Raum zum Anlegen und Ausladen der Schiffe. Man wußte sich auf eine sehr einfache, aber sinnreiche Art durch Anlegung sogenannter „Piers“ [1] zu helfen. Es sind dieß die noch heut gebräuchlichen Eindämmungen in das Stromgebiet, gewöhnlich etwa 16 Schritte breit und an 200 Schritt lang. Man rammt behufs ihrer Errichtung an den Außenseiten Doppelreihen starker Stämme in den Grund und füllt zwischen denselben den Raum mit starken Balken aus. Der so dem Wasser abgewonnene Platz wird dann durch Ausfüllung mittelst großer Steine und Schutt zur festen Straße oder Brücke gemacht, die eine Lage Bohlen als Dielung erhält. Diese Piers liegen durchschnittlich 50 bis 60 Schritte weit von einander entfernt, zwischen sich von drei Seiten geschlossene Häfen bildend, und gewähren natürlich einer mindestens sechsfach vergrößerten Anzahl von Schiffen die Möglichkeit des unmittelbaren Anlandens und Ausladens ihrer Passagiere und Güter, während zugleich einer mehr als zwölfmal größern Menge von Fahrzeugen Sicherung gegen Strömung und Fluth gewährt ist.

Nun legte sich aber sehr bald der Schlamm in die von den Piers gebildeten Zwischenräume, dessen Hinwegräumung früher noch weit kostspieliger war als es jetzt der Fall ist, wo die bekannten Baggermaschinen durch Dampf getrieben werden, andere Kräfte ersetzend. Daher wurde immer kurzer Proceß gemacht durch Verlängerung der Piers um abermals 200 Schritt. Indessen stieg der Bodenwerth für Häuserbauten in dieser Inselgegend fortwährend sehr, so daß es rentirte, die verschlammten Plätze dafür herzurichten. Wo die seitherigen Piers im Strome geendet hatten, wurde das Wasser durch Ziehung von Querdämmen völlig abgesperrt und der so gewonnene Raum durch Aufschüttungen von Steinen und Erdreich für Häuserbauten in Stand gesetzt. Das hügelige und steinreiche Inselgebiet lieferte jederzeit hinlängliches Material zu diesen Ausfüllungen, wozu nebenbei auch allerlei Schutt und Schmutz mithalf. Auf diese Weise entstand, nachdem lange Zeit die östliche Häuserreihe der Greenwichstraße den Hudsonkai gebildet hatte, deren westliche Häusereinfassung und zugleich weiter hinaus nach dem Strom hin eine Reihe Gebäude am neuen Kai als Washingtonstreet und bei abermaliger Hinausrückung der Piers in das Hudsongebiet, die dermalige Weststreet. Gegenwärtig ist aufs neue die Rede von einer nochmaligen Hinausrückung der Piers, wodurch Weststreet den Kai-Rang auch wieder verlieren müsse; indessen sollen sich lebhafte Stimmen gegen dieses Unternehmen erhoben haben, von denen wesentliche Nachtheile einer solchen Verengung der Strommündung als Befürchtungen vorgebracht wurden. Erweisen sich dieselben als nicht haltbar, so wird bald genug eine neue Kaistraße dem North-River oder Hudson entlang gehen, denn die Gewinnsucht drängt nach dem vermehrten Hazardspiel mit Bauplätzen. —

Nach dieser reifrockartigen Einleitung und Vorbereitung folgen wir nun der Häuserreihe, welche den Battery-Platz vom Broadway herab in westlicher Richtung besetzt hält und stoßen dabei direct am Kai, hinter dem straßenbreiten Fahrweg vor den Häusern von Weststreet, auf den Pier Nr. 1, der als Straßenausläufer betrachtet werden kann. Derselbe ist mit einer Ueberdachung versehen und von einer Gesellschaft in Beschlag genommen, die eine von den Hauptstraßen besitzt, welche nach dem Süden und Südwesten der Union führen. Aufschriften des Einganges in schreiend großen Buchstaben sagen uns, daß hier namentlich Gelegenheit zur Reise nach Philadelphia und weiter via Amboy und Camden sey; es können da Billets zu Fahrten bis in die fernen Gegenden gelöset werden, an welche jene großen Länderstrecken der Vereinigten Staaten gränzen, die den Namen „Territorien“ tragen. Man wird durch Dampfboote bis Amboy an der Raritan-Bay befördert, um dann auf Eisenbahn bis Camden am Delaware zu gehen, wo eine Dampffähre zum Uebersetzen nach Philadelphia sich befindet. Von letzterem Platze aus ziehen sich Eisenbahnen in südlichen und westlichen Richtungen weiter.

Dieser Pier Nr. 1 allein liefert Stoff zu einer ganzen Reihenfolge von Betrachtungen, besonders wenn ein vergleichender Maßstab dabei angelegt wird, den europäisch Gebildete nicht anzulegen fast außer Stande sind, denn es drängen sich ihnen zu viele Gegensätze und Verschiedenheiten dabei auf, welche Berücksichtigung gebieterisch heischen. Fassen wir die ganze Erscheinung ins Auge, so bietet dieselbe vor allem gewissermaßen eine Frontseite im grell hervortretenden Bestreben nach Gewinn für die Unternehmer dieser Reisebeförderung. Im Gegensatz zum Grundsatze der alten Welt: das Gemeinwohl über den Privatgewinn bei Herstellung öffentlicher Straßenverbindungen zu stellen, steht hier der Privatvortheil breitbeinig obenan, und das salus rei publicae, die gemeinsame Wohlfahrt, ist ihm gewissermaßen als Domaine zur Ausbeutung überlassen. Wir fühlen uns in der Atmosphäre einer entgegengesetzten Polhöhe, und unter Gegenfüßlern welche aus der alten Welt hier in eine neue gesprungen sind, um sich dem Extrem der widersprechenden Richtung hinzugeben. Die jenseit des atlantischen Oceans hart ins Gedränge gerathene Selbstsucht hat diesseit ihre Tempel und Altäre dreist oder frech errichtet, vielleicht um der Menschheit recht anschaulich die Lehre zu geben, daß eine gerechte Mitte eben bei keinem Extrem zu suchen sey.

Unter solchen Umständen der Speculation auf die Taschen anderer pflegt man sich fast überall in der alten Welt, besonders aber in den dienstfertigen deutschen Ländern, so zuvorkommend und kosmopolitisch als nur möglich zu zeigen. Selbst im autokratisch beherrschten Rußland, und unter einem Zaren dem die Neigung zur Russificirung stark nachgesagt wird, zeigt sich allerlei dahin zielende Rücksichtnahme in sprachlichen Beziehungen. Die bei einem gebildeten Reisepublicum als bekannt vorauszusetzenden Hauptsprachen: Deutsch und Französisch, finden sich in Aufschriften wahrgenommen, welche die erforderlichen Zurechtweisungen der Passagiere in Hinsicht auf Localitäten und dergleichen enthalten. Ebenso sind sie gewiß bei der Billetur an der Casse u. s. w. vertreten. Wo immer in Deutschland Reisende englischer Zunge zu gewärtigen sind, können diese bestimmt auf sprachliche Berücksichtigung zählen. — Von allem dem zeigt sich hier am Pier Nr. 1 keine Spur, obgleich sogar die Vereinigten Staaten eine bedeutende Bevölkerung besitzen, welche Deutsch und Französisch als Muttersprachen reden; ein Verhältniß das weder in Rußland noch aber in Deutschland stattfindet. Am Pier Nr. 1 wird nichts als Englisch geboten, und wer das nicht versteht, mag zusehen wie er fertig werde! Es hat den Anschein, als seyen die Manieren der alten Indianerstämme angenommen

[1] Der Kürze halber möge mir verstattet seyn, diesen Ausdruck beizubehalten; Schiffsanlagedämme, die richtige deutsche Benennung, klingt doch ein wenig zu deutsch-schwerfällig, und das „Pier“ verdient wohl als technischer Name die Adoption. A. v. W.

worden, denn in der Neuzeit könnte man sich sogar diese rohen Naturkinder nicht zum Muster genommen haben, weil sie im Verkehr mit andern Nationen Notiz von deren Sprachen nahmen.

Welch ein rauher Contrast zur bekannten Leidenschaft der Gewinnsucht, welche die Amerikaner beherrscht, zeigt sich in dieser Erscheinung! Ihr Mangel an Lerntrieb, ihre Geistesträgheit in gewissen Beziehungen erscheinen sogar durch diese mächtige Begierde nicht überwindbar; wir finden sie vielmehr hinter einem Nationaldummstolz und hinter andern, wenn auch noch so vagen Ausreden verschanzt. Uebrigens wird der Hinwegfall angemessener Sprachrücksichten hier am Pier Nr. 1 motivirt durch die neuerliche Uebernahme von Gesandtschaftsposten in europäischen Staaten von Amerikanern, die nichts als Englisch verstehen, und wenn unsere „plattdütschen" Bauern einmal drüben so ans Ruder kommen sollten, wie hier die Englischen, dürften ähnliche Resultate zum Vorschein kommen. — Wir durften eine solche Motivirung nicht unterlassen, weil uns sonst die Beschuldigung sicher gewesen wäre: es sey von uns gebührende Rücksicht auf historisch Gewordenes außer Acht gelassen.

Gleich beim Eintritt auf den Pier fällt uns eine Tafel mit der Aufschrift: „No Smoking!" (hier wird nicht geraucht) in die Augen. Allein wir rauchen ruhig unsere Cigarre weiter, indem von uns der Abgang eines Dampfers nach Amboy beobachtet werden soll. Es ist so ernstlich nicht gemeint mit diesem Verbote, denn niemand ist eigentlich dazu angestellt, um dasselbe aufrecht zu erhalten, wie dieß denn gar manchmal hier zu Lande der Fall zu seyn pflegt in Hinsicht auf Gesetze und Verbote, woran es so wenig fehlt als anderswo; die herrschenden Englischen dürfen sie auch nicht alle handhaben, weil sonst niemand mehr einwandern, vielmehr Schaaren auswandern würden und die Herrscher nichts mehr zu beherrschen hätten, was gleichfalls Mensch zu seyn prätendirt. Indessen trifft gerade das Tabakrauchen unter den Yankees durchschnittlich eine härtere Verfolgung als anderes Verbotene, weil die hochmüthigen Ladies dabei im Spiele sind, und St. Custom eine stricte Unterordnung in allen Fällen gebietet, wo selbst nur „Fancies" (Grillen, Launen) dieser Oberhofmeisterinnen der Union Befriedigung verlangen. Jeder national-dressirte Amerikaner wird in solchen Fällen zum Polizeier, und sogar Lola Montez, die Kühne, erfuhr die Zurechtweisung: „Here can't be smoked!" (hier kann nicht geraucht werden), aus dem Munde eines Wohldressirten, als sie irgendwo ihre Cigarre schmauchte, wo auch nicht geraucht werden sollte. Da sie selbst der Ladyschaft, wenn auch einer unächten — weil nicht amerikanischen — angehörte, ließ man ihre kecke Entgegnung lachend dahin gehen: „But you see I can!" (aber Sie sehen ich kann!) Der Ausländerin konnte das gelingen, den Ausländer hätte Richter Lynch bedroht. Es ist ein Glück für die Amerikaner, daß der witzige Le Sage seinen Gil Blas früher schrieb, ehe Amerika zum Augenpunkt der Europäer wurde; er hätte seinen Helden leicht unter die amerikanische Gesellschaft in die Lehre schicken können, statt ihn unter die Höhlen-Disciplin einer spanischen Spitzbubenbande zu stellen. Dem spöttischen Bösewicht wäre so etwas ganz wohl zuzutrauen gewesen.

Es ist noch über eine Viertelstunde Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers, und erst wenige Passagiere haben sich bereits eingefunden, darunter kaum etliche, denen Freunde oder Angehörige das Abschiedsgeleit gaben. Das Reisen ist hier so überaus gewöhnlich, daß — trotz der Gefahren desselben, die weit größer sind als in Europa — alle Welt sich an das Kommen und Gehen Anderer gewöhnt. Die an den Tag tretende Gleichgültigkeit der Menschen gegen einander hat nebenbei freilich auch noch ihren Grund in der charakteristischen Selbstsucht, welche sich im Leben der Amerikaner ausprägt. Demzufolge ist alles „Gehen", mit Einschluß des Gehens für immer in das dunkle Jenseits, nur ausnahmsweise vom Interesse Anderer begleitet, während bei dem „Kommen" wenigstens noch die egoistische Neugier mitspricht. Darin liegt viel Lebensphilosophie; allein die europäisch-deutsche Natur sträubt sich dagegen.

Erst während der letzten zehn Minuten vor dem Abgange des Dampfers stürzen nun die Passagiere herbei; die Bahn des hastigen Getriebes, welche in allen Lebensbeziehungen, mit alleiniger Ausnahme der steifleinenen Sonntage, herrscht, wird auch beim Reisen nicht verlassen. Gewiß saß gar mancher bis kurz vor diesen letzten Minuten — auch völlig nichtsthuend — auf irgend einem Flecke, gedankenlos vor sich hinstarrend in vollkommener Lethargie, höchstens seinen „Chew" (Mund voll Kautabak) zwischen den Backen umwälzend und allenfalls Spuckkünste dabei treibend, wenn er nicht zu denen gehörte, die allezeit darauf sinnen wie sie im Nichtsthun andern das Geld abschwindeln. Jetzt hastet er, einmal in Gang gekommen, wie andere, die niemals Zeit zum vernunftgemäßen Essen finden — denn so ist nun einmal die von Extrem zu Extrem springende und sich nur in dieser Weise gefallende Yankeenatur. Wo dem bedächtigen Deutsch-Europäer die Sinne vergehen im Gewirr und in rasender Eil, da ist der Amerikaner gewissermaßen erst recht in seinem Element, und man muß es ihm lassen; er macht da seine Sache leidlich genug, es wird von ihm mancher Moment erfaßt, der dem Bedachtsamen entschlüpft, den der Deutsche verduselt!

Die Schiffsglocke gibt das letzte Zeichen zur Abfahrt; wir müssen eilen vom Bord zu kommen, sonst nimmt man uns mit. Der Zugang zu den Dampfern dieser Art ist nämlich in der Regel an kein Vorzeigen von Billets geknüpft, und wer das Fahrzeug nicht zur rechten Zeit verläßt, muß eben mit und ist genöthigt ein Billet an der auf dem Schiffe befindlichen Casse zu lösen. Alles in diesem Lande ist fast wie absichtlich darauf eingerichtet, jedermann zu zwingen sich allzeit vorzusehen, stets auf der Hut zu seyn, sich niemals auf andere zu verlassen. Es ist dieß wieder eine jener vielen Extremseiten des hiesigen Lebens, die zur Behauptung Anlaß geben, Amerika sey durchweg das auf den Kopf gestellte Europa! Wir bemerken unschwer, daß ein solches Drängen und Treiben Beschaulichkeit nicht begünstigt, und somit in geistiger Beziehung das amerikanische Leben consumptiv genannt werden darf; man verzehrt gewissermaßen als lachender Erbe leichtfertig die Verlassenschaft Europa's! Uns fallen dabei wie noch bei vielen andern Gelegenheiten die Worte des Plautus ein:

„Modus omnibus in rebus est optimum habitu."
(Maß in allen Dingen ist der beste Gebrauch.)

Dieser Sinnspruch möchte auch über dem „Drink-Store" (Schenkladen) angebracht seyn, der im Parterrelocal des Eckhauses von Weststreet und Battery Place eingerichtet ist, wenn eine solche Ermahnung bei hiesiger Bevölkerung Eindruck machen könnte, und leider nicht zu viel Wahrheit in der Behauptung der Anhänger des

Maine-Liquor-Law (Gesetzverbot des Branntweinschenkens) läge, daß nur durch strenges Verbot und draconische Handhabung desselben gegen den Mißbrauch des öffentlichen Verkaufs spirituöser Getränke zu kämpfen sey, wenn gleich von einer gänzlichen Ausrottung der fehlerhaften Neigung kaum die Rede seyn dürfe. Denn die Bevölkerung ist eben keine durchaus deutsche, welche sich — vermöge ihrer Natur, Sitten und Gewohnheiten — immer auf einer Mittelbahn zu erhalten vermag, sondern sie schwankt immer zwischen Extremen, wie schon angedeutet. Dem schlecht oder gar nicht erzogenen Angloamerikaner fällt es weit leichter ganz zu entsagen, als im Genusse Maß zu halten. Allerdings kömmt noch die durch Verbote entstehende Heuchelei in Anschlag, wovon sich die verschlagensten Beispiele anführen ließen; indessen regieren wir Menschen einmal lieber durch Gesetze als durch weise Erziehung, weil jenes immer leichter ist als dieses!

Der nächste Pier Nr. 2 ist abermals von einer Passagelinie in Beschlag genommen, und zwar für die Dampfboot- und Eisenbahnverbindung zwischen Newyork und Boston, via Stonington und Providence. Wir machten die Fahrt von Boston her einmal mit dieser Gelegenheit, und fanden die Einrichtung besonders angenehm, daß die Wasserfahrt von Stonington bis Newyork während der Nacht zurückgelegt wurde. Man bekam ein bequemes Nachtlager, und hatte wenig Ursache zu beklagen, den schon einmal am Tage zurückgelegten Weg verschlafen zu haben. Die Küstenfahrt, mit Einschluß der Passage des Long-Island-Sundes, bietet nur einzelne hübsche Punkte dar.

Fein brüderlich nimmt eine Concurrenzgesellschaft den folgenden Pier Nr. 3 in Anspruch, ebenfalls für die Dampfboot- und Eisenbahnbeförderung nach und von Boston, über Newport in der Narragansetbay und über Fall-River. Das ist eine der bemerkenswerthen Seiten der Amerikaner, daß sie zwar jede Concurrenz zu unterdrücken streben, aber wenn dieß nicht gehen will, sich mit derselben vertragen.

Die freie Concurrenz in diesem Lande ist schon von so vielen hochgepriesen worden, daß wir derselben hier kein abermaliges Loblied anzustimmen nöthig haben, sondern anführen wollen, daß derselben gar manche tiefdunkle Schattenseiten eigen zu seyn pflegen. Wir taumeln auch in dieser Hinsicht immer nur von Extrem zu Extrem, wobei jedoch wieder manch erfreuliches Resultat dieser Bewegung zum Vorschein kömmt, die ein bewundernswerthes Naturgesetz kundgibt. Ohne diese unbehinderte von der Gewinnsucht oder Spielgier aufgestachelte Strebsamkeit würde die Durchführung des großen Experiments der Entwicklung in materieller Richtung, das offenbar von den Vereinigten Staaten Nordamerika's getragen wird, sicherlich nicht mit so raschen Schritten in der Menschheit vorwärts gehen.

Unter gegenwärtigen Umständen stachelt gewissermaßen ein Welttheil — nach materieller Richtung hin — auf zum Voranschreiten, und bei einem übersichtlichen Rückblick in späterer Zeit werden unsere Nachkommen ohne Zweifel Ursache haben, mit Dankbarkeit auf diese Entwicklungsperiode zu schauen. Fast dürfen wir schon sagen, es fehle nur noch an gerechter Regelung der Preisbestimmungen für Arbeitsproducte, an guter Regelung des Ausgleichungsmittels „Geld" in der Gesellschaft, um einen befriedigenden Zustand für alle Glieder derselben zu erzeugen. Gelingt es, die Benutzung so großer Naturkräfte, wie der Riesen „Dampf" und „Gas" möglichst zum Gemeingut zu machen, dann wird für Amerika hoffentlich auch eine Zeit nicht ausbleiben, wo man sich entschließt, da der Minerva und dem Apoll Tempel zu errichten wo gegenwärtig nur die Altäre des goldenen Kalbes stehen und Plutus die Herrschaft in autokratischer Weise führt. Niemand darf sich wundern, wenn es bei solchen Concurrenzgelegenheiten, wo die Gewinnsüchtigen um Früchte des Fleißes, um das Geld des Volkes werben, Scenen gibt, wie unter neidischen Fischweibern. Das Publicum hat da öfter einen Vortheil, wenn auch nur kurze Zeit hindurch, denn zuletzt bringt gleiches Bestreben aus Gewinnsucht unter den Concurrenten doch das gleiche Resultat, Ausbeutung des Publicums, hervor.

Die Schaar der an diesem Pier auf die Ankunft eines Bootes harrenden Lohnkutscher, Karrenfuhrleute, Karrenschieber, Packträger u. dgl. liefert ein ziemlich charakteristisches Bild unserer Concurrenzzustände, wobei Nichtachtung anderer neben heißer Gewinnsucht bemerkbar wird. Kaum verlassen die Ankommenden das Schiff, so werden sie mit Anerbietungen wahrhaft bestürmt. Wer dieselben annimmt, ohne vorher zu accordiren, darf fast in allen Fällen versichert seyn, eben so geprellt zu werden, als wenn er in St. Petersburg von einem Iswoschtschik sich fahren läßt ohne den Preis bedungen zu haben. Hier am Hudson wie dort an der Newa ist namentlich der Fremde besondere Zielscheibe der Uebervortheilungslust, man scheint da wie dort eifrig bemüht, jeden Menschen dafür sofort zu bestrafen, der eine gute Meinung von der Bevölkerung mitbringt. Nur wird der Russe bei Abweisungen nicht leicht so impertinent wie der Amerikaner, weil ihm die Polizei auf dem Nacken sitzt, und nicht gestattet daß er seiner Neigung zur gemeinen Flegelei die Zügel ähnlich schießen lasse. Der Positionsvortheil ist in dieser Richtung völlig umgekehrt: denn während an der Newa die vornehme Brutalität sich ziemlich ungestraft geltend machen darf, ist dieß hier auf Seite der plebejen der Fall. Während die allgegenwärtige Polizei St. Petersburgs stets zur Hand ist, um Vornehmere gegen Geringere in Schutz zu nehmen, wird hier der Geringere in allen seinen Ungezogenheiten gegen Gebildetere durch stete Abwesenheit der Polizei unterstützt. Keine Polizei Rußlands oder Deutschlands würde dem Volke erlauben, sich so gemein-flegelhaft und roh zu beweisen, als dieß eben hier geschieht. Wir hören hinter einigen anständig gekleideten Personen her die höhnendsten und beleidigendsten Reden erschallen aus einer Schaar von Tagedieben, die keine Neigung zu geregelter Beschäftigung haben, und daher angeblich die Bedienung der Reisenden machen wollen, eigentlich aber nichts als deren Betrug im Sinne haben. Gewiß ist dieß zu tadeln, ohne daß dadurch der russische Gegensatz Sanction erhalten kann. Das Ersprießliche liegt zwischen beiden Extremen, und wird ohne Zweifel nur durch bessere Erziehung in Haus, Schule und Gesellschaft oder Staat herausgefunden werden können.

Zwei Pier höher, also Nro. 4, finden wir demnächst das Depot für die Baltimore-Pittsburg-Eisenbahn- und Dampfbootverbindung, zugleich aber legen da die Ocean-Dampfer an, welche zwischen Newyork und Havre gehen, den beschleunigten, directen Verkehr mit Frankreich herstellend und unterhaltend. Welch ungeheure Strecke der Erde zeigt sich uns hier durch schnelle Beförderung in einer Straße verbunden! Aus dem alten unruhigen Kopfe

der Dame Europa's, aus Frankreich, rudert die Dampfkraft Fahrzeuge mit Windeseile in die „neue Welt"; hier wird noch eine kurze Küstenstrecke zu Wasser zurückgelegt und dann von Baltimore aus mit vorgespannter Locomotive ein weiter Landstrich bis über die Mitte des mächtigen Missisippithales hinaus an die Gränzen der Territorien durchlaufen, wenn nicht Eile zu noch schnellerer Fahrt sogleich von Newyork aus mit Eisenbahnen zu verfolgen antreibt. Mit gleicher Geschwindigkeit wie der atlantische Ocean durchfurcht wurde, fliegen die Länderstrecken der Staaten New-Yersey, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Missouri an dem Reisenden vorüber, der jetzt allein ohne sonderliche Vorbereitungen in Frist von Wochen Gegenden der Erde besuchen kann, die er vor nicht gar langer Zeit kaum in doppelt und dreifach so vielen Monaten und nur bei sehr kostspieligen Vorkehrungen zu erreichen vermochte. Die Pulsation der „Gedanken der Erde", wie ein deutscher Philosoph die Menschen sinnreich nannte, hat schon unendlich an Schnelligkeit zugenommen. Welche Resultate wird diese kochende Vermischung erzeugen? Weisheit oder — Raserei? Gewiß im Einzelnen beides und im Ganzen keines von beiden, sondern etwas amphibienartiges zwischeninne.

Eben jetzt setzt sich ein Dampfer in Bewegung, der dicht mit Passagieren angefüllt erscheint. Werden sie an die verschiedenen Zielpunkte ihrer Reisen gelangen, ohne daß eines der hier zu Lande so sehr gewöhnlichen „accidents" auf Dampfern, Eisenbahnen rc. sie trifft? Wird man nicht vielmehr ihre Namen als die von Personen, welche bei einer Explosion u. dgl. „by mistake" umkamen, in den öffentlichen Blättern lesen? Diese Fragen drängen sich uns hier bei jeder abgehenden Reisegelegenheit auf; denn die Unternehmer und ihre Angestellten haben immer nur sich und ihren Geldgewinn im Auge, so daß man sich am Ende noch darüber zu wundern hat, wie wenig Unglücksfälle unter solchen Umständen vorkommen, trotz deren erschreckenden Menge!

Vom Pier Nr. 5 bis Nr. 14 und 15, wo sich abermals eine Boston-Steamer-Line als dritte Bewerberin und eine zweite nach Philadelphia vorfinden, wird ein buntes Schiffsgedränge bemerkbar, dessen Mannichfaltigkeit die Möglichkeit des Beschreibens fast ausschließt. Hier landen Fahrzeuge aller Gattungen und Größen aus den verschiedensten Erdgegenden kommend und dahin abgehend, mit einer so großen Verschiedenheit der Ladungen, daß vollständige Verzeichnisse davon das Ansehen der Porträtsammlung gewinnen würden, die Leporello im Don Juan vor der Donna Elwira aufzurollen pflegt, um seines verliebten Herrn Liederlichkeit zu documentiren. Bei Aufzählung der hier zum Vorschein kommenden importirten Dinge würde von uns sicher nicht selten die naive Frage aufgeworfen werden können: „wozu dergleichen für Republikaner, deren oberste Strebepunkte: Einfachheit und andere Tugenden seyn müssen, in deren Register der Luxus keineswegs enthalten ist?"

Die Beantwortung dieser Frage würde uns jedoch mit der Politik hier und in der andern Welt sehr stark verwickeln, wobei allerdings die hiesigen Zustände derbe Fingerklapse bekommen dürften. Das müßte man sich hier und würde man sich gern anderswo gefallen lassen; aber, aber, die Vergleichung könnte billigerweise nicht unterlassen werden und — hier liegt der Has im Pfeffer! auch die Einrichtungen anderwärts gefallen uns nicht durchweg! — So allgemein ausgedrückt, mag dieß hingehen; indessen dürfte doch leicht Specielleres unterlaufen, das mißliebig gefunden würde, und dann wäre es mit unserm Spaß des Beschreibens vorbei. Die Klugheit räth unter so kitzlichen Umständen, entweder mit der Wahrheit ums Rändchen herum zu gehen, gleich der Katze um den heißen Brei, und sich allenfalls in Raumerscher Manier mit officiellen Angaben genügen zu lassen, oder — in der Manier des alten Komikers Wurm zu verfahren, der als Thaddeus im „Hausgesinde" über eine lateinische Zeile realiter hinwegsprang, das Buch zur Erde legend, worin diese stand. Letzteres ist offenbar die bequemste Manier über Verfängliches hinwegzukommen, und wir gingen gern an dieser Gegend vorüber, gäbe es nicht dort am Pier Nr. 8 oder 9 eben einen auffallenden Haupttrödel und Krawall, der sich absolut nicht so übers Knie brechen lassen will, weil er zu baumstark und umfangreich erscheint. Die Fighter (Raufer) und Runner (Zutreiber, Lohndiener), welche eine bekannte Verbindung berüchtigter Einwanderungs-Passage-Agenten im Solde hat, um die Einwandernden zu nöthigen, ihre Passagebillets in gewissen Expeditionslocalen zu entnehmen, wo sie auf alle mögliche Weise übertheuert und beschwindelt werden, also diese ziemlich offenkundige Spitzbubenbande — wir nennen das Kind beim rechten Namen — hält, über hundert Köpfe stark, einen Pier besetzt, an dem eben zwei Auswandererschiffe ihre Ladungen landen. Es wird niemand von den Einwanderern nach der Stadt gelassen, und einige die es versuchen, unterliegen den gröbsten Mißhandlungen von Seite der erwähnten Bande. Ebensowenig läßt diese letztere Personen aus der Stadt durch das auf dem Pier gezogene Spalier an die Schiffe kommen, die Prügelei findet auch nach dieser Seite hin statt, denn eines dieser Schiffe ist mit seiner Ladung von Menschen und Gütern besonders an ein bestimmtes Geschäftshaus addressirt, dessen Abgesandte vergeblich bestrebt sind durch die Lungererschaar zu dringen.

Erst nachdem die Einwanderer sich haben „buchen" lassen, wie der Kunstausdruck des Anwerbens für ein gewisses Passagegeschäft lautet, erst nachdem den armen eingeschüchterten Menschen von ihrer geringen Habe wenigstens ein Daraufgeld auf die Passage abgepreßt ist, werden sie von den Runners und Fighters — gleich Heerden Schlachtvieh — truppweise nach der Stadt getrieben. Dort weist man ihnen Wirthshäuser an, deren Besitzer im Complott der Bande sind und die ihrerseits so viel an den Einwanderern zu „machen" suchen, als immer möglich. Denn gewöhnlich erst nach mehrern Tagen Aufenthalt, während sie doch ihre Reise meist sogleich fortsetzen könnten, transportirt man die Leute entweder nach einem Eisenbahndepot, mit dem die Bande in Verbindung steht, oder nach Pier Nr. 16, wo die Ueberschriften „Peoples-Line" und „Albany" mit besonders großer Schrift hervorstehen. Diese Eisenbahn- und Dampfbootverbindungen tragen einen gewissen Antheil der Spesen, welche die Herstellung derartiger Lungerer-Armeen wie die der Fighter und Runner veranlaßt, außerdem aber helfen sie die Gesetzgeber des Staates bestechen, damit diese solche Bestimmungen gesetzlich unterstützen, die das Ausplünderungsgeschäft der Einwanderer begünstigen. Theils zahlt man dem Lungererchef, einem gewissen Passageagenten, gewisse Kopfgelder oder Procente, theils wird ihm gestattet das Gepäck der Einwanderer zu wiegen und die Fracht dafür einzucassiren. Dabei gilt natürlich als Regel, sich für Ueberfracht so viel als immer möglich über die Gebühr zahlen zu lassen. Kommen die Einwanderer dann nach Albany, so sind

sie da schon wieder wegen Weiterbeförderung an andere Gauner gewiesen, die mit den hiesigen von Newyork in engster Verbindung stehen und ihnen für dieses „Zuweisen" bestimmte Kopfgelder rc. entrichten müssen. Derselbe Fall ist es auch in Buffalo und weiter, so daß gesagt werden darf, die Einwanderer kommen aus einer Spitzbubenkette nicht heraus, bis sie nichts mehr zu verlieren haben und sich wohl selbst der Bande anschließen. Wohl ließe sich anmerken, daß auf diese Art den Einwanderern die Mittel genommen werden zur Forthülfe aus eigenen Kräften, daß sie dadurch leicht auf Irrwege gerathen und theils verderben oder untergehen, theils den Gemeinden in Hospitälern zur Last fallen müssen. Ferner wäre zu bedenken, daß Neger, die man als Arbeiter importiren möchte, wenn keine weißen Einwanderer freiwillig kämen, schon darum bessere Behandlung genießen würden, weil man sie theuer zu kaufen hatte. Ohne das Zuströmen der Arbeiter von auswärts würden aber die Unternehmungen ins Stocken gerathen. Die Arbeitslöhne stiegen schon bei einer kurzen Stockung, durch widrige Winde verursacht, leichthin fast auf das Doppelte, und hörte die Einwanderung nur ein Jahr lang auf, so müßten wir unsere erfolgreichsten Unternehmungen mit großem Schaden stillstehen lassen!

Demungeachtet erscheint das angeführte heillose Getriebe, welches sich vor unsern Augen entspinnt, ganz naturgemäß, und eben so ist das polizeiliche Gewährenlassen keineswegs auffallend für Unterrichtete. Die Passageagenten und was mit ihnen zusammenhängt sind amerikanische Bürger, und man erklärte einem frühern Mayor von Newyork, der vier Polizeimänner besonders zum Schutz der Einwanderer anstellte, ohne Umschweife öffentlich: „dazu sey er nicht da, die Polizei habe die Bürger, nicht die „„Fremden"" zu beschützen!" Der Mayor und andere öffentliche Beamte Newyorks sind Leute, die von den Bürgern gewählt werden, und bei den Wahlen spielen Fighter und Runner stets die bedeutendsten Rollen. Kann man sie bei nur einiger Rücksicht auf die Vergangenheit und im Hinblick auf die Zukunft als Hauptwähler vor die Köpfe stoßen? Das allgemeine Wahlrecht gehört zu den trefflichen Institutionen des Landes; allein wenn ein verdorbenes Gebräu auch in die schönsten Gefäße gegossen wird, so bleibt es doch verdorben und zeigt — demgemäße Wirkungen! Man ist mit dem Bessern — wie anderswo unter Menschen — auf den Glauben an einen babylonischen Thurmbau der Zukunft verwiesen. — Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß die Polizeibeamten häufig, ja meist, aus den Reihen der Fighter und Runner gewählt werden, in Folge billiger Anerkennung für geleistete Hülfe bei den Wahlen. Stellte mithin auch ein Mayor abermals Beamte zum Schutze der Einwanderer an, so würden diese schwerlich ihren ehemaligen Spießgesellen das Handwerk ernstlich zu verderben bestrebt seyn. Endlich würden die ausgeplünderten Einwanderer sich schwerlich so gutwillig zu den für sie am ungeeignetsten erscheinenden schwersten Arbeiten in den ungesundesten Gegenden hergeben als die „Ausgeplünderten", denen außerdem das landesübliche „helpyourself" nichts als Verhungern in Aussicht stellt. Die Rücksicht auf fortschreitende Cultur der Unionsstaaten durch Anlegung von Eisenbahnen, Austrocknen der Sümpfe u. s. w., kurz gerade das, worauf man sich der alten Welt gegenüber so viel zu gute thut, verbietet also direct das Einschreiten zu Gunsten der Einwanderer im humanen Sinne; es hätte ebensowohl Napoleon und andern Feldherren zugemuthet werden können, auf ihre Hauptschlachten und Triumphe zu verzichten aus Schonung von Menschenleben. Jede derartige Anforderung verräth also nur die größte Unkenntniß der Dinge und des „Großen" im Charakter der Amerikaner. Die Einwanderer treten in eine neue Gilde oder Zunft, bei welcher Uebervortheilung Anderer oberster Grundsatz ist, und empfangen gewissermaßen in ihrer Ausplünderung die erste Lection zur eigenen schnell möglichsten Erlernung dieses Fundamentalgesetzes; es ist ihr „Einkauf" in die neue Gemeinschaft, ohne den sie nur um so länger in unpraktischem Wesen verharren und zum Begriff des „helpyourself" um so später gelangen würden.

Dieß ist allerdings eine Auffassungsweise der Dinge, welche sich nicht mit den in der alten Heimath eingesogenen Grundsätzen der Humanität verträgt, und es muß um so mehr auffallen, daß die in und um Newyork wohnenden 100,000 Deutsche, welche großentheils selbst durch die harte Schule der Ausplünderung gegangen sind, seither gar keine Zeichen wirklichen Mitgefühls bei den fortgesetzten Mißhandlungen ihrer herzuströmenden Landsleute an den Tag legten. Es verletzt unser Gefühl um so mehr, wenn wir erfahren, daß jene Bande von Plünderern, welche dort eben in vollster Thätigkeit ist, zum großen Theil aus Deutschen besteht. Möge als Erläuterung einer so auffallenden Erscheinung wenigstens folgende Thatsache in Erwähnung kommen:

Dort drüben am andern Ufer des Hudson, rechts von Jersey City, liegen auf der Südspitze des Ortes Hoboken die drei vereinigten Piers der vom Fuße der Barclay-, Canal- und Christopher-Straßen nach letztgenanntem Platze abgehenden Dampffähren. Wir werden diese Ueberfahrtsgelegenheiten später noch näher kennen lernen. An einem Sonntage, wo — wie gewöhnlich — besonders viele Deutsche den Spazier- und Vergnügungsort Hoboken besucht hatten, befand sich unter der Zahl ein Deutscher, der Kaufmann in New-York ist, mit seiner Schwester und deren Bräutigam. Das junge Mädchen war erst kürzlich nach Amerika gekommen, und ihre Eltern hatten sie nur auf dringenden Wunsch des Bruders höchst ungern ziehen lassen. Als diese drei die Dampffähre zur Rückkehr nach New-York am erwähnten Sonntage besteigen wollten, war es finster auf dem verdeckten Pier; — aus Knickerei und Sorglosigkeit des Millionärs, dem diese Dampffähren allein eine fürstliche Revenüe einbringen, war keine Laterne angebracht. Man mußte sich förmlich bis zur Fähre hintappen. Plötzlich wich der Boden unter den drei Personen, man zog nämlich — ohne Warnungszeichen — eine Art Verbindungssteg zwischen dem Pier und der Fähre hinweg, die im Abgehen begriffen war, und unsere drei Landsleute stürzten hinunter ins tiefe Wasser. Es befand sich nicht das geringste Rettungswerkzeug zur Hand, und die unbesonnene Entschlossenheit der Amerikaner, welche die Bedienung des Pier besorgten, warf bärenhaft den schweren Verbindungssteg den Hinabgestürzten nach, dieser traf vermuthlich das eben wieder im Auftauchen begriffene Brautpaar, welches später als beschädigte Leichen herausgefischt wurde. Der Bruder kam später empor und ward gerettet, er berichtete in meiner Gegenwart den traurigen Vorfall und äußerte in Bezug auf die geringe Theilnahme des landsmannschaftlichen Publicums an diesem Vorfall: „Ich fühle jetzt tief, wie sehr wir alle darin fehlen, daß von uns gar kein Mitgefühl für andere an den Tag gelegt wird, sondern ein jeder nur sich im Auge hat!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordwestlichen Theil von Frankreich.[1]

(Selbst beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement.)

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Von Dover nach Calais fahren englische und französische Dampfer. Mit den letzteren ist es wohlfeiler und langsamer. Wer England lieb gewonnen, wird beim letzten Blick auf das Ufer von Dover zu Thränen gerührt, wenn er in Calais landet. Soldaten sind das erste, was er sieht. Er ist im Continent angekommen. Soldaten begleiten ihn auf den Zoll und hier wird er streng untersucht, mir selbst ging man bis auf den bloßen Leib, ja bis an die Seele, weil ich in Calais für einen Engländer galt. Ein Soldat faßte schon den obersten Knopf meines Ueberrocks an. Halt! Respect vor der Persönlichkeit des Menschen! Er schalt auf französisch, ich absichtlich auf englisch. Damn! — Passeport, Monsieur! In zwei Jahren nicht vorgezeigt. Damn!

Die Wirthshäuser in Calais sind noch halb englisch, die Rechnung englisch, Preis englisch, Dinner 2 Sch. englisch. In Boulogne sur la Mer deßgleichen. Sie leben von Engländern, bequemen sich nach den Engländern. So muß man auch englisch zahlen; man erhält sogar ein englisches Reisebillet; weiter als Boulogne geht dieses Englische nicht. In Boulogne schwärmt es von Engländern, die nicht umhin können, sich Bonaparte's Monument zur Unterjochung Englands stark eine viertel deutsche Meile nördlicher auf einer Anhöhe anzusehen, und ein besonderes Vergnügen daran finden, den Thurm zu besteigen. Alles andere in Calais und Boulogne ist französisch.

Die Zeit der Abfahrt ist da. Von der einen Stadt zur andern sind 24 Miles. Die Kutsche ein ungeheures Fahrzeug und hoch wie ein Berg. Ringsherum unsägliche Verwirrung, entsetzlich viel Commando ohne Erfolg, grämliches Schreien, großes Gepolter und Durcheinanderlaufen, und heulende Töne hwi! hwi! von allen Seiten. Die Menschen mit wenigen Ausnahmen alle häßlich. Wir schauen von oben hoch herab und betrachten mit Ungeduld das ungewohnte Schauspiel. Unendliche Zögerung. Damn! Kutsche, Pferde und Geschirr gleich alt, grau und schmutzig. Das alles ist nicht englisch. Wir spüren Bewegung. Nein noch nicht. Bless me! Nun gehts doch endlich!

Der Kutscher heult widerlich und handhabt auf die wildeste Weise die knallende Peitsche, aber die Pferde kommen darum doch nicht weiter, denn sie wissen wohl, daß der Kutscher ein Franzose ist. Die Gegend wird öde, die Landstraße ist keine englische, häufig begegnet uns ein kleines zusammengefaltetes Ding von Mensch mit vielen Runzeln gefurcht und einem Stück von Pfeife im Munde. Das Geschwätz in unserm Fahrzeug ist unendlich und der Mund steht nimmer still, weder Tag, noch Nacht. Alles Kleinliche wird beplaudert und bewundert, und läuft ein Hase über den Weg, so kommen alle in erschütternde Bewegung, heulen, pfeifen, schreien, und zielen ohne Flinte nach dem Hasen. Das alles ist nicht englisch. Doch Boulogne in seiner Schlucht am Meer ist bald erreicht. Das Reisegeld ist 3 Francs. Die Kutsche macht Halt, wir werden umzingelt wie in Irland, aufs neue ungeheure Verwirrung, ein wüster Haufe von Garçons steht zum Angriff bereit auf uns Herabkömmlinge des hohen Himmels, der französischen Imperiale, und ruft und reißt und schreit und heult und springt umher, sie können den Augenblick unserer Niederkunft kaum erwarten, um uns nach dem und jenem und dem Wirthshaus zu schleppen. Damn! You rascals!

Die unzähligen Museen in England und Schottland, selbst an den kleinsten Orten, sind ein großer Fortschritt der öffentlichen Bildung. Auch in Frankreich sind solche Museen sehr häufig, selbst in den kleinsten Städten. Bei uns in Deutschland ist es damit nur ärmlich bestellt. Eine gewisse deutsche Universitätsstadt hat erst neuerlich einen kleinen Anfang mit einem Museum gemacht. Auf großen Reisen thut man immer wohl, erst die Museen aufzusuchen. Das kleine Boulogne hat ein recht anständiges Museum, welches eine große Menge von römischen Münzen besitzt. Von Carausius ist nur eine einzige da. Eine Rarität will ich zur Berichtigung eines dortigen Irrthums nicht unerwähnt lassen, nämlich zwei weibliche Figuren in angeblich isländischer Tracht, ungefähr in Lebensgröße. Diese Tracht ist keine isländische, sondern die friesländische, und zwar die nordfriesische Frauentracht. Es gehörte viel dazu, die Franzosen davon zu überzeugen, daß das keine Isländerinnen sind.

Von Boulogne über Montreuil und Abbeville nach Amiens sind 30 Lieues. Das Reisen in diesen Theilen Frankreichs ist sehr wenig wohlfeiler, als in Großbritannien. Aber welch eine andere Welt als in England. Alles anders. Ueberall an den Wegen Christus und Marienbilder. Die ersten Stationen ging es ziemlich rasch, doch die übrigen kümmerlich. Die Pferde sind klotzig und schwerfällig gebaut, wie die Mehrzahl der französischen Menschen und wie die französischen Kutscher, obwohl diese, so groß und plump sie auch seyn mögen, den Reisenden besser vor Wind und Wetter schützen als die englischen, und das Geschirr ist erbärmlich. Wenigstens scheint es dem so, der in England verzogen worden. Ich habe vergleichungsweise wenig in Frankreich gesehen, worauf das englische neat, tasteful, beautiful angewendet werden könnte, und selbst in der gepriesenen Hauptstadt, die mir wie ein schmutziges Städtchen erschien, nachdem ich London so oft durchwandert. Auch die französischen Dome stehen an Schönheit weit hinter den englischen zurück. Etwas sehr Widerliches sind die Kutscher nördlich von der Seine, die ohne Aufhören ihr Hi und andere häßliche Töne heulen. Am ärgsten sind in dieser Hinsicht die wilden Picarden. Ihr Maul schweigt nimmer, und ihre Peitsche knallt unaufhörlich. Ein sehr leidenschaftliches Element, das keine Ruhe kennt, hat alle Völkerschaften Frankreichs durchdrungen. Eine allgemeine Revolution in diesem Lande muß grauenhaft seyn. Großbritannischer Geschmack und englische Reinlichkeit sind nicht häufig in Frankreich zu finden. Auch in Belgien ist es reinlicher als in Frankreich, aber in Holland reinlicher als in Belgien, und wiederum in Friesland reinlicher als in Holland.

Die Nordhälfte Frankreichs hat viele Dome, unter welchen die zu Amiens an der Somme und zu Tours an der Loire mir am

[1] Frankreich im weitern Sinn des Worts. „Soweit die französische Zunge klingt," dehnt der Herr Einsender im Nachfolgenden den Begriff Frankreich aus. A. d. R.

besten gefallen, aber die französischen Dome stehen an Pracht und Herrlichkeit und marmornem Reichthum weit hinter den belgischen Kirchen zurück. Der Dom zu Amiens, den englischen Domen am ähnlichsten, ist sehr groß und angeblich 1200 Jahre alt, das heißt seit seiner ersten Gründung, aber innen und außen nicht so geschmackvoll gebaut wie die englischen Dome. Die innern sowohl als äußeren Bogen zeugen nicht von dem vermeinten Alter, denn sie sind alle die späteren gothischen. Die Pfeiler im Innern sind außerordentlich hoch und zeigen mehr Geschmack als ihre kurzen Bogen. Das Verhältniß der Theile des Ganzen ist mangelhaft. Der Dom ist voll von Bildern und Statuen mittelalterlicher Heiligen. Was thut der Priester da am Altar? fragte ich einen Mann, der mit gefalteten Händen und in tiefer Andacht stand. Er betet für die Seelen im Fegefeuer, antwortete er. Und über dem Eingang dieses Theils der Kirche las ich die Worte Autel Privilégé . . . pour les Ames du Purgatoire. Und in vielen Ecken und Winkeln umher lag das Volk auf den Knien und betete.

Der große Dom zu Rouen hat von außen weit mehr Zierrath als der zu Amiens, ist aber diesem im Innern an Schönheit nicht gleich. Der Dom war voll von Andächtigen, wie die Eglise de St. Antoine, wo mehr als ein Dutzend Priester nach der Messe sangen. Der Ton ihres Gesanges war entsetzlich stark und verwegen, hat aber etwas Aehnlichkeit mit dem was man in der bischöflichen Kirche in England hört. Jedoch die englischen Geistlichen singen etwas demüthiger. Ein ältliches Frauenzimmer kam in französischen Holzschuhen und einer ellelangen weißen Kappe auf dem Kopf heran und kniete vor einem der vielen kleinen Altäre nieder, über welchem ein Crucifix und ein Marienbild angebracht ist. Sie betete mit gefalteten Händen, was auch die Lutheraner thun, und was die Schotten für Sünde halten, und sah Maria an. Sie hatte einen Rosenkranz in der Hand, den sie oft bewegte und umschob mit ihren Fingerspitzen, und während dieser heiligen Handlung gähnte sie manchmal mit dem ganzen Munde. Endlich stand sie wieder auf, berührte mit zwei Fingern ihre Stirn, machte das Zeichen des Kreuzes über ihre Brust, besprengte und bekreuzte sich mit Weihwasser aus dem steinernen Gefäß und ging dann nach Hause.

Tours ist unter den französischen Städten eine hübsche Stadt zu nennen, und der Dom zeichnet sich unter den französischen aus. Der schönste Theil seines Innern ist sein Chor. Er ist gewiß einer der schönsten Dome in Frankreich, wenn er auch mit den viel prächtigern und geschmackvolleren englischen Domen und Kirchen nicht verglichen werden kann. Seine Bogen sind lange nicht so plump wie in dem häßlichen Dom zu Angers. Sonntag morgens den 7 Oct. zwischen 6 und 7 Uhr besuchte ich den Dom zu Tours. Es waren viele Leute versammelt, meist alle aus der niedrigsten Volksclasse. An und in dem Dom zu Angers ist kein einziger Bogen geschmackvoll. In einer Abtheilung dieses Doms sind drei Altäre, deren mittlerer eine Statue Ludwigs des Heiligen hat. Unter derselben steht: St. Louis roi de France. An. 1270. An einem Pfeiler dieser Abtheilung ist ein Schrein, worin Christus und Maria gekrönt sitzen. Ueber dem Schrein ist ein Kreuz, und über dem Ganzen liest man die Worte: virgo de monte Carmelo die ac nocte protege nos. In der Nähe an der Wand sind beide von feinem Silber und in einem Glasschrank eingeschlossen, über welchem die Worte stehen: mater Christi intercede pro nobis. Der Thüre dieser Abtheilung gerade gegenüber hängt ein großes Gemälde an der Wand, welches die Taufe Christi vorstellt — ein wunderliches Kunstwerk. Gott Vater kommt in einer feurigen Wolke vom Himmel herab, von acht Köpfen begleitet, die am Hals Flügel haben; er ist mit einem großen grauen Bart versehen. Unter dieser großen Gruppe senkt sich eine Taube herab, und in der Nähe von Christus sieht man wieder von den kleinen geflügelten Köpfen. Sie lächeln sanft und glänzen von Speck. Dem Haupteingang gegenüber ist ein wunderschöner marmorner Altar mit 6 marmornen Pfeilern, die einen vergoldeten Aufsatz tragen. Hinter dem Altar die prächtige weiße feine marmorne Statue der heiligen Cäcilia, ein vollendetes Kunstwerk. Der Marmor des Fußgestells ist polirt und mit vergoldetem Zierrath versehen. An demselben stehen die Worte: Sta Cecilia Virgo et martyr Saeculo tertio, und auf der Rückseite der Statue: Haec una ex 4 celeberrimis ecclesiae occidentalis virginibus martyris coronatis quarum nomen antiquitus insertum est in canone missae. Dieser Altar mit der Statue ist wohl das Schönste in Angers. Es geht dem Notre Dame in Paris wie Westminster unter den viel schönern englischen Domen. Ich kann den Pariser Dom nicht schön finden, viel weniger bewundern; ich wundere ich mich darüber, daß er so gemein aussieht, da die Franzosen so viel Werth auf Schein und Schimmer legen. Er soll von Childebert im Jahre 556 gegründet werden seyn. Freilich steht er gerade in dem ältesten Theile der Stadt, wo es außerordentlich schmutzig ist, auf dem Eiland der Seine, allein ich habe keine Spur von einem so hohen Alter daran finden können.

Der Dom zu Lüttich ist von ganz alltäglicher Bauart, die dortige St. Jacobskirche aber ist viel geschmackvoller und geräumiger im Innern, und die Pfeiler sind der Weite der Kirche ganz entsprechend, während Pfeiler und Bogen des Doms plump sind. Man kann von Pracht der Kirchen jener Gegend wenig oder gar nichts sagen, weil sie von eigentlicher Pracht wenig oder gar nichts haben, doch die Jacobskirche ist prächtiger als der Dom, und ihr Schmuck ist von gesundem Geschmack, wie ihre Altäre. Eine andere St. Jacobskirche in Belgien, die Eglise de St. Jaques in Antwerpen, gegen welche die Lütticher wie eine Kirche in unsern unästhetischen Ländern ist, darf wohl Anspruch machen auf den Namen der allerprächtigsten Kirche Belgiens. Sie enthält mehrere Meisterstücke von Rubens, und darunter das unvergleichliche Gemälde, welches den todten Christus darstellt, wie er daliegt und von seiner Mutter und Maria Magdalena betrachtet wird. Ich habe nie in einer Kirche solche Pracht gesehen. Von den fünf marmornen Altären derselben sind die drei schönsten sowohl an Form und Größe als an Köstlichkeit sich fast gleich, und haben marmorne Aufsätze und marmorne Pfeiler, an denen die kunstvollsten Windungen angebracht sind. Der eine dieser drei Altäre hat ein herrlich gearbeitetes marmornes Geländer, und rings umher in der Kirche prangen die kostbarsten Marmorgeländer. Hinter einem Theil derselben links befinden sich drei kleinere Altäre mit drei Gemälden von Rubens. Andere von den Gemälden dieses Meisters waren verdeckt. Die drei Orgeln in der St. Jacobskirche zu Antwerpen ruhen alle auf prächtigem, marmornem Boden und langen Marmorpfeilern. Die sehr zahlreichen in Holz ge-

wirkten Kunstbilder, die unzähligen andern Gemälde, dann die Form des ganzen Innern der Kirche, ihre Weite und Höhe und die kunstreiche Zusammenfügung ihrer Theile zu dem prachtvollen Ganzen, alles dieß zieht die größte Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Menschen auf sich. Ja die belgischen Kirchen sind vielleicht die prächtigsten Europa's.

Der Dom zu Antwerpen ist schöner als der Dom zu Brüssel. Das merkwürdigste Gemälde darin ist die Herabnahme Christi vom Kreuz von Rubens. Es ist wunderschön. Die Wunden an Christus, der Leichnam selbst, seine Gesichtszüge, die Trauer in den Zügen des Weibes, die ihren linken Arm aufhebt, um den herabsinkenden rechten Arm Christi zu stützen, die Sorgfalt des jungen Frauenzimmers, die mit beiden Händen das linke Bein des Gekreuzigten umfaßt, und seinen linken Fuß auf ihrer rechten Schulter sich stützen läßt, dieß alles ist der Natur so nahe als irgend möglich. Die Säulen und Bogen dieses Doms haben viel mehr Leichtigkeit, Natürlichkeit, Verhältniß und Geschmack, als alle in den französischen Kirchen. Der der Orgel gegenüberstehende Altar ist ein vortreffliches Kunstwerk und voller Harmonie, man muß ihm aber nicht zu nahe stehen, wenn man seine Schönheit betrachtet. Dieses Kunstwerk ward von Rubens entworfen, und hat auch vorn ein Gemälde von diesem großen Meister, die Himmelfahrt Maria's, welches in 16 Tagen soll gemacht worden seyn. Die Kanzel ist ein Meisterstück von Verbrüggen. Ich habe nie eine so kunstvolle, aus Holz geschnitzelte Kanzel gesehen. Auch ist das merkwürdige Gemälde auf Holz auf der Rückseite des schönen Altars im Antwerpener Dom, welches wie ein Werk von Marmor aussieht und die Verkündigung Maria's darstellt, eines der Meisterwerke, die in diesem Dom enthalten sind. Ferner ist hier das ganz vortrefflich und kunstreich gearbeitete Marmorbild des Bischofs von Antwerpen, Maria's Ambrosius, in liegender Stellung zu merken, welcher im Jahre 1676 starb.

Der Bemerkung werth ist eine Statue im Dom zu Brüssel mit der Inschrift: **Frederico Comiti de Merode inter liberatores Belgii propugnatori strenuo qui catholicae fidei patriaeque jura tuendo percussus ad Berchem Mechliniae pie occubuit Ao. Dom.** Er ward ins Bein geschossen, welches abgesetzt ward, und nach dem Absetzen starb er, ein Vierziger von Jahren. Er war einer der Reichsten in Brüssel, war seßhaft in Frankreich, und kam, so wie er von der Revolution in Belgien hörte, sofort nach Brüssel. Das Standbild der Maria im Dom zu Brüssel ist ein wahres Prachtwerk. Sie hat Christus in ihrem linken Arm, der die Weltkugel mit dem Kreuz darauf in seiner Hand hält. Beide sind mit silbernen Kronen gekrönt. Sie ist in seidene Gewänder mit silbernen Säumen gehüllt. Ueber ihr halten vier Engel einen Kranz, und an jeder Ecke ihres Fußgestells ist ein eiserner Stab, woran oben die lieblichsten Kunstblumen prangen. Vor ihr brennen Lichter, sie hat ein Büschlein Kunstblumen in der rechten Hand, und an ihrer Brust hängt ein goldenes Herz. Und eben hatte ich mich mitten im Dom vor diese Maria hingestellt, um meine Bemerkungen über sie niederzuschreiben, da kam ein Kirchendiener und befahl mir wegzugehen, und als ich das nicht wollte, ergriff er mich beim Arm und jagte mich aus dem Gotteshause, denn so was müsse ich während des Gottesdienstes nimmer thun. Was er Gottesdienst nannte, weiß ich nicht, denn von Gottesdienst war nichts zu sehen. Ja die Belgier sind bessere Katholiken als die Franzosen. Man findet die von Sonnenstrahlen umgebene Krone mit **Ave** darüber und **MR** darunter überall in den belgischen und französischen Kirchen.

In allen französischen Kirchen die ich gesehen — die belgischen gehören auch dazu — gibt es eine Menge Gemälde und Bildsäulen, wovon manche vortreffliche Kunstwerke sind. Sie stellen entweder den Erlöser der Welt oder die Jungfrau Maria, oder die sogenannten Heiligen vor. Deßgleichen in allen französischen Museen findet sich eine Ueberfülle von solcherlei Gemälden, besonders im Louvre und vorzugsweise in der Sammlung spanischer Gemälde. Es ist eine katholische Kirche in Brüssel, die Chapelle heißt, ein Theil davon mit kreisförmigen Bogen scheint sehr alt zu seyn; ihm gegenüber ist ein Laden mit lauter Heiligenbildern. Hier sah ich am Fenster einen großen Stammbaum prunken. Es ist ein kirchlicher Stammbaum der vornehmsten katholischen Heiligen von Christus an bis auf die Reformation. Gott Vater, Christus und Maria sitzen im Himmel hoch oben und sind von Päpsten und Mönchen umringt. Unter ihnen zu beiden Seiten wühlen die Seelen oder lieber die menschlichen Körper im Fegefeuer herum; unter dem Baum aber ist die Hölle gezeichnet mit ihren gräßlichen Geschöpfen. Da schwimmt es voll von Menschen in einem wogenden Feuermeer, da ragen Felsen heraus, an welchen Flammen aufschlagen, auf einem dieser Felsen steht ein Teufel mit Hörnern, Drachenflügeln, einem gräulichen Gesicht, Eselsohren, Faunfüßen, Adlerskrallen und geschwänzt, und unter ihm wirbelt und wimmelt es wie ein Aas voll Maden. Außer ihm sind noch andere Teufel da, die furchtbar im Feuer herumfahren und fliegen und die gottlosen Menschen martern. An dem Stammbaum selbst sind auch die Ketzer und Schismatiker bemerkt, deren Zweige aber alle von den Aesten des katholischen Baums abgeschnitten sind.

Das wunderlichste Gebäude in Antwerpen ist der Calvarienberg oder der Berg Golgatha, der mit sehr festem Mörtel aus Feldsteinen, Kieselsteinen und verbrannten Steinkohlen erbaut, nicht völlig so hoch als die daran stoßende Peterskirche, und an seiner Außenseite mit einer Menge Steinbildern, als Christus am Kreuz, Maria, Engeln, Evangelisten und Aposteln besetzt ist. Der unterste Theil des Berges ist hohl, und seitwärts in demselben ist ein Gemach, wo der gekreuzigte Christus liegt, in köstlichen Gewändern von weißer Seide gekleidet. Es ist kein Zutritt zu dem Innern dieses Gemachs, man hat aber Gitter vor sich, wo man durchsehen kann. Vor dem Hauptgitter steht eine Bank, wo Frauensleute mit dem Rosenkranz in den Händen knieten, ihre Lippen rührten und sich bekreuzten. An der andern Seite des Gemachs ist an der Mauer das Fegefeuer gräßlich dargestellt, wo Menschen sich herumwälzen in auflodernden Flammen. Die Kirche am Calvarienberg ist inwendig prächtig und voll von Kunstwerken der Malerei und Bildhauerei. Mein Führer oder sogenannter Commissionär in Antwerpen schien kein so guter Katholik zu seyn als der in Brüssel, obwohl er meinte, in Antwerpen gäbe es viel mehr gute Katholiken als in Brüssel. **Goede Catholijken**, sagte er, denn er sprach vlämisch. Er besprengte sich nicht mit Weihwasser beim Eintreten in eine Kirche, wie der in Brüssel that. — In der Gegend von Antwerpen ist das Ende des französischen Sprachgebiets und des französischen Geistes gegen Norden. Und wie vielerlei Großartiges vereinigt

sich hier auf der nördlichsten Gränze des französischen Lebens an einem einzigen Orte: die prächtigsten Kirchen, die meisten Gemälde des ersten Meisters, der wichtigste Seehandel, der unvergleichliche Calvarienberg, die geschichtlich merkwürdige Citadelle und die berühmten Docks von Bonaparte, le Bassin, genannt. Eine solche Stadt wie Antwerpen ist in der Welt nicht mehr.

Wenden wir uns wieder zum Westen zurück. Zu Caen in der St. Sauveurs-Kirche gibt es mehrere gekrönte Marien. Die Kirche ist finster. Die St. Peterskirche zu Caen hat ein Chor mit hübschem Zierrath und wohlgeformten Bogen; sie gefielen mir besser als alle die ich bisher in Frankreich gesehen. Die St. Etiennes-Abtei zu Caen ist ein großes Gebäude. Die Kirche derselben hat inwendig großentheils einfache runde Bogen, d. h. die beiden Säulenreihen in der Mitte. Der Thurm ist auf normannische Art gebaut und hat die sogenannten säxischen Bogen, und diese sind theils einfach, theils geziert. Es ist wohl kein Land vorhanden, wo es so unzählige viele nach Heiligen und Geistlichen benannte Orte — meistens Dörfer — gibt, als die Nordwestseite Frankreichs, die Bretagne und Normandie, wo noch heutiges Tages der wahre Sitz des französischen Katholicismus ist. Jeder zweite Ort führt den Vornamen Sanct. Die Normandie hat fünf bischöfliche Städte, nämlich Rouen, Bayeux, Lisieux, Avranches und Coutances, und die Kirchthürme des Landes sind reich an Zahl. O wie schön ist das Land, aber die Kirchen nicht, auch der alte Dom zu Bayeux ist kein englischer. Die Geistlichkeit hat von jeher bis auf diesen Tag eine große Macht in der Normandie gehabt, und das Volk der Normannen hat nie die angeborene französische Freiheitsliebe getheilt. Auch dießmal haben es die Normannen schwerlich gut mit der République Française gemeint.

Der Ackerbau im nördlichen Theil von Frankreich ist recht wohl betrieben, und der Boden in der Normandie und den Landschaften nördlicher ist gut. Und dennoch trifft man selbst in der Normandie bettelnde Menschen genug an den Landstraßen an; mir fiel gar zu oft Irland dabei ein. Der zweisterzige Pflug mit zwei Rädern, den man nirgends in Schottland sieht, ist überall in Gebrauch, aber in Belgien sind allenthalben zweirädrige Pflüge mit Einem Sterz. Die Gradheit der Furchen und die Reinheit der Aecker in Belgien erinnerte mich an Schottland. Die Landhäuser zwischen Calais und der Somme sind den englischen und wälschen in der Bauart ähnlich, wo die Küche das gewöhnliche Wohnzimmer ist. In den Gegenden der Somme, zwischen Abbeville und Amiens, schienen mir die Landhäuser reinlicher zu seyn als zwischen Calais und Abbeville, in welchem District die Bewohner so wenig schön sind und so häßliche Backenknochen haben. Man muß mir als geborenen Friesen, und weil ich gerade lange in England gewesen war, etwas zu gute halten, wenn ich nicht günstig über französische Reinlichkeit urtheile. Daß die Kelten überall schmutzig sind, weiß wohl ein jeder. Daß es in der Bretagne sehr unreinlich ist wie in Irland, ist gewiß. In St. Malo z. B. ist schrecklicher Unflath, in den Häusern wie in den Gassen. In gewissen Gemächern sitzt die Unsauberkeit in Fingerform an den Wänden abgeprägt, und unten und an den Seiten ist ein großes Gekreuch von Fliegen und weißen Maden. Das wird man nirgends in England und Friesland finden. In Rotterdam werden die saubern Straßen alle Morgen gefegt und gespült. Das sollten sich auch unsere Norddeutschen zu Herzen nehmen. Und doch ist in dem schönen Rotterdam eben so viel Straßenverkehr als z. B. in Hamburg. Ich kann die Westhälfte der Normandie eben so wenig als Muster der Reinlichkeit aufstellen, denn auch hier gibt es Schmutz genug.

Im Ganzen kennt Frankreich keine eigentliche Reinlichkeit. Ich muß gestehen, daß ich nirgends, wo ich in Frankreich gewesen bin, ein recht reines Fenster gesehen, selbst in Paris nicht. Auch in diesem Stück steht Frankreich weit hinter England zurück, noch weiter als Norddeutschland hinter Süddeutschland. Aber die größte Reinlichkeit auf der Welt ist die friesische, nicht die holländische. Wie reizend ist die Natur um Rouen herum, und der Blick von den hohen Bergen auf die durch lächelnde Ebenen sich schlängelnde Seine hinab, und wie lieblich erscheint die Stadt des Gründers der Normandie von der hohen Ferne, und dennoch ist Rouen so eng und häßlich gebaut und hat unendlich viel Schmutz in seinem Innern, unsäglich schmutzige Straßen. Und gehe man so weit als man will, nach Caen, nach Avranches, nach Brest, nach Nantes, nach Paris, reinlicher wird es schwerlich. In der Universitätsstadt Caen ist alles eng, klein, finster und mittelalterlich, alt und grau, verfallen, stinkend, schmutzig. Die Gassen, welche den ganzen Tag von Soldaten ohne Musik durchtrommelt wurden, sind an den Seiten so kothig wie in der Mitte, ohne Trottoir und von einem und demselben Pflaster. Auf den Namen von Straßen darf die Stadt wohl keinen Anspruch machen. Auch in Brest an der See ist Schmutz und Gestank in großem Ueberfluß, und sogar in Angers, wo es viele Schönen gibt, ist die Unreinlichkeit arg, und es wird einem übel in den engen Straßen dieser Stadt vor unaufhörlichem Gestank. Fast kein Haus, keine Scheibe, keine Treppe, keinen Fußboden, keine Gasse, kein Messer am Tisch konnte ich rein finden in französischen Landen, und war doch meistens in den ersten Gasthäusern. In meinem Hotel in Angers warf der Koch eines Morgens eine Schaufel voll Ratzen auf die Straße. In allen Straßen und Gassen von Paris, so weit ich in der Stadt herumgekommen, sah es ungeheuer kothig aus, und allenthalben war ein Gestank, der dem reinlichen Menschen selbst das Schöne in dem französischen Ninive verleiden muß. Es ist weit mehr Straßenschmutz und schädlicher Dunst in Paris, als in London, doch im Aeußern sind beide gar nicht zu vergleichen: denn das große London mit seiner prachtreichen Westhälfte hat tausendmal mehr Schönheit und Geschmack aufzuweisen, als Paris. Es ist zwar wahr, Paris hat den Palais Royal mit seinem Garten und das Louvre mit seinen Museen und seine Cafés, aber keine Thames mit ihren wunderschönen Brücken, keine englischen Straßen, die alle andern in der Welt übertreffen, keine englischen Kirchen und Dome, kein brittisches Museum, keine englischen Läden mit unermeßlichem Reichthum, wie im Westtheil der alten City, keine Wälder von Masten, keine London-Squares, keine englische Reinlichkeit, Nettigkeit, Zartheit und Gediegenheit, keine englischen Schönen, nichts von allem diesen hat die viel bewunderte Lutetia Parisiorum.

Von Gastfreundschaft habe ich in Frankreich, Belgien und Holland, d. i. im eigentlichen Holland, nichts erfahren. Das war hart nach einem langen Aufenthalt in Schottland. Eine der besten Landstraßen, die ich je gesehen, ist die Landstraße von Paris nach Brüssel, und das wohlfeilste Reisegeld auf allen meinen Reisen war 2 Franks für 14 deutsche Meilen auf dem Dampfboot von Nantes

nach Angers; und die Fahrt ist auch wohl nicht mehr werth, denn die Loire-Ufer sind ohne alle Schönheit und Mannichfaltigkeit; alles sieht wüst und altmodisch aus, die Ufer selbst sind sehr häßlich, und es gehört viel Geduld dazu, die 14 Meilen stromaufwärts und gegen den Strom zu machen. Ich habe kein einziges hübsches Haus den ganzen Weg gesehen. Wie verschieden sind die Loireufer von den Ufern der Seine in der Normandie. Von Angers über Tours, Blois und Orleans nach Paris sind stark 90 Lieues, welche man in 36 Stunden zurücklegt. Die Landstraße zwischen Angers und Orleans geht meistens an der Loire hin. Die Aussichten auf diesem ganzen Wege sind wie überall im nördlichen Frankreich, ausgenommen in der schönen Normandie; mir wenigstens kam alles kleinlich, öde und häßlich vor. Der französische Mensch prägt sich an den Werken seiner Hände ab, woran man eine gewisse Plumpheit, wie am Körper des Franzosen, nicht verkennen kann. Was ich sah, Mühlen, Wagen, Häuser, Gärten, Brücken, Kirchen u. dgl. m., es ist etwas Plumpes daran, was den reineren Geschmack verletzt. Man vermißt ein Element des Schönen.

Es sind mehr Hellhaarige in Belgien als im nördlichen Frankreich, und die Bevölkerung Belgiens ist im Durchschnitt weit schöner als in Frankreich, ausgenommen in der Westhälfte der Normandie; doch es gibt mehr hellfarbige und schöne Menschen in Flandern als in Brabant. Meist alle Ortsnamen in Brabant und Flandern, sowie im nördlichen Theil der an die Südseite Flanderns gränzenden Landschaft bis an den Fluß Lys sind germanisch. Alles aber, was südlich von diesen Ländern liegt, hat französische Ortsnamen und die französische Sprache ausschließlich, in Brabant aber ist die französische Sprache weit allgemeiner als in Flandern, wo meist Französisch gesprochen wird, eine Art Plattdeutsch, welches nicht viel von dem holländischen Platt verschieden ist; dieses Platt rührt nicht von Franken, sondern von Sachsen her. Auf beiden Seiten des Flusses Lys gibt es viele Ortsnamen auf hem, welches von Friesen, kann auch seyn von Franken stammt. In beträchtlichen Theilen der Landschaften Lüttich und Namur wird ein höchst verdorbenes Walsch gesprochen, welches in der Gegend von Lüttich Patois heißt, bei den Deutschen aber Wallonisch. Es beginnt in der Nähe von Namur und endet in den Nachbarschaften von Aachen. In Verviers, Spaa, Stablo, Huy und Lüttich ist es noch in vollem Gebrauch. Aus dem was ich von dieser Sprache gesammelt und gelernt habe, ergibt sich keineswegs daß dieses Patois ein keltisches Ueberbleibsel wäre. Ungefähr anderthalb Meilen westlich von Aachen beginnt das Deutsche, ein Gemisch von Platt und Hoch. Besonders das plattdeutsche t und das hochdeutsche ch ist vorwaltend. Auch die Menschen sind schon gleich anders, ruhiger, phlegmatischer, langsamer. Das heißere Blut ist nicht mehr darin. Selbst die Sprache worin die Kutscher mit ihren Pferden sprechen, ist sogleich verschieden. Man hört hier anstatt der wilden und heulenden französischen und belgischen Töne jetzt auf einmal Hop und Trrrr. Die Wallonen nennen Aachen Aeks, welches aus dem römischen Aquis entstanden ist. Im sogenannten Wallonischen ist sehr viel bis zur Unkenntlichkeit verstümmeltes Französisch, auch sind einzelne friesische Elemente darin.

Was die Tafel in Frankreich betrifft, so ist diese besser als in Belgien, Mittagsmahl sowohl als Frühstück, besonders das letztere, welches gewöhnlich um 10 Uhr ist und durch Mannichfaltigkeit der Speisen sich auszeichnet. Diese sind in Belgien lange nicht so gut zubereitet als in Frankreich, und der Wein ist noch einmal so theuer. Mein bester Mittagstisch in Wirthshäusern auf allen meinen Reisen war zu Caen in der Normandie; Preis 3 Francs oder ungefähr $^3/_4$ Thaler preußisch. Das Wirthshaus heißt Hôtel d'Angleterre. In Frankreich und Belgien ist es nicht umsonst so voll von Wirthshäusern dieses Namens. Auch in Brüssel ist eins, in Antwerpen eins, und in Lüttich sogar ein Pavillon Anglais. Die Engländer, deren Zahl auf dem Continent unzählig ist, gehen gern solchen Namen nach. In Belgien und den andern Ländern des Festlandes ist Kaffee mit Butter und Brod das gewöhnliche Frühstück, in Frankreich gemeiniglich warmes Essen aller Art mit Wein. In Belgien habe ich nur einmal guten Kaffee getrunken, nämlich im Wirthshause zu Waterloo am Schlachtfeld. In Großbritannien trinkt man viel Thee, der gut und stark ist, aber sehr wenig Kaffee. In Frankreich ist es umgekehrt: der Kaffee ist gut und stark, und der Thee, der selten getrunken wird, schwach und schlecht. Der Kaffee in Frankreich ist besser und stärker als in allen andern Ländern. Man erhält in der Regel nur eine kleine Portion, aber eine größere gekochten Rahms oder Milch, die so heiß auf den Tisch gebracht wird, als sie vom Feuer kommt. Die kleine Portion Kaffee ist von mehrern großen Stücken Zucker begleitet. Der französische Kaffee aber ist sehr theuer, denn man zahlt für eine große Tasse ohne Butterbrod 1 Franc. Hie und da in Irland ist er freilich noch theurer, und ich zahlte z. B. in Limerik für dieselbe Portion 1 Schilling englisch; und das war kein französischer Kaffee. Das Brod ist in Frankreich besser als in Großbritannien, auch besser als in Belgien und Holland; in Belgien erhält man auch eine Art Roggenbrod, das aber für einen Norddeutschen kaum genießbar ist.

Die Preise in den französischen Wirthshäusern sind durchgehends nicht viel niedriger als in England, man bekommt aber in Frankreich mehr für sein Geld als in England. Um 5 Uhr ist die gewöhnliche Zeit der allgemeinen Tafel. Da gibt es denn eine Mannichfaltigkeit von wohlschmeckenden Gerichten, von der Suppe bis zum Pfirsich, und vor jedem Teller steht eine Flasche Wein. Ein solches französisches Mahl kostet gewöhnlich $2^1/_2$ bis 3 Franken. In England geht es spärlicher, viel spärlicher zu; wenig Auswahl, an Suppe kaum zu denken, Stakes und Kartoffeln oder Hammelsrippen und Kartoffeln, viel seltener Ochsen- oder Hammelbraten, und wenn man in London ist, ein London Plum-Pudding, das ist für den wenig geachteten Reisenden zu Fuß die Summa Summarum der englischen Wirthshaustafel. Aber ein Pfirsich — o weh! nicht einmal ein Apfel. In Brabant ist die Tafel schlechter als in Flandern. In vielen Gegenden Frankreichs wird man bei Ankunft der Kutsche eben so empfangen als in Irland. Die verrufenen Garçons machen einem die Wahl des Wirthshauses dann so schwer als möglich. An manchen Orten in der Normandie ist diese Wahl leichter, denn da sind es Märchen, die den aussteigenden Fremdlich freundlich begrüßen und zu Tafel in dem und dem Wirthshause einladen. Sobald als unser Wagen in Vire Halt machte, traten zwei sehr schöne Normanninnen aus zwei verschiedenen Hôtels herzu und luden auf eine sehr bescheidene und unbefangene Weise die neuen Ankömmlinge zum Mittagsessen ein. Die eine hieß Pon-

loin Poline und war berühmt als eine der größten Schönheiten in der Normandie. Man kann sich verstellen, welchen Eindruck eine solche normannische Einladung machen muß. In dem massiven Belgien ist so etwas unbekannt, und am allerwenigsten findet es sich in den Ländern sächsischer Art und Zunge. Die belgischen Wirthshäuser haben außer ihren unbeliebten Garçons noch die Race von Dolmetschern, denn in den belgischen Städten, besonders auch in Brüssel und Antwerpen, ist die Sprachverwirrung beinahe eine babylonische, und die Dolmetscher sind so nothwendig wie das vierte Rad am Wagen.

Obwohl von Boulogne für la Mer direct nach Rouen eingeschrieben, ward ich doch einen ganzen Tag unter den Picarden zu Amiens aufgehalten, aus dem einfachen Grunde, weil vor Nachmittags um 5 Uhr keine Kutsche ging. So trieb ich mich denn in Amiens umher und besah mir den Dom, die nicht schönen Menschen, das sehr kleine und schlechte Museum, und dicht am Markt den Saal, wo der Friede geschlossen ward im Jahre 1802. In diesem Saal sind 18 Gemälde, unter welchen auch das Bildniß des Entdeckers Christopher Columbus in Teppich zu sehen ist; er hat dunkle und scharfe Augen und eine krumme Nase, ist mager und trägt einen Pelzmantel, eine Pelmüze und einen langen Bart. Museen trifft man überall in Frankreich, wovon viele sehr unbedeutend sind, aber es gibt wohl noch mehr Festungen, zu meinem größten Aerger. Auch Amiens hat sein Museum, oder doch den Namen eines solchen. Aber in der großen Stadt Rouen sollte man ein besseres Museum der Alterthümer erwarten als man vorfindet, und wenn nicht hier, so doch in der Universitätsstadt der Normandie. Allein das Alterthumsmuseum zu Caen, ein kleines Kämmerlein, mit einigen alten Steinen darin, ist nicht einmal so gut als das Rouener. Der Aufwärter des Museums zu Caen verlangte für Zutritt 1 Fran., nachdem ich ihm bereits 8 Sous angeboten hatte. Eine kleine Drohung aber, ihn vors Publicum zu bringen, machte solchen Eindruck auf ihn, daß er schnell nach dem Schlüssel griff und die Thür öffnete mit der Bitte ich möge hineintreten, es solle nichts kosten. Die Naturaliensammlung in Nantes hat einige seltene Sachen, obwohl sie sonst nicht bedeutend ist. Im Naturaliencabinet (Cabinet d'Histoire naturelle) zu Angers ist ein Meteorolith oder Aerolith zu sehen, der im Junius 1822 zu Angers niederfiel. Dieser Luftstein ist über 20 Unzen schwer. Die Einwohner von Angers halten ihr Städtchen für die zweite Stadt Frankreichs und sagen nicht ganz ohne Grund von ihrem Bildermuseum: Le Musée de peintures est peut-être de tous ceux qui existent dans la France le plus riche en tableaux précieux, après celui de Paris. Das naturhistorische Museum in Angers ist sehr mittelmäßig. Der Aufseher des Museums der Gemälde schien dasselbe für das seinige zu halten, und forderte mir in einem häßlichen Ton meinen Paß ab, sonst könne ich es nicht sehen. Die Gemäldesammlung in Brüssel, in welcher fünf Originalstücke von Rubens bei einander zu sehen sind, ist besser als die zu Antwerpen und besitzt eines der großartigsten Stücke von Rubens. Wenigstens schien mir darin der schaffende Geist des größten Malers außergewöhnlich thätig gewesen zu seyn. Christus nämlich, ergrimmt über die Gottlosigkeit der Menschen, will die Welt in Flammen setzen und fährt mit feurigen Pfeilen vom Himmel herab. Unten auf der Erde sieht man schon den Brand aufsteigen, und Nacht und Schrecken breitet sich über dieselbe hin. St. Franciscus lehnt sich über die Erde, um welche sich eine Schlange schlingt, und sucht die Gefahr abzuwenden. Aber am meisten vermag die Mutter Christi, die mit bekümmerten Augen ihrem Sohne wehrt. Selbst die Engel erschrecken vor seiner Rache. Die Kreuzigung Christi zwischen den beiden Schächern von Rubens im Museum zu Antwerpen ist wohl eines der besten Gemälde in der Welt. Der Styl von Rubens ist unvergleichlich; vielleicht mögen seine Glieder zu athletisch seyn. Auch in der großen Gemäldesammlung im Louvre, die eben, weil die besten Stücke von ausländischen Malern stammen, nicht von französischem Malertalent zeugt, ist Rubens der erste Meister.

Die lange mittelalterliche Despotie der Kirche hat sicherlich einen unheilvollen Einfluß auf die europäische Malerei gehabt, nicht minder der Geist des Lebens der modernen Zeit. Der Styl der neuern Maler ist oft sehr gekünstelt und mit Mode bestrichen, die immer geistlos ist, obwohl er glänzt in den Augen der Menge. Eine Art von Kleinigkeitskrämerei haftet dem Talent fast aller neuern Maler an; ihr Geist ist nicht groß genug, um über die Vorurtheile der Welt ganz hinwegzukommen. Wie wenig fähige Historienmaler gebiert unsere Zeit, und wie viele unfähige Landschaftsmaler! denn wie wenig Phantasie und Schöpfungsgeist hat unsere Zeit. Die Phantasie der neuern Malerwelt ist im Ganzen klein und arm, und sie besitzt wenig Kraft zum Schaffen des Mannichfaltigen; der Geist des Schönen in der heutigen Menschheit ist zusammengeschrumpft und kann sich kaum über Einzelwesen hinausmühen. Unsere Maler haben die Tiefe der Erkenntniß nicht, die sie von der Mannichfaltigkeit der menschlichen Natur haben sollten, darum werden sie Thier- und Landschaftsmaler, darum sieht man jetzt die meisten Maler copiren; denn in wie weit unsere moderne Welt unnatürlich geworden ist, in so weit auch ist ihr Kunstsinn gelähmt. Unsere Malerwelt hat indeß eine Fertigkeit, wilde und wüthende Blicke darzustellen. In der Sammlung spanischer Gemälde im Louvre sieht man fast nichts als Geistliche aller Art, Könige und Königinnen, Christus- und Marienbilder, knieende und händefaltende Sünder, Todtenköpfe und viele andere gräuliche Dinge, überdieß häufig Gott Vater mit kahlem Kopf und grauem Bart, geflügelte Köpfe, geschorene Köpfe, Mitraköpfe, Kreuze und Kronen. Fast alles trägt den Charakter des Andächtigen, Gebeugten, Zerknirschten und Weinerlichen, und dabei des Vornehmen und Hochmüthigen. Unsere Welt scheint die natürlichen Gefühle des Menschen nicht mehr recht zu kennen, die wahre Darstellung derselben also scheint unmöglich geworden zu seyn. Durch den Leichtsinn und Flattergeist dieser modernen Welt und ihrer Abgötterei mit den Scheingütern dieses Lebens ist die edelste Schöpferkraft des Geistes gelähmt worden. In der letzten Abtheilung des mit geflügelten Körpern, Heiligen und andern biblischen Wesen bevölkerten Gemäldesaals im Louvre saßen die meisten der copirenden Maler und Malerinnen. Die Nro. 1023, Jungfrau Maria's Himmelfahrt und Krönung, während sechs Heilige unten auf Erden knieen, oben im Himmel aber Engel, welche Christus von beiden Seiten umschweben, als Trompetenbläser, Trommelschläger und Guitarrespieler erscheinen, gab mir den Beweis davon wie geschmacklos häufig bei der Wahl der Stücke verfahren wird, welche einer Gemäldegalerie, wie die des französischen Palastes, wo Neugierige aus allen Welttheilen

zusammenströmen, zur Pracht und Ehre zu gereichen bestimmt sind. Rubens und Shakspeare, solche Meister kennen wir nicht mehr, und dennoch wollen ihre niedrigsten Jünger in unserer überspannten Zeit noch genialer seyn. O unsere modernen Menschen sind geworden wie die Parade-Schifflein im Museum der Marine im Louvre! Das naturhistorische und das Alterthums-Museum zu Brüssel können mit den vortrefflichen holländischen Museen zu Leiden und im Haag nicht verglichen werden.

Frankreich hat ungeheuer viele Festungen, aber auch sehr viele Fabriken. Im nordwestlichen Theil bis zur Loire gibt es noch mehr als 39 Fabrikstädte, unter welchen 14 allein in der Normandie sind, nämlich: Lille, Douay, Cambray, Arras, Abbeville, St. Omer, Amiens, St. Quentin, Laon, Soissons, Beauvais, Yvetot, Havre, Rouen, Elbeuf, Caen, Coutances, Lisieux, Argentau, Alençon, Falaise, L'Aigle, Louviers, Rugle, Evreux, Dinan, Loudeac, Guingamp, Rennes, Laval, Chateau Gontier, Nantes, Saumur, Angers, Tours, Blois, Orleans, Paris, Chartres. Wie viel läßt sich aus dieser Erscheinung folgern!

Also Nachmittags um 5 Uhr — es war im September — flogen wir unter entsetzlichem Geprassel und unendlichem Maul- und Peitschengeklatsch aus Amiens auf den 25 Lieues langen Weg nach Rouen hinaus, man konnte sein eigenes Wort nicht hören. Sechs dicke und schwerfällige Pferde mit unförmlichen Hufen zogen das hohe, breite, plumpe, ungeheure Fahrzeug, und erst nach 13½ Stunden langten wir in der Hauptstadt der Normandie an. Die Nacht war sehr kalt im Cabriolet bei dem wilden und rohen Conducteur. Die französischen Schaffner in diesen Theilen des Landes sind nicht so freundlich als die großbritannischen und lange nicht so gebildet. Man kann sich meinen Unmuth denken, da ich von England kam. Die Pferde in Frankreich sind durchgehends von Hals und Ohren kürzer als die englischen, und diese laufen noch einmal so schnell; aber die englischen Wagen sind auch viel leichter und zweckmäßiger, und die englischen Landstraßen besser. Die ganze Kutsche war oben und unten vollgestopft mit Menschen allerlei Art und alle waren Franzosen und schienen ihr Fuhrwerk für das beste in der Welt zu halten. So fragte mich einige Zeit hernach ein Franzose im Arsenal zu Brest, ob ich je etwas Aehnliches gesehen hätte; denn Brest ist der Haupthafen der Marine Frankreichs. Allerdings! etwas noch viel Großartigeres, zu Plymouth in Devon. Da verstummte er und ließ kein Wort mehr hören. Hinter unserm Rücken, der an einen ledernen Ueberzug sich lehnte, lagen mehr als fünf Menschen zwischen dem Gepäck, sie waren alle höchst unruhiger Natur, vielleicht Picarden, und belästigten durch ihre Unreinlichkeit, die sich sogar durch das Leder hindurch bemerklich machte, die Nase noch mehr als die Ohren. Es war ein unaufhörliches Schieben und Schaben, Scheuern und Stoßen, Schnarchen und Kindergeschrei da hinten, Kutscher und Schaffner schwiegen die ganze Nacht nicht still, und wenn bei jeder Station ein anderer Kutscher kam, brachte er Stoff zu neuer Rede und Redseligkeit mit. Alle diese Kutscher zwischen Amiens und Rouen heulen ungefähr wie nächtlich die Hunde, und sie sind eben so daran gewohnt wie ihre Pferde, auf die das Heulen keinen Eindruck macht. Solche heulende Töne, solch ein ewiges Gewäsch, untermischt mit noch häßlicheren Lauten und mit Kindergeschrei eine ganze Nacht hindurch brächten einen Engländer in Verzweiflung. O wie schön lag am Morgen die Hauptstadt der Normandie mit ihren zahlreichen Thürmen, und die blinkende Seine und die malerischen Berge vor unsern Augen. Das war ein reicher Ersatz nach einer solchen Nacht.

(Ende des ersten Abschnitts.)

Eigenthümlichkeiten von Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

An der Gränzscheide der Civilisation des Westens und Ostens von Europa gelegen, hat Siebenbürgen von beiden viele Elemente in sich. In Herrmannstadt, der Hauptstadt im Lande der Sachsen (Deutschen), wähnt man in der dasigen gebildeten Gesellschaft in einer Stadt mitten in Deutschland zu seyn, und nicht allzuweit davon kommt man unter die in geistiger Bildung noch weit zurückstehenden, Walachen. In Clausenburg, der Hauptstadt des Nordens, sind die Elemente gemischt, aber das Magyarische ist dominirend und man ist dem Deutschen abhold. Und wie mit der Bevölkerung, so ist es auch mit der Lage und dem Klima des Landes. In den Thälern der Flüsse (Marosch, Aranyösch und Körösch) ist der Boden fruchtbar und das Klima so mild, daß der Wein und Mais gedeiht; dagegen hört in den hohen Gebirgen, welche das ganze Land, wie eine Mauer umschließen, fast aller Anbau auf und der Sommer währt nur wenige Monate. Dort hausen Bären und Wölfe und die Bevölkerung führt ein mühseliges Leben. — Dieß Land spielte bei der letzten Insurrection eine wichtige Rolle, auch scheint es wegen seiner Lage und Eigenthümlichkeit in der Zukunft zu einer noch wichtigeren berufen zu seyn.

1. Die Lage und das Klima des Landes.

Ringsum von den beiden Armen der Karpathen, wie sie sich im Osten theilen, umgeben, ist das Klima des Landes ein rauhes. Auf den Gebirgen — deren höchste Gipfel den Schnee bis tief in den Sommer hinein behalten — tritt der Winter schon im October ein und währt bis zum Anfange des Mai. Dort haust eine armselige Bevölkerung, die mehr von den Producten der Wälder, als der Felder lebt. Sie steht in ihrer Gesittung weit zurück und ist den Wilden ähnlicher, als civilisirten Völkern. Der Fuß des Fremden betritt nur selten die unwirthlichen Gegenden. Von industriellen Unternehmungen ist da fast keine Spur. Dieses rohe Volk ist aber ein sehr abgehärtetes und dabei kräftiges. Der Mangel an Civilisation ist auf einer höchsten Stufe im Norden zu finden, wo die Gebirge am rauhesten und unzugänglichsten sind. Im Osten, wo die Szeller wohnen, ist es schon besser, und es zeichnet sich dieser Volksstamm nicht allein durch Körperkraft, sondern auch durch Fleiß und mancherlei Industrie aus. Schroff und fast unzugäng-

lich sind die Gebirge im Süden, wo die Sachsen bis an den Fuß derselben wohnen. Mit ihnen gemischt leben hier viele Walachen. — Im Westen wird das Gebirge durch den Betrieb der Bergwerke belebt, die wie bekannt Gold liefern, und noch weit mehr als bisher gewähren könnten, wenn sie mit mehr Fleiß und Intelligenz betrieben würden. Bereits wird ihnen von Seiten der Regierung mehr Aufmerksamkeit bewiesen, was sehr glänzende Erfolge erwarten läßt. Wie ringsum, so ist auch da Boden und Klima ungünstig, obgleich hier mehrere Thäler durchziehen, welche einen recht lohnenden Anbau haben.

Der fruchtbarste Theil des Landes ist die Ebene bei Thorda (Thorenburg), der den Namen „die goldene Aue" führt, und wovon die Mezö-Seg (Mesöscheg oder Fruchtland) den Kern bildet. Hier liegt auf hügeligem Terrain die fruchtbare Ackerkrume mehrere Fuß tief, und es wuchern alle Früchte, die man auf ihr anbaut, ungemein, so saumselig und schlecht auch die Cultur ist. Eine der reichhaltigsten und reizendsten Floren breitet ihren Zauber über die unangebauten, bloß zu Grase benutzten Strecken, und hier haben die Bienen eine Weide, wie sie dieselbe wohl selten so im Ueberflusse finden. Ihre Zucht könnte da ins Große getrieben werden. Wohl betreibt man sie, wie die vielen, an den Berglehnen und in den Vertiefungen stehenden Hütten der Bienenwärter zeigen, aber immer nicht in der Ausdehnung wie es seyn könnte und mit gerade nicht allzugroßem Gewinne für den Grundeigenthümer, der dem Wärter eine Quote überläßt, aber zufrieden seyn muß mit dem, was dieser ihm abzuliefern für gut findet. — Der Botaniker findet hier eine sehr reiche Ausbeute, auch werden zuweilen ganz neue noch unbekannte Pflanzen hier entdeckt. Daß in den Flußthälern der Wein und Mais gedeihe, das berührte ich schon. Ersterer gibt meistentheils ein sehr gutes Gewächs, was aber nur bei vorzüglichen Jahrgängen der Fall ist. Sein Geschmack ist eigenthümlich, und er ist im Bouquet und Aroma ausgezeichnet vor vielen Sorten. Das ahnet man freilich nicht, wenn man die schlechten Jahrgänge zu kosten kriegt, die zuweilen fast ungenießbar sind.

Da nun aber die fruchtbaren Strecken im Vergleich zu den rauhen und unfruchtbaren in diesem Lande nur klein sind, so folgt von selbst, daß dasselbe nur in gesegneten Jahren für seinen Bedarf gedeckt ist, sonst aber Zuschuß aus der Nachbarschaft nöthig hat. Diesen bekommt es meist aus Ungarn, einen Theil aber auch aus der Walachei. Wegen dieser benöthigten Zufuhr sind dann auch die Fruchtpreise hier fast immer namhaft höher, wie in Ungarn, folglich auch der Lebensunterhalt für die Bevölkerung theurer.

Noch besonders hervorzuheben ist bei der Lage und dem Gehalte des Landes der Reichthum an Steinsalz, den es besitzt. Bei Thorda wird seine Ausbeutung bergmännisch betrieben, auch wird daselbst viel Siedesalz gewonnen. Weiter gegen Osten hin stehen an demselben Gebirgszuge die Stöcke von Steinsalz zu Tage und zwar in mächtigen Blöcken und Wänden. Sie werden von Seiten des Aerars bewacht, damit das Volk sie nicht benutze und die Ausbeute zum Schaden desselben verkaufe. Aus den sehr reichen an vielen Orten hervorsprudelnden Soolenquellen dürfen sich die Umwohner nur so viel holen, wie sie zu ihrem häuslichen Bedarf nöthig haben, und es werden daher diese Quellen ebenfalls überwacht.

Siebenbürgen könnte, vermöge seiner natürlichen Lage, zu einer großen Festung gemacht werden: auch lehrt die Geschichte, daß es oft die Zufluchtsstätte ganzer Völkerstämme wurde. Ringsum von ungeheuren Gebirgen eingeschlossen, durch welche nur wenige Engpässe führen, dürften nur diese gegen den von außen andringenden Feind vertheidigt werden, was ihrer Beschaffenheit nach mit einer geringen Anzahl von Truppen möglich wäre. Es kann daher dieses Land als ein sehr wichtiger strategischer Punkt bei einem europäischen Kriege gelten und gleichsam als ein großes Außenwerk von Ungarn angesehen werden. In seiner äußern Gestaltung hat es viel Aehnlichkeit mit der zu Schlesien gehörigen Grafschaft Glatz, die ebenfalls von Bergen eingeschlossen im Innern hügelig und fruchtbar ist, und auch als eine Festung für eine große Armee dienen könnte, wozu es auch in dem Kriege von 1813 beinahe gekommen wäre.

2. Die Bevölkerung.

Aus drei Nationen ist dieselbe zusammengesetzt, nämlich aus Ungarn (Magyaren), Sachsen (Deutschen) und Walachen, zwischendurch leben auch viele Armenier. Zu ersteren sind die Szekler zu zählen, obgleich sie viele Eigenthümlichkeiten haben, durch welche sie sich von ihnen unterscheiden, wie unter andern eine sehr große Rührigkeit und Betriebsamkeit, die gerade den Magyaren abgeht. Letztere bewohnen die Mitte des Landes, welche sie sich als Herren in der Vorzeit gewählt haben, gerade so, wie sie auch in Ungarn die fruchtbaren Ebenen in der Mitte für sich behielten und das übrige den andern Volksstämmen überließen. Die Liebe zur Gemächlichkeit und die Scheu vor zu großer Anstrengung bestimmte sie hier wie dort zu dieser Wahl. In Siebenbürgen waren ihre Freiheiten und Privilegien noch größer und ausgedehnter als in Ungarn, und sie blickten auf diese Nachbarn wie gleichsam auf minder Freie herab. Ihnen hierin etwas nachzuahmen haben die Sachsen von jeher gestrebt, auch waren ihre Besitzthümer, die ihre Vorfahren schon seit dem neunten Jahrhundert inne haben, nur sehr wenig belastet. Ich spreche hier von beiden Volksstämmen in der vergangenen Zeit, weil bei der neuen Ordnung der Dinge sich hierin gar manches ändern wird. Die Walachen sind der physisch und geistig zurückstehende Stamm, dessen Kreis immer enger gezogen wird. Käme diesen nicht an vielen Orten die numerische Ueberlegenheit zu statten, so würden sie allmählich allenthalben verdrängt werden, wie das ganz besonders in den Districten der Deutschen der Fall ist, wo ihre Besitzthümer immer eines nach dem andern in die Hände von diesen übergehen. Käme ihnen ferner in den Districten der Ungarn nicht der Umstand zu gute, daß diese sich weniger stark als sie vermehren, so würde es ihnen auch hier nicht besser gehen. Trägheit und Mangel an Industrie ist es, was dieses Volk so sehr zurücksetzt, wozu denn noch die Abhängigkeit und Armuth kommt, worin es von jeher gelebt hat.

Von den Szeklern muß ich noch besonders sprechen. Obgleich dieselben die ungarische (magyarische) Sprache als ihre Muttersprache sprechen, so unterscheiden sie sich doch, wie ich schon angab, in vielen Stücken von den eigentlichen Ungarn. Das gilt schon von ihrem Körperbau, denn sie sind etwas kleiner, aber ungemein stramm und sehnig; der Ungar ist größer und corpulenter in seinen

Formen. Alsdann ist der Szeller viel rühriger und industriöser. Ferner der Umstand, daß sie in der rauhen Gebirgsgegend des Ostens wohnen, wohin freiwillig so leicht kein Ungar gehen würde, unterscheidet sie ebenfalls von diesen. Auch in der Landesverfassung sind sie geschieden, denn es sind die Comitate (Bezirke) der Szeller getrennt von denen der Ungarn. Von ihrer Tapferkeit brauche ich nicht zu sprechen, da sie weltberühmt ist.

Nicht allein physisch und moralisch, sondern auch politisch zurückgesetzt waren bisher die Walachen, was so weit ging, daß es fast wunderbar erschien wenn einer aus dieser Nation zu einer hohen Stellung im Lande und beim Reichstage gelangte; auch kam ein solcher sicher nur durch besonders hohe Geistesbegabung dazu. Das wird nun in der Folge wohl auch anders werden. In der frühern Zurücksetzung und Unterdrückung welche die Walachen erfahren haben, liegt auch der Grund der Rohheit und Grausamkeit, welche sie beim letzten Aufstande überall wohin sie kamen zeigten. „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne erzittert nicht.“

Natürlich ist die Bevölkerung Siebenbürgens in ihren Sitten und Gebräuchen sehr verschieden, wozu auch Wohnung und Kleidertracht gehören. Der Magyar behält, besonders in den mittlern und untern Classen, seine von den Urahnen überkommenen Gebräuche sowohl in seinem Hauswesen als auch bei öffentlichen Festen und Feierlichkeiten bei, und auch seine Kleidung bleibt ziemlich unverändert. Alles hat bei ihm noch einen orientalischen Anstrich, und über alles ist eine unverkennbare Grandezza gehaucht. Der Deutsche (Sachse) erscheint hier wie seine Stammbrüder in Deutschland, nur ist er in Sitten, Gebräuchen, Wohnung und Kleidung gegen diese um einige Jahrzehnte zurück. Man möchte sich das so erklären, als dränge jede Veränderung darin später zu ihm. Im Hauswesen des Magyaren herrscht kein Luxus, aber eine überall hervorleuchtende Opulenz. Man trifft alles aufgeräumt und reinlich in Zimmern, Böden und Ställen. In erstern ist der große, aus Backsteinen aufgeführte konische Ofen ein charakteristisches Stück, welches fast nie fehlt. Außen an der Vorderseite läuft ein Corridor längs dem ganzen Hause fort, unter welchem man vor Regen geschützt gehen und reiten kann. Der Deutsche baut schon luxuriöser, aber auch schwerfälliger. In der Nähe von Hermannstadt sind die Dörfer schön gebaut, meist massiv, mit rothen Ziegeldächern und Inschriften von Bibel- und Sinnsprüchen auf den Giebeln der Häuser, ganz gleich, wie man dieß fast allenthalben in den Gebirgsgegenden Altbayerns findet. Wie die Häuser, so verräth die Kleidertracht Wohlhabenheit und Neigung zum Luxus. In der persönlichen äußern Erscheinung steht an Würde der Deutsche dem Magyaren nicht nach, denn er ist wie dieser kräftig, und es leuchtet aus allen seinen Mienen und Bewegungen ein gewisser Stolz und das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit.

Dagegen steht der Walache weit zurück; schon seine Bekleidung verräth Dürftigkeit und in seinem ganzen Wesen zeigt er Unterwürfigkeit; selbst seine Körpergestalt — obgleich sie nicht häßlich ist — zeigt nicht das Imponirende des Magyaren und Deutschen. Seine Wohnung ist meistentheils elend und in sehr vielen Fällen zusammenhängend und in einem Flur mit der seines Viehes; dabei ist sie niedrig, so daß man nur gebückt durch die Eingangsthüre kommen kann, was dann zur Folge hat daß die Männer zum größten Theile nicht ganz gerade gehen, und, zum Militär ausgehoben, bei diesem erst gerade gerichtet werden müssen. Von Wohlhabenheit ist da wenig die Rede, und es gab selbst vor der letzten Katastrophe Fälle, wo ein Walache in seinem Leben kaum je einen Silberzwanziger in Händen gehabt hatte. Wie mag das erst jetzt seyn?

Was ich hier mitgetheilt, das gilt vom eigentlichen Volke, d. h. von seinen mittlern und untern Classen, die höhern weichen im Laufe der Zeit immer mehr von den Sitten ihrer Altvordern ab. In ihren Häusern herrscht Luxus, in den Kleidern französische und Wiener Mode, was auch vom Mobiliar gilt, für welches ungeheure Summen nach Wien und Paris wandern. Die Erziehung ihrer Kinder wird fast durchgehends von Deutschen oder Franzosen geleitet, die weibliche zumeist von Französinnen. Nicht überall decken die Einkünfte den gemachten Aufwand, und es müssen Anleihen aushelfen, die aber schwer und bei dem Geldmangel nur gegen hohe Zinsen zu bewerkstelligen sind. So nimmt denn der Wohlstand ab, was namentlich bei vielen alten Familien der Fall ist. Die jüngern, meist von fremden Einwanderern, haben einen festern Grund und ersetzen durch den Glanz des Geldes den des ältern Adels.

Am einfachsten sind die Sitten noch bei den Szellern, wo noch wenig Luxus zu finden, den ihnen aber auch meistentheils die Dürftigkeit verbietet, weil der von ihnen bewohnte Landstrich ein undankbarer ist. Nur da wo sich derselbe tiefer in die Mitte des Landes hineinzieht, wie z. B. bei Maros-Vazarhely, trifft man Wohlhabenheit, zu welcher sich dann immer schnell der Luxus gesellt.

(Ein zweiter Abschnitt folgt.)

Zeitbetrachtungen. XII.

Von den taumelerregenden Nachrichten der letzten Tage ist vorerst nur die Thatsache stehen geblieben, daß in der Krim zwar ein glücklicher erster Angriff gemacht ist, aber auch noch ein sehr blutiges Spiel bevorsteht. Da wir nach unserer Ansicht von dem Kampfe im Osten selbst bei einem Gelingen des Schlags gegen Sebastopol die Sachlage nicht für wesentlich verändert ansehen, so können wir — ungestört durch den Zweifel über die Entscheidung, welche die nächsten Tage bringen müssen — unsere Betrachtungen über den Verlauf des europäischen Conflicts fortsetzen.

Der Jubel, mit dem nicht nur in den westlichen Reichen, sondern eben so sehr von deutschen Bevölkerungen die erste falsche Nachricht von dem Siege über Sebastopol aufgenommen wurde, ist eine Thatsache welche manches zu denken gibt. Man sieht daraus zunächst die tiefe Abneigung von West- und Mitteleuropa gegen die russische Regierung, und — wie sehr auch einzelne Cabinette Rußland zugeneigt sind — auf Dauer werden sie sich dem Einfluß der andersströmenden öffentlichen Meinung nicht entziehen können. Andererseits aber zeigt auch dieser Jubel, wie weit man noch davon

ist, über die vollen Dimensionen des Kampfs und die Bedingungen seines endlichen Abschlusses klar zu seyn.

Man darf sich über diese Unklarheit der öffentlichen Meinung nicht allzuhoch verwundern, ist doch von Anfang durch mannichfache Illusionen auch derer, welche mit der Leitung der Dinge betraut sind, der Knoten so fest gezogen worden. Alle die Hoffnungen einer nahen gütlichen Beilegung im vorigen Jahr, einer Localisirung des Kampfes noch im Anfang von diesem Jahr, endlich im Laufe des Sommers die Hoffnung, durch rasche Schläge dem Krieg ein baldiges Ende machen zu können, ruhten auf den verderblichen Täuschungen, denen man sich am einen Ort über die Versöhnlichkeit der beiderseitigen Ansprüche, an andern Orten über das Maß der eigenen Macht und die Gesinnungen vermeintlicher und wirklicher Freunde hingegeben hatte. Im Vertrauen auf die Unmöglichkeit einer selbstständigen Stellung der deutschen Mächte und eines Zusammenwirkens der beiden Westmächte begann Rußland in dem Gefühl europäischer Suprematie, worein es sich allmählich eingewiegt hatte, den Kampf mit hochgespannten Forderungen, von denen herunterzusteigen ihm seine Würde nicht erlaubt. In der Erwartung, daß einem Krieg der verbündeten Westmächte Deutschland sich werde anschließen müssen, haben andererseits diese den Weg der Gewalt betreten, und damit dem Gegner das Nachgeben erschwert, ohne selbst die Bürgschaft eines vollen Erfolgs zu haben, falls Deutschland ihren Erwartungen nicht entspräche.

Diese Erwartungen, die man sich auf beiden Seiten von Deutschland machte, sind von demselben nach beiden Seiten hin getäuscht, und dadurch der Kampf, in den der Osten und Westen durch jene Hoffnungen sich verlocken ließen, vorerst ein zielloser geworden. Deutschland oder vielmehr Preußen — wie man nach der neuesten Note des Grafen Buol vom 30 September ohne Anstand sagen darf — hat die von ihm gehegten Erwartungen unter dem Einfluß eines Gefühls getäuscht, dem man eine gewisse Wahrheit nicht absprechen kann. Man scheute eine solidarische Verbindung mit den Westmächten und mit allen Hintergedanken, von welchen diese vielleicht geleitet sind, und das mit Recht; — es kam nur darauf an, wie man die Beziehung zu den Westmächten abgrenzte. War man sich klar was man wollte, nämlich eine Wegdrängung Rußlands von seinen südlichen Zielen, ohne die Absicht, seiner Stellung als europäischen Großmacht irgend Abbruch thun zu wollen, hatte man den Entschluß solche Absichten sogar eventuell verhindern zu wollen, so war durch diese Formulirung des Zwecks der Unterschied gegen die Westmächte mit aller Schärfe markirt, man hatte seine eigene Politik und konnte ohne Furcht vor falschen Allianzen zu erkennen geben, daß man für diese selbstständige Politik zu allen durch die Umstände gebotenen Mitteln entschlossen sey. Eine solche Sprache hätte müssen in St. Petersburg bei einigem Besinnen als unparteiische Entschiedenheit, nicht als Affront verstanden werden, und Europa wäre vielleicht der Krieg erspart worden. Das Verlangen, die vier Garantiepunkte genauer zu formuliren, das Oesterreich neuerdings sich gleichfalls angeeignet hat, liegt auf dem Weg des angedeuteten Verfahrens. Man hat aber diesen Weg, deutliche Bezeichnung eines mäßigen Zwecks, nicht mit Entschiedenheit verfolgt, besonders hat die norddeutsche Großmacht, um sich von den Westmächten abzugränzen, den Accent vorzugsweise auf die Mittel gelegt, sie hat die Bestrebungen des Westens für das europäische Recht moralisch unterstützt, mit dem Wink für die andere Seite, diese Unterstützung nie bis zur ultima ratio treiben zu wollen, sie hat dadurch beide Theile auf ihren Wegen bestärkt, und es hat darum einen richtigen Sinn, wenn man gesagt hat, daß eine Friedensliebe, die auf solche Art zu Werke ging, den Krieg unvermeidlich machen mußte.

Wenn die entschiedene Unterstützung Deutschlands zu Gunsten eines gemäßigten politischen Programms dieses hätte zur Geltung bringen können, so wurde der Mangel einer solchen Unterstützung Ursache, daß die Westmächte, wenn nicht ihre Rüstungen vergeblich seyn sollten, den gefährlichen Weg der materiellen Garantien betreten mußten, d. h. der Schwächung der russischen Macht, um besser als durch bloßen Vertrag der Haltung der vier bekannten Garantiepunkte sicher zu werden. Wir nennen den Weg der „materiellen" Garantien einen gefährlichen, und den besten Beweis dafür liefert die englische Politik selbst, welche bekanntlich am eifrigsten auf die „materiellen" Garantien dringt. Colbourns United service Magazine enthält in seinem Septemberheft einen Artikel mit der Ueberschrift: „Was fangen wir mit der Krim an?" Capitän Spencer, aus dessen Feder der Artikel ist, entschuldigt sich, daß er diese Frage aufwerfe, ehe man die Krim habe. Diese Entschuldigung braucht es gar nicht; man muß vielmehr eine Politik seltsam finden, welche auf die Krim losgeht, ehe sie weiß, was damit anzufangen ist, wenn die Eroberung gelingt. Daß man es aber nicht weiß, beweist eben die Art, wie Hr. Spencer die von ihm aufgeworfene Frage zu beantworten sucht. Daß Frankreich und England erklärt haben, nicht selbst eine Gebietsvergrößerung zu suchen, wirft er nur als scheinbar sich von selbst verstehenden Vordersatz gleichgültig hin, obgleich eben in diesem Verzicht das klare Bekenntniß liegt, wie schwer es den Westmächten ist, bei ihrem Vorgehen im Osten an die Stelle dessen, was sie einreißen, etwas Haltbares zu setzen. England fühlte, daß seine physische Macht nicht ausreicht, und weil es, was es selbst nicht festhalten kann, auch andern nicht gönnt, so mußte dem Krieg jene uneigennützige Erklärung vorangeschickt werden. Hören wir aber nun die Vorschläge Hrn. Spencers, nachdem die Krim nun einmal von England und Frankreich nicht behalten werden kann. Den Rath, die Krim den Türken und Tataren, d. h. also dem Islam zu überlassen, findet er in unserem „Zeitalter des Fortschritts und der Aufklärung" doch unthunlich. Eben so wenig räthlich findet er eine andere Auskunft, Oesterreich zum Ersatz für die Lombardei, Venedig und Polen die Donaufürstenthümer, Bessarabien und die Krim zu geben. Abgesehen von dem sehr natürlichen Zweifel, ob sich Oesterreich zur Abtretung jener Besitztheile nur so ohne weiteres verstehen werde, ist er diesem Ausweg darum gram, weil die Ausbreitung des österreichischen Regierungssystems, das er in lächerlichem Hasse noch schwärzer als das russische malt, niemand zum Segen gereichen könne. In dieser Noth weiß er keinen Ausweg, als die Kosaken und ihre Brüder, die Malo-Rossen, die Urbevölkerung Bessarabiens, der Ukraine und Kleinrußlands zu den Waffen zu rufen. „Sie haben ihre eigene Sprache, ihre abgesonderte Literatur, und vermeiden es ängstlich, durch Heirathen oder auf andere Art mit den Russen sich zu vermischen", und Hr. Spencer findet dort den ausreichenden Stoff zu einem unabhängigen Staat von zwölf Millionen. So steht es mit der Reife der Plane für Neu-

bauten in dem Moment, wo man sich schon für den Boden schlägt, auf dem sie aufgeführt werden sollen.

Der praktische Engländer glaubt wohl selbst nicht an dergleichen Plane, sie dienen ihm nur um die Verlegenheit zu verdecken, in welcher die Westmächte augenscheinlich um ihre „materiellen" Garantien sind. Solche lassen sich ohne Zerstücklung von einer Macht wie Rußland auf Dauer gar nicht erlangen, weil es, wie schwere Wunden ihm auch für den Augenblick geschlagen werden, sie immer wieder zu heilen vermag, und die kriegerischen Anstrengungen sich also immer erneuern müßten. Zu solchen kann aber England am wenigsten geneigt seyn, weil es für einen Landkrieg immer auf die Unterstützung einer Landmacht angewiesen ist, aber eben damit in eine peinliche Abhängigkeitsstellung tritt. Mit aufmerksamen Blicken verfolgt man in England die vermehrten Armeerüstungen in Frankreich. Ein Artikel über die französischen Militärschulen in dem gleichen Heft des United service Magazine schließt mit den Worten: „Noch fügen wir bei, daß Napoleon III sich auf sehr blutige Kämpfe gefaßt zu halten scheint, denn in einem Decret vom 24 Jun. d. J. bestimmt er die Zahl der Officierszöglinge in der Militärschule von St. Cyr von 300 auf 600. Die Zeit wird lehren was diese Maßregel nothwendig machte."

So sehr auch das russische Cabinet mit Recht darauf gerechnet haben mag, daß das englisch-französische Bündniß nicht von Dauer ist, so ist doch für die nächste Zeit ein Auseinanderfallen desselben nicht zu fürchten. Der französische Kaiser ist zu klug als daß er einen populären Krieg mitten in seinem Zug unterbräche, und der politischen Tradition Frankreichs, welche ihm eine eifersüchtige Bewachung Englands vorschreibt, kommt er vorläufig ganz vollständig nach, indem er England auf allen seinen Schritten an der Seite bleibt. Mit dem Berliner Cabinet ist es bis jetzt Rußland allein gelungen eine gemeinsame Action Europa's zu hindern; und es hat dadurch in der That ziemlich viel erreicht. Durch die Mittelstellung Preußens war Schweden — was ihm kein vernünftiger Mensch verübeln wird — in die gleiche passive Haltung gebannt; ohne Schweden konnte man Finnland nicht erobern wollen, weil es ohne Schweden nicht zu behaupten war, und die Unternehmung der Ostseeflotten ist an der politischen Stellung der Mächte des Ostseeufers, nicht an eigenen strategischen Fehlern gescheitert. Der Gang der Dinge in der Ostsee sollte in der That die Politiker der Times überzeugen wie unbillig ihre Vorwürfe gegen Oesterreich sind, daß es nichts gethan und daß man auch ohne dasselbe den Krieg weiter führen könne. Während vielleicht die Ostseeflotten in Folge der Haltung Preußens ruhmlos zurückkehren müssen, hat das was Oesterreich gethan hat, den Verbündeten freie Hand gemacht für ihren jetzigen Zug.

Ein deutsches Blatt hat gesagt: nicht in der Stärke Rußlands, sondern in seiner Schwäche ruhe die Gefahr für Europa. Dieß Paradoxon hat einen Sinn. Wenn Rußlands Kraft nicht ausreicht, um den augenblicklichen Andrang abzuwehren, so ist es genöthigt, durch Theilung der Gegner und durch Diversionen sich Luft zu machen. Wir haben vom Erstern vorhin ein Beispiel gesehen, und auch am zweiten läßt es die kluge russische Politik nicht fehlen. Der Neutralitätsvertrag mit der nordamerikanischen Union, den es schon vor Monaten eingeleitet, wird bald auch Preußen zum Genossen haben, und dadurch ist der Union die Handhabe gegeben, sich durch ihre Seemacht in den Streit zu mischen und das zur See machtlose Preußen gegen Bedrohungen Seitens der englisch-französischen Flotten zu decken. Der Hauptpunkt für Diversionen aber für Rußland ist immer noch die slavische Bevölkerung der Türkei. Schon ist von Montenegro aus der Krieg angezettelt, und man darf wenigstens an der Absicht nicht zweifeln, den Brand über den nördlichen Theil der Türkei zu verbreiten, und dadurch alle Actionen österreichischer und türkischer Waffen gegen Bessarabien ꝛc. zu verhindern.

Das Eindringen französischer Missionäre in Tibet.

Die Nouvelles Annales des Voyages sprechen von drei Versuchen, welche französische Missionäre gleichzeitig machten, um sich den Weg nach Tibet zu öffnen: im Südost über Sse-tschuen und über Yun-nan, im Süden über Assam. Das letzte Heft der Annales de la Propogation de la Foi enthält in dieser Beziehung einige Notizen, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten möchten. Vor allem wollen wir einen Auszug aus einem Brief des Hrn. Krick mittheilen, der sich zu den Abor, einem Gebirgsstamm im Norden Assams, begeben hatte, in der Hoffnung sich daselbst den so ersehnten Zutritt ins Königreich des Dalai Lama zu verschaffen.

„Die sorgsame Pflege, welche ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend den zahlreichen Kranken und Gebrechlichen angedeihen ließ, die von allen Seiten her nach mir riefen, hatte mir, sagt Hr. Krick, die Herzen dieser Wilden gewonnen; selbst die ihnen angeborne Furcht machte augenscheinlich dem vollständigsten Vertrauen Platz, als zu einer Zeit wo alles auf dem Feld oder auf der Jagd war, eine Feuersbrunst in der Nähe losbrach und zwei Häuser zerstörte. Zwei Tage später verlor mein nächster Nachbar zwei Schafe: das eine wurde von den Tigern gefressen, das andere fiel von einem Felsen herab. Mehr bedurfte es nicht, um alle Gemüther in Unruhe zu versetzen und im ganzen Dorf

Schrecken zu verbreiten. Der Aberglaube wurzelt bei diesen Wilden so tief, daß er der Vernunft keinen Raum gönnt. Sie liebten mich, sie hätten mich gerne bei sich behalten, weil ich ihnen Gutes that; aber die Furcht beherrschte sie. Es wurde also beschlossen mich gehen zu heißen. Das ganze Dorf kam, die Häuptlinge an der Spitze: „Vater, du mußt morgen abreisen," sagte der große Häuptling (es war dieß bereits die zweite Aufforderung dieser Art, die man an mich ergehen ließ). Als sie sahen daß ich mein Gepäck in Ordnung brachte, baten sie mich dringend noch einige Tage zu bleiben; aber ich hielt es für gerathen auf meiner Abreise zu bestehen, denn wenn ein Todesfall eingetreten wäre, so war alle Arbeit hier vergeblich, während ich jetzt noch hoffen kann, daß sie eines Tags mit Vergnügen einen katholischen Missionär wieder in ihrer Mitte begrüßen werden. Ich bin überzeugt, daß sie sich nach mir zurücksehnen werden, denn ich habe mich allen gewidmet und zu allem hergegeben; der Eindruck den ich hinterlasse, ist ganz zu meinen Gunsten, und wenn einmal die Furcht vorüber ist, so wird man nur noch von dem Guten sprechen, das ich ihnen und zudem unentgeltlich gethan habe."

Bei seiner Rückkehr aus dem Lande der Abor wurde Hr. Krick von einem so heftigen Fieber befallen, daß er in weniger als 12 Stunden am Rande des Todes schwebte. Mehrere Monate später schrieb er: „Werde ich dieser Krankheit erliegen oder werde ich davonkommen? Dieß ist eine Frage, die ich nicht entscheiden kann. Ich möchte mir meine Gesundheit zurückwünschen, um mit Hrn. Bourh, meinem theuern Collegen, wieder auf die Reise gehen zu können. Jedermann, selbst der Doctor, sagt mir, daß ich nur dann vollkommen meine Genesung hoffen könne, wenn ich Assam auf einige Zeit verlasse. Aber ich antworte ihnen, daß ich, wenn ich weggehe, nach Tibet und nicht nach Bengalen gehen wolle: wenn ich sterbe, wird ein anderer an meine Stelle treten. Trotz der zahlreichen Schwierigkeiten des Unternehmens glaube ich, daß mit der Zeit große Hoffnung vorhanden ist . . . ."

In einem andern Brief vom 16 Januar sagt Hr. Krick:

„Meine Gesundheit stellt sich, Gott sey Dank, wieder ein, und ich glaube, daß ich bereits kräftig genug bin, um einen dritten Versuch zu wagen. Ich darf hoffen, daß ich dießmal zu einem befriedigenden Resultat gelangen werde. Schon allzulange ziehen sich die Dinge hin; ich sehne mich Ihnen unsre Ankunft und unser Verbleiben in Tibet melden zu können. Obschon ich erst kurze Zeit mit Hrn. Bourh beisammen bin, so kann ich ihn doch bereits für einen vortrefflichen Bundesgenossen bei unserem Unternehmen halten. Seine kräftige Constitution hat etwas gelitten, aber wir werden in den Himalayabergen wieder zu gesunden suchen. Hr. Bernard, der in Sai-kwoh bei uns ist, um uns mit allem zu versehen was wir bedürfen, erfreut sich ebenfalls guter Gesundheit. Heute früh ist ein wilder Stammeshäuptling gekommen, der mich nach Tibet führen will; aber wir würden abermals nach Sommeu kommen. Wir wollen es jetzt mit zwei andern Punkten versuchen. Täuschen sie unsere Erwartung, so werden wir das Anerbieten dieses Häuptlings annehmen."

Hr. Renou, welcher die Expedition nach Yun-nan zu leiten hat, arbeitet mit großem Eifer an der Verwirklichung des Planes, den er entworfen. Er besteht darin, in den dazwischen liegenden Fürstenthümern christliche Gemeinden zu errichten, die er als Mittelstationen benützen kann, um in das eigentliche Tibet zu gelangen. Man hat seit einem Jahr nur einen einzigen Brief von ihm erhalten. Er ist vom 3 December 1852. Wir entnehmen ihm folgende Details: „Nach einer eilftägigen glücklichen Reise überschritten wir die Gränzen, die Yun-nan von den tibetanischen Fürstenthümern trennen und von einer auf einem Berg errichteten Mauer gebildet werden. Das erste Dorf, in das wir auf dem andern Abhang kamen, war ausschließlich von Tibetanern bevölkert; hier wohnt der tibetanische Chef des Regierungsbezirks La-pon, der 18 Bezirke in sich begreift. Von La-pon bis A-ten-tse zählt man neun Reisetage. Wir hatten bereits sechs zurückgelegt, als wir vor eine große Lamasiedelei kamen, wo 500 Lamas wohnten. Wir besuchten sie. Mitten unter ihnen stand ein Mann von hübschem Wuchs und ausdrucksvollem Gesicht. Er war der lebendige Buddha der Gemeinde, der sich, wie man sagt, bereits in seiner siebenten Incarnation befindet. Er grüßte mich sehr höflich, redete mich auf chinesisch an und lud mich in sein Haus ein. So waren wir denn auf den ersten Blick gute Freunde. Ich zeigte ihm einige Gegenstände, die ihm sehr gefielen; aber was ihn entzückte, das war ein Fernrohr, das ich mitgebracht hatte. Er verlangte durchaus, ich solle es ihm abtreten. Ich antwortete ihm, wenn er sich dazu verstehe mich Tibetanisch zu lehren, so wolle ich's ihm schenken; sonst aber werde ich's nicht verkaufen, so viel Geld er mir auch bieten möge. Er berieth sich mit den Häuptlingen der Ansiedlung; mein Vorschlag wurde angenommen; man machte bei einem Lama, einem Vetter des lebendigen Buddha, eine Wohnung für mich zurecht, und eine Stunde später zog ich mit Waffen und Gepäck in der Ansiedlung ein, wo ich einen meiner Katecheten bei mir behielt, während die zwei andern ihre Reise nach Set-len-tse fortsetzten, um daselbst ihre Waaren zu verkaufen und die nöthigen Notizen über das Land zu sammeln.

Bis dahin hatte ich noch keinen eigentlichen Sprachlehrer gefunden, denn diejenigen, die mir vorher Unterricht ertheilt hatten, kannten die geschriebenen Sprachen entweder gar nicht oder so schlecht, daß die Worte, die sie mir aufschrieben, voll von Fehlern sind. Dießmal bekam ich einen fähigen Professor, der seine tibetanische Grammatik vollkommen inne hat und mit den verschiedenen classischen Büchern ganz auf dem Laufenden ist, eine große Seltenheit in diesem Lande. In der That gibt es in diesem Lamadorfe Teun-tschu-lin-in unter den 500 Lamas, aus denen seine Bevölkerung besteht, nur sehr wenige, welche die Gebetbücher verstehen, die sie indeß alle lesen und auswendig hersagen; und nur vier gelten dafür, daß sie die Sprache grammatikalisch inne haben und correct schreiben können; an ihrer Spitze steht der Buddha, der mich unterrichtet. Eine sechswöchige Erfahrung hat mir seine Wissenschaft und seinen Eifer bewiesen. Wir verbringen alle Zeit zusammen. Seine Beschäftigung besteht lediglich darin daß er ißt, trinkt und zuweilen wahrsagt, was ihm übrigens sehr viel einträgt. Sein Unterricht hat mich die tibetanische Sprache in einem ganz andern Licht erblicken lassen als vorher. Ich beginne die grammatikalischen Regeln zu entdecken, von denen ich ganz und gar nichts wußte, und ich hoffe diese Sprache gut genug erlernen zu können, um unsere wichtigsten Gebete und die Elemente der christlichen Lehre zu übersetzen, was für den Augenblick hauptsächlich nöthig ist. Gleichwohl werde ich jetzt in diesem Studium ein wenig aufgehalten werden, da mein Lama verreisen muß. Ich werde indeß meine Zeit nicht ganz verlieren; ich habe über das bereits Erlernte Bemerkungen abzufassen und ein sehr gutes Wörterbuch abzuschreiben, das wir bei seiner Rückkehr gemeinschaftlich übersetzen werden.

Da haben Sie in wenigen Worten meine gegenwärtige Stellung. Wie die Zukunft sich gestalten wird, das weiß nur Gott. Werde ich lang genug hier bleiben können, um meine linguistische Arbeit zu Ende zu bringen? Ich hoffe es, kann jedoch für nichts gutstehen. Ich lebe mit sämmtlichen Häuptern der

Lamasiedlung im besten Einverständniß, aber keiner weiß, wer ich bin; keiner ahnt, daß ich auf ihrem Ambos Waffen schmiede, um ihr Reich der Unwissenheit und des Aberglaubens zu zerstören.

Eben kommen meine zwei Leute aus A-ten-tse zurück. Man hat sie für Kaufleute gehalten; die Mandarinen haben erklärt, daß sie Soldaten, die zu mir kamen, abgeschickt haben, um eine Untersuchung mit mir anzustellen; es ist ihnen, glaube ich, nicht eingefallen einen Europäer in mir zu erblicken; sie haben mich Anfangs für einen Mandarin genommen, den der Gouverneur von Yun-nan mit einer geheimen Sendung beauftragt habe. Der kleine Handel, den meine Leute in A-ten-tse trieben, hat zur Folge gehabt, daß man mich für einen Kaufmann hielt, der sich in Tibet niederlassen wolle. Nach Ueberstehung dieser ersten Prüfung wird es mir und meinen Leuten leichter werden das Land zu durchstreifen. Allein bevor wir das thun, müßten wir einen festen Sitz in A-ten-tse haben. Aber wo die nöthigen Gelder dazu hernehmen? Nach einer so langen Reise, wie die von Canton hieher, werden Sie sich nicht wundern, wenn meine Börse sich zu Ende neigt. Wenn die Gelder zur rechten Zeit eintreffen, so werden wir etwas leisten können; wo nicht, so müssen wir in Erwartung besserer Umstände den Rückzug antreten."

Folgt jetzt ein Brief des Hrn. Papin in Betreff der Versuche, die über Sse-tschen gemacht worden sind. Der Brief ist vom 30 August 1853.

„Im letzten Jahr und um dieselbe Zeit, sagt Hr. Papin, schrieb ich Ihnen von dem günstigen Empfang, dessen sich meine Abgesandten bei der Königin von So-Mo und bei den einflußreichen Personen dieses kleinen Königreichs zu erfreuen hatten. Diese freundliche Stimmung währte über die ganze Dauer des Aufenthaltes meiner beiden Chinesen in diesen Gebirgen; all diese Leute verlangten den europäischen Lama unter sich zu sehen, von dem man ihnen Wunder erzählte, und versprachen ihm bis an die Gränze entgegenzureisen, sobald man ihnen seine bevorstehende Ankunft anzeige. Die Königin hat meine Abgesandten nicht vor sich gelassen, aber sie hat ihre Geschenke angenommen und Gegengeschenke gemacht. Mein französisch geschriebener Brief machte ihr viel Kopfzerbrechen; sie fürchtete, er möchte von irgend einem Spion seyn, der aus Peking gekommen sey, um ihr Hinterhalte zu stellen. Deßhalb entschuldigte sie sich auch, daß sie keine geschriebene Antwort geben könne, weil sie die Etikette nicht wisse, die man gegen diesen Mann aus dem Abendland anzuwenden habe; indeß antwortete sie, da er ein rechtschaffener Mann sey, so könne er ohne Furcht kommen, sie werde ihn mit Vergnügen sehen. Sie hat eine große Lamasiedlung in der Nähe ihres Palastes als Wohnung für ihn bezeichnet, wo er die Sprache erlernen könne. Unter die kleinen Geschenke für diese Fürstin hatte ich eine große wunderthätige Medaille gelegt; die Königin war darüber so entzückt, daß sie dieselbe von Stund an als Schmuck an ihrem Halse trägt . . . ."

Im Anfang des chinesischen Jahres schickte die Königin von So-Mo eine Karawane in eine Gränzstadt der Barbarenländer, Namens Konan-Hien, um daselbst verschiedene Aufkäufe zu machen. Alle angehörigen Karawanen hatten von der geheimnißvollen Person gehört, deren nahe Ankunft man verkündete. Sie beeilten sich Erkundigungen einzuziehen, und ohne Zweifel geschah es durch eine besondere Fügung der Vorsehung, daß man sie an die Christen adressirte, die in dieser Stadt wohnen. Diese führten zwei von ihnen zu Hrn. Lairy, der damals eben eine benachbarte Station visitirte. Wir lassen den letztern selbst die Einzelnheiten dieser Zusammenkunft erzählen: „Ich befand mich damals in einem schönen und großen Haus; der Empfangssaal, der als Capelle dient, war wie an den größten Festtagen geschmückt. Ich nahm mein schönstes Chorhemd, meine schönste Stola, meine schönste Mütze, und setzte mich auf einen mit rothem Tuch überzogenen Lehnstuhl, der auf dem Auftritt des Altares stand. Etwa zwanzig neubekehrte Chinesen in sehr eleganter Kleidung umstanden mich im Halbkreis. Hierauf führte man meine zwei Gäste herein. Sobald sie mich bemerkten, begannen sie sich zu Boden zu werfen und Ausrufungen der Bewunderung zu erheben, was sie bis zu meinen Füßen fortsetzten, wo ich ihnen ein Zeichen gab aufzustehen. Ich redete sie auf chinesisch an, was sie sehr wenig verstanden, dann verabschiedete ich sie. Sie traten ab, indem sie zu wiederholtenmalen sagten: „Ja, es ist wahr; alles, was man uns gesagt hatte, ist vollkommen wahr." Bei der Rückkehr in ihr Vaterland werden diese Leute nicht ermangelt haben die Pracht, die sie hier gesehen, und die ihnen wahrscheinlich am Hofe ihrer Königin nie vorgekommen ist, mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Der Augenblick, sagen die Annales de la Propagation de la Foi, wäre also gekommen, unter diesen armen Ungläubigen zu erscheinen, um sie mit der wahren Religion Jesu Christi bekannt zu machen.

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchstück aus der Uebungsfahrt der Gefion in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

(Fortsetzung.)

Die Provinz Buenos Ayres, die von ihrem gesunden Klima und mit Recht ihren Namen trägt, hat einen Flächeninhalt von 14,000 Quadratleguas (die Legua zu $^{3}/_{4}$ deutschen Meilen) und ist, wie bereits erwähnt, die bevölkertste und cultivirteste der argentinischen Provinzen, aber auch diejenige, welche seit Abschüttelung der spanischen Herrschaft im Anfange dieses Jahrhunderts am meisten von Kriegswirren heimgesucht wurde. Wird es Ruhe in diesem Lande, so kann es wohl keine bessere Wahl einer neuen Heimath für deutsche Auswanderer geben, als diese Provinz und die übrigen la Plataländer; denn sie haben in jeder Beziehung so viel vor Nordamerika voraus, daß das letztere in Bezug auf Fruchtbarkeit, Leichtigkeit der Bodencultur, Wohlfeilheit des nöthigen Viehs u. s. w. ganz in den Hintergrund tritt; und wenn den deutschen Regierungen noch etwas an dem zukünftigen materiellen Wohle ihrer auswandernden Unterthanen gelegen ist, oder sie selbst noch Nutzen von den emigrirten Kräften ziehen wollen, so sollten sie mit allen Kräften dahin wirken, den Strom der Emigration, besonders aber der Landleute von Nordamerika ab und hierher zu leiten. Es würde dadurch nicht allein den Auswanderern, wenn sie nur irgend arbeiten mögen, eine sorgenlose und in jeder Beziehung bessere Zukunft (ich spreche hier von der unbemittelten arbeitenden Classe) als in ihrem Vaterlande gesichert, sondern das deutsche Element würde auch bei der geringen Einwohnerzahl

sich mit den Eingebornen nicht amalgamiren, sondern dieselben, wenn die Auswanderung hierher zwei Jahre lang in demselben Maße, wie jetzt nach Nordamerika stattfände, sehr bald verdrängen, alleinherrschend werden und, wenn auch die Eifersucht Nordamerika's oder anderer Länder die Gründung von wirklichen Colonien nicht gestattete, der deutschen Politik einen Einfluß im Auslande verschaffen, wie sie ihn nie besessen und der für alle Verhältnisse Deutschlands von großer Wichtigkeit werden würde; den deutschen Erzeugnissen würde eine neue Absatzquelle eröffnet und Handel und Schifffahrt dadurch befördert werden.

Es ist dieß nicht etwa eine bloße auf den Schein oder Hörensagen gegründete Ansicht, sondern eine nach eigener Anschauung der hiesigen Verhältnisse gewonnene und auf Thatsachen beruhende Ueberzeugung, nicht allein von mir, sondern von allen hier ansässigen Deutschen, denen man ein competentes Urtheil zutrauen darf, und die lange genug hier sind um sich nicht durch temporäre Verhältnisse und einzelne Facta zu einer irrigen oder einseitigen Meinung verleiten zu lassen. Als ich im Lager von Lagos war, erstaunte ich nicht wenig, mich von einigen Männern im Poncho, der übrigens für dieß Land sehr bequem ist, in meiner Muttersprache angeredet zu hören, und sie außer an der Sprache auch noch an ihrer Gesichtsbildung als Landsleute zu erkennen. Es waren Einwanderer, frühere preußische Landleute, die ungefähr seit einem Jahre hier waren und sich in der Nähe von Buenos Ayres angesiedelt hatten. Ich erkundigte mich nach ihren Verhältnissen; aber alle sprachen sich dahin aus, daß es hier doch besser sey, wie im Vaterlande. Wollten sie dieselbe Mühe hier auf den Boden verwenden, wie in der Heimath, so gewännen sie den vier- und fünffachen Ertrag; das Klima sagte ihnen außerordentlich gut zu und durch die Feindseligkeiten würden sie nicht im geringsten berührt, da Lagos ihnen sogar gestattet habe, jeden Morgen in die Stadt zu gehen und dort ihre Producte zu Markte zu bringen. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit Gemüse-, Korn- und Pfirsichbaumbau, sowie mit Butter- und Käseproduction, Viehzucht u. s. w., die Kosten der Gewinnung seyen für sie, die an Arbeit gewöhnt, gering, während dafür sehr gute Preise bezahlt würden, so daß sie in keiner Beziehung etwas mehr zu wünschen hätten. Einige von ihnen besaßen bereits 20—30 Milchkühe, ebensoviel und mehr Pferde und Ochsen, wilde und gezähmte, und ein bebautes Areal von 3—400 Morgen. Ja von den früher Eingewanderten sollten nach ihrer Versicherung Einige Landgüter (Estancias) besitzen, die einen Flächenraum von 6—15 Quadratleguas umfaßten und wo die Viehzucht in unglaublich großem Maßstabe getrieben wurde.

So erfuhr ich auch noch später, daß unser Consul, Hr. Hallbach, in dessen liebenswürdiger Familie ich so manche angenehme Stunde verbrachte, Besitzer einer Estancia von drei Quadratleguas war, auf der er 20,000 Schafe, 1500 Stück Rindvieh nebst 500 Pferden hielt; dergleichen zählt hier jedoch noch nicht viel und Hr. Hallbach, der außerdem Chef eines bedeutenden Handlungshauses ist, heißt nur ein wohlhabender Mann. Die Deutschen, welche ich sprach, erinnerten sich nicht, daß es einem ihrer Landsleute schlecht ginge, obwohl ich am selben Tage noch einen traf, der auf der Straße Gemüse feil hielt und dessen Aeußeres eben keine Wohlhabenheit verkündete. Ich fragte ob es ihm gut ginge, erhielt aber die Antwort: „Nein gerade nicht besonders" — und als ich darüber meine Verwunderung zu erkennen gab, da doch alle seine Landsleute wohlhabend geworden seyen, erwiederte er ganz treuherzig: „Ja, das sind sie auch, aber die haben auch alle deutschen Frauen, welche den Verdienst zusammenhalten; ich bin jedoch mit einer Spanierin verheirathet, und dabei muß man wohl arm werden." Ich mußte über seine Offenheit lächeln, bedauerte aber den armen Teufel, der sich von den schwarzen Augen einer Spanierin hatte bethören lassen, und nicht bedacht hatte daß diese nicht vor Morgens 10 Uhr aufstehen und eher verhungern, als eine Hand zur Arbeit rühren.

Der deutsche Prediger in Buenos Ayres, Hr. Siegel, dessen freundliche Zuvorkommenheit ich bei dieser Gelegenheit hervorzuheben nicht unterlassen kann, und dem ich viele interessante Aufschlüsse über die argentinischen Länder verdanke, sagte mir später, daß die um Buenos Ayres wohnenden Deutschen, trotz ihrer verschiedenen Confessionen, sich alle der protestantischen Gemeinde in der Stadt nicht nur angeschlossen, sondern einige derselben, Katholiken, sogar sehr bedeutend zum Bau der seit vier Wochen vollendeten und eingeweihten deutschen Kirche und Schule beigesteuert hätten; gewiß ein Zeichen daß hier der ächte Christensinn zu Hause ist, den man bei uns in Deutschland so oft vermißt. Ist es Frieden, so schicken die Umwohnenden ihre Kinder zur Schule in die Stadt, und ich war recht überrascht, in der letztern einer Prüfung beizuwohnen, wo einige 70 deutsche Kinder, allein aus der Stadt, versammelt waren, die wenig oder gar kein Spanisch verstanden, was als theilweiser Beweis für die oben ausgesprochene Ansicht dienen mag, daß die deutsche Nationalität sich hier bewahrt. Die Kirche ist nicht sehr groß, sehr einfach, aber in rein gothischem Style und so geschmackvoll erbaut, daß man sie, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, das schönste Gebäude der Stadt nennen darf, und sie selbst von den Spaniern als solches anerkannt wird. Sie ist fast nur aus Beiträgen der hier wohnenden Deutschen erbaut; jedoch hat Se. Maj. unser König ebenfalls einige tausend Thaler beigesteuert. Eine sehr voll und schön tönende Orgel, die Hr. Organist Wernicke musterhaft spielte, erfüllte mit ihren Accorden gleichmäßig das sehr acustisch erbaute Schiff der Kirche, und man kann den Unternehmern, sowie dem Baumeister zum Gelingen ihres Werkes nur Glück wünschen.

Eine freundliche Erinnerung an die Heimath riefen einige Exemplare des von meinem Vetter Nathusius in Neinstedt redigirten Volksblattes in mir wach, das nach Versicherung des Predigers Siegel hier vielfach gelesen wird.

Einige Zeit darauf besuchte ich auch die Kathedrale, jedenfalls das großartigste Gebäude der Stadt und innen auch recht schön ausgestattet. Wie die Kirchen in allen katholischen Ländern, ist dieselbe während des ganzen Tages für Andächtige und Nichtandächtige geöffnet, und täglich wird darin vier bis sechsmal Messe gehalten. Die Frühmesse wird sehr fleißig von alten Frauen, die nicht mehr schlafen können, die Abendmesse dagegen noch fleißiger von jungen Mädchen und Frauen besucht, die hier ihre Freundinnen und besonders ihre Freunde treffen und sich mit ihnen ein knieendes Rendezvous geben. Zuerst wohnte ich einer Messe bei, welche die Garnison der Stadt besuchte. Etwa 500 Mann regulärer (wenigstens gleich uniformirter) Truppen marschirten mit klingendem Spiele unter den Tönen einer heitern Polka, sectionsweise in die Kirche, die dadurch bis auf einen schmalen Gang an jeder Seite fast ganz aufgefüllt wurde. Während der ganzen Messe spielte die Musik mit oder ohne Trommelbegleitung fort und die Soldaten behielten ihre Gewehre in Arm. Nur bisweilen, wahrscheinlich bei Nennung des Namens Christi durch den messelesenden Priester präsentirten sie dieselben auf lautes Commando ihrer Officiere. Die freigelassenen Gänge füllten sich ebenfalls, aber mit jungen Mädchen und Frauen, und ich war zuerst ganz erstaunt über die große Andacht des weiblichen Geschlechts

hier, bis ich bei etwas genauerer Betrachtung mich plötzlich eines andern belehrt und fast alle hinter ihren Gesangbüchern, Fächern oder Taschentüchern kichern, schwatzen oder mit den Officieren und andern jungen Männern liebäugeln sah. Da in den hiesigen Kirchen nicht wie bei uns Stühle oder Bänke zum Sitzen sind, so kniet jeder, der nicht stehen will, und die Damen haben bei ihrem Kirchgange stets einen Diener oder eine Dienerin mit einem Teppich oder Decke hinter sich, die auf dem schon ohnehin ganz mit Teppichen belegten Fußboden der Kirche ausgebreitet werden, und auf welche sie sich knieen oder auch oft in recht verführerischer Stellung coquettirend sich hinsetzen. Ich bin später noch öfter in verschiedenen Kirchen sowohl hier als in Montevideo gewesen, allein diesen Leichtsinn des schönen Geschlechts fand ich jedesmal sehr auffallend und anstößig zur Schau getragen und besonders am Charfreitag Abend in der Kathedrale von Montevideo, wo jede Dame oder überhaupt jedes weibliche Individuum in Schwarz und im reichsten Schmucke, den sie besitzt, erscheint, und wo bei der Unmasse weiblicher Personen, unter denen sich so viele Schönheiten befanden, wie ich nie gesehen, alles noch im größeren Maßstabe stattfand, so daß ein beständiges Summen menschlicher Laute die weiten Räume der Kirche erfüllte. Eine nicht geringe Sensation und eine der Feier des Tages höchst unangemessene Störung brachte bei dieser Gelegenhit die plötzliche Erscheinung eines Pferdes in der Kirche hervor, das durch die stets offenstehende Kirchthür herein und in dem Hauptgange ungefähr einige 20 Schritte weit zwischen allen Damen vorschritt. Wie es hier stets geschieht, koppelt man nämlich die Pferde statt sie anzubinden, mit einem Riemen an den Füßen zusammen und läßt sie so auf der Straße stehen; dasselbe hatte ein Kirchbesucher gethan. Wahrscheinlich mußte sich jedoch der Riemen gelöst und das befreite Pferd Sehnsucht nach seinem Herrn empfunden haben. Es stillte diese Sehnsucht auch bald, da es zufällig gerade auf denselben losging und von ihm wieder hinausgeführt wurde; eine Scene die dem genus femininum während einer halben Stunde Stoff zum unaufhörlichen Schwatzen und Kichern gab.

Eine andere Auffälligkeit sind in Buenos Ayres die Bettler, wenn es deren auch gerade nicht viele gibt. Erstens sind sie, wie wohl in keinem andern Lande der Welt, beritten, so komisch dieß auch klingen mag, und so alt und abgerieben ihre Rosinanten auch sind, und andererseits übersteigt ihre Unverschämtheit nach unsern Ansichten alle Gränzen, obwohl die Bewohner von Buenos Ayres diese Meinung nicht zu theilen scheinen. Ich ritt mit einem der letzteren spazieren, als wir von einem solchen Bettler zu Roß um eine Gabe angesprochen wurden. Mein Begleiter suchte in seiner Börse nach kleinem Gelde, konnte jedoch nicht gleich dasselbe finden, als der Kerl plötzlich zu ihm sagte: „Wenn Sie mir überhaupt etwas geben wollen, so brauchen Sie nicht so lange zu suchen.“ Anstatt, wie ich glaubte, nach dieser impertinenten Aeußerung sogleich fortzureiten und nichts zu geben, hörte ich zu meinem großen Erstaunen die höfliche Erwiederung meines Begleiters: „Vergib, Freund, ich habe kein kleines Geld bei mir.“ Mein Erstaunen steigerte sich aber zu großem Aerger, als der Bettler mürrisch antwortete: Si Dios le pardona, yo no (Mag Gott Euch vergeben, ich nicht), und sich umdrehend fortritt. Ich sprach gegen meinen Freund meine Verwunderung über dieß Benehmen aus; es schien jedoch als ob derselbe das ganz natürlich fände und er mit dem Bettler nur reine Höflichkeitsformeln gewechselt hätte.

Das Geld in Buenos Ayres ist gleichfalls einer Bemerkung werth. Silber ist sehr rar, obwohl man nach dem Namen des Flusses sowohl an dem die Stadt liegt (la Plata heißt das Silber), als nach der Masse Silbergeschirr, das man fast in allen Häusern antrifft, zu urtheilen, gerade das Gegentheil erwarten sollte. Dagegen Gold, Unzen mit ihren Theilen, und im Mißverhältnisse Papiergeld sind desto häufiger. Eine Unze hält nach dem Durchschnittscurse etwa 250 Papierthaler oder etwa 22 Rthlr. 15 Sgr. preußisch. Der Curs verändert sich jedoch hier nicht allein täglich, sondern stündlich, und wir haben Fälle gehabt, wo wir Morgens die Unze mit 220 und Nachmittags mit 250 Papierthalern verausgabten, mithin der Werth derselben sich um etwa 10 Proc. verändert hatte. Es ist dieß nicht sowohl Folge der kriegerischen Zustände, als hauptsächlich der Manipulationen einzelner Börsenspeculanten, die diese merkwürdigen Schwankungen verursachen, je nachdem sie größere oder kleinere Geldmassen der einen oder andern Seite in Händen haben. Von Papiergeld circuliren ungefähr 210 Mill. Thaler oder wie sie hier heißen, Pesos Corrientes zum Unterschiede von den Pesos Duros oder Fuertes, den harten Silberthalern oder Patacons, von denen 16 auf eine Unze gehen. Diese unverhältnißmäßige Masse Papiergeld, deren Quelle hauptsächlich die letzten Kriege waren, hat natürlicherweise eine Entwerthung desselben nach sich gezogen, so daß nachgerade der Courant Peso bis auf 2 Sgr. 3 Pf. heruntergegangen ist. Komisch sind die Devisen, welche unter den verschiedenen wechselnden Regierungen auf das von ihnen verausgabte Papiergeld gesetzt sind. So z. B. wurden früher im Anfange von Rosas Regierung einige Millionen gedruckt, welche die Aufschrift trugen: Viva la Confederacion Argentina, mueran los Salvages Unitarios. „Es lebe der argentinische Bund, Tod den wilden Unitariern.“ Die jetzige Regierung besteht nun aus Unitariern; das Geld bleibt jedoch ruhig in Circulation. Auf den verschiedenen Papierthalern stehen je nach ihrer Größe, ob 1, 10 oder 25 Rthlr. entweder zwei Büffel, zwei Pferde oder zwei Strauße. Was diese Embleme bedeuten sollen, habe ich nicht recht erfahren können; jedoch glaube ich, sollen sie wohl einen Hinweis auf den natürlichen Reichthum des Landes vorstellen und in Bezug darauf eine Garantie für die mögliche Einlösung des Papiers andeuten.

Ueber die gesellschaftlichen Verhältnisse, sowie über den Charakter und die Sitten der Bewohner von Buenos Ayres werde ich weiter unten bei der Schilderung Montevideo's sprechen, da in beiden Städten dieselben fast identisch sind. Zum Schlusse will ich jedoch noch hinzufügen, wie in Bezug auf Auswanderung und Colonisation Buenos Ayres bei allen seinen Vortheilen, seinem paradiesischen Klima und seinem reichen Boden auch eine Schattenseite besitzt, die ich hier nicht übergehen kann und deren Beachtung ich Auswanderern hierher wohl empfehlen möchte. Es sind dieß die im Innern der Provinz Buenos Ayres, wo es keine größeren Flüsse gibt, während der heißen Sommermonate eintretenden Dürren, von denen die Colonisten, die sich aus Unkenntniß des Landes, oder, weil das letztere hier so ungemein billig ist, dort angesiedelt haben, oft schwer betroffen werden, da diese Dürren nicht allein Mißernten, sondern auch noch Viehseuchen in Folge des Wassermangels nach sich ziehen, die verheerend das Vermögen und den Wohlstand der Ansiedler vernichten. Da dieß schwerlich in Europa bekannt seyn dürfte, so habe ich im Interesse derer, die vielleicht hierher zu gehen die Absicht haben und denen dieß zu Ohren kommen sollte, nicht unterlassen wollen darauf aufmerksam zu machen, und vor dem voreiligen Ankaufe billiger Ländereien im Innern der Provinz Buenos Ayres zu warnen, ehe sich der Käufer überzeugt hat, daß das Hauptersorderniß für eine

Digitized by Google

prosperirende Zukunft in diesen Ländern, das Wasser, in solchem Maße vorhanden ist, daß kein Mangel daran eintreten kann.

Die Republik Uruguay, deren Hauptstadt Montevideo ist, wird im Norden durch die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul, im Osten durch den südatlantischen Ocean, im Süden durch den Rio de la Plata und im Westen durch die Republik Paraguay begränzt; jedoch sind auch hier, wenigstens im Norden die Gränzen noch nicht so festgestellt, daß man einen genauen Flächeninhalt des Landes angeben könnte. Erst in einem oder zwei Jahren wird dieß möglich seyn, da die von den Regierungen von Brasilien und Uruguay zur Regulirung dieser Angelegenheiten niedergesetzte Gränzscheidungs-Commission ihre Vermessungsgeschäfte erst kürzlich begonnen hat, und vor Ablauf der genannten Zeit wohl nicht vollendet haben dürfte. Bis jetzt schätzt man den Flächeninhalt annähernd auf 8000 Quadratleguas, welche ungeheure Strecke nur höchst spärlich von 150,000 Menschen bewohnt ist, so daß also nur 25 Seelen auf die deutsche Quadratmeile kommen. Uruguay steht den argentinischen Ländern in keiner Beziehung nach, hat im Gegentheil noch bedeutende Vortheile vor jenen, die es zur Einwanderung noch geschickter machen; dahin gehört zuerst die bequemere geographische Lage, da es zur Hälfte von Wasser umgeben ist und außer Maldonado in Montevideo einen schönen sichern Hafen besitzt, zu dem Schiffe jeder Größe gelangen können und wo sie nicht, wie in Buenos Ayres, bei einigem Tiefgange eine Meile weit von der Stadt liegen müssen. Andrerseits ist das Land hügelig und überall von Flüssen durchschnitten, so daß hier nie Wassermangel eintritt und die oben erwähnten Buenos Ayres oft schwer heimsuchenden Dürren kaum dem Namen nach bekannt sind. Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. ist daselbe, wie in der argentinischen Republik. Ansteckende Krankheiten kennt man gar nicht. Was in Bezug auf die Racen der Bevölkerung von Buenos Ayres gesagt ist, gilt auch hier; nur gibt es keine Indianer, welche gänzlich aus der Republik und weiter nach Westen gedrängt sind. Spanische und französische Basken, in letzterer Zeit auch einige Italiener, sind auch hier die bisherigen Einwanderer. Die Beschäftigung der Landesbewohner ist jetzt weniger Viehzucht als Ackerbau, zu dessen Cultur sie von der Nothwendigkeit getrieben werden, da während der letzten neunjährigen Belagerung Montevideo's durch Oribe, General von Rosas, der früher auf acht Mill. Stück geschätzte Viehstand dermaßen abgenommen hat und ruinirt ist, daß er vorläufig keinen allgemeinen Erwerbszweig abgeben kann und erst ein paar Jahre vergehen müssen, um ihn wieder in Aufschwung zu bringen. Trotzdem ist die Zahl des Rindviehs immer noch so groß, daß das letztere in Vergleich mit Deutschland nur etwa $\frac{1}{8}$ so viel als dort kostet und bieten sich deßhalb in dieser Beziehung für den Einwanderer keine Schwierigkeiten dar.

Der Preis für die Quadratlegua Land ist, je nachdem dasselbe diesseits oder jenseits des Rio Negro, näher oder entfernter von der Hauptstadt gelegen ist, verschieden und varirt von 800 bis 1200 spanischen Thalern, und ist um nur etwa 2—300 Thaler theurer als in Buenos Ayres. Die Regierung von Montevideo bietet, wie ich selbst aus dem Munde des Ministers des Innern, Castellanos, sowie auch vom Präsidenten der Republik gehört habe, alles auf, das Land durch Einwanderer zu colonisiren und zu heben, und ist geneigt, besonders deutschen Landleuten in dieser Beziehung Avancen zu machen und ihnen in jeder Hinsicht entgegenzukommen, da sie durch Herbeiziehung zahlreicher deutscher Colonisten dem unstäten Charakter der jetzigen Bewohner die Spitze bieten zu können und in dem ruhigen arbeitsamen Charakter der erstern eine Garantie für längere Dauer und Aufrechterhaltung des Friedens zu erblicken glaubt. Die Wirkung des langentbehrten Friedens hat sich in der kurzen Zeit (seit Rosas Sturz) in Montevideo sehr geltend gemacht. Man sieht, wie das Land aufblüht, wenn dieß auch bei der äußerst spärlichen Bevölkerung langsamer von statten geht als unter gleichen Umständen vielleicht bei uns. Montevideo zählt ungefähr 25,000 Einwohner und ist ähnlich wie Buenos Ayres erbaut. Ausgezeichnete Gebäude sieht man nicht außer der Kathedrale, die mit ihren beiden Thürmen sich aus der monotonen Häusermasse der Stadt erhebt und wenigstens eine Abwechslung hineinbringt. Die Bauart der Häuser ist dieselbe wie in Buenos Ayres; maurisch in Viereck, mit zwei bis drei Höfen im innern Raume, platten Dächern und vergitterten Fenstern. Ein Paar öffentliche Plätze, Plazas, zieren die Stadt, und um die letztere liegen in verschiedenen Entfernungen die Quintas (Landhäuser) der wohlhabenden Stadtbewohner, die gewöhnlich auf kleinen Hügeln erbaut und öfter von recht hübschen und ausgedehnten Parks oder Gärten umgeben sind. Das Gehölz in diesen letzteren bilden meistens Pfirsichbäume, so überladen mit Blüthen oder Früchten, daß sie fast keine Blätter zu haben scheinen. Außerdem sieht man viele Apfelsinen und Citronenbäume, wie auch Birnen und Wein. Die Einfriedungen der Gärten u. s. w. bestehen gewöhnlich aus Aloe, deren kolossale Blätter und Stämme mit ihren stachelreichen Kanten eine undurchdringliche Hecke bilden und allein schon die Fruchtbarkeit des Bodens verkünden.

Die vergitterten Fenster der Häuser sind während des Tages durch Läden oder hölzerne Jalousien verschlossen. Nur Abends, wenn die Sonne verschwindet, öffnen sie sich und man erblickt dann in den beinahe bis auf die Erde reichenden Fenstern sitzend oder stehend die reizenden Gestalten der Damen von Montevideo, die in feinster Kleidung und im Dolce Farniente die Abendluft einathmen, über die Vorbeigehenden ihre Glossen machen oder auch mit passirenden Bekannten durch die Gitter Zwiegespräche halten und dabei ihren Mateh schlürfen. Dieser Mateh ist eine Art Thee, aus einem Kraute bereitet, das in allen argentinischen Ländern, in bester Qualität aber in Paraguay wächst und als solches unter dem Namen Yerba Paraguay bekannt ist. Die originelle Art, den Mateh zu genießen, ist aus einer Calebasse, d. h. einem ausgehöhlten und mit einer runden Oeffnung versehenen Kürbisse, in den das Kraut gethan, mit heißem Wasser begossen und nach dem Geschmacke mit Zucker gesüßt wird. Vermittelst eines dünnen Schilfrohrs, das am untern Ende einen kleinen geflochtenen Korb oder eine durchlöcherte blecherne Kugel hat, wird das bereitete Decoct aus der Calebasse aufgesogen und dieß bildet neben dem Fächerspiel die Hauptbeschäftigung der hiesigen Damen während des Tages. Es ist dieß eine Gewohnheit, die man von den Urbewohnern des Landes, den Indianern, angenommen hat und die sowohl bei Männern als Frauen und Kindern allgemein geworden ist. Die Hauptsache dabei ist, den Mateh so heiß wie möglich zu schlürfen, und eine stehende Belustigung bei den jungen Damen, Fremden die Probe desselben aufzuschwatzen, ihnen einen Topf zu präsentiren und die nichtsahnenden Unglücklichen sich den Mund verbrennen zu lassen. Auch mich traf dieß Schicksal; ich vergab aber dem kleinen Schelm diesen Scherz gern, weil sie gar zu hübsch war, und ließ mich herzlich auslachen, um den lieblichen Mund mit seinen beiden Perlenreihen zu bewundern. Abgesehen davon konnte ich mich später aber dennoch nicht mit dem Geschmacke befreunden. In

jetziger Zeit macht man die Matehtöpfe, sowie die Röhren sehr luxuriös, und nicht selten sieht man beide sehr künstlich aus Silber gearbeitet.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch auf Formosa.

(Nach dem Athenäum.)

Als die chinesische Regierung in dem April dieses Jahrs ein Schiff ausrüstete, um für einen Krieg mit Rebellen auf der Insel Formosa eine Geldsendung dahin zu machen, benützte ein Engländer, der sich gerade an dem Abfahrtsort Fu-schu-fu befand, diese Gelegenheit, um diese Insel zu besuchen:

„Nachdem wir die Geldkisten und ein Detaschement von Mandarinen und Soldaten an Bord genommen hatten, lichteten wir die Anker und dampften nach der Mündung des Min ab. Unsere Verdecke waren mit chinesischen Soldaten und ihrem Gepäck bedeckt, das aus Körben und Kisten mit Kleidern, Waffen verschiedener Art, als Bogen, Pfeilen, kurzen Schwertern, Luntenflinten und Bambusschilden bestand, in buntem Gemenge mit Betten, Mandarinenhüten mit Krystall- und weißen Knöpfen, Zuckerrohr und verschiedenen Lebensmitteln für die Soldaten während der Reise. Diese an sich schon curiose Zusammenstellung gab zugleich auch einen Begriff vom chinesischen Kriegerleben.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch verließen wir die Mündung des Flusses und steuerten seewärts quer durch die Meerenge in der Richtung nach dem Nordwestende von Formosa, dem Ziele unsrer Bestimmung. Die Entfernung quer durch die Meerenge beträgt hier mehr als 100 Meilen. Als sich ein ziemlich starker Wind erhob und dazu noch die Sturzwellen kamen, mußten unsere tapfern Helden viel von der Seekrankheit leiden. Bald da, bald dorthin auf dem Verdeck geworfen, unfähig zu gehen oder zu essen, und vollkommen gleichgültig gegen alles zeigten sie sich recht kleinmüthig und erbärmlich. Am meisten unter ihnen hatte ein alter Mandarine damit zu schaffen, ein starker wohlgenährter Mann, ziemlich roth im Gesicht und offenbar an ein gutes Leben auf dem Festlande gewöhnt. Bei unsrer Abfahrt lachte und scherzte er unten in der Cajüte mit den andern, und war in herrlicher Laune. Doch kaum hatten wir den Sperrbaum hinter uns und war eine kleine Bewegung des Schiffes fühlbar geworden, als er eine gar ernste Miene annahm und es ihm offenbar in hohem Grade unbehaglich wurde. Zuletzt konnte er es nicht länger mehr aushalten und stürzte die Cajütentreppe hinauf auf das Verdeck. Hie und da ließ sich ein lautes Seufzen vernehmen, was hinlänglich das Leiden des armen Mannes zu erkennen gab — indeß keiner von uns schien dafür Mitleid zu haben. Die nächste Zeit sah ich ihn, wie er einen schwachen Versuch zu lächeln machte, der indeß mit einer Art Schauder endete, als er an mir vorbei auf die Schiffsseite stürzte. Ich gestehe, der Arme dauerte mich: ich rieth ihm sich auf dem Verdeck aufs Bett zu legen. Er folgte meinem Rath und legte sich mitten unter seinem Gefolge nieder, von dem mancher wohl noch elender daran war als er. Wie sie so da lagen auf dem feuchten Verdeck des Schiffes, das die Wellen, die über ihnen zusammenspritzten, nicht wenig hin und her warfen, hatte aller Unterschied ein Ende.

Nachmittags, kurz nachdem wir die chinesische Küste aus den Augen verloren hatten, zeigten sich die hohen Berge von Formosa unserm Blicke. Von hier aus zur See gesehen, scheinen die Berge höher als die in der Nähe von Fu-tschu-fu zu seyn. Ich schätze nach andern bekannten Höhen, daß die eben vor unsern Augen sich erhebenden Berge nicht viel weniger als etwa 3000—4000 Fuß haben, doch konnte ich keinen davon sehen. Bis wir uns dem Lande näherten, wurde es Nacht; unser Lootse rieth uns bis zum Tagesanbruch vor Anker liegen zu bleiben, da wir während der Dunkelheit keine Landung unternehmen könnten. Der Wind hatte nun nachgelassen, die See war ruhig geworden und meine chinesischen Freunde, den alten Mandarinen mit eingeschlossen waren, wieder auf den Beinen und in der besten Laune; schienen aber auch nicht wenig erstaunt über die Schnelligkeit, mit der wir die Ueberfahrt gemacht hatten.

Den nächsten Morgen bei Tagesanbruch liefen wir in einen Fluß ein, der weiter aufwärts zu einer bedeutenden Stadt mit Namen Tam-schuy führt, und gingen nahe der Mündung einer kleinen Stadt gegenüber vor Anker, mitten unter vielen Dschonken und kleinen Barken, die zum Handel zwischen China und Formosa bestimmt schienen. Gleich darauf sandten die Mandarinen ihre Legitimationen an die Küste, an die sie sich selbst bald begaben mit dem Versprechen ihrer Wiederkehr auf das Schiff, um die Casse an das Land zu bringen. Da unser Aufenthalt hier nur von sehr kurzer Dauer seyn sollte, so verlor ich keine Zeit und miethete mir ein Boot, um an die Küste zu fahren. Ich landete in der Nähe eines alten Forts, das wie viele in China in einem ganz ruinösen Zustand war, doch aber eine ziemlich alte verrostete Kanone, wohl mehr zur Schau als zum Gebrauche dienlich, aufwies. Die Häuser der Soldaten im Innern des Forts waren, eines oder zwei ausgenommen, in Trümmern; sie selbst aber sagten mir, daß sie seit lange Zeit keinen Sold mehr bekommen hätten. Dieses ist ohne Zweifel auf der ganzen Insel der Fall und wohl der Grund des Aufstandes, der nunmehr auf verschiedenen Theilen derselben ausgebrochen war, und durch das Geld, das wir herübergebracht hatten, unterdrückt werden sollte.

Nachdem ich das Fort und seine armselige Besatzung verlassen hatte, wandte ich mich gegen die Stadt oder besser das große Dorf, welches der Seehafen von Tam-schuy zu seyn scheint. Hier fand ich die Honoratioren im Begriff, unsere Reisegefährten, die Mandarinen zu empfangen, indem jeder, sowie er ans Land trat, zum Gruße drei Musketen abschoß. Einige Arbeiter waren eifrig mit Errichtung eines Theaters beschäftigt, in welchem den nächsten Tag eine Vorstellung ebenfalls zu Ehren der neuen Ankömmlinge stattfinden sollte, und wozu auch wir eingeladen wurden. Die Häuser in der Stadt hatten im allgemeinen ein armseliges, schlechtes Aussehen, und in den Kaufläden waren nur die einfachsten Artikel von Victualien, Fische, Schweinefleisch, süße Kartoffeln und andere Vegetabilien zum täglichen Gebrauch für die Bevölkerung zur Schau gestellt. Indessen ist, wie ich bereits bemerkt, dieß nur ein unbedeutender Seehafen, von dem aus man auf die reichern Städte, die bekanntlich im Innern sind, nicht schließen darf.

Da die Mannschaft einzelner Schiffe, welche zu verschiedenen Zeiten an der Küste von Formosa scheiterten, auf barbarische Weise von den Eingebornen behandelt wurde, so hat man auswärts die Ansicht, daß es nicht rathsam sey, an irgend einem Theile der

Insel zu landen. Jedoch nach der kurzen Bekanntschaft, die ich mit der Bevölkerung machte, bin ich geneigt zu glauben, daß diese Ansicht ungegründet sey; außer im Falle eines Schiffbruchs, wenn sie gerade den ans Land Geworfenen vielleicht eben nicht recht trauen. Dieses findet sich aber in China ebenso — und vielleicht noch an manchem andern Platze. Allenthalben in der Stadt, wie vor derselben wurde ich höflich und bereitwillig von der Bevölkerung aufgenommen. Sie luden mich ein in ihre Häuser zu treten, boten mir Platz an, setzten mir überall Thee vor, kurz sie theilten mir mit was sie gerade selbst hatten, und ich hörte während meines eintägigen Ausflugs nicht ein unhöfliches Wort von irgend einem unter den vielen, mit denen ich in Berührung kam.

Die Eingebornen von Formosa sind Chinesen und stehen unter dem Gouverneur von Fokien, dessen Hauptquartier in der Stadt Fu-tschu-fu am Flusse Min ist. Im Innern der Insel indessen und an ihren östlichen Küsten wohnt ein wilder Stamm, der diese Regierung nicht anerkennt und wenig bekannt zu seyn scheint. Die Chinesen erzählten uns, daß dieses sonderbare Volk wie Affen auf Bäumen lebe; ob dieß wahr oder Uebertreibung, darüber erhielt ich keine bestimmte Auskunft.

Die Hauptproducte und Exportartikel der Insel sind Reis und Kampher; Kohlen gibt es ebenfalls in Ueberfluß an verschiedenen Stellen, was später für unsere Dampfschiffe, die diese Meere in allen Richtungen durchfahren, von großer Wichtigkeit werden dürfte. Der Stoff, den man „Reis“-Papier nennt und der so viel zu künstlichen Blumen, wie zum Malen darauf von den Chinesen gebraucht wird, wird ebenfalls auf dieser Insel erzeugt und in großen Quantitäten nach dem Festlande versendet. Die Hügel und Thäler nahe am Meere scheinen besonders reich und fruchtbar zu seyn, und es ist hohe Zeit daß wir das herrliche Eiland besser kennen lernen, von dem man weiß daß es außer seiner Fruchtbarkeit noch einen solchen Ueberfluß an Kohlen habe, die nur ausgegraben werden dürfen.

Während des Tags, da unser Schiff im Hafen lag, kamen die Eingebornen schaarenweise herbei, um die Dampfer zu sehen. Sie wurden freundlich von den Officieren aufgenommen und ihre Neugierde so viel als möglich befriedigt. Nachmittags kamen die Mandarinen auf das Schiff und holten ihre Silberkisten. Sie wurden mit Thee und Wein bewirthet und verließen uns als die besten Freunde. Gerade vor Eintritt der Nacht fuhren wir ab und überließen die Herren ihrem Kampfe gegen die Rebellen.“

Amerikanische Notizen.

Kentucky, der blutige Grund. Fast jedes Zeitungsblatt, das hier in New-York aus Kentucky anlangt, enthält einen oder etliche Nachrichten von Mordthaten oder Mordanfällen. Das Land verdient seinen Beinamen „der blutige Grund“ vollkommen. Thatsachen reden am deutlichsten, daher will ich hier eine erst neulich vom Gouverneur des Staates Kentucky veröffentlichte Liste entflohener Mörder folgen lassen, auf deren Einfangung Preise gesetzt wurden:

300 Doll. für die Festnahme John Ths. Messord's, der den Fr. Chowning in Scott County am 2 Januar 1854 ermordete. Messord ist 28 Jahre alt.

500 Doll. für die Festnahme Argyle McClarin's, der des Mordes, verübt an James Walden in Monroe County, schuldig befunden wurde und der County Jail entsprang. McClarin ist 22 Jahre alt.

1125 Doll. für die Festnahme Andrew Wagoner's, zum Tode verurtheilt wegen der Ermordung von James Elliot und der Jail entsprungen am 11 October 1853. Wagoner ist 38 Jahre alt.

300 Doll. für die Festnahme des 19jährigen Lewis Hedrick's, der Ermordung des Jakob Hart in Fleming County angeklagt, verübt am 27 November 1853.

500 Doll. für die Festnahme Frank Burns', der den Patrick Heffermann in Lexington am 27 November 1853 erschlagen. Burns' ist 30 Jahre alt.

200 Doll. für die Festnahme von James Coats'. Er hat eine Sklavin, Namens Louisa, am 10 Februar 1853 in Trigg County ermordet.

200 Doll. für die Festnahme von G. Lawson, der Ermordung des James West am 4 October 1853 angeklagt.

Das sind nur die Entsprungenen, von denen sich auf die Menge derer schließen läßt, welche in den stets überfüllten Gefängnissen festgehalten werden. E. P.

*

Diebstahl durch Anwendung von Chloroform. Die Zeitungen von San Francisco enthalten in jüngerer Zeit mehrfache Nachrichten über die Diebstähle, die durch Anwendung von Chloroform ausgeführt wurden. Bei einem deutschen Architekten, der um mehr als 1000 Doll. an Werth bestohlen wurde, waren die Diebe nach Anwendung des Chloroforms so sicher und dreist geworden, daß sie ein Licht bei ihrer Beschäftigung anzündeten und Geräusch zu machen nicht im entferntesten vermieden. Gerade dadurch blieben sie vor Störungen und Ueberraschungen bei Ausübung ihres Handwerks bewahrt. Ueber die Art und Weise der Chloroform-Anwendung verlautet noch nichts näheres. E. P.

*

Die Geistlichkeit in Neu-England bot kürzlich ein ganz eigenes Schauspiel dar. Es versammelte sich zu Boston eine große Anzahl von Geistlichen der Unitarier, um — über den Preis für Abhaltung des Gottesdienstes in Kirchen zu berathen, die keine Pfarrer haben. Man kam überein, diese Verrichtung nicht unter 12 bis 25 Doll. jedesmal nebst Vergütung sonstiger Auslagen vorzunehmen. Während darüber deutsche Blätter schreien: „Ein guter Hirt läßt sein Leben für seine Heerde!“ und „das ist Christenthum nach amerikanischem Muster!“, wundert sich kein Anglo-Amerikaner, sondern alle finden es ganz in der Ordnung, daß diese „Geschäftsangelegenheit“ festgestellt werde. Meinem Verstande nach ist das Verfahren ganz praktisch, allein dem Gefühl widerstrebt dasselbe dennoch. E. P.

*

Lynchgericht an einem Bildnisse. Am 10 Junius 1854 fand man in Charleston (Staat Massachusetts) an einem Baume auf der Mainestreet einen ausgestopften Mann aufgehängt, welcher schwarze Beinkleider, einen braunen Rock mit Epauletts auf beiden Achseln, eine Glanzkappe auf und Stiefel anhatte. An der Brust war ein Zettel mit der Aufschrift befestigt: „Frank Pierce, der Verräther des Nordens.“ In der Hand hielt die Figur eine Peitsche, auf deren Stiel „Nebraska“ stand. Die Polizei nahm einfach die Figur herunter, beseitigte sie, und es fiel ihr nicht ein Criminaluntersuchungen wegen Hochverraths deßhalb zu veranlassen. So weichen hier die Sitten oder Unsitten von denen anderer Länder ab; so verschieden werden gar viele thörichte oder verwerfliche und verbrecherische Unternehmungen von Menschen behandelt! E. P.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42. 20 October 1854.

Die Kosaken der Ukräne.

Herr Merimée hat in dem französischen Moniteur nachstehende Geschichte und Schilderung von den ukränischen Kosaken gegeben: „Durch polnische Schriftsteller ist dem westlichen Europa die Existenz und der Name der Kosaken bekannt geworden. Heutzutage, wo die etymologischen Studien so große Fortschritte gemacht haben, ist man so ziemlich darin einig, daß das Wort Kosak als aus dem Türkischen entlehnt zu betrachten sey. Im Türkischen bedeutet Kâzak einen Parteigänger, einen Fouragesammler, einen Soldaten, der auf eigene Faust Krieg führt. Dieß thaten auch in der That die ersten Kosaken, die sich am Dniepr und seinen Nebenflüssen, zwischen dem polnischen, moskowitischen und tatarischen Gebiet niedergelassen hatten. In ihren Sitten hatten sie die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern des Border oder der schottischen Gränzen, und der Name des Landes, wo sie zuerst zum Vorschein kamen, Ukräne, bedeutet in alten slavischen Dialekten so viel als Gränze.

Die Kosaken waren also kein besonderes Volk, sondern eine Zusammenschaarung von Slaven, Polen oder Russen, die in einem Gebiet, welches periodisch durch die Einfälle der Tataren verwüstet wurde, eine Colonie bildeten. Sie befestigten sich in Kleinrußland, einem Land das niemand zu bebauen wagte, und das man tagtäglich mit den Waffen in der Faust vertheidigen mußte. Auf diese Art wurden sie die Vorposten der orientalischen Christen gegen die Muselmänner, welche damals heranzudringen anfingen. Mir scheint es, daß die ersten Kosaken, die Musterkosaken, die Zaporogen [1] waren, d. h. Leute, die sich auf den Dnieprinseln jenseits der Wasserfälle oder der Stromschnellen dieses Flusses festsetzten. Eine Art von Archipel, mit dickem Geröhricht bedeckt und von einer Menge leicht schiffbarer Canäle durchschnitten, bot eine sichere Zufluchtsstätte für entschlossene Männer, welche leichte Barken besaßen und sie mit unglaublicher Gewandtheit handhabten. Fügen wir noch hinzu, daß ihre gewöhnlichen Feinde, die Tataren der Krim, bei ihren Kriegszügen nur Reiterei besaßen.

Die frühern Kosaken glichen den jetzigen nicht; sie waren Schiffsleute. Der Capitän Margeret, der unter Boris Godunoff und unter dem ersten falschen Demetrius in Rußland diente, schrieb im Jahre 1609: „Die beste (russische) Infanterie besteht aus Strelitzen und Kosaken.“ Ein halbes Jahrhundert später sagte ein anderer französischer Officier, Hr. Beauplan, der in der polnischen Armee oft gegen die Kosaken gekämpft hatte, von ihnen: „Die größte Gewandtheit und Tapferkeit zeigen sie, wenn sie im Tabord (einer aus Wagen gebildeten Nomadenverschanzung) fechten, denn sie schießen vortrefflich mit Flinten, die ihre gewöhnlichen Waffen sind. Sie sind auch nicht übel zur See, aber zu Pferd taugen sie nicht viel. Was Beauplan von ihrer Fertigkeit und Kraft im Rudern erzählt, wäre unglaublich, wenn seine Aussage nicht von allen gleichzeitigen russischen und polnischen Schriftstellern bestätigt würde. „Ich habe“, sagt er, alle dreizehn Fälle des Dnieprs gesehen und besucht, und bin sie alle in einem und demselben Kahn hinaufgefahren, was auf den ersten Blick unmöglich scheint, da sich unter den Fällen, die wir passirt haben, solche befinden, die 7 bis 8 Fuß hoch sind. Man kann sich also denken wie nothwendig es war, daß das Ruder gut gehandhabt wurde. Unter diesen Kosaken kann niemand als Kosak aufgenommen werden, wenn er nicht sämmtliche Porouys (poroghi, Querfelsenwände) besteigt, so daß ich nach ihrem Brauch wohl ein Kosake seyn kann, und diesen Ruhm habe ich mir auch auf dieser Reise erworben. Porouy ist ein russisches Wort und bedeutet Fels. Die Porouys sind gleichsam eine Kette von Steinen, die ganz quer im Flusse liegen, und wovon einige unter dem Wasser stecken, andere bis an die Fläche gehen, wieder andere mehr als 8 oder 10 Fuß über das Wasser hervorragen; sie sind so groß wie Häuser und stehen ganz nahe neben einander, so daß es aussieht wie ein Damm, der den Lauf des Flusses hemmt; nachher fällt die Höhe um 5 bis 6 Fuß, und an andern Orten um 6 bis 7, je nachdem der Dniepr angeschwollen ist.“

Der Zweck der Institution der Zaporogen war der Krieg gegen die Ungläubigen, d. h. gegen die Tataren, welche die Gränzen Moskowiens und Polens verwüsteten. Unaufhörlich gezwungen auf ihrer Hut zu seyn, verbrachten die Einwohner der Dnieprinseln ihre Zeit, wie man sie auf den Vorposten verbringt; heute konnten sie eine Abtheilung tatarischer Fourageurs überfallen, morgen wurden sie

[1] Ihr Name ist aus zwei russischen Worten zusammengesetzt: Za (jenseits) und porog (Querfelsenbank.)

von einem numerisch überlegenen Feind hitzig verfolgt. Ihr Hauptdorf, welches sie Sietcha [1] nannten, war ein von der Natur und durch Kunst befestigtes Lager. Hier wurde kein Weib zugelassen, hier besaßen sie nichts als ihre Waffen und ihre Schiffe. Was sie bei ihren Einfällen erbeuteten, verkauften sie schnell, und das Gold und Silber, das sie dem Feinde abnahmen, versteckten sie sorgfältig. Gewöhnlich vertrauten sie die Verwahrung ihrer Schätze dem Dniepr an; sie warfen sie in den Fluß, wo jeder Kosak ein Loch hatte, von dem seine Cameraden nichts wußten, und das nur er allein kannte. Wenn sie Kanonen hatten, so versenkten sie dieselbe auf die gleiche Art, im Fall eine dringende Gefahr sie nöthigte ihren Zufluchtsort auf einige Zeit zu verlassen.

Die politische und administrative Organisation dieser Horde war dieselbe wie bei allen slavischen Völkerschaften um sie her; der Land- und Viehbesitz war gemeinschaftlich, der Ertrag der gemeinsamen Arbeit wurde getheilt; die Hauptarbeit der Zaporogen war Plünderung zu Land und Seeräuberei. In der Sietcha herrschte absolute Gleichheit unter allen Kosaken; nur den Alten bewilligte man einige Ehrenauszeichnungen, zuweilen auch die Befugniß über Streitigkeiten zu entscheiden, was sie dann nach den alten Bräuchen und Traditionen der Horde thaten. Alle wichtigen Angelegenheiten wurden mit Stimmenmehrheit entschieden. Im Augenblick, wo sie ins Feld rückten, erwählten sie einen Häuptling, den sie Ataman Kotchevoi, d. h. Feldhauptmann nannten, und der eine unbeschränkte despotische Gewalt hatte, wie ein militärischer Befehlshaber sie haben muß; aber wenn er zurückkam, wurde er seinen Soldaten wieder gleich und war überdieß für seine Fehler als Chef, sehr oft auch für den schlechten Erfolg seiner Unternehmungen verantwortlich. Gleich dem alten Rom wurde die Sietcha der Zaporogen mit allen Freiwilligen recrutirt, die ihre Arme anboten; aber es wurde nicht jeder zugelassen, und selbst die Zugelassenen mußten sich einem Noviziat unterwerfen. Man verlangte zwar freilich kein Sittenzeugniß von ihnen, aber sie mußten Proben von Muth, Geschicklichkeit und Kraft ablegen. Die Lehrzeit war sehr hart, wie es ihr Loos später bei diesen Flibustiern war. Sonst bekümmerte sich niemand um die Antecedentien eines Candidaten; er mochte Pole oder Russe, Leibeigener oder Freier seyn, so war er willkommen, wenn er sich würdig zeigte Mitglied der furchtbaren Gemeinschaft zu werden. Einmal in die Sietcha aufgenommen, wurde er ein bevorrechtetes Wesen, und alle Zaporogen waren bereit mit bewaffneter Faust ihren Adoptivbruder zu vertheidigen, selbst wenn die Justiz alles Recht hatte ihm an den Leib zu wollen. Die meisten dieser Kosaken bekannten sich zur griechischen Religion. Als ihre kleine Republik anwuchs und ihre Institutionen Regelmäßigkeit gewannen, erhielten sie eine Geistlichkeit, welche sie dafür bezahlten, daß sie ihre Schiffe, wenn sie auf eine Expedition ausfuhren, segneten und sie selbst in articulo mortis absolvirten. Ihre Priester standen auf der Höhe ihrer Functionen, und waren der Lämmer die sie weideten würdig. Sie waren noch unwissender als die andern Mitglieder der orthodoxen russischen Geistlichkeit, und mischten eine Menge muselmännischen oder heidnischen Aberglaubens in die Ausübung ihres Cultus. Sie glaubten an das zweite Gesicht, an Orakel und Zauberkünste; dabei hielten sie mit großer Zähigkeit an ihrem Glauben fest, und waren bereit das Märtyrthum für die orthodoxe Lehre zu erleiden, ohne jedoch zu wissen oder nachzuforschen, worin sie sich von dem Glauben anderer Kirchengemeinden unterschied. In Kiew bestand eine theologische Schule, aus welcher die meisten Kosakenpriester hervorgingen. Für sie war Kiew die heilige Stadt, und in allen ihren Streitigkeiten mit Polen verlangten sie, daß die griechische Geistlichkeit und ihre Schulen daselbst die Oberherrschaft oder wenigstens vollständige Freiheit behalten müssen.

Hinter den Zaporogen, in den fruchtbaren, aber oft verwüsteten Ebenen der Ukräne, wohnten andere Kosaken von weniger wilden Sitten; sie lebten in Familien und beschäftigten sich mit dem Landbau. Sie standen in gutem Einverständniß mit den Zaporogen, in welchen sie ihre Vorhut ehrten, und unter denen sie stets Verwandte und Freunde hatten. Das Lager der Zaporogen hatte auch wirklich keine feste Bevölkerung. Man ging dahin, um die Kriegskunst zu erlernen, sich zur Seeräuberei heranzubilden und irgend einen guten Streich auszuführen; sodann verließ man es, um seine Beute in Sicherheit zu bringen und ruhig zu leben. Viele Zaporogen hatten ihre Weiber oder ihre Güter in den Dörfern der Ukräne, und die meisten Kleinrussen machten in ihrer Jugend einige Feldzüge unter den Zaporogen mit.

Stephan Bathory erkannte den Nutzen, welchen die kriegerische Bevölkerung der Ukräne für Polen haben konnte, und bemühte sich ihr eine regelmäßige Organisation zu geben. Im Anfang waren die Beziehungen zwischen den Kosaken und der Republik Polen für beide gleich vortheilhaft. Die Republik Polen erkannte die Existenz der Kosaken als freier Männer an und gestattete ihnen unter dem Titel von Vorrechten alle Freiheiten, welche sie factisch genossen. In der Folge bewilligte sie jedem Kosaken einen jährlichen Sold, verlangte aber, daß er in ein besonderes Verzeichniß als Soldat eingetragen werde. Die Zahl der Regimenter wurde festgesetzt, und es wurde ihnen verboten einen gewissen Effectivstand zu überschreiten. So wurde der erste Unterschied unter den Kleinrussen eingeführt: die einen waren Kosaken, d. h. Soldaten, und besaßen als solche Freiheiten, die andern blieben Bauern. Aber der Unterschied war nicht leicht festzuhalten. Die Kosakenobersten, die ihr Interesse dabei fanden eine furchtbare Truppe unter ihren Befehlen zu haben, nahmen in ihre Reihen Bauern auf, welche den Säbel des Soldaten der Pflugschaar des Leibeigenen vorzogen, und zu allen Zeiten zählten die Polks oder Regimenter der Kosaken mehr Soldaten, als ihre officiellen Verzeichnisse gestatteten. Die Könige von Polen verlangten oft das Recht, das Oberhaupt oder den Hetmann der ukränischen Regimenter zu ernennen, aber sie mußten sich damit begnügen durch Intriguenspiel einen Mann nach ihrem Herzen zu bekommen, und sie mußten denjenigen bestätigen, welchen die Kosaken erwählt hatten. Zu diesem Behuf schickten sie ihm mit großem Pomp einen mit Silber plattirten Streitkolben, ein Siegel und eine Fahne, ähnlich den Türkenfahnen und aus einem an einer Lanze hängenden Roßschweif gebildet.

Lange Zeit befaßte sich die polnische Regierung, ob nun aus Zurückhaltung oder absichtlicher Vergessenheit, nicht mit den Zaporogen, die sie gleichwohl als ihre Unterthanen und als einen Theil der unter den Befehlen des Hetmanns stehenden Kosakenarmee betrachtete. Nun erkannten die Zaporogen factisch kein Oberhaupt an, das nicht ihrer Horde angehörte. Ich habe bereits gesagt, daß sie in ihrer

[1] Sietcha ist Russisch und heißt „Schlächterei."

kleinen Republik nur für gewisse Zeiten, beinahe immer für die Dauer eines Feldzugs, einen Chef erwählten. Sie hielten mit leidenschaftlichem Eifer an ihrer Unabhängigkeit fest, und ließen sie für jedermann eben darin bestehen, bloß seinen Launen zu folgen. Die bei den Zaporogen geltende Verfassung stand also in offenbarem Widerspruch mit der gesetzlichen und officiellen Organisation der Ukränearmee; aber zufrieden mit ihrer wirklichen Freiheit, kümmerten sie sich wenig um eine öffentliche Anerkennung derselben, und die polnische Regierung ihrerseits, die wohl wußte mit welchen Männern sie zu thun hatte, drückte zu den Vorgängen jenseits der Stromschnellen die Augen zu.

Nach dem Beispiel der Zaporogen und der ukränischen Kosaken ließen sich auch andere Slaven, die größtentheils aus Großrußland stammten, an den Ufern des Don nieder und organisirten sich nach denselben Grundsätzen. Geborne Unterthanen der Großfürsten von Moskovien, aber so ziemlich außerhalb ihrer Gesetze lebend, erkannten sie die nominelle Gewalt derselben an, und dienten ihnen sogar häufig in ihren Kriegen gegen die Türken und die Tataren, ihre gemeinsamen Feinde. Bald rivalisirten die donischen Kosaken an Ruhm mit denen vom Dniepr, und übertrafen sie sogar als Piraten. Der Don und seine Nebenflüsse mit ihren zahllosen Inselchen und Canälen waren herrliche Zufluchtsstätten für ihre leichten Barken, welche lange Zeit das asowsche Meer und die Gestade des schwarzen Meers in Schrecken erhielten. Das kosakische System der Militärcolonisation entsprach den Sitten und dem Geist des russischen Volkes so wohl, daß es bald nachgeahmt wurde, zuerst an den Ufern der Wolga, sodann an den Ufern des Jaik. Ein großer Fluß und Steppen in der Nähe eines Feindes, dessen Ausplünderung eine lobenswerthe und gewinnreiche Unternehmung ist, dieß waren die Lebensbedingungen dieser Horden von Abenteurern, welche mit der Zeit eine Nation wurden.

Die Ukräne war, wie man gesehen hat, nicht bloß von Kosaken bewohnt. Es waren Bauern und Edelleute da, die sich unter dem Schutz der Dnieprarmee hier niedergelassen, oder denen die Könige von Polen Ländereien gegeben hatten in der früher unbewohnten Steppe, die sich jetzt, da die Einfälle der Tataren weniger häufig vorkamen oder schneller und kräftiger zurückgewiesen wurden, immer mehr eignete stark bevölkert zu werden. Die güterbesitzenden Edelleute in der Ukräne waren Khane oder polnische Adelige, die als solche ihren Antheil an der Souverainetät und ihr freies Veto bei den Reichstagen hatten.

In der Ukräne waren die Bauern weit härter daran als in irgend einem andern slavischen Lande. Den Einfällen der Tataren, zuweilen auch den Raubzügen der Zaporogen ausgesetzt, hatten sie die erbärmlichste Existenz. Nach Aufzählung der Frohndienste, Gülten, der quälerischen und willkürlichen Steuern aller Art, die ihnen von den polnischen Edelleuten in der Ukräne auferlegt wurden, fährt Beauplan, den ich schon einmal citirt habe, also fort: „Kurz, sie sind gezwungen ihren Herren alles zu geben, was diese zu fordern belieben, so daß es kein Wunder ist, wenn diese Unglücklichen, die so harten Bedingungen unterworfen sind, nie etwas zusammenbringen können. Aber dieß ist noch nichts, denn ihre Herren besitzen unbedingte Gewalt, nicht bloß über ihre Güter, sondern auch über ihr Leben, so groß ist die Freiheit der polnischen Edelleute (die wie im Paradies leben, während die Bauern ein Fegfeuer auf Erden haben), so daß diese armen Bauern, wenn sie unter die Herrschaft böser Herren gerathen, sich in einem beklagenswerthern Zustand befinden als die Galerensklaven."

Das Unglück der ukränischen Bauern wurde wo möglich noch größer, wenn sie ihr Schicksal mit dem Loos der Zaporogen, ihrer Nachbarn, und der eingeschriebenen Kosaken verglichen. Deßhalb kamen auch unter den Leibeigenen Kleinrußlands zahlreiche Ausreißereien vor; die Kosakenregimenter und besonders die Sietcha am Dniepr boten allen Leibeigenen, die zur Verzweiflung getrieben waren, eine Zufluchtsstätte. Wehe demjenigen, der sich's hätte einfallen lassen sie aus diesem bevorrechteten Lande zurückzufordern. Aber die offenstehende Freiheit auf den Dnieprinseln war nicht das einzige Attentat der Kosaken gegen das, was Beauplan die „Freiheit" des polnischen Adels nennt. Nicht bloß nahmen die Hetmänner und die Obersten der eingeschriebenen Regimenter die Flüchtigen auf, sondern auch viele simple Kosaken, Bauern oder flüchtige Leibeigene verlangten in ihrer Eigenschaft als bevorrechtete Soldaten Ländereien zu besitzen und Vorrechte zu haben, so gut wie die Edelleute. Dieß erschien den polnischen Panen als eine unerträgliche Vermessenheit. Noch weit schlimmer wurde es, als die Kosaken Vertretung auf den Reichstagen der Republik verlangten.

Stephan Bathory, welcher so viel für den Ruhm und die Wohlfahrt Polens that, hatte nichts versäumt, um die Bewohner Kleinrußlands zu gewinnen, wo er eine unerschöpfliche Pflanzschule von Soldaten sah, aber die Nachfolger dieses großen Mannes ahmten sein weises Beispiel nicht nach. Sie behandelten die Ukräne als erobertes Land, sie vertheilten den Landbesitz unter ihre Günstlinge und Fürsten, und fügten zu allem andern Ungemach, das die Kleinrussen zu erleiden hatten, noch Religionsverfolgung. Die Kosaken, welche zelotisch an dem griechischen Cultus festhielten, verloren die Geduld und empörten sich zu wiederholtenmalen, aber tumultuarisch und ohne einen gemeinsamen Plan. Jeder Aufruhr zog eine polnische Armee in ihr Land, und die furchtbaren Husaren in ihren eisernen Harnischen hatten beinahe immer ein leichtes Spiel mit der Masse schlecht bewaffneter und undisciplinirter Bauern. Die Zaporogen, die gewöhnlich den Anstoß zur Empörung gaben, kehrten auf ihre unzugänglichen Inseln zurück und gaben ihre Cameraden der Rache der polnischen Edelleute Preis. Da gab es kein Mitleid für Leibeigene, die sich gegen ihre Herren erhoben hatten: die Hetmänner der Kosaken wurden aufgeknüpft, geviertheilt, lebendig verbrannt, man schlug einigen Hundert die Köpfe ab, und so wurde die Ruhe auf einige Zeit wieder hergestellt. Diese grausamen Maaßregeln konnten die leidenschaftliche Liebe der Kosaken zu ihrer Unabhängigkeit nicht bändigen, hatten aber für Polen zwei sehr unglückselige Resultate: das unterdrückte Volk warf seine Blicke auf das orthodoxe Rußland, und gewöhnte sich den Souverän dieses Reichs als seinen natürlichen Beschützer zu betrachten. Auf der andern Seite nahm der veraltete Haß, welchen die Kosaken den Tataren geweiht hatten, in merkwürdigem Grade ab. Der Khan der Krim war der Feind der polnischen Pane, ihrer Unterdrücker, und die Kosaken kamen bald auf den Gedanken, ihn zum Bundesgenossen zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Eigenthümlichkeiten von Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

3. Der Gewerbfleiß.

Zwei hierher gehörige Gegenstände erwähnte ich schon, nämlich die Berg- und Hütten- und dann die Salzwerke. Auch das berührte ich im Vorübergehen, daß die ersteren bei einem fleißigeren und verständigerem Betriebe eine weit größere Ausbeute bringen könnten. Man findet sehr reichhaltige Golderze, und ebenso Silber und Blei. Der Betrieb wird mit Menschen aus der dasigen Bevölkerung, meist Walachen, geführt. Unter den Beamten sind viele Deutsche, die meistentheils von der Bergakademie zu Schemnitz dahin kommen. Es sind hier eine ziemliche Anzahl von Menschen beschäftigt, obgleich zum nothwendigen kräftigeren Betriebe noch weit mehr nöthig wären. Man muß zu diesem Zweige auch die Goldwäsche in den Flüssen Köröſch, Aranyösch und Marosch zählen, die eine nicht zu verachtende Ausbeute gewährt und einer Menge von Menschen, besonders auch Kindern, Erwerb gibt.

Fabriken und Manufacturen sind fast keine da, und was auch als solche in Hermannstadt gelten kann, ist doch von keiner sonderlichen Bedeutung. Daher werden denn auch eine Menge von Gegenständen des Kunstfleißes aus Deutschland, meistentheils von Wien, eingeführt. Das gilt unter andern auch von Luxuswagen. Jedoch hatte ich Gelegenheit in Thorda einen deutschen Wagenbauer kennen zu lernen (er war ein Holsteiner), der ebenso tüchtige als geschmackvolle Arbeit lieferte. Er hatte sich damit zu Wohlstand aufgeschwungen. — Auch die Handwerker liegen in Siebenbürgen noch in den Windeln, deßhalb ist auch alles was sie liefern theurer obgleich schlechter, als in Deutschland.

Vor der Hand ist das Land noch auf die Landwirthschaft, als das erste Gewerbe, verwiesen, was zwar ein wenig sonderbar klingt, wenn man es bei einer Durchreisung in der Cultur noch so sehr zurück sieht. Die Viehzucht und eine an sie geknüpfte Nomadenwirthschaft ist noch das dominirende, und bei ihr steht die Pferdezucht oben an. Daß die siebenbürgischen Pferde berühmt sind, weiß jeder, der jemals mit dieser Thierart zu thun gehabt hat. Ihre Vorzüge beruhen auf einem regelmäßigen schönen Baue, straffen Sehnen, ebenmäßigen Muskeln und gesunden Lungen. Das alles gibt ihnen eine ungewöhnliche Ausdauer und es ist unglaublich, was sie darin leisten. Es werden aus den vielen Privat-Gestüten des Landes alljährlich eine große Anzahl für die Armee gekauft, und die dafür gezahlten Preise bewegen sich zwischen 90 und 120 Gulden Conv. Münze. Das original-siebenbürgische Pferd hat viele Aehnlichkeit mit dem arabischen, mag auch wohl in entfernter Linie von demselben abstammen. Im allgemeinen ist letzteres um etwas weniges größer als das original-ungarische, übertrifft auch dieses noch an Behendigkeit und Ausdauer. In neuerer Zeit haben mehrere Eigenthümer von Gestüten ihre Stämme mit englischen Vollblut-Hengsten gekreuzt und damit sind dieselben nur noch vollkommener geworden; denn es haben die Nachkömmlinge alle Tugenden ihrer Mütter, Sehnen, Muskeln, schöne Gestalt u. s. w. behalten, und noch das Edle des Vaters, nämlich Vervollkommnung aller jener Tugenden dazu bekommen. So hat sich der Ruf der Pferdezucht Siebenbürgens noch gesteigert und hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregt. Die Bojaren aus der Moldau und Walachei kommen fleißig herüber, um Thiere zur Veredlung ihrer Race zu kaufen, die sie dann auch ziemlich theuer bezahlen.

Auch die Rindviehzucht Siebenbürgens hat Ruf, was bei der noch so nomadenartig betriebenen Landwirthschaft wohl leicht ist, zumal dort, wie ich schon sagte, ein ungemein üppiger Wuchs des besten Grases ist. Diese Art von Viehzucht florirt auf eine eigenthümliche Art in folgender Form. Viehhändler (Armenier) kaufen große Heerden Rinder im Lande und in der benachbarten Moldau zusammen, und miethen sodann Triften für sie in Siebenbürgen, die sie spottwohlfeil bekommen. Hier werden sie Monate lang in Heerden zu mehreren Hunderten auf den üppigen Triften geweidet und nehmen da fast zusehends zu. Sobald sie nun feist sind, werden die besten herausgenommen und in großen Trupps auf die Märkte nach Ungarn getrieben. Debreczyn, Gyula, Szegedin und Arad sind die nächstliegenden. Die Großhändler beschränken sich jedoch nicht auf diese, sondern ziehen mit ihren Heerden weiter hinauf auf die Märkte von Pesth, und wohl auch nach Wien. Von dieser Hauptstadt kommen ihnen jedoch in der Regel dasige Fleischhauer, welche Einkäufe im Großen machen, entgegen, und durch diese kommt dann das Schlachtvieh nach Wien. Bei diesem Geschäft sind bis jetzt fast alle, die sich damit befaßt haben, reich geworden. Nur sind die ersten Ankäufe in der Moldau etwas gefährlich, weil dort bei der Unsicherheit des Landes diejenigen, so im Rufe stehen viel Geld bei sich zu führen — was bei diesen Viehhändlern der Fall ist — in Gefahr gerathen beraubt zu werden, ja dabei auch das Leben zu verlieren. Ich hatte mehrfach Gelegenheit mit Leuten dieser Art zu verkehren, und es erzählten mir dieselben viele Fälle, wo Cameraden von ihnen ermordet worden waren. — Außer dieser Mastviehwirthschaft trägt die Rindviehzucht in Siebenbürgen nicht gerade namhaft viel ein, wenigstens was die Grundherren betrifft. Ihren Beamten, die gewöhnlich eine ganze Heerde als Deputat-Benutzung haben, bringt sie freilich mehr, und eben so auch den kleinern Landwirthen. Daß Milch und Butter von vorzüglicher Qualität sind, das entnimmt man leicht aus dem vortrefflichen Futter, welches das Vieh genießt. — Man hält hier die weißblaue podolische Art mit kurzem Horne, indeß trifft man in der Nähe der Gränze von Ungarn auch häufig die langgehörnte orientalische, wie sie in ganz Ungarn zu Hause ist. Wenn nun auf dem hügelichten Terrain, auf den üppigen grünen Triften so große Heerden solcher blauweißen Rinder weiden, von denen man einzelnen Glocken angehangen hat, die weit in die Ferne tönen, so gibt dieß eines der schönsten Landschaftgemälde, das man nur sehen kann.

Für die Schafzucht sind die vielen gesunden Triften ganz besonders günstig, und weil man dieß einsah, so machte man auch Versuche mit der Einführung der Merinos, die aber nicht günstig ausfielen und daher wieder eingestellt wurden. Die Ursache des Mißlingens lag aber weder in den Thieren noch in den Triften, sondern lediglich in der Behandlung. Es fehlte an dem geschickten und eingeübten Personale, und wenn auch deutsche Schäfer mit den Merinos zugleich hinkamen, so standen sie allein da und hatten weder von ihren Vorgesetzten, noch von dem ihnen beigegebenen Personale die nöthige Unterstützung. Noch sind freilich Reste solcher Heerden dort, aber sie sinken von Jahr zu Jahr in ihrer

Qualität und ihre Wolle ist bereits so ausgeartet, daß sie mit der Deutschen keinen Vergleich mehr aushält. Das einheimische Zakelschaf mit weißer und schwarzer langhaariger Wolle, und daneben auch das walachische Schaf, welches eine ordinäre sogenannte Landwolle trägt, behaupten nunmehr dort das Feld und rentiren auch unter den obwaltenden Verhältnissen. Zöge auf einmal in Siebenbürgen für diesen landwirthschaftlichen Zweig eine Intelligenz und Industrie ein wie die ist womit er in Schlesien behandelt wird, so könnte dieses Land, was ohne Unterstellung gegen zwei Millionen Schafe zu ernähren im Stande ist, für deren Wolle allein so viel Geld einnehmen, als ihm jetzt seine ganze Viehzucht einträgt.

Auch die Schweinezucht florirt hier nicht so wie im benachbarten Ungarn, der Moldau und Walachei, und es wird mehr Borstenvieh ein- als ausgeführt. Ein Zweig des Gewerbfleißes in Siebenbürgen ist das Fuhrwesen, vermittelst dessen die Masse der Rohproducte des Landes in weite Ferne geschafft wird. Die gewöhnlichste Art der Anspannung sind fünf Pferde, wovon drei vorn am Leitseile und zwei hinten an der Deichsel gehen. Man kann an dieser Art die Fuhrleute dieses Landes schon von weitem erkennen. Sie scheuen keine Entfernung und kommen mitunter bis tief herein nach Deutschland. In Wien trifft man sie sehr häufig.

Weiter, d. h. von andern Zweigen des Gewerbfleißes, läßt sich in Siebenbürgen nicht viel sagen. Nur die Holzarbeiten, welche in dem bewaldeten Gebirge angefertigt werden, verdienen noch angeführt zu werden. Diese werden am häufigsten im Bistrizer-, von Sachsen bewohnten Bezirke fabricirt und gehen von da nach allen Richtungen, vornehmlich aber nach der Moldau und nach der Bukowina. Aber auch diese Waaren werden nicht fabrikmäßig und in großen Massen verfertigt, gewähren aber dennoch denen welche sie machen, einen nothdürftigen Erwerb.

4. Die Gränzverhältnisse.

Da, wie im vorhergehenden Abschnitte besprochen worden, in Siebenbürgen kein sonderlicher Gewerbfleiß herrscht, so fehlen auch der Verbindung dieses Landes mit seinen Nachbarn die Hauptgegenstände. Zudem ist, wie schon angegeben wurde, das ganze Land mit hohen Bergen, wie mit einem festen Bollwerke umgeben, welches die Communication mit den angränzenden Ländern erschwert. Rechnet man hiezu noch den Umstand, daß die meisten benachbarten Länder unter fremdherrlicher (türkischer) Botmäßigkeit stehen, und daß auch in diesen wenig Cultur ist, so kann man sich den geringen Verkehr, welcher zwischen Siebenbürgen und ihnen stattfindet, erklären. Und dennoch ist er gegenwärtig noch bedeutender und lebhafter als ehemals, wo die Gränzen durch den Pestcordon fast verschlossen waren. Jetzt, wo man auch in den Fürstenthümern, der Moldau und Walachei Vorkehrungen und Absperrungen gegen diese Landplage trifft, hat man an den Quarantänen nur 5 Tage anstatt sonstiger 25 auszuhalten.

Was indeß die Bevölkerung der benachbarten Länder betrifft, so ist sie vom Mehrtheile der in Siebenbürgen vorhandenen, nämlich von den Walachen, wenig unterschieden. Nur die Magyaren und die Deutschen haben einen andern Habitus und andere Sitten, und namentlich sind die letztern hier in ein ihnen ganz fremdes Element hineingezwängt. Geht man aus ihren Districten nach Süden und Osten, so ist es als wäre man mit Ueberschreitung der Gränze in einen andern Welttheil gekommen. Denn während sie getreu den civilisirten Occident darstellen, ist man hier auf einmal in den Orient versetzt. — Die Ueberschreitung der Gränze nach jenseit ist übrigens gar nicht schwierig, besonders wenn man mit Legitimation versehen ist. Die Wege sind, so lange man noch auf siebenbürgischem Grund und Boden ist, erträglich gut, was besonders von dem gilt, welcher von Hermannstadt aus geht und nach Bukarest führt, der meistentheils kunstmäßig gebaut ist. Etwas schwieriger wie der Austritt ist der Eintritt nach Siebenbürgen. Wie schon gesagt, hat man da, wenn gleich nur eine fünftägige Quarantäne zu halten, auch muß man seinen Paß in guter Ordnung haben. Uebrigens sind die Quarantäne-Anstalten ziemlich gut, und bleibt gleich noch mancher Wunsch in Hinsicht auf mehr Bequemlichkeit, so ist auch für diese gesorgt, und vornehmlich hat man sich auch über die Küche nicht gerade zu beklagen. Im Ganzen aber kommen der Reisenden hinüber und herüber nur wenige an, und sie belaufen sich nicht auf den zehnten Theil derer, wie sie im westlichen Europa die Gränzen passiren.

Oede und traurig aber sind die Gebirgsketten, durch welche die Gränzen sich hinziehen, und sie werden, außer den vier Hauptpässen, nur von wenig Menschen, meistentheils nur von Schmugglern betreten. Die vier Hauptpässe aber gehen von Hermannstadt, Kronstadt, Csik-Szereda und Bistriz aus. Urwälder bedecken die Gebirge, die von schroffen Schluchten durchschnitten werden, durch welche sich die Schmuggler ihre Pfade suchen. Indeß sind auch deren wenig, weil es im Ganzen nicht viele Producte gibt, die man herüber bringen kann. Spricht man aber Menschen, welche diese Pfade kommen, so rühmen dieselben die wild romantischen Schönheiten, die man auf denselben trifft, und die in einem mehr bevölkerten und mehr civilisirten Lande sicher aufgesucht und zugänglich gemacht werden würden.

Um einen Begriff von dem Verkehr zu geben, wie er auf den Gränzen Siebenbürgens stattfindet, will ich erzählen was man beobachtet, wenn man durch den Rothenthurmpaß von Hermannstadt aus nach Bukarest reist.

Nachdem man die Gebirgsschlucht, an welcher die Gränzmauth liegt, und die von der reißenden und rauschenden Alutha (Alth) durchströmt wird, passirt, und diese eine gute halbe Meile lange Strecke zurückgelegt hat, öffnet sich das Thal und es leuchten uns ziemlich stattliche Gebäude entgegen, wovon das eine ein Gasthof ist, in den wir eintraten. In der Regel fehlt es hier nicht an Gästen meistentheils aus den niedern Ständen und von verschiedenen Nationalitäten. Wirth und Wirthin sind mehrerer Sprachen, unter denselben auch der deutschen mächtig. In den Zimmern sieht es zwar, im Vergleich zu Deutschland, etwas wüst aus, aber dennoch ist es auszuhalten. Ein nicht ganz schlechter Wein erhöht allmählich die gute Stimmung, in welche man schon durch die romantisch schöne Gegend versetzt worden. Das Mahl, welches wir einnahmen, ist gut zu nennen und vorzügliches Rindfleisch ist ein Haupttheil desselben. Wirth und Wirthin sind gesprächig und wissen viel zu erzählen. Es scheint ihnen wohl zu thun, wenn sie Gäste aus dem Occident bei sich sehen. Die Küche ist vornehmlich deßhalb hier gut bestellt, weil die Speisen aus dem Gasthofe für

die nahe dabei liegende Contumaz geholt werden. Diese zu sehen brachen wir bald nach eingenommenem Mahle auf. Mehrere Gebäude mit weiten Höfen enthalten theils die Wohnungen der Beamten, theils die Zimmer der Contumazirenden, die nach dem verschiedenen Range besser oder schlechter sind. Viele Wagen mit Waaren — meistentheils rohen Landesproducten — stehen aufgefahren und die Fuhrleute lagern im Freien um dieselben, so lange bis der völlige Reinigungsmodus vollzogen ist und sie weiter fahren dürfen. Allem diesem aber dürfen wir uns nicht allzusehr nahen, weil wir sonst vermischt werden und das Vergnügen haben könnten Contumaz halten zu müssen. In und vor ihren Gemächern sahen wir die, welche zu derselben verurtheilt sind. Kommen neue an, so werden sie vor der Anstalt aufgehalten und nach vorgenommener Inspicirung in jenen Gemächern untergebracht, die eine gewisse Reihefolge haben, in welcher sie allmählich in die letzten rücken, in denen die Stunde ihrer Erlöschung nahe ist. Das alles zu sehen und besonders die ankommenden Bojaren mit ihrem Troß gewährt eine interessante Unterhaltung.

Daß aber Siebenbürgen als strategischer Punkt von hoher Wichtigkeit sey, indem es gleichsam in eine große Festung umgewandelt werden könnte, das erwähnte ich schon. Mit geringen Streitkräften könnte man einen Feind abhalten, indem man ringsum die Engpässe besetzte.

Der Hudsonkai in New-York.

Federzeichnung von E. Pelz.

(Fortsetzung.)

Im deutschen Mutterlande zeigen leider nur zu Viele thatenunkräftige und höchstens wortreiche Theilnahme, während hier die Mitgefühlsseite dermaßen erstickt und erstirbt, daß im Moraste der Selbstsucht nicht einmal mehr jene phraseologischen Luftblasen einer Gefühlselei zum Vorschein kommen. Alle Welt wird vom Schlammstrudel des Materialismus gewaltsam ergriffen und in die mechanische Drehung eines abstumpfenden Tagesgetriebes gerissen. Wie zum Hohne und als ironische Salzsäulen aus einer Erhebungsperiode einzelner Hochherzigen in die abgeplattete Gegenwart hineinragend, beleuchten genial gedachte Sterne politischer Institutionen nichts als die mechanisch zu nennenden Strömungen eines Metallsees; sie rufen dem von der Kraft des Strudels erfaßten Individuum zu: „Du hast volle Freiheit dich nach allen Richtungen hin frei zu bewegen!" aber Titanenkraft nur und nicht die Pygmäenschwäche unserer gealterten Zeitgenossenschaft gehörte dazu, um die Bewegung zu vollbringen. Optimistische Naturen ranken sich am Phantasiegebild einer erhabenen Zukunft empor, während Pessimisten der Menschheit Untergang nahe fühlen. Wir wollen zwischen beiden hindurchzusegeln versuchen, indem wir aus der Hospitalsuppe einer leidigen Gegenwart so viel Schmackhaftes als immer möglich herauszufischen versuchen. Dabei brauchen wir die Manier des Vogels Strauß nicht nachzuahmen, indem wir unsere Augen fern vom Sande der Selbsttäuschung zu halten uns bestreben wollen, denn das fest angeschaute Uebel hat bei weitem nicht die Macht des verheimlichten!

Allerdings thut es dem Humanisten weh, zu sehen wie dort zwei deutsche Mädchen — schöne jugendliche Geschöpfe, ganz geschaffen um gute, tüchtige Mütter seyn zu können, an denen es hier zu Lande so sehr fehlt — von einem Runner vom Schiffe nach der Stadt gebracht werden. Der Kerl ist berüchtigt als Lieferant für liederliche Häuser, in denen auch diese armen, leichtfertigen Dinger sicher zu Grunde gerichtet werden, wie vor ihnen schon viele andere. Mögen diese Mädchen hinter sich in der alten Welt jugendliche Fehltritte gelassen haben, sie könnten hier ein neues, gebessertes Leben beginnen, wenn sie nicht gleich in solche Hände geriethen! So läßt sich mit vielem Rechte anmerken und abermals mehr — Unfreiheit in einem freien Lande herbeiwünschen, durch vermehrte Polizeigewalt! Allein ist nicht eben das hiesige Leben ein verkehrter Abklatsch in seinen Zuständen von der europäisch-polizirten Type? Sind wir Amerikaner nicht der europäischen Schule entlaufene Leute? Besser erzogen drüben jenseits des Weltmeers, in Familie und Gesellschaft, würden diese schönen Mädchen kaum ausgewandert seyn, oder doch mehr Neigung zur nützlichen Arbeit mitgebracht haben, in welchem Falle sie nicht auf die Lockspeise des Runners gehört hätten, der ihnen eben hohen Verdienst beim Nichtsthun vorspiegelte, und sie eben damit fing. Anstatt also den Stab über Amerika oder Europa zu brechen, wollen wir lieber an das hübsche Sätzlein denken:

„Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide!"

Wird sind unter diesen Betrachtungen bis Cortlandstreet heraufgerückt, wo ein Pier für die Dampffähren nach und von Jersey City in Anspruch genommen ist, welche mehrfach unsere Aufmerksamkeit erregen. Durch diese schwimmenden Brücken wird nicht bloß eine beständige Verbindung zwischen der merkantilen Metropolis Amerika's und dem vorgenannten Orte unterhalten, welcher an und für sich schon mancherlei interessante Beziehungen hat, sondern es sind diese „Ferries" auch noch als erste, kleine Strecken von Weltstraßen anzusehen. Man bedient sich namentlich dieser Fähren, um die im Hafen vor Jersey City vor Anker liegenden Liverpool-Dampfer der Cunard-Linie zu besteigen, mit denen die Ueberfahrt nach England durchschnittlich in 10 bis 12 Tagen gemacht wird, und eben so gehen von Jersey City aus Züge auf Eisenbahnen, die nach dem Süden und Westen der Union führen. Welche Veränderungen auch hinsichtlich der Verbindungswege des atlantischen Oceans mit dem stillen Meere durch die Zeit herbeigeführt werden dürften, immer muß die überaus günstige Lage des Hafens von Newyork von hoher Wichtigkeit dabei bleiben, und sonach auch ein solcher Abgangspunkt für Beschreitung der Tour durch das weite Innere der Vereinigten Staaten. Mag eine geregeltere Passage über den Isthmus von Panama früher zu Stande kommen als die projectirte Central-Eisenbahn nach den Pacific und in die Goldregion, mag sie einen Theil des Transportes an Men-

schen und Gütern an sich reißen, immer wird das Schwergewicht des mehr und mehr bevölkerten Unionsgebietes den größten Theil des Geschäftsverkehrs nach und über New-York ziehen.

In der Nähe von Pier Nr. 19 bietet sich uns ein ganz sonderbarer Anblick dar; es ist dieß ein altes Schiff, worauf eine Art Kirchlein oder Capelle, mit der Aufschrift „Free Church for Seamen" errichtet worden. Gewiß entstehen Fragen nach den Ursachen und Veranlassungen dieser Erscheinung bei jedem Unbewanderten; denn in diesem Lande hat zwar der Wuchergeist die Bodenpreise für Errichtung von allerlei Bauten mehrfach schon bis zu enormer Höhe emporgeschraubt; allein an Plätzen zum Daraufbau von Kirchen, Capellen und Bethäusern fehlte es doch niemals. Es muß demnach eine solche schwimmende Kirchenanstalt schon aus diesem Grunde auffallen, und zwar um so mehr, als sie „Free" zur Aufschrift trägt.

Wir wollen unsere Erklärung mit der Versicherung beginnen, daß die hier in Beziehung kommende Idee vom „Freedom" durchaus keine spiritualistische Richtung hat, sondern nur auf den Geldpunkt zu deuten ist. Freie Kirchen und Gemeinden, wie sie in Deutschland vielfach angefochten werden, können hier zu Lande ganz unbehindert bestehen und deren Leiter mögen ganz ohne Hemmniß ihr Wesen treiben. Wenn dieß nun verhältnißmäßig wenig wahr genommen wird, so liegt sicher kein geringer Theil der Ursachen eben an der Freiheit, am Mangel an Verbot und Druck, deren anregende Wirkungen viel zu wenig bekannt und berücksichtigt werden. Es bildet sich hier kein Gegendruck, die Neigung der Menschen zur Negation bekommt nicht Nahrung und der Spiritus verpufft auf diese Art, während er comprimirt große Wirkungen macht. Die in der sich uns darstellenden Ueberschrift gemeinte Kostenfreiheit einer Kirche ist natürlich nirgendwo zu finden, denn überall bitten ja die Herren Geistlichen mehr oder weniger von Rechts- und Naturwegen auch ums tägliche Brod und möglichst viel gutes andere dazu, gerade wie andere Menschen! Sollten wir eine derartige Kirchenfreiheits-Unregelmäßigkeit etwa hier vor uns haben, so eine Art Avis rara? — Allem Vermuthen nach ist dieß nicht der Fall, denn in der Regel bildet die amerikanische Geistlichkeit keinen solchen Gegenpol zur allgemeinen Dollarsucht; sie hütet sich in ein solches Extrem zu verfallen, und trägt weit lieber durch liebevolle Hingebung und Schmiegsamkeit der Gesammtneigung treulich Rechnung. Zehn Fälle, wenn nicht Hundert gegen einen sind anzunehmen, daß sich die Sache folgendermaßen verhält: irgend ein gemeindeloses und gemeindesüchtiges Mitglied der Geistlichkeit entschloß sich, „freiwillige" Gaben zur Herstellung dieser schwimmenden „Free Church" unter dem Hauptvorwande zu sammeln, daß die Seeleute meist eine Abneigung gegen alles feste Land hätten und nicht vom Wasser herunter zu bringen seyen, selbst nicht behufs des heiligen Kirchenbesuchs; ihr Seelenheil werde dadurch gefährdet, sie verwilderten, begingen Excesse und was der üblen Folgen mehr wären. Kurz man winkt den Besitzenden deutlich genug, daß hier „Zügelung" sehr noth thue. Es heißt dabei: man müsse dieses Vorurtheil der verwöhnten Menschen gegen das Land in christlicher Liebe auffassen und den Leuten das Heil ihrer Seelen aufs Wasser bringen. Fromme Einfalt, frömmelnde Heuchelei, Betbruder- und Betschwesterschaft, so wie schlaue Berechnung, öffnet auf solche Vorstellungen hin schon die Beutel; manche andere thun es auch, um nur wortreiche Bittsteller vom Halse loszuwerden, überdem bedroht die eng genug zusammenhaltende Geistlichkeit Widerhaarige mit ihrem ganzen Einflusse, und nicht alle sind unabhängig genug, um demselben Trotz bieten zu können. Als a black sheep von den Geistlichen ausgeschrieen zu werden, hat meistens recht ernste Folgen. Das angedeutete moderne Bettelmönchthum mit und ohne Cölibatsanerkennung füllt sich dann fortgesetzt auf diese Art die Taschen, um — selbst nicht harte Arbeit thun zu müssen, denn eine lahme Rede in orthodoxer Weise ist unschwer zusammengestoppelt, und solch leere Strohdrescherei hat ihre Vorzüge für die Drescher gegen das Dreschen in den Farmer-Scheunen gehalten!

Gewisse Politiker Amerika's betrachten die orthodoxe Geistlichkeit als eine Art Landespolizei, welche das Volk gläubig erhält, und damit zu mancher harten Arbeit noch anwendbar, die von Wissenden nicht unter gleichen Bedingungen geleistet werden würde. Ein Gläubiger ist z. B. eher an den Stimmkasten für manche Aemterjägerei zu bringen, als ein Wissender, denn letzterer weiß, daß er unter allen Umständen gehumbugt wird, während sich dem Gläubigen weiß machen läßt, der zur Whigpartie Gehörende werde sich ganz dem Gemeinwohl hingeben, indem ein Democrat nur dem Eigennutz fröhne und so auch umgekehrt; denn beide politische Hauptparteien der Union pflegen gleich liebevolle Voraussetzungen gegen einander zu hegen und auszusprechen, wozu ihnen beiderseitige Erfahrungen die Beweismittel liefern. Hieraus erklärt sich die gelegentliche Theilnahme sogar von Politikern an derlei Free-Church-Angelegenheiten.

In dieser Gegend des Hudsonkais, zwischen Fulton- und Barclay-Streets, finden wir ein Aussehen vorwalten, das — im Großen natürlich — an die niederländischen Küchenstücke der Gemäldesammlungen erinnert. Es zeigen sich da weit mehr als anderswo ausgeschiffte Massen von Lebensmitteln aller Art auf und neben den Piers, theils am Rande der Straße zunächst dem Wasser, theils auf verschiedene Art gegenüber und in der Nachbarschaft zum Verkauf ausgelegt. Der Magnet, welcher diese Erscheinung herbeizieht, ist Washington-Market, eine überbaute Markthalle, die ein ganzes Straßenviertel zwischen Fulton- und Veseystreets einnimmt. Es ist dieß einer der Hauptmärkte Newyorks für Ein- und Verkauf von allerlei Marktwaaren für den Küchenbedarf, das Departement der Gewürze und Getränke ausgenommen. Man hat eine der großen Speisekammern dieser Weltstadt vor sich! Hier zeigen sich Massen von Fleisch, Gemüsen, Obst u. dgl., die fast insgesammt zu Wasser herbeigebracht werden; ganz entfernte Gegenden der Union senden hieher ihre Ersparnisse, zahlen damit ihren Tribut der Metropolis. Auf diesem Markte findet sich auch schon, obgleich erst sporadisch, jene mit vollem Rechte als originell anerkannte Gattung von Personen männlichen Geschlechts, jedenfalls Männerkleidung tragend, denen das Merkmal weibischer Dressur eigen ist und die unbestritten amerikanische Originale genannt zu werden verdienen; Vettern der Esquimaux, die bekanntlich nach Entbindung ihrer Weiber sich in deren Betten legen, um die von Freunden herbeigesandten „Wochensuppen" zu verzehren; Verläugner aber in diesem Punkte der sonst gewöhnlichen Selbstsucht und „Smartneß." Denn diesen Personen unmaßgeblich das Tragen eines Ordens vom Hauskreuz anzurathen oder aufzuerlegen, wie etwa eines eisernen, kupfernen, silbernen, goldenen Pantoffels verschiedener Classen, wäre vollkommen

überflüssig, es ist ihnen schon ein sprechendes Zeichen ihrer Leistungen und Stellungen — wie durch Zauber an den Arm gehext — eigenthümlich, im Tragen eines Handkorbes, und wird von ihnen mit gewisser liebenswürdiger Verschämtheit producirt. Ihre ganze Erscheinung drückt, selbst für den Einfältigsten leserlich aus: „dieser Mensch fühlt die Eh' in jedem Gliede!“ Solche Korbträger haben indessen ihre „liebe Noth“ mit dem angehexten Korbe nur so lange, als sie denselben nach Washington-Market oder in eine andere Verkaufshalle gebracht; man sieht sie — Geistern gleich — geräuschlos auf den Straßen hinschlüpfen, ohne wie sonst gewöhnlich bei Bekannten stehen zu bleiben, mit ihnen unter dem banalen „how do you do“ „shake hands“ zu machen und übers „Business“ zu schwatzen. Einzelne sah ich schon, auch hier in Newyork, in glänzenden, zweispännigen Equipagen bis vor Washington-Market fahren, um sich daselbst nebst dem Wunderkorbe raschmöglichst vom Wagen gebären und ins Marktlocal absetzen zu lassen. Einmal in dieß Asyl gelangt, hat alle Qual ein Ende, denn man befindet sich im bekannten Kreise und unter — Leidensgefährten. Die Einkäufe werden besorgt zunächst bei den Grünzeughändlerinnen und Händlern, zuletzt aber beim Fleischer. Diese „Butcher“ sind die menschenfreundlichsten Leute! Wer bei ihnen nur ein tüchtig Stück Fleisch kauft, dem bringen sie dann, ohne besondere Bezahlung dafür zu verlangen, den ganzen gefüllten Korb ins Haus! Ich brauche nicht besonders zu erwähnen, daß die korbdressirten Gentlemen stets viel Fleisch kaufen, woraus eben wieder jene angenehme Erscheinung in angloamerikanischen Haushaltungen hervorgeht, die ganze Woche hindurch, mit Ausnahme eines einzigen Tages, aufgewärmtes oder kaltes Fleisch auf dem Tische zu haben und in unveränderlicher Fortdauer statt des frischgekochten oder gebratenen genießen zu können. Die gewöhnliche Pie-Kost an den Sonntagen hindert dann nicht das Aufkommen des Appetits nach „Candy“ und andern Näschereien, woraus dann zusammengenommen die Erhaltung einer angestammten Haushalt-Observanz entspringt, mit welcher Amerika erst das seyn kann, was es ist.[1] Wir entrichten unter Gaumen- und Magenpönitenz dem „Butcher“ eine indirecte Steuer, wie wir deren außerdem in zahlreicher Menge entrichten, während jede directe wenn auch durch den politischen Moloch „angebliche Majoritätsbestimmung“ selbst auferlegt uns in argen Zorn und Harnisch zu setzen pflegt.

New-York ist nicht Amerika! entgegnen die Amerikaverliebten stets, wenn dasige schwache Seiten aufgedeckt werden. Ich sage das auch, obschon feststeht, daß es doch sicher „amerikanisch“ sey. Man findet daselbst die Gentlemen mit den angehexten Körben nicht so allgemein wie im Innern, und es gibt sogar einzelne deutsche Hausfrauen aus den gebildeten und wohlhabenden Kreisen New-Yorks, die so „dutch“ geblieben sind, keinen Topfgucker zum Mann haben zu wollen und die deßhalb ihre Markteinkäufe auch selbst zu besorgen pflegen, was z. B. in der Unions-Capitale Washington, sowie anderwärts in der Union zu den Unmöglichkeiten gehört. Am letztgenannten Orte waren die mit angehexten Körben in eleganten Equipagen fahrenden Gentlemen fast als Regel zu betrachten.

Wenn ich gefragt werde: welche besondere Verschiedenheiten die Märkte New-Yorks und anderer Großstädte Nordamerika's denen in Deutschland gegenüber zeigen? so muß ich den anständigern Ton ganz besonders hervorheben, der sich unter den amerikanischen Verkaufenden bemerklich macht, wozu gewiß das Hinwegfallen des Handelns und Feilschens sehr viel beiträgt. Die amerikanischen „Damen der Halle“ keifen viel viel seltener als in Deutschland; kein Verkäufer, keine Verkäuferin zeigt jene Kleinlichkeit, jenen grobkörnigen, gemeinen Brodneid, der den meisten Handeltreibenden Deutschlands anklebt, ja fast angeboren zu seyn scheint, und es darf gesagt werden, daß durchweg ein recht anständiges Benehmen auf allen amerikanischen Märkten zu finden ist. Kein gesitteter Mensch braucht Anstand zu nehmen, diese Verkaufsplätze zu besuchen, und jede Beleidigung einer Dame würde namentlich von den „Butchers“ nachdrücklichst gerügt werden. Am hervorstechendsten an der ganzen amerikanischen Markterscheinung ist sicher eine durchgehende Behäbigkeit. Man wird veranlaßt zu der Meinung, ein jeder habe da die Mittel zum „Huhn im Topfe“, nach welchem Ideal einst Heinrich IV von Frankreich strebte. Wer der Gelegenheit nimmt, den Verkehr in den „Groceries“ zu beobachten, die Krämerei durch Wiederverkauf von Lebensmitteln treiben, wird in die Mysterien des auch hier zu Lande nicht fehlenden Misere in dieser Richtung zu blicken Gelegenheit finden.

Washington Market ist Haupteinkaufsplatz für die meisten „Grocer“ (Gewürzkrämer und Victualienhändler), welche durch die ganze Stadt zu Tausenden zerstreut wohnen und gewöhnlich die Parterrelocale der Häuser an den Straßenecken innehaben. Diese Leute, zum großen Theil deutscher Abkunft, halten in der Regel Pferd und Wagen, sowohl wegen ihrer Einkäufe als auch um Verkauftes durch die Stadt abzufahren. Des Pferdebesitzes halber bilden die „Grocer“ hauptsächlich unsere Miliz-Cavallerie, und so begab sichs denn bei einer großen Parade, daß die Pferde einer solchen Grocer-Schwadron, gewöhnt den Weg nach Washington Market vom Broadway herunter durch eine gelegene Querstraße zu machen, urplötzlich aus dem Zuge brachen und — dem Willen ihrer mercantilen Reiter trotzend — den Alltagspfad eigensinnig verfolgten, worüber natürlich das souveräne Volk, der süße „Mob“, in den endlosesten Jubel auszubrechen geruhte.

Werfen wir bei Washington Market einen Blick hinter uns auf die Gebäudereihe, mit welcher Weststreet besetzt ist, so findet sich, daß der allgemeine Zweck derselben nebst dem was in den Häusern getrieben wird, lediglich auf den Schiffsverkehr Bezug hat. Demnächst sehen wir eine Menge Verkaufslocale von Lebensmitteln für den augenblicklichen Bedarf der Personen sowohl, die am Kai verkehren, als auch für Verproviantirung auf langen Seereisen; ferner von allerhand sonstigen Bedürfnissen an Kleidern u. s. w. Dann gibt es Niederlagen für den Verkauf von Schiffsbedarf an Segelwerk, Holz, Eisen und dergleichen; auch winken Schilder mit der Ueberschrift „Boarding“ für Empfang von Kost und Wohnung, wobei auch wohl noch andere Bedürfnisse Befriedigung finden, und endlich zeigen sich mehrere hohe Gebäude als bloße Lagerhäuser für allerlei Waaren, die auf Schiffen herbeigeführt werden und in deren zweiten Geschossen sich meistens Comptoire für das sogenannte

[1] In ächt kirchlichen, oder wie es heißt „religiösen“ Familien, darf am Sabbath keine Arbeit verrichtet werden, also auch keine Kocherei, was den arbeitscheuen Ladies ganz wohl paßt. Man sendet zu einem Pie-Baker (Pastetenbäcker), um sich eine kalte Schüssel auszubitten; der Mann ist in keinem Falle fashionable und mag sein Seelenheil immerhin durch Arbeit gefährden! Er kömmt dadurch um so sicherer nicht in unsern Exclusiv-Himmel. A. d. V.

Schiffsgeschäft befinden. Das an der Häuserreihe hinlaufende Trottoir ist vielfach mit Ueberdachungen von Leinwand, Holz oder auch gelegentlich mit Metall versehen; und unter denselben stehen öfter nach dem Fahrweg hin, sowie an den Häusermauern ambulante Kramtische und Buden, mitunter auch Eß- und Trinkwirthschaften auf Tischen etablirt. Da zeigen sich Tellerchen, angefüllt mit ausgeschalten Austern in ihrem Wasser, damit die Hast der Amerikaner im Essen wie im andern Thun Befriedigung finde; dort stehen Portionen gekochten Hummers und dergleichen, daneben aber Flaschen mit allerlei Getränk und besonders auch mit dem allmächtigen „Catchup" gefüllt, mittelst dessen Beihülfe — wie ich mir steif und fest einbilde — die guten Amerikaner allein im Stande sind, ihre entsetzliche Kieselsteinkost und Barbarengerichte hinunter in den Magen zu bringen und dort einigermaßen zu verarbeiten. Dieser „Catchup", den ich mit dem Sande vergleiche, welchen Hühner zur Verdauung zu sich nehmen — ist eine aus verschiedenen Vegetabilien bereitete, kalte Sauce, verpfeffert und verwürzt, wie fast alles in der amerikanischen Küche und hat einen hervorstechenden Zusatz von „Tomatos" (Liebesäpfeln), die nach meinem Geschmack völlig in gleichem Range stehen mit der „Ipecacuanha" und dem „Rhubarb" (Rhabarber). Dadurch will ich jedoch der Catchup-Allmacht bei den Amerikanern nicht im Entferntesten zu nahe treten, weil das eine „Geschmackssache" ist und meine Havanahcigarre sonst auch leicht ins Gedränge gerathen könnte, ja ich lasse geduldig das Uebel über mich ergehen, wegen mangelnder Liebhaberei für die Liebesäpfel nicht als amerikanisirt betrachtet werden zu können. Ich gedenke dabei meiner lieben Freunde, der Altenburger Bauern, die sich ja auch eines originellen Mittels bedienen, nicht um bei ihren respektablen Schmausen Genossenes im Magen zu verarbeiten, sondern im Gegentheil aus demselben zu entfernen, damit der Spaß von Neuem beginnen könne. Die Getränke der Tisch-Tratterien auf Weststreet schmecken sicher auch nach Delirium tremens, wie fast alle geistigen Getränke in der Musterrepublik, wo unter andern Freiheiten auch die große herrscht, seine Mitmenschen auf verschiedene Weise vergiften zu können, ohne daß eine naseweise Kriminaljustiz oder Polizeiobhut sich nachdrücklich einmischt. Das Beste bei der Sache ist: die Dollarjäger haben es bislang noch nicht dahin gebracht, daß Jedermann von ihren Delirium-tremens-Tincturen ein gewisses Quantum zu kaufen und zu sich zu nehmen gesetzlich verpflichtet wird. Die Repräsentation des Staates New-York hat aber jüngst durch gesetzliche Inschutznahme vorerwähnter Einwanderer-Plünderung sich viel zu sehr hervorgethan, als daß von ihr nicht auch in Bezug auf Förderung des Delirium tremens durch Getränke Maßregelungen zu gewärtigen wären. Schon hat sich eine „respectable" Minorität der Repräsentanten in Albany für Einführung des Maine-Liquor-Law erklärt und sie kann sich leicht zur Majorität gestalten. Dann beschließt die unfehlbare Majoritäten-Weisheit, wie in andern Unionsstaaten bereits geschah, die Schließung der öffentlichen Trinklocale, damit zu andern Reizen auch noch der Verbotreiz trete und völlig uncontrollirte heimliche an deren Stelle treten, was ein großer Schritt weiter nach der Delirium-tremens-Seite hin seyn wird. In Illinois lassen sich die Leutchen z. B. bei eingeführtem Maine-Liquor-Law den Brandy aus hohlen Wassermelonen noch besser schmecken als vorher, und man wird in New-York dann um so bestimmter besonders mit den „damn'd Dutchmen" fertig, die durch ihr Lagerbiertrinken der Yankee-Fuchtel zu entschlüpfen drohten.

Mehrfache Barbierstuben durften auf Weststreet um so weniger fehlen, als deren Vorhandenseyn schon durch wünschenswerthe Symbolik bedingt erscheint; denn sie erinnern an das gewerbsmäßig betriebene Geschäft, die Leute über den Löffel zu barbieren, und könnten ein Bild abgeben für die alleinherrschende und alleinseligmachende Dollarschnapperei, welche aus der ganzen Union eine Barbierstube macht, die ihr Geschäft sogar bis nach Europa auszudehnen versteht.

Für Spaziergänger erscheint Weststreet durchaus nicht bestimmt, und alle Betrachtungen oder Beobachtungen müssen stets wie im Fluge gemacht werden, denn wer im beständigen Gedränge der geschäftigen Menschenmenge nicht bei jedem Schritte zerstoßen und beschädigt seyn will, muß sich fortwährend auf der Hut befinden, namentlich auch vor quer über das Trottoir gelegte Bohlen, auf denen schwere Fässer auf bereitstehende Karren, ohne alle Rücksicht auf Darübergehende gerollt werden. Die Beladung dieser Karren geschieht nicht — wie in Deutschland — von der Seite, sondern von hinten, und es werden die Fuhrwerke allzeit mit dem Hintertheil an das Trottoir, nicht selten auch sogar auf dasselbe an eine Treppe gefahren. Dadurch sind dann die Passagen auf dem Trottoir für Fußgänger völlig unterbrochen, und diese werden oft genöthigt durch den tiefen Straßenkoth um das bis in die Mitte der Straße hineinstehende Pferd herum ihren Weg zu nehmen. Daß durch diese Beladungsweise der Karren und Wagen besonders auch der Verkehr für Fuhrwerke sehr behindert wird, hat bis jetzt noch nicht zum Verlassen einer allgemeinen Gewohnheit hingeführt, obschon man sich die bessern Einrichtungen der Fuhrwerke in verschiedenen Theilen Europa's längst hätte aneignen können. Man soll auf ein Pferd mehr laden können bei der herkömmlichen Karreneinrichtung! So lautet der einzige allenfalls plausible Grund zur Vertheidigung dieses alten Herkommens, an dem die Scharfrichter in Deutschland auch lange festhielten. Als ob die Wohlfahrt einer unendlich überwiegenden Menge der Bevölkerung einem solchen nur Einzelnen zu Gute kommenden Schlendrian nachstehen müsse! Als ob todte Waaren werthvoller seyen als lebende Menschen! — In St. Petersburg verfährt man wirklich demokratischer als in New-York! — St. Custom (das geheiligte Herkommen) ist einer der eigensinnigsten und wunderlichsten Heiligen der „großen" Union! Selbst die Pferde sind nicht zufrieden mit erwähnter Methode, von hinten die Wagen auf- und abzuladen, weil ihnen dabei der „Rückschritt" zugemuthet wird, dem sie von Natur abgeneigt zu seyn scheinen. Allein der karrenführerliche Autokratenwille klebt einmal eigensinnig am Herkommen, und so setzt es denn bei solchen Rückschritt-Gelegenheiten endlich Hiebe, wenn der vom Führer wiederholte Schrei „Back! Back!" nicht gehörige Beachtung bei dem ziemlich eben so eigensinnigen Rosse findet. Im Allgemeinen hat man sich als Europäer zu freuen und zu wundern über die gute Behandlung der Pferde von Seite der Menschen in Amerika, namentlich tritt dieselbe bei der Mehrheit von New-Yorks Karrenführern heraus, die aber auch nicht selten sogenannten „guten" Familien angehören und fast immer selbst Besitzer ihrer Pferde sind. Hier sehen wir also auch bestätigt, daß die Knechtschaft unter einem Knechte meist am härtesten lastet. — Ganz besonders fällt es auf,

daß bei dem großen Gewirr von Wagen und Menschen auf Weststreet neben der Polizeilosigkeit doch verhältnißmäßig nur selten Unglücksfälle vorkommen. Auch Schlägereien ereignen sich unter den Fuhrleuten fast niemals. Mit großer Geduld warten die sonst so Hastigen und Eilenden, bei häufigen Stockungen der fest- und vollgefahrenen Gefährte, das Entwirren und allmähliche Weiterrücken ab. Bisweilen sieht man einen harrenden Karrenreiter bei solchen Gelegenheiten ein Zeitungsblatt aus der Tasche holen, um einstweilen darin zu lesen. Das gellende, für den Ungewöhnten sinnverwirrende und betäubende Geschrei gilt meist dem Pferde, wenn es sich erhebt, oder ist so bös nicht gemeint. Wird einer ärgerlich, so macht der andere einen Witz, und beide lachen dann sicher. Bei den Zugängen auf die Piers, besonders wo die Ferries (Fähren) landen, herrscht fast immer ein Wagengewühl, welches die Passage namentlich für die Damenwelt vielfach gefährlich erscheinen läßt. Es stehen auf dem Trottoir an den Straßen ganze Reihen dem schönen Geschlecht Angehöriger, harrend des Augenblickes, wo eine Lücke im Wagengedränge entsteht. Nun gibt bisweilen eine Glocke das Zeichen der nahen Abfahrt eines Fahrzeugs und dann zappeln natürlich die Schönen und Nichtschönen insgesammt vor Ungeduld. In solchen Momenten habe ich schon sehr hübsche Züge amerikanischer Galanterie bemerkt, von ganz ordinär gekleideten Männern, offenbar der Classe angehörend, die vorzugsweise „Arbeiter" genannt werden, weil sie härtere Handarbeit verrichten: sie boten Damen im höchsten Putze artig die eine Hand, griffen mit der andern den Pferden in die Zügel, geboten den Fuhrleuten Halt, und geleiteten so eine oder mehrere Ladies über die Straße zum Eingang des Pier. Es werden in der That treffliche Anlagen bei den Amerikanern bemerkbar, und der Mangel an besserer Erziehung in Haus, Schule und Gesellschaft ist um so tiefer zu beklagen. Dieser gibt sich namentlich leider nur allzu oft bei den vornehmer seyn wollenden Frauen und Mädchen kund. Ich habe schon die Anerbietungen der dringendsten Dienstleistungen, wie z. B. der eben erwähnten, mit hochmüthigstem Nasenrümpfen zurückweisen sehen, weil sie nicht von albernen Dandies gemacht wurden, die den Gänsen auf fashionable Weise vorher vorgestellt waren. Dieß sage ich gerade heraus, auf die Gefahr hin von der fashionablen Welt für „no Gentleman" erklärt zu werden!

Die öffentliche Sicherheit ist, mit Ausnahme mehrerwähnter Einwanderer-Plünderung, weil polizeiliche Aufsicht so gut wie ganz fehlt, im Allgemeinen genommen auf Weststreet am Tage über Erwarten selten gestört. Dagegen sagte eine Zeitung New-Yorks über den Zustand der Kais bei Nacht nicht zu viel, wenn von ihr angeführt wurde: „daß Importers, Schiffer, die Bewohner der Tausende von Cajüten auf den im Hafen liegenden Fahrzeugen allnächtlich geplündert, daß das Leben braver Seeleute gefährdet wird, ist so gewöhnlich, daß man dessen kaum mehr achtet." Ich wohnte eine Zeit lang auf Washingtonstreet, und bin sehr häufig des Nachts durch das Geschrei „Watch" und „Murder" aus dem Schlafe geweckt worden. Tages darauf stand gewöhnlich wieder eine Mordthat, in dieser Stadtgegend verübt, auf dem Polizeibericht; allein zur Verhinderung der That vermochte das anhaltendste Mordgeschrei niemals zu führen, denn die Polizei-Wachtleute waren — wie so häufig — auch in diesen Fällen, wenn sie zu spät kamen, nur moutarde après diner. In ein paar Fällen, die ich durch das Ungefähr näher kennen lernte, bekamen Deutsche, die von Englischen angefallen worden waren, sich aber mit „deutschen Hieben" tapfer gewehrt hatten, Gelegenheit, Bekanntschaft mit hiesiger Gerechtigkeitspflege und Gefängnißbehandlung zu machen. Die Polizei kam endlich herbei, ließ die englischen Angreifer fein säuberlich entspringen, packte die Deutschen als Ruhestörer und brachte sie vor den Richter, der ihre Vertheidigung weder verstand noch verstehen wollte, sondern sie auf etliche Monate nach Blackwells Island dirigirte.

Was sich im Allgemeinen über den Charakter der am Tage auf Weststreet verkehrenden Menschenmenge sagen läßt, läuft — wie überall in der Union — auf eine hervorstechende Neigung zum Frohsinn hinaus. Ein freundliches Wort, ein Scherz, fröhliches Lachen und nebenbei Beanspruchung des Ehrgefühls, finden fast ausnahmslos günstige Aufnahme und haben guten Erfolg, wogegen jede Aeußerung von Barschheit immer wie ein Blitz in die Pulvertonne fährt. Dieser Zustand überrascht öfter Leute, die lange in Amerika leben, ohne New-York näher zu kennen, und die dasselbe wegen Nacht- und anderer Scandale, welche immer die Zeitungen füllen, für ein ächtes Sodom halten. Einmal hatte ich meine Freude am Erstaunen eines Freundes, der Professor an einem College außerhalb New-York ist. Er besuchte mich und wurde von mir zur Abfahrt mit einem Hudsondampfer nach Weststreet begleitet. Es war keine Zeit zu verlieren, und ich ging also rasch vor ihm her, die Menge auf dem Trottoir nicht selten mit beiden Armen zertheilend unter dem Rufe: „Please Gentlemen, let me pass!" Mein Freund bat mich anfänglich um Gottes willen doch nicht solchen Anlaß zu Händeln zu geben; als er aber sah, daß alle Welt meinem freundlichen Gesicht Nachsicht schenkte, geschah von ihm das Geständniß: solches nimmermehr geglaubt zu haben! Ich behaupte, daß die Menschen überall der besten Erziehung würdig seyen und verächtliche Behandlung nur den vorsätzlich Schlechten ohne Ansehen seiner Stellung treffen sollte.

Eines noch mußte uns auf unserm bisherigen Spaziergange am Kai auffallen, nämlich die ausnahmslose Einförmigkeit der Schilder und Aufschriften, welche sämmtlich mit lateinischen Druckschriftlettern, ohne alle kalligraphische Verzierungen, hergestellt sind. Es ist als ob der Verschönerungssinn ganz fehle, auf den man in Europa so häufig stößt, als ob selbst das Schreiben nur fabrikmäßig betrieben würde. St. Custom herrscht auch in dieser Beziehung mit prosaischer Herkömmlichkeit autokratisch. — Von der ästhetischen Schreibkunst ist schon darum keine Rede, weil sie ein Bestreben nach Mannichfaltigkeit in sich faßt, man liebt Veränderung nur in so weit, als sie der Individualität keine beschwerliche Veränderung zumuthet.

Am Fuße von Barclaystreet leuchtet uns die erste oder unterste „Hoboken-Ferry" entgegen, einen geschmackvoll überbauten Pier zum Anlegen allein einnehmend. Wenn in Erwähnung kommt, daß noch an zwei andern Orten am Hudsonkai, weiter oben gegen Norden, Dampffähren die Verbindung zwischen Newyork und Hoboken unterhalten, so läßt dieß auf ein besonders lebhaftes Bedürfniß schließen. Leider fesselt mich gegenwärtig die Verpflichtung bei der Stange, d. h. am Kai auf der Newyorkseite zu bleiben, und ich darf meine Blicke darüber hinaus nur im allgemeinen schweifen lassen. Deßhalb muß eine speciellere Besprechung des Wunderlandes „Hobo-

lien“ [1] für eine andere Gelegenheit vorbehalten bleiben und es ein Bewenden haben mit der Bemerkung, daß hier eben auch von einem eigentlich zum Stadtcomplex von Newyork gehörigen Orte die Rede sey, obgleich derselbe — wie Jersey City — zum Staate New-Jersey gehört. Schon jetzt hat sich eine ziemlich zahlreiche, geschäftlich an Newyork gefesselte Bevölkerung dort niedergelassen, die in raschem Anwachsen begriffen ist, darunter namentlich nicht wenige Deutsche, welche auch — wie erwähnt — besonders an Sonntagen in sehr großer Anzahl als Spaziergänger hieher strömen. Recht interessant erscheint die Preisbestimmung für die Ueberfahrt. Vor nicht gar langer Zeit zahlte die Person noch 6 Cents bei weniger guten Einrichtungen der Fähren und Piers, als gegenwärtig bei nur 3 Cents Fährgeld geboten sind. Man war ziemlich aufgebracht über den hohen Preis, allein es schienen keine Mittel vorhanden, dem Monopol des Besitzers jenes Theiles vom rechten Hudsonufer, worauf Hoboken liegt, beizukommen. Dennoch lag ein solches sehr nahe, in der Unerläßlichkeit, auf der Newyorkerseite Landungsplätze haben zu müssen. Aus diesem Umstande soll hauptsächlich eine erfolgte Preisermäßigung hervorgegangen seyn, bei der noch immer sehr ansehnlich gewonnen wird. Wenn man behauptete: Hoboken sey so viel werth an Einkünften als manches deutsche Fürstenthum, dann kann wirklich kaum von starker Uebertreibung gesprochen werden. Ueber den glücklichen Besitzer dieses einträglichen Landstriches, dessen Schooner den Preis in England gewann, Mr. Stevens, hat Julius Fröbel in seinen 1850 an Zeitungen in Deutschland gesandten Berichten wunderbare Dinge erzählt, wobei viel Erfindungsgabe und nicht weniger Gläubigkeit heraustrat. So viel zur allgemeinen Notiz, bis sich Gelegenheit zu weiterem darbietet. — Den Pier Nr. 27 finden wir von der „Merchantsline for Albany“ in Anspruch genommen, welche Dampfbootverbindung entfernt nicht in „Smartneß“ der Verwaltung mit jener der vorerwähnten „Peoples line“ am Pier Nr. 16 concurriren kann. Wer wollte auch sich mit einem kaufmännischen Garrick messen, der — im Besitze großer Reichthümer — sichs nicht verdrießen läßt, tagtäglich die schwierige Rolle einer Art von Tartüffe in Geschäften zu spielen; der fast unter Thränen einem rechts stehenden Humanisten klagen hilft über die heillosen Betrügereien, welche an den armen Einwanderern verübt werden, während er einen Contract mit dem links stehenden Passageagenten schließt, worin demselben von ihm die Macht eingeräumt wird, den Einwanderern im Geschäftslocal der „Peoples line“ selbst durch Betrug am Uebergewicht und durch andere Schwindeleien so derb als immer möglich das Fell über die Ohren zu ziehen. Amerika zeigt seine großen schauspielernden Talente im öffentlichen Leben, kein Wunder daher, daß bei solcher Concurrenz nichts fürs Theater übrig bleibt.

Einen gewissermaßen magischen Zauber übt auf uns der ausnahmsweise verschlossene Pier Nr. 28 aus, den wir nur vermittelst eines vom Expeditionscomptoir ausgestellten Erlaubnißscheines besuchen können. „U. S. Steamer Line“ lautet die lakonische Aufschrift über dem mysteriösen Eingange, der an die Decorationen der Theater bei Aufführungen von Mozarts Zauberflöte erinnert. Nun, wir wissen, daß es hier einer Dampfschiff-Verbindung mit dem „Pacific“, respective mit San Francisco gilt, und daß man auf dieser Tour auch die gebrechlichsten Dampfer gut versichert laufen läßt unter den Auspicien eines Geldfürsten. Da kömmt es bekanntlich nur auf den großen Zweck des „Geldmachens“ an, so wie einst Xerxes und andere Kriegsfürsten auch nur ihre Zielpunkte im Auge hielten, nicht aber die dabei zu Grunde gehenden Menschenleben. Wir wissen nicht, wie es um die hier laufenden Dampfer steht, finden es aber im allgemeinen angemessen, daß dergleichen Mysterien in einer demokratisch genannten Republik und Muster-Union hinter verschlossenen Thüren abgemacht werden, und es verstößt gewissermaßen gegen das Decorum, daß der Nachbar auf Pier Nr. 30, die „New York and Erie Rail Road“ nicht gleiche Schamhaftigkeit darlegt, sondern die Geschäfte nur hinter durchsichtigem Gitterwerk treibt. Wenn der hohe Souverän, die süße Volksmasse, gelegentlich einmal zur Erkenntniß der Brutalität gebracht werden könnte, die in der abscheulichen Mißhandlung einer überaus werthvollen Einwanderung liegt, dann dürfte dieses Gitter übel vermerkt werden. Es wurde mehrfach geschlossen, sobald ein Trupp angekommener Einwanderer „gepreßt“ werden sollte zur Passage mit dieser Erie-Eisenbahn, wobei im Solde der Bahnverwaltung stehende Polizeibeamte die Rollen von Treibern auf großen Jagden spielten. Ein solches Gitterschließen erinnert recht lebhaft an das Frauenzimmer, welches sich für Geld küssen läßt mit dermaßen vor das Gesicht gehaltenen Händen, daß man die Schelmenaugen deutlich durch die Finger sehen kann. In Deutschland bleibt eine so schmachvoll verwaltete Bahn nichtsdestoweniger im vorzüglichsten Rufe, weil die meisten Actien oder Antheile derselben „gewichtigen“ Leuten dort in die Hände gespielt wurden. Diese Actien standen hier in Amerika nicht sonderlich, hauptsächlich wegen der in jeder Hinsicht schlechten und gewissenlosen Verwaltung, so daß die liebevollen Yankees sie auf europäische Märkte warfen, um namentlich die einfachen „Dutchmen“ damit glücklich zu machen. Und wirklich glaubten die „gewichtigen“ Leute, der Hase habe sie geleckt bei solchem Angebote; sie griffen derb zu und — sind nun mit der Verwaltung ihrer Gelder recht nett in — Yankeehänden. Man wird bald genug bemerken, daß es eben so wenig gerathen ist, den Amerikanern „Candy“ als „Money“ zum Aufbewahren und Verwalten zu geben, sie naschen und lecken an beiden so lange herum bis nichts mehr übrig bleibt. [1] Bis dahin müssen obendrein die armen Einwanderer die Suppe bezahlen helfen, zufolge des leidigen Erfahrungssatzes, daß schwache Theile eines Körpers immer am meisten von Krankheitsschlägen betroffen und angegriffen werden. Trotz aller Enthüllungen des heillosen Getriebes an der Eriebahn beharren nämlich die „Gewichtigen“ in Europa auf dem Satze: „Aber es ist doch der kürzeste Weg nach dem Westen!“ und man bietet alles auf, die Auswanderung demnächst nach dem Westen zu dirigiren und sie dann zur Fahrt auf der Eriebahn zu bringen, wobei sich gelegentlich der Spaß herausstellt, daß die Bahnverwaltung nicht einmal die gepreßten Passagiere insgesammt auf der eigenen Bahn befördert, sondern an andere Emigranten-Plünderer, mit denen sie unter einer Decke steckt, förmlich verschachert, damit

[1] Unter den Newyorker-Deutschen eingebürgerter Scherzname für den Ort Hoboken. A. d. V.

[1] Seit ich obiges niedergeschrieben, ist bereits die Befürchtung zum Theil in Erfüllung gegangen; eine pfiffig herbeigeführte Geldkrisis hat auch den erwähnten Actien schon einen derben Ruck gegeben. A. d. V.

ihnen auf dem Wege über Albany und Buffalo der letzte Heller abgenommen, das letzte Hemd ausgezogen werde.

Die angeführte Stereotypphrase der „Gewichtigen“, der geistvolle Mustersatz: „Aber es ist doch der kürzeste Weg nach dem Westen!“ erinnert allerdings ungemein an das ironische: „Doch Brutus ist ein Ehrenmann!“ in der Rede des Antonius von Shakspeare's Julius Cäsar; denn die Weisung auf den Westen hat so „faule“ Seiten, wie die des Transportes mit der Eriebahn, doch

Der Schlammstrom hat die Schiffer erfaßt,
Und reißt sie hinab mit grimmiger Hast!

Weit rathsamer als sich Eriebahn-Actien aufschwatzen zu lassen finden wir es, Kleider auf einer Auction zu kaufen, die eben im nahe gelegenen Local auf Weststreet abgehalten wird, obschon es thatsächlich nur eine „Mock-Auction“ ist. Das Wort „Mock“ bedeutet nach meines verehrten Freundes Flügel Wörterbuche: „nachgemacht“, „falsch“, „unächt“, „nur scheinbar“, „Spott“, „Hohn“, „(bitterer) Scherz“, „Gespött“, „Nachäffung“, „Possen.“ Die „gewichtigen“ Leute in Deutschland mögen sich als Käufer der Mock-Actiens, Mock-Stocks oder Mock-Shares zur Eriebahn aus dieser Suite von Erklärungen nach Belieben wählen; ich glaube fast, es wirds irgend eine thun!

(Schluß folgt.)

Brittische Naturforschung.

Aus den Verhandlungen der kürzlich versammelt gewesenen Brittischen Association für Naturforschung heben wir einige für die Stellung der Wissenschaft in England charakteristische Punkte aus. Vor allem die durchaus praktische Richtung der englischen Wissenschaft, welche zwar längst bekannt ist, an welche aber in Deutschland bei jeder Gelegenheit wieder erinnert werden mag. Um an einem Beispiele zu zeigen, wie in England die Wissenschaft mit den praktischen Interessen Hand in Hand gehen, lassen wir den auf die derzeit in England angeordneten meteorologischen Forschungen bezüglichen Theil der Antrittsrede Lord Harrowby's folgen:

„Vielleicht, sagte er, gibt es keinen bessern Beweis, von welchem Werthe die Ansammlung vereinzelter Thatsachen seyn kann, wie sehr sie auch an und für sich geringfügig und in keinem sonderlichen Zusammenhang zu stehen scheinen, als die Wissenschaft der Meteorologie. — Was könnte, sagt schon das Sprüchwort, Regeln und Gesetzen weniger unterworfen seyn, als der veränderliche Wind und die falsche Woge? Dennoch haben Beobachtung und Vergleichung auch hier für die Wissenschaft und das Leben vieles geleistet und stehen weitere Leistungen in naher Aussicht. Es ist bekannt, daß die amerikanische Regierung vor einigen Jahren, und auf das Andringen wie unter der Leitung des Lieutenant Maury über gewisse Erscheinungen auf der See, als da sind Winde, Ebbe und Fluth, Strömungen und Temperatur des Oceans, die Beobachtungen amerikanischer Handelsschiffe gesammelt hat, und daß die in Karten und Büchern niedergelegten Ergebnisse dieser Arbeit zur größeren Schnelligkeit und Sicherheit der Seereisen bereits in außerordentlichem Maße beigetragen haben. Bekanntlich erging auch an die englische Regierung die Aufforderung, sich an diesem großen für jede handeltreibende Nation gemeinnützigen Werke zu betheiligen, und einer unserer Vicepräsidenten, Lord Wrattesley, brachte die Sache vor das Parlament. Minder bekannt dürfte es seyn, daß die Regierung auf den Vorschlag eingegangen ist und zu dem Ende ein besonderes, in Verbindung mit dem Handelsamte stehendes Departement errichtet, und dieses unter die Leitung des Capitäns Fitz Roy gestellt hat, vielleicht desjenigen Mannes, der zur energischen und glücklichen Durchführung der geeignetste ist. Weil ich nun glaube, daß der Gegenstand die Stadt, in welcher wir unsere gegenwärtige Versammlung halten, besonders interessire, ersuchte ich den Capitän Fitz Roy, mir über den gegenwärtigen Stand der Frage Mittheilung zu machen, und der Capitän stellte mir, wenn auch nicht in officieller Weise, folgende Memoranda zur Verfügung.

„Memorandum I. Nachdem der maritime Völkerverkehr sich in einer bisher beispiellosen Ausdehnung über die Welt verbreitet, und die Concurrenz einen solchen Grad erreicht hat, daß der Werth der Ladungen und der Nutzen des Unternehmens mehr denn je von der Dauer und Beschaffenheit der Reise abhängt, ist es zu einer Frage von der höchsten Wichtigkeit geworden, die besten Routen in dem Sinne festzustellen, daß die Schiffe ihre Fahrten zugleich am schnellsten und am sichersten zurücklegen können. Die so massenhafte Verwendung von Dampfern, das allgemeine Streben, sich der geraden Linie zwischen zwei Plätzen so nahe zu halten als dazwischenliegendes Land oder Strömungen und Winde es gestatten mögen; dann die in unserer Zeit so viel ausmachenden Verbesserungen in der Schifffahrt haben das Bedürfniß einer genaueren und im vorkommenden Fall sofort anwendbaren Kenntniß aller besuchten Seestriche in Anregung gebracht. Es handelt sich dabei nicht bloß um eine größere Genauigkeit in den Detailangaben, sondern vielmehr darum, sehr werthvolle aber zur Zeit noch zerstreute Notizen zusammenzubringen und sie in ein geordnetes Ganze zu bringen. Außerdem hat durch die Mangelhaftigkeit der dabei benutzten Instrumente die Genauigkeit vieler Resultate Noth gelitten, so daß den meisten, bisher auf der See angestellten meteorologischen Beobachtungen nur eine annähernde Gültigkeit beigelegt werden kann. Bei den zur Zeit zugänglichen Mitteln kann die Kenntniß von Winden und Meeresströmungen dieser Dinge nur durch jahrelange Anstrengung in persönlicher Erfahrung erworben werden, ausgenommen die größeren Seerouten, die allerdings hinreichend bekannt sind. Vor einigen Jahren nun sind, hauptsächlich unter Zugrundelegung des von der Vereinigten-Staaten-Regierung gesammelten Materials, auf Anregung und unter der Oberaufsicht des Lieutenants Maury, Wind- und Strömungskarten herausgegeben worden, und das Studium dieser Karten und Anweisungen hat die Seefahrer in den Stand gesetzt, ihre Reisen gegen früher bedeutend abzukürzen, in vielen Fällen um etwa ein Viertel, in einigen um ein Drittel der Entfernung oder der Zeit. Schon Rennell, Capper, Reid, Redfield, Thom, Piddington und andere hatten über die Winde und Strömungen viel gesammelt und geschrieben, aber erst nach der Veröffentlichung der trefflichen Beobachtungen des Lieutenants Maury

hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem für ein Seefahrt treibendes Land so hochwichtigen Gegenstande zugewendet. Durch die erzielten praktischen Resultate ermuthigt, durch die richtigen Schlußfolgerungen jenes Officiers angeregt, haben sodann die bedeutendsten Seemächte die Conferenz, welche im vorigen Jahre in Sachen der See-Meteorologie zu Brüssel abgehalten wurde, durch Männer beschickt, welche mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet waren.

Der Bericht dieser Conferenz wurde dem Parlament vorgelegt, und das erste directe Resultat derselben war eine Bewilligung zum Ankauf von Instrumenten und zur wissenschaftlichen Untersuchung der Beobachtungen. Was immer an werthvollen meteorologischen Notizen auf der Admiralität angesammelt worden, alles was anderswoher aufzutreiben ist, sammt Allem was künftig an genauern Angaben noch geliefert werden wird, soll in diesem neuen Departement des Handelsamtes tabellarisch geordnet und der Prüfung unterzogen werden. In Folge der Aufforderung der Vereinigten-Staaten-Regierung, und von dieser, auf die Verwendung des unermüdlich thätigen Lieutenants Maury hin, mit den entsprechenden Schriftstücken auf die liberalste Weise versehen, ist jetzt eine sehr große Zahl namentlich amerikanischer Schiffe mit Beobachtungen beschäftigt. Unter gewissen leicht zu erfüllenden und billigen Bedingungen stellt diese Regierung nicht bloß amerikanischen, sondern auch englischen Schiffen Routen und Karten unentgeltlich zur Verfügung. In England selbst wird die Regierung durch das Handelsamt eine gewisse Zahl auf weite Reisen ausgehender Schiffe mit meteorologischen Tabellen, „abstract logs“ und Instrumenten, gleichfalls unentgeltlich, versehen, und so zur Ausführung dieses wichtigen nationalen Unternehmens beitragen. In der Vorrede zu einer neuern, vergangenen Junius in Edinburg erschienenen Ausgabe von Dr. Johnstons „Wind- und Strömungskarten“ sagt Dr. Buist: „nachweislich haben Lieutenant Maury's Karten und Schifffahrts-Anweisungen die Fahrten amerikanischer Schiffe um etwa ein Drittel abgekürzt. Würden nun die Fahrten dieser Schiffe nach und von Indien nur um ein Zehntel abgekürzt, so würde das an Frachtgebühr allein eine jährliche Ersparniß von 220,000 Pfd. ausmachen. Schätzt man ferner die Frachten der von Europa nach fernen Häfen fahrenden Kauffahrteischiffe auf jährlich 20 Mill. Pfd., so würde sich die Ersparniß eines Zehntels auf 2 Millionen belaufen, und sohin legt — ganz abgesehen von der Kriegsmarine aller Länder — jeder für die praktische Geltendmachung und Ausführung jener einleitenden Vorbereitungen verlorene Tag dem Schifffahrtsinteresse ein Opfer von ungefähr 6000 Pfd. auf.“ Offenbar tritt dann auch, wenn eine Fahrt in kürzerer Zeit gemacht wird, nicht bloß eine Kostenersparniß für den Kaufmann, Schiffseigner und Assecuranten, sondern auch eine bedeutende Verminderung des Risikos durch verderbliche Krankheiten ein, da ein gehörig geführtes Schiff, anstatt in ungesunden Gegenden, schweren Regen oder drückend heißen windstillen Zeiten, vielleicht Menschenleben zu verlieren, seinen Weg unter günstigen Umständen und rasch fortsetzen kann. Es gibt auch gar keinen stichhaltigen Grund, weßhalb man die See nicht so gut oder vielmehr, weil viel zugänglicher und weniger mannichfaltig, nicht besser sollte kennen lernen als das Land.

Die Veränderungen in der Atmosphäre sowohl auf der See als auf dem Lande stehen mit der Elektricität und dem Magnetismus in so engem Zusammenhang, daß bei diesen Dingen nicht bloß alle Seeleute interessirt sind, sondern daß die Thatsachen, welche von letztern aufgezeichnet werden, auch den Gelehrten zu Gute kommen. Die auf dem Handelsamte gesammelten meteorologischen Erfahrungen werden daher unter dem doppelten Gesichtspunkte geprüft werden: sowohl den Seefahrern behülflich zu seyn, d. h. vielmehr die Seefahrt zugleich leichter und sicherer zu machen, als auch zum künftigen Gebrauch der Gelehrten eine Sammlung genauer und wohlüberdachter Beobachtungen anzulegen.

„Memorandum II. Sobald der Voranschlag für meteorologische Zwecke im Parlamente durchgegangen war, wurde auch zur Organisation eines neuen Zweig-Departements beim Handelsamte geschritten. Am 1 August wurde Capitän Fitz Roy mit der Leitung dieses neuen Amtes beauftragt, wobei er zugleich in Betreff der Beihülfe, die sie zu leisten im Stande seyn möchten, auf Dr. Lyon Playfair vom Departement für Kunst und Wissenschaft, und auf Admiral Beechey, vom Marine-Departement, angewiesen wurde Sobald die Tabellen und die Instrumente in Bereitschaft und ein Bureau eingerichtet ist, werden vier oder fünf unter seiner Leitung stehende Personen den Capitän Fitz Roy unterstützen. Es steht zu erwarten, daß im October d. J. mehrere Schiffe mit meteorologischen Tafeln „abstract logs“ versehen, und daß im November d. J. das Amt selbst in voller Thätigkeit seyn werde. Die Admiralität hat angeordnet, daß das gesammte Archiv des hydrographischen Bureau's dem Handelsamte auf eine genügende Zeit zur Verfügung gestellt werde. Alle andern Documente, zu welchen die Regierung Zugang hat, werden gleichfalls nutzbar gemacht, und die Archive des India-Hauses werden nicht minder durchforscht werden. An Materialien wird sohin kein Mangel seyn, wenn sie auch nicht der Art sind, wie sie beim systematischen Gebrauche und bei besseren Instrumenten hätten erzielt werden können. Capitän Fitz Roy neigt zu der Ansicht, daß die Schriftstücke, welche Lieutenant Maury bis jetzt veröffentlicht hat, für den Gesichtspunkt des Seemanns zu sehr ins Detail gehen, daß ihnen die geeignete übersichtliche Darstellung abgeht, und daß sie deßhalb praktisch nicht so nützlich sind als man gewöhnlich voraussetzt. Seinen Anleitungen oder Schifffahrts-Weisungen dagegen, den praktischen übersichtlich gehaltenen Resultaten, seinen fleißigen und unermüdlichen Forschungen verdankt man die thatsächlichen Vortheile, welche die Seefahrer erzielt haben. In Betreff jenes Uebelstandes, welcher die Vermehrung des Materials nur erhöhen würde, macht Capitän Fitz Roy den Vorschlag, alle einzelne Daten reducirt und gleichsam im Durchschnitt genommen in entsprechend geordneten Tabellenheften unter einer Nummer zusammenzustellen, nach welchen dann später Verzeichnungen, Karten und „meteorologische Wörterbücher“ oder Verzeichnisse angefertigt werden würden, so daß unter Bezugnahme auf Länge und Breite alle Information über eine betreffende Localität sofort und mit Bestimmtheit erholt werden könnte.“

Wie an dem obigen Beispiel die praktische Richtung der englischen Wissenschaft sich kundgibt, so sind bei der dießjährigen Versammlung noch andere sehr nützliche Dinge zur Sprache gekommen. Besondere Erwähnung verdient der menschenfreundliche Plan eines Hrn. Cunningham, der abscheulichen Stickluft in den Auswandererschiffen abzuhelfen, wogegen er eine in Gebäulichkeiten bereits erprobte Maschine vorschlägt, welche einerseits Luft durch einen das Schiff durchziehenden Röhrenapparat in die Schlafstätten führt,

andrerseits in die eingesperrten Räume chemische Flüssigkeiten spritzt, welche die schlechte Luft desinficiren sollen. Auch die Einwendungen, welche in öffentlichen Blättern wegen des Kostenpunkts gegen Hrn. Cunninghams Vorschläge gemacht worden sind, weist er zurück.

Man darf nicht glauben, daß diese praktische Richtung zur Verseichtung der brittischen Naturforschung führe. In den oben angeführten Memoranden des Capitäns Fitz Roy ist bemerkt, daß eine bloße Anhäufung von empirischem Detail nicht ausreiche, sondern daß wenn ein praktischer Nutzen erzielt werden solle, allgemeine Gesetze gefunden werden müssen, in denen sich die vereinzelten Thatsachen zusammenfassen lassen. Ganz richtig! Nur wenn man solche allgemeine Gesetze z. B. in der Geologie hat, wird man mit Sicherheit neue Orte für die Auffindung nutzbarer Mineralien suchen können; nur wenn man die Gesetze der Winde und Meeresströmungen kennt, wird man für die Schifffahrt sichere Verhaltungsregeln aufstellen können. Ob das Streben nach praktischer Anwendung zur Entdeckung allgemeiner Gesetze führt, oder wie in Deutschland ein Erkenntnißtrieb, dem das Auffinden allgemeiner Gesetze Selbstzweck geworden ist, das ist im Resultat gleichgültig.

Bekanntlich geschieht für den Unterricht des englischen Volks theils in Folge der Gleichgültigkeit der höhern Classen, theils wegen der landesüblichen Scheu von jeder Art von gesetzlichem Eingreifen in die individuelle Freiheit ausnehmend wenig von Seiten des Staates. Wenn demungeachtet das Volk durch seine Selbstthätigkeit diesen Mangel in aller Weise zu ersetzen sucht, so erklärt sich das bloß daraus, daß es die Wichtigkeit erkennt, welche ein solides Wissen fürs praktische Leben hat. Es ist nicht ohne Interesse zu hören, wie die Stellung von Staat und Volk namentlich zum naturwissenschaftlichen Unterrichtswesen bei der Versammlung der brittischen Naturforscher zur Sprache kam. Der Vorsitzende berührte diesen Gegenstand mit folgendem Passus:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß bis vor kurzem noch die Unterstützung, welche von Seiten der Erziehungs-Anstalten oder von Seiten des Staates der wissenschaftlichen Ausbildung in England zu Theil wurde, sehr unbedeutend und des Gegenstandes wie der Nation gänzlich unwürdig war. Nehmen Sie die Elementarschulen! Bis noch vor ganz kurzem wurde den arbeitenden Classen niemals mehr als Lesen und Schreiben und kaum dieses geboten. Nehmen Sie die mittleren Schulen! Sie waren auf die Erlernung von etwas wenigem Griechisch und Latein, oft nicht einmal der Arithmetik, beschränkt. Die Mittelclassen der Gesellschaft, die Classen, welche ihre Kinder nicht auf die Universitäten schickten, hatten keine Gelegenheit, von den nicht geprüften wenig geachteten Lehrern der Privathandelsschulen oder bei dem gelegentlichen Verweilen eines fahrenden Professors mit seinem Wander-Apparate in den praktischen wie in den abstracten Wissenschaften irgend welche auch nur annähernd genügende Kenntnisse zu erwerben.

„Aber was thaten die Universitäten? Meine eigene Universität, Oxford, der ich in anderer Hinsicht den größten Dank schulde, hat für die Naturkunde wenig gethan. Allerdings wurden hier dem Studium der Mathematik, als einer Uebung und Ausbildung des Verstandes, eigene Ehrenpreise zu Theil, wenn gleich der Ort dem Streben darnach noch niemals günstig gewesen ist. Allerdings waren bis noch vor kurzem die Ehrenpreise der Schwester-Universität ganz oder beinahe ausschließlich auf dieselbe Wissenschaft beschränkt, und ist Newtons Schule selten ohne eines solchen Gründers würdige Namen gewesen. Aber auch hier wurde die Mathematik noch immer zu einseitig als eine bloße Zuchtschule des Verstandes und nicht als ein Mittel zur Erforschung neuer Wahrheiten angesehen, und gesund und kräftig, wie der schöne Baum der Wissenschaft in den akademischen Vorhöfen stand, war er doch etwas arm an frischen Früchten. Wie er zu Newtons Zeiten gewesen war, so blieb er großentheils mindestens anderthalb Jahrhunderte. Außer der Mathematik aber wurde, wie ich behaupten zu dürfen glaube, den exacten Wissenschaften an beiden Universitäten wenig oder keine Aufmunterung zu Theil. Fand sich hie und da ein Professor, dessen Titel etwas der Art versprach, so ergab sich bei näherer Bekanntschaft, daß er kaum dem Namen nach bekannt, daß seine Vorlesungen, selbst wenn dem Publicum angeboten, überhaupt nicht, oder nur von solchen besucht waren, die man gewissermaßen zu den Faullenzern zählt, weil ein Erfolg in diesen Fächern für die Universitäts-Laufbahn nicht nur keinen Gewinn brachte, sondern sogar schädlich war, weil dadurch den bevorzugten Studien Zeit entzogen wurde. Man kann also wohl sagen, daß, wenn in solchen Wissenschaften irgend Fortschritte gemacht wurden, diese, wenigstens was die englischen Universitäten betrifft, eher trotz als kraft des an diesen Anstalten eingehaltenen Systemes geschah.

„In Schottland allerdings führte das ausgedehnte Studium der Medicin — wie diese eben mit so vielen anderen Zweigen der Wissenschaft zusammenhängt — und zugleich das geringere Maß künstlichen Zwanges zu anderen Studien von selbst zur Pflege der Naturwissenschaften, und ein Black und Gregory, ein Leslie und Playfair hatten zu Oxford und Cambridge unter den Zeitgenossen keine Nebenbuhler. Die Namen Whewel und Herschel, Airy, Challis und Sedgwick, Powell, Daubeny und Buckland würden zwar für spätere Zeiten eine solche Behauptung nicht zulassen.

„Aber was hat mittlerweile der Staat gethan? derselbe Staat, welcher bei seiner begränzten Bevölkerung und seinem begränzten Gebiet nicht auf seine Seelenzahl, sondern auf den individuellen Werth seiner Bürger sich stützen muß, eben so nicht auf die Morgenzahl seines Ackerlandes, sondern auf den verständigen Anbau desselben, und wieder nicht auf die wenn auch gut ausgebeuteten Hülfsquellen seiner Oberfläche, sondern auch auf die darunter gelagerten Bergwerke, auch wieder nicht bloß auf seine Bergwerke, sondern eben so sehr auf die Fabriken, deren Betrieb durch jene Bergwerke so außerordentlich erleichtert ist, und wieder nicht bloß auf diese Fabriken, sondern nicht minder auf eine Ausdehnung des Handels und der Schifffahrt, wie solche vonnöthen sind, um die Rohstoffe von den fernsten Winkeln des Erdballs herbeizuschaffen und in anderer Form und Verbindung mit Schnelligkeit, Sicherheit und Ersparniß oft an dieselben Orte zurückzusenden? Was, fragen wir, thut der Staat für die weite Verbreitung und die vollste Pflege der Chemie, Naturgeschichte, Mineralogie, Geologie, Astronomie, Meteorologie und Mechanik? Durchaus nichts. Eine Zeitlang bestand ein Längen-Bureau, und anstatt es zu erweitern und zu verbessern, hob er es auf; es bestand ein Ackerbau-Amt und er ließ es eingehen; es bestand eine Schule für See-Baukunst, und auf das Gebot einer engherzigen Sparsamkeit und das Andringen einseitiger Praktiker hob er sie auf, als gerade ihre Früchte zur Reife kommen sollten; es bestand eine Schule für Schifffahrtskunde in Ports-

mouth, und er ließ sie eingehen. Da und dort gibt es noch von Alters her und durch die Freigebigkeit eines einzelnen Monarchen eine vom Staate nur widerwillig übernommene Dotation — von 10 Pfd. für einen Professor der Naturwissenschaft zu Aberdeen, oder von 50 Guineen für einen deßgleichen zu St. Andrews, oder von 150 Pfd. für einen zu Glasgow, oder von 30 Pfd. für einen zu Edinburg, und neuerer Zeit Dotationen von je 100 Pfd. das Jahr für vier oder fünf Professoren an jeder von den alten englischen Universitäten.

„Das ist meines Wissens Alles, was noch neuestens der glorreiche Staat Britannien für die Wissenschaft gethan hat, von welcher sein Reichthum und mit ihm seine Macht und seine Existenz selbst abhängt, und nur in Folge der anderweitigen Größe der englischen Institutionen und der Tüchtigkeit des englischen Nationalcharakters können wir trotz der schweren Unterlassungssünden des Staats eine stattliche Schaar, wenn auch nicht von Lehrern doch von Gelehrten, gewerblichen Praktikern und Erfindern aufweisen, deren sich kein Land schämen dürfte, wo die Regierung alles Erdenkliche zur Ermunterung des wissenschaftlichen Fortschritts thut."

Die Wissenschaft der alten Gräber

innerhalb der reingermanischen Welt, wozu ich die skandinavische nicht rechnen kann, hat schwerlich irgend einen Grund, sich neben den andern Wissenschaften geltend machen zu dürfen, da sie sich in Folge seltenen Mangels an Studien geschriebener Zeugnisse, Mangels an hinreichenden Erfahrungskenntnissen und Mangels an gehörigem Urtheil bisher in einem sehr ärmlichen Zustande befindet. Die Systemsucht, welche allzuoft etwas sucht und findet, wo nichts vorhanden ist, hat auch dieser Wissenschaft einen falschen Schein von Vollendung oder mindestens von einer gewissen Vollständigkeit gegeben. Man glaubt genau zu wissen, wie die alten Römer, Germanen, Kelten, Slaven und Mongolen zur Erde bestattet worden sind, und mittelst dieser Gewißheit, dieses falschen Vertrauens, und in Folge der unerschütterlichen Autorität eines einzelnen oder einzelner, auf deren Wort man geschworen, ist die Wissenschaft der Gräber selbst unserer eigenen Vorzeit so mit Irrthum beladen und in Irrthum so befestigt oder festgebannt worden, daß sie fürs erste schwerlich auf ächten Fortschritt wird rechnen dürfen. Steinalter, Brennalter, Bronzealter, Eisenalter und wer weiß was für Alter; so hat man eingetheilt, so daß eine durch das andere und alles in einander geworfen. Und seitdem das Gräberöffnen Mode geworden, hat man zehnmal mehr Irrthum in willkürlich geschaffene Systeme hineingelegt als man Wahrheit aus der Erde herausgesehen hat. Deutsche Forscher haben es nicht einmal verschmäht, unhaltbare Hypothesen manchen Oldgranskers das Bestatten der Todten in der Urzeit betreffend auf deutschen oder überhaupt germanischen Boden zu verpflanzen und das skandinavische Begraben (anstatt unseres Leichenbrandes) sowie insbesondere das skandinavische Begraben mit Thieren für germanische Sitte im Heidenthum auszugeben.

In der „Deutschen Vierteljahrs-Schrift" 1854, Nr. 67, p. 138 kommt in dem Aufsatze über die älteste Bevölkerung der schwäbischen Alb die folgende Stelle vor: „... die hiesigen Gräber der eingebornen Germanen (der Verfasser will hier sogar die Körperüberreste von Etruskern „dieses Riesenvolks," wahrgenommen haben) ... Ihre Gräber sind große Hügel von 12 bis 25 Fuß im Durchmesser und in der Regel 3 bis 6 Fuß hoch. Sie liefern uns den Leichnam gewöhnlich im vollen Schmuck seiner Waffen, mit schweren Steinen zugedeckt. Der Krieger ruht nicht selten mit seinem Pferde im Grabe, auf einem Brandplatze liegen die Reste, sind aber nie angebrannt. Ueberbleibsel von Ochsen und Schweinen, von Hirschen, Rehen, Hasen und Hühnern, eine Menge Scherben, Schüsseln und Töpfe zeugen von den Mahlzeiten, die bei der Bestattung gehalten wurden. Die Menschenschädel zeigen die breite Stirn und das große Gesicht, das ganze Skelett jenen Typus, den Tacitus vom Germanenvolk beschreibt. Verhältnißmäßig ist auf diese zweite Periode nur wenig Humus vertheilt, und oft reißt der Pflug des Landmannes ein Denkmal der Römerzeit auf oder stößt die Haue eines Wurzelgräbers im Walde auf das Geripp eines Germanen." Eines Germanen! Wenn es ein solcher gewesen. Ob das Gräber „eingeborner Germanen" sind, kann der Verfasser jener Zeilen nicht beweisen. Es ist hier zu bedenken, daß die große Völkerwanderung über Württemberg gegangen ist. Auch ging damals der Weg vieler skandinavischer Schaaren durch Schwabenland, und wer weiß denn, wie viele Skandinavier diesen Boden schon zu den Zeiten des Ariovists (friesisch Arfest d. i. Ehrenfest) und Marobodnus betreten haben! Aus Kennzeichen physischer und geistiger Physiognomie und aus manchen Zügen der Sitten und Gebräuche möchte mancher schließen, daß die Schwaben ursprünglich der skandinavischen Race angehörten, und wäre dieß der Fall, so fänden die besprochenen schwäbischen Gräber in dem Volke selbst ihre Erklärung. Germanische Gräber des Heidenthums sind diese Gräber nicht, es sind skandinavische, ganz dieselben, wie man sie noch im 10ten und 11ten Jahrhundert bei Snorro Sturleson in der Heimskringla beschrieben findet, und von welcher Gattung man noch heut zu Tage in den skandinavischen Ländern entdeckt, z. B. das diesen Sommer auf Hof. Dönö auf der Nordseite Norwegens gegenüber, geöffnete Hügelgrab, ferner das auf der Südseite Norwegens unweit Christiania, 1852 geöffnete und mehrere andere in andern skandinavischen Ländern, wo Menschen unverbrannt auf Brandtrümmern entweder in Fahrzeugen liegend oder in sitzender Stellung oder ohne Fahrzeug, oder zugleich mit Pferden, Hunden und andern Thieren unter einem Erd- oder Steinhügel beigesetzt worden. Von gehaltenen Mahlzeiten zeugen aber diese Thiere nicht. Das große Gesicht und die breite Stirn (bei häßlich hohen Backenknochen — ein mongolisch-skandinavisches Kennzeichen —) gehört nicht zum ächtgermanischen habitus corporum, sondern zum skandinavischen. Der Verfasser der Germania hat die reinen Germanen und die Bestattungsweise ihrer Todten ganz anders beschrieben. Der Todtenbrand war die einzige Sitte derselben, das Begraben unverbrannter Leichname nicht. Der Todtenbrand kam mit den Gründern Englands nach Britan-

nien. Die Form unserer Todtenhügel habe ich dort allenthalben gefunden und genau unterscheiden können. In allen diesen ächtgermanischen Todtenhügeln, sey es auf unserer Erde oder auf der englischen, finden sich keine Skelette, sondern Urnen und verbrannte Knochen, keine Thiere. Die Todtenhügel dieser Gattung in England sind also mindestens 1000 bis 1100 Jahre alt. In den friesischen Strecken finden sich noch viel jüngere, und auch diese alle sind ohne Skelette, ohne skandinavische Merkmale, und enthalten Urnen, Asche, Waffen, Schmucksachen, Münzen und Geräthschaften, keine Pferde, keine Schiffe, keine Hunde. Die reinen Germanen — die reinsten wohnten ohne Zweifel am Meer, d. h. an der Nordsee, zwischen den Belgiern und den mit Dänen vermischten Jüten — waren viel civilisirter und edler als die Skandinavier. Auf zwei Hauptzüge will ich zum Beweise hinzeigen. Sie fühlten viel zu tief ihre Menschenwürde, um sich neben einem Thiere in der Erde beisetzen zu lassen; das fühlten die Skandinavier nicht. Sie waren viel zu edel und rein, um Vielweiberei unter sich zu dulden. Sie waren mit Einer Frau zufrieden, und diese hielten sie in Ehren und achteten sie hoch. Die Frauen stillten ihre Kinder selbst. Nicht so die Skandinavier. Sie lebten in Polygamie, hielten ihre Weiber wie Sklavinnen und ließen ihre Kinder an fremden Brüsten saugen. Darin waren sie den heutigen Mormonen und der jetzigen Generation der Ammenzeit ähnlich.

In den Hebriden, vorzugsweise in den eigentlichen oder äußersten Hebriden (Long Island oder die lange Insel genannt), einer zu Lande 150 engl. Meilen langen, aus fünf Hauptinseln bestehenden Inselkette, welche ich von einem Ende bis zum andern zu Fuß bereist, habe ich eine Entdeckung gemacht, die für die Wissenschaft nicht unwichtig ist. Aus einzelnen hier vorkommenden Personennamen, Ortsnamen, Sprachbestandtheilen des Galischen, Sitten, Gebräuchen, Superstitionen und heidnischen Gräbern, welche durchaus nicht insgesammt skandinavische (obwohl diese vorherrschend sind) sondern auch germanische und zwar friesische sind, geht hervor, daß zu den Zeiten als die keltischen Hebriden von dem Volk aus Lochlin zuerst heimgesucht, erobert und zum Theil neu bevölkert wurden, auch Friesen dorthin gekommen seyn müssen. Ein wenig westlich von dem Predigerhause in Barra in Long Island habe ich auf einer sandigen Strecke nahe am Strande mehrere alte Gräber gesehen, gerade wie auf unsern nordfriesischen Inseln häufig in den Sanddünen zu finden sind. Jedes einzelne Grab ist mit einem Steinzirkel umgeben, und im Innern desselben steht die Urne, oder ist auch nur allein der schwarze Fleck mit Menschenasche und Kohlen da, wo der Scheiterhaufen brannte. Ferner findet man in den Hebriden diese germanischen Begräbnißplätze nicht allein in der flachen Ebene, sondern auch in Todtenhügeln, die keine skandinavischen sind. Diese Todtenhügel heißen in Nord Uist schiens, d. h. Feenhügel (fairy hills). Bei Balranald in Nord Uist ward vor einigen Jahren ein solcher Hügel geöffnet, der nichts anderes als eine bedeutende Masse verbrannter Menschenknochen enthielt, von Steinen eingeschlossen, die im Feuer gewesen. Ein Grab ganz derselben Art habe ich selbst auf der nordfriesischen Insel Amram geöffnet. Unweit jenes Hügels bei Balranald ist ein anderer Namens sion (Schien) thuach d. h. der Nord-Feenhügel, und eine kleine Strecke südlich davon noch einer, genannt sien a teach (sprich Tes), d. h. der Süd-Feenhügel. Dagegen ward unlängst zu Bernis (sprich Bernisch) in Nord Uist ein Fleck entdeckt mit einer skandinavischen Grabstätte, wo Menschen- und Pferdeknochen und ein großes Stück von einem Hirschgeweih gefunden wurden. Auf der großen Sandstrecke Machair Mianich auf der Nordseite von Nord Uist ist ein skandinavisch-heidnischer Kirchhof, wo Menschenschädel und Menschenknochen in großen Massen nebst Hirschhörnern und Hirschhornspitzen zu sehen sind. Auch hat man hier einzelne alte Münzen, Sachen und Zierrathen von Messing gefunden.

Dr. K. J. Clement.

Cape May.

(Von Ed. Pelz.)

Die angelsächsische Race erfülle eine großartige weltgeschichtliche Sendung, wird behauptet und von der Revue des deux Mondes bestätigt, trotz französischer Selbstliebhaberei. Wer könnte also dagegen aufkommen? Mir kann kein Versuch dieß zu thun einfallen, und ich erlaube mir nur das kleine Amendement zu machen: „Diese Race vollzieht eine solche Sendung, aber jedenfalls auf schauerlich langweilige Art." Wer so glücklich oder so klug ist seine Erfahrungen in dieser Beziehung nur aus der Entfernung und auf literarischem Wege machen zu können, der darf — was die Anglo-Amerikaner anbetrifft — nur den „Potiphar Papers" des abscheulichen Verräthers Curtis nachlesen, um namentlich das Leben während der Zeit, wo man sich in Städten aufhält, näher kennen zu lernen. Etwas anders stellt sich die Sache hinsichtlich der Sommersaison, weil da mehr Natur mit in Anschlag zu bringen seyn könnte, die bekanntlich aller Federfertigkeit spottet, sowie sie den geschicktesten Pinsel in Schatten bringt. Wir haben da Ursache, nicht bloß bei den zahlreichen, meist romantisirten Berichten stehen zu bleiben, sondern die Wirklichkeit zu Rathe zu ziehen. So dachte wenigstens einer meiner Gesinnungsgenossen, der diesen Sommer 1854 einen Ausflug nach Cape May von Philadelphia aus machte und mir darüber folgendes schrieb:

„Endlich waren meine Angelegenheiten so weit geordnet, daß

ich der erstickenden Hitze Philadelphia's und seinen Myriaden blutdürstiger Muskitos auf einem Dampfer entfliehen konnte, der mich in ziemlich zahlreicher Gesellschaft auf dem breiten Rücken des Delaware hinab nach Cape May brachte. Wie wohl that eine erfrischende Seekühle oder „Breeze", wie es hier zu Lande heißt, auf der schönen, weiten Delaware-Bay!

Bei der Ankunft am Landungsplatze auf Cape Island, gegen vier Uhr Nachmittags, war es demnächst keine leichte Aufgabe eine Wohnung zu bekommen. Zwar befinden sich hier gewiß ein Dutzend mächtiger Hôtels, wahre Riesen-Etablissements, und außerdem fehlt es nicht an kleineren Dettis, so wenig wie an den unvermeidlichen Boardinghäusern unsrer angenehmen „Amerikaner"; allein seit mehreren Wochen schon waren — wie am Tage meiner Ankunft — täglich gegen 200 Gäste und Besucher dem fashionablen „Watering Place" zugeströmt, so daß ein Ueberfluß an Räumen zur Unterbringung von Personen sich bereits in dringenden Mangel zu verwandeln begann.

Du kennst die unter solchen Umständen zuträglichste Politik; es ist die: den kostspieligsten Ort zu wählen! Ich zog daher nach dem „Congreß-Hall", wo ich mitten unter der fashionabelsten Welt für 14 Dollars wöchentliches Unterkommen fand, während sonst gewöhnlich nur 12 Doll. mit „full board" (volle Beköstigung) gezahlt werden.

Willst du wissen, welche Ingredienzen die hiesige fashionable Gesellschaft bilden? Ei, es sind die allgemein amerikanischen, nur etwas pennsylvanisch gefärbt. Die Leute, welche sich von den Geschäften zurückgezogen nachdem sie „Geld gemacht", bilden bei weitem eine „respectable" Mehrheit. Da finden sich ehemalige Schneider, Schuhmacher, Grocer (Gewürzkrämer), Bierbrauer, Friseure, Quacksalber u. dgl. Kaufleute oder Handwerker mehr. Es wimmelt da von Capitäns, Colonels u. s. w., die insgesammt im hiesigen Schlammstrome des Lebens fett wurden, gemästet aber vor jeder Berührung mit dem „profanum vulgus" (unheiligen Pöbel), welchen der Aristokrat Horaz so herzinnig haßte, zurückschaudern. Brauche ich dir noch die Versicherung zu geben, daß mir Altmeister Goethe's Chorus im Faust, während der Scene in Auerbachs Keller,

„Uns ist ganz cannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!"

recht häufig ins Gedächtniß kömmt?

Wir wollen jetzt zu einer Betrachtung des eigentlichen „Busineß" (Geschäfts) von Cape May schreiten, das natürlich im Baden besteht.

Wer nicht geneigt ist, sich mit wollenem Hemd und ditto Beinkleidern versehen ins salzige Seewasser zu begeben, sondern in puris naturalibus zu baden, der muß des Morgens vor 6 Uhr am Seeufer seyn, wo kleinere und größere Badehäuser dicht am Rande des atlantischen Oceans errichtet sind: letztere für den allgemeinen, erstere für den Gebrauch einzelner Personen, die sich solche abgesonderte Locale miethen. Erst um 11 Uhr des Vormittags beginnt die allgemeine Badezeit, weil man zu sehr am Hergebrachten klebt, um selbst zu Gunsten der Gesundheit die städtische Unnatur abzustreifen. Ueberhaupt wird das gesammte Stadt-Misère namentlich auch in die „Watering Places" nachgeschleppt, gerade wie das von den thörichten Europäern auch geschieht.

Den meisten Spaß gewähren zur allgemeinen Badezeit die Ladies, welche fast insgesammt weite Beinkleider, kurze Blousen, die von einem Gürtel zusammengehalten werden, und breitgekrämpte Strohhüte tragen. Es wird dieß Bloomer- oder Polka-Tracht genannt. Mehrere tragen Larven, damit ihnen das Seewasser nicht irgend welchen Schaden thue oder unbequem werde. Ließe dieses Völkchen nicht so steifleinen-ernsthaft unter einander herum, man würde versucht sich auf eine lustige Maskerade versetzt zu denken. „Ledern" ist aber der treffendste Ausdruck zur Bezeichnung des Tones, der unter dieser Gesellschaft grassirt.

Bei weitem die Mehrzahl der Gäste während einer Saison in Cape May besteht aus Personen männlichen Geschlechts, die sich wirklich amüsiren oder wenigstens die Zeit vertreiben wollen, und was das schöne Geschlecht anbetrifft, so versteht sich's von selbst, daß der impulsgebende Theil seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachgeht, die darin besteht: „to catch a husband!" (einen Ehemann zu erwischen). In attendance, d. h. in Begleitung, im Gefolge und als Bedienung dieser Fischerinnen befinden sich natürlich Mütter, Väter, Brüder, Vettern u. s. w., die ihrerseits sehr häufig nur Trost in der Aussicht finden, welche dem armen Sindbad im Märchen der 1001 Nacht innewohnte, dem sich ein Kobold auf die Schultern gehockt, nämlich eine Gelegenheit zu finden den Quälgeist los zu werden.

Wer schon so lange in der „Musterrepublik" lebt wie Du, dem darf nicht erst versichert werden, daß die oberste Beschäftigung der Ladies im Anputzen besteht, worauf dann secundum ordinem das Schwatzen über den Köder-„Dreß" (Putz) genannt — folgt. Verlange nicht von mir die Beschreibung der drei, vier auch fünf verschiedenen Anzüge, worin diese Mode-Ladies täglich zu erscheinen pflegen; Du weißt, wie wenig ich Gedächtniß für dergleichen besitze. Gehe auf den Broadway New-Yorks und betrachte die Modepuppen hinter den Schaufenstern der Modewaaren-Handlungen, und Du kannst dir vortreffliche Vorstellungen von den hiesigen Erscheinungen machen. Ganz so steif wie jene Puppen und nur automatenartig mit etlichen Gesellschaftsphrasen angefüllt sind die hiesigen Bade-Ladies durch die Bank.

Nun und die Gentlemen? Eine Mehrzahl von ihnen ist offenbar nur hieher gekommen, um ihre gewöhnlichen Beschäftigungen fortzusetzen, bestehend in Pistolen- und Büchsenschießen, im Kegel- und Billiardspiel, im Essen, Trinken, Tanzen und Faullenzen, welches letztere erfolgt, wenn das Daraufloswirthschaften gar nicht mehr geht; denn unsere liebenswürdigen „jungen Riesen" lernen nie kennen, was man unter Maßhalten versteht, weil sie zu keiner Selbstbeherrschung erzogen werden. Dieser Männerwelt zum Schießen und Kegelspiel nachzufolgen genirt sich nicht eine Anzahl der „Fischerinnen", in Sammet und Seide „gedreßt", wie unsre Pennsylvanier-Deutschen sagen; nur vom Billard bleiben diese „Mannstollen" fern, weil — es Geschicklichkeit erfordert, die sich nicht durch Romanleserei auf Schaukelstühlen erlernen läßt.

Eine Minderheit der Gäste von Cape May besteht aber aus Anglo-Amerikanern, die steif und fest daran glauben, was gar viele Yankee-Aerzte versichern, daß dieser Ort einer Universalmedicin gleichkomme, welche alle innern und äußern Krankheiten zu heilen im Stande sey. Unter dieser Classe gibt es namentlich Personen, die — wie Verrückte — bei der kältesten Witterung in leichten Anzügen umherlaufen, weil sie dadurch ihr durch Ausschweifungen aller Art und klimatische Einflüsse geschwächtes Nervensystem zu stärken vermeinen, der närrischen Behauptung Glauben schenkend, daß beim Seewinde sich niemand erkälten könne. Trotz der Bemühungen mehrerer Musikbanden,[1] die von den Hôtelbesitzern engagirt sind, ist in die hiesige Gesellschaft selbst momentan kein geselliger Ton zu bringen; man dreht sich hölzern nach dem Tacte bei Gelegenheit, aber bis zu einer gemüthlichen Fröhlichkeit im deutschen Sinne kommt es nie und nimmer."

[1] Man braucht den Ausdruck „Bande" für alle sogenannten Orchester und Musikchöre in Amerika, die unter bestimmter Leitung stehen. C. P.

Aehnliche Berichte wie den vorstehenden bekam ich schon von Landsleuten aus Saratoga und New-York; genau dieselben Klagen über entsetzliche Langweiligkeit und Ungemüthlichkeit! In den Badeorten Virginiens soll ein etwas belebterer Ton vorhanden seyn, und Personen, die einige von den weniger bekannten Brunnenorten der südlichern Staaten besucht hatten, gaben die Versicherung, daß dort die Menschen wirklich mehr unter einander in Gesellschaften aufthauten. Dagegen hege ich aber immer noch einiges Mißtrauen, weil mir die alljährlich nach dem Osten heraufkommenden Südländer diese Behauptungen keineswegs bestätigen, denn sie ziehen sich gern ebenfalls schneckenartig in ihre Individualitäten zurück und werden somit ungenießbar. Ueberhaupt will mich bedünken, daß bei dem auf Selbstsucht zugespitzten Leben der „Musterrepublikaner" niemals jene Rücksichtnahme auf Andere entstehen könne, ohne die an wahre Geselligkeit nicht zu denken ist.

Von meinem pennsylvanischen Freunde erhielt ich noch ein zweites Schreiben aus Cape May, worin er den panischen Schrecken schildert, verbunden mit vielfacher Flucht über Hals und Kopf bei Verbreitung des Gerüchts vom Ausbruche der asiatischen Cholera am Orte. Es ging daselbst wie an einem andern fashionablen Sommeraufenthalte, den zu Niagara Falls. Die Reichen wollen selbst nicht an den fashionabelsten Orten sterben!

Sobald die ernste Frage des Todes aufgeworfen wird, gehen alle fashionablen Beziehungen entzwei, und die „modernen Römer" zeigen sich weit minder charakterfest als die des Alterthums. Männer von edler Gesinnung verabscheuen das hiesige Leben, wenn sie es näher kennen gelernt; es ekelte sie an, und sie hängen nichts weniger als an demselben; allein es sind eben „Fremde", die sich nicht an das „Geldmachen" unter allen Umständen gewöhnt haben. Wer dieß gelernt, der wird freilich auch unter allen Umständen leben wollen! C. P.

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchstück aus der Uebungsfahrt der Gefion in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

(Schluß.)

Die Damen machen öfter einen Spaziergang durch die Stadt und dann ist die Calle de 25 Mayo, die 25ten Mai-Straße, der allgemeine Sammelplatz der Beau Monde, die langsam auf den Trottoirs einherwandelt, sich bewundern läßt und ein gefährliches Spiel mit den Augen für jedermann treibt, dessen Herz nicht mit einem Steinpanzer gegen diese glühenden Strahlen der Blicke gewappnet ist. Oder sie stehen oben auf den Dächern, schauen auf das Treiben in den Straßen hinab, lassen sich wohlgefällig anblicken, wenn man, ihre Schönheit betrachtend, stille steht und hören gar zu gern, wenn man vor Bewunderung ausruft: Que hermosa muchacha, que bonnito cuarto! Welch ein schönes Mädchen, was für eine liebliche Erscheinung! — Damit verbringen sie den Abend, bis die Dunkelheit das Erkennen der Züge verhindert und ihrer Eitelkeit nicht mehr gehuldigt werden kann. Dann werden Besuche gemacht und fast in jedem Hause trifft man bis 12 Uhr Gesellschaft. Auf diese Weise vergeht ein Tag wie der andere, und es ist nur zu verwundern wie Frauen dieß nichtsthuende Leben so lange aushalten können. Um 10 Uhr erheben sie sich des Morgens von ihrem Lager, setzen sich ans Fenster und schauen stundenlang, selbst ungesehen, durch die Jalousien auf die Straße, ohne auch nur eine Hand zur Arbeit, und wäre es auch nur eine Stickerei, zu rühren; nur der Fächer ist in steter Bewegung. Mittags wird wieder Siesta gehalten, um 3 oder 4 Uhr gegessen und darnach geht das Ausschauen, jetzt aber bei geöffneten Fenstern, wieder vor sich.

Wie ich von vielen Fremden gehört habe, verbinden sie jedoch auch einen Zweck damit; sie schauen nach einem Manne aus und suchen besonders Fremde zu kapern, da die jüngere männliche Generation der Montevideer durch die immerwährenden Kriege fast ganz aufgerieben ist, und es im Verhältniß zu den vorhandenen heirathslustigen Mädchen nur sehr wenig heirathsfähige Männer gibt. Gar manche Fremde lassen sich, wenn auch nicht durch den Gesang, so doch durch die Blicke dieser Sirenen berücken, und bereuen nach der Hochzeit zu spät ihre Blindheit. Die Geselligkeit ist hier sehr groß, und dem Fremden wird es durchaus nicht schwer Zutritt in Familien zu erlangen, besonders aber dort wo Töchter zu verheirathen sind. Ueberall wird man jedoch herzlich aufgenommen und sehr bald bekannt, und hauptsächlich liegt der Grund dafür in den geringen Umständen, die man wegen der Gäste macht. Bei Besuchen wird gewöhnlich nichts vorgesetzt, höchstens Abends eine Tasse Thee, oder es müßte seyn daß man besonders zu Mittag oder Abend eingeladen wäre. In Buenos Ayres kann man sich mit den Damen meistens englisch oder französisch verständigen, da sehr viele eine dieser Sprachen oder beide verstehen; in Montevideo scheint man jedoch außer in den höchsten Kreisen nicht ganz so weit in der Cultur fortgeschritten zu seyn, und der Fremde ist, wenn er sich nicht allein auf die Zeichensprache beschränken will, gezwungen Spanisch zu sprechen. Die Erlernung dieser Sprache fällt jedoch nicht schwer, und nach drei Wochen unseres Aufenthaltes in la Plata unterhielten wir uns schon stundenlang, wenn auch bisweilen Constructionen zum Vorschein kamen, die vor den Augen der spanischen Akademie wahrscheinlich keine Gnade gefunden hätten. Hat das Benehmen der Männer etwas Steifes und ich möchte fast sagen Ungraciöses, so bewegen die Frauen sich dagegen desto ungenirter und mit so viel mehr Anmuth; und wenn auch für Deutsche, die nicht über die Schranken ihres theuren Vaterlandes hinausgekommen, das Wesen der schönen Bewohnerinnen des Plata-Stromes etwas zu verrathen scheint, das sich im ersten Augenblicke mit den engherzigen Begriffen vom Anstand nicht verträgt, so würde sogar ein deutscher Kleinstädter bald seine Ansichten ändern, und sich von der Art und Weise im Betragen der liebenswürdigen Spanierinnen angezogen und angenehm berührt finden, geschweige denn ein Seemann oder Reisender von Profession, der bei seinen Touren durch die verschiedenen Länder unserer Erde gar bald gelernt hat, die Etikette, diese lästige Fessel gemüthlichen Zusammenseyns überall, nur nicht in unserm schönen Vaterlande, abzustreifen. Wie oft habe ich an das liebe Deutschland gedacht, wenn ich oder einer meiner Cameraden in England mit einem jungen Mädchen allein stundenlange Spaziergänge machten, in Nordamerika aufgefordert wurden eine Schöne, die wir auf einem Balle eben kennen gelernt, nach Hause zu geleiten, oder in der Levante sich uns eine junge Dame vorstellen ließ und uns um einen Tanz bat. Wie würden die deutschen Kaffeeschwesterzungen ein solches armes unglückliches Geschöpf zerfleischen, wie

die Welt mit Fingern auf sie zeigen, als eine Lasterhafte und moralisch Verderbte. Und wie viel mehr würden diese Zungen lästern, wenn wie hier der Fremde schon beim ersten Kommen die Hand zum Willkommen von den jungen Mädchen erhält, von ihnen schon am ersten Tage ihrer Bekanntschaft Blumen oder Nippsachen zum Geschenk empfängt und seinen Dank dafür durch einen Handkuß ausdrückt; wenn er am Ballabende nur mit Einer Dame tanzt, in den Pausen Arm in Arm mit ihr den Saal verläßt und einen Spaziergang durch den Garten macht, um sich oder seine Dame in der kühlen Abendluft zu erfrischen. Dankt Eurem Schöpfer, ihr außerdeutschen Frauen und Jungfrauen, daß Ihr nicht von meinen Landsmänninnen gesehen werdet, die großentheils den innern Werth nach beschränkten oder verkehrten Begriffen von Aeußerlichkeiten abmessen, oder auch nicht Kraft genug haben, sich von Vorurtheilen los zu machen, mit denen sie aufgewachsen, obwohl sie bisweilen mit ihrer wirklichen Ueberzeugung, ihrer Weiblichkeit und ihrem richtigen Gefühle in Widerstreit seyn mögen.

Nimmt man Abschied von seinen Gastfreunden, so hört man stets die wo die spanische Zunge klingt stereotype Redensart: Esta casa es a la disposicion de Usted, „dieß Haus steht Ihnen gänzlich zur Verfügung!“ Ich glaube, daß dieß jedoch mehr als Höflichkeitsformel und nicht buchstäblich genommen werden soll, und zweifle, ob jene Familie, die beim Worte genommen wurde, so gänzlich damit einverstanden war. Der Flagglieutenant des hier liegenden amerikanischen Geschwaders machte nämlich bei seiner ersten Ankunft hier ebenfalls Visite bei einer Familie und nahm in Folge der obigen gegen ihn ausgesprochenen Phrase sofort unter vielen Danksagungen zwei Zimmer in Beschlag, die er nun schon seit einem Vierteljahre bewohnt. Allerdings mag eine schöne Tochter hinreichend Grund für ihn gewesen seyn, die Worte absichtlich so mißzuverstehen, und ich glaube, daß auch die Eltern jetzt ganz zufrieden damit sind, da es nicht lange mehr dauern wird, bis der Hr. Flagglieutenant ihr Kind als Frau heimführt. Als Revanche für unsere freundliche Aufnahme in einigen Familien fühlten wir uns veranlaßt, öfter Gesellschaften an Bord zu geben und mit großem Vergnügen wurden von Damen aller Kreise Einladungen zu Bällen angenommen, obwohl wir weder bei vielen von ihnen Visite gemacht, noch sie überhaupt früher gesehen hatten. Es schien ihnen auch recht bei uns gefallen zu haben; denn obwohl wir ziemlich weit von der Stadt entfernt lagen, konnte sie weder der frische Wind, noch Seekrankheit, noch die Schwierigkeit des Anbordkommens abhalten, einer zweiten und dritten Einladung Folge zu leisten, para oir la linda musica, um die schöne Musik zu hören, und auf dem mit Flaggen und allen andern uns zu Gebote stehenden Mitteln decorirten Verdecke eine Quadrille zu tanzen.

Doch bei der sonstigen Befreiung aller lästigen Etiquette zeigen die Spanier hier doch in einer Beziehung eine Engherzigkeit, die sie wieder in unsern Augen lächerlich machen muß, da sie ebenfalls das Resultat angeerbter Vorurtheile ist, und dieß ist die ängstliche, peinliche Scheidung des Bluts. Wer nur das geringste Neger- und Indianerblut, und wäre es im 10ten Grade, in seinen Adern fließen hat, darf keine Ansprüche auf Umgang mit feinerer Gesellschaft machen, sey er so reich wie er will, und es ist bisweilen verächtlich, wie weit dieß getrieben wird. Wir haben uns öfter den Spaß gemacht, dergleichen Blutsverschiedenheiten einander unbewußt zusammen an Bord einzuladen; aber stolz wandten sich die Rein-Castilianer von den Mischlingen und würdigten sie keines Blickes, geschweige denn eines Wortes. Diese verloren jedoch nicht dabei; denn da sie gewöhnlich am hübschesten sind, wurden ihnen theils deßwegen theils auch aus einer kleinen Rachsucht am meisten Aufmerksamkeit durch die Herren gezollt. Eine andere Sitte, gegen die zu fehlen ein sehr grober Verstoß seyn würde, ist die, den Damen auf dem Trottoir die Mauerseite zu lassen, und es geht dieß so weit, daß sogar die schwarzen Dienstmädchen dieß als eine ihrem Geschlechte gebührende Achtungsbezeugung fordern und sich stets an der Mauerseite halten. Viele Fremde fehlen natürlich aus Unkenntniß gegen diese Sitte und werden dann nicht selten von den passirenden Damen ganz schnippisch auf ihr Vergehen aufmerksam gemacht. Auffällig war mir ebenfalls, als bei Tische uns einige Damen Früchte hinreichten, um sie ihnen abzuschälen, nach dem Wiederempfange ein Stück davon aßen und dann den nächsten Bissen auf ihrer Gabel uns anboten. Obwohl ich im ersten Augenblicke ein wenig damit in Verlegenheit war, aß ich das Stück unmittelbar auf gut Glück von der Gabel und gab die letztere dann an die Dame zurück. Einige meiner Cameraden legten den ihnen offerirten Bissen aus Delicatesse jedoch erst auf den Teller, erhielten dafür aber einen so strafenden Blick aus den dunkeln Augen der schönen Geberinnen, daß ich daraus abnehmen konnte, wie ich das Richtige getroffen und der Sitte gemäß gehandelt hatte. Das Reiten ist hier ebenso allgemein wie in Buenos Ayres und fast alle Damen verstehen es; wie bei uns Spaziergänge macht man hier Spazierritte in die Umgegend der Stadt, und es ist zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit die Damen die Pferde zu behandeln wissen und im gestreckten Galopp mit den Herren in die Wette reiten.

Wie ich schon oben bemerkt, sieht man in den Häusern sehr viel Silbergeschirr, Blumenvasen, Präsentirteller, Service, Messer und Gabeln, alles ist von schwerem Silber, wenn auch der veraltete Geschmack derselben zeigt, daß es Erbstücke aus einer früheren und vielleicht bessern Zeit sind. Jedoch stechen sie merkwürdig gegen das sonstige Ameublement der Zimmer ab, das man nur sehr einfach, ja nicht selten ärmlich nennen könnte, wenn man ebenso wie auf Teneriffa vier kahle Wände, einige Stühle und einen einsamen Spiegel oder ein Fortepiano erblickt, gewöhnlich nicht sehr neu und das letztere in fünf Jahren nicht gestimmt. Ebenso wenig paßt das reiche Silbergeschirr zu den Mahlzeiten; diese sind wirklich äußerst einfach, und man kann daraus abnehmen, wie anspruchslos die Spanier in Bezug auf leibliche Genüsse sind. Marryat hat gar nicht so ganz unrecht, wenn er in seinem Peter Simpel sagt, ein Spanier bedürfe zu seinem Lebensunterhalte nur einer Papiercigarre und eines Stücks Melone. Hätte er noch einen Mateh-Topf hinzugefügt, so würde diese Bemerkung hier ganz treffend seyn. Desto mehr gibt man und besonders das weibliche Geschlecht auf die äußere Erscheinung, und man sieht die Damen täglich in feinster Kleidung und schönstem Schmucke, stets fertig Gesellschaften zu geben oder zu empfangen. Man besitzt auch ein Theater hier, es ist jedoch unbedeutend und wird meistentheils, ebenso wie in unserm guten Halberstadt, so wenig besucht, daß die Schauspieler sich nicht halten können. Nur jetzt war es ziemlich en vogue, da eine ganz passende Sängerin aus Buenos Ayres hier gastirte und in der Mode war.

Musik wird dem Anscheine nach sehr viel getrieben; fast in jedem Hause findet man ein Fortepiano; nach den verschiedenen Instrumental- und Vocalleistungen jedoch, die wir Gelegenheit hatten zu hören, zu urtheilen, bringt man es nicht sehr weit. Im allgemeinen wird schlecht und gefühllos gespielt und die Stimmen erinnern sehr an die der Monrovaner-Damen. Ernste Musik kennt man wenig; hauptsächlich hört man leichte italienische Sachen,

deutsche und österreichische Tänze u. s. w., die hier für besonders schön und anziehend gehalten werden müssen, da, wie schon gesagt, in Buenos Ayres beim Einmarsch der Soldaten in die Kirche eine Polka, und hier in Montevideo am Charfreitage von der Militärmusik in der Kirche Variationen über: „Von der Alpe tönt das Horn", vorgetragen wurden.

Deutsche gibt es in Uruguay weniger als in Buenos Ayres, besonders keine Landleute. Die Eingewanderten sind alle in der Stadt geblieben, wo sie größtentheils sehr gute Geschäfte machen, wenn sie nur nicht einseitig sind und sich in die Verhältnisse zu finden wissen. Meistens sind die Deutschen jedoch Kaufleute, Mäkler u. s. w. und einige auch Professionisten, unter denen besonders Tischler, Zimmerleute und Maurer gesucht sind. Weniger Schuhmacher und Schneider, da deren Menge hier sehr bedeutend ist und man auf der Straße keine zehn Schritte gehen kann, ohne auf einem Schilde Soteria oder Sastreria zu lesen. Das Schilderwesen steht hier überhaupt sehr in Flor und meistens sind die Beschäftigung der Inhaber darauf bildlich dargestellt. Barbiere lassen zur Ader oder ziehen einen Zahn aus, bei Speisewirthen ist eine Tabled'hôte abgemalt und selbst die Hebammen sind mit einem neugebornen Kinde auf dem Arme zu sehen, während im Hintergrunde die Wöchnerin im Bette liegt.

Die Aerzte haben in Montevideo nicht viel zu thun, oder es erstrecken sich ihre Curen vielmehr nur auf einfache Erkältungen und äußerliche Schäden. Die Honorare sind jedoch desto höher und nach unsern Begriffen enorm. Ich sah die Rechnung eines hiesigen deutschen Arztes für die achttägige Behandlung einiger Kranken an Bord eines Bremerschiffs, die überdem in sein Haus gekommen waren, die nicht weniger als 100 Patacons betrug. Tiefer medicinischer Kenntnisse bedarf ein Arzt nicht; ist er nur Chirurg, so reicht dieß bei dem gesunden Klima, wo man, wie gesagt keine bedeutenden Krankheiten kennt, vollkommen aus. Denn wenn auch das rohe Verfahren des Viehschlachtens, sowie die schlecht oder vielmehr gar nicht gehandhabte Gesundheitspolizei, welche gestattet, daß das gefallene Vieh überall liegen bleibt wo es starb, und die unbenutzten Fleisch- und Knochentheile des geschlachteten Viehs ebenfalls nicht verscharrt werden, sondern durch ihre baldige Fäulniß einen pestartigen Gestank verbreiten, die reine Luft öfter mit miasmatischen Dünsten zu erfüllen und die Gesundheit des Klima's zu beeinträchtigen droht, so ist dieß in Wirklichkeit nicht zu fürchten. Einer der fast in regelmäßigen Zwischenräumen von 14 Tagen bis drei Wochen wiederkehrenden Sturmwinde, der Pampero, der mit furchtbarer Kraft aus dem Innern des Landes nach der See hin weht, entfernt alle schädlichen Dünste auf einmal und stellt die ursprüngliche gesunde Luft wieder her.

Die Pamperos tragen ihren Namen von den Pampas, den ungeheuren Wüsten-Steppen im Innern des südwestlichen Amerika's, aus deren Richtung sie kommen. Wenn sie aber auch mit sehr großer Heftigkeit und gewöhnlich zwei bis drei Tage anhaltend wehen, so sind sie doch den Schiffen auf der Rhede nicht sehr gefährlich, da sie einestheils vom Lande kommen und somit auf dem vom letztern nicht sehr weit entfernten Ankerplatze keinen schweren Seegang verursachen, und außerdem der lehmige Boden einen guten haltbaren Ankergrund abgibt. Gewöhnlich weiß man auch deren Eintreten schon einige Tage voraus und kann daher frühzeitig genug Sicherheitsmaßregeln treffen. Die ersten Vorläufer des Pampero sind ein Heer von Insecten, die zwei oder drei Tage vor dem Ausbruche an Bord geflogen kommen, besonders eine Art Nachtschwärmer, Libellen, eine Sorte rothbrauner Schmetterlinge und Myriaden von Muskitos; drückende Schwüle und sehr niedriger Barometerstand begleiten dieß Phänomen und anhaltend heftiges Wetterleuchten bekundet die baldige Ankunft des Sturmes.

Der erste Pampero, den wir in Montevideo erlebten, überraschte uns durch die furchtbare Wuth seines Auftretens, die ihn einem Orkane ähnlich machte, und wir hatten dabei Gelegenheit, eines der schrecklich schönsten Naturschauspiele zu bewundern. Gegen Abend zogen sich schwere Gewitterwolken am Horizonte zusammen, die allmählich bis zum Zenith hinaufstiegen und den ganzen Himmel mit einem dunkeln fast schwarzen Grau erfüllten. Der bis dahin wehende frische Ostwind erstarb nach und nach, und eine unheimliche Windstille erfolgte, die in Verband mit dem drohenden Aussehen der Luft und dem Grollen des fernen Donners den baldigen Wechsel der Witterung voraussagte. Nach Sonnenuntergang trat sehr schnell gänzliche Dunkelheit ein; jedoch Wetterleuchten und Blitze von nie gesehener Dauer und Stärke erhellten sie mit ihrem grellen Lichte fast immerwährend, und unsere Augen wurden durch diese Lichtcontraste so geblendet, daß wir keinen Schritt weit vor uns sehen konnten. Das Wetterleuchten entstand in SW., lief dann am ganzen Horizonte umher und erleuchtete das Land so hell, daß auch die kleinsten Gegenstände deutlich zu unterscheiden waren. Die Blitze zuckten ebenfalls von dem Horizonte bis zum Zenith hinauf, begleitet von einem unaufhörlichen Rollen des Donners, eine Erscheinung, die höchst selten vorkommt und die auch ich hier zum erstenmale sah. Immer dichter wurde die schwarze über unsern Häuptern hängende Decke, immer heftiger das Flammen der Blitze und immer näher tönte der Donner durch die lautlose Stille. Da brach um 7 Uhr mit einmal der Pampero los. Ein wolkenbruchartiger Regenguß strömte herab und der Sturm heulte durch die Takelage, daß er fast den Donner übertäubte. Das Wasser des Plata-Stromes kochte in grünlich schimmerndem Gischte und unsere Gesion wurde durch die Gewalt des Windes ganz auf die Seite gelegt. Mit einem gewaltigen Rucke wurden unsere Ankerketten straff und ein klirrender Ton verkündete den ungeheuren Grad ihrer Anspannung; allein sie hielten den furchtbaren Stoß aus und nun hatten wir keine weitere Furcht vor ihrem Brechen. Etwa eine Stunde hielt das Wetter mit gleicher Wuth an; darauf legte sich der Regen, der Himmel wurde etwas lichter und die größte Kraft des Windes schien gebrochen; doch es war nur ein Athemholen, wie die Seeleute sagen, und nach kurzer Zeit heulte er wieder wie zuvor durch Luft und Takelage. Nur der Regen hatte nachgelassen, und hier und dort trat ein Stern zwischen dem dunkeln Gewölk hervor. Bisweilen zuckte noch ein schwacher Blitz am Horizonte empor; aber der Donner erreichte nicht mehr unser Ohr oder verhallte im Brausen des Sturmes. Die Gewitter waren weiter gezogen, um an andern Orten den Ueberrest ihrer Gewalt austoben zu lassen. Mit allmählich abnehmender Stärke hielt der Pampero noch während der nächsten zwei Tage an und wir hatten in der ersten Nacht den Tod eines unserer Matrosen zu beklagen, der beim Aufsteigen aus unserer hinter dem Schiffe liegenden Barkasse über Bord fiel und nicht gerettet werden konnte. Dann machte der Südwest dem gleichmäßigen Ostwinde und dem damit in Verbindung stehenden schönen Wetter Platz, um in drei Wochen abermals sich einzustellen. Dieß warteten wir jedoch nicht ab, sondern verließen am 5 April mit unserm Geschwader den Plata-Strom, nordwärts steuernd und mit heitern und schönen Erinnerungen an die interessanten und angenehmen Zeiten, die wir im Laufe der beiden letzten Monate an seinen Ufern verlebt hatten.

Sechs Tage an der Save.

(Von Dr. Klunzinger in Stuttgart.)

Da, wo die San in die Save einmündet, ist der Eisenbahnknoten, welcher in naher Zukunft die entfernten Theile des großen Kaiserstaates zur Bildung und Gesittung herbeiziehen soll, und je weniger diese Gegend jetzt noch den Reisenden bekannt ist, indem die große Strömung derselben rasch der Hauptbahn von Wien nach Laibach folgt, desto mehr fesselte sie meine Aufmerksamkeit.

Die Station Steinbrücken liegt romantisch theils an dem linken Ufer der Save, theils an dem Abhange eines Berges. Unmittelbar hinter den stattlichen Bahnhofgebäuden steigen hohe und schroffe Felsenwände von Alpenkalk empor, deren nächste 180′ hoch abgesprengt werden mußte, um hiefür Raum zu gewinnen.

Nicht sehr heimlich war mir zu Muthe, als ich an der Herberge die Inschrift las: Gostivnika pri Slovenen, denn obgleich gutdeutsch darunter stand: Gasthaus zum Slovenen, so klangen doch diese Worte nicht erbaulich an mein Ohr, zumal da auch das Orakel des Touristen „das rothe Buch" hier verstummte. Ich fand aber eine bessere Bewirthung als ich erwartet hatte, selbst eine Auswahl von Zeitungen und ein Billard, und wurde was mir das wichtigste war überall verstanden. So sympathisirte ich denn bald nicht mehr mit Ovid, da er unter die Scythen versetzt das Klaglied anstimmte:

Als ein Wilder erschein ich hier, denn niemand versteht mich;

auch war ich selbst nicht mehr gestimmt Klaglieder zu schreiben, was jedenfalls hier ein sehr undankbares Geschäft gewesen wäre.

Bei meinem Spaziergange, wozu mich die freundlichen Strahlen der Abendsonne einluden, sah ich mir zuerst die Save näher an. Dieser Fluß, welcher jetzt Krain, wo er entspringt, von Steiermark trennt, wie er früher die Gränze von Pannonien und Illyrien bildete, vereinigt hier seine hellgrünen Fluthen mit den dunkelgrünen der San, die aber noch einige Zeit die spröde spielt, und ihre Farbe beibehält. Die Save ist bei Steinbrücken bereits schiffbar, und muß für die Zwischenbahn, welche von hier nach Agram gebaut wird und für deren Richtung ihr linkes Ufer maßgebend ist, manchen hüfschweren Steinblock tragen. Eine eigenthümliche Form haben noch jetzt sowohl die Schnäbel als die Ruder der Schiffe, und mahnen an die Zeiten der Römer. Der Name des Orts wird von einer steinernen Brücke abgeleitet, welche in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts über sie gebaut, aber in der Mitte des 15ten wieder abgebrochen wurde, um die Verbindung mit Krain abzuschneiden. Gegenwärtig sind zwei gleichfalls steinerne Brücken vorhanden, die über die San kurz vor ihrem Einflusse in die Save gehen. Die ältere derselben wurde in den Jahren 1825 und 1826 erbaut, und da Erzherzog Johann hiefür besonders thätig war, setzte ihm die Pietät der Bewohner der Umgegend an der Seite derselben ein Denkmal. Nimmt schon dieser Bau durch seine gefällige Leichtigkeit der Solidität unbeschadet die Aufmerksamkeit in Anspruch, wie denn auch Seydl in seinen Wanderungen durch Tyrol und Steiermark eine ausführliche Beschreibung und eine Ansicht derselben gibt, so verdient die zweite erst in der neuesten Zeit bloß für die Eisenbahn gefertigte noch mehr Beachtung, indem sie in starkem Bogen geführt ist und ihre Pfeiler nicht radial sind.

Am andern Morgen fuhr ich mit dem Stellwagen nach dem vier Meilen von hier entfernten Markt Reichenburg. Die Hauptstraße führt von dem rechten Ufer der Save der Krainergränze entlang hin und bietet viel Abwechslung in einzelnen Partien der Landschaft. Strohdach und Rebe finden sich hier traulich beisammen, und zu ihnen gesellt sich die zahme Kastanie mit manch andern feinduftenden Obstarten. Vor Reichenburg mußte ich wieder auf das linke Ufer der Save übersetzen. Merkur mit seiner Bude, Bacchus mit dem ausgestreckten Nadelholzzweig und Gambrinus mit dem herabhängenden Hobelspan vereinigen sich hier den Fremden zur Herberge einzuladen, und ein heiterer Humor der Gäste würzt das über das Frugale weit hinausgehende Mahl. Nur Eines war, was mir hiebei nicht ganz zusagen wollte, die Verweisung „des edlen Sauerkrautes" an die Tafel des gemeinen Volks, das in dem Gelasse zu ebener Erde speist, und hier je und je nicht durch magisches, sondern ganz natürliches Tischklopfen und Tischrücken seinen Gefühlen Ausdruck gibt.

Von dem Gipfel des Berges, an dessen Fuße Reichenburg liegt, schaut die Hermagorascapelle feierlich herab und der liebliche Kranz solcher Wallfahrtskirchen, welcher die Anhöhen der Umgegend schmückt, erinnerte mich an die Worte des am Neckar gebornen großen Dichters:

Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz kann Ruhe finden.

Sofort wandte ich mich zur prosaischen, aber gleichfalls anziehenden Betrachtung der Werkstätte der Natur. Die Grundlage des Gebirgs ist die Grauwacke in allen ihren Untergliedern, als da sind Sandstein, Kalk und Schiefer. Nachdem sie sich tief eingesenkt hat, steigt sie wieder zu der gegen 480′ über der Meeresfläche liegenden das Savethal bildenden Hügelreihe auf, wo sie als sogenannter Alpen- oder Uebergangskalk die abenteuerlichsten Felsenhörner und Thalverengungen bildet, die nun nach und nach dem alles cultivirenden Zeitgeist zum Opfer fallen. Als tertiäre Formation tritt die der Braunkohlen auf, welche seit einigen Jahren aus dieser Gegend zum Dienst der Donauschifffahrt nach Sißzeg in Croatien geführt werden, bald aber ihre Verwendung bei der Eisenbahn in der Nähe erhalten sollen. Begleiter der Braunkohle sind die Korallen- und sogenannten Muschelkalkbänke, denn den eigentlichen Muschelkalk des Neckars würde man hier ebenso vergeblich suchen als Keuper, Jura oder Lias. Erze finden sich in der Grauwacke, und es werden in der neuesten Zeit darin abgebaut Blei, Zink, Eisen und Kupfer.

Die Vegetation ist üppig und erfordert viel weniger menschliche Beihülfe als dieß in Deutschland der Fall ist. Der Weinstock z. B. wächst fast wild und sein Erzeugniß, das eine schillernde Farbe hat, macht sich, ganz ungünstige Jahre ausgenommen, mit der Zeit immer besser. Von Croatien wird vorzugsweise Weizen, Mais und Heidekorn gepflanzt. Unsere gewöhnlichen Arten von Vieh finden sich auch dort, das Schaf jedoch ist selten, obgleich im Winter sehr viele Schaffelle von beiden Geschlechtern getragen werden. Eine natürliche Folge des Klima's ist es, daß der Landmann dort nicht in dem Grade sich zum Schanzen und Arbeiten herbeiläßt, wie die Bewohner mancher deutschen Gegenden. Ueberhaupt bewegt er sich als Slave viel leichter, und obwohl in der Bildung noch nicht hoch stehend, ist er doch sehr empfänglich dafür. Ohne große Mühe lernt das Kind neben seiner Muttersprache in der Schule auch die deutsche, so verschieden diese von jener ist. Der Aufmerksamkeit des um die Alterthumskunde so verdienten historischen Vereins für Steiermark entging ein römischer Denkstein nicht, welcher auf dem obern Schlosse zu Reichenburg sich befindet, und von einem gewissen Speratus, Sohn des Silvanus und der Verecunda, ihrem Sohne Justus gesetzt wurde. Er ist abgebildet in dem zweiten Heft seiner Mittheilungen Taf. 3. Das Schloß selbst ist in gutem baulichem Stande und gewährt eine treffliche

Aussicht in das hier schon sehr erweiterte Savethal, auch stört von den feindlichen Brüdern, welche sich 1434 hier ermordeten, keiner die Ruhe der Bewohner. Sie sollen bei einem Ausbruche des längst gehegten Hasses aus den Fenstern dieses und des untern im Markt selbst liegenden jetzt nur noch wenig bewohnten Schlosses mit Feuerröhren aufeinander geschossen und sich so gleichzeitig getödtet haben. Diese Mordthat der Brüder von Reichenburg wurde von dem Ritter von Kalchberg zum Gegenstand einer Ballade gemacht. Reinbrecht von Reichenburg war Landeshauptmann in Steiermark und zeichnete sich als tapferer Kämpe aus. Der letzte seines Geschlechts Hans Reinbrecht starb 1540, und wurde in der theilweise gothischen Ortskirche beigesetzt.

Die Eisenbahnarbeiter sind aus verschiedenen Ländern zusammengewürfelt; man sieht hier Deutsche, Italiener, Böhmen, Krainer und Croaten. Letztere, die man sich gern als Wilde vorstellt, sind hier ganz fügsam, wozu sie schon ihr patriarchalisches Zusammenleben in ihrer Heimath gewöhnt, und dem schönen Geschlecht wohl nicht so gefährlich, wie es vordem nach Ottilie Wildermuth der Croatenhauptmann der einzigen blühenden Tochter des regierenden Bürgermeisters Brenner war. In warmen Sommernächten wird die Eisenbahnarbeit auch fortgesetzt, und einen wirklichen Genuß gewährt es alsdann, bald die raschen und heiteren Melodien der Italiener, bald die kräftigen und ernsten Stimmen der Deutschen, bald die mit ihrem Inhalt oft schwer zu vereinigenden melancholischen Weisen der Slaven zu hören.

Eine meiner Wanderungen von Reichenburg aus geschah nach Lichtenwald. Auf dem Wege dahin bei der Kirche St. Kanzian kamen in neuester Zeit aus Veranlassung des Baues der Eisenbahn Spuren einer römischen Niederlassung zum Vorschein, und bei dieser Tour hatte ich auch Gelegenheit zu sehen, welche Schwierigkeit das den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzte und oft aus Schuttergestein bestehende Terrain solchem Geschäft in den Weg legt. Es muß im Durchschnitt 30 bis 36′ hoch gebaut und eine Menge kleiner Brücken aufgeführt werden. Da entwickelt sich aber auch eine seltene Rührigkeit der Arbeiter ohne in den Fehler der Uebereilung und Unordnung zu fallen, und das schönste dabei ist, daß alles nicht mit pharaonischem Zwange zur Befriedigung des Ehrgeizes eines Einzigen geschieht, sondern durch das Wort eines weisen Fürsten zum Nutz und Frommen seiner verschiedenen Völkerstämme ins Leben gerufen ist.

Die Landstadt Lichtenwald ist mit einem ähnlichen Schlosse, wie der Markt Reichenburg gekrönt, und auch an diesem befindet sich ein römischer Stein; derselbe hat die Inschrift: **Viator adie (adi) Stadium**, und trägt das Bild eines männlichen und eines weiblichen Kopfes. Jetzt ist er am Portal eingemauert, war aber wohl ursprünglich in der Ebene. Als weitere Merkwürdigkeit zeigt man im Innern des Schlosses die Ueberreste einer lutherischen Kirche, welche nunmehr zu einem Keller dienen, und noch theils mit Wandgemälden, theils mit biblischen Sprüchen versehen sind. Nur wenige der Herren von Lichtenwald sind bekannt, nämlich Hans, welcher um 1400 Pfarrer zu Rottendorf und Küchenmeister der Grafen von Cilly war, und Blasius, Chorherr zu Rudolphswerth in Krain um 1533.

Einen besonders schönen Anblick bietet die Feier des Rochusfestes dar, welche gerade damals statt hatte. Es versammeln sich hier von nah und fern gegen 6000 Wallfahrer beiderlei Geschlechts, und jede pilgernde Person trägt Abends einen angezündeten Span in der Hand. Die Böhminnen sind kenntlich durch bunten Kopfputz, die Krainerinnen und Steierinnen tragen ein weißes Kopftuch, und zwar die Krainerinnen oben mit einer Schleife, diese ohne eine solche. Da man in dieser Gegend sonst überall von Bettlern verschont ist, so reicht man den hiesigen gern eine Gabe; dieselben dürfen aber nur in brauner Kleidung sich einfinden. Ihre monotonen Bittformeln aber sprechen sie ohne Unterbrechung fort, so lang der Zug währt, ob sie viel oder weniger halten.

Einen zweiten Ausflug machte ich abwärts der Save nach Widem, das nur ¾ Stunden von Reichenburg entfernt ist. Vor der Pfarrhofsmauer daselbst ist ein römischer Stein eingemauert, der die Inschrift trägt: **Invicto Deo Charto** (dem unbesiegten Gott Chartus) **Neviodum**. Er wurde jenseits der Save bei Gurkfeld gefunden, und das letzte Wort wird auf das in der Nähe vorhanden gewesene Neviodunum, heutzutage Darnovo (Neudorn) gedeutet. Einen auffallenden Contrast zu der in Widem im Bau begriffenen Eisenbahn bildet das gegenüber liegende Capucinerkloster zu Gurkfeld. Dort Leben und Bewegung, hier stereotypes Festhalten der alten Ordensregel, und doch liegt beiden dieselbe Strebsamkeit des Menschengeistes nur in verschiedener Richtung zu Grunde. Der fromme Bruder will durch Entsagung und Gebet die Kluft zwischen Himmel und Erde überbrücken, der Erbauer der Eisenbahn benützt die Kraft des Dampfes, um Länder mit Ländern, Völker mit Völkern zu verbinden. Von Widem aus sieht die Gegend noch weiter, und man erfreut sich hier einer großartigen Aussicht auf das endlose Save- und das freundliche Gurkthal, auf das Oskoken- und Agramergebirge und auf die Höhen von Krain, welche sich bis Belgrad fortsetzen. Von letztern tritt ein Bergrücken hervor, hinter denen das Schloß Thurn am Hart liegt. Bald wird der Inhaber desselben, der gefeierte Dichter des letzten Ritters, auch hier die Poesie des Dampfes verwirklicht sehen und Veranlassung haben, sich einen Punkt auszuwählen, von wo aus er betrachten kann

> Der schwarzen Schlöte Rüssel hoch erhoben,
> Dampfschnaubend, rollend, wie die Wetterwolke.

Manche meiner mitgebrachten Vorurtheile verschwanden, aber auch nicht wenige der dort noch gegen die vom Reich herrschenden vorgefaßten Meinungen werden richtigeren Ansichten Platz machen, wenn der allgemeine Verkehr, zu welchem der daselbst mit einigem Mißtrauen aufgenommene Zollverein schon ein wichtiger Schritt ist, hergestellt seyn wird. Mögen die vielen Keime besserer Zustände, die sich hier vorfinden, bald zu blüthenreicher Entwicklung kommen und nicht durch den Krieg, dessen blutigem Schauplatz die Wellen der Save zufließen, niedergedrückt werden!

Amerikanisches Sprüchwort.

(Von Fr. Gerstäcker.)

Besonders in den westlichen Staaten der Union hört der Neueinwandernde eine Masse englische, oder vielmehr ächt amerikanische Redensarten und Sprüchwörter, die er wohl vergeblich in einem Dictionär suchen möchte, ja über die ihm viele Amerikaner selber keine Auskunft geben können.

Am räthselhaftesten war mir immer die Rede — „**he never said turkey to me!**“ oder im Deutschen „er hat zu mir nicht ein

Digitized by Google

einzigesmal Truthahn gesagt", worunter sie etwa verstehen, daß jemand ihnen irgend etwas nicht angeboten oder gegeben habe, was sie ihrer Meinung nach verdient hätten.

In Arkansas jagte ich längere Zeit mit einem alten Backwoodsman, Namens Meiers (ich habe ihn in meinen „Streif- und Jagdzügen" Slowtrap genannt und der alte Mann ist leider, wie ich gehört habe, im vorigen Jahre gestorben). Dieser, im Wald geboren und erzogen, kannte jeden Fußbreit Jagdgrund in Ost und West vom „Vater der Wasser", dem Missisippi; niemand wußte auch ein besseres und behaglicheres Lager mit den wenigsten Mitteln aufzuschlagen, oder besser Hirschhäute zu gerben oder Wildpret am Feuer zu braten — ich habe damals viel von ihm gelernt, und wie der Seemann unwillkürlich die technischen Ausdrücke seines Gewerbes auch in seine alltägliche Sprache mit überführt und ihr dadurch gewissermaßen einen soliden Theeranstrich gibt, der sie besser conservirt, so war bei Meiers der Waldmann nicht zu verkennen, sobald er den Mund aufthat, und er hat sich auch bei mir, als das würdige Exemplar eines ächten und wahren amerikanischen Backwoodsmans, einen festen und lieben Platz in meinem Herzen gewahrt.

Den frug ich, schon in den ersten Tagen als ich mit ihm zusammenkam, nach der Bedeutung des Worts, und er lachte — natürlich wußte er's.

Wir lagen draußen im freien Wald, mit den rauschenden Wipfeln und hellblinkenden Sternen über uns; vor uns loderte ein munteres stattliches Feuer hoch hinauf in die stille Nachtluft, mit den Zweigen über sich raschelnd, die der heiße Strahl erreichen und dörren konnte, und unten um die Gluth staken saftige Stücke Wildpret und ein Truthahn, die Beute unseres dießmaligen Fleißes, während mein Hund neben mir lag und seinen Kopf, mich mit den treuen Augen anschauend, auf meinem Knie ruht.

Der Alte erzählte.

„Oben im Missouri, wo die Kikapuhs ihr Territorium von Onkel Sam bekommen haben, jagten auch dann und wann Weiße mit den Eingebornen, und wenn diese sich auch eben nicht viel aus den Bleichgesichtern machten, duldeten sie dieselben doch zwischen sich. Durch diesen Umgang lernten die Rothhäute aber auch ein wenig Englisch, wenn sie es auch noch gebrochen sprechen, und konnten sich doch wenigstens einem anderen Christenmenschen verständlich machen."

„Dort jagte auch einmal ein Weißer und ein Eingeborner mit einander, und da die letzteren den weißen Eindringlingen schon nichts Gutes zutrauen, und die Weißen ebenfalls von den Indianern behaupten daß es diebisches, nichtsnutziges Gesindel wäre, so machten sie vorher einen festen Contract mit einander, daß sie, was sie heute auf der Jagd erlegten, redlich und gleichmäßig mit einander theilen wollten. Als sie am Abend wieder zusammenkamen, hatte der Indianer einen Truthahn, der Weiße aber nur ein Rebhuhn geschossen, und wie sie ihre Beute abgeworfen und sie betrachtend danebenstanden, sagte der Eingeborne endlich kopfschüttelnd.

„„Hm — böse Sache — schlecht theilen — wie machen?""

„„Wie machen?"" sagte der Weiße, „„ei das ist verdammt einfach, mein braver Junge; die beiden Stücke lassen sich nur auf zwei verschiedene Arten theilen, entweder bekomme ich den Truthahn und Du nimmst das Rebhuhn, oder Du nimmst das Rebhuhn und ich nehme den Truthahn.""

„Der Indianer sah den Weißen erst eine ganze Zeit lang starr an, und überlegte sich vorsichtig wie jener gesagt; der sah so ernsthaft dabei aus, daß er selber irre wurde.

„„Wie war das?"" frug er endlich, nach langer Pause — und wollte es noch einmal hören.

„„Wie das war,"" erwiederte der weiße Jäger, die Stirn kraus ziehend und mit ernsthaftem Gesicht — „nun Du bekommst das Rebhuhn und ich den Truthahn, oder ich nehme den Truthahn und Du das Rebhuhn."

„Weh?" rief da der Wilde erstaunt aus — „Du hast ja nicht ein einzigesmal Truthahn zu mir gesagt."

„Und wie theilten sie nachher?" frug ich in eigentlich unverzeihlicher Neugier, denn ich hatte ja nur wissen wollen, woher das Sprüchwort kam.

„Hm," sagte Meiers, und langte sich einen Truthahnknochen herüber, an dem er an zu kauen fing — „wie theilten sie?" — wie Weiße bis jetzt immer mit den Rothhäuten getheilt haben. Da sich die beiden Stücke wirklich nicht gut theilen ließen, nahm sie der Weiße zuletzt beide, und versprach dem Indianer es das nächstemal mit ihm auszugleichen.

Die Inseln Lieu-Kieu.

(Aus den Nouvelles Annales des Voyages).

Ein Chinese entwirft von den Inseln Lieu-Kieu folgende Schilderung, welche an die Beschreibung jener glücklichen Inseln Polynesiens durch die ersten europäischen Reisenden erinnert:

„Die Bewohner von Lieu-Kieu sind friedsame Leutchen; Processe kommen bei ihnen selten vor, und die Juristen finden da kaum eine Beschäftigung. Man weiß da nichts von einem Steuereinnehmer. Die Steuerpflichtigen tragen ihr Geld oder vielmehr die Erzeugnisse des Bodens — denn man kennt hier das Geld nicht, und sein Gebrauch ist gesetzlich verboten — selbst zu den Behörden. Alle Geschäfte werden auf die höflichste und galanteste Art abgemacht. Man sieht in den Städten keine ungezogenen Straßenjungen. Nicht bloß die erwachsenen Personen, sondern selbst die Kinder begrüßen sich, wenn sie einander auf der Straße begegnen, mit der ceremoniösesten Höflichkeit, so daß sie die ganze Breite der Straße einnehmen und den Fußgängern den Weg versperren. Diese Begrüßungen bestehen darin, daß man Reverenzen macht und einander nach chinesischer Art auf die Köpfe tätschelt. Die Männer und die Frauen gehen auf den Straßen nebeneinander, aber die Etikette verbietet ihnen zu sprechen und sich die Hand zu reichen.

„Man weiß im Lande nichts von befestigten Städten; man sieht hier weder Lanzen, noch Flinten, noch andere Waffen. Von Gewaltthätigkeiten hat man niemals reden gehört. Diese Insulaner sind ein sanfter und harmloser Schlag Menschen. Aber seit einigen Jahren sind viele Drachen (Dampfschiffe) in den Hafen gekommen und haben aus ihren Nüstern Feuer gespieen (mit Kanonen geschossen). Im Anfang erschraken die Eingebornen von Lieu-Kieu, aber allmählich gewöhnten sie sich an dieses Gekrache und trafen durchaus keine Vorbereitungen zur Abwehr. Wird diese ruhige und glückliche Existenz ewig währen? Ach! das Herz

blutet mir, wenn ich an das zukünftige Schicksal dieser armen Leute denke.

Lieu-Kieu steht unter einer doppelten Herrschaft: unter China und unter Japan. Alle drei Jahre schicken sie einen Tribut, bestehend aus Schwefel, Neusilber, Eisen und Zinn, nach Peking. Die Gesandtschaft wird jedesmal von einigen Zöglingen der Dolmetscherschule begleitet, die über Fo-Kieu nach der Hauptstadt reisen und zuweilen mehrere Jahre dort bleiben, um sich mit der chinesischen Sprache vertraut zu machen. Daher kommt es daß sie den Dialekt von Peking so geläufig sprechen. Die Waaren, welche diese Gesandtschaften mitnehmen, werden nicht alle in Japan abgesetzt, da die Eingebornen zu arm sind um sie zu kaufen.

Diese Inselgruppe, wie sie in einer chinesischen Geographie aufgeführt wird, ist unter der Dynastie Tsin, ums Jahr 600 unsrer Zeitrechnung, entdeckt worden und hat ihren Namen wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem krummgebogenen Rücken eines beflügelten Drachen (Kieu) erhalten. Aber diese Bedeutung findet sich im gegenwärtigen Namen, der ganz anders geschrieben wird, nicht mehr vor.

Miscellen.

Englischer Handel. Der Morning Advertiser enthält eine kurze Uebersicht über die brittischen Handelsoperationen; dieselbe ist der jährlich durch das Handelsbureau veröffentlichten Tabelle entnommen. Nach derselben wurden im Jahr 1853 Waaren im Werthe von 98,933,781 Pfd. St. ausgeführt, während im vorhergehenden Jahre nur 78,076,854 Pfd. St. waren. Zu dieser außerordentlichen Zunahme trug die Ausfuhr nach Australien mehr als 10 Mill. Pfd. St. bei. Indien, Canada, Mauritanien und die brittischen Colonien in Südafrika ließen sich auch mehr zuführen als in den frühern Jahren. Die Vereinigten Staaten und Californien erhöhten den Betrag der Ausfuhr um 23,658,427 Pfd. St. — eine Zunahme also gegen das vorausgehende Jahr um 7,090,690 Pfd. St. Diese Ziffern geben den sichern Beweis daß, troß des überaus schnellen Aufblühens der Fabriken in den Vereinigten Staaten, dieses Land doch immer noch der beste Abnehmer für die Haupterzeugnisse der englischen Fabriken bleibt. Was die Ausfuhr nach den andern Ländern betrifft, so blieb sie im bisherigen Stande. Die Colonien in Westindien scheinen troß Landplagen, Auswanderung u. s. w. für die gewöhnliche Summe erhalten zu haben. Der Aufstand in China hat offenbar dem Handel des Landes einen Stoß gegeben. Von Brasilien, Frankreich, Aegypten, Toscana, Neapel, den La-Plata-Staaten, Neugranada, Venezuela und Hayti liefen minder zahlreiche Bestellungen ein. Der Handel nach der Levante hat außer in Griechenland durch den Krieg nicht gelitten. Eine beträchtliche Besserung zeigt sich in den Handelsbeziehungen zu Mexico; ein kleines Steigen war auch in der Ausfuhr nach Holland, Belgien, Spanien, Portugal, Chili, Peru, Dänemark, Schweden und Norwegen bemerkbar. Die russische Handelswelt endlich scheint sich für den Krieg vorbereitet zu haben; denn die Einfuhr englischer Producte im Jahr 1853 nach Rußland übertrifft die der früheren Jahre.

*

Schwedische Urkunden. Das Aftonbladet enthält in seiner Nummer vom 7 September interessante Einzelnheiten über die durch Hrn. Geffroy, Mitarbeiter am Athenäum Français, auf Befehl des Ministers des öffentlichen Unterrichts angestellten Forschungen in den Archiven und Bibliotheken Schwedens. Hr. Geffroy hat einen Katalog über die zahlreichen auf Frankreich bezüglichen Manuscripte, welche im Besitze der öffentlichen Anstalten Schwedens sind, zusammengestellt und viele Auszüge aus diesen Documenten gemacht. Unter ihnen finden sich z. B. eine Correspondenz zwischen den französischen Generalen und dem Feldmarschall Wrangel während des dreißigjährigen Kriegs, zahlreiche Originalbriefe von Anna von Oesterreich, Ludwig XIV und Mazarin, militärische und diplomatische Instructionen u. s. w. Die Sammlung, welche unter dem Namen „Gustavische Papiere" in der Bibliothek zu Upsala aufbewahrt wird und aus Memoiren und vielen Correspondenzen Gustav des III besteht, hat Hr. Geffroy einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und fand überdieß den Briefwechsel zwischen Frau von Staël und diesem Fürsten vom J. 1786—87, sowie den zweier berühmten Frauen, der Gräfinnen Lamark und Egmont.

*

Der Rauch in London. Im Widerspruch mit der Theorie, daß der Rauch von London für die Gesundheit der Einwohner höchst verderblich sey, findet man in einem englischen Journal folgende Einsendung, welche die guten Eigenschaften des Rauches ans Licht stellt. „Vom artistischen Gesichtspunkt aus, heißt es, ist der Rauch allerdings ein großes Uebel; aber vom sanitätischen und chemischen Standpunkt aus betrachtet ist er sehr wohlthätig, denn er reinigt die Luft von den Giften schlechter Luft. Der Rauch ist in Wahrheit nichts anderes als feiner Staub von Kohle. Die Kohle in diesem Zustand gleicht ebenso vielen Atomen von Schwamm und ist bereit jedes der verderblichen Gase zu absorbiren, mit denen sie in Berührung kommen kann. In allen stark bevölkerten Werkstätten, oder überall wo viele Menschen zusammenkommen, wird die umgebende Luft bis auf einen gewissen Grad durch deren Ausdünstungen verdorben, aus denen unsichtbare gashaltige Stoffe aufsteigen, wie z. B. Phosphor- und Schwefelwasserstoff, Cyan und ammoniakalische Gemische, welche durch ihren unerträglichen Geruch wohl bekannt sind. Nun aber absorbirt die Schwärze des Rauchs, d. h. die Kohle, diese Stoffe in einem merkwürdigen Grad und hält sie zurück. Jeder Centner Rauch absorbirt wahrscheinlich 20 Centner der giftigen Gase, welche aus den Abzügen und aus den verschiedenen Gewerbanlagen ausdünsten, wo animalische Substanzen verarbeitet werden, z. B. bei Fellhändlern und in den Gebäuden von Fettschmelzern, Leimsiedern, Beinschwarz-, Berlinerblau-Fabrikanten u. s. w. Dieß erklärt die unläugbare Thatsache, daß London, wenn auch die rauchigste, dennoch die gesundeste (?) Hauptstadt der Welt ist. Wenn also der Rauch immerhin ein artistisches Uebel seyn mag, so kann man ihn doch wegen seines sanitätischen Werthes nicht entbehren. Sowie London gegenwärtig beschaffen ist, dient der Rauch als eigentliche Schutzwehr für die Gesundheit der Bevölkerung. Er ist unstreitig der mechanische Reiniger einer chemisch verdorbenen Atmosphäre."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. 27 October 1854.

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordwestlichen Theil von Frankreich.

(Selbst beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement.)

Zweiter Abschnitt.

Unsere Friesen, Rheinländer und Süddeutschen sind doch tausendmal germanischer als die Belgier in Brabant, und selbst das englische und schottische Volk der Ebene schien es mir in einem höheren Grade als die Flamschen zu seyn. Es ist zu viel Romanisches in das belgische Volk gekommen. Nach einem langen Aufenthalt im englischen Reich hatte keine belgische und französische Stadt etwas Reizendes für mich, und die Belgier kamen mir so wunderlich und ungermanisch als die Franzosen vor, im Aeußeren wie im Innern, in Körperbau und Zügen, wie in Worten und Benehmen. Fast alles spricht in Belgien französisch, und die meisten Bewohner ziehen alles Französische vor. Dieselben Volksclassen in Großbritannien sind in Frankreich und Belgien bei weitem nicht so gebildet, und die Franzosen und Belgier sind durchgehends in der Geschichte ihrer Vorzeit sehr unwissend; und dennoch gibt es unter den vielen Engländern, die in Frankreich leben, gar viele, die das Französische dem Englischen vorziehen. Daran ist wahrscheinlich auch das wohlfeilere Leben schuld. Aber das Französische hat von jeher einen unbegreiflichen Reiz gehabt. Lord Chesterfield's Briefe an seinen Sohn zeigen die Macht des französischen Geistes über den Engländer. Tugend hat in Frankreich eine ganz eigene Bedeutung, es sey unter der absoluten Monarchie oder unter der Republik; sie muß der Wohlanständigkeit weichen. Wer als öffentliche Person in Frankreich lächerlich wird, ist verloren. Tugend ist hier mehr etwas Aeußeres als etwas Inneres, Frömmigkeit jedenfalls ebenso; selbst die Liebe, die hauptsächlich in les Amours besteht. Das Schamgefühl ist in London noch viel zarter als in Paris, und in England ist das Sittenverderbniß lange nicht so groß als in Frankreich. Der Sonntag ist sowohl in den Ländern katholischen als lutherischen Glaubens ein Hapttag für Lustbarkeiten aller Art. In Frankreich muß man selbst wissen wann es Sonntag ist, sehen kann man es nicht. Lustbarkeiten sind das unverkennbarste Zeichen, woran man im europäischen Festland den Sonntag erkennt.

Die katholische Religion hat in Belgien viel stärkere Wurzel gefaßt als man dieß im Allgemeinen von Frankreich sagen kann. Von der Nordhälfte Frankreichs ist die Nordwestseite, das alte Francien ausgenommen, die katholischste. Aber dennoch ruht in der ersten Handels- und Seestadt der Normandie an den heiligsten Festtagen im Jahr das Geschäftsleben nicht. Merkwürdig ist, daß in der ganzen katholischen Normandie, wie im lutherischen Dänemark, das Fest der heiligen drei Könige gefeiert wird. Bei der Picardie hört, so viel ich weiß, diese Sitte auf, und in den Herzogthümern die an Dänemark gränzen, ist das Fest ebenfalls unbekannt. Es ist eine sehr alte Sitte, die in unsern Ländern in die heidnische Zeit zurückgeht, die Leichen der Gestorbenen auf der Bahre zum Begräbnißort zu tragen. Das Fahren ist eine neuere Sitte. Hamburg z. B. hält noch fest an dieser alten Ueberlieferung. In der Normandie trägt man die Todten nach katholischer Weise in der Regel auf der Bahre zu Grabe. Im Volk der Normandie sowohl als der Bretagne behauptet der Aberglaube noch immer seine große Herrschaft, doch bei weitem nicht mehr so wie früher; aber die meisten noch lebenden Volkssagen in der Normandie stammen nicht aus der heidnischen Zeit der Normannen, sondern sind gewiß aus katholischer Zeit und legendenartig. Die normannischen Sagen oder Mährchen von Zwergen scheinen skandinavischen Ursprunges zu seyn. Der Glaube an Wehrwölfe in der Normandie ist dänisch. Auch der nordfriesische Lechterman (das Irrlicht), der die Menschen irre führt, in gefährliche Oerter lockt, findet sich unverändert in der Normandie. Die Zauberkunst, die Vieh und Menschen verderblich wird, ist gleichfalls von nordischer Herkunft. Nicht minder ist der Volksglaube an die dürren Ringelchen im Grase, wovon das Schaf nicht beißt, wie Shakespeare sagt, und welche von den Reigentänzen der Elfen herrühren sollen, mit den Gründern der Normandie herübergekommen, obwohl das französische fée mit dem römischen fat-um ebenso zusammenhängt, wie das englische fairy mit dem römischen fari. Der Name Elf, aus Alph entstanden, heißt ursprünglich Alpengeist. Bei Tisch Messer und Gabel kreuzweise legen, ist nach normannischem Glauben, der aus unserm Norden stammt, nicht gut. Verschüttung des Salzes bei Tisch bedeutet in der Normandie wie in Süddeutschland Unglück. Den Freitag nehmen die Normannen nicht gern zum Hochzeitstag. In der Pfalz ist es der Mittwoch, und man reist nicht gern am Freitag. In

Norddeutschland unternimmt man ungern etwas Wichtiges am Montage, heirathet aber in Nordfriesland gern am Mittwoch.

Obgleich der Freitag von heirathenden Normannen ängstlich gemieden wird, so ist doch das Heirathen unter dem Volk in der Normandie häufig genug ein bloßes Handelsgeschäft wie in Jütland, in Holstein und in der Landschaft Wexford in Irland, welche einst der Hauptsitz der irischen Dänen war. Nun bald ein Jahrtausend hat sich dieser Geist in der Normandie erhalten. Die Landdörfer der Normandie versehen die Städte eben so mit Ammen, wie die Wilstermarsch und andere Gegenden Holsteins die größeren holsteinischen Städte und Landgüter, und besonders Hamburg. Die hübschen Normanninnen waren schon längst ein sehr gefährdetes Geschlecht, und selbst die Seeküsten der Normandie werden wie die Seeküsten der Nordsee im Sommer häufig aus mancherlei Ursachen von Inländern aufgesucht. Die normannischen Küsten am Canal haben eben so ihre Badeplätze, wie die Nordseeküsten zu Ostende, Scheveningen, Norderney, Cuxhaven, Helgoland und Föhr. Nur Schade, daß die Badezeit nicht mit der Austerzeit zusammenfällt, denn die Normandie hat ihre reichsten Austerbänke unweit Granville, am äußersten Westrande des Landes. Die Miethsitte der normannischen Dienstboten auf dem Marktplatze alle Halbjahr ist anscheinlich uralt und dänischen Ursprunges. Es ist ein Jammer, die hübschen jungen Landleute, Knechte sowohl als Mägde, im schönsten Putz und alle mit einem Blumenstrauß geschmückt, auf dem Markt in Reihen aufgestellt zu sehen, wie Waaren zum Verkauf. So bietet man noch, und bieten sich selbst die Menschen feil nach der Weise der Zeiten, als Menschen verhandelt wurden wie Sachen. Die Sklaverei scheint von jeher unter der skandinavischen Menschheit bestanden zu haben. Auf den Miethstag folgt eine Nacht der ausgelassensten Lustbarkeit, und die armen Geschöpfe freuen sich ihres neuen Dienstes. In Northumberland ist dieselbe Sitte. Die Knechte und Mägde stehen beide für sich getrennt in Reihen auf dem Marktplatz. Jene haben einen grünen Zweig am Hut, diese ein grünes Zweiglein oder eine Blume in der Hand. Nach dem Markt gehts zum ländlichen Tanz, und die jungen Burschen bewirthen die Mädchen mit Bier, Punsch und Küssen. Die bestimmte Anzahl der Lootsen in einigen Lootsenplätzen der Normandie kann nur von den Ostküsten der Nordsee stammen und ist eine sehr alte Sitte. Von dem normannischen Hang zum Aberglauben, diesem dänischen und norwegischen Erbstück, habe ich gesprochen. Die Isländer, Faröer, Shetländer und Orkneyleute haben denselben eigenthümlich skandinavischen Hang, und die Art wie sich dieser Aberglaube äußert, ist in allen genannten Ländern auffallend ähnlich. In der Normandie sieht man sehr häufig bei öffentlichen Festlichkeiten die ländlichen Reigentänze. Es ist schwer zu sagen, ob das germanisch oder keltisch sey, denn auch in der Bretagne allenthalben sind die Reigentänze volksthümlich. Auf einem freien Platz am Ende des Städtchens Landernau, in der Landschaft Finistère, fünf Lieues östlich von Brest habe ich so an einem Marktage das Landvolk tanzen sehen. Man tanzte nach einer Art Sackpfeife, und die Bewegungen waren wie in den eigentlich schottischen oder hochländischen Tänzen. Auch bei Auray in der Südwestecke der Bretagne am Weltmeer tanzen die Bauern und Bäuerinnen an Markttagen im Reigen nach der Sackpfeife.

Wenn Engländer nach Rouen kommen, suchen sie wie gewöhnlich den Dom, das Museum und solcherlei Orte auf, um das Französische zu bewundern; aber den schändlichsten Platz in Rouen suchen sie gewiß nicht auf oder ignoriren ihn auf die schweigsamste Weise. In den häßlichen Straßen dieser Stadt herumirrend, gerieth ich von ungefähr auf ein abgelegenes Plätzchen, wo ein Springbrunnen mit einem unscheinbaren weiblichen Standbild steht. Unwillkürlich fiel mein Auge auf den Brunnen und das Monument von Stein, und ein plötzlicher Gedanke an die Jungfrau von Lothringen, oder wie sie gewöhnlich heißt, die Jungfrau von Orleans, die 1431 zu Rouen verbrannt worden, flog mir durch die Seele. Ich fragte ein Mädchen am Brunnen nach dem Namen dieses Platzes, und sie antwortete: c'est la place de la Pucelle, Monsieur! Und das war der stärkste Eindruck, den Rouen auf mich gemacht hat. Also hier ward die begeisterte Heldin Jeanne d'Arc, die Orleans befreite, einen König befreite, ein Land befreite, rein und unschuldig wie ihr Name, die reine Jungfrau, nachdem sie durch einen doppelten Justizmord zweier Nationen zum Scheiterhaufen verdammt worden, von den Flammen verzehrt. Die größten Wohlthäter der Völker werden von diesen am schlechtesten belohnt. Die Welt will das Uebergroße nicht, versteht es nicht, sie haßt die Rüstzeuge des Allmächtigen. Die Mehrzahl der Mörder im Gericht, die die Jungfrau von Orleans verdammten, waren Franzosen; sie sollte sterben, als sie Frankreich erlöst, denn eine Pucelle konnte fortan neben dem hergestellten französischen Thron und dessen Knechten nicht bestehen, und der englischen Unbarmherzigkeit und Rache that man gerne diesen Liebesdienst. Und als man die Ursache ihres Todes zu finden verlegen war, da wußten die Pfaffen Rath und fanden sie in der Finsterniß der Zeiten und stempelten die unvergleichliche Heldin mit dem Namen einer Hexe oder Zauberin — denn als solche hatte sie nach dem Volksglauben den Tod verdient. Frankreich billigte stillschweigend die Gräuelthat, welche England forderte, und drückte politisch ein Auge zu, und Franzosen und Engländer wuschen sich gegenseitig als Feinde die Hände.

Der denkende Mensch kann sich nicht satt sehen an dem Brunnen und seinem Bilde, und das ist die bittere Ironie des Schicksals, daß das Bild der Jungfrau auf diesem schändlichen Platze zu stehen kam. Das Volk zu Rouen hat sich selbst diesen Schandpfahl errichtet. Aber meistens ist es ja nur die geringste Volksclasse, die auf diesem Platz erscheint, ohne zu wissen was hier geschah. Die Vornehmen kommen selten dahin, und kümmern sich auch wenig darum daß hier ein folgenreiches Menschenleben gemordet ward. Ich fragte so viele die am Brunnen standen und vorübergingen, ob sie mir etwas sagen könnten von der Jungfrau von Orleans, aber sie konnten's alle nicht. Es wandert ewiglich ab und zu wo dieser Brunnen steht, und Generationen der Menschen auf Generationen gehen nach einander zu Grabe, aber der Brunnen bleibt stehen und wandert nicht und sinkt nicht in die Erde, und das Bild der Jungfrau blickt unverwandt und immerdar die gedankenlosen Menschen an, die kommen und gehen, während der Platz, wo die gräßliche That geschah, unaufhörlich den Namen „de la Pucelle" tragen muß, den kein Machtgebot auf Erden vertilgen kann — und das gerade ist der Fluch der göttlichen Vergeltung. Auch ein Fluch für die Stadt Orleans, deren Name das Verhängniß unauslöschlich auf den Richtplatz der Jungfrau schrieb, welche Orleans rettete und von Orleans verlassen ward. Und davon zeugt noch jeden Augenblick die Statue

der Jungfrau zu Orleans. Ich sah diese Statue an einem Sonntage in der Abenddämmerung, als die Stadt, wie gewöhnlich an solchen Tagen, von Lustbarkeiten rauschte, und ein schreckliches Trommeln auf dem Markt, und alles voll von Militär und Menschen war. Die heutige Welt weiß nichts mehr von dem Jahre 1431. Aber die Statuen, die Statuen! Das sind die Schandsäulen, die noch erinnern, wenn alles andere vergessen ist, Frankreich!

Der letzte Aufzug in Schillers Jungfrau von Orleans ist ein ganz verfehltes Product, ein Kunstproduct für ein überspanntes Publicum, der Schluß einer romantischen Tragödie, die der Natur den Hals umdreht. Er läßt die Heldin sterben in den Armen zweier Fürsten, die sie aus Eitelkeit und Feigheit dem Tode preisgaben. Er läßt sie in Wolken zum Himmel steigen, und sie fuhr in Flammen auf. Er wischt die Züge aus, welche die Geschichte mit Feuer und Blut geschrieben, und vertuscht so die Höllenthat der Mörder der Jungfrau von Orleans. Wie viel romantischer wäre die Tragödie geworden, wenn das Heldenweib nicht einem sentimentalen Publicum zu Liebe eines so sentimentalen Todes gestorben wäre, sondern ihres wirklichen Todes. Jeanette war mehr als eine witch of Lancashire, sie bezauberte ganz Europa ein ganzes Jahr, aber die Schillersche Johanna ist nicht die Jungfrau von Orleans.

Jeanne d'Arc war eine Zauberin, die einen Welttheil bezauberte. Aber die erstaunten Menschen wurden scheu vor solcher ungewohnten Größe und Begeisterung, und die Furcht ging in Haß über. Darum ward die Retterin Frankreichs eine Märthrin. Man ist ängstlich bemüht gewesen, alle ihre Fußstapfen von der Wiege bis zum Holzstoß auszutilgen. Ihre Geburtsstätte zu St. Remy in Lothringen ist eine entweihte und verachtete Oertlichkeit, und der Kerker, wo sie in Ketten gepeinigt ward, weil sie ein großes Werk gethan, ist verschwunden, weil man seine eigene Schande nicht sehen wollte. Und als der Körper von den Flammen verzehrt und die Seele zu Gott gegangen war, da war das Plätzchen bald gesäubert und das Bißchen Asche leicht hinweggeschafft. Aber hier an der Seine, wo sie die letzte Qual gelitten, stieg sie versteinert aus der Asche hervor; und dort an der Loire, wo sie den Engländern den größten Schrecken eingejagt, wofür ihre Landsleute sie im Tode verließen, trat sie lang hernach ebenfalls als Steinbild auf. Solche sind die Denkmale, welche zu errichten der Geist der Vergeltung die Völker treibt, und niemand kann es hindern. Wie wirst du der Rache-Denkmale zu Rouen und Orleans los, Frankreich? Denn du kannst nicht hadern mit ihm, der die Sünden der Väter heimsuchet an den Kindern.

Von Rouen bis Caen, 33 Lieues, fährt man von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends. Auf dem Reisebillet stand à 6 heures 1/4 du matin, und wir fuhren erst 1/4 nach 7 Uhr ab. Das ist nicht englisch, aber in Frankreich gewöhnlich. Für den ersten Platz im Wagen (la première place dans l'intérieur) werden 14 2/3 Fr. gezahlt. Wieder das ungeheure Fahrzeug und die plumpen Pferde, aber Kutscher und Schaffner sind nicht völlig so wild mehr und etwas schweigsamer. Mit demselbigen gräßlichen Geprassel flogen wir durch die fukeligen Straßen der Hauptstadt der Normandie, daß der Unflath bis an die Fenster der Häuser und bis zur Impériale hinaufzuspritzen schien. O berget euch, ihr armen Sünder in den Gassen, und eilet zur Seite durch den Koth, sonst werdet ihr von unsern Rädern zermalmt. Denn auch wir eilen aus dem Koth heraus, mit Ungestüm, und wer uns nicht ausweicht, den überfahren wir. Wie schön ist das Landschaftsgemälde, das an der Seine-Brücke hervorspringt, wo die Statue des großen Dichters Corneille steht, dessen Name Krähe heißt. Jetzt sind wir im Freien, aus dem Schmutz heraus auf dem Wege nach der Universitätsstadt der Normandie, wo eine andere Statue steht, die Statue Ludwigs XIV, und wo die Menschen von Kindesbeinchen an conservativ gewesen sind. Die Landstraße geht bergan, und links auf den Bergen liegen die Ruinen des Schlosses der alten Herzoge der Normandie, dessen Ursprung man auf den Gründer Rollo zurückführt. Fast das ganze Seine-Gebiet von der Eure an bis in die Nähe von Quilleboeuf ist ein zusammenhängender Gebirgswald. Die Aussicht ist weit und prächtig westwärts das fruchtbare Thal hinab, wo sich die Seine durchwindet, leuchtend wie ein Spiegel. Auf ihren Fluthen erscheinen die Schiffe aus den hohen Fernen noch einmal so schön als auf der Niederelbe an den schönsten Tagen. Die nächste Waldung von Rouen auf dem Wege nach Caen heißt Foret de Rouvrai, und von hier an wird das Angesicht der Normandie nach und nach immer reizender, je weiter von der Seine abendwärts.

In der Westhälfte der Normandie ist die Natur am schönsten und die Menschen auch, besonders das weibliche Geschlecht. Auch schon zwischen Rouen und Caen gibt es manche menschliche Schönheiten, aber sehr viele nordische Backenknochen und die vorherrschende keltische Gesichtsfarbe. Unzählige Frauensleute, worunter viele junge waren, begegneten uns am Morgen auf ihren Wegen nach den Städten und Flecken. Einige trugen die zwei Fuß hohe weiße Haube, die meisten die weiße männliche Schlafmütze. Von Rouen westwärts hörte ich das Heulen der Kutscher nur selten mehr. Von den Höhen der Gebirgskette, welche an den Ufern des Flusses Touque von seinem Ursprung bis zum Meer nordwärts läuft, hat man die weitesten und prächtigsten Blicke in die normannischen Ebenen. An diesem Fluß liegt die bischöfliche Stadt Lisieux, durch welche eine Landstraße von Rouen nach Caen geht. Der Tag endete schöner als er in den engen schmutzigen Straßen Rouens begonnen, denn in der Ferne über Caen stand die schönste und seltenste Abendröthe. Die rothen Streifen des Himmels, die bläulichweiße Luft dazwischen, die schwarzblauen Wolken am Kimming, deren Wirbel starken Rauchmassen glichen, wenn die Flamme noch mit ihrem Brennstoff kämpft — o! alles dort in der freien Ferne lag unbeschreiblich ruhig über dem vergangenen Tage. Es kam mir vor, daß man nur in der glücklichen Kindheit solche schöne Abendröthen sieht. Sie sollen in der westlichen Normandie vor allen andern prächtig seyn; die Ursache ist wohl unbekannt. Die Abendröthe über Caen erinnerte mich wehmüthig an die Aurora Borealis in Orkney.

In den Gasthöfen Frankreichs wird der Wein bei Tisch zum Diner gerechnet und auf der Rechnung nicht erwähnt; in Belgien wird er nach deutscher Weise für sich gerechnet, und doch kostet das Mittagessen so viel als in Frankreich. In Paris steht selbst das im Zimmer gebrauchte und nicht gebrauchte Licht auf der Rechnung angeführt. Mit der Rechtschreibung ist es in Frankreich nicht besser als in Deutschland. In einem feinen Wirthshaus in Paris schrieb man auf meine Rechnung chambre et boujee (statt bougie, Wachslicht). In dem sprachverwirrten Belgien ist es damit

am ärgsten. Weil so viele Engländer dahin kommen, so hat man es hier mit drei Sprachen zugleich zu thun, und die Gasthöfe haben eine dreifache Mühe. Auf einer meiner belgischen Rechnungen — sie stammte sogar aus der Hauptstadt — las ich: French English and German is spoken, und oben bei des Gastwirths Namen kebt by (für kept, d. i. gehalten). Ja an einem ganz besondern Ort im Gasthofe einer belgischen Stadt steht folgende Inschrift, wovon ich weder das Englische noch das Deutsche verstand: „Gentlemen, it will be obliged to cover the place without that you can not go put of the Cabinet. Man ist gebeten die Brille zuzustopfen, weil man ohne dem nicht aus diesem Cabinette kommen kann.“ Das ist weder Englisch noch Deutsch. Nach der Einrichtung der Pariser Messageries zahlt in der Normandie ein Kind unter fünf Jahren, im Fall es beständig während der ganzen Reise auf dem Schooße seiner Mutter oder irgend jemandes seiner Angehörigen sitzt, nur das halbe Fuhrgeld. Wie grausam gegen Kind und Mutter! In der Bretagne fühlt man ein klein wenig menschlicher, denn die Verordnung der Messageries de l'Ouest räumt diesen Vortheil allen Kindern unter sieben Jahren ein, fügt aber ängstlich hinzu: pourvu que les parents qui accompagnent l'enfant, le prennent sur leur genoux. Die armen Menschen!

Caen ist in einer gewissen Weite eine schöne Stadt, und hat wie Rouen ein liebliches reizendes Aussehen, so lange man ihren Schmutz nicht sehen kann. Sie ist eine der größern Städte der Normandie, aber nur halb so groß als Rouen, und es kann sich als Universitätsstadt, oder deutlicher gesagt, weil sie eine solche ist, nicht des besten Geistes rühmen. Auch in den Wirthshäusern derselben herrschen nicht eben die besten Sitten, und manches davon scheint von England entsprossen zu seyn, z. B. das Verfahren gewisser Stallknechte, die ohne rechtmäßige Ansprüche die Kutsche die eben abfahren will, besteigen, und dem Reisenden mit Gewalt seine Effecten entreißen und dieselben so lange in den Fäusten halten, bis er die unrechtmäßige Forderung gezahlt. Solche Angriffe sind eigentlich nicht französisch; und es ist möglich daß reisende Engländer, die Caen sehr häufig besuchen — denn wo ist eine Stadt und ein Städtchen ohne Engländer zu finden? — normannischen Stallknechten diese unzarte Sitte gelehrt. Und zu einem Handwerk dieser Sorte gebricht es nicht an Zeit, denn überall in der Nordhälfte Frankreichs ist es hergebracht, am Ort der Abfahrt lange zu zögern. Die Universitätsstadt Caen hat den Ruhm, gerade in demselben Jahre von Engländern gegründet zu seyn, als die Jungfrau von Orleans in Rouen von den Engländern verbrannt ward. Das geschah vor 422 Jahren.

Caen und sein katholisches Wesen ist uralt, und aus seinen vielen Kirchen und Thürmen ist zu schließen, wie bedeutend einst der Ort gewesen. Seine Straßen, oder eigentlich Gassen, zeugen von seinem Alter, und an ihrem Schmutz, der noch ärger und tiefer ist als in Paris, erinnert man sich daß man in Frankreich ist. Ich wußte in den Gassen Caens nicht wo ich meinen Fuß hinsetzen sollte, und wer beim Gehen nach oben statt nach unten blickt, der kann sicher seyn, daß er die Spuren seiner Wanderungen durch Caen bis zum Rücken hinauf mit nach Hause bringt. Mir ging es so aus Neugier in einer jener Gassen; denn da war etwas zu sehen und zu hören was nicht alltäglich ist, nämlich eine fahrende Procession vom Lande. Ich denke sie fuhr aus Furcht vor dem Schmutz der Universitätsstadt, denn auf dem Lande sieht's doch sauberer aus. Es kamen nämlich zwei mit Leinen überzogene Karren dicht hinter einander langsam durch die Gasse gefahren, und es war gut daß sie langsam fuhren, denn sonst würde ihr Leinverdeck an Farbe der Gasse gleich geworden seyn. Die beiden Karren waren inwendig mit Frauensleuten so beladen, daß für keine einzige Menschenseele neben ihnen noch ein Plätzchen offen war, und als die Karren so ihres Weges sinnig und gemächlich fortwandelten, erscholl aus ihnen abwechselnd ein lauter Gesang, und wenn es in dem einen schwieg, begann es in dem andern. Du lieber Gott, was ist das? sprach ich in meiner Unwissenheit, denn was weiß man in unsern Ländern und in England von solchen Dingen. Die Leute schienen Mitleid mit mir zu haben und antworteten, wie ich doch so fragen könne, das sey ja eine Procession; ob ich das nicht wisse!

Etwa 14 Lieues westlich von Caen liegt das Städtchen Vire mit seinen schönen Menschen, wo statt der gewöhnlichen widerwärtigen Garçons die reizendsten Normanninnen die Reisenden am Wagen empfangen und begrüßen, nicht stürmisch wie die rohen Britten, sondern mit der lieblichsten Bescheidenheit. Der Weg durch den ganzen südlichen Theil vom Contantin (an der Vire) an über St. Sever und Ville Dieu, welches außerordentlich reizend unter Höhen liegt, ist einer der schönsten in der Normandie. Hier zu Ville Dieu erhielten wir einen verwegenen Kutscher, vor dessen Peitsche die Pferde schon beim Anblick zitterten. Sobald er knallte und sein „jüh“ heulte, fuhr das alte schwere Fahrzeug wie ein Dampfwagen davon, und so wild und wüthig ging es bergauf und bergab, daß es ein Wunder war, daß das Vehikel sich aufrecht hielt. Ich wünschte mich hundertmal lieber auf einen Dreimaster, der im Sturme beilegt. Die sichersten Kutscher sind die englischen; so geschickt sind sie wohl nirgends in der Welt. Zwischen Newroß und Waterford in Irland ging es drei Monate früher ungefähr eben so schlimm; das wilde Element in Irländern und Franzosen ist nicht germanisch. Von Ville Dieu über Avranches, Pontorson, wo die Bretagne beginnt, und von Dol nach St. Malo ist die zweite Hälfte des Weges von Caen, der 40 Lieues beträgt. Die Strecke zwischen Avranches und Pontorson längs der See ist der zwischen Pensance und Helston in Cornwall ähnlich. Man blickt auf beiden auf einen aus dem Meer ragenden Felsen St. Michels, und beide sind bewohnt. Der St. Michaels Mount in Cornwall liegt in der Bucht von Pensance und der Mont St. Michel in der St. Michels-Bay. Vermuthlich haben aus Cornwall geflüchtete Britten zu den Zeiten der Gründung Westsachsens der französischen St. Michels-Klippe gemäß der Aehnlichkeit mit der cornwälschen diesen Namen gegeben.

Hier in der Nähe der Bretagne wird es immer schmutziger, je weiter nach Westen und je näher der brettonischen Gränze, bis man endlich in das keltische Schmutzloch St. Malo hineinfällt, und wenn auch noch nicht an der Sprache, die erst viel weiter westwärts keltisch wird, so doch an der unbeschreiblichen Unreinlichkeit, wobei ich mißmuthig ward, und in den Gesichtern der Menschen sieht man, daß man nicht mehr in der Normandie ist. Die Physiognomien der Menschen, ihr Charakter, ihre Sitten, ihr Wuchs, ihre Haarfarbe und ihr französischer Dialekt, alles verändert sich, die Sprache aber erst in der Gegend von Monconteur und Chatelau-

dren, wo das Brettonische beginnt. Die kleine See- und Handelsstadt St. Malo liegt mehr als halb im Wasser, hängt durch einen Damm mit dem Festland zusammen, und ist mit sehr dicken, oben mit platten Steinen belegten Mauern umgeben, worauf man rings um die Stadt gehen kann. Sie liegt hart an der See und an Felsenufern. Außen zu ragen diese Klippen aus der See heraus, wovon einige mit festen Batterien versehen sind; auf den Mauern dieser Stadt herum ist ein großartiger Spaziergang. Ich habe nie eine so eigenthümlich belegene und gebaute Stadt gesehen. Oestlich von St. Malo, etwa 4 deutsche Meilen, beginnt wie gesagt die Bretagne, deren Bewohner fast alle häßlich und unreinlich sind. Alles Keltische waltet in der Bretagne vor. Ich habe in St. Malo weder einen hübschen noch hellen Menschen gesehen.

(Schluß folgt.)

Der Hudsonkai in New-York.

Federzeichnung von E. Pelz.

(Schluß.)

Zur Winterszeit, wo die Einwanderung keine Menschenheerden für das Herbeitreiben zur Passage mit der Eriebahn liefert, sind hauptsächlich Schweineheerden da, die dann in grunzenden Trupps zu Tausenden hier vor dem Depot versammelt und den Schlachthäusern zugetrieben werden mit schlagendster Symbolik, auch Heerden von Ochsen und Schafen treffen ein, wiewohl minder zahlreich als Schweine. Die Thiere sind insgesammt besser daran als einwandernde Menschen, einmal sind sie ihres Zustandes sich nicht bewußt, sodann werden sie rascher befördert, weil ihre Fütterung kostspielig wäre und sie leicht an Fett abnehmen könnten. Man strebt darnach bei Thieren zu conserviren, was bei Menschen vernichtet wird! Endlich aber geht es mit den Thieren schnell zur Schlachtbank, bei fabrikmäßig abgekürztem Verfahren des Töltens, wogegen Einwanderer am langsamen Feuer gebraten werden, indem man sie nur allmählich ausplündert, allmählich um ihre Gesundheit bringt, allmählich verschlechtert u. s. w. Es klingt barock und inhuman, den Wunsch auszusprechen, die alte Welt möchte sich von der neuen für die Auswanderer bezahlen lassen, so gut wie für andere werthvolle Dinge; allein es zeigt sich fast kein besseres Auskunftsmittel, um mehr Werthschätzung und bessere Behandlung der Menschen herbeizuführen unter den Amerikanern, denn diese haben nun einmal keinen andern Maßstab für die Achtung als das leidige Geld!

Am Pier Nr. 33 lagen eine Menge Boote des Delaware- und Hudson-Canals an, die hauptsächlich Holz und Steinkohlen herbeiführen, sowie denn überhaupt in dieser Gegend das Anlegen der Delaware- und Hudson-Canalfahrzeuge stattfindet. Von hier an zieht sich nordwärts den Kai hinauf ein Großhandel mit Steinkohlen, Brettern und anderem Holzwerk, mit gebrannten Ziegeln und Steinen, mit Gyps, Heu, Stroh u. s. w. Die massenhaftesten Vorräthe dieser Artikel kommen auf Fahrzeugen — oder das Stammholz in Flößen — den Strom herabgeschwommen, landen an bestimmten Plätzen, werden da sogleich aufgestapelt oder verlieren sich durch Abfahren auf Ablagerungsplätze und in Vorrathshäuser zur Vertheilung im Einzelnen und Ganzen. Die Häuserreihe von Weststreet gewinnt dadurch ein etwas verändertes Aussehen; es zeigen sich Schmieden und große Eisenwerkstätten, besonders für den Schiffsbedarf mit Gießereien und sonstigem Zubehör, sowie dann noch andere Fabriketablissements hieher verlegt sind, um die Zufuhr an Rohmaterial zur Verarbeitung oder auch Brennstoffe leicht bei der Hand zu haben.

Werfen wir in dieser Kaigegend unsere Blicke auf das Hauptsächlichste und Hervorragendste, so fallen auf den Piers Nr. 35 und 38 die Schilder der Depots des „Knickerbocker-Ice from Rockland-Lake" und das „Rockland-Lake-Ice" ins Auge, welche ein ausgedehntes Eisgeschäft andeuten, das sich auf die Erzeugung am Rockland-See gründet, dessen krystallhelles Wasser besonders geeignet dazu ist. — Der Name Knickerbocker begegnet uns hier beim Eishandel sowie bei einer Menge anderer Gelegenheiten in Geschäftsbeziehungen und hat keine andere Bedeutung, als daß eine holländische Solidität des betreffenden Geschäfts — andern ähnlichen gegenüber — an den Tag gelegt und zur Schau getragen werden soll, ob mit Begründung, das steht freilich allzeit auf einem andern Blatte, da die Neigung der Amerikaner zum Schwindel und zur Uebervortheilung sich aller Umhüllungen zu bedienen versteht. Es ist hier mit der Knickerbockerei ungefähr wie mit der „njemetzki Robod" (der deutschen Arbeit), die der Russe auch oft als vorhanden versichert, wo er nur sein „kak ne bud'j" (die ungefähre Nachahmung) bietet. — Aerzte und Dentisten, Quacksalber und Apotheker, welche so reichlich von der „Dyspepsia" und von andern Krankheiten zu profitiren wissen, die zum großen Theil dem Eismißbrauch zuzuschreiben sind, hätten alle Ursache den Rockland-See wegen seiner Eisproduction zu illustriren! —

Sehr charakteristisch liegen den Eisdepots gegenüber auf Weststreet „Brandy shops", d. h. Schnappskneipen, die Extreme bezeichnend, in denen sich das amerikanische Leben bewegt, ein Hauptresultat zeigend in knabenhafter Consumtion.[1] Glühend oder eiskalt, starr entsagend oder im ungezügelten Genusse sich wälzend, orthodox gläubig und festgerannt oder alles verwerfend, was sich nicht betasten läßt; thierisch-roh oder verschmitzt und raffinirt-lackirt, wie die Temperatur, deren Sprünge von 90° Wärme herab auf 40° in plötzlichen Umsätzen charakteristisch sind, die nur Sommer und Winter kennt, dem deutschen Maßhalten bis zur Unverständlichkeit fern stehend, so zeigt sich hier die Gesellschaft der Menschen zum Extremen hingeneigt. Wir wissen eben noch beschämend wenig von dem Zusammenhange unseres Wesens mit dem der Natur!

---

[1] Ich brauche dieses nichtdeutsche Wort absichtlich, um die darin liegende Bedeutung von Schwindsucht, Verzehrung und Verwüstung zugleich in Anspruch zu nehmen. Die Neigung in den Menschen, welche die Gegend von Teheren — einst der blühendste Garten — in eine unfruchtbare Sandwüste umwandelte, ist noch immer nicht erloschen. A. d. V.

In der Gegend vom Pier Nro. 39, wo die „Philadelphia and Newyork Tow Boat Line“ (Schleppdampfer-Linie) anlegt, erhebt sich das zehn Stockwerk hohe Gebäude einer 1852 niedergebrannten Zuckerraffinerie, gleichfalls recht charakteristisch in der Eisnähe, aufs neue und deutet die Neigung zum Naschen unter Amerikanern in anderer Richtung und zugleich mit Eis verbunden an. Ich kann mich nicht von dem demüthigenden Gedanken trennen, daß hier doch vielleicht ein Staatsschulmeister wie Friedrich II von Preußen gewünscht werden möchte, der bekanntlich erklärte, „er habe in seiner Jugend Biersuppe gegessen, das sollten die armen Leute auch thun!“

Bis in die Gegend des Pier Nr. 40 bei Vestry Street zieht sich ein allgemein und gemischt zu nennender Schiffsverkehr, während weiter hinauf nach Norden nur gewisse Branchen herrschen; besonders macht sich das Holz an den Piers am Wasserrande und auch auf der Straßenseite breit, wo die „Lumber Yards“, d. h. Höfe der Händler mit Brettern und sonstigem Bauholz den dichten Häuserbau unterbrechen. Bei Deßbresses Street fällt durch seine Isolirtheit ein Etablissement für „Salt Water Baths“ in die Augen, welchem gegenüber in diesem Augenblicke ein Neger seine Grimassen schneidet und zur Begleitung der Negerzitter heult, oder eigentlich brüllt, seine Zuhörer damit höchlichst ergötzend.

Wir bemerken das Anlegen von Seeschiffen bis hieher reichend, während noch vor etwa zehn Jahren nur etwa bis zum Pier Nr. 8 der große Schiffsverkehr reichte, so rasch und bedeutend hat sich die Hafenfrequenz Newyorks gehoben!

An den Pier Nr. 40 gehörte als Beobachter Eugène Sue, der sich in Betrachtung und Schilderung von allerlei Schmutz gelegentlich so besonders gefällt; denn hier werden die Karren, welche das Kehricht aus den Häusern, mit Küchenabfall und dergleichen untermischt, abfahren, in bereitstehende Kähne ausgeladen, die immer von Menschen beiderlei Geschlechts und jedes Alters wimmeln. Sie durchstöbern das ausgeschüttete Chaos mit Begierde, um sich gewisse Dinge herauszuscharren. Die fischt nach Knochen, der nach Lumpen, jene wieder nach gewissem Küchenabfalle, während dort ein Knabe sich in den übelriechenden Haufen völlig vergräbt auf Maulwurfsweise, um Metallstückchen zu erwischen; keines scheint dem andern übrigens ins Handwerk zu pfuschen.

Eine der interessantesten Stellen am Hudsonkai ist jedenfalls der Fuß von Canalstreet. Hier zeigt sich zuerst die zweite „Hoboken Ferry“ mit ihren Mysterien und Offenkundigkeiten, gleich den übrigen Hoboken-Fähren vollkommen angethan, um Stoff für Füllung von mindestens neun Octavbände zu liefern, die an Interesse den modernen Romanbandwürmern in keinem Falle etwas nachgeben würden. Das ganze innere Gesellschaftsleben der Newyorker ließe sich in einer Betrachtung dieser Fährenfrequenz entwickeln. Sodann nehmen den anstoßenden Pier Nr. 42 die „Newyork and Liverpool U. S. Marine Steamers“ ein; also die bekannte „Collins Line“ hat hier ihren Anlegeplatz. Die amerikanischerseits über den atlantischen Ocean errichtete fliegende Brücke zur Herstellung der schnellsten Verbindung demnächst mit dem „Mutterstaat“ England und dann mit der alten Welt im allgemeinen; also eine der großen Europa-Fähren legt hier an bei der Abfahrt und Ankunft. Bekanntlich hat Mr. Collins für seine Linie einen enormen Zuschuß aus der Unionscasse bekommen. Murrköpfe ärgern sich darüber und brummen: „Für Nothwendiges hat die Unionsverwaltung keine Gelder, sobald nicht etwa jemand die Sache in seine Hände nimmt, um diese demnächst im Unionsgelde zu waschen, und sodann möglichst viele andere mitwaschen zu lassen!“ Mögen solche Gallsüchtige brummen und sich an den Worten des Abasiden-Kalif Nuschirvan in Persien erfreuen:

„Fürwahr! dem Untergange reift
Ein Staat, wo Reichthum einzig Quelle
Der Achtung ist. Die Bürger wollen
Nur reich seyn, und nach Wissen, Ehre
Und Tugend trachtet keiner mehr.“

Uns scheint es am ersprießlichsten dem „Ride si sapis“ des Martial hierbei wie bei andern Erscheinungen des hiesigen Lebens bestens zu folgen. Der taumelnde Voranschritt des Menschengeschlechts muß als fait accompli mit gutem Humor aufgefaßt werden.

Diesem Pier Nr. 42 gegenüber befindet sich, mitten am Ende der breiten Canalstraße, ungefähr in einer Front mit Weststreet, das Abgangsdepot der „Hudson-River-Rail-Road“ für Emigranten und Frachtzüge. Hier haben wir abermals wie bei der „Peoples-line“ und der „Erie-Rail-Road“ ein Hauptbeförderungs-Etablissement für Einwanderer ins westliche Unionsgebiet vor uns, dessen Ruf jedoch besser ist als der jener beiden andern, seitdem einem deutschen Geschäftshause, dem der HH. Rischmiller und Löscher, die General-Agentur übertragen wurde. Es thut wohl, deutsche Namen bei bessern Bestrebungen in diesem Lande öfter nennen zu hören. Uebrigens läßt sich kaum eine interessantere Erscheinung denken, als welche dieser Einwandererstrom in seiner fast mechanischen Bewegung von Osten immer weiter gen Westen darbietet. Was sind dagegen die oft beschriebenen Wanderzüge gewisser Thiergattungen! Hier tritt eine der großen Naturmysterien vor das Auge des Beschauers, deren innerstes Wesen mit dem Isisschleier des Geheimnisses bedeckt ist; denn wer hat bis jetzt noch den richtigen Hauptgrund davon herausgefunden? Was von Uebervölkerung und dergleichen gefaselt wird, verdient kaum ernster Widerlegung, das alte China mit seiner Bodenbenutzung spricht allein zur Genüge dagegen. Zuletzt bleibt dem genauen Beobachter doch nur eine Art instinctartiger Wandertrieb als festerer Anhaltpunkt übrig, der in den Völkern germanischer Abstammung mächtiger wirkt als bei andern; alles was sonst dabei zum Vorschein kommt, tritt mehr in secundärer Natur auf. Die Germanen haben eine große, anregende Mission in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts zu erfüllen, und können dieselbe nur wandernd im Rundgange um die Erde vollziehen. Das scheint sich als unwiderlegbare Thatsache herausstellen zu wollen.

Höchst verlockend winkt uns die Ueberschrift „Bulls Ferry“ beim Pier Nr. 43, denn hier ist ja eine billige und bequeme Gelegenheit zum Besuch der wundervollen Pallisaden-Gegend vorhanden. Wir müssen aber dennoch vorübergehen, weil uns heut am Kai noch mancherlei zum Beschauen übrig bleibt. Die Wagen der Hudsonflußbahn werden von Pferden auf Eisenschienen fortgezogen, die Weststreet entlang gelegt sind, und beim Pier Nr. 48 sind Schienengeleise abgezweigt, die auf den Bohlen dieses Schiffsanlagedammes hinlaufen. Es war Absicht der Verwaltung erwähnter Eisenbahn, ihre Passagiere unter den Einwandernden gleich mit ihrem Gepäck von den Schiffen abzuholen und direct an diesem,

zu dem Zwecke eigens gemietheten Pier in die Wagen der Bahn zu bringen. Dieß würde ein sehr großer Vortheil für viele besonders Aermere gewesen seyn, weil sie dadurch der Kosten des Aufenthalts und Transportes ihrer Sachen überhoben worden wären. Anstatt aber ein so nützliches Unternehmen zu unterstützen, erließ die offenbar von den Concurrenten der Hudsonsflußbahn bestimmte Legislatur des Staates Newyork geradezu ein Verbot gegen derartige Landungen, weil die Verwaltung der Eriebahn diese Freiheit gemißbraucht hatte. Man untersagte nicht den Mißbrauch, sondern hinderte namentlich das Wünschenswerthe und leistete indirect der Einwanderer-Plünderung Vorschub. Ich denke dabei an die Gegenbestrebungen deutscher Spießbürger, als mit Verbesserung der Landstraßen Deutschlands vorangeschritten wurde. Die Reisenden zerbrachen nicht mehr so viele Wagen, brauchten sich nicht in elenden Kneipen aufzuhalten und rupfen zu lassen, und was der Vortheile mehr waren, die denen nicht anstanden, welche eben Gewinn aus dem Nachtheil schlechter Straßen gezogen hatten. Genau so kurzsichtig-bornirt und selbstisch zeigen sich die Amerikaner in der Einwanderungsangelegenheit, bis sie den gewinnreichen Strom von sich abgelenkt haben werden und Verbesserungen als moutarde apres diner erscheinen, wie das auch Deutschland mit seinem Handel und mit seiner Industrie passirte, für die man gleichfalls erst bessere Wege machte, als der Flor zu sinken begann. Deutschlands Industrielle und Kaufleute beschuldigen die leitenden Regierungen der mangelhaften Unterstützung; hier wo man sich selbst regiert, verhindert kurzsichtige Selbstsucht der Kaufleute oder Geschäftsmänner eben auch das Ersprießliche. Wird man dort wie hier eine goldene Mittelstraße finden lernen? Die Bewohner eines Landes, wo sich derlei Vernachlässigung auf der Hand liegender allgemeiner Interessen kundgibt, nehmen sich heraus mit Hochmuth auf die Europäer herabzusehen. Man könnte sie, die so gern bei allen Gelegenheiten auf die Worte ihrer „Holy Bible" pochen, mit den Stumpfnasen auf Röm. 3. 23 stoßen, wo geschrieben steht: „sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms."

Wir sind bei Pier 48 völlig in einer Kaigegend, die fast ausschließlich von den Baugewerken beherrscht wird. Ueberall „Lumber Yards", Ziegelhaufen, Kalktonnen u. dgl. in sehr großer Menge. Die Canalboote haben an den Piers die Oberhand, und größere Segelschiffe sind selten, so daß die Hoboken Ferry am Fuße von Christopherstreet ganz das Ansehen eines Luxusartikels zwischen Ackergeräth oder derartigen Werkzeug gewinnt. Welch ein rasches, zuversichtliches Hineingreifen in die Zukunft thut sich in dieser wahrhaft großartig auftretenden Baulust der Menschen kund, wobei kein menschlicher Einzelnwille wirksam erscheint, sondern nur das Walten der Erwerblust! Und wie heißt die Basis dieser Hinneigung? Aussicht auf langen Frieden! nicht anders. Die Menschheit zeigt hier deutlich, daß sie über eine rauflustige Jugendperiode hinaus ist, und in Europa wird man dieses hervorstechende Bedürfniß über kurz oder lang auch zur allgemeinen Geltung gelangen sehen. Die Liebhaber der Gewalt und des Schwertes werden vergebens sich nach Unterstützung und Gefolge umsehen; Licht- und Schattenseiten einer Friedensperiode fehlen hier schon jetzt nicht und werden immer sichtbar seyn, so wie sie einer mehr zur Gewaltanwendung geneigten Periode nicht fehlten.

Bis zum Pier Nr. 55, wo Weststreet endet, hatten wir noch immer eine ziemlich ununterbrochene Häuserreihe als Kaieinfassung zur Seite; allein von da an beginnt die zehnte Avenüe, besetzt mit doppelten Häuserreihen, zwischen denen die Schienen der Hudsonflußbahn immer in Doppelgeleisen sich fortziehen. Der Kai endet auf Weststreet in symbolischer Prosa mit einem mächtigen, durch fortwährende Aufschüttungen in Permanenz erhaltenen — Düngerhaufen, dessen Entleerung auf dem Wasserwege vor sich geht. Hinter der linken Häuserreihe erwähnter zehnter Avenüe zieht sich nun der Kai gewissermaßen in veränderter Gestalt mit Intervallen fort. Es werden da namentlich Bretter, Bauholz, Kohlen, Steine, Heu, Stroh, Sand u. dgl. in offene und verdeckte Niederlagen abgeladen, und die Abfahrten vom Wasser her geschehen auf den bis an das Flußbett durch Aufschüttungen fortgesetzten Querstraßen-Ausläufern. Diese letztern beginnen hier mit der 14ten, weil sie bis dahin sich in den mit Namen, nicht aber mit Zahlen bezeichneten westlichen Straßen verliefen, als einem erst 1821 zur Durchführung gekommenen neuen Plan zur Stadtanlage angehörend. Die Schienengeleise der Hudsonflußbahn laufen in der 10ten Avenüe oder Längenstraße bis zur 30sten (Quer) Straße fort und springen da herunter in die 11te Avenüe, wo auch die Locomotiven anstatt der bisherigen Pferdebespannung in Wirksamkeit treten. Der Kai, wenn von einem solchen die Rede seyn kann, trägt vom Ende der Weststreet an bis hinauf in die vierziger Querstraßen ganz den Charakter der übrigen Stadt in dieser Gegend. Es ist das Gährende und Werdende da verwaltend. Man darf sagen, daß der Kai sich unter unsern Augen bildet; wir sehen ihn mit jedem Augenblick heranwachsen, und vernehmen im geräuschvollen Getriebe das Knacken der Glieder einer jungen Stadt-Riesin bei deren Ausdehnung über ein langes Inselgebiet. Allenthalben gehen Aufschüttungen und Ausfüllungen vor sich, theils zur Herstellung und Erhöhung der hier unten neu angelegten Querstraßen, die hinunter bis an den Fluß rennen, theils aber um ganze Straßenviertel dem Stromgebiete abzugewinnen, indem am Ufer entlang von Querstraße zu Querstraße Dämme gezogen sind und werden, durch die man den Abschluß vom Strome bewirkt.

Dort verliert eben ein Karrenfuhrmann von seinem zweirädrigen Wagen einen weißen Marmorquader, er hält still, und noch ehe ihn ankömmt sich irgend nach Hülfe zum Wiederaufladen umzusehen, springt schon ein recht elegant gekleideter Herr hinzu, der ruhig vor der Thür seines Hauses im Schatten saß. Dieser packt ohne weiteres mit an und eins, zwei, drei! ist der schwere Stein wieder auf den Karren gebracht. Kaum daß der Kärrner ein kurzes „Thank you Sir!" sagt, auf welches vom raschen Helfer auch nicht gerechnet wird, sondern ebenfalls auf thatkräftige Hülfe in Fällen der Noth. — So sind nun diese Yankee-Naturen! Unausstehlich auf vielen Seiten für den europäisch Gebildeten und bei Gelegenheit wieder so küssenswerth-praktisch, um aller Welt wirklich zum Muster aufgestellt werden zu können. Ich will hier nicht die Parallele ziehen, wie sich in ähnlichem Falle der Vornehmere einer Hauptstadt Europa's gegen einen armen Kärrner benommen haben würde, wenn — wie hier — die Regel gelten soll, wo das eben erwähnte Benehmen in der That Regel ist.

Je weiter wir uns von Weststreet ab in das Querstraßengebiet begaben, um so lückenhafter werden die Bauten der Häuser, um so rustikaler erscheint das Aussehen der Gegend. Fabriken von

Lichtern und vergleichen, die mit üblem Geruch verbunden sind, sehen wir neben großen Stallungen, welche schauerliche Mysterien enthalten, auf die ich am Schlusse dieses Uebersichtsganges nochmals speciell zurückkommen muß. Sodann dominiren eine Menge lärmender Dampfsägemühlen und andere Maschinenwerkstätten, von denen die Gehörnerven vermöge ihres Arbeitens stark angegriffen werden.

Endlich zeigt sich die Barracke und Bretterbude des Irländers provisorisch auf unbenutzten Baustellen errichtet, bis sie vom regulären Häuserbau vertrieben wird, darüber hinaus kommt dann ländliches Gebiet, dessen Besitzer mit Sehnsucht das rasche Näherrücken der Häusermasse gewärtigen, weil dann erst der rechte Schacher um die Bauplätze beginnt. Die Hudsonsfluß-Eisenbahn bildet weiter hinaus bis an das Ende von Manahaten-Eiland völlig unbestritten als Alleinherrscherin den Kai durch ihren Schienenweg.

Was von mir über die obenerwähnten Stall-Mysterien gesagt werden könnte, würde mir kaum vom kleinsten Theile der New-Yorker selbst geglaubt werden, ich müßte gewärtigen, daß eine wohlgesinnte Mehrheit mich der Uebertreibung, Schwarzseherei und Gehässigkeit zu zeihen nicht Anstand nähme. In Deutschland vollends, wo man vielfach in Amerika nur das „gelobte Land" erblicken will, käme ich nun vollends nicht aus. Darum möge ein angloamerikanischer Gewährsmann über den Gegenstand reden, der sich im „Sunday Dispatch" Vol. 8. Nr. 36. vom 31 Julius 1853, wörtlich übersetzt, folgendermaßen vernehmen ließ, ohne daß derselbe widerlegt wurde, weil von ihm eben nichts als die nackte Wahrheit gesagt ward. Unter der Ueberschrift: „Mord im Großen. Kranke Milch. Tod in Localitäten", heißt es:

„Unlängst wurde der Stadtinspector vom Gemeinderath beauftragt, die Zahl der Todesfälle in den verschiedenen Districten dieser Stadt zu berichten. So weit die Erwiederungen dieses Beamten, welche unvollständig blieben, ein Urtheil gestatten, ergibt sich, daß die Zahl der Gestorbenen in den obern Stadttheilen verhältnißmäßig bei weitem größer ist als in den untern. Die Ursache dieser größern Zerstörung von Menschenleben ist im Zustande der obern Stadttheile zu suchen, im dermaligen Geschäftstreiben daselbst u. s. w. Der erste Wochenbericht über die Todesfälle nach Stadtbezirken gibt folgendes Resultat:

Stadtbezirk.	Todte.	Stadtbezirk.	Todte.
1r	10	11r	33
2r	4	12r	25
3r	2	13r	22
4r	28	14r	19
5r	21	15r	27
6r	34	16r	37
7r	26	17r	48
8r	22	18r	48
9r	21	19r	41
10r	11	20r	42
In Summa . .		521	

Von dieser Zahl waren 372 Knaben und Mädchen, darunter 217 noch kein Jahr alt. Wer genauer unterrichtet ist von den geschäftlichen Verrichtungen der Menschen in den obern Stadtbezirken und von der unreinen Atmosphäre gewisser Localitäten, wird natürlich diese große Sterblichkeit erwähnten Umständen zuschreiben. Allein jeder richtet gewiß seine Gedanken zuerst auf die Milchetablissements als auf so viele Depots von Verpestung und Tod, durch die das Gift im Großen und Kleinen durch die Atmosphäre wie durch den Verkauf dessen, was Milch genannt wird, Verbreitung erhält, sowie auch ferner in vielen Fällen durch den Verkauf des Fleisches erkrankter Kühe. Die todten Kühe in einem einzigen Stalle beliefen sich an einem Tage auf sieben, welche insgesammt contractlich von Herrn Reynolds an diesem Tage nach Barren-Eiland geschafft wurden.

Aber wie viele von diesen kranken Thieren an Fleischer verkauft und von diesen wieder für den Markt verkauft werden, wissen wir nicht. Gewiß wird kein ehrenhafter Fleischer dieselben kaufen, allein daß einige es gethan, wissen wir. Beim Besuche einiger dieser Ställe findet man fast jeden Tag gestorbene Thiere und solche, die zum Sterben herausgeworfen sind. Die kranken Kühe, welche nicht mehr gewinnreich für Milchertrag und nicht fertig zum Sterben sind, werden an Fleischer verkauft, für einige Cents billiger als der Preis guten Fleisches ist. Wenn sie eingestellt sind, werden sie mit dem Artikel aufgemästet, der „Schiff-Stoff" genannt wird, zusammengesetzt aus einer Hälfte Sägespäne und einer andern Hälfte von Außenseiten verdorbenen Kornes, und dieser Proceß heißt „Fettmachen." Obgleich die Gesetze streng gegen Verkauf ungesunden Fleisches sind, so hören wir doch selten von deßfallsigen Anklagen. So viel in Bezug auf das Fleisch. Die Milch dieser Thiere haben wir oft beschrieben. Die kranken Kühe werden gemolken bis einen oder zwei Tage vor ihrem Tode, und oft müssen sie aufrecht gehalten werden bis der Proceß des Melkens vorüber ist. Zwei Männer — einer von jeder Seite — halten sie aufrecht, während ein dritter sie melkt. Wenn ein solches Thier verlassen wird, fällt es nieder, um oft niemals wieder aufzustehen, bis das Recht des Abfall-Contractors zur Anwendung kömmt und ihr Leichnam auf Stadtunkosten von $2^1/_2$ Dollars nach Barren-Eiland geschafft wird. Die Milch enthält die Krankheit des Thieres und wird über die Stadt verbreitet, um deren Bevölkerung zu vergiften, die für Hinwegschaffung des Leichnams bezahlt. Ihr verhängnißvoller Einfluß auf Kinder ist in der wöchentlichen Sterbeliste zu ersehen. Dreißig Tausend Quart von dieser Milch kommen an einem einzigen Tage aus einem solchen Stalle auf der Insel (Manahaten). Nicht ein Theilchen dieser Milch ist unvergiftet. Die Kühe, welche leidlich gesund aussehen, leben in einer faulen Atmosphäre, deren Einathmung vergiftend ist. Sie verlassen niemals ihr Gefängniß, ihre Zähne fallen aus den Kinnladen, Geschwüre brechen an verschiedenen Körpertheilen aus, und wer eine gesunde Kuh auf dem Lande gesehen hat, auf grüner Wiese grasend, oder im Gehöfte eines Landmannes wiederkäuend, den muß solch ein Anblick erbittern, wegen der Herzlosigkeit, die in so inhumaner Behandlung eines so edlen und nützlichen Thieres sich kund gibt.

Wenn wir bedenken, welche ungeheure Menge Milch täglich in dieser Stadt verbraucht wird und man uns sagt, daß ungefähr zwei Drittheile davon aus diesen Ställen kömmt, dürfen wir uns nicht über daher rührende Verluste an Menschenleben wundern. Allein das Uebel endet nicht mit den veranlaßten Todesfällen. Wie viele haben den Samen der Krankheit in sich aufgenommen, wie viele leiden an schwerer Krankheit und erholen sich nur mit zerstörter Gesundheit aus dieser Ursache? Es sind an zwanzig tausend

solcher Kühe in und um New-York, und gegen drei oder vier tausend starben jährlich an Krankheiten, die von ihrer Lebensweise herrühren.

„Ein anderes Uebel und ein sehr ernstes rührt von der durch diese Ställe verbreiteten faulen und schädlichen Atmosphäre her. Der Geruch ist der beleidigendste welcher sich denken läßt; er durchdringt alle Theile der Wohnungen in der Nähe und weit umher. Dieser Gestank ist so entsetzlich, daß er Uebelkeiten erregt.

„Wenn ein einzelnes menschliches Wesen in der Gemeinde sein Leben durch gewaltthätige Hand verliert, ist jedermann aufgebracht, und der Uebelthäter, wenn schuldig befunden, erleidet die härteste Strafe welche das Gesetz erheischt. Allein hier sehen wir Etablissements, die wenigen reichen Leuten gehören, verpachtet an Personen welche das Milchgeschäft besorgen, wodurch Tod und Krankheit über die ganze Stadt ausgestreut wird. Demnächst sind sie schuldig der größten Grausamkeit gegen ein edles und nützliches Thier, und sodann vergiften sie unbedingt Tausende menschlicher Wesen. In dem einen Falle wird der Mörder bis zum Tode verfolgt, und im andern wird er als einer der besten Bürger betrachtet, und oft geben ihm die Dollars, welche er durch Verkauf des Giftes aufsammelt, den hervorragendsten Stuhl in einer Kirche und eine Vorderstellung im gesellschaftlichen und politischen Leben. Wohl, so ist es, und was nützt das Geschrei dagegen? Werden unsere Localautoritäten die Ursachen des Uebels entfernen? — Um zu zeigen wie unmächtig sie in dieser Beziehung sind, brauchen wir nur eine Thatsache anzuführen. Vor wenigen Jahren hatten wir Gelegenheit im Hause des damaligen Mayors Herrn Havemeyer vorzusprechen, das zufällig im Bereiche des duftenden Einflusses eines dieser Ställe lag. Sein Haus war sehr reichlich von den Ausdünstungen durchzogen, und im Laufe des Gesprächs gestand er seine Unfähigkeit — obgleich Mayor der Stadt — die Unreinlichkeit zu entfernen. Ohne Zweifel unterschätzt er seine Macht, allein er war doch zu furchtsam die Opposition der Capitalisten zu erregen, welche diese Etablissements besitzen. Ein Herr, welcher in der Nähe des Ex-Mayor wohnt, der überaus verdrießlich über die Gerüche der Ställe war, hielt ein Tagebuch, um die Veränderungen ihrer Stärke und den Einfluß auf sein Körpersystem einzutragen. Eine Probe dieses Werkes lautet:

„„Wind von den Ställen heute entsetzlich — obgleich alle meine Thüren und Fenster geschlossen sind, jede Höhle und Ecke ist dick angefüllt mit dem Parfüm kranker Kühe.““

„„Heute der Wind nördlich, Ställe riechend und belästigend.““

„„Heute ein gelegentlicher Puff aus der großen Parfümerie.““

„„Heut die alte Unreinlichkeit unleidlich schlimm, und Uebelkeit hat die meisten von meiner Familie überfallen.““

Die letzte Bemerkung des Tagebuchs lautet:

„„Ausgezogen aus dieser Nachbarschaft auf den Rath meines Arztes.““

Aus diesen wenigen Thatsachen wird der Leser ersehen, weßhalb so viele Kinder von dieser Insel in die Ewigkeit gesendet werden und deßhalb so viele Todesfälle in den obern Stadtbezirken vorkommen. Wenn hieraus dem europäischen Leser nicht die innigste Ueberzeugung erwächst, daß es hier in einem Lande, wo man sich hoch erhaben über die Bevölkerung der alten Welt dünkt, eben auch heißt: „Kleine Verbrecher an der Gesellschaft werden gehängt und große läßt man laufen!“ so wasche ich meine Hände und empfehle die Lectüre der Schriften der Herren ꝛc. Räthe v. Raumer und Quentin, in denen auf mein Wort von Mysterien eben erwähnter Art nichts steht. Mögen die ungläubigen Gläubigen sich aufmachen nach dem hiesigen „gelobten Lande,“ um amerikanischen Witz zu kaufen, der ihnen bald genug dargeboten werden wird. Solchen Unheilbaren ist nicht anders zu helfen! — Sie mögen hier selbst in Erfahrung bringen, daß Gold ein schweres Metall ist, welches durch seinen Träger drückend auf der armen, thörichten Menschheit lastet; sie mögen sich vergewissern, daß diese Goldträger dermaßen abgebrüht sind, um so scharfe Darstellungen wie die vorstehende, trotz der darin enthaltenen Wahrheit, von sich wirkungslos abgleiten zu lassen, gleich dem Wassertropfen vom Gefieder eines Schwimmvogels. Diese Goldträger haben das Gold und damit die Macht, jedem Gesetz und jeder wohlthätigen Einrichtung Schnippchen schlagen zu können, denn die souveräne Menge wird viel zu eitel auf ihre eingebildeten Vorzüge gemacht durch Schmeichler aller Art, um gescheidt zu werden, um sich nicht immer wieder täuschen lassen zu sollen. Durch Hindeutungen auf sogenannte Verdummung durch pfäffischen und sonstigen Einfluß kommt man dem Hauptübel nicht auf den Leib, denn dieses liegt tiefer im Gesellschaftskörper, und ist besonders in der vorherrschenden Selbstsucht der Individuen zu suchen. Die Menschen werden namentlich durch Folgen ihrer eigenen Mängel und Gebrechen gepeinigt! Wären sie selbst geistig regsamer und hingebender für's Gemeinbeste, erzögen sie ihre Kinder besser, oder erzögen sie dieselben überhaupt statt sie zu verziehen; sorgten sie für bessere Schulen und Erziehungsanstalten, legten sie überhaupt das Schwergewicht im Leben auf Geistesbildung statt auf Dollargewinn und Sinnengenuß, wo sollten dann unter ihnen verdummungssüchtige Pfaffen, hartherzige Reiche und sonstige Feinde des Gemeinwohls herkommen? Wenn solche Einzelne dennoch auftauchen, wo sollte ihre Macht, ihr Einfluß sich geltend machen? Dagegen werden Mängel, Fehler und Gebrechen der Menschen, wenn ihnen nicht durch Erziehung zum Guten gesteuert wird, allzeit üble Wirkungen haben, die personificirt heraustreten, und Angriffe auf Persönlichkeiten oder sogar Entfernungen derselben können die Ursachen weder aufheben noch entfernen, vielmehr wachsen, gleich den Köpfen der Hydra, die personificirten Wirkungen nur in vermehrter Zahl nach! Wenn Verordnungen und Gesetze, wenn politische Institutionen trefflicher Art faule Flecke allein zu bessern vermöchten, so müßten hier in den Vereinigten Staaten die Bäume wirklich bis in den Himmel wachsen, denn es fehlt durchaus nicht an erwähnten Dingen. Aber das ist doch keineswegs der Fall, wie ich den Lobhudlern hiesiger Zustände gegenüber durch schlagende Thatsachen zu beweisen mich fort und fort bestreben werde. Um den Beifall, welchen verderbliche Schönmalerei bei einer leider nur zu großen Menge von Lesern findet, ist kein Mensch zu beneiden, und die Anerkennung Unterrichteter, welche seither schon meinen nach bestem Wissen und Gewissen wahrheitsgetreu gelieferten Schilderungen zu Theil wurde, läßt mich den heftigen Tadel betreffener und befangener Personen leicht verschmerzen. J. H. Voß sagte sehr richtig:

„Kundige nur gewinnt man sogleich durch Worte der Wahrheit,
„Weil die Kundigen stets auch die Gelehrigsten sind.“

Von einem freundlich gesinnten Kritiker wurde mir angemerkt: ich sey doch wohl etwas dadurch befangen, daß ich hier mitten im

vielfach heillosen Getriebe stehe, und es entgehe mir vielleicht manches darneben hängende Treffliche und Gute. In dieser Hinsicht kann ich nur versichern, meine Federzeichnungen niemals prima vista auszuführen, sondern allzeit gewisse Zeiträume verfließen zu lassen, ehe ich an die Ausarbeitung erster Entwürfe gehe. Das Horazische „nonum prematur in annum“ wird von mir wenigstens nicht ganz außer Acht gelassen, obschon ich leider keine Ansprüche auf die hohe Stellung dieses Heros der literarischen Welt machen darf. Den guten Willen, das Beste zu leisten, was in meinen Kräften steht, lasse ich mir aber von niemand absprechen.

Die Kosaken der Ukräne.

(Schluß.)

„Man wird stets von seinen eigenen Leuten verrathen“, sagt ein altes Sprüchwort. Dieß geschah auch in der Ukräne. Viele polnische Edelleute, die arm oder abenteuerlustig waren, traten bei den Zaporogen oder in den eingeschriebenen Kosakenregimentern ein. Unter ihnen befand sich Bogdan Chmielnicki, ein geborner Lithauer, dessen Familie sich aber in Tschigirin unter den Kosaken niedergelassen hatte. Er sprach geläufig polnisch, russisch, lateinisch und türkisch, war ein geschmeidiger feiner Kopf, geduldig und verschlagen wie ein orientalischer Wilder, ehrgeizig als das Mitglied einer Aristokratie, deren Angehörige sammt und sonders ihren Antheil an der souveränen Gewalt auf den Reichstagen ausübten. Bis zur Verwegenheit muthig, wenn es Noth that, griff er gleichwohl zu gewaltsamen Mitteln erst nachdem er alle Künste der Intrigue erschöpft hatte. Seine Talente und seine seltene Bildung hatten ihm zur Stelle eines Generalsecretärs (Pisar) der Kosaken verhelfen — einem Amt, das ungefähr dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten entsprach. Nach der Hetmanswürde gab es keinen bedeutendern Posten, und wenn der Secretär Verstand besaß, so konnte er häufig das militärische Oberhaupt bei den Kosaken verdunkeln. Nach Warschau geschickt, um die Reclamationen der Ukränebewohner vorzutragen, hatte sich Chmielnicki durch seine Kühnheit und den lebhaften Eifer, womit er die Sache seiner Committenten vertrat, ausgezeichnet. Man betrachtete ihn bei Hof als einen gewandten aber gefährlichen Mann. Schon die Republik hatte die Nothwendigkeit eingesehen, Festungen an den Ufern des Dniepers zu erbauen, um die Kosaken im Zaume zu halten. Ein General der Krone zeigte Chmielnicki die Wälle einer dieser Citadellen und fragte ihn wer sie zerstören könnte. „Was die Hand des Menschen errichtet hat, kann die Hand des Menschen auch niederreißen“, antwortete Chmielnicki.

Als er in die Ukräne zurückkam, ließ der Unterstarost von Tschigirin, ein polnischer Edelmann aus sehr einflußreicher Familie, sichs beigehen ihn zur Strafe für seine Opposition gegen die Regierung zu verfolgen. Man beschuldigte ihn des unerlaubten Besitzes von Ländereien und Bauern, und der Unterstarost erklärte ihn derselben verlustig. Aber man kannte die Formen einer solchen Procedur in der Ukräne nicht. Der kleine Despot von Tschigirin drang unter starkem Geleite in Chmielnicki's Haus, plünderte und verbrannte es, schändete und tödtete seine Frau. Dieser Beamte war allerdings etwas hitzig, und einiger Widerstand hatte seinen Zorn reizen müssen, aber im Ganzen war sein Benehmen für die Zeit und für das Land gerade nichts allzu außerordentliches. Als Bogdan Chmielnicki sein Unglück erfuhr, sagte er kalt: „Sie haben mir nicht Alles geraubt, meine Kosakenmutter ist mir geblieben.“ So nannten die Zaporogen ihren Säbel.

Man weiß was ein König von Polen in damaliger Zeit war. Ladislaus IV, unter dessen Regierung man die Kosaken auf solche Art behandelte, verabscheute die Schändlichkeiten seines Adels, war aber nicht im Stande sie abzustellen. Einige Zeit vorher hatte er eine Deputation aus der Ukräne empfangen, die sich über zahlreiche Acte der Unterdrückung beklagte. — „Was kann ich machen?“ sagte er achselzuckend.“ Seyd ihr nicht Kosaken und habt ihr nicht einen Säbel an der Seite?“ — Bogdan Chmielnicki ließ sich das gesagt seyn. Ohne seine Zeit mit Suppliken zu verlieren, eilte er ins Lager der Zaporogen, erzählte ihnen was er erlitten, und wußte sie so zu befeuern, daß sie ihn durch Zuruf zu ihrem Hetmann ernannten und als ersten Beweis ihrer Sympathie sämmtliche Polen niedermetzelten, die sich in ihrem Bereich befanden.

Bis dahin hatte man unter den Kosaken nur ungeordnete Insurrectionen gesehen, die gewaltsam waren, aber vorübergehend, wie das Austreten eines Flusses. Kein Plan, keine Verabredung unter den empörten Horden. Dießmal bemerkte man bald, daß ein gewandter Chef die Rebellen leitete, und daß ein langer, verderblicher Krieg im Anzug war. Chmielnicki's erstes Geschäft war die Abschließung eines Bündnisses mit dem Khan der Krim, der schon zum voraus sehr erbittert über Polen war, weil man ihm den Tribut verweigerte, den er auf den Wortlaut alter Verträge erwarten durfte. Auf gleiche Weise unterhandelte er mit dem Czar von Rußland und versicherte sich seines Wohlwollens und seiner geheimen Mitwirkung. Chmielnicki's Armee wurde durch eine große Anzahl donischer Kosaken verstärkt, die sich stets bereit zeigten mit ihren Brüdern vom Dniepr gemeinschaftliche Sache zu machen; endlich rief er noch alle Leibeigenen der Ukräne zu den Waffen und theilte sie in seine Regimenter ein.

Schlecht berichtet über die Streitmittel der Aufrührer zog der Kronfeldherr ihm mit einigen Tausend Mann entgegen, größtentheils aus Kosaken bestehend, die für treu galten, aber beim Anblick ihrer Cameraden ihn im Stich ließen, worauf der Rest der polnischen Armee zusammengehauen wurde. Um diese Zeit zogen die polnischen Edelleute mit großer Pracht ins Feld. Auf ihren Schlössern hatten sie nicht immer Betten, aber ihre Zelte waren mit Brocat ausgeschlagen, ihre Stühle mit Gold gestickt und oft mit Perlen und Edelsteinen bedeckt. Die Beute war bedeutend und entflammte die Kosaken zu neuem Eifer. Statt der Tributgelder gab Chmielnicki seinen Bundesgenossen, den Tataren, seine Gefangenen, um sie im Orient zu verkaufen. Bescheiden inmitten seines Triumphs, nahm er sich im Anfang wohl in Acht mit hohen Ansprüchen hervorzutreten. Er schrieb an den König einen Brief,

worin er seine Genossen entschuldigte und ihre Waffenergreifung rechtfertigte, indem er an ihre harte Unterdrückung, ihre lange Geduld und die Unmöglichkeit Recht zu erhalten erinnerte. Schlüßlich betheuerte er seine Ergebenheit gegen den König und die Republik und erbot sich die Waffen niederzulegen, sobald man der Ukräne ihre alten Freiheiten zurückgegeben hätte. Aber während er mit dieser Maske der Demuth unterhandelte, ließ er durch seine Unterfeldherren Wolhynien und Podolien mit Feuer und Schwert verheeren, die Ernten zerstören und Weiber und Kinder in Sklaverei abführen. Er selbst zog im Triumph in Kiew ein, ließ da ein Tedeum singen und nahm den Titel Wiederhersteller des orthodoxen Glaubens und der Freiheiten von Kleinrußland an. Der Unterstarost von Tschigirin, der ihn so grausam beleidigt hatte, war gestorben, aber seine Wittwe befand sich in Kiew, und Chmielnicki heirathete sie, man sagt zum Dank für einige Gefälligkeiten, welche sie ihm erwiesen hatte, als er noch Secretär der Kosaken war.

Mitten unter diesen unredlich gemeinten Unterhandlungen starb Ladislaus, und hinterließ seinem Nachfolger, Johann Casimir, als Erbschaft einen furchtbaren Krieg, der National-, Kasten- und Religionskrieg zugleich war und durch die mächtige Einschreitung der Tataren sowie das noch furchtbarere Einverständniß Rußlands gewaltig erschwert wurde. Casimir, der weder Truppen noch Geld besaß, schätzte sich sehr glücklich einen Waffenstillstand unter der Bedingung zu erhalten, daß er Bogdan Chmielnicki als Hetmann der Ukräne anerkannte. Er schickte ihm die Insignien dieser Würde, einen Pelz, einen silbernen Streitkolben und den Bundschuk oder Roßschweif, welchen die Hetmänner als ihr Banner vor sich hertragen ließen. Chmielnicki nahm die Geschenke des Polenkönigs an, und zu gleicher Zeit wurde ihm ein zweiter Pelz, ein zweiter Streitkolben und ein zweiter Roßschweif von dem Sultan übersandt, der sich ohne Zweifel dadurch einen mächtigen Vasallen zu erwerben glaubte. Aber der schlaue Hetmann griff mit beiden Händen zu, und während er Türken und Polen mit leeren Versprechungen hinhielt, verfolgte er das einzige Ziel das er hatte, nämlich die Gründung eines unabhängigen Staates, dessen Oberhaupt er wäre. Im Frühling des Jahres 1649 warf er sich plötzlich mit einer Armee von 400,000 Kosaken, Tataren und aufrührerischen Bauern auf Podolien. Ich überlasse die Verantwortlichkeit für diese Ziffern den Geschichtschreibern der Zeit, die in ihrem ciceronianischen Latein diesen Krieg bellum scythico-cosaicum nennen. Was wirklich an diese ungeheure Menge glauben lassen kann, das ist die Thatsache, daß die Kosaken und die Tataren jener Zeit weit leichter zu ernähren waren als unsere modernen Armeen. Mit einem Säckchen Roggenmehl machte ein Kosak einen Feldzug, und was die Tataren betrifft, so kann ich nach dem Beispiel Homers, der selbst mitten unter den Kämpfen niemals eine Gelegenheit hinaus läßt von einem Mahle zu sprechen, der Lust nicht widerstehen etwas von ihrer Küche zu sagen, so wie Beauplan sie beschreibt. „Wenn sich ein Pferd vorfindet das nicht mehr gehen kann, so bringen sie es um. Sie schneiden das Fleisch in Scheiben, die sie so groß als möglich machen, legen es auf den Rücken ihres Pferdes, das sie darüber satteln, gürten das Thier so fest als möglich, steigen dann auf und reiten auf dem Marsch zwei oder drei Stunden lang Galopp, denn die ganze Armee hält dasselbe Tempo ein. Nachher steigen sie ab, nehmen den Sattel herunter, drehen ihre Fleischscheibe um, sammeln mit dem Finger den Schaum des Pferdes und benetzen damit ihren Braten, damit er nicht zu trocken wird. Sodann satteln und gürten sie ihr Pferd wie vorher wieder sehr stark, jagen von neuem zwei oder drei Stunden lang fort, und dann ist das Fleisch nach ihrem Wunsche gekocht und gebraten. Dieß sind ihre Leckerbissen und ihre Ragouts."

Diese 400,000 Mann, die sich so geschickt zu ernähren wußten, zeigten sich weniger geschickt, als es sich um eine Belagerung handelte. Zbarras in Podolien hielt sie zuerst in ihrem Marsche auf, und die Vertheidiger dieser Stadt, die unaufhörliche Angriffe abzuweisen und gegen eine furchtbare Hungersnoth zu kämpfen hatten, schlugen sich so tapfer, daß sie Casimir Zeit verschafften mit der Armee der Republik heranzukommen. Sie war nicht sehr zahlreich, aber befeuert durch das Beispiel ihres Königs und beseelt mit dem Muthe der Verzweiflung, widerstand sie den regellosen Angriffen der Kosaken und Tataren. Diese letzten, die keine große Lust hatten sich für die Freiheiten der Ukräne umbringen zu lassen, erboten sich zu unterhandeln. Man gab ihnen auf der Stelle 100,000 Gulden und versprach noch 20,000. Sie erlangten und erhielten überdieß die Erlaubniß die polnischen Provinzen, durch welche ihr Rückweg sie führen würde, ungestört plündern zu dürfen. Was Chmielnicki betraf, so wurde er feierlich in seiner Hetmannswürde bestätigt; der König schwur die Privilegien der Kosaken heilig zu halten und gestattete die Vermehrung ihrer Regimenter, ein Zugeständniß, wodurch er alle vorhergegangenen Einschreibungen sanctionirte. Dieser Vertrag wurde bei Zborow auf dem Schlachtfeld, einige Meilen von Zbarras, abgeschlossen.

Der Artikel, welcher den Tataren die Plünderung Podoliens gestattete, wurde von beiden Theilen gewissenhaft festgehalten, war aber auch der einzige, von dem man dieß sagen konnte. Auf der einen Seite nahm Chmielnicki statt der 40,000 Mann, die er in seiner Armee haben sollte, 60,000 in seine Regimenter auf; auf der andern Seite begannen die polnischen Edelleute wieder den Kosaken das Recht auf Landbesitz und den Bauern der Ukräne ihre Eigenschaft als eingeschriebene Kosaken streitig zu machen. Daher endlose Zwistigkeiten; ich verstehe darunter Händel mit Flintenschüssen, Einfälle auf beiden Ufern des Dniepr und beständige Plünderungen. Inzwischen waren der Einfluß und die Macht des Hetmanns in stetem Zunehmen begriffen. Er nöthigte den Hospodar der Moldau ihm Tribut zu bezahlen, die ottomanische Pforte und der Hof von Moskau buhlten um seine Allianz. Die Größe der Gefahr öffnete Casimir die Augen; er zog alle seine Truppen zusammen und marschirte schnell nach der Ukräne. Chmielnicki, welcher den Khan der Tataren bei sich hatte, ersparte ihm die Hälfte des Wegs, und zog ihm mit einer Armee von 300,000 Mann entgegen (ich habe bereits gesagt, daß ich mich für diese furchtbaren Ziffern nicht verbürgen will). Man kann sich von den militärischen Kenntnissen beider Theile eine Idee machen, wenn man folgende zwei Thatsachen liest, welche die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen: die polnische Armee erfuhr die Existenz dieser 300,000 Mann erst, als sie sich eine halbe Stunde von ihrem Lager hinweg befand; die Kosaken dagegen ließen ihr alle Zeit sich jenseits eines Engpasses, durch welchen sie marschiren mußte, in Schlachtordnung zu stellen, und dachten erst dann daran die Waffen zu ergreifen,

als die Kugeln Casimirs unter ihre Wagen hineinzufallen anfingen. Die Schlacht fand am Peter- und Paulstag des Jahrs 1651 in der Nähe eines Dorfes Namens Berestenko statt. Die Kosaken, die in ihrem Tabord verschanzt waren, kämpften tapfer und ließen sich nicht durchbrechen; aber die Tataren unterstützten sie schlecht. Obschon der heroischen Familie der Gherei angehörig, hatte der Khan große Unlust an den Kanonenkugeln. Da der Commandant der polnischen Artillerie seine Geschütze gegen eine Reitergruppe, welche die weiße Fahne des Tatarenfürsten umgab, hatte richten lassen, so warf eine Kugel einen Murza aus dem Gefolge des Khans zu Boden, und nun wartete dieser keine zweite Salve mehr ab, sondern nahm schmählich mit seiner ganzen Reiterei Reißaus und riß Chmielnicki in seiner Flucht mit fort, sey es nun daß der Hetmann alle Hoffnung auf Sieg verloren hatte, oder daß der Khan, wie seine Bewunderer behauptet haben, ihn als Geisel bei sich behalten und gelegentlich an Casimir überliefern wollte, um den Frieden zu erkaufen. Ihres Feldherrn beraubt, hielten die Kosaken noch mehrere Tage unter dem Feuer der polnischen Artillerie, das sie aus der Ferne decimirte, Stand, aber jetzt riß unter ihren Anführern Zwiespalt ein. Ein Oberst rückte aus dem Tabord, um eine vortheilhafte Stellung einzunehmen; die andern glaubten, er fliehe, und alsbald bemächtigte sich ein panischer Schreck dieser ganzen Menge, die sich kaum noch so entschlossen gezeigt hatte. Im Lager befand sich eine große Anzahl aufrührerischer Leibeigenen, schlechte Soldaten, die bloß mit Sensen oder Stöcken bewaffnet waren und nur die Vorräthe der Armee aufzehren halfen, ohne ihr einige Stärke zu verleihen. Es kam zu einer allgemeinen wilden Flucht. Die meisten dieser Unglücklichen wurden niedergemetzelt oder ertranken in den Seen und Morästen, in welche sie sich warfen.

Der Sieg von Berestenko war glorreich, aber unergiebig. Die polnischen Edelleute glaubten, nachdem sie mehrere Meilen weit die Flüchtlinge niedergesäbelt hatten, der Krieg sey jetzt beendigt, und wollten auf ihre Schlösser zurückkehren. In einigen Tagen schmolz Casimirs Armee sehr bedeutend zusammen, während die besten Krieger der Kosaken sich an ihren Zufluchtsorten und auf den Inseln der Zaporogen wieder sammelten. Chmielnicki hatte sich von den Tataren losgekauft, bei seinen Soldaten gerechtfertigt, und erhielt als Besiegter von den Siegern dieselben Bedingungen, die er im Anfang des Feldzuges von ihnen verlangt hatte. Dieß war und zwar mit Nothwendigkeit das traurige Resultat der Großthaten dieses polnischen Adels, der auf dem Schlachtfeld so heroisch, aber immer und überall unbesonnen und undisciplinirt war.

Im folgenden Jahr begann der Krieg von neuem. Chmielnicki wollte einen seiner Söhne mit der Tochter des Hospodars der Moldau vermählen, darüber beunruhigte sich der König von Polen und noch mehr der Kronfeldherr, welcher die Verbindung mit dem Moldauer für seinen eigenen Sohn wünschte. Dießmal waren die Polen die Angreifer, und es bekam ihnen schlecht, der Kronfeldherr wurde getödtet und seine Truppen geschlagen. Im Jahr 1653 wagte sich der König selbst mit geringer Mannschaft in die Ukräne, ließ sich aber umzingeln und mußte den Frieden unter den Bedingungen erkaufen, welche Chmielnicki ihm aufzuerlegen beliebte.

Casimir wünschte sich zu rächen. Seit der Schlacht von Berestenko hatten sich die Beziehungen zwischen den Tartaren und den Kosaken unfreundlich gestaltet. Der Hof von Warschau schürte die Mißhelligkeiten unter ihnen und schloß zuletzt mit dem Khan einen Vertrag ab, welcher darauf ausging den Hetmann und seine Horden auf gemeinschaftliche Kosten zu vertilgen. Chmielnicki, der sich auf dem Punkte sah zwischen zwei Feuer zu gerathen, glaubte nur noch ein einziges Rettungsmittel zu haben. Er hatte die Sache schon lange angebahnt und beschloß jetzt sich Rußland in die Arme zu werfen. Er ließ die Obersten und Aeltesten aller seiner Regimenter zusammenkommen und stellte ihnen vor, daß sie unrettbar verloren seyen, wenn sie nicht von einem mächtigen Bundesgenossen unterstützt würden. Polen haben deutlich genug bewiesen, wie sehr es ihre Freiheiten und ihre Religion verabscheue. Es habe sich jetzt mit den Tartaren verbündet und gehe darauf aus den orthodoxen Glauben in der Ukräne zu vernichten. Ein einziger Beschützer könne den Sturm, der über die Kosaken hereinzubrechen drohe, abwehren, und dieß sey der Czar von Moskau, der Herr eines mächtigen Reichs, der ihre Sprache rede und sich zu ihrer Religion bekenne. Wenn sie ihm huldigen, so verpflichte er sich sie zu vertheidigen und ihre Freiheiten heilig zu halten.

Die meisten Kosaken waren mit dieser Sprache einverstanden. Schon damals war es eine populäre Ansicht, daß man sich dem weißen Czar, dem einzigen christlichen Monarchen der Welt — so nannten die Großfürsten von Moskau sich selbst — hingeben müsse. Gleich beim Anfang des Kriegs gegen Polen hatte eine gewisse Anzahl von Kosaken die Ukräne verlassen, um ruhig in den Steppen zwischen dem Don und dem Donetz, einem Gebiet, das damals wegen der Einfälle der Tartaren verödet war, aber als ein Theil des russischen Reichs betrachtet wurde, zu bleiben. Aufs freundlichste empfangen von dem Czar, dessen Gränze sie schützten, hatten diese Kosaken unter dem Namen slobodischer Regimenter eine Art von Militärcolonien gebildet, deren rasches Gedeihen die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute angezogen hatte. Der Abfall Chmielnicki's brachte dem Czar noch weit größere Vortheile, er nahm daher mit dem größten Vergnügen seinen Unterthaneneid entgegen und verbürgte ihm die uralten Freiheiten der Ukräne.

Der Vertrag zwischen Rußland und den Kosaken wurde im Jahr 1654 in Pereteslaw unterzeichnet. Ich bemerke, daß die Kosaken vor allen Dingen festsetzten, daß sie in ihren geistlichen Angelegenheiten nicht von dem Patriarchen von Moskau abzuhängen hätten. Von dieser Zeit an theilte sich die russische Kirche in mehrere Secten, und die Majorität der Kleinrussen gehörte der Secte der Starovertsi an, welche die ursprünglichen Gebräuche des Christenthums unverfälscht erhalten zu haben behaupten. Noch heut zu Tage halten die meisten Kosaken hartnäckig an ihrer alten Liturgie fest.

Der Vertrag von Pereteslaw hatte einen langen Krieg zur Folge, der für die Ukräne unglücklich ausfiel. Beinahe alle ihre Städte erhielten russische Besatzungen, und das Land wurde schwer bedrückt durch Requisitionen. Es scheint, daß Chmielnicki gegen das Ende seines Lebens seinen Abfall bereute. In der That hatte eine traurige Erfahrung ihm jetzt bewiesen, daß die Suzeränetät eines Czars weit drückender war, als die der polnischen Könige. Er sah ein, daß er, statt der erträumten Unabhängigkeit, bloß eine für seinen Hochmuth kaum beleidigende Unterwürfigkeit gegen eine nur allzu wirkliche Knechtschaft eingetauscht hatte. Die Polen hatten

sich als habgierige Despoten gezeigt, aber ihre Unbeständigkeit und ihr Leichtsinn gestatteten ihren Vasallen noch immer Hoffnung auf Milderung. Nicht minder habgierig, aber gewandter, schlauer und zäher zeigten sich die Russen als Herren, deren Forderungen sich immer höher steigerten, und der Raub, den sie einmal umfaßten, entkam nicht mehr aus ihren Armen.

Der gewöhnlichen Geschichte zufolge starb Bogdano, alt und kränklich nach einer kurzen Krankheit im J. 1657. Einige behaupten aber, er sey auf Befehl des Sultans vergiftet worden, der sich darüber erzürnt, daß er sich geweigert habe die Ukräne unter seinen Schutz zu stellen. Andere neigen sich zu einer dramatischeren Erfindung hin, und behaupten, er habe sich selbst vergiftet, und zwar aus Verzweiflung darüber, weil er habe sehen müssen, wie die Russen die Herren in seinem Lande spielten. Mir scheint es wahrscheinlich, daß er wie Marco, der Held der serbischen Balladen, von der Hand Gottes, des alten Tödters, starb. Er starb übrigens in der Fülle seiner Intelligenz, geliebt und verehrt von seinen Unterthanen, auch war er der erste und einzige Hetmann, der seinen Nachfolger ernannte.

Seine Wahl fiel vielleicht nicht auf den Würdigsten. Sein Sohn Georg, welchen die Kosaken anfangs als Hetmann anerkannten, erbte weder seine Talente noch sein Ansehen. Unterstützt von den Rathschlägen des Secretärs Wigofsky, der das ganze Vertrauen des alten Chmielnicki genossen, und wie man glaubte, alle politischen Geheimnisse von ihm erfahren hatte, bemühte sich Georg vergebens die Kosaken wieder unter den Schutz Polens zu bringen. Die meisten seiner Officiere ließen ihn im Stich, und es entstand daraus ein hartnäckiger Bürgerkrieg, wodurch die Streitkräfte, welche die Ukräne noch besaß, aufs äußerste geschwächt wurden. Man sah zu gleicher Zeit zwei Hetmänner, von denen der eine sich als Vasallen Rußlands, der andere als Vasallen Polens bekannte, beide an der Spitze einer fremden Armee, die sich's weit mehr angelegen seyn ließ sie zu bewachen und ihre Verräthereien zu verhindern, als sie in ihren Unternehmungen zu unterstützen. Georg Chmielnicki, welcher dem Kampf, den er zu bestehen hatte, mit Angst oder vielleicht auch mit Ueberdruß entgegensah, dankte ab und ging in ein Kloster; aber seine Andacht war von kurzer Dauer, er warf seine Kutte ab, bemühte sich seine Anhänger wieder zu sammeln, sah sich jedoch, da ihm dieß nicht gelingen wollte, genöthigt nach der Türkei zu entfliehen. Dort fiel er im Jahr 1679 in einem Gefecht gegen Serko, den Hetmann der russischen Partei.

Die kleine Republik der ukränischen Kosaken war beim Tode Bogdan Chmielnicki's vernichtet worden. Rußlands Autorität nahm beständig zu, und jeder neue Aufstand der Kosaken hatte bloß eine neue Schmälerung ihrer Freiheiten zur Folge. Was die Zaporogen betraf, so bewahrten sie factisch ihre Unabhängigkeit noch einige Zeit, stellten sich abwechselnd in den Sold der Könige von Polen und der Souveräne Rußlands, schlossen zuweilen auch Bündnisse mit den Türken und den Tartaren.

Der letzte Hetmann der Ukräne, der einen Versuch wagte die Unabhängigkeit seiner Nation wieder zu erobern, war Mazeppa, welchen Voltaire, Lord Byron und Horace Vernet im Abendland berühmt gemacht haben. Er war der Sohn eines kleinen podolischen Edelmanns und seine Anfänge hatten große Aehnlichkeit mit denen Bogdan Chmielnicki's. Die Geschichte von dem wilden Pferd, das ihn zu den Zaporogen trug, ist eine sehr hübsche Ueberlieferung, die aber unglücklicher Weise durch kein glaubwürdiges Zeugniß aus jener Zeit bestätigt wird, und Nordberg, der, möge es mir Voltaire zu gut halten, für einen sehr pünktlichen Chronisten gelten muß, erzählt mit aller Wahrscheinlichkeit, daß Mazeppa noch sehr jung mit einer polnischen Abtheilung von den Kosaken gefangen worden sey. Unter diesen Barbaren war ein Abenteurer, der einige Erziehung empfangen hatte, ein brauchbarer Rekrut, und der Posten des Pisar oder Secretärs der Sietcha konnte ihm nicht entgehen. Vom Secretär wurde Mazeppa durch Intriguen und mittelst der Geschmeidigkeit, welche er nachmals bei Peter dem Großen bewies, Hetmann der Ukräne. Diesem Monarchen zu Gefallen legte er sein Nationalcostüm ab, nahm die preußische Uniform an und ließ seine Kosaken das Laden in zwölf Tempi lehren. Er hatte überdieß bei der Belagerung von Azow und bei dem Sturm auf Perekop, wo er die Operationen der russischen Armee kräftig unterstützte, Tapferkeit und Eifer bewiesen.

Auf einer Reise, die er nach Moskau machte, gewann er das vollständige Vertrauen Peters, welcher ihm das große Band des St. Andreasordens gab und viele prächtige Geschenke machte. Ueberzeugt, daß er keinen fähigeren Statthalter finden könnte als ihn, vertraute ihm der Czar einige seiner Civilisationsplane an, in welchen Mazeppa ohne Zweifel nichts anderes als eine Drohung gegen die Trümmer der Macht erblickte, welche den Hetmännern der Ukräne noch übrig geblieben war. Der Kampf zwischen Schweden und Rußland war so eben zum Ausbruch gekommen; der Hetmann verrechnete sich in den Streitkräften der beiden rivalisirenden Fürsten, und glaubte, daß er sich mit Hülfe Karls XII die unabhängige Souveränetät sichern könnte, von welcher Chmielnicki geträumt, und die zu erhalten er auf dem Punkte gestanden hatte. Er ging mit der größten Vorsicht zu Werke, und ließ schon im J. 1705 dem Könige von Schweden einige Eröffnungen machen, die anfangs sehr kalt aufgenommen wurden. Karl XII verachtete die Russen und machte sich in seinen ritterlichen Ideen wahrscheinlich einen Scrupel daraus durch List und Verrath einen Sieg zu erkaufen, den sein Schwert ihm verschaffen konnte. Vermuthlich führten ihn die Rathschläge des Königs Stanislaus und die zunehmenden Schwierigkeiten, worauf er stieß, zu einer minder großsinnigen Politik, und nun schenkte er den Anerbietungen Mazeppa's Gehör. Der geheime Verkehr zwischen diesem und Stanislaus wurde immer stärker. Sie correspondirten durch Vermittlung eines polnischen Jesuiten und eines moldauischen Bischofs, der sich in die Ukräne geflüchtet hatte. Uebrigens war, wie es scheint, Ehrgeiz nicht die einzige Triebfeder des Hetmanns. Trotz seiner 58 Jahre hatte er sich in eine Prinzessin Dulskala verliebt und wollte ihr einen Thron geben. In seinem Vertrag mit Karl XII verlangte er zuerst die Souveränetät der Ukräne, sodann das Herzogthum Severien, das früher zu dem Königreich Polen gehört hatte und jetzt durch die schwedischen Waffen dem Czar entrissen werden sollte. Stanislaus Lesczinski brachte seinen Verbündeten leicht dazu, daß er in alle diese Forderungen willigte, und Karl, der so eben einen König von Polen gemacht hatte, hielt es für eben so leicht einen Fürsten von Kleinrußland zu machen.

Während dieser Unterhandlungen trug Mazeppa fortwährend die größte Ergebenheit gegen den Czar zur Schau. Er schickte ihm

Truppen und Hülfsgelder, unterrichtete aber, wenn man den russischen Historikern glauben darf, die Schweden von allen seinen Bewegungen und traf Maaßregeln, um seine eigenen Soldaten schlagen zu lassen. Er selbst entschuldigte sich mit seinem Alter und mit Gebrechlichkeiten, wenn er nicht zu Pferde steigen könne und es seinem Obersten überlassen müsse, seine Kosaken nach Polen zu führen. Ein geborner Katholik, hatte er in der Ukräne die griechische Religion angenommen, und erbaute seine Unterthanen durch die Inbrunst seines religiösen Eifers. Er führte Kirchen auf, machte fromme Stiftungen, und schien nur noch mit der Sorge um sein Seelenheil beschäftigt. So gewandt er jedoch seine Heuchelei betrieb, so entgingen seine Schliche mehrern Kosakenobersten, die zu Rußland hielten, nicht. Iskra, Oberst des Regiments Pultawa, und Kotschubey, Oberkriegsrichter der Kosakenarmee, beschuldigten ihn des Verraths. Aber Peter war ganz verliebt in Mazeppa. Er wies ihre Denunciation mit Verachtung zurück und ging in seiner Verblendung so weit, daß er beide Männer gefesselt zu dem Hetmann, als ihrem natürlichen Richter, zurückschickte. Kotschubey war mit der Familie Mazeppa's verwandt, er war sein alter Freund und Camerad gewesen, er hatte, wie auch Iskra, ihn auf allen seinen Kriegszügen begleitet. Aber Mazeppa dachte nur darauf, sich gefährlicher Rivale zu entledigen. Er ließ beide unter den grausamsten Martern hinrichten, und ging in seiner raffinirten Rache so weit, daß er sie, nachdem er sie zum Tod verurtheilt hatte, vor der Vollstreckung noch auf die Folter spannen ließ, um wie er sagte, Enthüllungen von ihnen zu erhalten.

Erst im Jahr 1708, im Augenblick, wo die Schweden sich zum Uebergang über den Dniepr vorbereiteten, erhob Mazeppa die Fahne des Aufruhrs. Er bemerkte sehr bald, daß er sich in Bezug auf den Gehorsam seiner Unterthanen getäuscht hatte. Sobald er die Absicht ausgesprochen hatte sich mit den Polen und Schweden zu vereinigen, welche den Kosaken als Heiden galten, sah er sich beinahe von seiner ganzen Armee im Stich gelassen. Seine besten Officiere wandten sich gegen ihn, und als er bei Karl XII erschien, führte er ihm nur eine schlecht bewaffnete und so ziemlich entmuthigte Truppe zu. Gleichwohl gelang es ihm die Zaporogen zu gewinnen und ihren Hetmann ins schwedische Lager zu führen, wo er einige Dienste leistete. Nordberg erzählt bei dieser Gelegenheit eine sittengeschichtlich interessante Scene. Mazeppa hatte die Häuptlinge der Zaporogen in das Haus eines vornehmen Herrn des Landes eingeladen, trank mit ihnen auf die Gesundheit Karls XII und machte sie nach ihrem Gebrauch betrunken. Nach aufgehobener Tafel wollten sie, vermuthlich ebenfalls nach ihrem Nationalbrauch, das Silberzeug mitnehmen. Als der Haushofmeister dagegen Einwendungen erhob, beklagten sich die Zaporogen über diesen Verstoß gegen die Gesetze der Gastfreundschaft und verlangten, daß der getreue Diener ihnen überliefert werden solle. Nach den Sitten der Zeit und des Landes hatte der Kopf eines Domestiken zu wenig Werth, als daß man sich seinetwegen mit Freunden überworfen hätte, die ihn verlangten. Der arme Teufel wurde diesen Unholden überantwortet, die ihn eine Stunde lang wie einen Ball mit den Füßen hin und herstießen. Endlich erbarmte sich einer des Gemarterten, zog seinen Stutzsäbel und machte ihm vollends den Garaus.

Die Schlacht von Pultawa vernichtete die Hoffnungen Mazeppa's. Auf die Kunde von seinem Abfall hatten sich die Russen mit großer Heeresmacht in die Ukräne ergossen und das Land unbarmherzig verwüstet. Nach der Niederlage Karls XII lastete die Rache des Czars noch schwerer auf den unglücklichen Kosaken, die auf türkischem Gebiet keine Zuflucht finden konnten. Auch die Zaporogen wurden nicht vergessen und mußten schrecklich büßen für die unkluge Schilderhebung ihrer Führer. Die Sietcha wurde zerstört und alle ihre Schlupfwinkel durchwühlt; man verbrannte ihre Schiffe, man mordete unbarmherzig alle diejenigen, die nicht in die Türkei gelangen konnten. Wenn man den Berichten von Zeitgenossen glauben darf, so kamen mehrere Tausende durch Galgen und Rad um. Dieß war noch nicht genug für Peter. Er quälte die Pforte lange mit seinen Auslieferungsbegehren, konnte jedoch nicht verhindern, daß der alte Mazeppa in Bender unter dem Schutz des Sultans, umgeben von den Trümmern seiner Horde und von einer ziemlich großen Anzahl von Verbannten, eines natürlichen Todes starb. Der Zorn des Czars verfolgte ihn noch nach seinem Tod. Alljährlich spricht die russische Kirche einen feierlichen Fluch über ihn aus, wie auch über Georg Chmielnicki und Gregor Otrepief, welchen die moskowitische Politik mit dem falschen Demetrius hat identificiren wollen. Die orthodoxe russische Kirche ist die einzige unter den christlichen Gemeinschaften, welche die Leute verdammt, die das Unglück haben dem Souverän zu mißfallen. Es gehört dieß zu den politischen Vortheilen einer Religion, deren Papst der Kaiser ist.

Der Abfall der ukränischen Kosaken war ein Todesstoß für Polen; dagegen hat auch die Erniedrigung Polens den Verlust ihrer Unabhängigkeit beschleunigt. Heutzutage bilden einige Vorrechte ohne großen Belang die einzige Auszeichnung, welche die Kosaken von den andern Unterthanen des russischen Reiches unterscheidet.

Die englische Politik in Bezug auf Canada.

Vor einiger Zeit kam die Nachricht, daß Sir Edmund Head, der neue Generalgouverneur von Canada, im Begriff war die Zügel der Regierung in die Hände zu nehmen, sowie daß derselbe von Downing-Street aus mit besonderen Vollmachten ausgerüstet ist um eine alsbaldige Union sämmtlicher brittisch-nordamerikanischen Provinzen herbeizuführen — ein Plan, der von mancher Seite stark bevorwortet wurde, und der durch neuliche fiscalische und legislative Maßregeln mehr denn je zu einer Nothwendigkeit geworden ist. Die Shipping und Mercantile Gazette sagt darüber: „Mr. Crampton, brittischer Gesandter zu Washington, ist neulich zu Fredericton bei Sir Edmund Head gewesen, und daß die Union der Colonien einen Gegenstand ihrer Berathschlagungen gebildet, wissen wir zuverlässig. Lord Elgin ist schon lange für diese Maßregel gewesen,

und es wird der neue Generalgouverneur in Canada baldigst mit ihm zusammentreffen, um ihn zu Rathe zu ziehen. In der Legislatur von Neuschottland war die Union der Colonien neuerlich Gegenstand längerer Erörterungen, und es ist dieselbe durch Mr. Howe, Mr. Johnston, Mr. Wilkins und noch weitere Mitglieder aufs beredteste und schlagendste als zulässig und nothwendig nachgewiesen worden.

„Das Sprüchwort: „Einheit macht stark", und das dieses Sprüchwort so treffend erläuternde Gleichniß vom Pfeilbündel bilden so zu sagen das Alpha und Omega der für diese Reform sprechenden Gründe. Man hat zur Genüge gezeigt, daß eine Union oder Conföderation der brittisch-nordamerikanischen Provinzen auf richtigen Grundlagen nicht allein deren Verbindung mit dem Mutterlande dauerhafter machen, sondern auch ihren Fortschritt fördern, ihre Stärke und ihren Einfluß vermehren müsse. Die Union der Colonien Großbritanniens ist ein Gedanke, auf welchen deren Geschichte sowohl vor als nach der Revolution aufs vielfachste hinweist. Die Conföderation der Neu-England-Colonien geht bis ins Jahr 1643 zurück. Die Staaten haben ein natürliches Bestreben sich zu centralisiren, um ihre Wohlfahrt gegenseitig zu fördern und der übrigen Welt gegenüber kräftiger dazustehen. Das Project einer Union der nordamerikanischen Colonien ging schon vor 40 Jahren von dem Oberrichter Sewell von Unter-Canada aus, und wurde von ihm dem Herzoge von Kent, dem Vater unserer Königin, unterbreitet, sowie von diesem Prinzen gebilligt. Lord Durham thut in seinem denkwürdigen Berichte des Briefes Seiner königl. Hoheit Erwähnung. Der eben genannte Staatsmann war nach reiflichster Ueberlegung gleichfalls für eine Union, als eine Maßregel, welche für den Fortschritt und das Gedeihen der Colonien höchst wünschenswerth sey. Vielleicht nähert sich dadurch der angelsächsische Stamm einer Föderation, welche dem Ganzen die Festigkeit und Kraft eines einzigen Reiches verleihen wird. In Europa haben wir das Vereinigte Königreich, im brittischen Amerika die Vereinigten Colonien, in Neu-Seeland die Vereinigten Provinzen, und in Neu-Holland die Vereinigten Australien. In Asien bilden, obwohl von gemischten Völkerstämmen bewohnt, die vereinigten indischen Präsidentschaften, in Afrika endlich die vereinigten Provinzen der Cap-Colonie und die Besitzung von Natal gleichfalls einen Theil des Einen angelsächsischen Reiches. Was liegt nun näher als der Gedanke, alle diese großen Einheiten einem einzigen mächtigen politischen Systeme zu unterwerfen, das auf Wissenschaft, Freiheit, Handel gegründet wäre — einem politischen Systeme, das sich noch als souveräner erweisen müßte, als das Königthum selbst — einem Systeme, das jeden Theil der großen Familie im ungeschmälerten Genusse der Gewohnheiten und Institutionen ließe, welche mit dessen Antecedentien und Gefühlen am besten im Einklange stünden? Zwar scheinen auf den ersten Blick die Hindernisse, die sich einer Union entgegenstellen — Hindernisse, die ihren Grund in der Entfernung, in der Ungleichartigkeit von Herkunft und Gewohnheiten, in der ungleichen Größe ihrer öffentlichen Schuld, in entgegengesetzten Handels- und Finanzinteressen, sowie in geographischen Schwierigkeiten haben — gar ernster Art zu seyn, aber bei tieferem Eindringen in die Sache verschwinden alle diese Hindernisse wieder. Es ist dermalen ein so ausgedehntes Eisenbahnnetz im Bau begriffen, daß es bald nur noch eine Reise von wenigen Tagen erfordern wird, um von den äußersten Endpunkten der Provinziallinien — um von Halifax nach Quebec am St. Lorenzstrom und nach Sarnia am Huronensee zu kommen. In den Nordprovinzen wird von der fast magischen Kraft des elektrischen Telegraphen allgemein Gebrauch gemacht, um in Mittheilung von Gedanken und Nachrichten Zeit und Entfernung zu vernichten.

„Sollte eine Union der Colonien zu Stande kommen, so wäre es höchst wünschenswerth, daß die Gesetze möglichst vollständig zu einem Codex vereinigt würden. Eine jede Colonie könnte wohl ihr locales Gewohnheitsrecht behalten, aber es müßte eine Commission zusammentreten, um das allgemeine Statutar-Recht für die Regierung der Vereinigten Provinzen vorläufig in einem Codex in möglichster Vollständigkeit zusammenzustellen; Aufgabe der Vereinigten Legislatur aber müßte es seyn, diese Arbeit ehestens zu prüfen und derselben die nöthige Sanction zu verleihen. Welcher Nutzen wäre es, wenn ein gleichförmiger Tarif vereinbart werden und sich über das gesammte brittische Amerika von Halifax bis nach Sarnia erstrecken könnte; wenn Güter, welche in irgend einem Hafen — sey derselbe nun an der atlantischen Küste oder an den canadischen Seen gelegen — eingeführt würden, in der ganzen Conföderation frei und ungehindert zugelassen werden müßten, wie Güter, welche zu Boston oder Newyork eingeführt in dem ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten frei circuliren können; wenn alle einen gemeinsamen Schatz und als eine natürliche Folge ein gleichförmiges Münz-, Maß- und Gewichtssystem, sowie eine größere Gleichheit in der Gesetzgebung haben würden! Diese große und stets wachsende Conföderation würde sich eines freien Binnenhandels erfreuen wie die Vereinigten Staaten, zu deren Wohlfahrt derselbe wohl das meiste beigetragen; aber es würde so ohne Zweifel auch dem einheimischen Talente und dem Ehrgeize der Geschicktesten ein weiterer Spielraum geöffnet, ein edleres Ziel gesteckt. Es haben die Colonisten gewiß allen Grund, sich darüber zu beklagen daß sie sich von den Auszeichnungen und Würden ausgeschlossen sehen, welche in allen Ländern als der schönste Lohn für öffentliche Dienste betrachtet werden müssen.

„Die geographischen Verhältnisse der nordamerikanischen Colonien stellen einer Union kein Hinderniß entgegen. Die Linie, welche Canada und Neu-Braunschweig von einander scheidet, bildet für ihren gegenseitigen Handelsverkehr lediglich kein Hinderniß; der St. Johnsfluß aber ist nichts anderes als ein freier Verbindungsweg. Die Bevölkerung von Neu-Braunschweig und Neu-Schottland (die nicht zu Einer Provinz verbunden war) kennt gar keinen Unterschied. Canada, Neu-Braunschweig, Prinz-Edwards-Insel, Neu-Schottland und Cap Breton liegen alle mit Neufundland um die Mündung des großen nordischen Flusses herum; im Golf des St. Lorenz aber finden sich als in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte die Handelsschiffe aus allen Colonien jedes Jahr ein. In gleicher Weise werden sich alle andern eingebildeten Schwierigkeiten im Sinne des allgemeinen Wohls heben lassen. Suchen wir in den statistischen Thatsachen einen Grund zu Gunsten der Union, so finden wir Länderstrecken von einer Ausdehnung, wie wir sie nur selten finden und worin ein großes Volk Raum hat. Die brittisch-nordamerikanischen Colonien nehmen nicht weniger als den neunten Theil der gesammten Erdoberfläche ein, indem sie ein Gebiet von 486,000 Quadratmeilen enthalten. Canada allein schon ist so

groß wie Großbritannien, Frankreich und Preußen zusammen; die am Ocean liegenden Provinzen aber sind ungefähr halb so groß als England und Schottland, und in Beziehung auf Flächenraum so groß wie Holland, Griechenland, Belgien, Portugal und die Schweiz zusammengenommen. Ihre Gesammtbevölkerung, die über $2^1/_2$ Millionen Seelen beträgt, kommt derjenigen von Schottland nahezu gleich, ist stärker als die Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 1776, ist stärker als die von Dänemark, Griechenland, Sachsen und vielen andern unabhängigen Staaten Europa's. Was ihre Ausfuhr betrifft, so berechnete sich deren Werth im letztverflossenen Jahr auf $8^1/_2$ Mill. Pfd. St., der Werth ihrer Einfuhr aber war auf $11^1/_2$ Mill. Pfd. St. anzuschlagen. Die Einkünfte der nordamerikanischen Provinzen betragen $1^1/_2$ Mill. Pfd. St., die der 13 amerikanischen Staaten erreichten im Augenblick der Unabhängigkeitserklärung nur die Summe von 1,200,000 Pfd.

„Was die Colonisten noch weiter verlangen, ist eine engere Verbindung mit dem Mutterlande; sie wollen der Rechte und Vortheile brittischer Bürger in vollstem Maaße theilhaftig werden. In den Vereinigten Staaten schicken je 40,000 Bewohner eines Staates, wie entfernt dieser immer seyn mag, ein Mitglied in den Congreß. Das brittische Nordamerika hat 63mal so viele Einwohner, und sendet dennoch kein einziges Mitglied in den großen Nationalrath, der seinen Handel regelt, seine Beziehungen zum Auslande bestimmt, und in jedem Augenblick es in einen Krieg verwickeln kann. Die Anwesenheit von vier oder fünf Repräsentanten im Congresse zu Washington knüpft die noch rohe californische Gesellschaft an die ältern Staaten, von denen sie so viele tausend Meilen entfernt ist. Australien ist nicht viel weiter entfernt, besitzt reichere Schätze und größern Flächenraum, und genießt dennoch kein solches Vorrecht. Die 30 Millionen Menschen, welche die brittischen Inseln bewohnen, müssen auf die 230 Millionen Menschen, welche durch die weiten und nun doch wieder so engen Räume des Meeres von ihnen getrennt sind, mehr Bedacht nehmen. Die barbarischen Stämme, die ihre Sprache nicht reden oder an ihrer Civilisation nicht Theil nehmen, mögen sie wohl mit dem Schwerte beherrschen; aber Provinzen wie die nordamerikanischen können sie nur dadurch fest besitzen, daß sie deren Sympathien einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt anweisen, daß sie dieselben fernerhin nicht von der Armee, von der Flotte, von der Diplomatie, von der Verwaltung und der Legislatur des Reiches ausschließen.

„„Wir sind gerne bereit — so sagen die Colonisten — „uns durch die goldenen Bande einer immerwährenden Allianz an das Mutterland fesseln zu lassen, wenn man uns mit unsern englischen Mitunterthanen in jedweder Beziehung auf gleichen Fuß stellt; man gebe uns dieselbe Freiheit, dieselbe Sicherheit, dieselbe Selbstregierung, dasselbe Recht, unsere Bodencultur, unsern Handel, unser Manufacturwesen, unsere Fischereien und Bergbau zu regeln und auszubeuten, und wir werden für immer treue und freundschaftlich gesinnte Verbündete des Mutterlandes bleiben. Man lasse uns an dessen Wohlstand, an dessen Freiheit, an dessen herrlichen Institutionen Theil haben, und wir werden in Zukunft stets bereit seyn auch an seinen Sorgen, Mühen und Nöthen Theil zu nehmen, wenn das Glück ihm einmal den Rücken kehren sollte; und sollten einst seine Feinde es bedrängen, so werden wir mit Freuden zum Schwerte greifen und in der Stunde der Gefahr und am Tage der Schlacht ihm getreulich zur Seite stehen.""

„Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Reichthums in den Colonien kann das Mutterland den Colonialregierungen allmählich seine Functionen übertragen. So wird der Uebergang von der Kindheit zum reifen Mannesalter in ganz unbemerkbarer Weise stattfinden. „„Man hat"", bemerkte Lord John Russel, als er noch Premierminister war, „„man hat prophezeit, es werden sich die Colonien früher oder später für unabhängig erklären. Ich nehme diese Prophezeiung gerne an. Bereiten wir sie also auf die Ausübung neuer Functionen vor, damit wir als ihre Lehrer an ihnen keine Schande erleben, und damit, wenn die Fäden die sie jetzt mit uns verbinden, milde gelöst werden, es als eine Wirkung der Zeit und nicht als eine Handlung des Zornes und der Rache erscheint.""

Die **Mercantile and Shipping Gazette** schließt ihre Bemerkungen in folgender Weise: „Wir sind der Ansicht, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo Canada mit den übrigen amerikanischen Provinzen einen Föderativstaat bilden kann, so wie daß die Union sich für alle als segensreich erweisen wird. Es würde eine solche Combination nicht nur das Band nicht lockern das dieselben an das Mutterland knüpft, welches ihren Hauptmarkt bildet, ihnen fortwährend neue Menschen zusendet, und neben den Bedingungen materieller Wohlfahrt auch den nöthigen Schutz gewährt; sondern es würde dieselbe im Gegentheil die Union noch fester knüpfen und den Colonien die Achtung und Theilnahme sichern welche sie verdienen."

Wenn man sich des Widerstandes erinnert, den einst die Unabhängigkeit der Neu-Englandstaaten gefunden hat, so kann man von der englischen Politik nicht sagen sie habe nichts gelernt. Wie weitaussehend obige Auffassung auch theilweise ist, so muß man doch einräumen, daß die nächste Maaßregel, die aus ihr sich ergibt, die Union des ganzen brittischen Nordamerika, eine höchst männliche Vorbereitung einer unvermeidlichen Zukunft ist.

Ansichten von dem kaspischen Meer auf einer Fahrt von Baku nach den Mündungen der Wolga.

(Nach Spaßki-Awtonomow. Bote der kais. russ. geogr. Gesellschaft 1854. H. 2.)

Das wilde stürmische kaspische Meer wogt zwischen öden und sandigen Steppen; sein südwestliches Ende stößt an Persien, sein nordwestliches an Rußland, und seine Länge erstreckt sich von 37° bis 47° N. B. Seine Breite ist ungleich: an den breitesten Stellen zwischen den Mündungen des Kerma und dem Ufer des todten Kultuk am nördlichsten Ende, sowie zwischen dem Meerbusen von Kisil-Agatsch und Chiwa in der südlichen Hälfte, kann man auf 7° rechnen in der Mitte am engsten Theile, zwischen den Spitzen der Halbinseln von Apscheron und Chiwa, welche letztere durch die Meerbusen von Karabugas und Krasnowod gebildet wird, beträgt die Breite nicht mehr als 2° bis 20′, an andern Stellen 3° bis 5°. Ein kleiner Theil der südlichen Ufer des kaspischen Meeres ist von einer ziemlich üppigen Vegetation bedeckt, namentlich in der Provinz Masanderan wachsen Bäume jeder Art und Pflanzen eines südlichen Klimas neben den ersten Limonen, Apfelsinen, Pomeranzen u. dgl. Von allen diesen Früchten aber, die man zu uns bringt, sind nur die Limonen gut, die Apfelsinen sind sehr klein, obwohl man nicht gerade sagen kann daß sie geschmacklos sind. Eine besondere Art Früchte von der Limonen- oder Pomeranzengattung sind die Patawa und Badreng; ihre Farbe gleicht den Limonen, sie sind aber größer, und ihre Form ist unregelmäßig, fast mißgestaltet. Der Geschmack der Badreng ist herb, bitterlich und gleicht dem der Pomeranzen, die Patawa ist ein Mittelding zwischen Apfelsinen und süßen Aepfeln. Die Asiaten essen diese Früchte auch roh, doch mehr noch gekocht. Die Ufer des kaspischen Meers, so weit sie zu Rußland gehören, zeigen eine üppige Vegetation im Kreise Lenkoran, und von der Stadt Kuba angefangen, im ganzen Gouvernement Derbend. Hier wachsen jeder Art Bäume und Pflanzen des gemäßigten Klimas. Unter der Breite von Lenkoran zwischen 28° und 39° sollte man eine ganz südliche Vegetation erwarten, aber das von Osten nach Westen sich erstreckende, mit seinem Ostende fast das Meer berührende Gebirge von Talysch hindert den Zugang der südlichen Winde und verwandelt die zu erwartende südliche Vegetation in eine rein alpinische, so daß das Ostufer des schwarzen Meeres, trotz seiner Lage unter 42°—43°, eine südlichere Vegetation hat als Talysch. Die Ufer vom Meerbusen von Kisil-Agatsch bis zur Mündung des Flusses Sumgait, und von der Mündung des Terek rund um das Meer zeigen Sand, Steilfelsen und unfruchtbare Steppen. Nur Schilf und trübselige schwarze Pappeln unterbrechen das öde Bild der einförmigen, wilden Wüste; vorzugsweise traurig ist das turkmenische oder nordöstliche Ufer. Auf diesem öden Meere hatte ich das Vergnügen im Frühjahr 1849 von Baku nach Astrachan auf dem Dampfboot Tarki, und von Astrachan nach der Halbinsel Mangischlak und der Mündung des Ural auf dem Dampfboot Kama herumzufahren.

Der größte Theil des kaspischens Ufers gehört Rußland; unsere Flottille schützt die Gewässer gegen turkomanische Räuber. Es war eine Zeit, wo auch russische unruhige Köpfe auf dem weiten Feld des kaspischen Meeres ihre Späße trieben, aber den Spaß auch mit dem Leben bezahlten.

Inseln sind im kaspischen Meere ziemlich viele, aber wegen Wassermangel und Unfruchtbarkeit, da sie einen steinigen oder sandigen Boden haben, fast sämmtlich unbewohnt. Die meisten kaspischen Inseln sind niedrig und an den Ufern mit Schilf eingefaßt; einige bestehen aus hohen Felsen, haben sogar süßes Wasser und werden zeitweise von Fischern bewohnt. Ich weiß nicht ob es auf der Erde ein zweites Meer gibt, das so reich an Fischen wäre wie das kaspische. Es ist ein staunenswerthes Bild für den neuen Ankömmling, von dem offenen Meer aus nach den Mündungen der großen Flüsse zu blicken! allenthalben sieht man die Segel der Fischerfahrzeuge aufgespannt, aber die Mündungen der Wolga bieten, wie in allen andern, so auch in dieser Beziehung einen wahrhaft großartigen Anblick.

Am 22 April um 6 Uhr Morgens lichtete das Dampfboot Tarki seine Anker, und bald fuhren wir aus der Bucht von Baku hinaus. Das Wetter war anfangs hell; die Richtung unserer Fahrt ging längs dem südlichen Ufer der Halbinsel Apscheron gegen Osten. Links hatten wir das gekrümmte Ufer von Apscheron, das bald in mäßigen Steinhöhen anstieg, bald flach und sandig war; auf der rechten Seite ließen wir beim Ausfahren aus der Bucht in Einer Reihe drei Inseln liegen, eine sandige, namenlose schmale Insel, die steinige, unfruchtbare und flache Insel Wulf, und die große ziemlich bergige mit Gras bewachsene Insel Nargen. Diese Inseln schützen den Hafen von der Südseite, da sie in Einer Linie mit den gegen Nordosten ins Meer vorspringenden Uferkämmen liegen. Die ganze Bucht von Baku bildet einen sehr regelmäßigen Bogen; die Ufer, theils sandig theils steinig, sind im allgemeinen unfruchtbar, nackt und öde. Sobald wir aus der Bucht hinausfuhren, wurde der Wind frisch, und war uns günstig; die Segel wurden zur Unterstützung des Dampfes aufgezogen und das Dampfboot kam in vollen Gang. Das Meer eröffnete sich in seiner vollen Pracht, namentlich da der aufsteigende Nebel, ohne die Sonne zu verhüllen, uns die Ufer barg. Da aber unser Fahrzeug nicht geradeaus nach einem vor uns liegenden Ziele fahren sollte, sondern um die Halbinsel von Apscheron herum von Süden gegen Norden, so trieb der frische Wind uns etwas von dem Wege ab, erst gegen Abend zerstreute sich der Nebel, die Ufer wurden sichtbar und wir fuhren in die apscheronische Rhede und die von der Biegung des Ostufers von Apscheron und der länglichen sogenannten heiligen Insel gebildete Meerenge hinein. Diese Insel schützt die Rhede gegen die Ost- und zum Theil auch gegen die Nordwinde, während das Vorgebirge Apscheron und andere Ausläufer der hier hohen Halbinsel sie gegen alle andern decken. Ein uns an der Meerenge begegnendes Postdampfboot, der Lenkoran, theilte uns mit, daß auf offenem Meer ein sehr frischer Wind und von Norden her ein sehr starker Wellenschlag herrsche, zudem bedeckte sich der Himmel mit Wolken, die Sonne ging unter, deßhalb ließen wir den Anker fallen. Am Abend wurde der Nordwind noch stärker und trieb Regenwolken herbei, und der nahezu volle Mond beleuchtete trübselig die öden Ufer. Der Capitän gab dem wachthabenden Officier verschiedene Befehle und dieser den Matrosen, die Cajütenpassagiere verließen das Verdeck, die Deckpassagiere suchten Schutz so gut sie konnten gegen Regen und Nacht, alles war in Bewegung außer den unbeweglichen wilden Ufern und dem nebeligen Himmel. Das Bild hatte seine interessante Seite.

Die kaspischen Postdampfboote verdanken ihr Daseyn dem

besondern Schutze des Fürst-Statthalters von Kaukasien, und begannen ihre Reisen im J. 1846. Alle Kaufleute am kaspischen Meere und die ganze Bevölkerung fühlt sich für diese wohlthätige Einrichtung der Regierung verpflichtet. Drei Dampfboote sind vom 1 April bis 1 November immer im Gang. Gewöhnlich gehen zwei Dampfboote, immer eines 15 Tage nach dem andern von Astrachan ab und besuchen alle Häfen auf ihrem Weg, namentlich Petrowsk, Derbend, Apscheron, Baku, Lenkoran, Sinsili und Astrabad. Von Astrabad aus gehen die Dampfboote auf demselben Wege zurück, und nehmen allenthalben Briefe, Passagiere und werthvolle Waaren ein. Eine solche Fahrt dauert einen Monat. Das dritte Dampfboot bleibt in Reserve, und dieses fährt ab, wenn das erste Dampfboot nicht zu rechter Zeit wieder in Astrachan eingetroffen seyn sollte.

Ein höchst interessantes Bild entfaltet sich auf den Verdecken unserer kaspischen Dampfboote. Hier russische Civil- und Militärbeamte, dort Georgier jeden Standes und Armenier, oder Muselmänner aller Stämme und Schattirungen, theils russische Unterthanen, theils eigentliche Perser. Ist es still und hell, so sind alle lustig, und geben ihre Zufriedenheit zu erkennen: man trinkt Thee, raucht, ißt und trinkt, plaudert, oder starrt schweigend aufs ferne Ufer oder das Meer, oder schläft. Hat sich aber der Himmel verdunkelt, ist der Wind frischer und stoßend geworden, knarrt Schiff und Tauwerk, beginnt das Schaukeln und damit die Seekrankheit für die Schwachnervigen, dann ziehen sich die Cajütenpassagiere in ihre Cojen zurück, die andern wälzen sich hin, wie es ihnen eben taugt, nur die Kinder sind nicht lange niedergeschlagen, und wenn die Krankheit nur ein wenig nachläßt, überlassen sie sich ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit. Das Abstoßen von Passagieren und die Aufnahme von neuen, sowie das Anhalten der Dampfboote macht immer auf die Passagiere einen neuen besondern Eindruck.

Am 23 April lichteten wir um 6 Uhr Morgens die Anker, kamen glücklich bei hellem Himmel aus der apscheronischen Meerenge hinaus, umfuhren deren nördliche Seite, und kamen da und dort an schwarzen Felsenriffen vorüber, die theils unter dem Wasser waren, theils darüber hervorragten. Der Name Apscheron kommt aus dem Persischen, ab-schirin, süßes Wasser. Am Vorgebirge Apscheron selbst findet sich nämlich eine sehr gute und ziemlich reichliche Quelle süßen Wassers, und diese hat aller Wahrscheinlichkeit nach der ganzen Halbinsel den Namen gegeben. Die Länge dieser letztern beträgt 50 bis 60, die Breite 30—35 Werst. Ihre Oberfläche ist uneben; auf der Westseite geht sie in einen ziemlich bedeutenden Kamm ansteigend in den Ausläufer des Kaukasus unter dem Namen des Berges Schibani über, erstreckt sich von Nordwest gegen Südost ans Meer und endigt mit den sogenannten Ohren von Baku, den zwei steilen Höhen Kür-gös von Karaguich. Die tiefe und breite Einsenkung von Putak trennt den Kamm des Schibani von dem Rücken des Jassamal; sie beginnt an der Sohle der „Ohren von Baku" an der kleinen Bucht oder Lagune Proswanie, streicht dann in entgegengesetzter Richtung von Süden nach Norden und endet in der Niederung an dem Salzsee bei dem Dorfe Hadschi-Hassan. Von hier steigt das Terrain gegen Norden wieder allmählich an und bildet eine Wölbung, auf welcher sich mehrere abgesonderte Kuppen erheben, die im Ganzen von Westen nach Osten gehen, hinter denselben senkt es sich wieder sanft bis zum flachen, sandigen Meeresufer am Nordrande der Halbinsel, an der Thalrinne des Sumgait und an seinen Mündungen. Die hügeligen Höhen der westlichen Hälfte der Halbinsel gehen bis zu dem Dorfe Balachan, wo sie ebenfalls unmerklich sich senkend an die Niederungen sich anschließen, welche sich rechts von dem Hadsch-Hassan-See um den Jassamal herum, links vom Meere aus um den Bergrücken von Kulassang herumziehen. Der Jassamal umgibt die Bucht von Baku, und fällt gegen sie in langgestreckten steilen Abstürzen ab. Der Kulassangrücken ist vom Jassamal durch das enge Thal des Sees von Emiradschan getrennt, und stößt im Norden ans Meer, indem er die Bucht von Bilga enge umsäumt. Zwischen dem Kulassang und dem Cap Apscheron dehnt sich eine weite Fläche aus, welche den ganzen übrigen Theil der Halbinsel einnimmt.

Auf der ganzen Halbinsel findet sich nur ein Fluß, der Sumgait: Salzseen aber gibt es auf ihr in Menge; den größten Theil der Oberfläche nehmen kahle Hügel und sandige Striche, steinige Hochflächen und Salzniederungen ein. Die Vegetation ist im allgemeinen nicht bedeutend. Die Ufer sind sandig oder felsig. In der Mitte der Halbinsel aber, an breiten sanft geneigten Abhängen, in vor Winden geschützterer Lage, gedeihen Weizen und Gerste, Baumwolle und Safran[1] vortrefflich. Längs der Südküste, in sandigem Boden, werden alle Jahre eine Menge Gurken, Arbusen und namentlich ausnehmend schmackhafte Melonen gezogen. An der Nordküste finden sich ebenfalls bis in den Küstensand hinein angelegte Gärten, umzäunt von ziemlich hohen Gesträuchhecken. Da ranken sich Weinreben noch auf dem bloßen Sande fort. Wo aber besserer Boden, nur etwas Schwarzerde sich findet, gedeihen Pflaumen, Pfirsiche, Birnen sehr gut. An mehreren Orten findet man ohne Pflege wachsende Oelbäume: Feigen-, Granat- und Maulbeerbäume sind aber recht eigentlich eine Specialität Apscherons. Die Thäler und Schluchten sind voller Salzseen. Asphalt — hier Nest (Naphtha) genannt — gewinnt man an mehreren Stellen, namentlich aber auf den Höhen von Balachan. Beinahe im Mittelpunkte der Halbinsel aber finden sich jene merkwürdigen Ausströmungen von Kohlenwasserstoffgas aus dem Boden, da brennen die berühmten ewigen Feuer. Nahe bei dem Dorf Sorachan, auf der hochgelegenen Scheitelfläche des Schibanirückens, dringen jene Schwaden von Kohlenwasserstoffgas aus dem zerklüfteten Boden, und brennen angezündet mit heller weißer kaum rußender Flamme. Gleiche Gasquellen finden sich auch auf der heiligen Insel, ja es entströmt an mehreren Stellen des Busens von Baku das Leuchtgas dem Meeresgrunde. Bei Sorachan ist auf dem Gasquellplatz seit undenklichen Zeiten ein Kloster der indischen Feueranbeter erbaut: dort sind weite unterirdische Klüfte aufgeschlossen, die als Gasreservoirs dienen. Aus ihnen wird das Gas in hohe Kamine geleitet und brennt an ihrer oberen Oeffnung in großen, hellleuchtenden Flammen. Diese Feuer nennt man die großen; die auf dem Schibani zerstreuten heißen die kleinen; über ihnen befindet sich keinerlei Gebäude. Durch heftige Regengüsse, Schneefall, ja schon durch Winde werden nicht bloß die kleinen sondern auch die großen Feuer ausgelöscht, und müssen erst wieder angezündet werden. Bei jenen geschieht das von Hirten, bei diesen von den Feueranbetern. Das dem Meeresgrunde entquellende Gas wurde mehrmals auf der Oberfläche des Meeres von Neugierigen entzündet, welche Versuche darüber anstellen wollten; es soll fortgebrannt haben bis zum ersten Windstoß oder stärkern Wellenschlage.

Am Abend des 23 April verließen wir die Höhe von Apscheron und nahmen unsern Curs nordwärts längs der Küste des Dagestan. Die niedrige Küste wurde höher und höher, und zeigte

---

[1] Aechter Safran, crocus autumnalis, nicht Saflor, welcher nördlicher an der Wolga um Sarepta gebaut wird. A. d. U.

sich mehr mit Pflanzenwuchs bedeckt: hinter den Uferbergen blickten nun höhere Kämme hervor, und endlich erhoben sich in der Tiefe des Horizonts die schneeigen Gipfel des Kaukasus, mit dünnen Wolken umzogen oder frei in des Himmels Blau hinaufstrebend. Auf der andern Seite des Schiffs übersah man nur die endlose Fläche des Meeres, bald glänzend platt wie ein Spiegel, bald gekräuselt in kleinen Wellenhügelchen wie die Steppe.

Unter den Uferbergen ist der Besch-Barmak oder Chûdür Sind, bei den Russen St. Eliasberg, besonders auffallend. Er scheint gerade aus dem Meere aufzusteigen und bildet eine gewaltige von allen Nachbarn getrennte Masse, welche mit fünf Felszacken gekrönt ist. Daher der Name Besch-Barmak, d. h. fünf Finger.

Hinter diesem Berge erblickte man wie durch einen bewegten Nebelschleier ähnliche Felsberge in verschiedenen malerischen Formen. Aus den Nebeln bildeten sich nach und nach Wolken, der Himmel trübte sich und der Uferwind wurde stärker. Das Schiff schwankte ziemlich heftig und viele Passagiere, auch meine Kinder wurden alsbald seekrank, doch das dauerte nicht lange. Mit Sonnenuntergang fiel der Wind, der Himmel klärte sich auf, und allen wurde wohl. Bei klarem Wetter und hellem Mondschein fuhren wir die Nacht durch und warfen Morgens um drei Uhr Anker gegenüber von der Stadt Derbend.

Die Festung, jetzt zugleich Gouvernementsstadt Derbend liegt am Abhang des waldbedeckten Bergrückens von Tabassaran, und gewährt vom Meere aus ein wunderschönes Landschaftsbild. Ich kenne in der That in den Kaukasusländern keinen Ort, der eine malerischere Lage hätte als Derbend. Eine Fülle von Gärten zieht sich zu beiden Seiten der Stadt an den Berglehnen herab bis unmittelbar an den Uferrand des Meeres, die Bäume standen in der Blüthe, weiterhin zeigte sich das junge Grün an Sträuchern und Bäumen und Rasen nur erst spärlich; es war noch früh im Jahre, und die Bergwälder hatten sich noch nicht mit ihrem Laubschmuck bekleidet. Die Stadt selbst, etwa drei Werst lang, lehnt sich an eine Uferbucht und steigt an den Höhen empor, deren Gipfel von der Citadelle gekrönt ist; ihre Breite beträgt nirgends mehr als etwa ¾ Werst. Von allen Seiten ist sie mit alten, geschwärzten Mauern umgeben, welche sich bis in das Meer hinein erstrecken; sie sind aus einem sehr harten, dauerhaften Stein erbaut. Die Festung und die ihr vorliegende Stadt bilden eigentlich ein Ganzes, denn die gleichen Flankenmauern umgeben beide: übrigens ist die Festung von der Stadt noch durch eine quer übergebaute Mauer getrennt. Beide mit einander bilden ein sehr langes Parallelogramm, nach der Meeresseite hin offen, wo selbst bei ganz stillem Wetter die Wogen beständig den felsigen Strand überströmen und eine nicht unbedeutende Brandung erzeugen.

Weil man auf der unsichern Rhede nur kurze Zeit anhält, so geht man vom Dampfboot aus nur in dringenden Nothfällen in Derbend ans Land. Bei der leisesten Andeutung einer drohenden Gefahr lichtet der Dampfer die Anker und eilt auf die hohe See. Die Rhede von Derbend ist namentlich für Ost-, Nord- und Nordwestwinde gänzlich offen, der Ankergrund besteht aus Sandstein und Sand. Man hat im Plan hier einen Hafen anzulegen. Die Arbeiten sind auch begonnen, aber die Schwierigkeiten sind groß und werden außerordentliche Anstrengungen machen. Jedenfalls wäre die Ausführung eine große Wohlthat für die ganze Gegend.

In der Stadt und Festung findet sich eine Anzahl Gebäude in europäischem Styl, welche durch ihre blendende Weiße in die Augen fallen; im allgemeinen sind die Häuser aber einförmig grau, und in der kunst- und schmucklosen Bauart der Asiaten dieser Länder aufgeführt: übrigens durchaus von Stein.

Derbend bildete unter der mohammedanischen Herrschaft der Perser ehemals ein besonderes Chanat. Unter russischer Oberherrschaft war es anfänglich eine besondere Provinz und stand unter dem Namen einer Commandantschaft unter Kriegsrecht. Seit 1840 war Derbend eine Kreisstadt des kaspischen Gebiets und 1847 wurde es zur Gouvernements-Hauptstadt erhoben, unter welcher mehrere Kreise stehen. An der Spitze des Gouvernements Derbend steht ein Kriegsgouverneur mit den besondern Rechten, welche nur die Gouverneure der kaukasischen Provinzen haben. Hinter der Veste erstreckt sich weit in die Berge hinein die berühmte Mauer von Derbend, sie geht über Bergkämme und Schluchten weg, ist ohne Zweifel an vielen Stellen unterbrochen, doch behauptet man, daß ihre Fortsetzung noch nach Kachetien hin an vielen Stellen sichtbar sey, bis in der Nähe von Signach; Signach aber liegt in gerader Linie von Derbend etwa 250 Werst entfernt.

Am 24 April um Mittag verließen wir die Rhede von Derbend und fuhren in ruhigem Wasser einer gleichförmigen Küste entlang hinüber nach Tarki oder der Petersveste. Diese liegt Derbend ähnlich am Abhange eines Berges, so daß man auf der Ueberfahrt diese beiden Berge im Gesichtskreis hat, welche Vorsprünge zweier der Hauptkette des Kaukas parallelen Reihen von Vorbergen bilden. Die Küste dazwischen, niedrig und flach, erstreckt sich mit einer leichten Einbiegung auf etwa 100 Werst. Hinter Tarki entfernen sich die Berge von der Küste, und diese geht in der Gegend der Stadt Kislär und der Mündungen des Terekflusses in die vor dem Kaukasus sich ausdehnende Ebene über; hier beginnen die Sandsteppen von Astrachan.

Den ganzen folgenden Tag sahen wir nichts als die uferlose Meeresfläche, welche ohne einen sichtbaren Küstenrand mit dem Steppenmeere zusammenstoß, alles war still, leer, öde. Am 26 April um 8 Uhr Morgens näherten wir uns den Mündungen der Wolga, die Farbe und der Geschmack des Meerwassers veränderten sich, um 9 Uhr erblickten wir den sogenannten Thurm der vier Hügel, eine aus Balken errichtete durchsichtige Warte auf einer hügeligen Insel von rothem Lehm und Sand, um 11 Uhr näherten wir uns der Insel Biriutschja Kosa, und um 1 Uhr warfen wir Anker auf der Jamnyi-Rhede auf der andern Seite der Insel, zwei Werste vom Ufer, wo das Labyrinth der Flußarme und Fluß-Inseln der Wolga beginnt. Von hier ist noch 15 Werst bis zum Krasnyi Bugor (rothen Hügel), und 100 bis Astrachan.

Streifzüge in Norwegen.

I. Drammen, Hougsund, Dunserud.

Wir verließen an einem Sonntage die Stadt Drammen in einem Gemüthszustande, der sehr an den des Junker Tobias und Christoph in Shakespeare erinnerte. War doch der norwegischen

Gastfreundschaft gelungen, was bei mir nur der Commers auf der Borussenkneipe in Halle, und der dritte August meines Fähndrichsjahres (der königl. Geburtstag) in der Caserne möglich gemacht hatten. Aber wenn nicht eine Entschuldigung, so doch eine Erklärung ist es, wenn ich sage daß wir an einem Feste theilnahmen, das nach Landessitte mit einer Vorkost beginnt und über das Mittagsmahl, die landesübliche Vesper und Abendessen hinweg zum Nachtmahl übergeht, seine Hauptverherrlichung aber im Trinken findet und mit der raffinirtesten Ueberlegung die festen Speisen so einrichtet, daß sie nur reizen und neuen Durst vorzubereiten im Stande sind; und hierbei die flüssigen Stoffe im buntesten Durcheinander, Spirituosa in den mannichfachsten Mischungen und die schwersten und feurigsten Weine des Südens, nebenher noch als aufregende Zusätze Volksgesänge mit Chorrefrains, patriotische Lieder, und Toaste, Privatgesundheiten; den letzten schwachen Damm, den ich persönlich dieser auf mich andringenden Fluth mit ihren vorausgesehenen Folgen entgegenzusetzen hatte, unterminirte der Bruder des Wirthes, ein Geistlicher, durch die Versicherung daß es jedem Fremden geschehe, daß er unter den Tisch sänke und daß Nichttrinken eine Beleidigung für den Wirth sey; was sollte ich dagegen thun, ich folgte seinem Wort und hatte nur die kleine Freude, ihn selbst auch mir folgen zu sehen.

Vor der Stadt erwarteten uns einige der in so kurzer Zeit gewonnenen Freunde, um uns zu Pferde noch eine Strecke das Geleit zu geben. Die Straße führt in westlicher Richtung auf dem linken Ufer des Drammen fort; das Thal liegt tief und ist vom Kamme der beiden Wände bis zum Wasserspiegel hinunter angebaut und mit Feldern geschmückt, die vom Boden wie von der Witterung begünstigt scheinen. Letztere wird dadurch heilsam, daß die meist herrschenden Nordwinde nicht in das Thal selbst eindringen, sondern über die Höhen hinwegstreichen; sie sollen in einem eigenthümlichen Verhältniß zur Wassermenge des Flusses stehen, die durch ihr Steigen sie voraussagt, wie das Fallen derselben mit Sicherheit auf ein Eintreten von Südwinden deutet. Dort wo der Strom in den Drammesfjord ausmündet, umfaßt die Stadt Drammen denselben auf beiden Ufern, als wäre er selbst die Hauptstraße des Ortes. Und in der That scheint er es auch: denn das Hauptleben zieht sich aus den langen engen sich schlangenartig windenden Straßen an die Ufer hinunter dem Hafen zu; dieser liegt in Tangen, der kleineren Stadt an dem südlichen Ufer — denn drei einzelne Städte wuchsen erst kürzlich in das vereinte Drammen zusammen, und Briggs und Galliassen finden Tiefe genug in ihm. Als Stadt ist Tangen der unbedeutendste Theil, da das auf demselben Ufer liegende Strömsö den Vorzug einer stehenden Brücke genießt, die es mit Bragernäs auf dem rechten Ufer verbindet. In dem letzteren sind die Kirchen, die Gymnasien und andere öffentliche Gebäude die hervorstechendsten Punkte. Dem Auge wohlthuend ist die Menge kleiner Inseln in dem silberglänzenden Strome, zumal derer, die mit Gärten und Landhäusern bedeckt sind, obschon die ungeheuren Bretterwürfel auf den anderen einen reelleren Werth haben, da sie den Haupthandel des Landes nähren.

Die nächste größere Ortschaft war die Skjutsstation Hougsund, ein der Häuserzahl nach ziemlich bedeutender Flecken. Hier ließen wir unsere Chaise stehen, da man mit dem vierrädrigen Gefährt in dem Gebirge doch nicht vorwärts kommen kann, und beschlossen die weitere Reise mit dem Tornister auf dem Rücken und auf Apostelpferden, wie man hier Schusters Rappen nennt, fortzusetzen. Hougsund durchströmt ein Arm des Drammen, speciell Stor-Elv genannt, und liefert in dem Lachsfange die Unterhaltsmittel der Bevölkerung. Am ergiebigsten ist er dort, wo die Wassermenge durch Felsen gehemmt und zu einem in andern Umgebungen immerhin bedeutenden, aber hier nicht hervorragenden Sturze, Hellefoß genannt, gezwungen wird. In ihm wie in fast allen Wasserfällen sind Gerüste aufgestellt, auf welche der stromaufschwimmende Fisch, der sich an schäumenden Stellen nach vorn in die Luft schnellt, springen muß, um dann mit Haken einfach gestochen zu werden; aber auch schon unterhalb der Fälle drohen ihm Gefahren, die oberhalb derselben wiederkehren und ihn sicherem Untergang zuführen. Es werden nämlich vielfache Holzkästen durch Ketten und Anker so in die Tiefe gesenkt, daß sie nur eben von der gewöhnlichen Wasserhöhe bedeckt werden; sie sind mit einer nach innen sich öffnenden Klappe versehen, die durch den leisesten Druck von dem Fisch geöffnet wird, um sich hinter ihm zu schließen und ihn der Gefangenschaft zu überliefern. Viel interessanter als diese einfache Art des Fanges sind die verschiedenen Methoden, die dort angewendet werden, wo die Ströme in Landseen münden, ohne dabei wirkliche Wasserfälle zu bilden. Erlaubt es die felsige Beschaffenheit des Ufers, so werden durch das Gestein förmliche Irrgänge geführt, die in eine Falle oder eine Reusenstellung führen, in welche der nicht mit hoher Ueberlegungskraft ausgestattete Fisch leicht hinein aber nicht wieder herauskann. Hier und dort werden sogar die Felsen weiß bemalt um den Lachs zu täuschen; er glaubt nämlich in der blendend hellen Stelle den Gischt eines stürzenden Wassers zu sehen, schnellt sich darüber und fällt auf die dahinter liegende Felsbank. Dieser Lachsfänge, in der Landessprache Laxeblich genannt, gibt es unzählige und fast alle so ergiebig, daß man keine Oekonomie anzurathen brauchte, wenn nicht die Vorsicht doch das Fangen vor dem Laichen verböte, [1] und wenn nicht ein anderer localer Uebelstand eine Verringerung drohte und bemerkbar machte. Die Gewässer, die in so reicher Menge aus den fast unerschöpflich erscheinenden Waldungen herabströmen, werden von dem industriellen Trieb unsres Jahrhunderts unter seine Kunsträder gezwungen. Wo sich irgend eine gelegene Stelle findet, sind sie mit gierigen Sägemühlen umgeben, welche die auf ihren Wogen herbeigeführten Stämme aufsischen und in Bretter zerlegen, um sie als solche wiederum seiner Weiterbeförderung anzuvertrauen. Die Sägespäne bilden am Ufer in ihrer massenhaften Aufschüttung Hügelreihen, deren leichte Bestandtheile von den Winden verweht und in die Flüsse getrieben werden, mit deren Wasser sie in die Kiemen der Lachse gerathen, ihnen unangenehm werden und sie vermindern und vertreiben. Ein weiterer Uebelstand ist es, daß sie voll Wasser gesogen in die Tiefe sinken, sich zwischen das Steingeröll auf den Boden festsetzen und so den Fluß seichter machen, ja oft Bänke und hervorragende Inseln bilden, da dann wieder zusammenbrechend Strudel und Wirbel verursachen. Auch auf dem Lande bringen sie Nachtheil, da sie durch Regen und Sommerhitze in Gährung gerathen, faulen, die Luft mit brandigem Gestank verpesten und sich sogar entzünden, wie es bei Lille-Edit in Schweden geschah, so daß wir von einem Commando Wärmeländer bedeutende Arbeiten gegen dadurch drohende Gefahr vornehmen sahen. Wenn mit der Zeit der Bodencultur ein größeres Recht gegen die Waldnutzung eingeräumt werden wird, wird sich ohne Zweifel die Klugheit dieses Materials bemächtigen, es zum Dung verwenden und die nützliche Holzerde daraus erzeugen.

---

[1] Das Verbot des rheinischen Gesetzbuchs, dem Gesind nicht mehr als viermal in der Woche Lachs zu geben, beweist daß auch dort früher ein Ueberfluß stattgefunden haben muß (A. d. Eins.)

Nachdem wir auf einer Fähre den Drammen überschritten, zogen wir munter auf dem Wege nach Kongsberg fort. Reizende Aussichten und Rückblicke boten sich uns dar, durch die verschiedene Gruppirung der schönen Dreistadt Drammen, Hougsunds, der kleinen Wiesenstrecken, der schon gelblich werdenden Felder und namentlich der einzelnen in Gärten liegenden roth gefärbten Landhäuser. Nach Erreichung eines schön mit Nadelholz bewaldeten Bergrückens öffnet sich dem Auge ein herrlicher Blick auf den mehrere Meilen langen Eger Band, einen Landsee, der berühmt ist durch den Reichthum seines Wassers, das überdieß an Durchsichtigkeit und Klarheit wohl von keinem übertroffen ist. Er friert sehr spät im Winter und ist in steter Bewegung, und wird sogar bei dem leisesten Lufthauch sehr unruhig. Ein sichtlicher Zufluß wird ihm aus dem Fiskum-Band, und durch den Vestfoß, einen ziemlich bedeutenden Sturz, führt er den Ueberschuß seiner Wogen in den Drammenelv, die große Straße von Nord nach Süd durchschneidend. Auf einem schön gelegenen Punkte liegen die Egerkirche und ein einladendes wohlgebautes Predigerhaus von mit Laubholz bewaldeten Anhöhen umschlossen. Auch an dem Ufer des Sees hat das Nadelholz weichen müssen und der ganze Ort erhält gerade dadurch einen ihm eigenthümlichen Charakter beschaulichen Friedens, der mich sehr an einzelne Punkte des bayerischen Alpenlandes erinnerte, nur daß hier die Weide, dort aber die Birke in den Wassern der Seen sich spiegelt. Ueberhaupt tritt in Norwegen die Birke, die oft hier zu einem der ansehnlichsten Bäume gedeiht erst in ihr Recht ein, und zeigt ihre Schönheit, indem sie sich bald keck und neugierig über unermeßliche Abgründe krümmt, bald einzeln und alleinstehend einen schaurigen Hohlweg beschattet. Ein weiterer Vorzug, den der Egersee mit seiner Laubumwallung hat, ist das Beherbergen der Buchfinken, deren Schlag lieblich an die heimathlichen Wälder erinnert, während in dem vorherrschenden Nadelholz nur der Drossel-Gesang ertönt; an seinem Felsufer brütet die Bekassine ihre Eier.

In der Nähe der Skjutsstation Dunserud, deren Gasthaus wir zu unserem Nachtquartier ersahen, wird der Charakter des Landes schon entschiedener hochgebirgig; dunkle Tannenwaldung wechselt mit kahlen und nackten Felspartien von Schiefer und Kalkstein. Nach der Aussage der Bewohner dieser Gegend enthalten dieselben außer den Metallschätzen, deren Bergung sie ihre mühvolle Existenz widmen, auch Kohlen, freilich ein hier fast noch überflüssiges Mineral. Dunseruds Gastfreundschaft erzeigte sich uns wie wir es erwartet als nordische, das Innere des Hauses und der Betten war überdieß reinlich und bequem.

II. Kongsberg.

Noch vor Sonnenaufgang traten wir unsere Wanderung nach Kongsberg an; ich hatte mich in der Nacht heftig unwohl gefühlt und litt an einer durch körperliche Schmerzen erzeugten schwermüthigen Stimmung, zu deren Vermehrung die eigenthümliche Beleuchtung der nordischen Nacht das ihre beigetragen hatte. Diese Dämmerung, welche die Schatten nur langsam verbleichen läßt, den Blumen die Kelche schließt, die Blätter an Baum und Strauch senkt, die zu dunkel ist um an die gewöhnlichen Geschäfte des Tages denken zu lassen, und zu hell um nach dem Lichte zu greifen, hat etwas Bedrückendes, wenn der Schlaf dem Menschen nicht die Augen schließt. Inmitten der allgemeinen Stille des Ausruhens der ganzen Erdnatur wach und schlaflos zu bleiben, ist ermattender als die anstrengendsten Beschäftigungen des Tages. Nach einer so durchwachten Nacht stimmt aber dann der Sonnenaufgang selbst um so erheiternder und belebender; die gemüthliche Wärme, welche gerade in der Morgenstunde lebhafter auszustrahlen scheint als in den übrigen Stunden des Tages und die frische Helle machen ihren Einfluß geltend, die trübe Laune weicht, um einem Zustande der Ruhe und bald auch einer erquickenden Heiterkeit Raum zu geben.

Mir geschah dieß umsomehr als die Sonne über einem der schönsten Thäler herrlich aufging. Wild und zornig durchtost der Loaven die Felsengruppen, vermehrt seine Wassermenge durch den abwechselnd sichtbaren Jondals- und Kobberbergs-elv, und wendet seinen Lauf gen Südost dem Christianiafjorde zu. Gebirge mit Häuptern, auf denen der Schnee noch im Junius und Julius, ja selbst im August liegt, umgeben den Horizont und setzen dem Auge eine Gränze. Besonders hervorragend zeichnen sich der Jonskeuden, das Skrimsfjeld und der Gousta aus. Interessant ist der Reichthum, den die sonst arme Sprache für die feinen Nüancen der natürlichen Formen der Gebirge besitzt; so heißen Knuden oder Kollen die höchsten überragenden Gipfel zusammenhängender Gebirge, die allerhöchsten isolirten Spitzen „Stoten", Säulen, sobald sie senkrecht stehen, „Horn". Hörner, wie in der Schweiz, wenn sich mehrere unweit von einander erheben, „Tind", Zacken, sobald sie in spitzer Form einen Abgrund überragen; „Fjeld" ist der Ausdruck für ein hohes, nacktes und wüstes Felsengebirge, „Jökul" aber die Bezeichnung desselben, sobald es die Gränze des ewigen Schnees überragt; „Fond" ist ein Schneelager, und daher „Folgefonden" eine Reihe von Erhebungen auf diesen Schneefeldern; „Bräe" endlich sind die eigentlichen Gletscher, welche sich an dem Rande der Schneeflächen bilden, wo sie abwärts in ein Thal auslaufen und ihre flockige, lockere Masse in ein blauschimmerndes, in tausend Pyramiden und Wellenformen zerschnittenes Eis verwandeln, das rund umher von Klüften und klaffenden Abgründen innerhalb der Schneemasse umgeben ist, an deren Farbe der Gebirgsbewohner das Alter der Gletscher so sicher erkennt, wie der Förster das des Baumes an den Jahresringen des Holzes.

Je mehr man sich Kongsberg nähert, je merklicher steigt der Weg auf; sich durch einige fast zerstörte Wälder windend, welche durch die leichtsinnige Verwüstung des allerwesentlichsten Erhaltungs- und Industriemittels einen traurigen Eindruck machen; sind diese durchschritten, wird der Anblick wüst und trübselig, namentlich nach Westen zu, wo sich das Hetsjeld gegen Modum ausbreitet, das seinen Reichthum aus dessen metallführenden Höhen und Kobaltgruben zieht. Von einer bedeutenden Anhöhe eröffnet sich der erste Blick auf die Stadt, die aber das Gepräge eines ehemaligen Wohlstandes gänzlich verloren hat, still, öde und melancholisch erscheint, und ganz in ihre Umgebung hineinpaßt, welche nur durch den verborgenen innern Gehalt ihres Schooßes die Einbildungskraft anziehen kann.

Das Klima, der Waldreichthum und althergebrachte Sitte ließen an der so angenehmen als nothwendigen Holzbauart festhalten, und daher sind die altersgeschwärzten Häuser meist klein und niedrig, einige auffallend große Gebäude zeugen jedoch noch von einer geschwundenen Glanzepoche, und die Umrisse eines Hochofens, einige Magazine, Hämmer und Mühlen erhalten die charakteristische Physiognomie einer betriebsamen Bergstadt. Die ganze Anlage liegt in einem engen, rauhen Thale, dessen Wände weißgraue steinige und zersplitterte Abhänge bilden, die ehemals wichtige Erzgruben enthalten. Auf der Sohle schäumt der wilde Loaven, in seinem nach Süden gerichteten Lauf durch eine Unzahl

von Felsblöcken gehemmt und mehrere liebliche Wasserfälle bildend, seine Ufer sind von gelben Sandhügeln umgeben, die hier und dort hohe Dämme bilden, bis der Anwuchs des Stromes durch außergewöhnliche herbstliche Regengüsse oder das Schmelzen des Schnees im Frühjahr die Wasserhöhe um 8 bis 9 Ellen vermehrt und den früher niedergeschlagenen Sand in seinem tiefen Bette weiter fortführt. Schon 15 Meilen oberhalb Kongsberg ist der Strom flößbar und führt auf seinen Wogen tanzend alles nöthige Zimmerholz aus dem nahen Hochlande der Stadt zu. In ungleichen Abtheilungen breiten sich die Häuser auf dieser Sandebene zu beiden Seiten des wilden Stromes aus, während die sogenannte Oberstadt noch am Abhange des Gebirges und zwischen grauen und hohen Stein- und Felsmassen eingesenkt liegt. Zwei wohl unterhaltene hölzerne Brücken vermitteln die Verbindung beider Ufer, auf einer Felskuppe des rechten erhebt sich eine geräumige und zierliche Kirche, von regelmäßig gepflanzten Bäumen umgeben, die zugleich den Kirchhof schmücken. Die nächste und weitere Umgegend bietet dem Auge nichts dar, woran es sich erfreuen könnte, man hat nicht einmal den Anblick des Getreides. Auf der Ostseite der Stromufer zeigen sich isolirte Fleckchen des Sandbodens weniger unfruchtbar und werden als Wiesenland benutzt, das durch starke und anhaltende Regengüsse getränkt Heu liefert; hier und da fängt man auch an Kartoffeln zu bauen. Aus den Spalten der nackten Felsen, von denen die Wälder längst gewichen sind, drängen sich ab und zu kümmerlich genährte Fichten und Birken hervor. Auch die Gärten in unmittelbarster Nähe der Häuser bieten ohne Düngung, gute Pflege, Aufwand und anstrengende Arbeit nur ein düstres Bild, da die Temperatur dieser nördlichen Breite und höheren Lage sehr unfreundlich ist und die Richtung des Thales die kalten Winde auf die Stadt leitet, und keine umgebenden Anhöhen deren Ungestüm brechen. Die Kälte des Klima's soll auch in die Herzen der Einwohner Eingang gefunden haben, denn Kongsberg steht in dem Rufe eines Parteigeistes, der Intrigue und gegenseitigen Lieblosigkeit. Wir die Fremden haben aber nur Beweise der liebenswürdigsten Gastfreiheit erhalten.

Griechische Zustände im Archipelagus.

(Aus dem United service Magazine.)

Am Schluß einer längeren Reiseschilderung „Streifzüge im ägeischen Meer“ in oben genannter Zeitschrift findet sich folgende Charakterschilderung der Griechen. „Die Griechen sind jetzt gewiß nicht mehr unterdrückt, obgleich sie sich gern als unterdrückt hinstellen, oder sogar glauben, sie seyen es. Es würde in der That an manchen Orten keine gar große Phantasie dazu gehören, um sie für die Eroberer, die Türken aber für die Besiegten zu halten, die Griechen sind reich, während die Türken arm sind; die einen sind unterrichtet, die anderen unwissend; die einen wohnen in geräumigen Häusern, die andern in elenden Löchern; die einen sind in feines Tuch und feine Leinwand gekleidet, die anderen in Lumpen und Schmutz. Alle Intelligenz, alle Industrie, aller Handel des Landes befindet sich in den Händen der Griechen. Die Türken haben nichts, thun nichts, sind nichts, und bilden hier nur ein Fünftheil von dem Volke, das sie sich unterworfen haben — von dem Volke, das sie verachtet, meidet, höhnt, sobald und wo nur sich Gelegenheit dazu findet.

„Bei meiner Rückkunft sagte ich zu unserem Wirth einige Worte über den wahrhaft unerträglichen Schmutz in den Straßen; ich machte ihm bemerklich, daß derselbe bei warmem Wetter nichts anderes als Fieber erzeugen könne, und daß er zu jeder Zeit als etwas Ekelhaftes und höchst Lästiges angesehen werden müsse; der Mann fing alsbald an auf die türkische Regierung loszuziehen. Ich fragte, warum denn die Griechen nicht aus eigenem Antriebe etwas thäten; er aber hatte darauf nichts zu erwiedern; ein solcher Gedanke war ihm nie gekommen. Ich setzte mich auf ein Gespräch vom vorangegangenen Abende beziehend hinzu, daß die Griechen, wenn es sie nach der Gewalt lüstete, sich zu deren Gebrauch erst fähig zeigen sollten. Bereits haben sie das Geld in ihrer Gewalt, ohne daß jedoch die Resultate befriedigender Art wären. Europa wäre bereit ein Urtheil über sie zu fällen; und wenn sie, wie sie mit so vielem Lärm behaupteten, den Türken in der Regierungskunst wirklich so sehr überlegen wären, so hätten sie nichts besseres zu thun, als es durch die That zu zeigen, so daß jedermann die Wahrheit ihrer Behauptungen zugeben müßte; mit der Zeit aber müßten sie nothwendig die Früchte davon ernten. Sowie die Sachen aber stünden, hätten wir nichts als leere Behauptungen; von Beweisen könnte lediglich keine Rede seyn. Auf Mitylene wenigstens könnten sie z. B. alles nach ihrem Gutdünken einrichten, da sie bei weitem den größten Theil der Bevölkerung der Insel bildeten. Die Türken mischten sich in keiner Weise in ihre — der Griechen — Angelegenheiten, und die wenigen Individuen jenes Volks, die da und dort zerstreut lebten, gelten lediglich nichts. Gleichwohl schienen sie — die Griechen — darum nicht mehr zu prosperiren. So wäre z. B. der Wein von Kalloni so vortrefflich, daß er in Europa zu hohen Preisen verkauft werden könnte, wenn er gehörig bereitet würde; aber es wäre das nicht der Fall. Zu Patmos hätten sie jede Gelegenheit, schwunghafte Schiffbaugeschäfte zu machen; gleichwohl lägen nur zwei kleine Fischerboote auf dem Stapel. Zu Brissta besäßen sie die schönsten Jagdgründe, die man sich denken könnte; aber sie hätten die üble Gewohnheit, das liebe lange Jahr hindurch dem Wild mit Flinten und Fallen nachzustellen. Immer noch ließen sie es sich nicht nehmen die Vögel während der Begattungszeit wegzuschießen, wodurch es ihnen glücklich gelungen wäre fast alle Vögel auszurotten; denn so oft sie im Mai oder Junius ein Rephuhn äßen, hätten sie eben damit vielleicht zehn vertilgt. Diese Thatsache läge klar am Tage; dennoch nehmen sie sich nicht einmal die Mühe ein locales Jagdgesetz zu machen, welches ihnen seiner Zeit eine Menge Fremde zuführen und Geld in Hülle und Fülle eintragen würde. Sodann hätten sie auch zahllose Olivenbäume von der besten Gattung; aber das Oel, welches sie aus ihren Oliven bereiteten, wäre so schlecht, daß es nur zu den allergewöhnlichsten Zwecken verkauft werden könnte, und es käme dieß einzig und allein daher, daß sie sich um die Sache so gar wenig kümmerten. In den vielen Buchten, welche die Insel hätte, besäßen sie höchst werthvolle Fischereien, denn es könnten bei jedem Wetter auch die kleinsten Boote ohne Gefahr dort ihre Thätigkeit entfalten; dennoch würden von ihnen alle gepökelten Fische von Smyrna und Konstantinopel eingeführt, weil sie sich nicht die Mühe geben wollten das Einsalzen selbst zu erlernen. Ferner wäre es bekannt, daß Mitylene vermöge seines Klima's zur Hervorbringung von Pomeranzen und Mandeln sich vortrefflich eignete; dennoch befinde sich kaum ein Pomeranzenbaum auf der ganzen Insel — dennoch führten sie ihre Mandeln aus Skio ein. Sie schrien immer ge-

waltig über die hohen Weizenpreise, und doch werde von der Insel ihr eigener Bedarf nicht einmal zum fünften Theile gedeckt, während so viel schönes und gutes Land brach und wüst liege. Das bischen Weizen, das sie erzeugten, wüßten sie nicht gehörig zu säen; auch wollten sie das nicht lernen. Sie begnügten sich damit, diesen Weizen zwischen Sandsteinen zu zerdrücken, weil sie zu träge wären Mühlen zu bauen — weil jeder, zum Nachtheile aller, Müller und Bäcker wäre. In manchen Ortschaften wollten sie sich nicht einmal die Mühe geben eine Kartoffel zu erzeugen, und wo sie dieß thäten, verstünden sie nicht die rechte Art sie zu pflanzen. In der Nähe von Kalloni, sowie noch anderwärts hätten sie ziemlich ausgedehnte Weiden von guter Beschaffenheit; ihr Viehschlag aber wäre einer der schlechtesten, so ich je gesehen, obgleich auch dem kleinsten Bauer die Art und Weise bekannt seyn sollte, wie derselbe zu verbessern wäre. Sie hätten Holz und Steine im Ueberflusse, und dennoch beständen ihre Häuser einzig und allein aus Holz. Sie führten sogar ihre Stühle und viele der gewöhnlichsten Hausgeräthschaften ein. Sie verstünden es nicht einmal gutes Salz zu bereiten, und hätten, eine herzlich schlechte Seife ausgenommen, die zu Castro und Palmos gemacht wurde, nicht einmal eine Fabrik auf der ganzen Insel. Sie hätten Schafe, fabricirten aber kein Tuch; sie hätten Häute, machten aber kein Leder; sie hätten Holz, bauten aber keine Schiffe; sie hätten Steine, verschmähten aber dieselben zu benützen; sie hätten Minen, die sie aber nicht bearbeiteten; sie hätten Marmor, wären aber nicht mit der Kunst vertraut, die demselben Leben verliehe; sie hätten Baumwolle, die sie nur in höchst roher Weise zu nützen verstünden; sie hätten Tabak, den sie nicht schneiden lernen wollten. Sie hätten auf der Insel mehr Schweine als Menschen, auch äßen sie Schweinfleisch gar gern, und dennoch wüßten sie den Speck nicht zu behandeln. All' dieß sey nicht immer ein Ergebniß ihrer Unwissenheit. So oft sie etwas thun wollten, könnten sie es recht ordentlich machen, wie man an ihren Kirchen leicht sehen konnte; aber sie wollten eben nicht — wollten eben nicht einmal ein Pfeifenrohr recht machen. Sie wären zwar in der That gar wohl unterrichtet, wollten aber ihr Wissen zu keinem nützlichen Zweck anwenden. Sie schwatzten lieber von einem problematischen Ruhme, von einer problematischen Herrlichkeit, wie solche vor 2000 Jahren gewesen, als daß sie einen Finger rührten, um die Gegenwart zu einer erträglichen zu machen.

Auf alles dieses diente mir mein Grieche nur mit abermaligen Schimpfereien auf Türken und Türkenherrschaft, sowie mit pfiffigen Plänen, wie man sich derselben entledigen müsse. Der Unterschied zwischen Menschen, die ein nützliches Leben führen und solchen, welche dieß nicht thun, scheint nicht sowohl in besonderer Geschicklichkeit, als vielmehr in raschem oder trägem Handeln zu liegen; die einen sind thätig, während die andern ihre Zeit verträumen. Jetzt wenden die Griechen ihre schönen geistigen Kräfte zu nichts anderem an als zum Projectmachen; vor lauter Projecten kommen sie gar nicht zum Handeln."

Chinesische Einwanderung in Californien.

Man schreibt einem englischen Blatt aus San Francisco: „Die starke Einwanderung aus China nach Californien erweckt dort fortwährend starke Besorgnisse und macht viel böses Blut. Solange die Einwanderung sich auf männliche Individuen beschränkte, war kein triftiger Grund zu Klagen vorhanden; aber die ungeheure Anzahl von weiblichen Individuen, womit wir jetzt überschwemmt werden, ist gewiß nichts angenehmes. Man darf sagen, daß von den Tausenden, welche zu uns herübergekommen, auch nicht ein einziges weibliches Individuum sich eines anständigen Lebenswandels befleißt. (?) Nachstehende Notiz eines californischen Blattes zeigt wie ungern man das Anwachsen dieser Bevölkerung sieht.

„„In den ersten sieben Monaten dieses Jahres belief sich die Gesammtzahl der Einwandernden, die im Hafen von St. Francisco landeten, auf 33,000 Individuen; es gingen von hier ab 13,062, so daß ein reiner Ueberschuß von 19,938 blieb; 43 Procent dieses Ueberschusses bestanden in Chinesen und wir haben das peinliche Schauspiel vor Augen, wie 10,655 weiße Einwohner uns verlassen, um nach den atlantischen Staaten zu gehen, und wie 9247 Chinesen ankommen, um die Lücke auszufüllen. Sie sind unter sich sehr gespalten, und schon haben zwischen denselben einige regelmäßige Schlachten stattgefunden, weil von gewisser Seite in St. Francisco der Befehl ausgegangen war, von allen Chinesen im Staate eine gewisse Steuer zu erheben. Die einen sagen, es seyen diese Gelder für die kaiserliche Armee in China, andere dagegen behaupten, es seyen dieselben zu wohlthätigen Zwecken und zur Unterstützung ihrer armen Landsleute in Californien bestimmt. Mehrere chinesische Schiffe sind in neuester Zeit mit Beschlag belegt worden, weil sie eine übermäßig große Anzahl von Passagieren an Bord hatten. Das Schiff Potomac wurde in vergangener Woche für 7400 Doll. verkauft, weil es sich ein Vergehen dieser Art hatte zu Schulden kommen lassen; drei weitere Schiffe — die Australia, Libertad und Exchange — sind mit Beschlag belegt, und werden confiscirt werden. Auf den beiden letzteren brach der Scorbut aus und raffte viele Menschen weg. Etliche 80 oder 90 starben an Bord der Libertad; und als das Schiff im Hafen von St. Francisco eingelaufen war, wurde es für räthlich erachtet, die Passagiere auf Goat Island Quarantäne halten zu lassen. Es wurde dort zu diesem Zweck ein temporäres Hospital für sie errichtet. Auf der Insel starben noch weitere 40 oder 50 Personen. Die Libertad befand sich in einem abscheulich schmutzigen Zustande, und es waren die unglücklichen Chinesen darauf fast zusammengepackt wie Hühner, die man auf einem Schiffe mitführt. Das Schiff Exchange kam vor etlichen Tagen in St. Francisco in einem ziemlich ähnlichen Zustande an. Ein Hundert von den Passagieren starben auf der Reise, und fast alle übrigen sind scorbutkrank und starben überaus rasch weg. Die Ausgaben, welche der Stadt durch die Libertad erwuchsen, betrugen nahezu 12,000 D., und es wird der Stadtrath einige Polizeimaßregeln eintreten lassen, um dieser übermäßig großen Einwanderung von Asiaten Schranken zu setzen.

Wir erhalten von dem Hrn. Verfasser der „Skizzen des esthnischen Volksstamms in den Ostsee-Provinzen", in dem russ. Journal des Ministeriums des Innern, welche übrigens, wie er selbst sagt, in einer trefflichen deutschen Bearbeitung in die letzten beiden Maiheite des „Ausland" übergegangen seyen, nachstehende berichtigende Bemerkungen:

„Körperbildung. Die Farbe der Haare ist nicht eigentlich roth, was auch durch den hiefür gebrauchten Ausdruck des russischen Originals nicht direct bezeichnet wird, da dieser auch das gewöhnliche haarblond, und vornehmlich dieses bedeutet. Wir würden die Ausdrücke röthlich, oder röthlich blond, röthlich braun für die Wirklichkeit am nächsten halten. Ebenso wenig möchte die Augen-

farbe mit „schwarzgrau“ bezeichnet werden können, da sie in der That braun oder schwarzbraun ist, worauf schon der Vergleich mit der Rinde des Johannisbeerstrauchs deutet.

„Kleidung. Der Hut ist nicht „aus Lammsfellen gefertigt“, sondern ein grober Filzhut; das bezügliche Adjectiv im russischen Original bedeutet in Beziehung auf Hüte, „aus Schafs- oder Lammwolle gewalkt, gefilzt“. Der dreieckige Aufschlag oder Lappen am Ende der Pelzärmel ist charakteristisch und kommt auch bei weit entfernten Stämmen der mongolischen Race in derselben Form vor;[1] doch ist er nicht „hufeisen-“ sondern „husenförmig“, und dient zur Bedeckung des obern Theils der Hand. Unter dem vorn am Gürtel hängenden kleinen „Sack“ ist die charakteristische und überall verbreitete „lederne Tasche“ zu verstehen. Bei Beschreibung des Frauenpelzes heißt es unter anderm: „derselbe werde am Gürtel mit zwei Knöpfen und dem unvermeidlichen „Selg“ zugesteckt; der „Selg“ oder die Breeze dient aber, wie einige Zeilen vorher auch gesagt ist, nur zum Zusammenhalten des Hemdschlitzes und lauten die Worte des Originals, dem entsprechend, auch nur dahin, daß „der Pelz am Gürtel nur mit zwei Knöpfen zugenestelt werde, um der weiblichen Brust und dem unvermeidlichen „Selg“ (da dieser häufig von ansehnlicher Größe) Raum zu schaffen. Nicht eigentlich mit einem Bande, sondern mit einem dicken Wollenstreif werden die Strümpfe umwickelt, auch wird dieser sehr häufig an den Strumpf angestrickt, eine Bemerkung, die in der deutschen Bearbeitung fehlt. Unrichtig ist ferner die Angabe, daß von den Frauen „Pantoffeln“ getragen werden; dieß geschieht nie und es kommen nur hin und wieder „Schuhe“ vor.

„Wohnung und Lebensart. Hier stoßen wir auf einen wesentlichen Irrthum, daß nämlich die Esthen ausschließlich zum Stande der „leibeigenen Ackerbauern“ gehören. Richtig ist nur das Gegentheil: sie gehören ausschließlich nicht zur leibeigenen Classe, welche in den russischen Ostsee-Provinzen schon seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts gar nicht mehr existirt. Das im Original gebrauchte Beiwort bedeutet so viel wie „verpflichtet“ und sollte die Modalitäten des Abhängigkeits-Verhältnisses zusammenfassen, in welchem die persönlich freien Bauern auf Grundlage gegenseitiger Frohn- oder Geldpacht-Contracte zu den Grundherren stehen. Unter den Gebäuden des Meierhofes oder nach dem provinziellen Ausdruck des Gesindes steht nicht das Wirthschaftshaus, sondern das Haus des Wirthes, d. h. des Meiers oder Pächters obenan. Als Material, aus welchem der Ofen des Hauptzimmers besteht, werden nur Back- und Ziegelsteine angegeben, während das Original Feldsteine erwähnt; diese werden aber gerade viel häufiger gebraucht. Für die in der deutschen Bearbeitung sogenannten armen Leute gibt es den provinziellen Ausdruck „Lostreiber“, welcher dem des Originals vollkommen entspricht; es ist dieß eine unter der bäuerlichen Bevölkerung überall vorkommende Classe von Leuten, die in keinem festen Dienst- oder Arbeitsverhältnisse stehen und zum größten Theil der Gemeindeunterstützung zur Last fallen.

„Nahrung. Nicht schwarzes Roggenmehl (das nicht vorkommt), sondern das gewöhnliche Roggen-Schwarzbrod bildet die Grundlage der esthnischen Volksnahrung, wie dieß auch im russischen Original gesagt ist. Es muß ferner als ein Irrthum bezeichnet werden, wenn es in der Bearbeitung heißt: „der Herr esse stets mit seinen Knechten und Mägden, die armen (auf Frohnen anwesenden) Leute äßen aber besonders.“ Hiernach könnte man annehmen, als wäre von dem Gutsbesitzer als Herrn der Bauern und armen Leute die Rede, während nur der Meier[1] oder der Bauer-Wirth gemeint und im Original bezeichnet ist; davon, daß die „armen Leute“ auf Frohnen anwesend sind, steht im Original nichts und ist dieß überhaupt auch ganz unmöglich, da die Frohnen nicht auf dem Pachthofe, sondern auf dem Edelhofe geleistet werden, hier aber nur von dem Leben und Treiben auf dem ersteren die Rede seyn konnte. Unrichtig ist ferner die Bemerkung, der Esthe arbeite im Sommer nach kurzer Unterbrechung zur Mittagszeit bis in die späte Nacht; es heißt im Original nur, er bleibe wach bis in die späte Nacht.

„Sitten und Gebräuche. Es kann mißverstanden werden, wenn S. 499 von den Frauen der besitzenden Classe die Rede ist, sofern nämlich darunter Personen, die unbewegliches Eigenthum besitzen, begriffen werden können. Solcher gibt es aber unter den Esthen nur äußerst wenige und bedeutet der betreffende russische Ausdruck auch nur „wohlhabend“, „auskömmlich“.[2]

„Mythologie. Daß neuere (nicht die neuesten) Forschungen, die Unabhängigkeit der esthnischen von der finnischen Mytho- und Dämonologie nachgewiesen haben, klingt allerdings paradox und scheint das hier eingeschobene (?) zu rechtfertigen. Allein der Verfasser hat eben mit Rücksicht auf die anscheinende Gewagtheit dieser Behauptung die Quelle, aus welcher er schöpfte, im Original ausdrücklich citirt; wir erlauben uns daher die Verantwortlichkeit für jene Behauptung dieser Quelle zuzuweisen, die wir hier nachzutragen uns gestatten. Der leider zufrüh verstorbene als ausgezeichneter Kenner esthnischer Sprache und Nationalität bekannte Dr. Fählmann in Dorpat sagt nämlich in den Verhandlungen der dortigen esthnischen gelehrten Gesellschaft Band II, Heft 2, S. 63 (vom Jahre 1848) zur Beantwortung der Frage: „wie war der heidnische Glaube der alten Esthen beschaffen?“ unter anderm wörtlich folgendes: „mit der Antwort auf diese Frage sind wir gewöhnlich leicht fertig, indem wir sagen: der alte heidnische Glaube der Finnen ist uns ja — hinlänglich bekannt, und die alten Esthen hatten keinen andern. Aber Völker eines Stammes und einer Sprache sehen wir auch heuzutage oft in Religionsansichten wie in Bildung und Cultur sehr weit von einander abstehen. Im Alterthum war es gewiß ebenso mit den Esthen und Finnen. Die Sprache beweißt es klar, daß die alten Esthen den Finnen viel in der Cultur voranstanden. Mit der Religion der alten Esthen war es nicht anders. Um diesen Beweis zu führen, ist nichts so einleuchtend und schlagend als die Schöpfungsgeschichte u. s. w.

„Schließlich bemerken wir noch, daß das in der deutschen Bearbeitung behauptete Vorkommen mehrerer Taras ein Irrthum ist. Nach der Volkstradition gibt es nur einen „alten Vater“, und so heißt es auch im Russischen an der einen Stelle: „es seyen, außer Tara, auch dessen Gehülfen oder Heroen verehrt worden (nicht wie in der Bearbeitung: „sie verehrten außer ihm (Tara) mehrere Taras oder Helden“), an der andern: „Unter den Mitgliedern des Rathes Tara's oder des Heroenkreises war der älteste Wonnemuine“ (nicht: „im Rathe der Taras oder der Helden war der älteste u. s. w.).“

[1] Vergl. die Schilderungen Stschukins im russ. Journal des Minist. des Innern, Märzheft 1849, S. 440, wo von der Kleidung der im Gouvernement Irkutsk wohnenden Buräten außer mehreren mit der Tracht der Esthen merkwürdig zusammenstimmenden Momenten auch die husenförmigen Lappen an den Pelzärmeln beschrieben werden.

[1] Hier irrt der Herr Berichtiger. Unter „Herr“ wollte keineswegs Gutsherr, sondern nur der Hausherr, der Wirth, bezeichnet werden. (A. d. Red.)

[2] Dieß wird auch im weitern Sinn unter „besitzend“ verstanden. (A. d. R.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44. 3 November 1815.

Das frühere Protectorat Ungarns über die Donaufürstenthümer und das Recht des heutigen Oesterreich.

Unter obiger Ueberschrift erhalten wir aus Kis-sávoly (an der türkischen Gränze) eine Einsendung, deren historische Ausführungen für die richtige Beurtheilung der gegenwärtigen Verwicklungen an der untern Donau von wesentlichem Interesse sind. Wir beginnen mit der ältesten Geschichte der Beziehungen zwischen Ungarn und den rumänischen Donaugebieten.

„Die Walachei ist schon dem ungarischen König Bela IV von 1235 bis 1270 tributpflichtig geworden. In Michael Horvaths Geschichte lesen wir, daß im Jahre 1330 der ungarische König Karl eine sehr ungerechte Invasion gegen die Walachei unternahm, welche hier schon deßhalb erwähnenswerth erscheint, weil sie für den Angreifer von denselben nachtheiligen Folgen war, wie es die gegenwärtige mit dem Verluste der Schutzherrschaft begleitete Invasion der Russen ist. Der ungarische König Karl hatte damals gegen den walachischen Fürsten gar keine gerechte Ursache zum Kriege, und war nur von dem Fürsten von Siebenbürgen, welcher ein persönlicher Feind des walachischen Wojwoden Bessarab war, zu Feindseligkeiten verleitet worden. Bessarab war dem Könige treu, hatte seinen Tribut immer pünktlich bezahlt, und selbst dann noch, als der König schon gegen ihn im Anzuge war, versprach er Treue und Entschädigung der Kriegskosten, wenn Karl seine Provinz mit dem Jammer des Krieges verschonen wolle. Aber der aufgereizte König achtete nicht der warnenden Bitte der Gesandten, und führte sein Kriegsheer in die Provinz; als er jedoch den Walachen, welche sich in die Gebirgspässe zurückzogen, unbedachtsam nachfolgte, wurde er von denselben in einer Thalschlucht angegriffen und beinahe sein ganzes Heer zusammengehauen. Bessarab regierte hierauf die Walachei unabhängig bis zum Jahre 1342. Nach Bessarabs Tode aber, welcher im erwähnten Jahre erfolgte, huldigte dessen Sohn Alexander wieder freiwillig dem ungarischen König Ludwig und leistete den Eid der Unterthanentreue. König Ludwig eroberte auch bald darauf im J. 1352 die damals von Tataren bewohnte Moldau, und drängte diese nach Bessarabien und bis in die Krim zurück. Die von den Tataren leer gelassene Moldau wurde nun durch die in der ungarischen Marmaroscher Gespanschaft wohnenden Walachen, welche im Jahre 1284 Ladislaus IV dort ansiedeln ließ, unter Anführung des Dragos Bogdan bevölkert. Diese Walachen wanderten aus Ungarn deßhalb aus, weil sie dort unter der Regierung des dem römischen Glauben bis zur Unduldsamkeit anhangenden Königs in der Ausübung der griechischen Religion gehindert waren. Bogdan versprach dem ungarischen König Treue, und zahlte ihm Tribut. Im Jahre 1365 schlugen die Ungarn im Vereine mit ihrem walachischen Lehenträger, dem Wojwoden Wlajko, in Bulgarien ein bulgarisch-türkisches Heer, und eroberten einen Theil von Bulgarien und Bessarabien. Aber wieder war es der Glaubenseifer Ludwigs, der ihn bald darauf mit dem Fürsten der Walachei entzweite, indem er zur Bekehrung der Walachen zur katholischen Religion Minoritenmönche aussandte, welche von den Walachen vertrieben und zum Theil sogar getödtet wurden. Ludwig überzog das zu gleicher Zeit von ihm abgefallene Land mit Krieg, und unterwarf die Walachei der Krone Ungarns, worauf der Wojwode Wlajko die katholische Religion annahm, und deßhalb von dem glaubensfrommen Ludwig nicht allein in seiner Wojwodschaft bestätigt, sondern auch mit der Besitzung Fogaras in Siebenbürgen beschenkt wurde.

„Im Jahre 1389 fielen die Wojwoden Mirtsche von der Walachei und Stephan von der Moldau wieder von Ungarn ab, und schlossen mit dem Könige Wladislaus von Polen einen Bund. Doch schon 1390 rächte König Sigmund von Ungarn diese Treulosigkeit, indem er mit einem Heere in die Moldau einbrach und die Wojwoden zur Treue und Tributzahlung verpflichtete. Im Vereine mit dem walachischen Fürsten Mirtsche schlug Sigmund 1395 die Türken bei Turnul, nachdem letztere bereits mehrmals die ungarischen Provinzen verwüstet hatten. Doch bald darauf wurden die Ungarn vom Sultan Bajazet I bei Nikopol aufs Haupt geschlagen, und die Walachen mußten sich zum erstenmal verpflichten dem Sultan einen jährlichen Tribut von 3000 Piastern zu zahlen. Aber diese zwischen dem Wojwoden und dem Sultan abgeschlossene Capitulation war nicht von langer Dauer, denn als im Jahre 1426 der walachische Fürst Daniel aus seiner Provinz von den Türken verjagt wurde, setzten ihn die siegreichen Ungarn im folgenden Jahre wieder in sein durch ungarische Waffen gänzlich von den Türken gesäubertes Land ein, wo er aber bald nachher von dem Sohne Mirtsche's, Wlad, besiegt und getödtet wurde. Wlad, welcher dem ungarischen König Treue gelobte, wurde von demselben in sei-

ner Fürstenwürde bestätigt und kämpfte anfangs mit Glück gegen die Türken. Doch 1432 mußte er der türkischen Macht huldigen, führte sogar selbst die türkischen Räuberhaufen mehrmals nach Siebenbürgen und verwüstete mit denselben die Wohnsitze der Sachsen und Szekler. Im Jahre 1442 aber wurden die Türken von dem fast immer siegreichen Johann von Hunyady an der siebenbürgischen Gränze auf das Haupt geschlagen, und der Wojwode Drakula mußte sich abermals dem ungarischen König Wladislaus unterwerfen. Als aber später Drakula ein Einverständniß mit den Türken unterhielt, wurde er von Hunyady aus seiner Provinz vertrieben und der Bojar Dan zum Wojwoden eingesetzt. Drakula suchte und fand bei den Türken Hülfe, und vertrieb wieder den Wojwoden Dan, den Günstling der Ungarn. Doch mit Blitzesschnelligkeit nahte der gewaltige Held Ungarns, schlug den von einem zahlreichen Türkenheere unterstützten treulosen Drakula und setzte Dan in seine rechtmäßige Würde ein, welcher auch den auf der Flucht gefangenen Drakula sammt seinem Sohne hinrichten ließ. Hunyady aber schloß mit Dan und mit Stephan, dem Wojwoden der Moldau, ein enges Bündniß gegen die Türken.

„Auf dem vom König Matthias Corvinus 1467 abgehaltenen Reichstag zu Ofen wurde von den ungarischen Ständen der Beschluß gefaßt, daß die Güter Fogaras, Radna und Omlás in Siebenbürgen von dem Könige gelegentlich solchen moldauischen und walachischen Wojwoden verliehen werden sollen, welche wegen ihrer Treue gegen die ungarische Krone durch die Türken ihrer Provinzen beraubt werden. Trotz dieses wohlwollenden Beschlusses hatte der Wojwode der Moldau, Stephan Bogdanowitsch, dem Könige Matthias nicht allein die Huldigung zu leisten unterlassen, sondern derselbe unternahm sogar mehrere Raubzüge gegen Siebenbürgen, und conspirirte mit dem gegen Ungarn rebellirenden Siebenbürgen. Nachdem aber der König von Ungarn in die Moldau eingefallen war und den Wojwoden bei der Stadt Baja geschlagen hatte, brachte Stephan, wie die ungarischen Geschichtschreiber sagen, reuevoll seine Huldigung dem Könige von Ungarn dar. Aus den Andeutungen der Historiker jener Zeit geht nicht undeutlich hervor, daß den Fürsten der Moldau und Walachei aus dem herkömmlichen Gebrauch bereits die Pflicht erwachsen war der ungarischen Krone zu huldigen, und daß diese Länder damals so ziemlich als integrirende Theile des ungarischen Reiches betrachtet wurden. Corvinus befreite auch mehrmals diese Länder von den türkischen Invasionen; als aber in einem zwischen dem König und dem Sultan Bajazet abgeschlossenen Frieden durch ein Versehen des ungarischen Kanzlers, Peter Várday, in der Friedensurkunde die Moldau nicht erwähnt wurde, nahm der Sultan zwei moldauische Festungen mit Sturm, und berief sich auf die Urkunde, in welcher die Moldau weggelassen war. Der ungarische Kanzler mußte sein Versehen lange Zeit im Kerker büßen. Die Moldau und Walachei aber war auch fernerhin den Ungarn treu und unterthan bis zum Verfalle des ungarischen Reiches, und es ist bemerkenswerth, daß die Walachei noch heutzutage das Wappen des corvinischen Geschlechts, nämlich einen Raben mit einem Ringe im Schnabel, als Wappen führt. Durch die im Jahre 1513 mit dem Sultan Selim abgeschlossenen Verträge wurden die Walachei und die Moldau an das ottomanische Reich geknüpft, aber diese Provinzen wurden nicht wie andere eroberte Provinzen behandelt, sondern behielten eine Ausnahms-Stellung und die Autonomie ihrer Verwaltung. Doch mußten die Fürstenthümer von jener Zeit ab unter ihren meist unfähigen Fürsten Frevel und Grausamkeiten aller Art, sowohl von diesen als auch von ihren Beschützern, den Türken erdulden. Nur Michael der Tapfere, Wojwode von der Walachei, machte eine Ausnahme, welcher, von 1592 bis 1601 regierend, das Joch kurze Zeit abwarf, sein Land gut regierte und, stets siegreich, sich auch die Moldau unterwarf. Nach seinem Tode begannen die Drangsale aufs neue, und reichten trotz vielfacher Verbesserungen und erreichter Begünstigungen bis auf unsere Zeit.

„Alle Begünstigungen, welche die Länder in Bezug auf die Ausübung ihrer Religion seit dem Jahre 1774 vorzugsweise durch das gleichgläubige Rußland erlangt haben, konnten den Sinn nach Unabhängigkeit von der türkischen Oberherrschaft in den Bewohnern derselben nicht unterdrücken. Die eigene Verfassung und unabhängige Verwaltung dieser Provinzen datirt aber erst seit dem Frieden von Adrianopel, 12 Sept. 1829, als die Walachei und die Moldau unter russisches Protectorat gestellt wurden. Eine Hauptursache des Unglücks dieser Länder, die willkürliche Absetzbarkeit der Hospodare, wurde in diesem Frieden abgeschafft, und dafür die lebenslängliche Würde des Hospodars, der nur wegen eines Verbrechens sollte abgesetzt werden können, festgestellt. Vor diesem Frieden hatte der Padischah das Recht den Fürsten auf unbestimmte Zeit zu ernennen, und konnte denselben nach Gutdünken wieder absetzen. Da derselbe außer dem jährlichen Tribut bei seinem Regierungsantritte für die Bestätigung des Fermans ansehnliche Geschenke darbringen mußte, so war die Absetzbarkeit der Hospodare eine reiche Geldquelle für den Sultan. Andrerseits konnte auch der Hospodar das Land nach seinem Belieben ausplündern und aussaugen. Gewöhnlich blieb ein Hospodar bloß drei, zwei oder ein Jahr, oft nur wenige Wochen im Besitze seiner Macht, weßhalb er sich auch beeilte seinen Beutel zu füllen. Gewöhnlich wurden die Fürsten in Folge von Verleumdungen, oder wegen eines beschuldigten oder vorgeschützten Einverständnisses mit Rußland oder Oesterreich, von der Pforte abgesetzt. Hatte ein Hospodar sich während seiner Regierung Schätze gesammelt, so war dieß zu seiner Absetzung Grund genug; er starb dann selten eines natürlichen Todes, und seine Schätze flossen in die Schatullen des Sultans. Auch die Stellen der Ober- und Unterbeamten wurden erkauft, erwuchert, erbettelt und erschlichen, und die Gesetzlosigkeit und Willkürlichkeit stürzten diese Provinzen in namenloses Elend, in Folge dessen im Jahre 1821 in der Walachei unter Wladimiresko und in der Moldau unter Alexander Ypsilanti die Empörung offen ausbrach, deren grausame Unterdrückung das Mitgefühl von ganz Europa erregte.“

Der Herr Einsender macht nun gewiß mit Recht bemerklich, daß die Schwärmerei für türkische Humanität, welche in Folge der Abneigung gegen Rußland an die Stelle des frühern Türkenhasses getreten ist, nicht darüber verblenden dürfe, daß die türkischen Herrscher wie die beherrschten Christen auf gleich niedriger Stufe stehen, und ein Zurückfallen der letztern unter die Herrschaft der erstern nimmermehr ertragen würde, und darum auch nicht zugegeben werden dürfe. Nachdem Rußland sein Recht auf das Protectorat der Fürstenthümer durch seine gewaltsamen Eingriffe und Intriguen, und vor allem dadurch verwirkt hat, daß es sein Schutzverhältniß nicht zum Wohl dieser Länder, sondern nur als Mittel

für weitere Eroberungen benützte, ist es vor allem die Pflicht Oesterreichs jene Stämme gegen eine Wiederkehr türkischer Gewaltherrschaft zu sichern. Es ist sehr nöthig dieß gerade jetzt zu betonen, wo man von gewisser Seite her die Bemühungen Oesterreichs zur Wiederherstellung des von Rußland zertrümmerten Rechtszustandes als Eingriff in die Rechte des Sultans darstellen, und Oesterreich auf die Rolle beschränken möchte ein Damm gegen die Russen zu seyn. Der Herr Einsender verbirgt sich aber die Schwierigkeiten nicht, welche Oesterreich bei diesem Bestreben entgegenstehen. „Mit dem von Oesterreich übernommenen Protectorate würden wohl die Donaufürstenthümer der Gefahr früher oder später eine Beute Rußlands zu werden zwar entronnen seyn, aber deßhalb glauben wir noch nicht, daß es Oesterreich in kurzer Zeit gelingen wird die „wilde Walachei" in ein Dorado zu verwandeln; die Zustände dieser Länder werden zwar verbessert, aber die Uebel an welchen dieselben von jeher kränkeln, werden auch von Oesterreich nicht gänzlich beseitigt werden können, wenigstens so lange nicht, als die alten mangelhaften innern Institutionen verbleiben. Die Parteisucht der nach dem Hospodarenstuhl trachtenden Bojaren, die Conspirationen mit Rußland, die Umtriebe der nur vorläufig schlummernden daco-romanischen Partei, welche die Herstellung eines selbständigen Reiches bezweckt, überhaupt Ränke und Intriguen aller Art, welche dort von jeher zu Hause waren, werden die Donauländer immer wieder zu einer Stätte der Unruhen und zu einem Gegenstande diplomatischer Verwicklungen machen. Von ungetrübter Dauer wird also auch das vorausgesetzte österreichische Protectorat nicht seyn, denn auch dieß ist nur eine halbe Maßregel, und mit halben Maßregeln ist Ländern, welche einer radicalen Heilung bedürfen, nicht wesentlich geholfen. Ob früher oder später — die Einverleibung dieser Länder mit Oesterreich, wie solches der Lauf der Donau und des Pruth andeutet, muß kommen, und nur diese Einverleibung wird dem schwankenden und unheilvollen Zustande derselben ein Ende machen und die Moldo-Walachen den Segnungen der Civilisation näher bringen. Nicht allein natürliche Gränzen und der Lauf der Ströme weisen diese Länder an Oesterreich, sondern letzteres hat auf dieselben längst ein Anrecht, welches es einst mit Ungarn und der ungarischen Krone übernommen und Jahrhunderte lang innegehabt hat."

An dieß frühere Verhältniß denkt man auch in Oesterreich und Ungarn noch recht wohl. „Kurze Zeit vor dem Jahre 1848 sprach auf dem ungarischen Landtage zu Preßburg ein Mitglied der Magnatentafel die damals viel Aufsehen erregenden Worte aus: „„Es ist gewiß und die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Ablegaten derjenigen Länder unter uns sitzen werden, welche einst der ungarischen Krone huldigten, und deren Fahnen jetzt die Krönungen unserer Könige zieren."" In Ungarn wurden nämlich dem frühern Herkommen gemäß bei der Krönungsfeierlichkeit der Könige noch immer die Fahnen mit den Wappen derjenigen Länder dem Krönungszuge vorangetragen, welche früher unter der Oberhoheit der ungarischen Könige gestanden haben, in der Periode der türkischen Uebermacht aber unterjocht und der ungarischen Krone entrissen worden waren. In Siebenbürgen und in Ungarn begegnet man noch heut vielen Reminiscenzen, welche die einstige Oberherrschaft Ungarns über Bosnien, Serbien und vorzugsweise über die Walachei und Moldau andeuten; daher war es auch den Magyaren nicht zu verargen, wenn dieselben mit so vielen historischen Rückerinnerungen der Hoffnung lebten, daß die Donauländer im Falle des längst vorhergesagten Zusammensturzes des türkischen Reiches nothwendigerweise wieder der ungarischen Krone anheimfallen müssen. Der Redner an der Magnatentafel hat daher diesen vielfachen stillen Hoffnungen, welche aus den frühern Beziehungen der beiderseitigen Länder entstanden und von einem allgemein erkannten Anrecht genährt wurden, Worte geliehen."

Wenn man, fügen wir bei, auch mit der Zweckmäßigkeit dieses Vorschlags und dem Rechte Oesterreichs ganz einverstanden ist, so darf man sich doch nicht verbergen, daß letzteres durch die frühere Versäumung seiner Interessen in den Donaufürstenthümern, durch die Ueberlassung des Befreiungswerks an Rußland, und die nothgedrungene Zulassung der englisch-französischen Mitwirkung eine sehr schwere Stellung hat, und das vorgesteckte Ziel nur erreichen kann, wenn es die Politik zu ergreifen versteht, welche das ungeschmälerte Gewicht von ganz Deutschland in seine Wagschale bringen kann.

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordwestlichen Theil von Frankreich.

(Selbst beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement.)

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Man vergleicht häufig die Bretagne mit Wales, jedoch ohne näher zu wissen, was das eine und was das andere Land ist. Sie sind im Allgemeinen wie im Besondern sehr verschieden, denn in den meisten Landschaften von Wales, zumal in North-Wales, findet sich ein bedeutend starkes westgermanisches Element in der Bevölkerung. Das Keltische in Wales ist, so viel ich dort habe beobachten können, am reinsten in der Landschaft Carmathen, vorherrschend in Cardiganshire und im Innern von Montgomery, Merionydd und Denbigh, sehr stark gemischt mit Germanischem in Pembroke und Glamorgan, auch in Brecknok und Radnor, ferner in Flint und Caernarvon, an den Nordküsten von Wales aber und auf Anglesey und an den Küsten von Merionydd ist das Germanische am stärksten. Die Bewohner von North-Wales, besonders von Anglesey, sind in einem hohen Grade gutmüthig, mitleidig, gastfrei, ehrlich, unschuldig, freundlich und bescheiden, ganz anders als das rohe Bauernvolk in England. Die Landleute von North-Wales sind durchweg sehr reinlich. An den nördlichen Gränzen von Cardiganshire hören die hohen Gebirge von North-Wales auf, und Süd-Wales beginnt, dessen Bewohner lange nicht so hübsch und reinlich, auch nicht so gastfreundlich sind als in North-Wales. Fast

alle wälschen Landmädchen, die nicht von keltischer Art sind, muß man schön finden, ich habe nie gesundere Mädchen gesehen, ihr Wuchs ist fest und reizend, ihre Form gar nicht keltisch, ihre Gesichtszüge unschuldig, ihr Gesicht voll und rund, ihre Farbe kräftig, röthlich und frisch, Mund und Kinn lieblich, Augen meistens blau und hervorragend, zuweilen auch braun, aber nicht häßlich. In der Bevölkerung von Anglesey waltet das germanische Element vor, und ich habe gefunden, daß der größere Theil derselben auffallende Aehnlichkeit mit den Bewohnern der nordfriesischen Inseln hat. Die Bewohner von Anglesey haben keine hohen Backenknochen, und sind im Ganzen, besonders das weibliche Geschlecht, weit hübscher als das englische Landvolk in West-England. Ihre Gesichtsfarbe ist frisch und rein, und die gewöhnliche Augenfarbe blau; sie sind ein reinliches, freundliches, gutmüthiges, offenes und bescheidenes Völkchen, und durchweg von höherem Wuchs als in Wales und in allen keltischen Ländern; sie sprechen eine Art Wälsch, die Mehrzahl hat blondes Haar.

Aber die schmutzige Bretagne ist rein keltisch, und man sieht aus den obigen Bemerkungen, daß sie mit dem gesammten Wales nicht verglichen werden kann; man kann sie aber mit den wälschen Landschaften Carmarthen und Cardigan, mit Sky und Roß in den schottischen Hochlanden und mit der Westhälfte Irlands vergleichen, denn der Kelte sieht sich überall ähnlich. Nimmt man das starke französische Element von der Sprache der Bretagne, so hat der nachbleibende keltische Theil, wovon ich manches beim Volk gesammelt, sehr viel Aehnlichkeit mit dem Wälschen. Man trägt in Wales wie in Bretagne eigengemachtes, oft gestreiftes Wollenzeug, aber die wälschen Landleute lieben mehr die starken Farben. Wie in Wales und den Westerinseln und Hebriden, sieht man die Landweiber der Bretagne sehr häufig mit dem Strickzeug oder mit der Spindel gehen. Die Frauenzimmer der Bretagne reiten eben so gern und viel als die wälschen; die letzteren tragen in der Regel Mannshüte, wie in Holstein. Die Bewohnerinnen von Carmarthenshire tragen einen rothen wollenen Rock unter ihrem Außenkleide, welches sie öfter aufschürzen, wie die Blankeneserinnen unweit Hamburg, damit man die hübsche rothe Farbe sehe. Die vornehmeren Frauenzimmer von Südwales kommen zu Pferde in einem feinen Scharlachmantel, der das Auge außerordentlich zu ergreifen pflegt, manchmal auch zu Esel, und ich habe einmal einer solchen jungen Walin, die ihr unartiger Esel abgeworfen, wieder auf das Thier geholfen; solche rothe Mäntel habe ich in der Bretagne nicht gesehen.

Eine von Vannes aus über Locminé, Josselin, Loudeac, Uzel, Moncontour, Chatelaudren und Plouha gezogene Linie bezeichnet die östliche Gränze der eigentlichen Bretagne, wo Brettonisch gesprochen wird. Alles Land westlich von dieser Linie ist das brettonische Bretagne, und alles östlich die französische, wo kein Brettonisch gesprochen wird. In der eigentlichen Bretagne spricht alles Landvolk Brittisch (Brettonisch), und diese Landstrecke ist die alte Galen-Horn Cornouaille (Cornu Galliae) oder das französische Cornwall. Zwischen Guingamp und Morlaix sah ich zuerst das ächt keltische Geschlecht der Bretagne, denn ich war bei Nachtzeit den Weg von St. Brieuc (St. Brieux) über Chatelaudren nach Guingamp gekommen. Das Volk der Brettonen ist klein, schmächtig und mager, hat meistens schwarzes Haar, ein schmales, kurzes und unmarkirtes Gesicht, meistens dunkle und häßliche Augen, eine schmale und eingefallene Brust und kraftlose Beine; ihre Kleidung ist von eigengemachtem Stoff. Die Brettoninnen tragen keine weißen Schlafmützen wie die Normanninnen, aber ihre Tracht, die Hauben ausgenommen, ist der normannischen sehr ähnlich. Weiber und Männer in der Bretagne gehen in Holzschuhen. Das Wams der Weiber und ihre breiten vielfaltigen Röcke und Schürzen sind meistens aus grauem Zeug. Die Kleidertracht der Männer ist außerordentlich häßlich. Der kleine Kelte von Bretagne hat ein Gesicht, das so klein erscheint, daß man es in die Tasche stecken könnte; mit diesem Gesichtlein guckt er unter seinem runden Hut hervor, dessen Rand einen Fuß breit ist, vorn an seinem schwarzen Hut trägt er oft eine große Spange mit bunten Schleifen; außer Holzschuhen trägt er auch zuweilen Lederschuhe mit großen silbernen Schnallen; sein Haar hängt hinten lang herab und ist vorne geschoren; er geht mit bloßem Hals, trägt einen großen altmodischen Rock ohne Kragen, eine große lange Weste mit zwei Reihen Knöpfe, gewöhnlich kurze Hosen, die öfter unter dem Knie wie ein zusammengeschnürter Sack aussehen, Strümpfe mit einer Reihe Knöpfe an den Seiten, und ein langes Tuch um den Unterleib.

Die Fahrt durch die Bretagne begann wild und zügellos, als wären wir Barbaren, und am Ende der langen Reise flogen wir eben so wild in Nantes ein. Mir liefen immer und ewig wieder die wilden Irländer vor die Seele. Nun sie sind ja mit den Franzosen und Brettonen stammverwandt. Schon am ersten Tage, noch ehe wir St. Brieuc erreichten, ward ich im Wagen mit einem Stein geworfen. Das Fenster ward bei dieser Gelegenheit zertrümmert, und wir saßen nun so lustig da, wie unter freiem Himmel. Ein Herr von Rennes, der Haupt- und Universitätsstadt der Bretagne, saß auch im Wagen, und hatte seine schöne Tochter neben sich, die sehr erschrack, aber sich hütete ihre Landsleute zu tadeln, daß sie uns steinigten. Der Abend war außerordentlich schön, die größte Windstille um uns her und das allerliebste Mondlicht, und alle Brettonen, die uns begegneten, schrien gräulich und überhäuften uns mit Schimpfworten. Unser Schaffner zeichnete sich durch seltene Rohheit, einen großen schwarzen Bart und ein Paar so häßliche Augen aus, daß man auf den ersten Blick davor erschrecken mußte, weil man hinter ihnen nichts Gutes ahnte, und es fiel mir immer wieder ein die Natur zu fragen, warum sie doch solche Augen in die Welt hinausschicke. Die Bretagne, meistens nicht gebirgig wie die Normandie, ist an vielen Orten sehr schluchtig und abschüssig, und das Reisen zu Wagen hie und da nicht ohne Gefahr. Bei solchen gefährlichen Stellen muß man jedesmal aussteigen, und niemand darf sitzen bleiben. Etwa 5 Lieues westlich von Dinan liegt das Städtchen Jugon. Hier ist ein steiler Berg mit einem bösen Abhang, den unser Fahrzeug hinunter mußte. Es ist traurig, daß die Landstraßen so verkehrt gelegt worden. Wir kamen an die Schlucht und der Kutscher machte Halt. Der Conducteur kam nun vom „Himmel" herab, blickte furchtbar umher, und ließ auf die wildeste Weise sein Commando hören, wir sollten heraus und herunter und ohne Säumen. Die Reisegesellschaft war zahlreich in der ungeheuren französischen Kutsche, und es gehörte etwas Zeit dazu, um vom hohen „Himmel" herunter auf die Erde zu kommen, denn niemand wollte sich gern in der Eile einen Arm oder ein Bein brechen lassen um des Conducteurs willen, der mit immer größe-

rem Tumult commandirte; es war als wenn man Vieh aus den Ställen treibt, alles schrie wild durcheinander, und unser General am ärgsten, die Stimmen erschollen auf Französisch, Brettonisch, Englisch, und dazwischen schrie ein Haufen Schweine, diese ewigen Begleiter des keltischen Volks, die eben über den Weg gelaufen kamen. Und gerade hatte ich meine größte Aufmerksamkeit auf die brettonischen Schweine, die eben so flüchtig und unstät wie die Brettonen selbst sind, gerichtet, vornehmlich auf ihre außerordentlich langen Beine, während ihre Herren doch nur sehr kurze haben, als unser Reise-Ungeheuer sich wieder in Bewegung setzte und in die Tiefe hinabkroch, der Schaffner aber mit gleicher Wildheit fluchte und allen gebot unbedingt zu folgen. So folgten wir denn wie die Hündlein nach und leisteten unbedingten Gehorsam. Und als wir an die Stelle gekommen waren, wo es wieder bergan geht, da blieben wir plötzlich unverrückt stehen, denn der Berg ist so steil, daß die Pferde die leere Kutsche nicht ziehen konnten. Der Schaffner geruhte jetzt uns alle insgesammt hinter den Wagen zu spannen, um Pferdearbeit zu thun, und sein Commando jagte den Brettonen Ehrfurcht ein. Wir legten also schnell und folgsam Hand ans Werk, und Leute aus dem Orte halfen uns die Kutsche aus dem Abgrund schieben. Nach langem Ungemach waren wir denn endlich oben darauf, wurden wieder hinein und hinausgetrieben, und als der fluchende Conducteur sich auch gesetzt hatte, heulten wir unseres Weges weiter.

Jugon liegt 13 Lieues von St. Malo und neun östlich von St. Brieuc. Schon in diesen östlichen Theilen der Bretagne tragen die Brettonen allenthalben langes Haar und die ungeheuern Hüte, welche sich seltsam ausnehmen auf den Köpfen der kleinen Männer, und gehen auf dem Lande insgesammt in Holzschuhen, die nicht die zierlichsten sind. Die Holzschuhe sind viel häufiger in der Bretagne als in der Normandie. Unser Conducteur blickte mit absoluter Verachtung auf die Land-Brettonen herab, und sie sahen überall still und bedenklich zu ihm hinauf, und schienen seinem Bart und seinen Augen nicht zu trauen. Je weiter wir nach Westen kamen, desto größer ward die Unreinlichkeit, und desto theurer die Birnen. In Lanballe oder Lamballe zwischen Jugon und St. Brieuc, kosteten die Birnen vier Sous, denn hier ist man nicht mehr in der Normandie. St. Brieuc, in dessen Nähe wir verhöhnt, geschimpft und gesteinigt wurden, was vielleicht um unseres Conducteurs willen geschah, ist der Hauptort im Departement des Côtes du Nord, in der Nähe einer Seebucht, und lebt von Fischerei und etwas Handel. In der Nachbarschaft dieses Orts beginnt die brettonische Sprache. Westlich davon zu Chatelaudren und Guingamp spricht das Volk Brettonisch. Morlaix liegt schon im Departement von Finistère. Die Landleute, die von Westen her nach diesem Städtchen kamen, sahen keltischer aus als die von Osten her, nämlich häßlicher, gelblicher, finsterer, und hatten mehr den keltischen Ausdruck im Gesicht. Ihre Kleider waren meistens aus eigengemachtem Zeug. In Landernau, zwischen Landivisiau und Brest, war außerordentlich viel Landvolk zu Markt. Die Leute waren im Durchschnitt nicht häßlich, obgleich das Keltische am ganzen Körper durchschien. Die Gesichtsfarbe sehr vieler war frisch und kräftig, manche hatten hellbraunes Haar, die meisten schwarzes. Von Wuchs waren alle, Männer und Weiber, klein und winzig. Die großen Hüte, das hinten lang herabhangende Haar, die vorn geschornen Köpfe, die langen Westen, die unter dem Knie ringsum geschnürten sackähnlichen Hosen, die Holzschuhe der Männer und Weiber, das Wams der Weiber und ihre vielgefältelten breiten Röcke und Schürzen aus selbst gearbeitetem meistens grünem Stoff — dieß alles war auch hier an den Landleuten zu Landernau zu sehen. Oben auf einem hohen und steilen Felsen starrten die Ruinen eines alten Schlosses, und unten am Ende des Städtchens tanzten die Bauern nach einer Pfeife ihre keltischen Tänze, die gewiß damals nicht anders waren als jenes Schloß gegründet ward. Alles in Landernau spricht brettonisch.

In Brest war wieder Markt. Alle Plätze, Straßen, Gassen, Winkel und Löcher der schmutzigen Stadt wimmelten von Brettonen und Brettoninnen, die alle ungefähr gleich groß waren. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesen wunderlichen Gestalten aus der Urwelt, die einen immer wieder erinnern an die stürmischen Zeiten der Gründung Englands, und darum blieb ich drei Tage in diesem ersten Kriegshafen Frankreichs, dessen Rhede mehr als ein halbtausend Schiffe faßt. Brest, obwohl noch einmal größer, ist Boulogne sur la Mer ähnlich; beide liegen an einer Seeschlucht und haben abschüssige Straßen, besonders Brest. In Boulogne ist mehr Reinlichkeit, in Brest mehr Handel und Verkehr. Das Beste in der Bretagne für Frankreich ist Brest. Ich ging auf den Markt, um die Brettonen mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern zu besehen, und um einen auszusuchen, der willig wäre mir einige brettonische Lieder vorzusingen. Die Menge der Landleute war nicht zu zählen, und Brettonisch war hier die vorherrschende Sprache; es klang ungefähr wie Wälsch und Irisch. Von den uralten Hüten mit ³/₄ bis 1 Fuß breitem Rand flatterten lange leichtsinnige Schleifen wie Wimpel an den Kriegsschiffen unten im Hafen, der Hutkopf ist rund und so klein wie das Köpfchen, sehr viele, am Vorderkopf kahl, trugen ihr nie geschorenes Haar mit feinem Schmutz auf dem Rücken ihrer großen, altmodischen Röcke, unter welchen ihre Westen bis unter die Hüften reichten, und ganz unten präsentirten sich die merkwürdigen Strümpfe mit einer Reihe Knöpfe an den Seiten und die unästhetischen Holzschuhe, die für die zarten Ohren der Städter nicht recht geeignet sind. Die meisten gingen mit einem Tuch um den Leib, alle Mannsleute mit bloßem Hals, einige in der gewöhnlichen kurzen Hose, andere in der kurzen Hose älterer Art, die unter dem Knie wie ein zusammengeschnürter Sack aussieht.

Die Brettonen sehen unbedeutend, gutmüthig und etwas leichtsinnig aus, wenigstens die Mehrzahl, und es ist mir vorgekommen, daß der brettonisch sprechende Theil der Bevölkerung der Bretagne moralisch viel unverdorbener sey, als der französisch sprechende. Die brettonischen Bäuerlein scheinen eine große Scheu zu haben vor den wilden und verwegenen französischen Kutschern, und man sieht es dem Volke an, daß es lange unter dem aristokratischen Einfluß gelebt hat. Die Brettonen halten sehr zusammen, wie die verbannten Kinder Judä, und ihre Anhänglichkeit an einander ist noch intimer als die wälsche, und rührend wie die irische. Ein Brettone auf dem Markt zu Brest hatte sich gerade ein Paar Strümpfe gekauft und mit seinen Bekannten sich vertraulich hingesetzt um die Strümpfe anzupassen. Die Herumsitzenden blickten alle die neuen Strümpfe an und nahmen innigen Antheil daran; sie sprachen manches darüber, und freuten sich mit dem Manne, daß er sich ein Paar so wohlfeile und gute Strümpfe gekauft. Ein anderer hatte

sich einen neuen brettonischen Hut im Laden gekauft, und trug denselben mitsammt dem Papier, das noch überall um den lieben Hut umherhing. Er konnte es nicht übers Herz bringen den Hut zu entblößen, dessen Rand ungefähr einen Fuß breit war; seine Cameraden blickten abwechselnd den neuen Hut an und theilten seine Freude von ganzem Herzen. Die Hauptursache dieser gegenseitigen Anhänglichkeit der Brettonen sind ihre erlittenen Schicksale und ihre Sprache. Die Einwohner auf dem Lande sind dem Trunke nicht ergeben, nur bei außerordentlichen Fällen, wie auf solchen Märkten, sieht man viele von den kleinen Männern aus ihrer alltäglichen Fassung heraus. Die feurigen Gesichtlein unter den monströsen Hüten nehmen sich in der That ganz eigenthümlich aus. Zwei begegneten, sich und beider Gesicht war lauter Röthe und Freude; der eine hub seine Hand hoch in die Höhe, und ein Handschlag erfolgte, daß es weit zu hören war. Ein anderer, der leider in Gesellschaft seiner Ehegenossin war, schien nicht so heiter zu seyn, sondern sah etwas ärgerlich aus, weil er seinen Willen nicht haben konnte; die Frau ging voran und zeigte ihm den Weg durch die Menge, und er mußte folgen. Während er nun so nachtrollte, wollte er jeden Augenblick Halt machen, wenn andere lustige Brüder ihm begegneten; aber die Frau sah sich öfter um, und das hatte Wirkung. Einmal war er schon entschlossen ihr den Gehorsam zu verweigern, doch sie merkte solches gleich, ergriff ihn bei der Jacke und zog ihn fort.

Den 1sten October vergesse ich nicht. Ich kam vom Markt in Brest mit einem brettonischen Bauer, der mir umsonst ein nationales Lied singen wollte, in meinem Hôtel an, und weil der Eßsaal gerade leer stand, so setzten wir uns beide hier ohne weiteres hin, um unser musikalisches Geschäft zu beginnen. Das Bäuerlein, dem ein solches Werk in einem solchen vornehmen Raume erst unbequem und unheimlich war, stimmte endlich, nachdem er eine gute Weile gezögert, geräuspert, gehustet, probirt, mich häufig angesehen hatte u. s. w., seinen ersten Gesang, wenn auch etwas reichlich hoch an, überzeugte mich von dessen keltischer Natur, erfüllte aber das ganze französische Haus mit Angst und Schrecken. Denn bald stürzte die Wirthin herein und der Wirth hintennach, als ob sich ein Unglück ereignet, und schrien, schimpften, drohten, ich habe ihr Haus geschändet, blamirt, und wer weiß was; die Polizei solle kommen und uns ungehobelten Leuten Lebensart lehren, und unter diesem Tumult schlichen wir zur Thür hinaus. Der arme Bauer war verstimmt und verstört für den ganzen Tag, und ging traurig nach dem Markt zurück, ich aber auf mein Zimmer. Und während ich hier nachdachte über mein Verbrechen an dem modernen Geist der menschlichen Gesellschaft, und doch so gerne wieder mit diesen Bauern zu thun haben mochte, fiel mir ein, daß Eigennutz doch eigentlich die Welt regiert, und daß ich, wenn auch alle Bauern auf dem Markt zu Brest nun vielleicht geschreckt worden wären, wohl für Geld einen Brettonen zum Singen bewegen würde. Ich nahm also meinen Hut und ging wieder auf den Markt. Die Scene im Wirthshaus war hier schon ruchtbar geworden, und viele, die von dem Lärm gehört hatten, wollten unter keiner Bedingung singen. Endlich fand sich doch einer bereit mir ein brettonisches Lied vorzusingen, er wollte es aber nur dann thun, wenn ich ihm einen halben Franken gäbe, und mit ihm nach einer Schenke ginge. Wir gingen also nach einer Schenke, und wurden wie sich's denken läßt, freundlich empfangen. Die Wirthin räumte uns für einige Centimes ein Zimmerchen ein, dessen Fenster leider nach der Straße gingen, und wir setzten uns also nieder, um unser Concert anzufangen. Der Bauer machte lange ängstliche Vorbereitungen, seufzte, verdrehte die Augen, bewegte die Lippen, bewegte Hände und Füße, reinigte seinen Hals, kratzte sich ins Haar und dergleichen mehr, so daß mir bange ward, das ganze Unternehmen würde auch dießmal mißglücken, während sich draußen viele Zuhörer sammelten, um den Gesang mitzugenießen; allein der halbe Frank behielt die Obermacht. Auf einmal brach der Strom des Gesanges aus der Seele des Brettonen hervor, und zwar mit solcher Gewalt, daß man es häuserweit hören konnte. Die Leute vor den Fenstern freuten sich ungemein, aber die Herrin des Hauses guckte etwas besorgt durchs Stubenfenster. Der Gesang endete, und ein neuer ward angestimmt, nachdem der Sänger ein Gläschen geleert. Auf meine Bitte sang er von jetzt an etwas gemäßigter, und als ich vier von seinen Liedern gehört hatte, erhielt er seinen Lohn und ging. Hernach auf meiner Reise von Brest nach Nantes hatte ich Gelegenheit von einem Advocaten aus Rennes einige andere sehr alte Volkslieder der Bretagne zu hören.

Aus dem was ich von brettonischer Musik auf dem Continent gehört zu schließen, ist ihr Charakter derselbe, wie der der schottisch-hochländischen und der wälschen; das Grundelement unserer Seele, Trauer, waltet darin vor. Sie ist einfach und ungekünstelt, ausdrucksvoll und ergreifend. Bald läßt sie die unruhigen und wilden Gefühle der menschlichen Brust in oft wechselnden Tönen mit großer Natürlichkeit hervortreten, bald hat sie, was häufig ist, den Anschein von Ruhe, Einförmigkeit und Unbedeutsamkeit, und es ist als wenn ihre Töne dann ohne Leben und Mannichfaltigkeit wären, während sie doch aus der Tiefe des Herzens kommen. Die natürliche Leidenschaft ist wild und unstät, und die Musik, wodurch sie dargestellt wird, würde wie die Leidenschaft selbst an Wahrheit und Ausdruck verlieren, wäre sie immer laut und stürmisch. In den Volkstönen der keltischen Völker ist wie in allem Schönen etwas Unvergleichliches und Unaussprechliches, und es ist zu viel für den menschlichen Mund und eine menschliche Feder ihr innerstes Wesen zu beschreiben. Aus der nahen Verwandtschaft der brittischen Musik des Continents mit der irischen, hochländischen und wälschen ist ihr hohes Alter zu erkennen, aber die keltische Musik hat in den schottischen Hochlanden ihre höchste Vollendung erreicht.

Es läßt sich erwarten, daß in einer bedeutenden Seestadt wie Brest ist, das Sittenverderbniß groß ist. Wenn auch die Straßen Brests steil sind und die Fortschaffung der Unreinlichkeit hier leichter wäre als an andern Orten, so ist es doch allenthalben voll von Schmutz und Gestank in dieser Stadt. Es war ein ewiges Trommeln in den Straßen, noch mehr als in den andern französischen Städten. Die Bettler in der Bretagne begleiten den Reisenden bis an diese äußersten Westküsten und bis zur Mündung der Loire, in Irland ist es aber doch viel ärger. Die Einwohner Brests haben im allgemeinen gar nichts Schönes, die meisten sind häßlich, wie fast überall in Frankreich. Die Plumpheit an den Gebäuden findet sich auch am Bau des menschlichen Körpers; und wie läßt sich Reinlichkeit bei einem leichtsinnigen Volk erwarten. Neben den brettonischen Hüten fielen mir die schwarzen, wollenen Schlafmützen auf, die manche Mannsleute in Brest tragen; in der Normandie

ist es gerade umgekehrt, denn da tragen Frauensleute weiße Schlafmützen ganz von derselben Form. Die Leute mit Ordensbändern waren in Brest nicht zu zählen.

Die Fahrt von Brest am atlantischen Meer entlang nach Nantes ist eine eben so wilde, als gewöhnlich. Man fährt diese Strecke in 36 Stunden und berührt die Hauptorte Quimper, Rosporden, Quimperlé, L'Orient oder Port Louis, Auray und Vannes. In allen Oertern am Meer wimmelte es von Soldaten; überall ward der Paß abgefordert. Die Häßlichkeit der Menschen nimmt nicht ab; wir hatten ein paar Marinematrosen bei uns im Cabriolet, deren Wildheit alles übertraf was ich bisher in Frankreich gesehen. Sie dampften unaufhörlich aus ihrer kurzen Kreidepfeife und gingen furchtbar mit dem Feuer um. Bei einer Station nahm sich jeder ein Bund Stroh mit auf seinen Sitz, um die Füße zu wärmen, wie sie sagten, und sie lagen von nun an ganz in Stroh begraben, nur der Kopf sah heraus und die brennende Pfeife, aus welcher so oft sie bliesen die Funken massenweise in das Stroh fielen. Niemand durfte sich unterstehen ein Wort zu sagen, denn das erlaubten sie nicht; ihr Mund schwieg auf der ganzen Reise nicht, und kein Glied an ihrem Körper war in Ruhe; vor uns aber saßen Kutscher und Schaffner, die gewöhnlichen Plagegeister. Als wir über den Blavet kamen bei L'Orient und Port Louis, rühmten die Franzosen von der hangenden Brücke, die noch im Bau war, sie sey die größte Brücke in der Welt. O nein! ich habe eine viel größere über den Menai gesehen.

Die Normandie und Bretagne sind die wichtigsten Länder geworden für den Seeverkehr Frankreichs. Die Westküsten der Bretagne haben eine große Bedeutung für das französische Volk, und ihr Nutzen ist unberechenbar. So wie Brest mit seiner unvergleichlichen Seebucht die Hauptstation der französischen Marine ist, so gehören Nantes und L'Orient zu den allerersten Städten des Seehandels nach den fernsten Küsten der Erde. Der Name L'Orient deutet den ostindischen Verkehr an, und Nantes hat seine Handelsfäden überall in Europa, Westindien und Afrika befestigt. Wie vortrefflich ist die Seebucht, die nach Vannes und Auray hineingeht; sie heißt die Bucht von Morbihan. Diese Bucht wäre in englischem Besitz großer Leistungen und Vortheile fähig. Auray zeigt schon an seinem Namen daß es eine germanische Gründung ist, vermuthlich eine skandinavische. Von diesem Städtchen kommen verschiedene französische Luggers (Seefahrzeuge von altem Schnitt und mit drei Masten), welche mit Brettonisch sprechenden Matrosen bemannt sind und in Auray ihre Heimath haben. Die Einwohner von Auray waren zur Zeit der ersten französischen Revolution stets für die Bourbons. Dieses Völkchen sammt dem der Umgegend ist von den eigentlichen Brettonen im Aeußern sehr verschieden, obwohl man zu Auray noch Brettonisch spricht. Etwa 2 Lieues nordwestlich von Auray liegt der Flecken Betz oder Batz an einer Seebucht, dessen Bevölkerung so wie die der Nachbarschaft, die alle Brettonisch sprechen, durch eigenthümliche körperliche Merkzeichen von den übrigen Kelten der Bretagne verschieden ist. Ihre Brust ist gewölbt, ihr Haar blond oder schwach kastanienbraun, ihr Nacken breit und stark, und ihre Stirn ziemlich breit und hoch; ihr Dialekt ist der niederbrettonische. In dieser Gegend hört die eigentliche keltische Bretagne auf, und das Aeußere der Menschen verändert sich, obgleich noch immer das Häßliche im allgemeinen vorwaltet. In dem zwischen Quimperlé, Locminé und Vannes belegenen Theil der Bretagne ist die französische Sprache schon eben so herrschend als die brettonische. Alles Landvolk um Vannes herum spricht Brettonisch, selbst das gemeine Volk in der Stadt. Die Gemeinde Pleren zwischen Vannes und Auray ist von Sprache und Sitten keltisch. Die Landleute bei Auray sind ziemlich groß gewachsen, schwarzhaarig und sehr oft blauäugig. Ihre ländlichen Tänze, wenn Markt ist, geschehen in Begleitung der Sackpfeife.

Nantes war die erste Stadt in Frankreich, wo es einigermaßen gut und reinlich aussah, aber die Einwohner sind großentheils häßlich, die Gegend schön. Oberhalb wie unterhalb der Stadt hat die Loire viele Eiländchen. Die großen Seeschiffe können nicht bis Nantes hinauf, sondern müssen bei Paimböuf, 5 deutsche Meilen westlicher am linken Ufer des Flusses, liegen bleiben und löschen. Das Schönste in Nantes ist wohl das Gemälde-Museum, welches ausgezeichnete Meisterstücke besitzt, worunter ich mir die folgenden bemerkt: 1. Nr. 381, Jesus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, von drei fliegenden Engeln begleitet. Wunderschönes Stück. Maler: Jacques Stella, geb. zu Lyon 1596, gest. zu Paris 1657. Es ist eine große Leichtigkeit, Natürlichkeit und Lebendigkeit in allen einzelnen Theilen dieses vortrefflichen Gemäldes; das Bild des Heilandes ist allerliebst und könnte nicht süßer seyn. Der Abend ist meisterhaft aufgefaßt und dargestellt, ohne Künstelei, und die Landschaft von ferne einfach; nur nebelige Berge erscheinen im Hintergrunde, und in der Nähe ein Felsen mit einem kreisförmigen Thurme. Es saß gerade ein Maler da und copirte das Stück, aber wie klein war sein Talent gegen Stella's; seine Figuren waren schwerfällig und massiv, auch hatte er in der Ferne eine Capelle mit einem Kreuz gemacht, was sehr beleidigt. 2. Nr. 332, Allegorisches Gemälde vom Bürgerkrieg. Maler: Peter Paul Rubens, geb. zu Köln 1577, gest. zu Antwerpen 1640. Die Franzosen nennen das Stück un morceau capital. Es ist eine große sehr geschickt geordnete Composition aus der bessern Zeit des Meisters und von schönster Farbe. 3. Nr. 67, Der heilige Hieronymus, als er das Gelübde thut nicht mehr zu sündigen. Maler: Matthias Preti Calabrois, geb. zu Taverne in Calabrien 1613, gest. auf Malta 1699. Seine Compositionen sind majestätisch, seine Zeichnung genau, sein Colorit kraftvoll; seine Bilder erscheinen wie en relief und wirken mächtig. 4. Nr. 198, Jesus, der sein Kreuz trägt und von seinen Henkern gemißhandelt wird. Maler: Leonardo da Vinci, geb. 1445, gest. zu Fontainebleau 1520. Das Stück ist vortrefflich. 5. Nr. 366, Christus trägt sein Kreuz. Halbfigur auf Holz. Maler: Sebastian del Piombo, geb. zu Venedig 1485, gest. zu Rom 1547. Die Wahrheit dieses Bildes ist bewunderswürdig. 6. Nr. 167, Johannes der Täufer, der das Lamm ohne Flecken liebkost. Maler: Guido Reni, geb. zu Bologna 1575, gest. ebendaselbst. Was die Richtigkeit der Zeichnung und die Noblesse des Ausdrucks betrifft, sagt ein französischer Kunstrichter, so können die Köpfe Guido's mit denen Raphaels verglichen werden. Sein Colorit ist frisch und lebhaft, und seine Stücke erkennt man an ihren durchsichtigen Farben, dem feinen und leichten Auftrag und den lieblichen und schön ausgeführten Formen. 7. Nr. 238, Der Kater in Windeln, ein mit ungemeiner Laune und der muthwilligsten Genialität gefertigtes Gemälde. Maler: Michel Ange Cercozzi, geb. zu Rom 1602, gest. 1660. Er verstand die Kunst,

seinen Bildern auf eine so lustige Weise etwas Ridicüles zu geben, daß man sich nicht des Lachens enthalten kann, wenn man sie ansieht. 8. Nr. 359, Eine Köchin, die eine gelbe Rübe schabt und recht klug dabei aussieht. Maler: Jean Baptiste Santerre, geb. zu Magny bei Pontoise 1651, gest. zu Paris 1717. Es ist ein sehr gutes Porträt und zeichnet sich durch eine merkwürdige Aehnlichkeit der Fleischfarbe aus.

Frankreich hat einen unermeßlichen Reichthum an Meisterwerken der Malerkunst, aber die wenigsten dieser Werke stammen von französischen Meistern. So oft ich die Menschen in diesem Lande im Gesicht und Körperbau betrachtete, ward mir diese Erscheinung immer mehr erklärlich. Die alten Römer waren plump gebaut, und das Plumpe haben die Franzosen von den Römern und Kelten. Schon an den römischen Statuen im Louvre sieht man die Aehnlichkeit des Römers mit dem französischen Menschen im Aeußern. Der Römer hatte weder musikalisches noch Malertalent.

Bemerkungen über die Chinesen von Pinang.

(Nach dem „Journal of the Indian Archipelago.“)

Das obige Journal enthält folgende Schilderung über die Sitten und Gebräuche der Chinesen in Pinang [1], welche in allen Ansiedlungen auf den Inseln des hinterindischen Meerbusens verbreitet sind. „Diese Leute hängen an den Gewohnheiten ihrer Vorväter so fest, daß sie, obschon sie in den letzten 60 Jahren mit Angehörigen aller Länder in Verkehr getreten sind, ihre alten Gebräuche mit unverbrüchlicher Zähigkeit beibehalten haben. Nicht so die mohammedanischen und die Hindu-Ansiedler, bei diesen haben sich die religiösen Gewohnheiten allmählich verwischt. Für eine Moschee in Georgetown, die dem Gedächtnisse eines mohammedanischen Heiligen geweiht ist, unterzeichnen beide Stämme ohne Unterschied; auch ahmen sie einander, wie auch die Chinesen, darin nach, daß sie an ihren Festtagen Raketen steigen lassen und den Gongong schlagen, während sie auf dem Festlande Indiens einander verachten und hassen und unter keinen Umständen eine Vereinigung dulden, zumal in religiösen Angelegenheiten. Hier ist der Kasten-Unterschied gänzlich beiseite gesetzt. Ich habe Muselmänner in den Häusern orthodoxer Hindu sitzen und an demselben Tisch essen sehen. Die Hindu ehelichen auch Malayinnen. In Bengalen würden sie sich durch ein solches Benehmen schmähliche Ausstoßung für immer zuziehen, aber hier verliert der Hindu seine Kaste nicht. Ich habe einen Hindu und einen Moslem in einem und demselben Behälter baden sehen, so daß das Wasser vom Körper des letzteren auf den erstern abfloß und umgekehrt. Ein solcher Anblick wäre in Indien etwas unerhörtes.

Der Chinese wird bei seiner Einwanderung auf den Inseln von den Tschintschen ein Singke oder neuer Mann oder neuer Freund, und von den Einwohnern Macao's Sin Hak genannt. Diese Einwanderer werden auf folgende Art herbeigezogen: chinesische Kaufleute — meist mehrere, manchmal auch nur einer — befrachten ein Schiff und fahren im April oder Mai von Pinang nach Macao oder Amoy. Im bestimmten Hafen angelangt, setzt der Frachtführer, der sich auf dem Schiff gewöhnlich als Supercargo benimmt, eine Anzahl Agenten in Thätigkeit. Diese Leute gehen im Lande umher und beschwatzen arglose Einwohner durch Versprechungen eines schnell zu erringenden Vermögens und sicherer Rückkehr ins Vaterland, daß sie ein Handgeld annehmen, das je nach dem Ansehen der Opfer wechselt, welche sodann schleunig an Bord gebracht werden. Die Agenten erhalten für den Kopf einen Dollar. Die Einwanderer werden gewöhnlich auf dem Schiff eng zusammengepreßt, aber im Ganzen gut behandelt. Sie kommen in den Monaten Januar, Februar und März an. Kaum ist der Anker ausgeworfen, so strömen die ansässigen Chinesen an Bord, um Singkes zu kaufen, wie sie es nennen. Der Verfrachter erhält für einen Handwerksmeister, einen Schneider, Goldschmied oder Zimmermann 10 bis 15 Dollars, für einen Kuli 6 bis 10, für einen kränklichen Mann 3 bis 4 oder noch weniger. Der Singke versteht sich dann dazu 12 Monate zu dienen, wofür er Verköstigung, Kleider und einige Dollars bekommt. Ist er ein erfahrner Arbeiter und zufällig zu einem wohlwollenden Herrn gerathen, so kann er auch mehr als die verabredete Summe erhalten. Der Singke kostet für Nahrung und Kleidung zwei bis vier Dollars monatlich. Wenn man für die Leute nicht bezahlt, so werden sie, wo immer thunlich, an Bord des Schiffes oder in einer Herberge zurückgehalten, bis ein Käufer kommt. Wenn die Verfrachter sich zur letzteren Alternative gezwungen sehen, so werden die Singkes nicht gut behandelt. Schon zu verschiedenen Malen sind deßhalb gerichtliche Klagen anhängig gemacht worden, und die Singkes wurden gegen eine schriftliche Verpflichtung, die Ueberfahrtskosten zu bezahlen, auf freien Fuß gesetzt.

Die Verträge, die man mit ihnen abschließt, werden im Allgemeinen getreu eingehalten. Nach Verfluß der zwölf Monate steht es dem Singke frei gegen ein Monatsgeld aufs neue in den Dienst seines Herrn zu treten, oder seinen Unterhalt anderwärts zu suchen. Er wird dann auch in einen der Hoes (Logen) und in den Kongsi (Gemeindeverband) seines Stammes aufgenommen. Nur sehr wenige Chinesen bleiben außerhalb der Hoes, aber da wenige sich als Mitglieder bekennen, so ist es schwer über ihre Volkszahl zur Wahrheit zu gelangen. Zwei- bis dreitausend Chinesen landen jährlich in Pinang und verbreiten sich von da aus in die Provinz Wellesley, wie auch in das siamesische und malayische Gebiet.

Die Eingebornen von Quang-tung sind kräftiger und zu härteren Arbeiten fähig als die Fuh-kien oder Tschin-tschen und andere Stämme. Alle Zimmerleute, Grobschmiede, Schuster und andere sogenannte schwere Handwerker gehören den ersteren an, nur wenige sind Goldschmiede, Schneider oder Krämer; sie sind vortreffliche Ansiedler und können die Pioniere der Tschintschen genannt werden. Nach Ueberstehung der zwölf Dienstmonate als Singkes bekommen

[1] Auch Pulo Pinang, Inseln im hinterindischen Meere, ihre Hauptstadt ist Georgetown.

viele von ihren Freunden einen Geldvorschuß, lichten in kurzer Zeit ein Stück Waldland, pflanzen zuerst Pisang und Indigo, je nach Umständen auch Gewürzbäume. Wenn das dichteste Gebüsch umgehauen ist, wird der Boden ausgemessen, es werden Gränzen festgesteckt, und man erwirbt von dem Land-Office eine Verwilligungsacte. Ein Ertrag wird aber so langsam erzielt, daß sie in wenigen Jahren ihre Verwilligungen verkaufen müssen, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Leute vom Tschintscheu-Stamm sind die gewöhnlichen Käufer. Die Pflanzungen, die sich gegenwärtig in den Händen von Tschintscheu Kaufleuten befinden, waren von Leuten aus Quang-tung angelegt. Letztere haben eine starke Neigung zu Arak und Opium, wie auch zu hohem Spiel.

Die Leute vom Fuh-kien oder vom Tschintschen-Stamme sind Schneider, Goldschmiede, Krämer, größere Handelsleute und Besitzer von Gewürzpflanzungen, sie sind die wohlhabendsten unter den eingebornen Einwohnern, auch bei ihnen sind Spiel und Opium eine Leidenschaft.

In der letzten Zeit sind sehr viele Spieler, die mit wenigen Ausnahmen dem Fuh-lien-Stamm angehörten, verhaftet und bestraft worden. Einige der Angesehensten betheiligen sich sagt man mit Actien am Ertrag der Spielhäuser. Wenn ein Quang-tung Mann von der Spielleidenschaft erfaßt wird, so ist er der zähere von beiden, spielt höher und kann all sein Hab und Gut daran setzen, und in den Spielhöllen faßt der kalte und schlaue Fukienmann jenen nur zu gut ins Auge.

Das Heirathen. Hat der Einwanderer Glück in seiner Laufbahn, so sieht er sich natürlich nach einem Weibe um. Freiwerbung und Verheirathung gehen folgendermaßen vor sich. Zuerst muß er sich an seinen Brautwerber von Profession oder Heirathsagenten wenden, der Erkundigungen anstellt, bis er ein lediges Mädchen ausfindig gemacht hat, die ihren Eltern feil ist, er nimmt sie dann in Augenschein und bringt dem jungen Mann eine Beschreibung des Mädchens und seiner Familie. Ist dieser damit zufrieden, so werden die Präliminarien dadurch eingeleitet, daß er seiner Zukünftigen einen goldenen Ring zuschickt, sie gibt als Gegengeschenk eine goldene Haarnadel oder andere Juwelen, und dann sind sie verlobt. Ein Wahrsager wird um Rath gefragt, um den Tag festzusetzen, und man verständigt sich über eine Summe, welche an die Eltern der Braut bezahlt werden muß.

Eine gebratene Schweinskeule, etliche Dollars, zwei Flaschen Arak, zwei Enten, zwei andere Stück Geflügel, eine kleine Schachtel worin sich ein von dem Astrologen beschriebenes Papier mit der Angabe des günstigen Tages befindet, und zwei mit farbigem Papier verzierte Kerzen werden auf birmanische Teller gelegt und von dem Agenten ins Haus des Mädchens spedirt. Sie nimmt einen Vogel, eine Ente, eine Schnitte von der Schweinskeule, sämmtliches Geld und die Kerzen, die bei der Geburt des ersten Sohnes angezündet werden. Sodann wird ein Gebet an den Tokong, oder die Schutzgottheit der Familie verrichtet, welche gewöhnlich das Bild von Confucius oder einem ihrer vergötterten Landsleute männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, und nun sagt man dem Agenten, daß die erwählte Braut bereit seyn werde, den Bräutigam am glücklichen Tag zu empfangen.

In der Zwischenzeit setzen die Eltern des Mädchens die Brautkleider und der Bräutigam sein Haus zu ihrem Empfang in Bereitschaft. Am Hochzeittag wird an ihre betreffenden Tokongs ein Gebet verrichtet, und der Mann schickt auf einer ehernen Platte so viel Geld, als er auftreiben kann, nebst vier Kerzen (dem einen Paar ist ein ausgeschnittener Vogel in farbigem Papier, dem andern ein Drache aufgeklebt), ein Stück Papier, welches den Namen des Mädchens und ihrer Eltern, sowie ihr Alter und ihre Geburtstage enthält, ein anderes Stück, worauf dieselben Details in Betreff des Bräutigams und seiner Familie verzeichnet sind, trockene Fische auf zwei oder drei birmanischen Platten, Früchte von allen Arten, einen seidenen Sarong, zwei baumwollene Sarongs, zwei weiße und zwei schwarze Kleider, fünf oder sechs Paar Mannsschuhe, fünf oder sechs Paar Weiberschuhe, zwei Enten, zwei andere Stück Geflügel, ein gebratenes Ferkel und eine gebratene Ziege, auf verschiedenen Platten. Das Mädchen nimmt zwei Sarongs, zwei Paar Schuhe, ein Stück von dem Ferkel, einen Vogel und eine Ente, etliche Früchte, das Papier, das die Mittheilungen über ihren Mann enthält, und ein Paar Kerzen an. Das übrige schickt sie nebst einem Paar Schuhe, einem Fächer, einem seidenen Hosenband, einer Börse, zwei Dollars, fünf Goldknöpfen, zwei mit Seidenfaden zusammengebundenen Granatäpfeln und zwei Flaschen Leimsaft als Geschenk von ihr selbst zurück, und sie legt dem Ferkel in jedes Ohr eine Rupie. Hierauf führt der Agent den Bräutigam und seine Freunde ins Haus der Braut. Sechs Männer in langen Röcken und mit spitzigen Hüten empfangen sie an der Thüre und führen den Bräutigam zu dem Tokong, dem er ein Gebet darbringt, sodann weisen sie ihm einen Sitz an, den er einnimmt. Ein kleiner Junge, in gleichem Aufzug wie die Männer, tritt jetzt mit einigen Tassen Thee herein und präsentirt sie den Gästen, jede Tasse wird auf ein Signal geleert, dann werden Cigarren geraucht und Siri gekaut. Hierauf führt der Junge den Bräutigam an die Zimmerthüre der Braut, und das Mädchen kommt heraus, um sie zu empfangen. Dieß ist die erste Begegnung, und wenn das Mädchen häßlich ist, so kann man sich die Gefühle des jungen Mannes leichter vorstellen als beschreiben.

Dann gehen sie zu dem Tokong hinab und beten zusammen, hierauf deutet der Mann auf die Thüre und das Mädchen geht hinaus, er deutet auf den Wagen und sie steigt ein, gefolgt von zwei jungen Mädchen. Sofort ziehen sie nach dem Haus des Bräutigams. Wenn das Mädchen von der Wohnung ihrer Eltern Abschied nimmt, läßt man als Glückwunsch eine Menge Raketen in die Luft steigen. Wenn sie vor ihrem künftigen Hause anlangt, kommt der Mann an den Wagenschlag, fährt mit dem Fächer einmal über den Handgriff und öffnet den Schlag. Hierauf deutet er auf die Thüre seines Hauses und das Mädchen geht hinein. Sodann beten sie seinen Tokong an, und der Mann deutet auf ein oberes Zimmer in welchem ein Mahl bereitet ist. In der Mitte des Tisches stehen zwei hartgesottene Eier auf einer Platte. Mann und Frau setzen sich einander gegenüber, die letztere nimmt ein Stäbchen und deutet auf eine der Schüsseln, der erstere thut dasselbe, und auf gleiche Art wird jedes Gericht bezeichnet, worauf der Mann eines der Eier nimmt und zur Gesellschaft hinabgeht, während das Mädchen das andere nimmt und ihm folgt. Der Mann zieht sodann sein Festgewand aus und die Ehe ist vollzogen. Drei Tage nachher beten sie zu ihrem Tokong und dann gehen sie ins Haus der Eltern der Braut, um den Tokong derselben anzubeten.

Sollte der Mann Eltern haben, so wird auf jede Seite des Tokong ein Stuhl für sie aufgestellt, die Braut reicht der Mutter des Mannes eine Tasse Thee, und der Mann gibt dem Vater eine Tasse, dann rauchen sie Tabak und essen Siri. Die Neuvermählten werfen sich jetzt vor dem Tokong nieder und müssen in dieser Haltung bleiben, bis ihre Eltern sie bei der Hand nehmen und aufrichten. Die Mutter des Mannes macht der Braut ein Geschenk, der Vater thut dasselbe, und dann wirft sich die ganze Familie vor dem Tokong nieder. In den drei Tagen nach der Hochzeit schicken alle Freunde der Neuvermählten ihnen Geld. Am dritten Tag geben die Neuvermählten, nachdem sie auf die oben beschriebene Art im Hause der Eltern der Frau ihre Andacht verrichtet, ein Festmahl, welchen alle diejenigen, die Geld geschickt haben, anzuwohnen berechtigt sind, während diejenigen, die kein Geld geschickt haben, nur in Folge einer schriftlichen Einladung kommen dürfen. Die Fuhkienleute schmausen Nachmittags 7 Uhr, die Leute von Macao oder Quang-tung Nachmittags 4 Uhr. Nach der Mahlzeit nimmt der Mann seine Freunde mit um seine Frau zu besuchen, sie setzen sich, essen Siri und trinken Thee mit ihr, sodann nimmt sie eine Schale Branntwein oder Arak in die Hand und einer der Gäste richtet folgende Fragen an sie: — „Aus was ist der Arak gemacht?" Dann fragt er nach dem Namen ihres Stammes, ihres Vaters, nach seinem Gewerbe, und er kann überhaupt alles fragen, was er für passend hält. Auf diese Fragen werden von den ältern Frauenzimmern der Familie die geeigneten Antworten vorgesagt. Der fragende Freund trinkt seinen Arak. Ein anderer fragt jetzt die Neuvermählte aus, und so geht es fort, bis jeder einige Fragen über verschiedene Gegenstände an sie gerichtet hat. Sodann kostet sie ihre Tasse und jeder Mann ist verpflichtet die seinige zu leeren. Jetzt wird Thee herumgereicht, und man examinirt die Neuvermählte über ihre Haushaltungskenntnisse. Nachdem man geraucht und Siri gegessen, entfernt sich die Gesellschaft und hinterläßt der Braut Geschenke an goldenen Zierrathen, an Geld oder irgend anderen Dingen.

Nach Verlauf von 12 Tagen geben die Eltern der Braut ein Mahl, zu welchem das junge Ehepaar eingeladen wird. Nachdem man sich gütlich gethan, muß die junge Frau nach Hause zurückkehren, ehe die Diener oder andere Personen Feuer anzünden, denn wenn vor ihrer Rückkehr Rauch vom Dache aufsteigt, so gilt dieß für eine unglückliche Vorbedeutung. Am nächsten Tag speisen die Eltern bei ihnen. Wenn die junge Frau aus dem Hause ihres Vaters zurückkehrt, werden zwei Zuckerrohre auf das Dach ihres Wagens gelegt. Nach Verfluß eines Monats stattet sie ihren Eltern einen Besuch ab, mit welchem alle Ceremonien ein Ende nehmen.

Bei der Geburt des ersten Sohnes werden die zwei zuerst von dem Bräutigam geschickten Kerzen angezündet, und einen Monat nach der Geburt kommen die Freunde des Vaters zusammen, trinken Arak und kauen Siri. Bei der Geburt eines Mädchens finden keine religiösen Ceremonien statt.

Häusliche Gewohnheiten. Ihre häuslichen Gewohnheiten sind den unsrigen ähnlich. In den unteren und mittleren Classen kochen die Frauenzimmer der Familie und sorgen für die Annehmlichkeiten der Männer. Die Reichen haben Gesinde, um diese Geschäfte zu verrichten, aber es gibt in Pinang nur wenig wohlhabende Leute. Wenn der Tag anbricht, so zündet der Diener, im Fall ein solcher da ist, oder irgend ein Mitglied der Familie, einige Joßstengel an, geht vor die Front des Hauses und verbeugt sich gegen den Himmel; dieß geschieht nach ihrer Behauptung zu Ehren Gottes. Es ist die einzige Verehrung, welche sie den Tag über dem großen Schöpfer darbringen. Der Diener wirft sich dann vor dem Tokong nieder und steckt die angezündeten Stäbe auf Gestelle, die zu diesem Behuf vor dem Gott angebracht sind. Einige werden auch in Nischen an der äußern Thüre gestellt. Der Tokong ist gewöhnlich ein Gemälde, manchmal aber hat man auch ein anderes Bild, das denselben Charakter darstellt und auf einem Brett im Hauptzimmer seinen Platz hat. Dann wird das Haus geöffnet und gefegt, die Männer gehen an ihre betreffenden Arbeiten und die Weiber bereiten das Frühstück. In der Stadt frühstückt man zwischen 7 und 8, nimmt um 11 oder 12 einen Imbiß und dinirt zwischen 3 und 4; diese Mahlzeiten sind nicht sehr von einander verschieden, das Frühstück ist so stark wie das Mittagessen. Auf einer Pflanzung frühstücken die Kulis Morgens um 6 Uhr und gehen dann an die Arbeit, sie bekommen um 11 Uhr einen Imbiß, und nach der Arbeit Abends 6 Uhr ihr Mittagessen. Sie werden durch ein Signal mit einem Kuhhorn zusammengerufen, womit man auch die Nachbarn in dringenden Fällen versammelt, z. B. bei einem Anfall von Räubern, oder wenn man der Polizei Widerstand leisten will, denn ein Haftbefehl kann von einem eingebornen Polizeimann nur selten vollzogen werden, ohne daß die Kulis Befreiungsversuche machen. In Pflanzungen, die in der Nähe des Gebüsches liegen, werden die Hörner die ganze Nacht geblasen, um die Schweine fern zu halten. In allen Häusern wird Thee den ganzen Tag fertig gehalten, denn ein Chinese trinkt selten kaltes Wasser. Die Einwohner baden häufig und zu allen Stunden. Man sagt, wenn Neuangekommene dieß versäumen, so bekommen sie unfehlbar Geschwüre an den Beinen, die sich zuweilen als unheilbar erweisen.

In ihren Mußestunden unterhalten sich die Frauenzimmer damit, daß sie Börsen, Zierrathen für Bettvorhänge, Kinderhändchen und andere Modeartikel machen. Die Männer vertreiben sich die Zeit mit Karten, Domino, Schach- und Brettspiel. Diese Spiele haben einige Aehnlichkeit mit denjenigen, die unter den Europäern üblich sind. Beim Schach hat man keine anderen Figuren als Brettsteine, in welche chinesische Schriftzeichen eingeschrieben sind, um die Bedeutung der Figuren anzuzeigen. Die Frauenzimmer nehmen an diesen Zeitvertreiben keinen Theil. Junge Männer haben große Freude an Papierdrachen, welche abwechselnd Vögel, Schiffe, Thiere, Menschen und Gewürme darstellen, gewöhnlich ist bei jedem ein Bogen angebracht, dessen Saiten beim Aufsteigen in der Luft vibriren und einen eigenthümlichen Ton von sich geben. Wenn eine große Anzahl zugleich steigt, so gibt dieß ein sehr lebhaftes und munteres Bild.

Einige spielen auf rohen dreisaitigen Guitarren und accompagniren sich dazu mit einer gellenden Fistelstimme, die einem musikalischen Ohr große Qual bereitet. Zuweilen hört man eine kleine Querpfeife, die jedoch kein Lieblingsinstrument ist. Sie haben die Geige von ihren portugiesischen Nachbarn bekommen und können eine große Anzahl von Fandangos spielen. Sie haben ein sehr gutes musikalisches Gehör und werden, wenn sie mit europäischen Spielleuten in Berührung kommen, ihre Melodien vollkommen richtig in sich aufnehmen. Die Melodien die man gewöhnlich spielt,

sind dem Theater entnommen, es ist keine große Mannichfaltigkeit darin, sie kommen mir ganz gleich vor.

Sie haben keine besonderen Männerspiele. Die Jungen betheiligen sich bei den Malayen an ihren Zeitvertreiben mit dem Fußball, und bei den Klings an einem Spiel, das mit dem englischen prisoners base Aehnlichkeit hat.

Verehrung der Todten. Jede Familie besucht zweimal im Jahr die Gräber ihrer Verstorbenen. Am Fuß jedes Grabes werden Eßwaaren verschiedener Art aufgestellt. Joßstengel werden angezündet und in den Boden gesteckt, jede Person nimmt einige in beide Hände und wirft sich zweimal zur Erde nieder, heiliges Papier wird verbrannt (viereckige Stücke braunen Papiers, mit einem Stück Rauschsilber oder Rauschgold in der Mitte aufgeklebt); nach Verbrennung des Papiers wirft man sich von neuem auf die Erde; während sie das thun, sprechen sie: „An solch einem Tag kommen wir, eure Abkömmlinge oder Verwandte, um euch zu verehren, beschützet und behütet uns," oder ähnliche Worte. Inzwischen thun sich der Annahme zufolge die Geister der Abgeschiedenen mit den Eßwaaren gütlich; wenn sie satt sind, kehren ihre Kinder nach Hause zurück und verzehren die Speisen, welche die Geister übrig gelassen haben.

Begräbniß. Wenn ein Chinese stirbt, so wird bloß sein Gesicht gewaschen und der Leichnam mit saubern Kleidern angethan, man verbrennt heiliges Papier, und brennende Kerzen werden zu seinen Füßen aufgestellt, auch Joßstengel werden angezündet und um den Körper herum aufgepflanzt, sodann wird ein Sarg gekauft und der Leichnam hineingelegt. In einigen Familien stehen Särge zum voraus bereit. Hat der Verstorbene Kinder, so kleiden sich diese, oder, wenn er unverheirathet war, die nächsten Verwandten in Sackleinwand, lösen ihre Zöpfe auf und geben sich ein möglichst jammervolles Aussehen. Unmittelbar bevor der Sarg auf den Friedhof gebracht wird, werden Tische mit Eßwaaren bedeckt, und ein Priester erscheint, um die Ceremonie zu versehen, die folgendermaßen vor sich geht: die Verwandten, welche die Hauptleidtragenden vorstellen, haben Joßstengel in den Händen und werfen sich vor den Tischen nieder, während der Priester ein Glöckchen läutend und mit eintöniger Stimme Verse absingend auf der einen Seite steht. Nachdem das Geläute und das Daliegen ungefähr eine halbe Stunde gedauert hat, heben Kulis den Sarg in die Höhe, und nun wird er zu Grabe getragen. Dieß ist keine leichte Aufgabe, da die Särge sehr schwer sind, und man gewöhnlich 30 bis 40 Mann braucht, um sie aufzuheben. (Die chinesische Methode schwere Lasten zu heben, ist, wie das Journal of Indian archip. sagt, von einem Herrn Thomsen in einer Beschreibung des Horsburger Leuchtthurmes sehr ausführlich dargelegt worden).

Am Grab wiederholt sich die Andacht, und der Sarg wird eingesenkt, dann nimmt die Gesellschaft ein tüchtiges Mahl zu sich und kehrt nach Hause zurück. Im Trauerhause hängen zwei Bambuslaternen mit weißer Leinwand überzogen, auf welcher chinesische Schriftzeichen stehen, eine unbestimmte Zeit hindurch, von sieben Tagen bis zu einem Monat an der Thüre. Dann werden sie nebst andern Papierverzierungen, die man zur Leichenfeier gebraucht hat, verbrannt; eine Woche später besucht die Familie das Grab, ebenso wieder in 100 Tagen und dann zweimal im Jahr.

Die männlichen Verwandten der Verstorbenen dürfen, wenn sie Tschin-tscheus sind, zwölf Monate lang keine farbigen Kleider tragen, sondern müssen weiß erscheinen. Die Frauenzimmer tragen schwarz.

Nach 100 Tagen verbrennen diejenigen, die es aufwenden können, das Bild des Verstorbenen, sowie ein aus Papier und Goldflitter errichtetes Häuschen nebst dergl. Geräthschaften vor der Hausthüre. Die Leute von Macao haben diese letztgenannten Ceremonien nicht im Brauch, sondern beschränken sich auf die oben beschriebene Andacht am Grabe.

Feste. Unter den Festen, welche die ganze Gemeinschaft feiert, steht das Neujahr oben an; dieses Fest beginnt am 30. des 12ten Monats und endet am 16. des 1sten Monats. Die Haupttage sind der 30. und der 1. bis zum 5. inclusive, sodann der 15. und 16., an welchen Tagen die Priester öffentlichen Gottesdienst im Tempel verrichten.

Der Tempel steht auf einem in der Pittstraße gelegenen Grundstück, welches die Regierung den Chinesen zu religiösen Zwecken verwilligt hat, er wurde vor ungefähr 60 Jahren erbaut und 30 Jahre später vergrößert. Der ältere Theil besteht aus einer Halle von 60 Quadratfuß und hat in der Front eine gepflasterte Terrasse, auf welcher zwei Löwen und eine Urne, worin heiliges Papier verbrannt wird, stehen. Die Löwen sind grün, roth und schwarz angestrichen. Vor dem Eingang in die Halle ist ein festes Geländer aufgeführt, um an großen Festtagen, wenn es nöthig ist daß die Priester allein anbeten, die große Menge abzuhalten. Innerhalb des Geländers auf der rechten Seite stehen die Namen der Erbauer nebst den Summen die jeder unterzeichnet hat, in ein Granitstück eingehauen, das in die Wand eingefügt ist; die Front des Gebäudes ist mit flimmerndem Schnitzwerk geschmückt. Es sind drei Thüren da, die in die Halle führen, über dem Centrum befindet sich eine schwarze Tafel mit den Worten: „Kong Hok Keong", welche bedeuten, daß das Gebäude von Macao- und Tschin-tscheu-Männern gemeinschaftlich aufgeführt worden ist. Ueber jeder Seitenthüre sind zwei Jungen dargestellt, die eine chinesische Mace halten (eine Kupfermünze mit einem viereckigen in der Mitte ausgeschnittenen Loch). Das Aeußere des Eingangs hat nichts Merkwürdiges. Mehrere Kongse-Häuser, besonders eines, das in der letzten Zeit von dem Sin Neng aufgeführt worden ist, haben prachtvolle Fronten. Die Ziegel und Sparren sind bloß gelegt, und die Säulen, welche das Dach tragen, kommen sehr ungeschickter Weise auf beiden Seiten des Altars herab. In der Mitte mit dem Rücken gegen die Wand steht eine Art von Haus, das sechs Bilder enthält, das bedeutendste wird „kwan yom hwut tschia" genannt, die Jungfrau der Lotusblume. Die zweite Figur ist „Ma tscho po", die Schutzpatronin der Jungfrauen, und die übrigen vier stellen untergeordnete Personen vor. Das Haus oder die Loge, worin sie aufgestellt sind, läßt sich von beiden Seiten verschließen, so daß ein andächtiger Verehrer hineingehen und sich den gaffenden Blicken der Menge entziehen kann. In der Front des Hauses ist ein Loch von ungefähr 5 Quadratfuß offen gelassen, von wo aus die Götter die Aussicht auf die Urne und die Chinastraße genießen. Man nimmt an, daß sie an einer schönen Aussicht ein besonderes Wohlgefallen haben, und deßhalb gaben sich die Chinesen alle Mühe, um das in der Beachstraße gelegene Grundstück aufzukaufen, damit ihr Tempel von keinen Gebäuden umgeben würde. Es konnte indeß kein Handel

abgeschlossen werden, und der Eigenthümer hat seitdem ein schönes Wohnhaus aufgeführt, welches die Aussicht auf die Provinz Wellesley beinahe versperrt, aber sie trösten sich damit, daß sie das Haus als unglücklich und unter Gottes Fluch stehend erklären.

Ungefähr drei Fuß vom Hause des Tokong steht ein Altar, auf welchem eine längliche metallene Urne für Joßstengel aufgestellt ist. Auf jeder Seite des Altars ist ein hölzernes Gestell mit einem kreisförmigen Gipfel, woran Nägel eingeschlagen sind, in welche man die Kerzen steckt; ferner zwei Behälter aus Bambus, je ungefähr 1 Fuß lang, 100 Bambusstengel enthaltend und mit chinesischen Schriftzeichen versehen, welche sich auf 60 Schubladen beziehen, überdieß zwei Reihen von Bambusloosen. Ungefähr 4 Fuß vom Altar steht ein langer Tisch, auf welchem sich eine hölzerne Vase für Joßstengel befindet; vor dem Tisch ist ein längliches Gestell mit Nägeln für Kerzen; ungefähr einen Fuß vom letzteren sind zwey viereckige rothe Tische. Am rechten hängt eine große Glocke herab und am linken eine Trommel, zwei Instrumente, die man an den großen Festtagen ertönen läßt.

Vom Dach hängen 12 Laternen von verschiedenen Größen herab, Geschenke wohlhabender Kaufleute; in einer von ihnen hat mehrere Jahre lang ein Licht gebrannt.

Auf beiden Seiten der Halle stehen Gestelle in welche Stäbe eingefügt sind, umgeben von Abbildungen der Sonne, des Mondes, einer Art, eines Schwertes und eines Drachen.

In der Nähe der Glocke ist ein Schreibtisch mit 60 Schubladen, jede Schublade enthält eine Frage über gewisse Gegenstände, welche sich auf die Bambusstengel beziehen, die auf dem Altar liegen.

Die neue Halle ist ungefähr 40 Quadratfuß groß und von der alten durch einen offenen gepflasterten Hofraum getrennt, der ebenfalls 40 Quadratfuß umfaßt. Sie enthält Bilder des Erzschutzengels des Himmels, des wohlthätigen obersten Gottes und der andern an gewissen Tagen verehrten Götter, welche später aufgeführt werden sollen. Die Halle enthält Laternen, Altäre, Urnen, Leuchter u. s. w. wie in der ersten. Auf der Rückseite der ersten Halle ist einer ihrer vergötterten Philosophen abgebildet, umgeben von 7 oder 8 Verehrern und ähnlichen Symbolen wie in dem Tempel.

Ein offener Hof trennt beide Tempel von dem Quartier der Priester, wo sie ein Schlafzimmer, eine Küche, eine Capelle und eine Rumpelkammer haben.

In dem neuen Tempel, unter dem wohlthätigen obersten Gottes ist die Figur eines Tigers, welcher durch gute Fütterung zu versöhnen gesucht wird, aber wie es scheint ohne Erfolg, wenigstens wenn man nach der großen Anzahl von Chinesen schließen will, die in der Provinz von diesen Thieren gefressen werden.

Gegenwärtig sind drei Priester beim Tempel angestellt; sie sind Eingeborne von Fuh-kien und werden durch Subscription bezahlt; sie erhalten einen Dollar für jede Leiche und jeden Wayang.

Zwei Lu-tschu's werden jährlich erwählt, um Geld für Wayangs und Festlichkeiten zu sammeln. Wenn jemand ein Unternehmen zu beginnen wünscht, so müssen die zwei Jungfrauen befragt werden, und wenn sie keine günstige Antwort ertheilen, so wird der Plan, was es auch seyn mochte, aufgegeben. Man erfährt die Meinung der Göttin auf folgende Art: der Bambus, welcher die Stengel enthält, wird so lange geschüttelt, bis einer von ihnen herausfällt; die Loose, zwei aus den Bambuswurzeln in Gestalt von Kautschukgumminüssen ausgeschnittene Stücke, die eine flache und eine convexe Seite haben, werden in die Luft geworfen, und wenn sie beim Herabfallen beide convexe oder beide flache Seiten oben haben, so werden die Stengel wieder geschüttelt und von neuem Loose geworfen, bis eine convexe und eine flache Seite oben zu liegen kommen, und dieß geschieht zuweilen ein halb Duzendmal, bevor die Frage gestellt wird. Ist das Bild der Frage günstig, so wird der Bambusstengel zu dem Priester gebracht, welcher die Schriftzeichen ansieht und die betreffende Schublade öffnet, aus der ein farbiger Papierstreif genommen wird, welcher die Frage enthält. Der Fragesteller nimmt dann das Papier und legt es in eine Büchse, die neben den Bildern steht; die Loose werden von neuem emporgeworfen, und der Fragesteller muß sich mit der ersten Antwort begnügen.

Folgende Feste werden zur Zeit des Neujahrs gefeiert: der Vorabend des Neujahrs am 30sten des 12ten Monats; der Neujahrstag am 1ten des 1sten Monats; der Tag des Himmelskaisers am 9ten des 1sten Monats; das Kinderfest oder Kuda-api am 15ten des 1ten Monats.

Am Morgen dieser Tage so wie an allen Festtagen strömt das Volk schon in der Frühe mit heiligem Papier, Kerzen und Joß-Stengeln nach dem Tempel: das Papier wird in der Urne außerhalb des Tempels verbrannt, die letztgenannten Artikel vor den Bildern. In jedem Hause werden dem Tokong drei oder vier Tage lang Speisen vorgesetzt, und man läßt von 3 oder 4 Uhr Morgens bis spät in die Nacht Raketen steigen. Große Laternen hängen vor jeder Thüre und werden bei Nacht angezündet.

Das Spiel ist überall in vollem Gang. Die nächtliche Scene im chinesischen Theil der Stadt ist sehr anregend. Tausende von transparenten Laternen aller Farben, mit Figuren und Schriftzeichen bedeckt, prangen an den Seiten der Straßen, Männer und Weiber gehen in hübschen Festkleidern auf und ab. Chinesische und malayische Musik erschallt, so oft irgend eine lustige Gesellschaft in Miethwägen herbeikommt. Gruppen von Chinesen lauschen den Wahrsagern, Kinder in phantastischen Ausstaffirungen werden in Wägelchen gezogen. Da steht eine aufgeregte Gruppe und horcht aufmerksam auf einen Straßenvorleser, welcher die Erzählung irgend eines großen Ereignisses, das sich vor Tausenden von Jahren zugetragen hat, vorträgt. Dort belustigt sich eine unermeßliche Menge an den Späßen eines Jungen in seltsamer, raupenartiger Vermummung, mit einem ungeheuern Kopf, der eine schwache Aehnlichkeit mit einem Tiger hat; er springt herum und heult, accompagnirt von der gräßlichsten Musik; man nennt dieß das Tigerspiel. Die Figur gleicht jedoch weit mehr der großen Seeschlange im Punch, als einem Tiger. Auf jeder Seite der Straße befinden sich mit farbigen Laternen beleuchtete Buden, worin ein Faki Zuckerwaaren aller Art feilbietet und die Vorübergehenden dadurch anlockt, daß er zwei Stücke Holz an einander schlägt. Und vom Fußpfade her kann man lustige Gesellschaften in den Läden sehen, wo sie sich mit Karten, Musik, Gesängen und andern Ergötzlichkeiten vergnügen.

Der Neujahrstag ist der einzige Festtag in unserer Bedeutung des Worts, da an allen andern Festen fortgearbeitet wird. Das nächste allgemeine Fest findet im dritten Monat statt, wenn die Todten verehrt werden. Die Art, wie dieß geschieht, ist unter der

Rubrik „häusliche Gewohnheiten" beschrieben worden. In frühern Jahren pflegten einige Ceremonien auf Booten stattzufinden, aber jetzt ist man gänzlich davon abgekommen.

Vom 1ten bis zum 30sten Tag des 7ten Monats werden böse Geister versöhnt. Während dieses Monats sollen sie umgehen, und wenn man sie nicht beschwichtigt, so suchen sie die Sünder mit verschiedenen Schmerzen und Wehen so wie mit noch ernstlichern Mißgeschicken heim.

Lange Tafeln werden mit allen Delicatessen der Jahreszeit bedeckt und in der Nähe des Tempels wie auch an andern passenden Orten, theils unter freiem Himmel, theils unter Wetterdächern ausgestellt. Diese Feste kosten schweres Geld. Die Tische sind mit künstlichen Blumen, Früchten und Fischen geschmückt, und wohl werth daß man sie anschaut.

Folgende Feste werden ausschließlich im Tempel gefeiert:

Die Jungfrau der Lotosblume am 19ten des 2ten Monats.

Der Erzschutzengel des Himmels am 3ten des 3ten Monats.

Der erste Priester am 8ten des 4ten Monats.

Der mildthätige oberste Gott am 13ten des 3ten Monats.

Ein Priester, der im Cölibat starb, am 19ten des 6ten Monats.

Am 15ten des 8ten Monats wird ein allgemeiner Festtag gehalten.

Am 19ten des 9ten Monats wird ein Priester verehrt, der im Cölibat gestorben ist.

Die drei folgenden Tage werden im Tempel gefeiert, wobei Lehrer, Gelehrte und Philosophen anwohnen.

Der Tag des Erfinders der Buchstaben am 3ten des 3ten Monats.

Der Confuciustag am 27sten des 8ten Monats.

Der Geburtstag des Confucius am 4ten des 11ten Monats.

Der Erfinder der Zimmermannskunst wird bloß von den Zimmerleuten am 4ten des 6ten Monats verehrt. Sein Bild wird in Procession von der Brüderschaft aus dem Hause des Ex-lu-tschu nach dem Tempel und von da in das Haus des neuen Vorstandes getragen, wo es zwölf Monate bleibt. Mehrere Abende hindurch wird das Publicum mit einem Wayang regalirt, welchen die Zimmerleute bezahlen. Beim letzten Jahrestag war eine vortreffliche Schauspielergesellschaft da, und wurde auf drei Abende für je 120 Dollars engagirt. Das chinesische Tigerspiel erinnert mich an die Art, wie der Gamin oder Jawi Pukan von Pinang (eine Mischlingsrace von einem Kling oder Bengalen und dem Malayen) dieses Thier verstellt. Am Mohorumfest ziehen mehrere solche Bursche herum, wie Tiger angestrichen, einen Schwanz hinten eingesteckt und mit einer Kette um den Leib, welche von andern gehalten wird, die als Tigerführer figuriren. Sie sind in der Regel muskelkräftige, gutgewachsene Gesellen und ahmen die Bewegungen einer wilden Bestie vortrefflich nach. Sie treiben die Aehnlichkeit so weit, und steigern sich selbst u einer solchen Aufregung daß sie, wenn man ihnen ein lebendiges Zicklein zuwirft, das arme Thierchen in Stücke zerreißen und ihm das Blut aussaugen. Es gibt Familien, welche den Spitznamen Tiger führen. Das Kind wird, sobald es kräftig genug ist die Anstrengung auszuhalten, von seinem Vater unterwiesen das Thier vorzustellen. Diese Leute ziehen in Stadt und Land umher, bringen viel Geld zusammen und haben Erlaubniß alle Eßwaaren wegzunehmen, die auf der Straße entlang zum Verkauf ausgesetzt sind. Ich habe einen Tiger in einer ganz kurzen Straße, durch die er ging, eine große Menge von Kokosnüssen, Zuckerrohren, Kuchen und süßen Speisen zusammenraffen gesehen. Am letzten Mohorumtag entfaltete ein Tiger seine Geschicklichkeit vor der bewundernden Menge in der Nähe des Datu Gramat; er hatte bereits mehrere Artikel aus verschiedenen Buden entwendet, und stand eben im Begriff eine Kokosnuß von der Bude eines jungen Malayen zu holen, der offenbar ein ungeschliffener Bursche aus der Provinz war und den Scherz nicht verstand oder nicht verstehen wollte; Meister Tiger legte seine Tatze auf die Nuß und wollte sie eben herabrollen, als er durch ein ominöses Kopfschütteln überrascht wurde. Dieses und der Anblick eines dicken Stockes, welchen der Malaye unter dem Arm trug, machte das königliche Thier etwas verblüfft. Es versuchte das Ding mehreremale, ließ sich aber immer wieder durch dasselbe finstere Kopfschütteln abschrecken. Der Malaye sprach kein Wort, aber man konnte sein Auge nicht mißdeuten, es schien zu sagen: „versuchs einmal, mein guter Junge, dann sollst du die Wucht dieses Stockes zu fühlen bekommen." Am Ende schlich sich der Tiger, der keine Lust hatte seine Kraft an dem störrigen Gesellen vor ihm zu messen, wohlweislich und unter schallendem Gelächter der ganzen Menge nach der nächsten Bude, wo ein freundlicherer Verkäufer saß.

(Schluß folgt.)

Nachforschungen und Entdeckungen in Assyrien.

Der letzte Jahresbericht der Londoner asiatischen Gesellschaft enthält folgende interessante Schilderung, welche zugleich eine Uebersicht der vom Obersten Rawlinson in diesem Zweige der archäologischen Forschung gemachten Fortschritte gewährt:

„Die neueste und in historischer wie in geographischer Hinsicht wichtigste Entdeckung ist die eines zweiten Obelisken im südöstlichen Winkel des großen Nimrod-Hügels. Derselbe ist von Schamasphul, dem Sohne Schalawharas oder Schalamchara's, errichtet, von welchem der ähnliche und wohl bekannte Obelisk im brittischen Museum herrührt. Dieser Obelisk ist nach der Beschreibung 6 Fuß 9 Zoll hoch, bei 9 Fuß ins Geviert. Er besteht aus sehr schönem Kalkstein, seine Spitze ist abgerundet. Auf der einen Seite ist „innerhalb eines gewölbten Rahmens" ein König mit den assyrischen Symbolen über dem Haupte und dem Kreuze, ähnlich dem Malteserkreuze auf der Brust, in kühnen Umrissen dargestellt. Der Form nach ist dieser Obelisk unregelmäßiger und ungeschlachter als derjenige welchen wir besitzen. Auf den drei andern Seiten desselben findet sich eine Inschrift, von welcher dem Obersten Rawlinson nach Bagdad Abgüsse gesandt wurden. Diese Inschrift ist im hieratischen assyrischen Charakter, wovon sich auf Lord Aberdeens schwarzem Stein in London ein Muster befindet. Doch weicht das Alphabet

von dem gewöhnlichen assyrischen Charakter in einigen Punkten ab, und es bedurfte einiges Studiums, ehe es fließend gelesen werden konnte. Indeß ist der Unterschied nicht größer als etwa der zwischen einigen von den Zierformen, z. B. dem was wir Alt-Englisch oder black letter (Gothisch) nennen, und den gewöhnlichen Typen unsrer gedruckten Bücher. Der Obelisk stammt beiläufig aus dem Anfang des achten Jahrhunderts vor Christus, die Inschrift ist in vier Columnen abgetheilt und enthält 225 Zeilen. Sie beginnt mit der üblichen Anrufung der Götter Assyriens und berichtet dann in folgenden Worten über eine von dem ältern Bruder Schamasphuls angestiftete Familienrevolution: „Aschur-dar-pal erregte eine Empörung gegen seinen Vater, Schalamhar. Als mein älterer Bruder war er Schirmvogt des ganzen Landes (?), aber er stürzte es in Empörung und rüstete zur Schlacht. Die Männer von Ober- und Unter-Assyrien zog er an sich und ernannte Führer, die Städte zu befehligen und die Einwohner in die Schlacht zu führen, um für ihn zu kämpfen." Dann folgt ein Verzeichniß von 27 meistens unbekannten Städten, doch sind die Schlußnamen wohl bekannt. Die Inschrift fährt fort: „diese 27 festen Plätze empörten sich gegen Schalamhar, meinen Vater, und hingen Aschur-dan-pal an. Mit Hülfe der großen Götter beugte ich sie alle unter mein Joch." Dann folgt die Beschreibung der Kriege des Königs. In seinem ersten Jahre fällt er in Nahiri (Naharaina) ein und setzt die Gränzen des eigentlichen Assyriens fest. Im zweiten Jahre entsendet er seinen Feldherrn, Mulil-Aschur, gegen Nahiri, und dieser Befehlshaber dehnt seine Expedition bis an den See der untergehenden Sonne (entweder das schwarze oder das mittelländische Meer) aus. Sein bedeutendster Gegner ist Khurtsina, der Sohn Mildiano's, und in diesem Feldzug werden viele Städte genommen, Feinde erschlagen und Beute weggeführt. Im dritten Jahre überschreitet der König den Zab und dringt durch Isibar nach Nahiri. Er empfängt den Tribut Dadiya's und anderer.

Zu dieser Stelle bemerkt der Oberst: „ich bin jetzt der Ansicht, daß Bartsu Persien nicht seyn kann. Bartsu ist offenbar ein Theil von Armenien, da es sowohl auf diesem neuen als auf dem alten Obelisken mit Minni oder dem Ararat in Verbindung gebracht ist." Die Inschrift zählt sodann den geforderten Tribut ausführlich auf, berichtet die Zerstörung und Plünderung Miliras (?) und beschreibt den Feldzug in diesem gebirgigen Lande. Der König dringt auf seinem Triumphzuge bis Zurrupunda vor und empfängt den Tribut mehrerer Könige, deren Namen zweifelhaft sind. Der Feldzug in Zurrupunda wird ausführlich beschrieben. Ein König Namens Perischat wird in die Knechtschaft abgeführt und die gewöhnliche Plünderung erfolgt. Der Eroberer empfängt den Tribut der Stadt Isibara und errichtet daselbst einen Denkstein, auf welchem er die Gesetze und Verordnungen Aschurs und die von seinen Soldaten bei der Eroberung Nahiris ausgeführten Waffenthaten inschriftlich verzeichnet. Von da zieht er nach Mata (Medien) und beschreibt den Feldzug in diesem Lande. Die Hauptstadt heißt Nabit. Hierauf greift er Schirtsuarta, den Häuptling der Arazias, an, schildert seinen Sieg und die Unterwerfung, den Tribut u. s. f. seines Gegners. Dann folgt ein Verzeichniß der Tributpflichtigen, die sich unterwarfen. Dasselbe enthält 26 Namen von Häuptlingen und ihren Städten. Sie stehen sämmtlich mit Scutira (?) und Artaziari, dem Könige von Nahiri, in näherer oder fernerer Verbindung. Alle diese Namen sind neu und viele davon schwer zu lesen, doch werden sie in etymologischer Beziehung von Nutzen seyn. Der königliche Bericht gibt sodann eine Aufzählung des erhebenen Tributs und besagt, daß der König durch die Gnade der Götter das Joch Assyriens allen Ländern auflegte, die sich von dem Gebirgsbezirk Isiba bis zum See der untergehenden Sonne erstreckten, das heißt ganz Kleinasien und der Tauruskette. Die Annalen fahren dann fort wie folgt: „In meinem vierten Jahre, im Monat Si (?) am 15ten Tage brach ich gegen das Land Babylonien auf. Ich überschritt den Zab; am Saum der Berge tödtete ich drei wilde Stiere. Ich verheerte das Land Epitsch und nahm den Tempel der Stadt am Flusse Turnat", welchen Oberst Rawlinson für den obern Nahrwann hält. „Die Furcht meiner Götter, Asschurs und der Sonne, kam über das Volk des Landes und sie unterwarfen sich meiner Gewalt. Die Männer des Landes schlug ich nieder und übergab ihr Eigenthum und ihre Güter meinem eigenen Volke. Ich überschritt den Turnab auf einer Brücke (oder an einer Furth). Die Stadt Tilne und 200 Städte in der Nachbarschaft zerstörte ich und verwüstete und verbrannte sie mit Feuer. Ich verheerte das Land Yahrwan und griff die Stadt Dihhina an. Die Furcht Asschur's kam über das Volk und sie unterwarfen sich."

Weitere Details folgen alle in demselben Styl, bis der König wirklich in Allirim einzieht. „Da, fügt er hinzu, fürchtete sich das Volk vor dem Zorn meiner siegreichen Truppen und vor der Gewalt meines Heeres, dessen Eroberungen unaufhaltsam waren, und sie begaben sich nach der Stadt —, welche ihre Hauptstadt und an dem Flusse Surabbi, dessen Wasser für ein Heer unüberschreitbar waren, gelegen war und um welche Stadt 447 abhängige Städte standen. Diese Stadt nahm ich mit Sturm und erschlug 18,000 von der Besatzung. Ihr Blut floß wie die Wasser der Ströme, welche ihre Stadt umgaben; 3000 von den Einwohnern nahm ich gefangen. Die Schätze oder die Waffen der Besatzung, zahlreich wie Regentropfen, gab ich meinen Truppen Preis. Die Stadt zerstörte ich und verwüstete sie und verbrannte sie mit Feuer. Der Mersdach . . . begab sich zu seiner Armee; er sammelte die Chaldäer, die Elamiten, die Mimri und die Aramäer — zahllose Streitkräfte — und kam mir zur Schlacht entgegen. Am Flusse Dab, unterhalb der Stadt (wie oben), focht ich mit seinem Heere und ihren Bundesgenossen und schlug sie; 5000 von den Streitern erschlug ich, 2000 nahm ich gefangen, 1000 Wagen, 2000 Zelte, das Königszelt und die königliche Fahne und das ganze Lager machte ich zur Beute." Hier bricht die Inschrift plötzlich ab.

Nach dieser eingeständlich flüchtigen Skizze der Annalen Schamasphuls, geht Oberst Rawlinson auf einige Punkte der Geographie Assyriens, in jener frühen Periode ein. Die Flüsse Surab und Dab hält er für den Sura und Zab der Araber, den linken Arm des Euphrats, der sich bei Babylon theilt. Früher hatte er den Surab für den Kulba gehalten, aber er glaubt daß Schamasphul ohne weit mehr Widerstand als in den Annalen aufgezählt ist nicht so weit hätte vordringen können. Er bemerkt auch, daß Allirim hier wie auf dem älteren Obelisken von Babylonien in seiner Ausdehnung nach Norden bis zur assyrischen Gränze gebraucht ist, während dieser Namen in späterer Zeit bloß für das Unterland gebraucht wurde.

Der Oberst erwähnt zugleich, daß er den Fluß bis Bassorah hinabgefahren ist, wo er mehrere Kisten für das brittische Museum und den Krystallpalast mit der Dampffregatte Akbar einschiffte, die zu dem Ende von Bombay heraufgesandt worden war. Demgemäß können wir diese werthvollen Ueberreste in einigen Monaten erwarten.

Die Ausgrabungen des Hrn. Tayler zu Umgheir haben den architektonischen Plan der babylonischen und chaldäischen Tempel zur Genüge nachgewiesen, und dargethan daß sie Stockwerk über Stockwerk mit einem einzelnen Gemach auf der Spitze, als dem Adytum — sohin in genauer Uebereinstimmung mit der von Herodot gegebenen Beschreibung des Jupiter-Belus-Tempels von 1181 — gebaut waren. Die Forschungen des Hrn. Tayler haben auch fünf mit Inschriften bedeckte Cylinder zu Tage gefördert, wie nicht minder eine große Zahl Backsteine mit Namen von Königen, welche auf den früher entdeckten Monumenten nicht vorkommen. Nach diesen Ueberbleibseln hat Oberst Rawlinson Verzeichnisse von Namen heimgeschickt, von denen einige verschiedenen Fürsten, welche vor Gründung des assyrischen Reiches über die Ebenen von Mesopotamien geherrscht haben müssen, und andere unter der Autorität des obersten Herrschers stehenden Gouverneuren der Provinzen des Landes angehört haben. Durch die Entdeckung eines Documentes eines der früheren Könige, dessen Namen gleich dem des den Hebräern bekannten späteren assyrischen Königs Tiglath-Pileser gelesen wird, hat die assyrische Chronologie einen werthvollen Zuwachs erhalten. Tiglath-Pileser der Erste regierte 418 Jahre vor der Regierung Sennacheribs, wie durch eine Stelle in einer Inschrift nachgewiesen ist, wovon Hrn. Layard dem Dr. Hincks eine Abschrift mitgetheilt und welche dieser übersetzt hatte. Derselbe Gelehrte nun fand im brittischen Museum später einen Cylinder Tiglath-Pilesers, der über den Bau eines Tempels von früherem Datum, von welchem letzteren er zur Genüge nachwies, daß es 1750 oder 1840 v. Chr. entspreche, berichtet. Diese Entdeckung wurde im Julius veröffentlicht, und es gereicht zur Befriedigung, daß Oberst Rawlinson dieselbe vollkommen bestätigt, indem er seitdem ein Duplicat dieses Cylinders entdeckte, welches besser erhalten ist, und zeigt daß das frühere Datum — oder 1840 v. Chr. — das richtige ist. Der Brief des Obersten welcher dieses mittheilt, wurde in einer Versammlung vom 4 März d. J. verlesen.

Aus später eingetroffenen Briefen dieses Herrn erfahren wir, daß er den Namen Semiramis auf einer in den Ruinen des Nimrod-Palastes ausgegrabenen Bildsäule des Gottes Nebo gelesen hat. Semiramis scheint, nach einer Inschrift auf dieser Bildsäule, wirklich die Gemahlin Puls, Königs von Assyrien, gewesen zu seyn, desselben, der im Buch der Könige erwähnt und ein Zeitgenosse Menahems, Königs von Israel, gewesen ist. Hiernach würde Semiramis 150 Jahre vor Nebuchadnezzar fallen, was die von Herodot erwähnte Sage, daß diese Königin der Nitocris um fünf Generationen, gleich 150 Jahren vorherging, merkwürdiger Weise bestätigen würde. Der Oberst bemerkt, daß die Bauten, welche Herodot der Nitocris zuschreibt, gewiß von Nebuchadnezzar aufgeführt wurden, wie Berossus richtig bezeugt und die „babylonischen Keilschrift-Annalen" angeben. Demgemäß stellt er auch die Vermuthung auf, daß Nitocris die Gemahlin Nebuchadnezzars war.

Amerikanische Original-Literatur.

Die „Types of Mankind" von S. G. Morton.

Kaum gibt es Interessanteres auf dem Gebiete der Literatur, als die Zeichen einer Rückkehr zur Schule geregelter Wissenschaftlichkeit von Seiten einer der Civilisationsschule entlaufenen und derselben seither trotzig gegenüber gestandenen Schülerschaar; ich meine die der Angloamerikaner. Nachdem sie sich lange gegen Anlegung des Gewandes wissenschaftlicher Disciplin gesträubt, fangen sie immer sichtlicher an demselben entgegenzukommen. Und auffallenderweise ist es das Streben auf dem Gebiete der Naturforschung, welches die ersten Annäherungsversuche veranlaßt. In Samuel George Mortons „Types of Mankind" tritt uns ein schöner und lobenswerther Versuch zur Beschreitung der wissenschaftlichen Untersuchungsbahn entgegen. Morton war Doctor der Medicin und Präsident der Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia, und ein Kreis von ihm gezogener Schüler nannte ihn „Vater der Ethnologie in Amerika" und zwei von ihnen, Dr. med. J. C. Nott und Geo. R. Gliddon setzten ihm durch die „Types of Mankind" ein schönes Denkmal der Anerkennung. Es sind, wie der ausführlichere Titel erklärt: „ethnologische Untersuchungen, begründet auf die alten Denkmäler, Gemälde, Sculpturen und Schädel von Racen, so wie auf deren natürliche, geographische, philologische und biblische Geschichte." Hinzugesetzt muß werden, daß der 738 große Octavseiten starke Band außer einer ganzen Reihenfolge von Aufsätzen Mortons, die zum Theil bereits einzeln gedruckt erschienen, zum Theil aber im Nachlasse als mehrfach unvollendete gebliebene Manuscripte vorgefunden wurden, noch Beiträge von Professor L. Agassiz, Dr. med. W. Usher und Professor H. S. Patterson enthält.

Das in diesem Werke deutlich hervortretende Bestreben von der Bahn des Dilettantismus in die wissenschaftlicher Forschung überzugehen, ist es aber nicht allein, was dessen Erscheinen so überaus wichtig und interessant macht, vielmehr treten noch andere höchst bemerkenswerthe Umstände hinzu.

Vor allem muß die Tendenz des Werkes hervorgehoben werden, welche als eine der herrschenden orthodoxen und wörtlichen Bibelgläubigkeit entgegenstehende erscheint. Morton, selbst in der strengsten Bibelgläubigkeit erzogen, und zu den Medicinern Amerika's gehörend, die „daheim" gebildet wurden, der also nicht etwa auf irgend einer ketzerischen Universität Deutschlands das Gift der Wissenschaftlichkeit eingesogen hatte, Morton kam auf dem Wege der „Selfmade men", durch seinen Wissensdrang zur wissenschaftlichen Forschung und von dieser zum Aufgeben seiner eigenen Bibelgläubigkeit in Bezug auf den Haupt-, Glaubens- und Streitpunkt der Einheit des Menschengeschlechts durch Abstimmung von einem Menschenpaar.

Wer einen Begriff davon hat, was es heißt sich nur als Individuum durch eigenes Streben von den Fesseln des unter den Englischredenden herrschenden orthodoxen Kirchen- und Bibelglaubens zu befreien und dieß öffentlich der Gesellschaft in Wort und Schrift zu bekennen, der wird demnächst Mortons Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es hat aber von jeher unter den Englischredenden einzelne Strebsame gegeben, die — trotz dem in der englischen Sprache liegenden Hemmniß — mehr oder minder weit durch die orthodoxe

Glaubensbarriere drangen; dagegen lassen sich nur wenige Spuren einer Nachfolge aus der Gesellschaft entdecken. Der Erfolg von Mortons Werk erscheint als überraschendes Beispiel solcher Nachfolge obendrein unter erschwerenden Umständen!

Wir haben nämlich in der gegenwärtigen Großoctavausgabe nicht das erste Erscheinen des Mortonschen Werkes vor uns, sondern schon ein zweites minder kostbares Arrangement, nachdem die erste Prachtausgabe durch vermehrtes Verlangen von Abnehmern vergriffen war, veranstaltet. Und dieses Verlangen des angloamerikanischen Publicums ist offenbar eine der interessantesten Thatsachen für jeden nicht allzu flüchtigen Beobachter der Englischredenden, welche dem wissenschaftlichen Fortschritt einen merkwürdig zähen Conservatismus entgegen setzen.

Das Erfreulichste hierbei ist aber jenes schon erwähnte Einlenken in die Bahn wissenschaftlicher Forschung, ohne welches wir bei der vorherrschenden Neigung unter den Englischen zum Excentrischen kein gedeihliches Vorwärtskommen, sondern nur wildes Schwanken von einem Extrem zum andern zu gewärtigen haben würden. Wenn die Englischen ihren Hang zur ungezügelten Willkür und zur Extrembewegung aufgeben, besonders auf der Bahn zur Erkenntniß, so sind von dieser Seite schöne Errungenschaften zu gewärtigen, denn es liegen herrliche Fähigkeiten in dieser Nationalität vor.

An diesem Orte kann von keiner ausführlichen Darlegung des Inhalts der „Types of mankind“ die Rede seyn, noch von einer kritischer Besprechung desselben; es genügt auf die Titel der Abschnitte hinzuweisen.

Nach einem Vorworte von Gliddon und Nott folgt ein Memoir von Patterson über das Leben und die wissenschaftlichen Arbeiten Mortons. Hierauf kömmt eine Skizze von Agassiz über die natürlichen Gebiete der animalischen Welt und deren Verwandtschaft zu den verschiedenen Typen des Menschen. Dann bringt Nott eine Einleitung zu den „Typen des Menschengeschlechts.“

Der erste Theil des eigentlichen Werkes ist in 13 Capitel eingetheilt folgenden Inhalts: I. Geographische Vertheilung der Thiere und Menschenracen; II. Allgemeine Bemerkungen über die Typen des Menschengeschlechts; III. Specifische Typen, — kaukasische; IV. Physikalische Geschichte der Juden; V. Die kaukasischen Typen enthalten in den ägyptischen Monumenten; VI. Afrikanische Typen; VII. Aegypten und die Aegypter; VIII. Neger-Typen; IX. Amerikanische und andere Typen, ursprüngliche Racen von Amerika; X. Auszüge aus Mortons ungedruckten Manuscripten; XI. Geologie und Paläontologie im Zusammenhange mit menschlichen Anfängen von Usher; XII. Bastarde der Thiere, betrachtet im Zusammenhange mit der Naturgeschichte des Menschengeschlechts von Nott; XIII. Comparative Anatomie der Racen von Nott.

Der zweite Theil des Werkes enthält in mehrern Abschnitten zweier Capitel Zergliederungen des zehnten Capitels der Genesis und der biblischen Ethnographie.

Ein dritter Theil ist als Supplement von Gliddon beigegeben und enthält eine archäologische Einleitung zu eben diesem Capitel der Genesis so wie eine Chronologie des Menschengeschlechts.

Das Werk enthält an 360 Holzschnitte neben mehrern lithographirten Tafeln, und es versteht sich von selbst, daß namentlich die erstern durchweg nur als Zuckerbrod fürs größere Publicum zu betrachten sind. Haben nicht gar manche weit anspruchsvoller auftretende Werke in der alten Welt eben auch nur diesen Zuschnitt der Bilderbücher für große Kinder?

Wenn ich mir noch erlauben darf einige Worte im Allgemeinen über das Mortonsche Werk hinzuzufügen, so muß dessen etwas flüchtige Auffassung der Dinge — falls wissenschaftliche Behandlungsweise des Gegenstandes festgehalten werden soll — hervorgehoben werden. Wir begegnen keineswegs der ethnologischen und ethnographischen Meisterschaft, sondern etwas Darunterstehendem, das noch an Dilettantismus gränzt. Dafür ist es aber auch ein erstes Anzeichen, eine Morgenröthe, die den schönen Tag verspricht und welche wir deßhalb froh zu bewillkommnen haben.

E. P.

Ein Schiffshügel geöffnet auf der Nordwestküste Norwegens.

(Von Dr. Clement.)

Die skandinavischen Häuptlinge und Seeräuber oder Buchtenlaurer (denn das heißt Wikinger — von Wik d. i. Bucht — in welchem Worte die Buchstaben „king“ nichts mit dem englischen king (König) zu thun haben, in Verbindung mit welchem man Wikinger fälschlich Seekönige übersetzt hat) pflegten sich nach alter heidnischer Weise — ganz im Gegensatze zu der heidnisch germanischen Leichenbestattungsart, dem Todtenbrande und der Beisetzung der Asche in Urnen unter einem größeren oder kleineren Erdhügel — gemeiniglich in einem Seefahrzeuge liegend oder sitzend unter einem Hügel von Erde oder Steinen und zwar sehr häufig in der unmittelbaren Nähe des Seestrandes oder einer Seebucht zu begraben. Diese Art Begräbniß finden wir bei der skandinavischen Menschheit noch nach Olaf Bryggvesens Zeit, welcher Norwegen durch unerhörte Grausamkeiten und Greuelthaten vom Heidenthum losriß. Bei Snorre Sturleson in seiner Heimskringla kommen mehrere Stellen vor, wo das Begraben ohne Verbrennen der Leiche unter einem aufgeworfenen Todtenhügel, und unter diesen Stellen auch solche, wo die Beisetzung unter einem Schiffshügel erwähnt wird. Alles Volk, das bei der Bestattung zugegen war, half Erde zum Hügel aufhäufen, und war es ein Steinhügel, den man auf Isländisch hreyrr nannte und den man noch jetzt auf Galisch cairn nennt, so warf jeder Steine auf, und jeder, der hernach vorüber ging, warf einen Stein hinzu. Ich will hier einige Stellen aus der Heimskringla anführen, welche geeignet sind, ein helles Licht auf diese skandinavische Sitte des Heidenthums zu werfen. Eystein, der Fürst der Raumarik und Westfolld in Norwegen, ward auf seinem Kriegszuge zur See nach Wärne am Ruder sitzend über Bord geschlagen. Seine Leute fischten die Leiche aus dem Wasser, brachten sie nach Borro hinein und warfen einen Hügel darüber auf an der See am Wadle. Der Skalde Thiodolf sagt: „Nun liegt der gastfreie Mann unter den Steinen am äußersten Gestade, wo der eiskalte

Wadlestrom in das Meer fällt." Harald Hellhaars Sohn Björn Statthalter von Westfolld, der Kaufmann genannt und meistens zu Tunsberg wohnend, ward bei einem Trinkgelag zu Säheim durch seinen Bruder Erich Blutaxt umgebracht. Björn, sagt Snorro, liegt in Fahrmanns Hügel auf Säm (Säheim) begraben. König Harald Hellhaar ist im Hügel auf Hauge am Karmtsund begraben (heygdr á Haugum), sagt Snorro weiter. In Haugesund steht nun die Kirche. Bei dem Kirchhofe derselben gegen Nordwest ist König Harald Hellhaars Todtenhügel (haugr). Westlich von der Kirche liegt König Haralds Leichenstein, der über seiner Leiche im Hügel lag. In der Mitte des Hügels war König Haralds Leiche. An der Kopfseite war nämlich ein Stein gesetzt, ein anderer zu den Füßen und flache Steine obenauf, aber zu beiden Seiten herum waren Steine aufgemauert. Die Steine stehen jetzt auf dem Kirchhofe, die zuvor in dem Hügel waren. Egill Wollhemd (Ullserk), König Hakons Mann, fiel in der Schlacht bei Fradarberg gegen Erich Blutaxts Söhne. Er ward mit den andern Gefallenen von Norwegen in ein Schiff gelegt und Erde und Kieselgestein ringsum darüber aufgeworfen auf dem Kampfplatze. Hohe Denksteine stehen bei Egill Ullserks Hügel (háver bautasteinar standa hiá haugi Egils Ullserks). — Als König Hakon an seiner Wunde gestorben war, die er in dem fürchterlichen Kampf auf Stord in Hördaland erhalten hatte, wo die Pfeile und andere Geschosse so dicht wie Schneegestöber flogen, da brachten seine Freunde seine Leiche nach Säheim in Nordhor-Jaland, warfen dort einen großen Hügel auf und legten den König in seiner ganzen Rüstung und mit dem besten Schmuck angethan, hinein. Darauf hielten sie Reden an seinem Grabe, wie es heidnische Männersitte war, und wiesen ihn dann nach Walhalla (Mällto their sva fyrir grepti hans, sem heidinna manna var sidr til, oc visodo honom til Valhallar). — König Tryggve ward verrätherisch ermordet. Er liegt an der Stelle begraben, die man Tryggves Steinhügel nennt. — Eisenbart liegt in Barthügel zu Austratt begraben (Jarnskeggia liggr í Skeggiahaugi á Austratt). — Zu Horton bei Christiania ward unlängst ein Schiffshügel geöffnet, in welchem man ein großes Fahrzeug mit den Gerippen eines Mannes, eines Pferdes und eines Hundes entdeckte. Das war im Süden des norwegischen Landes. Ein eben so interessanter Fund ist diesen Sommer auf der Nordseite Norwegens gemacht worden, nämlich auf Hof, dem Eiland Dönö in Helgeland (einst Halagoland genannt) gerade gegenüber. Bei Ausgrabung des zuletzt erwähnten Schiffshügels auf Hof fand man ein Fahrzeug und im Hintersteven desselben das Geripp eines sitzenden Mannes mit dem Angesicht S. W.-wärts auf das Meer hinaus gewendet. So wird aus Tromsö in Finnmarken vom 5 August d. J. gemeldet. In der Ober- und Unterkinnlade des Geripps saßen noch die Zähne fest. Es fand sich darinnen ein vollständiger Helm von Eisen, welcher mit großer Vorsicht herausgenommen und der Luft ausgesetzt ward, um Zusammenhangsstärke zu gewinnen, da solche in alten Gräbern gefundene Sachen, wenn man plötzlich hart damit umgeht, in Stücke und Bröcklein zerfallen; aber ein wilder Knabe kam von ungefähr dazu und zertrümmerte mit seinen Füßen das werthvolle Kleinod. Auch ward der Buckel und mehrere andere Stücke von einem runden eisernen Schilde nebst einem Stumpfen von einem eisernen Schwerte gefunden. Weiter hin im Schiffsraum, merkwürdig genug, stand ein messingener Kessel mit verbrannten Knochen darin, und diese Knochenasche ruhte auf einem nach dem Boden des Kessels rund zugeschnittenen Stück dicken braunen Filzes. Hier ist das Brennalter und das Hügelalter zusammen vereint, ruft der skandinavische Alterthumsgrübler aus, denn es ist wohl unzweifelhaft daß der Mann am Hintersteven der ist, für welchen der Hügel aufgeworfen ward; und man wird kaum behaupten dürfen, daß der Aschenkessel später in den Hügel mit dem eisenbewaffneten Krieger darin eingesetzt worden, da man das Brennalter für älter ansieht als das eiserne Hügelalter — während bei unsern Germanen die richtige Ansicht die seyn wird, daß das Brenn- und Hügelalter bei den Friesen z. B. gleich alt sind, in die weiteste Urzeit zurückgehen und bei den Nordfriesen bis ins 12te und 13te christliche Jahrhundert hinein gedauert haben. In den friesischen Todtenhügeln finden sich Steinwerkzeuge und eiserne und bronzene Sachen, nebst Urnen mit verbrannten Menschenknochen bei einander. Gegen die Außenseite des fraglichen Hügels hin fand sich ein weibliches Geripp, ebenfalls in sitzender Stellung. Von Schmucksachen wurden 3 Fibulä von Bronze gefunden, die zum Theil mit Silberplatten belegt waren, außerdem eine von jenen bekannten Figuren aus gebranntem Thon oder Lehm, die so oft den zugeschliffenen, auf einer Seite platten, oben halbgerundeten und mit einem Loch durchbohrten Steinen ganz ähnlich sehen. Man hat diese Scheiben für Spindelscheiben halten wollen, allein ihre häufig geringe Größe macht die Conjectur höchst unwahrscheinlich. Auch eine dünne 8 Zoll lange und ganz zugespitzte Spindel von Bronce mit einem Ring durch das obere Ende lag neben dem weiblichen Geripp. Ferner entdeckte man in diesem Hügel ein kleines krummes Messer von Eisen, auf dessen Blatt ein Streifen Wollenzeug von sehr dickem Stoff fest gerostet saß, wovon jeder einzelne Faden deutlich und stark mit seiner von Rost gebräunten weißen Farbe da lag. Die Sachen alle sind an das Museum zu Bergen eingesandt, um besehen und abgezeichnet zu werden, aber der Eigner von Hof will sie wieder zurück haben, um da wo sie gefunden worden, aufbewahrt zu werden. Eine kahle Sage von einem Häuptling auf Hof, der eine Tochter hatte und im Kampfe mit dem Dönhäuptling fiel, ist vielleicht zu mager, um an diesen Schiffshügel geknüpft werden zu können.

Cartagena de India und die Republik Neu-Granada.

Erinnerungen aus der Reise des königlich preußischen Geschwaders.

(Vom Marine-Lieutenant R. Werner.)

Nicht früher als am dritten Junius 1853 langten wir, nachdem uns der aus der Bucht hervordrängende Strom und abwechselnde Windstillen noch mehrere Tage aufgehalten hatten, auf der Rhede von Cartagena an und gingen unweit der Stadt vor Anker; die letztere liegt ziemlich niedrig, unmittelbar am Strande und an einer Bay, die in ihrer pittoresken Erscheinung viel Aehnlichkeit mit der von Rio de Janeiro besitzt und durch eine sehr schmale Landzunge gebildet wird, die sich vom südwestlichen Ende der Stadt ungefähr zwei Meilen weit in südlicher Richtung erstreckt und nur durch zwei Oeffnungen unterbrochen wird. Die eine derselben Boca Grande (große Mündung) wurde im Befreiungskriege von Bolivar durch Steine und versenkte alte Schiffe unzugänglich gemacht, und nur die kleinere (boca chica) kann von Schiffen passirt werden, die nicht auf der Rhede bleiben, sondern in die den Hafen bildende Bay gehen wollen. Mit Booten macht man jedoch nur bei schlechtem Wetter diesen Umweg; sonst landet man von der See aus wie in Madeira, indem man sich von der Brandung auf den Strand werfen läßt und dann das Boot selbst hinaufzieht. Den Hintergrund der Stadt bildet ein allmählich aufsteigender und dann fast im rechten Winkel steil abfallender schmaler Bergrücken, der überall dicht bewachsen und dessen höchste Spitze mit einem Kloster La Popa gekrönt ist.

Dieser Berg dient den Seeleuten als Erkennungszeichen der wegen des heftigen Stromes leicht verfehlten Bay, und wir haben ihn auf sechs Meilen Entfernung über den Horizont emportauchen sehen, wo er zuerst täuschende Aehnlichkeit mit einem segelnden Schiffe besaß. Von La Popa aus genießt man die reizendste Aussicht, die man sich denken kann, und das niedrigere Land dehnt sich mit seiner romantischen Abwechslung in unermeßlicher Ferne vor den Blicken des Beschauers aus. Etwas weiter unten, aber höher als die Stadt liegen zwischen dem Gebüsche halbversteckt die Ruinen einer alten Veste aus der Zeit der Entdeckung Amerika's; und auch von dort aus bietet sich dem Auge ein köstliches Panorama. Die Stadt selbst ist eine Festung mit Mauern und Wällen umgeben; jedoch gehören auch diese einer längst vergangenen Zeit an und würden den jetzigen Begriffen der Fortification wenig entsprechen. Eine graue verwitterte Farbe, das Emporschießen der Vegetation aus allen Ecken, Ritzen und Winkeln der Mauern, sowie hier und dort eine vom Zahn der Zeit ausgenagte Bresche zeigen ohnehin schon an, daß man auf diese Vertheidigungsmittel keinen besondern Werth mehr legt; aber im Einklang mit dem Zustande aller übrigen Gebäude in der Stadt bekunden sie den Rückschritt und Verfall der zur Zeit der spanischen Herrschaft in vollster Blüthe stehenden Hafenstadt. Tritt man durch die Festungsthore, so durchwandert man nur schmutzige, ungepflasterte, zerfallene Straßen, kein auch nur einigermaßen anständig aussehendes Gebäude erfreut das Auge und die in der ganzen Stadt herrschende Oede läßt uns glauben, wir wandelten in den ausgegrabenen Ruinen Pompei's oder in den verlassenen Straßen von Memphis. Seit der Revolution ist die Stadt von 35,000 Einwohnern auf 8000 Einwohner heruntergekommen, die meisten der großen Gebäude werden nur von einer Familie bewohnt und sehr häufig erblickt man ganz leer stehende große Wohnungen; daher die unheimliche Stille, die das melancholische Aeußere der Stadt noch erhöht. Das regste Leben herrscht in den Schaaren einer großen Hühnerart, die viel Aehnlichkeit mit den Kalekuten haben und in großer Menge über die Stadt verbreitet sind. Wie die Hunde in Konstantinopel, so reinigen sie hier die Straßen von Unrath, der bei der Hitze sehr bald die Luft verpesten würde und ersetzen dadurch die Sanitätspolizei, deren Handhabung fast von allen südlichen Völkern aus unverzeihlicher Nachlässigkeit ganz außer Acht gelassen wird. Weiße oder Europäer sieht man in der Stadt äußerst wenige; Neger und die verschiedenen Mischlingsracen machen den größten Theil der Bevölkerung aus. Die Straßen sind im allgemeinen enge, und die Häuser, ähnlich einigen unserer alten deutschen Städte, neigen sich mit ihren obern Etagen so bedeutend gegen einander, daß man öfters fast unter einem Gewölbe von Stockwerken spazieren geht, das nicht selten zur Laube wird, da auf den Portalen, Dächern und Balconen der meisten Gebäude eine üppige Vegetation herrscht, die nach abermals 50 Jahren bei dem Fortgange der jetzigen traurigen Zustände die ganze Stadt mit einem Blätterdache beschatten wird.

Da unser Aufenthalt nur kurz war, brachten wir zwei Tage am Lande zu und logirten in dem ersten Gasthofe der Stadt, Hôtel California, in dessen Besitzer wir einen Landsmann fanden, den weiß Gott welches Schicksal in diesen Winkel der Erde geschleudert hatte. Ein Seemann macht bezüglich der Gasthäuser in gewissen überseeischen Ländern wenig Ansprüche und somit befanden wir uns auch in diesem ziemlich wohl, dessen Wirth wohl nicht in Frankfurt a/M. Oberkellner gewesen seyn mochte. Die Nacht brachten wir auf improvisirten Betten und mit Benutzung des Bettlakens als Muskitonetz erträglich zu, und verwandten den frühen Morgen zu einem Spaziergange nach den Festungsruinen auf dem Berge, um die frische Morgenluft einzuathmen und unsere Augen an der schönen Aussicht zu weiden. Leider nahm mir die kurze Zeit unseres Bleibens alle Gelegenheit, etwas näheres über die Sitten, den Charakter und die geselligen Zustände der Bewohner von Cartagena in Erfahrung zu bringen, jedoch erhielt ich einige interessante Notizen über das ganze Land, und da dieselben einmal aus ganz authentischer Quelle stammen und andererseits noch wenig bekannt seyn dürften, so mögen sie hier Platz finden. Cartagena ist eine der bedeutenderen Städte der Republik Neu-Granada und bildet zugleich eine Provinz der letzteren. Die Gränzen der Republik sind, von Norden nach Osten herum gerechnet, das karaibische Meer, die Republik Venezuela, der Amazonen-Strom, Brasilien, die Republiken Ecuador, Chili und Costa-Rica. Sie hat einen Flächengehalt von 24,666 Quadratmeilen, ist in 37 Provinzen getheilt und hat nach dem letzten Census 2,243,054 Einwohner. Unter diesen sind 450,000 Weiße, 421,000 civilisirte und wilde Indianer, 80,000 Negern, 1,029,051 Mestizen und Quarteronen, und 383,000 Mulatten und Zambos. Die Hauptstadt des Landes ist Santa-Fé de Bogota mit etwa 80,000 Einwohnern, die etwa 100 Meilen in das Innere des Landes hineinliegt. Das Klima des Landes ist im allgemeinen gesund und

besonders in Cartagena, welches das Montpellier für die an der Mosquitoküste und in Westindien Erkrankten seyn soll. In einigen Theilen der Republik ist es freilich auch wegen der beständigen Feuchtigkeit ungesund. Hauptsächlich ist dieß in den Theilen der Fall, die an der Küste des stillen Oceans liegen, sowie im Innern der Provinz Choco und Darien, wo der Regen nie aufhört, im Gegensatze zu Peru, wo es nie regnet. Die Hauptursachen dieser merkwürdigen Naturerscheinung sind wohl theils die Winde, theils die hohen Bergketten der Cordilleren, die beide Länder von einander trennen. Der zur Wiederherstellung des Gleichgewichts aus dem kältern Süden nach dem Norden ziehende trockene Luftstrom der beständig in Peru weht, nimmt alle feuchten Dünste mit sich fort und hindert deren Ansammlung und Niederschlag als Regen im Lande; dagegen häuft er sie auf den Spitzen der Cordilleren an und aus ihnen resultirt der beständige Regen in den obengenannten Distrikten. Andrerseits verhindern aber auch diese hohen Gebirgszüge den freien Durchzug des feuchten mit Dünsten geschwängerten Nordwindes nach Süden und daher die ewige Dürre in Peru. Die mittlere höchste Temperatur in Neu-Granada beträgt 86°,6 Fahr., und die niedrigste in den bewohnten Gegenden der Cordilleren 44°,6 F. Es gibt jedoch auch einige sehr heiße Orte in Neu-Granada, und so z. B. steigt im Hafen von Ocaña das Thermometer im Schatten bis 104° F.

Die Vegetation des Landes ist nach der mittleren Temperatur seiner einzelnen Theile, sowie nach der geologischen Formation seiner Gebirge verschieden. Nach den angestellten Beobachtungen findet man Baumwerk bis zu 11,040 F. engl.; die Vegetation hört auf bei 14,217 F., und die Gränze des ewigen Schnees beginnt mit 15,557 F. Palmen findet man vom Niveau des Meeres bis zur Höhe von 8531 F. Das Land ist reich an Nutzholz und die Eingebornen fertigen aus einem einzigen Baumstamme Canoes, die 16,000 Pfd. Zucker laden können. Officinelle Bäume und Pflanzen gibt es in Ueberfluß. Besonders werden die Chinarinde und verschiedene Balsame gewonnen; unter den letzteren der peruanische Balsam (miroxylum peruiferum, pubescens und toluifera). Außerdem gibt es viele wohlriechende Gummiarten und Harze neben den tropischen Fruchtbäumen, der Banane, der Cocospalme u. s. w. Unfruchtbare Strecken findet man im ganzen Lande nicht, wenn auch wegen der geologischen Formation die Vegetation in Pamplona, Parama de Betas und den Minen von Baja weniger üppig als in den andern Theilen des Landes ist. Neu-Granada ist auch reich an Mineralen. Man findet Gold, Silber, Platina, Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber und Antimon von den metallischen, sowie Kalk, Pottasche, Soda, Magnesia und Alaun von den alkalischen Mineralien. Reiche Smaragdminen, Schwefel, Steinkohle und Asphalt bietet der Bergbau ebenfalls. Die verschiedenen Menschenracen, welche das Land bewohnen, habe ich bereits oben angeführt und will nur noch einiges über die wilden Indianer im Innern der Republik hinzufügen. Die Zahl derselben beträgt 120,000 und sie gehören vielen verschiedenen Stämmen an, unter denen die hauptsächlichsten die Mesayas, Coquetas, Choquees, Mocoas, Omaguas, Enaguas, Amarizanos, Guipanabis, Macacues, Guahibos und Andaquies im östlichen Theile der Republik, die Goajiros, Motilones, Guainetas und Coccinas in den Provinzen Riohacha, Upar und Santa Marta, sowie die Darienes, Cunas und Chocoes an den Ufern des Atrato-Flusses und der Küste von Darien sind. Die meisten derselben sind unbedeutende Horden, aber auf einen socialen Zustand gebracht. Einige Stämme haben jedoch ihre alten Sitten und Sprachen erhalten. Die Mesayas im Distrikte Mocoa sind Menschenfresser und außerdem pflegen noch einige andere Stämme das Fleisch ihrer Feinde zu essen. Allgemein gesprochen besitzen sie durchaus keinen religiösen Glauben und kennen kaum die Existenz eines höchsten Wesens, das sie alle erschaffen; ebenso wenig wissen sie etwas von Unterscheidung des Guten und Bösen. Das letztere schreiben einige der Sonne und dem Monde zu. Ihre Ideen über die Unsterblichkeit der Seele sind sehr unvollständig; sie glauben jedoch an eine Seelenwanderung und nehmen eine Verkörperung nach dem Tode an, mit Empfindung von Schmerz und Freude, sowie mit Bedarf von Speise und Trank. Andere untergeordnete Ideen, die sich bei einigen Stämmen vorfinden, entspringen wohl aus Fragmenten religiöser Dogmen, die sie vor Zeiten von Missionären in sich aufgenommen und nach ihrer Art und Weise ausgebildet haben.

Die Stämme, welche wie die Muiscas eine Zeitlang einer regulären Herrschaft unterworfen waren, haben den herkömmlichen Glauben behalten. Ihr Herrscher residirte in Tunja und hieß Saque; der erste Priester residirte in Iraca und theilte mit dem Saque die Herrschaft. Außerdem gab es noch untergeordnete Fürsten, wie der Lipa de Cundinamarca, der bedeutende Reichthümer besaß und ein üppiges wollüstiges Leben führte. Lue die Sonne und Chia der Mond wurden von ihnen angebetet, nicht weil sie sie als höchste Wesen, sondern als Repräsentanten derselben ansahen. Wie der größte Theil der Stämme hatten sie ihre Traditionen, und unter diesen auch die von einer Sündfluth. Die Pubenanos und Coconucos waren, als man sie spanischerseits besiegte, durch einen Kaziken Namens Payan, und die Paeces durch einen andern Namens Calambas beherrscht. In der Sprache der Coconucos finden sich die Worte Manche — Geist; Palash — Himmel; Pangz — Teufel; Cuai — böser Dämon; der Geist ist nach ihren Begriffen das höchste Wesen; sie besaßen einen Herrscher, den sie Pasgüen nannten, das ungefähr mit König gleichbedeutend ist. Die Kaziken beherrschten einen Theil der Völkerschaften; unter ihnen standen die Caschu, die etwa Gouverneuren entsprachen, und mit dem Worte Carabis bezeichneten sie die untern Autoritäten, die Richter u. s. w. Sie hatten eine gewisse sociale Organisation, und bei dem Einfalle der Spanier kämpften diese Völker im Bündnisse mit den Pasto-Völkern gegen die Incas, die bis dahin, aber ohne Erfolg, sie zu unterwerfen versucht hatten. Sie bauten Mais, den sie Pura nannten, und die Kartoffel, welche Papa hieß; ebenso ullucus tuberosus, in ihrer Sprache ulluca. Von der Kartoffel gibt es in den Gebirgsgegenden von Paletara, wo diese Stämme wohnen, eine große Menge Varietäten, die alle sehr schmackhaft sind und dort cultivirt werden. Außerdem bauten sie auch Fruchtbäume und zeigten daher einen gewissen Grad von Civilisation. Sie zählten nur bis sieben; die Zahlen acht, neun und zehn haben sie aus dem Spanischen entnommen und bis auf den heutigen Tag beibehalten. Zum Ackerbau benutzten sie steinerne Instrumente; als Mörtel zum Bauen gebrauchten sie die Fasern der Cocosnuß, die sie mit ein wenig Kalk vermischten; diesen letztern gewannen sie aus kohlensaurem Kalk und nannten ihn Pic oder Mambi. Ein Wort in ihrer Sprache gibt es, das mit dem englischen gleich bedeutenden Ausdrucke auch fast ganz gleichlautend ist. Es ist dieß indé, das wie das englische indeed „in der That" heißt. Man hat auch in ihrem Lande die Spuren einer alten von Erde und Steinen erbauten Befestigung von rechtwinkliger Form aufgefunden, sowie einen Zickzackweg; und man darf daher annehmen daß diese Nation, obwohl unabhängig von der Herrschaft des Atahualpa, dennoch in gewisser Beziehung an der Civilisation Peru's zur Zeit der Entdeckung Amerika's participirten.

Sie waren jene Indianer, die, um sich von ihren siegenden Feinden zu befreien, alle ihre Saaten zerstörten, um sowohl Sieger als Besiegte durch Nahrungsmangel umkommen zu lassen. Dabei hofften sie jedoch, da ihrer selbst so viele seyen, daß einige übrig blieben und das Land wieder bevölkern würden. Diese heroische Handlung, die ihre Freiheitsliebe an den Tag legte, schrieb der damalige spanische Geschichtschreiber Herrera den Rathschlägen des Teufels zu, der sich dieser heidnischen Saaten habe bemächtigen wollen; ein Gedanke, der dem spanischen Fanatismus jener Zeit angemessen war, und dem man zugeschrieben hat, daß der Jetztzeit so wenig über die früheren Einwohner des Continents von Columbien aufbewahrt ist.

Die Coconucos glauben noch jetzt, obwohl man sie halb civilisirt nennen kann und sie zum Christenthume bekehrt sind, an einen Genius des Guten und des Bösen, ein Ueberbleibsel ihrer alten Religion. Das Böse schreiben sie dem Puil zu, welches zugleich der Name des Mondes ist, und dem Panzig, seinem Dämon. Das Gute erwarten sie von Puitchs, was zugleich Sonne bedeutet. Sie unterscheiden in ihrer Sprache die Fixsterne und Planeten; die ersteren nennen sie Sil und die Planeten Silg oder Süll. Das Sternbild der Plejaden kennen sie unter dem Namen Site-Silg. Für die andern Constellationen haben sie jedoch keine Namen; den Monat nennen sie Canapuil, was „ein Mond“ bedeutet. Die bisher erwähnten uncultivirten Völkerschaften leben im allgemeinen in Polygamie, und einige derselben, wie die Goajiros, in Bigamie; die eine Frau ist für das Feld und den Krieg, während die andern für das Haus bestimmt und der erstern untergeordnet ist. Die Stämme der Cunas, Darienen, Chocoes, Goajiros und Cocinas, die jetzt in nähere Verbindung mit civilisirten Menschen kommen, beginnen allmählich cultivirt zu werden, regeln ihre Herrschaft und machen Gesetze. Unter den übrigen Horden gibt es gewöhnlich Gruppen oder unabhängige Familien, deren stärkste und intelligenteste die übrigen beherrschen, ihre Kriege, ihre Jagden und selbst ihren Fischfang bestimmen. Der Flächeninhalt, den die Stämme der verschiedenen wilden Indianer bewohnen, beträgt in Mocoa 10,466 Quadratmeilen, in San Martin 2391; in Goajira 220 und in Darien 444 Quadratmeilen. Diese ganze Strecke ist kaum von 120,000 Einwohner im Maximum bevölkert und durch 6084 civilisirte Menschen, deren größter Theil jedoch armes unwissendes Volk ist. Eine Fläche von 13,521 Quadratmeilen, größer als Spanien und etwas kleiner als Frankreich, die mit Bequemlichkeit eine Bevölkerung von 15 Millionen Einwohner fassen und ernähren kann, zählt jetzt kaum 9³/₇ Köpfe pro Quadratmeile.

Die Republik Neu-Granada wurde am 2 November 1502 von Columbus auf seiner vierten Reise entdeckt, der in Chagres in der Bahia de Limones landete. Bis zum Jahre 1810 blieb Neu-Granada eine spanische Colonie; dann trennte es sich von der spanischen Herrschaft, konnte jedoch erst nach 14jährigem anhaltendem Kampfe im Jahre 1824, als die Spanier durch die Republikaner vollständig besiegt wurden, sich als völlig unabhängig erklären. Bolivar, der erste Vorkämpfer der spanisch-amerikanischen Revolution, stiftete im Jahre 1818 ein Bündniß zwischen Venezuela und Neu-Granada, und nachdem dasselbe im Anfange des Jahres 1819 auf dem Congreß von Angostura erneuert war, gab er das Grundgesetz für Bildung von Columbien am 17 December desselben Jahres. Venezuela trennte sich im November 1829 und Ecuador im Mai 1830 von Columbien, und der mittlere Theil des letzten Landes constituirte sich am 21 November 1831 als die Republik Neu-Granada. Im Jahre 1832 gab sich der neue Staat eine Constitution unter republikanisch-demokratischer Form, welche die höchste Gewalt in die Executive, Legislative und richterliche unter einer Centralbehörde theilte, jedoch auch den Provinzen eine municipale Körperschaft gab. Die Republik theilte sich in Provinzen, diese in Kantone und die Kantone in Parochialdistricte. Der Staat nahm keine Staatsreligion an, erklärte aber, die katholische schützen zu wollen. Zuerst wurde die Republik in 18 Provinzen getheilt, die sich aber jetzt bis zu 35 vermehrt haben. Alphabetisch geordnet heißen sie: Antioquia, Azuero, Barbacoas, Bogota, Buenaventura, Cartagena, Casanare, Cauca, Cordoba, Cundinamarca, Chiriqui, Choco, Mariquita, Medellin, Mompox, Neiva, Ocaña, Pamplona, Panama, Pasto, Popayan, Riohacha, Sabanilla, Santa Marta, Santander, Socorro, Soto, Tequendama, Tundama, Tunja, Tuquerres, Valle de Upar, Velez, Veraguas und Zipaquira. Dazu kommen dann noch die beiden von wilden Indianern bewohnten Territorien von Goajira und Mocoa, so daß die Zahl auf 37 erhöht wird. Die Constitution wurde im Jahre 1843 verbessert, in der Regierungsform jedoch keine Aenderung vorgenommen. Jeder in der Republik geborne Mann, der lesen und schreiben kann, ist Bürger ohne Unterschied der Kasten und Racen, wenn er das 21ste Jahr erreicht hat, sowie gleichfalls die Naturalisirten. Die Naturalisation ist sehr leicht zu erlangen; jeder Fremde erhält sie, wenn er kein Verbrecher oder Vagabund ist, sogleich. 1821 erschien das erste Gesetz bezüglich der Sklavenemancipation und nach einem andern von 1851 wurden am 1 Januar 1852 sämmtliche noch vorhandene Sklaven freigegeben. Ein Einwanderungsgesetz, sowie ein mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika abgeschlossener Friedens- und Freundschaftsvertrag gewährt vollkommene Religionsfreiheit. Von den spanisch-amerikanischen Republiken ist nur in Neu-Granada, Venezuela, Buenos Ayres und Uruguay diese Religionsfreiheit gestattet; in den übrigen herrscht nur Toleranz, aber der öffentliche Cultus einer andern als der katholischen Religion, die in jenen Ländern Staatsreligion ist, ist untersagt. Die Bevölkerung von Neu-Granada zählte zu Anfang der Revolution 1810 kaum 800,000 Köpfe; 1826 schon 1,300,000; 1835 1,685,038; 1843 1,932,279 Einwohner, und nach dem Census von 1851 2,243,054 Köpfe. Das Jahr 1853 hatte also die Bevölkerung schon verdoppelt und von jener Zeit bis jetzt hat sie um 33 Procent zugenommen.

Streifzüge in Norwegen.

3. Heudye.

Meines Unwohlseyns wegen setzte ich den Weg zu Wagen fort, und hoffte die vorausgegangenen Genossen einzuholen. Hierin hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Bei dem norwegischen Skjuts besteht nämlich nicht die in Schweden gebräuchliche wohlthätige Einrichtung des Hall, d. h. der Haltung von dienstbereiten Pferden auf dem Hofe des Gasthauses, so daß man genöthigt ist, einen Boten vorauszusenden, der, um selbst den Vorsprung auf eine etwas längere Tour zu behalten, mehrere Tage

zuvor abgehen muß. Ohne diese Vorsicht wird man nirgends Pferde finden, da sie sich meist auf den Sennhütten aufhalten, welche die Einwohner in den höheren Gegenden beziehen, und die oft mehrere Meilen weit von dem pflichtigen Hofe entfernt sind, welcher ebenso wenig jederzeit in nächster Nähe des Gasthofes liegt. Hierzu kommen die vielen Schwierigkeiten welche sich selbst dem Eigenthümer in den Weg legen, um der Pferde habhaft zu werden, da sie frei in den Wäldern herumlaufen, und da es nicht immer leicht ist sie zu fangen, wenn man sie auch geleitet durch den Schall der ihnen angehängten Glocken auffindet. Aus diesem Grunde bindet man ihnen an einigen Orten einen schweren Klotz an die Füße, der gewiß nur bewirkt, daß sie frühzeitig unbrauchbar werden. Zuweilen sieht man sie auch auf der Landstraße umher und andern Pferden nachlaufen, und man hat alsdann Mühe ihrer wieder los zu werden. Zu dieser natürlichen Schwierigkeit des Fortkommens kömmt dann noch die kindliche Naivetät, mit der sich der Bauer des Nachts nicht um den Skjuts bekümmert, von welcher Gewohnheit er sich auch durch Bitten so wenig wie durch Drohungen abbringen läßt, da die Tagebücher zum Eintragen der Beschwerden höchst selten benutzt und revidirt werden. Wir fanden z. B. noch einzelne die in das vorige Jahrhundert reichten, und fast keine eingetragene Strafe enthielten. Hierbei kann der Reisende denn von Glück sagen, daß die Skjutsbauern meist gut und ehrlich sind; dann und wann zeigen sie sich allerdings störrisch, besonders dann, wenn man es sich einfallen ließe ihre Pferde, für die sie eine ganz besondere Zärtlichkeit haben, mißhandeln zu wollen; dieß ist aber auch ganz überflüssig, da sie niemals schlechte oder gar lahme Pferde, wie manche deutsche Posthalter, zur Verfügung stellen.

Unter diesen Umständen war es ein Glück für mich, daß ich in Anbetracht der im Gebirge sehr kurzen, meist nur eine Meile höchstens 1½ Meile langen Poststationen, die auf die Beschaffenheit des Weges berechnet sind, mir ein Fuhrwerk bis zum nächsten Nachtquartier Heubye gemiethet hatte. Die Chaise, welche mir geschickt wurde, hatte ein ganz städtisches Ansehen und war mit verhältnißmäßigem Luxus ausgestattet, denn sie hing in eisernen Federn und führte ein ledernes in seiner Polsterung allerdings sehr eingesessenes Sitzkissen. Der Führer, ein Knabe von noch nicht ganz 16 Jahren, zeichnete sich ebenso wie sein Gefährt durch Sauberkeit aus, die seinen schönen jugendkräftigen Wuchs und die geschmackvolle Tracht besonders hervorhob. Letztere bestand aus einer weiten Hose und Jacke aus dem schneeweißesten Stoffe, mit bunten, aufgenähten Figuren geziert; auffallend war mir an dem Schnitt der letzteren ein stehender Wulst auf den Schultern, ähnlich wie ein paar Epauletts, der durch die in Falten zusammengenommenen und nach oben abgenähten Aermel gebildet war; ich entsann mich Aehnliches in der Oberlausitz und in der Gegend von Eger bei wendischen Bauern gesehen zu haben, und ist möglicherweise dieser Brauch durch die deutschen Bergleute, welche im Anfang des 17ten Jahrhunderts zum ersten Betrieb der Silberbergwerke nach Kongsberg gezogen wurden, hier eingebürgert. Auch eine Schirmmütze, die mein Führer, Johannes trug, erinnerte durch ihre barettenartige, cylinderförmige Gestalt an Bergmannstracht; sie vermochte durch ihre Häßlichkeit das schöne Gesicht des Knaben nicht zu entstellen, das von hellen blonden Haaren umwallt war, zu denen sein gewölbte dunkle Augenbrauen und lange dunkle Wimpern, die ein Paar kastanienbraune große treuherzige Augen beschatteten, einen angenehmen Contrast bildeten. Trotz einer Lebensweise, die ihn der oft rauhen wechselnden Witterung aussetzten, hatte dieser Sohn der Arbeit einen zarten fast mädchenhaften Teint, und die schönsten rothen Lippen bedeckten eine Reihe schneeweißer Zähne. Er kannte die nähere und weitere Umgegend Kongsbergs und war ein gesprächiger, umsichtiger und vernünftiger Kutscher, welcher, der Ausdauer seines Pferdes bewußt, auch in Bezug auf die Anstrengung desselben sich gefälliger zeigte als es hier Regel ist.

Der Weg nach Heubye wendet und dreht sich fast im Halbkreise umher, erst nach Nordwest, dann nach Südost zurückgehend. Anfangs führt er zwischen Sandhügeln hindurch, die mit Morast und Grasbestand wechseln, bis sie in Holzung übergehen. Vor sich hat man ein weites Amphitheater, dessen oberste Stufen weder Baum noch Strauch zeigen. Es ist dieß der dem Loaven auf seinem rechten Ufer parallel laufende Gebirgszug Store Aasen, im Norden von dem Kobberbergselv und im Süden von dem Jondalselv begränzt; er theilt die Alpe in Unter- und Oberberg, und in ihm fanden sich die vielen wichtigen Erzgruben, die durch Fleiß und Anstrengung der größte Landessegen wurden. Je höher der Weg steigt, je dichter wird die Waldung, je nordischer ihr Charakter; die Espen und Birken werden seltener, und treten endlich ganz zurück vor dem herrlichsten Nadelbestande, in dem selbst der Wachholder zum Baume erwächst. In schlanken und schönen Stämmen drängen sich die Tannen und Fichten aneinander, so daß ihr Haupt fast sich verflechtend, undurchdringliches Dickicht bildet, und von Alter und Sturm gebrochene todte Stämme in schwebender und liegender Stellung noch vor gänzlichem Sturze bewahrt. In der Sonnenwärme hauchen diese romantischen Tannen balsamischen Duft auf den Weg. Zwischendurch heben lichte Stellen die Wildheit der Waldung noch mehr hervor, und der Weg wird durch tiefe Schluchten, jähe und unebene Steinklippen unterbrochen, über welche das kleine nordische Pferd mit der allergrößesten Sicherheit und Zuverlässigkeit klettert. Wasserfälle stürzen oft Hunderte von Fußen von den rauhen und hohen Gebirgswänden herab, in die man aus dieser Waldung eintritt, und in ihrem Falle scheinen sie oft den Gesetzen der Schwerkraft Hohn zu sprechen, denn zu immer feineren Nebel zerstiebend, schweben die anfangs mit beschleunigter Geschwindigkeit stürzenden Massen als sanft benetzender Thau auf die Felsen herab. Oft auch laufen bis zur Täuschung stürzenden Gießbächen gleichend Regenwasserschluchten als lange blendende Streifen voll weißen Gesteinschuttes an den Gehängen herab, und erst beim Nähertreten verräth ihre stumme Starrheit, daß das Auge betrogen und das Leben nur geheuchelt war. Nach allen Richtungen hin bieten sich weite Aussichten dar; Berge drängen und häufen sich an einander und formen sich zu gar seltsamen Figuren und geben einer regen Phantasie mannichfache Nahrung. Schroffe und zerrissene Spitzen ragen hinter oder neben einander empor, in abstoßender Kahlheit; in weiterer Ferne überragt sie aber alle der mächtige Gousta. Aus den wild gruppirten bewaldeten Kuppen strebt seine riesige Fels- und Eispyramide in das Gewölk, einen schönen Farbenwechsel darbietend, in dem dunklen Grün seiner unteren Partien, dem glänzenden Schwarz seines Gesteins und dem blendenden Weiß seiner Schneekuppe.

Gegen Abend hatten wir Heubye erreicht. Es ist ein großes Gehöft in einem kurzen und fruchtbaren Thale, dessen fette Grasflächen von einem klar und durchsichtig blauen Wasser durchzogen werden, das sich zwischen Steinen und Blöcken durchwindend in Schaum zerstiebt, und wenige Schritte weiter in senkrechten Strahlen einige Fuß tief hinabspringt, dünne Silberfäden netzartig nach allen Seiten hin ausbreitend, beschattet von beerentragenden Gesträuchen. Die Gebäude, die wenn auch nahe bei einander, doch

alle völlig isolirt lagen, verriethen schon in ihrem Aeußeren eine gewisse Wohlhabenheit, die sich nicht nur durch das reiche Schnitzwerk, mit der das Gebälk versehen, sondern auch durch die Schindelbedeckung, zeigte, die das Wohnhaus wie die Vorrathsgebäude hatten. Die größere Nützlichkeit mag diesen Schindelbedachungen eingeräumt werden, aber die Schönheit derselben kommt keineswegs gegen die alte Sitte auf, die roth angestrichenen Gebäude mit einer Schicht Quecken zu belegen, die sehr bald in eine neue Vegetation übergeht, und das Dach mit einem dichten, weichen, grünen Teppich schmückt.

Dem äußern Eindruck entsprach das Innere des Wohnhauses; Schnitzwerk und Malerei, wenn auch letztere von roher Hand und einer gewissen Unklarheit in der Composition, waren eher vergeudet als gespart. In dem uns angewiesenen großen geräumigen Zimmer, welches den ganzen oberen Stock des Hauses, der den unteren bedeutend überragt, einnahm, zeigte alles, bis zum kleinsten Geräthe, eine zierliche gesuchte Reinlichkeit. Zwei Fenster ließen durch blanke Spiegelscheiben das Auge in die himmlische Aussicht schweifen, wenn man die bläulichen Vorhänge zurückgeschlagen hatte. Zwischen und neben den Fenstern hingen drei Spiegel, von einem zwar kleinen aber dicken und makellosen Stücke Krystall und in desto größeren Rahmen von Messing mit Stahl und Silberarbeit verziert; daneben und darüber blecherne und messingene Wandleuchter, die gleichfalls große geschliffene Metallspiegel, in Sonnen, Sterne u. s. w. geformt, als Rückenstück hatten. Viele dieser Metallspiegel trugen sogar silberne Rahmen, in welchen kleine Bilder, gedruckte und geschriebene Sprüche und Sentenzen eingefügt waren. In den der Fensterwand gegenüber liegenden Ecken befanden sich hohe Eichenschränke mit schwerem Schnitzwerk, als Rosen und andere Blumen, bausbackige Engelsköpfe u. s. w.

Ein ähnliches schrankartiges Bauwerk nahm die ganze dem Eingange gegenüber liegende Wand ein; es bestand aus drei Theilen: der mittelste mit Thüren verschlossen, die zu beiden Seiten etwa 5 Fuß lang, nur durch buntkattunene Gardinen dem Blicke entzogen. Bis zur Höhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß von dem Boden gingen Schiebfächer durch den ganzen Bau; in den Seitenflügeln befanden sich Betten, deren geringe Länge durch die Tiefe von etwa 4 Fuß ersetzt werden sollte. Sie waren bedeckt mit riesigen, centnerschweren Federbetten, in weiß und blau gestreiften sauberen Bezügen, und bedeckt mit einem reinlichen Laken; hatte man diese thurmhohe Lagerstätte erklettert, so war es eine Mühe die Wucht der Deckbetten auszuhalten und die Hände über dieselben auszustrecken, denn es fehlte nicht viel, so hätten sie das durchbrochen gearbeitete Dach dieses Bettschrankes, das ebenfalls Schiebfächer enthielt, berührt. Die Thüren des zwischenliegenden Schrankes waren mit Bibelsprüchen und den Namen des Besitzers und der Besitzerin beschrieben, und unter ihnen befand sich eine Bank an den Schrank befestigt, um die Betten zu besteigen. An der noch übrigen Wand waren außer einem großen Eisenofen noch drei Holzschränke, und links und rechts von der Thür zwei kleinere mit Glasfenstern und Gardinen versehene aufgestellt; jene enthielten in größter Menge und Ordnung Wäsche, Bettüberzüge mit Franzen und Spitzen, Kleidungsstücke, Tuche und Linnen, diese massiven Silberschmuck, Schalen, Trinkgeschirre mit heiligen und profanen Bildern und Inschriften, Schaumünzen, Bernsteinzierathen u. s. w. Zwischendurch hingen an den Wänden Küchengeräthe zierlich aus Holz geschnitzt und hell polirt, und auf Brettern stand eine reiche Anzahl von irdenem Geschirr und englischem Porcelan.

Die Möbel bestanden aus einer langen und schweren Tafel, die längs den Fenstern stand, und vor der sich zwei ähnliche lange Bänke und eine kleine höhere befanden; mitten über derselben hing von der Decke herab eine ungeheure reich verzierte Laterne von Glas und Messing, und ihr zur Seite zwei große messingene Kronenleuchter zu acht Lichtern, mit Silber, Flitter und Glasperlenschmuck bedeckt. Sechs Stühle, sehr plump aus einem Stück Baumstamm so gefertigt, daß Rücken- und Seitenlehne und Sitz ausgehöhlt waren, standen im Zimmer vertheilt. Ihr Anstrich war meist hellblau und roth, und auch sie trugen Sprüche und Bilder; auf den Sitz war gepreßtes und vergoldetes Leder aufgenagelt. Um ein solches Ungethüm zu transportiren, mußte man es schräg legen und drehen. Aehnlicher Reichthum, wie er hier in dem Gastzimmer aufgethürmt war, füllte die obern Hausräume, und gern und willig zeigte man uns dieselben, ohne daß es einer unangenehmen Prahlerei glich. Es ist dieses zur Schaustellen ihres Besitzes, wie das Aufhängen eines blanken Kupferkessels für je 1000 Species baares Geld, und viele andere kleine Züge der nordischen Gebräuche starker Beweis einer vollkommen arglosen Rechtlichkeit, und diese wieder ein lobendes Zeugniß der herrschenden Sitten.

Mit meinen Genossen vereint genoß ich den wollüstig kühlen Abend in der von den goldenen Strahlen der scheidenden Sonne mit magischem Rosenroth beleuchteten Gegend, die uns überdieß ein schwelgerisches Mahl darbot, in der leicht und in Fülle zu findenden Molterbeere. Es ist dieß eine nordische Brombeere, mit niedrigem langrankendem Strauchwerk, kaum von der Höhe eines ordentlichen Busches und brandgelben oder aprikosenfarbigen Früchten von der Größe einer Maulbeere, die aus verschiedenen kleinen Beerchen zu einer größeren verbunden sind. Mit Milch und Zucker genossen sind sie eine wahre Götterkost, und die aus Nord-Schweden bekannte Ackerbeere — eine kleinere Brombeerart — ist gar nicht mit ihr zu vergleichen; überdieß soll sie antiscorbutische Kräfte haben und überall, selbst auf den Torfmooren des höchsten Norden — sich vorfinden. Eine andere Beere brachte mir mein Führer Johannes, und ersetzte durch die liebenswürdige Freundlichkeit, mit der er sie für mich gepflückt hatte, den ihr mangelnden höheren Wohlschmack. Es ist eine wildwachsende Erdbeere mit einer sehr großen weißen Frucht, die nur selten rothe Bäckchen zeigt, und bei weitem nicht so aromatisch als unsere deutschen Walderdbeeren, sondern mehr wie die Gartenerdbeere schmeckt; ihr Name ist Nackebär. Ein anderes Geschenk dieser Natur, auf welches er mich bei dem Spaziergange in der Nähe des Gehöftes aufmerksam machte, war das liebliche Veilchenmoos, das, noch stärker duftend als dieselbe Gattung auf der Schneekoppe, in großer Menge an den die einzelnen Feld- und Wiesenstücke umgebenden Steinzäunen wuchs. Solcher Einzäunungen findet man hier überall und zwar sehr hohe, damit die häufig aus den Bergen hervorbrechenden Wölfe sie nicht überspringen können; unten sind sie hierbei oft ohne den geringsten Schaden offen, denn eigenthümlicherweise geht der Wolf selbst wenn er es bequem kann, nie kriechend durch ein solches Loch, möglicherweise aus Furcht in eine Falle gerathen zu können. Ein entsprechender Brauch, gleichfalls auf die Vorsicht des Wolfes deutend, ist es, an der Chaise einen langen Strick herabhängen und nachschleppen zu lassen, der dem Thiere für eine Schlinge gilt, und es so in ehrerbietiger Ferne hält.

Der Besitzer des Hofes und die Seinen zeigten sich treuherzig und freundlich gegen uns, und kamen uns mit biederem Gruße und derbem Handschlag entgegen, doch hatten wir durch ihre Neugier und stete Fragen mancherlei Geduldsproben zu bestehen; wie in allen Gebirgsgegenden ist die stehende Anrede das trauliche Du.

und verlangen sie jede Erwiederung auch in diesem Tone. Unter den dienenden Mägden fanden wir hier in Stena Eredotter ein so blühend schönes Mädchen, daß der Schmutz, von dem sie starrte, nicht vermochte ihrer Schönheit Abbruch zu thun, und einer der Freunde sich sogleich entschloß sie zu zeichnen. Originell war die Art wie sie das Anerbieten aufnahm; anfangs weigerte sie es erschreckt, dann von dem Bauer belehrt, stand sie mit fast frommer Andacht und geängstet wie ein Opferlamm still, und nachdem ihr das vollendete und gelungene Bild gezeigt, betastete und berührte sie dasselbe, lachte und jubelte laut auf, und anerkannte das Gelingen durch die lobende Bemerkung: „Han er en snild fyr." (Er ist ein schlauer Junge). Das uns bereitete Abendmahl bestand aus trefflicher kalter Küche, mit Ausnahme des Spidskeöd, einem großen Stücke gedörrten, halbrohen, durch seine braune Farbe, Zähigkeit und unangenehmen Geruch an Gutta-Percha erinnernden Stück Rindfleisches, für das aber der verschiedenartig bereiteten Lachse, kleine und große Forellen, Sardellen, die in der Bucht von Christiania gefangen und mit spanischem Hopfen bereitet werden, der Myfu-Ost und Myfu-Smör, frische aus Molken bereitete Arten von Käse und Milchzucker von bräunlicher Farbe und süß und angenehmem Geschmacke, und namentlich der Gammel-Ost entschädigten, welcher letzterer aus saurer Kuhmilch bereitet wird und je älter je vorzüglicher schmeckt, auch in jedem Hause in jahrealten Vorräthen gefunden wird. Zu dem in einem silbernen Becher credenzten Branntwein oder dem Biere in einer hölzernen Schale greift mit der größten Unbefangenheit jeder im Zimmer Befindliche oder Eintretende, setzt sie an den Mund und wischt diesen erst nach dem Trunk mit dem Handrücken ab. Bald nach dem Nachtmahle suchten wir die Ruhe in den Betthürmen.

Amerikanische Notizen.

Kalbs Nachkommen in Amerika. Nichts ist erklärlicher als die jammervolle Erscheinung der Unions-Repräsentation, mit ihrer Corruption und ihrem gänzlichen Mangel an Hingebung fürs allgemeine Beste. Die schwache Menschheit bedarf zu ihrer Erhebung der Sporen und Stützen; statt dessen zeigt sich entmuthigender Mangel an Erkenntlichkeit, neben allgemein hervortretender Selbstsucht. Sogar gegen Verstorbene, die sich dem Gemeinbesten hingegeben, zeigt sich grobe Undankbarkeit, wie wir aus dem Benehmen der Unions-Repräsentanten gegen die Hinterlassenen des durch die amerikanischen Revolutionskriege berühmt gewordenen Generalmajors von Kalb eclatant ersehen.

Dieser Held hatte, als er nach Amerika zog um sich dem dasigen Befreiungskampfe anzuschließen, eine Gattin, zwei Söhne und eine Tochter in Frankreich zurückgelassen. Sein ältester Sohn wurde unter Robespierre's Schreckensherrschaft guillotinirt, während sein Bruder Soldat unter Napoleon war und sich nach der Restauration in Dürftigkeit auf das Dörfchen Milon bei Paris zurückzog. 1819 richtete er eine Petition an den Congreß zu Washington, worin er um Auszahlung des rückständigen Gehaltes seines Vaters von 2434 Doll. bat, den ihm die Bücher des Schatzamtes der Vereinigten Staaten auch creditirt hatten. Der Congreß ließ den Anspruch unberücksichtigt, dessen Gerechtigkeit außer allen Zweifel gestellt erschien.

Die Enkel Kalbs, arme Landleute, petionirten darauf 31 Jahre lang vergebens. Präsidenten erinnerten in ihren Botschaften an die Forderung, Gesandte Frankreichs empfahlen ihn in ihren Mittheilungen an das Staatsdepartement der Berücksichtigung, legislative Ausschüsse berichteten zu seinen Gunsten, erst unter Taylors Administration wurde diese Schuld neben dem siebenjährigen Gehalte, den eine Congreßacte den Wittwen aller auf dem Schlachtfelde gebliebenen Offiziere gewährleistet, ausbezahlt. Zu dem Monumente aber, welches der Congreß dem Andenken Kalbs im Jahre 1780 votirte, soll noch der erste Stein gelegt werden.

Die Nichtbezahlung der Schuld erklärt sich aus deren geringer Summe, die nicht hinreichte, um gehörige Bestechungssummen an deren Auszahlung verwenden zu können. Das Monument anlangend, so war Kalb ja kein Engländer! die Deutschen und andere nicht englische Narren, welche ihr Wissen, ihre Kunst, ihre Tapferkeit und gar ihr Leben der „Muster-Republik" widmen, müssen gefaßt darauf seyn, vom „jungen Riesen" dafür genasenstübert zu werden, wie vor kurzem ein Deutscher in Cincinnati von einem anglo-amerikanischen Rangen genasenstübert wurde, den er vor dem Ertrinken im Ohio errettet hatte. Weil der Knabe sich an den rettenden Schwimmer geklammert hatte, gab dieser ihm einen Tritt, um ihn los zu werden und seine Rettung vollbringen zu können. Auf trockenem Grunde angekommen, schüttelte der Junge seine Kleider, blickte seinem Retter trotzig ins Gesicht und schrie ärgerlich: „Warum zum Teufel gabt ihr mir einen Tritt, ihr verdammter Dutschman?"

Wo die Distel der Selbstsucht gesäet wird, da wächst keine edlere Pflanze nach! Die edleren Eigenschaften des Menschen wollen sorgsam gepflegt und herangebildet seyn; in der schrankenlosen Willkür gedeihen sie nicht. E. P.

Der reichste Mann Virginiens. In einem virginischen Blatte wird berichtet: „Als ich Hrn. Hairston vor ungefähr zwei Jahren in Pittsylvania besuchte, besaß er zwischen 1600 und 1700 Sklaven. Er hat ferner Aussicht in kurzer Zeit 1300 Sklaven von seiner Schwiegermutter zu erben, deren einzige Tochter er geheirathet hat. Sie arbeiten schon jetzt auf seinen Besitzungen, so daß er gegenwärtig an 3000 Sklaven unter seiner Aufsicht hat. Der jährliche Zuwachs beträgt ungefähr 100 Köpfe, so daß er jedes Jahr eine neue Pflanzung kaufen und mit seinen eigenen Sklaven besiedeln kann. Die meisten seiner Pflanzungen liegen in Patrick- und Henry County Virginiens, noch besitzt er auch in Nord-Carolina große Strecken Landes. Sein Landbesitz in Stokes wird allein auf 600,000 Doll. geschätzt; sein ganzes Vermögen wird verschieden, bald auf drei, bald auf fünf Mill. Doll. veranschlagt. Ich halte die letztere Schätzung für die richtige. Man sollte glauben, ein einzelner Mann könne unmöglich einen solchen Grundbesitz verwalten, allein ich habe mich überzeugt, daß Hr. Hairston seine Angelegenheiten so regelmäßig und sicher besorgt als hätte er einer ganz kleinen Pflanzung vorzustehen. Seine Aufseher müssen ihm über alle Ausgaben und Einnahmen auf jeder Pflanzung genau Rechnung ablegen. Die Nahrung und Kleidung seiner Neger wird sammt und sonders auf den Pflanzungen selbst erzeugt, und der Ertrag seiner Tabakernten wirft ein ungeheures jährliches Einkommen ab, abgesehen von der Vermehrung der Neger, die gleichfalls ein reiner Gewinn für ihn ist.

Was seinen eigenen Wohnsitz anbelangt, so habe ich in den 15 Staaten der Union, welche ich bereiste, nichts Aehnliches gesehen. Mit seinen Gärten halten selbst die paradiesischen Anlagen auf dem Mississippi-Delta keinen Vergleich aus. Ein Prediger, der seit vielen Jahren in der Nähe sein Amt ausübt, schließt immer seine Beschreibungen vom himmlischen Paradiese mit den Worten: „Kurz es ist dort ebenso schön als in Hrn. Hairston's Gärten;“ und einer unsrer Bekannten, der zum erstenmal nach Washington reiste, schrieb in seiner ersten Begeisterung über die Schönheit der dortigen öffentlichen Anlagen: „Sie sind beinahe so schön wie der Park Samuel Hairstons.“ Hairston selbst ist ein schlichter, bescheidener Mann, der noch nie mit seinem Reichthum groß that; daher kennt man ihn auch kaum außerhalb des Staates, während der Reichthum viel „leichterer“ Leute in der ganzen Union von sich reden macht. Wm. B. Astor, der für den reichsten Mann in der Union gilt, hat nur ungefähr 4 Mill. Doll., und der Reichthum unserer großen Kaufleute wird bedeutend überschätzt, während Hairstons Vermögen in solidem Grundbesitz besteht, der jeden Augenblick zu Geld gemacht werden kann. Hairston stammt aus Henry County in Virginien, und seine Verwandten gehören eben auch nicht zu den armen Leuten. Einer seiner Brüder Marschall Hairston besitzt 700 Neger, ein anderer Robert 1000 in Mississippi und ein dritter Harris ungefähr 600 ebendaselbst.“

E. P.

*

Papierverhältnisse in Amerika. Die Papiereinfuhr hat sich in den Vereinigten Staaten Nordamerika's von Jahr zu Jahr gesteigert; sie stieg von 146,790 Doll. 1840 auf 496,563 D. 1850, während die Ausfuhr von 121,597 D. 1846 auf 99,696 D. 1850 sank. Das ist auch sehr natürlich; denn während sich die Zufuhr der Hadern nicht vermehrt, stieg namentlich der Bedarf an Druckpapier sehr ansehnlich.

Gegenwärtig haben die Vereinigten Staaten 750 Papiermühlen, und es wird angenommen daß durchschnittlich in jeder vier Maschinen im Gange seyen, die jede täglich 300 Pfd. Papier produciren, was im Jahre 270,000,000 Pfd. ausmache, zu einem Productionswerth von 27 Mill. Doll.

Durchschnittlich sind auf 1½ Pfd. Hadern 1 Pfd. Papier zu rechnen, weßhalb obige Fabrication einen Hadernbedarf von 405 Mill. Pfd. voraussetzt, was etwa 16 Mill. Doll. Kosten beträgt, wenn der Hadernpreis zu 4 Cents das Pfd. angenommen wird. Dazu treten dann noch 3,375,000 Doll. Arbeitskosten, 1¼ Cent auf das Pfund veranschlagt.

Fernere Kosten für Metalltücher, Bleichungsprocesse, Maschinerie, Feuerung, Capitalsinteressen u. s. w. sind auf etwa 4 Mill. D. anzuschlagen. Der Hadernmangel hat bereits zu allerlei Versuchen geführt, dieß Material zu ersetzen. Der „Philadelphia Ledger“, ein Blatt mit fast 50,000 Auflage, wird bereits auf Papier aus Stroh gefertigt — gedruckt, wovon das Pfd. nur neun Cents kostet, während etwa 12 Cents für ähnliches Zeitungspapier gezahlt werden. Dem Strohpapier fehlt es aber an Weiße. Ferner liegen recht gelungene Versuche von Dr. Antisells Heu-Papier vor, und eine Pflanze des Südens „Okra“ genannt, soll sich vortrefflich zur Papierfabrication eignen. Von Jamaica wurde hieher geschrieben, daß dort starke Bestellungen auf verschiedene vegetabilische Stoffe aus den Vereinigten Staaten eingetroffen seyen, die zur Erzeugung von grobem Umschlag- und Packpapier verwendet werden sollen, und in der That zeigt sich hier in New-York bereits eine Menge aus Hadern fabricirtes Papier, das zu Verpackungszwecken verwendet wird.

Dadurch dürfte allerdings die seitherige Steigerung des Preises der Hadern verhindert werden, auch wenn Hadernpapiere für gewöhnliche Druck- und Schreibpapiere in Gebrauch bleiben sollten.

E. P.

Fortschritte der Auswanderung aus Irland. Man glaubte in neuerer Zeit eine Abnahme der Auswanderung zu bemerken. Ballinasloe Star — eine gemäßigt conservative Zeitung — stellt, wie aus folgendem zu ersehen, eine gerade entgegengesetzte Ansicht: „wir haben noch nie von so ausgedehnten Zurüstungen gehört, wie sie jetzt von zahlreichen Personen, die eine Auswanderung beabsichtigen, gemacht werden. Es sind nicht allein mehr die Vereinigten Staaten und Canada, die von irischen Auswanderern angefüllt werden, am meisten scheint Australien diejenigen anzuziehen, welche die Reisekosten aufbringen können. Aus der Umgebung von Ballinasloe, Lawrence-Town, Kiltormer und Eyrecourt hören wir von vielen, welche Vermögen und alles was sie brauchen, besitzen und doch ihr Glück auf der südlichen Halbkugel suchen wollen, und die selbst nicht die Aussicht auf eine überaus reiche Ernte zum Verbleiben im Lande veranlassen konnte. Die ackerbautreibende Classe scheint hier ganz verblendet zu seyn, denn sie verlassen ihr Vaterland, gerade als ob sie ein über demselben schwebendes Unglück fürchteten, mit einer in den Annalen der Geschichte noch nicht vorhanden gewesenen Hast. Wohl mögen wir ausrufen: „Wie soll das enden?“ So lange sich die Auswanderung bloß auf das Landvolk beschränkte, welches in großem Maße von seinen bereits über dem atlantischen Meere wohnenden Freunden unterstützt wurde, fühlten wir uns weniger beunruhigt. Nun aber, wo eine beträchtliche Anzahl junger Männer und Frauen von Stande und Vermögen sich anschickt die Heimath zu verlassen, bemächtigen sich unser ernste Bedenken, wie eine solche Bewegung für das Landwohl enden mag. Unsere Märkte sind bereits wenig besucht und in entfernteren Districten stehen die römisch-katholischen Capellen halb verlassen, während in den Straßen mancher Landstadt sich eine Kartätschenkugel ohne bedeutenden Verlust an Menschenleben zu verursachen, entladen könnte. Seit sich das Land von den Wirkungen der Hungersnoth zu erholen anfing, hat der Geist der Auswanderung unter dem Landvolk zugenommen. Es muß in der That ein solches Zeichen von Ruhelosigkeit eines Volkes, das doch in Wohlstand und nicht in zu gedrängter Masse lebt, befremden. Es kann nicht anders seyn als daß im socialen Haushalt des Landes sich ein Etwas findet, das von Grund aus unrecht ist — ein chronisches Uebel, welches die politische Erfahrung weder enthüllen noch gar ausrotten konnte.“ Wir denken England dürfte wohl nicht gar zu weit suchen, um an die Wurzel des Uebels zu rühren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 45. 10 November 1854.

Die eingeborne Bevölkerung Ostindiens.

Von Prof. Spiegel.

Es war eine große in ihren Folgen wichtige Entdeckung der indischen Philologie, daß das sanskritredende indische Volk, dasselbe, das wir für verwandt mit uns halten, nicht vom Anbeginn her in Indien heimisch, sondern erst in Zeiten dort eingewandert ist, welche nahe dem Zeitraume liegen in welchem eine gesicherte Geschichte beginnen kann. Die Möglichkeit, das Vaterland des gesammten Sprachstammes, den wir den indogermanischen nennen, nach Indien zu setzen, fiel hinweg, und es muß ein anderes bis heute noch nicht bestimmbares Land gefunden werden, in welchem jenes Urvolk seinen Sitz hat, dem alle die zahlreichen indogermanischen Stämme ihren Ursprung verdanken. Von diesem ursprünglichen Sitze der Indogermanen hinweg muß sich die Fluth indogermanischer Auswanderung in zwei Strömen, nach Westen und nach Osten, ergossen haben. Hier wie dort traf ein gleiches Schicksal die Urbewohner der Länder, welche die neuen Ankömmlinge vorfanden und bezwangen. Einmal besiegt, beugten sie sich entweder als Knechte unter ihre höher begabten Sieger, gingen als selbständiges Volk unter, indem sie nach und nach die Sprache und Sitten ihrer Sieger annahmen, aber auch manche ihrer Eigenthümlichkeiten dem siegreichen Geschlechte mittheilten und dadurch zum Gemeingute machten. Oder sie zogen sich in Landstriche zurück, welche die Begierde der Sieger nicht anlockten, in die rauhen, kalten Gebirge des Nordens, in die sumpfigen und ungesunden Thäler am Fuße der Gebirgsketten. Dort hielten sie sich oftmals Jahrtausende hindurch verachtet aber wenig angefochten, und bewahrten im Ganzen treu die ihnen angestammte Sitte und Sprache.

Es ist natürlich und begreiflich, daß die europäische Wissenschaft bei der Erforschung Indiens ihre Aufmerksamkeit zunächst dem siegreich eingewanderten Stamme, der sanskritredenden Bevölkerung zuwandte und die Wanderungen desselben mit Interesse verfolgte. Von Westen her — so lehrte uns das Studium der ältesten Monumente des indischen Geistes — zog das sanskritredende Volk zuerst in die fruchtbaren Gefilde des Fünfstromlandes (Penschab) und von da weiter ostwärts, die Gegend zwischen dem Himalaya und dem Vindhyagebirge ausfüllend, die Eingebornen von den Ebenen in die Gebirge zurückdrängend. Die Sumpflandschaften am Fuße der beiden genannten Gebirge, die theils waldigen und unergiebigen theils kalten Gebirgslandschaften erregten den Neid der Sieger um so weniger, als die Masse ihrer Völkerschaften eben hingereicht zu haben scheint, um die Theile Nordindiens auszufüllen, die sie noch innehaben. Noch in historischer Zeit ist das Meer im Osten und Westen, der Vindhya aber im Süden die Gränze, über welche die sanskritredende Bevölkerung nicht hinausgeht. Selbst später, als die Masse des Volkes gewachsen war und Lust zu neuen Wanderungen sich regte, zog man es vor, die Eingebornen im ungestörten Besitze ihrer Waldwildnisse zu lassen und jenseits derselben in den lockenden Tropenländern Südindiens neue Colonien anzulegen. Auf diese Weise ist die sanskritische Bevölkerung und Sprache auch nach Südindien vorgedrungen, aber diese Vorposten der sanskritredenden Inder waren mächtiger durch ihre Gesittung als durch ihre Anzahl. Sie vermochten zwar bis auf die äußerste Spitze Südindiens ihre Cultur zu verbreiten, aber ihre Zahl war zu gering als daß die südindische eingeborne Bevölkerung in derselben Weise in ihr aufgegangen wäre, wie ehemals die nordindische. Die südindische Bevölkerung ist in allen Gattungen der Literatur von der nordindischen gänzlich abhängig, sie schuldet ihr eine Menge von Ausdrücken, aber der Charakter der Sprachen ist unangetastet geblieben und das fremde Element hat sich demselben fügen müssen.

Nachdem sich einmal die sanskritredende Bevölkerung in den neuen Wohnsitzen festgesetzt hatte, blieb die alte in ihrer Zurückgezogenheit ungestört und ziemlich unberührt von allen den Wechselfällen des Schicksals, welche Indien bis auf die neueste Zeit betroffen haben. Einzelne solcher Völkertheile wie die Khands haben selbst die Engländer erst neu wieder entdecken müssen, wie wir dieß früher in diesen Blättern mitgetheilt haben (vergl. Ausland 1849, Nr. 10 — 16.). Erst in neuerer Zeit fängt die Wissenschaft ernstlich an sich mit dieser eingebornen Bevölkerung zu beschäftigen, die Kenntniß ihrer Sprachen und Sitten sich zu verschaffen, und namentlich ist es erfreulich, daß Engländer mit Eifer sich dieses Studiums bemächtigt haben, da ihnen in der That die beste Gelegenheit gegeben ist, dasselbe zu fördern. Verschiedene Gründe vereinigen sich, die Lebensumstände dieser so lange ganz unbeachteten Glieder des anglo-indischen Reiches mehr in den Vordergrund treten zu lassen; der Wunsch diese Völkerschaften zum Christenthume zu

belehren; das Verlangen, sie endlich einmal dem Zustande des tiefen Elendes und der Versunkenheit zu entreißen, in dem sie so lange geschmachtet haben; die Nothwendigkeit endlich für die Regierung, sich um alle ihre Unterthanen gleichmäßig zu bekümmern. Unter den Wissenschaften aber kann keine diesen Forschungen mit größerer Aufmerksamkeit folgen, als die vornehmlich von W. v. Humboldt gegründete, immer mehr unter uns aufblühende Linguistik oder allgemeine Sprachwissenschaft. Ohne eigenthümliche Bildung, zum Theil ohne alle Literatur würden diese Völkerschaften zu keiner Zeit das Interesse der Philologen in hohem Grade in Anspruch genommen haben, welche das Studium der Sprache nur als ein Mittel betrachten, um den Zustand der geistigen Cultur bei diesem oder jenem Volke zu erforschen. Der Linguist aber, dessen Aufgabe es ist, die Sprache um ihrer selbst willen als eine Aeußerung des menschlichen Geistes zu verfolgen, mußte mit Interesse sein Augenmerk auf eine Classe von Sprachen richten, die bisher gänzlich unbekannt und deren eigenthümlicher Bau einleuchtend genug war. Dazu kommt, daß auch eine andere gleichfalls noch junge Wissenschaft die Ergebnisse der Linguistik mit Interesse verfolgt und diese Wissenschaft als ihre treueste Bundesgenossin ansieht. Dieß ist die Ethnologie. Wie die Linguistik alle Sprachen, so umfaßt die Ethnologie alle Racen mit gleicher Liebe, und es wird daher auch ohne weitere Ausführung klar seyn, wie diese beiden Wissenschaften sich mannichfach berühren und gegenseitig aufzuklären vermögen. — Wenn nun die Erforschung der Sprachen der eingebornen Bevölkerung in Indien und mithin unsere Kenntniß der damit zusammenhängenden historischen Fragen über die Herkunft und gegenseitige Verwandtschaft der einzelnen Völkerschaften noch nicht so weit vorgeschritten ist als es wünschenswerth und wohl auch möglich ist, so liegt die Schuld theils an der geringen Anzahl der Arbeiter auf diesem Felde, theils in der Schwierigkeit auch nur der nöthigsten Hülfsmittel habhaft zu werden. Bloße Wörterverzeichnisse reichen nicht aus, um die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der einzelnen Völkerschaften zu erkunden, und tiefere philologische Forschungen sind nicht Jedermanns Sache. Die meisten Nachrichten über diesen Gegenstand verdankt man dem unermüdlichen Eifer Hodgsons, des langjährigen brittischen Residenten in Nepal, der nicht nur selbst sammelte, wozu ihm bei seiner Stellung die Gelegenheit geboten war, sondern auch durch ausgedehnte Correspondenz von weit abliegenden Völkern und ihren Sprachen sich Kenntniß zu verschaffen suchte. [1] Die Ergebnisse sind immerhin schon interessant genug, um sie auch zur Kenntniß des größeren Publicums zu bringen.

Der kalte Himalaya mit seinen Schneebergen ist den indischen Eingebornen ebenso unverwehrt geblieben als der kalte Norden Europa's den Finnen und Lappen. Man hat erst neuerdings entdeckt, daß ein bestimmtes System in dieser merkwürdigen Gebirgsmasse waltet und dieselbe im Großen und Ganzen aus drei übereinander liegenden Gebirgsketten besteht. In ihrer Beziehung zu Indien hat man sie mit einer Hand verglichen, deren fünf Finger gegen Indien hin ausgebreitet sind. Zwischen je zwei dieser Finger ist das Gebiet eines Stromes zu setzen, der nach Indien hinabfließt und seinen Wasserreichthum von den Bergketten bezieht, die ihm zur Seite stehen. Alle vier Ströme aber werden wiederum vom Ganges verschlungen, der ihre gesammte Wassermasse dem Meere zuführt. Im Osten dieser vier Ströme beginnt mit der Manasa das Quellgebiet des Brahmaputra, westlich mit dem Satadru (Setledsch) das Stromgebiet des Indus. Zwischen diesen beiden Stromgebieten ist Indien eingeschlossen, und im Norden desselben erstreckt sich der Himalaya in einer Länge von 1800 (engl.) Meilen und in einer durchschnittlichen Breite von 90 Meilen. Die dreifache Abstufung des Himalayagebirges, die wir eben erwähnt haben, bedingt drei übereinander liegende klimatische Abstufungen, von denen die höchste von 16,000 bis 10000 Fuß über der Meeresfläche liegt, die zweite von 10000 bis 4000 Fuß, die niederste endlich von 4000 Fuß bis auf die Ebene herab. Jede dieser Abstufungen hat durchschnittlich eine Breite von 30 Meilen. Die oberste Region bewohnen die Bhotiyas, die in verschiedene Zweige zerfallen, als Rongpo, Siena, Serpa u. s. w. In die zweite Abstufung theilen sich verschiedene Völker. Innerhalb des Stromgebietes des Brahmaputra begegnen wir den Mischmis, Bors, Abors, Akas u. a. Das Stromgebiet der Tista ist das Vaterland der Djong-Mare, Chepa oder Lepcha. An der Kosi wohnen die Kirantis und Limbus, zwischen der Kosi und Gandaki die Sancars, Gurungs, Magars. So vertheilt Hodgson diese Völkerschaften, bemerkt aber dabei ausdrücklich, daß es bei der wandernden Lebensart dieser Stämme schwer sey ihre Wohnplätze fest zu bestimmen, und daß man oft unvermuthet Theile derselben an Orten träfe, die weit von ihrem eigentlichen Aufenthaltsorte entfernt sind. In der niedersten Region des Himalaya endlich findet man Namen wie Koech, Bodo, Dimal, Mecha, Kichak und mehrere andere. Diese Stämme haben sich dann auch weiter gegen Süden in die sumpfigen Ebenen verbreitet, die man das Tarai nennt.

Alle diese genannten Stämme gehören, so viel man bis jetzt ermitteln konnte, dem tibetischen Sprachstamme an; bei einzelnen derselben, wie den Limbus und Murmis, hat sogar die Tradition noch Erinnerungen an Wohnsitze im Norden erhalten. Wann die Einwanderung stattgefunden habe, ist schwer zu sagen, einzelne Namen dieser Völkerschaften finden sich schon im indischen Epos Mahabharata. Als sicher läßt sich bloß angeben, daß diese Trennung vor der Einführung des Buddhismus in Tibet (7 Jahrh. n. Ch.) fallen müsse, denn an den Ausdrücken, welche indische Civilisation und Religion dorthin gebracht hat, nahmen diese Völkerschaften keinen Antheil. Wenn man aber früher vermuthet hat, [1] die Sprachen dieser Eingebornen möchten wohl mit den südindischen verwandt seyn, so daß ursprünglich Indien nur von Völkern Eines Stammes bevölkert gewesen wäre, deren einzelne Glieder durch die sanskritische Einwanderung nur zersprengt worden seyen, so läßt sich schon jetzt behaupten, daß dieses nur unter gewissen Einschränkungen wahr seyn könne.

---

[1] Die Arbeiten Hodgsons bilden eine Reihe von Artikeln in dem Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen. Ein Resumé findet man in dem eben erschienenen Werke unseres gelehrten Landsmannes Max Müller: Letter to Chevalier Bunsen, on the classification of the Turanian languages.

[1] So noch neuerdings Briggs im Journale der Londoner asiatischen Gesellschaft. (Vol. XIII. p. 275. 302) An der letzten Stelle werden übrigens Berufungen auf competente Kenner der südindischen Sprachen (Ellis [illegible]) mitgetheilt, welche sich beifällig über diese Spracheinheit geäußert haben. M. Müller erklärt sich mit erheblichen Gründen dagegen a. a. O. p. 104.

Allerdings mögen im weiteren Sinne die südindischen Sprachen zu demselben Stamme gerechnet werden, aber sie bilden dann immer eine Classe für sich, denn an grammatischer Entwicklung sind sie den Völkern am Himalaya weit voraus, und diese grammatische Ausbildung muß sich schon aus früher Zeit herschreiben, denn sie ist der feste Kern in allen südindischen Sprachen, muß also schon älter seyn als die Trennung derselben. Von einem so entwickelten Systeme finden sich aber in den Sprachen am Himalaya keine Spuren, und man darf es als eine Thatsache annehmen, daß bisher keine Sprache im Gebiete des Himalaya entdeckt worden sey, die enge mit den südindischen verbunden wäre, sondern daß diese alle ihrem Baue nach an die tibetischen sich anschließen. Aber auch jenseits des Himalaya erstreckt sich, wie die neueren Forschungen gelehrt haben, das Gebiet der tibetischen Sprachen weiter als man geglaubt hatte; doch ist nach Hodgsons eigenem Geständnisse das für diese gesammelte Material weniger zuverlässig als für die übrigen Sprachen. Tibet, das im Norden von dem Kuelungebirge, im Süden vom Himalayagebirge begränzt ist, wird durch eine dritte hohe Kette getheilt, die Hodgson „Nyenchhen-thangla" nennt. Sie bildet die Gränze zwischen Norden und Süden oder zwischen den nomadischen und civilisirten Bewohnern von Tibet. Zwischen dieser Kette und den nördlichen Gränzen Tibets wohnen drei Nomadenstämme: die Horpa im Westen, die Sokpa im Osten, die Drokpa in den mittleren Gegenden. Die Horpa (Khor bei Ritter) reichen in die kleine Bucharei und Dsungarei hinüber, wo sie Igur genannt werden. Die Sokpa erstrecken sich bis an den Kokonor, ihre Gegend heißt Sokyeul. Nach den mitgetheilten Vocabularien gehören die Sokpas zu den Mongolen, die Horpas zu dem Bhotiyastamme. Die Sprache der Drokpa ist noch nicht bekannt. Tibetische Sprachen erstrecken sich ferner von den Sokpas an der ganzen Gränzlinie von China entlang bis nach Yunan. Die allgemeine Bezeichnung für diese Völker bei den Chinesen ist Sifan d. i. westliche Barbaren.

Aber nicht auf die Völker im Norden und Süden des Himalaya darf man den Stamm der Bhotiyasprachen beschränken, auch die Sprachen am Brahmaputra und selbst das Burmanische gehören dazu. Man hat diese Sprachen gewöhnlich zu den Thaisprachen gestellt, von welchen unten die Rede seyn wird, diese aber haben ihre eigenthümlichen Abweichungen. Diesen Zweig des Bhotiyasprachstammes hat man neuerdings den lohitischen genannt (von Lohita einem Namen des Brahmaputra). Nicht weniger als 17 solcher lohitischer Dialekte sind bis jetzt bekannt, alle von bisher wenig genannten Völkerschaften, unter denen die Karen durch ihre Bereitwilligkeit das Christenthum anzunehmen am bekanntesten geworden sind. Freilich ist auf diesem Felde auch noch viel zu thun. Der thätigste Arbeiter auf demselben ist Robinson, dem wir Wörterverzeichnisse und kurze Abrisse der Grammatik verdanken, letztere zeigen deutlich, daß der Bau in allen diesen Sprachen ein und derselbe ist. Auch die Traditionen dieser Völker, so weit sie bis jetzt bekannt wurden, weisen auf ihre Einwanderung vom Norden hin.

In ein Verwandtschaftsverhältniß, aber nur entfernterer Art, darf man auch die Thaisprachen zu dem tibetanischen Sprachstamme stellen. Thai ist der einheimische Name für Siam, Thai-phasa bezeichnet die Sprache der freien Männer. Diese Classe umfaßt außer dem Siamesischen noch die Sprache von Laos, dann Khamti, Ahom und Kassia. Diese Dialekte zeichnen sich aus durch ihre große Uebereinstimmung unter einander; neun Zehntheile, sagt ein Kenner derselben (N. Brown) sind in allen diesen Dialekten gleich, mit Ausnahme geringer Abweichungen in der Aussprache. Einer dieser Dialekte, der Ahomdialekt, ist jetzt fast erloschen. Es war dieß die Sprache der siamesischen Eroberer der Provinz Assam, die zwar eigentlich Shyan heißen, von den besiegten Assamesen aber Ahom (von skr. asama, d. i. ohne Gleichen) genannt wurden. Obwohl diese Siamesen noch jetzt einen nicht unbedeutenden Theil der assamesischen Bevölkerung ausmachen, so haben sie doch fast alle die Sprache und Religion der Bewohner von Assam angenommen, die indischen Ursprungs sind und eine dem Bengalischen nahe verwandte Sprache sprechen. Nur einige Priester verstehen noch das Ahom, sie haben neben der einheimischen Sprache auch ihre ursprüngliche Religion beibehalten. Die Sprache der Khamti ist die Sprache des obern Iravadithales. Sie hat hauptsächlich zur Vermuthung Anlaß gegeben, als seyen die siamesischen Sprachen mit denen am Brahmaputra und namentlich mit dem Burmanischen nahe verwandt. Der Dialekt der Khamti hat allerdings eine große Anzahl burmanischer Wörter aufgenommen, aber diese Entlehnungen erweisen sich als neu und fehlen dem Siamesischen und dem Ahom, das mit dem Siamesischen nahe verwandt, wo nicht ursprünglich damit identisch war. Die Sprache von Laos gehört der Provinz desselben Namens an. Nur ein Wörterverzeichniß ist bekannt gemacht. Das Gebiet der Kassiasprache wird nördlich von Assam, südlich von Silhet, westlich von den Garrobergen, östlich von Kaihas begränzt. Eine grammatische Skizze hat Robinson geliefert. Es ist bemerkenswerth, daß die Thaisprachen eine Neigung zu haben scheinen, sich gegen Norden auszudehnen, während umgekehrt der tibetische Sprachstamm von Norden nach Süden wandert.

Wir kehren nun von dieser Abschweifung nach Indien zurück, und wenden uns von den Bewohnern des Himalaya zu den Eingebornen, die in den Gebirgen Nordindiens im Vindhya und von da südwärts ihre Wohnsitze haben. Auf wie schwachen Füßen auch unsere Kenntniß der Sprachen des Himalaya in vielen Punkten noch stehen mag, von den Sprachen der südlichen Gegenden dürfen wir sie getrost scheiden. Allerdings ist die Sprache Südindiens und der an den südindischen Sprachstamm sich anschließenden Eingebornen durchweg vom sanskritischen verschieden, aber dem Baue nach sind sie weit entwickelter als die Sprachen des Himalaya, und erinnern in ihren Wendungen vielfach an das Türkische. Daß alle diese südindischen Sprachen enge verschwistert seyen, nicht nur in den Wurzeln sondern auch in den Flexionen, ist eine Thatsache, die feststeht; umfangreiche Vergleichungen von Ellis, Rost, Stevenson haben dieß erwiesen. Dagegen hat man ihnen neuerdings einige Reste von Eingebornen, die man dem südindischen Stamme schon zugezählt hatte, wieder entreißen und zu einer eigenen Sprachclasse stempeln wollen. Dieß ist nämlich ein Theil der sogenannten Kulis, unter welchem unbestimmten Namen, der in dem jetzigen Indien überhaupt jeden Lastträger bezeichnet, die verschiedensten Völkerschaften zusammengefaßt werden. Einzelne Abtheilungen der Kulis, z. B. die von Rajmahal, gehören freilich mit den Gonds zu der südindischen Sprachclasse, aber dasselbe kann nicht von den Kulis von Sinhbhum, Sontal, Bhumidj und Mundala gelten,

deren Dialekte zwar unter sich vielfache Verwandtschaft zeigen, aber keine mit den südlichen Indiern. Hodgson sieht allerdings die Verwandtschaft aller Kulis mit dem südindischen Sprachstamme für eine ausgemachte Sache an, aber M. Müller hat sich neuerdings dagegen erklärt — soweit wir nach den zugänglichen Hülfsmitteln beurtheilen können, mit Recht. Dagegen scheinen sie mit dem Volke zu Einem Stamme zu gehören, welches sich Ho, d. i. Menschen nennt, und dessen Hauptmasse in den unerforschten Gebieten im Norden und Nordosten Gondranns wohnt. Ueber sie und ihre Sprache hat Lieutenant Tickell Aufklärungen gegeben (im Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen 1846). Müller will diese Sprachreste unter dem Namen der Mundas zu einer Classe zusammenfassen, und nimmt an daß sie ein eben so vereinzelter Rest eines Sprachstammes seyen wie die Basken in Europa.

Hiernach beschränkt sich das Gebiet der südindischen Sprachen auf den größten Theil Südindiens und die Sprachen der Vindhyavölker, der Khands und Gonds, die noch vor kurzem unbekannt waren, die aber jetzt entschieden den südindischen Sprachen angeschlossen werden dürfen. Vornehmlich an den Küsten hat sich die sanskritische Bevölkerung in Südindien festgesetzt (wahrscheinlich des Handels wegen), die Mahratta- und Konkanasprache im Westen, die Uriväsprache (Sprache von Orisse) im Osten geben Zeugniß dieser frühern Colonisationen. Die vorzüglichsten südindischen Dialekte sind Tulava und Malayelan an der malabarischen Küste bis zum Cap Comorin, von da aufwärts erstreckt sich an der Ostküste das Tamil oder Tamulische bis Coimbatos; doch ist diese Sprache eine Art lingua franca in Südindien geworden, ganz so wie das Hindustani in Nordindien. Wo das Tamulische aufhört, beginnt das Gebiet der Telugusprache (Telinga), die sich bis an das Gondgebiet erstreckt. Den centralen Theil des Landes, im Osten der Tuluva, im Westen der Telingasprache nimmt das Gebiet der Karnatasprache ein. Außerdem sprechen mehrere kleinere Völkerschaften, z. B. die Todas auf dem Nilagiri ihre eigenen Sprachen. Zur Erforschung der südindischen Sprachen besitzen wir weit mehr Hülfsmittel als für die Sprachen des Himalaya. Eine ziemlich ausgedehnte Literatur hat sich in jeder einzelnen der genannten Sprachen entwickelt, und einheimische Grammatiker haben bereits ihr Wesen zu ergründen gesucht. Außer den grammatischen Formen haben sie einen großen Theil des Wortschatzes mit einander gemein, aus dem Sanskrit aber ist ein so großer Theil der Wörter herübergenommen werden, daß dieselben als fremdes Sprachgut gar nicht mehr gefühlt werden. Diese herübergenommenen Wörter erscheinen in doppelter Gestalt, und die eingebornen Grammatiker unterscheiden daher zwischen ähnlichen (tatsama) und unähnlichen (tadbhav-) Wörtern. Unter den erstern versteht man solche Wörter, die als sanskritische gleich kenntlich sind; unter den zweiten solche, die unkenntlich geworden sind. Zur Unkenntlichkeit solcher Wörter trägt vielfach bei, daß sie nicht direct aus dem Sanskrit, sondern erst aus den davon abgeleiteten Sprachen herübergenommen worden sind. Daß übrigens diese südindischen Völker ihre Bildung ganz den Nordindiern zu verdanken haben, ist bereits oben bemerkt worden.

Ueberblicken wir nun einmal die Ergebnisse dieser Forschungen für die Stellung der Ureinwohner Indiens, so werden wir folgendes als festgestellt betrachten dürfen. Wir erhalten für diese Bevölkerung zwei Sprachstämme, deren einer seine Verbreitung im Norden Indiens hat in den Thälern des Himalaya und am Fuße desselben. Sein Vaterland ist nördlich vom Himalaya zu suchen, über den diese Völkerschaften nach Indien herabgestiegen sind, zum Theil wohl erst in historischen Zeiten. Er hat aber seine Völker noch weiter gegen Süden verpflanzt, er ist nicht nur in Indien selbst über den Himalaya hinausgedrungen, sondern hat sich südöstlich von Brahmaputra und nach Burma verbreitet, und die Sprachen dieser südlichen Colonie müssen als ein eigener Zweig des tibetischen Sprachstammes, als die lohitischen Sprachen, zusammengefaßt werden. In weiterer Verwandtschaft mag der benachbarte Stamm der Thaisprachen ihnen angehören, deren eigentlicher Ursprung aber erst künftigen Forschern zu entdecken bleibt. Im eigentlichen Indien selbst begegnen wir zwei Sprachstämmen, von denen der eine, der Stamm der Mundas, ziemlich vereinzelt steht und nur wenige und unbedeutende Völkerschaften in seinen Kreis zählen kann, wogegen der südindische Sprachstamm in weiter Ausdehnung und reicher Entwicklung vor uns liegt.

Man ist aber bereits weiter gegangen. Man hat sich nicht begnügt diese Thatsachen auszusprechen, sondern auch nach einer Verknüpfung aller dieser Völkerschaften unter sich gesucht. Man hat alle diese Sprachstämme unter den turanischen Sprachstamm eingeordnet, und zwar nicht bloß darunter einen unbestimmten Namen verstanden, mit dem man solche Sprachen bezeichnet, die sich nicht unter die uns bekannten Sprachstämme der indogermanischen und semitischen einordnen lassen, sondern man hat einen bestimmten Begriff damit zu verbinden gesucht. Wie die tatarischen und finnischen Sprachen im Norden Europa's in verschiedene Sprachfamilien zerlegt worden sind, die je nach ihrer größern oder geringeren Entwicklung sich mehr oder minder von einander scheiden, darum aber doch als einer und derselben Sprachclasse angehörig betrachtet werden: so hat man auch alle die oben abgehandelten Stämme als verschiedene Familien eines und desselben Sprachstammes zusammenfassen wollen, die in unvordenklichen Zeiten Ein Volk gewesen, das nach und nach sich zerstreut, unter verschiedenen Himmelsstrichen verschieden sich ausgebildet habe. So wären denn in letzter Instanz die Bewohner des Himalaya und von Tibet nicht bloß mit den Burmanen und Siamesen, sondern vielleicht auch mit den Malayen und selbst mit den Südindiern verwandt, und die letztgenannten Sprachen würden mit ihrem fortgeschrittenen grammatischen Baue den einsylbigen Sprachen gegenüber dieselbe Stellung einnehmen, wie in den nördlichen Sprachen das Türkische gegenüber dem Chinesischen.

Sollte sich diese Ansicht bewähren, so wäre damit freilich eine Verwandtschaft aller dieser Sprachen unter einander erwiesen, aber immer noch nicht, daß sie zu der turanischen Sprachfamilie gehören. Mit dem Namen turanisch bezeichnet man nach dem Vorgange der Perser die Länder, die im Norden von Persien liegen, also die Bewohner der Steppen im Norden Asiens, und man kann dann diesen Namen auch auf die in Europa lebenden sprachverwandten

[1] Die genaueren Sprachgränzen vergl. man in Lassen: Indische Alterthumskunde I, p. 380 flg. und in einer Abhandlung von Persy on the geographical distribution of the principal languages of India im Journal der Bombayer asiatischen Gesellschaft. Junius 1853.

Geschlechter dieser Völkerschaften ausdehnen. M. Müller in seinem oben angeführten Werke geht nun noch weiter. Er will alle die oben besprochenen Sprachen unter dem Namen „südturanisch" den obigen nordturanischen entgegensetzen und Parallelen in der Entwicklungsgeschichte dieser nord- und südturanischen Völker finden. Dieser Versuch scheint uns noch etwas zu früh, denn wir müssen nicht nur, bevor ein solcher Versuch gelingen könnte, unsere Kenntniß aller dieser Sprachen sehr erweitern, sondern die Sprachkunde muß theilweise auch noch die Gesetze erst entdecken, nach welchen diese Sprachen verglichen werden müssen, da die für unsere Sprachfamilie geltenden für diesen Zweck nicht ausreichen. Aber ein Anfang zur Erforschung und Classification dieser Sprachen ist bereits gemacht, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Aufgabe endlich gelöst und dadurch ein Licht verbreitet werden wird über einen für die Sprachkunde und Ethnographie gleich wichtigen Gegenstand.

Bemerkungen über die Chinesen von Pinang.

(Nach dem „Journal of the Indian Archipelago.")

(Schluß.)

Die Kongses und Hoes. Die Chinesen von Pinang kann man in zwei Classen theilen, die Macao und Tschintscheu. Unter den ersteren sind die Kehs und Ahya's begriffen. Die letzteren sind aus Fuhkien und den nordwestlichen Provinzen. Die Kehlangs und Ahyas kommen aus der Provinz Quangtung an den Gränzen von Fuhkien. Die ersteren gehören fast alle in die Stadt Kiaying und ihre Umgebungen. Die letztern sind aus Tschan-tschau-fu und den benachbarten Städten.

Die Macao theilen sich in sieben große Kongses, d. h. Freundesgesellschaften oder Clubs, nämlich: — Sin Neng, Hiong Schan, Tschen Sang, Ku Yin Tscheu, Tschong-Far, Win Tai Kwan, und in sieben kleinere Kongses: — Nam Hoi, Sen Tak, Pe Ngwi, San Wi, San Don, Hok San, Hewi Peng.

Diese Clubs müssen von den Hoes oder Dreieinigkeitsgesellschaften unterschieden werden, von denen sie wesentlich abweichen, obschon die Europäer sie mit einander verwechseln. Kongses werden aus Männern von derselben Stadt, demselben Dorf oder demselben Bezirk gebildet, und andere Leute werden nicht zugelassen. Die obigen Titel sind die Namen gewisser Localitäten in der Provinz Quang-tung. Die sieben ersten Clubs haben Häuser mit Zimmern für ihre Kranken und Armen, die hier Kost und Wohnung erhalten und nach ihrem Tod auf Kosten des Kongse beerdigt werden. Sie haben weder geheime Eide noch Erkennungszeichen. Jedes Mitglied subscribirt nach Maßgabe seiner Mittel. Eine gewisse Anzahl wird jährlich als Güterpfleger erwählt, um Subscriptionen und die Zinse von Häusern, welche etwa dem Club vermacht werden, einzusammeln. Einer wird zum Präsidenten für das Jahr ernannt, und in seine Hände bezahlen die Güterpfleger die eingesammelten Gelder: er heißt der Lu-tschu. Am Wahltag versammeln sich die Mitglieder des Kongse im Kongsehaus, und der Name jedes Mannes wird auf ein abgesondertes Stückchen Papier geschrieben, welches man fest aufrollt und in eine Büchse legt. Ein paar Loose von der oben beschriebenen Art werden vor dem Tokong und zwar, wenn sie mit einer flachen und einer converen Seite auffallen, dreimal hinter einander in die Luft geworfen, eines der Papiere wird entrollt, und der Mann, dessen Name zum Vorschein kommt, wird der Lu-tschu für das folgende Jahr. Auf dieselbe Art werden die Güterpfleger oder Towkays gewählt. Nach beendigter Wahl wird das Bild der Schutzgottheit des betreffenden Kongse aus dem Haus des Ex-Lu-tschu in das Haus des neuen Oberhauptes gebracht, wo es 12 Monate bleibt. Die Fortführung des Bildes geht mit einer großen Procession von statten, alle Mitglieder ziehen in kostbaren Gewändern hinter dem Bilde her, das auf einer Art von Sessel geführt wird, und Kulis tragen Fahnen und Symbole. Am Abend wird das Publicum mit einem Wayang regalirt, und wenn es zufällig ein reicher Club ist, so wiederholt sich das mehrere Nächte. Die einzige religiöse Ceremonie, welche diese Clubs einhalten, ist die Anbetung der Todten einmal im Jahr, die Ceremonie gleicht derjenigen, welche einzelne Personen für sich aufführen. Ein Fremder könnte glauben, die ganze Geschichte werde bloß des Schmauses wegen veranstaltet. In der Nacht vor der Feier des obigen Festes werden Ferkel, Enten und sonstiges Geflügel geschlachtet und gekocht, und eine Musikbande spielt mehrere Stunden lang vor dem Kongsehause. Früh am Morgen wird die Speise mit Arak und andern Getränken nach dem Begräbnißplatz geschickt, und die Mitglieder folgen; nach beendigter Ceremonie essen, trinken und spielen sie. Bei einigen Veranlassungen, wenn verschiedene Kongse's zusammentreffen, entsteht oft Streit und die Schläge fallen hageldicht. Am dritten Monat dieses Jahrs bekamen der Sin Neng Kongse und der Hye San Hoe in Poh Streit mit einander, es wurden mehrere Männer gefährlich verwundet, viel Eigenthum zerstört, und die beiden Clubs verwickelten sich in einen Proceß, welcher jetzt, sechs Monate nach dem Streit, noch nicht beendet ist. Auf beiden Seiten wurde große Bosheit entwickelt: einem Mann von Hye San wurde eine sehr bedeutende Geldsumme geraubt, und einem Mann vom Sin Neng wurden mehrere ausgewachsene Bäume zerstört.

Die Tschin-tscheu-Männer theilen sich nicht auf diese Art, aber jeder Seh oder Stamm hat seinen eigenen Club, welcher genau ebenso wie die Macao-Clubs gehalten wird. Der einzige Unterschied besteht darin, daß der Tschin-tscheu-Club Macao-Männer von demselben Stamme aufnimmt, während die letzteren ausschließlicher zu Werke gehen und keinen Fremden zulassen. Es gibt sehr viele Tschin-tscheu-Kongses, die hauptsächlichsten sind: Long Say Tong, gestiftet von dem Seh Li; Leong San Tong, von dem Seh Khu; Keu Leong Tong, von dem Seh Tan; Poe Su Tong, von dem Seh Tscheah.

Die Chinesen, die auf dem Land geboren sind, haben einen Club, genannt Sip Schi Siah, sie wählen 12 Towkays oder Güterverwalter.

Außer diesen Kongses gibt es fünf Hoes oder Dreieinigkeitsgesellschaften, nämlich: Schi Hin, Ho Seng, Hye San, Tschintschin (oder Ring) To-pe-Kong. Die zwei ersteren nähern sich mehr der berühmten Dreieinigkeitsgesellschaft von China, als die drei letztern. Der Schi Hin Hoe entspricht dem Tien Teh Hoe oder der Himmel- und Erde-Brüderschaft. Das Wort Tien Teh wird auch als Name für die Gottheit gebraucht.

Die drei letzteren sind in Pinang gebildet werden und unterscheiden sich nur wenig von den andern. Alle fünf können als eine einzige betrachtet werden, nur daß sie verschiedene Namen und abgesonderte Regeln für innere Verwaltung haben; obschon einige Zeichen verschieden sind, sind sie doch allen Hoes bekannt.

Die Trennung wurde augenscheinlich aus Gründen der Convenienz von jedem Stamme veranstaltet, wenn wir aus der offenbaren Ausschließlichkeit jedes einzelnen einen Schluß ziehen dürfen.

Der Schi Hin besteht hauptsächlich aus Macao-Männern, obschon er Allgemeinheit auf ihrem Schilde führt.

Ho Seng läßt alle Classen zu, und sogar Malayen, Portugiesen, Klings und Jawi Pukans gehören ihr an.

Hye San besteht aus Keh Langs.

To-pe-kong beinahe aus allen Babas und Tschin-tscheus.

Tschintschin besteht aus Tschin-tscheus und allen Classen.

Der Schi Hin soll ungefähr 15,000 Mitglieder in Pinang und der Provinz Wellesley zählen, aber man darf diese Zahl nicht als zuverlässig annehmen, da die Angaben mehrerer Mitglieder der Hoe von 1 — 20,000 variiren. Ho Seng von 3 — 5000, Tschintschin 2 — 3000, To-pe-kong 3 — 4000, Hye San 1—2000. Frauenzimmer werden nicht aufgenommen.

Ein sehr intelligenter Malayen-Hadschi, der in der protestantischen Freischule erzogen wurde und seiner Zeit als hervorragendes Mitglied verschiedener Hoes wohl bekannt war, theilte mir folgende Einzelheiten in Betreff seiner Einweihung, des Zweckes und der Einrichtung der Gesellschaft, zu welcher er gehörte, mit. Während er mir seine Geschichte erzählte, fragte ich, ob er sich nicht scheue die Geheimnisse zu veröffentlichen, nachdem er einen Eid der Treue abgelegt habe. Er antwortete: Nein, als Mohammedaner betrachte er einen chinesischen Eid nicht als bindend, er habe ihn nicht auf den Koran geschworen, und deßhalb bekümmere er sich nichts darum. Er habe seit 3 oder 4 Jahren die Bruderschaft verlassen, weil sein Oberpriester es für religionswidrig halte ihr anzugehören, und er habe damals seine frühere Bosheit dadurch gebüßt, daß er häufig die Moschee besucht und unbedingt den Befehlen des Korans gehorcht habe. Ich kann die Wahrheit seiner Mittheilungen nicht verbürgen, gebe sie aber wörtlich. Die unten folgende Angabe des Punghulu bestätigt die Geschichte in einigen Punkten und bezeichnet den Hadschi als einen Haupteingeweihten in der Nacht seiner Aufnahme.

Wer in einen Hoe zu treten wünscht, äußert seine Absichten gegen eines der Mitglieder, das mit dem Vorstand oder Thu Ah Ku darüber spricht, der sofort seinen Namen in ein Buch einträgt. Wenn eine genügende Anzahl einzutreten wünscht, so wird die Nacht für die Einweihung festgesetzt. Wenn die Nacht kommt, versammeln sich die Mitglieder des Hoe im Hauptzimmer des Hauses, und die Candidaten werden in ein anstoßendes Zimmer geführt, jeder bezahlt 25 Cents, und sein Name wird in die Bücher des Hoe eingetragen. An der Thüre, welche in die Halle führt, stehen zwei Männer, mit Schwertern bewaffnet und in reichen seidenen Gewanden, auf welche verschiedene Figuren, Drachen, Vögel u. s. w. eingestickt sind. Hier erhalten die Candidaten jeder ein halb Dutzend brennende Joßstäbe. Sie treten hierauf paarweise bis zur Thüre vor, den rechten Arm bloß, und wenn sie Chinesen sind, ihre Zöpfe geöffnet. Sie dürfen nicht aufrecht stehen, sondern müssen in gebückter Haltung voranschreiten. Wenn sie an die Thüre kommen, richten die Wächter folgende Frage an sie:

F. Was bezweckst du durch deinen Eintritt in den Hoe?

A. Ich wünsche dein Bruder zu werden.

F. Wer hieß dich kommen?

A. Ich kam aus eigenem Antrieb, Niemand forderte mich dazu auf.

F. Warum hältst du diese Joßstöcke?

A. Ich wünsche zu beten und vor dem Hoe zu schwören, daß ich allen seinen Befehlen gehorchen will.

Die Candidaten erhalten sodann Erlaubniß in die Halle zu treten, in welcher vor dem Tokong ein gedeckter Tisch mit Schwertern steht. Ein Priester oder wenigstens ein Mann, der einen solchen vorstellt, steht zur Linken. Der Thu Aha Ku steht zur Rechten.

Der zweite Grad, genannt Ji-ko, sitzt auf Stühlen zur Rechten, der dritte Grad oder Sam-ko zur Linken. Der vierte Grad oder die gewöhnlichen Mitglieder, genannt Brüder, stehen auf beiden Seiten und vorn.

Die Candidaten werden sodann an den obern Theil des Tisches geführt und aufgefordert ihre Andacht zu verrichten. Dieß geschieht dadurch, daß sie sich drei oder viermal verbeugen und beide Hände mit den Joßstäben über ihre Köpfe emporhalten. Jeder Candidat verspricht alle Befehle des Hoe genau zu befolgen und niemanden zu enthüllen, was er sehen oder hören werde. Der Priester nimmt sodann ein großes Buch und sagt: „Du kommst unaufgefordert hieher und wünschest ein Bruder zu werden, und du hast vor Gott geschworen, daß du alle Befehle pünktlich erfüllen und nichts verrathen wollest, was du heute Nacht siehst oder hörst?“ Alle Candidaten antworten: Ja. Der Priester sagt hierauf: „Ich will jetzt die Regeln dieses Hoe vorlesen.

„Du sollst das, was bei unsern Zusammenkünften vorgeht, niemanden außer einem Bruder enthüllen.

„Du sollst einen Bruder nicht betrügen oder bestehlen. Du sollst das Weib, die Tochter oder eine Verwandte eines Bruders nicht verführen.

„Du sollst seinem Ruf keinen Schaden thun und auf keinerlei Weise seinen Seelenfrieden stören. Wenn du eine dieser Regeln verletzest, so mußt du vor den Hoe kommen, um bestraft zu werden, und du darfst unter keinen Umständen zur Polizei oder zum höchsten Gericht gehen. Der Hoe hat die Macht dich zu stürzen oder dir jede andere Strafe aufzuerlegen, die ihm beliebt.

„Wenn du irgend ein schweres Verbrechen, als Mord, Raub u. s. w. begehst, so wollen wir nichts mit dir zu thun haben. Du wirst aus dem Hoe entlassen werden, und kein Bruder wird dich in sein Haus aufnehmen.

„Wenn ein Bruder das schwerste Verbrechen begeht, so mußt du nicht gegen ihn klagen, aber zu gleicher Zeit darfst du den Justizbeamten nichts in den Weg legen, wenn sie ihn verhaften wollen.

„Wenn ein verbrecherischer Bruder von der Polizei ergriffen wird, so darfst du nicht zu seiner Befreiung mithelfen. Aber sollte der Bruder unschuldig seyn, so mußt du dir alle Mühe geben, um ihn zu befreien.

„Wenn du einen Bruder ein Signal machen siehst, so ist es deine Pflicht es zu beantworten. Thut er es, weil er eines Beistandes bedarf, so mußt du ihn gewähren (es existiren noch viele andere Regeln, aber der Hadschi hatte sie vergessen).

„Folgende Zeichen, die man dir zeigen wird, dürfen nicht verrathen werden:

„Wenn du in Gefahr stehst auf der Straße angefallen zu werden, so rolle den rechten Aermel oder den rechten Theil der Hosen auf, oder halte den rechten Arm mit ausgespreizten Fingern über den Kopf.

„Wickle deinen Zopf um den Kopf und stecke das Ende über dem rechten Ohr ein oder auf den Rücken, indem du die Quaste hinabhängen läßest.

„Wenn du mit einem Mann einen Handel machst und herauszufinden wünschest, ob er ein Bruder ist, so stoße den Artikel, um welchen du handelst, mit dem Rücken deiner Hand, wenn du mit dem Preis nicht einverstanden bist, wenn du es aber bist, so ergreife ihn mit drei Fingern der rechten Hand.

„Wenn du den Thu-ah-lu grüßest, so mußt du seinen Finger mit dem deinigen berühren. Bei einem Ji-ko und Sam-ko berühre den ersten Finger seiner Hand mit deinem Daumen.

„Wenn du einem Bruder oder einem Mitglied des vierten Grades die Hand schüttelst, so lege deinen Daumen auf den Rücken seiner Hand und deinen ersten Finger seiner flachen Hand entlang.

„Wenn du beim Eintritt in ein Haus gekannt zu werden wünschest, so setze deinen rechten Fuß zuerst über die Schwelle und schaue auf."

Ein Halstuch, das um den Nacken gelegt und vorn mit zwei Knoten gebunden wird, während man die Enden herabhängen läßt, bezeichnet ein Mitglied des Schi Hin. Dschonken haben bei der Begegnung zur See eine besondere Art ihre Segel und Flaggen zu halten, wenn sie zeigen wollen welchem Hoë sie angehören.

Nachdem alle Zeichen und Signale aufgeführt sind, deren Zahl so groß ist, daß kein Mensch sich ihrer erinnern kann, sticht sich jedes Mitglied in den Mittelfinger der Hand und läßt ein wenig Blut in eine Bowle Arak tropfen, und jeder Candidat ist genöthigt dasselbe zu thun. Hierauf trinkt jedes anwesende Mitglied aus der Bowle, und die Candidaten werden als Brüder begrüßt.

Jeder neu eingeweihte Bruder bezahlt jetzt einen Dollar und 10 Cents, bekommt ein Siegel oder eine Marke auf Seide oder Papier und ist sodann zu allen Privilegien der Brüderschaft berechtigt.

Der Schi Hin und Ho Seng sind in ihren Zeichen so ziemlich gleich.

Um sich als Mitglied des To-pe-Kong zu zeigen, zieht man die rechte Hand über den Mund, und wenn man bei einem Straßenlärm Hülfe bedarf, so hält man den rechten Arm mit geschlossener Hand empor und richtet den Daumen aufwärts. Wenn man etwas ablehnt, so schiebt man es mit der offenen Hand hinweg.

Mehrere Monate, nachdem ich die Geschichte des Hadschi gehört, war ich auf Besuch bei einem der Polizei-Tannahs auf dem Lande, und da man mir einmal gesagt hatte, daß alle mohammedanischen männlichen Einwohner des Dorfes in den Ho Seng Hoë eingetreten seyen, so ergriff ich die Gelegenheit, den Punghulu, einen sehr respectabeln Mann, den Sohn eines Hadschi, Namens Hadschi Bruni, der selbst aus Borneo gebürtig war, auszufragen. Dieser Mann hinterließ einiges Eigenthum und eine große Familie, die sehr einflußreich ist. Der Punghulu gestand ohne alles Bedenken, es sey ganz wahr, daß vor zwei oder drei Jahren alle mohammedanischen männlichen Einwohner und er selbst unter ihnen in den Ho Seng eingetreten seyen.

Sobald Abdul Gunny, der Priester, davon hörte, verfügte er sich an den Ort und ließ alle zusammenkommen. Er erklärte ihnen, daß sie durch ihre Verbindungen mit den Heiden „Kafirs" geworden seyen, und daß er, wofern sie nicht widerrufen, die Moschee schließen, den fungirenden Priester von dem Dorf wegnehmen und sie alle zusammen excommuniciren werde. Auf dieses hin entsagten sie augenblicklich dem Hoë und wurden durch die üblichen Ceremonien wieder in den Islam aufgenommen.

Folgendes ist die Erzählung des Punghulu von seiner Einweihung. Er sagte jedoch, es sey schon so lange her, und da er seitdem bei keinem Hoë gewesen sey, so könne er keinen ausführlichen Bericht über die Verhandlung oder den Eid, die Zeichen 2c. liefern. „Mit 200 oder noch mehr Malayen ließ ich mich überreden in den Ho Seng Hoë zu treten. In der Nacht unserer Einweihung versammelten wir uns auf der Pflanzung des Vorstehers dieses Hoë im Dorfe. Ein eigener Schuppen wurde beleuchtet und ein mit Speisen bedeckter Tisch vor einem Gemälde aufgestellt. Zwei Männer mit entblößten Schwertern standen am Eingang des Schuppens und hielten dieselben in Gestalt eines Triangels über ihren Köpfen empor, worauf jeder Candidat darunter hindurchzugehen hatte; sodann mußten wir schwören, daß wir keines der Geheimnisse oder Zeichen, die man uns mittheilen würde, verrathen wollten. Ich erinnere mich nur noch so viel, daß wir einander Brüder nennen mußten.

„Wir sollten dem Weib, der Tochter oder irgend einer andern Verwandten oder Freundin eines Bruders nichts zu Leide thun.

„Wenn gegen einen Bruder eine falsche Anklage erhoben würde, so sollten wir uns alle Mühe geben ihn zu befreien. Aber wenn ein Bruder auf den Grund einer wahren Anklage verhaftet sey, so solle man dem Gesetz seinen Lauf lassen.

„Bei einem Tumult und wenn man Hülfe bedürfe, sollte man den rechten Arm erheben oder den rechten Aermel, oder eine Seite der Hosen aufrollen.

„Wenn du einem Mann Thee vorsetzest, so stelle drei Tassen in Eine Reihe; wählt er die mittlere Tasse, so ist er ein Mitglied des Ho Seng."

Die Einweihungsceremonie wurde in chinesischer Sprache veranstaltet, welche der PungHulu nicht verstand, aber der Hadschi machte den Dolmetsch und legte die Befehle und Zeichen aus. — Der von dem Punghulu angeführte Hadschi war, wie ich oben gesagt habe, mein Gewährsmann.

Als ich dem Vorstand des Ho Seng meinen Besuch abstattete, spielte ich auch darauf an, daß er die Malayen in seinen Hoë zugelassen habe, und diese hernach wieder ausgetreten seyen. Er

läugnete ihre Aufnahme in den Hoë, sagte aber, sie hätten bloß einen Club gebildet, um einander gegen die anliegenden Dörfer beizustehen. Dieß behauptete er natürlich bloß, um den Punghulu, welcher anwesend war, von seiner Fährte abzubringen. Wäre es bloß ein localer Club gewesen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß der Hadschi eilf Meilen weit von der Stadt gegangen wäre, um der Ceremonie anzuwohnen.

Die Hoës haben zwei große Tage im Jahr, nämlich im dritten Monat, wenn sie die Todten verehren, und im siebenten Monat, wenn sie die bösen Geister verehren. Im letztern versammeln sie sich in der Stadt und haben ein großes Mahl. Ich habe diese Versammlungen besucht, und einmal waren wenigstens 3000 Mitglieder des Schi Hin im Kongse-Haus und in der anliegenden Straße zugegen. Die Zusammenkünfte sind nicht festgesetzt, sondern wenn ein Verbrecher vor Gericht gestellt werden soll, wird es den Mitgliedern des Hoë angezeigt, daß sie sich zu versammeln haben. Wird der Verbrecher schuldig erklärt, so wird er gestäupt, um Geld gebüßt, ausgestoßen oder auf irgend eine Art, welche den Vorständen geeignet erscheint, bestraft.

Ein Constabler wurde einmal, als er seine Rundgänge machte, beim Vorbeigehen an dem Schi Hin Kongse-Haus durch ein Geschrei aufmerksam, das aus dem Gebäude kam, und zu gleicher Zeit stürzte ein Mann heraus, den andere verfolgten. Da die Polizei die Thüre offen fand, so ging sie hinein und nahm die Vorstände fest, die eben in feierlichem Conclave beisammen saßen, und führte sie aufs Polizeiamt, wohin der Verfolgte und der Verfolger ebenfalls gebracht wurden. Dem erstern war seine Hand aufgehauen, und man sah mehrere Wunden an seinem Leib. Er erklärte, die Vorstände haben mit dem Anfall auf ihn nichts zu schaffen gehabt, aber seine Verfolger seyen böse Menschen und gegen den Befehl des Oberhauptes über ihn hergefallen; er gab auch zu, daß er wegen eines Vergehens vor dem Hoë gestanden habe. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Hoë Befehl gegeben hatte ihn auszupeitschen, und daß es ihm gelungen war, am Thürhüter vorbei seinen Weg zu erzwingen. Beweise konnten nicht beigebracht werden und so wurden das Oberhaupt und die Beamten auf freien Faß gesetzt.

Der einflußreichste Mann im Schi Hin, der bei der eben genannten Gelegenheit verhaftet wurde, ist ein in Bengalen geborner Chinese und Uhrmacher von Profession. Er wohnt schon seit 50 oder 60 Jahren auf der Insel, und zeichnet sich durch sein wohlwollendes Herz aus. Er hat ein kleines Spital für Aussätzige und arme Geschöpfe, die an andern Krankheiten darniederliegen, und gewöhnlich sind 15 oder 20 Patienten zu gleicher Zeit darin. Er verschenkt eine Menge Geld für wohlthätige Zwecke und begräbt alle Armen, die keinem Hoë oder Kongse angehört oder ihre Beiträge zu diesen Institutionen nicht bezahlt haben; er hält zu diesem Zweck eine Anzahl roh gearbeiteter Särge vorräthig. Er besitzt einen wunderbaren Einfluß auf seine Leute. Bei einem ihrer Feste ging ich ungefähr 10 Uhr Abends zu dem Hoë, und fand die Straße vor dem Haus vollgedrängt von eingeweihten Chinesen. Da ich eine Ruhestörung fürchtete, schickte ich nach diesem Mann, welcher Appu heißt, und sagte zu ihm, er würde wohl thun die Leute ins Haus hineinzuschicken und sie ruhig zu erhalten. Er gab ihnen augenblicklich Befehl sich zurückzuziehen und die Thore zu verschließen. In fünf Minuten war die Straße wie ausgestorben, und statt des Lärmens und Wirrwarrs, der so eben geherrscht hatte, waltete die größte Stille vor. Er steht bei allen Classen in der höchsten Achtung. Er ist täglich an seinem schwarzen Castorhut zu erkennen, denn er ist der einzige Chinese, der einen solchen trägt.

Die Häupter aller Hoës sind par renommée wohl bekannt. In den letzten drei oder vier Jahren hatten sie auf sehr freundschaftlichem Fuß gestanden, aber früher fanden einige verzweifelte Straßenscandale statt, wobei mancher sein Leben lassen mußte.

Der Ursprung dieser Brüderschaften wird von Mitgliedern der Pinanger Hoës also erklärt. „Vor einigen hundert Jahren war der Kaiser von China dermaßen von seinen Feinden bedrängt, daß er an seinem Leben und seinem Reich verzweifelte. Als er hörte, daß hier 300 durch ihre Tapferkeit und Zauberkünste berühmte Priester waren, rief er sie um Hülfe an, die bereitwillig geleistet wurde; die Priester allein vernichteten alle Armeen, welche den Kaiser bekämpften, und verhalfen ihm wieder zu seiner frühern Größe. Als er sich von seinen Feinden befreit sah, da faßte der treulose Monarch, statt seinen Erlösern dankbar zu seyn, den größten Argwohn gegen sie. Vor einer Versammlung seiner Minister erklärte er, daß die Priester, wenn sie mächtig genug seyen um solche ungeheure Armeen zu überwältigen, ihre Waffen auch gegen ihn selbst kehren könnten, und deßhalb würde es das Beste seyn, sie mit List zu tödten. Er brachte es so weit, daß er sie alle vertilgte, bis auf drei, die sich in verschiedenen Theilen des Landes niederließen, der eine in Quang-tung, der zweite in Fuhkien und der letzte im Norden. Sie sammelten einige wenige Freunde um sich und stifteten diese Clubs zu ihrem gegenseitigen Schutz und mit dem Zweck, den Kaiser und seine Dynastie zur Vergeltung seines Andenkens vom Throne zu stürzen. Ehe die drei Priester sich trennten, verständigten sie sich über die Regeln und Zeichen der beabsichtigten Clubs." Dieß mag den Grund erklären, warum sie trotz ihrer weiten Entfernung von einander im Ganzen doch dieselbe Organisation haben. In China ist die Brüderschaft immer gefürchtet worden, und wer im Verdacht steht Mitglied zu seyn, wird streng bestraft.

Man glaubt in Pinang, daß die Rebellen in China Mitglieder des Hoë seyen.

Obschon diese Hoës öffentlich erklären, daß sie einem Verbrecher keinen Beistand leisten, so ist es doch eine wohlbekannte Thatsache daß sie dieß thun. Wenn ein Bruder ein Verbrechen begeht, so braucht er sich bloß vor dem Hoë zu reinigen, und es fällt den Mitgliedern durchaus nicht schwer, ihn unschuldig zu glauben. Sowohl Hoës als Kongses stiften einiges Gute dadurch, daß sie kleine Streitigkeiten schlichten und unbedeutende Vergehen bestrafen, aber auch bei wichtigern Verbrechen führen sie denselben Grundsatz aus und nöthigen die Leute sich ihrem Schiedsgericht zu unterwerfen. Ein höchst auffallender Fall kam bei den Criminalsitzungen im Junius vergangenen Jahres vor, ein Fall, der einen deutlichen Beleg für die Art und Weise lieferte, wie man die Zwecke der Justiz vereitelt. Im dritten Monat verehrten die Mitglieder eines Kongse die Todten auf dem Begräbnißplatze der Macao. Ein Bettler, der sich ihr Mißfallen zugezogen hatte, wurde geschlagen und starb an den Folgen der erlittenen Mißhandlung. Einige Zunftbrüder des Verstorbenen führten Klage bei der Polizei, die Thäter wurden verhaftet und eine Coroners Jury erkannte auf vorsätzlichen

Mord. Bei Eröffnung der Sitzungen war nicht Ein Zeuge zu finden. Diese Leute hatten sich Jahre lang auf dem Begräbnißplatze aufgehalten und von der Mildthätigkeit der Besucher gelebt, sie waren zu arm, um die Insel ohne fremde Hülfe verlassen zu können; deßhalb kann man annehmen, daß der Kongsi für sie ihre Abreise bezahlte und ihre Ueberfahrtskosten nach China bestritt. Solche Fälle sind nicht ungewöhnlich, denn bei allen Sitzungen muß man Processe aus Mangel an Beweisen fallen lassen. Es liegt klar am Tag, daß die Brüderschaft die Wurzel alles Uebels dahier ist. Würde man sie aufheben, so könnten die Chinesen unter den Einfluß unserer Gesetze gebracht und veranlaßt werden sie zu respectiren; aber gegenwärtig wird der Hoe als der einzige rechtmäßige Gerichtshof betrachtet, und Magistratspersonen, Richter, Gerichtshöfe u. s. w. werden als bloße Maschinen der Tyrannei angesehen.

Opium. Die verderblichste Gewohnheit, der sich die Chinesen hingeben, ist der Gebrauch des Opiums oder eines Präparats dieses Arzneimittels, das sie Tschandu nennen. Folgendes ist die Art, wie sie es zum Rauchen zurecht machen. Zwei Opiumbeutel werden aufgeschnitten und ihr Inhalt in eine eiserne Pfanne geschüttet, die man auf ein langsames Feuer setzt. Ein Mann rührt mit einem Stück Holz darin herum, bis das Ganze geschmolzen ist, dann wird es getheilt und in zwei Pfannen geschüttet, diese werden über dem Feuer gedreht und erhitzt, bis alle Feuchtigkeit absorbirt ist; das Opium kann dann in Schnitten abgelöst werden. Die Haut, die von den Beuteln abgezogen worden ist, wird in Wasser gesotten, bis alles Opium sich von ihr abgelöst hat, das Wasser wird dann geseiht und auf die Opiumschnitten ausgegossen, welche in Pfannen gelegt werden. Jetzt werden Körbe in Bereitschaft gesetzt, indem man ihre Böden mit mehreren Schichten gewöhnlichen chinesischen Papiers belegt, sie werden mit den Opiumschnitten gefüllt und auf Pfannen gestellt, darauf wird ganz langsam siedendes Wasser in die Körbe über das Opium hin gegossen, das Wasser löst das Opium auf, welches durch das Papier in die Pfannen sickert. Wenn alles Opium aufgelöst ist, werden die Pfannen auf gute Feuer gestellt und das Opiumwasser gesotten, bis es sich zu der geeigneten Festigkeit verdichtet. Während des Siedens steht ein Mann mit einem Bund Federn daneben, womit er die Pfannen an der Oberfläche der Flüssigkeit benetzt und feucht erhält, damit dieselbe nicht anbrennt, wie er auch allen Schmutz wegnimmt, der etwa in die Höhe steigt. Wenn das Präparat zwei oder drei Fuß weit aus der Pfanne gezogen werden kann, ohne zu brechen, so hat es genug gekocht. Die Pfannen werden vom Feuer weggenommen, auf den Boden gestellt, und der Tschandu wird mit Fächern gekühlt; wenn er ganz kalt ist, wird er in zinnerne Büchsen geschüttet und dem Handel übergeben. Er wird immer dadurch verfälscht, daß man aufgelösten Kandiszucker in das Opiumwasser schüttet, bevor es gesotten wird. Die Fabrikanten von unerlaubtem Tschandu mischen doppelt viel Zucker darunter als in der Opiumpächterei geschieht.

Der Pächter verkauft Tschandu auf dem Pinanger Markt, Tschandu, der für die inländischen Gebiete bestimmt ist, wird wohlfeiler verkauft.

In allen Tschandu-Läden hält der Kaufmann ein Tuch in seiner Nähe, um seine Finger, Messer oder irgend einen andern mit Tschandu beschmutzten Artikel daran abzuwischen, dieses Tuch wird gebraucht bis es wohl gesättigt ist, und dann wird es für einige Cents verkauft. Die Lumpen werden in Wasser getaucht, welches geseiht und gesotten wird, bis man Tschandu gewinnt, in welchen junge Zuckerrohrblätter, die man ganz klein zerhackt, geworfen und wohl umgerührt werden, das Product wird zu Pillen geformt, gekauft und gegessen; dieses Präparat wird Mudreth genannt. Opium wird auch von einer großen Menge Menschen gegessen.

Tschandu ist ein tödtliches Gift, wovon der vierte Theil vom Gewicht eines Dollars einen Mann in einer Stunde tödten kann. Das beste Gegenmittel für einen Menschen, der sich mit Tschandu vergiftet hat, ist Oel, gewöhnlich Kokosnußöl, das ihm augenblickliches Erbrechen verursachen muß. Sollte der Tschandu in Arak oder Wasser aufgelöst worden seyn, so wird das Oel nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen. Der Patient muß dann durch mechanischen Reiz zum Erbrechen gebracht werden.

Der Tschandu wird folgendermaßen gebraucht: der Raucher nimmt eine Pfeife, an deren Kopf ein convexes Stück Zinn angebracht ist, das ein ganz kleines Loch in der Mitte hat, die kleinste Quantität Tschandu, ungefähr der 15te Theil eines Tyle, wird in das Loch gelegt, der Raucher legt sich nieder und hält den Tschandu um die Flamme eines Lämpchens, er saugt den Dampf ein und in wenigen Secunden ist der Tschandu verbrannt, wobei der Abfall in den Kopf fällt. Wenn eine Pfeife einige Zeit gebraucht worden ist, so wird der zinnerne Deckel abgenommen und der oben erwähnte Abfall ausgeschöpft, er wird Tye Tschandu genannt und von den Tabakshändlern verkauft, er kostet 25 bis 40 Cents der Tyle und ist bei den ärmeren Classen sehr im Brauch.

Der Opiumpächter hält fünf Kleinhändler oder Commis, welche die Rechnungen zu führen und die Waaren im Detail zu verkaufen haben, sechs Tukangs oder Arbeiter, einen Koch, zwei Wasserführer und acht Einnehmer.

Obschon eine ungeheure Quantität von unerlaubtem Tschandu aus dem malayischen Gebiet und der Provinz Wellesley nach der Insel geschmuggelt wird, muß der Pächter doch einen sehr großen Profit ziehen, wenn er im Stande seyn soll der Regierung 2600 Dollars monatlich, oder 32,160 jährlich zu bezahlen. Ein eingefleischter Raucher wird einen halben Tyle oder noch mehr auf einmal verbrauchen, er fällt dann zurück und verschläft die Wirkung. Es ist merkwürdig, daß ein Opiumraucher nicht lange schlafen kann, beim Erwachen wird er zu seiner Pfeife zurückkehren, bis der Schlaf von neuem seine Augenlieder schließt. Die Träume und Phantasien bei einem solchen Schlaf sind sehr wonnevoll. Unmäßiger Gebrauch dieses fatalen Artikels zerstört in wenigen Jahren alle Kräfte eines Mannes und macht ihn zu jeder Thätigkeit gänzlich unfähig. Der Opiumraucher ist leicht zu erkennen an seinem abgemagerten von Leiden verzehrten Gesichte.

Spiel. Die Chinesen und alle Ureinwohner der Meerenge scheinen eine angeborne Liebe zum Spiel zu haben. Männer, Weiber und Kinder sind in einem schrecklichen Grad in der einen oder andern Form darauf erpicht. Für viele ist es eine Geschäftssache, sie bilden eine Gesellschaft und gründen ein Spielhaus, wobei sie allen Gewinn theilen, aber niemals als die Spielhalter oder als Spieler sich kundgeben. Ein Wohnhaus wird gemiethet und auf folgende Art zu Spielzwecken eingerichtet: der nominelle Miether gründet vorn einen Laden und baut einen Durchgang nach einer

Seite hin, so daß er eine Thüre auf der gleichen Linie mit der Front des Ladens hat, indem der Durchgang sich durch die ganz Länge des Ladens und dann geradeaus durch die Rückseite desselben zieht. In einigen Häusern steht der Laden durch eine Hinterthüre mit dem Durchgang in Verbindung; am Ende dieses Durchgangs steht eine Thüre, die in einen zweiten Durchgang führt, der in entgegengesetzter Richtung vom ersten hinläuft, und an dessen Ende eine Thüre ist, durch welche man in einen dritten Durchgang gelangt, welcher sich durch die Länge des Hauses hinzieht, und an dessen Ende eine vierte Thüre ins Spielzimmer führt. Diese Thüren sind durch verschiedene hölzerne Riegel verwahrt und vor jeder steht ein Wächter. Es ist manchmal vorgekommen, daß der Wächter an der letzten Thüre, wenn sich der Schreckensruf verbreitete daß die Polizei in der Nähe sey, seine Thüre verriegelte und die übrigen Thürsteher im Durchgang einschloß, wo sie dann gefunden wurden, wenn die Polizei wirklich eingedrungen war.

Das Hauptspiel wird Poh genannt. Man spielt es mit einem Würfel von gleicher Form wie der europäische, der in eine eherne Büchse gelegt und durch eine kleinere Büchse, die in die erste eingefügt ist, unbeweglich gehalten wird. Auf dem Boden der innern Büchse ist ein eiserner Nagel, dessen Ende bis an den Würfel reicht und sein Umdrehen verhindert. Der Spielpächter hält die Pohbüchse, legt sie in einen rothen Beutel, legt den Würfel hinein und läßt denselben an der innern Büchse hingleiten. Ein mit einem St. Andreaskreuz bezeichneter Teppich wird auf den Boden oder einen niedrigen Tisch gelegt, auf dessen Mitte er die Pohbüchse umdreht; wenn er seine Bewegung einstellt, wird der Würfel aufgedeckt. Die sechs Seiten des Würfels sind gleich abgetheilt und roth und weiß angestrichen. Die Spieler setzen auf die zwei Schenkel des Kreuzes, die dem Pohhalter gegenüberliegen, und zwischen dieselben; wenn der Würfel aufgedeckt wird, so haben diejenigen Spieler, die sich der rothen Seite entgegengesetzt befinden, gewonnen. Jeder Gewinner zahlt der Bank einen Procent, der unter die Actionäre vertheilt wird. Der Betrag der Einsätze und die Regeln, welche die Spieler leiten, sind nach ihren Mitteln verschieden. Die Bank wird gewöhnlich in einem obern Zimmer gehalten, um vor Halunken sicher zu seyn. Zuweilen kommt es zu einer Balgerei, wobei alles Geld gestohlen wird, was der Bankhalter bei sich hat. Um daher die große Masse des Geldes zu retten, wird es oben gehalten, und es ist eine Klappthüre da, durch welche der Spielhalter mit Geld versehen wird, oder, je nachdem es sich trifft, solches dem Bankier einhändigt. Eine Klappthüre ist auch oberhalb der Treppen angebracht und wohl verwahrt, damit unglückliche Spieler verhindert werden über die Bank herzufallen.

Poh soll ein sehr schönes Spiel seyn; es werden aber auch Pohbüchsen mit falschen Böden gemacht, die so geöffnet werden können, daß der Würfel, wenn er gedreht wird, mittelst einer Springfeder nach dem Willen des Bankhalters zu liegen kommt.

Poh ist das einzige Spiel, bei welchem große Summen eingesetzt werden; in wenigen Nächten werden Massen Geldes verloren und gewonnen. In einigen Häusern spielt man Karten, aber mit niedrigen Einsätzen, diesem Spiel sind die Weiber sehr ergeben. Die Knaben spielen ein Spiel genannt Tschumpleh, das mit dem englischen „Kopf oder Schwanz" große Aehnlichkeit hat."

Naturgeschichtliche Skizzen aus Central-Amerika.[1]

Von Dr. Moriz Wagner.

2. Zur Meteorologie und Klimatologie von Costarica.

Es ist ein bekanntes Naturgesetz, daß Klima und Temperatur der Länder der Erde durch die absolute Höhe über der Meeresfläche eben so sehr bedingt werden, wie durch die astronomische Breite, und daß der Charakter der Organismen, besonders die Vegetationsverhältnisse fast dieselben Verschiedenheiten zeigen, mag man von den niedern Breiten aus in der Ebene den Polen zuschreiten oder mag man von der Ebene aus an den Gebirgen in vertikaler Richtung aufsteigen. In der ganzen Physiognomie der Natur, in den meteorischen Processen, in den Wolkenformen, der Lufttemperatur wie in den Gestalten der Pflanzen und Thiere begegnen wir auf Hochgebirgen, welche wie die Cordilleras in Central-Amerika von den Tiefebenen der Oceanküsten bis an die Gränze des ewigen Schnees oder doch nahe daran sich erheben, in den übereinander liegenden Regionen fast den gleichen Veränderungen, wie in den auf der Erdoberfläche gegen die Pole hin neben einander ausgebreiteten Zonen. Hier wie dort läßt sich besonders im Vegetationscharakter nicht verkennen, wie Größe, Fülle und Ueppigkeit beim Uebergang von den wärmern zu den kühlern Klimaten abnimmt. Der Unterschied ist nur, daß man bei einer Reise von Süd nach Nord sehr allmählich dieselben Veränderungen gewahr wird, welche bei der Besteigung eines Hochgebirges in kurzen Perioden das Auge überraschen. Man braucht Monate, um von der leben- und wechselvollen Aequatorialzone bis zur Polarzone alle Uebergänge des Naturreiches zu betrachten, während in den Hochgebirgsländern zwischen den Wendekreisen zwei Tage genügen, um alle Zwischenstufen zu durchwandeln, welche die wunderbare tiefe Region der Palmen und Bananen von der Region der Flechten und dem ewigen Schnee trennen.

Wie bekannt und unläugbar auch dieses Naturgesetz ist, so sehen wir doch, daß es leider oft von Männern unberücksichtigt bleibt, die mit der großen Zeitfrage der europäischen Auswanderung und Colonisation sich beschäftigen. Wir lasen und lesen noch immer zuweilen die absurde Behauptung, deutsche Ansiedlungen könnten schon des Klima's und der Producte wegen nur in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, nicht in den niedern Breiten des spanischen Amerika's gedeihen. Als ob die Hochebenen von Mexico, die Altos von Guatemala, die schönen Plateaux und Hochthäler von Honduras, wo nicht nur Weizen und Roggen ergiebige Ernten liefern, sondern auch die Cerealien des höhern Nordens, die Gerste und der Hafer trefflich gedeihen, dieselbe erschlaffende Luft hätten wie der Küstenstrich der westindischen Inseln, wo kein Weißer ungestraft den Boden durchwühlt, oder wie die Waldufer von Bluefield im Mosquitolande, wo eine deutsche Niederlassung elend zu Grunde ging, oder wie Santo Tomas de Guatemala, wo die belgische Colonisationsgesellschaft den unsinnigen Versuch wagte, eine Colonie mit socialistischen Principien und Einrichtungen zu gründen.

Costarica mit seiner vorherrschend gebirgigen Natur bietet fast

[1] Vergl. Nr. 34 dieses Jahrgangs pag. 806.

in dem gleichen Reichthum wie Guatemala eine Auswahl der verschiedensten Temperatur-Regionen dar, obwohl seine Tief- und Hochebenen mit den dazwischenliegenden Abstufungen bei weitem nicht so ausgedehnt sind, wie in jenem nördlichern Staat Central-Amerika's. Es gibt hier Hochthäler, wo Schweizer und Tyroler den Frühling und Sommer ihrer Alpen wiederfinden, ohne die traurige Zugabe eines Schweizer-Winters; Bergrücken, auf welchen eine ähnliche feine Gramineendecke wie im Thal von Einsiedeln oder Ober-Engadin Milch und Butterwirthschaft in ausgedehntem Maaße gestatten; es gibt Plateaux, wo die Gerste noch in der Nachbarschaft des Zuckerrohrs reichere Ernten liefert als im nördlichen Deutschland; es existiren Terrassen und Thäler mit anhaltend milder Luft wie in Meran und in der Lombardei zur Zeit der Weinlese; es gibt heiße Tiefebenen für den schwarzen Ansiedler oder den nüchternen Chinesen, wo die köstlichsten Früchte der Aequatorialzone in wundervoller Größe und Fülle gedeihen, wo der Reis eine hundertfältige Ernte gewährt und der Pisang hundertpfündige Trauben trägt.

Das eigentliche Tafelland von Costarica, das glücklichste der verschiedenen Regionen dieses Gebirgslandes, hat eine mittlere Höhe von 4100 bis 5200 engl. Fuß; der Anbau geht an den Abhängen der Berge noch beträchtlich über diese Höhen hinauf. Die Terrassen nach beiden Oceanen haben eine wechselnde Meereshöhe von 1000 bis 3500′. Die Tiefebenen, die ungemein fruchtbar, zum Theil aber sehr ungesund sind (wie die Sumpfebene von Matina), erheben sich nur wenige hundert Fuß über den Spiegel des Oceans.

Das Klima wechselt natürlich auf einem Territorium von so mannichfaltiger verticaler Gliederung und so verschiedenartiger plastischer Form. Man hat hier wie in Mexico Regionen mit den auffallendsten Contrasten der Temperatur und der Organismen: die Tierras calientes oder die heiße Region, wo der Cacao, der unter allen Tropenpflanzen bekanntlich der meisten Wärme bedarf, die Vanille, die Ananas, der Melonenbaum und die ächte Paradiesfeige (Musa paradisiaca) vortrefflich gedeihen; die Tierras templadas oder gemäßigte Region (3000 bis 6000′), wo der beste Kaffee wächst, die besten und süßesten Orangen erzeugt werden und das Zuckerrohr reiche Ernten liefert; endlich die Tierras frias oder die kühle Region 6000 bis 8000′, wo Weizen, Gerste und Hafer mit Vortheil gebaut werden können. In den zwei letztern Regionen ist das Klima gesund. Auf der Höhe des Tafellandes schwankt der mittlere Thermometerstand in den verschiedenen Tagestunden zwischen + 65° F. (14 R.) und 75° F. (19 R.); die höchsten Hitzegrade zwischen 12 und 3 Uhr übersteigen nicht + 82 F. (22 R.) und die tiefste Temperatur sinkt nicht unter + 57° F. (11 R.). Die Temperatur in den Tiefebenen gegen den stillen Ocean beträgt im Mittel + 72 bis 85° F.

Die Ostseite des Landes hat keine eigentliche trockene Jahreszeit. Es regnet dort mit sehr geringen Unterbrechungen fast jeden Tag, jedoch stärker von December bis März, wo statt der Gewitterregen starke Landregen (Temporales), die mehrere Tage ohne Unterbrechung dauern, sich einstellen. Wenn an der Westküste die größte Trockenheit herrscht und der Staub unerträglich ist, regnet es an der Ostküste mit geringer Unterbrechung, und die Maulthierwege sind dann größtentheils wegen Koth und Nässe nicht zu passiren.

Im Tafellande und auf der Westseite dauert die trockene Jahreszeit, wo nur sehr wenig Regen fällt, von Anfang December bis Mitte April; die Umgegend von Cartago macht hievon eine Ausnahme und ist zur östlichen feuchten Zone zu rechnen. Die Atmosphäre ist zwar in dieser Jahreszeit immer noch beträchtlich feuchter als in Nord-Amerika während des Sommers, aber der Boden ist sehr trocken. Die niedern Pflanzen versengen im Februar überall wo sie nicht Schatten und Feuchtigkeit haben, die schönen Wiesen verschwinden. Die Wälder aber behalten meist ihren grünen Schmuck, denn verhältnißmäßig haben nicht viele Bäume dieses Landes den Blattfall der nordischen Flora. Der vorherrschende kühle Nordwind jagt die Staubwolken auf den Straßen und Wegen auf, und der Stadtaufenthalt ist dann sehr unangenehm. Im stillen Ocean, selbst im Golf von Nicoya, verursacht der Nordwind oft einen sehr wilden Aufruhr des feuchten Elements. Barken werden umgeworfen und Schiffe reißen von den Ankern. Mit dem Eintritt der Nordstürme, welche immer den Anfang der trockenen Jahreszeit verkünden, werden die Gewitter seltener und es stellen sich zuweilen Landregen ein. Die Kühle, welche diese Nordwinde begleitet, ist dem Bewohner dieser Tropenländer eben so lästig als schädlich. Die meisten Krankheiten herrschen in Costarica vom December bis März. Auch in den tiefern Regionen nehmen die Fieber überhand. Selbst von den Flächen von Guanacaste sind die Nordwinde durch ihre Heftigkeit unangenehm.

Nach den ersten Regen, die im Mai schon ziemlich reichlich fallen, schmückt sich der Boden wieder mit frischem Grün. Die Wege und Landstraßen bleiben erträglich bis zum Monat August. Es finden zuweilen kurze Unterbrechungen von 5 bis 6 Tagen statt, die sich aber nicht immer regelmäßig einstellen. Im Ganzen aber hat die Witterung vom August bis Anfang November, den regelmäßigsten Gang. Die Morgen sind heiter, der Horizont zeigt uns einzelne leichte Wolkenformen, unter denen der Cirrhus und der Cirrhocumulus die vorherrschenden sind. Von 9 Uhr Morgens an, wo die Sonne sichtbar auf den feuchten Grund des Waldes wirkt, kommen dichtere Wolken zum Vorschein. Die Haufenwolke oder der Cumulus bildet sich zahlreicher am Zenith.

Um die Kammhöhe der Cordilleras sammelt sich die Schichtenwolke (Stratus), die ganz so wie in den Alpen der Schweiz oft gespensterartig an den Abhängen der Berge bis tief in das Thal herabreicht. Gegen die Mittagstunde sind in der Regenzeit die Gipfel der Vulcane selten unverhüllt. Ueber dem Haupte des Irazu (Vulcan von Cartago) erhebt sich bereits der Strato-cumulus oder die gethürmte Haufenwolke in dicker drohender Masse. Es ist als wenn dem Waldboden der Höhen überall der Wasserdunst in dichten Bläschen dampfartig entstiege. Zwischen 12 und 1 Uhr hört man in der Regel die ersten fernen Donnerschläge. Der Nordostwind ist noch vorherrschend und treibt die dicken Gewitterwolken vom Irazu über die langgestreckten Kegelberge des Barba und Botos in nordwestlicher Richtung hin. Mit dem Eintritt des Gewitterregens, der gewöhnlich erst nach 2 Uhr beginnt,

---

[1] Der mittlere Thermometerbestand in den Regenmonaten (Mai bis November) auf dem Plateau von San Jose war + 16 bis 17° R. In der trockenen Jahreszeit ist wenig Unterschied, nur die Morgen sind kühler.

ändern sich die Luftströmungen und der Wind jagt die Gewitterwolken in den verschiedensten Richtungen.

Unter den Breitegraden Deutschlands ist die gewöhnliche Höhe der Gewitterwolken 4 bis 6000'; auf der Hochebene von San José schätzten wir dieselben auf 8 bis 10,000'. Bei besonders heftigem Gewitter, wie am 1 September 1853, wo der Blitz in San José neben der Kathedrale in den Laden eines deutschen Kaufmanns einschlug, senkten sich die Wolken beträchtlich. Nach den heftigsten elektrischen Entladungen steigen sie dann gewöhnlich wieder empor. Mit dem niederstürzenden Platzregen verschwindet auch die gebirgsartige Form der Wolken und eine einfärbig graue Nimbus-Wolke bedeckt dann den ganzen Horizont. Im September und October, den stärksten Regenmonaten, dauert der Niederschlag 4 bis 5 Stunden und oft noch länger bis in die Nacht hinein. Genaue, jahrelange Messungen des Niederschlags sind uns nur von Angostura bekannt. Nach den Beobachtungen des Hrn. Witting in Cartago (die aber nicht während der ganzen Regenzeit angestellt wurden) betrug der im Julius gefallene Niederschlag nur 2'' 3''' und im August 4¼'''. Dieß würde auf keine bedeutende Regenmenge im Vergleiche mit andern Ländern der Aequatorialzone schließen lassen. Unter den Wendekreisen rechnet man bekanntlich die Masse des Niederschlages im Mittel auf 115 pariser Zoll im Jahr. Cartago, obwohl nahe dem Fuße des waldreichen Vulcans Irazu gelegen, ist aber aus physischen Ursachen, über die man nur vage Hypothesen anstellen kann, während der eigentlichen Regenzeit (vom Julius bis November) vom Niederschlag ungleich mehr verschont als die gegen die Mitte der Hochebene gelegene Stadt San José und der ganze westliche Theil der Thalsohle bis zur Schlucht des Rio Grande an der Garita.[1] Im Hafen Punta Arenas regnet es auch nach sichern Beobachtungen weit weniger als in Esparza, San Matheo und in allen näher dem Gebirge gelegenen Gegenden. Die von der erhitzten Sandoberfläche der Halbinsel, auf welcher Punta Arenas steht, aufsteigende Strömung warmer Luft verhinderte dort wahrscheinlich die Zersetzung der Wolken. In der Hacienda von Miravalles, nahe am Fuße des Vulcans, stellen sich auch während der trockenen Jahreszeit mit den starken Nordwinden häufige Strichregen (garuas) ein und erhalten dadurch die Gramineendecke der Savannen bis zum März frisch.

Costarica ist unter den Bewohnern Centralamerika's wegen seines vielen Regens übel berüchtigt. In einigen Theilen Nicaragua's ist der Niederschlag wahrscheinlich noch stärker. Am Rio San Juan und den östlichen Uferlandschaften der beiden großen Binnenseen soll fast täglicher Regen fallen, während in San Salvador und Guatemala der jährliche Niederschlag sicher geringer ist. Man erkennt das an der Cultur des Indigo und der Cochenille, welche in Costarica wegen allzugroßer Feuchtigkeit nicht gedeihen, während beide den Hauptexportartikel jener nördlichen Republiken bilden. Indeß hört man auch in Guatemala häufige Klagen über Fehlschlagen der Cochenille wegen einfallender Regen, und manche Nopalbesitzer gehen dort mit dem Plane um, die Cochenille, die bisher den Hauptexportartikel lieferte, durch den **Kaffeebaum** zu ersetzen und den Kaffee als Tauschartikel gegen die europäischen Manufacturwaaren zu exportiren.

[1] Dafür stellen sich in Cartago vom November bis Ende Januar, wo in den westlichen Theilen des Tafellandes (von San José bis Atenas) die trockene Zeit bereits begonnen hat, Temporales (Landregen) ein, die zuweilen mit feinem Regen ganze Wochen anhalten. Dieser feuchte Charakter der Luft nimmt in derselben Zeit in östlicher Richtung zu.

Ein Costümball in New-York.

Von C. Pelz.

Eine bittere Täuschung für den Freund des wahren Fortschritts in der Menschheit liegt meines Erachtens darin, daß Institutionen und Gesetze so überaus ohnmächtig in ihrer Wirksamkeit sich zeigen. Wenn Mangel an Tugenden unter einer Bevölkerung große betrübende Mißstände hervorruft, so schmeichelt sich der sonst von Politik absehende Humanist so gern mit dem Gedanken der Besserung durch veränderte Staatsformen und freiheitliche Gesetze. Es ist diese Erscheinung auch ganz natürlich; denn jedermann pflegt in Folge der ihm eigenen Hinneigung zu einer gewissen Trägheit die Ursachen der Dinge lieber außer sich als in sich zu suchen. Die in uns Menschen gelegte Selbstsucht lullt schmeichelnd auch Individuen einseitig in gewissen Schlummer, die sonst große Regsamkeit bekunden. Wer sollte z. B. glauben, daß der rastlose Kaufmann und Speculant, der von früh bis spät thätige Geldbesitzer, gleichwohl direct und indirect große Trägheit beweisen könne? Dennoch ist es nicht anders, und überdem ist solchen Leuten, die große Klugheit oder Verschmitztheit neben erstaunlicher Geschäfts-Energie entwickeln, eine fast unbegreifliche Beschränktheit und Kurzsichtigkeit nach höherer Richtung hin eigen, weil Selbstsucht sie schwach und träge für tieferes Nachdenken macht.

Hier in New-York lassen sich hierauf bezügliche Beobachtungen sehr vielfach machen. Die hiesigen Geschäftsleute sind insgesammt, kaum einzelne kurzsichtige Ausnahmen abgerechnet, entschiedene Anhänger der republikanischen Staatsform, welche ihnen den weitesten Spielraum für ihre Thätigkeit einräumt. In keiner wohlgeordneten Monarchie würden ihnen Freiheiten eingeräumt werden, die augenfällig das Gemeinwohl, ja sogar den Bestand der Staatsform ernstlich gefährden und nahe bedrohen. Aus einer zahlreichen Sammlung von Beispielen, die mir zu Gebote stehen, will ich hier nur zwei herausgreifen, welche gerade an der Tagesordnung sind.

Das eine ist der kürzlich von Mrs. Schermerhorn gegebene Costümball, zu welchem gegen sechshundert Einladungskarten folgender Art ausgegeben wurden:

Mrs. W. C. Schermerhorn	
at home	
Monday evening February 27th	
Costume de Rigeur	
Nr. 6. Great Jones street	Reign of Louis XV.

Mr. Schermerhorn ist natürlich, wie alle andern Ehemänner, nur dazu da, um — die Kosten zu bezahlen.

Niemand konnte bei dem Balle Zutritt erhalten, außer den Eingeladenen und davon mußte Jeder und Jede im vorgeschriebenen Costüm erscheinen. Man behauptet, daß nur Personen eingeladen wurden, die man zu der „besten Gesellschaft" zählen und von denen bekannt war, daß fünfzig Jahre zurück keiner aus der Familie vor der eigenen Thür gefegt und „gemeine" Arbeit selbst verrichtet habe. Reichthum und Verschwendung war selbstverstanden, denn durch gewisse Mittel war dafür gesorgt, daß nicht leicht jemand erscheinen konnte, der unter sechs bis sieben hundert Dollars für seinen Anzug ausgab, die Juwelen natürlich abgerechnet. Daher erschienen von den Eingeladenen auch nur etwa zweihundertundfünfzig **meist weiblichen Geschlechts**, und die Anzüge sollen insgesammt zwischen vierzig und fünfzig Tausend Dollars gekostet haben, während der Juwelenschmuck auf mehr als eine halbe Million geschätzt wurde. Die zum Ball erscheinenden Männer mußten alle glatt rasirt seyn, und mancher Geck war gezwungen seinen bislang sorgsam gepflegten Bart unter dem Scheermesser fallen zu lassen. Nur die in Musketiertracht Erscheinenden durften entsprechende Bärte tragen. Man tanzte vorzüglich Walzer, Cotillon und — Menuetten! Die Bewirthung war dem Kleiderluxus entsprechend.

Habe ich nöthig, auf das Nachtheilige, ja Gemeinschädliche dieses luxuriösen Getriebes in einer Republik zuzuweisen? Das „souveräne" Volk drängte sich auf Great Jones Street am Ballabende, und Hunderttausende lasen hinterher von der entwickelten Pracht in den Zeitungen. Besitzen alle Menschen Entsagungskraft genug, um derlei Verschwendung, die sich obendrein ganz absondert, die nur etwa das entfernte Gaffen auf den Straßen zuläßt, ohne Mißvergnügen hinzunehmen? — Aber ganz abgesehen von der bittern Noth, die Tausende und Tausende dicht darneben zu erdulden haben, abgesehen von verschuldeter und nicht verschuldeter Armuth, abgesehen auch von sehr oft unzureichender Arbeit für Arbeitslustige, von kärglich bezahlter Arbeit und Arbeitsunlust und niederer Verderbtheit in Menge, tritt obendrein dem „souveränen" Volke in einer der Einkommenquellen dieser verschwenderischen reichen Stadt die directeste Veranlassung zum Haß und zur Erbitterung gegen diesen Theil der Bevölkerung New-Yorks im allgemeinen hart, zu hart für menschliche Schwäche auf den Leib.

Einem vielgelesenen Sonntagsblatte „Sunday Dispatch" entnehme ich folgenden, just zur Ballzeit erschienenen Artikel:

„**Enorme Wohnungsmiethen u. s. w. — Die Ursachen und Folgen.** Die Wohnungsmiethen sind in dieser Stadt während der letzten 5 oder 6 Jahre fortwährend und reißend im Steigen gewesen. Zimmer, die vor sechs Jahren für 5 bis 8 Dollars (monatlich) zu haben waren, kosten jetzt 10 bis 15 Dollars Miethe. Häuser, die man damals für 250 bis 400 Dollars (jährlich) haben konnte, sind jetzt nicht unter fünf bis zehnhundert zu bekommen. Nun, wie ist eine schlichte Familie im Stande zu leben und solche Miethe zu bezahlen? Eine Mehrheit unserer Handwerker, die wöchentlich nicht über acht bis zehn Dollars Durchschnittseinnahme haben (und viele erlangen dieß nicht) sind gerade so achtungswerth wie die Bewohner der fünften Avenüe; [1] sie haben vielleicht durchschnittlich Familien von fünf oder sechs Mitgliedern, für die sie Zimmer bedürfen, und sie brauchen diese Zimmer groß und anständig genug, um sich einer guten Gesundheit zu erfreuen. Aber wo sollen sie diese bekommen? Lasset irgend jemand jetzt durch die Stadt gehen, wo Vermiethungszettel in manchen Gegenden an jedes zweite Haus befestigt sind und sich bestreben solche Zimmer zu finden. Wenn er nicht getäuscht und mißvergnügt heimkehrt, dann sind unsre Ansichten in Betreff des Comforts und der Reinlichkeit sehr weit über den gewöhnlichen Standpunkt! Er wird sich in der That über die Kleinheit der Sterblichkeitslisten am Ende der Woche wundern. [1] Wenn uns darum zu thun wäre, einen jungen Mann oder ein junges Weib mit der Humanität zu verfeinden, und sterbenskrank von der Idee zu machen, sich jemals zu verheirathen und Haus zu halten, würden wir sie „nur einen Tag" aussenden um Wohnzimmer auszuspähen? Es würde dieß eine Radicalcur aller Verehelichungs-Wünsche erzeugen. Und doch ist das Volk erstaunt über die Summe der Ausschweifung und Prostitution in unserer Stadt — abgesehen vom schweren Criminalkalender.

„Einer unserer Freunde hat selbst einen Tag darauf verwendet, um nach Zimmern für eine Familie von Fünf sich umzuschauen. Er ging durch jede Straße, die vom Nordfluß (Hudson) nach der sechsten Avenüe und West-Brodway läuft, zwischen Abingtonplatz und Duanestreet. In diesem großen Districte fand er nur zwei leidliche Zimmer — bestehend aus zwei Gemächern und zwei Bettzimmern — die erschwinglich für sein Einkommen erschienen, und er bezieht ein Salair, das den gewöhnlichen Durchschnitt übersteigt. Das eine von diesen Zimmern war in der Greenwichstraße, oberhalb Springstreet, sie waren im zweiten Stockwerk und die Miethe betrug fürs Jahr 150 Dollars — allein er war verbannt, denn er hatte zwei Kinder, einen Knaben von anderthalb und ein Mädchen von zwei Jahren. [2] Die andern Zimmer für dieselbe Miethe waren in Hammondstreet nahe Greenwichstreet in einem Hause, das ein Geistlicher bewohnte. Aber hier erhob die fromme Lady ihre Augenbrauen und fragte, ob er Kinder habe. „Zwei Kleine," war die Antwort. „Der Herr erhalte sie Ihnen, aber wir können nicht daran denken, sie hier haben zu wollen," war die Entgegnung. Auf die Mittheilung, daß der Herr sie nicht leicht erhalten werde, wenn nicht Obdach für sie gefunden werde, schlug man ihm die Thür vor der Nase zu. Es war sehr ersichtlich, daß die Lady keine Kinder hatte.

Die Miethen oberhalb des Districtes, den unser Freund durchstrich, sind nicht viel niedriger und sind zu schlecht, um die besondere Mühe und Ausgabe des Fahrens zu entschädigen, welches zu Zeiten sehr ungewiß ist, in Folge der beschränkten, unangenehmen und unzulänglichen Mittel der Beförderung trotz des Systems unserer Stadteisenbahnen. [3] Die Folge ist, daß eine große Zahl derer,

---

[1] Die Stadtgegend, welche jetzt namentlich von den Reichen und denen die reich erscheinen wollen, bewohnt ist. Man sagt auch häufig „oberhalb Bleekerstreet." C. P.

[1] Die Sterblichkeit ist in New-York größer als z. B. in Philadelphia. C. P.

[2] Zum Verständniß sey angemerkt, daß gewöhnlich die Vermiether keine Familie mit jüngeren Kindern einnehmen mögen und mit gutem Grunde, denn von der Ungezogenheit der amerikanischen Kindheit und Jugend machen sich Unbewanderte keine Begriffe. C. P.

[3] Als Erläuterung diene: der Fahrpreis auf den Stadteisenbahnen sowie auf den Personenwagen, ist fünf bis sechs Cents für die Person, also etwa ein zwölftel Thaler preußisch. Dieß beträgt also für Jemand,

die voriges Jahr in die obere Stadt zogen, als die Stadteisenbahnen in Gang kamen, jetzt weiter unten Wohnungen suchen, während viele die Insel verlassen, um nach Brooklyn, Williamsbey, Jersey City und Hoboken zu ziehen, wo der Unterschied im Miethzins durch die Ausgabe von Fähren, Plackereien, Aufenthalt und Zeitverlust beim Hin- und Hergehen ausgeglichen werden.

„Nehmen wir jetzt das Salair eines Mannes mit gewöhnlicher Familie auf zehn Dollar wöchentlich an, im Namen aller Vernünftigen, ist er im Stande zu leben? Die Miethe für angemessene Zimmer kann er unter 150 Dollar jährlich nicht annehmen — über drei Dollar wöchentlich — ein Drittheil seines Salairs für Obdach! — und diese Miethe ist er wöchentlich um fünfzig Cents bis zu einem Dollar genöthigt zu erhöhen, des Fahrens wegen? Wer kann eine Familie von fünf oder sechs Köpfen für 7 Dollar die Woche ernähren? Wer kann sie ernähren und kleiden? Ja und für sie bei Krankheiten sorgen? — und wenn sie bei so geringen Mitteln leben, werden sie krank seyn! Was kann ein armer Handwerker thun? die Stadt verlassen und nach dem Westen gehen? Ah! er wünscht es zu können — er wünscht die Mittel zu haben gehen zu können, oder durch Unternehmungen oder irgend ein ökonomisches System es dahin bringen, die Stadt mit Sicherheit verlassen zu können! Er kann es nicht thun, er muß mit seiner Familie langsam und entsetzlich zu Grunde gehen.

„Aber wer ist für diesen Zustand der Dinge zu beschuldigen? Welches sind die Ursachen, daß der Lebensunterhalt in der ersten Stadt dieses „glorreichen Landes der Freiheit" theurer ist als in irgend einer andern Stadt auf dem Erdboden — die tyrannisirte alte Welt nicht ausgenommen? Das Leben ist jetzt ein Drittheil wohlfeiler in San Francisco als in New York! Doch ist es nur eine kurze Zeit her, daß Speculanten geträumten Reichthum schneller verwirklicht zu sehen glaubten, indem sie Brodstoffe und Lebensmittel nach San Francisco sandten. Jetzt dürfte Glück dabei zu machen seyn, die Geschäftsordnung zwischen dem atlantischen und stillen Ocean umzukehren.

„Was hat diesen plötzlichen Wechsel hervorgebracht, diese Herabsetzung der anhaltend hart arbeitenden Classen New-Yorks auf den Punkt des Verhungerns? Wir denken es gibt drei Ursachen dafür. Erstens der Abzug unserer ackerbauenden Bevölkerung durch das Goldfieber, zweitens der große Zufluß fremder Einwanderer in den letzten fünf oder sechs Jahren als Folge der ungeordneten Zustände Europa's; ein großer Theil dieser Einwanderer hält in dieser Stadt an und tritt in ruinirende Concurrenz mit der eingebornen Bevölkerung, und drittens, eine ungeheure Aufblähung des Geschäfts, entstehend aus der Aufregung, die auf den beiden Feldern der Speculation — Europa und den Goldregionen — entstanden ist."

Die Ueberzeugung der angeführten Ursachen eines höchst bedenklichen Zustandes, in diesem Artikel dargethan, kann nicht auf die Dauer vorhalten. Die Bedrückten sind nur zu geneigt, das Naheliegende so Fernhergeholtem vorzuziehen. Man sagt mündlich schon jetzt laut und vernehmlich, daß die **Neigung zum übertriebenen Wucher und Luxus als Hauptursache des enormen Steigens der Hausmiethen anzunehmen setzen.** Tieferliegende Hauptursachen anderer Art kann und will man nicht erkennen, weil sie die Geistesträgheit und Willkür der Individuen schmerzlich berühren.

Ist es aber nicht schon weit gekommen, wenn in einer Musterrepublik auf bessere Zustände in der „tyrannisirten alten Welt" hingewiesen wird von öffentlichen Blättern, deren Schreiber kurzsichtig genug erscheinen!

Wer Ohren hat zum Hören, dem drängt sich manches bedenkliche Zeichen auf, das einem fernen, grollenden Gewitterdonner sehr ähnelt. Ich machte dieser Tage einen Spaziergang im obern Stadttheile nach Tische, um mich am warmen Frühlingssonnenscheine zu ergötzen. Da oben am „East river", wo die großen Eisenwerke für den Schiffbau sich befinden, trat ich in eine Restauration, wo auch Bier zu haben war; mich dürstete. Nach mir traten zwei rüstige, rußige Eisenbahnarbeiter ein. Der eine war englischer, der andere deutscher Zunge; sie unterhielten sich englisch zusammen über den Mangel an Wohnungen und die hohen Miethen, wie das an dem großen Ziehtage am ersten Mai immer so zu geschehen pflegt. Die Hausbesitzer und „Reichen" wurden stark hergenommen, indem gesagt wurde, sie schraubten den Miethzins nur in die Höhe, um immer mehr zu schwelgen, je härter der Arbeiter darben müsse. Endlich sagte der Englische entschieden: „da ist kein anderer Ausweg übrig, als einmal derb dreinzuschlagen!" Des Deutschen Worte im gebrochenen Englisch fielen mir besonders auf. Er sagte ungefähr: „Ich war in Wien mit bei dem Aufstande der Arbeiter; wir hatten es besser als hier, wollten aber noch manches besser haben und schoben alles auf die Regierung. Wenn ich jetzt Kaiser von Oesterreich oder König von Preußen wäre, von mir würde kein Demokrat eingesperrt. Im Gegentheil, ich ließe die Hauptunzufriedenen auf meine Kosten hieher reisen. Da sollten sie sich nur etwa drei bis sechs Monate aufhalten, oder so lange als sie wollten; aber die Rückkehr stellte ich ihnen auch auf meine Kosten frei. Wer nicht ein unverbesserlicher Narr wäre, oder hier verdürbe, käme sicher bald gebessert zurück, und die Auslagen für Her- und Rückfahrt würden sich gut rentiren."

Es lag viel Wahres in des schlichten Mannes Rede, und sie bezeichnet recht gut den Taumelgang der ringenden Menschheit. Meister Goethe hat doch den Nagel trefflich auf den Kopf getroffen mit seinem: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt!" Dem Humanisten bleibt dabei nur zu wünschen übrig, daß der Irrthum stets das „leben und leben lassen" bei seinem Streben fest im Auge haben möchte.

---

der täglich in die untere Stadt muß, hin und zurück für etwa 300 Tage, nicht weniger als fünfzig Thaler preußisch. C. P.

Die beiden Burnouf.

(Nach dem *Athenaeum français*.)

In der jährlichen Sitzung der Académie des inscriptions am 18 August las der ständige Secretär Hr. Naudet eine sehr

interessante historische Skizze über das Leben und die Leistungen zweier Akademiker, J. Louis Burnouf, des Grammatikers, und des berühmten Indianisten Eugen Burnouf, woraus wir nachstehende Auszüge geben:

„Jean Louis Burnouf wurde am 15 September 1775 in dem kleinen Dorfe Urville, nahe bei Valognes geboren. Seine Wiege stand in der Strohhütte eines Webers, und schon im zartesten Alter verlor er seine Eltern, die ihm nichts als ihre Noth als Erbtheil hinterließen, aber auch den tiefen unauslöschlichen Eindruck eines lebendigen Vorbildes in Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit und Geduld.

„Die Glieder der Familie theilten unter sich die acht Waisen, und unser Jean Louis fand seine Unterkunft bei einem Oheim, der gerne in seinem Greisenalter die Sorgen und die Zärtlichkeit für einen Sohn, auf den er einst stolz seyn sollte, auf sich nahm. Aber dieser Oheim konnte ihm außer Obdach und Brod nichts geben; jedoch der Himmel half. In St. Cyr de Normandie, einem benachbarten Dorfe lebte in stiller doch nicht müßiger Zurückgezogenheit ein ehrwürdiges ausgedientes Mitglied der Pariser Universität, der gute weise Gardin Dumesnil. Er machte die Bekanntschaft des Verwaisten durch einen jener Zufälle, die er zu finden wußte weil er sie suchte. Ihn kennen lernen und Interesse an ihm nehmen war Eins. Er ließ den Knaben in eine Schule bringen, welche er selbst auf eigene Kosten für den ersten nothwendigsten Unterricht armer Kinder errichtet hatte, und in der selbst diejenigen, die bessere Anlagen zeigten, die ersten Elemente der lateinischen Sprache in einfachster Weise lernen konnten. Denn es lag nicht im Plane des Wohlthäters, Neigungen im Zögling zu erkünsteln oder gar einen falschen Ehrgeiz in ihm zu wecken; Dumesnil wollte nur die Keime eines verwahrlosten Talents pflegen. Diese Keime entwickelten sich bei dem jungen Burnouf sehr schnell, und Dumesnil, der ehemalige Lehrer der Rhetorik am College d'Harcourt und Vorsteher am College Louis-le-Grand, fing selbst mit dem kleinen Dorfjungen das Lateinische an, und verschaffte ihm nach gehöriger Vorbereitung eine Freistelle in dem College selbst, in welchem man sein Andenken noch ehrte. Der Schützling zeigte sich des Beschützers würdig, und die frühern Collegen Gardin Dumesnils erkannten in neuen Zöglinge den Lehrer wieder. Dieß war im Jahre 1782; er mußte eilen seine Studien zu vollenden, denn schon nahte der Sturm, indeß ohne den jungen Burnouf im stillen Frieden seines Asyls und dem sichern Gang seiner Arbeiten, die er im Jahre 1792 mit glänzendem Erfolge krönte, zu stören. Seit seinem ersten Jahre im Curse der Rhetorik hatte er alle seine Mitschüler, die alten wie die neuen überflügelt und den vorletzten Ehrenpreis der alten Universität davon getragen. Er erweiterte und begründete die erworbenen Kenntnisse und befestigte sich in der Achtung und Zuneigung seiner Lehrer.

Mit dem Tage der Preisevertheilung aber endete sein freier Aufenthalt im College. Der junge Mann hatte beim Weggehen von dieser Feierlichkeit trotz Ruhm und Ehrenkronen kein Obdach, keine Mittel. Was nun ergreifen? Zuerst kam ihm der Gedanke ein Buchdrucker zu werden, was seinem Geschmacke an den Wissenschaften am nächsten lag. Doch das Jahr 92 war nicht der Zeitpunkt Bücher zu drucken oder zu machen. Und was konnte der Lehrling hoffen, wenn selbst Geschicktere ihr Brod verloren. Nun wollte er, obwohl er weder das Alter noch die Kraft, viel weniger noch die Anlage dazu hatte, Soldat werden und begab sich nach Dieppe, wo er sich anwerben ließ.

Glücklicherweise war der Werbeofficier, an den er sich wandte, ein menschenfreundlicher, einsichtsvoller Mann, er bemerkte gar bald, wie schade es wäre einen solchen Freiwilligen den feindlichen Kugeln auszusetzen, und wies ihm eine Stelle in den Munizipalitäts-Bureaux an.

„Man wird gern glauben, daß er dort die Augen seiner Vorgesetzten bald auf sich zog; sie gaben ihm viel Arbeit, einiges Lob und sehr wenig Geld, weniger als nöthig, und was das Schlimmste war, in Papier. Diese nichts eintragenden Bevorzugungen setzten ihn der Gefahr einer mächtigen Versuchung aus. Wie man erzählt, wurde Fouquier-Tainville während seines Aufenthalts in Dieppe auf ihn aufmerksam, und schlug ihm vor ihn nach Paris zu bringen und in den Bureaux des Ausschusses zu verwenden. Das forderte Ueberlegung: in der einen Wagschaale lagen Hunger, Entblößung und Ehrgeiz dazu; in den andern gab das Gewissen das Gegengewicht. Seit dem blutigen Tag des 31 Mai auf Seiten der Besiegten schlug er das Anerbieten aus. Seine Existenz zu jener Zeit schildert er selbst: „„Ich gehe in bloßen Füßen““, sagte er, „„weil ich keine Schuhe habe, wohne in einem elenden Verschlag, da ich kein Zimmer bezahlen kann, esse in einer miserablen Garküche, in welcher ich aus Mangel an Geld Hungers sterben möchte, langweile mich viel und vermisse sehr Paris und das Collège d'Harcourt.“ So groß war seine Noth, daß er es als ein seine Erwartungen übersteigendes Glück betrachtete, als Commis in die Dienste eines Kaufmanns zu treten, der mit eingesalzenen Eßwaaren handelte. Freie Kost und Wohnung und 600 Fr. Gehalt! das war jetzt sein Reichthum.

„Er warf sich nun ins Geschäft, schrieb die Fässer und Körbe beim Ab- und Zugehen ein, und half selbst mit eigener Hand die Waaren ins Magazin räumen. Auf einer Reise nach Paris setzten ihn die Geschäftsangelegenheiten des Kaufmanns in ziemlich häufige Beziehungen zu einer jungen reichen Wittwe. Nach Dieppe zurückgekehrt, unterhielt er im Auftrag des Herrn eine Correspondenz mit ihr, in welcher man viel von zartern Interessen und in einem sehr überzeugenden Style sprach. Hr. Burnouf führte die Feder. Der Kaufmann bediente sich dieses Kunstgriffes ohne Gewissensscrupel. Bei alledem gehörte ihm was sein Commis schrieb; er lieferte nur was er bezahlt hatte. Der Briefwechsel endete mit einer Heirath und das Haus siedelte von Dieppe nach Paris über. Hr. Burnouf folgte seinem Herrn dorthin. Dieser Undankbare duldete nur mit Mühe, daß eben der Geist, dem er zum großen Theil sein Glück verdankte, von seinen Lieblingsstudien kostete. Er warf ihm vor, daß er sich seinen Beruf nicht angelegen seyn lasse und sich mit unnützen Dingen beschäftige. Er konnte ihm die geistige Ueberlegenheit nicht verzeihen.

„Endlich brach das Jahr 1805 seine Ketten. Einer seiner Freunde, ein ehemaliger Mitschüler von ihm, der ihn bis auf den heutigen Tag überlebt hat, ein ehrwürdiges Glied von der alten Universität, Hr. Auvray, wurde sein Befreier, indem er ihn an die Universität brachte. Das war nur die Vergeltung für die vielen Dienste, die er ihm in der Jugend erwiesen und deren sich noch manche Familien erinnern.“

Das Athenäum bricht hier mit seinen Auszügen über den Vater Burnouf ab; auch würde eine Darlegung seines wissenschaftlichen Ganges diesen Blättern ferner liegen. Ueber den Sohn sagt unser Auszug folgendes:

„... Eugen Burnouf wurde unter fremden Dache, in der Dienststube des Kaufmanns am 8 April 1801 geboren, durfte aber, als er anfing sich selbst zu kennen, weder Zeuge noch Mitdulder dieses Elends mehr seyn. Der Vater war eben dem seiner ihm würdigen Berufe, seinem literarischen Vaterlande, seiner Freiheit in den Studien wiedergegeben worden; das Kind brauchte nicht durch fremde Hülfe die Wohlthat der Erziehung zu empfangen; es fand im väterlichen Hause den Lehrer, den es unter allen gesucht hatte, wenn es zu wählen gehabt hätte.

„... Seit dem Wiederauftreten der Wissenschaften stand Frankreich voran unter den Staaten, welche einen speciellen Unterricht in den orientalischen Wissenschaften schufen. Es gab den ersten Impuls zu den Reisen zur Aufsuchung von Schriftdenkmalen in den asiatischen Ländern, von ihm gingen die ersten bedeutenden Versuche in dieser auf die Geschichte angewandten Philologie aus. Der Anfang des jetzigen Jahrhunderts war für seine Gelehrten eine Epoche der Erneuerung und ungemeiner Fortschritte. Sie erwarben sich besonders in den drei moslemitischen Sprachen eine Anerkennung, die ihnen das gelehrte Europa übereinstimmend angedeihen ließ; vor allem die Leistungen des Herren Sylvestre de Sacy, von welchem selbst die Araber die Gesetze ihrer Grammatik und ihrer Poesie in einer Reinheit und Genauigkeit, die sie nicht vermuthet hatten, kennen lernten; Sylvestre de Sacy ist es, dessen aufmunterndes Wort ringsum Talente weckte. Ihm hauptsächlich verdankt man in der Jetztzeit die Errichtung zweier neuer Lehrstühle am Collège de France, auf deren einem Abel Remusat in Stanislaus Julien, auf dem andern Chézy in Eugen Burnouf würdige Nachfolger haben.

„Der Unterricht bei Hr. de Chézy vereitelte glücklicherweise die Pläne, welche man für Eugen Burnouf in Betreff eines vortheilhaften Geschäftes gefaßt hatte. Sein Vater hatte angefangen ohne Absicht und Willen einen Philologen aus ihm zu machen; Hr. de Chézy machte aus ihm einen Indianisten, der aber seiner Schule untreu wurde.

„Chézy, mit einer reichen und classischen Phantasie begabt, war ganz hingerissen von den Formen und der Poesie der Sprache, die ihm ein Ausfluß aus dem Lande Eden schien; und war es der Geist seines Systems oder das Verlangen, seine Zuhörer leichter an diese unbekannte Literatur zu fesseln — er zeigte von ihr nur die Schönheiten, und suchte diese fremdartigen und riesenhaften Formen in französische Verhältnisse zu bringen, und stellte statt der Wirklichkeit ein Ideal hin.

„E. Burnouf stellte sich eine männlichere Aufgabe; er untersuchte die Fäden der Völkerabstammung, die verwandtschaftlichen Bande zwischen dem Orient und dem Occident und die vererbten Urkunden der europäischen Stämme, die sich in den Analogien der Gedankenzeichen erhielten; er wollte die Gesetze, nach welchen sich die ursprünglichen Idieme in den alten und modernen Sprachen zertheilten, entwirren und an das Tageslicht bringen, und endlich mit Hülfe der Grammatik die großen Epochen der Geschichte der menschlichen Familie wieder auffinden.

„Zu Ende des letzten Jahrhunderts errang England durch die Erfolge seiner Waffen und Politik auf der Halbinsel des Ganges einen wissenschaftlichen Vortheil, für dessen Benützung ihm aber damals die Muse fehlte. Doch kam es Frankreich in der Kenntniß der heiligen Sprache der Hindus voraus. Hinter den eroberndnen Armeen bildeten sich die Comptoirs der Compagnie, neben und unter dem Schutze der Comptoirs die Schule der Indianisten. Die ersten Indianisten in Frankreich wie in Deutschland erhielten den ersten Unterricht von einem aus der Schule von Calcutta hervorgangenen Engländer.[1] Frankreich hat es E. Burnouf zu verdanken, in mehreren Zweigen dieser Wissenschaft den ersten Platz und in gewissen Beziehungen die Ueberlegenheit wieder erlangt zu haben. Wörterbücher, Grammatiken, einigermaßen brauchbare Bücher, Uebersetzungen von Gedichten waren die Frucht schätzenswerther Arbeiten, bei der die Brahmanen Hülfe leisteten, die sich aber auf die Sanskritliteratur beschränkte. Was bisher der Endzweck der Studien gewesen war, das galt E. Burnouf nur als Mittel.

Man denke sich, in einem der entlegenen Länder Hochasiens, dessen Sprache sich von der unsern in den Systemen der Schrift und der Aussprache, dem syntaktischen und grammatischen Bau so durchaus unterscheidet, höre und lese man zum erstenmal Latein, erkläre geschriebene Beispiele davon. Man denke sich, ein gelehrter Brahmane lerne die alte Latinität auf eine solch reine und sichere Weise, daß er, sobald ihm nachher eines von den Manuscripten der spitzfindigen scholastischen Theologie in italienischer Sprache verfaßt in die Hände kommt, trotz der Entstellungen der Wurzeln, der verschiedenartigen Abbeugungen, der Idiotismen in Betreff neu gemachter Wörter, der Vermischungen mit Fremdartigern alsbald die ursprünglichen wesentlichen Beziehungen der beiden Sprachen herausbringen, dann die Gesetze der Abartung und Umbildung der ersterer in die andere bestimmen, und endlich aus dem Auszug aus den Manuscripten ein Wörterbuch und eine Grammatik sich zusammensetzen und somit eine bei ihm nicht gekannte Sprache wieder bilden kann, ein solches Wunderwerk von Logik und Scharfsinn müßte unsere Bewunderung erregen. Und das that E. Burnouf in Beziehung auf die Pali-Sprache, die wie das Italienische aus dem Lateinischen, aus dem Sanskrit hervorgegangen war; das war sein Probestück im Alter von 25 Jahren. Nicht vergessen darf man dabei, daß er hierin von einem seiner Mitschüler am Collège de France, ebenfalls einem berühmten Namen, H. Lassen unterstützt wurde, mit dem er auch in der Folge einen freundschaftlichen und vertrauten Umgang aufrecht erhielt. . . .

[1] Hamilton.

(Schluß folgt.)

Teneriffa.

Aus einer Uebungsfahrt der Gefion von Marine-Lieutenant W....r.

Am 2 December 1852 Abends verließen wir, da unsere verlorene Amazone sich nicht am Rendezvous-Platze eingefunden hatte, die Rhede von Funchal und steuerten bei dem schönsten Wetter, steifer Brise und fast schlichtem Wasser nach Teneriffa. Die Gefion, die unter solchen Umständen sich von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigt, eilte mit einer Schnelligkeit durch die Wogen, die mancher unserer vaterländischen Eisenbahnen Ehre gemacht haben würde. Schon andern Morgens erblickten wir die auf halbem Wege nach Teneriffa liegenden Salvages-Inseln, deren kleinere ganz die Gestalt eines segelnden Schiffes hatte, die wir jedoch in zu großer Entfernung passirten, um etwas genaueres darüber sagen zu können. Es sind ein Paar unbewohnte Inseln von zusammen 3—4 Quadratmeilen, die früher wohl Seeräubern als Schlupfwinkel gedient haben mögen; wenigstens läßt eine ziemlich romantische Geschichte, deren Schauplatz die Inseln vor einigen Wochen wurden, darauf schließen. Vor etwa einem Vierteljahre starb nämlich in einer Strafanstalt Londons ein lebenslänglich verurtheilter Sträfling und früherer Freibeuter, der auf seinem Todtenbette einigen Engländern vertraute, wie er auf den Salvages eine Summe von 500,000 Pfd., die er vor Zeiten zwei mit Geld beladenen Schiffen abgenommen, vergraben habe, und hatte auch die Localität so genau beschrieben, daß kein Mißverständniß obwalten zu können schien. Die betreffenden Inhaber des Geheimnisses machten sich unverzüglich, mit allen zur Hebung des Schatzes nöthigen Mitteln und Instrumenten ausgerüstet, auf den We gnach Madeira, von wo sie mit einem eigens gemietheten Fahrzeuge nach den Salvages segelten und dort das große Werk begannen. Die bezeichnete Oertlichkeit schien bald entdeckt zu seyn, alle gegebenen Merkmale trafen zu; mit eifrigster Thätigkeit wurde gesucht und gegraben — allein es fand sich nichts. Man glaubte, sich in der Stelle getäuscht zu haben und versuchte es an einem andern Orte; nach drei Wochen waren beide Inseln ganz umgewühlt, jedoch ohne günstigere Resultate. Der Schatz blieb unentdeckt, ein neckischer Gnom oder mißgünstiger Nix schien ihn fortgezaubert zu haben, und bitter enttäuscht, mit Verlust von einigen hundert Pfd. zogen die Schatzgräber endlich mit der angenehmen Voraussicht nach Teneriffa, obenein von allen verlacht zu werden. Hierin täuschten sie sich auch keineswegs; aber, um allem die Krone aufzusetzen, wurde bei dem englischen Consul in St. Cruz von der spanischen Regierung, welche die Salvages als zu Spanien gehörig betrachtet, eine Klage gegen seine Landsleute wegen Eingriffs in die Rechte der spanischen Krone anhängig gemacht, welche dieser jedoch dadurch rückgängig machte, daß er nachwies, wie die Inseln durch das Umarbeiten der Engländer an Bodenwerth nur gewonnen haben könnten, da kein Geld gefunden, wohl aber der Boden meliorirt sey. Die Söhne Albions aber, die sich im Geiste schon als Montechristo II, III u. s. w. geträumt haben mochten, begaben sich, in Verzweiflung über die verunglückte Speculation, zwar ärmer an Gelde aber reicher an Erfahrung in ihr Vaterland zurück, den alten Seeräuber, der sie so angeführt, zu allen Teufeln wünschend.

Auch wir fühlten keinen Drang die Nachforschungen nach dem Schatze fortzusetzen, sondern ließen die Salvages-Inseln weit rechts liegen und steuerten unsern Curs fort nach Teneriffa, dessen weltberühmter Pik uns schon am andern Morgen mit Tagwerden hoch über die Wolken hinausragend sichtbar wurde. Der beständige gute Wind beschleunigte unsere Reise, und Nachmittags am 4ten ließen wir unsern Anker auf der Rhede von St. Cruz fallen, salutirten die spanische Flagge und richteten uns für einen etwas längern Aufenthalt ein, da wir mit Einrechnung der drei Tage in Madeira noch 11 Tage auf unsere Amazone zu warten hatten, ehe wir unsere Reise fortsetzen durften, obwohl wir durch ein von England gekommenes Dampfschiff leider nur eine Bestätigung der schon in Madeira erhaltenen traurigen Nachricht hörten, daß eine entmastete Corvette, die kurz vorher in Begleitung einer Fregatte ausgesegelt, im Eingange des englischen Canals durch zwei Fischerfahrzeuge gesehen sey. Wir hatten daher allen Grund zu fürchten, daß die arme Amazone in jener schrecklichen Nacht des 16 November, welche sie von uns trennte, von diesem Unglück betroffen und nach England zurückgebracht sey. Da jedoch der officielle Bericht noch fehlte, mußten wir die uns vorgeschriebene Wartezeit einhalten, die uns überdieß sehr gelegen kam, da noch mancher durch das vorangegangene schwere Wetter angerichtete Schaden entdeckt und zu repariren war.

Die Insel Teneriffa und besonders die Südseite derselben, unter der wir lagen, hat einen grotesken wildromantischen Charakter, ist reich an zackigen Felspartien, wilden Schluchten, steilen Klippen und schroffen Abhängen, und die Physiognomie der Insel ist nicht so freundlich und dem Auge so angenehm wie die von Madeira, das, in geologischer Formation zwar ähnlich, durch üppige Vegetation, die den Bergen Teneriffa's fast ganz fehlt, ein lieblicheres Aussehen gewinnt. Die vielen Bergkegel und Bergketten, welche sich an der Südseite fast unzugänglich aus dem Meere erheben, während sie nach der Nordseite allmählich sanfter abflachen, sind merkwürdig regelmäßig geformt, sämmtlich in Kraterbildung und von der Gestalt des Pico de Teyde selbst, dem sie wie Zwerge einem Riesen in sehr großer Anzahl zu Füßen liegen. Die ganze Insel läßt sich mit einem kolossalen Vulcane vergleichen, der durch zahllose Krateröffnungen sein unterirdisches Feuer ausgespieen hat und jetzt nach langer Anstrengung ruht, denn seit langer Zeit schweigen die Essen der Cyklopen, und vor 10 Jahren haben zuletzt zwei kleine Krater nicht weit von St. Cruz und nahe am Strande gespieen. Auch sie scheinen ausgebrannt und die Einwohner Teneriffa's werden bald ganz vergessen auf unterminirtem Boden zu stehen, wenn sie nicht dann und wann durch Erdstöße, deren letzter erst vor drei Wochen die ganze Insel erschütterte, daran erinnert würden. Die Stadt St. Cruz liegt ähnlich wie Funchal vom Strande aus am Bergesabhange strahlenförmig hinaufgehend, jedoch nicht so reizend wie das letztere, da sie einestheils enger zusammengedrängt ist und auch nicht einen so schönen Hintergrund wie Funchal besitzt. Sie ist die Hauptstadt von Teneriffa, Residenz des General-Gouverneurs der canarischen Inseln und zählt etwa 9000 Einwohner. Sie ist sehr stark befestigt und durch ihre günstige Lage leicht gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Nelson, der sie zu nehmen und eine Landung versuchte, wurde zurückgeschlagen, und da unterdessen ein heftiger Südwind fast sämmtliche Boote an der schroffen Küste zerschellt und ihm den Rückzug abgeschnitten hatte, wurde er mit seinen

sämmtlichen Truppen gefangen genommen und verlor seinen Arm bei der Affaire. Der spanische Gouverneur gab jedoch aus übergroßer Höflichkeit oder höchst unpolitischer Großmuth, die späterhin von Nelson nicht vergolten wurde, den letzteren und alle gefangenen Engländer frei und sandte sie an Bord ihrer Schiffe zurück. Seitdem ist die Stadt noch stärker befestigt und dürfte sehr schwer zu nehmen seyn, da die Landung nur an einem Punkte möglich und dieser durch starke Batterien hinlänglich gedeckt ist. St. Cruz hat sich seit kurzer Zeit gehoben und wird dieß, wie überhaupt alle canarischen Inseln, in noch größerem Maßstabe thun, da die Häfen der letzteren, mit Ausnahme der unbedeutenden Insel Gomera, seit dem 10 August d. J. zu Freihäfen erklärt sind. Dieß wird einen bedeutenden Aufschwung des Handels auf den Inseln und besonders in St. Cruz zur Folge haben, welches letztere ohnehin schon jetzt monatlich durch 6—8 Dampfschiffe, die hier Kohlen einnehmen, besucht wird. Die Inseln haben eine sehr glückliche Lage, und ein Klima in dem sowohl alle tropischen Gewächse wie die der gemäßigten Zone gedeihen. Neben der Cocospalme sieht man wogende Weizenfelder, Mandelsträuche und Apfelsinenbäume neben grünenden Kartoffeläckern, die Weinrebe neben dem Kaffeebaume und von allen diesen Erzeugnissen herrscht ein solcher Ueberfluß, daß von ihnen, besonders aber vom Weine unverhältnißmäßig viel ausgeführt wird. Vom letzteren hat man zwei Sorten, die erstere zu 90, die zweite zu 60 span. Thalern, die Pipe zu 120 Gallinen oder 540 Flaschen; die erstere gibt dem Madeira wenig nach, nur ist sie etwas kräftiger.

Einen sehr ergiebigen und in bestem Aufblühen begriffenen Handelsartikel der Insel bildet jedoch auch die Cochenille, deren Gewinnung zwar erst seit wenigen Jahren, aber doch schon in so bedeutendem Maße geschieht, daß jährlich bereits für eine Million span. Thaler ausgeführt, und sich dieß Quantum voraussichtlich auf das Doppelte und Dreifache erhöhen wird, da die Cochenillezucht ohne viele Mühe einen reichen Ertrag gibt und schon jetzt einen hauptsächlichen Nahrungszweig der niederen Volksclassen bildet; der Cochenillewurm hat fast das Aussehen und die Größe einer Wanze, jedoch eine dunkelbraune fast schwärzliche Farbe. Er vermehrt sich mit überaus großer Geschwindigkeit und lebt auf dem gewöhnlichen großblättrigen Cactus, den ich in erstaunlicher Menge hier sah. Zwei Drittheile der bebauten Felder sind mit Cactus bepflanzt, deren Blätter von jenen kleinen Thierchen wimmeln. Man zieht die letzteren oder verpflanzt sie von einem Felde auf das andere, indem man ein oder zwei trächtige Weibchen in einen kleinen Beutel von Krepp setzt und diesen auf einem Blatte mit einer Nadel befestigt. Die Jungen, welche nach ihrer Geburt durch die feinen Oeffnungen des Krepps kriechen, finden sofort auf der Pflanze ihre Nahrung, wachsen und pflanzen sich sehr schnell fort, und in Zeit von einem Monate ist ein Feld von einem Morgen durch die zwei Weibchen mit Millionen Würmern stark bevölkert, die, wenn sie ihre gehörige Größe erreicht haben, vermittelst eines kleinen blechernen Spatels leicht von der glatten Blattoberfläche in ein Gefäß geschoben und gesammelt werden. Alsdann werden sie in einem Backofen geröstet; und die Cochenille, die dann in Gestalt kleiner brauner Kugeln erscheint, ist zum Handel fertig. Der Cactus, der hier wild wächst, bedarf ebenfalls keiner weiteren Pflege, wenn er einmal gepflanzt ist, und der Ertrag ist fast reiner Verdienst. Ich habe bei Gelegenheit eines Ausflugs ein Blatt von solchem Cochenillenfelde abgepflückt und darauf wenigstens 1000 große und kleine Würmer, letztere hellbraun und geflügelt gefunden. Die ausgewachsenen enthielten eine bedeutende Quantität des schönsten Carmins, und ich habe mit dem Safte eines großen Wurms einen Satz von 25 Worten geschrieben.

Santa Cruz ist bedeutend regelmäßiger gebaut als Funchal und besitzt weit mehr und schönere Straßen, die aber ebenso wie in letzterer Stadt mit kleinen Kieselsteinen gepflastert sind, um den allen Transport besorgenden Eseln und Kamelen festen Halt zu geben, wenn sie auch den Füßen der Fremden höchst empfindlich sind. Auf beiden Seiten hat man jedoch ein bequemes Trottoir, und auch so manche andere Einrichtungen zeugen davon daß St. Cruz den Vorzug einer Residenz besitzt. Um den Booten einen bequemeren Anlegeplatz zu verschaffen, die sonst wie in Madeira nur durch die Brandung ans Land kommen würden, hat man angefangen, eine Mole in die See hinauszulegen und dadurch den Wogen einen Damm entgegenzustellen. Man hat dieß schwierige und kostspielige Unternehmen dadurch bewerkstelligt, daß man ungeheure Quadern von 10—12 Fuß Seitenfläche in das Meer hinabstürzte und auf dieser Grundlage die Mauer begann: diese Quadern sind künstlich, ein Erzeugniß der Insel selbst und werden aus einer Mischung von Basalt und Kalk angefertigt. Sie erhärten allmählich an der Luft und im Wasser so stark, daß sie an Festigkeit dem festesten Granit gleichkommen und sich daher vortrefflich zu Wasserbauten eignen. Bereits ist die Mauer 80 Fuß weit hinausgeführt und sie soll noch um weitere 50 Fuß verlängert werden. Am obern Ende derselben mündet die Wasserleitung, die das schöne reine Wasser aus den Bergen im Innern von Teneriffa nach der Seeseite schafft, um dasselbe bequem an Bord der hier für Wasser einlaufenden Schiffe bringen zu können. Unmittelbar von der Hafenmauer gelangt man durch das Festungsthor in die eigentliche Stadt, die sich wie Funchal gegen die Berge hin aufsteigend erhebt. Rechts vom Thore stößt man zuerst auf eine kleine Promenade, freilich nur eine Miniaturausgabe, aber dennoch mit einer Fontaine verziert, während man links auf einen ziemlich großen und mit Fließen ausgelegten Platz gelangt, den sogenannten Plaza del Rey, der jedoch bis 1835 Plaza della Constitucion hieß. In seiner Mitte befindet sich eine Säule als Denkmal an die Ausrottung der Ureinwohner der insulae felices, einer jener vielen Flecken in der spanischen Geschichte, über welche die Zeit bereits gerichtet hat. Der Platz, der zugleich die Stelle der Alameida vertritt und Abends zum Sammelplatze der Beau Monde dient, ist von ziemlich großen und stattlichen Gebäuden umgeben, unter denen sich das Café Français, in welchem jedoch niemand Französisch versteht, als erstes Hôtel von St. Cruz auszeichnet. Zugleich laufen von diesem Platze die Hauptstraßen der Stadt nach den verschiedenen Richtungen aus und lassen dieselben, wie schon bemerkt, bezüglich ihrer Bauart von St. Cruz nichts zu wünschen übrig.

Die Häuser der Vornehmeren sind zwei- und dreistöckig, die der ärmeren Classe jedoch durchgängig einstöckig und oft so niedrig daß man das Dach mit der Hand erreichen kann. Sämmtliche Häuser sind weiß angestrichen und gewähren dadurch einen reinlichen freundlichen Anblick. Die größeren Gebäude sind ohne Ausnahme in maurischem Style aufgeführt, d. h. in einem Carré, das einen Hof oder Gartenplatz einschließt, der gewöhnlich Cocus, Bananen oder Granatbäume, öfter jedoch auch Blumen enthält, unter denen schöne Euphorbiaceen sehr beliebt zu seyn scheinen. Auf der innern Seite der Gebäude laufen Galerien herum, welche die vier Fronten des Hauses mit einander verbinden. Stuben und Kammern sind sehr hoch und die wenigen Fenster zur Abhaltung der Sonnenhitze fast während des ganzen Tages durch Läden geschlossen. Oefen und Kamine sind hier natürlich unbekannte

Digitized by Google

Dinge, da wir Mitte December hier eine mittlere Temperatur von 16° hatten. Die Wohnungen der geringeren Classe bestehen dagegen nur aus vier Wänden und einem Dache ohne sonstigen architektonischen Aufwand. Von der Straße tritt man durch die Hausthür unmittelbar in das sogenannte Cuarto, d. h. in den Raum, der als Wohn-, Speise- und Schlafzimmer dient und in dem man sich vergebens nach einer Küche umsieht, wenn man nicht eine Stelle mit diesem Namen bezeichnen will, die in einer Ecke des Raumes Reste von ausgebrannten Kohlen zeigt, die vielleicht vor vier Wochen zum letztenmale geglüht haben, da der gemeine Mann nur äußerst selten etwas Gekochtes genießt. Anstatt der Fenster haben diese Gebäude nur hölzerne Luken und ein Glaser dürfte hier keine glänzenden Geschäfte machen. Ebenso wenig sind die Zimmer mit Möbeln oder sonstigem Hausgeräth überladen; gewöhnlich bilden ein Feldbette und einige hölzerne Schemel das ganze Mobiliar. Ueberhaupt scheint mit dem letzteren Artikel auch in den bessern Häusern durchaus kein Luxus getrieben zu werden, was die ohnehin schon großen Zimmer noch größer und kahler macht. Das Ameublement beschränkt sich nur auf eine Unmasse hölzerner Stühle, die wie in einem Tanzsaale regimentsweise an den Wänden aufmarschirt stehen und von einem Unterofficiere in Gestalt eines kahlen Tisches commandirt werden. Bisweilen gewahrt man auch einen vereinsamten Spiegel, der sich vergebens nach einem analogen Möbel umsieht. Nur an Bildern von Wasserfarben geklecks, mittelalterlichen Reminiscenzen oder Scenen aus den Mystères de Paris fehlt es gewöhnlich nicht und sie correspondiren in Zahl mit den Stühlen.

Vor allen Gebäuden zeichnet sich jedoch sowohl durch seine Größe als durch seine Einrichtung das Theater aus, das man in diesem Genre hier durchaus nicht erwartet. Es kann etwa 1500 Menschen fassen, ist mit bequemen Logen versehen und erinnert überhaupt in seinen Einzelnheiten an die größeren europäischen Städte. Auch das Spiel, insoweit ich es bei meiner damaligen geringen Kenntniß der spanischen Sprache beurtheilen konnte, paßt zu dem Gebäude, und jedenfalls könnten sich die meisten unserer deutschen Schauspieler das ausdrucksvolle Mienenspiel und gute Rollenlernen ihrer spanischen Collegen zum Muster nehmen; doch wie jede Sache ihre Schattenseite besitzt, so hat auch das hiesige Theaterpersonal deren, und diese sind der Gesang und in noch größerem Maßstabe das Orchester. Bei beiden möchte man oft davonlaufen, da es dem Ohre eines Deutschen etwas zu viel zugemuthet ist, dergleichen kakophonistische Leistungen anzuhören. Da wir schon in Madeira den musikalischen Sinn von Teneriffa hatten loben hören, so fiel uns dieß umsomehr auf, und wir würden uns dadurch vielleicht zu einem schiefen Urtheile haben verleiten lassen, wenn wir nicht später etwas so ausgezeichnetes in musikalischer Beziehung gehört hätten.

Nach der schweren Prüfung unserer Gehörnerven erhielten wir eine kleine Entschädigung im Ballet, wenn man die Aufführung verschiedener Nationaltänze und unter ihnen des beliebten Fandango so benennen darf. Es kam dabei weniger Kunst als natürliche Gewandtheit in Betracht, und es war hauptsächlich der originelle und mir neue Charakter der Tänze, der mich interessirte, da die letzteren voll Feuer und Anmuth doch weit entfernt waren, lasciv zu seyn. Das Publicum war sehr anständig und zeichnete sich besonders der schöne Kranz der Damen durch geschmackvolle und reiche Kleidung aus, indem es hier wie auch in England an den full dress days Mode ist, nur im Ballanzuge im Theater zu erscheinen. Sah man in Madeira nur häßliche Gesichter, so wurde man hier durch ebenso viele hübsche und bildschöne überrascht. Allerdings hat fast jede Spanierin drei wesentliche Vorzüge vor andern Frauen, die auch sonst unschöne Züge und Formen mildern und weniger unangenehm erscheinen lassen; dieß sind die schönen schwarzen Haare, die dunkeln feurigen Augen und die weißen Zähne, ohne welche drei Eigenschaften ich fast kein einziges weibliches Wesen hier gesehen habe; dazu kommen gewöhnlich noch eine hübsche junonische Gestalt, ein schöner Teint, kleine Hände und Füße, und man darf mit vollem Rechte das weibliche Geschlecht auf Teneriffa das schöne nennen. Besonders amüsirt hat mich das Fächerspiel, das eine Hauptbeschäftigung der spanischen Damen ausmacht und in das sie viel Grazie zu legen wissen. Während unsere Landsmänninnen mit dem verhängnißvollen Strumpfe agiren, spielen die Spanierinnen mit dem Fächer, den sie unaufhörlich mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit entfalten und wieder zusammenlegen; dabei beschränkt sich der Gebrauch dieses Instrumentes nicht etwa auf die höheren Classen. Das weibliche Personal in allen Schichten der Gesellschaft weiß den Fächer mit gleicher Kunstfertigkeit zu handhaben, und das Weib aus dem Volke entwickelt dabei dieselbe Grazie wie die Señora Gobernadore.

Die Tracht der vornehmeren Classen weicht nicht auffällig von der deutschen ab; als Eigenthümlichkeit kann man nur anführen, daß bei Frauen die schwarzen, bei jungen Mädchen dagegen die helleren Farben den Vorzug zu haben scheinen. Ebenso tragen die Damen aus höheren Ständen keine Hüte, sondern entweder die Mantille, die über den Kopf genommen wird und wie ein Schleier bis über die Hüfte herunterhängt, oder ein weißes oder buntes Tuch, das sie nach Art unserer Bauermädchen zum Schutze gegen die Sonne über den Kopf und unter dem Kinne zusammenbinden, so daß kaum das Gesicht frei bleibt. Im Bürgerstande, sowie bei den Landsleuten wird dieß Tuch nicht unter dem Kinne zusammengebunden, sondern hängt nur lose um den Kopf bis auf die Brust herab, ist von weißem Flanell und mit breitem weißem Atlaßband eingefaßt. Die Bäuerinnen tragen außerdem noch einen Männerhut von Filz oder Stroh über diesem Tuche und erhalten dadurch ein merkwürdig groteskes Aussehen. Bei den Männern sind die Calabreserhüte und die spanischen Mäntel sehr beliebt; auch sieht man viele schwarze Sammtbarette mit Federschmuck; die Männer der ärmeren Classe, sowie die Landsleute tragen außerdem noch weiße wollene Mäntel von sehr einfacher Construction, d. h. eine gewöhnliche Pferdedecke, durch deren eines Ende eine Schnur gezogen ist, mittelst der man das Kleidungsstück um den Hals befestigt. Während des Tages versieht dieser Mantel die Stelle eines Rockes und dient in der Nacht als Decke, wenn die Inhaber sich auf ihr gewöhnliches Bette, d. h. den kahlen Erdboden legen.

(Schluß folgt.)

Streifzüge in Norwegen.

4. Klockeruth, Hitterdal, Bamble, Tindoset.

Der Weg nach Klockeruth führt anfangs durch eine lange, erst steinige und dann morastige Höhengegend, durch die sich ein

Bach schlängelt, der hart an der Straße einen schönen Wasserfall bildet; dann tritt er wieder in einen Wald, dessen Unterholz so verdichtet, daß des Menschen Fuß ihn selten oder nie betritt. In der nächsten Nähe der Station ändert der Weg seinen Charakter abermals, der Wald tritt zurück vor felsigen Massen, auf deren Abhängen Tannen und Birken wachsen, deren Gipfel die ihnen zunächst höheren berühren. Rechts starren sie schroff auf die Straße herab, die schmal und mit Steinen besäet ist, und links führen sie in eine Tiefe, aus der ein an und für sich unbedeutendes Flüßchen ein schallendes Brausen heraustönen läßt, da sein Lauf eigentlich ein fortgesetzter Fall und durch scharfe, spitze Felsvorsprünge unzähligemale gehemmt, und zu einer schnellen Rückströmung gezwungen ist. In dem Gasthause fand ich alles wie in Heuby, nur weniger reich und eher schmutzig als reinlich; die großen mächtigen Betten mit ihren blaukattunenen Gardinen, die schweren Schränke und Möbel in Manneshöhe mit Bibelsprüchen in sehr großen Buchstaben das Lob der Häuslichkeit und Gottesfurcht predigend glichen den schon gesehenen auf ein Haar, nur das Holz nicht so hellpolirt und rein; für mich bot daher dieß Haus wenig Einladendes dar, und ich mußte Johannes dankbar seyn, daß er mir eine sofortige Weiterbeförderung verschaffte, indem er einen Knaben bewog mich mit seinem Gefährt nach Hitterdal zu nehmen, von wo er einen Lehnsmann, den untersten Beamten, dem die Eintreibung der Steuern und andre niedere Polizeiverrichtungen obliegen, mit Tagesanbruch hierhergebracht. War dieß gleich ein Umweg, ging ich gern in den Vorschlag ein, da ich möglicherweise hier 4—5 Stunden auf Pferde warten konnte, und in Hitterdal deren gewiß seyn durfte, da dort eine Hauptkirche mehrere Gehöfte nahe beieinander vereint hat.

Der Weg überschreitet bald ein hier von Nord nach Süd streichendes enges und zerklüftetes Querthal, in dem die Hjerdalselv nach ihrem Austritt aus dem Hjerdalsrand fließt. Die Mehrzahl dieser Thäler öffnet sich von Norden nach Süden, und ist gegen Morgen- und Abendwind geschützt, wenn sie der Schein der Sonne mit dauernder Wärme erfüllt hat. Oft sollen nur sechs Wochen zwischen Saat und Ernte liegen, und also die Saat in heißen Sommern so schnell wachsen und reifen, wie unter den glücklichsten Himmelsstrichen, wohingegen bei kaltem Frühjahre und ebenso bei Regensommern und nicht seltenen Nachtfrösten im August — den gefürchteten Eisnächten — die ganze Saat verunglückt, was sogar nach 25jährigem Durchschnitt je die vierte Ernte treffen soll, worauf aber dann stets ein milder und heitrer Winter folgt. Auffallend sind große Ketten von Sandbergen, mitunter förmlichen Wällen gleichend, und daher in der Volkstradition auch für Reste von Festungswerken der alten Nordländer angesehen, welche am linken Ufer der Hjerdalselv zusammenhängend bis nach Hitterdal fortlaufen, wo sie ihren Culminationspunkt in einer breiten Kuppe von über 100 Fuß Höhe erreichen, die einen völligen Ueberblick über sie gestattet. Eine Art System, ihre regelmäßige Form und Abdachung, sowie die auffallenden abgemessene wechselweise aus- und einspringende Winkel machende Lage sind gewichtige Gründe für die Annahme einer künstlichen Aufdämmung, wogegen wieder ihre ungeheure Ausdehnung spricht. Zuweilen schließen sie den Fluß zu beiden Seiten gleich einem engen Defilee ein, und sind an diesen Punkten doppelt und sogar dreifach terrassenförmig aufeinandergesetzt, wie die Replis und Cavaliere moderner Befestigungen.

In Hitterdal angelangt gelang es mir, daß nach einem Aufenthalt von wenig über eine Stunde ein Carriol für mich bereit stand, das mich über Bamble hinweg nach Tindoset führen und also einen weiteren Aufenthalt verhindern sollte. Eine herrliche Erquickung waren mir wieder die Beeren aller Art, von der Erd- und Himbeere, bis zur schwarzen Johannisbeere, hier Solbär (Sonnenbeere) genannt, in ausgezeichneter Größe das Gasthaus umgebend, und die vorzüglich großen und süßen Bückebeeren (blaue Heidelbeeren), die mir mit sauren Molken vorgesetzt wurden. Auch ein erquickendes Getränk bot man mir dar, und gab es mir auf mein Ansuchen in einem kleinen Vorrath mit, das aus einer Beere bereitet wurde, die der nordischen Küche vollkommen die Citrone ersetzt, und deren Saft der kühlendsten Limonade gleicht. Sie nennen sie hier Tranebär oder Kranichsbeere, und ihr langstengliches schmales Kraut, welches sich auf der Erde ausbreitet, sowie die kleinen rothen Beeren erinnern sehr an die Heidelbeere unsrer Wälder, nur daß jene sehr saftig und diese trocken und mehlig ist. Die ungefähr im Mittelpunkt der zerstreuten Gehöfte in der Nähe des Hitterdaler-Sees liegende Kirche ist ein dem Alterthumsforscher höchst merkwürdiges Bauwerk; eines jener originellen Gebäude, die in ihrem Style den Uebergang von dem rohen Baumtempel des nordischen Heidenthums zum christlich-gothischen Kirchenbau bezeichnen. Sie ist abenteuerlich zusammengesetzt und dennoch von imponirendem Ansehen durch die sonderbare Auf- und Nebeneinanderthürmung der einzelnen Theile, und durch die schuppige schwarze Oberfläche, indem sowohl das Dach als der größte Theil der Wände mit getheerten Schindeln bekleidet sind. Die einzelnen Zierrathen sind über die verschiedensten Motive mit unbegreiflichem Fleiße aus Holz geschnitten.

Von Hitterdal führt ein breites Thal vorüber dem herrlichen Tindsfoß, der den Wasserüberfluß aus dem gleichnamigen See abführt nach Bamble. Dasselbe ist von ausgezeichneter Schönheit, tief eingeschnitten in das Liafjeld, welches die Gränze zwischen Nieder- und Obertellemarken bildet. Den erhabensten Anblick gewährt es am östlichen Ende des kleinen Hjerdalsrand. Eine Viertelstunde weiter aufwärts von Bamble tritt eine Felsenwand des nördlichen Gehänges etwa bis auf 20 Schritt dem südlichen entgegen, und zieht sich das Thal hier zu einem engen Durchriß von mehreren 100 Schritt Länge zusammen, in welchem der Strom durch den festen Quarz einen nur wenige Fuß breiten Canal gebohrt hat, dessen Wände ganz senkrecht niederfallen. Hat man diesen Engpaß durchschritten, so stellt sich in dem oberen Tellemarken eine noch bedeutend großartigere Alpengegend dar als zuvor. Alle Berge, welche in der Nähe sind, steigen über die Fichtengränze hinauf und überall liegt auf ihnen der Schnee, häufig und auf lange Zeit sogar noch einige 100 Fuß bis unter diese Gränze reichend. Läßt man von den Höhen des südlichen Abhanges den Blick nach West und Nord schweifen, so stehn man zahllose hintereinander gethürmte schneebedeckte Kuppen in strahlendem Glanze prachtvoll in die Augen fallen, unter denen sich das Tindfjeld und Gaustafjeld majestätisch herausheben. Letzteres ist der höchste Punkt der norwegischen Gebirge im Süden der Straße über das Fillefjeld. Der Kegel des Gausta erreicht eine Höhe von ungefähr 6—7000 Fuß, während der Gebirgsrücken selbst, aus dem er sich erhebt, nicht viel über 4000 Fuß aufsteigt. Die isolirte Lage eines so bedeutend aufsteigenden Punktes, die scharfe kannenförmige Gestalt der Kuppe, von welcher eine weite Aussicht in die Schneegefilde und Gebirgswüsten des südlichen Norwegens geboten ist, der nahegelegene prachtvolle Wassersturz des Riukanfoß, die ächt alpinische Flora machen das Gaustafjeld für den Lustreisenden ebenso belohnend, wie seine geognostische Gestaltung es dem Manne der Wissenschaft interessant machen muß.

In Tindoset angelangt war ich wenig angenehm überrascht,

meine Genossen die vorausgegangen waren zu vermissen und einen schmutzigen unangenehmen Aufenthalt zu finden. Um sie nicht ganz zu verlieren, wollte ich mich ohne Verzug aufmachen, um auf dem Weg über einen See noch in der Nacht Ornäs zu erreichen. Mit Mühe gelang es durch mein Gebot von zwei Speciesthalern bei zwei jungen Burschen die Scheu vor einer Nachtfahrt auf dem See zu besiegen. Ich konnte mir diese Scheu nicht erklären, da ein kleines unbedeutendes bleifarbenes Wölkchen, welches an einem Punkte des Himmels festzustehen schien, in meinen Augen diese Wichtigkeit nicht gewinnen wollte, und die Furcht vor dem „Necken“ und dem „Jättenzuge“ — unsre Märchen von Nix und der wilden Jagd — mir ferner lag als die, daß ich die Spur meiner Reisegefährten verlieren möchte.

Die Zeit, die erforderlich war um das Boot zu bereiten, verbrachte ich mit dem neuen Bekannten, theilte das ihm bereitete Mahl, bei dem mir nichts behagte, da alles bis zu dem Geflügel und Schweinefleisch hinab nach Thran und Fischen schmeckt, deren Abgang die Nahrung der Thiere ausmachte. Nach dem Essen blieb mir noch eine kurze Frist um nach einem Habichtsfang zu gehen, der in der nächsten Nähe des Gaarts angelegt war, um dieses Räubers, der nicht nur das Vieh, sondern im Winter auch Kinder und Männer angreift, habhaft zu werden. Das Verfahren hierbei ist ein höchst einfaches. Man baut kleine Steinhütten, versteckt sich noch vor Beginn der Morgendämmerung darin, und läßt nur eine kleine Oeffnung zwischen den Steinen, aus der ein Seil hinausführt, an welchem ein Stück Vieh oder Fleisch befestigt ist. Stürzt sich der Vogel mit dem stoßenden Fluge darauf, zieht man es leise an, daß es sich fortbewegt ohne ihm zu entgehen, wodurch derselbe immer hitziger wird, so daß er sich zuletzt darin so fest verkrallt, daß man ihn in die Hütte ziehen und tödten kann. Noch einfacher, ja in sehr kindlich naiver Art sah ich hier auch die Otterjagd betreiben. Ein Junge legte sich flach auf den Bauch und untersuchte mittelst Hineingreifen, ob unter den Felsblöcken am Ufer eine Otter verborgen läge, welche er kurz vorher stichen sah; seine Flinte hatte er neben sich, aber in einem Lederfutteral, aus welchem er sie erst herausnehmen mußte, falls er die Otter wieder sah.

5. Der Tind-See.

Endlich erschien etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang die Nachricht, daß die Fischer zur Abfahrt bereit seyen und ich bestieg ungesäumt das Fahrzeug. Es war ein flach gebauter Kahn, ziemlich spitz zugehend, schmal und vom Hinter- zum Vorder-Steven kaum mehr als 10 Fuß haltend, das Material roh behauene starke Tannenbretter; frisch gehauene grüne Zweige vertraten die Stelle der Sitze, über die zum Ueberfluß noch ein Bärenfell geworfen war. Kein Lüftchen rührte sich, und ich freute mich auf die herrliche Fahrt. Der Tind-See ist eins der wunderherrlichsten Alpenthäler der Welt, von vier norwegischen Meilen Länge und 1/4 bis 3/4 Meilen Breite, erst in südöstlicher, dann in südwestlicher Richtung strömend. Im Norden führen ihm vier Ströme von West, Nord und Ost, und an seinem Winkelpunkte von Ost aus zwei kurze aber mächtige Flüsse ihren Wasserreichthum zu. Unzählige Buchten und ausspringende Halbinseln bieten mannichfache Aussichten dar, hervorstechend durch den größten Reichthum an malerischer Wildheit und Schroffheit. Wie die Höhe der zusammenhängenden Fjelden, die seine beiderseitigen Ufer bilden, und die Ursache der vielen gefährlichen Stoßwinde sind, imponirend erscheinen, so gilt seine Tiefe für unergründlich und bewirkt es, daß der krystallhelle Spiegel des Sees auch in den schärfsten Wintern nicht zufriert. Welche Ursachen aber diesen See auch häufig bei ruhigem Wetter hoch aufbäumen und seine Wassermenge steigen machen, ist noch unerforscht; am bedeutendsten geschah es im Jahre 1756, als das Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, auch den Tyrefiord und andre norwegische Wässer über ihre Ufer trieb. Die erwähnten Stoßwinde sind unter dem eigenthümlichen Namen Fjeldslager oder Bergslaggen bekannt, und sollen schon bei dem stillsten Wetter unvorsichtig Segelnde in den Grund gebohrt haben. Sie kommen mit einem schmalen und heftigen Strahl aus den Thälern und Schluchten, die dicht hinter einem Vorsprung des Gebirges liegen, oder auch von den hohen und scharfen Bergspitzen herab. Ihr Hauptgefahr erzeugt das Zurückprallen von den gegenüberstehenden Bergwänden, welches oft so heftig ist, daß die Luft orkanartig wirbelt.

Anfangs ging unsere Fahrt herrlich von statten, denn kein Windhauch rührte sich, und die derben Bursche brachten mit langsamen und gemessenen Ruderschlägen das Fahrzeug vorwärts, sich meist nahe dem Westufer haltend. Die Nacht war hell und es hatte die Beleuchtung einen eigenthümlichen Zauber, um so reizender als es die Zeit des periodisch wiederkehrenden Sternschnuppenfalles war, die sich an dem, bis auf jenes noch immer unbewegliche Wölkchen, ganz klaren Himmel wunderbar schön ausnahmen. Die tiefen Thäler blieben finster, aber je höher sich die Bergwände erhoben, je mehr sich der Horizont erweiterte, je heller ward es. Um Mitternacht schien in den Gebirgen im Westen, am Gausta, noch die Abendröthe leise erblassend zu lagern, und im Osten verbreitete schon der kommende Morgen einen zarten Schein über die Hardanger Fjelde. Diese seltsame gelblich graue Dämmerung, die auf der ganzen Gegend lag, und keineswegs dem bläulichten Mondlichte unserer deutschen Nächte zu vergleichen ist, die alles gleichmäßig mit ahnungsvoller Ungewißheit umschleierte, durch ihr überall hindringendes falbes Licht jeden Schatten verscheuchte, brachte eine süße Betäubung in mir hervor. Während ich meine Glieder in wollüstiger Trägheit auf dem aromatisch duftenden frischen Birkenlaub und Tannengerüst und dem weichen Bärenpelze ausstreckte, sah ich dem reizvollen Spiele zu, mit dem höhere Wesen sich zu ergötzen schienen, indem sie die diamantblitzenden Milliarden von Sternen einander zuschleuderten, die im Fluge verschwanden, kaum augenblicklich ihre Bahn durch einen feurigen Streifen bezeichnend, und doch in ihrer Zahl nicht vermindert erschienen. Hierzu kam der gewaltige Eindruck der tiefsten Stille, kein Vogel rührte sich, alles, selbst das Raubthier ruhte, keine Bewegung vernahm ich außer das rieselnd die Buge des Fahrzeugs umströmende und rauschend von den Rudern abfließende Wasser.

Im beglückten freudigen Gefühl über die Schönheit der Natur wurde ich endlich von einem friedlichen kurzen aber stärkenden Schlummer überfallen. Bei dem Erwachen fühlte ich gewaltige Frostschauer mich durchrieseln und die Temperatur sowie den Anblick des Wetters gänzlich verändert. Der Himmel hatte sich bedeckt, die kleine blaugraue Wolke, welche schon vor vielen Stunden den Schiffern ein Schreckniß gewesen, war bedeutend gewachsen, schien aber noch ebenso unbeweglich als zuvor, während weißlichere, phantastisch erscheinende leichtere Wolkenmassen eilig über sie hinflogen, und nur plötzlich einzelne Stellen erhellten, aus denen ein oder der andere Stern blasse Strahlen auf das mit einem milchigen Schaum bedeckte Wasser warf. Die Ufer in dieser Gegend schienen aus unordentlichen Abstürzungen zu bestehen, und steile

Vorgebirge und große und kleine halbzusammenhängende Felsengruppen und schwarze Klippen bildeten ein düstres Labyrinth, welches meinen Kahnführern gefährlich zu seyn schien. Sie hatten das Ufer verlassen und hielten ihre Fahrt mehr in dem breiteren Wasser, ein tiefes unheimliches Schweigen beobachtend. Trotz des immer schärfer und schneidend werdenden Windes stellte sich das Ruder wegwerfend der jüngere der beiden Männer, ein breitschultriger und robuster Kerl, in dem Kahne als Mast auf, und hielt mit jedem Arme eine junge Birke fest gegen die Hüften gestemmt, um hiermit und mit seinem Körper den Wind zum Segeln aufzufangen. Meiner Ueberraschung, daß er die nackte Brust offen der Kälte darbot, setzte er die Versicherung entgegen, daß sie oft im Winter an derselben Eiszapfen sich von ihrem Hauche bilden sähen, und nie daran dächten, sich dagegen zu verwahren. Eine tüchtige Strecke hatten wir auf diese Art zurückgelegt, als der ältere meiner Schiffer mir mit kurzen aber entschiedenen Worten verkündete, nach Ornäs würden und könnten sie mich heut Nacht nicht schaffen, denn der sichere Untergang des Fahrzeuges wäre die Folge eines jeden Versuches, in der Nähe befände sich ein Fischeretablissement, dort würden sie für mich ein Nachtquartier besorgen. Das flache Boot ohne Kiel, der sehr wilde Anblick der Gewässer mit dem schwarzen Gürtel von Gewölk im Hintergrunde sahen zwar drohend aus, doch ließen sie mich als wassergewohnt und geübten Schwimmer unter der Leitung zweier erprobter kräftiger Schiffer keine große Gefahr ahnden, und ich versuchte deßhalb durch alle möglichen Mittel jene zur Weiterfahrt zu bewegen. Aber vergeblich; Bitten, Zanken, Drohungen, ja selbst die Lockungen des Mammons durch Versprechung einer Verdoppelung der schon hohen Summe der zwei Species nützten nichts, schweigend hörten sie mich an, und ruderten nach kurzem Verneinen schweigend dem westlichen Ufer zu. Noch ehe wir dasselbe erreicht hatten gewann ich übrigens die Gewißheit, daß sie vernünftiger gehandelt als ich, denn die Wassermasse gerieth plötzlich in eine so heftige Bewegung, wie sie mir nur die unerhörte Tiefe derselben und die durch gewaltsames Zerreißen der Ufer des Sees und wahrscheinlich seines Bodens entstandenen Klüfte erklären konnten. Spiralförmig schlugen die Wellen an der einen Seite des Kahnes hochauf, während an der andern weißer Gischt schwindelnd in tiefen Trichtern wirbelte. Von den beinahe senkrechten Wellen des Ufers, an denen es mir zu landen unmöglich schien, tönte brausender Donner der mit Vernichtung drohenden Brandung. Kühn und mit Sicherheit hielten die beiden Männer die Richtung auf eine ihnen wohlbekannte Stelle, wo der Rücken des Gebirges abgerundet ist und ein Thal ohne Waldung bis zum Ufer reicht, das mit der Wohnung und dem Anbau der wohlhabenden Fischerfamilie versehen ist. Glücklich stiegen wir auf das Land; um mir Licht zu verschaffen und den Pfad zu dem Gehöfte zu finden, dessen Gastfreundschaft wenn auch sehr gegen meinen Willen ich beanspruchen sollte, lief der eine Fischer zum Hause hinauf, während ich dem anderen behülflich war, den Kahn ganz dem Wasser zu entrücken und auf eine sichere Stelle des Ufers zu bringen. Anschlagende Hunde und der Schein einer Kieferfackel, der sogleich auf uns zukam, hatte etwas Wohlthätiges, da im selben Augenblicke einem pfeifend heulenden Sturme große Regentropfen folgten, die auch kaum eine Minute, nachdem ich mich unter Dach sah, in einen herabstürzenden Guß verwandelt waren. Wie groß war aber meine Ueberraschung und Freude, als ich in dem weiten Gastzimmer und dem daranstoßenden Küchenraume die gesuchte und in Ornäs vermuthete Gesellschaft bei der grellen Beleuchtung eines Kienspans auf den Betten, Bänken, Tischen, dem Herde und der blanken Erde liegend entdeckte. Ich fügte mich bald ihrem Rathe, mir auch ein Schlafplätzchen zu suchen und mich der Ruhe zu überlassen, zu welchem Zwecke mir einer der Fremden ein Laubkissen und ein paar Wolfshäute freundlichst überließ.

Das Schicksal Sir John Franklins und seiner 137 Gefährten.

Die Perthes'sche geographische Anstalt macht in einer von Hrn. A. Petermann unterschriebenen Veröffentlichung über die erschütternde Nachricht von dem Schicksal der Franklin'schen Expedition, die vor einigen Tagen durch den bekannten arktischen Reisenden Dr. Rae mitgetheilt wurde, folgende Bemerkungen:

„Wenn die Nachricht begründet ist, so müßte die traurige Katastrophe des Untergangs der beiden Schiffe und ihrer Mannschaften in einer Gegend des arktischen Amerika's stattgefunden haben, die ganz nahe liegend und zugänglich und deren nächste Umgebungen genau bekannt und vielfältig durchforscht und untersucht worden sind.

„Bekanntlich verließ die Franklin'sche Expedition die brittischen Gestade im Mai 1845, um noch einmal einen Versuch für Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt zu machen. Als drei Winter vergangen waren ohne Nachricht von ihr, so hielt man es für nothwendig, Expeditionen zu ihrer Aufsuchung abzuschicken, deren erste die englischen Küsten im Januar 1848 verließ, während zwei andere im März und Junius desselben Jahres in See gingen. Die letztere, unter Capitän Sir James C. Roß und Capitän Bird, hatte den Befehl der vermißten Expedition auf dem ihr vorgeschriebenen Wege zu folgen, zu dem Endzweck ihren Curs durch Baffins-Bay zu nehmen und die Ufer des Lancaster-Sunds, der Barrow-Straße bis Cap Walker im Westen, und die westlichen Ufer von North Somerset und Boothia bis in die Gegend des von Roß im J. 1830 entdeckten magnetischen Poles im Süden, genau zu durchsuchen.

„Nach den im J. 1850 aufgefundenen und bisher einzigen Spuren der vermißten Expedition hatte dieselbe ihren ersten Winter, 1845/46 auf der am Eingange des Wellington-Channels (etwa 50 deutsche Meilen westlich von der Baffins-Bay) befindlichen Beechey-Insel zugebracht, und zufolge der von Dr. Rae überbrachten von den Eskimos erhaltenen Nachrichten taucht Sir John Franklins unglückliche Schaar zuerst wieder im Frühjahr des Jahres 1850 an der nördlichen Küste des King-William-Landes auf, wo nämlich Eskimos etwa 40 „weiße Männer" über das Eis vom Norden her kommen gesehen haben wollen. Dieß ist ungefähr 75 deutsche Meilen beinahe direct südlich von Wellington-Channel, und die Franklin'sche Schaar muß ihren Weg nothwendigerweise an oder auf den Küsten entlang genommen haben, welche die besagte Expedition unter Sir J. C. Roß in den Jahren 1848 und 1849 zu untersuchen angewiesen war, und zwar in derselben Periode, nämlich zwischen 1846 und 1850. Leider untersuchte Sir J. C. Roß's Expedition die nach Süden sich erstreckende Westküste von North Somerset und Boothia nur etwa bis zur Hälfte, näm-

lich bis zur Breite von ungefähr 72°. Nicht die geringste Spur der Expedition wurde auf dieser Strecke gefunden, ebenso wenig auf den gegenüberliegenden Küsten von Prince of Wales-Land, welche Lieutenant Browne im J. 1851 untersuchte. Es ist ein höchst beklagenswerther Umstand, daß Sir J. C. Roß nicht weiter nach Süden vordringen konnte, da er, wenn die Rae'schen Nachrichten begründet sind, unfehlbarerweise mit den „40 weißen Männern" hätte zusammentreffen müssen. Indem man aber der Behauptung des Sir J. C. Roß, daß Franklin unmöglicherweise in jener Gegend gewesen seyn konnte, Glauben schenkte, wurde die Aufsuchung von der richtigen Fährte abgeleitet, und fast alle Expeditionen wurden seit jener Zeit von der Barrow-Straße aus mehr in einer westlichen und nördlichen Richtung dirigirt. Nur sehr wenige Personen, worunter auch Lady Franklin, fuhren fort es für wichtig zu halten, daß jene gegen King-William-Land gelegenen Gegenden vollständig untersucht würden. Ja es wurden sogar zwei Expeditionen, eine im J. 1850 unter Capitän Forsyth, die andere im J. 1851 unter Mr. Kennedy und Lieut. Bellot, auf den speciellen Wunsch wie auch auf Kosten Lady Franklins abgesandt, um das Versäumte nachzuholen, und alle Sachverständigen hielten dafür, daß jede dieser Expeditionen für den Zweck vollkommen genügen würde. Aber es stand anders geschrieben im Willen einer höhern Macht — beide kehrten, merkwürdigerweise, unverrichteter Sache zurück, indem sie nur ungefähr so weit kamen als die beiden früheren unter Roß und Browne. Also vier besondere Expeditionen wurden nach dieser leicht zugänglichen Region geschickt, ohne ihren Zweck zu erreichen! Inzwischen glaubte man immer weniger an die Möglichkeit der Richtung Franklins nach dieser Gegend, und als Dr. Rae im J. 1851 das im Westen und ganz nahe liegende Victoria-Land durchsuchte und unverkennbare Ueberbleibsel der Flaggenstange eines königlichen brittischen Schiffes am Ufer fand, so glaubte man nicht, daß dieselbe von Franklins Schiffen herrühren könne. Und doch würde dieses der Fall seyn, wenn die Rae'sche Kunde sich bestätigte.

„Was die Glaubwürdigkeit des Rae'schen Berichtes im allgemeinen anbelangt, so bilden die von ihm mitgebrachten Sir John Franklin und seinen Gefährten gehörigen Sachen leider einen zu unumstößlichen Beweis, daß wenigstens etwas Wahres an der Erzählung der Eskimo's seyn müsse; oder vielmehr, daß der Umstand selbstredend eine gewichtige Thatsache ausmacht; denn was die grausigen Details der Eskimogeschichte anbelangt, so können wir von vorn herein unsere unmaßgebliche Meinung nur dahin aussprechen, daß wir ihnen nach unserer Kenntniß des Eskimocharakters schlechterdings keinen Glauben beimessen können. Wie aber das Wie und Wo der Katastrophe nach der wahrscheinlichen Localität sich uns jetzt darstellt, so ist das Unerklärliche und Mysteriöse dabei

„1) daß, selbst wenn die Schiffe so weit im Süden als King-Williams-Land verloren gegangen wären, ihre Mannschaften nicht ihren Weg zurück nach Norden zu dem von Wallfischfängern besuchten Lancaster-Sund genommen hatten (wie Capitän John Roß im J. 1832, der sich dadurch rettete, nachdem er sein Schiff in 70° nördlicher Breite zurückgelassen und sogar vier Jahre daselbst campirt hatte), sondern nach Süden in der Richtung der Hudsons-Bay-Ansiedlungen, die hoffnungsloseste, die sie einschlagen konnten, wie mehreren Mitgliedern der Expedition sogar aus eigner Erfahrung bekannt seyn mußte.

„2) Daß keine Spuren von ihnen im North Somerset vorgefunden wurden. Freilich wurde dieses erklärt durch den Umstand, daß sie, ohne jene Ufer zu berühren, mit ihren Schiffen glücklich durch den zwischen jenem Lande und Prince of Wales-Land gelegenen Peel-Sund durchgekommen und erst in südlicherer Breite verunglückt wären.

„3) Daß sie bei ihrem angeblichen, zuletzt zum Hungertode führenden Mangel an Lebensmitteln nicht die in North Somerset, etwa 50 deutsche Meilen von King-Williams-Land belegne Fury-Bucht besucht hatten, um die vom Capitän Roß im J. 1833 zurückgelassenen Proviant-Vorräthe zu erlangen; denn diese wurden von Kennedy und Bellot noch ebenso vorgefunden, wie sie Roß 20 Jahre vorher zurückgelassen — gänzlich unberührt, unversehrt und unverdorben.

„4) Daß die von den Eskimo's ausgegangene Kunde erst jetzt, vier Jahre nach dem Ereignisse, an Europäer gelangt ist, und nicht früher, da letztere doch zu wiederholtenmalen dem Schauplatz des Ereignisses ebenso nahe wie Rae bei dieser seiner letzten Reise gewesen.

„5) Daß aus einer Schaar von 138 ausgesuchten englischen Seeleuten, im Besitz reichlicher Gewehre, Munition, Compasse und anderer Dinge, an arktische Reisen von großer Ausdehnung gewöhnt — nicht ein einziger soll im Stande gewesen seyn, eine der nächsten Ansiedlungen der Hudsons-Bay-Compagnie zu erreichen.

„Auf der andern Seite erhält der schon erwähnte Umstand der von Rae im August 1851 aufgefundenen Flaggenstange auf dem King-Williams-Land gerade gegenüberliegenden Victoria-Lande (in 68° 52' N. Br., 103° 20' W. L. Greenwich) unter den jetzigen Umständen eine größere Bedeutung, und macht es wahrscheinlich daß Franklins Schiffe in jener Gegend gewesen seyen. Dabei muß jedoch auch erwähnt werden, daß Rae bei jener Gelegenheit mit Eskimos zusammentraf, die nicht das geringste über den Ursprung der Flaggenstange zu wissen schienen. Ebenso wirft sich die von Maclure berichtete Erzählung der Eskimos weiter westlich unwillkürlich zur Betrachtung auf. Als nämlich derselbe im August 1850 (des Todesjahres der 40 „weißen Männer") von der Behrings-Straße aus an der arktischen Küste Nordamerika's entlang nach Osten steuerte und in der Nähe des Cap Bathurst (östlich vom Mackenzie-Fluß) zu landen versuchte, wiesen zwei Eingeborne mit drohenden Gebärden die Fremdlinge zurück. Nur mit großer Mühe konnte man sie beschwichtigen, worauf sie erzählten, daß ihr ganzer Stamm, mit Ausnahme ihres Häuptlings und dessen kranken Sohnes, beim Anblick des Schiffes entflohen sey; als Ursache gaben sie an, das Schiff möchte vielleicht den Tod eines Weißen rächen wollen, den sie vor einiger Zeit ermordet hätten. Durch den am Bord Maclure's Schiff befindlichen Dolmetscher berichteten sie, daß einige weiße Männer in einem Boote dahingekommen und sich ein Haus gebaut hätten, worin sie lebten. Zuletzt ermordeten die Eingebornen einen von diesen; die anderen seyen entflohen, wohin, das wußten sie nicht. Der Ermordete war in ein Grab gelegt, das sie zeigten. Capitän Maclure sagt, daß ein dicker Nebel ihn in der Untersuchung des Grabes verhindert habe, und daß er zu seinem Schiffe zurückkehren mußte. Es ist sehr zu bedauern, daß die Richtigkeit dieser Erzählung nicht ermittelt werden konnte, da schwerlich sich die Eingebornen eines Mordes selbst anklagen, wenn sie ihn nicht begangen hätten, und da schon im J. 1848 eine ähnliche Nachricht aus jener Gegend von den Beamten der Hudsons-Bay-Compagnie nach England berichtet wurde.

„Wenn man ferner erwägt, daß den Erzählungen der Eskimos, bei denen das Lügen als eine Tugend angesehen wird, nicht zu trauen ist, so wird man eingestehen müssen, daß das undurchdringliche Dunkel, welches bisher über Sir John Franklins Schicksal geschwebt, durch den Bericht Dr. Rae's nicht gehoben ist, son-

dern daß diese Eskimogeschichte hauptsächlich nur einen frischen Anknüpfungspunkt und eine neue Richtung angibt, auf der man nunmehr Grund hat zu hoffen, bei fernern Nachsuchungen ein genügendes Resultat zu gewinnen. Denn daß außer den wenigen von Rae mitgebrachten, von den Eskimo's erhaltenen Gegenständen, bestehend in Löffeln, Gabeln u. s. w. von zwei Schiffen und 138 Personen noch andere Spuren aufzufinden seyn werden, unterliegt wohl keinem Zweifel.

„Dr. Rae kann kaum 50 deutsche Meilen von dem Schauplatz des schrecklichen Ereignisses entfernt gewesen seyn; wahrscheinlich aber wurde er von dem Drang, die mit einer Belohnung von 10,000 Pfd. St. verknüpfte Nachricht über das Loos Franklins sofort nach England zu überbringen, sowie auch vielleicht von dem Wunsch, Veranlassung zu geben zu einer fernern umfassendern Aufsuchung, abgehalten sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um die Wahrheit der Eskimogeschichte zu ergründen."

Hr. Petermann gibt nachstehend eine Uebersicht der bisher aufgewendeten Kosten:

Kostenanschlag der zur Aufsuchung Franklins bis zum Jahr 1854 stattgefundenen Expeditionen.

	Anzahl der Schiffe.	Kostenanschlag in Pf. St.
A. Expeditionen in den Jahren 1848 und 1849.		
1) Expedition nach der Behrings-Straße (unter Kellet, Moore und Pullen)	2 (u. 4 Boote)	92,166
2) Land-Expedition nach den arktischen Küsten Nordamerika's (unter Rae und Richardson)	(4 Boote)	10,000
3) Expedition nach der Barrow-Straße (J. C. Roß und Bird)	2	70,000
4) „ „ „ „ „ (Saunder)	1	50,000
B. Expeditionen, abgeschickt im J. 1850.		
5) Expedition nach der Behrings-Straße (Collinson, Maclure, Moore, Kellett)	4	150,000
6) Expedition nach der Barrow-Straße (Penny)	2	15,000
7) Expedition nach der Barrow-Straße (Austin, Ommaney, Osborn, Cater)	4	115,000
8) Expedition nach der Barrow-Straße (John Roß)	1	4000
9) „ „ „ „ (Forsyth)	1	4000
C. Expeditionen in den Jahren 1851 und 1852.		
10) Land-Expedition nach dem arktischen Nordamerika (Rae) (1 Boot)		2000
11) Expedition nach Regent Inlet (Kennedy)	1	5000
12) „ „ Baffins-Bay (Inglefield)	1	5000
D. Expeditionen in den Jahren 1852, 53 und 54.		
13) Expedition nach der Barrow-Straße (Belcher)	5	250,000
14) „ „ „ Behrings-Straße, 1852 (Maguire)	1	20,000
15) „ „ „ „ 1853 (Trollope)	1	30,000
16) „ „ „ „ 1853 (Kennedy)	1	4000
17) „ „ „ Barrow-Straße, 1853 (Inglefield)	2	60,000
18) „ „ „ „ 1854 (Inglefield)	2	60,000
19) Land-Expedition nach Boothia Isthmus, 1853 (Rae)	(1 Boot)	4000
		1,000,166

In wie weit das Resultat dieser edlen Bestrebungen noch nebenbei von praktischem Nutzen und wissenschaftlichem Werth ist, darauf müssen wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen. Das für die arktischen Gegenden erweckte Interesse ist der Art, daß man trotz des Schicksals der Franklin'schen Expedition nicht nachlassen wird, bis man das noch unerforschte Polar-Bassin durchschnitten und erforscht hat. So darf man von der amerikanischen Expedition unter Dr. Kane, welche mit dem speciellen Zweck, bis zum Nordpol vorzudringen, im Mai vergangenen Jahres von New-York abgesegelt ist, interessante Entdeckungen erwarten, ebenso wie von jenem ausgezeichneten arktischen Seefahrer Capitän Penny. Bekanntlich war derselbe unlängst von einer äußerst erfolgreichen Wallfischfahrt heimgekehrt, deren Gewinn, wie wir aus einem uns zugegangenen Schreiben ersehen, auf 20,000 Pfd. anzuschlagen ist. Er theilt uns darin zugleich mit, daß er beabsichtige, demnächst eine Entdeckungsreise zu unternehmen und lebt der festen Hoffnung, den Nordpol zu erreichen und das Polar-Bassin zu durchkreuzen. Er ist jetzt schon wieder unterwegs nach den Regionen, die sein Element sind, und deren Gefahren und Schwierigkeiten niemand besser als er bisher zu beseitigen gewußt hat."

So weit Hr. Petermann. Auch in englischen Journalen begegnet man einem starken Mißtrauen in Bezug auf die von Dr. Rae gebrachten Nachrichten, und das Athenäum stellt geradezu die Eskimos des Hrn. Dr. Rae mit dem bekannten Tartaren auf gleiche Linie. Die Zweifel des Athenäums greifen den Eskimobericht noch von einer andern Seite an, als Hr. Petermann. „Wir haben, sagt das Athenäum, die von Dr. Rae mitgebrachten Gegenstände, welche bei der Admiralität niedergelegt worden sind, genau geprüft. Sie bestehen in zwei Duzend silbernen Löffeln und Gabeln, einem goldenen Chronometer, dessen Gehäuse von dem Werk weggenommen ist, Theilen eines Telescops, vier Messern, einem Sir John Franklin gehörigen Guelphenorden, eine kleine runde Silberplatte mit dem Namen desselben Officiers, die wahrscheinlich als Knopf eines Spazierstocks diente, eine kleine goldene Uhrkette, und ein Stück einer Flannellweste, in dessen Mitte sich die Anfangbuchstaben des Viscount befinden . . .

Man muß allerdings annehmen, daß diese Dinge von ihren Besitzern nicht den Eskimos gegeben wurden, sondern daß letztere sie in Abwesenheit oder nach dem Tod der ersteren genommen haben. Was ist nun wahrscheinlicher, als daß der Erebus und Terror, nachdem sie von ihrer Mannschaft verlassen wurden, von den Eskimos bestiegen und geplündert wurden? Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der Theil der Entdecker, welcher sich auf einen Weg voll Eis und Schnee von mehr als 1000 Meilen machte, sich mit solchen meist unnützen Dingen geschleppt haben sollte. Noch weniger wahrscheinlich ist es, daß die Officiere, wie die Eskimos behaupten, die Reise zu 40 Mann gemacht haben. Am unwahrscheinlichsten endlich ist es, daß, wenn die Erzählung wahr wäre, alle diese Dinge soweit von dem Ort der berichteten Katastrophe in den Händen nur Einer Eskimobande gewesen seyn sollen . . . . Andererseits, wenn die Eskimo die im Eise steckenden Schiffe plünderten, so haben sie Grund genug, nicht nur dieß zu verhehlen, sondern auch über den Ort wo sich die Schiffe befanden, und das Schicksal der Mannschaft falsche Vorstellungen zu verbreiten. Wir wagen kaum zu hoffen, daß einige unserer kühnen Landsleute noch am Leben sind, obwohl wir uns nicht recht vorstellen können, wie englische Männer, wohlversehen mit Kleidung und Schießbedarf, nicht sollten leben können, wo andere menschliche Wesen sich fortzubringen vermögen. Ohne Zweifel sind die Nachweise von Dr. Rae für die traurige Geschichte dieser Entdeckungsreise von bedeutendem Werth, aber wir können sie noch nicht für das letzte Wort des Räthsels halten."

Schließlich fordert das Athenäum — und mit ihm auch andere Blätter — die Regierung auf zu weiteren Expeditionen, theils um den Angaben Dr. Rae's weiter auf die Spur zu kommen, theils um Capitän Collinson zu suchen, der auch schon über die Dauer seines Proviants ausbleibt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. 17 November 1854.

Geständnisse der englischen Politik.

Wir haben in unserer letzten Zeitbetrachtung einen Artikel des Septemberheftes des United Service Magazine erwähnt, der überschrieben ist: „Was fangen wir mit der Krim an?" und unter dem abenteuerlichen Verschlag eines selbständigen aus den Malorossen, der Urbevölkerung der Ukräne, Bessarabiens u. s. w. gebildeten Reichs nur mit Mühe das Geständniß verbirgt, daß die englischen Politiker, wenigstens so weit sie sich in der Presse laut machen, auf obige Frage die Antwort nicht ganz nahe bei der Hand haben. Ganz ähnliche Geständnisse begegnen uns auch in andern Blättern, selbst solchen die der Regierung sehr nahe stehen und ihre Handlungen bevorworten, und es scheint uns in mehr als einer Beziehung wichtig, von diesen Geständnissen Act zu nehmen.

Schon im Anfang September warf der Economist eine ganz ähnliche Frage auf, wie das United Service Magazine: „was fangen wir mit unsern Eroberungen an?" Der Economist verirrt sich nicht zu so phantasiereichen Schöpfungen, wie Hr. Colbourn im U. S. M., aber indem er nüchterner auf dem Boden der Thatsachen stehen bleibt, tritt die Verlegenheit, welche den Artikel dictirt hat, nur um so stärker hervor. Der Economist stellt sich die genannte Frage bezüglich der Alandinseln wie für die Krim und Georgien, und erklärt die Schwierigkeit, die Frage zu beantworten, aus dreierlei Gründen. Zuerst weil England und Frankreich „zusammenjagen" und in einem solchen Fall die Entscheidung über die Beute immer eine schwierige sey. Der Economist möchte gern Frankreich die Alandinseln, England aber Sebastopol vindiciren, aber er räumt selbst ein, daß Verhandlungen sehr verfänglicher Art vorausgehen müßten, um über eine solche Vertheilung in freundschaftlicher Weise handelseins zu werden. Der zweite Grund steckt schon im ersten; denn wenn der Economist mit den gemachten und noch zu machenden Eroberungen auch darum nichts anzufangen weiß, weil man beim Beginn des Kriegs sich anheischig gemacht keine Eroberungen zu machen, so ist ja klar, daß man diesen Punkt in den Allianzvertrag eben nur darum aufgenommen hat, weil man die Schwierigkeit späterer Ausgleichungen voraussah. Der dritte Grund endlich bringt so recht die Sonde auf den tiefsten Theil der Wunde. Man sey, sagt das englische Blatt, noch nicht zu einem unzweideutigen, unwiderruflichen, öffentlich ausgesprochenen Beschluß gekommen, den Ehrgeiz und die Macht Rußlands so zu schwächen, daß diejenigen Staaten, welchen man die ihnen einst durch Rußland entrissenen Gebiete wieder geben würde, ohne Furcht vor Rußlands Rache dieselben wieder an sich nehmen könnten.

In Bezug auf diesen dritten Grund macht der Economist die offenherzigsten Einräumungen. Es wird mit kurzen Worten gesagt, Schweden habe Finnland nicht wieder an sich nehmen können, ohne Bürgschaft gegen einen Versuch Rußlands das ihm Entrissene wieder zu gewinnen; diese Bürgschaft aber haben die Westmächte der schwedischen Regierung nicht geben können. Der englische Politiker gibt damit nebenbei gesagt auch eine vollgültige Entschuldigung für die Ostseeflotte, die man ihres Nichtsthuns wegen so mannichfach angeklagt hat, dieselbe Entschuldigung, die wir vor etlichen Wochen mit den Worten ausgedrückt haben: daß nicht eigene strategische Schuld, sondern die Ungunst der politischen Constellationen die Flotte zur Unthätigkeit verurtheilt habe. Denn wofür Menschen und Schiffe opfern, wenn man das Eroberte nicht behaupten kann? Wenn aber die Westmächte die Bundesgenossenschaften nicht gewannen, auf welche sie mit einiger Sicherheit rechnen zu können glaubten, so darf man wegen der Folgen dieser falschen politischen Rechnung den Admiral nicht anklagen.[1] Ganz in gleicher Weise äußert sich das englische Blatt in Betreff der Stellung der Westmächte zu Rußland im schwarzen Meer. Es räumt ein, daß der Besitz des Hafens von Sebastopol, als des einzigen größern Kriegshafens, für die Verbündeten zu der Ueberwinterung der Flotte eine Nothwendigkeit sey — beiläufig gesagt, eine eclatante Rechtfertigung der à la Rostopschin beschlossenen Sperrungsmaßregel Fürsten Menschikoffs — und glaubt auch nicht, daß England und Frankreich nach der gehofften Eroberung von Sebastopol nur einfach wieder ihren Weg gehen sollen, um Rußland die Befestigungen drohender als vorher neu aufbauen und sich zur steten Gefährdung Konstantinopels dort wieder festsetzen zu lassen. „Aber, fragt der Economist, „können wir die Krim unabhängig erklären und ihrem frühern Oberherrn, dem Sultan, zurückgeben? Kann man hoffen, daß dieser Zustand irgend haltbar sey, da weder Tar-

[1] Das Bankers' Circular sagt ganz offen, daß bei der ungewissen Haltung Preußens die Westmächte und Schweden keine Eroberungen in der Ostsee machen konnten.

taren noch Türken die Kraft haben, die ihnen zurückgegebene Provinz gegen die Intriguen und die Uebermacht Rußlands festzuhalten, solange diesem noch eine Macht an der Nordküste des schwarzen Meeres gelassen wird? Der Besitz der Krim ist zu wichtig für Rußlands weitreichende Plane, als daß man annehmen dürfte, daß es je auf deren Wiedereroberung verzichten würde. Die Zurückstellung der Krim an die Türkei wäre nur die Zurückgabe an Rußland auf einem Umweg, und der einzige Ausweg ist, Rußland im Besitz der Krim unter der Bedingung zu lassen daß der Hafen von Sebastopol ein freier, allen Nationen zugänglicher, unbefestigter Hafen sey, und daß jeder Versuch zum Wiederaufbau der Festungswerke mit einer Kriegserklärung des ganzen Europa's bedroht werden müsse."

Der Economist gibt selbst zu, daß diese Lösung der Frage kaum eine befriedigende sey, und in der That liegt der Gedanke nahe, daß eine Sicherheit welche auf der Ewigkeit des Concert européen ruht, eine sehr zweifelhafte Sicherheit ist. Noch größer ist die Verlegenheit, welche der englische Politiker in Bezug auf Georgien äußert. Eine Zurückstellung Georgiens mit seiner christlichen Bevölkerung unter Persien und den Islam geht nicht, und Unabhängigkeit kann ihm nicht gewährleistet werden. Gegen die Bergvölker wird es immer bei Rußland Schutz suchen, so wie gegen Persien. Rußland wird dafür sorgen, daß es immer schutzbedürftig ist. Auf eine dauerhafte Allianz zwischen Georgien, Persien und den Bergvölkern wagt der Engländer mit Recht nicht zu rechnen. „Personen", sagt er, „die mit dem Charakter und der Stimmung dieser Völker genauer bekannt sind, mögen diese Frage entscheiden", und schließt mit der frivolen Rede: „Gott gebe unsern Machthabern und Politikern, was wir allen Gefangenen wünschen — eine glückliche Befreiung."

So steht es mit der Klarheit der öffentlichen Meinung in England hinsichtlich der Ziele in einem Moment, wo man mitten in der blutigen Arbeit ist. Zwar hat ein Leser des „Economist" die citirte Frage aufgenommen, und kurz und keck in der nächstfolgenden Nummer dahin beantwortet, man solle nichts halb thun. Die Westmächte sollen beschließen, daß Rußland keine Seemacht mehr sey; seine Provinzen an der Ostsee und am schwarzen Meer sollen unabhängige Staaten unter der Obhut der Westmächte werden; was von Rußland dann noch übrig bleibe, soll unter die Söhne von Nicolaus vertheilt, und von ihnen die Kriegskosten erhoben werden." Das englische Blatt gibt die Antwort dieses Heißsporn ohne alle Bemerkung, und die beste Erwiederung ist ein bald darauf erscheinender Artikel, welcher bekennt, daß „falls Oesterreich in einem Winterfeldzuge von Rußland angegriffen würde, die Westmächte dem angegriffenen Genossen kaum eine Hülfe zu leisten vermöchten." Wenn aber die Westmächte einer befreundeten Macht, welche ihnen eingestandenermaßen den wichtigsten Dienst durch die Besetzung der Fürstenthümer geleistet hat, in der dringendsten Gefahr nicht beizustehen vermögen, so liegt auf der Hand, wie es mit der Macht zur Durchführung so hochfliegender Plane stehen würde, wie der eben angeführte.

Wir haben in der letzten Zeitbetrachtung schon erwähnt, daß man sich in England allerdings einen Ausweg überlegt, welcher zwar kühn aber doch nicht chimärisch lautet; wir führten nämlich an, daß das United Service Magazine gegen eine Revision der europäischen Karte polemisirt, die Oesterreich in die Donaufürstenthümer, Bessarabien und die Nordküsten des schwarzen Meeres vorschiebt, gegen Verzichtung auf seine polnischen und italienischen Provinzen. Abgesehen davon daß eine Revision unter solcher Bedingung von Oesterreich schwerlich angenommen würde, und daß eine solche vorgeschobene Stellung auch ein sehr ausgesetzter Posten wäre, wenn nicht Rußland noch von seiner nordwestlichen Seite her unschädlich gemacht würde, liegt doch in diesem Gedanken die praktisch-richtige Idee, daß die fraglichen Völkerschaften, weil sie sich nicht selbst gegen Rußland schützen können, unter den Schutz einer Großmacht, und da diese naturgemäß eine benachbarte seyn muß, am besten unter deutschen Schutz und Einfluß gestellt werden. Während die genannte Zeitschrift gegen diesen einzig praktischen Ausweg polemisirt, schweigt die übrige englische Presse ganz darüber, und wie man in England über eine solche Ausdehnung des deutschen Einflusses denkt, verräth die Times, wenn sie erwähnt: die nationale Partei in Deutschland wolle durch einen Kampf gegen Rußland Befreiung vom Sundzoll, Befreiung Schleswig-Holsteins und den Besitz der Ostseeküsten erlangen, und beifügt, daß England um diesen Preis nicht nach der Hülfe Preußens gelüste.

Eine solche Ausdehnung des deutschen Einflusses, wie sie mit dem Eintreten Deutschlands in die südliche Stellung Rußlands gegeben wäre, müßte allerdings den Westmächten bedenklich vorkommen, und eine deutsche Politik, welche in dieser Richtung handelte, müßte darauf gefaßt seyn, gegen zwei Seiten Front zu machen. Da bei dem jetzigen Stand der Sachen in Deutschland eine solche Politik noch nicht erwartet werden darf, so finden wir es erklärlich, wenn die auswärtige Presse vorerst kaum nöthig findet sich gegen solche Eventualitäten zu verwahren. Zwar ist das „Frontmachen nach beiden Seiten" schon wiederholt von einem Theil der deutschen Diplomatie bevorwortet worden, aber nicht in dem Sinn, welcher allein praktische Bedeutung hat, daß Deutschland aufs Entschiedenste mit den Westmächten, ja ihnen voran, die Uebergriffe Rußlands zurückweise und dadurch moralisch und politisch das Recht gewinne, nun auch überall dort gegen die Westmächte sich zu kehren, wo ihre egoistische Politik dem guten Recht Deutschlands den Weg vertritt; vielmehr meinte man jenes „Frontmachen nach beiden Seiten" in dem Sinn, dem russischen Cabinet die Opposition, die man ihm, gezwungen von der festen Politik Oesterreichs und der öffentlichen Meinung, machen mußte, dadurch erträglicher zu machen, daß man die Forderungen der Westmächte sich nur halb zu eigen macht, oder gar von ihnen ein gleiches Zurückweichen verlangt wie von Rußland. Durch diese Politik kann natürlich weder Rußland noch die Westmächte eingeschüchtert werden; sie kann nur die üble Folge haben, daß Oesterreich gelähmt und isolirt wird, und es liegt darum näher zu fragen, was das allein gelassene Oesterreich von den Westmächten zu erwarten hat.

In seiner Nummer vom 21 October unterwirft der Economist diese Frage einer ausführlichen Besprechung in einem Artikel über „das gegenseitige Verhältniß Oesterreichs und der Westmächte." Der Verfasser nimmt den Fall Sebastopols und der Krim als gewiß an, und betrachtet damit den dießjährigen Feldzug für geschlossen, da in der Ostsee das Eis allen weitern Operationen ein Ziel setzen werde und im Süden die Thätigkeit der Verbündeten

sich darauf beschränken müsse, mit den Flotten in der Nähe der Küste zu bleiben, um etwaige Operationen Omer Pascha's zu unterstützen. Von einem Eindringen in das Innere Rußlands könne keine Rede seyn, und darum sey Rußland während des Winters in den Stand gesetzt, seine ganze Kraft nach einer andern Seite hin, d. h. gegen Oesterreich zu kehren. Es wird nun gefragt, wie sich die Westmächte in diesem Falle zu verhalten haben. Nach einer unverhüllten Einräumung, daß Oesterreich den Westmächten nicht wenig genützt und Rußland aufs Schlimmste mitgespielt habe — wobei nur die Insinuation sonderbar ist, daß Oesterreich bloß so weit gegangen sey als sein Interesse erfordert habe, als ob irgend ein Staat es anders machte — wird gesagt: die einzige Hülfe, welche etwa die Westmächte Oesterreich leisten können, wäre „ein Einmarsch in die Donaufürstenthümer und gewaffneter Beistand für den Fall, daß Rußland die Ungarn gegen Oesterreich aufwiegeln würde. Gerade diese Hülfe aber dürfe England der österreichischen Regierung nicht leisten, weil es dadurch zum Mitschuldigen an der Unterdrückung der ungarischen Freiheit werden und den bis jetzt populären Krieg ins Gegentheil verkehren würde. In einem solchen Fall seyen die einzigen Verbündeten, auf die Oesterreich mit Sicherheit zählen könne: — Gerechtigkeit und Freiheit. Wenn es Ungarn seine Constitution, Polen seine Nationalität zurückgebe, werde es die Gefahren, mit denen es jetzt von dem Gegner bedroht werde, auf diesen zurückwälzen u. s. w."

Es ist hier nicht der Ort, diese Rathschläge zu erörtern. Man kann zugeben, daß eine Politik welche die Wiederherstellung Polens einzuleiten verstünde, eine starke Waffe gegen Rußland hätte; man wird auch nicht läugnen wollen, daß Rußland ganz geneigt seyn wird Aufstände in Ungarn anzuzetteln; denn schon sein Verfahren im Jahre 1849, z. B. die Annahme der proscribirten Kossuthnoten seitens der russischen Truppen läßt die Ansicht zu, daß es schon damals gewisse Eventualitäten ins Auge gefaßt hat. Wenn man sich erinnert, daß bei der letzten österreichischen Aushebung der Zudrang zu den Fahnen in Ungarn so stark war, daß man dort allein die geforderte Zahl hätte aufbringen, können wird man sich wohl zu Gunsten Oesterreichs nach dieser Seite hin beruhigen können. Dagegen ist es für dieses von Interesse, zu wissen auf wen es bei gewissen Eventualitäten rechnen oder vielmehr nicht rechnen darf. Es wird sich zwar dadurch nicht in seinem Weg beirren lassen, den es in klarer Einsicht der Bedürfnisse seiner Lage eingeschlagen hat; aber wenn es bei diesem Weg auf die Westmächte nicht zählen kann, so wird es sich andere Genossen suchen müssen, und es kann diese nirgends anders als in Deutschland finden. Für dieses aber ist der englische Rath von größerer Bedeutung als derjenige wohl ahnt, der ihn gegeben hat. Wenn es Oesterreich gelingt, durch Thaten auf dem Feld der innern Politik die Besorgnisse der deutschen Stämme um ihre constitutionelle und confessionelle Freiheit — die Hauptursache ihres Mißtrauens gegen Oesterreich — wegzuräumen, dann wird es unter dieser oder jener Form Deutschland als sichern Rückhalt hinter sich haben.

So viel über die Aeußerungen der englischen Presse gegenüber von Oesterreich. Nicht ohne Interesse ist es, ihr Verhalten gegen Preußen zu bemerken. Neben den stärksten Ausfällen gegen die Politik des Cabinets findet man doch wenigstens in den eigentlichen politischen Blättern hin und wieder Warnungen vor Bedrohungen der preußischen Regierung durch die Westmächte, weil man durch solche es nur dahin bringen würde, daß sich das preußische Volk um seine angefochtene Regierung schaaren würde. Man sieht also eine Vorsicht, welche die öffentliche Meinung der Völker in Rechnung nimmt, und das ist in der That ein Fortschritt der englischen Publicistik gegenüber von der Gleichgültigkeit, die sie noch in den letzten Jahren gegen die Gefühle anderer Völker und nicht am mindesten des deutschen Volkes gezeigt hat.

Der Adel in der Wüste.

(Nach General E. Daumas. Revue des deux Mondes vom 1 August.)

„Nimm einen Dornbusch, sagte eines Tags der Emir Abd-el-Kader zu mir, und begieße ihn ein Jahr lang mit Rosenwasser, er wird nichts als Dornen geben; nimm einen Dattelbaum, laß ihn ohne Wasser, ohne Pflege, und er wird dennoch Datteln hervorbringen." Nach den Arabern ist der Adel dieser Dattelbaum und das Volk der Dornbusch.

Im Orient glaubt man noch an die Macht des Bluts, an die Kraft der Race; man betrachtet die Aristokratie nicht bloß als eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, sondern sogar als ein Naturgesetz. Niemand denkt, wie bei den Völkern des Abendlandes, daran sich gegen diese Wahrheit zu empören, die man im Gegentheil mit friedfertiger Ergebung annimmt. „Der Kopf ist der Kopf, der Schwanz ist der Schwanz," sagt auch der geringste der arabischen Hirten. Wenn das Volk, bei welchem dieses Axiom herrscht, auch seine Hirngespinnste hat, von denen es gequält wird, so leidet es doch wenigstens nicht durch ehrgeizige Gelüste; man sieht nicht wie bei uns Tausende von Köpfen in beständigem Wahnwitz sich mit Auffindung der Mittel abmartern, wie sich der Schwanz in den Kopf und der Kopf in den Schwanz verwandeln ließe.

Außer jenem Adel von uralter und geheiligter Abstammung, der aus den Nachkommen des Propheten (den Scherifs) besteht, gibt es bei den Arabern zwei Adel, die genau von einander unterschieden sind; der eine ist der Adel der Religion, der andere der Adel des Schwertes. Die Marabuts und die Dschuads — so nennen sich diese zwei Menschenracen, wovon die eine ihren Glanz aus der Frömmigkeit, die andere aus dem Muth, die eine aus dem Kampf, die andere aus dem Gebet schöpft — verfolgen sich mit unversöhnlichem Hasse. Die Dschuads machen den Marabuts dieselben Vorwürfe, die man in allen Ländern gern gegen die religiösen Orden erhebt, welche die Oberleitung der menschlichen Angelegenheiten an sich ziehen möchten; sie beschuldigen sie des Ehrgeizes, der Ränkesucht, lichtscheuer Umtriebe, eines beständigen, hinter einer trügerischen Liebe zu Gott und zum Himmel sich verbergenden Gelüstes nach den Gütern der Erde. Eines ihrer Sprüchwörter sagt

„Aus der Zania [1] geht immer eine Schlange hervor." Die Marabuts ihrerseits bezüchtigen die Dschuads der Gewaltthätigkeit, der Raubsucht und Gottlosigkeit. Diese letzte Anklage kann ihnen eine furchtbare Waffe in die Hände liefern; sie sind gegenüber ihren Nebenbuhlern dasselbe, was die Geistlichkeit des Mittelalters gegenüber dem Laienadel war, welchen selbst hinter dem furchtbaren Gepränge seiner Kriegsmacht ein Bannstrahl erreichen konnte. Wenn die Dschuads durch die Erinnerungen an kühn bestandene Gefahren, an vergossenes Blut, kurz durch ihren militärischen Nimbus das Volk hinreißen können, so sind die Marabuts mit der Allmacht ausgerüstet, welche der religiöse Glaube auf die Einbildungskraft der Menge ausübt. Mehr als einmal hat ein vom Volke geliebter oder gefürchteter Marabut die Herrschaft und selbst das Leben eines Dschied [2] in Gefahr gebracht. Für dießmal ist es der Dschied, den wir zu schildern gedenken, weil wir diejenigen, die uns gerne auf unsere Ausflüge begleiten, in die Wüste führen wollen, und weil das Leben der Wüste vorzugsweise ein Kriegerleben ist. Um unsern Lesern sogleich zu zeigen was ein Edelmann der Sahara im ganzen Glanz, im ganzen Lärm und in der ganzen Belebtheit seiner Existenz ist, müssen wir schildern was unter einem großen Zelt in dem Augenblick vorgeht, wo der Tag beginnt, von 8 Uhr bis Mittags 12.

Die antike Poesie hat häufig jene Menge von Clienten beschrieben, welche in Rom die Säulenhallen eines patricischen Palastes überschwemmte. Bei den Arabern ist ein großes Zelt in der Wüste dasselbe was die prunkvollen Wohnungen waren, die Horaz und Juvenal uns vor Augen führen. Gravitätisch auf einem Teppich sitzend, mit jener würdevollen Haltung, welche das Geheimniß der Orientalen ist, empfängt der Chef des Stammes der Reihe nach alle diejenigen, die seinen Machtspruch anrufen. Der eine beklagt sich über einen Nachbar, der sein Weib zu verführen gesucht hat; ein anderer verklagt einen Mann, der reicher ist als er selbst und ihm dennoch die Bezahlung einer Schuld verweigert; einer will Vieh wieder finden, das ihm weggetrieben worden ist, ein anderer fordert Schutz für seine Tochter, die ein roher Gatte mißhandelt. Zuweilen kommt eine Frau selbst und verklagt ihren Gatten, daß er sie nicht mit Kleidern versehe, daß er sie schlecht ernähre und ihr das verweigere was die Araber in der kräftigen Originalität ihrer Sprache den Antheil Gottes nennen. Dieser letztgenannte Fall kommt häufig vor. Es sind freilich niemals Frauen aus den höhern Classen, welche die geheimen Leiden des ehelichen Lebens auf solche Art ans offene Tageslicht bringen; aber die Frau aus dem Volke hegt, wenn sie die Consequenzen der Ehe für sich in Anspruch nimmt, die feste Ueberzeugung daß sie mit einem Recht bewaffnet sey, daß sie eine Pflicht erfülle, und sie tritt daher mit der ganzen Unerschrockenheit auf, die sie aus dem Bewußtseyn schöpft, unter dem doppelten Schutz der Religion und des Gesetzes zu stehen.

Die erste Tugend eines Chefs ist die Geduld. Der Mann, der mit all diesen verschiedenen Reclamationen bestürmt wird, leiht jedem Einzelnen ein aufmerksames Ohr. Er bemüht sich die Wunden aller Art zu heilen, die man vor ihm aufdeckt. „Der Mann, der die Macht in Händen hat, sagt ein orientalischer Spruch, muß den Arzt nachahmen, welcher nicht bei allen dieselben Heilmittel anwendet." Bei diesen Gerichtsverhandlungen, die an die ursprüngliche Art erinnern, wie unsere alten Könige die Privatinteressen ihrer Unterthanen behandelten, bietet der arabische Chef die ganze Intelligenz seines Geistes und die ganze Willenskraft auf, womit Gott ihn begabt hat. Den einen gibt er Befehle, den andern Rathschläge. Keinem einzigen verweigert er seine Einsicht oder seinen Beistand.

Der arabische Chef bedarf nicht bloß der Eigenschaft, welche sich Salomo von dem Herrn erbat, er muß mit der Weisheit Edelmuth und Tapferkeit vereinigen. Das größte Lob, das man ihm spenden kann, lautet: „Er hat den Säbel stets gezogen, die Hand stets offen." Diese etwas prunkvolle, aber einen edeln und jedenfalls rührenden Charakter an sich tragende Mildthätigkeit, wozu das muselmännische Gesetz alle Gläubigen verpflichtet, muß er unaufhörlich üben. Sein Zelt muß die Zufluchtsstätte der Unglücklichen seyn, Niemand darf in seiner Nähe verhungern, denn der Prophet hat gesagt: „Gott wird seine Barmherzigkeit nur den Barmherzigen verleihen. Gläubige, gebet Almosen, und wäre es auch nur die Hälfte einer Dattel. Wer heute Almosen gibt, wird morgen gesättigt werden."

Wenn der Krieger das Pferd verloren hat, das seine Stärke ausmachte, wenn einer Familie die Heerden weggetrieben worden sind, von denen sie sich ernährte, so wendet man sich an den Chef, immer nur an den Chef. Gewinnsucht muß seinem Geist stets fremd bleiben. Der arabische Edle, der in so vielen Beziehungen an den Gutsherrn des Mittelalters erinnert, unterscheidet sich von unsern Rittern wesentlich durch seinen Widerwillen gegen das Spiel. Niemals füllen Würfel oder Karten die müßigen Stunden des Zeltes aus. Ein arabischer Chef kann weder spielen noch auf Wucher leihen. Die einzige Art wie er zuweilen sein Geld nutzbar machen kann, ist eine indirecte Betheiligung bei einem Handelsunternehmen. Er gibt einem Kaufmann eine Summe, der Kaufmann handelt und theilt dann nach etlichen Jahren den erhaltenen Gewinn mit dem Darleiher.

Gleichwohl darf man nicht glauben, daß der Reichthum bei den Orientalen in Verachtung stehe. Er ist im Gegentheil wie überall eine der unerläßlichsten Bedingungen der Macht. Wer in Armuth verfällt, der verfällt auch sehr schnell in Dunkelheit, und wer zu Glücksgütern gelangt, der hat sich den Weg zu Ehren gebahnt; aber um die Laufbahn des Ehrgeizes zu verfolgen, muß man sich nicht sowohl durch Fleiß als durch seinen Arm bereichern. Hat ein Krieger eine Anzahl von Razzias gemacht, die ihm zu gleicher Zeit Geld und Ruhm erwarben, so nennt man ihn Ben Derau (der Sohn seines Armes), und er kann nach den ersten Würden seines Stammes streben. Dieß führt uns zu der Eigenschaft, welche der Kernpunkt in der Seele eines Edlen seyn muß, zur Tapferkeit.

„Nichts, sagte Abd-el-Kader, erhöht die glänzende Weiße eines Burnus mehr als das Blut." Der afrikanische Chef muß wie unsere Häuptlinge in früheren Zeiten der tapferste seiner Bewaffneten seyn. Man muß ihn bei den Festen des Krieges unter den andern erkennen wie bei den Lustbarkeiten oder Fantasias. Sein Einfluß wäre auf immer verloren, wenn man sein Herz einer Schwäche

---

[1] Zania, religiöse Anstalten, die gewöhnlich eine Moschee, eine Schule und die Gräber ihrer Stifter in sich schließen.

[2] Dschied, Singularis von Dschuad.

bezichtigen könnte, und die Araber wissen die Wirklichkeit zu würdigen, nicht den Schein. Sie bewundern eine Seele von starkem Gepräge, nicht aber eine riesige oder athletische Gestalt. Hier ist der Ort, das allgemein verbreitete Vorurtheil zu bekämpfen, daß eine hohe Statur und große Körperkraft einen lebhaften Eindruck auf sie hervorbringen. Es verhält sich nicht also: sie verlangen, daß man kräftig sey, unempfindlich gegen Hunger und Durst, fähig die härtesten Strapazen zu ertragen, aber sie machen sich nicht viel aus einer hohen Taille oder einer Muskelkraft, wie man sie bei unsern Marktherkulessen oder Lastträgern zu sehen pflegt. Was sie schätzen, das ist Raschheit, Gewandtheit und Tapferkeit. Sie fragen nicht darnach, ob man groß oder klein sey, und man kann sogar häufig, wenn sie einen Koloß ansehen, den man vor ihnen rühmt, den beißenden Ausruf von ihnen vernehmen: „was hilft uns der Wuchs und die Stärke? Betrachten wir das Herz: jenes alles ist vielleicht bloß ein Löwenfell auf dem Rücken einer Kuh."

Trotz dieser Bewunderung für den Muth ist gleichwohl das point d'honneur bei den Arabern nicht vorhanden wie bei uns. Für sie ist es durchaus keine Feigheit sich vor einer Ueberzahl zurückzuziehen und sogar vor einem schwächern Feinde zu fliehen, wenn sie kein Interesse dabei haben zu siegen. Die Araber lachen unter sich oft über unsere ritterlichen Scrupel. So sehr sie wilde Pferderennen und die lärmende Sprache des Pulvers lieben, so wollen sie doch, daß ihre Kämpfe so sehr als möglich ein praktisch nützliches Ziel haben. Voll von Feuereifer, wenn das Glück sie führt, zerstreuen sie sich und verschwinden, sobald es ihnen untreu wird. In ihren Urtheilen über die Tapferkeit bestehen daher manche wesentliche Unterschiede zwischen ihnen und uns. Ihre Achtung für den Muth treibt sie nicht zu maßloser Strenge gegen diejenigen, denen diese Tugend mangelt. Niemals wird ein Feigling Würden in seinem Stamme erlangen, aber er wird auch nicht Gegenstand der Verachtung seyn. Man wird ganz einfach und mit leidenschaftsloser Kaltblütigkeit, wie sie der Fatalismus häufig erzeugt, von ihm sagen: „Gott hat nicht gewollt, daß er tapfer sey, man muß ihn beklagen, aber nicht tadeln." Gleichwohl verlangt man von ihm, daß er seine Schwachherzigkeit durch die Klugheit seiner Rathschläge und durch eine beständige Freigebigkeit gut zu machen suche.

Die Prahlerei wird mit größerer Verachtung behandelt als die Furcht. „Wenn du sagst, daß der Löwe ein Esel sey, so gehe hin und lege ihm ein Halfter auf," so lautet ein orientalisches Sprüchwort, das häufig Anwendung findet. Trotz der kochenden Hitze ihres Blutes und der Hyperbeln ihrer Sprache verlangen die Araber für den Muth eine würdevolle Schweigsamkeit, auf welche sie so großen Werth legen. Sie haben in dieser Beziehung nichts von den Nationen, mit denen sie zur Zeit des Cid gestritten, und auch in Bezug auf die Zweikämpfe haben sie nichts von ihnen. Bei ihnen sind die Einzelkämpfe etwas Unbekanntes. Eine Ueberlieferung, die vielleicht bis auf die Kreuzzüge zurückgeht, berichtet uns allerdings, daß in früheren Zeiten berühmte Chefs sich im Zweikampf geschlagen haben, aber die ältesten Männer in den Stämmen haben über solche Thaten keine persönliche Erinnerung. Wenn man beleidigt ist, so rächt man sich wie im 16ten Jahrhundert, durch Mord. Ihr findet stets Leute von weitem Gewissen und gefälliger Gemüthsart, die euch um sehr mäßige Preise von eurem Feinde befreien. Wenn man indeß mehr auf sein Gold als auf sein Leben erpicht ist, wenn man eine schlagfertige Hand und eine langsam sich öffnende Börse hat, so erlauert man eine Gelegenheit persönlich über den Beleidiger herzufallen. Man tödtet ihn oder wird von ihm getödtet; wenn man unterliegt, so vermacht man häufig einem andern die Blutschuld, denn dafür, daß die Rache nicht unter dem Schutze des Duells steht, ist sie nichts destoweniger sehr üblich und im besten Flor bei den Arabern. Sie geht häufig von Geschlecht auf Geschlecht über. Man findet da jene Familienstreitigkeiten wieder, die einst das Pflaster der italienischen Städte geröthet haben und noch heutzutage den Boden einer französischen Insel blutig färben.

Die gewöhnlichsten Ursachen der arabischen Vendetta sind Zänkereien wegen des Wassers, der Weiden, der Gränzen; die Entführung einer jungen Frau oder eines jungen Mädchens; die Ermordung eines eifersüchtigen Gatten, eines vorgezogenen Nebenbuhlers, einer Frau, die nicht eingewilligt hat; Eifersüchteleien irgend einer Art unter den Chefs, deren Streitsache zuerst die Verwandten, dann die Freunde und Clienten, hierauf der ganze Stamm und zuletzt die verbündeten Stämme zur ihrigen machen. Ebendaher, daß das Duell bei den Arabern unbekannt ist, kommt es, daß persönliche Streitigkeiten durch Mord abgemacht werden, und daß die Feindseligkeiten, die unaufhörlich von Familie zu Familie übertragen werden, ewige Dauer erhalten. Dagegen ist es bemerkenswerth, daß die Vendetta sich aus den Sitten eines Volkes wie in Korsika und Italien immer mehr verliert, je mehr das Duell in Aufnahme kommt. Das Duell hätte in dieser Beziehung der Gesellschaft einen ungeheuern Dienst geleistet, da es den ehrlichen und offenen Kampf an die Stelle des Mordes durch Ueberrumpelung gesetzt hätte. Wenn es auch einige Familien in Trauer versetzt, so vermacht es ihnen doch wenigstens nicht, wie die Vendetta, die zweifelhafte Ehrenpflicht zu ewigen Repressalien.

Die Vendetta ist also persönlich oder allgemein, je nachdem die verletzten Interessen selbst persönliche oder allgemeine sind. Wenn aus irgend einer Ursache der Angehörige eines Stammes von der Hand eines Chefs oder auch nur eines untergeordneten Mitglieds des Nachbarstammes gefallen ist, so kann der Mörder durch Bezahlung der Dia (des Blutpreises) an die Erben des Opfers den Streit gesetzlich für immer schlichten. Die Dia ist das Wehrgeld der Germanen, nur mit dem Unterschied, daß sie bei den Arabern gleich von Anfang an außer ihrem gesetzlichen Charakter auch noch einen religiösen angenommen hat.

Nach der Behauptung der „Tolbas" ginge sie bis auf den Großvater Mohammeds Abd-el-Mettaleb zurück, und wäre die indirecte Ursache der Geburt des Propheten. Abd-el-Mettaleb, Chef des Stammes der Koreischiten, hatte kein Kind, und in seiner Verzweiflung richtete er folgendes Gebet an seinen Gott: „Herr, wenn du mir zehn Knaben gibst, so schwöre ich dir zum Dank einen von ihnen zu opfern." Gott erhörte ihn und machte ihn zehnmal zum Vater. Abd-el-Mettaleb, der sein Gelübde erfüllen wollte, überließ die Entscheidung, wer das Opfer seyn sollte, dem Loos, und dieses fiel auf Abd-Allah, aber der Stamm erhob sich gegen dieses Menschenopfer, und nun beschlossen die Chefs, daß statt Abd-Allahs zehn Kamele eingesetzt werden sollen, daß das Loos aufs neue befragt werden müßte, bis es sich für das Kind entscheide, und daß, so oft es sich gegen dasselbe ausspreche, jedesmal zehn neue Kamele

zu den ersten gefügt werden müssen. Abd-Allah wurde erst bei der eilften Probe losgekauft, und 100 Kamele wurden an seiner Stelle geschlachtet. Einige Zeit nachher offenbarte Gott, daß er diesen Tausch gnädig angenommen, denn er machte Abd-Allah zum Vater Mohammeds, seines Propheten, und seit dieser Zeit wurde die Dia, der Blutpreis eines Arabers, auf 100 Kamele festgesetzt. Man begreift indeß, daß dieser hohe Preis nach Maßgabe der Umstände ermäßigt werden konnte.

Es ist beinahe unerhört, daß ein Mörder, welcher die Dia bezahlt hat, noch verfolgt würde, und daß die Verwandten des Todten, sogar seine Kinder, diese Genugthuung nicht bereitwillig annähmen; aber wenn er zu arm ist, um sie zu bezahlen, oder wenn die Regierung für gut gefunden hat die Sache vor ihr Gericht zu ziehen, so wird er zur Strafe der Wiedervergeltung verurtheilt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben. Als ich im Jahr 1837 französischer Consul in Mascara bei dem Emir Abd-el-Kader war, hatte ich folgende traurige Gelegenheit, die Wiedervergeltung in ihrer ganzen Härte anwenden zu sehen.

Zwei Kinder hatten auf der Straße Streit bekommen, ihre Väter schlugen sich ins Mittel, es kam von Beschimpfungen zu Drohungen, sie wurden immer hitziger; endlich zog einer von ihnen sein Messer und stieß seinen Gegner über den Haufen. Er hatte fünf Wunden, eine auf der rechten, eine andere auf der linken Brust, zwei im Bauch und eine im Rücken. Ich gehe absichtlich auf diese Details ein.

Das Volk war herbeigelaufen, und mit ihm einige Chauchs, die sich des Mörders bemächtigten und ihn zum Hakem der Stadt führten. Die Aulamas versammelten sich sogleich und constituirten sich als Gerichtshof. In weniger als einer halben Stunde waren die Zeugen vernommen, und der Schuldige wurde verurtheilt, die Strafe der Wiedervergeltung von der Hand des Bruders seines Opfers zu erleiden. Auf ein Zeichen des Kadi banden ihm zwei Chauchs die Faustgelenke mit einem Strick in Form eines A fest, stellte sich der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken, und führten ihn, während der Urtheilsvollstrecker voranging, auf den Marktplatz, der an diesem Tag von 2 bis 3000 Arabern bedeckt war. So schauerlich das seltsame Drama seyn mußte, das aufgeführt werden sollte, so war es doch für mich eine Gelegenheit zu einer interessanten Studie, und es gelang mir den instinctmäßigen Widerwillen zu überwinden, der mich im ersten Augenblick abgehalten hatte, mich unter die Zuschauer zu mengen.

Als ich ankam, hatten die Chauchs die Menge durch Stockschläge auf die Gränzen eines großen Kreises zurückgedrängt, um welchen sie sich drängte, und in dessen Mitte der Vollstrecker und der Verurtheilte standen, der eine mit seinem Messer in der Hand, der andere ruhig und gleichsam unbekümmert um das, was vor sich gehen sollte.

Nach den Bestimmungen des Urtheilsspruches sollte der Mörder durch eben so viele Stiche sterben, als er versetzt hatte, und sie in derselben Ordnung und in denselben Theilen des Körpers empfangen wie sein Opfer. Als alles bereit war — und die Vorbereitungen hatten sich auf die einfache Inscenesetzung beschränkt, die ich so eben beschrieben habe — erhob ein Chauch seinen Stock: dieß war das Signal. Der Mann mit dem Messer fiel alsbald über den Delinquenten her und stieß ihn zuerst in die rechte, dann in die linke Brust, traf aber wahrscheinlich das Herz nicht, denn der Unglückliche rief ihm zu: „Stoß zu! Stoß zu! Aber glaube nicht daß du es seyst, der mich tödtet; nur Gott ist es, der tödtet."

Inzwischen wurde die Schlächterei hartnäckig fortgesetzt, und der arme Sünder, dessen Eingeweide mit Strömen von Blut aus zwei neuen Wunden hervordrangen, die er in den Bauch empfangen hatte, fuhr fort seinen Henker zu beschimpfen.

Es blieb noch ein letzter Stich zu versetzen: der Verwundete drehte sich selbst so, daß die Messerklinge gänzlich in seinen Lenden verschwand. Er schwankte, fiel aber nicht. „Genug! Genug!" rief die Menge: „er hat nur fünf Messerstiche versetzt und er darf ihrer nicht mehr empfangen." Die Execution war wirklich zu Ende, und der Unglückliche, der sie überstanden hatte, besaß noch Kraft genug, um zu Fuß in sein Haus zurückzukehren. Der Arzt des Consulats, Hr. Barnier, kam beinahe in demselben Augenblick dort an, und während er die klaffenden Lippen der beiden Bauchwunden zusammennähte, sagte der Kranke zu ihm: „O ich bitte dich, heile mich! Man sagt du seyest ein großer Arzt; beweise es, heile mich, damit ich diesen Hund umbringen kann." Aber alles war vergebens; der Unglückliche starb in der Nacht.

Wenn der Mörder dagegen ein „Mann von großem Zelte" ist, mächtig genug, daß sein Stamm Rücksichten gegen ihn zu beobachten hat, und wenn er den Blutpreis verweigert, so muß er diese Weigerung früher oder später mit seinem Leben bezahlen, welches in Ermangelung der Justiz die Vendetta sicher zu erreichen weiß: aber aus seinem Tode würde, wie ich gesagt habe, Krieg hervorgehen. Ich könnte zahlreiche Beispiele von Vendetta anführen, und dasjenige, welches ich jetzt erzählen will, wird als charakteristisch für die Sitten eines Saharastammes, der Chamba, und einer Bevölkerung der großen Wüste, der Tuareg, zweier Stämme, die durch einen Raum von 200 französischen Meilen von einander getrennt sind, einen deutlichen Begriff von diesem hartnäckigen Haß und diesem Durst nach Rache geben, der sich immer durch dieselben Gewaltthaten kundgibt.

Eine Abtheilung der Chamba, commandirt von Ben-Mansur, Chef von Uergla, überfiel in der Nähe von Dschebel-Baten einige Tuareg, die unter Anführung von Kheddache, Chef des Dschebel-Heggar, im Ued-Miah ihre Kamele tränkten. Ein unversöhnlicher Haß, dessen erste Ursache unbekannt ist — aus so alter Zeit stammt er her — trennt die Chamba und die Tuareg; die letztern befinden sich überdieß in einem beständigen Zustand der Vendetta gegenüber den Saharern, sey es nun, weil sie Berbern und keine Araber sind, oder weil sie den Karawanen von Sudan einen Durchgangszoll abnehmen.

Ein hartnäckiger Kampf entspann sich also ohne Präliminarien und die Tuareg wurden in die Flucht geschlagen, wobei sie zehn Leute verloren, unter andern auch ihren Chef, dessen kopflosen Rumpf sie nach einigen Tagen fanden. Ben-Mansur hatte seinen Kopf mitgenommen und ihn als Siegestrophäe auf einem der Thore Ueglas aufgepflanzt. Bei dieser Nachricht entstand Trauer im Dschebel-Heggar, und man schwur den folgenden Eid: „Möge mein Zelt zerstört werden, wenn Khеddache nicht gerächt wird!"

Khеddache hinterließ eine Wittwe von großer Schönheit, Namens Fetum, und ein junges Kind. Dem Brauche gemäß sollte Fetum mit Hülfe des Rathes der Großen herrschen, bis ihr Sohn

regierungsfähig wäre. Eines Tages nun, als die Großen in ihrem Zelte versammelt waren, sagte sie zu ihnen: „Meine Brüder, derjenige unter euch, der mir Ben-Mansurs Haupt hereinbringt, soll mich zum Weib haben", und noch am selben Abend kam die ganze Jugend des Gebirges, zum Kriege gerüstet, zu ihr und sprach: „Morgen werden wir mit unsern Dienern ausziehen, um dein Hochzeitsgeschenk zu holen." Mit Tagesanbruch machten sich wirklich 300 Tuareg unter den Befehlen des Uld-Biska, eines Vetters von Khedache, auf den Weg nach dem Norden; aber kaum hatten sie auf dem ersten Haltpunkt Stellung genommen, als sie etwa zehn berittene Kamele hinter sich herkommen sahen, unter denen man eines durch seine Flinkheit und kostbare Aufschirrung von den andern unterscheiden konnte. Man erkannte es augenblicklich als das Thier Fetums, und es war wirklich Fetum, die sich der kleinen Armee anschloß. Man begrüßte sie mit lautem Zuruf, denn — und vielleicht hatte sie es absichtlich gethan — sie schien ganz ausdrücklich zu kommen, um ihr Versprechen desto schneller halten zu können."

Man war im Monat Mai, alle Schluchten hatten Wasser, alle Sandfelder waren überwachsen, die Jahreszeit war günstig. Auf dem Haltplatz des achten Tages meldeten Plänkler, daß eine starke Abtheilung der Chamba unter den Befehlen Ben-Mansurs ihre Heerden nach den Weiden von Ued-Nessa treibe. Inzwischen hatten die Chamba selbst von dem Anzug der Tuareg erfahren, sich schnell gegen Norden gewandt, und Ued-Mezab erreicht; aber diese rückgängige Bewegung wurde bald bekannt, und mittelst eines Eilmarsches von einem Tag und einer Nacht gelang es den Tuareg sich in den Schluchten und Gesträuchen nur einige Meilen von ihren Feinden, die dießmal nichts Arges ahnten, in Hinterhalt zu legen. Sie ruhten da den ganzen Tag aus, und als die Nacht einbrach, setzten sie ihre Kamele in starken Trab und kehrten nach der Ebene zurück. Um Mitternacht endlich verrieth das Gebell ihrer Hunde den Duar, den sie suchten. Einen Augenblick später stürmen auf ein von Uld-Biska gegebenes Signal sämmtliche Reiter mit lautem Kriegsgeschrei heran. Von allen Chamba entkamen nur 5 oder 6, und von diesen wurde noch einer von Uld-Biska eingeholt, der ihm seine lange Lanze in die Lenden stieß. Fortgetragen von seiner Stute, legte der unglückliche Reiter strauchelnd und wankend, an seinem Sattel festgeklammert, noch einige Schritte zurück, bald aber sank er zusammen und rollte auf den Sand, mit ihm ein Kind von 7 bis 8 Jahren, das er bisher unter seinem Burnus verborgen gehalten hatte.

„Ben-Mansur! Ben-Mansur! Kennst du Ben-Mansur?" fragte Uld-Biska.

„Er war mein Vater! Und da ist er!" antwortete ihm das Kind ruhig und aufrecht neben seinem Leichnam stehend.

In demselben Augenblick kam Fetum an, gefolgt, umgeben, gedrängt von einer Gruppe Tuareg.

„Ich bins, der ihn getödtet hat!" rief Uld-Biska ihr zu.

„Und es soll nach meinem Wort geschehen, antwortete ihm Fetum; aber nimm deinen Dolch, öffne den Leib des Verfluchten vollends, reiße ihm das Herz heraus und wirf es den Hunden vor."

„Während Uld-Biska auf der Erde knieend und über den Leichnam hingebeugt sich zur Vollziehung dieses Befehles anschickte, weidete sich Fetum, auf deren zusammengepreßten Lippen ein nervöses Zittern spielte, gierig an dem gräßlichen Schauspiel. Und als endlich die Slugi ihr schreckliches Mahl verzehrt hatten, da bestieg Fetum, deren Rache gesättigt war, unbekümmert um die Beute die ihre Diener aufhäuften, und um die zerstreuten Heerden die sie einzufangen suchten, ihren Mahari wieder und gab das Zeichen zum Rückzug. Ben-Mansurs Sohn wurde verschont, aber man ließ ihn an Ort und Stelle allein. Er verweinte da zwei Tage, gequält von Hunger, Durst und der Sonne; am dritten endlich wurde er von Hirten gefunden und nach Uergla zurückgebracht, wo er noch im Jahre 1845 war. So haben die Hunde der Tuareg das Herz des Chefs der Chamba gefressen, und man begreift, daß dieß zwischen ihnen die Ursache zu einem ewigen Krieg ohne Waffenstillstand und Pardon ist.

(Schluß folgt.)

Die beiden Burnouf.

(Nach dem *Athenaeum français.*)

(Schluß.)

„. . . . Die englische Schule in Calcutta ging ihren seit langer Zeit eingeschlagenen Weg buchstäblicher Interpretation und praktischer Grammatik vorwärts. Andererseits erhob sich seit 15 Jahren die deutsche Schule der vergleichenden Philologie und der auf Anthropologie und Geschichte angewandten Grammatik. Die Brüder Schlegel, Wilhelm von Humboldt, H. Bopp, H. Lassen hatten diese neue Methode eingeführt, in der sich Kritik und Philosophie verbanden, um trotz Zeit und Raum den gemeinsamen Stamm zu den weit ausgebreiteten Zweigen der indo-europäischen Race wieder zu finden. In Folge seiner Jugend kam E. Burnouf erst spät zur Mitwirkung mit diesem Kreis, und er ging auch seinen eigenen Weg, obgleich ihn die Spuren eines vorausgegangenen leiteten.

„Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unterhielt sich das verweichlichte, vergnügungssüchtige und frivole Frankreich Ludwigs des Fünfzehnten einige Tage, ein Theil bewundernd, der andere mit spöttelndem Mitleid, von einem Gelehrten, einem Helden der, weil er nicht genug Vermögen besaß um eine Reise nach Indien zu bezahlen, sich bei einem Trupp Seesoldaten anwerben ließ, vierhundert Meilen in einem unbekannten Lande, ohne Wege, unter der tropischen Sonne zurücklegte, Hunger, Durst, die traurigste Entblößung, mehrere gewöhnlich in diesem Klima tödtliche Krankheiten, die Schmach des Bettelns und der Sklaverei erduldete, gegen die Gefahren und die Abneigung, die ihm abergläubischer Haß erweckte, kämpfte, und all' das nur um die Texte der religiösen Schriften des alten Persiens mit einer Uebersetzung in sein Vaterland bringen zu können. Anquetil du Perron veröffentlichte im Jahre 1771 seine Uebersetzung des Zend-Avesta und legte in der Bibliothek des

Königs achtzehn Zend- oder Pehlwi-Manuscripte nieder, welche die Genauigkeit seiner Uebersetzung bewahrheiten sollen. Die Eigenliebe des Schriftstellers, die Gewinnsucht, die mit dem Ruhme so oft verbunden ist, blieben seiner Seele fremd. Er verhehlte sich nicht, daß er nicht besser als sein Lehrer den Weg gekannt hat, der ihn das heilige Buch finden ließ, nicht im Zend-Original, welches dieser Meister selbst nicht verstand und kaum lesen konnte, sondern mit Hülfe einer Pehlwi-Uebersetzung. Anquetil du Perron, ein Mann eben so rechtlich als muthig, bot dem, welcher seine Fehler verbessern wollte, den Originaltext.

Erst 60 Jahre nachher wurde dieser hingeworfene Handschuh aufgenommen. Bis dahin galt sein Buch allen denen, welche über die Geschichte der Ormuzt-Anbeter schrieben, für ein gründliches und zuverlässiges Zeugniß. Allein man hatte vom Zendavesta eben nur eine Uebersetzung, deren Original, selbst den Uebersetzer mit eingerechnet, niemand lesen konnte, weder in Europa noch in Asien noch bei den Parsen Indiens selbst, welche ihn doch als das Unterpfand und Symbol ihrer Glaubenslehren bewahrten. Getrieben durch seinen Forschergeist und ein gewisses Vorgefühl prüfte E. Burnouf die Zend-Manuscripte des Anquetil du Perron. Burnouf hatte mehr als jener, er hatte eine Sanskritübersetzung des Zendavesta, die indeß eben auch nur eine Uebertragung der Pehlwiübersetzung war; so sehr hatte sich die Kenntniß des Urtextes fern vom menschlichen Verkehr in ein unergründliches Dunkel zurückversenkt. E. Burnouf erkannte trotz der Verfälschungen, die sich in diesen nacheinander folgenden Uebertragungen eingeschlichen hatten, die ursprüngliche Identität des Zend mit dem Sanskrit. Nun er den Weg gefunden hatte, konnte er nicht ruhen, bis er das Ziel erreicht. Er wollte eine Literatur, die man schon zu den apokryphischen Entdeckungen und lächerlichen Täuschungen zählte, aus ihrem Staube hervorzuziehen und wieder beleben. Wie Cuvier aus einem Backenknochen oder einem Stück Schienbein eine ganz verlorene Thiergattung wieder construirte, so zerlegte E. Burnouf jedes Wort des Zendtextes in seine kleinsten Grundtheile, verfolgte seine Spur in den Vedas, im Griechischen, im Lateinischen, ja bis hinüber in die germanischen Idiome, entfernte die modificirenden Zusätze, und belebte so aufs neue das todte Wort uralter Zeiten.

„E. Burnouf war damals 32 Jahre alt. Die Lösung dieses Problems gab ihm den Schlüssel zu einem andern, nicht minder complicirten und ebenso wichtigen. Alle jene in seltsamen verwickelten Zügen beschriebenen Seiten, die man auf den Felsen von Persepolis und Hamadan fand, und an denen so manches Jahrhundert vorübergegangen war, ohne daß etwas davon begriffen worden wäre, seit Asien durch die Eroberung Alexanders und die Regierung der Seleuciden hellenisirt worden ist, mußten entziffert werden. Auf sinnreiche Zusammenstellungen der localen Umstände und einiger Berichte griechischer Autoren, auf Vermuthungen, die man aus der Stellung und dem Wiedervorkommen gewisser Worte zog, sich stützend, hatte man Versuche sie zu erklären gemacht, näherte sich dabei aber in gewagter Weise nur der Wahrscheinlichkeit; Grotefend hatte die Namen Darius und Xerxes herausgebracht, St. Martin und Dr. Rask von Kopenhagen den Titel „König der Könige." Aber um den eigentlichen Sinn dieser Züge und kleinen Sylben zu bestimmen, mußte man die Schreibart der Worte kennen, so wie die Sprache, der sie angehören. Man stellte zwar sehr geschickte, sehr gelehrte Vermuthungen auf, aber man konnte eben doch nicht lesen. Der Erklärer der Zendtexte brachte Licht in diese Dunkelheiten, und wo man bisher nur vermuthete, erklärte er mit Beweisgründen. Er kannte die Sprache der Inschriften, er stellte die Worte orthographisch wieder her und leitete aus den wiederhergestellten Worten die Schriftzüge ab, und fügte so den alten persischen Annalen eine neue Art von officiellen Urkunden bei. Darin ist Burnouf noch der Erste. Man weiß nicht was man an ihm am meisten bewundern soll, ob die Energie der Erfindung, welche über die schwierigsten Hindernisse triumphirte, oder den gewissenhaften Fleiß in der Bereitung des Stoffes zu seinen Werken; wenn er z. B. zur Herausgabe des Baghavata-Purana mit Uebersetzung 20,000 Verse scandirte, die Aechtheit jedes Einzelnen untersuchte, das ganze Versmaaß aufzeichnete, alle Varianten sammelte. Für seine andern Bücher hat er Hunderte von Manuscripten in Zend-, Sanskrit-, Pali- und andern Dialekten Wort für Wort zergliedert, die Züge eines jeden Wortes genau abgemalt in alphabetischer Ordnung in Hefte übertragen, mit Angabe der Wurzeln und Erklärung der grammatischen Formen; buchstäbliche Uebersetzungen des größten Theils dieser Schriften, Liturgien, Gedichte oder Geschichten gemacht; endlich noch mehr als zehntausend Folioseiten mit vorbereitenden Studien hinterlassen.

Ungarische Weine.

(Von A. Leiß.)

Das herrliche, mit Naturproducten aller Art so reichlich gesegnete Land der Magyaren nimmt in Beziehung auf die Weinproduction, wie dieß allgemein anerkannt wird, unter den Weinländern eine hervorragende Stellung ein.

Schon wegen des weltberühmten, im Auslande unter dem keineswegs richtigen Namen Tokajer bezeichneten oberungarischen einzigen Weines, welcher sich längst den Namen König der Weine erworben hat, muß Ungarn in Beziehung auf die Qualität seiner Weine einen hohen Rang einnehmen, wenn es auch mit seinen meisten anderen Sorten hinter Frankreich zurückgesetzt wird. Namentlich steht aber das für den Weinbau so sehr begünstigte Ungarn in der Kunst der Weinbereitung, sowie in der Pflege und Veredlung des Weines noch weit hinter Frankreich zurück. Die Zeit ist aber nicht mehr fern, wo auch das in der erwähnten Kunst Fortschritte machende Ungarland seine besseren, im Auslande aber noch wenig bekannten Weinsorten in die Concurrenz mit den eleganten und bisher so beliebten französischen Rothweinen bringen wird. Dieß steht schon deßhalb zu erwarten, weil die französischen Rothweine, namentlich die feinen Bordeaux-Weine ihre frühere Vortrefflichkeit schon seit Jahren nicht mehr erreicht haben und dennoch im

Preise sehr hoch stehen. — Bis jetzt steht Ungarn in Bezug auf die Quantität des zur Ausfuhr und für den Handel geeigneten Weines allerdings Frankreich nach; in Hinsicht auf die Quantität der allgemeinen Weinproduction aber steht Ungarn im Verhältnisse seines Flächenraumes keineswegs Frankreich nach: denn während Frankreich auf seinen 9617 Quadratmeilen mit 36 Millionen Einwohnern 40 Mill. Eimer Wein erzeugt, producirt Ungarn mit seinen Kronländern auf seinen 6100 Quadratmeilen mit 15 Mill. Einwohnern bei guter mittlerer Weinernte nahe an 30 Millionen Eimer Wein, wovon bei weitem der größte Theil als für den Handel ungeeignet im Lande verzehrt wird. — Spanien erzeugt nur 8 Mill. Eimer Wein. — Italien befriedigt weder in Bezug auf Qualität noch Quantität seines Weines in dem Grade, wie dieß bei seinem Klima und der Beschaffenheit des Bodens bei besserer Cultur der Rebe und größerer Sorgfalt in der Pflege und Bereitung des Weines unbedingt seyn müßte. Italien zehrt nur noch an dem alten Ruhme seiner einst so berühmten Sorten, und ist in neuerer Zeit von Frankreich, Ungarn und Spanien bei weitem überflügelt worden.

Wie in vielen anderen Gegenden, so waren auch in Ungarn die ersten Pflanzer des Weinstockes die Römer, und zwar hat Kaiser Probus die ersten Reben in Pannonien auf dem Mons Almus gepflanzt, welcher Berg eben die heutige Frushka Gora in Syrmien seyn soll; ein Gebirgsländchen, wo gegenwärtig über 1½ Millionen Eimer Wein bei guter mittelmäßiger Ernte in einem Jahre erzeugt werden.

Die Verschiedenheit der ungarischen Weine ist sehr groß, der köstlichste von allen ist der in der sogenannten Hegyallya — das heißt Untergebirge — wachsende Hegyallyaer Wein, welcher seit lange im Auslande unter dem bekannten Namen Tokajer weltberühmt ist und von welchem es mehrere von einander sehr verschiedene Gattungen gibt, und mit welchem wir den Reigen beginnen.

1. Der Tokajer- oder richtiger Hegyallya-Wein.

Bevor ich dem Leser die verschiedenen Gattungen des Tokajer-Weines vorführe, muß ich ihm vorerst sagen, was man unter Tokajer-Wein versteht.

Es hat sich im Ausland vielfach die Meinung verbreitet, und sie wird auch in vielen Büchern genährt, daß der eigentliche und ächte Tokajer-Wein auf einem Berge bei Tokaj wachse, und da dieser Berg dem Kaiser von Oesterreich gehöre, so käme der beste Tokajer in die kaiserlichen Keller und würde später zu Geschenken an höchste und hohe Herrschaften verwendet, und es könne daher ächter Tokajer-Wein in den Handel gar nicht kommen; nichts ist aber falscher als dieses, denn der Tokajerberg gehört keineswegs dem Kaiser, sondern er ist in viele hundert Parcellen vertheilt, Eigenthum der Bewohner der Stadt, und diese können ihren darauf geernteten Wein an jedermann verkaufen, der ihn nur bezahlen will. Aber auch die Meinung, daß bei Tokaj und, wie vielfach in Büchern behauptet wird, auf dem Berge Mézes málé (Honigkuchen) daselbst der beste Wein erzeugt werde, ist ebenfalls unrichtig. Der Name Tokajer-Wein kommt zwar allerdings von der Stadt Tokaj her, weil sie die größte Stadt jener Gegend ist, wo der herrlichste ungarische Wein erzeugt wird, aber gerade auf dem Tokajerberge wird in den meisten Jahren nur ein untergeordneter Wein gewonnen, welcher gegen die übrigen in jener Gegend erzeugten Weine zurücksteht. — Das Tokajer Weingebirge, in Ungarn unter dem Namen Hegyallya bekannt, welchen Namen aber die deutsche Zunge nicht richtig und nur annähernd mit Hedjalja aussprechen kann, liegt im Zempliner Comitate über dem 48sten Grad nördl. Breite, also auf einer Linie, wo die Weincultur in anderen Ländern nur einen säuerlichen Wein erzeugt, der mit diesem süßen trinkbaren Golde gar nicht im entferntesten verglichen werden kann. Nur noch wenige Grade nördlicher hört die Weincultur gänzlich auf. Wir werden aber gleich sehen, unter welchen Umständen das noch dazu im Osten gelegene gesegnete Magyarenland auch gleichsam von den Gesetzen der Natur eine Ausnahme macht. Die Hegyallya (Untergebirge), von den Magyaren in Bezug auf das nördlich von demselben gelegene Karpathengebirge so genannt, hat von dem Marktflecken Szanto bis Tokaj eine Breite von vier, und von Tokaj bis Kis Toronya eine Länge von sechs geographischen Meilen, welche ein Dreieck von 14 Quadratmeilen bilden. In diesem Dreieck liegen die 21 Ortschaften, welche den berühmten Oberungar erzeugen, und deren Namen heißen: Flecken Szánto, Dorf Golop, Stadt Tállya, Dorf Ratka, Dorf Ond, Stadt Mád, Dorf Zombor, Marktflecken Tarczal, Stadt Tokaj, Stadt Bodrog Keresztur, Dorf Kis-Fallud, Praedium Scheghy, Stadt Olaszy Liszka, Marktflecken Erdö Benye, Stadt Toltschwa, Dorf Erdö-Herwathi, die Dörfer Szadany und Olaszy, Stadt Nagy Sáros-Patak, Stadt Ujhely und das Dorf Kis-Toronya. Der größte Theil dieser Ortschaften baut Weine, welche im Auslande unter dem Namen Tokajer bekannt sind, oder mit dem noch allgemeineren in ihren gewöhnlicheren Sorten „Oberungar" bezeichnet werden; in der Hegyallya aber werden die Weine nach den Ortschaften wo sie wachsen benannt, z. B. Máder, Tályaer, Tokajer u. s. w., und die im Auslande übliche Eintheilung in Oberungar und Niederungar kennt man dort nicht.

Der auf dem Tokajerberge erzeugte Wein gehört wie schon erwähnt nicht zu den edelsten Erzeugnissen, sondern mehrere Weine der anderen Ortschaften, als der Máder, der Kereszturer, Tályaer u. s. w., laufen ihm den Rang ab.

Wenn auch die Weinlese für die Bewohner der Weinländer etwas sehr gewöhnliches und im Allgemeinen etwas bekanntes ist, so ist doch die Gewinnung des Weines im Tokajer Weingebirge mit einem solch eigenthümlichen von allen übrigen Weinländern abweichenden Verfahren begleitet, daß die Aufführung desselben hier unbedingt nothwendig erscheint. Wenn die Zeit der Weinlese in der Hegyallya herangekommen ist, so strömen die Menschen aus den nördlicheren Gegenden Ungarns sowie aus dem benachbarten Galizien scharenweise herbei, um hier während der Lesezeit Beschäftigung zu finden, nachdem die Arbeit in den Getreidegegenden bereits beendet ist. Letzteres ist schon deßhalb der Fall, weil in Ungarn das Getreide nicht den Herbst und Winter hindurch in den Scheunen ausgedroschen, sondern auf weit kürzerem Proceß bald nach der Ernte auf den frei liegenden Tennen durch Pferde ausgetreten wird, — ein Verfahren, wobei allerdings viel Getreide verloren geht, aber wodurch die in jenen Gegenden verhältnißmäßig theuren Arbeitskräfte wieder erspart werden. Wie überall, so ist auch in der Hegyallya das weibliche Geschlecht sehr zahlreich während der Weinlese vertreten, und die Leserinnen sind dort in dem bunten Gemische

der verschiedenen in jener Gegend lebenden Nationalitäten vertreten. Das sonst so stille Leben in der Hegyallya ist nun um diese Zeit sehr lebhaft. Alle größeren Weinbergbesitzer, welche das Jahr über in Wien, Pesth oder Preßburg wohnen, kommen zur Zeit der Lese mit ihren Familien und mit Gästen in ihre Weinberge, wo sie zum Theil sehr ansehnliche Schlösser besitzen. Auch viele fremde Käufer finden sich ein, und so entsteht eine Weinlese-Saison, bei welcher auch Bälle und Spielbanken nicht fehlen. Auch der gemeine Tagarbeiter, obgleich er nur Brod, Speck und Wein zu verzehren hat, lebt in dieser Zeit vergnügt und wird von seiner Herrschaft selbst dazu ermuntert, damit er mehr Lust zur Arbeit bekomme. Gesänge und Tänze sind daher vor und nach der Arbeit an der Ordnung, und besonders die Zigeuner sind es, welche bei solchen Gelegenheiten die beliebtesten Nationalweisen aufspielen und wobei wenigstens bei den Magyaren die bereits weltberühmte Rákotzy-Nota oder der Rákotzy-Marsch nie fehlen darf. Die Weinlese beginnt in der Hegyallya erst Ende October und ist eigentlich Anfangs November allgemein. Es ist dieß gewiß in Anbetracht anderer Weinländer ein sehr später Termin der Weinlese, und doch lassen viele Besitzer viel später ja oft bis Mitte December lesen, wenn dieselben nicht etwa von dem früh eintretenden Froste gezwungen werden, dieß eher zu thun. Der Grund hievon ist, um wo möglich viel Trockenbeeren zu gewinnen. Es ist aber die Trockenbeere ein Product, welches nur den Tokajertrauben eigenthümlich ist, und diese Eigenthümlichkeit ist die Ursache, daß die Bearbeitung der Trauben in der Lese und die Gewinnung des Tokajer-Weines sich so sehr von dem in anderen Weinländern üblichen Verfahren unterscheidet. Die Entstehung der Trockenbeeren aber ist folgende.

Das Klima des Tokajer-Gebirges ist, wie dieß aus seiner erwähnten nördlichen Lage und noch dazu im Osten Europa's hervorgeht, nur ein gemäßigtes, und es reift deßhalb dort der Wein langsamer als im südlicheren Ungarn und in den meisten anderen Weinländern, der Boden aber ist warm, denn nur äußerst selten bleibt der Schnee auf den Weinbergen liegen, während er in der Ebene häufig zu finden ist; es ist dieß leicht erklärlich, wenn man bedenkt daß der Boden vulcanischen Ursprungs ist, in dem sich viel Gerölle von Bimsstein und Kreide vorfindet. Erst im Jahre 1834 war in der Hegyallya und zwar in Keresztur eine Erderschütterung, welche so bedeutend war, daß die Giebel der massiven Häuser zum Theil in die Straßen stürzten. — Die Nähe der kaum 15 Meilen entfernten Karpathen und überhaupt die hohe Lage der Hegyallya bringt es mit sich, daß das Ende Septembers und der Monat October besonders die Nächte hindurch und am Morgen schon ziemlich kalt sind. Diese Temperatur verursacht ein allmähliges Stocken der Säfte im Weinstocke, während die heiße Sonne am Tage die Trauben wieder kocht. Die Trauben erhalten nun wenig Nahrung mehr, die Stengel fangen an nach und nach zu vertrocknen und zwar in zunehmendem Grade, je mehr und je früher die nächtlichen Reifen eintreten, welche zur Erzeugung der Trockenbeeren unumgänglich nothwendig sind. Die Hülsen oder wie man sie dort nennt die Bälge der Beeren springen endlich auf, und um so leichter verdünsten dann die wässerigen Theile ihres Inhalts, mit der Verminderung des Wassergehalts verdicken sich die edleren Theile des Gehalts der Beere, und der Zuckerstoff, durch dessen künftige Zersetzung der Alkoholgehalt und folglich die Stärke und der Adel des Weines bedingt wird, concentrirt sich immer mehr und mehr. Mit dem Entweichen der wässerigen Theile verliert natürlich die Beere auch einen Theil ihres Umfanges, und es schrumpft daher die nunmehr zu große Hülse immer mehr zusammen und bekommt endlich das Ansehen der Cibeben oder großer spanischer Rosinen. Es ist also das Ganze hier ein Werk der großen Chemikerin Natur, welche bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der Lage und des Klimas ein Product schafft, das man in anderen Weinländern durch Kunst vergeblich zu erreichen gesucht hat: z. B. am Rhein, wo man bei der Erzeugung des Strohweines die reifen Trauben auf Stroh trocknet, oder in Spanien, wo ein Theil des Mostes zu Syrup eingesotten und dann dem übrigen gepreßten Wein zugesetzt wird. Aber alle diese Künsteleien entfernen die der Traube in einem gewissen Grade eigenthümliche Säure nicht gänzlich. Da nun aber nie die ganze Traube zu solchen Trockenbeeren einschrumpft, sondern nach der Vorzüglichkeit des Jahrganges nur mehr oder weniger einzelne Beeren, so werden diese, ehe die Traube gekeltert wird, herausgepflückt und in großen Bottichen besonders aufbewahrt. Von diesem Herauspflücken der Trockenbeeren aus der Traube, welches man auch Ausbrechen nennt, erhält künftig der Wein der Trockenbeere den Namen Ausbruch.

Wenn nun die in der erwähnten Weise gesammelten Trockenbeeren sofort der Presse übergeben würden, so würde man wenig oder keinen Saft erhalten; man hat daher ein Mittel ersonnen, sie in einen Brei zu verwandeln, und dieß geschieht durch das Treten mit den bloßen Füßen, und so viele Versuche schon gemacht worden sind diese Arbeit durch Maschinen verrichten zu lassen, so sind doch alle diese Versuche bis jetzt gescheitert; nur der menschliche Fuß kann diese Masse so verarbeiten, daß man fast gar keine Hülse mehr in dem Brei vorfindet. So wenig appetitlich nun auch die Arbeit, welche durch Tagarbeiter verrichtet wird, anzuschauen ist, so kann man sich mit der Ueberzeugung trösten, daß die später eintretende Gährung jeden etwa hinzugekommenen fremden Stoff entfernt. Durch Zusatz dieser Trockenbeermasse zu dem übrigen von den gewöhnlichen Trauben gewonnenen Wein, welcher wie in allen andern Weinländern gepreßt wird, entstehen nun die verschiedenen Sorten des Tokajer Weines und sind folgende:

1. Ordinari — das heißt ordinärer Wein — wird derjenige Wein in der Hegyallya genannt, welcher aus denjenigen Trauben gepreßt wird, die ihrer Trockenbeeren beraubt worden sind und keinen Zusatz von der nach obiger Weise gewonnenen Trockenbeermasse erhalten haben. Dieser Wein ist der gewöhnliche Tischtrunk der in der Hegyallya wohnenden Ungarn, und eignet sich nur in guten Jahren und auch da nur aus den bessern Gegenden zur Ausfuhr. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Weinjahre sowohl in Bezug auf die Quantität und noch mehr in Bezug auf Qualität sehr verschieden sind. Wie sehr unterscheiden sich die sogenannten Cometenweine von 1811 und 1834 von dem auf demselben Boden in den übrigen Jahren erzeugten Wein! Aus einer von dem berühmten ungarischen Oenologen Schams zusammengestellten Uebersicht ergibt sich, daß die Hegyallya eigentlich nur jedes dritte oder vierte Jahr eine gute Weinlese gibt.

2. Samorodne wird mit einem slavischen Ausdrucke, der so viel wie „der Natürliche“ bedeutet, derjenige Wein in der Hegyallya genannt, welchem gerade so viel Trockenbeermasse

wieder zugesetzt wird, als man aus seinen Trauben genommen hat. Dieser Wein ist zur Ausfuhr sehr geeignet, denn obgleich er in den gewöhnlichen Jahren wenig Süße hat, so ist er doch kräftig und feurig und hat einen aromatischen Geschmack.

3. Maszlasch. Dieser ausgezeichnete Wein wird immer nach der Anzahl der ihm zugegebenen Trockenbeermasse bezeichnet, und es zerfällt diese Sorte in 1, 2, 3 und 4buttigen Maßlasch. Wenn nämlich auf ein Faß Wein, welches 10 Butten enthält, eine Butte Trockenbeermasse hinzugegossen wird, so erhält man einbuttigen Maßlasch; zweibuttigen erhält man, wenn auf ein Faß Most 2 Butten Trockenbeermasse zugegossen wird u. s. w. bis 4 Butten.

4. Ausbruch. Diesen weltberühmten Tokajerwein erhält man, wenn auf ein mit 10 Butten berechnetes Faß Wein 5 oder gar 6 Butten verarbeitete Trockenbeermasse zugegeben wird. Gewöhnlich geschieht aber diese Mischung berechneterweise in großen Bottichen, welche im Preßhause (Vorház, Weinhaus) stehen und in welche 6 bis 10 Faß gefüllt werden können. Nachdem der Zuguß erfolgt ist, muß die Masse gut untereinander gerührt werden.

Wenige Stunden schon nach dieser Procedur beginnt sich die Masse zu heben; sämmtliche Körner und Hülsen steigen empor und bilden eine 6 bis 12 Zoll starke Rinde, über welcher ein darüber gehaltenes Licht sofort erlischt. Je wärmer die Atmosphäre ist, desto früher erfolgt dieses sogenannte Aufwerfen, und je mehr Trockenbeermasse dem Weine zugesetzt wird, desto mehr Zeit braucht er um sie zu verarbeiten, und es differirt diese Zeit von 12 bis 48 Stunden. Ist diese erste brausende stürmische Gährung des Weines vorüber, so wird die ganze Masse noch einmal mit Stangen unter einander gerührt und durch Säcke, die hiezu besonders verfertigt werden sind und welche den Namen Tretsäcke führen, hindurchgedrückt, und der in den Tretsäcken zurückbleibende Rest wird mit der Presse ausgepreßt. Nun wird der durch dieses Verfahren gewonnene Wein in Fässer gefüllt, und zwar in Kufen, welche 2 Eimer enthalten, oder in Antheile, welche einen Eimer enthalten; gewöhnlich werden aber nur die feinsten Tokajerweine auf Antheile gefüllt, während alle übrigen Tokajer- oder oberungarischen Hegyallyaweine in zweieimerigen Kufen auch ins Ausland verfahren werden. Im Königreich Polen sowohl als in Preußen trifft man zur Herbstzeit Fuhrleute aus Ungarn an, welche ungeachtet der Eisenbahnen den an seinen gleichen und nicht großen Fässern kennbaren Ungarwein auf der Achse weiter und an Ort und Stelle befördern. Von jeher waren es und noch sind es die Polen, von welchen der oberungarische Wein sehr stark getrunken und am höchsten geschätzt wird. Es singt auch ein Dichter in Polen in deutscher Sprache:

In Ungarn, hört, am Fuße der Karpathen,
Da wächst ein trinkbar Gold,
Das nährt mit Kraft die Söhne der Sarmaten
Und macht die Töchter hold.

Die hergezählten vier, oder wie man richtiger Weise in Anbetracht der genannten vierlei Sorten Maßlasch sagen muß, sieben Sorten bilden die richtige Eintheilung des Tokajerweins. Es ist aber hier noch eine achte Gattung Weines zu erwähnen, welche in der Hegyallya gewonnen wird, für welche aber der Namen Wein eigentlich nicht passend ist, denn es ist ein wie Honig fließender Nektar, eine wahre Essenz, und eben mit dem Namen Essenz wird diese achte Gattung des Tokajerweines belegt. Die Essenz wird aber folgendermaßen gewonnen. Wenn nämlich die Trockenbeeren noch ungetreten in den Bottichen gesammelt liegen, so quillt aus ihnen durch den Druck der eigenen Schwere ein dickflüssiger Saft, welcher von den Beeren abgelassen wird, weil die Beeren mit dem Safte vereint sich nicht so gut treten und zur Trockenbeermasse verarbeiten lassen würden. Dieser von den Bottichen abgelassene Saft wird die Essenz genannt. Jeder gewissenhafte Wein-Erzeuger vertheilt nun diese Essenz, nachdem die Weine mit der getretenen Trockenbeermasse angemacht sind, gleichmäßig in die gefüllten Fässer und gibt den Maßlasch-Weinen wieder was ihnen von der Natur gebührt. Es gibt aber auch gewissenlose Weinerzeuger, welche es vorziehen, ihre Maßlaschweine der Essenz und daher der edelsten Bestandtheile zu berauben, um durch den Verkauf derselben allein einen größern Nutzen zu ziehen. Die Comitatsbehörde, welche einsah daß der Verkauf der Essenz eigentlich ein Betrug gegen die Käufer der Maßlasch-Weine war, hat den Handel mit Essenz zwar verboten, aber auf heimlichem Wege werden doch viele Essenzen gesammelt und verkauft. Ausländische Weinkaufleute, welche manchmal von den Besitzern noch vor der Weinlese den ganzen Ertrag, wie er noch am Stocke hängt ablaufen, und die Gewinnung des Weines unter ihrer Beaufsichtigung vor sich gehen lassen, sammeln sich in guten Weinjahren selbst einen Theil der Essenz zum künftigen Verkaufe.

Die Essenz ist für Brustkranke und schwache Kinder eine Medicin, die in dieser Beziehung durch keine andere zu ersetzen ist. Eine solche Essenz muß aber, wenn sie im ärztlichen Gebrauche wirklich mit Nutzen verwendet werden soll, mindestens 10 Jahre alt seyn. Da nun aber nicht alljährlich Essenzen gewonnen werden, sondern nur in solchen günstigen und während der Vegetationsperiode heißen Jahren, in welchen viel Trockenbeeren erzeugt werden, so ist besonders alte Essenz sehr theuer und rar. Die Preise der Essenz sind also nach dem Alter und nach der Qualität sehr verschieden, und es gibt Essenzen von 80 bis 500 fl. C. M. der Eimer.

Noch gibt es eine untergeordnete Sorte von Tokajerwein, welche aber gleichwohl höher als der ordinäre Tokajer steht, und welche mit dem ungarischen Namen Forditás bezeichnet wird. Dieser Forditasch — so wird das Wort ausgesprochen — entsteht, wenn man der ausgepreßten Trockenbeermasse einen oder mehrere Aufgüsse von ordinärem Tokajerwein gibt, wodurch der in dieser Weise durch Pressung gewonnene Wein noch einige edle Bestandtheile erhält.

Aus dem hier dargestellten eigenthümlichen Verfahren bei der Gewinnung des Tokajerweines wird man ersehen, daß man in der Hegyallya eine lobenswerthe Sorgfalt bei der Lese und Kelterung des Weines beobachtet. Dieselbe Sorgfalt bei der Weinbereitung wird aber leider nicht in allen Gegenden Ungarns angewendet, und obgleich denkende Weinwirthe schon vielfach ihre Stimme erhoben haben, so konnte doch noch nicht der eingewurzelte Schlendrian und der blinde Eigensinn entfernt und überwältigt werden. Aber auch in der Hegyallya fehlt noch zur weitern Veredelung des in der Weinlese gewonnenen Weines sehr viel. Die Keller in der Hegyallya werden sehr gerühmt, und die bessern derselben sollen sich zur Pflege

und Aufbewahrung des Weines vortrefflich eignen; allein die sogenannte **Weinküperei**, die edle **Weinkellermeisterei**, liegt in Ungarn noch in der Kindheit, und es ist zur Hebung derselben hie und da von Privaten nur sehr wenig geschehen. Daher kömmt es, daß selbst die edelsten ungarischen Weine großentheils erst im Auslande durch entsprechende Pflege und Behandlung ihrer Veredelung und höchsten Vollkommenheit entgegengebracht werden müssen, so, wie man sie in Ungarn nur selten und zwar ausnahmsweise nur in den Kellern der größern Besitzer vorfindet. Die Kellerwirthschaft befindet sich beim gewöhnlichen Mann in Ungarn in einem sehr argen den Weinen nachtheiligen Zustande, denn Kraut und Rüben, Kartoffel und Kürbisse liegen da unter und mit dem Weine neben einander, und von einer vernünftigen Behandlung des Weines ist vollends gar nicht die Rede. Die Klage, daß man in Ungarn auch die bessern Weinsorten selten in solcher Güte vorfindet, wie man sie im Auslande bekömmt, ist leider nur gerecht und wahr, und hat lediglich in der vernachlässigten oder vielmehr gar nicht cultivirten Weinküperei ihren Grund. Mit diesen Worten wollen wir indeß nicht gesagt haben, daß der meiste im Auslande zum Verkauf ausgebotene Ungarwein ein guter und ächter sey. Fern sey dieß von uns; es sind insbesondere die Manipulationen der Juden, welche mit der Verfälschung und Nachahmung der Ungar- und Tokajerweine in Ungarn selbst, insbesondere aber in Galizien, Schlesien und Polen ein Gewerbe treiben, hinlänglich bekannt, und es wäre nur zu wünschen, daß dem Handel mit verfälschten Tokajerweinen durch Vereinigung der Besitzer in Ungarn entgegen getreten würde. Vor mehr als hundert Jahren wurde in Ungarn den Juden der Handel mit Tokajerweinen, den sie durch ihre Verfälschungen und Nachbildungen in Mißcredit gebracht hatten, gänzlich untersagt; es existirt aber dieses Gesetz längst nicht mehr.

In Bezug auf die in Ungarn vernachlässigte Weinkellermeisterei müssen Frankreich und Deutschland, und hier insbesondere die Rheingegenden, als Muster aufgestellt werden; es haben auch schon einige größere Weinbergsbesitzer in der Hegyallya ihre Söhne zur Erlernung des Verfahrens an den Rhein geschickt, da es im Lande selbst an einer derartigen Musterschule gänzlich fehlt und zur Errichtung derselben noch gar keine Schritte geschehen sind. Ach, was könnte aus dem gottgesegneten Ungarland noch werden, wenn dort die Menschen der freigebigen und alles in Fülle spendenden Mutter Natur hülfreich zur Seite stehen möchten!

Noch ist es übrig über die Eigenschaften des Tokajerweines einiges zu sagen. Der Tokajer hat eine klare, gelbgrüne Farbe und zeichnet sich vor allen andern Weinen durch seine Fettigkeit, Süße, Geist und durch einen äußerst gewürzhaften Geschmack aus. Der Wohlgeruch, die Blume oder das Bouquet wird beim Tokajer keineswegs wie bei vielen andern edlen Weinen durch den starken Alkoholgeruch verborgen und gedämpft, sondern erfüllt beim Trinken die Zimmerluft mit zartem Aroma. Süß, feurig und zart zugleich besitzt der Tokajerwein eine balsamische Wunderkraft in solchen Fällen, wo der Sieche und Genesende milder Stärkung bedarf.

Der Werth des Tokajers wird durch sein Alter außerordentlich erhöht, denn je mehr sich sein Zuckergehalt zersetzt, desto mehr nimmt der Alkoholgehalt zu, und wenn er nun dadurch an Süße verliert, so gewinnt er an innerer Kraft, und mit der Ausscheidung aller groben und ungesunden Bestandtheile auch an Heilsamkeit. Ueberhaupt sind nur im jungen Weine die der Gesundheit nachtheiligen Theile der Hefe und des Weinsteins, welche von der Chemie in verschiedene färbende, schleimige, erdige, schwefelige rc. Theile zerlegt werden, verbunden.

Es werden hie und da im Auslande, und namentlich im nördlichen Deutschland, auch **rothe** Tokajerweine in Verkauf gebracht und als ächte Tokajerweine getrunken. Daher singt denn auch ein Berliner Dichter: Rother Tokajer, Fließet wie Feuer rc. Es sind aber solche Weine ein mixtum compositum von Rothwein und Tokajer, und ist demnach kein eigentlicher Naturwein, und wenigstens kein Tokajer wie er seyn soll von gelbgrüner Farbe.

In guten Mitteljahren erzeugt die Hegyallya 420,000 Eimer Wein.

Die besten Traubensorten, welche in der Hegyallya cultivirt werden, sind folgende:

1. Der **Formint**, diese Rebe soll nach einigen aus Italien stammen und ist der in Andalusien cultivirten Listan sehr ähnlich. Sie wurde oft verpflanzt, hat aber sonst nirgends in Europa den Hoffnungen entsprechen, woran natürlich die Beschaffenheit des Bodens und die Behandlung die Ursache ist. Der Formint gibt den lieblichen, aromatischen Ausbruchwein, der durchaus unnachahmlich ist.

2. Die **lindenblätterige Rebe**. Der von den Trockenbeeren derselben gemachte Ausbruchwein hat einen den Lindenblüthen ähnlichen Duft.

3. **Balerfant** hat große durchsichtige Beeren und wird auch zu Ausbruch verwendet. Diese drei Sorten sind die edelsten Tokajerreben.

4. Die **Angster** in der Hegyallya ist zwar sehr beliebt, doch fault die Beere leicht, und ist weil sie zu früh reif wird, den Vögeln und Insecten zu sehr ausgesetzt, und ist überdieß nicht sehr fruchtbar.

5. Die **Muskattraube**, von welcher der Most als Anguß und die Trockenbeeren zu dem berühmten Muskat-Tokajerausbruch mit dem angenehmsten Wohlgeruch verwendet werden.

6. Die **Mehlweiße** (fejér Szöllö ungr.), deren grüne Beeren gleichsam wie mit einem Mehlstaube überzogen sind. Der fast farblose Most dieser Trauben dient ebenfalls als Mischung zur Bereitung des Ausbruchs.

Eine Vorstellung auf einem chinesischen Theater.

(Nach Charles Lavallée [1] von Dr. C. Z . . . n.)

Die Corporation der Compradores beabsichtigte auf der Insel Lappa dem Volk ein Sing-Song oder Schauspiel zu geben. Ich

---

[1] Illustration de Paris, Sept. 1852.

war sehr neugierig, wo man das Stück spielen werde; denn die Insel Lappa enthielt nur ein kleines Dorf, Hügel und Reisfelder, und auf einem Spaziergange, den ich zwei Tage zuvor unternommen, hatte ich keine Gebäulichkeit bemerkt, welche zum Theater hätte dienen können. Mein Erstaunen war daher groß, als ich ein ungeheures viereckiges wohlbedecktes Gebäude erblickte, welches durch Zauberei aus der Erde emporgestiegen zu seyn schien. In weniger als 24 Stunden hatten ungefähr hundert Chinesen ein Haus von Bambus und Matten aufgeführt, das mehrere Tausende zu fassen vermochte.

Das Innere war in drei Theile getheilt: den ersten bildete die Bühne, welche eine Seite des Vierecks einnahm und einige Fuß über dem Boden erhaben war; den zweiten das Parterre, zu welchem die Menge freien Eintritt hatte; und den dritten eine ziemlich breite Gallerie, die das Parterre umschloß und an deren Eingange man einige Sapeken bezahlen mußte. Man hatte die Aufmerksamkeit gehabt, für die Europäer, welche das Theater mit ihrer Gegenwart beehrten, einige Stühle hinzustellen, in dem übrigen Theil der Gallerie und im Parterre waren die Zuschauer genöthigt zu stehen.

Als ich eintrat, war das Haus schon überfüllt. Das Parterre vorzüglich gewährte einen höchst seltsamen Anblick. Aus meiner Loge schweiften meine Blicke über eine Masse von kahlen Köpfen hin, welche wegen des unaufhörlichen Herein- und Hinauslaufens beständig auf- und niederwogte. Dieß Mosaik von nackten Schädeln, deren jeder einen von der Wurzel des Zopfes gebildeten schwarzen Büschel trug, bot eines der drolligsten Bilder dar. Ich bemerkte, daß eine große Zahl von Zuschauern den Zopf des Nachbars in der Hand hielt, sey es um nicht von einem Freunde getrennt zu werden, sey es um einen Haltpunkt inmitten der Menschenwoge zu haben, welche sie nach allen Seiten hinschleuderte. Uebrigens herrschte das tiefste Schweigen in dem weiten Raume, Jedermann hatte nur Augen und Ohren für die Bühne.

Zur Linken auf der Bühne erhob sich eine kleine Estrade, auf der sich das Orchester befand. Eine zweisaitige Violine, eine Flöte, eine Trommel, ein Tamtam, Cymbeln und ein knöcherner Reif, auf den mit zwei kleinen Stäbchen aus sehr hartem Holze geschlagen wird wie auf eine Trommel — das waren die Instrumente, welche ich von meinem Platze aus in den Händen der Virtuosen erblickte. Die Schauspieler nahmen den übrigen Theil der Bühne ein, die nicht eine Spur von Decorationen zeigte. Da ich glücklicherweise neben einem Engländer saß, welcher schon mehreren Vorstellungen derselben Art beigewohnt hatte, so benutzte ich die ersten Augenblicke nach meinem Eintreten dazu, einige Erkundigungen über die Schauspieler und das Theater der Chinesen überhaupt einzuziehen.

„In China gibt es keine festen Theater wie in Europa," sagte mein Nachbar. In den großen Städten hat man zwar einige Schauspielhäuser erbaut, allein man öffnet sie nur sehr selten und in sehr unregelmäßigen Zwischenräumen. In den Häusern der reichen Mandarinen befindet sich gewöhnlich ein Theater, auf welchem bei festlichen Gelegenheiten Vorstellungen gegeben werden. In den kleinen Städten ist man sehr bald mit der Errichtung eines Schauspielhauses fertig: Bambus und Matten liefern hinreichendes Material dazu. Die Schauspieler ziehen in einzelnen Banden wie Zigeuner fortwährend durch das Land, und schlagen da ihren Wohnsitz auf, wo man ihrer begehrt. Jede Truppe hat ihr Repertoir, ihre Garderobe, ihr Waffenarsenal und ihre Sammlung von falschen Bärten und Zöpfen. Sie können glauben, daß dieß eine schwere Last ist, denn eine chinesische Schauspielergesellschaft muß alles spielen: die höhere Komödie und Tragödie eben sowohl als Possen und Stücke, in denen gymnastische Künste die Hauptsache ausmachen; da China indessen von zahlreichen Canälen durchschnitten ist, so gelangt die Truppe auf einer großen Dschonke, welche derselben als Wohnung dient, leicht von einem Orte zum andern. Das Theater ist vollkommen frei, Censur und Verbot einzelner Stücke gibt es nicht. Könige und Götter sogar werden lächerlich gemacht, das Volk ergötzt sich daran, und die Polizei ergrimmt nicht darüber. Uebrigens sind die Sujets der meisten Stücke der Geschichte der alten Dynastien entlehnt, so daß der zeitige Herrscher durchaus keinen Grund hat Spöttereien übel zu nehmen, welche sich auf längst entschwundene Zeiten beziehen. Das chinesische Repertoir ist außerordentlich reich. Hier werden Sie nur Possen und Melodramen sehen, in denen es viel Lärm und Geschrei gibt und die dem Geschmack dieser Volksmassen mehr zusagen; auf den Privattheatern der Mandarinen aber werden bessere und feinere Stücke gespielt. — Doch, da beginnt ein neues Stück, es wird Sie mehr als alle meine Auseinandersetzungen interessiren."

Der wiederholte Beifallsruf: Aia! Aia! ließ sich in dem Zuschauerraum vernehmen. Ein Theil der Inhaber des Parterres zog sich zurück und machte Neuankommenden Platz. Die Schauspieler eilten mit großem Lärm nach der einen Seite der Bühne und verschwanden, während von der andern Seite ein reichgekleideter Mann mit langsamen Schritten herbei kam.

„Wie? gibt es keinen Zwischenact?" fragte ich.

„Wozu sollte ein Zwischenact dienen, da es keine Decorationen gibt?" versetzte mein Nachbar. „Sie sehen ja auch keinen Vorhang. Die Chinesen kennen dergleichen Feinheiten nicht: ein Stück ist beendet, ein neues beginnt. Man verändert nur die Anschlagezettel, welche zu beiden Seiten des Theaters angeheftet sind, um den Titel des folgenden Stückes dem Publicum anzuzeigen. — Aber horch! der Schauspieler, wahrscheinlich eine der Hauptpersonen des Stückes, spricht den Prolog!"

In der That begann der eben aufgetretene Schauspieler eine Art von Recitativ anzustimmen, welches halb gesprochen und halb gesungen wurde, während das Orchester dasselbe langsam und mit gedämpften Tönen begleitete, damit die Zuschauer jene Stimme, die überdieß sehr kreischend war, deutlich vernähmen.

Als der Prolog beendet war, begann das eigentliche Drama. Zahlreiche Schauspieler erschienen auf der Bühne und stellten sich in einer gewissen Ordnung zu beiden Seiten auf; in der Mitte der Scene blieb ein freier Raum für die Hauptpersonen des Stückes.

Was mich zuerst überraschte, waren die reichen Costüme; die meisten trugen lange Gewänder, die mit Stickereien und Vergoldungen bedeckt waren. Der Schnitt der Kleider, die Gestalt der Fußbekleidung und die Anordnung des Haares glichen in nichts den gegenwärtigen Moden, und deuteten hinreichend an, daß das Sujet des Stückes der Geschichte der alten Dynastien entlehnt war. So viel Luxus auf den Brettern eines Volkstheaters und auf dem Rücken wandernder Schauspieler hatte ich durchaus nicht erwartet.

Es würde ein bedeutender Aufwand von Phantasie dazu gehören, wenn ich eine genauere Darlegung des Sujets des Stückes

geben sollte. Ich verstand kein Wort von dem was auf der Bühne gesungen wurde, und überdieß waren meine Augen zu sehr mit den sichtbaren Dingen beschäftigt, als daß es mir in den Sinn gekommen wäre, den vielleicht sehr einfachen Faden der chinesischen Intrigue zu verfolgen.

Ich fand indessen heraus, daß in dem Stücke ein König vorkam, daß dieser König eine Tochter hatte, daß diese Tochter mehrere Liebhaber — vermuthlich Prinzen — besaß, daß jeder dieser Prinzen ein zahlreiches Gefolge hatte, und daß das Herz oder die Hand der Tochter des mächtigen Monarchen der Punkt war, um den sich der Ehrgeiz oder die Liebe des Prinzen und das Interesse des Drama's drehten. Ich will nicht behaupten, daß dieser Plan besonders originell ist; aber wenn man allen diesen Gefühlen, allen diesen Personen eine chinesische Ausstaffirung gibt, so kommt am Ende doch etwas höchst Drolliges heraus.

So viel ich bemerken konnte, war der König sehr darauf versessen, Reden zu halten. Auf einer thronartigen Erhöhung stehend, welche man eigens herbeibrachte, wenn er die Bühne betrat, und von einer Menge Mandarinen und Soldaten umgeben, declamirte er in einem fort; wenn man die rauhen, ruckweise hervorgestoßenen, zerhackten Laute, welche die einsylbigen chinesischen Worte bildeten, aus seiner Kehle hervordringen hörte, hätte man glauben sollen, daß Seine Majestät den Schlucken habe. Bald ließ sich seine Stimme allein hören, bald ward sie vom Orchester begleitet; die Rede ward zu einem Gesange, dessen seltsame Harmonie die europäische Kunst nicht nachzuahmen vermag. Von Zeit zu Zeit antworteten die Mandarinen, die neben der Estrade standen, indem sie mit der Begleitung des Orchesters einen Chorgesang anstimmten.

Als die Tochter des Königs zum erstenmal auftrat, verbreitete sich eine tiefe Stille. Die Schauspielerin, welche diese Rolle gab, trug ein kokettes gesticktes seidenes Kleid, auf dem Kopf erhob sich ein förmliches Gerüst von prächtigen, schwarzen Haaren, welches von goldenen Nadeln gestützt war, die Arme und Beine waren mit kostbaren Goldreifen geschmückt, und ihr Körper wiegte sich wie ein biegsamer Blumenstengel auf Füßen, die so klein waren daß man sie im Königreiche Liliput bewundert haben würde. Sie stützte sich auf zwei Dienerinnen oder vielmehr Ehrendamen, von denen die eine einen Schirm und die andere einen Fächer trug. Ihre Gesichtszüge waren äußerst anmuthig, und die Wimpern ihrer mandelförmig gespaltenen Augen zogen sich bis zu den Schläfen hin vermöge des einfachen Kunstgriffes, daß man mit einem Pinsel eine schwarze Verlängerungslinie der Wimpern zeichnete.

„Was sagen Sie zu dieser Person?“ fragte mein Nachbar.

„Meiner Meinung nach sieht sie vortrefflich aus und spielt die Prinzessin meisterhaft“, entgegnete ich.

„Und doch ist diese Prinzessin ein Mann.“

„Ein Mann!?“

„Ja, ein Mann, der sich als Mädchen costumirt hat. Die chinesischen Damen erscheinen nie auf der Bühne; alle Rollen werden von Männern gespielt.“

„Ist es möglich! Die Anordnung der Haare und manche andere Dinge lassen sich durch Kunst herstellen — aber diese Gestalt, diese mikroskopischen Fü

„Ich wiederhole es Ihnen, diese Prinzessin ist ein Mann.... Aber horch! sie beginnt zu singen.“

Die zweisaitige Violine spielte ein Ritornell, und dann fing eine außerordentlich feine und zarte Stimme eine Arie an, deren langsamer Rhythmus Klage und Verzweiflung ausdrückte. Ich konnte mich von meinem Erstaunen nicht erholen; mein Cicerone versicherte mir wiederholt, daß diese so natürliche und so vollendete Frauenstimme aus der Brust eines Mannes hervordringe, meine Augen und Ohren aber protestirten gegen die Wahrscheinlichkeit einer so vollkommenen Verkleidung und Verwandlung.

Die Prinzessin entfernte sich mit langsamen Schritten, und die übrigen Schauspieler, welche sich während des vorigen Auftrittes hinter der Scene gehalten hatten, erschienen jetzt wieder auf der Bühne. Der Lärm des Orchesters und des Singens begann nun von neuem. Der Verfasser des Stückes hatte wahrscheinlich nicht ohne Absicht eine Scene ruhigen Gefühls mitten unter die lärmenden und wilden Auftritte gesetzt, welche die Grundlage des Drama's bildeten. Wenn er keinen Contrast hatte hervorbringen wollen, so hatte er wenigstens für nöthig erachtet, den Ohren und Augen des Zuschauers einige Erholung zu gönnen, was trotz seiner verwünschlichen Derbheit und Rohheit in Bezug auf das Steigen und Fallen seines Enthusiasmus geschickt geleitet werden muß. Wie dem auch seyn möge, genug! — das Auditorium, welches sich während des Gesanges der Prinzessin ausgeruht hatte, gleich als ob ein Zwischenact stattgefunden, bewillkommte die wiedererscheinenden großen, gestickten Gewänder und die langen Schnurrbärte mit unverkennbarer Freude.

„Achten Sie genau auf alle Einzelheiten“, sagte der Engländer zu mir; „hier hat alles seine Bedeutung. Sehen Sie jenen Schauspieler, welcher sich von dem Haufen getrennt hat, und mit einer kleinen Dschonke von Holz unter dem Arm über die Bühne läuft? Das ist ein Bote des Königs. Er befindet sich auf einer Sendung, und die Dschonke bezeichnet, daß er übers Meer fährt. Sehen Sie — jetzt bleibt er stehen: er ist angekommen. Jetzt thut er zwei Gänge nach entgegengesetzten Seiten; das bedeutet daß er zurückkommt und die Antwort überbringt. Er wirft sich vor dem Könige nieder, er stattet von seiner Sendung Bericht ab, und der zufriedene König verleiht ihm das Abzeichen eines Mandarinen. Die Chinesen geben sich willig dergleichen Fictionen hin und verstehen auf eine wunderbare Weise die Absicht des Dichters. Sie müssen bekennen, daß jenes Verfahren äußerst bequem ist.“

„Gewiß. Die Chinesen kennen weder Aristoteles noch die drei Einheiten. Am Ende sind dergleichen Dinge conventionell und das Drama ist deßhalb vielleicht nicht schlechter.... Aber es scheint mir als ob etwas Wichtiges vorgehen soll. Sehen Sie, alle Schauspieler setzen sich in Bewegung und theilen sich in zwei Parteien. Der König stürmt davon — die Krieger ziehen ihre Säbel — es scheint daß man uns eine Parade oder eine Schlacht vorführen will. Aber warum halten jene Männer dort auf der linken Seite der Bühne große, hölzerne Pfähle zwischen den Beinen? Meiner Meinung nach ist das ein höchst ungraciöser Anblick.“

„Ich bitte Sie, etwas mehr Achtung für diese tapfern Krieger an den Tag zu legen! Es ist eine Schwadron Cavallerie, die Holzstücke stellen die Streitrosse vor. Diese Erfindung ist von einem und demselben Schlage wie die Dschonke des Boten.“

„Vortrefflich! Ich gestehe übrigens, daß ich nicht erwartete, auf einem chinesischen Theater eine Schlacht zu sehen. Die Chi-

nesen stehen doch eben nicht in dem Rufe, eine sehr kriegerische Nation zu seyn.

„Wie es scheint, haben sie vor Zeiten viele Kriege geführt, denn eine große Zahl der Stücke des alten Repertoire's ist mit solchen Kampfscenen, von denen wir sogleich eine sehen werden, mehr oder weniger ausgestattet. Horch! das Orchester stimmt den Kriegsgesang an, und die Cavallerie setzt sich in Bewegung."

Das Kriegslied erfüllte das ganze Theater mit einem scheußlichen Lärm, in welchem der Tamtam und der Gong die Hauptrolle spielten; man hätte glauben können, sich in einer Kesselschläger-Stadt zu befinden. Die hölzernen Pfähle und Stangen bäumten sich, und das Gefecht begann auf der ganzen Linie!

Dieser Theil des Drama's brachte mir eine sehr hohe Idee von der Gewandtheit der Chinesen in der Gymnastik bei. Die Krieger schwangen ihre Säbel mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit, schlugen und parirten die kräftigsten Hiebe, drehten sich unablässig um sich selbst, machten Sprünge und Capriolen, welche die Eifersucht unserer gewandtesten Clowa's erregt haben würden, und entfalteten in allen ihren Bewegungen eine unglaubliche Schnelligkeit und Lebendigkeit. Das Parterre lachte aus Leibeskräften und hatte Recht. Dieser Auftritt gefiel den Zuschauern offenbar am meisten, und schien nur deßhalb in das Stück eingeschaltet zu seyn, um den Schauspielern eine Gelegenheit zu geben, ihre gymnastischen Künste zu produciren. Allein schon die Idee, eine rein groteske Scene mit in die Intrigue des Drama's hineinzuziehen und sie wie zufällig mit der allgemeinen Handlung in Verbindung zu bringen, beweist eine gewisse Feinheit und einen verständigen Geschmack. Das französische Volk belustigt sich, wenn ein Seiltänzer oder Athlet auf Flaschen balancirt; die Chinesen würden mehr fordern: sie würden verlangen, daß derselbe einen Grund hätte, der ihn nöthigte auf diese Weise über die Flaschen hinzuspazieren, und daß ein solches Kunststück durch die natürliche Handlung eines Drama's herbeigeführt werde.

Das Gefecht dauerte fast eine Viertelstunde. Dann kam der König zurück, und ich meinte zu verstehen, daß er die Hand seiner Tochter dem Prinzen bewilligte, dessen Armee das Schlachtfeld behauptet hatte. Das war die Lösung des Drama's. Alle Schauspieler verließen die Bühne, und ein neuer Anschlagezettel verkündete den Anfang eines andern Stückes.

Skizzen aus Neu-Schottland und Neu-Braunschweig.

(Mitgetheilt von Dr. C. F. G.)

„Wohlan! wenn unsere Freunde, die Makrelen, der Küste zuwandern und um die Provinz herum nach Norden ziehen, dann kommt auch die ganze Küstenbevölkerung in Bewegung. Vielleicht gibt es unter Gottes Sonne kein Schauspiel, das sich mit demjenigen vergleichen läßt, welches ein solch gewaltiger Makrelenzug an unserer Küste darbietet. Das Wort „Millionen" ist hier zu klein, auch der Ausdruck „Morgen von Makrelen" gibt noch ein zu schwaches Bild; „Meilen von Makrelen" ist vielleicht der Ausdruck, welcher der Wahrheit am nächsten kommt. Wenn die Thiere an die Oberfläche des Wassers kommen, so segelt man durch eine feste Masse von Fischen hin. Fürwahr, es ist ein herrliches Schauspiel, sie in den Hafen hereinströmen zu sehen: da geht es an ein Drängen und Sich-Ueberstürzen, an ein Tummeln und Hüpfen, an ein Sprudeln und Zappeln, an ein Jagen und Schlagen! Dabei läßt sich ein eigenthümliches Gegurgel hören, gleich als wollten die lieben Thiere sagen: „hier sind wir, Freunde! Wie steht es mit dem Salze? Sind eure Fässer alle parat? — wir wenigstens sind es. Darum rasch ans Werk! Heraus mit euren Netzen, da wir nächsten Morgen schon im nächsten Hafen seyn müssen und auf so träge Bursche wie ihr seyd nicht lange warten mögen!""

In dieser pittoresken Weise schildert der humoristische Verfasser von Sam Slick, Richter Haliburton von Halifax, in seinem Old Judge die Ankunft der Makrelen an der Küste von Neu-Schottland, und es hat diese Schilderung das Verdienst, daß sie ein ziemlich treues Bild von der Wirklichkeit gibt. Denn findet sich auch die Makrele in großer Menge die ganze Küste entlang, so ist doch die Masse dieser Thiere in der St. Lorenzbai, am Cap Breton, in der Nähe von Prinz Edwards Insel, und vor allem am Cap Canseau ganz besonders groß, — zuweilen so groß, daß die Schifffahrt dadurch unmöglich gemacht wird. Und damit man nicht versucht sey hier an eine Uebertreibung zu glauben, so wollen wir — für eines der letzten Jahre — die Ausfuhr gepökelter Fische aus dem Hafen von Halifax allein hersetzen.

Nach den amtlichen Tabellen wurden im Jahre 1852 aus dem oben genannten Seehafen — zum größten Theil nach den Vereinigten Staaten — ausgeführt:

Makrelen	190,000	Barrels (Faß),[1]
Häringe	22,000	„
Alewives (Clupea serrata) .	7000	„
Lachse	6000	„

Von andern minder häufig vorkommenden Fischgattungen kamen in dem gleichen Jahre ferner zur Ausfuhr 60,000 Barrels, was eine Gesammtsumme von . . . 285,000 Barrels gibt.

Was den Stockfischfang betrifft, so wird er am Cap Breton, sowie an der Küste von Neufundland am schwunghaftesten betrieben. Der Ertrag desselben berechnet sich Jahr aus Jahr ein auf Hunderttausende von Barrels, und trotz der starken Concurrenz, welche Engländer, Franzosen, Holländer, und Bürger der Vereinigten Staaten ihm machen, geht doch auch hier die Industrie des Neu-Schottländers als Siegerin aus dem Kampfe hervor.

Aber der Neu-Schottländer ist auch ein geborner Seemann: schon als zarter Knabe wird er von den Wellen des atlantischen Oceans gewiegt. Die unzähligen kleineren Fahrzeuge, welche nach

---

[1] 1 Barrel soll enthalten 32 Gallonen engl. Weinmaß. Indessen ist der Inhalt eines Barrel für verschiedene Fischgattungen verschieden. Während 1 Barrel Häringe = 32 Gallonen engl. Weinmaß seyn soll, soll 1 Barrel Lachse = 42 Gallonen seyn. In den Vereinigten Staaten ist 1 Barrel Rind- oder Schweinsfleisch = 200 engl. Pfund, 1 Barrel Mehl = 196 bis 248 Pfund Nettogewicht.

den Vereinigten Staaten und den beiden Canadas fahren, sind sein eigentliches „Home“: dort verlebt er den weitaus größten Theil des Jahres und stählt seine Kraft im Kampfe mit den Gefahren und Beschwerden jeder Art, welche die Natur seiner Industrie entgegenstellt. Einigen Ersatz bietet ihm indessen die Leichtigkeit, womit er während des ganzen Jahres aus- und einlaufen kann, denn seine Küste bietet überall Häfen und Creeks dar, welche als ebenso viele sichere Zufluchtsorte angesehen werden können, und — wahrscheinlich eine Folge der Nähe des Golfstroms — in der Regel auch die ganze Winterzeit hindurch offen sind.

Setzen wir noch hinzu, daß die Provinz Neu-Schottland Ueberfluß an vortrefflichem Schiffbauholz hat und noch lange haben wird, daß die volle Hälfte der neuschottländischen Bevölkerung sich mit Schifffahrt, Handel, Holzfällen und dergleichen beschäftigt, so haben wir alle Elemente einer vielversprechenden, naturwüchsigen Industrie vor uns, — einer Industrie, welche den Neu-Schottländer in einer nahen Zukunft zum vornehmsten Fischlieferanten für Europa und Amerika machen muß. Wir sagen: machen muß, denn einerseits werden Frankreich und die Vereinigten Staaten in die Länge es wohl müde werden, ihren eigenen Schiffern eine Prämie dafür zu zahlen, daß sie etwas thun, was ohnedieß wenigstens gleich gut, und noch dazu billiger geschehen würde, und andererseits muß das rasche Anwachsen von Reichthum und Bevölkerung in Neu-Schottland auch der einheimischen Schifffahrt in verstärktem Maße zu gut kommen.

Von Natur ungemein anschlägig, mit einem praktischen Sinn ausgerüstet, der ihn auch unter den schwierigsten Umständen nicht verläßt, ist der Neu-Schottländer nie verlegen in Betreff dessen, was er zu thun hat. Immer folgt die That dem Gedanken auf dem Fuße, und wir wüßten in der That keinen grelleren Contrast als die Rath- und Thatlosigkeit des Irländers und vielleicht auch des Deutschen gegenüber von der Geistesgegenwart, der Kühnheit, der Entschlossenheit, der Energie des Neu-Schottländers. Es ist gar nichts seltenes, einen neuschottländischen Landwirth zur Winterzeit eine Anzahl von Bäumen fällen und diese dann mit seinen eigenen Pferden nach einem der vielen Creeks oder Häfen bringen zu sehen. Hier wandelt er sich zum Zimmermann um. Unter seinen und seiner Söhne Händen entsteht ein Schiff, das er mit Masten und Segeln versieht und mit Bau- und Brennholz beladen nach Boston führt, wo er seine Ladung oder auch Schiff mit Ladung verkauft. Zuweilen macht er auch die nöthige Schmiede-Arbeit mit eigenen Händen; zuweilen führt er sein roh gezimmertes Schiff, nachdem er in Boston neue Frachtgüter eingenommen, nach Südcarolina, nach Florida, nach New-Orleans, nach den Antillen, und kehrt dann in die Heimath zurück, um dieses Spiel wieder von vorn anzufangen. Ist seine Speculation schlecht ausgefallen, — muß er, um die eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, Haus und Hof verkaufen, so entmuthigt ihn das nicht. Er fängt dann eben wieder als Landwirth an, um später wieder Schiffer und Speculant werden zu können, und in der Regel findet sich seine lederzähe Beharrlichkeit am Ende belohnt.

Ein Schauspiel, das dem Europäer bei seiner Ankunft im Hafen von Halifax erspart ist, sind die bleichgelben Gesichter, welche ihn in dem ganzen weiten Gebiete der Vereinigten Staaten verfolgen, und worin sich so viele ängstliche Sorge ausspricht. In Neu-Schottland findet er durchweg frische, blühende Gesichter; wirkliche Schönheit — nach europäischen Begriffen — ist hier noch nicht zur Mythe geworden; hier begegnet man vollen Busen, vollen Wangen und überhaupt einer Fülle des Körpers, welche an europäische Verhältnisse erinnert. Die Bewohner Neu-Schottlands verdanken diesen Vorzug, um den sie von ihren republikanischen Nachbarn so sehr beneidet werden, der Nähe des Golfstroms, wodurch der in Folge der außerordentlichen Kälte und Wärme zu trocken gewordenen Luft immer wieder die nöthige Feuchtigkeit zugeführt wird. Diese Feuchtigkeit aber dehnt hinwiederum die kleinern Hautgefäße beständig aus und verleiht ihnen die erforderliche Weichheit.

Obgleich nominell von der brittischen Krone abhängig, erfreut sich doch Neu-Schottland sammt den übrigen brittisch-nordamerikanischen Provinzen — wenigstens in allen wesentlichen Punkten — factischer Unabhängigkeit. Von Bevormundung ist nichts zu sehen; sämmtliche Unterthanen Ihrer brittischen Majestät — die Farbigen mit inbegriffen — genießen gleiche politische Rechte; die Einwohner allein sind es, die direct oder indirect ihre Schicksale bestimmen. Im gesellschaftlichen Verkehr herrscht völlige Gleichheit und Ungezwungenheit; von einem Kastengeiste ist nichts zu bemerken. Aber es muß auch alsbald hinzugesetzt werden, daß die politische Verfassung des Landes, daß die vielen Wahlen, daß die Leichtigkeit, womit man sich einen eigenen Herd gründet, die Bevölkerung in stetem Flusse erhalten, und daß der amerikanische Continent überhaupt noch lange nicht, vielleicht nie sich mit starren Formen befreunden wird.

Wie dem aber auch sey, so viel ist gewiß, daß in den brittisch-nordamerikanischen Provinzen nur eine äußerst dünne Scheidewand den Arbeiter von dem Arbeitgeber, den Handwerker von dem Besten — und wäre dieser auch einer der höchstgestellten — trennt. Wohl am auffallendsten zeigt sich dieß bei öffentlichen Festen: da muß sich der Höchstgestellte in eben so unceremoniöser Weise herumstoßen lassen wie der Geringsten einer. Und was diese Freiheit und Gleichheit noch interessanter macht, ist, daß keine Rohheit sie trübt. Der Rowdyismus der Ver. Staaten findet hier keine oder doch nur höchst zahme Vertreter, und selbst der anderwärts stets so unfläthige Sohn der Smaragdinsel ist hier in ein höflicheres, manierlicheres, der Schnapsflasche minder ergebenes Wesen umgewandelt. Ueberhaupt ist es eine ziemlich allgemeine Wahrnehmung, daß in den brittisch-nordamerikanischen Provinzen weit mehr auf Zucht und Sitte gehalten wird, als in den Vereinigten Staaten, und es haben Tieferblickende behauptet, die republikanischen Formen begünstigen die Zuchtlosigkeit und die Corruption. Können wir auch der also formulirten Anklage nicht beistimmen, so müssen wir doch zugeben, daß reindemokratische Regierungsformen nicht eben das wirksamste Mittel sind, der Rohheit und Zuchtlosigkeit mehr oder minder verfallene Volksmassen zu gebildeten, ordnungsliebenden, wohlgesitteten Staatsbürgern zu machen. Im Gegentheil, solche Bevölkerungstheile scheuchen, sobald sie etwas massenhaft auftreten, den gebildeten, friedliebenden, rechtschaffenen Bürger von der Ausübung seiner politischen Rechte zurück, und so bleibt denn das Feld einer factischen Minderheit und der Intrigue. Hierin eben liegt unseres Erachtens die Klippe, vor der sich die Vereinigten Staaten hauptsächlich zu hüten haben, wenn die republikanischen Regierungsformen nicht zu einem bloßen Namen herabgedrückt, oder, was das ärgste

aller Uebel, in den Händen der Rohheit und der Corruption zu einem Werkzeuge unintelligenter Unterdrückung werden sollen. Die Gefahr ist nicht zu läugnen: wird sie sich noch mit Erfolg bekämpfen lassen? Das wird eine nicht allzu ferne Zukunft lehren.

Die brittisch-amerikanischen Provinzen haben zu ihrem Glücke homogene Volkselemente: der anschlägige sparsame Schotte, der unternehmende, ordnungsliebende Engländer, der arbeitsame Irländer bilden hier weitaus die Mehrheit. Und andrerseits findet die Demokratie eine heilsame Schranke an den Bollwerken, welche die Monarchie aufgerichtet hat, und deren Fortbestand in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse noch recht lange als wünschenswerth erscheint.

Der Farbige genießt in den brittisch-amerikanischen Provinzen dieselben politischen Rechte wie der Weiße, und zwar nicht bloß auf dem Papier, sondern in der That. Daher kann man denn auch Neger oder Mulatten neben ihren weißen Mitbürgern auf der Geschwornenbank sitzen sehen, um über Weiße das Richteramt zu üben. Ein Bürger der Vereinigten Staaten würde sich durch eine solche Berührung für befleckt halten, und noch ungewohnter und verhaßter muß ihm das Schauspiel eines über einen Weißen zu Gericht sitzenden Negers oder Negerabkömmlings seyn.

Man hat bis jetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika allzu häufig für dasjenige Land ausgegeben, wo das Menschencapital sich am raschesten vermehren soll. Es ist dieß ein Irrthum: denn wir finden in den Provinzen Neu-Schottland, Neu-Braunschweig so wie in den beiden Canadas nicht nur ein gleich starkes, sondern theilweise ein noch stärkeres Anwachsen. Im Jahre 1772 betrug z. B. die Gesammtbevölkerung von Neu-Schottland keine 8000 Seelen; langsam sehen wir sie in den folgenden 10 Jahren auf 12,000 Köpfe ansteigen, aber schon im Jahre 1784 beträgt sie 32,000 Köpfe, bis sie im Jahre 1826, d. h. nach Verfluß von weitern 42 Jahren, die Zahl 130,000 erreicht. In diesem Augenblicke ist sie auf mindestens 425,000 Köpfe anzuschlagen.

Von den 9,500,000 Akres Land, welche die Oberfläche Neu-Schottlands bilden, ist wohl kaum erst der vierzigste Theil entwaldet, etwas mehr als der neunzigste Theil aber ist als angebaut zu betrachten. Nimmt man nun im Durchschnitte 170 Acres als zur Ernährung von je Hundert Einwohnern erforderlich an, so muß Neu-Schottland bei weitem nicht die für seine Bevölkerung nöthigen Brodstoffe erzeugen. Der Ausfall wird zum größten Theil durch Einfuhr aus den Vereinigten Staaten gedeckt.

(Schluß folgt.)

Norwegische Streifzüge.

6. Hockanäs, Ornäs, Ingulsland.

Das Zimmer der Fischerwohnung roch nach Thran und zeigte sich keineswegs so reinlich wie die Tellemarker Bauerhäuser. Auf dem Herde, der bisher auch als Ruhestätte gedient hatte, loderte bald eine hohe Flamme und verbreitete Licht und behagliche Wärme. In dem einen der großen Betten lagen drei Mädchen, in dem anderen Braut, Bräutigam und Bruder der Braut, auf zusammengeschobenen Bänken, dem Tische und der Erde die übrige jetzt zu 14 Personen angewachsene Gesellschaft — ein allerdings sehr buntes Bild. Die leichte ungenirte Kleidung, das nahe Beisammenseyn und der freie Ton, den ich zwischen beiden Geschlechtern herrschend fand, machte mich anfangs etwas stutzig über die Art der Damen, bald aber erkannte ich, daß strengste Sittlichkeit bei aller Vertraulichkeit herrsche. Zwanglos geht alles hier zu, wer aber mehr als zuthuliche Gutmüthigkeit in dem freien Wesen sieht, täuscht sich, und — hon y soit qui mal y pense. Der gesunde Sinn und Menschenverstand, die behagliche Fülle des Witzes und die biedere Rechtlichkeit sämmtlicher neugefundenen Bekannten machten die Geselligkeit nicht nur für die wenigen Tage angenehm, sondern die Verbindung mit den sich täglich liebenswürdiger zeigenden Familien wurde durch die nähere Bekanntschaft eine immer innigere, und ließ mich das stürmende Unwetter segnen, das mir zum Piloten in diesen freundlichen Hafen wurde.

Nachdem wir uns sämmtlich ermuntert, mußten wir des Frühstücks wegen unsre Wirthe erwecken. Sie hatten sich, uns den Platz überlassend, genügsam in die etwas entfernte Vorrathshütte zurückgezogen, und da sie unser vereintes Rufen nicht zu erwecken vermochte, sich aber niemand von uns dem noch immer strömenden Regen aussetzen wollte, gaben drei der Norweger aus fünf Läufen mit fast militärischer Genauigkeit eine Salve, deren Echo von den nahen Felsen zauberhaft wiederhallte und in dem Unwetter einen fast dämonischen Eindruck machte. Ihren Zweck erfüllte sie übrigens, denn unsere Wirthe stellten sich sogleich ein und bald dampfte vor uns ein recht guter Kaffee ohne alle fremden Zuthaten. Schon mehreremals war es mir aufgefallen, wie selbst in den von großen Landstraßen entfernten Orten Norwegens die feineren überseeischen Producte, wie Thee und Kaffee, zu einem allgemeinen Bedürfnisse geworden sind. Die auch den entlegensten Wohnsitzen nahe Seeküste hat wohl das Ihrige dazu beigetragen; aber wie uns berichtet wurde, befördert die Regierung auch diese Vorliebe für die belebenden unersetzlichen Getränke, und begünstigt den Vertrieb des Materials, um in Zeiten des Hungers, wo Getreide und alle Surrogate desselben fehlen, einen Ersatz bieten zu können. Ebenso fanden wir auch fast alle hinreichende Geräthe, wie denn Tassen und Schalen den ersten Platz unter den Verzierungen des Zimmers einnehmen.

Endlich in der neunten Tagesstunde hatte der Regen auf-

seiner nächsten Nachbarschaft das tropfende Element durch die Macht des Sturzes zermalmt und in Staub verwandelt wird, der bald einer Rauchsäule gleich senkrecht aufsteigt, bald in Wölkchen sich kräuselnd vom Luftzuge getrieben hin- und herzieht, wehen seine Silberschleier ewig an derselben Stelle dem staunenden Blicke entgegen, in leichtem Schaumdufte von dem zackigen Felsen, dem er entquillt, herabhängend in das Thal, aus dem sein leuchtendes Silber durch die wallende Nebelhülle emporblickt.

Von Ornäs aus setzte die Gesellschaft den Weg zu Lande und zu Fuß fort, nur ich hatte mir meines Leidens halber einen kleinen isabellfarbenen Hengst auf einer Koppel einfangen lassen, und folgte, ohne Sattel und nur einen Halfterzaum in der Hand, den Launen desselben, die glücklicherweise nach dem auf unseren Wege gelegenen Hofe seines Besitzers standen, wo er dann durch Sattel und Kandare mehr in meinen Willen gegeben wurde. Der ziemlich bedeutend aufsteigende Weg passirt zwei Kirchen, die Erzeugnissen unserer Zeit gleichen wie ein Ei dem andern, und beide kleinlich und nichtssagend in der schönen Gegend dastehen. Immer wilder rauscht und läuft der Fluß über den rauhen, felsigen Boden und schäumend durch das tiefer werdende Thal; das Wiesenland ist dem Walde gewichen und Laub- und Nadelholz vermehrten die eingetretene Dämmerung, in der wir endlich Ingulsland erreichten.

Das Gasthaus, das wir zu unserem Nachtquartier erkoren hatten, liegt einem hohen Felsplateau des rechten Ufers gegenüber, an dessem steilem Fuße die Maanelv sich schäumend durch Gestein und Felsbrocken hinwindet. Hinter dem Hause entspringt eine ziemlich bedeutende klare, kalte und harte, wohl jedenfalls eisenhaltige Quelle, der die Bewohner jedoch, so weit sie überhaupt ihre vorurtheilsvolle Scheu vor dem Wassertrinken besiegen, das Wasser des Flusses zum Genusse vorziehen, und rieselt zwischen herrlichen Beerensträuchen und Birkengestrüpp ungenutzt in die Maanelv. In nicht ganz weiter Entfernung steigt aber auch diese linke Thalwand plötzlich jäh auf, einzelne unvergleichlich schöne Schluchten bildend. Die ferneren hohen Gebirgszüge hemmen den weiterschweifenden Blick durch riesige, unwirthbar erscheinende Felsmassen, und lassen Ingulsland abgeschlossen von der übrigen Welt erscheinen. Wir genossen die herrliche Aussicht, bis uns die mit fühlbarem Wechsel eintretende Kälte in das Zimmer trieb, wo uns die mitgebrachten Vorräthe und die allgemeine Aufgelegtheit wiederum in die tollste Heiterkeit versetzte, so daß uns erst spät die weit vorgerückte Nacht in die Betten und auf die Pelze und Felle in den Vorrathshäusern trieb. Als wir die Wanderung dorthin antraten, sahen wir auf dem gegenüber liegenden Felsplateau einen braunen ungeschlachten Bären, der schon seit einigen Tagen sich in dieser Gegend umhertrieb und zweimal vergeblich gesucht worden aber nun wahrscheinlich durch unsern Lärm angelockt war.

T e n e r i f f a.

Aus einer Uebungsfahrt der Gefion von Marine-Lieutenant W. . . . r.

(Schluß.)

Einige Ausflüge in das Innere der Insel nach der ungefähr anderthalb Meilen entfernten Stadt Laguna, sowie in die Berge am südöstlichen Strande verschafften uns manche interessante Scenen und gaben uns über viele Eigenthümlichkeiten der Insel und ihrer Bewohner Aufschluß. Laguna, die älteste spanische Stadt auf den Canarien, früher die Hauptstadt von Teneriffa und Sitz des General-Capitäns der canarischen Inseln zählt gegenwärtig noch 12,000 Einwohner und liegt wie schon bemerkt $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von St. Cruz entfernt weiter nördlich. Es ist 1700 Fuß über der Meeresfläche erhaben und erhält dadurch ein sehr gemäßigtes Klima, so daß es in der heißen Jahreszeit von den wohlhabenden Bewohnern von St. Cruz vielfach als Sommeraufenthalt gesucht wird. Ein breiter künstlich gepflasterter Weg verbindet beide Städte mit einander; er ist jedoch bisweilen so steil, daß man beim Hinauffahren zum Aussteigen genöthigt wird. Er führt oft nahe an schroffen Abhängen und tiefen Schluchten vorbei, in denen noch überall die Höhlen zu sehen sind, die den Urbewohnern der canarischen Inseln, den alten Guanchen, als Wohnungen dienten, jetzt aber nur von Hirten als Zufluchtsort gegen Wind und Wetter benutzt werden. Wir machten die Tour in einer Gesellschaft von etwa 12 Personen theils in einem Vierspänner, theils zu Pferde, und ich habe die Ausdauer bewundert, mit der unsere Thiere fast den ganzen Weg gegen die Höhe erstiegen, mehr aber noch die Lungen des uns zu Fuße begleitenden Pferdejungen, der ohne außer Athem zu kommen stets gleichen Schritt mit uns hielt. Nach $\frac{1}{2}$stündigem Fahren rasselte unsere Carrosse durch die Straßen von Laguna, in denen man nicht allein Gras wachsen sah, sondern auch hätte hören können, da hier das erste und heiligste Gesetz jedes geregelten Staates: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", besonders streng eingehalten zu werden scheint. Hier und dort hob sich freilich eine Luke in dem Fensterladen eines Hauses und ein Paar neugierige schwarze Augen, die oft einem hübschen Gesichtchen zugehörten, schauten nach der ungewohnten Störung; allein auch dieß ging so geräuschlos von statten, daß nur der aufmerksam umherschleichende Blick dieß schwache Lebenszeichen in der todten Physiognomie der Häuserfronten entdecken konnte.

Wir fuhren vor dem Gasthause vor, dem ersten der Stadt, in dem wir aus weiser Vorsicht schon Tags vorher ein Frühstück bestellt hatten, um nicht mit hungrigem Magen wieder abziehen zu müssen; stiegen jedoch nicht aus, als wir durch den als Parlamentär abgeschickten Kutscher erfuhren, daß erst in einer Stunde servirt werden könne, sondern machten noch eine kleine Excursion in die Umgegend der Stadt, welche die schönsten Aussichten und romantischsten Punkte darbietet. Laguna liegt auf einer Hochebene des fruchtbarsten Bodens, die außer an der Südseite ganz von einer Gebirgskette eingeschlossen wird; und wir fuhren bis zum Fuße dieser Berge auf gut gebahnten Wegen durch üppige Felder, die mit blühenden wilden Rosenhecken eingefaßt waren. Als der Weg steiler wurde, machten wir Halt, und ein köstlicher Anblick bot sich unsern Augen. Laguna lag mit seinen Gefilden und Gärten zu unsern Füßen, an drei Seiten umschlossen von grotesken Felsmassen und grünbewachsenen Bergen, während die vierte Seite eine weite Aussicht auf das Meer und die im fernen Horizont aus dem Ocean emportauchende Insel Groß-Canaria gestattete. Im Westen ragte mit schneebekränztem Haupte und in dem Lichte der Sonne silbern strahlend hoch über die Berge hinweg der ehrwürdige Pik, der Träger des Himmels, dessen Spitze dem Seefahrer viele Meilen weit als Merkzeichen dient. Ueber dem ganzen Gemälde lagerte eine tiefe sonntägliche Ruhe; die milde Wärme und das frisch aufsprossende Grün der Umgebungen verriethen nicht den Decembermonat, sondern den heimathlichen Frühling, sein Erwachen in den verjüngenden Armen des Mai, und mit

vollen Zügen athmeten wir das erfrischende Aroma und die reine Bergluft der Atmosphäre, deren tiefes Azurblau auch nicht durch das leiseste Wölkchen getrübt wurde.

Nach befriedigtem Schauen traten wir unsern Rückweg an, nicht jedoch, ohne uns vorher einen großen Strauß der duftigen Rosen zu pflücken, um eine Erinnerung mehr an die schöne Gegend zu besitzen. Ein ½stündiger Trab unseres muthigen Viergespanns, das aus zwei Maulthieren und zwei Pferden bestand, mit denen sich der Kutscher unter der verschiedenen Adresse Mulo und Caballo abwechselnd vom Bocke aus unterhielt, brachte uns bei einer halsbrecherischen halbverfaulten hölzernen Wasserleitung vorbei zur Stadt zurück und zu dem Gasthofe, dessen Küchenerzeugnisse unsere erschöpften Mägen erquicken sollten. Die Carrosse hielt vor der großen Thüre des Hôtels, dessen Aeußeres durchaus nichts anstößiges zu haben schien. Allein kein gewandter Kellner, kein goldbetreßter Portier, ja nicht einmal ein bescheidner Hausknecht in Hemdärmeln erschien am Kutschenschlage. Anstandshalber warteten wir einige Minuten, doch seitens des Hauses wurde dasselbe unheimliche Stillschweigen bewahrt, kein Thor öffnete sich um einen oder zwei dienstbare Geister auszuspeien, und wir sahen uns genöthigt, mit Hülfe unseres Pferdejungen selbst die Pferde abzuschirren, die Thür des Hauses zu öffnen und unsere Thiere auf den Hofplatz zu führen. Hier herrschte dieselbe feierliche Stille, kein menschliches Wesen war im Hause zu entdecken; nur ein Haufe schmutziger Bettler, der sich seit unserer Ankunft um uns versammelt und wie eine Lawine vergrößert hatte, streckte uns unter beständigen Rufen: Señor, un cuarto, una pequinina, Herr, einen Dreier, eine Kleinigkeit! einige Dutzend ebenso schmutziger und sehr häufig verkrüppelter Hände entgegen.

Endlich gelang es uns, einen Stall ausfindig zu machen, in dem wir unsere Thiere unterbrachten, und wir dehnten unsere Entdeckungsreise auf die nächst höhere Etage aus, geführt von einer hübschen schwarzen Katze, die vor uns die Treppe hinaufsprang und die Honneurs zu machen schien. Unsere Führerin lief durch eine offenstehende Thür in ein Zimmer, in das wir eintraten. Die ungeschmückten weißen Wände und das Mobiliar verriethen eine Ungemüthlichkeit, die eben nicht einladend war, und wir wanderten deßhalb weiter durch eine Menge hoher Zimmer, die alle Zwillingsbrüder des ersteren zu seyn schienen, bis uns ein Bratenduft die Nähe eine Küche verrieth. Bald hatten wir die erstere erreicht; einige weiße Schürzen, die wie Elfen von Blume zu Blume, vom Casserol zur Pfanne oder zum Kochtopfe schwebten, verschafften uns endlich die Ueberzeugung, daß das Haus wenigstens nicht unbewohnt sey, und eine früher vielleicht recht hübsch gewesene, jetzt jedoch schon ziemlich verwitterte Küchenmagd führte uns durch dieß Allerheiligste des Hauses in eine andere der zahllosen Wohnlichkeiten, die doch etwas gemüthlicher aussah. Besonders hatte der Fußboden sowohl in meiner Eigenschaft als Seemann, wie als Halberstädter etwas heimathliches für mich, da der Seegang in demselben mich sowohl an mein Element als an die meisten Gebäude meiner lieben Vaterstadt erinnerte. Ob diese Bauart ebenfalls maurischen Styls oder Folge des nachgiebigen Terrains sey, lasse ich dahin gestellt seyn; jedoch wird wohl im letzteren der wahre Grund liegen, da mir späterhin noch mehrere Häuser auffielen, deren Fronten sich in Wellenlinien schlängelten. Wir fanden den Tisch gedeckt, hatten aber vor dem Erscheinen des Frühstücks noch Zeit genug, uns ein wenig umzuschauen und ein viereckiges durch den Fußboden gehauenes Loch zu erblicken, das durch einen hölzernen Napf verdeckt wurde. Da wir uns den Zweck dieser Oeffnung nicht erklären konnten, erhielten wir auf deßfallsiges Fragen den Bescheid, daß sie für gewöhnlich als Communicationsmittel zwischen den Bewohnern der verschiedenen Etagen, gelegentlich aber auch zur bequemeren Fortschaffung des Schmutzes diene, den man durch dieselbe fege; der Napf war ein Spucknapf und vorsichtshalber über das Loch gestellt. Ebenso bewunderten wir die Zimmerdecke, die aus radial neben einandergelegten Bohlen bestand, deren untere Flächen vergoldet waren und merkwürdig mit der übrigen Aermlichkeit des Zimmers, zu dessen Ausschmückung wiederum eine Compagnie Holzstühle das Beste beitrugen, contrastirten. Schließlich vergnügte sich noch der jüngere Theil unserer Gesellschaft, kleine Münzen, Cigarren u. s. w. aus dem Fenster zu werfen und den deßwegen entsponnenen Kämpfen der unten versammelten Bettler zuzuschauen, bis die oben erwähnte ältliche Küchenmagd ihre Schöpfungen anfuhr, die uns sehr gut mundeten, trotzdem sie sämmtlich in Olivenöl gebraten waren, da man die hier sehr schlechte Butter nur zu Wagenschmiere benutzt.

Nach eingenommenem Mahle machten wir eine kleine Fußtour durch die Stadt und besahen uns die wenigen merkwürdig erscheinenden Häuser und Gebäude, wobei uns die Bewohner allerdings den Vorwurf einiger Unverschämtheit mit Recht hätten machen können. Allein dem fremden Seeofficiere wird vieles verziehen und darauf hin wagten wir schon etwas. Auf diese Weise gelangten wir auch in die Hauptkirche, sowie in das Rathhaus der Stadt; die erstere verrieth durch ihre Bauart sowie durch ihre innere Ausschmückung den früheren immensen Reichthum des Mutterlandes Spanien, der besonders in Kirchen und Klöstern zur Schau getragen wurde. Ein lebensgroßes Mutter-Gottesbild aus massivem Silber, das auf einem sechs Fuß hohen mit halbzölligen Silberplatten belegten Piedestal stand, wie auch der gleichfalls silberbelegte 15 Fuß hohe Altar von wenigstens einer halben Million Thaler an Werth bildeten einen merkwürdigen Gegensatz zu den zerlumpten Küstern und Chorknaben, die einen jeden von uns um Almosen ansprachen, dabei aber ungenirt in der Kirche ihre Cigarren rauchten, während ein paar alte schwarz verhüllte Señoras als einzige Andächtige vor dem Marienbilde knieten. Eine mit Pappeln bepflanzte Allee, die den Namen Jungfernstieg trägt, von dem Hamburger jedoch nur den Namen hat, führte uns nach dem Rathhause, dessen Vorsaal Wände mit recht guten und auch schön erhaltenen Frescomalereien bedeckt waren, deren interessanteste die Ankunft der Spanier auf den canarischen Inseln und die Erscheinung der Jungfrau Maria vor einigen Guanchen-Häuptlingen darstellten. Im Gerichtssaale hingen außerdem noch die lebensgroßen Porträts der spanischen Herrscher seit Karl IV; sonst war jedoch in dem ganzen Gebäude nichts zu sehen, das der Erwähnung werth gewesen wäre. Mehrere Herren, welche mit ungeheurem Selbstbewußtseyn in ihre Mäntel gewickelt im Saale majestätisch auf- und abschritten, und die wir zuerst für Justiz- und andere Räthe hielten, setzten uns nicht wenig in Erstaunen, als auch sie die Hände nach einem Almosen ausstreckten, und brachten uns auf die später auch als richtig befundene Vermuthung, daß die Bettelei hier mehr Mode als Nothsache sey.

So kehrten wir endlich befreit von der Last aller Kupferstücke nach dem schweigsamen Hôtel zurück, schirrten unsere Pferde an und hatten bald das altmodische verfallene Laguna wieder im Rücken. Dabei war jedoch unsere Gesellschaft um ein bedeutendes vermehrt worden. Ein Theil unserer Officiere und Cadetten, die zu Pferde eine Partie nach dem Pic und dem zu seinen Füßen liegenden Städtchen Orotava gemacht hatten, war zurückgekehrt und hatte uns eingeholt. Alle waren entzückt von den Naturschönheiten, die sie gesehen, und besonders von den paradiesischen Gärten

Orotara's, von deren Anmuth schon Humboldt im Kosmos Erwähnung thut, und die Fahrt nach St. Cruz, die wegen des Thalganges ohnehin schon bedeutend abgekürzt wurde, verging schnell unter Erzählungen, dann und wann gewürzt durch kleine Intermezzos, wenn das störrische Pferd eines unkundigen Reiters plötzlich ungenirt in einer Pfütze badete oder zwischen einen Trupp entgegenkommender Lastesel hineinsetzte und diese in Verwirrung brachte; oder wenn ein majestätisch einherschreitendes Kamel die kleinen Ponnies zu Seitensprüngen veranlaßte. Sowie nämlich auf Madeira besonders Ochsen und Schleifen die Transportmittel abgaben, werden auf den canarischen Inseln hauptsächlich Esel und Kamele dazu verwandt, welche letztere auf Fuerta Ventura wild leben und dort zum Versand eingefangen werden. Eine Eigenthümlichkeit dieser Thiere kann ich hier nicht unerwähnt lassen; es ist dieß das Laviren derselben, wenn sie Berge besteigen. Sämmtliche uns begegnenden Kamele gingen nämlich nicht gerade den Weg hinan, sondern kreuzten beständig von einer Seite zur andern und erinnerten mich lebhaft an den alten Commodore in einem marryatischen Romane, der zu spät zu seiner Hochzeit kam, weil er unterwegs conträren Wind getroffen und gemeint hatte, nicht anders als lavirend den Weg zu Pferde zurücklegen zu können. Gegen Abend langten wir wieder in St. Cruz an und beschlossen den Tag mit einem Besuche des Theaters, wo ein Drama: die Bettlerin betitelt — wie ich hörte eine Uebersetzung aus dem deutschen — so narkotisch auf unsere Nerven wirkte, daß wir verschiedenemale Gott Morpheus in die Arme sanken und selbst die strahlenden Augen der schönen Spanierinnen uns nicht wach erhalten konnten.

Einige Tage darauf machten wir die andere oben erwähnte Partie in die Berge an der südöstlichen Küste von Teneriffa, die jedoch weniger Amüsement als naturhistorische Sammlungen zum Zwecke hatte, und deren Theilnahme daher meistens aus den sogenannten Badegästen oder nicht-seemännischen Mitgliedern des Officiercorps bestanden. Wir mußten etwa 1½ Meilen weit längs der steilen Küste fahren, ehe es uns gelang einen Landungsplatz zu entdecken. Endlich erschien ein solcher in Gestalt eines Fischerdorfes, wo das Ufer sandig war und leise auslief, so daß die anrollende Brandung nicht so heftig war. Wir versuchten daher nach Madeira-Art zu landen, d. h. das Boot mit einer Welle auf den Strand rollen zu lassen und es dann völlig hinaufzuziehen. Hierbei hatten wir aber die Schwere des Bootes nicht in Betracht gezogen, und obwohl sich unsere 12 Ruderer davor spannten, ging die Arbeit so langsam von statten, daß die nächstfolgende Welle über das Boot hinlief und dem allein darin gebliebenen Prediger nicht allein beide Rocktaschen füllte und darin aus verschiedenen eingewickelten Butterbroden eine unfreiwillige Suppe bereitete, sondern auch sämmtliche sonst noch mitgenommenen Mundvorräthe gehörig einweichte. Wir faßten die Sache jedoch von der spaßhaften Seite auf, weil wir eben nichts besseres thun konnten, lachten herzlich über das kleine Mißgeschick und begannen an den steilen Bergen emporzuklettern zur großen Verwunderung der Dorfbewohner, die uns staunend nachsahen.

Wir hatten schon von ferne viel Grünes auf den röthlichen Felswänden entdeckt und fanden bei näherer Besichtigung dasselbe als eine, sich oft bis zur Höhe von acht Fuß erhebende säulenförmige Cactusart, mit der sämmtliche Berge, so weit das Auge reichte, bedeckt waren. Bis etwas über die halbe Höhe waren die Felsen 2—3 Zoll hoch mit einem röthlichen Thone überzogen, dann aber wurden sie schroffer und kahler, und nur mit großer Mühe und Vorsicht konnten wir weiter klettern. Auf der Höhe von 1000—1500 Fuß begegneten uns als heimathliche Erinnerung das Maßliebchen, die Kamille und andere deutsche Feldpflanzen, die hier ihr Klima gefunden zu haben scheinen. Einige 100 Fuß höher stießen wir auf wahre Wälder baumartiger Ericeen, die oft über 10 Fuß hoch wurden. Danach wurde die Reise noch gefahrvoller und einige unserer Cameraden standen davon ab, so daß wir zuletzt nur zu dreien die höchste Spitze erreichten, und von dort aus in den Schluchten und Abhängen umherkletterten. Hier oben fanden wir Farrnkräuter, lilienartige Zwiebelgewächse und eine markige verkrüppelte Baumart, die beim Einschneiden einen dicklich zähen weißen Saft in großer Menge von sich gab, der an der Sonne getrocknet Gummi lieferte. Auch eine kleine Species des Drachenblutbaums entdeckten wir, die sorgsam ausgehoben und ebenfalls mit an Bord genommen wurde. Bei dieser Gelegenheit gelangten wir an einer sehr schroffen Felswand in eine Spalte, die uns eine ausgebrannte Krateröffnung schien, da sie nach oben durch die Spitze des Bergkegels mündete und unabsehbar in die Tiefe hinabging; das Gestein, Basalt, war total schwarz gebrannt und sehr bröcklich, so daß man aus den Wänden ohne große Mühe ganze Stücke ablösen konnte. Außerdem waren in die Wände Löcher von so merkwürdiger Form hineingesprengt, daß nur vulcanische Thätigkeit Ursache davon gewesen seyn konnte.

Nachdem wir die uns begleitenden Matrosen mit Steinen, Pflanzen u. s. w. bepackt hatten, traten wir ziemlich ermüdet unsern Rückweg an, der uns gerade auf das Dorf führte, eine Reihe elender Fischerhütten, von unbehauenen auf einander gelegten Steinen erbaut und bewohnt von Fischern und Hirten, die Geld kaum kannten und für eine Cigarre alles mögliche für uns thaten. In vielen Hütten sah ich die Frauen mit Anfertigung großer Töpfe beschäftigt, deren Material der oben erwähnte röthliche Thon bildet, der durch Regen von den Bergen heruntergewaschen und durch steinerne Dämme am Fuße der letzteren aufgefangen wird. Die daraus bereiteten Gefäße sind sehr porös, so daß sogar öfter das darin aufbewahrte Wasser durchsickert; jedoch halten sie das letztere angenehm kühl und eignen sich deßhalb besonders zu Trinkwasserbehältern in warmen Klimaten. Nachdem wir noch für einige Cigarren eine Menge Apfelsinen eingetauscht und durch eine Geldmünze einige 30 Männer zum Abschieben unseres Bootes gewonnen hatten, traten wir unsere Thalfahrt durch die Brandung an, wobei jedoch mehrere Wellen über uns hinliefen und uns ein müheloses Bad verschafften. Dieß war uns angenehm, und unter der donnernden Musik der sich am Strande brechenden Brandung, zu der unsere Ruderer mit ihren Riemen den Tact schlugen, fuhren wir längs der Küste an Bord zurück und ergötzten uns unterwegs an den mannichfaltigen merkwürdigen Formen der von den Wogen umschäumten Klippen, die bald eine Grotte, bald ein Bassin, ja einmal einen natürlichen Springbrunnen bildeten, indem die heranrollenden Wellen das Wasser durch eine Spalte in einem armdicken Strahle über 20 Fuß hoch in die Luft trieben.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse auf der Insel scheinen sehr angenehmer Art zu seyn; wenigstens haben sie uns sehr angesprochen, und haben wir uns in St. Cruz so wohl befunden, daß wir nur mit großem Bedauern von seinen Bewohnern schieden. Ganz besonders verdient aber die außerordentliche Gefälligkeit und Freundschaft, welche uns allen von dem niederländischen General-Consul Herrn Beruff erwiesen wurde, hervorgehoben zu werden. Eine so unermüdliche und aufopfernde Thätigkeit, wenn es galt, uns eine Annehmlichkeit oder ein Vergnügen zu verschaffen oder einem unserer Wünsche zu genügen, ist mir wirklich noch nicht vorgekommen. Bei Ausflügen diente er als Führer, alle Einkäufe besorgte

er, und wir erhielten die Sachen für die Hälfte von dem, was man uns Fremden absorderte. Seine Loge im Theater stand stets zu unserer Verfügung, sein Haus mit unbegränzter Gastfreundschaft uns stets offen, und von Morgens früh bis Abends spät stand er uns mit Rath und That zur Seite. Zwar ist er von Geburt ein Deutscher, allein selten wohl findet man einen Mann in fremden Welttheilen, der sich so wie er für seine Landsleute interessirt; und er hat sich in unsern Herzen ein unauslöschliches Freundesandenken erworben. Auch die übrigen Bewohner von St. Cruz kamen uns sehr freundlich entgegen; das Officiercorps des hier garnisonirenden Jägerbataillons gab uns ein solennes Frühstück, bei welcher Gelegenheit die 40 Mann starke Regimentsmusik ein Concert gab und uns einen besseren Begriff von den musikalischen Talenten Teneriffa's beibrachte, als dieß früher im Theater der Fall gewesen war.

Wir boten natürlich alles auf was in unseren Kräften stand, uns zu revangiren, und den Besuchern unserer Fregatte den Aufenthalt an Bord so angenehm wie möglich zu machen, und hatten die Genugthuung nachgerade die ganze haute volée von St. Cruz und selbst den Gouverneur der canarischen Inseln bei uns zu sehen. Auch viele specielle Einladungen erhielten wir; unter andern von einer Señora Rodriguez zu einer Soirée, wo wir uns prächtig amüsirten; wenn gleich dabei manches uns auffiel und uns ein Lächeln abnöthigte. Die Tochter vom Hause gab eine ziemlich gut auswendig gelernte Piece auf dem Fortepiano zum Besten und spielte auch später einige Tänze ziemlich schlecht, allein für die weitere musikalische Unterhaltung zu sorgen lag uns ob, und einige unserer Officiere mußten sich aufopfern, durch ihre Leistungen die übrige Gesellschaft zu amüsiren. Dieß gelang übrigens recht gut, und das um 12 Uhr bestellte Boot erschien für uns viel zu früh, da die anfangs spärliche Gesellschaft gegen 10 Uhr bedeutend anwuchs, indem, wie wir später erfuhren, erst dieß die Gesellschaftsstunde in St. Cruz ist. Unter den später kommenden Damen befanden sich einige außerordentlich hübsche, und da sowohl die liebenswürdige Wirthin als auch viele der Damen französisch sprachen, so war auch die Conversation ziemlich lebhaft, und manchem unserer jungen Herren mögen wohl ein Paar schwarze Augen tief ins Herz geschaut haben. Den Damen schien übrigens dieser Abend sehr gefallen zu haben; denn schon am zweiten Tage darauf erging von Señora Rodriguez eine zweite ausgedehntere Einladung an uns, der ich jedoch nicht Folge leisten konnte, weil ich mit einigen Officieren anderweitig versagt war. Viele meiner Cameraden machten jedoch von der Freundlichkeit der Dame Gebrauch, nahmen aber dießmal unsere Musik mit und verbrachten einen höchst angenehmen Abend. Ich hatte deßwegen keinen geringeren Genuß; im Gegentheil hatte ich Gelegenheit musikalische Leistungen seltener Art zu hören, wie ich sie in Teneriffa nicht erwartet hätte. Ein gewisser Hr. White, Oberst der Artillerie, der sehr geläufig deutsch sprach, gab uns eine musikalische Soirée, bei der wir die höchste Gesellschaft von St. Cruz kennen zu lernen die Ehre hatten; dieselbe bestand aus einigen 30 Personen und unter ihnen waren untadelhaft schöne Frauen und Mädchen. Die eine der letzteren, Tochter des Stadt-Commandanten Gonzales, verband mit ihren schönen Zügen eine wundervolle Stimme und erfreute uns durch den Vortrag mehrerer größeren Piecen aufs höchste. Das Accompagnement auf dem Fortepiano gab die Dame vom Hause, Frau Oberst White, mit gleicher Kunstfertigkeit, und überzeugte uns auch noch später, daß sie eine wirkliche Virtuosin auf dem Instrumente sey. Auch noch andere Künstler und Künstlerinnen ließen sich hören, die mit Recht auf diesen Namen Anspruch machen konnten, und ein Tänzchen schloß diesen wirklich genußreichen Abend, der uns lange eine angenehme Erinnerung bleiben wird.

Andern Mittags hatten wir das Vergnügen die ganze Gesellschaft bei uns an Bord zu sehen, und obwohl einige Damen durch die für uns freilich kaum bemerkbare Bewegung des Schiffes seekrank wurden, erweckte die Musik bald die Lebensgeister wieder, ein improvisirter Ball verscheuchte vollends das Unwohlseyn, und erst am Abend trennte sich die Gesellschaft, scheinbar sehr zufrieden gestellt. Einer Einladung zum Ball für diesen Abend bei einer englischen Familie konnten wir leider nicht Folge leisten, da wir mit dem gegen Mitternacht eintretenden Landwinde unter Segel gingen und von dem hübschen St. Cruz, in dem uns der Aufenthalt so sehr angenehm gemacht war, Abschied nehmen mußten. Zwar zwang uns eintretende Windstille wieder zu ankern, allein das Landgehen war vorbei, und mit der andern Morgens auffrischenden Brise sagten wir unter dem Donner unserer Kanonen der lieblichen Insel Lebewohl, deren höchste Spitze, der Pic, Nachmittags sich in einen Wolkenschleier hüllte und unsern Blicken entschwand.

Nachrichten von Andersson.

Von Hrn. Andersson, dessen wir früher schon erwähnten, sind der Litterary Gazette zufolge interessante Berichte eingelaufen; derselbe hatte in den Jahren 1851—1852 Mr. Galton auf seinen Forschungen in Süd-Afrika begleitet und war seitdem dort in der Absicht zurückgeblieben, seine Entdeckungsreisen von der Wallfischbay (20° Breite südwestlicher Küste) aus tiefer ins Innere fortzusetzen. Nach einem Briefe an Galton, datirt „Capstadt 18 Mai" und von diesem Herrn der Royal Geographical Society mitgetheilt, dem folgende Auszüge entnommen sind, hat der unternehmende junge Reisende große Beschwerden allerlei Art erduldet. Er hat von der Westküste aus glücklich den See Ngami erreicht, welchen er nach der Berechnung des von Tunobis aus zurückgelegten Weges, nach seiner gesammten Ausdehnung genommen, unter den 23. Meridian setzt. Von hier aus ging er am Teogefluß, der in diesen See einmündet, 13 Tage lang aufwärts, während welcher er eine Strecke von 150 Meilen zurücklegte; der Weg, den er machte, war aber eine sehr starke Schlangenlinie. In gerader Linie nach Norden, vom See aus, hätte der Weg nur 60 Meilen betragen. Er sagt: „der Fluß ist sehr schmal, und hat vielleicht nirgend über 40 Yards in der Breite, ist aber im allgemeinen sehr tief. Er fließt mit abwechselnder Schnelligkeit von 2 bis 3 Meilen in der Stunde. Da die Dämme meist nieder sind, ja an einigen Stellen ganz fehlen, so ist das Land oft meilenweit überschwemmt und gleicht einem endlosen See, der mit Schilf und Binsen gefüllt ist, und aus welchem Inseln mit reicher und üppiger Vegetation hervorragen." Seine Angaben setzen das Vorhandenseyn des Biribiflusses außer Zweifel, welcher 2 bis 3 Tagreisen westlich vom See Ngami entspringt, nach Nordwest fließt und höchst wahrscheinlich ein Zufluß jenes großen Stromes ist, welcher von Osten nach Westen fließt, und nach den Entdeckungen Mr. Galtons die nördliche Gränze des Ovampo-Landes bildet. Man kann also von der Umgebung des Ngami-Sees aus auf dem Flusse nach dem atlantischen Ocean reisen, und Dr. Luihingtons spätere Forschungen deuten auf das Gleiche in Bezug auf das indische Meer hin. Es scheint daher sehr wahrscheinlich, daß mit einer kleinen Unterbrechung von 50 bis 60 Meilen hier sich eine Wasserverbindung der großen Flüsse gerade quer durch Afrika, nahe am 17. Parallelkreise südlicher Breite, findet.

Auf der Route von der Wallfischbay bis zum See Ngami gibt es keine Tsetsefliegen; das Land ist vollkommen gesund. Damara und Namaqua haben einen Ueberfluß an Kupfererz, und Kaufleute vom Cap etabliren sich bereits an der Wallfischbay. Mr. Andersson hat mit großer Sorgfalt manche Höhen- und Breiten-Beobachtungen aufgezeichnet; und täglich wird General Chatcart mit der Mappe Hrn. Anderssons in der Royal Geographical Society zu London erwartet. Er ist auch ein sehr eifriger Jäger und schließt seinen Brief, wie folgt: „Am See machte ich einige schöne Jagden: ich erlegte mit eigner Hand 39 Rhinocerose und 8 Elephanten — und alles zu Fuß. Ein weißes Rhinoceros, das ich schwer verwundet hatte, erwischte mich und zerstieß und verletzte mich so furchtbar, daß ich von meinen Begleitern für verloren gegeben wurde; 14 Tage lang war ich nicht im Stande irgend ein Glied ohne Beihülfe zu rühren; glaube aber mich jetzt beinahe ganz von dem Unglücksfall erholt zu haben. Ebenso war ich unter dem Rüssel eines Elephanten, kam aber, so sonderbar es klingt, mit heiler Haut davon; auch hatte ich einen kleinen Handel mit einem verwundeten Flußpferd, das eines meiner Canots umstürzte. Die Begleiter wurden alle gerettet, aber mein Gepäck fand zum größten Theil im Wasser sein Grab.“ Später schreibt er: „Jetzt bin ich wieder frisch und gesund, und gedenke eine neue Reise anzutreten, sobald ich von Haus gute Nachrichten erhalten und — die Reisemittel aufbringe.“

Serbische Legende über Konstantinopel.

(Aus dem Athenäum Français.)

Die serbische Nation hat eine Tradition, nach welcher Konstantinopel, Czarigrad, nicht von den Menschen gegründet worden. „Ein Czar ging einmal auf die Jagd und traf im Wege einen Todtenschädel. Das Pferd hatte denselben im Vorüberreiten gestoßen, und er rief: „Warum trittst Du mich; wenn schon todt, bin ich doch im Stande dir zu schaden!“ Der Czar stieg ab, nahm den Schädel zu sich, warf ihn ins Feuer, sammelte hierauf die Asche davon, wickelte sie in ein Papier und barg sie in seinem Kasten. Einige Zeit darnach, während der Czar gerade abwesend war, hatte dessen Tochter, ein bereits heirathsfähiges Mädchen, etwas nöthig, was sich in dem Kasten befand. Sie öffnete ihn, durchsuchte seinen Inhalt, und fand dabei das Papier, das ihre Neugierde erweckte; sie entfaltete dasselbe, und da sie nicht ahnen konnte was dieser Staub bedeute, so nahm sie davon auf den Finger und kostete es. Hierauf legte sie das Papier wieder in den Kasten und verschloß ihn. Aber von dem Momente an fühlte sie sich schwanger. Man erkundigte sich woher dieser Zustand wohl käme, und auf die Erzählung des Mädchens zweifelte man keinen Augenblick mehr, daß der Schädel die Schuld davon trüge. Nach neun Monaten genas das Mädchen eines Knäbleins, mit dem der Czar gern in seinen Freistunden spielte. Eines Tages, als er eben das Kind auf den Armen hatte, ergriff es ihn plötzlich am Bart, was bekanntlich im Orient als ein Zeichen der größten Vertraulichkeit gilt. Erstaunt über diese Kühnheit ließ der Czar sogleich zwei Schüsseln herbeibringen, die eine mit Kohlen, die andere mit Dukaten gefüllt. „Ist er einfältig — sagte er zu sich — so wird er sich gegen die Kohlen wenden, wo nicht, sich für die Dukaten entscheiden.“ Kaum waren die Schüsseln da, so langte das Kind nach den Dukaten, wollte die Kohlen nicht einmal beachten. Nach der Legende begriff der Czar da, was der Leser wohl nicht begreifen wird, daß die Prophezeihung des Todtenschädels in Erfüllung gegangen sey. Der Knabe wuchs zum Jüngling heran, der Czar, der wohl etwas Zauberer seyn mußte, schickte ihn in die Welt hinaus mit dem ausdrücklichen Rathe, sich nur da niederzulassen, wo er auf einmal zwei böse Zeichen träfe. Tage und Nächte vergingen und unser Abenteurer durchlief die Welt, bis er eines Morgens an die Stelle kam, auf der jetzt Czarigrad steht. Dort bemerkte er nicht weit einen Dornbusch, um welchen sich eine Natter in ganz eigenthümlicher Weise geringelt hatte. So oft sie durch ihre Windungen die Zweige in einander schlingen wollte, stach sie ein Dorn und sie biß in denselben. „Hier sind,“ rief der Wanderer, „zwei böse Zeichen vereint vor mir!“ Er beschloß die Gegend ein wenig zu durchforschen, und bei seiner Rückkehr stand er plötzlich in einiger Entfernung vom Busche still und sagte: „das ist bestimmt der Ort, an dem ich mich aufhalten soll.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhob sich vor seinen Augen eine Mauer auf der ganzen Länge des Weges, den er eben durchlaufen hatte. Das ist, wie man sagt, der Grund, warum selbst bis auf unsre Tage Konstantinopels Mauern nie über die Stelle hinausgerückt werden konnten, auf welcher sich der Prinz aufgehalten hatte.“ Der Jüngling, fügt die Geschichte hinzu, wurde Czar und entriß dem Großvater die Macht.

Nachgrabungen in Khorsabad. Hr. Victor Place richtete im August aus Mossul an Hrn. Saulcy einen Brief, der im Athenäum Français abgedruckt ist, und dem wir folgende Stelle entnehmen: „Ich will Ihnen davon berichten, daß ich in den Pfeilerzwischenräumen der äußern Mauern des Harems ein Dutzend Gefäße von gebrannter Erde von 9 bis 10 Spannen fand, deren jedes 70 bis 80 Reihen Inschriften enthielt. Außerdem fand ich im Winkel eines Saales des mit Sculpturen gezierten Palastes etwas sehr seltsames. In einer ziemlich großen viereckigen Vase von Gyps, deren Deckel mehrere Zeilen Schrift trägt, traf ich fünf verschiedene Substanzen, die auf beiden Seiten mit Inschriften bedeckt waren. Die eine, eine Art Scheibe von Elfenbein, so groß wie eine Hand, ist mit ausgezeichnet fein ausgeführten Buchstaben bemalt; die zweite ist eine Platte von Blei; die dritte eine Kupferplatte mit 60 Linien Schrift; die vierte von Silber trägt 50 Linien, aus welchen Loftus, der darin nicht viel stärker ist als ich, eine Liste von Göttern in babylonischer Sprache zu lesen glaubt; die fünfte von Gold mit 40 Linien hat ungefähr den Werth von 600 Francs. Auf diesen Stücken, die bis jetzt einzig in ihrer Art sind, gibt es etwas zu lesen, und ich bin sehr begierig zu erfahren was die Assyrier wichtiges hiemit sagen wollten, da sie es auf so kostbare Metalle einzeichneten. Wären Sie Conservator des antiken Museums, so würde ich Ihnen noch von mehrern Reihen Basreliefs berichten, die in den fünf oder sechs neuerdings ausgegrabenen Gemächern gefunden wurden und mit welchen ich unsere Sammlung, damit sie nicht zu sehr gegen die englische zurückstehe, vergrößern möchte. Uebrigens gibt es noch manches zu hacken, um sie völlig auszuschaufeln und aus den Gräben herauszubringen.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. 24 November 1854.

Die Bewegung im angloindischen Reiche und das neue India-Gesetz.

(Mitgetheilt von Professor N.)

Alle Bestrebungen von innen, alle Eroberungen von außen waren unvermögend, das festgewurzelte Gebäude des Brahmanismus zu erschüttern. Das indische Volk ist dasselbe geblieben durch die zahlreichen Jahrhunderte seiner Geschichte. Erst die wenigen Jahrzehnte englischer Herrschaft, vorzüglich die mit Lord Bentincks Verwaltung begonnene Reformzeit legte den Grund zur religiösen, staatlichen und bürgerlichen Umgestaltung. Anzeichen großartiger Wandlungen treten bereits in Menge hervor beim herannahenden Ablauf des Freibriefes der ostindischen Hansa vor einigen Jahren. Eine große Bewegung entsteht allenthalben in Hindostan und Dekhan. Vereine bilden sich zu Kalkutta, Madras und Bombay.[1]

Hier werden Regierung und Verwaltung des angloindischen Reiches, das Treiben und die Lage der Behörden in England und Indien bis in die kleinsten Einzelnheiten besprochen; hier sind die zahlreichen Bittschriften ans Parlament zur Abhülfe vieler Beschwernisse berathen und aufgesetzt worden. Man hat sich nicht unvorbereitet zusammengefunden. Schon seit mehreren Jahren wurden die Landesangelegenheiten in verschiedenen Sprachen und Mundarten, mittelst einer Menge Zeitungen und Zeitschriften — unbedingte Preßfreiheit herrscht im Reiche — nach mancherlei Seite besprochen und die Mißbräuche aufgedeckt. Einladungen ergehen zu Beiträgen, und schnell sind zur Förderung der indischen Angelegenheiten in England große Summen gezeichnet, und wir stehen an der Pforte einer tief greifenden europäisch-asiatischen Bewegung.

Das neue India-Gesetz (30 April 1854) ist ins Leben getreten, aber die Bewegung dauert fort, sie wird wachsen je mehr westliche Sitten sich verbreiten und die Insassen Hindostans vorschreiten an Einsicht und angelsächsischer Bildung. Schon im Mai 1854 ist zu Madras ein den Kastenunterschied beseitigender Reformverein zusammengetreten, der sich die Aufgabe stellt richtigere Ansichten über Indien und seine Regierung in England zu verbreiten.[1] Die Klagen mehren sich und der Zwiespalt zwischen den fremden Herren und ihren östlichen Unterthanen ist im Wachsen begriffen. Dieß gereicht aber England keineswegs zum Nachtheile. Die Klagen selbst, so begründet auch die meisten sind — sie stammen zum Theil aus den Zeiten vorbrittischer Herrschaft — geben Zeugniß von Großbritanniens gesunden Regierungsgrundsätzen. Wo sich die Leute am meisten beschweren dürfen, sind sie am freiesten.[1] Während der Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs vor 20 Jahren (1832 und 1833) ward dem Parlament nicht eine einzige Bitt- und Klageschrift der Hindu und Moslem überreicht. Die Debatten selbst haben nur geringe Aufmerksamkeit im angloindischen Reiche hervorgerufen. Dießmal aber sind zahlreiche Eingaben eingelaufen. Man findet hier die Wünsche und Bedürfnisse der verschiedenen Völkerschaften und Classen Hindostans von Individuen wie von Gesellschaften unverschleiert und unverkürzt dargelegt.

Diese Bittschreiben enthalten den wichtigsten und lehrreichsten, durch die letzte Untersuchung der indischen Verhältnisse zu Tage geförderten Stoff: bei weitem wichtiger als die nicht selten vom Interesse eingegebene Zeugschaft der Compagniebeamten. Das wiederholt gestellte Gesuch, noch mehrere Einheimische aus Indien kommen zu lassen oder eine Untersuchungscommission dahin zu senden, ward wiederholt zurückgewiesen. Die vielen blauen Bücher sind aber keineswegs ein genügender Ersatz. Sie sind mangelhaft in mancherlei Beziehung. Die Herren streichen was ihnen nicht behagt, was wie man sich ausdrückt dem Staatswohl zuwiderläuft, und sagen: „das Document ist bloß im Auszug mitgetheilt." Ueber manche Vorkehrungen und Ereignisse werden alle Quellen zurückgehalten, selbst nach vieler Jahre Verlauf der Zugang nicht gestattet. Herrn Manschman, dem Sohn des berühmten Gelehrten und Baptistsendboten, verweigert man immer noch die Urkunden zur Geschichte der Seramper Mission. Sogar der eigene Untersuchungsausschuß für die indischen Angelegenheiten (1833) erklärt sich gegen

[1] Die weiter unten erwähnten Petitionen gegen Proselytenmacherei weissagen dieser Reform des Kastenwesens geringen Erfolg. A. d. R.

[1] Die Liberalität der indischen Verwaltung hinsichtlich der Presse ist doch keine so unbedingte. Nach einer neueren Verordnung befördert die Post die englischen Zeitungen im Gewicht von 6 Thola's um den Preis von 2 Anna's, während sie von indischen Blättern um den gleichen Preis nur das halbe Gewicht zuläßt, und diese Maßregel ist in England selbst geradezu als gegen die freie Discussion der indischen Journale aufgefaßt worden, die nicht so harmlos seyen, wie die englischen. A. d. R.

Veröffentlichung der auf den afghanischen Krieg bezüglichen Denkschriften.

Bei der nachfolgenden Darlegung des Inhalts der verschiedenen Bittgesuche waren Wiederholungen kaum zu vermeiden. Sie sollten auch nicht ganz vermieden werden. Jene immer wiederkehrenden Klagen geben Zeugniß von den allgemeinen und in allen Classen gefühlten Mängeln, von den im ganzen Lande lebenden Hoffnungen und Wünschen. Die Hindu der Provinzen Bengalen, Bihar und Orissa z. B., sowie anderer Länder und Kreise erheben dieselben Klagen über die neue in Indien verkündete Erbordnung, welche keine Schmälerung des Besitzthums der Proselyten gestattet. „Dem Gesetze werde der religiöse Boden, worin seit Bestand des Hindustaates alle Verhältnisse wurzeln, entzogen. Unerträgliche Begünstigung des Abfalls vom heimischen Glauben sey dadurch gegeben. Ueberdieß sey das neue Erbgesetz ein Treubruch der (1781 und 1793) feierlich gegebenen Versicherungen. Solche Begünstigung des Proselytenthums wäre gar nicht nothwendig. Die vom Glauben ihrer Väter und ihres Vaterlandes zum Christenthum Abfallenden treten ohnehin in höchst günstige Lagen. Ihnen werden Stellen und Beförderungen geboten, worauf die dem tausendjährigen Glauben Treugebliebenen verzichten müssen."

Die Moslem Bombays erkennen vollkommen die Wohlthat der englischen Regierung an. „Ihre Stadt, ehemals unbedeutend und gering bevölkert, sey jetzt der vorzüglichste Hafen und Handelsplatz des westlichen Indiens, von einer halben Million Menschen bevölkert, wovon ein Fünftel zum Islam sich bekennt. Aber auch ihnen wäre das väterliche Erbrecht geschmälert. Die Bestimmungen des Korans, welcher nicht bloß religiöse Vorschriften sondern die bürgerlichen Gesetze enthält, werden mißachtet, und die Gläubigen nach fremden Ordnungen gerichtet. Die Moslem ehren ihr Gesetz als den Ausspruch des Propheten, es ist ein heiliges unwandelbares Gesetz, kein Gerichtshof kann, darf es beugen. Wer da richtet im Gegensatz zur Offenbarung, der ist ein Ungläubiger."

Der Scheich und Grundbesitzer Ahmed Cubbay hält die Bittschrift seiner Glaubensgenossen für unzureichend und fügt ein Schreiben hinzu, welches in schroff hingestellten Sätzen, mit kurzen und gedrängten Worten, alle Beschwerden der ganzen Bevölkerung zusammenfaßt in Hindostan und Dekhan. „Nicht genug ists, so spricht Ahmed Cubbay, zu fordern daß den Uebergriffen der Regierung in religiösen Angelegenheiten gesteuert werde. Hindu und Moslem sollten künftig keine Steuer bezahlen zum Unterhalt der Diener einer fremden, der Christusreligion. Die indische Regierung möge Capläne fürs Militär halten; wozu aber die Masse hochbesoldeter Geistlichen, Bischöfe und Erzbischöfe? Wollen englische Beamten und andere Residenten Geistliche, so mögen sie dieselben auch bezahlen, gleichwie die andern Glaubensgenossen, Insassen des angloindischen Reiches."

„Viele Besoldungen müssen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch bedeutend gemindert werden. Nur in solcher Weise wäre Erleichterung des kaum erträglichen Abgabendruckes zu erzielen. Zehntausend Rupien den Monat für den Statthalter Bombay's, fünftausend für den Militärcommandanten reichen hin; hiebei möchten alle andern Unkosten, wie Reisediäten, inbegriffen seyn. Die Räthe der Präsidentschaften sind überflüssig, ihre Aufhebung soll alsbald erfolgen. Alles Geld zur Heranbildung indischer Beamten sollte in Indien selbst, welches die bedeutenden Summen zahlt, ausgegeben werden."

„Die Militär- und Civilstellen sollen den Einheimischen aller Religionen und Kasten offen stehen, der Unterschied zwischen pragmatischem und unpragmatischem Dienst unterbleibe. Fähige mögen ihre Aemter für bestimmte Summen erkaufen, welche zum Vortheil des Landes verwendet werden. Ein bestimmter Theil des Einkommens, wenigstens fünf von Hundert, sey auf Straßen, auf Wasserbehälter und andere Landesverbesserungen zu verwenden. In kurzer Zeit bringen die Auslagen hundertfachen Gewinn. Die vor wenigen Jahren nach dem Hafen Komptah erbaute Straße steigerte die Zollerträgnisse von fünf auf zwanzigtausend Pfund. Die bloß 72 Meilen lange Straße von Bombay nach Punah trägt an Zöllen die jährliche Summe von viertausend Pfund.

„Das Gerichtswesen bedarf einer gründlichen Verbesserung; die Entscheidung über Appellationen läßt jetzt fünf und mehr Jahr auf sich warten. Die schamlose Salzsteuer muß abgeschafft werden,[1] sowie alle andern Abgaben auf nothwendige und tägliche Bedürfnisse. Ist ein Verringern der Besoldungen nothwendig, so möge dieß hohe Beamte treffen, nicht wie bis jetzt geschehen, die niedern, welche häufig 20 bis 25 vom Hundert Abzug erleiden. Früher zahlte man als Gerichtskosten höchstens fünf Procent der strittigen Summen. Seit Einführung des Stempelpapiers (Junius 1816) belaufen sie sich ohne Advocatengebühren nicht selten auf mehr als ein Viertel. Eine solche Regierung handelt gegen ihre Pflicht. Sie sollte, anstatt sie durch solche grausame Abgaben zu Grunde zu richten, ihre Unterthanen, wie ein Gärtner die Blumen und Pflanzen, pflegen und erhalten. Neue Abgaben sollten künftig nicht ohne Zustimmung der Steuerpflichtigen erhoben, und auch dann zum noch die Erlaubniß des Parlaments eingeholt werden. Die Schenkungen und Lehen früherer Regierungen dürfen nicht, wie jetzt so häufig geschieht, eingezogen werden. Vergabungen der Art sind, gemäß dem Herkommen, erst beim Abgang der directen männlichen Nachkommenschaft erloschen.

Die Handelskammer zu Bombay klagt vorzüglich über Mangel an Straßen und aller Verkehrsmittel im Binnenlande. „Die Interessen des Handels und der Menschlichkeit leiden dadurch im gleichen Grade. Bei einem Flächenraum von 70,000 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von sieben Millionen Seelen, Sindh nicht mitgerechnet, besitzt die Präsidentschaft bloß eine Straßenstrecke von 400 Meilen für Wagen geeignet und vierundzwanzig Meilen Eisenbahn. In Candeisch starben vor einigen Jahren Tausende des furchtbaren Hungertodes, weil der Ueberfluß von Punah, das so weit von Candeisch wie London von Yorkshire, nicht herbeigeschafft werden konnte. Diese Thatsache steht keineswegs allein: auch zu Schelapor gen Süden, zu Gwalior im Norden starb die Bevölkerung vor einigen Jahren am Hungertode, ob der Unmöglichkeit der Lebensmittelzufuhr aus der Umgegend. Hiezu die massenhafte Verwüstung des Thierlebens. Die Ochsen fallen wegen zu großer Anstrengung zu Hunderten. Von den aus Candeisch und dem übrigen Dekhan nach Bombay getriebenen Schafen stirbt ein gutes Drittheil.

[1] Für die Salzgruben in den Pergunnadistricten ist das Salzmonopol jetzt abgeschafft worden, und damit ein erster Schritt zur Abstellung dieser Klage gethan. A. d. R.

„So lange vom fruchtbarsten Lande des westlichen Indiens bloß ein Achtel angebaut wird und in guten Jahren auch die Erzeugnisse dieses geringen Anbaues verfaulen, weil Straßen und Wege fehlen, so lange ist an wirksame Hülfe des gedrückten Bauernstandes nicht zu denken. Nur aus Mangel an Verkehrsmitteln leidet der Ackersmann unter dem Druck einer verhältnißmäßig so geringen Grundsteuer, wie zwei Schilling vom Morgen.

„Dieß auch der vorzüglichste Grund, warum wir unsern Baumwollenbedarf nicht aus Indien ziehen können. Die Production in Mittelindien kostet nicht so viel wie in Amerika, aber ihre Verführung bis zum nächsten Seehafen kommt wenigstens eben so hoch wie der Ankauf. Würde das Gebrechen beseitigt, so müßte die Wohlhabenheit sich mehren, und die Ausfuhr englischer Fabrikate nach Indien in großem Maaßstabe zunehmen. Jetzt beträgt sie jährlich bloß einen Schilling vom Kopf, während sie in Südamerika, einem Land das füglich mit Indien verglichen werden darf, auf das Zehnfache kommt. In Australien verbraucht die Person für acht Pfund Sterling unserer Waaren, was freilich zum Theil in den besondern Verhältnissen dieses Landes seine Erklärung findet. Die Wichtigkeit der Canäle, der Straßen, Wasserbehälter und anderer öffentlicher Werke ist von den ehemaligen Landesherren, Moslem wie Hindu, wohl erkannt worden. Die Ruinen öffentlicher Bauten geben hievon Zeugniß; sie waren größer als alle bis jetzt von den Engländern unternommenen Werke."

Die umfassendste Beurtheilung der angleindischen Regierung und der einheimischen Volkszustände enthält die Eingabe aus Madras. „Erscheinen auch", erklären die Bittsteller in der Einleitung, „mehrere Angaben und Beschwerden nicht hinlänglich durch Zeugnisse erwiesen, so tragen nicht wir die Schuld des Mangels, sondern die in Geheimniß sich hüllende Verwaltung. Unsere wiederholten Gesuche um Abschriften der Verordnungen wurden nicht einmal einer Antwort gewürdigt." Hauptbeschwernisse aller Insassen des angloindischen Reiches sind maaßlose Steuern und die Plackerei ihrer Erhebungsweise; Unzulänglichkeit, Verzögerung und die großen Unkosten der Compagnie-Gerichtshöfe, Mangel an Straßen, Brücken und Bewässerungsmittel, endlich die geringe Fürsorge für Erziehung und Bildung. Der Madrasverein wünscht überdieß die Minderung der Ausgabe und eine Regierungsform, mehr geeignet für das Wohl der Einwohner, für das Aufblühen des Reiches." Es erscheint ungeeignet die Denkschrift ihrem ganzen Inhalte nach mitzutheilen; im Wesentlichen ist sie von den bereits erwähnten Eingaben nicht verschieden. Einige Stellen mögen zur Bezeichnung des bittern gereizten Tones hinreichen:

„Die Hindu", schreibt unter andern der Madrasverein, „sind ein ackerbautreibendes Volk; Ackerbau ist's vorzüglich, woven die Abgaben fließen. Die Hinduregierungen belegten jedes Dorf, jede Ortschaft mit einer im Verhältniß zum Boden bestimmten Steuersumme. Sie schwankte von einem Sechstel im Frieden bis zu einem Viertel in Kriegszeiten. Ausschüsse der Dorfschaften vertheilten die Steuer unter die Einzelnen. Die Engländer erheben jetzt, gleich wie früher die Moslem gethan, die Hälfte des rohen Bodenerträgnisses. Die Engländer sind aber hiezu, abgesehen daß Land und Leute bei dieser maaßlosen Forderung zu Grunde gehen, sowohl durch ihren Glauben wie durch die Umstände, unter welchen sie Hindostan gewannen, weniger berechtigt. Mit Hülfe der Eingebornen haben sie das Reich begründet und sieben Achtel der Truppen, welche die Herrschaft behaupten, sind Eingeborne. Dann erlauben sich die Beamten unter der von Lord Cornwallis wie von Sir Thomas Munro eingeführten Erhebungsweise, dem sogenannten Semindar und Reietwar-System, zahllose Bedrückungen. Abhülfe ist bei der bestehenden Gerichtsverfassung unmöglich. Man greife wieder zur alten Form, belege Gemeinden und Dorfschaften im Ganzen. Hiemit werde die Erneuerung der angestammten Dorf- und Gaugerichte verbunden.

„Nicht weniger drückend und in schreiend ungerechter Weise vertheilt ist die sogenannte Matupha oder Gewerbssteuer. Andere neuerdachte Künste, um die Staatskassen zu füllen, müssen ebenfalls abgeschafft werden, sie wirken zu nachtheilig auf die ganze Bevölkerung. So die Branntweinaccise. Die Pächter der Regierungsschenken sehen natürlich nur auf ihren Vortheil. Die Branntweinpest verbreitet sich mittelst solcher über das ganze Land zerstreuten Wirthschaften nach allen Richtungen. Trunkenheit, unerhört während der Herrschaft der Hindu und Moslem, wird unter dem europäischen, unter dem christlichen Regimente ein täglich mehr um sich greifendes Laster. Alle Vorkehrungen, welche zur wirklichen oder eingebildeten Erhebung, zur wirklichen oder vorgeblichen Bildung des Volkes getroffen wurden und getroffen werden können, sind hiedurch im voraus aufgehoben.

„Die Reietwar oder bäuerliche Erhebung der Grundsteuer ist bloß deßhalb beliebt worden, um den Einfluß der großen Grundbesitzer und jeder Aristokratie zu brechen. Man will jeden Bauern unmittelbar unter die Regierung, unter ihren Einfluß bringen. Auch befördert man hiemit die Theilung des Landes und Vermögens, und somit die Schwächung der Gemeinden und Markgenossenschaften, der Stämme und Völkerschaften.

„Staatsschulen, unabhängig von Missionsbestrebungen, sollen aller Orten errichtet, und da die englische Sprache noch wenig im Binnenlande verbreitet ist, wissenschaftliche Werke in die Volksdialekte übersetzt und verbreitet werden. Die ungehörige Förderung des Missionswesens durch den frühern Staathalter Marquis von Tweeddale hat bei uns in Madras vorzüglich die starke Opposition hervorgerufen. An Mitteln für solche Regierungsschulen kann es nicht fehlen, finde man sie doch zu andern nutzlosen Einrichtungen; so die ganze neugeschaffene Hierarchie der anglikanischen und schottischen Kirche, welche dem Lande so viele Tausende kostet. Die Bewohner Hindostans brauchen und wollen sie nicht. Warum sollten sie auch die Diener eines fremden Glaubens zahlen? Wer sie braucht, mag auch ihre Besoldung tragen. Tweeddale's Nachfolger, Sir Henry Pottinger, treibe es nicht besser. Staatsanstalten werden nicht geschaffen, den Missionären hingegen zu ihren Schulen sogenannte Hülfsgelder bewilligt. Pottinger verdammt überdieß die Eingebornen als unfähige, schlechte Menschen, ohne sie zu kennen, indem er sie zu keiner Zeit seines Umgangs würdigte. So er und seine ganze Umgebung. Wenn wir Klagen erheben, wird uns, wie namentlich der Hindugemeinde 1846 geschehen, die Antwort: wir möchten hievon ablassen, wir kennten ja die Thatsachen nicht, welche in den amtlichen Documenten enthalten sind. Bitten wir um Mittheilung der Documente, so werden wir keiner Antwort gewürdigt.

„Möge man doch bei allen Maaßnahmen, welche jetzt besprochen, welche jetzt ausgeführt werden, die großen Veränderungen im Auge behalten, welche während der letzten Jahre in Indien vorgegangen sind. Man sollte uns jetzt keine jungen Leute mehr als Beamte schicken, die kaum der Schule entlassen, ohne Welt und Geschäftskenntniß sogar der Neigung ermangeln, sich weiter auszubilden. Sind doch Beispiele genug vorhanden, daß junge Leute, die noch vor drei Jahren zu Hailesbury saßen, Richter-, Magistrats- und Einnehmerstellen erhielten, mit einer Art unbeschränkter Oberherrlichkeit über hundert bis hundertfünfzigtausend Seelen. Wozu wäre auch solchen Jungen eine weitere Ausbildung nothwendig. Sie haben ihre gute lebenslängliche Versorgung, mögen sie ihr Amt so oder anders verwalten. Wir in Indien erfreuen uns tüchtiger Männer genug. Und in der That führen sie auch jetzt schon des Landes Geschäfte, wenn auch unter dem Namen eingeborner Gehülfen. Die jungen Leute beziehen bloß ihre großen Besoldungen, ihre großen Pensionen. Ja selbst die einheimischen Richter überragen die uns übers Meer herübergeschickten Engländer, wie Sir Erskine Perry, Oberrichter zu Bombay, laut verkündete und verkündet.

„Wir hoffen das Parlament werde diese dargelegten Mißstände beachten und bei der bevorstehenden Aenderung der indischen Regierung beseitigen. Es sind nur wenige Uebel, die wir aus der großen Masse hervorheben. Die Zeit mangelt, es fehlen die bei den Behörden liegenden Beweisstücke, um alle unsere Beschwernisse darzustellen. Eine gemischte Untersuchungscommission, aus Engländern und Eingebornen, aus Beamten und Bürgern, theils in Indien selbst, theils in Großbritannien gewählt, möge alsbald zur Untersuchung der Lage und Zustände des angleindischen Reiches nach allen Richtungen, nach allen Beziehungen, zusammentreten. Nur mittelst einer solchen Behörde kann die Wahrheit zu Tage kommen. Bis die Untersuchung vollendet, möge der Freibrief der Compagnie immer nur auf Jahresfrist erneuert werden. Dann sollte, damit die Regierung Indiens immerdar nach den wechselnden Landesbedürfnissen umgestaltet werden könnte, alle drei oder wenigstens alle fünf Jahre eine öffentliche Untersuchung und Besprechung unserer Angelegenheiten im Parlamente stattfinden. Dadurch wird die Bevölkerung dieses großen und fernen Reiches Gelegenheit erhalten ihre Klagen und Wünsche darzulegen. Solch eine Vorkehrung wird auch die Behörden und Beamten unseres Landes zur eifrigen Pflichterfüllung antreiben. Wissen sie doch, daß sie unter einer beständigen und wirksamen Oberaufsicht der Gewalten ihrer Heimath stehen."

Dieser Denkschrift vom 10 Dec. 1852 folgte eine andere desselben Eingebornen-Vereins der Stadt und Präsidentschaft Madras (21 Mai 1853) zur Bestätigung und Erweiterung ihrer Klagen und Wünsche. „Der sicherste Beweis vom schlechten Erfolg der Reiotwar oder bäuerlichen Erhebungsweise der Grundsteuer, heißt es darin unter anderm, sey folgende Thatsache. Die Grundsteuer zu Madras betrug im Jahre 1807 57 Lak Rupien (gegen acht Millionen Gulden unseres leichten Geldes). Im Sterbejahre des Sir Thomas Munro (1827) ist sie auf 42½ herabgesunken. Das Parlament müsse nothwendig diese Erhebungsweise, wobei der Landmann in Armuth und Elend versinkt, aufheben. Man möge nur an Ort und Stelle eine sorgfältige, unparteiische Untersuchung anstellen lassen.

„Es leuchtet ein daß es ungerecht ist, die Aussagen der Compagniebeamten zur Richtschnur zu nehmen. Wie oft haben diese Beamten nicht aus Neigung zu gewissen Einrichtungen, dann um ihren Vorgesetzten zu gefallen, oder aus Unkunde die für Indien wichtigsten Angelegenheiten im unrechten Lichte dargestellt! Man sollte deßhalb eine königliche Commission einsetzen, wobei die Eingebornen ihre Klagen und Beschwerden vorbringen könnten. Nur in solcher Weise werde die Wahrheit offenbar.

„Die Räthe bei den verschiedenen Präsidentschaften mögen beibehalten und den Eingebornen, wie im benachbarten Ceylon geschieht, der Zutritt gestattet seyn. Nun hören wir überdieß, daß dem Cap der guten Hoffnung und Neuseeland Constitutionen verliehen worden sind, wodurch die Einheimischen sich derselben Wahl- und Municipal-Freiheiten erfreuen, wie die europäischen Colonisten. Euer ehrenwerthes Haus möge doch die Barbaren des Caps und die Cannibalen Neuseelands nicht für geeigneter, nicht für würdiger eines Antheils in Besorgung ihrer Angelegenheiten erachten, als die Bewohner eines Landes, welche vor vielen tausend Jahren in der ganzen Welt berühmt waren wegen ihrer Civilisation, wegen ihrer Literatur und ihres Handels, welche ihre eigenen Fürsten, Regierungen und Gesetzbücher hatten, lange bevor England sich eines Namens erfreut in der Geschichte. Wir sprechen es offen aus, es müßte uns zur großen Beschwerde und zum gewaltigen Aergerniß gereichen, würden wir ferner regiert, wie bis jetzt geschehen. Wir haben selbst geeignete Leute genug, und doch sollen wir unter fremden Beamten stehen. Wir, die mit den Europäern in den Künsten, in Wissenschaften und Literatur wetteifern, und zwar wie allgemein zugestanden nicht ohne großen Erfolg, wir Hindu werden weniger geachtet als Hottentoten und Neuseeländer."

Diese und andere Denkschriften haben bei der Compagnie und der Oberaufsichtsbehörde, beim Parlamente und seinen Ausschüssen ein peinliches Gefühl erregt. Sie konnten auf diese schlagende, auf Thatsachen gegründete Darstellung nichts erwiedern. Man forschte nun nach den Urhebern, ob sie in der That das Erzeugniß der Eingebornen oder der Europäer wären. Mag auch die Form einem Engländer angehören, Thatsachen und Gefühle sind sicherlich die der Eingebornen. Der Vorstand des Madras-Vereins erfreut sich einer englischen Erziehung, er besitzt auch eine zahlreiche Bibliothek, schreibt und spricht die Sprache der Angelsachen gleich wie ein englischer Gentleman. Und der Mann kennt Indien, seine Beschwernisse und Klagen. „Man glaubt in England, sagt Hr. Lewin, welcher wegen Neigung für die Eingebornen und wegen Widerstandes gegen die Maaßregeln des Marquis Tweeddale seines Richteramtes und der Rathsherrnstelle enthoben wurde, man glaubt in England, Indien werde vortrefflich regiert, da man dort weniger Schwierigkeiten begegnet wie in den andern Besitzungen Großbritanniens. Dieß kommt aber daher, weil in Hindostan noch keine erleuchtete öffentliche Meinung existirt und unter den bestehenden Umständen sich auch nicht leicht heranbilden kann. Ich bekleidete während eines Zeitraums von 25 Jahren die verschiedensten Stellen und kenne jenes Land. Bei den Gerichtshöfen gibt es keine Berichterstatter und die Advokaten ermangeln des Muthes, die Blößen der Richter offen darzulegen. Würde eine ehrliche Untersuchung

von einer in Indien selbst tagenden Commission eingeleitet, Volk und Regierung Großbritanniens würden in Erstaunen gerathen über den massenhaften Unfug im asiatischen Reich."

Zur Bestätigung seiner Anklage erzählt Hr. Lewin vor dem Parlamentsausschuß eine Menge gräßlicher Vorfälle und Mißbräuche, Grausamkeiten, Bedrückungen und lügenhaftes Wesen — Dinge, welche von keiner Seite widersprochen werden konnten. Die Papiere in Betreff seiner Entsetzung sind dem ersten Bericht der Gemeinen (1853) beigegeben. Nur des einzigen Vergehens, daß er den bestehenden Vorschriften zuwider als Beamter die eigene Regierung in öffentlichen Blättern befehdete, konnte man ihn bezüchtigen. Die Madrasregierung unter Tweeddale wie unter Pottinger wollte die Wahrheit nicht hören, namentlich nicht von ihren eigenen Dienern. Ein auffälliges Beispiel ist die Behandlung der aus drei tüchtigen Männern bestehenden Commission für die öffentlichen Arbeiten, Bourdillon, Einnehmer der nördlichen Gemarkung Arkote, Major Cotton, bürgerlicher Ingenieur, und Major Balfour vom Kriegsministerium. Ihr Bericht vom 23 Dec. 1852, eine der ausführlichsten und werthvollsten Arbeiten über die innern Zustände der Präsidentschaft, dem wir bloß einige allgemeine Ergebnisse entnehmen können, ward von Pottinger der Art übel empfunden, daß der ganzen Commission der Zutritt zum Regierungshaus verboten wurde. Ihre Arbeit kann mit Recht als Anhang zur Beschwerdeschrift des Madrasvereins betrachtet werden. Sie enthält die Bestätigung vieler ihrer Klagen.

„Mit Ausnahme der Gemarkung Kanara und Malabar", schreibt die Commission, „hängt Anbau und Fruchtbarkeit der Länder Madras an der künstlichen Bewässerung. Die frühern Machthaber, Hindu und Moslem, erkannten ihre Wichtigkeit. Oeffentliche Arbeiten der Art gehörten zum Finanzministerium, insbesondere zur Maramut- oder Ausbesserungsbehörde. Sie war theils ganz vernachlässigt, theils gar schlecht bestellt während der ersten Zeiten unseres Regiments. Wenige Jahre vergingen, und die Regierung erkannte das Gebrechen. Oberaufseher der Teichverbesserungen wurden ernannt, ihnen nach und nach mehrere Ingenieure beigegeben und die Aufsicht über bestimmte Districte oder Rechenämter, deren 20 sind in der Präsidentschaft, unter sie vertheilt. Die Ingenieure gehörten und gehören zum Finanzministerium. Auch der Straßenbau ward ihnen übergeben, der jedoch, weil man seine Wichtigkeit mißkannte, vernachlässigt blieb. Für Wasserbehälter und Vorrichtungen zur Landesberieselung hatten die frühern Regierungen hinlänglich gesorgt; es wäre bloß nothwendig gewesen die vorhandenen Arbeiten im wirksamen Zustand zu erhalten. Straßen hingegen und schiffbare Canäle waren in der Präsidentschaft Madras kaum vorhanden. Man sah nur Bergpassagen für Artillerie und Cavallerie, und zwar schlecht unterhalten; es wurden selbst keine Flußbauten vorgenommen, um den von der Natur gegebenen Verkehrsmitteln nachzuhelfen. Hiezu füge man die Menge Binnenabgaben. Es schien als wenn man absichtlich den Verkehr erschweren oder ganz unmöglich hätte machen wollen.

„Unsere Regierung hat bis jetzt zur Abhülfe dieser mannichfachen Mißstände wenig gethan. Es ist dieß um so auffälliger, weil, wo immer man der Bewässerung und dem Straßenbau Aufmerksamkeit widmet, Einnahme und Verkehr sich im gewaltigen Maaßstabe vermehren. Bei vielen Werken ist das Erträgniß vom Anlagcapital 71 Proc. Der Bezirk Tanjor bringt eine Einnahme dreimal so viel als Chieglipat, und fünfmal so viel als Caddapah. Die Bevölkerung Tanjors ist zwei einhalbmal dichter als in Chieglepat und viermal so dicht als in Caddapah. Und doch zahlt die Bevölkerung Tanjors die größere Steuer leichter, es bleibt ihr mehr übrig als jener in den geringer bewohnten Gauen. Warum? In Tanjor wurden auf Bewässerung größere Sorgfalt, größere Capitalien verwendet. Wegen Bewässerungsmangels entstehen in den Ländern der Präsidentschaft, wie auch sonst zu Dekhan und Hindostan Hungersnöthen, und in deren Gefolge allerlei Krankheiten. So 1832 zu Guntur, wo an 200,000 mehr als gewöhnlich starben. Dieß brachte der Verwaltung solch einen Verlust an directen und indirecten Steuern, daß selbst bis jetzt der frühere Stand nicht erreicht werden konnte."

Die Commission zeigt in vielen andern Fällen das nachlässige, einsichtslose Verfahren der Regierung. Sie spare nicht bloß an diesen ertragsreichen Arbeiten, sondern lasse selbst die hiezu und für die öffentliche Erziehung angewiesenen Gelder unbenützt daliegen — Anklagen, welche von verschiedenen Seiten, namentlich durch die Schriften des Advocaten John Bruce Norton, bestätigt werden.

(Schluß folgt.)

Der Adel in der Wüste.

(Nach General E. Daumas. Revue des deux Mondes vom 1 August.)

(Schluß.)

Neben diesen Sitten voll wilder Thatkraft, wie General Daumas sie schildert (vergl. die letzte Nummer), stellt er weiterhin einige Familiengemälde, und beginnt mit der Ehrfurcht womit bei den Arabern die väterliche Gewalt umgeben ist. „So lange das Kind sehr jung ist, gehört das Zelt ihm, sein Vater ist gewissermaßen der erste seiner Sklaven, seine Spiele sind die Wonne der Familie, seine Launen sind das Leben und die Freude des häuslichen Herdes; aber sobald es mannbar geworden ist, da unterweist man es in der Ehrerbietung, es darf in Gegenwart seines Vaters nicht mehr sprechen und nicht mehr den Gesellschaften anwohnen, in welchen er ist. Diese absolute Ehrfurcht, wozu es dem Oberhaupt seiner Familie gegenüber verpflichtet ist, schuldet es auf gleiche Weise seinem ältesten Bruder. Gleichwohl erreichen die arabischen Sitten trotz ihrer aristokratischen Strenge niemals die düstere Härte, welche die patricischen Sitten in Rom hatten. So würde ein Vater seinen Sohn nur dann zum Tode verurtheilen, wenn er sein Bett entehrt hätte, in jedem andern Fall würde er sich darauf beschränken ihn von seiner Nähe auszuschließen.

„Wir haben flüchtig und in großen Zügen den Charakter des arabischen Adels skizzirt; versuchen wir jetzt das eigentliche Leben

eines Edelmanns in einigen seiner feierlichsten Augenblicke darzustellen. Am Tag, wo in einem großen Zelt ein Kind zur Welt kommt, herrscht unermeßlicher Jubel. Alles kommt zum Vater des Neugebornen und spricht zu ihm: „möge dein Sohn glücklich seyn." Während die Männer sich um den Vater drängen, empfängt auch die Mutter Besuche. Die Frauen des Stammes begeben sich zu ihr. Männer und Weiber haben die Hände voll von Geschenken. Die Gaben sind den Glücksumständen angemessen. Von den Kamelen, Schafen und köstlichen Gewanden an bis herab zu Korn und Datteln strömen alle Schätze der Wüste in Fülle in das Zelt, das Gott so eben gesegnet hat. Der Empfänger all dieser Beweise von Zuneigung und Ehrerbietung ist verpflichtet großartige Gastfreundschaft zu üben. Manchmal bewirthet und fetirt er alle seine Gäste 20 Tage lang. Die Feste haben in der Wüste jenen Charakter der Größe, der allem inwohnt was auf diesem feierlichen Schauplatz des ursprünglichen Lebens vor sich geht.

„Sobald das Kind sich zu entwickeln anfängt, erhält es Unterricht im Lesen und Schreiben, was eine Neuerung bei den Dschuads ist. Früher beschäftigte sich der Marabut allein mit der Pflege der Wissenschaft. Der Mann des Degens verachtete gleich unsern mittelalterlichen Baronen alles Wissen, es schien ihm als ob die Cultur seines Geistes der Thatkraft seines Herzens Eintrag thäte; aber seitdem die Araber selbst bei dem geringsten unserer Soldaten Kenntnisse gesehen haben, die seine Bravour unangetastet lassen, sind sie zu einer andern Ansicht gekommen, und dann haben diejenigen welche sich entschlossen haben uns zu dienen, klar und deutlich eingesehen, daß der Unterricht sehr zu unseren Gunsten wirkt. Viele von ihnen haben sich zuletzt mit melancholischer Ergebung die Worte gesagt, die ich mir eines Tags aufgezeichnet: „früher konnten wir in Unwissenheit leben, denn Ruhe und Glück wohnten unter uns; aber in diesen unruhevollen Zeiten, die wir durchzumachen haben, muß die Wissenschaft uns zu Hülfe kommen." So vollbringt unser Einfluß langsam, selbst inmitten der Wüste, jenes Civilisationswerk, von welchem man unter uns zuweilen allzu kleinmüthig spricht, wie man es zuweilen auch allzu leicht nimmt.

Ueber der wissenschaftlichen Bildung werden in der arabischen Erziehung die Reitübungen und die Handhabung der Waffen keineswegs vernachläßigt. Sobald ein Junge sich auf einem Renner halten kann, läßt man ihn zuerst auf Füllen, dann auf ausgewachsenen Pferden reiten. Wenn er sich zu entwickeln anfängt, führt man ihn auf die Jagd, läßt ihn auf die Scheibe schießen, lehrt ihn seine Lanze dem Eber in die Seite bohren. Wenn er 16 oder 18 Jahre alt wird, wenn er den Koran kennt und zum Fasten fähig ist, verheirathet man ihn. Der Prophet hat gesagt: „Heirathet jung, die Ehe zähmt den Blick des Mannes und regelt das Benehmen des Weibes."

Bis zu diesem Zeitpunkt hat die väterliche Zärtlichkeit, mit einer Aufmerksamkeit die sich keinen Augenblick verläugnet, über die Reinheit seiner Sitten gewacht. Man hat ihn niemals allein gelassen, ein Lehrer oder Diener haben stets seine Schritte begleitet. Man hat Männer von liederlichem Lebenswandel und sittenlose Weiber von ihm fern gehalten. Er muß derjenigen, die man ihm zur Gefährtin gibt, einen kräftigen Körper zubringen und eine Seele die von keinem Schmutz besudelt ist. Man wählt ihm ein junges Mädchen von gleichmäßiger Geburt, von unbeflecktem Ruf und wo möglich von großer Schönheit. Die Frauen seiner Familie sind es, die sich über diesen Punkt versichern. Man gestattet ihnen eine Untersuchung in den Zelten, wo die heirathsfähigen Mädchen wohnen. Man verlobt beide und dann findet die Hochzeit statt.

Der erste Tag dieser Feste, die gleich den Geburtsfeierlichkeiten von langer Dauer sind, ist der Tag der Einholung (Aberefonde). Vier- bis fünfhundert prächtig gekleidete Reiter, auf ihren schönsten Pferden und mit ihren köstlichsten Waffen ausgerüstet, begeben sich unter Anführung der Verwandten der Braut nach dem Zelt derselben. Verschleierte Frauen auf Kamelen und Maulthieren begleiten sie. Man wählt zu dieser freudevollen Sendung die jüngsten und hübschesten Mädchen des Stammes. Die Reise, die zuweilen drei Tage dauert, ist eine fortwährende Fantasia. Die Pferde galoppiren, Schüsse knallen, und die Mädchen lassen jenen lang tönenden Ruf der Liebe und Freude erschallen, welcher die Seele der Kinder der Wüste mit unsäglicher Rührung erfüllt.

Wenn der Triumphzug an Ort und Stelle kommt, tritt der Vater der Braut vor: „Seyd willkommen, spricht er, ihr Eingeladenen des Herrn!" Und nun beginnen Festmahle und Lustbarkeiten bis zum folgenden Tag, wo man sich von neuem auf den Weg begibt. Dießmal befindet sich die Braut unter der Truppe, und zwar reitet sie auf einer reichaufgeschirrten Maulеselin oder Kamelkuh. Sie hat ihrem Vater nicht Lebewohl gesagt. Ein etwas raffinirtes Schamgefühl verbietet ihr in dem Augenblick vor ihn zu treten, wo ihre Lebensstellung sich verändern soll. Auf gleiche Weise ist ihr verboten worden ihre älteren Brüder zu sehen. Ihr Leben als junges Mädchen ist zu Ende, sie gehört fortan einer andern Familie an. Im Augenblick der Abreise schließt ihre Mutter sie zärtlich in die Arme und spricht zu ihr:

„Du verlässest jetzt diejenigen, von denen du ausgegangen bist: du entfernst dich von dem Nest, das dich so lange Zeit geschützt hat, von welchem du dich aufgeschwungen hast, um gehen zu lernen, und du thust es, um dich zu einem Manne zu verfügen, den du nicht kennst, an dessen Gesellschaft du nicht gewöhnt bist. — Ich rathe dir ihm eine Sklavin zu seyn, wenn du willst, daß er dir ein Diener sey. — Begnüge dich mit wenigem. — Achte beständig auf das, was seine Augen sehen könnten, und sorge daß seine Augen niemals schlimme Handlungen sehen. — Wache über seine Nahrung, wache über seinen Schlaf, der Hunger verursacht Aufwallung, die Schlaflosigkeit erzeugt böse Launen. — Trage Sorge für sein Eigenthum, behandle seine Angehörigen und seine Sklaven mit Güte. Sey stumm für seine Geheimnisse. — Wenn er fröhlich ist, so zeige dich nicht verdrießlich. Wenn er verdrießlich ist, so zeige dich nicht fröhlich. — Gott wird dich segnen."

Während diese Hochzeitreise vor sich geht, hat der Bräutigam ein reichgeschmücktes Zelt in Bereitschaft gesetzt und unter die Obhut einiger Freunde gestellt. Hier zieht die Braut mit ihrer Mutter und ihren weiblichen Verwandten ein. Man bietet ihr ein ausgesuchtes Mahl, und um sie her wird ein Fest gefeiert, bei welchem man vom Pulver bis zur Musik alles vereinigt hat, was die Fröhlichkeit in der Wüste unterhält. Abends 10 Uhr schleicht der Bräutigam in das Zelt, das verödet und schweigsam geworden ist. Am nächsten Morgen empfängt die Mutter der jungen Frau aus den Händen des Gatten das Hemd ihrer Tochter. Sie entfaltet dieses

Siegeszeichen vor den Augen aller und sagt zu der zugleich stolzen und beschämten Gattin: „Gott verleihe dir Stärke und Gesundheit! Du hast unsere Hoffnungen nicht getäuscht, du bist eine brave Tochter, du hast unser Angesicht niemals gelb gemacht.“

Die Hochzeitfeierlichkeiten währen oft drei Tage und drei Nächte. Sie beginnen von neuem, so oft der Gatte eine neue Frau nimmt. Das Gesetz gestattet einem arabischen Chef vier Frauen zugleich zu haben, aber diese Anzahl genügt nicht, um die Begierde dieser beweglichen und wollüstigen Naturen zufrieden zu stellen. Es ist vergebens, daß in Folge eines Gebrauchs der an die biblischen Sitten erinnert, der muselmanische Ehegatte seinen gesetzlichen Frauen noch Beischläferinnen zugesellen darf; auch diese Duldung genügt noch nicht. Die Scheidung muß unersättlichen und unaufhörlichen Gelüsten zu Hülfe kommen. Man nennt manchen Araberchef, der 12 oder 15 rechtmäßige Frauen gehabt hat. Es läßt sich wohl denken, daß ganz und gar kein Friede im Innern von Häusern herrscht, wo das Gesetz solche Elemente der Unordnung duldet. Zuweilen ist das Zelt in zwei Theile abgetheilt. Ein Zimmer ist ausschließlich den Frauen vorbehalten, ein anderes gehört dem Manne, letzteres nimmt der Reihe nach jede der Frauen auf, die er sich zur Genossin seiner Nächte erliest. Inzwischen ist diese Anordnung selten; die polygame Liebe ist gewöhnlich in ein einziges Zimmer verschlossen und muß also sowohl der Heimlichkeit als der Scham entbehren. Daher geschieht es auch unaufhörlich, daß furchtbare Eifersucht heimlich entsteht, allmählich zunimmt und zuletzt zum Ausbruch kommt. Oft wird eine vor allen ihren Genossinnen geliebte Frau von einem geheimnißvollen Uebel befallen; sie welkt dahin, zehrt ab und stirbt. Ein von der Hand einer Nebenbuhlerin bereitetes Gift ist in ihre Adern gedrungen. Dieß ist die unheimliche Seite der orientalischen Sitten. Das Verbrechen paart sich da mit der Wollust.

Eine Thatsache beweist die ungeheure Rolle, welche die Frauen im Leben der Muselmanen spielen. Nennt einen Araber einen Feigling, er wird diesen Schimpf ertragen. Wenn er feig ist, so ist er es, weil Gott so gewollt hat. Heißet ihn einen Dieb, so wird er lächeln; der Diebstahl ist in seinen Augen zuweilen eine verdienstliche Handlung. Scheltet ihn *Tahan*, ein Wort, welches nur Molière's Sprache mit gedrängter Kraft zu übersetzen vermag, dann werdet ihr in seiner Seele einen Zorn entzünden, der nur im Blute erlöschen kann. Der einzige Mensch, dem ein Araber niemals verzeihen darf, ist derjenige welcher das Recht gegeben hat, ihm eines Tags dieses unglückselige Schimpfwort ins Gesicht zu schleudern.

Unmittelbar nach seiner Verheurathung tritt der Edelmann der Wüste in ein neues Leben, in eine Sphäre persönlicher Thätigkeit. Er ist emancipirt, jedoch nicht vollständig, wenn er nicht Oberhaupt des Zeltes, wenn er nicht Herr seines Vermögens ist, wenn sein Vater noch lebt. Gleichwohl wird er selbst unter diesen Umständen fortan in seinem Stamm als Mann des Armes und des Rathes mitzählen, und er wird durch Erfahrung die Erziehung zu einem großen Herrn vollenden, welche bisher durch die Gewohnheit guter Beispiele und guter Rathschläge flüchtig entworfen war. Er hat bereits seine Clienten, seine Pferde, seine Slugi (Windhunde), seine Falken (Racevögel), seine ganze Kriegs- und Jagdausrüstung.

Seine Clienten sind die jungen Leute seines Alters, die Höflinge seiner Zukunft; seine Pferde sind unter denjenigen ausgewählt, welche Glück (Mesaudin) bringen, und von der ächtesten Abstammung; seine Slugi hat er selbst mit in Milch zerstoßenen Datteln, mit dem Kuskussu seiner Mahlzeiten herangefüttert: er hat sie selbst dressirt, und während die gemeinen Hunde des Stammes bei Nacht die Hyänen und Schakale anbellen, liegen die Slugi zu seinen Füßen unter dem Zelt und sogar auf seinem Bett; seine Falken sind unter seinen Augen von seinem Falkenmeister (Biaz) groß gezogen worden, und er selbst hat sich's angelegen seyn lassen, sie an seinen Befehl zum Aufsteigen und Zurückkommen zu gewöhnen.

Unter seinen Kriegs- und Jagdgeräthschaften befinden sich eine Menge Flinten von Tunis oder Algier damascirt und mit silbernen Zierrathen geschmückt, die Schäfte mit Perlmutter oder Korallen eingelegt, Säbel von Faß mit ciselirten, silbernen Scheiden, Sättel mit Sammt- oder Saffianüberzügen und mit Gold und Seide gestickt. Zur Vervollständigung seines Aufzugs nennen wir noch die Säbeltasche (Tschibira), die mit einem Pantherfell geschmückt ist, die versilberten und mit Korallen eingelegten Sporen (Chabir), den Medel, einen hohen und breiten Strohhut mit einem Busch von Straußenfedern; die Patrontasche (Mahazema) aus Saffian, gestickt mit Seide, Gold und Silber.

Eines Tags, wenn sein Vater *den Tribut* bezahlt haben wird, *welchen Gott allen Häuptern auferlegt*, wird dieses große Zelt ihm angehören mit allen seinen Luxusmöbeln, Teppichen, Ruhekissen, Juwelenbeuteln, silbernen Tassen, Jagd-, Kriegs- und Mundvorräthen für die ganze Familie, welche, Herr und Diener zusammen, 25 bis 30 Köpfe ausmacht. Ihm werden dann ferner gehören dieser Hengst und diese Stuten, die im Angesicht des Zeltes mit Spannstricken umhergehen, diese 8 oder 10 Neger und Negerinnen, diese Niederlagen von Korn, Gerste, Datteln und Honig, die man klüglich zum Schutz vor einem Handstreich in ein Ksesur (Dorf) gebracht hat, diese 8 oder 10,000 Schafe, diese 500 oder 600 Kamele, die weithin auf den Weiden zerstreut sind, unter der Obhut von Hirten, die mit ihnen umherirren. Sein Vermögen wird dann auf 25 bis 26,000 Duros (125 bis 130,000 Franken) geschätzt werden können.

In dem Alter wo wir ihn verlassen haben, in seinem 19ten oder 20sten Jahre, hat er sich mit der Verwaltung dieses Vermögens noch nicht zu beschäftigen. Er geht jetzt nur seinem Vergnügen nach. In Friedenszeiten sieht man ihn zu Pferd, gefolgt von seinen Freunden und einigen Dienern, die auf Kameelen reiten und seine Windhunde an der Kuppel halten, oder sie sogar vor sich hertragen, nach den fernen Weiden ziehen, um seine Heerden zu besuchen; dieß gibt dann Gelegenheit zu einer Jagd auf den Strauß, auf die Gazelle, auf den „Beguenr el Ouhach“, je nach dem Terrain und der Jahreszeit. Haben seine auf Spähung vorgeschobenen Plänkler Strauße signalisirt, so werden die Jäger sich auf dem Platz vertheilen und dieselben in einen Kreis eintreiben, der zuerst ungeheuer weit ist, dann aber sich immer enger zusammenzieht, bis man sie vor Augen hat und dann mit aller Heftigkeit unter dem üblichen Jagdgeschrei auf sie losstürzt. Jeder wählt sein Opfer, verfolgt es in den tausend Wendungen und Krümmungen seines ungeordneten Rennlaufs, erreicht es, wenn es mit den Flügeln schlagend, um seinen Beinen nachzuhelfen, sich überwältigt

fühlt, und tödtet es dann mit einem Stockschlag auf den Kopf, denn eine Kugel würde das Gefieder blutig machen und beschmutzen.

Wenn es Gazellen sind, die man bei ihrer großen Anzahl aus der Ferne häufig für die Heerde eines Stammes halten könnte, so ziehen die Reiter ihnen entgegen, während die begleitenden Diener den Hunden den Schlund zuhalten, damit sie nicht bellen können. Auf eine Viertelmeile Distanz läßt man sie dann los und reizt sie mit Zurufen auf: „Mein Bruder! Mein Freund! Sie sind da! Siehst du sie?“ Hinten kommen die Jäger in kurzem Galopp; aber die Gazellen haben die Flucht ergriffen, und erst nach einem rasenden Rennen von zwei oder drei Meilen dringen die Windhunde unter die Heerde ein, deren Masse von den Reitern, die jetzt spornstreichs einhergesprengt kommen und sich im Halbkreis zerstreut haben, auf die Hunde zurückgetrieben wird. Jeder Slugi hat eines der schönsten Männchen ausgewählt. Dieses macht Sprünge, schnellt sich empor, stürzt auf seinen Gegner los, bekämpft ihn mit seinen Hörnern, hüpft über ihn hinaus, aber bald stößt es ein klägliches Geschrei aus und seine Beine werden steif. Dieß ist sein Todesschrei: mit einem Biß ins Genick zerknickt der unbarmherzige Windhund ihm den Rückgrat, dann kommt der Jäger und vergießt sein Blut im Namen Gottes (bessem Allah!).

Aber die aristokratische und edelmännische Jagd per excellence ist die Falkenjagd. Der Falke wird unter dem Zelt auf einer Stange, an welche er durch einen eleganten Saffianriemen festgebunden ist, großgezogen und sorgfältig von dem Herrn selbst ernährt und dressirt. Seine Kappe und sein Geschirr sind mit Seide, Gold, Filali und kleinen Straußenfedern verziert. Seine Bande sind gestickt und mit silbernen Glöckchen geschmückt. Sobald seine Erziehung durch Jagden an der Leine vollendet ist, ladet sein Herr seine Freunde zum ersten Aufsteigen ein. Alle erscheinen getreulich und gut beritten. Der Chef reitet voraus, einen Vogel auf der Schulter, einen andern auf dem mit einem langen Lederhandschuh bedeckten Faustgelenk. „Nach einem Gum, der in den Krieg zieht“, sagte Abd-el-Kader, „ist nichts so schön als der Austritt zu einer Falkenjagd.“ Die Pferde wiehern und machen Sprünge, die Reiter zerstreuen sich im Gesträuch und klopfen auf die Alfabüsche; ein Hase springt heraus, alsbald wird dem Falken die Kappe abgezogen und sein Herr ruft ihm zu: Haii! Haii (da ist er!) Der verständige Vogel schießt unabsehbar in die Höhe, man könnte glauben, er wolle zum Verräther werden (entfliehen); aber auf einmal stürzt er mit Blitzesschnelligkeit auf seine Beute herab, umkrallt sie mit seinen Klauen und betäubt oder tödtet sie sogar. Wenn dann sein Herr im Galopp herankommt, findet er ihn damit beschäftigt dem Thier die Augen auszuhacken. Wenn es eine Hubara (Trappgans) ist, was die Jäger aufgetrieben haben, so verfolgt der Falke sie in ihrem Flug: sie steigt in die Höhe, er gleichfalls; beide verlieren sich einen Augenblick in einer Höhe, die außer dem Gesichtskreise der aufmerksamen Jäger ist, dann sieht man sie auf einmal in kreisenden Bewegungen herabfallen; der Trappgans sind die Flügel zertrümmert. Ihr Ueberwinder hält sie unter sich, damit sie, sagen die Araber, allein den Stoß dieses schrecklichen Falles auszuhalten habe und ihn selbst selbst davor bewahre.

Diese wilden Spiele bilden den Adel zu den Mühen des Kriegs und der Razzia heran. Ist eine Karawane geplündert, sind die Frauen des Stammes beschimpft worden, macht man ihm das Wasser und die Weiden streitig, so versammeln sich die Chefs und der Krieg wird beschlossen. Man schreibt an alle Chefs der verbündeten Stämme, und alle treffen am bezeichneten Tag mit ihren Gums und ihrem Fußvolk ein. Man schwört sich feierlich im Namen eines verehrten Marabut einander gegenseitigen Beistand zu leisten und nur eine und dieselbe Flinte auszumachen. Am folgenden Tag bricht ohne weitern Aufschub alles auf und setzt sich in Bewegung, die Frauen mit inbegriffen, die auf Kamelen reiten, in Palankins, die nicht immer ganz vollständig geschlossen sind. Es ist ein pittoreskes Untereinander von Pferden, Kriegern und Fußgängern, die nebenher ziehen. Auf den Flanken der Colonne zerstreuen sich die feurigsten jungen Leute als Plänkler oder vielmehr als Jäger; denn springt eine Gazelle, eine Antilope, ein Strauß oder auch nur ein Hase auf, so stürzen sie hinter ihren Windhunden her darauf los, und mehr als ein Wogehals wird die Unordnung zu benützen wissen, um sich an einen Palankin zu schleichen, wo man ihn erwartet, mit Hülfe eines wohlbezahlten Dieners hinaufzusteigen und erst in der Nacht auf der ersten Station wieder herabzukommen.

Der feindliche Stamm seinerseits trifft seine Vorbereitungen; nach vier oder fünf Marschtagen stehen die Gegner einander gegenüber. Die Plänkler gerathen zuerst an einander und beginnen die Feindseligkeiten gleich den homerischen Helden mit Schimpfreden; allmählich entspinnt sich der Kampf bei kleinen Rotten von 15 oder 20 Mann, bald aber wird alles lebendig und setzt sich in Bewegung. Das Gewühl wird allgemein; alle Flinten gehen auf einmal los, alle Munde provociren sich durch Geschrei und Flüche, und endlich geht man einander Mann für Mann mit dem Säbel zu Leibe.

Inzwischen ist die Stunde gekommen, wo derjenige der beiden Stämme, der am meisten Leute, besonders Führer, und auch Pferde verloren hat, sich genöthigt sieht zu weichen und sich auf sein Lager zurückzuziehen. Dieß ist dann eine regellose Flucht, wo die Tapfersten sich noch von Zeit zu Zeit umwenden, um dem Feind einige verlorene Kugeln zuzusenden. Es ist dann nichts Seltenes, daß der Chef sich verzweiflungsvoll mit dem Säbel in der Faust ins dichteste Gedränge stürzt und glorreich fällt. Nach dem Sieg die Plünderung: der eine zieht einen Fußgänger, der andere einen Reiter aus, der zu Boden liegt, einer streitet mit einem andern um ein Pferd oder um einen Neger, eine schöne Flinte, einen werthvollen Yatagan, und dieser Unordnung hat es mehr als Ein Besiegter zu verdanken, daß er seine Frauen, seine Pferde, seine kostbarsten Gegenstände retten kann.

Bei der Heimkehr in sein Gebiet wird der Stamm mit einem Fest empfangen, wo die Heiterkeit sich in Banketten und Geschenken an die Marabuts kundgibt, deren Einflüsse man für sich zu bewahren suchen muß. Die großartigste Gastfreundschaft wird den Verbündeten erwiesen, denen man überdieß den Preis ihrer Dienste bezahlt. Man begleitet sie hierauf drei oder vier Marschstunden weit nach ihrer Heimath zu, und endlich verabschiedet man sich unter Erneuerung des Schwures einander am Morgen zu Hülfe zu kommen, wenn man am Morgen darum angesprochen wird, in der Nacht, wenn man in der Nacht angesprochen wird.

Mit zunehmendem Alter bekommt der Araber immer mehr Gravität. Jedes weiße Haar seines Bartes führt ihn auf ernst-

haftere Gedanken; er besucht lieber die Diener Gottes und zeigt sich freigebiger gegen sie; er ist religiöser, man sieht ihn weniger oft auf der Jagd, bei den Hochzeiten, bei den Fantasias. Seine Geschäfte als Chef lassen ihm überdieß weniger freie Zeit: er muß Justiz üben, sein Vermögen vermehren, seine Kinder erziehen, für Bündnisse besorgt seyn. Gleichwohl ist der ritterliche Geist seiner Jugend nicht erloschen, sondern schlummert nur in ihm; laß das Pulver von einem Schimpf sprechen, der seinem Stamm widerfahren, so wird er nicht unter dem Zelte bleiben. — „Allzu glücklich, wird er sagen, als Mann im Kampfe zu sterben und nicht wie ein altes Weib." Gewisse große Familien rühmen sich laut keine Erinnerung zu haben, daß ein einziger ihrer Ahnen im Bette gestorben sey.

Wenn ihm jedoch dieses ersehnte Ende nicht zu Theil wird, so läßt er, sobald er sich unter der Hand des Todes fühlt, seine Freunde kommen, denn die Freundschaft wird bei den Orientalen zu allen großen Acten des menschlichen Daseyns geladen. „Meine Brüder", sagt er zu ihnen, wenn es ihm möglich ist zu sprechen, ich werde euch in dieser Welt nimmer wieder sehen; aber ich war nur als Reisender auf dieser Erde und ich sterbe in der Furcht Gottes." Dann spricht er die Chehada, d. h. die symbolische Formel des muselmanischen Glaubens: „Es ist nur ein einziger Gott und Mohammed ist der Abgesandte Gottes." Wenn sein Mund diese geheiligten Worte nicht mehr auszusprechen vermag, so ergreift einer der Umstehenden seine rechte Hand und hebt seinen Zeigefinger auf; dieses Zeichen, welchem der Sterbende mit aller Energie, die noch in seiner irdischen Hülle wohnt, zustimmt, ist ein Zeugniß, das er für die Einheit Gottes ablegt. Wenn er die Chehada vollendet hat, kann er im Frieden sterben.

Der menschliche Pomp fehlt dem arabischen Chef niemals, zumal dem Krieger, der im Kampf für seinen Stamm gestorben ist. Man hüllt ihn in ein weißes Leintuch und stellt ihn auf einem Teppich aus, dessen Ränder man aufgeschlagen hat. Die Neddabat, d. h. die Frauen, welche im Orient die Stelle der antiken Klageweiber vertreten, stehen um den Todten her, ihre Wangen mit Ruß geschwärzt und die Schultern mit Zeltleinwand oder kamelhärenen Säcken bedeckt. Einige Schritte von ihnen hält ein Sklave die Stute, die zum Krieg oder zum Vergnügen gedient, das Lieblingspferd des Verstorbenen, am Zaume; am **Kerbus** des Sattels hängen eine lange Flinte, ein Yatagan, Pistolen, Sporen. Etwas weiter entfernt sitzen die Ritter, jung und alt, stumm vor Schmerz, im Kreise auf dem Sand, ihre **Haiks** bis unter die Augen hinaufgezogen, ihre Kapuzen und Burnusse über die Stirne herabgeschlagen.

Die Neddabat singen nach einer Trauermelodie folgende Wehklagen:

Wo ist er?
Sein Pferd ist gekommen, er ist nicht gekommen;
Sein Säbel ist gekommen, er ist nicht gekommen;
Seine Sporen sind da, er ist nicht da;
Wo ist er?

Man sagt, er sey an seinem Tag gestorben, gerade ins Herz getroffen.

Es war ein Meer von Kuskussu,
Es war ein Meer von Pulver,
Der Herr der Männer,
Der Herr der Ritter,
Der Vertheidiger der Kamele,
Der Beschützer der Fremden,
Man sagt, er sey an seinem Tag gestorben.

Die Frau des Verstorbenen.

Mein Zelt ist leer,
Ich bin erkaltet;
Wo ist mein Löwe?
Wo Seinesgleichen finden?
Er schlug nur mit dem Säbel,
Er war ein Mann der schwarzen Tage:
Die Furcht waltet im Gum.[1]

Die Neddabat.

Er ist nicht todt, er ist nicht todt!
Er hat dir seine Brüder zurückgelassen;
Er hat dir seine Kinder zurückgelassen:
Sie werden die Lehnen deiner Schultern seyn.
Er ist nicht todt,
Seine Seele ist bei Gott;
Wir werden ihn einst wiedersehen.

Nach diesen Todtenklagen bemächtigen sich die Adjaaize (alte Weiber) des Leichnams, waschen ihn sorgfältig, legen Kampher und Baumwolle in alle natürlichen Oeffnungen und hüllen ihn in ein weißes Leintuch ein, das mit Wasser aus dem Brunnen Zemzem[2] begossen und mit Benzoe parfümirt ist. Vier Verwandte des Todten erheben dann den Teppich, auf welchem er liegt, an den vier Zipfeln und schlagen den Weg nach dem Kirchhof ein, wohin der Iman, die Marabuts, die Tolbas ihnen vorangehen, während die Anwesenden nachfolgen. Die ersten singen im ernsten Ton: „Es ist nur ein einziger Gott!" Die letzteren antworten zusammen: „Und unser Herr Mohammed ist der Abgesandte Gottes."

Die Ergebung beschwichtigt auf einen Augenblick alle Ausbrüche der Verzweiflung, und kein Schrei, kein Schluchzen stört diese gemeinsamen Gebete, die Glaubensbekenntnisse des Verstorbenen, welche die fromme Versammlung für ihn wiederholt. Auf dem Kirchhof angelangt, legen die Träger ihre heilige Last am Rand des Grabes nieder, und der Iman ruft, nachdem er sich an die Seite des Todten gestellt, umgeben von den Marabuts, mit starker, volltönender Stimme das Salat el djenaza (das Beerdigungsgebet):

„Lob sey Gott, der da sterben und leben macht. Lob sey ihm, der die Todten wieder erweckt. Ihm gebührt alle Ehre, alle Größe, ihm allein gehören die Herrschaft und die Gewalt. Er ist über allem. Das Gebet gelte auch für den Propheten Mohammed, für seine Verwandten, für seine Freunde! O mein Gott, wache über sie und gewähre ihnen deine Barmherzigkeit, wie du sie Ibrahim und den Seinigen gewährt hast, denn dir gebühren der Ruhm und die Lobpreisung. O mein Gott, N . . . war dein Anbeter, der Sohn deines Sklaven, du bist es, der ihn geschaffen, der ihm die Güter geschenkt hatte, die er genossen; du bist es, der ihn sterben ließ; du bist es, der ihn wieder erwecken muß. O mein Gott, du weißt am besten seine Geheimnisse und die Gesinnungen seines Innern. Wir flehen hier für ihn, o mein Gott! Befreie ihn von den Wider-

[1] Gum, Versammlung von Rittern.
[2] Ein heiliger Brunnen in Mekka, woraus die Pilger Wasser schöpfen, um es in ihre Heimath zu bringen. A. d. R.

wärtigkeiten des Grabes und den Feuern der Hölle, vergib ihm, verleihe ihm deine Barmherzigkeit, gib daß der Platz den er einnehmen soll, ehrenvoll und geräumig sey, wasche ihn mit Wasser, mit Schnee und Hagel, und reinige ihn von seinen Sünden, wie man ein weißes Kleid von dem Schmutz reinigt, der es besudeln konnte. Gib ihm eine bessere Wohnung als die seinige, bessere Verwandten als die seinigen, und eine vollkommenere Gattin als die seinige. Wenn er gut war, so mache ihn besser, wenn er böse war, so vergib ihm seine Bosheiten; o mein Gott, er hat sich zu dir geflüchtet und du bist die beste aller Zufluchtsstätten. Er ist ein Armer, der deine Freigebigkeit gesucht hat, und du bist zu reich, um ihn zu züchtigen und dulden zu lassen. O mein Gott, stärke die Stimme des Verstorbenen in dem Augenblick, wo er dir Rechenschaft von seinen Handlungen geben wird, und lege ihm keine Strafe auf, die über seine Kräfte geht. Wir flehen dich darum an durch die Vermittlung deines Propheten, aller deiner Engel und aller deiner Heiligen. Amen!"

Amen! sagen die Umstehenden, indem sie ihr Knie beugen.

„O mein Gott, beginnt der Iman wieder, vergib unsern Todten, unsern Lebenden, denjenigen unter uns, die anwesend sind, denjenigen unter uns, die abwesend sind, unsern Kleinen, unsern Großen, vergib unsern Vätern, allen unsern Vorgängern, sowie allen Muselmanen. Diejenigen, die du wieder leben lässest, laß sie im Glauben wieder leben; und diejenigen unter uns, die du sterben lässest, laß als wahre Gläubige sterben. Bereite uns vor zu einem guten Tod. Möge dieser Tod uns die Ruhe verleihen und das Glück dich zu sehen! Amen."

Nach Vollendung dieses Gebetes senkt man, während die Tolbas das Salat el mosteáat sprechen, den Leichnam ins Grab, das Gesicht gegen Mekka zugekehrt; man faßt ihn da mit breiten Steinen ein, und jeder Anwesende gibt sich die Ehre ihm etwas Erde zuzuwerfen. Endlich füllen die Todtengräber das Grab aus, und um es vor den Hyänen und Schakalen zu schützen, bedecken sie es mit Dornenbüschen.

Dieß ist der Augenblick der Rückkehr, und alles zieht nach dem Stamm zurück, mit Ausnahme einiger Frauen, Freundinnen oder Verwandten der Verstorbenen, die voll Schmerz sich über sein Grab hinneigen, zu ihm reden, ihn ausfragen und Abschiedsworte zu ihm sprechen, wie wenn er sie hören könnte. Aber die Tolbas und die Marabuts rufen: „Vorwärts, Weiber, ziehet euch mit Gottvertrauen zurück und lasset den Todten ruhig mit Azrail[1] ins Reine kommen. Höret auf mit euren Thränen und Wehklagen, der Tod ist ein Tribut, der unsern Häuptern auferlegt wird. Wir müssen ihn alle bezahlen. Es ist keine Wahl, es ist keine Ungerechtigkeit in diesem Ereigniß. Gott allein ist ewig. Wie! wir sollten den Willen Gottes annehmen, wenn er uns Freude bringt, und wir sollten uns dagegen sträuben, wenn er uns Kummer bringt? Kommt, euer Geschrei ist eine Gottlosigkeit."

Sie begreifen diese Worte und verlassen, die Hände über den Augen haltend, den Kirchhof, wenden sich aber bei jedem Schritt wieder, um ihre letzten Abschiedsgrüße dem Manne zuzurufen, den sie erst am Tage des Gerichts wieder sehen werden. Dieses Leichengebet ist dasjenige, was in der Wüste auf allen Gräbern gesprochen wird. Die Monotonie der Gewohnheit ist eine Gefährtin der Größe. Wenn die arabischen Sitten keine Mannichfaltigkeit haben, so sind sie doch imposant und feierlich.

[1] Azrail ist der Engel des Todes. Sobald ein Mensch den letzten Seufzer ausgestoßen hat, wird ein Azrail von Gott gesandt, um die guten und bösen Handlungen des Verstorbenen gegen einander abzuwägen.

Skizzen aus der Türkei.

(Mitgetheilt von R. W.)

1. Der Charakter der Türken.

Keine Nation des europäischen Staatenverbandes ist wohl bezüglich ihrer moralischen und physischen Eigenschaften von Schriftstellern und Reisenden verschiedenartiger, und ich darf behaupten, in vielen Fällen ungerechter beurtheilt, als die türkische. Alle erdenklichen Laster und Gräuelthaten werden ihr zugeschrieben, besonders aber ihr unauslöschlicher Haß und ihre Intoleranz gegen die christliche Nation hervorgehoben, und es hat sich dadurch im Laufe der Zeit fast bei allen christlichen Völkern eine Antipathie gegen diese „ungläubigen Barbaren" geltend gemacht, welche erst in der neuesten Zeit durch die Verkettung der politischen Verhältnisse mehr in den Hintergrund gedrängt ist. Wer, wie der Schreiber dieß, längere Zeit unter ihnen gelebt, ihre Sprache versteht, täglich mit ihnen in die engste Berührung gekommen, sie in ihrer Häuslichkeit beobachtet hat und tiefer in ihren Charakter eingedrungen ist, der muß über die Türken ein von dem allgemein verbreiteten sehr verschiedenes Urtheil fällen. Bei der Schilderung und Beurtheilung eines Nationalcharakters kommt es außer andern Erfordernissen hauptsächlich auch darauf an, nicht einzelne Thatsachen und Persönlichkeiten hervorzuheben und darnach den Maaßstab an den großen Theil der Bevölkerung legen zu wollen, sondern die Mehrzahl der Bewohner in Betracht zu ziehen, und dazu bedarf es einer engern Bekanntschaft mit denselben als Geschichtschreiber und bloße Reisende erlangen können. Es sey fern von mir, jene Herren einer absichtlichen Unwahrheit zeihen zu wollen, aber ich darf wohl mit Recht behaupten, daß sie sich oft nicht von langgenährten Vorurtheilen frei machen konnten, oder, wie schon erwähnt, sich durch den Schein täuschen ließen und Erzählungen von Thatsachen unbedingten Glauben schenkten, die auf die türkische Nation ein gehässiges Licht werfen mußten, sich in der That aber entweder ganz anders verhielten oder nur durch einzelne Individuen veranlaßt und ausgeführt wurden. Das gleiche zeigt aber auch die Geschichte eines jeden christlichen Volkes in jedem Zeitalter, und, wenn wir es uns nur nicht verhehlen wollen, in einem Maaße, vor dem wir zurückschrecken müßten. Welcher gebildete Mensch wollte aber wohl nach solchen vereinzelten Thatsachen eine ganze Nation richten? wer nach Nero auf die Römer, nach Robespierre auf die Franzosen, nach

Buckingham auf die Engländer schließen? Man glaube nicht, daß ich als Türkenverehrer auftreten und die Tugenden und das Lob derselben auspofaunen will. Der Verlauf dieser Schilderung wird zeigen daß ich sie nicht schone; aber ich will die Wahrheit vertheidigen und die ist: das türkische Volk der Jetztzeit ist eine noble Nation, in vieler Beziehung besser als die Christen und Verehrer sonstiger Culte, wie ich sie in meiner längern seemännischen Laufbahn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Ich sage der Jetztzeit, da ich die Türkei vor kaum einem halben Jahre verließ und nur nach eigener Anschauung sprechen will. Man kann jedoch auch mit Bestimmtheit behaupten, daß die Türken schon längere Zeit so gewesen seyn müssen: denn ein solcher Contrast im Nationalcharakter, wie er durch die Schilderungen neuerer Reisenden und meine Wahrnehmungen hervortritt, kann unmöglich das Werk weniger Jahre seyn.

Ich gehe zunächst zu dem Hauptvorwurfe über, der den Türken von Seiten der Christen gemacht wird, zu ihrem Christenhaß und ihrer religiösen Intoleranz. Dieser Vorwurf enthält aber geradezu eine Unwahrheit; es gibt keine tolerantern Menschen als gerade die Türken. Jeder Cultus darf ungestört und öffentlich seine Processionen und Feierlichkeiten abhalten. Während bei den Bekennern der christlichen Religion hier einem Verstorbenen ein ehrliches Begräbniß verweigert wird, und dort bei Gelegenheit einer Procession ein Auflauf stattfindet, in dem es von Beschimpfungen zu blutigen Thätlichkeiten kommt, sieht man in der Türkei feierliche Processionen sowohl griechisch als römisch-katholische durch die Straßen Pera's und Galata's ziehen, ungehindert und unangetastet. Dort wird man nie von Excessen hören, der Türke bleibt ehrerbietig stehen und sieht schweigend die Feierlichkeit an sich vorüberziehen. Man darf nur eine Straße der Stadt durchwandern, um dem Imam, dem Sefta, dem Derwisch zu begegnen, die friedlich neben dem griechischen Popen, dem jüdischen Rabbi und dem Capuzinermönch einherschreiten, aber nie wird man hören, daß Religionsstreitigkeiten unter ihnen vorfallen. Der Türke achtet die christliche Religion eben so wie die jüdische, er hält die seine nur für besser. Weiß er doch, daß sein Prophet die Grundzüge des Islam aus beiden Religionen schöpfte, daß Christen sowohl wie Juden ihren eigenen Gott und Religionsstifter haben, dessen göttliche Sendung auch der Prophet anerkannte. Er bedauert nur in seinem ächt religiösen Sinne, daß die Verehrer Christi und Mosis nicht der Segnungen theilhaftig werden können, die der Koran den Gläubigen verheißt, aber er haßt sie weder, noch verachtet er sie. Seine Verachtung trifft nur den Renegaten, den Abtrünnigen, und man darf ja nicht glauben, daß diese bei den Türken in Ansehen stehen. Oefter gelang es wohl dem Genie oder der Verschlagenheit eines solchen, sich zu den höchsten Ehrenstellen emporzuschwingen, aber vom Volke wurde sein Abfall nimmer vergessen. Das letztere wußte sehr wohl, daß nur Selbstsucht der Grund desselben seyn konnte, da früher die Paschawürde nur von einem Bekenner des Islam bekleidet werden konnte. Die Regeneration der Türkei in den letzten Jahrzehnten hat jedoch selbst diese Schranke durchbrochen, und die Pforte durch die Ernennung des preußischen Oberst von Kutschkowsky als Christ zum Pascha den ersten thatsächlichen Beweis davon geliefert. Aber selbst wenn sie noch existirte, würde man doch unmöglich den Türken einen Vorwurf daraus machen können. Darf denn in unsern Staaten ein Israelit solche hohe Ehrenstellen bekleiden? Auf das obige wird man mir vielleicht entgegnen, daß das türkische Volk jetzt, durch die Zeitumstände gedrängt, andere Saiten aufziehe, daß es aber früher nicht so gewesen sey. Dem muß ich jedoch widersprechen. Einmal kann wohl die Regierung eines Landes, durch Verhältnisse gezwungen, in kurzer Zeit ihre Meinung ändern müssen, allein bei einem ganzen Volke kann ein kurzer Zeitraum kein solches Resultat herbeiführen; und wenn auch die Regierung es erzwingen wollte, würde sich die Volksmeinung trotz der schärfsten Maaßregeln auf diese oder jene Weise äußern. Dieß geschieht aber keineswegs. Der Eroberer Konstantinopels, Mohammed II, ließ den unterjochten Griechen vollkommen freie Religionsübung, räumte ihnen sogar Kirchen ein. Seit jener Zeit hat der griechische Metropolit in Konstantinopel eine fast päpstliche Macht besessen, und nie sind seine geistlichen Unterthanen zur Annahme des Islam gezwungen worden. Seit Mohammed II haben viele den Sultansthron innegehabt, und unter ihnen Menschen, die kaum den Namen eines solchen verdienen, aber keiner hat dieß gethan. Als die heilige Inquisition der allein seligmachenchenden Kirche in Spanien die Juden mit Grausamkeit verfolgte, die kein anderes Verbrechen begangen hatten als ihrer Religion treu geblieben zu seyn, öffnete sich den Aermsten nirgends im christlichen Europa ein Asyl! Nur die Türkei übte diesen Act des Erbarmens.

Ich bin keineswegs gemeint, die Grausamkeiten wegläugnen zu wollen, welche die Türken gegen Griechen begingen, oder dieselben durch die Gebrechen des griechischen Charakters entschuldigen zu können; aber einestheils waren die grausamsten Despoten in den Paschaliks, die blutgierigsten Räuber, die als türkische Beamte das Volk aussogen, griechische Renegaten, wenn es auch genug Beispiele gibt, wo ächte Türken ihnen in dieser Beziehung nichts nachgaben, anderntheils sind jene Grausamkeiten durchaus nicht vorwiegend auf Religionshaß zurückzuführen.

So viele Schriftsteller legen den Türken beständig das Wort Giaur in den Mund, das sie mit „Christenhund" übersetzten, ohne zu wissen daß dieß Wort nicht türkischen, sondern christlichen und zwar griechischen Ursprungs, daß seine eigentliche Bedeutung „Abtrünniger" ist, und es zuerst als Schimpfwort von den griechischen Christen in der Moldau und Walachei den katholischen beigelegt wurde. Von ihnen erst ist es auf die Türken übergegangen, und wird — wenigstens jetzt — auch nur selten von den letztern gebraucht. Während meines ganzen Aufenthaltes in Konstantinopel, wo wir täglich die Straßen, Bazars und Umgebungen der Stadt durchstreiften, habe ich das Wort nur zweimal gehört. Einmal wurde ich von einigen Straßenjungen so titulirt, als ich einen derselben, der mein Pferd mit Steinen geworfen, derb abgeprügelt hatte, und das zweitemal von einer alten Frau. Während einer meiner Touren in Stambul wurde ich mit einem Cameraden von einem heftigen Regenwetter überrascht. Da starke Regengüsse in der hügeligen Stadt die Gassen oft zu Bächen umwandeln, sahen wir eine alte und eine jüngere türkische Frau vor einem solchen Gießbache stehen, den sie vergebens zu überschreiten suchten. Wir gingen auf sie zu; mein Camerad bot der jüngern und ich der Greisin die Hand zur Hülfe. Die erstere nahm die dargebotene Stütze sogleich an und gelangte auf diese Weise über die Gasse.

Die Alte streckte ihre Hand anfänglich auch aus, zog sie aber plötzlich wieder zurück, rief mit einer Gebärde des Abscheues „Giaur", und blieb in vollem Regen jenseits stehen. Ich mußte lachen, bin aber überzeugt, daß nicht die Scheu vor einem „Christenhunde", sondern überhaupt vor einem fremden Manne sie abhielt, die Stütze anzunehmen, da der Koran ihnen jede Berührung der Art verbietet, und die Grundsätze bei der Alten nicht so locker seyn mochten, wie es bei der jüngern weiblichen Generation jetzt der Fall ist. Eben so wenig war hier Giaur als Schimpfwort, sondern nur als Ausruf des Schreckens gebraucht, und hätte wohl richtig mit „fremder Mann" übersetzt werden müssen.

Ebensowenig aber wie die Türken der Vorwurf der Intoleranz trifft, kann man sie des Mißtrauens gegen die Christen zeihen. Man wird im Gegentheil von den Beweisen ihres Vertrauens frappirt und gerührt, weil man solche Beispiele in der übrigen sogenannten civilisirten Welt nicht kennt. Nicht Einmal, nein zwanzigmal ist es meinen Cameraden und mir passirt, daß wir bei Einkäufen in den Bazars mit preußischem Silbergelde bezahlten, weil bei der großen Masse Papiergeldes und dem Mangel an baarer Münze auch fremdes Silber cursirte. Wir kauften vorzugsweise bei türkischen Kaufleuten, weil sie die reellsten waren, und sie fragten nur einfach bei der Zahlung mit fremdem Gelde „**buh kadsch dir?**" „Wie viel ist dieß?" Man nannte dann den Werth desselben in Piastern, aber nie fiel es ihnen ein, auch nur den leisesten Zweifel in die Wahrheit unserer Worte zu setzen. Oefter kam es auch vor, daß wir nur Hundert-Piaster-Scheine hatten und die Kaufleute nicht wechseln konnten. Wollten wir dann das Gekaufte zurücklassen, so sagten sie fast jedesmal: „Nimm es nur mit, du kannst mir das Geld morgen bringen." — Ein gewisser Herr, der sich in einer Mission des preußischen Ministeriums eine Zeitlang in Konstantinopel aufhielt, hatte in Begleitung eines unserer Officiere im Bazar Einkäufe gemacht, und in einem türkischen Laden eine werthvolle silberne Cigarrenspitze liegen lassen. Vierzehn Tage nach seiner Abreise ging ich mit demselben Officier, der ihn damals begleitete, durch den Bazar, als wir uns plötzlich von einem Türken mit „**Eh, Effendim gör burdah!**" He! Herr sieh hier! anrufen hörten. Wir blieben stehen, und der Mann brachte die vergessene Cigarrenspitze, die er mit der Bitte meinem Cameraden übergab, dieselbe ihrem Eigenthümer wieder zuzustellen. — Bei einem kleinen Dorfe auf der Halbinsel Artaki im Marmorameere, wo wir mit Se. Maj. Corvette Danzig einige Tage lagen, um Schießübungen abzuhalten, machten einige von uns Officieren einen Spaziergang in das Land hinein. Unterwegs trafen wir einen Türken, der einen Hasen geschossen hatte. Da unser Tisch etwas derangirt war und wir einen Matrosen zum Tragen der einzusammelnden Pflanzen 2c. mitgenommen hatten, der den Hasen fortbringen konnte, kauften wir den letztern. Der Jäger forderte 6 Piaster, wir konnten jedoch nicht bezahlen, da uns Münze fehlte und er nicht wechseln konnte. „Das macht nichts", sagte er, „ich komme morgen in das Dorf, dort könnt Ihr das Geld dem Schlächter geben und ich werde es mir abholen. Nehmt den Hasen jetzt nur mit."

Können solche und ähnliche Züge, deren wir so viele erlebt, wohl einem schlechten und verderbten Volke angehören, sind sie nicht im Gegentheil Zeichen eines noblen Charakters, und findet man dergleichen in solchen Verhältnissen bei uns Christen? Wie contrastirten dagegen die Armenier! Von ihnen wurde man auf jede Weise betrogen und übervortheilt, und gar bald kamen wir davon ab, von ihnen zu kaufen. Die Türken haben ein Sprüchwert eigenthümlicher Art, mit dem sie den Werth einzelner Confessionen vergleichen. Es lautet: „Sieben Christen gehen auf einen Türken, sieben Juden auf einen Christen, sieben Armenier auf einen Juden, aber sieben Griechen auf einen Armenier." Und in der That, bei den beiden letztern haben sie nicht so ganz Unrecht. Während die Armenier und Griechen oft die Waare für die Hälfte, ja bisweilen für den vierten Theil des zuerst geforderten Preises gaben, und man damit doch noch von ihnen betrogen wurde, ließen sich die Türken nichts abhandeln. Bot man ihnen einen geringern Preis als sie verlangten, so legten sie mit einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge, dem bisweilen noch das Wort „jok", „nein", und ein Hintenüberwerfen des Kopfes beigefügt wurde, ruhig die Waare wieder fort, ohne auch nur ein Wort weiter zu verlieren. Liegt aber auch nicht darin ein Beweis ihrer Rechtlichkeit und ihrer Wahrheitsliebe? Allerdings gibt es wie überall Ausnahmen, und ich habe auch Türken unter den Galeerensklaven im Bagno zu Konstantinopel gesehen, allein nur in einem Verhältnisse von 1 : 40 griechischen und andern Unterthanen, was in Betracht der beiderseitigen Bevölkerungszahl für die Türken sehr günstig ausfällt.

Die Gastfreundschaft der Moslems und die unbeschränkte Ausdehnung derselben auf jeden, der sie in Anspruch nehmen will, bedarf keiner weitern Erwähnung, da sie allgemein und auch von den ärgsten Feinden der Türken anerkannt wird. Aber noch ist ihre Mildthätigkeit hervorzuheben, die sich am besten durch die äußerst geringe Anzahl von Bettlern in dem volkreichen Konstantinopel und andern türkischen Städten kundgibt. Es existiren dort nicht wie bei uns Armenhäuser und Hospitäler, in denen Arme und altersschwache Hülfsbedürftige untergebracht werden können. Sie werden alle durch die Wohlthaten ihrer Glaubensbrüder unterhalten, und zwar in so reichlichem Maaße, daß man nur selten einen Bettler erblickt, und dann sind es nur immer Blinde. Diese sieht man wohl bisweilen an den lebhaftesten Passagen sitzen, und hört sie, ähnlich den Barden des Nordens, im recitativen Gesange di. Thaten der alten schen Kriegshelden beschreiben. Die Vorübergehenden lassen ihnen reichliche Gaben zufließen, da die Türken körperliche Gebrechen nicht allein bemitleiden, sondern auch vor den damit Behafteten eine Achtung haben, weil sie durch Allahs Hand gezeichnet sind. Aber nicht allein auf die Menschen erstreckt sich ihre Mildthätigkeit und ihr Mitleid, sondern auch auf die Thiere. Nie wird ein Türke ein Thier quälen; im Gegentheile gehen sie in dem Gefühle ihres theilnehmenden Herzens bisweilen zu weit, und die Masse der Hunde in Konstantinopel, deren Geheul in den Nächten die ganze Stadt erfüllt, ist ein Resultat davon. Man rechnet in der letztern 10,000 herrenlose Hunde, die von den Einwohnern und auf Staatskosten erhalten werden. Dabei sind die Türken so besorgt für diese und andere Thiere, daß sie nicht allein Gefäße mit Wasser vor ihre Thüren stellen, sondern sogar auf den Kirchhöfen Löcher in die Grabsteine hauen, damit sich darin Regenwasser sammle und die Thiere keinen Wassermangel leiden. Einem jeden Hunde geht der Türke aus dem Wege, und eine Verletzung desselben könnte zu unangenehmen Collisionen führen. Ein uns bekannter, in Bebek an

fässiger Arzt wurde sogar einmal vor den Pascha von Smyrna geladen, weil er auf einen Hund schießen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Neu-Schottland und Neu-Braunschweig.

(Mitgetheilt von Dr. C. F. G.)

(Schluß.)

Die Provinz NeuBraunschweig hat erst im Jahre 1784 eine eigene Regierung erhalten, früher bildete sie einen Theil von Neu-Schottland. Auf einer Oberfläche von 18,000,000 Acres Land lebt bis jetzt nur eine Bevölkerung von circa 250,000 Seelen.

Den größten Reichthum Neu-Braunschweigs haben bis jetzt seine Waldungen gebildet. Bis zur Zeit, wo Sir Robert Peel seine bekannten Freihandels-Maßregeln vom Parlamente sanctioniren ließ, lieferte Neu-Braunschweig einen sehr beträchtlichen Theil des dem englischen Schiffbauer nöthigen Holzes. Differentialzölle sicherten den Holzhauern und Speculanten übertriebene Gewinnste, solange die Holzfällungs-Wuth nicht übermäßig war. So geschah es denn, daß die Ackerbau-Industrie als minder lohnend vernachlässigt wurde.

Durch das Wegfallen aller Differentialzölle sieht sich nun aber der Neu-Braunschweiger Holzhändler gezwungen, mit der ganzen Welt in Concurrenz zu treten. Es schützt ihn kein Vorrecht mehr, es kommt ihm keine Zollvergünstigung mehr zu gut. Daher Verminderung der Gewinnste des Holzhauers und des Holzhändlers; daher eine Entmuthigung, wie sie in der Colonie bis daher noch nicht wahrgenommen worden war.

Ist dieß als ein durch nichts wieder gut zu machendes Unglück zu betrachten? Wir glauben dieß nicht. Das Uebel lag unseres Erachtens darin, daß die Prämien und die Differentialzölle die Holzfällungs-Wuth über alle Maßen steigerten, und die nur mäßige Gewinnste abwerfende Ackerbau-Industrie in gleichem Maße beeinträchtigen mußten. Einerseits verschwanden in der Nähe der Küste und der Flußufer innerhalb eines kurzen Zeitraumes die herrlichsten Bäume; andererseits wurden die verhältnißmäßig leicht gewonnenen Capitale eben so rasch wieder unproductiv consumirt. Der Holzhauer lebte vom feinsten Weizenbrode und gewöhnte sich an geistige Getränke, die er sich sonst versagt haben würde. Kam dann noch eine Handelskrise hinzu, mußte in England wegen Ueberfüllung des Marktes das Holz zu niederen Preisen abgesetzt werden, so gerieth in der Provinz alles wieder ins Stocken. Falliment folgte auf Falliment, und der Holzhauer, der bis dahin auf den hart arbeitenden und nur wenig erübrigenden Landwirth hochmüthig herabgesehen hatte, sah sich am Bettelstabe. Dadurch daß die Industrie nun nicht mehr in künstliche Canäle geleitet, nicht mehr durch Verbote gehemmt, nicht mehr zum Nachtheile anderer Industriezweige beschleunigt wird, ist für die Provinz Neu-Braunschweig eine neue Zeit angebrochen.

Nachstehende amtliche Tabelle stellt die Handelsbewegung des Hafens von St. John in den Jahren 1846, 47 und 48 dar:

	1846	1847	1848
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Einfuhr .	977,683	1070,514	588,422
Ausfuhr .	810,742	632,612	588,466

Mithin Ausfall im Jahre 1848:

Einfuhr	482,092 Pf. St.
Ausfuhr	44,146 „

Das gesammte Staatseinkommen war:

1846	1847	1848
127,336 Pf. St.	127,410 Pf. St.	86,437 Pf. St.

	1846	1847	1848
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Ertrag der Zölle . .	30,961	31,912	2,711
Ausfuhrzoll von Bauholz .	22,664	16,553	18,252

Daß mit einem solchen Zustande der Dinge sich keine Partei recht befreunden will, wird wohl nicht überraschen; daß aber die Provinz von diesem nothwendig gewordenen Schlage sich rasch wieder erholen wird, liegt außer allem Zweifel. Die Hülfsquellen der Provinz sind zu groß, die Fischereien zu reich, der Boden zu fruchtbar, das Klima zu gesund, als daß die Einwanderung still stehen könnte.

In beiden Provinzen ist für höhere und niedere Schulen trefflich gesorgt, und es macht die Sorgfalt, womit für die Heranbildung von Schullehrern gesorgt wird, den beiden Regierungen alle Ehre. Das Schulhaus wird von den Ansiedlern selbst gebaut, und ebenso werden auch die Lehrer von ihnen gewählt. Jeder geprüfte Lehrer erhält ein Certificat, das ihn zu einer jährlichen Staatsunterstützung von 10, 20 oder 30 Pf. St. berechtigt. Während der Sommermonate aber bleiben die Landschulen in der Regel geschlossen.

Mit unsern europäischen Begriffen einen ziemlich starken Contrast bildend ist die Sitte, den Unterricht im Katechismus immer auch dem Schullehrer zu übertragen, gleichviel ob er dieser oder jener Secte angehört. So kommt es denn gar oft vor, daß ein und derselbe Schullehrer in einer und derselben Schule den Katechismus der englischen Hochkirche, den Katechismus der Presbyterianer, und den Katechismus der römisch-katholischen Kirche lehrt. Die Schullehrer selbst finden solches ganz natürlich und in der Ordnung, und wundern sich nur darüber, daß ein Europäer sich darüber aufhalten mag.

Ein nicht geringer Uebelstand ist es in den beiden Provinzen, daß ein großer Theil der Ländereien in den Händen von Speculanten sich befindet, welche das Land zum Regierungspreise — 3 Sch. per Acres — angekauft haben. Diese Speculanten schlagen mit ihren Ländereien erst dann los, wenn sich in der umliegenden Gegend eine gewisse Anzahl von Landwirthen niedergelassen hat. Auf diese Weise gelingt es ihnen zwar, für ihren Grund und Boden verhältnißmäßig hohe Preise zu erzielen, für das ganze Land aber ist es kein Nutzen, indem viel guter Boden unangebaut bleiben und die Entwickelung im Allgemeinen dadurch gehemmt werden muß.

Dieses Uebel, so groß es auch ist, läßt sich aber wohl nie ganz beseitigen, höchstens wird man dem Käufer solcher Waldstrecken es zur Pflicht machen können, innerhalb einer gewissen Zeit eine bestimmte Anzahl von Morgen zu entwalden, und die erforderlichen Wege zu bahnen.

Eine constante Wahrnehmung ist es, daß alle diejenigen, welche eine Reihe von Jahren hindurch dem Ackerbaue ihr Hauptaugenmerk zuwenden, in den beiden Provinzen in der Regel auch zu Wohlstand gelangen. Wir setzen hier, um einen Begriff von der durchschnittlichen Fruchtbarkeit des Bodens zu geben, einige Zahlen her. Es gelten dieselben für die Grafschaft Northumberland, die, an den Ufern des Mirimachi gelegen, so ziemlich als die durchschnittliche Fruchtbarkeit darstellend angesehen werden kann:

	Durchschnittsertrag per Acre.	Durchschnittspreis per Buschel.	Durchschnittsgewicht per Buschel.
Weizen .	17 Buschel	7 Sch. 6 Pence	62 Pfund
Gerste .	32 „	5 „ 3 „	54 „
Hafer .	32 „	2 „ 1 „	38 „
Buchweizen .	40 „	5 „ — „	45 „
Mais .	50 „	4 „ 6 „	58 „
Kartoffeln .	200 „	1 „ 10 „	—
Rüben .	350 „	1 „ 4 „	—
Heu . .	2 Tonnen.		

Nichts gewährt wohl einen tieferen Einblick in den Zustand der arbeitenden Classen und eben damit in die allgemeinen ökonomischen Zustände eines Landes, als eine genaue Kenntniß der Lohn-Verhältnisse. Wir geben diese deßhalb für die unzweifelhaft einer großen Zukunft entgegengehenden Provinz Neu-Braunschweig. Dabei bemerken wir noch, daß der ländliche Arbeiter, neben dem angegebenen Lohne in Geld, noch freie Wohnung, Kost und Wäsche hat.

Grafschaften.	6 Tag.						6 Monat.						Für das ganze Jahr.		
	Sommer.			Heuzeit und Ernte.			Sommer.			Heuzeit und Ernte.					
	Pf.	Sch.	P.	Pf.	Sch.	P.	Pf.	Sch.	P.	Pf.	Sch.	P.	Pf.	Sch.	P.
Saint John	.	.		.	.		2	0	0	.	.		19	10	0
Charlotte	0	2	3	0	2	8	2	7	8	3	5	0	22	0	0
Westmoreland	0	1	9	0	3	0	1	12	6	3	5	0	20	13	9
King's	0	2	6	0	4	3	1	15	0	3	6	8	18	12	6
Queen's	.	.		.	.		2	3	4	3	3	4	18	17	6
Sunbury	.	.		.	.		1	10	0	2	10	0	22	3	4
York	0	0	10	0	3	0	2	3	4	3	0	4	24	0	0
Castleton	.	.		.	.		2	0	0	3	0	0	25	0	0
Albert	.	.		.	.		2	5	0	.	.		25	0	0
Kent	.	.		.	.		.	.		.	.		25	0	0
Northumberland	.	.		.	.		2	10	0	3	0	0	27	0	0

Sonach kann ein ländlicher Arbeiter, wenn er einige Jahre dienen und das Erworbene zu Rath halten will, sobald er nur selbst es für wünschenswerth halten mag, Grundbesitzer werden und sich einen eigenen Herd gründen. Und eben darum wird Nordamerika für einen **armen, fleißigen,** und zugleich **sparsamen Mann** noch lange ein Paradies bleiben. In mancher Hinsicht bieten die britisch-nordamerikanischen Provinzen noch entschiedene Vortheile vor den Vereinigten Staaten, und es verdienen namentlich Neu-Schottland und Neu-Braunschweig in Betreff des Klimas den Vorzug. Das Wechselfieber, welches in den Vereinigten Staaten jährlich so viele tausend Menschen entweder wegrafft oder zum Siechthum verurtheilt, kennt man dort gar nicht oder doch nur sehr wenig. Um so mehr ist es in Anbetracht aller dieser Umstände zu verwundern, daß die deutsche Auswanderung die eben genannten Länder noch so wenig aufsucht. Wir sind überzeugt, daß dieß hauptsächlich daher rührt, daß man diese schönen Provinzen bis jetzt noch so wenig kennt und im Allgemeinen nur nach ihren Küsten beurtheilt hat, die freilich zuweilen unwirthlich genug aussehen.

Amerikanische Federzeichnungen von E. Pelz.

Die Politiker und das Volk in der amerikanischen Union.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß gewisse Wahrheiten immer und immer durch die Zustände in dem menschlichen Gesellschaftsleben verschleiert werden, so daß es fast den Anschein gewinnt als sey das Schicksal, die Natur der Dinge, die göttliche Vorsehung, oder wie man sonst das waltende Geschick nennen will, mit der menschlichen Schwäche im Bunde.

„Laßt uns besser werden,
Bald wirds besser seyn!“

predigten vergebens die Weisen aller Jahrhunderte und aller Nationen; die thörichte Menschheit fährt fort in Formen oder Schalen zu suchen, was nur am Kerne liegt. Dieß geschieht in Folge der im Menschen wirksamen Trägheitsneigung. Und viele Millionen von Bewohnern der Erde scheinen durch ihre staatlichen Institutionen den Beweis zu liefern, daß wenn nicht alles, so doch die Hauptsache in der Schale liege, die man politische Staatsform nennt.

Dr. Tocqueville, ein Schriftsteller über Amerika, der lange Zeit als unumstößliche Autorität bei vielen galt, deducirte z. B. alles Vortreffliche, was sich in der großen Union zeigen sollte, aus deren Constitution und deren formellen Folgerungen. Andere und — als Anhänger der monarchischen Form — Gegner seiner Ansichten behaupteten gerade Gegentheiliges aus entgegengesetztem Grunde; sie sahen alles als schlecht an, weil eben nicht die monarchistischen Institutionen obwalteten.

Unter diesen zahlreichen sich direct widersprechenden Schriftstellern waren gewiß die meisten ehrliche Leute, welche selbst fest daran glaubten, Wahrheit erfaßt zu haben. Man wird endlich die unparteiische kritische Entscheidung verlangen, und es dürfte daher wohl demnächst nicht unangemessen erachtet werden, eine amerikanische Stimme zu vernehmen, die — ohne Widerspruch oder Widerlegung zu finden — neulich den Gegenstand ziemlich von der praktischen Seite in einem öffentlichen Organe verhandelte. Sie lautete:

„Wer macht die Politik, das Volk oder die Politiker? — Das Volk macht die Politiker und die Politiker machen die Politik, — die Sache ist einfach.

„Das Volk sagt: „„Wir wollen nur ehrliche Leute in Amt und Würden haben.““ Das Volk will und kann. Und doch hat es nur wenige ehrliche Leute. Dieß wäre wunderbar, wenn es nicht so einfach wäre; aber das ist gerade das Wunderliche am Wunderbaren, daß es, genau bei Lichte betrachtet, immer einfach ist. Das Volk fordert ehrliche Männer zur Vertretung seiner Interessen, aber es glaubt an keine Ehrlichkeit. Ein Politiker, der durchaus ehrlich ist, blamirt sich oder macht sich unmöglich, er wird verlacht oder zieht sich Feinde zu, wie Sand am Meere; das Volk wird ihm nicht glauben, denn das Volk ist souverän und die Souveränen wollen geschmeichelt seyn, während er es verachtet, ihm dem Volke, zu schmeicheln. Das Volk ist wo möglich noch eitler als die Fürsten, obwohl es gegen diese und ihre Hofschranzen zu Felde zieht. Das ist überall so: ein tüchtiger Mann, der ehrlich ist, muß meistens gestorben seyn, wenn er zu Ehren gelangen soll; im Leben kann er verhungern und wird verleumdet, nach dem Tode lobt man ihn und warum dieß? Nach dem Tode fürchtet man ihn nicht mehr, im Leben aber fürchtet man ihn, denn der Unehrlichkeit ist immer die Ehrlichkeit schrecklich.

„So handle nur einer ehrlich in der Politik und man wird ihn für einen Jesuiten halten oder für einen Dummkopf. Nimm einmal in der Wahl keine Wahlgelder an, weil dir dieß zu verächtlich ist, und bestreite, wenn du dich unter deinen Mitbürgern herumtreibst, um ihnen — wo es nöthig ist — zu einer klaren Ansicht der bestehenden Zustände und der Mittel zur Abhülfe von Uebeln zu verhelfen, die Unkosten, welche erwachsen, aus deiner eigenen Tasche, und jeder wird sagen, du seyest ein Narr oder ein heuchlerischer Schuft. Füllst du dir aber die Taschen, dann rühmt jeder von dir, daß du „Smart“ seyest und ein Capitalkerl. Nichts destoweniger verlangt derselbe Mann, welcher eine ehrliche Politik verlacht und eine unehrliche lobt, daß seine Politiker und Diener des Volkes ehrlich seyen. Er kann durchaus nicht begreifen, daß man aus freien Stücken und ohne selbstsüchtige Interessen, ja sogar mit Aufopferung etwas für die Freiheit thun könne, und doch verlangt er beides, dieß und das Gegentheil — Ironie des Geschicks.

„Wenn man uns hinsichtlich dieser Behauptungen auch mit dem Munde widerspricht, muß man uns doch im Herzen Recht geben, ebenso, wenn wir sagen: sowie die Dinge jetzt stehen, verderbt das Volk die Politiker und die Politiker verderben das Volk. Es zwingt dieses jene zum Lügen. O Wunder! — wenn sie so recht im Zuge sind, wird es empört, dann machen die Politiker als gehorsame Diener Halt, ja Kehrt. Nur einige Beispiele: so machten viele Gegner des Präsidenten Polk Kehrt, als es sich um den Krieg mit Mexiko handelte, denn sie fürchteten den Volksriesen, der sich damals in voller Majestät aufrichtete; so endossirte Marcy das Verfahren Ingrahams, weil er nicht wagte, sich der Volksmeinung entgegenzustemmen; denn daß dem alten in fauler Politik eingerosteten Staatsmanne das blanke Erz der Ingrahamschen That unangenehm war — dieß geht ganz deutlich aus der Art und Weise hervor, wie er sich — alle Consequenz über den Haufen werfend — der Amerikaner deutscher Abkunft nicht annimmt, welche so unglücklich sind, mit den hohen Regierungen unserer beliebigen deutschen Vaterländer in Collision zu kommen. Sie werden eingesperrt, des Vermögens beraubt (?) und kein Hahn kräht nach ihnen. Kein Ingraham fährt mit seiner Schaluppe über die deutschen Berge. Das ist dem Herrn Marcy lieb, und wäre es auch, wenn nicht aus andern Gründen, bloß deßhalb weil es ihm bequem ist. Wäre es denn der Mühe werth, sich um jeden deutschen Flüchtling, der mit einem der deutschen gottbegnadeten Landesväter in Collision kommt, zu trubeln? Hätten die Deutschen (in Amerika) ihre Stellung erfaßt, so stünde die Sache ganz anders, sie würden dann die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten aufregen, und vor der öffentlichen Meinung beugt sich selbst der amerikanische Staatssecretär. So aber läuft man Gefahr, für einen politischen Ketzer zu gelten, wenn man die Ehre der eigenen Stammesgenossen gegenüber nativistisch-demokratischer Mißachtung und Wegwerfung zu wahren sucht. Doch zurück zur vorliegenden Hauptfrage und zum Schlusse. Am Ende liegt der Fehler noch mehr an den Parteiorganisationen als am Volke selbst. Vorwahlen ohne Wahlfreiheit, aus solchen vorberathenden Versammlungen, Vorversammlungen zu den Vorwahlen und Gott weiß was alles, sind zu einem heilig gesprochenen Ritus geworden, den das Volk mitmachen muß, um die allein seligmachende politische Kirche, ohne die der Weltuntergang (d. h. der Interessen der Leithämmel) bevorsteht, zu retten. Und aus diesem Chaos von schlauen politischen Bevormundungen soll der Volkswille rein und stark, göttlich erhaben hervorspringen? Dagegen wäre das große Hexenwerk zusammt dem kleinen nur Kinderspaß!

„Spricht das Volk seinen Willen selbst aus und gebraucht es hiezu keine Makler und politische Seelenverkäufer, dann ergeben sich meist ganz andere Resultate als im umgekehrten Falle. Beispiele haben wir gesehen.

„So weit muß es kommen, daß das Princip der Selbstregierung vom Volke radikal durchgeführt wird, nur dann wird das Sprüchwort: „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme“ eine Wahrheit werden — früher nicht.“

Ich gebe diese Auslassung mit allen ihren kleinen Nebenirrthümern ohne Verkürzung, weil es mir nicht ansteht, irgend etwas zu verstecken, seyen es auch Schwächen meines Beweismanns. Dieser sieht — wie das bei den Amerikanern fast ausnahmslos der Fall ist — nach gewisser Richtung hin überaus scharf und richtig, während er nebenbei unverständig wie ein Kind schwatzt. Er tadelt die Volksschmeichler und schmeichelt selbst der „Majestät“ der Volks-Armensünderschaft! Auch er suchte nur Abhülfe in Hülsen- oder Schalenverbesserungen, ins Innere der faulen Sache kann oder mag er nicht dringen.

Ich nehme durchaus keinerlei Rücksicht, und gehe dem wirklichen Sitz des vorhandenen Uebels ohne Umstände zu Leibe, indem ich die menschliche Trägheitsneigung offen in Anklagestand versetze. Feige Furcht vor Anstrengungen läßt dem allein stichhaltigen Gesellschafts-Grundsatz des Seneca: „Alteri vivas, si vis vivere;“ (Andern lebe, wenn du dir leben willst) nicht zur Anwendung kommen, und so kann sich im Allgemeinen nur kurzsichtige grobe Selbstsucht entwickeln, die den Satz umkehrt und auf den Kopf stellt. Väter leben zu sehr sich, indem sie unablässig am Hazardspieltische der Gewinnsucht stehen, der Kinder Erziehung schlecht oder gar nicht erzogenen Müttern und Miethlingen überlassend. Amerika's Jugend wächst somit in Willkür und Selbstsucht auf, lernt sich

selbst nicht überwinden und beherrschen, sieht als Beispiel nichts als kurzsichtigste Selbstsucht und Leidenschaft für Geldgewinn; darum kann sie nicht Anderen leben lernen, wie Seneca weise empfahl. Im Mangel an Tugend unter den Unionsbewohnern ist allein die Ursache der miserablen Handhabung schöner Staatsinstitutionen zu suchen, und wird auf diesem faulen Flecke nicht das scharfe Reformmesser tüchtig gehandhabt, so bleiben alle andern Reformmittel erfolglos. Und wenn das Volk tausendmal vollkommen directest wählte, — aus einer Schaar Selbstsüchtiger wird man immer nur wieder und wieder Selbstsüchtige zu wählen im Stande seyn.

Amerikanischer Humanismus.

In Louisville, zum Staate Kentucky gehörig, der im Senator Thompson einen würdigen Repräsentanten ins Capitol von Washington sandte [1], ermordete eine ächt amerikanische Pflanze, Namens Matthew Ward, den Lehrer Buttler, der allgemeine Achtung genoß. Der Mörder unter sehr erschwerenden Umständen kam mit geringer Strafe davon, worüber ein straffüchtiges Publicum arg erbost ward. Die öffentlichen Blätter repräsentiren natürlich diese Entrüstung, denn sie sind ja nur die Lakaien ihrer Abonnenten. Es ist aber die Art und Weise, wie ein Louisviller Hauptblatt, „the Examiner" diese Sache auffaßt, recht charakteristisch, so daß ich einiges davon hier mittheilen will.

Der „Examiner" beginnt mit einer Klage über die Einwanderung von Yankee — Schulmeistern!! — nach den südlichen Staaten, und fährt dann fort: „diese Creaturen — die Yankee-Schulmeister — haben mit wenigen Ausnahmen nie den Schutz unserer Gesetze verdient. Sie sind menschlichen Wesen weder an Körper noch an Geist sehr ähnlich.

„Einige dieser herumwandernden Ignoranten sind dem Volke des Südens so verhaßt, viele davon sind so übervoll von Abolitionismus, Wühlerei, Betrug und Hinterlist, daß man die absichtliche Tödtung eines derselben, wenn er eben die Gemüther unserer Sklaven oder unserer Kinder vergiftet, unter allen Umständen für eine vollkommen zu rechtfertigende Handlung betrachten soll. Nach unserer Meinung hat es auch kein intelligenter Mann des Südens bezweifelt, daß es ganz recht sey einen Abolitionisten-Schulmeister, der unsere Sklaven zu bethören sucht und dabei ertappt wird, auf der Stelle niederzuschießen. Wir halten dieß für das ungeschriebene Volksrecht des Südens, und es scheint uns räthlich, das Gesetz öffentlich bekannt zu machen, damit es von den Abolitionisten-Blättern copirt, von den 3000 neu-englischen Predigern [1] verdonnert und bei der nächsten Antisklaverei-Versammlung in Faneuil Hall von Garrison [2] mit besonderem Nachdruck und schrecklichem Augenverdrehen vorgelesen werden kann. Wir sagen nochmals, das Niederschießen eines herumziehenden Abolitionisten-Schulmeisters ist sehr häufig eine verdienstliche und löbliche Handlung, die einem achtbaren südlichen Manne guten Anspruch auf ein Amt, wenigstens auf einen Sitz in der Gesetzgebung oder im Stadtrath verschafft. Mögen alle Yankee-Schulmeister, die mit einer näselnden Sprache, einem langen biblischen Namen und einem Exemplar von Websters Verwünschungs-Lexikon ausgestattet, im Süden einzufallen gedenken, sich ein für sie besser passendes Land aussuchen, in dem ihr Leben sicherer ist, als in den „„gemeinen, morderfüllten Sklavenstaaten."" Wir werden uns freuen, wenn die wahnwitzigen Ergüsse der Abolitionisten-Presse gegen die Freisprechung Wards diese Wirkung haben.

„Die Erschießung eines südlichen Mannes von Erziehung und Talent, eines Lehrers und nützlichen Bürgers, hat einen gerechten Grad der Entrüstung und Aufregung und einen gesetzlosen Ausbruch heftiger Gefühle hervorgerufen, welche auch die Zeit nicht zu mildern scheint. Wir müssen jedoch leider sagen, daß das Niederschießen eines händelsüchtigen, neu-englischen Abolitionisten-Schulmeisters keine solche Volkswuth erzeugen würde. Die Nachbarn würden dem glücklichen Schützen vielleicht ein Bankett geben oder ihn als Candidaten für den Congreß aufstellen, aber irgend einer Unannehmlichkeit würde er gewiß nicht ausgesetzt."

Nur wer die Sache auf die leichte Achsel nehmen will, mag bei dieser Controverse gegen ein näselndes, heuchlerisches Yankeethum an das:

„Jeder solcher Lumpenhunde" ꝛc.

denken, der Humanist muß sich tief betrüben. Es handelt sich im Grunde genommen nur um die Trägheitsneigung im Menschen, von dem das Institut der Sklaverei herrührt. Daß der Mensch unwillig wird, wenn ihm jemand das Faulbett wegnehmen will, ist natürliche Folge seiner Neigung, die als Pol so gut ihre Berechtigung hat wie der Thätigkeitstrieb. Aber eine Bestialität, wie sie aus obigem Artikel hervorschaut und welche leider ganz im Sinne einer nur allzu großen Menge geschrieben angesehen werden muß, bricht — dem Princip der Selbstbestimmung des Menschen das Genick! Ohne Zucht und Erziehungsdisciplin ists nichts mit den Menschen, denn sie versinken in Rohheit. Davon halte ich mich fest überzeugt und sollte man — wie das bereits geschah — mir auch ferner Abtrünnigkeit von der Volkssache vorwerfen. Barbarei habe ich nie als zu letzterer gehörend betrachtet.

---

[1] Die gemeinen Schimpfworte, welche dieser U. S. Senator auf die Einwanderer, namentlich auf die deutschen schmiß, sind ja wohl im Andenken des geneigten Lesers. A. d. V.

[1] Anspielung auf die von 3000 Neu-Englands-Predigern beim Congreß eingebrachte Antisklaverei-Petition. C. P.

[2] Garrison zeigt sich besonders thätig bei den Antisklaverei-Versammlungen in Faneuil-Hall zu Boston. C. P.

Bruchstücke aus einer „Reise nach Central-Afrika“.

(Nach Bayard Taylor.)

Erster Abschnitt.

1) Ankunft in Alexandrien. — Die Landung. — Mein erstes Bad im Orient. — Die Stadt. — Vorbereitungen zur Abreise.

Ich verließ Smyrna im Lloyddampfer Conte Stürmer am 1 November 1851. Wir schifften an den blauen sporadischen Inseln Cos, Rhodus und Carpathos vorüber, und die Breite des mittelländischen Meeres durchschneidend erreichten wir, den ganzen Weg von stiller See und vollkommen azurblauem Himmel begünstigt, den Leuchtthurm von Alexandrien am Abend des 3 Nov. Der Eingang in den Hafen ist eine schmale und schwierige Einfahrt durch Riffe, und kein Schiff wagt es, sie bei Nacht zu unternehmen, aber beim ersten Morgenroth kam ein ägyptischer Lootse zu uns an Bord und die aufgehende Sonne beleuchtete für uns die weißen Mauern der Stadt, die Windmühlen des Ras-El-Tin oder Feigencaps und die niedrigen gelben Sandberge, an welchen ich Afrika erkannte, denn sie wa en Propheten der Wüste hinter ihnen.

Wir fuhren in den alten Hafen zwischen der Insel des Leuchtthurms und dem Festlande, die jetzt durch einen halbinselartigen Streifen mit einander verbunden sind, auf dem das fränkische Quartier erbaut ist, bald nach Sonnenaufgang. Das Wasser wimmelte von Booten, ehe der Anker fiel, und der ägyptische Sanitätsbeamte hatte sich kaum entfernt, als eine ganze Schaar von Dragomans, Kellnern und Bootsleuten an Bord kam. Ein schielender Araber, der ein weißes Gewand und einen rothen Bund trug, redete mich italienisch an und erbot sich, mich in das orientalische Hôtel zu bringen. Ein Deutscher und ein Smyrniot, dessen Bekanntschaft ich auf der Reise gemacht hatte, nahmen mit mir seine Dienste an und wir wurden rasch an das Ufer gefahren. Wir landeten an einem Steinhaufen nicht weit von einem elend aussehenden Hause, das Zollhaus genannt. Es waren viel Freunde da, die uns willkommen heißen wollten, und ich werde niemals die Freude vergessen, mit der sie uns ans Ufer zogen, und den Eifer, mit dem sie einander hin und her stießen in dem edelmüthigen Bestreben, sich unserer Sachen anzunehmen. Allerdings hätten wir wünschen können, daß ihre Gesichter besser gewaschen, ihre Pumphosen weniger zerlumpt und ihre rothen Kappen weniger schmierig gewesen wären, und wir waren vielleicht undankbar, indem wir unserm Araber gestatteten, sie tüchtig auszuschelten und die Zudringlichen bei den Ohren zu nehmen, ehe unsere Koffer und Reisetaschen unter sie vertheilt werden konnten.

Beim Zollhause wurden wir von zwei dunkelfarbigen Herren in Turbanen und schwarzen wallenden Gewändern untersucht, die unser Gepäck ohne zudringliche Neugier die Revue passiren ließen und uns leise ins Ohr flüsterten „Bakschisch“, ein Wort, welches wir damals zum erstenmal hörten, welches aber der Schlüssel zu vielen unserer künftigen Erfahrungen seyn sollte. Der Zug von Lastträgern wurde dann in Bewegung gesetzt, und wir schritten durch mehrere Straßen von übertünchten zweistöckigen Häusern nach dem großen Platze des fränkischen Quartiers, welches sich warm und glänzend in der Morgensonne vor uns aufthat.

Die vorzüglichsten Hôtels und Consulate stehen an diesem Platze; die Bauart ist italienisch, hier und dort mit einem saracenischen Anstrich in den Fenstern und Thüren, besonders bei den neuen Gebäuden. Ein kleiner Obelisk von Alabaster, ein Geschenk Mohammed Ali's, steht in der Mitte auf einem Piedestal, welches einen Springbrunnen bilden sollte, aber kein Wasser hat. Dieß alles wie eine Schaar Esel und Eseltreiber und einen Zug beladener Kamele bemerkte ich auf unserm Wege nach dem Hôtel, in dem wir ein langes und nicht besonders reinliches Gebäude an der Nordseite des Platzes fanden. Die englischen und französischen Dampfer waren gerade angekommen, und es war kein Zimmer zu haben bis nach der Abfahrt des Dampfbootes nach Cairo am Nachmittag. Unser Dragoman, der sich Ibrahim nannte, rieth zu einem Bade als dem angenehmsten Mittel, die Zwischenzeit hinzubringen.

Der klare Himmel und die Temperatur waren die eines milden Junustages in der Heimath und die Neuheit der Gruppen auf den Straßen genügten, um für irgend eine Beschwerde zu entschädigen. Als wir aber den Platz der französischen Kirche erreichten und einen Garten von Palmen ihre glänzenden Blätterkronen schütteln sahen, war alles andere vergessen. Mein deutscher Freund, der niemals Palmen gesehen hatte außer als exotische Hungerleider in Sorrento und Smyrna, schlug vor Entzücken die Hände zusammen, und ich selbst, der ich zehntausende in den heißen Winden der Tropen rauschen gehört hatte, fühlte mein Herz vor Freude hüpfen, als wenn ihre Schönheit meinen Augen ebenso neu gewesen wäre. Denn keine auch noch so lange Erfahrung kann dem Reisenden das glückliche Gefühl der Neuheit rauben, welches seinen ersten Tag auf dem Boden eines neuen Landes erfüllt; ich gab mich ganz dem berauschenden Gefühle hin. Et ego in Afrika! war die Summe meiner Gedanken, und ich sah weder noch kümmerte ich mich darum, daß unser Freund Ibrahim ein Erzschelm war, was wir sehr bald entdeckten.

Das Bad, in welches er uns führte, sollte das schönste in Alexandrien und das prächtigste im ganzen Orient seyn, aber es stimmte ganz und gar nicht mit unsern Begriffen von morgenländischer Ueppigkeit überein. Ueberdieß wäre der Badewärter sein intimer Freund, und würde uns baden wie noch kein Christ gebadet worden seyn sollte. Eins behielt Ibrahim für sich, nämlich daß sein intimer Freund und er den Gewinn theilten, den sie aus unserer Unerfahrenheit zogen. Wir wurden in ein einstöckiges Gebäude von sehr unvortheilhaftem Aeußern geführt. Als wir in den niedrigen gewölbten Eingang eintraten, wurden meine Ohren von einem kläglichen Gestöhn getroffen, von dem ich zuerst vermuthete, daß es von den Personen ausgehe, die in der Operation des Badens begriffen wären. Nachher überzeugte ich mich aber, daß es von einem Rade herrührte, welches von einem Büffel gedreht wurde und dazu diente, das Wasser aus dem Brunnen zu heben. In einer Art Souterrain, das nach Seifenwasser roch und in dessen Mitte ein großer Behälter voll schmutzigen Wassers war, wurden wir von dem Badewärter empfangen, der uns in ein Zimmer zeigte, das drei niedrige Diwans mit Kissen enthielt.

Hier wurden wir entkleidet, und Ibrahim, der eine Menge Handtücher besorgt hatte, umwickelte unsern Kopf mit Turbans und umgürtete unsere Lenden mit einem einfachen orientalischen Gewand. Schwere Holzklötze wurden an unsere Füße befestigt und eine lebendige Bronzestatue führte uns durch düstere Gänge, die bisweilen heiß und von Dampf erfüllt, bisweilen kalt und seifig waren, und nach allem rochen, nur nicht nach den gewürzigen Düften des glücklichen Arabien, in ein kleines gewölbtes Zimmer, das durch einige Oeffnungen in der Decke erhellt war. Die feuchte Hitze war fast erstickend, heißes Wasser floß über die steinerne Flur, und die steinernen Bänke auf denen wir saßen, waren etwas kühler als Kochöfen. Die Bronzestatue verließ uns, und sehr bald fingen wir an aus allen Poren zu schwitzen und an die drei Männer im feurigen Ofen zu denken. Unser Behagen wurde dadurch eben nicht vermehrt, daß wir immerfort das Stöhnen hörten, und durch ein Loch in der Thür fünf oder sechs nackte Gestalten regungslos auf dem Rand eines dampfenden Fasses im äußeren Zimmer liegen sahen.

In diesem Augenblick kehrte unsere Statue mit einem Paar groben Haarhandschuhen zurück. Er nahm uns die Turbane ab, dann ergriff er einen meiner Freunde bei der Schulter, als wenn er ein Schaf gewesen wäre, und begann seinen Rücken sozusagen zu raspeln; dieses Verfahren, das insoweit abwechselte, als wir mit brühheißem Wasser übergossen wurden, erstreckte sich auf uns alle drei, dann durften wir ein wenig ruhen. Es folgte nun Seifenwasser, welches weicher und angenehmer in seiner Wirkung war, ausgenommen als er uns beim Haar ergriff und indem er uns den Kopf zurückbog, uns das Gesicht nach Herzenslust scheuerte, als wenn wir keine Augen, keine Nase und keinen Mund gehabt hätten. Wir hatten nun eine solche salamanderartige Temperatur erreicht, daß die Schlußoperation, indem uns ein Duzend Kübel heißes Wasser über den Kopf gegossen wurden, wirklich angenehm war. Nachdem wir in einen siedenden Trog getaucht worden, wurden wir in unser Zimmer zurückgeführt und in weite Musselinkleider gesteckt, um unsere Köpfe wurden Turbane gebunden und wir lagen auf den Diwans, um uns von der Ermattung des Bades zu erholen. Die Veränderung, die unsere neue Tracht hervorbrachte, war erstaunlich. Der kräftige Deutsche wurde ein türkischer Mollah, der junge Smyrniot ein malerischer Perser und ich — ich weiß selbst nicht was, aber wie meine Freunde mir sagten, ein viel besserer Moslem als Franke. Schwarzer Kaffee und schlechter Tabak vollendeten den Proceß, und trotz des Mangels an Reinlichkeit und des Ueberflusses an Flöhen entfernten wir uns leichter an Körper und von einer ruhigen Behaglichkeit erfüllt, die nichts stören zu können schien.

Nach einem späten Frühstück im Hôtel gingen wir aus, um uns die Stadt anzusehen; die Thür war von Eseln und ihren Treibern belagert, die uns in allen Sprachen auf einmal anredeten: „Venez monsieur“. „Take a vide, sir, here is a good donkey!“ „Schöne Esel“. „Prendete il mio bunnico“, und wir wurden zum Drehpunkte eines Wirbels von Eseln gemacht. Die einäugigen Eseltreiber schlagen sich, die Esel schlagen aus und man hat keine Ruhe, bis man sich auf eins der kleinen Thiere gesetzt hat; dann zwickt der Treiber das Thier in den Schwanz und knufft es in die Rippen, und dann wird man im Triumphe davongetragen. Das makellose Blau des Himmels und die köstliche Elasticität der Luft waren wahrhaft berauschend, als wir zwischen Gärten von Dattelbäumen mit reifen Früchten beladen nach dem Stadtthore und durch dasselbe auf eine breite Straße galoppirten, die mit Akazien besäumt war, welche nach dem Mahmud-Denkmal führte.

Nach Süden auf einem dürren Sandhügel stand die Säule des Diocletian, nicht des Pompejus, dessen Namen sie trägt. Es ist eine einfache Säule von 98 Fuß Höhe, der Schaft aber ist ein einziger Block, von rothem Granit und hebt sich prächtig gegen den Hintergrund eines solchen Himmels und eines solchen Meeres ab. Es ist der einzige Ueberrest des alten Alexandrien, der seines Ruhmes würdig ist, man könnte sich aber nichts Imposanteres und Beredteres wünschen. Die glühenden weißen Häuser der Stadt, die Minarets, die Palmen und Akazien füllen die Landschaft, aber sie steht abgesondert von ihnen im Sande und blickt nach dem Meere und der Wüste.

Am Abend nahmen wir wieder Esel und ritten außerhalb der Stadt nach einem Café an den Ufern des Canals. Ein Sonnenuntergang voll glühendem Rosenroth und Orangegelb senkte sich hinter der Pompejussäule auf die Wüste und die balsamischsten Lüfte kamen uns vom Meere durch Palmengärten entgegen. Ein Schweizer, Herr von Gonzenbach, an dessen Güte ich immer dankbar denken werde, begleitete uns. Als wir unter den Akazien saßen und den türkischen schwarzen Kaffee tranken, fuhr der Dampfer von Cairo vorüber. Er störte die Heiterkeit der Luft durch seinen häßlichen Rauch und verdarb die herrliche Ruhe der Landschaft in solcher Weise, daß wir gelobten, niemals etwas mit dem Dampfe zu thun haben zu wollen, solange wir auf dem Nil reisten. Unsere Eseltreiber hielten geduldig unsere langohrigen Thiere an dem Zügel, bis wir zur Rückkehr bereit waren. Es war dunkel, und da ich zuerst meinen Begleiter, einen kleinen einäugigen Kobold, nicht sah, so rief ich auf gerathewohl „Abdallah!“ dieß war zufällig wirklich sein Name, und er kam auf mich zugetrabt und hielt mir den Steigbügel, um mir beim Aufsteigen behülflich zu seyn. Es ist wirklich erstaunlich, wie rasch diese jungen Araber sprechen lernen. „Come vi chiamate? wie heißt Ihr“, fragte ich Abdallah, als wir nach Hause ritten. Die Worte waren ihm neu, aber ich machte ihm endlich ihre Bedeutung verständlich, worauf er sein Wissen in Anwendung brachte und mich fragte: „come vi chiamate?“ „Abbas Pascha“, erwiederte ich. „O, schon gut“, lautete seine rasche Erwiederung, „wenn Ihr Abbas Pascha seid, dann bin ich Sayd Pascha“. Am nächsten Morgen stand er mit seinem Esel vor der Thür und ich wollte denselben wirklich nehmen, wurde aber in ein wahres Getümmel von Eseln verwickelt, aus dem mich Abdallah befreite, indem er mich auf ein andres Thier hob. Als ich wegritt, sah ich den kleinen Kerl über seine Enttäuschung bitterlich weinen.

Wir drei zufälligen Gefährten vertrugen uns so gut mit einander, daß wir uns entschlossen, mit einander ein Boot nach Cairo zu miethen, anstatt auf den nächsten Dampfer zu warten. Wir eilten daher von Ibrahim begleitet nach dem Mahmudie-Canal, um die Barken anzusehen. Wie alle Dragomans hatte Ibrahim seine Privatliebhabereien und führte uns daher an Bord eines Bootes, das einem seiner Freunde gehörte. Das Boot war eine kleine Kangia mit einem großen lateinischen Segel am Bug und einem kleinen am Stern. Es war nicht mehr sehr neu, sah aber reinlich aus und der Reis oder Capitän verlangte 300 Piaster für die Fahrt; der Piaster ist die gangbare Münze des Morgenlandes. Sein Werth schwankt und ist höher in Aegypten als in Syrien und der Türkei, kann aber zu zwei Silbergroschen angeschlagen werden. Ehe wir den Handel abschlossen, fragten wir Hrn. von Gonzenbach um Rath, der sogleich seinen ägyptischen Diener abschickte und ein Boot zu 225 Piaster miethete. Alles sollte am folgenden Morgen zu unserer Abreise bereit seyn.

Streifzüge in Norwegen.

7. Gousta Field, Riukan Foss, Mariestien.

Gegen Morgen brachen wir zu Fuß und zu Roß, so heiter wie der uns trefflich begünstigende Augusttag, auf und eilten dem schönen Schauspiele eines Wasserfalles zu, der selbst in diesem hieran so überreichen Lande von den gebahnten Wegen ab in die Wildniß und Gebirgsöde lockt, und durch seinen Anblick diese Mühe lohnt. Der Weg hält sich stets zur Linken der Maanelv und bietet in großer Anzahl schöne Punkte dar; da sich zu beiden Seiten des Thales die Gebirge immer gigantischer und großartiger aufthürmen als Stufen und Knie den mächtigen Gousta umgebend, der stolz seinen eisbedeckten Gipfel über sie erhebt, und durch die streifenweise einschneidenden Schluchten seinen blendenden Schnee in das Schwarz seiner Tannenwaldung hinunterleuchten läßt. Das Thal selbst wird immer enger, je höher sich die schroffen Wände erheben, und der schäumende Fluß, der sich hindurchbricht, gönnt zu seinen Seiten dem Wanderer immer schmalere Wege, um neben dem Tannen- und Fichtenwalde emporzuklimmen. Nachdem wir geraume Zeit gestiegen waren, stießen wir auf eine Säterhütte, die auf einem verhältnißmäßig ebenen Absatze des Gebirges lag. Wir fanden sie leer, da ihr üppiges Gras und Futter abgeweidet und die kleine Heerde weiter geführt war. Wir ließen hier die Pferde und einen Führer mit dem Auftrage, jene bis zur Rückkehr zu hüten und aus unseren Vorräthen uns ein Mahl zu bereiten.

Trotz aller Vorbereitung auf die Erhabenheit dieser Gegend übertrifft ihr Anblick alle Erwartungen und überwältigend treten einem die furchtbar schönen Gebirgsmassen in ihrer großartigen Neuheit entgegen. Nach allen Richtungen hin eröffnen sich weite Aussichten, Berge häufen sich, drängen sich in mannichfachen Gestaltungen grotesk neben- und hintereinander, schroffe zerrissene Spitzen ragen aller Orten kahl hervor, in nicht zu großer Ferne überstrahlt von dem Glanz des mächtigen Gousta, der seine Felsenpyramide stolz hinter den wild zusammengehäuften Bergen, seinen Gipfel in den rasch dahinziehenden Wolken versteckt. Die eigenthümliche Beleuchtung, welche die Strahlen der Mittagssonne hervorbrachten, erhöhte uns die Schönheit des Schauspiels; ein fast ganz durchsichtiger Duft lagerte über den Bergen voll finsterer Tannen und Fichten von ungeheurer Höhe, die sich schlank und schön an einander drängen, ein weites düstres Waldmeer von unermeßlichem Umfange bildend. In den tief nach allen Richtungen einschneidenden Thälern herrschte eine feierliche Stille, denn die bedeutende Höhe der Thalwand läßt den unter den Bäumen verschwundenen Fluß, der auf der Sohle des Thales noch so geräuschvoll schäumt, hier nicht mehr vernehmen. Auf uns und selbst auf unsere Führer hatte der bewältigende Anblick seinen Zauber ausgeübt und die ausgelassenen Scherze waren in stumme Andacht und leises Geflüster verwandelt. Kein Vogel war zu sehen, kein Thier ließ sich blicken, ja wunderbarerweise war von diesem Punkte aus selbst kein rieselndes oder stürzendes Wasser zu sehen, alles Lebendige und Bewegliche schien in den tiefen Thälern wie vergraben, und der steinerne Riesengeist des erstarrten Nordens hier kaum hörbar athmend in seiner Felsenburg zu schlummern, während die schlanken Fichten und Tannen als ein unabsehbares Heer festgewurzelter Mitkämpen und Schildknappen seinen Schlummer bewachten.

Der Weg von dieser Säterhütte aufwärts verliert sich bald geheimnißvoll in einen düstern Wald und artet in einen steinigen schwierigen Fußsteig aus. Oft tritt er hart an den Abhang der sich zu unseren Füßen in unabsehbare Tiefe stürzt, wie sich die zur Seite liegende höhere Gebirgsmasse gleichfalls als eine schroffe Wand offenbart. Auch die gegenüberliegenden Höhen auf dem rechten Ufer des Flusses, der in ein immer engeres Bett gedrängt wird, ist mit Waldung bedeckt, in der sich von hier an die Birken mit dem Nadelholz untermischen. Immer noch klimmten wir mühsam aufwärts, so daß uns die Vertiefung des Thales immer gewaltiger erschien, bis sich dasselbe plötzlich im Hintergrunde mit noch höheren, kahlen und schwarzen Felsen versperrte, die den Blick trotz eines nicht zu verbergenden Schauers festbannten. Eine kesselartige Vertiefung machte sich in dem dichten Walde durch noch dunklere nackte Wände bemerkbar, und aus diesem Riesenkessel stieg eine mächtige Dampfsäule hoch in die klare Luft hinein. Um das Bild eines ungeheuren unermeßlichen kochenden Wassers noch vollständiger zu machen, blieb sie nicht immer in gleicher Richtung und von gleicher Stärke, sondern wankte sich kräuselnd bald hierhin bald dorthin, verschwand und tauchte wieder auf. Es war die Dampfsäule des mächtigsten Wasserfalls in Norwegen, die diesem den Namen des „rauchenden Wasserfalles, ruchand fossen“ gegeben hat, und die durch den vorhergegangenen Regen, der die Flüsse angeschwellt hatte, sich uns ungewöhnlich schön und mächtig zeigte.

Bald darauf machte sich die Nähe des Wasserfalles auch dem Ohre bemerkbar, und deutlich vernahmen wir neben dem wieder vernehmbaren Rauschen des Flusses dumpfe Schläge, wie den fernen Donner aus mächtigen Geschützen. Der Boden schien unter unseren Füßen zu beben und zu schwanken. Plötzlich wendete der Weg, wir traten aus dem Walde heraus, und gerade uns gegenüber, wenn auch fast noch eine halbe Meile entfernt, zeigte sich dem erstaunenden Auge das mächtige Wunder der Natur. Aus einer engen Felsenhöhle rollen siegreich, aber zornerregt durch den ewig hemmenden Widerstand, furchtbare Lasten von Wasserfluthen in wilder Wuth in einem großen dichten Bogen herab, und sprühen den schneeweißen Schaum tobender Wogen gekräuselt umher, den Dampf erzeugend, der über dem strömenden Gewölbe sich stets neu gestaltet. Jener dumpfe Schall, der sich hören ließ, rührt von den in die Tiefe hinabgeschleuderten Felsbrocken und Baumstämmen, unter deren Fall selbst des Gebirges Grund erbebt. Weiter hinaus sieht man den wirbelnden Strom seinem Falle zueilend ein ruhiges Waldthal durchschneiden, das oben von der blauen Ferne und der Wellenlinie der höheren Fjelden umkränzt ist; und jenseits des Gousta, wo er dem Mjösvand entströmt, fließt er zwischen schattigen Wäldern und sonnigen Hügeln oder grasigen Ufern dahin, so daß der Sennhirt in seinem ruhigen Wasser im Kahne liegt um in langen Stunden seinen Fischreichthum durch Angeln zu mindern.

Von der Hauptsäule des stürzenden Wassers haben sich nach allen Richtungen hin einzelne Strahlen zertheilt, die in dem engen Spalte, dem sie entströmt, wenigstens bei der von uns vorgefundenen Mächtigkeit desselben, nicht Raum fanden. Während jene nahe an 500 Fuß (nur 432 nach Hansteen) in ununterbrochenem Sturze als ganze Wassermasse niederfällt, die im Aufschlagen zu blendendem Silberschaum und Nebel zerstiebt, peitschen die Seitenstrahlen mit gewaltigen Schlägen, höher oder niedriger die nackten, schräganstehenden Felsen und machen sie glänzend glatt, während sie selbst zu durchsichtigen Schleiern von Dampf werden, der schon aus weiter Ferne kenntlich in dicken Wolken aufwärts in die Luft qualmt. Wie stolz und vermessen der Mensch auch sey, hier muß er sich in Demuth beugen und seine Nichtigkeit er-

kennen, und das Auge vermag dieses ewige wechselvolle Spiel von unaufhörlichen Zersplitterungen nur allmählich zu verfolgen. Gehoben wird noch dieser Eindruck durch den merkwürdigsten Contrast zwischen dem Leben des Sturzes und der todesähnlichen Ruhe seiner Wassermenge nach ihrem Falle. Das ganze Thal unterhalb der Ausschlagstelle des Falles ist von einem See erfüllt, dessen Ufer und Felsränder mit dem dunkelsten, nie von einem Sonnenstrahle erleuchteten Walde bewachsen sind, und wenn gleich sich die furchtbare Wassermasse unablässig brüllend hineinstürzt, so ist dennoch seine Fläche dicht daneben völlig ruhig. Ohne den Donner des rauschenden Stromes würde gewiß die heilige Stille dieses düster schattigen Waldsees ein ebenso anlockendes Plätzchen für ein träumerisches Gemüth seyn, wie es der gleich düstre Herthasee auf Rügen ist, an dem freilich nur das Säuseln der sanfteren Luft und der Schlag der Buchfinken das Ohr umspielt. So aber hat diese Ruhe etwas Unheimliches und Beklemmendes. Auch ist sie nur trügerisch, nur Schein, ein Moment der Ruhe. Schon in kürzester Entfernung wühlt der Strom brausend und rauschend in der Tiefe fort, mit erneuerter Wuth stürzen die Fluthen über die großen eckigen Felsen in ihrem Bette, und werfen die in die Tiefe gerissenen Baumstämme wieder auf die Oberfläche der Wassermasse empor.

Wir näherten uns dem Sturze, dem steilen Pfade und seinen vielfachen Wendungen folgend, zur Linken das Veermörk-Fjeld im Auge behaltend, mit seinen abenteuerlichen in das Thal einspringenden Vorbergen und seiner herrlichen Waldung, dem Ort des üppigsten Elgwildes und im schärfern Winter zahlreicher Rennthierhorden. Plötzlich verschwindet anscheinend der Pfad an einer jäh herabfallenden, fast nackten Felsenwand, die sich in eine schwindelnde Tiefe von mehr denn 400 Fuß versenkt, in welcher der Fluß wühlt und kocht. Es ist dieß eine in der weiteren Umgegend selbst bei Bergbewohnern berüchtigte Felsenwand, an der sich der bisherige Fußsteig als gangbarer Pfad fortsetzte. Wohl ergriff mich ein Schauder ihn zu betreten, die Mahnungen der Führer jedoch, ihre erprobte Gediegenheit und Kraft, die Versicherung eines herrlichen Lohns der gehabten Mühe, und die höhnende Mittheilung, wie ein Krüppel den Mariestien — wie der schwindelnde Pfad genannt wird — ruhig und furchtlos auf den Knieen hinaufrutschte, wie ein Kind einer verlornen Blume halber hinabkletterte, spornten meinen Muth, oder richtiger gesagt meine Eitelkeit, daß auch ich es wagte ihnen zu folgen, während der größte Theil unserer Gesellschaft zurückblieb. Wir zogen die Stiefeln aus um nicht auf dem glatten Gesteine zu gleiten, und ich folgte dem vorausgehenden Führer, während ein anderer unmittelbar hinter mir blieb, um mich nöthigenfalls zu unterstützen; das Gesicht mußte ich von der Tiefe ab gegen die Gebirgswand wenden, um nicht von dem schauerlichen Anblick des Abgrundes angezogen und zum Schwindeln gebracht zu werden.

Die Felswand ist völlig kahl, kein Baum, selbst nicht die auf dem ungastlichsten Boden sich ausbreitende Birke fand Muth ihren Standpunkt hier zu behaupten. Nur an dem gefährlichsten Punkte, wo eine zwar unbedeutende doch an dieser Stelle furchterweckende Felsspalte den Pfad überschreitet, sorgte eine höhere als irdische Vorsicht für eine Hülfe und einen Schutz, denn hier in dem durch die Zeit zerfressenen Urgesteine war etwas fruchtbare Erde gehäuft, um einer vom Winde gesäeten Fichte Kraft zu geben, mit ihren knorrigen Wurzeln den gefährlichen Spalt zu überziehen, und ihre zähen Arme schützend über die Tiefe zu breiten. Fast unmittelbar hinter diesem Punkte kann man beinahe senkrecht hinab über den Fall und hinaus über das Thal und den schimmernden Seespiegel schauen, dann aber senkt die Felswand sich, von einem unaufhörlichen Sprühregen befeuchtet, ebenso schnell und plötzlich als er aufstieg. Mächtige, abgerundete und scharfeckige, spiegelglatte Steine, die er in seiner Wuth von dem Gebirge gebrochen und zur Seite geschleudert zu haben scheint, führen in einer keck angelegten gigantischen Stufenfolge mitten in den Sturz hinein. Hier ist das dumpf wiederhallende Gebrüll betäubend und jede wörtliche Mittheilung unmöglich, da selbst das Rauschen des Stromes übertönt ist, geschweige die menschliche Stimme, wenn nicht von selbst hier das Wort stockte und ungesprochen bliebe.

Von furchtbaren stürzenden Wassermassen umgeben, in dem großartigsten Staubbade, hineingetaucht in das ewige Naß, bieten sich mit jedem Schritte, mit jeder Wendung des Gesichtes andere, veränderte zauberische Ansichten dar. Ueber den Köpfen sieht man die Spalte aus welcher der Sturz hervordrängt, die krystallene Wölbung, so durchsichtig sie ist, droht den Ausblickenden zu erdrücken, und die dahinstürzende Fluthenmasse gleicht einer nassen Grabesdecke. Die Spalte selbst scheint so eng, daß man hinüberspringen möchte; die Sonne schien schräg in sie hinein und erleuchtete den weißen Schaum, während der obere Theil der Felsen smaragdfarbig glänzte, und der Dampf blendend in ihrem Lichte spielte. Hier, umfluthet von spritzendem Schaume und herabrollenden Wogen, umdonnert von dem kochenden Sturze, in der Mitte des entfesselten wüthenden Elementes, zeigt die Natur eines ihrer lieblichsten, leichtesten, feenartigen buntesten Wunder. Unter, neben und über uns spielten tanzend auf dem blendendweißen, rauchenden Schaume Hunderte von halben und ganz geschlossenen Regenbogen, durch ihr gaukelndes Zittern scheinbar die Felsen selbst in ein Leben versetzend. Mehr wie an jedem andern Orte hatte diese farbigen Geister, aus Licht und Schatten geboren, an dieser Stelle, wo das Wasser alle seine Schrecken zeigt, etwas Versöhnendes, wie der Bogen, den Noah auf dem Berge Ararat sah, oder wie die Brücke, die sich der Nordländer in den Farben Bifrost's für die nach Walhalla wandernden Einheriar dachte.

Von der Säterhütte, die auf unserem endlich angetretenen Rückwege wiederum der Ort materieller Erfrischung wurde, unternahmen wir Herren noch eine Ersteigung des Gousta selbst. Obschon im allgemeinen nicht so für die Aussichten von hohen Bergen herab eingenommen und den Anblick der Berge selbst jenen Aussichten vorziehend, ergriff mich doch das Schauspiel, welches sich hier unsern Blicken darbot, auf das gewaltigste. Weithin über die immer undeutlicheren Contouren der einzelnen Fjelde, die, je mehr sie sich vom Auge entfernten, je kahler aussahen, erschien, wie hoch in der Luft schwebend und mit ihr zu einem Bilde verschwindend, der Meereshorizont. War er auch nur dem schärfsten Auge sichtbar, als ein wenig blitzender Schimmer, so that diese Unklarheit dem erhabenen Schauspiele keinen Abbruch. Von eigenthümlicher Wirkung waren die schneebedeckten Gipfel durch den merkwürdigen Contrast, mit dem dunklen Grau der Klippen, wo sie in die Thäler hinabsinken und mit Tausenden von Flecken und Streifen bedeckt sind, da in den tieferen, im allgemeinen schneefreien Lagen, doch jederzeit in einzelnen Schluchten und Löchern noch tief in den Sommer hinein, Schnee liegt, der nicht selten weit an den Abhang hinunterläuft, während die steileren Gebirgstheile nackt zwischen diesen Schluchten herausstarren.

Wir drangen aufwärts bis dorthin, wo der ewige Schnee, in seinen ersten Anfängen vielleicht nur durch zufällige besondere Umstände den heißesten Tagen des hiesigen kurzen Sommers Trotz geboten, und nun allmählich im Laufe der Zeiten zu einer mäch-

tigen Decke anwuchs, die allen Unterschied von Schlucht und Kuppe fast gänzlich vernichtete, und alles gleichmäßig begrub in der hochgewölbten Oberfläche seiner eigenen Ausdehnung. Hier bildet er in seiner Ewigkeit in der That eine Art Gebirgsformation, und die scherzhafte geognostische Erklärung des Gletschereises gegenüber den vulcanischen und neptunischen Gebilden als einem Gebilde atmosphärischen Ursprunges, das übergreifend über die höchsten Gebirgszüge der Erde gelagert ist und manche der späteren Schutt- und Grieslager an Alter übertreffen mag, wird hier ganz einleuchtend.

Erst nach einer geraumen Zeit und mit schwerem und bewegtem Herzen traten wir, von den hier genossenen erhabenen Schauspielen Abschied nehmend, unseren Rückweg an, und konnten den liebenswürdigen Bitten der weiblichen Reisegefährten nicht widerstehen, sie auf dem großen Wege nach Klockeruth zu geleiten und dort in ihrer Familie die Gastfreundschaft zu genießen. Mir, der ich meinen Kräften doch zu viel zugemuthet hatte, war die herzliche Aufnahme in dem Schooße der liebenswürdigen Familie eine um so werthvollere, da ich in der Person des Vaters, des Lehnkmannes A—s, einen ebenso kenntnißreichen und unterrichteten als mittheilenden Mann fand, dessen Vermittlung ich mannichfache Erfahrungen über diesen interessanten Landestheil Norwegens verdanke.

(In späteren Nummern wird eine Fortsetzung dieser Streifzüge folgen).

Ein Natur-Tunnel in der Sierra Nevada.

(Von C. P.)

Obgleich ich hier in New-York keinerlei bestimmte Auskunft über die Zuverlässigkeit des „Mariposa Chronicle", eines Californier Blattes, erlangen konnte, so glaube ich doch verpflichtet zu seyn, einen Artikel desselben über die Entdeckung eines Natur-Tunnels in der Sierra Nevada nicht unbeachtet zu lassen. Denn genanntes Blatt verbürgt sich für die Wahrheitsliebe des Berichterstatters, dessen anhaltende Forschungen in mehreren Theilen Californiens als allgemein bekannt erklärt werden, ohne daß jedoch dessen Name genannt wird. Sollte übrigens die Geschichte ganz oder zum Theil sich als fictionär herausstellen, so büßt ein Leser ja nichts dabei ein; im andern Falle kann man so interessante Entdeckungen nicht zeitig genug erfahren. Die Worte des Entdeckers sind:

„Im J. 1851 machte ich einen Zug gegen die Indianer mit, und beobachtete daß einige derselben, welche mir verfolgten, in der Nähe eines gewissen Punktes am Anfange eines Thales verschwanden, und obgleich wir jeden Busch und Felsen in der Nachbarschaft untersuchten, so waren wir doch außer Stande, irgend Aufschluß über ihren Schlupfwinkel zu entdecken. Nach unserer Rückkehr wurde vom Mayor Summer einer geräumigen Höhle am Anfange des Yo-Semity-Thales Erwähnung gethan, und ich schloß alsbald, daß diese der geheime Aufenthalt der Indianer sey und richtete deßhalb meine Aufmerksamkeit auf jenen Punkt. Nachdem wir drei Tage lang gesucht hatten, ohne daß unsere Bemühungen ein Erfolg krönte, beschloß ich einen andern Weg zum Ziele einzuschlagen; der Zufall oder das Glück verschaffte uns jedoch was auf keine andere Art hätte erreicht werden können. Durch das Klettern unter verwitterten und bemoosten Felsen am Fuße einer hohen Klippe war ich so staubig geworden, daß mir ein Bad sehr noth that. Da ich in dem benachbarten Wasserfall oder Sturzbach, der an Höhe den berühmten Wasserfall des Himalaya übertrifft, Gelegenheit hatte ein Schauerbad zu nehmen, so begab ich mich dorthin.

Gewöhnlich kann man der Hauptmasse des fallenden Wassers nicht näher als auf 100 Yards kommen, wegen des Wasserdunstes der über und um den Kessel hängt; allein es wehte zur erwähnten Zeit ein starker Wind das Thal herauf und trieb den Gischt zur Seite, der meine Annäherung verhinderte. Ich stand im Begriff mich zu entkleiden, als ein Windstoß, stärker als irgend ein vorhergehender, vor meinen erstaunten und freudigen Blicken die lange gesuchte Höhle entschleierte. Ich vergaß die mir so nöthige Waschung, eilte zu meinen Begleitern zurück und machte sie mit der wunderbaren und glücklichen Entdeckung bekannt. Der Rest des Tages wurde auf Vorbereitung der Fackeln verwendet, und nach einem saftigen Frühstück am andern Morgen begannen wir unsere Erforschung der Höhle.

Wir fanden keine Schwierigkeit in dieselbe einzutreten, obwohl uns der Wassersturz tüchtig durchnäßte, hinter welchem sich, geschützt durch einen Felsenvorsprung, ein nach der Höhle führender offener Raum zeigte. Ich habe keine Worte, um das Gefühl der Ehrfurcht zu beschreiben, die mich ergriff als ich die Hallen dieses großartigen und wunderbaren Bauwerkes betrat, das nicht von sterblichen Händen aufgeführt ward. Alles was ich als Knabe in Romanen gelesen hatte, alles was eine lebhafte Phantasie von einer unterirdischen Welt sich vorgemalt hatte, war zahm und gewöhnlicher Art, im Vergleich mit diesem hehren, staunenswerthen Werk der Natur.

Doch weiter! Mit brennenden Fackeln begannen wir vorsichtig unsern Marsch und bewunderten die riesigen Tropfsteingebilde, welche das Licht unserer Fackeln vervielfältigt widerstrahlten. Nur eine kurze Strecke waren wir vorwärts gedrungen, als uns im Felsen und auf einer mit Staub bedeckten Fläche Indianerspuren aufstießen. Anfänglich erschracken wir über diese Entdeckung, allein nach einiger Ueberlegung nahmen wir an, daß Spuren an solchem Orte jahrelang frisch bleiben könnten, und außerdem ermunterte uns noch der Gedanke, daß die Spuren unsere Forschung erleichtern würden.

Dieß erwies sich als richtig; denn wären wir nicht der Indianerfährte gefolgt, so würden wir uns zuletzt in mehr als ägyptischer Finsterniß befunden haben. Durch die Hoffnung ermuthigt, bald wieder Tageslicht zu erblicken, setzten wir unsern Marsch fort. Von Einem waren wir überzeugt, nämlich daß die Höhle sowohl einen Ausgang wie einen Eingang haben müsse, denn ein starker Luftzug strömte uns immer entgegen, und unsre Fackeln brannten flackernd und rasch hinweg; zu rasch, denn unser Vorrath an Kienholz verschwand sehr schnell. Ich dachte daran durch Mike einen frischen Vorrath holen zu lassen, als wir, um eine scharfe Ecke des Durchganges biegend, zwei hohen kräftigen Indianergestalten von Angesicht zu Angesicht gegenüber standen. Es ist unmöglich, die Verwunderung und Wuth, welche aus ihren Gesichtern sprach, mit Worten zu schildern, und hätte es in ihrer Macht gestanden, so wären wir einem unvermeidlichen Untergange anheimgefallen. Aber nach einer Weile bemerkte ich, daß der eine etwas Spanisch

sprach, und mit einiger Schwierigkeit gab ich ihnen zu verstehen, daß uns der „große Geist" durch den geheimnißvollen Weg geleitet habe. Darauf sagten sie mir in gebrochenem Spanisch, daß wir kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hätten; daß etwas weiter voran ein ungeheurer Abgrund sey, den jedoch die Indianer mit Baumstämmen überbrückt hätten, welche wir nachher versteinert fanden, und daß es noch andere Passagen gebe, die zu Seen und Flüssen führten, aber keinen bekannten Ausgang hätten. Sie erzählten, daß dieser Paß nur ihrem Stamme und uns bekannt sey; sie hätten zwar davon zu Major Summer gesprochen, aber ihm den Paß niemals gezeigt; sie seyen die angesehensten Heilkünstler ihres Stammes und kehrten von einem Besuche des weißen Indianerstammes am östlichen Ende des Passes zurück. Sie gaben uns darauf einige ihrer Fackeln, sagten uns Lebewohl und schieden von uns. Erfreut über unser gutes Glück, setzten wir unsern Weg frohen Muthes fort. Wir fanden bald den furchtbar gähnenden Abgrund, in welchen wohl manches Opfer wilder Grausamkeit geworfen worden war; denn auf dem Boden entdeckten wir mit Hülfe einer hinabgeworfenen Fackel die Gebeine vieler menschlichen Wesen. Wir fanden auf unserem Wege keine weitern Hindernisse als einige massive Steinblöcke, die wir überklommen, und am Morgen des vierten Tages gelangten wir in das Dorf der sogenannten „weißen Indianer" am östlichen Abhange der Sierra Nevada."

Diese Höhlengeschichte wird auch in Verbindung gebracht mit Legung einer Eisenbahn aus dem Mississippi-Thal nach San Francisco; allein zufolge den Nachrichten über das durch den Gadsden-Vertrag gewonnene neue Territorium scheint es als könne die Sierra Nevada im Süden von einer Eisenbahn nach Francisco ganz umgangen werden. Das liefe allerdings gegen die Wünsche Bentons, dem die Route des Colonel Fremont über Utah besser paßt, weil von ihm die Verbindung mit Oregon im Auge gehalten wird. Es scheint jedoch, daß Bentons Ansehen in Missouri stark im Sinken begriffen sey und seine Gegner im Uebergewicht sind. Die Anstrengungen zur raschen Bevölkerung von Kanzas und Nebraska durch Einwanderer könnte allerdings zur Ausführung einer Bahn von Missouri aus in der Fremont'schen Richtung führen, ehe man sich über die Legung einer Bahn durch das Gadsden-Territorium einigte, wozu der Unionsschatz herhalten soll, auf dessen Plünderung so viele erpicht sind. E. P.

Nachrichten über Dr. Livingston.

Ein Passagier des Pluto, welcher am 25 Julius von Fernando-Po abging, schreibt: „Nachdem wir Fernando-Po verlassen, und zu Loando uns mit dem Oberofficier in Verbindung gesetzt hatten, wurden wir den Kongo-Fluß hinaufgeschickt, um einen Streit zu schlichten, der sich zwischen dem Capitän eines englischen Kauffahrers, einer Brigg, und einigen Portugiesen erhoben hatte. Nach Schlichtung desselben gingen wir nach Loando zurück, in der Erwartung, dort Briefe zu finden; da indessen der Polyphemus nicht rechtzeitig ankam, so segelte das Schiff wieder nach dem Kongo ab; ich wurde in einem unserer großen Boote mit vier Mann aus dem Kru-Seam zurückgelassen, um das Postfelleisen in Empfang zu nehmen. Während dieses unseres Aufenthalts traf ich in dem Hause eines der Commissäre mit Dr. Livingston zusammen; er war so eben auf dem Ueberlandwege vom Cap eingetroffen — ein höchst schwieriges Unternehmen, das zuvor noch nie ausgeführt, wenn auch öfters versucht worden war. Die Art und Weise wie er dieses sein Unternehmen ausführte, war wesentlich von den Reiseplänen seiner Vorgänger verschieden; denn anstatt mit einem halben Hundert Diener, Pferde, Ochsenwagen u. dgl. sich auf den Weg zu machen, nahm er bloß einen Sextanten, eine Büchse, einen Chronometer, ein Zelt, vier Diener, und Proviant auf ebenso viele Tage mit, sich auf die Vorsehung und auf seine Büchse zur Herbeischaffung des weiter Erforderlichen verlassend.

Nachdem er die Capcolonie verlassen hatte, mußte er ziemlich weit nordöstlich gehen, um die Wüsteneien und die in deren Nähe befindlichen feindseligen Stämme zu vermeiden, welche zu seiner Linken lagen. Auf diesem Wege mußte er gar viele Nebenflüsse des Zambezi und anderer Wasser, deren Namen mir entfallen sind, übersetzen, bis er in einer großen Stadt ankam. Da der Häuptling sehr gastfreundschaftlich war, so blieb Dr. Livingston kurze Zeit hier, um sich wieder etwas zu erholen, indem er während der Dreiviertel-Jahre, die er zu diesem Theile seiner Reise gebraucht, ein halb Dutzendmal dem Wasser- und Hungertode nur mit genauer Noth entgangen, und weiter ihm an zwei Stellen der Arm durch einen Löwen in ziemlich gefährlicher Weise gebrochen worden war. Er war, wie es sich herausstellte, eines Abends fortgegangen, um einiges Wild zu schießen; seine Dienerschaft aber war, nachdem das Zelt aufgeschlagen gewesen, zurückgeblieben. So kam es, daß er ganz allein plötzlich auf einen gewaltigen Löwen stieß, der sich eben sprungfertig machte. Dr. Livingston verlor keinen Augenblick und feuerte, muß aber in demselben Augenblicke zu Boden geworfen worden seyn und die Besinnung verloren haben, da er nichts mehr von dem was um ihn her vorging, weiß — von dem Augenblicke an, wo er sein Gewehr abschoß, bis zu dem Augenblicke wo er an dem darauffolgenden Morgen von seiner Dienerschaft gefunden wurde. Es fand diese den Doctor bewußtlos auf dem Boden liegen, neben ihm einen todten Löwen. Als Dr. Livingston weiter reisen wollte, gab der Häuptling, dem es sehr darum zu thun war einen Weg nach Westen hin zu finden, um sein Elfenbein nach der Küste bringen zu können, ihm vierundzwanzig von seinen Leuten mit, welche ihm auf seiner Reise hülfreiche Hand leisten sollten.

Nun ging Dr. Livingston abermals nordöstlich, bis er unter die Breite von Loando kam. Jetzt erst wartete seiner der schwierigste Theil seiner Arbeit; mehr denn tausend (englische) Meilen weit mußte er durch die unerforschten Länder unserer Landkarten dringen — mußte er Länderstriche durchwandern, welche bis dahin von keinem Weißen betreten worden, und sogar den Schwarzen, die ihm bisher unter die Augen gekommen, ganz und gar unbekannt waren. Gleichwohl erwies sich dieser Theil seiner Reise als der leichteste; und erst dann, als er in die Nähe von Cassanga kam, unweit der portugiesischen Gränze, fand er sich wieder Belästigungen ausgesetzt. Das Land selbst, durch das er gekommen war, fand er dicht bevölkert, die Einwohner aber durchaus friedlich gesinnt. Wenn ich Ihnen sage, daß diese Schwarzen noch nie einen Weißen gesehen hatten, werden Sie sich leicht denken können, welches Wunder er ihnen war; so oft er an einem Orte einige Zeit liegen blieb, kamen von nah und fern Menschen in Masse herbei,

um ihn zu sehen, und es sprach sich in deren Gesichtern das höchste Staunen aus. Da der Doctor von der Sonne stark gebräunt war, so waren sie nicht so sehr über seine Hautfarbe, als vielmehr über seine ungemein langen Haare erstaunt; letztere waren es, welche überall wohin er kam als ein wahres Wunder angesehen wurden, und hoch erfreut zeigten sich alle jene, welche eine Locke von diesem Wunderhaare bekommen konnten. Bei jedem Stamme mit dem er bekannt wurde, fand er irgend welche Vorstellung von einem höchsten Wesen und einem zukünftigen Leben vor, obgleich diese Menschen alle nebenbei verschiedene Thiere anbeten, die ihnen heilig sind. Ueberall wo er sich aufhielt, wurde er bereitwilligst und reichlichst mit Lebensmitteln versehen, und, wie bereits erwähnt, fand er sich erst dann Belästigungen ausgesetzt, als er in die Nähe der portugiesischen Landestheile kam. Dort haben nämlich die Einwohner schon seit langer Zeit den Menschenraub gewerbsmäßig getrieben: die Menschen, die sie weiter landeinwärts stehlen, verkaufen sie als Sklaven an die Portugiesen, und so wurden sie denn, aus lauter Furcht es möchte ihr schmählicher Handel durch Eröffnung eines Weges in jener Richtung leiden, überaus lästig; fast bei jedem Schritte, den der Doctor machte, wollten sie ihn zur Bezahlung eines Zolles zwingen. Gleichwohl gelang es ihm durch seine Kühnheit, sich einen Weg zu bahnen, und so kam er Anfangs Junius wohlbehalten zu Loando an, genau zwei Jahre nach seiner Abreise vom Cap.

In Folge der vielen und großen Strapazen denen er ausgesetzt gewesen, sieht der Doctor gar mager aus; auch kann er seinen Arm noch nicht recht gebrauchen: sobald er indessen wieder hergestellt ist, hat er die Absicht, zu Land nach dem Cap zurückzukehren, und zwar wo möglich auf einem kürzeren Wege. Wir hatten seine ganze Dienerschaft an Bord, und zeigten den Leuten das Schiff. Da sie noch nie Salzwasser, noch nie ein Fahrzeug gesehen, das größer gewesen wäre als ein Baumstammkahn, so waren sie höchst erstaunt und erfreut, sagten aber zugleich dem Doctor, daß es ihnen nie gelingen würde, bei ihrer Rückkehr ihre Landsleute von der Wahrheit des Gesehenen zu überzeugen. So staunenswerth, so wunderbar kam ihnen alles vor.

* * *

Auszüge aus einem Briefe des Hrn. Dr. Livingston an Hrn. Arthur Tidman, d.d., datirt Stadt Sekletu, Linyanti, 24 Sept. 1853 sagen: „Nach Beseitigung der Hindernisse, welche uns zu Kuruman zurückgehalten hatten, reisten wir rasch nach dem Lande Sebituane hin, bis wir noch einen Breitegrad von hier entfernt waren. Da wurden, außer mir und einem jungen Burschen, mit einemmale alle fieberkrank, so daß wir liegen bleiben mußten. Dieß verursachte zwar weiteren Zeitverlust, aber doch genasen mit Gottes Hülfe alle wieder. Als wir hier, in der nördlichen Hauptstadt des Makololo anlangten, wurden wir mit allen Freudenbezeigungen empfangen, zu deren Gegenstand sie ihre Häuptlinge zu machen gewohnt sind. Auf dem Flusse, der überall den Namen Lecambye führt, in dem Dorfe Sekhosi, schifften wir uns ein; unsere Flotte aber bestand aus 33 Baumkähnen, und unsere ganze Gesellschaft aus etwa 160 Personen. Von der Krümmung zu Katima-Molelo bis zu dem Punkte wo das Barotse-Thal anfängt, ist das Land mit Wald und Tsetse bedeckt. An beiden liegen viele Dörfer der Banyet's, eines armen aber fleißigen Volkes. Sie verstehen sich meisterhaft auf das Jagen von Flußpferden und anderen Thieren; auch bauen sie stark Brodfrüchte. Weiterhin scheinen die hohen Ufer den Fluß zu verlassen und nach NNO und NNW zu streichen, bis sie etwa 20 bis 30 Meilen weit auseinanderlaufen; der zwischenliegende, etwa 100 Meilen lange Raum ist das Land Barotse; und es wird dieses jährlich überschwemmt, wie Nieder-Aegypten vom Nil. Das Thal ist von großen, aber saftigen Gräsern bedeckt, welche während einestheils des Jahres von zahlreichen Viehheerden abgeweidet werden. Der Makololo hat in diesem Thale viele Dörfer; ich habe nicht alle aufgeschrieben welche ich besuchte, und viele waren noch in der Ferne zu sehen. Daß aber keine großen Städte vorhanden sind, ist gewiß. Die Ursache hievon ist daß die Erdhügel, worauf allein Städte und Dörfer gebaut werden, sämmtlich klein sind, sowie daß die Leute ziemlich weit auseinander wohnen müssen, weil sie großen Reichthum an Vieh haben. Nariele, die Hauptstadt des Landes Barotse, hat keine tausend Einwohner. Wir gingen immer weiter nördlich bis an die Stelle, wo der Leeba oder Londa sich mit dem Hauptstrome Liambye, unter 14° 11′ südlicher Breite, verbindet, und fanden daß das Land die gleichen Züge wie bisher darbot. Nach Nariele zurückkehrend, ging ich auf die östliche Hügelkette zu, um diese näher zu untersuchen, und das Etablissement eines Kaufmanns auf der fernsten binnenländischen Station der Portugiesen, Benguela gerade gegenüber, anzusehen. Dort fand ich ein Pfahlwerk, sowie eine Stange aufgepflanzt, welche die portugiesische Fahne tragen sollte. Die Häuser des Kaufmanns und einiger Mischlinge waren in wohl-afrikanischem Style gebaut. Der Besitzer, den ich früher schon in Linyanti gesehen, war nicht da; seine Dienerschaft bot allem auf, um sich mir gefällig zu erweisen. Als meine Ruderer mir auf dem Boden ein Bett zurecht machten, bestanden diese Diener darauf, daß ich mich in das Bett ihres Herrn legen sollte; und in meinem ganzen Leben war ich innerlich noch nie so dankerfüllt, daß ich ein warmes Lager gefunden — denn ich befand mich in dem Kälte-Stadium eines intermittirenden Fiebers, wovon ich nach meiner früheren Fieberkrankheit immer noch heimgesucht war. Ich hatte einen Augenblick im Sinne, in der Gesellschaft dieses Kaufmanns nach Westen vorzudringen; schon innerhalb des Pfahlwerks ließ mir es als wünschenswerth erscheinen die Reise allein fortzusetzen. Ich habe — es thut mir leid, dieß sagen zu müssen — keine gesunde Localität gefunden. Das ganze Land Sebituana ist ungesund. So weit wir kamen, ist die Strömung des Flusses eine ziemlich starke, und es bewies dieselbe, daß wir auf einem hoch gelegenen Tafellande gewesen seyn mußten; dennoch machen die Ueberschwemmungen das Fieber zu einer sehr allgemeinen Erscheinung. Ich weiß nicht, was ich thun soll, werde aber die Sache doch nicht als hoffnungslos aufgeben. Schande über uns Missionäre, wenn wir uns von Sklavenhändlern den Rang ablaufen lassen. Ich traf Araber von Zanguebar, welche dem Imam von Muscat unterthan waren und den ganzen Continent durchzogen hatten. Sie schrieben bereitwillig in arabischer Sprache Verschiedenes in mein Notizbuch, und bekannten ohne alle Scheu, daß Mohammed der größte unter den Propheten sey. Wäre mir durch die Boers meine Himmelskarte nicht vernichtet worden, so hätte ich die geographische Länge einzig und allein durch astronomische Rechnungen bestimmen können; da diese weit verläßlicher sind als die gewöhnliche Methode der Monddistanzen. Sofern ich daher nicht irre, sind wir näher bei der West- als bei der Ostküste. Nariele liegt 23° östlich, und der Zusammenfluß des Liba oder Londa nicht viel weit davon. Es hat mir an Zeit gefehlt, die geographische Länge dieses Punktes zu bestimmen; es ist mir nur so viel bekannt, daß der Liba-Fluß von der Hauptstadt eines mächtigen Staates herkommt, dessen Oberhaupt gegen Fremde freundlich gesinnt seyn soll. Gibt mir der Häuptling die Erlaubniß zur Rückkehr, so können vielleicht zwei Drittel des Weges zu Wasser zurückgelegt werden. Und sollte

dort mit der Zeit eine Mission gegründet werden, so wird alles um so besser stehen. Ich bin gesonnen, einen Versuch zu machen nach Loanda vorzudringen, weil viele Engländer dort leben — wenn es auch weiter ist. Ich mache die Reise zu Pferde, indem es heißt, eine Reise zu Wagen sey eine Unmöglichkeit, wegen der Wälder und der vielen Wasser. Die Portugiesen lassen sich auf Hängematten tragen, die an Stangen angebracht sind; zum Tragen einer Person sind immer je zwei Sklaven erforderlich; allein es sieht das Ding gar nicht gut aus. Die portugiesischen Karten gründen sich sämmtlich auf Berichte von Eingebornen; und darum sind dieselben durchaus unverläßlich. Das Land wird von vielen Stämmen bewohnt, welche an Besuche von Fremden mehr oder minder gewöhnt sind. Die größte Schwierigkeit wird, fürchte ich, wohl darin bestehen, daß wir uns den Leuten verständlich machen. Ihre Sprachen sind zwar mit der Barotse-Mundart nahe verwandt; letztere aber mir verständlich zu machen, wollte mir nicht gelingen. In der Richtung von Mosioatunya hat das Land hohe Gebirge; und was das Land Batska betrifft, so ist es ein hochliegendes Tafelland, das nur die Flüsse entlang Bäume aufzuweisen hat. In diesen beiden Ländern mögen sich wohl gesunde Striche finden; jedoch hielt ich es nicht für meine Pflicht dort zu reisen, weil die Nähe von Mosilikatse dem Makololo oder irgend einem anderen Stamme es unmöglich macht dort zu wohnen. Unter den Matlbeles kann immer noch ein Wechsel hervorgerufen werden, welcher die dermalige Gestaltung der Dinge zu einer andern machen würde."

Miscellen.

Zuckererzeugung in Frankreich. Der Runkelrübenzucker der in den vier Monaten, November, December, Januar, Februar dieses Jahres erzeugt wurde, betrug 73,987,419 Kilogramme; beinahe so viel als das Erzeugniß des ganzen vorigen Jahrs (vom September 1852 bis September 1853).

*

Websters Correspondenz. Wie die Reden Websters, so sollen nun auch seine Briefe veröffentlicht werden. Diese Sammlung wird muthmaßlich sehr viel Interessantes und Werthvolles enthalten, denn die bedeutendsten öffentlichen Männer des letzten halben Jahrhunderts, darunter Madison, Marshal, Wirt, Clay und Story correspondirten mit ihm. Unter seinen Papieren findet sich auch eine Schilderung des unangenehmen Streits zwischen Webster und John Randolph von Roanoke, der vor etlichen Jahren einiges Aufsehen machte. Sie waren beide zu gleicher Zeit Mitglieder des Repräsentantenhauses. Der politische Theil der Corresondenz wird unter anderem noch unveröffentlichte Actenstücke über internationale Verhältnisse, sowie Briefe über innere politische und Parteiverhältnisse enthalten.

*

Handel und Finanzen der Türkei. Es kann nicht fehlen, daß die französisch-englische Allianz mit der osmanischen Regierung auch zu einem stärkeren Verkehr mit dem Land und dadurch zur Entwicklung der zahlreichen Quellen des Wohlstandes führe, welcher sich die Türkei erfreut, die jedoch im Augenblick aus verschiedenen Ursachen ziemlich unbekannt sind. Da die Ausgaben der Regierung zur Zeit größer sind als je, so wird auch die Nothwendigkeit einer schleunigen Entwicklung jener Hülfsquellen empfunden und zweifelsohne demgemäß gehandelt werden. Im Augenblick übersteigen die Ausgaben die Einnahmen, wenn schon nur um wenig. Dabei sind übrigens die durch den Krieg mit Rußland veranlaßten Unkosten nicht in Anschlag gebracht. Die Einnahmen der Türkei fließen hauptsächlich aus den Zehnten, der Einkommensteuer, der Kopfsteuer, den Zöllen, den ägyptischen und verschiedenen anderen Tributen, während die Kosten des stehenden Heeres fast die Hälfte der Ausgaben verschlingen. Die Einnahmen und Ausgaben der Türkei stellen sich nun (nach einem englischen Blatte) wie folgt:

Einnahmen:

Die Haupteinnahme besteht in den Zehnten .	220	Mill. Piaster.
Einkommensteuer	200	"
Kopfsteuer der Nichtmuselmänner	40	"
Zölle	86	"
Aegyptischer Tribut	30	"
Walachischer "	2	"
Moldauischer "	1	"
Serbischer "	2	"
Verschiedene Einnahmen	150	"
	731	Mill. Piaster.

Ausgaben:

Civilliste des Sultans	75,000,000	Piaster.
" der Sultanin-Mutter	8,400,000	"
Armee	300,000,000	"
Marine	37,000,000	"
Bezüge der Verwaltungsbeamten aller Art	195,000,000	"
Zuschüsse an religiöse Anstalten und Moscheen	12,500,000	"
Lebenslängliche Leibrenten zum Ersatz für aufgehobene Lehen	40,000,000	"
Auswärtiges, Gesandte u. s. w. . . .	10,000,000	"
Staatsstraßen, Unterhaltung des Pflasters u. s. f., insoweit der Staat dazu beiträgt	10,000,000	"
Lebenslängliche Leibrenten, Interessen von ausgegebenen 6procent. Schatzscheinen	22,000,000	"
Ohne bestimmten Zahlungstermin . . .	29,000,000	"
Gesammtausgaben	738,900,000	Piaster.

Was den Handel zwischen der Türkei und England betrifft, so hat derselbe letztlich binnen wenigen Jahren sehr bedeutend zugenommen. Einer der Hauptausfuhr-Artikel des Landes besteht in Getreide; doch hat die türkische Regierung die Verschiffung desselben erst 1842 gestattet. Von da bis 1848 hat sich die Maisausfuhr aus Galacz von 597,062 auf 1,270,745 Quarter, also um 110 Procent gesteigert. Während desselben Zeitraums ist die Weizenausfuhr aus Ibraila von 667,909 auf 1,862,909 Quarter, also um 180 Procent gestiegen. Die Maisausfuhr aus demselben Hafen hat von 224,310 bis 1,448,619 Quarter, also um 545 Proc. zugenommen. Nach den Ergebnissen dieser wenigen Jahre mag man sich von dem Bodenreichthum der Türkei einen Begriff machen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 48. 1 December 1854.

Rückblicke

1. Oesterreich.

Als im J. 1828 zwischen der Pforte und Rußland der Krieg ausbrach, kämpfte das Wiener Cabinet mit allen Widerwärtigkeiten einer politischen Isolirung. Die Seemächte hatten wegen des griechischen Aufstandes mit dem Großherrn gebrochen. Eine Annäherung war nach der Schlacht bei Navarin so rasch nicht möglich, wenn man sich auch beeilte die Vernichtung der türkischen Flotte einem Ungefähr oder einer Art Fahrlässigkeit zuzuschreiben. Indessen reifte schon damals ein Einverständniß zwischen Oesterreich und England. Fürst Metternich und der Herzog v. Wellington mochten die gleiche Unruhe fühlen, als die Russen Varna eingenommen. Ein Sturm im Parlament konnte die englischen Minister zu einer Kriegserklärung nöthigen, und schon am 16 Januar 1829 warnte ein russischer Diplomat von Paris aus seine Regierung, Sebastopol gegen einen Seeangriff der britischen Flotte zu sichern. [1] Von Frankreich durfte Oesterreich auf keine Hülfe rechnen. Es war der russischen Diplomatie gelungen, das Wiener Cabinet dem Pariser Hofe zu entfremden. Fürst Metternich, gab man zu verstehen, drohe den Bourbonen mit den Ansprüchen des bonapartistischen „Erzherzogs." Doch stand das französische Ministerium damals nicht fest. Die strengen Royalisten bekannten sich zu der Auffassung des Fürsten Metternich, daß man den europäischen Dynastien einen schlimmen Dienst erwiesen, als man den griechischen Aufstand unterstützte. Sie sahen, wie der Fürst, in dem Sultan nicht den Türken, sondern den Monarchen, in den Hellenen nicht Christen, sondern Empörer. So drückte sich auch die klerikale Presse in Frankreich aus, die „Jesuitenblätter," wie Graf Pozzo di Borgo sie nennt, „welche vor lauter Christenthum türkisch geworden seyen." Wenn aber auch am französischen Hofe Reden fielen, als werde man eine bewaffnete österreichische Intervention zu Gunsten der Türkei nicht dulden, so täuschte sich die russische Diplomatie doch nicht über den Werth solcher Verheißungen. Der König wünschte den Frieden um jeden Preis. Man fürchtete jede gewaltsame Erschütterung auf dem Festlande, vielleicht in Vorahnung, daß die Herrschaft der bourbonischen Dynastie ihrem Ende rasch zuschreite. Selten täuschen uns politische Instincte, auch den König täuschten sie damals nicht. Er mochte fühlen, daß er dem Eintritt großer Dinge nicht gewachsen sey, und in diesem Gefühl der persönlichen Schwäche lag mehr als das Signal, es lag darin die Ursache zur Katastrophe seines Hauses.

Die Aufgabe der russischen Diplomatie war damals eine sehr klare. Der Feldzug von 1828 hatte auf dem Kriegstheater keine Entscheidung herbeigeführt; man hatte Silistria fruchtlos belagert, man hatte die Front verändern müssen, die Türken hatten sich wider alles Erwarten vortrefflich geschlagen, im russischen Heere wüthete die Pest und als einzige Trophäe besaß man Varna. Fürst Metternich, dessen Unermüdlichkeit man in Petersburg zu fürchten hatte, bot alles auf, die Russen ehe sie noch Erfolge mit den Waffen errungen zu einem Frieden zu nöthigen. Die Art, wie der Staatskanzler zu seinem Ziele zu gelangen suchte, war charakteristisch. Man bot zwar Truppen auf und beobachtete Serbien, aber mehr als von einem militärischen Druck, versprach man sich von diplomatischen Leistungen. Der Staatskanzler arbeitete an einer Quadrupelallianz gegen Rußland, welche Graf Pozzo euphemistisch das „Collectiv-System des Fürsten Metternich" benannt hat. Dieses „Collectivsystem", welches damals latent geblieben und erst in den Wiener Conferenzen des vorigen Jahres geboren wurde und die Wände anschrie, sollte damals wie in unserer Zeit die „Integrität der Pforte" sichern. Oesterreich verlangte nämlich im December 1828 man solle das osmanische Reich „durch einen dauerhaften Frieden" beruhigen. Nur ein europäischer Congreß, behauptete der Staatskanzler, könnte dieses Problem lösen, und die Substanz des Friedensschlusses nur durch eine *allgemeine Bürgschaft* gesichert werden. [1]

Der anerkannte Zauber der österreichischen Diplomatie beruht auf den Schatz ihrer Traditionen. Wie man an einer Gallerie Familienbilder die fortlaufende Aehnlichkeit gern verfolgt und wie uns dann unter derselben Stirn dieselben Augen, die wir lebendig

[1] Malgré qu'il ne soit pas probable de voir une flotte anglaise dans la mer Noire, il sera prudent de bien garantir Sévastopol contre les approches par mer. *Si jamais l'Angleterre rompait avec nous, c'est sur ce point qu'elle porterait ses attaques,* dès qu'elle les croirait possibles.

[1] Que ce grand but ne saurait être atteint que moyennant un congrès, formé des parties belligérantes et des principales Puissances de l'Europe, et dont le résultat serait placé sous une garantie générale. (Portf. Nr. XII, p. 129. London 1836.)

kennen, aus dem 18ten oder 17ten Jahrhundert heraus vertraut anblicken, so wechseln bei den kaiserlichen Kanzlern nur die Namen Kaunitz, Thugut, Metternich, Schwarzenberg, Buol. Zwischen der Politik von 1828 und 1853 herrscht aber nicht bloß die Aehnlichkeit der Tradition, sondern ein völliger Parallelismus.

Noch ist uns lebhaft die Zeit im Gedächtniß vom Einrücken der Russen in die Donaufürstenthümer bis zur Kriegserklärung der Pforte. Das dritte Ansinnen, welches Fürst Menschikoff nach Constantinopel überbracht, wurde das Object eines endlosen Schriftwechsels. Der Frieden der Welt schien damals gesichert, wenn ein Diplomat den glücklichen Ausdruck erfand, dehnbar genug um die großen continentalen Gegensätze durch einen Doppelsinn unter Einen Ring zu bringen. Man stritt sich um Worte und Begriffe, die scheinbar sich gleich sahen wie zwei Strohhalme. Nur in Einem Stücke blieb Rußland beharrlich. Die Urkunde über das Schicksal der osmanischen Herrschaft sollte kein europäisches Congreßsiegel tragen, die Türkei nicht eintreten in jene Rechtssphäre, welche die Wiener Verträge geschaffen. Kaiser Nikolaus, erklärten die russischen Actenstücke, betrachte seinen Streit mit der Pforte als eine singuläre Angelegenheit beider Staaten, wo jede unmittelbare Einmischung dritter Mächte unstatthaft sey. Man wies damit ab, was man im Jahre 1828 noch im Keim erstickt, das „Collectivsystem des Fürsten Metternich" und die „europäischen Bürgschaften" für die Unverletzbarkeit des türkischen Gebietes.

Die russischen Diplomaten gaben im Jahre 1829 den europäischen Höfen zu verstehen, Fürst Metternich sehe sich schon im Geiste auf dem Präsidentensessel des neuen europäischen Congresses, und er traue sich das Geschick zu, seine Zwecke am grünen Tische zu erreichen. Wohl mag dem Staatskanzler die Aussicht gelockt haben, durch ein Corollar zu den Wiener Friedensacten seinen staatsmännischen Ruhm neu zu verjüngen. Ein Diplomat wird ohnedieß, so lange ihm die Wahl bleibt, nicht nach den Kriegswürfeln greifen, um gegen einen Einsatz zu gewinnen, was er durch Unterhandlungen zu erreichen hofft. Wenn er aber auch den Krieg gewollt, so blieb der Fürst doch nur Staatskanzler, und Metternich war gewiß aufrichtig, wenn er dem Adjutanten des Kaisers Nikolaus, Grafen Krasinsky, bei einer Unterredung im Junius 1829 trocken erklärte: „Ich weiß, daß Kaiser Nikolaus von dem Gedanken beherrscht wird, ich könnte den Souverän, dem ich diene, nach meinem Willen leiten. Man täuscht sich aber in dem Kaiser von Oesterreich, denn er hat einen festen Willen, und Niemand wird ihn zu einem Schritt vermögen der nicht in seinen Absichten lag. Wenn er mich mit Gnaden beschämt, wenn er Zutrauen in mich setzt, so geschieht es weil ich mich auf der Linie halte, die er mir verzeichnet, und sollte ich mich unglücklicherweise einmal verirren, Fürst Metternich bliebe keine vierundzwanzig Stunden länger Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Wir wechseln nicht mit Systemen: wir halten bisweilen Rast vor ungünstigen Umständen, aber wir bewegen uns immer geradaus. Der Kaiser ist schon über sechzig. Er hat zu viel Unglück ertragen, um nicht, am Schlusse seines Lebens, die Erhaltung des Friedens zu wünschen; er wird also nur zu seiner Vertheidigung ins Feld rücken."

Fürst Metternich gab damit zu verstehen, daß es Kaiser Franz war, dem eine Erledigung der politischen Händel ohne Waffengeräusch am meisten zusagte. Auch nach dem Tode des Monarchen lebten seine Ideen in dem Wiener Cabinet fort und der todte Souverän präsidirte noch immer seinen Hofstellen. So hat die Abneigung des Kaisers Franz gegen einen Zollverein mit Deutschland verhindert, daß man unter seinem Nachfolger die Ausführung der Pläne verzögerte, welche Frhr. v. Kübeck entworfen hatte. Vortrefflich aber stimmte dieses Friedensbedürfniß des Kaisers Franz zu dem sorgenscheuen Wesen seines Staatskanzlers. Alles was seit 1848 in Oesterreich und seit 1853 in Europa sich zugetragen, hat gleichzeitig den Ruhm und Tadel jenes großen Diplomaten vermehrt. Die besten politischen Köpfe im Pariser und im Londoner Cabinet preisen jetzt den lichten Blick des Staatskanzlers bei Auffassung der türkischen Angelegenheiten in den Jahren 1828 und 1829. Die Metternich'sche Politik ist im Jahre 1853 das Programm für vier europäische Mächte geworden. Je schärfer aber der berühmte Staatsmann gesehen, um so härter trifft ihn der Tadel, daß er die Zwischenzeit von der letzten bis zur jetzigen Krisis unbenützt verstreichen ließ. Der Staatskanzler besaß nur das Talent die Verfallstermine der großen politischen Verwicklungen zu prolongiren. Dieß gilt von seiner äußern Politik so gut wie von seiner innern. Oesterreich war unter seiner Verwaltung vielleicht ruhiger als jetzt, aber es war doch nur die Stille eines Krankenzimmers. Er fürchtete die eigene Energie bloß des Geräusches wegen, das sie verursachen möchte. So fehlte es ihm an Entschlossenheit den turbulenten Landtag in Preßburg 1843/4 aufzulösen, aus reiner Scheu vor dem Aufsehen, welches die Maaßregel in Europa erregen könnte. [1]

Wenn im 16ten und 17ten Jahrhundert die Geschichte unseres Festlandes um die Bekämpfung der spanisch-habsburgischen Universalherrschaft, im folgenden Jahrhundert um die Abwehr des bourbonischen Eroberungsgeistes sich bewegte, so bricht jetzt eine völlig neue Epoche an, seit der bisher versteckte Widerspruch der österreichischen und russischen Interessen sichtbar geworden. Die alten Territorialgegensätze zwischen Oesterreich und Frankreich wurden beim Abschluß der Wiener Verträge durch eine meisterhafte Gränzzeichnung entfernt. Oesterreich verzichtete nicht nur auf seine belgischen, seine vorderrheinischen Besitzungen und die deutsche Kaiserwürde, es umgab auch die französische Gränze mit einem System neutraler Staaten (die Niederlande, die Schweiz, Piemont), und legte auf Preußen und Bayern vermittelst französischer Begränzungen die Lasten der Vertheidigung des Rheingebietes. Man kann dieses Zurückziehen auf den centraleuropäischen Kern der österreichischen Hausmacht aus Rücksicht für die Entwicklung Deutschlands bedauern, für Oesterreichs abgesonderte Interessen war jene Gebietsabrundung ein politisches Meisterstück. Nur im Nordosten des Reiches versah man es, oder wurde Oesterreich vielmehr gezwungen, eine gefährdende Grenze abzutreten. Man weiß daß die Gebietserwerbungen

---

[1] Man kann den Staatskanzler nicht schärfer verurtheilen, als es bei dieser Gelegenheit der edle Verfasser der berühmten österreichischen Revolutionsgeschichte gethan: „Eine Auflösung des (Preßburger) Landtages durch den König wäre ein kraftvoller Schritt gewesen, welcher vielleicht, gehörig verfolgt, dem drohenden Uebel hätte Einhalt thun können; er unterblieb, weil die Lenker der ungarischen Angelegenheiten, einem Manne gleich, welcher angegriffen die in seiner Hand befindliche Schußwaffe nicht abfeuert, damit kein Knall erfolge, den Lärm scheuten, welchen dieser Schritt im In- und Auslande verursacht hätte." Genesis S. 86.)

Rußlands in Polen mit der Theilung Sachsens zusammenhingen, und daß über diese streitige Angelegenheit bereits ein Krieg im Reifen war, als Napoleons Rückkehr von Elba die europäischen Mächte wieder zur Besinnung brachte. Zum Verständniß der heutigen Lage Europa's wird es immer gut seyn sich zu erinnern, daß schon damals, gleichsam als Product der neuen Machtverhältnisse seit dem Sturz des französischen Kaiserreiches, ein Bündniß zwischen Oesterreich, England und Frankreich gegen die russische Allianz sich bilden wollte. Durch seine transkarpathischen Besitzungen war der erste Anlaß zu territorialen Gegensätzen zwischen Oesterreich und Rußland gegeben. Fortan sah sich Oesterreich durch eine russische Invasion von Polen aus bedroht, besonders da der Angreifer auf dem Marsch nach Wien nur durch eine einzige Festung, Olmütz, aufgehalten werden konnte. Erst die Einverleibung Krakau's setzte Oesterreich in Besitz eines Platzes, der eine starke Befestigung erlaubte. Irrthümlich hat man neuerdings behauptet, Krakau sey erst in der letzten Zeit befestigt worden. Die Arbeiten waren schon früher begonnen und wurden in der letzten Zeit nur außerordentlich beschleunigt. Seit dem Jahre 1830 hatte Oesterreich Rußland wegen seiner polnischen Besitzungen doppelt zu fürchten, und man übersah in Wien nicht die große Gefahr, welche für Oesterreich daraus erwachsen müsse, daß die ehemalige polnische Verfassung durch den Aufstand verwirkt erklärt, und, wie Graf Fiquelmont in seiner neuesten Schrift es scharf betont, die russische Kirche zur Staatskirche in Polen erhoben wurde. Oesterreichs Südgränze dagegen war bisher gesichert durch die Nachbarschaft militärisch untüchtiger Völker, von denen keine oder nur schwache Diversionen bei europäischen Conflicten noch zu befürchten standen. So wie aber Rußland die Fürstenthümer besetzte, oder in Romanien eine griechische Secundogenitur gründete, mußte Oesterreich für seine Südgränze fürchten. Bei jedem künftigen Kriege konnte es sich genöthigt sehen, zur Beobachtung seiner südlichen Nachbarn Truppen aufzustellen. Dieser Kraftaufwand hätte ihm die Disposition über ein Armeecorps entzogen, und das Ansehen einer Großmacht berechnet sich doch immer nur nach den Bataillonen, die sie auf längere Dauer in den europäischen Händeln verwenden kann.

Oesterreich hat aber nicht bloß in Rußland den Nachbar zu fürchten, sondern auch den nationalen Charakter dieser Großmacht. Zwischen den compacten Massen der Nord- und Südslaven haben sich deutsche Elemente in den österreichischen Herzogthümern an der Donau bis zur Mündung der March eingeschoben. Von da ab, immer der Donau treu, zerstreuen sich deutsche Enclaven durch Ungarn bis zur türkischen Gränze. Der karpathische Bergbau hat einige deutsche Colonien nach der Slovakei gezogen, während der fruchtbare Boden des Banats die Kaiserin Maria Theresia veranlaßte, deutsche Einwanderer katholischen Glaubens dort anzusiedeln, die von den viel früher eingewanderten benachbarten protestantischen Bewohnern Siebenbürgens niederdeutscher Abkunft wohl unterschieden werden müssen. Zwischen Nord- und Südslaven sitzen die Magyaren, die Herren der Ebene, welche die slavischen Ureinwohner nördlich und südlich in die karpathischen und illyrischen Gebirge verdrängt haben. Der Traum eines slavischen Universalreiches könnte sich also nur auf Kosten des deutschen und magyarischen Elementes in den Donauebenen erfüllen, da gerade diese Racen es sind welche die Nord- und Südslaven getrennt haben. Die nationale Anziehungskraft des russischen Reiches auf die westlichen Slaven ist indessen sehr gering wegen der religiösen Unterschiede, die ungleich stärker wirken als die Gemeinschaft der Sprache. Darin besteht vielleicht das Geheimniß der Unverwüstlichkeit des österreichischen Reiches und seiner Einheit inmitten der Trümmer verschiedenartiger Völkerkrystalle, daß der Slave zu Oesterreich, als Hort seiner Religion, der Magyar, als Erhalter seiner Sprache und Eigenthümlichkeiten, der Deutsche, als Schirm seiner Civilisation, halten muß.

Allein Oesterreich besitzt $3\frac{1}{2}$ Millionen nichtunirte griechische Unterthanen. Diese Bevölkerung erfüllt die Bukowina, sie ist vorwiegend in der nordöstlichen ungarischen Grafschaft (Marmorosch) in Siebenbürgen, im Banat, in der Militärgränze. Mit doppelter Wachsamkeit muß daher Oesterreich auf die kriegerischen Serben und die Bewohner Montenegro's achten. Ein gemeinsamer geistiger Strom fluthet von den Karpathenpässen bis hinab an die Ufer des adriatischen Meeres. Von jeher war die Kanzel eine politische Macht, und sie ist sogar eine politische Gewalt unter ungereiften Völkern, wo sie ihren Einfluß nicht mit Universitäten, Schulen, nicht mit der Presse und dem Theater zu theilen hat. Die Staatsgewalt besitzt dort wenige Organe, um die Bevölkerung über ihre Interessen aufzuklären, die Kirche und die lebendige Sprache sind der einzige Ort und das einzige Mittel den wenig zugänglichen Gemüthern politische Impulse zu verleihen. In jener karpathisch-adriatischen Diagonale gingen und gehen russische Missionäre, russische Kirchengeschenke, russische Gebetbücher, herrschte noch bis vor kurzem das Alphabet der russischen Staatsdruckereien.

Zu diesen innern Gegensätzen der Territorien und ihrer Bevölkerungen nach den Stammes- und Religionsunterschieden hat sich in neuerer Zeit noch ein Bedürfniß der materiellen Civilisation gesellt. Man wird vielleicht in spätern Zeiten staunen daß Oesterreich jemals in eine Gebietsvergrößerung Rußlands über das Donaudelta hinweg einwilligen, daß es die Mündung seines wichtigen Verkehrsmittels der Obhut seines Nachbars und Rivalen anvertrauen konnte. Der Werth der Donau als Handelsstraße wird indessen noch immer überschätzt. Man urtheilt nach den Figuren auf der Landkarte und beachtet nur selten daß die Brauchbarkeit der nassen Straßen nicht nur von der Höhe ihres Falles, sondern noch weit mehr von der günstigen Vertheilung dieses Falles auf die durchlaufenen Strecken abhängt. Die Donau bietet in dieser Rücksicht die größten Unregelmäßigkeiten, sie steht deßhalb als Transportmittel niedriger als Rhein und Elbe, und zeigt erst nach dem Bruch ihres Profiles bei Theben, jedoch nur bis zum eisernen Thore, die Eigenschaften der großen Culturströme. Die Kunst kann indessen die Illiberalität der Natur um vieles verbessern und sie kann selbst gegen die unverbesserliche die Uebermacht ihres Zwanges anwenden. So hat denn auch die Donau erst seit 1835, seit ihrer Beschiffung mit Dampfern einen ungeahnten Werth gewonnen. [1] Er steigerte sich aber noch durch den Wegfall der ungarischen Binnenzölle und in neuerer Zeit durch den Handelsvertrag mit Deutschland. Die untere Donau aber mußte ein verödeter Strom bleiben, so lange noch türkische

---

[1] Die vier ersten Dampfschiffe beförderten 1835 auf der Donau 31,195 Zentner Frachtgüter, im Werthe unter 10,000 Gulden, im J. 1851 schon 7,165,267 Zentner, im Werth von 23,248,000 fl. Das Volumen der Frachten hat in 15 Jahren um das 200fache und ihr Werth um das 2,300fache zugenommen.

Soldatenbanden auf dem nördlichen Ufer streiften. Man darf den Russen das Verdienst nicht schmälern durch den Vertrag von Adrianopel das Glück der Donaufürstenthümer gegründet zu haben. Die reichen Ebenen am Südabhange der Karpathen blieben unbelebt so lange noch die Türken über den Fluß setzen, dem Hirten seine Heerde wegtreiben, dem Ansiedler seine Wohnung ausplündern durften. Die Donaufürstenthümer sind seit und durch den Vertrag von Adrianopel ein wichtiger Markt für brittische und deutsche Producte, beide Länder eine Kornkammer für die mediterraneischen Gestade und selbst für den starken Verbrauch Englands geworden. Aber gerade dieser Umstand sollte der Donauschifffahrt zum Verderben gereichen. Die Fruchtbarkeit der Fürstenthümer wurden dem aufblühenden Odessa lästig, und Odessa's Handel wiederum hatte die Blüthe der neurussischen Provinzen gehoben. Der Werth des dortigen Grundbesitzes war seit 1815 unglaublich gestiegen, [1] und er würde noch höher steigen, wenn Odessa und die südrussischen Provinzen die Concurrenz der Donaufrüchte verhindern könnten. Daß Rußland sich schnöde an der Sulinamündung versündigte geschah wohl nicht um der österreichischen Donaurhederei weh zu thun, denn im Grund hat Rußland ein viel größeres Interesse als Deutschland, daß sich das schwarze Meer mit Kauffahrern belebe. Es war also der Handelsneid gegen die Donauländer, es waren, mit Bezug auf Odessa, Monopolsgelüste, weshalb Rußland das wichtige Verkehrsinstrument des mittleren Europa böslicher Weise in Verfall gerathen ließ. Oesterreich dagegen hat nicht bloß für eine flotte Binnenschifffahrt zu sorgen, sondern der Wohlstand der Fürstenthümer hebt mittelbar auch den Wohlstand Ungarns. Ein Land welches an eine Wüste oder an das leere Innere der großen Continente stößt, ist nicht den vierten Theil so viel werth als ein Land, welches warm inmitten großer Culturgebiete sitzt, wie die Schweiz oder die Niederlande. Oesterreich hat daher den nächsten Vortheil davon, wenn die Donaufürstenthümer gedeihen, wenn sie viel Früchte bauen, weil sie dann auch wiederum viel auf den österreichischen Märkten und auf den deutschen Messen kaufen können.

Solche Gegensätze treiben nothwendig zwei Staaten zu Reibungen, und es bedurfte kaum der Metternichschen Ueberlieferungen um Oesterreich zu einem Einschreiten zwischen Rußland und der Pforte zu nöthigen. Im Laufe des Jahres 1853 jedoch war Oesterreich noch aufrichtig bemüht Rußland gute Dienste zu erweisen. In Wien hielt man lange an der Ansicht fest, Fürst Menschikoff habe seine Instructionen überschritten. Später genöthigt, diesen guten Wahn aufzugeben, sah man in dem Ueberschreiten des Pruth eine Uebereilung des Kaisers Nikolaus. Man wußte, wie schwer es diesem Souverän werden müßte, vor dem schadenfrohen Europa sich selbst zu corrigiren. Er hatte eine Satisfaction von der Türkei begehrt und diese sollte ihm durch die bekannte Wiener Note zugebilligt werden. Damals war es Graf Buol, welcher in die Pariser Redaction der Wiener Note, zu Gunsten Rußlands, die berühmte Stelle einschalten ließ . . . . sa majesté le sultan, *fidèle à la lettre et à l'esprit des stipulations des traités de Kainard'ji et Andrinople* relatives à la protection du culte chrétien . . . . . Als gerade um jene Zeit die Protestation Reschid Pascha's gegen den Einmarsch der Russen in die Donaufürstenthümer eintraf, erklärte Graf Buol „daß er diese Note niemals nach St. Petersburg übermitteln werde." Auch mißbilligten damals noch sowohl das englische als das französische Cabinet mit großer Entschiedenheit, daß die Pforte Veränderungen an der mit saurem Schweiß verfaßten Wiener Note sich erlaubt hatte. Aufrichtiger war das Bedauern darüber wohl nirgends als in Wien. Die Pforte hatte seit 1849 alles aufgeboten um sich gegenüber dem österreichischen Hof zu compromittiren. Es waren erst wenige Monate seit der Sendung des Grafen von Leiningen verflossen, eine politische Verbindung mit der verfallenden osmanischen Herrschaft trug den Stempel der Lächerlichkeit, und der befürchtete Aufstand der christlichen Bevölkerung in der Türkei, den man hätte niederschlagen müssen, drohte mit Verlegenheiten, Vorwürfen und Schande. Es geschah um jene Zeit, daß ein Pariser Blatt, die „Patrie," eine gefälschte Depesche veröffentlichte, als sey die Pforte der Wiener Note beigetreten. Eine amtliche Wiener Correspondenz hatte gleich nach dem Eintreffen der russischen Zustimmung es „als Pflicht jedes Gutgesinnten" erklärt, nicht länger mehr an dem Gelingen einer friedlichen Ausgleichung zu zweifeln. So entfernt glaubte man sich von dem Ausbruch großer Kriege, so fest klammerte man sich an den Frieden.

Mit dem Eintreffen des Nesselrodeschen Commentars zur Wiener Note (7 September) änderte sich plötzlich die Physiognomie der europäischen Verhältnisse. Eine Antwort gaben die Westmächte dem Petersburger Staatskanzler durch den Befehl an ihre Flotten in die Dardanellen einzulaufen (23 September), und drei Tage später wurde im versammelten Divan eine Kriegserklärung an Rußland beschlossen. Oesterreich gab noch immer die Hoffnung auf eine friedliche Vermittlung nicht auf. Hr. v. Bruck mußte in Konstantinopel erklären, daß das Einlaufen der alliirten Flotte in die Dardanellen ohne Wissen Oesterreichs und Preußens geschehen sey. Die Beziehungen zu dem Petersburger Hofe wurden indessen immer kälter. Man hatte in Wien nicht vergessen, daß an demselben Tage, wo ein Handschreiben des Kaisers Franz Joseph in Petersburg einlief, von dort der Befehl abging, in die Donaufürstenthümer einzurücken. Die starken Beurlaubungen in der österreichischen Armee waren eine deutliche Manifestation, daß Oesterreich keine Lust verspüre als Alliirter Rußlands zur Theilung der Türkei zu schreiten. Bald darauf bei den Olmützer Manövern ließ Kaiser Nikolaus dem Grafen Buol seinen Unmuth in einer Weise entgelten, daß das Ungnädige in dem Benehmen des Czaren selbst dem Kaiser Franz Joseph aufgefallen war. Die clandestine Feindseligkeit konnte endlich nach der Sendung des Grafen Orloff nicht mehr verhüllt werden. Schon in der Namensendung des Grafen lag eine leise Drohung gegen Oesterreich, da man in dem moskowitischen Adel gewöhnt war, die Elemente der russischen Kriegspartei zu vermuthen. Der Graf hatte den schlechten Geschmack seine Sendung vierundzwanzig Stunden lang mit einem trivialen Mysterium zu verschleiern. Es gab damals in Wien eine russische Partei, die aus ihren Gefühlen kein Hehl machte, vom russischen Gesandtschaftshotel ihre Impulse empfing und den politischen Ton der hohen Gesell-

[1] Dans le gouvernement de Kherson, une dessiatine de bonne terre se vendait, en 1810, à 1 rouble assignat et même au-dessous. Vers 1815 on la payait déjà 5 ou 6 roubles assignats. Maintenant le prix est de 10 roubles argent, et il n'y a que quelques contrées où l'on puisse en acheter encore à moins de 4 roubles argent la dessiatine. (Tengoborski, la Russie I. p. 314.)

schaft beherrschte; sie besaß außerdem in einer Zeitschrift für die österreichische Armee ein Organ, wo sie ihre Gesinnungen mit großem Lärm kundgab. Kaiser Nikolaus hatte sich damals herabgelassen an einige Häupter der österreichischen Aristokratie und an hohe Befehlshaber in der kaiserlichen Armee Handbillette zu schreiben. Dieses Benehmen mußte bei dem Kaiser Franz Joseph allen Eindruck verfehlen. Sicherlich war auf diese Art dem Monarchen nichts abzugewinnen, denn man griff gleichsam in seine Hausrechte. An demselben Tage wo Graf Orloff eine Audienz beim Kaiser gewährt worden (28 Januar), ging der Befehl zur Aufstellung eines Observationscorps an der serbischen Gränze ab.

Oesterreich hatte in Rußlands Augen schon gesündigt, als es die Conferenz nach Wien berief. Diese Conferenz trug schon im Anfang die Physiognomie eines europäischen Schiedsgerichtes, welches Kaiser Nikolaus nimmermehr gesonnen war, als Vermittler zwischen sich und der Türkei anzuerkennen. Gleichzeitig erschien die Conferenz wie die Drehung einer Coalition — wie das système collectif des Fürsten Metternich! Rußland hat daher mit großer Beharrlichkeit die Existenz des europäischen Collegiums ignorirt, und es drang deßhalb auch zu den Zeiten der Wiener Note darauf, daß ein türkischer Gesandter die „Satisfaction" für Rußland nach St. Petersburg bringen sollte, damit die sogenannte orientalische Frage immer wie eine Specialangelegenheit zwischen Rußland und der Pforte angesehen würde. Baron Meyendorff hatte Anfang März die berüchtigten „Friedenspräliminarien" nach Wien überbracht, welche später von der Conferenz durch das Protokoll vom 7 März feierlich verworfen wurden. Als Graf Buol diese Vorschläge von seinem Schwager in Empfang nahm und dabei erklärte, er werde sie der Conferenz vorlegen, unterbrach ihn Baron Meyendorff lebhaft, „es gebe in seinen Augen keine solche Conferenz und seine Mittheilung richte sich nur an das Wiener Cabinet."

Wir wissen nicht, wie nahe damals schon Oesterreich zu den Seemächten gestanden, verbürgt sind aber die Mittheilungen, daß unmittelbar nach Graf Orloffs Sendung im Stillen Befehl zum Ankauf von 80,000 Remonten gegeben worden. Am 22 Februar schritt Graf Buol zur ersten feindseligen Maaßregel. Er forderte die Seemächte auf Rußland einen Termin zu stellen, innerhalb welchem sie die Donaufürstenthümer räumen sollten. Nach Ablauf dieser letzten Frist möchten die Seemächte den Krieg erklären. Nun folgten sich die Begebenheiten in bewegtem Tempo. Kaum hatte sich Napier im baltischen Meere gezeigt, so gingen die Russen über die Donau, besetzten (28 März) Isaktscha und Hirsowa und ließen ihre Kosaken bis nach Küstendsche streifen. Unter dem Eindruck dieser Nachricht kam das berühmte Protokoll vom 9 April zu Stande. Preußen verweigerte es zu unterzeichnen, um nach eilf Tagen schon die Convention vom 20 April abzuschließen. Das Petersburger Cabinet war gewarnt, es sah eine europäische Coalition vor sich. Dennoch wurde die verfehlte Belagerung von Silistria befohlen. Die Seemächte welche sich anfangs auf die Sicherung Konstantinopels beschränkt, setzten jetzt eine reichliche Truppenmacht bei Varna ans Land. Je mehr sich beide Mächte in der Levante engagirten, um so sicherer mußte sich Oesterreich Rußland gegenüber fühlen. Sein Vertrag mit Preußen, dem die deutschen Staaten schließlich beitraten, sicherte ihm die militärische Hilfe des deutschen Bundes bei einem Angriff Rußlands, und es konnte am 29 Mai schon dazu schreiten, Rußland zur Räumung der Donaufürstenthümer aufzufordern. Seit Junius hatten die österreichischen Truppenbewegungen nach der untern Donau aufgehört. Sie schlugen jetzt eine andere Richtung ein. Die Heersäulen begaben sich theils auf der Nordbahn nach Krakau, theils von Pesth über Kaschau und Eperies in das östliche Galizien und in die Bukowina. Man hielt diese Truppensendungen sehr geheim. Die meisten Regimentschefs wußten nicht ob sie nach Serbien, Siebenbürgen oder in die Bukowina zu marschiren hätten. Ende Juli waren die Aufstellungen vollendet, und diese Aufstellungen waren es offenbar, auf welche das Petersburger Cabinet anspielte, als es aus „strategischen Rücksichten" seiner Donauarmee den Rückzug über den Pruth befahl.

Jetzt hing das Gelingen aller folgenden Schritte davon ab, daß Oesterreich Geld zu großen Feldzügen auftrieb. Die Armee hatte trotz aller Beurlaubungen im Verwaltungsjahre 1853 doch noch jeden dritten Tag eine Million gekostet, jetzt aber, wo sie im Felde stand, beliefen sich die Kosten auf das Doppelte. Hier konnten nur außerordentliche Anstrengungen retten. Eine kleine Anleihe, die Baron Czörnig im Frühjahr in Amsterdam und Frankfurt negociirt, war gelungen und hatte den österreichischen Credit gehoben. Es galt jetzt aber an den österreichischen Patriotismus sich zu wenden, und es wurde das außerordentliche Ansinnen eines Anlehens von 350 bis 500 Millionen gestellt. Die österreichischen Staatseinnahmen hatten jährlich als höchsten bisherigen Ertrag doch nur 220 Millionen erreicht. Man forderte also das zwei und ein Viertelsache der jährlichen Steuern. Das war für Oesterreich so viel als wenn Frankreich ein Anlehen von $3\frac{1}{2}$ Milliarde Franken, England von 120 Mill. Pfd. St., Preußen von 230 Mill. Thlr. begehrt hätte. Eine Finanzoperation im engern Wortsinne war das Anlehen nicht zu nennen. Es galt nicht ein Angebot zu stellen, welches verfügbare Capitale herbeigelockt hätte, sondern es galt, den patriotischen Sinn der Bevölkerung zu Anstrengungen und Opfern zu bewegen. Der Charakter des Anlehens konnte nicht schärfer bezeichnet werden als damit, daß der Kaiser seine Zufriedenheit über die gelungene Maaßregel in einem Handbillet nicht an den Finanzminister, sondern an den Freiherrn v. Bach zu erkennen gab. Unerhört war es bisher in der Finanzgeschichte aller Staaten, daß man ein Anlehen in solchem Betrage, Angesicht eines drohenden Krieges, unter drückenden Geldverhältnissen wirklich zur Unterzeichnung brachte. Scheiterte der kühne Plan, so sah sich Oesterreich in der mißlichen Lage, entweder auf eine bewaffnete Intervention zu verzichten, oder durch Annahme fremder Subsidien seine freien Entschlüsse zu beschränken. Das Anlehen war daher der erste Sieg und ein unschätzbarer Sieg der österreichischen Macht in den europäischen Händeln.

Durch Oesterreichs Parteinahme in den türkischen Angelegenheiten besserten sich die innern Verhältnisse auf eine höchst einfache Weise. In Italien war von dem Augenblick an kein Aufstand mehr zu befürchten, sobald sich die Flüchtlinge vom englischen Cabinet vernachlässigt sahen. Spaltungen unter den Flüchtlingen waren die nächste Folge, und der volle Haß der Schüler Mazzini's kehrte sich gegen ihr eigenes Blut, gegen Garibaldi, welcher eine Wiederholung der clandestinen Landungen bei la Spezzia im Frühjahr als Wahnsinn verurtheilte. Piemont, welches ehemals in Bezug auf die Sauberkeit seiner Finanzen der Aehnlichkeit mit Preußen sich

rühmen konnte, ist seit 1848 alljährlich tiefer in Verschuldung gesunken. Dauert die leichtsinnige Wirthschaft noch ein paar Jahre fort, so wird Piemont bald aufhören gefährlich zu seyn. Auch hatte schließlich das Turiner Cabinet sich selbst genöthigt gesehen die Trümmer der Emigration aus dem Lande zu schaffen, und es ließ in der letzten Zeit keine Gelegenheit unbenutzt, um ganze Schiffe dieser unwillkommenen politischen Substanzen in der andern Welt an den Strand zu setzen. Auch der Umschwung in den Schweizer Angelegenheiten kommt Oesterreich zu statten. Die derbe Antwort, welche der Brief des amerikanischen Consuls Saunders über das schweizerische Asylrecht von Seite der Liberalen empfangen, die Siege der Conservativen in Tessin und in Genf, die Fusion der compacten Parteien im Lande, deuten auf Sehnsucht nach Ruhe und Ueberdruß an den verzehrenden politischen Kämpfen der letzten Jahre. Wichtiger noch für Oesterreichs Ruhe ist die Rückkehr der begüterten Lombarden nach ihren sequestrirten Besitzungen. Ohne die Geldunterstützungen der lombardischen Granden sind die Pläne der geheimen Genossenschaften machtlos. Die Rückkehr eines Litta aber ist zugleich ein Sympton der Hoffnungslosigkeit aller revolutionären Anschläge. Der Nobile, welcher sich mit der österreichischen Regierung abfindet, ist durch diesen Schritt der Mazzinistischen Vehme verfallen. Gelänge es morgen die österreichischen Heere aus Oberitalien zu vertreiben, so würde der siegreiche Aufstand wahrscheinlich jene „Verrätherei" des Adels an Leib und Gut strafen. Die Aussicht auf einen solchen Aufstand muß daher sehr gering seyn, weil außerdem die lombardischen Barone viel besser für die Sicherheit ihrer Person und ihrer Habe gesorgt hätten, wenn sie über der Gränze geblieben wären. Der politische Werth der Sequestrationsbeschlüsse besteht für Oesterreich also sichtlich darin, daß es seine weiland erbitterten und gefährlichsten Feinde zur Rückkehr und seit der Rückkehr gezwungen hat, vor einer glücklichen Revolution zu zittern.

In Bezug auf innere, kleine oder große, lästige oder gefährliche Widersacher hat die österreichische Politik immer die Maxime der Kirche befolgt: res romanae ignoscendo crescunt. Verfolgungswuth, welche das Object zerstört, nachdem es schon unschädlich geworden, kennt man in Oesterreich nicht. Man vergibt und vergißt, wenn der ehemalige Feind seinen Frieden mit dem Staat geschlossen. Man vergißt nicht bloß, sondern man weiß auch mit musterhafter Geschicklichkeit den Reumüthigen für die Staatszwecke zu gewinnen. Wie viele und wie viel wackere Officiere zählt nicht schon die österreichische Armee, die, ehemalige Honved, als Gemeine eingereiht wurden. Es wird sogar behauptet, daß gerade diese Elemente der Armee sich besonderer Aufmerksamkeit beim Aufrücken zu erfreuen hatten, gewiß ist wenigstens, daß es ausdrücklicher Wille des Kaisers gewesen, ihre Vergangenheit den tauglichen Subjecten nicht entgelten zu lassen. Diese richtigen Maximen haben bereits der Regierung Früchte getragen. Es würde uns nicht schwer fallen eine lange Liste von Personen anzufertigen, die sich jetzt mit eben so großen Eifer bemühen die Regierung populär zu machen, als sie ihr vormals mit offener und geheimer Betriebsamkeit Verlegenheiten zu schaffen suchten.

Oesterreich wäre vielleicht glücklicher daran, hätte es seinen hohen Truppenstand entlassen, mit dem Anlehen Eisenbahnen bauen, und seine zahlreichen Entwürfe zur leiblichen Wohlfahrt der Bevölkerung ungestört ausführen dürfen. Mitten aus seiner Entwicklung herausgerissen, hatte es doch rasch seine schwere Aufgabe begriffen: es hat an den Frieden gearbeitet, so lange er erreichbar schien, es hat aber keinen Augenblick verloren die Mittel für eine großartige Kriegsführung zu erwerben. Auf das Schlimmste gefaßt, wenn das fanatische Manifest des Kaisers Nikolaus nach der türkischen Kriegserklärung eine religiöse Erhebung der griechischen Slaven jenseits der Donau erweckt hätte, warf Oesterreich augenblicklich seine Truppen zuerst nach Semlin, um Serbien zu beobachten. Es vereitelte dann eine Diversion der Montenegriner zu Gunsten der russischen Invasion. Es begehrte den Rückzug der Russen nach dem Pruth, es sicherte sich Bundesgenossen in Deutschland, es stellte Heere in der Flanke der russischen Armee auf. Es drohte und die Russen wichen. Rußland ordnete indessen eine neue Aushebung an, und es warf die Besatzung seiner baltischen Provinzen nach Abzug der alliirten Flotte nach Polen. Wenn Oesterreich gegen diese militärische Bedrohung entschiedene Einsprache erhob, und das Petersburger Cabinet sich genöthigt sah die Quartiere der Elitecorps wieder aus dem Königreiche Polen zu verlegen, so hat man mit Unrecht die österreichische Regierung einer Unbilligkeit geziehen. Man stellte sich befremdet daß Oesterreich eine Observation seiner Gränzen sich verbat, während es doch selbst wichtige Provinzen des russischen Reiches bedrohte. Der Unterschied liegt in der Natur der Gränzen. Die polnische Gränze erleichtert die Aufstellung von Streitkräften, deren Druck der österreichischen Monarchie ins Herz geht. Das transkarpathische Gebiet Oesterreich war bisher durch keine festen Plätze geschützt, während das polnische Rußland gegen die österreichische Front durch ein System der stärksten Befestigungen verschlossen ist.

Wenn man nun dem Wiener Cabinet seine Beziehungen zu den Seemächten zum Vorwurf gemacht und eine selbständige, oder wie man es auch wohl genannt hat, eine deutsche Politik ihm zugemuthete, so sollte man doch Vortheile und Nachtheile ruhig erwägen. Eine Allianz mit den Westmächten hätte Oesterreich in die Gefahr versetzt, daß es, einmal im Kriege mit Rußland, nur matt von seinen Bundesgenossen unterstützt worden wäre. Denn die Seemächte hätten recht wohl eingesehen daß Oesterreich als Nachbarstaat ihres Feindes, zunächst bedroht, die höchsten Leistungen sich auferlegen müßte. Das war die Gefahr für Oesterreich. Auch läßt sich chronologisch nachweisen, daß Oesterreich in seiner Sprache gegen Rußland fest und fester wurde, je tiefer sich die Seemächte in der Levante einmischten. Gefahr war aber für Oesterreich auch bei einer Trennung von den kriegführenden Allürten, denn man muß die Politik jedes Staates nur beurtheilen nach der Situation, die er bei dem künftigen Friedensschlusse einnehmen wird. Wäre Oesterreich in eine Allianz mit den Seemächten getreten, so sicherte es sich den Vortheil bei dem künftigen Friedenstractat genannt zu werden, und es verhinderte die Seemächte sich mit Rußland durch einen Separatbeschluß abzufinden — durch einen Separatbeschluß, der vielleicht den österreichischen Interessen im Orient höchst schädlich gewesen, der sie mindestens gänzlich vernachlässigt hätte. Die Vortheile einer isolirten Politik lagen aber wieder darin, daß Oesterreich jeden Augenblick wenn es seinen Interessen zusagte, mit Rußland sich verständigen und die Westmächte ihrem Spiele überlassen konnte. Dem Wiener Cabinet ist es ge-

lungen die Vortheile beider Wege zu verknüpfen. Es hat durch den Spezialvertrag mit der Pforte, also mit dem Alliirten der Alliirten, ein Recht auf Besetzung der Donaufürstenthümer erworben. Jeder Friedensschluß der Westmächte wäre daher unvollständig, wenn Oesterreich nicht beigezogen würde. Man muß sich also mit Oesterreich abfinden, wenn man will daß seine Truppen wieder über die Karpathen gehen. Gleichzeitig hat sich Oesterreich das Occupationsrecht der Fürstenthümer durch Preußen und die deutschen Staaten garantiren lassen. Die Situation könnte also nicht glücklicher seyn: Oesterreich besitzt ein Pfand gegen die Westmächte, gegen Rußland, gegen die Türkei, es ist nicht genöthigt aus seiner bewaffneten Neutralität herauszutreten, es kann jeden Augenblick mit Rußland über den Frieden verhandeln, und es kann ganz Deutschland aufbieten wenn ihm Rußland den Krieg erklärt. Setzen wir hinzu, daß diese kluge Politik auch die einzig ehrenvolle war. Oesterreich konnte Rußland tödtliche Schläge versetzen. Wäre es im Frühling dieses Jahrs aus den Karpathen debouchirt, die russische Donauarmee hätte das Gewehr strecken müssen. Wäre es im September über den Pruth gegangen, Rußland hätte dem bedrohten Sebastopol nicht Eine Brigade zu Hülfe senden können. Das ist ein doppeltes Aequivalent für die russische Hülfe gegen den ungarischen Aufstand, mag auch Rußland damals eben so gut für sich selbst als für seinen Nachbar gesorgt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Skizzen aus Central-Amerika.

Von Dr. Moriz Wagner.

3. Der Charakter der Pflanzen und Thiere in den verschiedenen Regionen von Costarica.

Jede der verschiedenen Regionen, die wir im vorhergehenden Artikel bezeichneten hat einen besondern Naturcharakter und eigenthümliche Organismen. Wenn auch gewisse Culturpflanzungen in verschiedenen Regionen repetiren, so geben sie doch ungleichen Ertrag; wenn mitunter dieselben Thierarten zugleich am Meeresstrande und auf den Cordilleras erscheinen, so sind es doch nur wenige Ausnahmen. Die Ebenen an der atlantischen Seite haben eine etwas wärmere und constantere Temperatur als der schmale Küstenstrich am stillen Ocean. Die Vegetation ist ungleich großartiger, die Bäume sind höher und dickstämmiger als an der Südwestseite. Pflanzen welche die heißeste Temperatur vertragen, gedeihen dort vorzüglich; der Cacaobaum in der sehr fruchtbaren aber ungesunden Ebene von Matina, welche Kenner an Fruchtbarkeit dem Nil-Delta gleich stellen, trägt Bohnen vom feinsten Aroma. Die kostbarsten Schmuck- und Farbhölzer: der Mahagonybaum und verschiedene Arten von Cedrelen, der Brasilienbaum (caesalpinia chinala), der Gelbholzbaum (Brussonetia timitoria) und die für den verschiedensten Gebrauch wichtige Sarsaparilla (smilax sarsaparilla) gedeihen im Osten reicher und schöner als am westlichen Fuße der Cordilleras.[1] An beiden Küstenstrichen Costarica's ist der Vanillenstrauch mit seinen schmalen, schönduftenden Fruchtkapseln (Epidendron-vanilla), der Pfefferstrauch, der Melonenbaum (carica papaia), der Seidenbaumwollenbaum (Bombax Ceiba), die Oelpalme, die Fächerpalme, die Kohlpalme und der Mangobaum gemein. Die Cocospalme gedeiht am Golfe von Nicoya, obwohl sie dort kein hoher stolzer Baum ist, wie am See von Nicaragua. Die stachlichte Ananasstaude (Ananasa saliva) und der kleine Pisang gehen bis in die gemäßigte Region hinauf, geben aber dort nicht die gleichen ergiebigen Ernten wie in den Tiefebenen. Diese heiße Region ist zugleich durch die Ueppigkeit der Lianen und parasitischen Pflanzen, welche in einer Meereshöhe von 4000 F. schon beträchtlich abnehmen, auffallend charakterisirt. Das Thierreich ist durch die größten und schönsten Formen der Aequatorialzone an beiden Küstenstrichen Costarica's vertreten. Es kommen hier die meisten Arten der Quadrupeden Südamerika's vor: der Tapier, das größte Säugethier der neuen Welt, der Jaguar oder amerikanische Tiger, der Cuguar oder amerikanische Löwe, kleinere Katzenarten, mehrere Affenarten (die aber hier doch viel weniger Mannichfaltigkeit zeigen als am Orinoco und in Brasilien), kleine südamerikanische Hirsche, Benaos genannt (cervus rufus, cervus mexicanas), wilde Schweine, Nabelschweine, Agutis u. s. w. Von Vögeln sind besonders die buntfarbigen Arten zahlreicher als auf dem Tafellande der Cordilleras, die Papagaien, die Tukane (Rhamphastos), reichbefiederte Schmuckvögel (Ampelis), das Hokkohuhn (Oran alector), Löffelreiher und Trompetenvögel sind die hervorragenden Gattungen. Der Gelbschwanz (cassicus montezuma) ist am San Juanfluß und Sarapiqui der häufigste Vogel, durch seine Lebensweise und architektonische Kunst besonders interessant; er kommt an der Westküste viel seltener vor. Einzelne derselben und manchmal selbst ganze Schwärme von den Vögeln der Tiefebenen kommen wohl auch in die gemäßigte Region auf die Hochebene von San Jose, erscheinen aber dort nur als verirrte Gäste, als Fremdlinge und Streichvögel. Bald ziehen sie wieder in die Tiefe zurück, deren wärmere Luft und gleichmäßigere Temperatur ihnen besser behagen. Am auffallendsten ist der Unterschied beider Regionen in Bezug auf die Reptilien. Keiner von den gewaltigen Sauriern, welche am Meeresstrande und an den Ufern der Flüsse besonders in der Nähe ihrer Mündungen in so furchtbarer Zahl auftreten, gehen bis zum eigentlichen Tafellande. Der Kaiman mit der Hechtschnauze und eine ächte Krokodilart mit ganzen Schwimmhäuten an den Füßen, sehr gewölbter Schnauze und knorrigem Nacken (ähnlich dem crocodilus rhombifer) kommen nur in den Flüssen der Tiefe vor und scheinen am Riogrande und in den verschiedenen Gewässern welche dem atlantischen Ocean zufließen, kaum bis zu einer Höhe von 500 F. aufwärts zu gehen. Es sind hier ziemlich furchtsame Thiere die den Menschen scheuen. Auch die großen grauen

---

[1] Dasselbe läßt sich von vielen andern tropischen Baumarten dieser Zone sagen: Madera Nigra, Podissander und der mit ihm nahe verwandte Konron, sowie der Eisenbaum (Nacascolote) sind im allgemeinen in den Wäldern am caraibischen Meer durch kolossalere Exemplare vertreten.

Leguane halten sich nur in den wärmsten Gegenden nahe dem Meere auf. Die Boas finden sich nur in den Wäldern der tiefen Regionen, und sind auch hier selten. Die Lurchen dieser warmen Region sind wahre Riesen im Vergleich mit denselben Amphibienfamilien, welche Sümpfe und Gebirgsflüsse des Plateau von San Jose beleben. An Landconchylien ist Costarica überaus arm, ein Umstand, welcher der Seltenheit der Kalkgebirge zuzuschreiben ist. Jenseits des Golfes von Nicoya in der Gegend von Capo Blanco wie auch bei Tarcoles spült das Meer jedoch eine bedeutende Menge von Muscheln an das Land, und es ließe sich dort ein einträglicher Perlmutterhandel treiben. Außer verschiedenen Arten von Aviculaceen mit zweischaligen Muscheln, worunter auch eine Varietät der Avicula Margaritifera (Meleagrina margaritifera), welche grünlich grau mit weißlichen Strahlen ist (deren Schalen die Perlmutter und deren tropfenartige Auswüchse bekanntlich die ächten Perlen geben), sieht man auch viele Conus, Oliva, Trochus, Cypräa, Tellina, Cardium, Venusarten u. s. w. am Strande. Zugleich fischt man dort vortreffliche Austern von ungemeiner Größe, welche in Punta Arenas mit Vorliebe gegessen werden. Unter den Insecten dieses Küstenstriches kommen viele tropische Prachtarten vor, besonders Buprestiden, Elateriden, Cassiden u. s. w. Im Ganzen aber ist die Insectenfauna weniger großartig und brillant als an der atlantischen Seite, und besonders steht sie an Glanz und Größe der Fauna von Brasilien und Guyana nach. Viele Arten, besonders aus den Geschlechtern der Saperden, Sannien, Cerambyciden u. s. w. erinnern auffallend an europäische Formen. Merkwürdigerweise kommt hier keiner von den kolossalen Repräsentanten des Genus arabaeus vor, die sonst selten in tropischen Ländern fehlen, während an der Ostseite Central-Amerika's nahe dem caraibischen Meer mehrere Species dieser Riesenkäfer erscheinen. Von den Spinnen sind nur wenige Arten von außerordentlicher Größe; darunter die sogenannte „Araña de los Caballos", die „Pferdespinne", welche in den Llanos von Guanacosta heimisch ist und dort viel Schaden anrichtet, indem sie ihre Eier über den Hufen der Pferde einsetzt und damit den Tod vieler Pferde bewirkt. Die Tarantel und der zwölfäugige Scorpion den wir in den Waldgegenden von Jesus Maria zwischen San Matteo und Esparza häufig unter dürren Baumrinden fanden, sind hier nicht größer als dieselben Thiergeschlechter in den weit nördlicheren Breiten der Louisiana zwischen dem 30° und 33° N. B.

Auf der Höhe des Tafellandes, dessen Mitte die Hauptstadt San Jose einnimmt (4—5000' Meereshöhe) ändert sich der Naturcharakter auf das überraschendste. Der Wald bietet hier nicht mehr die finstere Majestät der mächtigen Urwälder wie am Sarapiqui und am San Juan-Fluß, wo dickstämmige Riesenbäume mit gewaltigen Laubkronen sich bis 140' über den Boden erheben, und die Vögel die sich auf denselben fröhlich schaukeln, dem Schrotschusse unerreichbar sind. Der primitive Wald in der eigentlichen Hochebene von San Jose ist verschwunden und hat der Cultur Platz gemacht. Die kleinen Wäldchen welche in den Schluchten und den Abhängen der Flußinseln stehen geblieben, sind nur der karge Nachwuchs jener Urwälder, welche die Axt des neuspanischen Holzfällers ausgerottet hat. Erst auf den höheren Bergabhängen, welche die Wände des Plateau's bilden, erscheinen viele massenhafte Ansammlungen von Bäumen. Es sind viele neue Baumgeschlechte, die in der heißen Region nicht vorkommen. Man findet Eichen von sehr fremdartigem Ansehen, den Eichenarten Nordamerika's ähnlicher als den europäischen Coniferen, die oft an unsere dünnnadeligen Kiefern des Nordens erinnern, Weiden und Pappelarten, Erlen, Himbeeren und andere Repräsentanten eines kühlern Klimas gemischt mit ächt tropischen Formen, von denen eine ziemlich beträchtliche Artenzahl sich bis zur Meereshöhe von 8000' verirrt, die aber in diesen Regionen bereits eine merkliche Verkümmerung ihres Wuchses nach oben erleiden.

Auch der Lianen- und Parasitenreichthum hat in der wenig heißen Atmosphäre des Tafellandes bedeutend abgenommen, sowohl in Bezug auf Masse der Individuen als Mannichfaltigkeit der Arten. Die Wäldchen sind daher sonniger und freundlicher, weil die ausgedehnten Schirme jener Häng- und Kletterpflanzen, welche in den Wäldern der tiefen Region sich von Baum zu Baum fortziehen, hier weniger üppig sind, und dem Sonnenlicht das Eindringen bis auf den Waldboden gestatten. Die candelaberartigen Schmarotzerpflanzen, die einen so wunderbaren Schmuck der Baumkolosse am Sarapiqui und Riogrande bilden, fehlen in den Wäldchen der Hochebene ganz und sind in den höhern Urwäldern der Cordilleras wenigstens seltener. Viele Culturpflanzen, wie der Cacaobaum, der Vanillestrauch, der Indigo, der Brodfruchtbaum, die Sarsaparilla &c. würden selbst durch Beihülfe der künstlichen Pflege hier nicht mehr gedeihen, da sie einer höhern und anhaltendern Temperatur bedürfen als hier im Mittel herrscht. Andern Pflanzen, wie dem Pisang, der Ananas und den meisten Palmenarten sieht man bereits die Verkümmerung an, obwohl sie noch vielfach gepflanzt werden. Wild wachsende Palmen und baumartige Farren fand ich auf Höhen von 7000' bis 8000' noch in Menge, aber es waren nicht die größten und schönsten Arten darunter. Selbst der Mais und das Zuckerrohr, obwohl sie noch bis zu einer Höhe von 6500' recht gut fortkommen, geben nicht mehr einen so reichen Ertrag wie auf den Terrassen und Tiefebenen am Meeresstrande bis zu 3000 Fuß aufwärts. Der Pisang, die nützlichste Nahrungspflanze für den Armen, wird in jeder Hacienda des Hochlandes cultivirt. Seine vom Winde stark zerfetzten Blätter haben bei weitem nicht die Pracht und Größe wie in den herrlichen Pisangwäldern in der Nähe von Tarcoles, wo auch die Bananen ungleich größer, süßer und schmackhafter sind und in noch weit dickern Trauben an den Bäumen hängen. Die geeignetste Temperatur soll für den Pisang unter dem Aequator an der Meeresküste seyn, wo er bei einer Temperatur von + 27 R. den größten Ertrag liefert. Sein häufiges Vorkommen nicht nur bei Heredia, Cartago und an den meisten hochgelegenen Dörfern des Tafellandes, wo der Pisang noch immer den Schmuck der Haciendas bildet und gute Früchte trägt, sondern selbst bei Atenas und auf den höchsten Terrassen und Abhängen des Berges Aguacate (6000—7000' Meereshöhe), widerspricht aber der Behauptung jener Pflanzengeographen, welche die Temperaturgränze, jenseits welcher die Frucht des Pisangs selten zur Reife kommt, auf etwa + 19° R. angeben, während hier im Tafellande von Costarica in Gebirgsgegenden, deren mittlere Temperatur nicht über + 16 R. beträgt, die Bananenernte noch immer ergiebig ist. Die Pflanzen, welche unter allen künstlich gezogenen Vegetabilien sich in der milden Region des Tafellandes am wohlsten befindet, sind der Orangenbaum, der hier beständig Blüthen treibt und Früchte ansetzt, und der Kaffeebaum, der in der Umgebung von San Jose den reichsten

Ertrag gibt und besser gedeiht als auf den wärmern Terrassen jenseits des Aguacate.

Der Anblick der wilden Vegetation hat in dem angebauten Theile des Hochlandes von Costarica nur noch wenig Tropisches. Kaktus und Agaven werden künstlich als Heckenpflanzen gezogen. Der prächtige, senkrecht aufwachsende, säulenartige Cactus, dessen malerische Form uns in verschiedenen Küstengegenden am stillen Ocean, besonders bei Punta Arenas und Tarcoles, so fremdartig auffiel, kommt hier nicht mehr fort. Die ungeheuern Blüthenstengel der Agaven, welche zwischen den Mündungen der Barranca und des Riogrande sich zu zahlreichen Gruppen mit kronleuchterartig gestellten Blüthen erheben, sind hier seltene Erscheinungen. Dagegen begrüßt man viele Bäume und Büsche eben so wie niedere Gewächse, die uns an nordische Pflanzengestalten erinnern, obwohl sie abweichenden Arten angehören. Eine Pappelart mit großen Blättern, die nicht hoch wird, ist die häufigste Heckenpflanze. Man sieht unter vielen Formen der gemäßigten Zone das Geisblatt, den Hollunder, die Saalweide, freilich in etwas südlichen Formen, die Milchdistel unter den niedern Kräutern, die Nessel, den Hühnerdarm, Wegerich, die Goldruthe, die Aster, den Brombeerstrauch, die Winde (convolvolus), die hier mit den Sinnespflanzen (Mimosa sensitiva und mimosa pudica) auf allen künstlichen Wiesen und natürlichen Savannen zerstreut stehen. Im eigentlichen Urwald ist auf dieser Höhe die Umwandlung des herrschenden Vegetationscharakters weit weniger bemerkbar. Doch erleiden die Bäume, besonders auf isolirt stehenden Vulcanen, wie am Miravalles und an der Vieja, eine bedeutende Veränderung ihres Wuchses nach oben, während die Buschflora auf Höhen von 5 bis 6000 Fuß eher reicher wird. Die größte Ueppigkeit von Laub und Blüthen ist in dieser Höhe auf den Büschen entfaltet, während tiefer der größte Blattreichthum, die größten, vollsten und farbigsten Blüthen auf den Bäumen, 50 bis 60′ über dem Erdboden, zu schauen sind. Die Thierwelt hat auf dieser kühlen Andeshöhe eine ähnliche Metamorphose erlitten. Man bemerkt es besonders bei jenen Geschlechtern wirbelloser Thiere, denen ein geringes Vermögen der Ortsbewegung gegeben ist wie bei den Landschnecken, den Scorpionen und vielen Insectenarten. Jaguare, Pumas (Felis concolor) und andere Katzen gehen bis zu einer Meereshöhe von 8000′ in den Andeswäldern, welche das Tafelland umgeben. Jaguarhäute kommen auf dem Markt von San Jose nicht selten vor, und man kann hier ein schönes Fell für einen Piaster kaufen. Die dunkle Varietät des Jaguars scheint besonders den höhern Regionen der Cordilleras eigen. Die Wegarbeiter, die ich im December 1853 in einer einsamen Hütte auf der Höhe von Desengaño (7000′ Meereshöhe) traf, versicherten daß sie immer nur diese dunkle Abart des Tigers gesehen hätten. Im Ganzen scheint aber doch den Katzenarten die wärmere Region von 1500′ bis 2000′ behaglich. Die meisten Panther (Jaguare) finden sich in der Landschaft Miravalles und in den Waldebenen am San Carlosflusse, welche sich höchstens 1500 bis 2000′ über den Meeresspiegel erheben. Der Tapier liebt die Tiefen, steigt aber doch bis 5000′. Die kleinen Hirscharten (Cervus rufus, mexicanus) sind seltener. Affen sind nicht zu finden, und die in Gefangenschaft gefallenen Rollschwanzaffen, die man aus der warmen Region nach San Jose bringt, kränkeln hier und leiden an Katarrh und Lungenschwindsucht ganz ähnlich wie die Affen im Pflanzengarten zu Paris. Ein junges Aeffchen, das wir selbst in jener wärmern Region erbeutet und nach San Jose gebracht hatten, schien bei einer Temperatur von 13° R. stark zu frieren. Dagegen trifft man in dieser Region gepanzerte Gürtelthiere (armadille), Beutelthiere, eine Faulthierart von hellbräunlicher Farbe mit langen aber dichten Haaren und zwei Krallen an den Vorderfüßen. Der südamerikanische Waschbär (Procyon cancrivorus), der sich nur durch höhere und schlankere Beine, durch kürzere Nägel und Ohren von dem bekannten nordamerikanischen Waschbären auszeichnet, und sich sowohl von Früchten als Insecten nährt, kommt noch ziemlich häufig vor.

Die befiederten Bewohner dieses Hochthals haben im allgemeinen nicht die Farbenpracht wie die Vögel der heißen Region: den verschiedenen Papagei-Arten, den kolossalen Arassen, deren massenhafte Prachterscheinung an den Küstenstrichen beider Oceane den von Norden kommenden Reisenden so seltsam überrascht, scheint die milde Luft des Hochlandes eben so kalt und unbehaglich wie den Affen. Auf unsern Streifzügen durch das Hochland von Costarica sahen wir nur selten einzelne Heerden von kleinen Papageien, die sich besonders in Zeiten einstellen wo gewisse Lieblingsfrüchte reifen, aber sie erscheinen nie als Standvögel. Es sind flüchtige Wanderer, welche Neugierde oder Naschlust zuweilen verleitet, sich so hoch heraufzuwagen, die aber das kahle Hochland wieder fliehen sobald die Nordwinde der trockenen Jahreszeit ihr buntes Gefieder schütteln. Die Colibris sind hier zwar nicht selten, aber durch wenige mannichfaltige Arten vertreten wie in den wärmeren Lüften der tierras calientes. Ampelis-Arten haben wir hier nie gesehen, und im allgemeinen muß man sich wundern daß bei solcher Nähe der heißen Region und bei der ungemeinen Leichtigkeit womit die Vögel ihre Bewegungslust befriedigen können, so wenige Vogelarten der heißen Region sich in die Luft der Sierras templadas nach dem fruchtreichen und wohlcultivirten Hochthal dieses Tafellandes versetzen. Nur der schwarze melancholische Aasgeier, der große gefleckte Ziegenmelker (caprimulgus rufus) und die südamerikanische Schwalbe scheinen sich in beiden Regionen gleich wohl zu fühlen. Die feingezeichneten Turteltauben kommen etwas seltener vor als in der Tiefe. Der prachtvolle Specht mit der scharlachrothen Haube (Picus princeps) der einen verschiedenartigen Temperaturwechsel vertragen kann und gerne weite Reisen macht, ist gemein. Auf der Savanna in der Nähe von San José erscheint der südamerikanische Regenpfeifer in großen Heerden. Mehrere Orthyarten, der nordamerikanischen Wachtel an Größe ähnlich, sahen wir häufig in den Wiesen bei Asserri. An Zahl wie an Mannichfaltigkeit ist die ornithologische Ausbeute für den Sammler auf dieser Höhe bedeutend geringer als in der Küstenregion jenseits des Aguacate.

Noch auffallender ist die Verkümmerung der Formen in der Reptilienclasse wahrzunehmen, die vor allem einen hohen Grad von Wärme und Feuchtigkeit liebt. Die schönen farbenschillernden Korneidechsen die wir in den Umgebungen von San Juan und die grauen schuppigen Leguane, die wir an der Küste des stillen Oceans so zahlreich beobachtet hatten, verschwinden schon bei einer geringen Meereshöhe. Die wenigen Saurierarten die hier vorkommen, sind von unbedeutender Größe. Man badet in den Flüssen des Hochthals ohne Kaimans oder gefräßige Fische zu fürchten. Nicht ein-

mal Schildkröten haben wir in dieser Region gefunden. Auch die Riesenfrösche sind verschwunden und statt ihrer treten kleine, aber sehr bunte und zierlich gefärbte Lurchenarten auf. Auch Schlangen sind selten, und obwohl die meisten Landbewohner mit nackten Füßen durch Wälder und Savannnen gehen, kommen Unglücksfälle doch nicht häufig vor. Der furchtbare Trigonocephalus lanceolatus, das gefährlichste Reptil der tropischen Zone Amerika's, scheint wenigstens in diesem Theile Costarica's zu fehlen, obwohl Zuckerplantagen sonst der Lieblingsaufenthalt dieser Schlangen fast in jeder Hacienda sind. Wir fanden dagegen mehrere Sorten der Korallen-Schlangen und die südamerikanische Klapperschlange, die weniger hübsch über dem Rücken gezeichnet ist als die nordamerikanische Art, aber ein noch schneller tödtendes Gift in ihren Zahndrüsen bewahrt, kommt zuweilen in den Kaffeeplantagen bei San José vor. Am übel berüchtigsten in Bezug auf Giftschlangen sind die Ebene von Matina und der Berg Aguacate, Gegenden von sehr contrastirender Höhe. Die furchtbarste Giftschlange welche die Eingebornen culebra del sangre (Blutschlange wegen ihres blutrothen Bauches, wahrscheinlich eine Elapsart) nennen, halte sich in den feuchten Niederungen der Cacaoplantagen auf, während die Toboba — eine im Lande vielgenannte Giftschlange — unter deren Benennung die Eingebornen wahrscheinlich sehr verschiedene Species verwechseln, häufig am Aguacate vorkommen. Selten vergeht ein Jahr ohne daß nicht Menschen von ihnen gebissen werden.

Unter den Land-Mollusken kommen einige Bulimusarten vor die aber nicht viel größer sind als in Nordamerika. Die Insectenfauna trägt einen auffallend nordischen Charakter. Die Prachtschmetterlinge der Tiefe sind auf dem Tafellande größtentheils verschwunden. Es fliegen Hipparchien und Coliasarten wie auf unsern deutschen Wiesen neben einzelnen Schmetterlingsformen der tropischen Zone. Die Käfer sind reich an Farben, aber auffallend klein. Mosquitos und Sandfliegen kommen nicht mehr vor. Dagegen sind Flöhe und Niguas (Pulex penetrans) eine unangenehme Plage, die Heuschrecken die im Monat Julius, als wir Tarcoles besuchten, zu vielen Millionen auf den Feldwiesen hüpften und in Guanacaste auf den Maisfeldern und Pisangpflanzungen beträchtliche Verheerungen anrichteten, haben sich noch nie auf das Hochland gewagt, und die Angst welche sich aller Kaffeeplantagenbesitzer bemächtigt hatte, welche ihre schönen Ernten durch diese gefräßigen Gäste ernstlich bedroht glaubten, hat sich als unnütz erwiesen. Seit Menschengedenken hat die Wanderheuschrecke Central-Amerika's noch nie die Höhe der Andesthäler heimgesucht, während sie an den Küstenlandschaften von San Salvador, Nicaragua und Costarica sich immer weiter auszudehnen scheint. Das Scorpionengeschlecht ist auf dieser Höhe nur durch kleine nicht gefährliche Arten repräsentirt. Mehrere eigenthümlich nicht charakterisirte Insectengattungen wiederholen sich in den verschiedenen Regionen, haben aber in der wilden Region fast zwergartige Repräsentanten in Vergleich zu den Formen in den tierras calientes.

Die dritte Region, die der tierras frias, beginnt auf einer Höhe von etwa 6500'. Cerealien, welche eine mäßig kühle Temperatur lieben, wie der Weizen und die Gerste, gedeihen schon auf einer Höhe von etwa 1000' über der Thalsohle von San José (5000' Meereshöhe) ziemlich gut und geben hier doppelte Ernten. In Gramineen ist diese Region reicher als die tierra templada und die tierra caliente. Die Cultur reicht darum nur an wenigen Punkten bis in diese Region herauf, nicht als ob das Klima ihrem Gedeihen ernste Hindernisse entgegensetzte, sondern weil die Ertragsfähigkeit der landesbräuchlichen Culturpflanzen dort etwas abnimmt, weil die Wege beschwerlicher sind, und weil die Bevölkerung noch zu wenig zahlreich ist um in den milderen und fruchtbareren Regionen schon den Mangel an Raum zu empfinden. Der Wald geht bis zu den höchsten Gipfeln der Vulcane oder findet nur an der steinigen Beschaffenheit der Terrains, nicht an dem Klima ein Hinderniß. Die natürliche Baumgränze läßt sich hier nicht bestimmen, da die höchsten Berge sich nur bis etwa 11,060' erheben. Animalische und vegetabilische Organismen erinnern mitunter an die Formen der subalpinen Region.

Am Miravallesvulcan, der durch seine isolirte, dem Nordwinde stark ausgesetzte Lage, ein kühleres Klima hat als die Vulcane, welche aus der Hauptkette der Cordilleras aufragen, beobachtete ich bereits in einer Höhe von 5000—6000' eine bedeutende Verkümmerung der Baumvegetation. Die Baumkronen erheben sich hier selten über 40'. Die Aeste und Blätter sind am dichtesten nach unten, das Unterholz nimmt zu, die schöneren und größeren Parasiten und die Schlingpflanzen sind seltenere Zierden. Dagegen nehmen die Flechten und Moose auffallend zu.

Auf den Höhen des Irazu kommen mehrere nordische Käfergeschlechter, z. B. Meloe Carabicinea, und unter den Landschnecken Helix und Bulimusarten vor, die in den tiefern Regionen keine oder nur wenige Repräsentanten aufzuweisen haben. Giftige Schlangen gehen am Aguacate und bei Desengaño bis 7006'. Die Klapperschlangen sind an den Savannen des Miravallesvulcans nur bis zu einer Höhe von 5000' zu finden. Höher oben fand ich nur kleine Eidechsen. Unter den Vögeln sind einige Drosselarten, Spechte, Finken und Schleiden noch in der höhern Waldregion zu sehen, darunter der wunderbare Cilguo (eine Troglodytenart), welcher der obern Cordillerasregion ganz allein anzugehören scheint. Raubvögel, Aasgeier, kleine Falken bereisen ohne Unterschied die verschiedenen Höhenregionen. Von Säugethieren kann ich keine Art anführen, welche dieser Region von Costarica eigenthümlich wäre.

Gesellschaftliche Gegensätze in Amerika.

(Von Franz Löher.)

Amerika ist das Land der Gegensätze: Augusthitze wechselt mit Winterkälte; nach dem schwärzesten Gewitter, wo Schlag auf Schlag folgt, und die himmlischen Ergüsse alles Erdreich wegzuschwemmen drohen, lacht plötzlich der freundliche Aether auf die erquickte Natur. Sobald die Sonne sinkt erlischt mit ihr der hellste Tagesglanz.

So rasch sich auch der unstäte Bursche in einen kirchlichen Eiferer, der Säufer in einen Mäßigkeitsbekenner verwandeln kann, so rasch verwildern auch Söhne und Töchter der angesehensten Familien.

Bei dem ersten Eintritt in die amerikanische Gesellschaft gewahrt man nicht sowohl diese Contraste, sondern viel eher eine lästige Einförmigkeit. Nicht nur im Schnitt des Gesichtes und in der Leibesfigur, sondern auch in Benehmen und Charakter sind sich die Menschen der neuen Welt merkwürdig ähnlich. Der Amerikaner findet leicht und glücklich das Brod das ihn nährt, junge Ehen werden so rasch geschlossen wie gute Geschäfte, das Nationalgefühl wie die Geldgedanken strömen gleichmäßig durch alle Köpfe und Herzen: daher geräth der eine Mensch hier ungefähr gerade so wie der andere. Der Beobachter sieht sich gleichsam in einem Garten, wo rothbäckige Aepfel und Birnen von den Bäumen lachen, aber nirgends reifen Trauben, Pfirsiche oder Orangen. Irländische Pächterbauern, ungarische Hirten, russische Soldaten haben eine Art prototypischer Aehnlichkeit, als stammten sie zusammen von einem Elternpaar. Kommen aus Preußisch-Polen Recruten nach Berlin, so läßt sich das eine Dutzend nicht vom andern unterscheiden; erst nachdem sie Jahr und Tag in deutschen Landen herumgewürfelt worden, erhalten ihre Gesichter etwas Medaillenausdruck. In der amerikanischen Gesellschaft zeigen sich bei näherer Beobachtung scharf ausgeprägte Naturen, hartgesottene Geldherren, vielgewandte Staatsmänner, eckige Advocaten, und der Rede gewaltige Prediger. Aber auch bei diesen werden Ecken und Kanten von mißtrauischer Zurückhaltung überpolstert, welche der Amerikaner in Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten immer beobachtet. Zum guten Ton gehört ein Anstrich liebenswürdiger Schwäche gegen die Launen und den Absolutismus der weiblichen Hälfte der Gesellschaft. Ergraute Männer zwingen sich dann in Gegenwart junger Damen so kindlich toll zu scheinen, als begännen sie eben den ersten Tanzunterricht. Unter Männern gleichen Lebensberufes findet sich viel mehr moralische und intellectuelle Uniform, als in der alten Welt. Kennt man einen amerikanischen Prediger, so gelangt man zum Schlüssel aller Zunftgeheimnisse, die katholischen Geistlichen ausgenommen. Denn diese, behaupten die amerikanischen Prediger, verstehe man erst, wenn man gründlich das Wesen der katholischen Kirche studire, und auch dann bliebe noch mancher ein psychologisches Problem.

Dagegen gibt es in der amerikanischen Gesellschaft Contraste, wie sie in Europa sich nur in den höheren Kreisen der Residenzstädte finden, wo Fremde aus mehreren Ländern sich begegnen. Die Union bildet für sich allein eine Welt von Staaten und Völkern, und bis in die untersten Kreise hinein sondert sich scharf das verschiedenartige. Nirgends verläugnet sich der feine, vorsichtige, kenntnißreiche Yankee, der leidenschaftliche, prahlerische Südländer, der freimüthige Mann aus dem Westen mit seinem stillen Selbstvertrauen. Jeder hat warme Anhänglichkeit an sein Geburtsland und dessen Eigenthümlichkeiten, auf die er stolz ist. Der Südländer ist dem Yankee ein wilder Heide, dafür gilt dieser im Süden als Tartüffe, während der Westländer von beiden als selbstgefälliger Halbbarbar verspottet wird. In diese reiche Mannichfaltigkeit mischen sich die Ankömmlinge aus Europa, der Engländer, Schotte und Irländer, der Deutsche, der Franzose und Spanier; nur der Slave fehlt oder verschwindet bald, seine Nationalität hat überhaupt nur da Dauer, wo sie massenhaft auftritt. Die Verkettung v r-schiedener Volksarten, welche sich durch Geschäfte, Freundschaften und Heirathen in das Innere der Familie hineinzieht, gibt der amerikanischen Gesellschaft etwas Buntes und Lebhaftes und ein Durcheinander von Ansichten, Religionen und Sitten. Der Zu- und Abfluß fremder Elemente stört in den meisten amerikanischen Häuser das Wachsthum edler Familiensitze. Es stellt sich vielmehr die Etikette und jener flache Verkehr ein, welchen man bei uns den Gesellschaftston nennt.

Bei allem Thun und Denken des Amerikaners klingt eine Seite seines Herzens durch: das Unabhängigkeitsgefühl. Dieß sitzt so zäh und tief in ihm und ist so empfindlich, daß in Europa dafür den meisten das Verständniß fehlt, weil sie durch Liebe und durch Zucht von Kindesbeinen an anders gewöhnt sind. Wiederum ist den Amerikanern, wenn sie nach Europa kommen, nichts widriger, als das Gebieterische in dem Auftreten der Eltern, Dienstherren und Obrigkeiten. Sie werfen uns den Egoismus vor, der andere nach seinem Willen zwingt, im Grunde aber sind sind sie noch stärkere Egoisten, weil jeder sein eigner Souverän seyn möchte.

Die Kinder werden mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt, aber der Grundsatz, jedem seinen Willen zu lassen, ist so eingewurzelt, daß sie aus Mangel an Ueberwachung häufig in die größten Gefahren laufen. Sobald sie ihr kleines Ich nur fühlen können, hört die elterliche Zucht für sie auf. Ehe sie bis fünf zählen können, spricht man ihnen schon Gründe vor, weßhalb sie das eine thun und das andere lassen sollen. Man braucht nicht gerade die ehrenfeste pommersche Ansicht zu theilen, daß Kinder und Jagdhunde nach gleichen Maximen abgerichtet werden müssen, aber es kommt uns doch fremdartig vor, daß ein Amerikaner seinem Söhnchen die Gründe auseinandersetzt, warum es Französisch lernen müsse, und das Knäbchen ihm mit großer Gelassenheit bemerkt: was Ihr sagt Vater ist Eure Meinung; was ich sage, ist die meinige, also folge ich doch lieber der meinigen. Niemand ist übler daran als ein europäischer Schulmeister, der in eine amerikanische Schule gerathen ist. Die Rangen spielen ihm unbarmherzig mit, und dann verlangt man noch von ihm, er solle ihre selbständigen „Ansichten" in all den Dingen „achten," die sie erst bei ihm lernen sollen.

Es ist nicht bloß das Landesklima, welches der milden Frühlingsblüthe nur wenige Tage gestattet, sondern auch das angeborne Unabhängigkeitsgefühl die Ursache, daß der ersten Frische und Unschuld der Jugend eine so kurze Spanne Zeit gegönnt ist. Kleine Mädchen wenden u d drehen sich wie Ballfiguren und lassen sich von den Knaben ernsthafte Complimente sagen, als wären es schon stattliche Cavaliere. Kindliche Freuden, naive Empfänglichkeit und zärtliches Anschmiegen an liebe Eltern verschwinden im Entstehen, und so büßen die armen Kleinen den goldenen Zauber der Kinderzeit gänzlich ein. Kaum erwachsen treten die Mädchen schon frauenhaft auf, geben und nehmen Besuche, empfangen Gesellschaften, gehen und fahren aus mit ihren Freunden, wann und wohin es ihnen beliebt. Bei dieser Freiheit im täglichen Umgange gedeiht zwar der Unabhängigkeitssinn, aber gleichzeitig wird damit alle Poesie und Wärme in dem jungfräulichen Gemüthe getödtet. Die jungen Damen stellen sich so weltklug an, als hätten sie schon eine Brautschaft gebrochen. Heirathen auf der Flucht oder insgeheim sind häufig, und es ist auch nichts Unerhörtes, wenn eines Abends eine

junge Dame, die jedermann für unvermählt halten mußte, der Gesellschaft ihren Mann vorstellt, dem sie schon vor Jahr und Tag angetraut war. Viele heirathen in Amerika auf gut Glück, ohne festen Erwerb, aber mit der Zuversicht, es werden sich Geld und Verdienst schon einstellen. Bei solcher Gesinnung ist die Ehe nichts als ein Vertrag, der eben so entschieden die Unabhängigkeit als die Einheit beider Theile wahrt. In den Vereinigten Staaten kann man mehr als anderswo eine Menge von Ehen zählen, die, obenhin betrachtet, friedlich und glücklich sind, jedoch denkt man auch mit großer Leichtigkeit an Ehescheidung.

Noch in tausend andern Beziehungen läßt sich die beständige Regung des Unabhängigkeitsgefühls beobachten. Der Amerikaner vermeidet jedes Verhältniß, wo sein Ich den Imperativ eines andern vertragen müßte. Wenn ihn die Noth dazu zwingt, hat er immer die nächste Stunde im Auge, wo er wieder frei werden kann. Wenn ein Dienstbote nach Laune und Willkür seines Herrn Haus verläßt, gibt es kaum ein Mittel, nur eine Entschädigung von ihm zu erlangen. Und eben so seltsam würde man es finden, wenn ein Vater seinen Töchtern den Besuch irgend einer Sectenkirche erschweren oder seinen Söhnen politische Ansichten entgelten lassen wollte. „Ich erkläre", so gewöhnen sich schon die Kinder zu sagen, wenn sie ihren Willen kundgeben wollen. Die republikanische Staatsverfassung ist nur eine fortgesetzte Anwendung dieses „Ich erkläre", das der Amerikaner stets im Munde führt. Sie ist nicht die Mutter, sondern die Tochter des Unabhängigkeitssinnes, und so lange dieser nicht auszurotten, so lange ist auch die politische Freiheit ungefährdet. Der Mensch ist in Amerika so sehr Herr seines Leibes, daß man im Nothfall mit Leichtigkeit sich Dinge erlaubt, vor denen das natürliche Gefühl zurückscheut. Auch die eigenthümliche Gewohnheit der Amerikaner, das Gute nicht seiner selbst wegen, nicht rein aus innerm Antriebe und aus Wohlgefallen daran zu thun, sondern weil es heilsam und förderlich ist, hängt mit jenem immer kühlen, immer berechnenden Selbstgefühl zusammen, das sich auch dem Zuge des Herzens nicht gefangen geben will. Um unabhängig (— „independent" —) zu seyn, strebt der Amerikaner hartnäckig nach Geld und Gut, und deßhalb erhebt er immer wieder den Nacken, wenn auch centnerschwer das Unglück darauf lastet. Reichthum ist Freiheit; und um sich eine Domäne zu schaffen, wo er mit Monarchenlust alle seine Wünsche und Launen befriedigen könne, rafft er unersättlich Geld auf Geld zusammen.

Der Associationsgeist, der in Amerika so unzählige, weit verzweigte Einigungen hervorruft, scheint im Gegensatze zu dem Unabhängigkeitssinne zu stehen, jedoch nur scheinbar. Dieser isolirt die Einzelnen, aber befähigt sie eben dadurch, sich durch freie Verträge mit einander wieder zu verbinden. Nicht indem sie sich unterordnen, sondern dadurch, daß sie als völlig Gleichberechtigte zusammentreten, bringen sie mit ihrer Gesammtkraft in großer Schnelligkeit riesenhafte Schöpfungen hervor, welche die Gewalt eines Einzigen, und wenn sie auch über die Mittel von Hunderttausenden verfügte, vergebens auszurichten dächte. Weil der Einzelne seine Geltung und seine Wirksamkeit zugleich in andern fühlen will, bildet sich in Amerika die große Anzahl von Genossenschaften zu gesellschaftlichen, politischen und industriellen Zwecken.

Schwerer, als der allgemeine Instinct zu Associationen, ist die Allgewalt der öffentlichen Meinung zu erklären. Sie tritt in Amerika gebieterischer, gewaltsamer, launischer und dünkelhafter auf als irgendwo. Sie kann Mißrathenes in Vorzügliches verwandeln, und Erbärmlichkeiten zu heroischen Thaten stempeln. Hat aber ein Mode-Wahnsinn oder ein politisches Laster seine Zeit gedauert, dann schwingt die öffentliche Meinung das Schwert des Erzengels und fegt mit feurigem Strahle die Tenne wieder rein. In Europa vermag die öffentliche Meinung eher das Aufkommen neuer Untugenden zu verhindern, als von Althergebrachtem zu heilen. In Amerika könnte sie das Herrlichste gestalten, wenn nicht die hohen Ideen bei der Ausführung gewöhnlich verfälscht würden. Die schlauen Staatsmänner, welche den Hauch der öffentlichen Meinung im Bauche ihrer Segel auffangen, stellen dann das Partei-Interesse geschickt ans Ruder, das Schiff wendet, die Volkslaune hat sich andern Gegenständen zugewendet, und nach seinem göttergleichen Anlaufe bleiben dem Amerikaner nur geringe, aber immer noch einige Erwerbungen übrig. Noch weniger als die öffentliche Meinung verträgt sich mit der Unabhängigkeit der Einzelnen die ängstliche Etikette, die man gegenseitig beobachtet. In den Gesellschaften der Amerikaner herrscht ein Zwang, der einem Europäer unerträglich ist. Man fürchtet sich etwas zu thun oder zu äußern, was noch nicht allgemein gut geheißen ist, daher hält man ängstlich seine Meinung zurück und forscht behutsam bei dem Nachbar. So rotiren sich die Leute beständig um einen unsichtbaren Mittelpunkt ohne sich näher zu kommen, als ob der eine den andern an der Leine hielte. Wollte jemand sich gar etwas erlauben, was die öffentliche Meinung ausdrücklich mißbilligt, so griff' er in glühende Kohlen. Der Südländer würde sich eher selbst erschießen, ehe er eine Herausforderung ablehnte, der Neu-Engländer lieber gleich Shaker werden, ehe er sich für irreligiös halten ließe: der Westländer ist noch der natürlichste und unbefangenste. Der Zauber der öffentlichen Meinung beruht aber auf der Unergründlichkeit ihres Ursprungs. Würde sie von bestimmten Ständen oder Parteien gemünzt, so gerieth sie rasch außer Curs. Sie entsteht aber als Gemeingut aller, keimt langsam in unzähligen Köpfen, und schießt dann auf in Millionen Garben.

Die Unabhängigkeit eines jeden ist auch die Quelle der Gleichheit aller. Denn das Bedürfniß, innerlich und äußerlich von andern frei zu seyn, fühlt jeder in der eigenen Brust und setzt es auch bei jedermann voraus. Nur Männer die sich gegenseitig unabhängig von einander wissen, behandeln sich auf wirklich gleichem Fuße. In der alten Welt kann bei so vielen Unterschieden des Standes und der Erziehung von amerikanischer Gleichheit gar nicht die Rede seyn, obgleich nicht zu verkennen ist, daß seit den letzten fünfzig Jahren bei uns die verschiedenen Volksclassen in Kleidung und Benehmen, in Sitten und Ansichten sich rasch einander nähern. Amerika nimmt zur Zeit viel Europäisches, die alte Welt aber noch schneller amerikanisches Wesen an, als brächte es die Passatströmung herüber. Die Gleichheit ist in der neuen Welt so alt wie ihre Geschichte. Denn wo man den Besitz der wilden Natur abringen muß, da ist die eine Manneskraft die andere werth. Das ist im Wesentlichen noch jetzt so und wird sich in Jahrhunderten nicht ändern. Das Land hat noch Millionen von leeren Bau- und Geschäftsstellen, ihr Betrieb verheißt jedermann Unabhängigkeit. Daß er unabhängig werde, entscheidet, nicht, wie er es geworden. Ob

Arzt oder Advocat, ob Schmied, ob Zimmermann, begründet noch keinen Ständeunterschied zwischen Amerikaner; jeder treibt eben nur ein Geschäft, für dessen Leistung er bezahlt wird. Auch ist es nicht irgend ein Geschäft, das seinen Mann vorzugsweise reich und fein macht; jeder Handwerker rüstet sich darauf, sein Geschäft kaufmännisch und möglich großartig zu betreiben, und deßhalb darf sich Niemand wundern, sollte er im Innern des Landes einen Postkutscher treffen, der in gebildeten Ausdrücken spräche, einen feinen Frack und Handschuhe trüge, als käme er just vom Balle.

Außerdem aber ist jeder Vollbürger, und nicht bloß dem Worte, sondern der That nach. Die Stimme des Armen fällt im Wahlkampfe gerade so schwer ins Gewicht als die des Reichen, und häufig muß der letztere sich erst lange bemühen, ehe der andere ihm seinen Antheil an der Entscheidung zusichert. Ein junger Mann bedarf nicht des Vermögens und großer Verbindungen, sondern des Talents und der Ausdauer, um sich zu den höchsten Staatsämtern aufzuschwingen. Wo aber politische Macht nur durch Verstand und Charakter zu erringen ist, da stellt sich nothwendig das Gefühl allgemeiner Gleichheit ein. Daher behandeln alle Männer sich wie Bekannte, der Höchststehende ist dem Aermsten leicht zugänglich und schüttelt ihm die Hand wie seines Gleichen.

Während der Europäer hauptsächlich mit seinen Berufsgenossen umgeht, mischen sich in Amerika Kaufleute, Richter, Handwerker, Farmer, Aerzte unaufhörlich im öffentlichen Verkehr durcheinander. Selbst die Reichsten leben verhältnißmäßig in kleinen Häusern. Wo einer im Innern des Landes — denn die großen Seestädte machen auch hierin eine Ausnahme — sich durch äußerliche Mittel und Zeichen hoch über die andern erheben wollte, würde der Spott ihn rasch eines Bessern belehren. Europäische Gewohnheit, sich freiwillig aus bloßem Respect unterzuordnen, findet der Amerikaner nicht bloß verächtlich, noch mehr, sie ist ihm unverständlich.

Im stärksten Gegensatze zu diesem Männerverkehr steht das Benehmen der Frauen. Sie beherrschen Haus und Familie. So wie der Amerikaner in sein Haus tritt, läßt er Gleichheit und Freiheit vor der Thür. Er kennt nur noch die Leute, mit denen Frau und Tochter umgehen, und spricht nur über das was diesen zusagt und verständlich ist. Draußen wogt alles frei und lustig durcheinander; für die Familie gibt es nur streng abgeschlossene Cirkel. Draußen die Demokratie, im Hause die Aristokratie, der Familienstolz auf Reichthum oder Bildung. Viele Frauen halten es unter ihrer Würde, die Namen andrer zu nennen, deren Gesellschaft für weniger vornehm gilt. Auf ängstliche, oft lächerliche Weise sucht man nach Gränzlinien, sich abzusondern. Die feinern Gesellschaften müssen ihre eigenen Straßen und Plätze und Kirchen haben, wie ihre eigenen Conditoreien und Badeorte. Sobald sich Unberufene dort einfinden, wird ein anderer Ort gesucht, wo die Auserwählten wieder unter sich sind. Jedes Städtchen, ehe es noch aus dem Ei gekrochen, hat schon eine Aristokratie von etlichen Familien, welche die kleinlichsten Untersuchungen anstellen, ehe sie neue Ankömmlinge an ihre Tafelrunde zulassen.

Diese Neigung, streng abgeschlossene Aristokratien zu bilden, ist in Amerika um so sonderbarer, weil die Grundlagen dafür fehlen. Was vom europäischen Adel herübergesiedelt ist, hat seine Kennzeichen und seine Erinnerungen verloren, und ohnedieß würden gänzlich die Mittel fehlen sie zur Anerkennung zu bringen. Reichthum, der vom Großvater herrührt, wird zwar höher geschätzt, als wenn ihn der Vater erworben, aber er ist weder ein sicheres, noch ausschließliches Besitzthum, der Handel häuft Reichthümer zusammen und verschlingt sie wieder. In der amerikanischen Gesellschaft herrscht beständig Fluth und Ebbe, das Leben drängt sich bald hier bald dort zusammen, es kommt und geht, wie alles in Amerika. Die Männer ziehen mit ihren Frauen da und dorthin, man findet sich zusammen, gibt Gesellschaften, macht Ausflüge voll Lachen und Fröhlichkeit, aber es hat das alles etwas Provisorisches wie ein Gasthausleben. Man hat nicht Zeit sich kennen zu lernen und dauernde Beziehungen zu knüpfen. Man vergnügt sich zusammen, so lange man gerade beisammen ist. Dieser Gegensatz des Flüchtigen und Wandelbaren in der amerikanischen Gesellschaft vereitelt zuletzt wieder die Bildung einer rechten Aristokratie. Denn Aristokratien bedürfen um zu wachsen der Zeit und einer dauerhaften ruhigen Grundlage. Die meisten einzelnen Kreise der höhern Gesellschaft in Amerika aber haben keine Vergangenheit, die über zehn Jahre zurückreicht, und keine Zukunft vor sich, wenn sich zwei Augen schließen. Allerdings gibt es in den größern Städten einige ältere und reiche Häuser; besonders in Philadelphia und Boston und in den sklavenhaltenden Staaten bestehen Kreise von solider Vornehmheit und feinen aristokratischen Manieren, sie sind aber nur vereinzelte Sternbilder unter dem unruhigen Zwinkern leuchtender Körper; auch haben sie keine politische Macht sich erwerben und festhalten können: ihr Wesen besteht einzig darin, daß sie sich gegen die Berührung der großen Masse abschließen.

Auch im Innern der amerikanischen Gesellschaft, wie sie einmal geworden, in Ton und Stimmungen, die in ihr vorherrschen, stoßen wir auf eigenthümliche Gegensätze. Man trifft in andern Ländern selten so viele Menschen beisammen, die sich alle gegenseitig mit so viel Achtung, mit Herzlichkeit und Offenheit begegnen und so gern und rasch bereit wären sich Dienste und Gefälligkeiten zu erzeigen, wenn auch im Hintergrunde nur der feinere Egoismus lauert.

In der amerikanischen Gesellschaft commandirt das junge Volk; die Herren stürmen ins Eßzimmer wie unartige Burschen, und erobern unter Gelächter ihre Stühle. Die Damen prangen in den werthvollsten Stoffen, unter kostbaren Spitzen, und behängen sich überreichlich mit Juwelen, was nicht eben einen geläuterten Geschmack verräth. In dem Gesellschaftszimmer treibt sich die Jugend unermüdlich auf und ab, das Lachen und Jubeln nimmt kein Ende, die Alten aber sitzen still am Spieltisch oder am Kamin. Es schlingt sich fortwährend durch die Gesellschaft ein Reigen von jugendlicher Lust, von Lebhaftigkeit und Flattersinn, von Offenheit und Großmuth. Aber mitten dazwischen rührt sich der Eigennutz: die Jugend hält inne, rechnet und überdenkt. Oft scheint das Völkchen mit Lachen und Rennen nahe daran, sich in Zuchtlosigkeit aufzulösen, und doch, sobald die Wünsche von irgend jemand durchkreuzt werden, stellt sich sofort bei ihm nüchterne Selbstbeherrschung ein.

Auch in der Unterhaltung ist ein ähnlicher Gegensatz merkbar. Die Phantasie des Amerikaners ist feurig und fliegend, sie stürzt ungestüm auf ihren Gegenstand los, um ihn eben so rasch wieder fallen zu lassen. Kein Volk wird so leicht von einer Idee fortgerissen und ergriffen als die Amerikaner. Die Summe jedoch der originalen Ansichten und Gedanken, welche ihre Unterhaltung bele-

den, ist merkwürdig dürftig. Was einmal an der Tagesordnung ist, bekommt man vorgesetzt als tägliches Brod, es wird sofort zum Gemeinplatz, wie denn auch die Sprache der Amerikaner noch viel reicher ist an feststehenden Redensarten, als die der Franzosen und Engländer. Der Amerikaner denkt und spricht gern über alles in der Welt, was ihm in Schriften oder Gesprächen irgend woher zufließt, es fehlt ihm aber Geduld und Ruhe, Grund und Wesen der Dinge zu erfassen.

Die amerikanische Unterhaltung würde an Gehalt und Anmuth merklich gewinnen, wenn die verheiratheten Frauen sie beherrschten. Aber das ist wieder ein Punkt, wo sich Gegensätze scharf berühren. Es ist bekannt, daß die Frauen in Amerika vergöttert werden, sie sollen nur die Freuden des Lebens und nie dessen Arbeit und Mühen kosten. Man schweigt in ihrer Gegenwart über Politik und Geschäfte, damit kein Mißton der Leidenschaft sie belästige. Sie wählen ihre Gesellschaft ganz frei und meistens nach ihrer religiösen Ansicht, dafür sperrt man sie aber auf Reisen, in Gasthöfen und Dampfschiffen in eine Art Serail, und in Gesellschaften wird der Herrschersitz nicht ihnen, sondern dem Vorwitz und der Lustigkeit der jungen Mädchen eingeräumt. Die verheirathete Frau und wenn sie die liebenswürdigste und geistreichste wäre, kommt in Gesellschaft in die stille Ecke. Es grassiren dann Ballgespräche, triviale Einfälle und schallendes Gelächter. Jeder aristokratische Kreis hat wieder sein besonderes Conclave junger Damen aus den ersten Häusern, welche ihre Welt regieren. Sie halten das geheime Gericht über Ruf und Zulässigkeit in der Gesellschaft, und setzen im Voraus fest, was an Vergnügungen und Spielen aufgeführt werden soll. Die jungen Damen treiben in Amerika Astronomie, Chemie und Metaphysik, lesen Goethe, Homer und Virgil, brennende Wißbegierde ist gar nicht selten unter ihnen: aber während der Glanzzeit ihrer Jugend ziehen sie die Zerstreunngen immer wieder ab, so daß die Bildung nicht tiefe Wurzeln schlagen kann. Treten sie nun in den Stand der Frauen und damit in die Zurückgezogenheit, so vergessen sie bald die kaum gehobenen geistigen Schätze wieder, weil ihnen die Gelegenheit fehlt, die erworbenen Kenntnisse geltend zu machen. Der Engländer ist entzückt über die Lebhaftigkeit, mit der sich Amerikanerinnen auf alle Gegenstände der Unterhaltung einlassen, aber bald findet er, daß seinen Landsmänninnen zwar seltene, dann aber immer verständige Bemerkungen entschlüpfen. Dem Deutschen gefällt zwar der selbständige Sinn, das rasche entschiedene Wesen der Amerikanerin, aber wo er das Gemüth vermißt, da bleiben wir eben unbefriedigt. Weiblichkeit — das Ding keimt nicht in der neuen Welt.

Vielleicht erzeugen und bedingen Klima und Natur jedes Landes auch Sitten und Art des Menschen unabänderlich, so daß es gerathen ist keine Anklage zu erheben, wo wir Mängel und Fehler erblicken, die nur scheinbar leicht zu ergänzen oder zu vermeiden wären.

Die Bewegung im angloindischen Reiche und das neue India-Gesetz.

(Mitgetheilt von Professor N.)

(Schluß.)

Die Klagen und Wünsche des brittisch-indischen Vereins zu Calcutta und Bengalen sind im Wesentlichen dieselben anderer Vereine. Jene Bittschrift Bengalens, von den Radschas Radhakant und Kalikrischea, von Pertab Ischander Singh, von andern tüchtigen Männern und reichen Grundbesitzern, 5900 im Ganzen, unterzeichnet, ragt hervor durch umfassende Einsicht in alle Verhältnisse des angloindischen Reiches, in die verschiedenen wechselseitigen Beziehungen zwischen Hindostan und Großbritannien so wie durch ihre freie rücksichtsvolle Darstellung. Jeder schroffe Ausdruck ist vermieden. Wo man befürchtete, der Gegenstand könnte verletzen, begnügte man sich mit Andeutungen. Und doch zog gerade diese Eingabe der einflußreichen Semindare den meisten Groll auf sich. „Leute“, hieß es, „welche durch die ewige Steuerrolle zwei Millionen Pfund gewinnen, sollten Großbritannien keine Schwierigkeiten bereiten.“ Aber die reichen Semindare sind vor allem Hindus sie fühlen die Leiden ihres Volkes, sie halten sich eben ihres Reichthums und Einflusses wegen berufen, als Sachwalter Hindostans auch aufzutreten.

„Wir alle“, so sprechen die Mitglieder des Bengalenvereins, „sind treue Unterthanen Ihr. Maj., und wissen die Vortheile zu schätzen, welche wir von Großbritanniens Oberherrlichkeit genossen und genießen. Entfernung fremder Einfälle und innerer Zwietracht, Sicherheit des Lebens und Eigenthums gegen recht- und gesetzlose Gewalten, — den Werth solcher Wohlthaten erkennen wir vollkommen und fühlen uns der großen britischen Nation dafür dankbar verpflichtet. Bereits vor zwanzig Jahren haben wir mit großem Interesse das Zeugenverhör und die Debatten verfolgt, welche dem erneuerten Freibriefe vorhergingen. Die Hindu, ungewohnt einer selbständigen Darlegung ihrer Ansichten und Gefühle in Betreff der Landesregierung, der Thaten und Maaßnahmen ihrer Gebieter, sahen schweigend und duldsam den Ergebnissen mit hoffender, mit freudiger Erwartung entgegen. Sie ist nicht zur Wahrheit geworden. Die damalige Untersuchung hat für Indien keine Früchte getragen. Den allbekannten Mißständen wurde nicht abgeholfen, die drückende Grundsteuer ist geblieben. Oeffentliche, nützliche Bauten zur Entwicklung der Hülfsquellen unseres Landes, zur Förderung des Handels und der Industrie wurden nicht unternommen, und doch hatten Manufacturen und Verkehr unseres Landes durch die freie Einfuhr aus England gar sehr gelitten. An Maaßnahmen zur Heranbildung der Eingebornen, damit auch sie einstens freie Institutionen ertragen könnten, ist nicht einmal gedacht worden. Aus diesen und andern Gründen haben wir die Unterzeichneten mit großer Zufriedenheit und belebter Hoffnung vernommen, daß neuerdings Ausschüsse zusammentraten, um die Zustände der indischen Länder zu untersuchen. Wir finden uns deßhalb dringend veranlaßt, den Ausschüssen unsere Wünsche und Hoffnungen vorzulegen, und hegen das Vertrauen, daß die nachfolgenden Vorschläge, obgleich sie von Leuten anderer Religion und Farbe herrühren, im Parlamente Beachtung finden werden:

„Die Regierung in England. Den Ministern der Krone muß, natürlich unter parlamentarischer Oberaufsicht, die Leitung der indischen Angelegenheiten verbleiben. Es ist aber nicht genug, daß die Unterbeamten der Minister im allgemeinen tüchtige Männer sind; sie sollten vor allem mit den Bedürfnissen unseres Landes vertraut seyn und zur Entfernung jeder Einseitigkeit aus allen Classen der Bevölkerung genommen werden. Ein längerer oder kürzerer Aufenthalt in Indien erscheint uns eine unerläßliche Bedingung. Die Hälfte der Mitglieder des indischen Rathes möge durch die Krone eingesetzt, die andere von den Gläubigern der indischen Staatsschulden gewählt werden, mögen diese in England oder in Hindostan leben.

„Die Regierung in Indien. Die Stellung des Oberstatthalters zu seinem Rathe und zur Regierung Bengalens erheischt manche Veränderung. Bengalen sollte von der Centralregierung getrennt seyn. Es möge dem Oberstatthalter ferner nicht verstattet werden, ohne Zustimmung seines Rathes Calcutta zu verlassen. Am wichtigsten ist aber das Absondern der Executive von der gesetzgebenden Gewalt. Eine Legislatur von sieben Mitgliedern sollte eingesetzt, und im Sinne der drei Präsidentschaften vorläufig drei Eingeborne vom Oberstatthalter in das Collegium einberufen werden könnten. Doch bittet man jetzt schon um Festsetzung von Normen, wodurch es der Bevölkerung möglich wäre, aus diesem oder jenem Grunde der Wahl zu widersprechen. In den Verbesserungen der Grundgesetze möge aber vor allem die feierliche Erklärung aufgenommen werden: den Bewohnern Hindostans wird der unantastbare Gebrauch ihrer religiösen Gesetze und Institutionen verbürgt. Die Präsidenten der einzelnen Regierungen sollten bereits Erfahrungen in Indien gesammelt haben. Dann bedürfe es auch keiner Räthe. Die Unterstatthalterschaft Agra wurde ohne Rath meistens trefflich verwaltet, weil die Vorstände Land und Leute kannten. Die Regierungen von Bombay und Madras, an deren Spitze nicht selten frische Ankömmlinge aus England treten, wurden ihrer Räthe ungeachtet schlechter verwaltet als Agra. Dann sind die Besoldungen der Beamten gar unbillig vertheilt, die höhern erhalten zu viel, die niedern zu wenig. Uebrigens bedürfe das ganze Beamtenwesen einer gründlichen Umgestaltung. Scheine es doch, als wenn die indischen Länder, als wenn die indischen Völkerschaften bloß zur glänzenden Versorgung einer Anzahl Engländer vorhanden wären.

„Die Eingebornen mögen künftig den Engländern thatsächlich gleichgestellt, und Aemter nur nach der Fähigkeit vertheilt werden. Geht doch der Unterschied zwischen Eingebornen und Engländern so weit, daß nach dem indischen Gesetze (1833) die Gerichtshöfe der Compagnie über Leben und Tod der Einheimischen sprechen, während ihre Competenz über Europäer außerordentlich eng ist.

Einzelne Classen und Individuen, Eingeborne und Nachkommen fremder Einwanderer, Armenier, Ostindier und Parsen erscheinen mit ähnlichen Bittgesuchen und klagen dem Parlamente ihre Bedrängnisse. So bringen die Armenier, Insassen Bengalens, ihre ehemaligen Verdienste in Erinnerung und bitten um gleiche Berechtigung mit den Europäern. Durch Vermittlung eines einflußreichen Armeniers, des Chodscha Seehad, sey der erste Vertrag der ostindischen Hansa mit dem Hofe von Delhi geschlossen worden, und am 22 Junius 1688 hätte ein anderer Armenier, Chodscha Phanus Kalendar, einen Vertrag mit der Compagnie bezüglich der gleichmäßigen Berechtigung beider Nationen, der Engländer und Armenier unterzeichnet, worüber eine Abschrift der Urkunde zur Bescheinigung beigelegt wird. Die Armenier, heißt es darin, können in vollkommener Freiheit leben und verkehren in allen indischen Besitzungen der Compagnie, sie können alle Stellen und Aemter bekleiden und erfreuen sich nach jeder Richtung gleicher Rechte mit den Engländern. Jener Vertrag, sagen die Bittsteller, habe die Armenier aller Länder bewogen, nach Indien zu ziehen. Sie haben große Reichthümer hieher gebracht, durch Fleiß und mannichfache Thätigkeit neue erworben. Dessen ungeachtet sind sie, wie Hindu und Muselman, den Compagnie-Gerichtshöfen unterworfen; sie stehen unter einem so unbestimmten und verworrenen Rechte, daß alles von der Auslegung und von der Laune der Richter abhängt. In welcher Mißachtung aber diese Gerichtshöfe stehen, gehe daraus hervor, daß die Europäer immer gegen ihre Competenz sich gesträubt haben. Die Bittschriften einiger englischen Corporationen, Gilden und Handelsgenossenschaften sind in den meisten Punkten desselben Inhalts wie die der Bewohner Hindostans, Hindu und Muselmann.

„Wir haben schon im Jahre 1830", schreiben die Ostindier, „dem Parlamente vorgestellt, wie vieler gesetzlichen Rechte und Privilegien wir entbehren, die uns als Nachkommen von Engländern und Christen gebühren. Mehrere Bestimmungen des neuen umgeänderten indischen Grundgesetzes (1833) zielen auf Abhülfe, sie sind aber in Wirklichkeit nicht oder höchst unvollständig ausgeführt worden. Noch ermangeln wir der Wohlthat bestimmter bürgerlicher Gesetze. Wir Christen, in Erziehung und Bildung den Europäern befreundet, stehen hinter den Hindu und Muselmanen, welche sich doch ihres eigenen Rechtes erfreuen. Aemter mit pragmatischen Rechten wurden uns niemals verliehen, die Ostindier bleiben immer im untergeordneten Dienste. Für die Eingebornen werden aus Staatsmitteln Erziehungsanstalten gegründet, wir, die christlichen Bewohner Hindostans, sind leer ausgegangen. Selbst bei der medicinischen Anstalt, wo uns Zutritt gestattet ist, werden uns, den Ostindiern, die Stipendien versagt, nur Muselman und Hindu haben Anspruch. Man spricht über uns ab, verstattet uns aber keine mündliche Einrede vor den Parlaments-Ausschüssen. Man hat von der Abnahme der Ostindier gesprochen, aber unbegründet. Unsere Zahl hat sich theils rein, theils durch die Vermischung der Europäer mit einheimischen Frauen während der letzten dreißig Jahre verdoppelt. Man glaubt Leute unserer Art passen bloß zu untergeordneten Handlangerarbeiten. Auch das ist unbegründet. Ostindier sind Richter, Verwaltungsbeamte und Einnehmer, freilich bloß im unpragmatischen Dienste. Sie betreiben jedes ehrenhafte Geschäft, sie dienen als Geistliche, Missionäre, Aerzte, Advocaten, Seeleute, Ingenieure, Geometer und beschäftigen sich mit allen Zweigen der Kunst; sie sind Schullehrer, Apotheker, Kaufleute, Ackerbauer rc."

Entschiedener noch erklären sich die Ostindier — die Britten hören den Namen nicht gerne und nennen sie gewöhnlich Halbkastleute — welche ihrer Geschäfte wegen in London leben. „Wir einheimischen Christen, sagen sie, stammen zum Theil aus Zeiten, lange vor der englischen Herrschaft über Hindostan. Unsere Zahl

mehrt sich in schneller Progression, und doch bleiben unsere gerechten Klagen immer unbeachtet. Wir sind zur Stufe der eingebornen Hindu und Muselmanen herabgedrückt, sind des Schutzes der Habeas Corpus Acte beraubt. Wir werden nicht bloß nach Gutdünken der europäischen Richter und Magistrate, sondern selbst auf Geheiß der Hindu- und Muselman-Beamten eingesperrt, körperlicher Züchtigung unterworfen und mit allerlei Strafen belegt. Das peinliche Gesetz, unter welchem wir stehen, ist eine Beleidigung der Religion, zu der wir uns bekennen. Es zielt auf die persönliche Herabwürdigung der Ostindier. Man sehe nur die Verordnung VIII 1813, Verordnung III 1818, Verordnung III 1821. Wir erheben feierlichen Widerspruch gegen die beleidigenden Zeugschaften vor den Parlamentsausschüssen. Können wir uns doch auf die Erklärungen des Sir John Malcolm, Lord Metcalfe, Lord William Bentinck und Sir Alexander Johnston berufen. Unter den Ostindiern sind Männer erstanden, ebenbürtig in jeder Beziehung den Europäern, so die Generale Jones und Lang, die Obersten Skinneir, Gardenir, Stevenson, sämmtlich berühmte oder ausgezeichnete Leute. Euer ehrenwerthes Haus wird es wohl natürlich finden, daß wir gleich wie die andern Völkerschaften Hindostans nach Sitz und Stimme streben in der Regierung des Landes unserer Geburt, daß wir uns Antheil wünschen, wie die Charte von 1833 es verspricht, an allen Aemtern und Stellen. Durch ihre örtlichen Kenntnisse sind die Eingebornen hiezu vorzüglich befähigt."

Bewohner Calcutta's und der bengalischen Niederlande, im Vereine mit Christen und andern Glaubensgenossen, erheben ebenfalls Klage über mangelhafte Ausführung des Grundgesetzes von 1833. Viele Bestimmungen der Legislatur sind niemals ins Leben getreten. So ward neben andern Unterlassungen ein für Indien passender Richterstand nicht herangebildet, Richterstellen den befähigtsten Personen nicht übertragen. Vor 15 Jahren bereits hat der Ausschuß zur indischen Gesetzgebung das peinliche Recht der ostindischen Compagnie, in seiner Anwendung auf die Eingebornen, verworfen, und doch blieb es zum großen Theil unverändert bis zum heutigen Tag. Die Bittsteller zeigen dann die Gebrechen der Gerechtigkeitspflege im Einzelnen. Namentlich wird das Stempelpapier, welches von zwei Schilling bis zu 200 Pfund steigt, als ein großes Hinderniß Recht zu erlangen, vorzüglich in peinlichen Fällen, dargestellt. Jedes Zeugenverhör, jeder vorgelegte Brief ist dem Stempel unterworfen. Doch sey nicht zu verkennen, fügen sie mildernd hinzu, daß der Wohlstand des Landes während der letzten Jahre sich bedeutend gehoben habe. Zeugniß hievon ist die Mehrung der Einfuhr. Aber eben so wenig vermag man die Zunahme der Verbrechen und der Unsicherheit zu läugnen. Dieß gereiche aber zum großen Nachtheile. Englisches Capital gehe deßhalb nur selten nach Indien, der Zinsfuß steige zu unerschwinglicher Höhe, 25 bis 30 vom Hundert, wobei der Bauer überdieß noch in ein höriges Verhältniß zum Ausleiher verfalle.

Mit scharfen, eindringlichen Worten sprechen die Sendboten der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse in wiederholten Eingaben (die römisch-katholischen haben keine Bittschrift ans Parlament gesandt). „Die Tempelgüter von Tschaganath und andern sollten, ohne allen Ersatz eingezogen, jede Verbindung der Regierung, der Compagnie-Beamten mit den einheimischen Religionen, mit ihren Ceremonien und Festlichkeiten gänzlich untersagt werden. Die indischen Religionen und Secten, ihre Geistlichen und Gehülfen seyen der vorzüglichste Grund aller Noth, alles Verderbens. Man höre zwar jetzt nicht mehr so viel vom Weiberersäufen beim Zusammenfluß der Dschumna und des Ganges, von lebendigen Begräbnissen und Selbstmorden in Gegenwart großer Menschenmassen. Die Gehülfen solcher Schandthaten würden von der Regierung als Mörder verfolgt. Aber die Unsicherheit im Lande, vorzüglich in Bengalen wie in allen lange unter der Compagnie stehenden Provinzen habe zugenommen. Räuberbanden durchziehen Marken und Gauen, stehlen und plündern in und um Calcutta. Die Gränzstreitigkeiten der Grundholden seyen endlos, Polizei und Gerichtswesen äußerst mangelhaft. Die einheimischen Polizeidiener hängen von den mächtigen Grundbesitzern ab und stehen zum Theil selbst mit dem Diebsgesindel in Verbindung. Die 25 Millionen Bengalesen seyen sehr arm und erleiden durchgängig vielfache Bedrückungen von den Grundherren. Man suche gewaltsamerweise sein Besitzthum zu schützen, es seyen keine festen Gränzen gezogen. Nur eine einzige gute Straße durchziehe das Land. Alle der Moralität und dem Wohlbefinden des Volks nachtheilige Abgaben sollen aufhören. So namentlich die Monopole im Widerspruch mit jeder vernünftigen Regierung. Man befehle jetzt, wie viel Indigo, wie viel Opium angebaut werde und setze willkürlich den Preis fest. Der Opiumschmuggel nach China stehe in Betreff seiner Schändlichkeit auf gleicher Stufe mit dem Sklavenhandel."

Von diesen und andern zahlreichen Beschwerden und Verbesserungsvorschlägen, in indischen und englischen Zeitungen, sind bei Erneuerung des Freibriefs (20 August 1853) nur einige berücksichtiget worden. Radikalen, plötzlichen Aenderungen ist man in England aus Grundsatz entgegen. Auch waren die Zeitumstände hiezu wenig günstig. Die Volksbewegung, die Wünsche und Erwartungen im angloindischen Reiche stiegen immer höher. Zahlreiche Massen von fünf bis sechstausend Personen hatten sich wiederholt zu Calcutta zusammengefunden, wobei aufregende Reden gehalten wurden. Man mußte noch größeres Anschwellen der Bewegung besorgen, so daß Lord Dalhousie zu einem schnellen Entscheid gerathen habe. Auch wurden die russisch-türkischen Wirrnisse immer ernster und nahmen die ganze Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch. Man suchte schnelle Beseitigung aller andern Angelegenheiten. Selbst der Ausschuß der Gemeinen hat mit dem sechsten Theile der Zeugschaften (8 August 1853) seine Arbeiten beschlossen, ohne Hinzufügung, wie ehemals immer geschehen, eines umfassenden beurtheilenden Berichtes.

Die wichtigste Aenderung im Freibrief ist der Wegfall jeder Zeitbestimmung. Die India-Acte, welche früher gewöhnlich auf 20 Jahre lautete, kann von nun an in jeder Session zur Sprache gebracht, von neuem geändert oder ganz aufgehoben werden. Das Directorium besteht aus 18 Mitgliedern, wovon die Regierung sechs ernennt, welche wenigstens zehen Jahre in Indien im Dienste der Krone oder der Compagnie zugebracht haben. Ebenso wird die Hälfte der von den Actienbesitzern gewählten Directoren aus Männern bestehen, die wenigstens zehn Jahre in Indien gedient haben. Jeder Director erhält 500, der Vorsitzende und sein Stellvertreter, jeder tausend Pfund jährliche Besoldung. Die Einsetzung dieses neugestalteten Directorenhofes hat am 8 März 1854 stattgefunden.

Die Ernennung der Zöglinge zur Haileyburyanstalt sowie der

Hülfsärzte im Compagnieheere, durch das ostindische Directorium, hat am 30 April 1854 ihr Ende erreicht. Alle diese Stellen werden künftig durch Prüfungen erworben, deren Programm von der Oberaufsichtsbehörde über die indischen Angelegenheiten entworfen und dem Parlamente vorgelegt wird. Zutritt zu diesen Prüfungen ist jedem Unterthan J. Maj. gestattet. Hiemit ist wenigstens äußerlich das Patronat oder Anstellungsrecht der Civildiener im angloindischen Reiche wesentlich verändert. Nur klagen die Hindu wiederum: „Reisen übers Meer sind uns durch die althergebrachten religiösen Satzungen verboten; der Aufenthalt und die Erziehung in Haileybury, welche man als Vorbedingung zum indischen Civildienste fordert, sind uns in Folge der Kastenvorschriften unerreichbar." Nun so ändert diese unsinnigen menschenfeindlichen Satzungen oder mißachtet sie thatsächlich, wie Ramohun Roy, Dwakarnath und andere hervorragende Männer Hindostans gethan haben und thun! Nur durch Abwurf des Kastenwesens und jener altindischen Barbarei können die Bewohner Hindostans zur Selbstregierung heranreifen.

Der früher bestandene Gesetzgebungsausschuß ist auch im neuen Grundgesetz beibehalten. Jede Statthalterschaft oder Vice-Statthalterschaft sendet ein Mitglied. Auch der Oberrichter Bengalens und die Oberrichter anderer Präsidentschaften haben Sitz und Stimme in diesem Ausschuß. Ihm ist, in Verbindung mit dem Oberstatthalter und Rathe, die Befugniß gegeben Gesetze und Verordnungen zu erlassen. Auch die Mitglieder dieser Legislative müssen wenigstens zehn Jahre in Civilämtern der Compagnie gedient haben. Von einer Befähigung der Eingebornen zu diesem wichtigen Amte ist keine Rede. J. Maj. mag überdieß einen Ausschuß in England bestellen, um die bereits eingereichten Vorschläge und Arbeiten der früheren indischen Gesetzgebungscommission zu prüfen und Bericht zu erstatten. Ein solcher Ausschuß ward auch gleich nach Annahme der neuen India-Acte vom Vorsitzenden im Controlamte eingesetzt, welcher jetzt gleichwie jeder andere Minister 5000 Pfund-Besoldung erhält. Der Ausschuß hat sein Prüfungsgeschäft begonnen. Die Verwaltung des angloindischen Reiches verbleibt auch jetzt nach dem Directorium der Compagnie. Selbst von den massenhaft einlaufenden Depeschen — die Berichte über den jetzigen Zustand Hindostans füllen dreiundfünfzig starke Foliobände im indischen Hause — erhält der Vorsitzende des Controlamtes, nach dem bestehenden Geschäftsgange, nur einen sehr geringen Theil zur Einsicht. Die nach den verschiedenen Verwaltungszweigen aus dem Directorium selbst gewählten und von Zeit zu Zeit erneuerten Ausschüsse berathen und beschließen wie früher. Der Directorenhof berathet und beschließt über die Vorträge der Ausschüsse, und sendet die Beschlüsse an den indischen Minister. Stimmt dieser nicht bei, so müssen die Gründe schriftlich angegeben werden. Stellung und Befugnisse der indischen Beamten bleiben unverändert. Bengalen wird von der Oberstatthalterschaft getrennt und unter einen Präsidenten oder Vicepräsidenten gestellt. Herr Halliday ward (Mai 1854) von Lord Dalhousie zum stellvertretenden Präsidenten Bengalens ernannt, mit einer Besoldung von 100,000 Rupien. Ihm sind alle Länder der ehemaligen Statthalterschaft, mit Ausnahme von Tenasserim, untergeben. Diese Provinz, Pegu und das Pendschab bleiben unmittelbar unter dem Generalgouverneur und gehören zu den sogenannten auswärtigen Besitzungen. Die jährliche Besoldung des Obercommandanten des Heeres ist gleichwie die der Vicepräsidenten auf hundertausend Rupien angesetzt. Die Mitglieder des Indiarathes erhalten 80,000 und die der Gesetzgebungscommission 50,000 Rupien. Hindu und Muselman sind, gleichwie die andern Insassen Hindostans, deren Bittschreiben wir ihrem wesentlichen Inhalt nach darlegten, mit dem kahlen Ausgang aller jener Zeugschaften in England, aller jener zahlreichen Untersuchungen in Indien selbst wenig zufrieden. Sie können es nicht seyn. In Calcutta, Madras und Bombay sind, bald nach Annahme der India-Acte, von vielen Tausenden Versammlungen abgehalten worden, wo scharfe Reden fielen. Man beschuldigte die Regierung der Täuschung, der Hinterlist. „Das Wohl der Eingebornen wird in Wahrheit nicht beachtet. Alle jene schönen Worte sind Lüge und Heuchelei. Ausbeute unserer Heimathlande zu ihrem eigenen Vortheil ist die einzige Losung dieser Engländer, welche es geradezu aussprechen, daß sie das Land in despotischer Weise regieren wollen." [1]

[1] The theory of the Indian Government is, that on that side of the ocean there should be despotic rule, checked on this side only by the control of the home Government and of Parliament, so as to secure there the power, the influence, the terror of despotic sway. Das Parlamentsmitglied Lowe in den Verhandlungen vom 11 Julius 1854. Times 12 Julius.

Edward Forbes.

(Nekrolog.)

Edward Forbes ward zu Douglas auf der Insel Man geboren und erzogen. Da er besondere Anlagen zum Zeichnen besaß, so sollte er sich zum Künstler bilden. Er verwendete sechs Monate eines Londoner Aufenthaltes zur Ausbildung seiner Fertigkeiten. Frühzeitige Neigung zu den Naturwissenschaften aber bestimmten ihn, den Beruf des Arztes zu erwählen, und er bezog deßhalb als Student der Medicin 1830 die Hochschule in Edinburgh. Da ihn die Zoologie und Botanik anzogen, so entschloß er sich, die wissenschaftliche Carriere zu erwählen. Noch als Student fand er Gelegenheit zu einer Reise nach dem Mittelmeer, wo er

die algerischen Küsten besuchte und als Product seine Denkschrift über „die Land und Wasser-Mollusken von Algier und Bugia“ mit heimbrachte. Um diese Zeit besuchte er auch Paris und durchstreifte später Norwegen. Seine damaligen Beobachtungen veröffentlichte er unter andern in den „Naturhistorischen Aufzeichnungen auf einer Reise durch Norwegen“, in den „Verglichenen Erhebungen der Testaceen in den Alpen“ und in der „Malacologia Monensis, oder Mollusken-Katalog für die Insel Man und die benachbarten Gewässer“. Schon als Student hatte er in Edinburgh einen starken Einfluß auf andre junge Männer ausgeübt und sie mächtig zu naturwissenschaftlichen Studien angezogen. Wenig Gelehrte besaßen, wie er, die Kräfte neue Jünger der Wissenschaft zu erwerben. Durch ihn gewann die Naturkunde ein neues Instrument für ihre Beobachtungen: das Austernnetz (dredge), welches bisher nur von Fischern zu ihrem Nahrungserwerb benutzt worden. Mit Hülfe dieses Werkzeugs hat er später seine Untersuchungen der ägeischen See angestellt, welche zu der großen Entdeckung führten, daß in der See bei geringerer oder größerer Tiefe die Stufen des organischen Lebens analog wechseln, wie auf dem festen Lande die Pflanzen- und Thierzonen je nach der Erhebung des Bodens über der Meeresfläche sich verändern. Forbes' Einfluß ist es zu verdanken, daß von der British Association eigne Dredging-Committees an verschiedenen Punkten aufgestellt wurden. Ein gründlicher Kenner der submarinen Fauna, mußte er bald, als er sich der Geologie zuwendete, eine außerordentliche Autorität in dieser Wissenschaft werden, denn eben seine Studien mit dem Austernnetz verstatteten ihm manche Probleme über das Alter und die Verwandtschaften verschiedener Erdschichten mit Sicherheit zu lösen. Im Jahre 1841 ging er als Naturforscher auf einem Schiff der englischen Marine an die lycische Küste. Seine Erforschungen veröffentlichte er dann in dem wichtigen „Bericht über die Mollusken und Seesterne der ägeischen See und ihre Verbreitung mit Bezug auf geologische Probleme“, welcher 1843 im Druck erschien. Während seiner Abwesenheit war der Lehrstuhl für Botanik am King's College in London durch den Tod des Mr. David Don erledigt worden. Obgleich Forbes in der letzten Zeit vorzüglich geologische Arbeiten veröffentlicht hatte, so bewarb er sich doch mit Erfolg um jene Professur, die er bis zu seiner kürzlichen Berufung auf den Lehrstuhl für Naturwissenschaft in Edinburgh bekleidet hat. Später wurde er auch zum Bibliothekar und Curator der geologischen Gesellschaft ernannt, gab aber diese Aemter auf als er in die paläontologische Abtheilung des Museums der ökonomischen Geologie 1846 berufen wurde. Obgleich er nun die meiste Zeit den praktischen Aufgaben der Paläontologie zuwendete, veröffentlichte er doch noch manches aus seinen angesammelten Schätzen, und namentlich kehrte er mit besonderer Vorliebe immer zu den Mollusken zurück. Eine seiner glänzendsten Leistungen für die geologischen Wissenschaften ist im ersten Bande der „Denkschriften zur geologischen Durchmusterung Großbritanniens“ enthalten und führt den Titel „Ueber den Zusammenhang zwischen Verbreitung der lebenden Fauna und Flora der brittischen Inseln und den geologischen Veränderungen die ihre Oberfläche erlitten hat“. In der letzten Zeit arbeitete er fleißig für Zeitschriften. Aus seiner Feder stammt der Aufsatz „Siluria“ im jüngsten Quarterly-Review“. Eine „Zoologie der europäischen Meere“ ist beinahe im Druck vollendet. Im Jahre 1852 wurde er zum Präsidenten der geologischen Abtheilung der British Association ernannt. Die größte Freude gewährte ihm aber 1853 seine Berufung zur Edinburgher Professur — eine Stellung, die er noch als Student als das höchste Lebensziel geträumt hatte. Leider sollte er, von der Universität mit Begeisterung aufgenommen, nur einen einzigen Cursus lesen. Er starb am 18 November in Edinburgh im Alter von 39 Jahren. (Athenäum.)

Bruchstücke aus einer „Reise nach Central-Afrika“.

(Nach Bayard Taylor.)

Zweiter Abschnitt.

Erste Reise auf dem Nil.

2) Abfahrt. — Die Kongin. — Das ägyptische Klima. — Der Mahmudieh-canal. — Einfahrt in den Nil. — Freuden der Reise. — Studium der arabischen Sprache. — Anblick der Pyramiden. — Der Schleußenzoll. — Ankunft in Cairo.

Wir bezahlten im orientalischen Hôtel eine höchst unmäßige Rechnung und brachen gegen Sonnenuntergang nach unserem Boot auf. Unsere Reisevorräthe bestanden in Brod, Reis, Kaffee und einigen andern Lebensmitteln; wir führten außerdem mit uns einen thönernen Ofen und Holzkohlen, Töpfe und Pfannen, Teller, Messer und Gabeln, hölzerne Löffel, Kaffeetassen und Wasserkrüge, anstatt der Betten große Decken von Zuckerrohrblättern, und an Luxusartikeln einige Flaschen Claret und ein Gazellenfell mit vorzüglichem Latakiehtabak gefüllt. Wir waren klug genug, ein Abendessen aus dem Hôtel mitzunehmen und uns den ersten Abend an Bord nicht auf unsere Kochkunst zu verlassen.

Wir warteten bis zum Dunkelwerden an den Ufern des Canals, ehe unser Gepäck erschien. Alexandrien ist von Zollhäusern umgeben und abgehende Güter müssen ebenso gut bezahlen wie eingehende. Das Thor war verschlossen und die Riegel wichen erst vor dem Klang eines Silberdollars. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir das Boot erreichten und dieselbe Kanzie und denselben weißköpfigen Rais fanden, der vorher 300 Piaster uns abverlangt hatte. Er schien nicht weniger erstaunt zu seyn als wir, denn der Handel war von einem Dritten geschlossen worden, und ich glaube er grollte uns während der ganzen Fahrt. Der Contract stellte das Boot zu unserer Verfügung; wir gingen daher sogleich an Bord, sagten den lieben Freunden, die uns begleitet hatten, Lebewohl, und wurden bei dem vollen Glanze eines afrikanischen Mondscheins nach dem Canal hinab gerudert. Das Boot war etwa 33 Fuß lang und hatte einen kurzen geraden Mast im Bug, der ein lateinisches Segel von 50 Fuß Länge trug. Am Mast stand ein viereckiger hölzerner Verschlag, der als Kochherd diente. Die Mittelbretter des Verdecks waren nicht befestigt, und wenn man sie weghob, gelangte man in den unteren Raum, wo das Gepäck aufgestaut lag. Die Cajüte, welche den Stern des Bootes einnahm, war über und unter dem Deck gebaut, so daß, wenn wir eingetreten waren, wir aufrecht in derselben stehen konnten. Die erste Abtheilung enthielt zwei breite Bänke, mit einer kleinen Kammer im Hintergrunde, die gerade Raum genug bot, daß drei Personen darin schlafen konnten. Wir breiteten unsere Matten

über die Bretter und legten die Reisebeutel als Kissen zurecht, nachdem wir die Bücher herausgenommen. Ibrahim schlief auf dem Verdeck vor der Cajütenthür.

Unser Rais, ein alter Araber mit einem schwarzen runzlichen Gesicht und einem graulichen Barte, trug einen zerlumpten blauen Rock. Er befahl über fünf Matrosen, darunter zwei kupferfarbige Fellahs und einen langen Nubier, schwarz, wie die ägyptische Finsterniß; diese drei letzteren waren unsere Lieblinge und so muntere und treue Gesellen, wie wir sie nur wünschen konnten. Wir hatten sehr bald eine Art von Zärtlichkeit zu diesen drei Menschen gefaßt, während uns der Rais mit seinem mürrischen Gesicht und seiner krächzenden Stimme täglich widerwärtiger wurde.

Wir breiteten eine Matte auf das Verdeck, zündeten unsere Laterne an und setzten uns zum Abendbrod, während ein sanfter Nordwind unser Boot langsam über Palmenschatten und durch den hellen Mondschein trug. Während Ibrahim die Tschibuks uns stopfte, genossen wir vier Stunden die balsamische Luft, welche mit jedem Athemzuge uns mehr zu erquicken schien. Wir waren zu dritt, bildeten aber die seltsamste Sorte einer Dreieinigkeit. Der eine war ein Landwirth aus Sachsen-Coburg, ein Mann von 45 Jahren, schlank und stattlich gewachsen, an das behagliche Leben und die beste Gesellschaft in Deutschland gewöhnt. Der zweite war ein Kaufmann aus Smyrna, ein junger Mann von 30 Jahren, der alle Länder Europa's durchwandert, acht Sprachen sprach und in den letzten vier Monaten Ispahan und den Kaukasus besucht hatte. Von dem dritten ziemt mir nur zu berichten, daß er aus der neuen Welt gekommen war und mit seinen Freunden das Einzige gemein hatte, daß er ein erträglicher Gesellschafter war.

Wir standen etwas steif von unsern harten Betten auf, aber eine Tasse Kaffee und die frische Morgenluft gaben unsern Gliedern die Geschmeidigkeit wieder. Die Ufer des Canals sind flach und langweilig. Das Land, durch welches wir fuhren, war an vielen Stellen noch zu sumpfig seit der neulichen Ueberschwemmung, als daß es schon die Wintersaat hätte aufnehmen können. Es ist eine Ebene von reichem schwarzen Boden, wo Reis, Mais, Zuckerrohr und Hirse gedeiht. Hier und da ist Sand darübergeweht, und große Strecken sind von einer Art binsenartigen Gräsern bewachsen. Die Dörfer bestehen aus elenden Lehmhütten, aber die Dattelpalmen, welche sie beschatten, und die Kamelzüge, die langsam hin und her wandern, geben ihrer Häßlichkeit eine malerische Staffage. An zwei oder drei Stellen kamen wir an Baggermaschinen vorüber, die von Dampf getrieben wurden und zur Reinigung des Canals dienten. Es waren Taue über den Canal gezogen, und eine große Zahl von Frachtboten mußte Halt machen, wiewohl der Wind sehr günstig war. Uns Franken zu Gefallen wurde die Barriere niedergelassen, und der höfliche Ingenieur griff an seinen Tarbusch in Erwiederung auf unsern Gruß, als wir hindurchritten.

Gegen Mittag hielten wir an einem Dorf an und der Asiat ging mit Ibrahim ans Ufer, um Lebensmittel zu kaufen, während der Europäer mit seiner Vogelflinte umherstreifte, um wilde Enten zum Mittagsmahl zu schießen. Der Amerikaner blieb an Bord und studirte ein arabisches Wörterbuch. Bald erschien Ibrahim mit zwei Tauben, einem Topf Milch und einem Dutzend Eiern. Der Asiat machte sich daran das Frühstück zu bereiten, und zeigte dabei soviel Geschick, daß unsere Barke sich bald mit den köstlichsten Wohlgerüchen füllte. Als wir unsern Europäer einholten, hatte er uns nur zwei Habichte zu bieten, wir aber gaben ihm dafür ein Frühstück, welches er für vollkommen erklärte. Wir speisten auf dem Verdeck wo wir eine Matte zum Sitz ausgebreitet. Ein kühlender Wind blähte unser Segel und Myriaden von Schwalben kreisten und zwitscherten über unsern Köpfen in der wolkenlosen Luft. Die ruhige beschauliche Stimmung, welche der Kaffee und die Pfeife, die uns Ibrahim brachte, hervorriefen, währte den ganzen Nachmittag, und die Dörfer, die Zuckerrohrfelder, die moslemitischen Bethäuser, die ganze weite Ebene des Delta und die fernen Halden vergessener Städte gingen an unsern Blicken vorüber wie das Bild eines Traumes. Unser Boot führte uns auch an einem arabischen Begräbnißplatz dicht am Canal vorüber, — eine Reihe von Erdhaufen, welche die Sonne ausgedörrt hatte. An einem frisch aufgeworfenen zu Kopf und Füßen saßen zwei Frauen, bezahlte Klageweiber, die in verzweiflungsvollen Klagelauten heulten und schluchzten, und peinlich anzuhören waren. Nie hätte ich gedacht, daß etwas anderes als der bitterste Schmerz solche Töne aus der menschlichen Brust reißen könnte.

Als ich bei Sonnenuntergang das Ufer hinaufkletterte, um einen Spaziergang zu machen, wurden die Minarets von Atfeh am Nil sichtbar. Zwei Reihen Acazien, die den Canal entlang standen, bildeten eine anmuthige Allee, innerhalb welcher wir den schmutzigen Auswürfen der Stadt entgegensegelten. Die Schleußen waren für die Nacht geschlossen und wir mußten Halt machen, was uns Gelegenheit gab einen arabischen Hochzeitszug mit anzusehen. Der Lärm von zwei hölzernen Trommeln und einer Art Pfeife verkündete die Ankunft der Braut, die von ihren Verwandten begleitet das Ufer entlang von den oben erwähnten Schmutzstätten her kam. Sie war dicht verschleiert, aber die Araber schaarten sich dicht um sie, um etwas von ihrem Gesicht zu sehen. Kaum hatten sich die drei Franken genähert, so wurde sie doppelt bewacht und schleunigst nach dem Hause ihres künftigen Gatten geführt. Einige Zeit später stieg ich das Ufer hinan, um die elenden Hütten mir näher anzusehen; ich wurde aber mit solchem Geschrei und so drohenden Gebärden empfangen, daß ich es für gerathen hielt mich ruhig zurückzuziehen. Wir besuchten noch das Haus des Schwiegervaters der Braut, wo zwei Dutzend Araber auf der Erde sitzend Hochzeitslieder sangen, und mit Händeklatschen den Tact schlugen.

Am nächsten Morgen, während unser Rais sich die Erlaubniß holte, die Schleußen zu passiren, wofür man an Gebühren 30 Piaster zahlen muß, besuchten wir den Bazar, kauften lange Rohre von Jasminholz für unsere Pfeifenköpfe und Lebensmittel in die Küche. Bei allen solchen Gelegenheiten begleitete uns Seyd, unser langer Nubier, mit dem ebenholzschwarzen Gesicht unter schneeweißem Turban. Wir hatten dem Asiaten die Küche anvertraut, und er übernahm das Departement mit Freuden. Bald entdeckten wir jedoch, daß die Kenntnisse Ibrahims sich nicht über die Zubereitung eines Pilaff und des Kaffee hinaus erstreckten. Ueberdieß waren seine Gewohnheiten und sein Aussehen nicht geschaffen, die Werke seiner Hände schmackhaft zu machen. Die Naivetät, mit der er das Waschbecken nahm, um Fleischbrühe darin zu bereiten, und mit der er unsere Messer und Gabeln an seinen Pluderhosen abwischte, würde sehr ergötzlich gewesen seyn, wenn wir nicht dabei betheiligt gewesen wären. Der Asiat zerkleinerte eines Tages Zucker mit einem Hammer, da rief plötzlich Ibrahim, der ihm zugesehen hatte, in einem Tone der aus Mitleid und Verachtung gemischt war, aus: „das ist nicht der rechte Weg.“ Darauf nahm er einige von den Stücken, wickelte sie in einen Zipfel seines langen weißen Hemdes, steckte denselben in den Mund, und nachdem er den Zucker zwischen den Zähnen zermalmt hatte, schüttete er ihn mit einer triumphirenden Miene in das Gefäß!

Ein ganzes Geschwader von Schiffen wartete an den Schleußen,

aber mit fränkischer Unverschämtheit fuhren wir durch sie hindurch und nahmen in der vordersten Reihe Platz. Die Sonne brannte sehr heiß und wir schwitzten und kochten eine volle Stunde inmitten eines furchtbaren Getümmels von Arabern, ehe uns die trägen Beamten die letzte Schleuße aufschlossen und uns in den Nil hineinließen.

Es ist der westliche oder canopische Arm des Flusses, welcher an Afteh vorüber fließt. Er ist nicht breiter als der Hudson bei Albany, war aber in Folge der neulichen Ueberschwemmungen lehmiger und schwammiger als der Mississippi bei Neu-Orleans. Sein Wasser ist nicht weniger süß und gesund als das des letztern Flusses. Nachdem wir die einförmigen Ufer des Canals verlassen, erheiterte uns nicht wenig der Anblick der Flußufer, die mit Palmenhainen umsäumt waren. Auf der einen Seite leuchteten in der Mittagsonne die schlanken weißen Minarets von Fueh, der weiland reichen Gewerbsstadt. Ein frischer Nordwind vom mittelländischen Meer her trieb unser Boot langsam gegen die starke Strömung, während die schwerbeladenen Kauffahrteischiffe, in unserm Kielwasser folgend, ihre zwei ungeheuren lateinischen Segel ausspannten wie die Flügel des morgenländischen Vogels Roch.

Ein oder zwei Stunden nach Sonnenuntergang legte sich der Wind und den übrigen Theil der Nacht zogen unsere Leute das Boot langsam vorwärts, wobei sie lustig sangen. Der Asiat breitete auf das Deck seinen albanesischen Burnus, der Europäer seinen weiten Reisemantel und die Repräsentanten dreier Welttheile, die in dem vierten zusammengetroffen, genossen von diesem Lager aus Mondschein, Palmenschatten und das süße Schweigen der Natur. Es hatte wenig zu sagen, ob das Boot vorwärts oder rückwärts ging, ob wir auf einer Sandbank sitzen blieben oder das Wasser bei vollem Winde durchfurchten. Alles war uns recht. Mein Gewissen machte mir keine Vorwürfe über ein solches müßiges Leben. In Amerika leben wir zu rasch und arbeiten wir zu viel, dachte ich. Soll ich, ehe ich sterbe, nicht einmal wissen was Ruhe ist? Der Europäer sagte eines Tages naiv zu mir: „Ich bin ein wenig erstaunt, aber sehr froh, daß noch niemand von uns von der europäischen Politik gesprochen hat". Europa! ich hatte vergessen, daß es ein solches Land gibt, und was Amerika anlangte, so schien es mir in grauem Nebel zu liegen.

Bisweilen versuchte ich meine arabischen Sprachstudien fortzusetzen. Wilkinsons Wörterbuch und Capitän Hayes's Grammatik leisteten mir gute Dienste, und nachdem ich mich bei einer Anzahl von Worten mit Ibrahim über die Aussprache verständigt, wagte ich mich noch weiter. Eines Tages als die Matrosen in einer sehr lauten Unterhaltung begriffen waren, redete ich sie an: „Was ist das für ein Lärm! Schweigt auf der Stelle!" Die Wirkung war eine augenblickliche: die Leute schwiegen, Sayd rollte verwundert die Augen und sagte: „Wallah! der Hawadschi spricht arabisch." Den beiden kupferfarbigen Fellahs kam das Ding sehr spaßhaft vor, und jedes neue Wort, das ich lernte, genügte, um sie eine halbe Stunde lachen zu machen. Ich rief einem Fischer, der am Ufer saß, zu: „O! Fischer, habt ihr Fische?" Er hielt mir eine ganze Schnur voll hin und antwortete: „O, Hawadschi, ja, ich habe Fische". Diese feierliche Art und Weise sich anzureden, die im Arabischen allgemein ist, hat für den Anfänger etwas seltsames.

Während der zweiten Nacht, die man auf dem Flusse zubrachte, kamen wir an den Ruinen des alten Sais vorüber, die von ihrer einstmaligen Berühmtheit nichts hinterlassen hat, als einige wenige unförmliche Trümmerhaufen. Das Land war an vielen Stellen noch feucht von der Ueberschwemmung, welche die größte war, die es seit vielen Jahren gegeben hatte. Die Fellahs pflügten ihre Weizenfelder mit einem einzelnen Büffel, der an eine spitze Stange gespannt war, welche den Boden drei Fuß tief aufriß. Auch Mais- und Zuckerrohrfelder waren häufig, und ebenso bemerkte ich einige Tabak- und Hirsepflanzungen, sowie eine Art Lupine, die des Samens wegen gebaut wird. Die einzigen Gemüse, die wir in den Dörfern zum Verkauf fanden, waren Zwiebeln, Lauch und Liebesäpfel; Milch, Butter und Eier sind in Ueberfluß vorhanden und sehr gut, aber der Käse des Landes ist abscheulich. Die Wohnungen gleichen eher einem Ameisenbau als menschlichen Wohnhäusern und die Dörfer sind Depots von Schmutz und Ungeziefer im großartigsten Maßstabe. Unser Boot blieb glücklicherweise befreit von solcher Zugabe mit Ausnahme einiger Motten. Außer Palmen und Acazien, denen der Nil die Hälfte seiner Reize verdankt, sah ich wenig Bäume. Hier und da stand eine Gruppe stolzer Platanen und in den Gärten zeigte sich bisweilen eine Banane, nirgends aber bemerkt man jene Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit der Vegetation, welche anderwärts in der Nähe der Tropen herrscht.

Am Abend des dritten Tages erreichten wir die Stadt Nakir, und da wir keinen Wind hatten, gingen wir eine oder ein paar Stunden ans Ufer. Am Ufer stand ein Kaffeehaus, eine Erdhütte mit zwei Fenstern geschmückt, die mit hölzernen Rahmen in europäischem Styl geschnitzt waren. Ein Diwan aus Lehm und übertüncht zog sich längs des Zimmers hin und auf diesen setzten wir uns mit gekreuzten Beinen, während der Wirth die kleinen Kaffeetassen zurechtmachte und die Pfeifen füllte; durch die offene Thür sahen wir den Nil, der im Vollmondschein erglänzte, und in der Ferne hoben sich zwei große Palmen vom Himmel ab. Unsere Bootsmannschaft die wir mit Buza, dem ägyptischen Bier, tractirt hatten, saß vor uns und begleitete als Chor ein Musikstück welches zu unserer Unterhaltung aufgeführt wurde; die Vortragenden waren drei Frauen und ein Mann, der auf einer rohen Rohrflöte blies; eine von den Frauen hatte ein Tamburin, eine zweite eine kleine hölzerne Trommel und die dritte schlug den Tact, indem sie mit den geschlossenen Fingern der rechten Hand gegen die Handfläche der linken klatschte. Dem Gesange folgte ein Tanz, den eine der Frauen ausführte. Er hatte in seinen Charakter Aehnlichkeit mit dem Fandango, wie er von den Einwohnern des Isthmus von Panama getanzt wird, und war mehr wollüstig als anmuthig. Die Frauen gehörten zu der gemeinsten Classe und ihre Leistungen entsprachen dem Geschmacke der Bootsleute und Kameltreiber, von denen sie hauptsächlich lebten.

Am nächsten Tage erschienen im Westen die gelben Hügel der libyschen Wüste, welche an manchen Stellen das Fruchtland des Deltas bis an den Rand des Nils zurückdrängen. Der Sand scheint beständig auf den Fluß zuzurücken, und an einer Stelle hatte er einen Acazienhain bis an die untersten Zweige begraben. Die Wipfel waren noch grün, aber ein oder zwei Jahre werden hinreichen, um sie völlig zu verschütten. In der Nacht hatten wir einen dichten Nebel und der folgende Tag war außerordentlich heiß, wiewohl die Luft durchsichtig blieb wie Krystall; dafür waren wir drei im Gesicht bereits völlig bronzirt. Während sich meine Freunde ihrer gewöhnlichen Mittagsruhe hingaben, stieg ich in geheimer Unruhe auf das Dach der Cajüte. Ich hatte auch nicht lange dagesessen, als fern im Süden zwei schwache bläuliche Dreiecke am Horizonte auftauchten. Sogleich rief ich die faulen Schläfer wach mit dem Zauberwort: „die Pyramiden!"

An demselben Abend erreichten wir die Nordspitze des Delta, wo wir die ganze Nacht bleiben mußten; da der Wind nicht stark

genug war um uns über die Barre kommen zu lassen. Sonderbar genug hört man von diesem ungeheuren Werke, welches zu den größten Unternehmungen der neuern Zeit gehört, außerhalb Aegyptens kaum sprechen. Es ist nichts weniger als eine Eindämmung des Nils, welche jährlich zwei Ueberschwemmungen bewirken und die Ernten im Delta verdoppeln soll. Hier, wo sich der Fluß in zwei Hauptarme theilt, die besondere Ausmündungen in Damiette und Rosette haben, ist nicht nur ein ungeheurer Damm projectirt, sondern er ist schon sehr weit vorgeschritten. Jeder Arm soll von 62 Bogen überspannt werden, außer einem Hauptthor von 90 Fuß Breite und zu beiden Flanken werden hohe steinerne Thürme stehen. Die Spitze des Delta zwischen den beiden Dämmen ist durch einen Zwischenwall von festem Mauerwerk geschützt, und die Strebepfeiler, welche er verbindet, sind mit 60 oder 70 Fuß hohen Thürmen befestigt. Die Brückenpfeiler haben gekrümmte Wogenbrecher an der obern Seite, während die gegenüberliegende Brustwehr der Bogen sich hoch über sie erhebt, so daß der Damm aus drei aufeinanderfolgenden Terrassen besteht, und sich wie ein Keil gegen die Gewalt der ungeheuren Wassermasse stemmt. Das Material besteht aus Ziegeln mit Stein überkleidet. Wenn das Werk fertig ist, sollen bei niedrigem Wasserstande die Seitenbogen geschlossen werden und nur das Hauptthor soll offen bleiben. Auf diese Weise wird man Wasser genug gewinnen, um alle Bewässerungscanäle zu füllen, während ein neuer Canal, der mitten durch das Delta gezogen werden soll, eine ungeheure Strecke tragbaren Landes befruchten wird. Der Plan ist großartig und das einzige Hinderniß seines Erfolges ist der leichte poröse Charakter des Alluvialbodens, der den Pfeilern als Unterlage dient. Das Unternehmen wurde von M. Linang entworfen und begonnen und ist später von andern Ingenieuren fortgesetzt worden.

Die ägyptischen Bootsleute haben Grund, sich über den Schleußenzoll zu beklagen. Die Hauptmasse des Flusses ergießt sich durch den engen Raum, worin die Pfeiler noch nicht eingesenkt worden sind und der ohne einen starken Nordwind nicht passirt werden kann. 40 oder 50 Boote lagen am Ufer und warteten auf den günstigen Augenblick. Wir erhielten von dem Ingenieur Erlaubniß, unser Boot an eine große Regierungsbarke zu hängen, welche von einer stehenden Winde gezogen werden sollte. Als wir abstießen, wurde der Wind frischer und wir fuhren langsam gegen den Strom nach der Hauptwasserschnelle, wo wir uns an unsern guten Freund halten mußten. Hinter uns schimmerte der Fluß von Segeln und Fahrzeugen aller Art, die vom Winde aufwärts getrieben, vom Wasser abwärts gezogen an einander stießen, ihre langen Segel verwickelten und sich unter lautem Geschrei und einer betäubenden Menge von arabischen Kehllauten in den engen Durchgang drängten. Eine halbe Stunde war die Scene sehr belebt, mit Hülfe einer frischen Brise erreichten wir indessen bald glatteres Fahrwasser und segelten lustig auf Cairo zu.

Der Nil breitete sich fast zwei Meilen von einem Ufer zum andern vor uns aus. Gen Süden steigen die drei Pyramiden von Gizeh wie Krystalle am Rande der Wüste empor. Zur Rechten lagen die Mokattamhügel roth und öde im Sonnenschein, und die fernen Gärten von Schubra, die Citadelle von Cairo und die Minarets der Moschee des Sultan Hassan. Der Nordwind blieb uns treu: um drei Uhr warfen wir in Bulak Anker, bezahlten unsern Rais, gaben der Mannschaft einen Bakschisch, wofür sie uns unter vielen Ausrufungen des Wortes „Taib“ (gut!) die Hand küßten, und machten uns auf den Weg nach Cairo.

Reise nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialischer Besuch. — Arabisches Heilmittel. — Geisterspuk. — Eine Promenade des Scheich von Tuggurt. — Unerwarteter Besuch; das Rattengift. — Der Proselytenmacher. — Definitive Einstellung meiner ärztlichen Praxis. — Ueber das Graben der artesischen Brunnen zu Tuggurt. — Zoologisches. — Oeffentliche Belustigungen zu Tuggurt. — Ausflug nach Temasin. — Das Meer von Tuggurt. — Temasin. — Die Karawanen zu Tuggurt. — Die im Wed-Rghir gebräuchlichen Münzsorten. — Die Schulen und die Schuljugend zu Tuggurt. — Spiele der Jugend. — Das Fieber, die Pocken und die Augenkrankheiten. — Gänzliche Abwesenheit römischer Ruinen. — Politische Gespräche in der Kasbah. — Schwieriges Landschaftszeichnen. — Erkundigungen über Suf. — Anstalten zur Weiterreise.

Der Ruf meiner ärztlichen Geschicklichkeit hatte sich schnell, sowohl in der Stadt als auch in der nächsten Umgebung verbreitet, und bald ward der Andrang von Hülfesuchenden so groß, daß ich mich im eigentlichsten Sinne des Wortes in meiner Wohnung verbarricadiren mußte, um nur einigermaßen Ruhe zu haben. Wahrlich ein Marktschreier, begleitet von Trompeter und Tambour, konnte nicht schneller populär werden, doch muß ich gestehen, daß meine Popularität größtentheils dem Umstand zuzuschreiben war, daß bei mir weder Consultation noch Arzneimittel dem Kranken einen Heller kosteten. Nur durch diese, in den Annalen der medicinischen Praxis nicht oft consignirte Uneigennützigkeit konnte ich einem, auf das Gerücht von dem Krieg, welcher zwischen Tuggurt und Temasin ausgebrochen, aus dem Bled-el-Dschrid herbeigeeilten arabischen Arzte ernstliche Concurrenz machen, nicht weil man in seine Wissenschaft den geringsten Zweifel setzte, sondern weil man seine Consultationen und Visiten mit einem Maß Datteln, mit einem Burnuß oder mit einem Haik, je nach der größern oder geringern Wichtigkeit des Krankheitsfalles, bezahlen mußte.

Diese himmelschreiende Brodverderberei von meiner Seite bewog meinen arabischen Collegen mich mit einem Besuch zu beehren, der mir außerdem bei der weltbekannten collegialischen Eintracht der Aerzte aller Zeiten und aller Völker schwerlich zu Theil geworden wäre. An einem schönen Morgen trat das gelehrte Haupt mit dem ganzen Anstand eines Doctors aus Moliere's Lustspielen bei mir ein, als ich eben daran war über ein halbes Dutzend triefender Augenpaare Heerschau zu halten. Die Allongenperücke ging ihm zwar ab, allein statt derselben trug er einen hohen Tuniser Fez, von welchem eine ungeheure blaue Quaste majestätisch um seine Schultern baumelte; im Uebrigen war sein Costüme ganz demjenigen der Araber des Südens gleich. Er ließ sich auf meine Einladung auf eine Matte nieder und wartete geduldig, jedoch ohne das geringste Interesse dafür zu verrathen, das Ende der Consultation ab. Dann eröffnete er das Gespräch mit der Frage, warum ich ihn in der ganzen Stadt verunglimpfe und ihn für einen unwissenden Pfuscher ausschriee, da er mir doch bisher eben so unbekannt als ich ihm selbst gewesen sey, und er nicht glaube mir den geringsten Anlaß dazu gegeben zu haben. Die Anklage war kurz und bündig und hätte mich, wenn ich mich schuldig befunden, in einige Verlegenheit bringen müssen, ich war mir aber bewußt dieses Ehrenmannes gegen niemand auch nur mit einer Sylbe gedacht, zu haben, und die Hast mit welcher Ehren-Isaac die Verneinung der mir aufgebürdeten Facta übersetzte und nach seiner Art amplificirte, machte mir diesen der übeln

Nachreden gegen den armen Doctor verdächtig. In der That war es mehr als wahrscheinlich, daß der eitle Mensch, um sich selbst als Famulus eines so hochgelehrten Mannes ein Air zu geben, meinen Ruf auf Unkosten meines Collegen zu heben gesucht hatte. Ich sagte letzterm schließlich, daß er fortan auf Gerüchte dieser Art nicht achten solle, daß ich weit entfernt seine Verdienste schmälern zu wollen, vielmehr darauf antrage unsere Kenntnisse gegen einander auszutauschen, was für uns beide nur ersprießlich seyn könne, und daß endlich, wenn er mir ein Mittel angeben könne, mich von den mir so lästigen Krankenconsultationen zu befreien, ich ihm mit Freuden meine sämmtliche Praxis überlassen wolle.

Der arabische Aesculap gab sich auf diese bestimmte Ehrenerklärung vollkommen zufrieden; sein pedantisch-ernsthaftes Wesen wich nach und nach dem Ausdruck einer zutraulichen Gutmüthigkeit, und wir plauderten bald so unbefangen mit einander, als ob wir alte Bekannte gewesen wären. Im Verlaufe des Gespräches kamen wir auf die Behandlung der Schußwunden zu sprechen, in welcher er, nach der Aussage aller, sehr geschickt seyn sollte. Ich fragte ihn, ob er, wenn es der Fall erheische, Amputationen vornehme, worauf er mir mit verächtlichem Lächeln antwortete, er wisse wohl, daß die christlichen Aerzte keinen Anstand nähmen bei jeder etwas bedenklichen Verletzung einen Arm oder ein Bein geradezu abzuschneiden, was er aber für die größte Thorheit halte, da Allah die zu schwer Verwundeten in jedem Falle zu sich nähme, man möge sie nun amputiren oder nicht, die übrigen aber, auch ohne künstliche Verstümmelung genäsen. Ueberhaupt solle der Arzt, außer zum Aderlassen oder Schröpfen, nie ein Messer gebrauchen, da das unbesonnene und voreilige Schneiden in den meisten Fällen lebensgefährliche Blutverluste nach sich ziehe. Zur Ausziehung einer Kugel, wie tief sie auch eingedrungen seyn möge, bedarf es bloß eines gewissen Pulvers, dessen Zusammensetzung sein Geheimniß sey, um eine reichliche Eiterung zu befördern, worauf man nur die Mündung eines geweihten Flintenlaufes im Contact mit der Schußwunde zu bringen habe, um die Kugel durch denselben, wie eine Nadel durch den Magnet, angezogen zu sehen. Er machte mir eine kleine Quantität dieses Pulvers zum Geschenke, wollte mir aber die Composition desselben nicht angeben, unter dem Vorwande, daß ihm solches untersagt sey; später fand ich, bei näherer Untersuchung unter der Lupe, daß es zum vierten Theil aus Canthariden — wahrscheinlich von einer der Sahara eigenen Species — und der Rest aus Pflanzenstoffen, die der Meerzwiebel (Scylla maritima) und einer einheimischen großen Ferula angehören dürften, bestand. Es ist nicht schwer zu begreifen, daß durch die auf diese Weise hervorgerufene unsinnige Suppuration die Kugel endlich frei werden und auch ohne das Zuthun des heiligen Flintenlaufes herausfallen müsse. Verträgt der Kranke dieses Pferdemittel nicht, ei nun so stand es so geschrieben, Gott ruft ihn ab, und jedermann ergibt sich drein und ist vollkommen getröstet. Auf welche Weise aber die Moslemin in der Sahara ihren Prädestinationsglauben mit dem Zutrauen, das sie in ärztliche Wissenschaft haben, in Reime bringen, vermag ich nicht zu ergründen.

Ich war nun im Besitz einer Portion des kugelanziehenden Arcanums, konnte aber, bei der geringen Quantität desselben, nicht hoffen viele Kugeln damit auszuziehen; dafür verlangte mein College einen Stift Höllenstein, über dessen augenblickliche Wirkung er Wunder vernommen hatte. Ich willfahrte gern seinem Ansuchen, erklärte ihm die Anwendung dieses Aetzmittels und empfahl ihm die nöthige Vorsicht beim Gebrauch desselben an. Liberaler als er, machte ich nicht nur allein kein Geheimmittel daraus, sondern gab ihm sogar die Adresse eines Droguisten zu Tunis, bei welchem er sich solches, nach Erschöpfung seiner Provision, nach Belieben verschaffen konnte. Nichtsdestoweniger aber ließ ihn diese meine Generosität stumm über die Composition seines Pulvers, welche übrigens meine Wißbegierde nicht besonders in Aufregung versetzte.

Unsere gelehrte Conferenz hatte über zwei Stunden gedauert, während welcher Zeit noch so manches Erbauliche und Unerbauliche aus der arabischen Praxis zur Sprache kam, und mein in allen Stücken befriedigter College schickte sich an weiter zu gehen, nicht ohne mir zuvor zu versprechen mich bald wieder zu besuchen, als mehreremale heftig an die verschlossene Hausthür gepocht wurde. Ich befahl Isaac zu öffnen, und dieser führte mir jetzt einen Mann vor, dessen leidende Gesichtszüge einen tiefen Spleen ausdrückten. Er werde schon seit Jahren von bösen Genien gequält, erfuhr ich von ihm; er habe einen harten Stein in der linken Seite seines Leibes und sein Magen steige ihm manchmal bis an den Kehlkopf heran, außerdem thäten ihm die Geister allen möglichen Spuk an, polterten Nachts in seiner Kammer, zwickten ihn in der Nase u. s. w. So habe er gestern Nachts ein Paar ganz neue Schuhe ausgezogen und vor seinem Bett stehen lassen, und als er dieselben am Morgen wieder anziehen wollte, habe er sie ganz abgenutzt und mit durchlöcherten Sohlen gefunden, da unstreitig irgend ein Kobold dieselben in der Nacht weggenommen und mehrere hundert Meilen damit gemacht habe. Und als Beleg für die Wahrheit seiner Aussage zeigte er mir ein Paar ganz alte abgenutzte Schuhe vor. Ich untersuchte den Patienten und fand, daß er an einer bedeutenden Milzverhärtung litt. Ich wies ihn an den einheimischen Doctor unter dem Vorwand, daß ich bald Tuggurt verlassen müßte und deßhalb seine Behandlung nicht unternehmen könnte, dieser aber bemerkte ihm, daß der Casus nicht in sein Departement gehöre, da er nicht mit Geistern umzugehen wisse, weßhalb er ihm rieth, sich lieber an einen Marabut zu wenden. Der arme Mann belästigte uns noch eine Weile und verließ uns dann wenig getröstet, obgleich ich ihm hinsichtlich seiner Schuhe den Rath gegeben, inskünftige dieselben, statt sie vor dem Bett stehen zu lassen, unter sein Kopfkissen zu legen. Man begreift, daß es vergebliche Mühe gewesen wäre einen Hypochondristen darauf aufmerksam zu machen, daß höchst wahrscheinlich irgend ein schlauer Dieb seine zerrissenen Schuhe gegen ein Paar neue ausgetauscht habe.

Endlich war ich allein; so gut war es mir schon lange nicht mehr geworden! Ich brachte mein schon über drei Tage vernachlässigtes Tagebuch ins Reine, und machte mich dann ans Präpariren einiger Springmäuse, die man mir am Morgen gebracht hatte. Allein ein neuangekommener Fremder kann zu Tuggurt nicht lange an einer Arbeit bleiben, wenn er auch noch so großes Bedürfniß dazu fühlte, denn jeden Augenblick wird er, sey es durch zudringliche Besuche oder durch irgend einen seine Neugierde reizenden Lärm unterbrochen. Dießmal war es das langgedehnte Jauchzen der Weiber, das mich zuerst vor die Thür und von da auf den Platz der Dschemnah-el-Kebira zog. Dieses bei allen festlichen Anlässen ertönende, schrillende Concert der Tuggurterinnen galt heute einer Promenade Sr. Hoheit, des Beherrschers von Tuggurt, der eben mit einem glänzenden Gefolge über den Platz zog. Der Aufzug war wirklich ächt orientalisch, und man glaubte eine Scene aus einem Märchen der tausend und eine Nacht zu erblicken. Zwei Läufer eröffneten den Zug, indem sie mit ihren eisenbeschlagenen Stöcken, denjenigen unserer Schäfer nicht unähnlich, wie blind auf die nicht schnell genug sich zertheilende Menge losschlugen, drei andere gingen im Eilschritt hinter ihnen her, um den so zu

sagen gewaltsam eröffneten Weg frei zu erhalten. Diese letztern waren statt der Stöcke mit Flinten bewaffnet, die sie auf der linken Schulter trugen. Einige Schritte vor dem Scheich ritt eine Art von Piqueur her, welcher das Lob des Gebieters sang und die Gläubigen aufforderte, sich im Gebet für das Wohl Sr. Hoheit zu vereinigen. Der Scheich ritt einen prächtigen Braunen, zwei Neger gingen neben ihm her und hielten die Steigbügel. Ueber seiner goldgestickten Kleidung von perlgrauem Tuch trug er einen seidenen Haik, der mit einer kurzen aber dichten Prima, die den Turban der Araber bildet, um sein Haupt befestigt war, und über dem Ganzen drei schneeweiße Burnusse. An seinem mit Gold und Korallen bedeckten Gürtel hing ein prächtiger Säbel, das Geschenk des Herzogs von Aumale. Vor ihm, zu beiden Seiten des Prachtsattels, hingen zwei goldgestickte Scheiden mit goldbeschlagenen Pistolen. Das Pferd war fast ganz in eine doppelte Decke von Seide und goldgesticktem Sammet eingehüllt. Zur Rechten des Scheich ging sein Waffenträger, der seine mit Silber und Korallen ausgelegte Flinte trug, und 50 Neger der Leibwache zu Pferd, in weißen Burnussen, schlossen den glänzenden Zug, hinter welchem die Menge der Neugierigen wieder zusammenfloß. Ich drängte mich jetzt, so gut ich konnte, durch das Gewühl und erreichte mit Mühe meine Wohnung, wo ich mich mit orientalischer Behaglichkeit auf die Teppiche ausstreckte, um das eben Gesehene noch einmal, wie einen schimmernden Sommernachtstraum, vor meinem innern Blick vorübergleiten zu lassen. Die Ankunft des Frühstücks oder vielmehr des Mittagessens, weckte mich aus meinen Träumereien, und ich fand heute zum erstenmale, daß die Diffa des Scheich nicht mit der so eben vor mir entfalteten Pracht im Einklang stehe.

Gegen Abend verkündigte ein allmählich zunehmendes Getös, worein sich wieder wie am Morgen das Jauchzen aus hundert Weiberkehlen mischte, die Rückkehr des Scheich. Ich fuhr in meiner Arbeit fort, ward aber bald durch ein wiederholtes Pochen an der Hausthür darin gestört. Isaac, der eben daran war seine Habseligkeiten durchzumustern, erhob sich keifend und scheltend, um wie er sagte die Anklopfenden mit Protest zurückzuschicken. Nachdem er aber durch ein neben der Thür angebrachtes Spähloch geschaut, entfuhr ihm ein leiser Schrei, und er ward plötzlich so verwirrt, daß er kaum die Thür zu öffnen vermochte und mehr als zwei Minuten damit zubrachte. Jetzt erklärte sich seine Verblüfftheit, denn der Eintretende war der Scheich in eigener Person, welcher auf dem Platz angekommen, sein Gefolg zurückgeschickt und, nur von vier Negern begleitet, den Weg nach meiner Wohnung eingeschlagen hatte. Oben und unten an meiner Gasse wurden jedoch zwei Wachen aufgestellt, um den Einwohnern, so lange der Scheich bei mir verweilte, jeglichen Durchgang zu untersagen. Er wäre gekommen, sagte er mir verbindlich, um selbst nachzusehen ob ich anständig einquartiert wäre; gleichzeitig würde es ihm Vergnügen machen, wenn ich ihm meine „M'saura" d. h. Abbildungen, oder in weiterer Ausdehnung des Sinnes, „zum Leben wieder hergestellte Thiere" zeigen, und in seiner Gegenwart irgend ein Thier präpariren wollte. Verschiedene Bälge von kleinen Säugethieren, Vögeln und Reptilien erregten seine Verwunderung, obgleich sie nur zum Behuf ihrer einstweiligen Conservation ausgestopft waren, auch wußte er, auf mein Bemerken, daß ich im Augenblick kein Thier zum Präpariren vorräthig hätte, schnell Rath zu schaffen, indem er eine zahme Turteltaube herbeiholen ließ, die ich unverzüglich tödten und vor ihm abbalgen mußte. Er folgte allen Operationen mit neugierigem Interesse und fragte mich endlich, warum ich das Innere des Balges mit einer weißen Salbe bestreiche. Ich erwiederte ihm, daß dieß eine hauptsächlich aus Arsenik bestehende Composition sey, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Anwendung dieses Giftes zur Erhaltung der Naturalien unerläßlich wäre. Er ließ mich aber kaum ausreden, denn er hatte nicht sobald das Wort Gift vernommen, als er mich auch schon mit auffallender Hastigkeit bat ihm eine gute Dosis desselben zu geben, da die Kasbah von alles zerstörenden Ratten wimmle. Was ich aber über die häufigen Giftmorde, die sich die arabischen Großen zu schulden kommen ließen, besonders aber über die gespannten Verhältnisse, in welchen er zu seinem jungen Vetter, dem Scheich Slimen stand, vernommen hatte, bestimmte mich eben nicht zur Erfüllung seiner Bitte. Ich fand mich nicht im geringsten dazu befugt der Vorsehung ins Handwerk zu greifen, was freilich dem Scheich Abd-er-Rahman-Ben-Dschellab von großem Nutzen gewesen wäre, da er zwei Jahre später von Scheich Slimen ermordet wurde. Schnell gefaßt erwiederte ich ihm, daß die Ratten, die mit dieser Salbe, welcher sich verschiedene denselben unangenehme Salze beigemengt fänden, vermischten Speisen nicht anrühren würden, daß ich aber durch einen chemischen Proceß den Arsenik rein davon auszuscheiden wisse, und ihm noch vor meiner Abreise ein Paketchen davon zuzustellen die Ehre haben würde. Durch dieses Versprechen befriedigt verließ der Scheich diesen Gegenstand, besah sich noch dieses und jenes und empfahl sich endlich, nachdem er mir auf meine Bitte die Erlaubniß gewährt hatte, seine Gärten, besonders diejenigen, worin sich der artesische Brunnen befand, wann und so oft ich wollte zu besuchen, zu welchem Zwecke er mir den Hauptgärtner und Aufseher derselben als Cicerone anwieß. Ich will hier noch beifügen, daß ich ihm kurz vor meiner Abreise ein sauberes Päckchen mit gepulvertem Gyps hinterließ, worauf ein gräulicher Todtenkopf gemalt war, womit er aber sicher niemand vergiftet hat.

Durch den Besuch des Scheich war ich in der Achtung der Einwohner von Tuggurt um ein Merkliches gestiegen; ich erhielt jetzt Zutritt in mehrere reiche Häuser, wozu freilich ein Krankenbesuch immer den ersten Anlaß gab. Ich ward jetzt der Doctor der Weiber, wie ich früher derjenige der Männer gewesen war, und ich sah unter den Schönen von Tuggurt, besonders in dem sogenannten jüdischen Quartier, so manche gazellenaugige Huris, der es in Europa an Anerkennung nicht gemangelt hätte. Ein reicher maroccanischer, hier ansässiger Kaufmann hatte mich besonders in Affection genommen; ich mußte täglich den Kaffee bei ihm trinken, und er überhäufte mich mit Artigkeiten aller Art. Bald ward seine Freundschaft für mich so groß, daß er, wie er mir sehr liebreich sagte, nicht zugeben konnte, daß ich als Irrgläubiger — der Ausdruck war für einen Moslem zart und schonend — stürbe, und er suchte mich nach und nach in den Wahrheiten der allein seligmachenden Religion zu unterrichten, wofür er aber zu seinem Leidwesen wenig Sinn bei mir fand. Erst nachdem ich sein freundschaftliches Anerbieten, mich mit eigener Hand zu beschneiden, bestimmt abgelehnt hatte, erkaltete seine Freundschaft sehr merklich, und von dieser Zeit an wurde ich, wenn ich mich recht erinnere, nicht mehr zum Kaffee eingeladen. Der Besuch des Scheich hatte auch noch das Gute, daß ich von nun an nicht mehr wie früher das Opfer kleiner Diebstähle ward, welche wahrscheinlich durch meine eigenen Patienten verübt wurden, und mir sogar mein Taschencompaß, den man mir, in der Meinung es sey eine Uhr, entwendet hatte, durch die dritte Hand wieder zurückerstattet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Pariser Akademie. Sitzung vom 6 Novbr. [1]) Hr. Isidor Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über den historischen Ursprung der wissenschaftlichen Classificationen in der Natur. Die Eintheilung in die drei großen „Reiche" sey älter als Cuvier, Candolle und Linné. Sie führe zurück in die Zeiten der mittelalterlichen Mystiker und Alchymisten. Irrig sey die Ansicht mancher Gelehrten, daß der menschliche Geist schon im Beginn seiner Beobachtungen Stein, Pflanze, Thier unterschieden habe. Aelter als diese Dreitheilung der Natur sey jedenfalls die Viertheilung, denn der Mensch habe zuerst begonnen sich selbst zu unterscheiden. Nach dieser Viertheilung trete die Zweitheilung ein, in τὰ ἔμψυχα, τὰ ἄψυχα. Der Akademiker sieht in diesen technischen Ausdrücken des Aristoteles schon die Aequivalente der modernen Unterscheidung einer organischen und anorganischen Welt. Das Mittelalter, welches auf des Meisters Worte geschworen und ihm bis zur Servilität treu geblieben, habe über diese Classification nicht hinaus gekonnt, das 18te und 19te Jahrhundert habe aber nur die Distinctionen des Stagiriten wiederholt, und nichts Neues gefunden mit der Unterscheidung der organischen und anorganischen Reiche. Die Alchymisten konnten natürlich diese Zweitheilung in Belebtes und Unbelebtes nicht gelten lassen, denn in ihren Augen lebte auch das Mineral, wenn auch die Vitalität unvollkommen und versteckter erschien. Nach den Graden der Vitalität unterschieden sie Stein, Pflanze und Thier, und von ihnen rühre daher die Eintheilung in die „drei Reiche" her. — Hr. Ramon de la Sagra legt einige Muster des sogenannten China grass vor und empfiehlt die Cultur dieser Gewerbpflanze für die algerischen Colonien. Er zeigt an einigen Proben, auf welche Art bereits die englischen Gewerbe diesen neuen Rohstoff benutzt haben. „Ich füge noch, schloß er, ein Tuch hinzu, welches in China gewebt worden. Die Gewerbsleute des himmlischen Reiches verstehen es, dem Gewebe den Atlasglanz des Rohstoffes zu erhalten, der bei den englischen Stoffen verloren geht." Auch für die antillischen Colonien wird der Anbau dieser Handelspflanze empfohlen. — Hr. Warin theilt der Akademie eine Note über eine neue Erfindung mit um das Zusammenstoßen der Eisenbahnzüge zu verhindern, es mag nun ein Zug hinter den anderen drein oder auf ihn losfahren. Der Akademiker empfiehlt das Schutzmittel als untrüglich. (L'invention empêche infailliblement la rencontre des convois, soit en avant, soit en arrière, en prévenant d'une manière inévitable, et sans le secours d'aucun homme, les convois, qui seront exposés à se rencontrer sur une même voie). Die Erfindung soll darin bestehen, daß wenn sich zwei Züge bis auf drei, jedenfalls aber wenn sie sich bis zwei Kilometer genähert haben, eine Pfeife an der Locomotive von selbst dem Zugführer die drohende Gefahr signalisirt, so daß er noch hinlänglich Zeit besitzt, den Zug halten zu lassen. Ueber das Princip, welches bei der Erfindung in Anwendung kommt, wurden der Akademie Aufschlüsse ertheilt, sie sollen aber ohne Beigabe der Zeichnungen unverständlich seyn. (Wir berichten darüber, wenn unsere technischen Journale den Gegenstand erörtert haben werden).

*

[1] Das „Ausland" wird fortfahren ein Summarium dieser Sitzungen zu bringen.

(Bossuets Grab). Der Bischof v. Meaux hat bekanntlich am 8 November nach sorgfältigen Nachforschungen das Grab Bossuets entdeckt. Die Leiche des großen Mannes war in einem bleiernen Sarg von 1 M. 78 Centim. Länge eingeschlossen, der deutlich die Umrisse des menschlichen Körpers, die Rundung des Kopfes, die Breite der Schultern und ein allmähliches Schmälerwerden nach den Füßen hin verrieth. In der Gegend der Brust war eine Kupferplatte eingelegt, mit der Aufschrift:

HIC QUIESCIT RESURRECTIONEM EXPECTANS
JACOBUS BENIGNUS BOSSUET EPISCOPUS MELDENSIS
COMES CONSISTORIANUS, SERENISSIMI DELPHINI
PRÆCEPTOR PRIMUS, SERENISSIMÆ DUCIS
BURGUNDIÆ ELEMOSYNARIUS, UNIVERSITATIS
PARISIENSIS PRIVILEGIORUM APOSTOLICORUM
CONSERVATOR, ET COLLEGII NAVARRÆ
SUPERIOR. OBIIT ANNO DOMINI MDCCIV
DIE XII APRILIS, ANNOS NATUS LXXVI
MENSES VI ET DIES XVI
REQUIESCAT IN PACE.

*

Weißer Nil. Hr. Brun-Rollet ein piemontesischer Reisender, ließ sich der Pariser geographischen Gesellschaft am 20 October vorstellen. Er ist den weißen Nil bis zum 3° n. Br. hinaufgefahren. Dort trat er in Verkehr mit den Barry, Berry, Dinka, und andern Völkern in der Nachbarschaft des Flusses. Er erklärt der Gesellschaft, wie es gekommen sey, daß der Saubat, ein Nebenfluß des rechten Ufers, lange für den Hauptarm des Flusses gehalten worden sey. Das wichtigste Ergebniß seiner Erforschung sieht der Reisende in der Entdeckung eines großen rechten Nebenflusses des Keilak (oder Miselad), der weit aus dem Süden her zu kommen schien. Hr. Brun wird nächstens eine Denkschrift über das Becken des weißen Nils erscheinen lassen. (Athen. Fr.)

*

Amerikanische Verbrecherstatistik. In der Sitzung der Londoner statistischen Gesellschaft am 20 November las Mr. Neumarch eine Abhandlung „über Pauperismus und Verbrechen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika". Es lagen Angaben aus 16 Staaten vor mit einer Bevölkerung von 12 Mill. eingeborner Weißer (etwa 2/3 der gesammten weißen Bevölkerung), 545,000 freier Farbigen und 1 3/4 Mill. Fremder. Es fanden sich nun in den Gefängnissen auf je 100,000 weiße Eingeborne 22, auf je 100,000 freie Farbige 224, auf je 100,000 europäische Einwanderer 78 Personen, so daß sich das erste Verhältniß zum zweiten wie 1 : 10,18, und das erste zum dritten wie 1 : 3,55 stellt, oder mit andern Worten: daß der weiße Einwanderer eine mehr als dreifach größere Neigung zum Verbrechen als der weiße Eingeborne, der freie Farbige eine beinahe dreifach größere Neigung als der europäische Einwanderer zeige. (Athenäum).

*

Mormonen-Auswanderung. Letzter Zeit haben sich sehr viele Leute von Süd-Wallis aus nach den Mormonen-Ansiedlungen in Nord-Amerika eingeschifft. Andre sind im Begriff ihnen zu folgen. Diese Leute stammen meistens aus den Grafschaften Carmarthen und Glamorgan (Irland). Viele von ihnen haben eine behagliche Heimath und Existenz aufgegeben, um an den Ufern des Salz-Sees ihr Paradies zu suchen. Eine sehr große Exodus dieser Gläubigen hat aus Süd-Wallis stattgehabt, und allem nach ist diese Bewegung im Zunehmen. Die Auswanderer sind meistentheils kleine Pächter, Handwerker, Eisen- und Kohlengrubenarbeiter u. s. f. Hie und da finden sich Personen aus besseren Classen darunter. Sie fahren über Liverpool, Bristol oder Plymouth nach Neu-Orleans, von wo sie sich flußaufwärts nach ihrem neuen Aufenthaltsorte begeben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortliche Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. 8 December 1854.

Ueber den Ursprung der moskowitischen Großrussen.

Konstantinopel 1854.

Der Deutsch-Slave Schaffarik hat in dem russinischen Slaven Duchinsky einen Nachfolger gefunden. Wenn wir diese beiden Namen zusammenstellen, den des gekrönten oder vielmehr vielfach decorirten Professors, und des bisher unbekannten russischen Flüchtlings, so wollen wir durchaus keine für erstern verletzende Vergleichung aufstellen.

In den Motiven ihrer Schriften sind sich jedoch beide gleich, und wenn auch Duchinsky's Leistungen in so mancher Beziehung hinter Schaffaraks zurückbleiben, so darf man wieder nicht vergessen, mit welch reichen Hülfsmitteln letzterer ausgestattet worden und mit welchen Hindernissen ersterer zu kämpfen hat, der seine schriftstellerische Laufbahn in einem in wissenschaftlicher Beziehung bis jetzt so hülflosen Orte wie Konstantinopel beginnt, einem Orte wo außer einer einzigen wissenschaftlichen Bibliothek bei einem italienischen Diplomaten, der sie zur Schau und nicht zur Benützung aufgestellt zu haben scheint, sonst keine literarischen Hülfsmittel sich befinden. Denn wenn auch durch die kürzlich von unserm berühmten Landsmann, Dr. Mordtmann, errichtete orientalische Academie für das gelehrte Konstantinopel eine Sonne aufgegangen ist, so konnte doch in bibliographischer Hinsicht dieses Institut noch wenig leisten.

Hrn. Duchinsky's Schrift, welche zuerst im Journal de Konstantinople publicirt wurde, verdient mit Aufmerksamkeit besprochen zu werden, wenn auch den deutschen Leser das literarische Product nur in so weit fesseln wird, als wir dabei des Problems vom Ursprung oder vielmehr von dem Ursitze der Slaven gedenken werden. Bezüglich der Ursitze der Slaven müssen wir all das Treffliche übergehen, was Gatterer, Mannert, Schlözer, Pelzel, Dobrowsky und noch manche andere drüber geschrieben, welche zwar die ältern Nachrichten, wie die Procop's und Jornande's jeder anders deuten, aber doch in dem Hauptpunkte übereinstimmten, daß sie die Sarmaten (Sauromatae), die Herodot zufolge nicht von den Scythen getrennt werden können, und insbesondere solche sarmatische Stämme, als Jazygen, Roxolanen, welche gegen die Palus Mäotis und den Don zu ihre Wohnsitze hatten, als Väter der Slaven ansahen, so daß der östliche Ursprung dieser Völker nicht in Zweifel gezogen wurde. Surowiecki war der erste, welcher diesen Ursprung läugnete, und die Slaven als Autochthonen in den Mittelpunkt Europa's versetzte. In seiner 1824 polnisch herausgegebenen Schrift erkennt er die Slaven (Slowenen) in den alten Wenden, welche sich im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt am rechten Ufer der Weichsel befanden, dann unter verschiedenen Benennungen sich in der ersten Hälfte des 6ten Jahrhunderts von der untern Donau der Mäotis und längs der Weichsel angefangen über alle Länder erstreckten, welche früher Geten, Bastarnen, Peuciner, Scythen u. s. w. inne gehabt hatten, und später durch Gothen, Hunnen, Sarmaten, Roxolanen rc. besetzt worden waren.

Die Gränzen jenes von slowenischen Wenden besetzten Flächenraums bestimmt Surowiecki noch genauer, wenn er ihn an der Weichsel anfangen, längs des Landes der Esthen, jenseits des Niemen, über Samogitien, Liefland und Esthland bis an die östliche Küste des baltischen Meeres sich erstrecken und von dort über die Quellengebiete der Wolga und des Dniepr bis an die Mündung des Pripetj, und längs dieses Flusses bis an seine Quelle über einen Theil von Polesien und von Volhynien sich verbreiten, endlich jenseits des obern Dniestrs bis zum Fuße der Karpathen im Westen die Weichsel wieder erreichen läßt.

Bezüglich des Ursprungs scheidet er seine Slovenen auf die bestimmteste Weise von den Sarmaten, läßt sie die oben bezeichneten Gegenden von den ältesten Zeiten her bewohnen, macht sie zu Autochthonen in Europa und citirt als Zeugen Plinius, Tacitus und Ptolomäus, denen zu Folge es klar am Tage liege, daß seine slovenischen Wenden im ersten Jahrhundert nach Chr. G. das rechte Weichselufer besetzt hatten, wobei nun etymologische Klaubereien mit den Namen der Venede, Veneti in Veneden herhalten müssen, ganz zu schweigen, daß Tacitus die Veneden den Deutschen zurechnet.

Nun Hr. Schaffarik. In dem Commentar zu Surowiecki's Werk wird dieser Gelehrte ohne viel Umstände niedergeritten. Wenden sind Hrn. Schaffarik mit Sarmaten identisch, in denen er wieder Serben, und in diesen die Väter der Slaven erkennt. Obgleich der gelehrte Kritiker Surowiecki's den Slovenen noch ausgedehntere Wohnsitze als dieser zuschreibt, so ist es jedoch nur unter dem Namen von Sarmaten, daß Schaffarik die Slovenen sich bis an

die Quellen der Wolga ausdehnen läßt, doch trennt er von ihnen wieder die Jazygen.

Nun aber erscheint 1843 Schaffariks berühmtes Werk „über die Abkunft der Slaven". Hier erst kehrt er reuig zu der These des Meisters zurück. Surowiecki's Wenden werden wieder zu Ehren gebracht, und die Sarmaten, wozu er Jakamaten, Roxolanen, Jazygen und Alanen rechnet, bei Seite geschoben. Hrn. Schaffariks Herzensangelegenheit ist es, Beweise für die Uranwesenheit der Slaven in Europa aufzufinden, und zwar soll diese Behauptung mit Hülfe der Sprachen, Sitten u. s. w. begründet werden. Ursprüngliche Namen der Slaven sind ihm die der Wenden und Serben. Doch trennt er von den Slaven nicht nur die Sarmaten sondern auch Scythen, die er von dem südeuropäischen Stamm in seinen nordischen verweist, zu welchem er den tschudisch-finnischen Stamm Zutritt gewährt.

Die gränzenlose Verwirrung die wir in Bezug auf Ursprung und Ursitze der Slaven im Vergleich mit den Deutschen anführten, erstreckt sich auf jene noch weniger im Alterthume bekannten Völker, welche zum finnischen Stamme gezählt werden, wozu sich noch gesellt, daß neuere Gelehrte, gestützt auf einen kurzen nur versuchsweise hingeworfenen Aufsatz des trefflichen Rask, in seiner berühmten Schrift vom Alter und Aechtheit der Zendsprache, Finnen und Scythen, nämlich einen Semito-hamitischen mit einem japhetischen Volksstamm vermischen, und diesen unter der gemeinschaftlichen Benennung Scythen und Tschuden Wohnsitze ins Unendliche anweisen. Leider vergessen sie nur, daß als Finnen uns nur Tartaren, Türken, Magyaren und einige nordische Familien, nämlich die Finnen im engern Sinne, die Lappen u. s. w. bekannt sind; die Scythen jedoch, der historischen Wahrscheinlichkeit zufolge, sich nur in ihren Abkömmlingen, den Slaven, durch die Sarmaten erhalten haben.

Die selbstgestellte Aufgabe unseres Autors war es nun, innerhalb des russischen Reichs und den angränzenden polnischen Provinzen den Russinen jene Gränzen zu bestimmen, welche ursprünglich für Slaven und Finnen existirten, wobei die Grundidee sich bemerklich macht, den Russen den Anspruch auf die Beherrschung der übrigen Slaven aus dem Grunde streitig zu machen, weil sie, die Russen oder vielmehr die Moscoviter, gar keine Slaven, sondern Finnen seyen, die erst im 13ten Jahrhundert die slawische Sprache und christliche Religion angenommen hätten. Hrn. Duchinsky zufolge, der sich dabei auf den Historiographen von Rußland, Karamsin und auf gelehrte Landleute desselben als die passendsten Gewährsmänner beruft, ist das moscowitische Reich, d. h. bei den Regierungsbezirken von Archangel, St. Petersburg, Wologda, Jaroslaw, Twer, Moskau, Tula, Kaluga, Orel, Kursk, Woronesch angefangen bis zu jenen des unteren Don, von Nachkommen der Finnen oder Tschuden bewohnt.

Diese Finnen, von den Slaven Tschuden, Mordwa, Moscowiter genannt, stellt er sich im 13ten Säculum im Verhältniß zu letzteren wenig zahlreich vor, und läßt sie schon im 9ten bis 12ten Jahrhundert durch die Waräger, die er „russische Krieger" nennt, unter die Dynastie des Rurik gerathen, der diese Finnen ebenso gut unterwarf als die Einwohner von Nowgorod, vom Dniepr und Dniestr, welche der Autor Slawen nennt.

Zuvörderst müssen wir die zu große Kürze rügen mit welcher der Autor über die Waräger, das eigentlich dominirende Volk in Rußland, hinweggeht, und deren skandinavische Abkunft (Normänner), nur in einer Note S. 63 beiläufig gedacht wird. Denn, soll nun einmal den Russen ihre slawische Abkunft consiscirt werden, so würden sie statt der finnischen ebenso gut jene normännische in Anspruch nehmen dürfen.

Gehen wir zur speciellen Erläuterung der im 9ten Jahrhundert Slawen und Finnen anzuweisenden Gränzen zurück, so finden wir daß sich der Autor bei seiner geographischen Vertheilung auf Nestor und Karamsin, sowie auf den schon besprochenen Schaffarik hauptsächlich stützt.

In Bezug auf den berühmten Annalisten von Kiew citirt Duchinsky aus Bielaiew die Worte: „Und es gibt noch andre Nationen (Sprachen-Stämme, iasytsi-gentes), welche den Russen Tribut zahlen, Tschuden, Ves, Mera, Muroma, Tscheremis, Mordwa, Perm, Petschora, welche eine andere (nichtslawische) Sprache sprechen." Dem Commentator Nestors, Bielaiew, folgt Duchinsky auch in Bezug auf die Topographie dieser Fremden: Auf dem weißen See (Bieloosero), schreibt Bielaiew, ist Ves, am See Rostow Mera, am See Kleschtino (Pereslaw) ebenfalls ein Mera; am Oka, da wo er sich in die Wolga ergießt, Muromia, gelegen. Sie sprechen ihre eigene Sprache gleich den Tscheremis und Mordwa.

Wir folgen dem Autor nicht in seinen Erörterungen über diese Stellen Nestors und Bielaiews (p. 60 a 64), da von einer nicht in allen Exemplaren Nestors vorkommenden Interpolation die Rede ist; ebenso wenig können wir in Bezug auf seinen Commentator das Urtheil gelten lassen: die Unbestimmtheit mit welcher er über die Nationalität jener Stämme oder vielmehr über die fragliche Epoche (vor oder nach der warägischen Eroberung) sich ausdrücke, verrathe nur die Furcht bei der russischen Regierung durch Annahme des finnischen Ursprungs der Urbewohner Rußlands anzustoßen. — Die hier mit Geschicklichkeit vorgebrachten Gründe Hrn. Duchinsky's sind daher keineswegs als schlagend anzusehen, umsomehr da er selbst p. 65 bekennt, daß die Wohnsitze der finnischen Stämme Mordwa, Tscherimis und Meschtschera von Nestor nicht deutlich angegeben sind, die doch nur am Flusse Oka befindlich seyn konnten, während der Kiewer Annalist dahin die Lechswiatitchans (Slawen) versetzt.

Was Karamsin betrifft, so hat der Autor (pag. 16) ebenfalls mit Widersprüchen zu kämpfen. Hier müssen wir nun fürs erste wieder der Offenheit alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit welcher der Autor alle Stellen zu Gunsten oder zu Ungunsten seiner eigenen Thesis anführt. So citirt er nicht nur eine Stelle, wo Karamsin die Slaven nach Osten sich bloß bis nach den Regierungsbezirken von Smolensk und Tschernigow erstrecken läßt, sondern bemerkt eben so aufrichtig, daß dieser Schriftsteller in der seinem Buche (Petersburg 1818) beigegebenen Karte vom 11ten Jahrhundert die Slaven über diese Gränzen hinüber setzt, und zwar in die Regierungsbezirke von Orel, Kaluga, in den westlichen Theil von Tula, ja bis an die Quelle des Don. Nun ist dieses Geständniß um so lobenswerther, als der Verfasser wohl fühlen muß, wie unhaltbar seine Bemerkung ist: die slavischen Einwohner von zwei oder drei Regierungsbezirken könnten den Satz der Abwesenheit von Slaven im Moskowiterlande nicht umstürzen.

Da wo über die Urbewohner eines Landes solche Dunkelheit herrscht wie in dieser von Alters her von wandernden Horden

durchzogenen Ebene, wo weder Städte noch andere Denkmäler existiren, welche uns über Nationalität und Sprache der verschiedenen Stämme belehren könnten, von denen meistens bloß der Name auf uns kam — da ist es eine undankbare Arbeit das Chaos entwirren zu wollen, und so dürfte der fragliche Punkt, ob östlich der Quellen der Wolga ausschließlich Finnen oder auch schon Slaven zur Zeit der warägischen Eroberung existirten, nur durch bestimmtere Zeugnisse erörtert werden können, als unser fleißiger Autor zusammenstellt. Dazu gesellt sich noch der Umstand, daß die Sprache, welche Duchinsky (p. 7) „eine, aber nicht die wichtigste Manifestation der Völker nennt", durch die ungeheure Ausbreitung des Slavischen in Rußland, auf das slavische Element als örtlich dominirendes von jeher hinweist. Wenn er nun aus der Sprache seine Hauptbeweise von der frühen Anwesenheit der Finnen in Moskovien schöpft, nämlich die verschiedenen Benennungen für Gott, für Vater u. s. w., wie sie bei Slaven überhaupt und den Moskowiten gang und gäbe sind: so scheint der Autor jenen philologischen Grundsatz zu vergessen, daß, obgleich Sprachvergleichung das sicherste Mittel zur Ergründung von Verwandschaft oder Fremdartigkeit der Völker ist, sich diese doch nie an einzelne Worte, sondern an Sprachwurzeln oder den grammatikalischen Organismus halten muß.

Eben so wenig können wir dem Autor unbedingt in jenen Folgerungen beistimmen, die er in Bezug auf Einführung der christlichen Religion bei den Moskowiten vorbringt. Sey es auch möglich, daß diese erst im 13ten Jahrhundert bei den Moskowiten Eingang fand, so darf man jedoch nicht vergessen, wie lange das Heidenthum in den nicht weit entfernten slavischen und deutschen Ländern an der Ostsee sich erhalten.

Konstantinopel. Octbr. L *

Rückblicke.

2. England.

Es gilt vielfach als Axiom, daß zwischen der brittischen und der russischen Herrschaft unversöhnliche Gegensätze bestehen. Dieser Irrthum ist das Kind einer andern falschen Vorstellung, als müßte nämlich die brittische und russische Welt im asiatischen Festlande zusammenstoßen. Und doch trennt die asiatischen Besitzungen Rußlands und Großbritanniens mehr als ein Ocean, es trennen sie die Wüsten. In Europa haben wir kein einziges Stromgebiet, welches seinen Abfluß nicht zum Meere fände. Wo wir nur suchen wollen in unserm Welttheil, werden sich die Linien der Wasserscheiden zwischen zwei Meeren oder verschiedenen Theilen Eines Meeres finden. Das asiatische Festland aber besitzt ein großes und zwar zusammenhängendes Gebiet von Continentalströmen. Das Fließende findet dort nicht mehr seinen Ausweg nach einem Meere, sondern strömt landeinwärts, gleichsam dem Nabel des Festlandes zu. Man kann auch das Gebiet der continentalen Ströme wieder in eine westliche und eine östliche Hälfte scheiden, wenn man als letztere die sogenannte Mongolei betrachtet. Uns geht hier nur die westliche Hälfte an mit ihrer tiefen, nach Alexander v. Humboldts malerischem Ausdruck, kraterförmigen Einsenkung des kaspischen Meeres. Denkt man sich den Aralsee mit dem kaspischen See in Cohärenz, wie es wahrscheinlich ehemals der Fall gewesen, so stürzen sich nach diesem gemeinsamen Becken von Nordwest und Südost die Ströme der Wolga und des Ural, des Oxus und Jaxartes herab. Der Rand jenes Kraters wird im Süden von dem Himalaya und Hindukusch gebildet, und er rückt ziemlich nahe bis an den persischen Meerbusen.

Das ist der Erdtheil welcher Russen und Britten in Asien trennt, das Gebiet der Continentalströme.[1] Dieses Gebiet aber ist den vegetabilischen Organismen, also auch den animalischen, im höchsten Grade unfreundlich. Bekanntlich stehen unter gleichen Breiten die Temperaturen des Innern der Continente viel niedriger als der Küstenländer. Die Vertheilung der Jahreswärme wird immer ungleicher, je weiter man von der Meeresküste nach dem Innern des Festlandes vordringt. Die Winter werden kälter, die Somme heißer. In gleichem Maaße nehmen die Niederschläge ab, so daß, im Verhältniß zum Flächengehalt ihres Gebietes, die continentalen Ströme einen geringen Wasserreichthum entwickeln. Es folgt aber aus dem Früheren wiederum, daß sich alles organische Leben dicht an diese Wasserfäden drängen wird. Wirklich beginnen auch die asiatischen Steppen schon am untern Laufe der Wolga, wo sich keine Stadt und kein Dorf mehr von dem nährenden Strome entfernt.

Jene Gebiete ohne Baumwuchs gehören nur den Hirtenvölkern an. Wenn bisweilen behauptet wird, daß die menschliche Gesellschaft in ihrer Entwicklung immer dem Grundsatz gefolgt sey, daß die Völker erst mit ihren Heerden gewandert, dann seßhaft geworden, die Felder gebaut und später Gewerbe und Handel getrieben hätten, so ist dieser Satz in seiner Allgemeinheit sicherlich unwahr. Die Natur hat für gewisse Gebiete eine solche Entwicklung versagt, und so wird auch die Steppe für ewige Zeiten den wandernden Horden zum Genusse bleiben. Nachdem die Sonne über den Aequator in die nördliche Erdenhälfte getreten, brechen die Nomaden auf gen Norden und kehren, vor dem Winter fliehend, mit der Sonne wieder nach Süden. So bewegt sich das animalische Leben jener Steppen, dem Einfluß der Erderwärmung gehorchend, gleichsam zwischen seinen eigenen Wendekreisen. Zemarch, der Gesandte Kaiser Justinus II, beschreibt (bei Menander) seine Zusammenkunft mit einem turanischen Chokan in der Kirgisensteppe (569 n. Chr.), und schildert uns lebendig den Zustand jener nomadischen Völker. „Die Kirgisen der sogenannten scythischen Steppe", sagt Hr. v. Humboldt mit Bezug auf jene berühmte Stelle des Byzantiners, „sind ursprünglich ein finnischer Stamm; sie sind jetzt wahrscheinlich in ihren drei Horden das zahlreichste aller wandernden Völker, und lebten schon im sechsten Jahrhundert in der Steppe in welcher ich sie gesehen."[2]

---

[1] Vergl. zu Obigen die bildliche Darstellung in Berghaus physikal. Atlas I. Bd. Hydrographie Nr. 7.

[2] Kosmos Bd. I. S. 491 ff.

Das sind die Länder und Völker, welche unserer Ansicht nach jedes Vordringen der russischen Eroberung verhindern, denn wo die Natur den Völkern bisher die festen Wohnsitze versagte, da läßt sich auch der Zusammenhang eines politischen Organismus nicht herstellen.

Jene Hypothese eines centralasiatischen Zusammenstoßes zwischen Britten und Russen hat kürzlich wieder durch die Phantasien eines polnischen Journals und durch die Nachrichten der Delhi Gazette neues Leben gewonnen. Die Russen, versichert man uns in einem Athem, hätten den Kahn von Kokan geschlagen und sollten am Sir Deria aufwärts operiren. Sie ständen, hieß es dann weiter, acht Meilen von Chiwa und wären im Anmarsch auf Yarkend. Was würden europäische Leser sagen, wenn es in einer Zeitung etwa hieße: „ein russisches Corps operirt an der Mündung der Weichsel stromaufwärts, es hat ein preußisches Heer geschlagen, steht 8 Meilen von Mainz und ist im Anmarsch gegen Pesth?“ Das wäre noch lange nicht so schlimm, als was die Delhi Gazette uns kürzlich über die angeblichen Heerzüge der Russen in Turanien berichtet.

Aber gesetzt die Russen befänden sich wirklich schon in Chiwa, sie hätten ein Bündniß geschlossen mit dem „König“ von Bukhara, und wären bereits in Balkh eingerückt, — so befänden sie sich doch noch immer im hyrkanischen Tieflande. Dort erst erhebt sich das iranische Tafelland mit den Schneehäuptern des indischen Kaukasus. Der Weg in das Hochland führt in schmalen Felsenspalten hinauf durch ein System von zahlreichen Gebirgspässen. Einer dieser Pässe, der den freundlichen Namen des Zahnbrechers führt, wird uns von Alexander Burnes ziemlich lebhaft beschrieben: „die Felsen steigen auf beiden Seiten oft senkrecht zu einer Höhe von 3000 Fuß an, das Engthal war aber nirgends über 300 Yard (274½ Metres) breit. Wir konnten bei Nacht die Sterne nicht [1] sehen und also keine Beobachtungen anstellen: der ganze Anblick war höchst imposant.“ Dort gibt es weder Städte, noch Dörfer, noch Höfe. Weit und breit ist Einöde, nur die diebischen, verwegenen Usbeken lauern an den furchtbaren Defileen den wehrlosen Karawanen auf. Der Marsch durch diese leblosen Engpässe dauert aber nicht etwa Stunden, sondern eine Armee würde Wochen brauchen, ehe sie zwischen Schnee und Gletschern die Wasserscheide des Hindukusch und das westliche Quellengebiet des Indus erreicht hätten. Erst wenn der Sultan von Kabul sie friedlich über seine Gränzen und durch die Pässe ziehen läßt, befänden sie sich vor den Gebirgsschlünden die nach Peschawer führen und wo ein einziges Regiment europäischer Truppen hinreichen würde, diese Termophylen zum Fünfstromland gegen die größte Armee zu vertheidigen. Wenn die Russen von Orenburg, welches ihre angebliche Operationsbasis seyn soll, mit einer halben Million Soldaten aufgebrochen wären, sie würden die englischen Vorposten nicht mit 10,000 Mann erreichen. Denn sie müssen, um ihre Verbindungen zu sichern, die zahlreichen Furthen der Ströme auf ihrem Wege, die Schlösser und die Schlüssel der zahllosen Engpässe und wiederum jede Hauptstadt der turkestanischen Fürsten besetzen, um sich vor Treulosigkeiten zu sichern. Und das Alles wozu? Um an den Riegeln zum Pendschab wieder umzukehren?

[1] Soll heißen: „nur wenige Sterne sehen.“

Die Eroberer Indiens sind zahlreich. Die Achämeniden, der macedonische Alexander, die Ghaznaviden, die Timuriden, Portugiesen, Britten und endlich im vorigen Jahrhundert Nadir Schah sind nach Indien eingedrungen. Diese Eroberer aber kamen entweder zur See wie die Portugiesen, Britten und zum Theil auch die Araber, oder sie besaßen vor ihrem Einbruch die Thäler von Kabulistan, die Herrschaft im iranischen Tafellande und in der baktrischen Ebene.

Die frühern Eroberer begünstigte noch besonders daß sie in den turanischen Stromgebieten eine hohe Cultur und eine materielle Civilisation fanden, wie sie jetzt nicht mehr existirt. Balkh, „die Mutter der Städte“, wurde nach der Eroberung durch Alexander der Focus eines blühenden Reiches. Durch sie führte im Alterthum die indische Handelsstraße nach dem kaspischen See und den Kur hinauf nach den pontischen Stapelplätzen. Der Buddhistenpilger Hiuen-Thsang, der im siebenten Jahrhundert ganz Turkestan unter der Herrschaft der Thu-khiu, den Stammvätern der osmanischen Türken fand, schildert uns Baktrien als ein Paradies, und er zählt in Balkh (Fo-co-lo) nicht weniger als hundert Klöster.[1] Neuere Reisende schätzen nach den erkennbaren Trümmern den Umfang des ehemaligen Balkh auf 4 bis 5 deutsche Meilen. Edrisi (12tes Jahrh.) wiederum rechnet Bukhara unter die blühendsten Städte Khowaresms. Die Stadt war reich an Palästen, Bazars, öffentlichen Plätzen und Gärten. Die Straßen waren schon gepflastert, und mit den umliegenden Dörfern erstreckte sich die Residenz der Samaniden auf 130 Meilen in die Länge. Karawanen belebten den Platz und der Handel mit mannichfachen Pelzwerken, den er genauer beschreibt, scheint auf Handelsverbindung mit dem Nordosten Asiens zu deuten.[2] Außer diesen beiden Städten finden sich an den Ufern des Dschihun noch die Ueberreste mancher großer Stadt, deren Namen sogar unter den Trümmern für uns begraben worden. So ist im Laufe der Zeiten durch die Einbrüche und die Städteverwüstungen östlicher Steppenvölker die menschliche Einöde zwischen der sarmatischen Ebene und dem centralasiatischen Gebirgslande, zwischen russischen und brittischen Eroberungen noch bedeutend vermehrt worden.

Noch eine zweite Straße gebe es, meint man, welche die Russen nach Indien führen könnte, wenn sie nämlich von Georgien aus nach der Oase Herat marschiren und sich später in Kandahar festsetzen würden.[3] Nun gelangt man aber nach Herat erst wenn man das persische Reich vernichtet, nach Kandahar erst nach der Eroberung Herats. Zwischen Kandahar und dem Industhal [4] liegen

[1] Vie et Voyages de Hiouen-Thsang par Stanislas Julien Paris 1853 p. 64.

[2] Edrisi, Amédée Jaubert II. p. 193.

[3] „Weder die natürliche Beschaffenheit noch Mangel an Lebensmitteln würde selbst eine große Truppenmasse verhindern, von Georgien und dem südlichen Gestade des Kaspisees nach Herat, von hier nach Kandahar und dem Indus vorzudringen. Fuhr doch der russische Gesandte (1838) in seinem Wagen von Teheran nach Herat, und eben so leicht hätte er zum Bolanpasse gelangen können.“ Neumann „Persien seit dem Niedergange der Sefi.“ Raumers Taschenbuch 1853. S. 86.

[4] Von Kandahar führt der Bolan-Paß nach Indien, der aber im Sommer nicht bereist werden kann, so ungesund ist die Gegend. Kaum daß die Couriere in dringenden Fällen sich hinüberwagen. Die Länge des Passes beträgt 54 bis 55 (engl.) Meilen. Eine englische Colonne, die im Frühjahr 1839 durch den Paß zog, brauchte dazu volle sechs Tage. Artillerie, das heißt 24Pfünder und 18zöllige Mörser können ohne besondere Schwierigkeiten durch den Paß gelangen. Der Bolan aber muß etliche zwanzigmal durchwatet werden. Das Bolanthal ist an manchen Stellen

aber noch immer die Meridianketten von Afghanistan, vertheidigt von streitbaren Clans, welche die russischen Heere so gut vernichten könnten, als sie bereits einmal die brittischen schon vernichtet haben. Es müssen also viel große oder viele wunderbare Dinge geschehen, ehe die brittische und die russische Welt im Innern Asiens auf einander stoßen. Jedenfalls bleibt es ein Ereigniß, welches noch in den Falten der Jahrhunderte verborgen steckt. Man würde aber den nüchternen englischen Staatsmännern phantastische Motive unterschieben, wenn man glauben wollte, der jetzige Krieg sey nur eine centralasiatische Diversion zu Gunsten der Unabhängigkeit des Hofes von Teheran oder der turanischen Räuberdynastien!

Auch die brittischen Handelsinteressen werden nirgends von Rußland belästigt. Im Gegentheil hatte Rußland bisher seinen Hauptmarkt in England.[1] Pontischer und baltischer Weizen, Flachs, Hanf, Talg, Holz, Häute und Pelzwaaren gingen nach dem vereinigten Königreich. England kann so wenig die russischen Rohstoffe entbehren, daß es diese seit der baltischen Blokade statt zu Wasser zu Land, statt direct auf Umwegen, statt aus erster Hand über preußische Plätze beziehen mußte. Selbst wenn Rußland die Fürstenthümer und die illyrische Halbinsel erobert und es von allen Märkten dieser Eroberungen brittische Producte ausgeschlossen hätte, so würde dieser mögliche Geldverlust für sich allein England noch nicht zu einem Kriege bewegen: denn es ist berechnet worden daß die Zinsen für den Aufwand eines nur zweijährigen Krieges, wie er jetzt von England geführt wird, viel mehr betragen müßten, als die brittischen Handelsgewinne bei seinem gesammten Absatz nach der Türkei und den Donaufürstenthümern. Es ist möglich, daß in einigen centralasiatischen Handelsplätzen die groben russischen Fabrikate bereits die brittischen Waaren verdrängt haben. Aber es fehlt ja England nicht an Märkten für seinen Absatz, und es könnte mit 10 Millionen Pfd. St. in Indien ein Eisenbahnnetz herstellen, welches seinen indischen Handel verdoppeln würde, während es mit 10 Millionen Kriegsauslagen schwerlich Rußland bedeutende Verluste beibringen könnte, und diese Verluste möchten so groß seyn als sie wollten, welchen Einfluß könnten sie auf den Absatz brittischer Producte haben? Sicherlich keinen.

Wenn daher Großbritannien Rußland den Krieg erklärte, so geschah es allein aus Furcht daß Rußland zu einer Seemacht im Mittelmeere heranwachsen könnte. Fiele Konstantinopel den Russen in die Hände, so müßte England stets fürchten, daß in dem Becken des Marmora-Meeres eine Flotte gezimmert würde, die jeden Augenblick aus den Dardanellen debouchiren könnte. Keine Kriegsmacht der Welt vermöchte dann die kleinasiatische Küste Rußland wieder zu entreißen. England müßte vielmehr beständig eine starke Flotte in Malta zur Beobachtung der Russen aufstellen und sein Marinebudget um ein paar Millionen jährlich vermehren. Sollte dann später England in Krieg mit Rußland gerathen und dieses in den Vereinigten Staaten einen Alliirten finden, so würden die britischen Kräfte nicht ausreichen um gleichzeitig die Dardanellen zu blokiren, die russische Flotte am Auslaufen durch den Sund zu verhindern, die Amerikaner aus den atlantischen Gewässern zu kehren und zugleich die indischen Handelsflotten auf ihrer Fahrt nach der europäischen Heimath zu begleiten. Es ist also die indisch-alexandrinische See- und Ueberlandstraße, die von der pontischen Seemacht Rußlands bedroht wird, und deßhalb hat man die Zerstörung Carthago's beschlossen.

Stellen wir uns vor, Rußland besäße keine Flotte im schwarzen Meere oder sie wäre vernichtet. Bei einem Seekrieg zwischen England und den Vereinigten Staaten würde England dann nur ein Geschwader bei Gibraltar und ein Geschwader bei Aden aufzustellen haben um seinen indischen Handel ungefährdet fortzusetzen. Die Schiffe liefen durchs rothe Meer, ihre Frachten erreichten mit der Suez-Bahn den Nil und Alexandrien und könnten dann durch die festländischen Eisenbahnen nach Hamburg, Havre, Ostende gelangen. Auf diesem Wege wären sie nur auf der kurzen Strecke von den indischen Stapelplätzen bis zur Bab el Mandeb lauernden Kreuzern oder Kriegsschiffen der Vereinigten Staaten ausgesetzt. Sowie aber England im Mittelmeer einen Rivalen dulden müßte, verlöre die Ueberland-Straße ihren höchsten Werth, nämlich die Sicherheit vor oceanischen Kriegspiraten. Auf dem langen Wege um das Cap der guten Hoffnung wäre der Kauffahrer stündlich dem Erscheinen der feindseligen Flagge ausgesetzt und keine Seemacht der Welt würde hinreichen den britisch-asiatischen Handel zu schützen. Und ohne diesen ungestörten Handel, was wäre England? Was wäre es, wenn die Baumwolle durch Seegefahr im Preise um das Doppelte und Dreifache aufschlüge? Wenn die Colonialwaaren wieder vertheuert würden, wie zu Zeiten der festländischen Kriege? Wie viel Fabriken, wie viel Fabrikstädte, wie viel Fabrikbezirke würden plötzlich zur Arbeitslosigkeit verurtheilt? wie würden die Eisenbahnen stocken, die Canäle veröden, die Bergbauactien im Curse fallen, wie sollte man alle Kohlenproducte verwerthen und mit welcher geringen Masse von Eisen würde das arbeitslose England Genüge haben!

Im Laufe dieses Sommers ließ Lord Aberdeen die Depesche veröffentlichen, welche er am Schluß des Jahres 1829 an den Petersburger Botschafter richtete, und worin er die Ansichten des Londoner Cabinets über den Vertrag von Adrianopel dem russischen Hofe mittheilte. Die russischen Gebietserwerbungen in Kleinasien werden in dem berühmten Document als bedrohlich für die brittischen Interessen bezeichnet. Poti, Anapa und Achalzik sind in den Augen des englischen Ministers „dominirende Positionen, weit werthvoller als der Besitz unfruchtbarer Provinzen oder entvölkerter Städte. Die Abtretung der asiatischen Festungen mit den angränzenden Districten sichert Rußland nicht bloß die ununterbrochene Occupation der Küsten des schwarzen Meeres, sondern sie gibt ihm auch eine so dominirende Stellung daß es in Zukunft die Geschicke Kleinasiens nach Gutdünken controliren kann. Beträchtlich in das Herz Armeniens vorgeschoben und inmitten einer christlichen Bevölkerung hat Rußland die Schlüssel zu den Provinzen Persiens sowohl als der Türkei in Händen; mag es nun seine Eroberungen nach Osten ausdehnen wollen oder westlich nach Teheran oder Konstantinopel seine Blicke wenden, so steht seinen Fortschritten kein ernstliches Hinderniß mehr entgegen."

---

sehr schmal und wird von 500' hohen Thalwänden eingeschlossen, die im obern Theil des Passes senkrecht abfallen. Vgl. Thornton, Countries adjacent to India p. 103 ff.

[1] Im Durchschnitt der Jahre 1842 bis 1846 betrug der Werth der Ausfuhr Rußlands nach England 32 Mill. Rubel oder 40 Proc. seiner Gesammtausfuhr, die Einfuhr von England nach Rußland 22 Mill. S. R. oder 33 Proc. der Gesammteinfuhr. Wenn damals die russische Ausfuhr nach Europa 78 Mill. im Werth betrug, so ist sie im Jahre 1851 auf 97 Mill., im Jahr 1852 auf 115 Mill. gestiegen.

Rußland wurde durch den Vertrag von Adrianopel eine kleinasiatische Macht. Alles was es jenseits des Kuban und Terek vorher besaß, waren nur halbe Erwerbungen geblieben, jetzt wurde es wirklich zum Herrn in dem fruchtbaren Thale des Kur, dem uralten Verbindungswege der caspischen und pontischen Gestade. Denn seinen transkaukasischen Eroberungen fehlten die „dominirenden Positionen." Die pontischen Thalmündungen des Kaukasus wurden erst jetzt mit Forts geschlossen, und den Gebirgsvölkern alle Verbindungen mit der See abgeschnitten. Rußland hielt die Schlüssel zu den Quellengebieten des Euphrat und Tigris in den Händen, und es stand dort auf der Schwelle zu neuen Eroberungen über Kleinasien bis zum Mittelmeer oder den Tigris entlang bis zum persischen Meerbusen hinab. Der Adrianopler Vertrag war ein Schritt weiter nach dem Mittelmeer und deßhalb war er für die brittische Seemacht ein Schritt näher zu einer Katastrophe. Indessen müssen wir uns doch gestehen, daß die Gefahr einer Bedrohung des alexandrinischen Handelsweges noch zu entfernt lag um England zu einem Vernichtungskrieg gegen Rußland zu treiben. War es nicht England, das mit Rußland und den deutschen Mächten die Quadrupelallianz gegen Frankreich im Jahre 1840 schloß, und wurde nicht damals auf Betrieb Englands die Durchfahrt europäischer Kriegsschiffe durch die pontischen Meerengen ausdrücklich verboten? Wie? England verstattete damals, daß das schwarze Meer zu einem russischen Binnensee sich verwandelte? Daß Rußland durch eine Blokade der abchasischen Küsten jede kriegerische Erhebung im westlichen Kaukasus, wenn nicht verhindern, doch vereiteln konnte?

Auf einem andern europäischen Theater arbeiten sogar englische Staatsmänner im russischen Interesse. Wären die Gegensätze zwischen London und Petersburg so unversöhnliche, so müßte es eine Lebensaufgabe der brittischen Politik seyn, Rußland einen Rivalen in den baltischen Gewässen zu schaffen. Die baltische Politik des Londoner Cabinets ist aber sichtlich darauf berechnet, die Herrschaft innerhalb des Sundes den Russen ungeschmälert zu erhalten. Wären Rußlands und Englands Interessen symmetrische Gegensätze, so hätte das brittische Volk mit Begeisterung die Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark begrüßen müssen. Die dänische Macht wäre nicht bloß durch diesen Aufstand vernichtet und mit der dänischen Macht eine Art factischer Suzeränität Rußlands zerstört worden, sondern die Deutschen hätten an Kiel den größten nordischen Kriegshafen gewonnen. Ließ man diesen Hafen Preußen in die Hände fallen, ermunterte man Preußen zur Gründung einer baltischen Flotte, so hatte man damit nicht bloß die Kronstädter Marine in Schach gesetzt, sondern man hätte auch eine dauernde Reibung zwischen Preußen und Rußland geschaffen. Preußen aber wird und muß immer derjenige Staat in Europa bleiben, auf dessen Allianz Rußland am nächsten sich Rechnung machen könnte, verdankt doch Preußen seine Gebietserwerbungen auf dem Wiener Congresse dem starken Beistand Rußlands. Zwischen diesen beiden Staaten konnte England das alte Mittel des Theilens und Beherrschens mit Glück versuchen. Was hat aber England gethan? hat es die Herzogthümer unterstützt? hat es ihnen applaudirt? hat es sie in ihrem Unglück getröstet?

Es hat sie verhöhnt.

Hat es die dänische Macht gebrochen, das heißt den russischen Einfluß in Kopenhagen werthlos gemacht?

Es zahlte und zahlt noch heute, zahlt mit Vergnügen den Sundzoll und zwingt andere Staaten ihn zu zahlen, damit aus dem Sund- und Sündgelde Flotten gebaut werden, welche das Aufkommen eines baltischen Rivalen gegen Rußland nicht befördern, sondern verhindern.

Und wo, fragen wir endlich, wurde jenes Protokoll unterzeichnet, welches die Aenderung der dänischen Successionsordnung besiegelte? In London geschah es, daß die widerwärtige Union deutscher und dänischer Gebiete ihren staatsrechtlichen Halt bekam, daß Rußland sogar in seinen Anwartschaften auf den Kopenhagner Thron nicht nur bestätigt, sondern der Erbfall noch um etliche Augen näher gerückt wurde.

Sicherlich gibt es noch andere Dinge und Ereignisse, andere Staaten und andere Völker, die England mehr fürchtet als die baltische Seeherrschaft Rußlands. Man sage nicht, daß der Gebrauch von Schraubenschiffen im Kriegsdienst die Natur des Ostseebeckens verändert, der Kronstädter Flotte ein Erscheinen in der Nordsee über die Maßen erleichtert und England über Nacht auf bessere Gedanken gebracht hätte. Die Schraube war bereits erfunden, ehe das Londoner Protokoll unterzeichnet wurde. Die englische Flotte war sogar vor Kronstadt gelegen und befand sich schon auf dem Rückweg, als die „Times" auf einen Wink aus Deutschland trocken erwiederten: „die Aufhebung des Sundzolles und die Vernichtung des Londoner Protokolls sind uns nicht feil für eine Allianz Preußens gegen Rußland!" Nicht feil um diese Dinge? Nun dann kann auch die Begierde einer Zerstörung der russischen Macht noch nicht so groß, der Haß gegen Rußland nicht so unauslöschlich seyn, denn die Leidenschaft reflectirt nicht, und zur Vernichtung eines Gegners greift man sonst nach allen Mitteln.

Man wird es jetzt wohl als bewiesen gelten lassen, daß die brittischen und russischen Interessen durchaus nicht sich so scharf reiben, als etwa die russischen und österreichischen. Nur wenn man diese Anschauung festhält, wird es licht in der Geschichte der jüngsten Vergangenheit. Rußland und England haben sich seit 1840 sehr nahe gestanden. Als im Jahre 1844 die berühmte Denkschrift des Grafen Nesselrode über die orientalische Frage an das brittische Cabinet abging, mußte man in St. Petersburg eine Allianz mit England nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich halten. Die größte Seemacht und die größte Continentalmacht konnten im Bündniß sich wohl stark genug halten, Europa Gesetze über die Zukunft der Türkei vorzuschreiben. Ein ernster Widerstand war nur von Oesterreich zu fürchten, doch konnte man hoffen, wenn man die Türkei zur See und zu Land zugleich angriff, ihr den tödtlichen Schlag rascher zu versetzen als im Jahre 1829. Alles hing davon ab, wenn nur England gewonnen wurde. Als See- und Handelsmacht nicht befähigt zu großen Erwerbungen auf dem Festlande, mußte man die brittische Habgier durch Anerbietungen wichtiger maritimer Positionen zu befriedigen suchen, mit Inseln, Küstenplätzen oder Ländern, die nur zur See zugänglich, oder von der Natur gegen Invasionen geschützt, wenig militärische Kräfte zur Besetzung erfordern. Für solche Aequivalente sollte England den Russen freies Spiel geben, nicht zur Eroberung der Türkei, son-

dern zu einer neuen Bildung christlicher (griechisch-katholischer) Staaten auf der illyrischen Halbinsel.

Das Jahr 1848 trat zwischen die Plane des russischen Cabinets, und sie schliefen lange Zeit ruhig in den Archiven. Lord Palmerston war sicherlich nicht der Mann, der auf eine Allianz mit Rußland eingegangen wäre. Aber nach dem Sturze dieses Ministers begannen sogleich die neuen Verhandlungen. Die Situation Europa's mußte dem St. Petersburger Cabinet außerordentlich günstig erscheinen, England zum Complicen bei seinem Theilungsstreiche zu gewinnen. Man konnte seit der Restauration der Napoleonischen Dynastie in Frankreich zehnmal mehr auf einen französisch-englischen Krieg als auf eine englisch-französische Allianz wetten. Europa hat im letzten und gegenwärtigen Jahr die Register der englischen und französischen Marine angestaunt. Beide Staaten stellten drei und vier Geschwader auf, jedes einzelne an Artilleriewerth ihren Kriegsflotten am Beginn des Jahrhunderts überlegen. Man sollte aber dieses Verwundern mäßigen, und bedenken daß seit dem December-Staatsstreiche, oder noch früher, von beiden Seiten heimlich, nicht auf eine Allianz, sondern auf einen Krieg gerüstet wurde. Die Gehässigkeit und Leidenschaft in der englischen Presse hatte jenen Grad erreicht oder überschritten, der einst den Kaiser Napoleon zum Bruch des Friedens von Amiens den Vorwand gegeben. In London fanden die französischen Flüchtlinge das sicherste Asyl, in Brüssel und in Turin arbeitete die Diplomatie beider Staaten gegen einander. Wäre zwei Jahre früher in Spanien die Katastrophe ausgebrochen oder hätte Kaiser Nikolaus seine Anschläge nur achtzehn Monate vertagt, so hätten die spanischen Angelegenheiten, die jetzt nur einen secundären Werth haben, vielleicht zu ernsten Zerwürfnissen zwischen den Seemächten hingereicht. Kaiser Nikolaus hatte daher den Zeitpunkt nicht übel gewählt, als er Sir Hamilton Seymour zu den berüchtigten Discursen über das Schicksal der erlöschenden Osmanenherrschaft verführte. Es wurde gleichzeitig über dieselbe Materie ein Briefwechsel zwischen dem Kaiser und der Königin geführt, der später in Abschriften an den europäischen Höfen circulirte, den man aber aus Rücksichten für die Personen der Oeffentlichkeit nicht übergeben hat. Das englische Cabinet lehnte damals die Eröffnungen des Kaisers ab, jedoch in einer Weise, welche sehr leicht von dem Petersburger Cabinet so ausgelegt werden konnte, als ob man in London mit der Sache selbst einverstanden, den Zeitpunkt für das Handeln nicht reif genug hielte. Anfangs trug das Benehmen des englischen Cabinets auch völlig den Schein, als befände es sich im Einverständniß mit dem russischen. Es ist kein Geheimniß, wie zufrieden man in London war, daß Fürst Menschikoff in Konstantinopel die französischen Diplomaten in der Angelegenheit über die heiligen Stätten völlig aus dem Felde schlug. Bekanntlich hatte das brittische Cabinet den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel lange unbesetzt gelassen. Dieß sah nicht aus, als ob man die Türkei zum Widerstande gegen Fürst Menschikoff ermuntern wollte. Aber selbst nach Beschickung der Wiener Conferenz hüteten sich die englischen Minister vor jedem prononcirten Schritt. Die Londoner Politik trägt noch bis spät in das Jahr 1853 den Charakter der völligen Unentschiedenheit. Rußlands Freundschaft, deren Werth man bei dem kürzlich drohenden Kriege mit Frankreich fühlen gelernt, durfte man nicht leichthin verscherzen. Es ist wohl hie und da behauptet werden, die Pforte habe auf geheimen Antrieb Lord Redcliffe's die Wiener Note verworfen. Wäre diese Ansicht richtig, so würde das blaue Buch über die orientalische Frage nur eine Suite gefälschter Papiere enthalten. In England aber ist es doppelt gewagt, Urkunden zu verunstalten. Die Parteien lösen sich in den Cabinetten ab, jeder Nachfolger ist ein politischer Widersacher seines Vorgängers, und würde im Besitz der Archive aus jeder Zweideutigkeit der gestürzten Regierung Waffen sammeln können, um sie gegen die ehemaligen Gewalthaber zu gebrauchen, die er als Gegner wieder auf der Opponentenbank im Parlamente findet. Lord Aberdeen nun hat der Pforte, als sie die Wiener Note verwarf, das Epigramm zugeschleudert: „sie werde durch ihre Verwegenheit jetzt unbequemer, als durch ihre frühere Verzagtheit.“ Die Verwerfung der Wiener Note scheine den Verdacht zu bestätigen, „als suche die Türkei sich absichtlich in den Krieg zu stürzen in der Ueberzeugung, daß England und Frankreich dadurch gezwungen würden sie zu unterstützen, und der Krieg daher nur zu Gunsten des Sultans ausschlagen und ihm Bürgschaften zur Befestigung seiner schwankenden Macht verschaffen müsse.“ [1]

Der Umschwung der brittischen Politik tritt daher erst mit der Vernichtung des türkischen Geschwaders bei Sinope ein. Dieser Sieg erinnerte an das Daseyn einer russischen Flotte im schwarzen Meer. Von diesem Zeitpunkt an gab es keine Cabinetspolitik in London mehr, sondern es herrschten nur die populären Instincte, wie sie ihren Ausdruck in der Presse fanden.

Als dann später kurz vor Abberufung des englischen Gesandten aus St. Petersburg Lord Aberdeen auf eine Interpellation im Parlament die Antwort gab: wir treiben einem Kriege entgegen (we drive to a war), so war in dem doppelsinnigen Worte die unfreie Lage des Cabinets gezeichnet, und man konnte sich in St. Petersburg zurufen: das ist Aberdeens Stimme!

Nie wird man über die brittische Politik ins Klare kommen, wenn man den Irrlichtersprüngen der englischen Presse folgt. Die Presse ist eine große Macht in einem Staate, wo parlamentarische Parteien herrschen. Leidenschaft oder Intrigue vermögen gar oft einen solchen Staat Gegnern in die Arme zu werfen, und ihn zur Versündigung an seinen höhern Interessen zu zwingen: Blut und Geld fällt dann der Laune, dem Unverstand und dem populären Hochmuthe zum Opfer. Wenn aber auch die öffentliche Meinung eine Macht ist, so ist sie der unzuverlässigste aller Potentaten. Die „Times“, das getreue Abbild der Montags- und Samstagslaune des brittischen Volkes, sind die bitterste Satyre auf die Wandelbarkeit der populären Stimmungen. Die englische Presse hatte seit 1851 nicht aufgehört, Louis Napoleon in einer Cloake von Schimpfreden zu ersticken. Sie hat dann denselben Mann aus dem Schmutz wieder herausgezogen, ihn säuberlich abgewaschen, parfümirt und dann vergöttert. Es ist daher gerathen, weder im Guten noch im Bösen viel auf die Tobsucht oder die Zärtlichkeiten der englischen Presse zu geben. Früher oder später werden die wahren Interessen des Landes sich fühlbar machen, und diese Interessen sind durchaus nicht im unheilbaren Gegensatze zu den russischen. England hat nur Ursache zweierlei zu verhindern; alles was mittelbar oder unmittelbar dazu beitragen könnte, Rußland eine mediterraneische See-

---

[1] Graf Aberdeen an Lord Stratford 10 Sept. 53.

macht werden zu lassen, also auch seine Fortschritte in Rumelien oder in Kleinasien, insofern sie ein Fortrücken nach Konstantinopel bedeuten würden.

Lord Aberdeen hat kürzlich bei einer öffentlichen Aeußerung die Worte fallen lassen: „Jeder Krieg, der einen Tag länger dauere als nothwendig, werde zum Verbrechen." Im Sinne unserer Erörterung hat diese Erklärung des brittischen Staatsmannes einen höhern Werth als alles Geräusch in der Londoner Presse. So wie sich in England das Kriegsfieber ein wenig gelegt haben wird und man zur Besinnung kommt, wird die Reue nicht ausbleiben. Die Meinung von der Macht eines Staates, wenn sie herrschend geworden, wirkt mehr als die Macht selbst vermöchte. Nach einem beinahe vierzigjährigen Frieden hatte man jeden Maaßstab für die Leistungen der europäischen Kriegsmächte verloren. Der Krieg selbst ist ein Abwägen und Abmessen der gegenseitigen Kräfte, und es ist ganz falsch, die Bedeutung glücklicher oder unglücklicher Feldzüge einzig und allein nach den errungenen diplomatischen Früchten zu beurtheilen. Das Ansehen jedes Staates wird nach seinen Leistungen im letzten Kriege bemessen, und diesen Werth behält er bei, bis zu dem nächsten Abrechnungstage. England kann sich nicht rühmen, daß durch seine bisherige Kriegsführung die Meinung von seinen Leistungen sehr gestiegen sey. Im Gegentheil ist der militärische Werth der Kriegsflotten bedeutend in der Schätzung der Völker gesunken, weil es neuerdings noch nicht ein einzigesmal gelang, einen größern bewaffneten Hafen mit schwimmender Artillerie zu öffnen. Flotten ohne Landarmee gelten daher vorläufig für eine schwache Waffe zum Angriff. Und man darf nicht einmal die Waffe gebrauchen wie man möchte. England war nach dem alten Herkommen gewiß berechtigt, die Vorräthe an Hanf, Theer und Holz in den finnischen Stapelplätzen zu zerstören. Das alte Herkommen paßt aber nicht mehr für unsere Zeiten. Die Franzosen haben sich wohl gehütet an den bothnischen Küstenverwüstungen des Admirals Plumridge Theil zu nehmen, und schließlich erhob sich selbst die englische Presse gegen die unpolitische Barbarei. Niemand wird bestreiten, daß die baltische Blokade dem russischen Handel sehr weh gethan. Allein die Verluste finden sich eben so gut auf brittischer Seite, denn England war ja der Abnehmer des baltischen Getreides, Hanfes, Leins ꝛc. Für den verschlossenen Seetransport fand der Handel rasch ein Surrogat durch die Landfrachten. Auf diese Art gelangte freilich die Waare vertheuert und spärlicher auf die englischen Märkte. Die überschüssigen Spesen aber mußten zur Hälfte der englische Fabrikant, zur Hälfte der russische Erzeuger tragen. Man hat nun in England vorgeschlagen auch die preußische Küste zu blokiren. Aber was dann? Die Landtransporte würden die holländischen Häfen suchen und die Spesen des englischen Fabrikanten noch höher steigen. So lange England nicht das ganze Festland in Blokade versetzt, wird der gewünschte Effect immer nur unvollständig erreicht werden, besonders wenn durch Entwicklung des Eisenbahnwesens weite Landfrachten selbst für schwere und wohlfeile Producte erträglich werden.

Der Gebrauch der Kriegsflotten wird aber noch mehr eingeschränkt durch die internationalen Verträge über die Rechte der neutralen Flagge. Die Allianz mit Frankreich hat England schon das vorläufige Zugeständniß abgenöthigt, daß die Flagge die Ladung decke und daß neutrales Eigenthum unter feindlicher Flagge unberührt bleiben soll. Hier genügt Ein Präjudiz um das Recht „das mit uns geboren ist" unwiderruflich festzustellen. Für jene Grundsätze streiten jetzt nicht bloß Seemächte zweiten Ranges, sondern die Vereinigten Staaten, Rußland und Frankreich, lauter ebenbürtige Gegner des isolirten Großbritannien. Wir können noch hinzusetzen, daß der Seehandel durch seine gegenwärtigen Dimensionen das mittelalterliche catalanische Seerecht [1] längst antiquirt hat. In England ist auch die Freihandelspartei neuerdings für die humanen Grundsätze eingenommen. „Die wahre Gefahr des Krieges mit Rußland, sagte kürzlich die whigistische Edinburgh Review, liegt nicht im Kriege selbst, sondern in seinen möglichen Zwischenfällen. Sie liegt nicht in dem Bruch mit der feindlichen Macht, sondern in unsern neuen Beziehungen zu den friedlichen oder neutralen Mächten. Der Wohlstand Englands besteht in der jährlichen Erzeugung seiner heimischen Gewerbe; diese zuverlässige Quelle würde aber theilweise vertrocknen, wenn der Ueberschuß unserer Gewerbserzeugnisse nicht gegen reichliche Zufuhren von Lebensmitteln und anderen Tagesbedürfnissen ausgetauscht würde, die wir aus fremden Ländern einführen. Solange unsere heimische Erzeugung in ihrer jetzigen Höhe fortbestehen, solange unser auswärtiger Handel ungeschmälert fortbetrieben werden kann, so lange wird es, wenn auch mit schweren Opfern, nicht an den genügenden Geldern fehlen einen großen und kostspieligen Krieg zu ernähren. Es ist daher für England eine Lebensfrage, die großen Völkerstraßen des Handels offen zu halten und zu sichern. Das Recht nach Feindes Gut und brittischen Seeleuten Durchsuchung neutraler Schiffe anzustellen, welches England in Kriegszeiten ausgeübt, war stets die Quelle zu Zerwürfnissen mit neutralen Mächten und hat uns mit Völkern in Streitigkeit versetzt, die vorher unserm Kampfe fremd geblieben waren. Es hat unsern Handel gehindert, unsere Feinde verdoppelt, unsern Geldaufwand vermehrt, unsere See- und Landmacht zersplittert, unsere Kriege verlängert, und die Aussichten auf den Sieg vermindert. Sollte unser Cabinet jetzt der engherzigen Politik folgen, welche die nur allzu berühmten Cabinetsbefehle von 1807 dictirte, so würden wir zweifelsohne rasch in einen Krieg verwickelt werden nicht bloß mit den Vereinigten Staaten, sondern selbst mit Frankreich; unsere freundlichen Beziehungen zu allen neutralen Mächten würden getrübt und unser Handel bekäme einen Stoß, von dem er sich nicht so leicht wieder erholen könnte."

Wenn nun England genöthigt wird jene Grundsätze unsers Jahrhunderts anzuerkennen, welche Wirkungen lassen sich dann noch durch eine Blokade erreichen, besonders wenn die Neutralen sichtbare Merkmale des Blokadezustandes begehren sollten? Flotten würden dann künftig ganz aus der Reihe der Angriffswaffen gegen Küsten gestrichen werden, wenn sie nicht ihre Operationen mit Landtruppen verbinden. Wenn die „Times" kürzlich ihren Lesern den Trost gaben, England könne bei einer Aushebung von einem Procent aus der Bevölkerung 277,000 Mann ins Feld stellen, so muß

---

[1] Das Llibre del Consolat del mar enthält im cap. CLXXIII die Grundsätze, daß neutrales Gut im Feindesschiff und Feindesgut auf neutralem Kiel als Prise verfallen sey. Nach Capmany (Mem. Histor. sobre la marina de Barcelona) war das „Consolat" eine Compilation pisanischer, genuesischer, venetianischer, byzantinischer und marseiller Ortsstatuten, die hinaufreichen über das Jahr 1075. Es hat also mehr als acht Jahrhunderte gebraucht, ehe das internationale Recht zur See für eine neue Entwicklung im Sinne der Humanität reif geworden.

man zuerst abziehen, was die Colonien als Besatzung verschlingen. Von 1835 bis 1851 haben sich die europäischen Truppen Indiens im Dienste der Krone und der Compagnie um die Hälfte vermehrt. Sie erreichten eine Ziffer von 44,000 Köpfen im Jahre 1852, also mehr als das Drittel der gesammten brittischen Armee auf dem Friedensfuße. Wenn man die Besatzungen von Canada, Westindien, dem Caplande, von Gibraltar, den jonischen Inseln, Malta und Aden abzieht, so bleibt nach Verdoppelung des pontischen Invasionscorps kein Mann übrig für die heimischen Garnisonen. Auf dem Festlande ist die Rechnung außerordentlich leicht gemacht, wenn man aus der Populationsmasse und den Procentverhältnissen der Aushebung die Stärke der Armeen ermitteln will. In England regiert aber ein ganz anderer Factor bei der Aushebung, nämlich die Höhe des Arbeitslohnes. Der Arbeitslohn ist nun seit den letzten Kriegen in England enorm gestiegen, und es ist eine bekannte Sache, daß Sold und Handgeld immer höher stehen müssen als der landesübliche Arbeitslohn. Es ist zwar unbestritten, daß von 1821 bis 1851 die Zahl der männlichen Bevölkerung im classischen Dienstalter von 20 bis 30 Jahren von 1,130,266 auf 1,830,588 Köpfe gestiegen, allein diese Vermehrung der Bevölkerung fällt hauptsächlich auf die Gewerbsbezirke. Nun ist in Frankreich und in Deutschland die Erfahrung gemacht worden, daß mit der Fabrikbevölkerung die Procentsätze der Militäruntüchtigen wachsen. In England hat aber seit den letzten Friedensschlüssen die Landbevölkerung in ihrer Gesammtziffer nicht zu, sondern abgenommen, Dank der reichlichen Anwendung von Maschinen in der Landwirthschaft. Der Wohlstand der Fabrikbevölkerung in England begünstigt ferner sehr frühe Heirathen. Es ist nichts Ungewöhnliches, es ist sogar die Regel, daß Bursche von 18 bis 20 Jahren heirathen. Kein Sold und kein Handgeld wird daher hoch genug seyn, einen Familienvater aus seinem Neste zu locken. Diese ungünstigen Verhältnisse werden aber gemildert durch die ausgesprochene Rauflust der Völker des Vereinigten Königreichs und durch die vermuthlich eintretende Arbeitslosigkeit in den Gewerbsgegenden. Beide Motive sind die besten Soldatenwerber für die brittische Krone.

Nie während eines Kriegszustandes hat sich England in einer solchen militärischen Wehrlosigkeit befunden, als jetzt. Haben doch die hochmüthigen „Times" einen Hülfeschrei kürzlich ausgestoßen, der nichts mehr und nichts weniger enthielt, als das trockene Bekenntniß: wenn Kaiser Napoleon den bedrängten kimrischen Eroberern nicht zu Hülfe komme, England sey dieser Leistung nicht gewachsen. „Wenn auch die Britten, erklärten die Times, keine militärische Nation sind, so haben doch die Franzosen Anspruch ein Soldatenvolk zu heißen. Ihre Feldherren haben die neue Kriegskunst geschaffen, und noch ist die Generation nicht ausgestorben, welche einst französische Fahnen auf allen Hauptstädten Europa's wehen sah. Auch ist die Heerverfassung Frankreichs nicht entartet von ihrer ehemaligen Glorie. Frankreich hat gegenwärtig etwa 300,000 Mann unter Gewehr, — wohlgeschulte, trefflich ausgerüstete, hoch begeisterte Truppen unter Officieren, die auf dem glühenden Sande und unter den wilden Stämmen Afrika's ihr Handwerk gelernt haben. Wenn von unserer Seite alles geschehen, was wir überhaupt zu leisten vermögen, so können unsere Anstrengungen doch keinen Vergleich mit der stets verfügbaren Waffenmacht unseres großen Alliirten vertragen. Mit dreißigtausend frischen Truppen unsere erschöpfte und belagerte Armee (in der Krim) zu verstärken, scheint uns eine Leistung jenseits der Sphäre des Möglichen, während der Kaiser von Frankreich nur zu winken braucht, daß sich eine dreimal größere Zahl im Laufe einer Woche einschiffe um seine Fahnen in das Herz des russischen Reiches zu tragen." Das ist eine Beichte, die man auf dem Festlande zu Protokoll nehmen mag.

Man würde aber einen Fehler begehen, wollte man Englands politische Macht nach der Zahl der Regimentern abmessen, die es für europäische Zwecke verfügbar habe. Als kürzlich auf Mr. Hume's Antrag eine parlamentarische Untersuchung über den Betrag der auswärtigen Anleihen und der Subsidien an fremde Mächte seit 1792 angeordnet wurde, ergab sich, daß England, von 1792 bis 1853 gerechnet, über 60 Millionen in Gestalt von Anleihen und eben so viel von 1793 bis 1816 in Gestalt von Subsidien an fremde Staaten ausgezahlt hatte. Man kann rechnen, daß England jährlich im Durchschnitt zur Zeit der Continentalkriege gegen 5 Millionen Pfd. unter der Form von Anleihen oder Subsidien auf das Festland sendete. Es hatte gleichzeitig seine Staatsschuld von 239 Mill. Pfd. auf 841 Mill. Pfd. oder jährlich um 25 Mill. Pfd. (300 Mill. fl.) vergrößert. Man sage nun nicht, die Zeit sey vorbei, wo Fürsten und Staaten ihre Heere und Truppen in Miethverhältnisse zu einer auswärtigen Macht treten lassen. Man sage lieber diese Zeit sey noch nicht gekommen. Aber sie würde kommen, wenn sich große Allianzen auf dem Festlande gebildet und große Kriege sich entzündet hätten. Sowie es sich um Verluste von Provinzen oder um Behauptung von werthvollen Eroberungen handelt, da hat das politische Zartgefühl ein Ende. Eine Großmacht die zu wählen hat zwischen einem Frieden mit Gebietsverlust oder Erneuerung des Krieges mit fremden Geldern, wird sich keinen Augenblick besinnen. Dann, aber erst dann wird England ein furchtbarer Feind und ein starker Alliirter. Es kann Großmächte demüthigen durch Steuerzahlen, es liefert Armeen, indem es jedes Pfund Thee einen Schilling höher bezahlt, es gibt Millionen für einen Friedensbruch und Tonnen Goldes für eine verlorne Schlacht.

Englands Finanzen darf man nicht mit dem kleinen Einmaleins des Festlandes berechnen. Obgleich sich seit 1793 die brittische Staatsschuld verdreifacht hat, so drückt diese Last doch unendlich geringer das jetzige vereinigte Königreich, als die 239 Millionen Schulden vor dem Beginn der französischen Kriege. In den letzten Jahren hat das Parlament fast jede Session mit einer Steuerverminderung geschlossen, und trotz der niedrigen Abgabensätze antwortete das Land fast jedesmal mit einem Plus der Einkünfte. Man denke sich nun Englands incommensurable Geldkräfte im Complott mit den unerschöpflichen Menschenkräften eines festländischen Staates, heiße er Frankreich oder Oesterreich, und man mag sich betroffen gestehen, daß ein einmal entzündeter Krieg nicht so rasch, viel schwerer sogar als am Beginn unseres Jahrhunderts auszulöschen wäre.

Es ist unrichtig, wenn man sich vorstellt, England vermöge nicht ohne die Zufuhren fremder Lebensmittel seine Bevölkerung zu ernähren. Es wird gewöhnlich behauptet, daß in England seit Abschaffung der Kornzölle weniger Getreide als früher erzeugt werde, daß Weizenboden in Weideland wieder umgewandelt, und viele Landwirthe genöthigt worden den Körnerbau mit der Viehwirthschaft zu vertauschen. Diese Behauptungen kommen sämmtlich

aus dem Lager der Schutzzöllner, und es liegen ihnen durchaus keine statistischen Ziffern zu Grunde. Ist es doch jetzt noch nicht möglich gewesen die jährlich erzeugte Getreidemenge in Großbritannien zu ermitteln. Wenn man gewöhnlich von 50 Millionen Quartern spricht, so ist das eine rein hypothetische Ziffer. Entweder man berechnet den Ertrag der ebenfalls nur annähernd bekannten Fläche des Ackerbodens, oder man summirte den muthmaßlichen Verbrauch der Weizen-, Roggen-, Gerste-, Hafer- 2c. Consumenten in dem Vereinigten Königreich. Kennt man nun das Ernteergebniß von 1854 nicht einmal, wie will man behaupten, der Körnerbau habe abgenommen seit irgend einem Zeitpunkt? Die Wahrscheinlichkeit ist vielmehr auf Seite der Behauptung, daß England mehr Früchte als früher erzeuge. Wäre seit Wegfall der Zölle der Körnerbau nicht mehr einträglich, wie käme es, daß noch Jahr für Jahr neue Landesstrecken in Großbritannien urbar gemacht würden? Offenbar könnte die Capitalsanlage bei einem Neubau noch weniger rentiren, wenn die bereits angebaute Fläche ihren Gewinn nicht mehr brächte. Und wenn die Viehzucht wirklich den Körnerbau verdrängt, wer erklärt uns dann die massenhafte Einfuhr von Schlachtvieh aus Jütland und Schleswig-Holstein, der zu lieb die Engländer dort Eisenbahnen erbaut und eigene Dampferlinien errichtet haben, so daß in Folge dessen in ganz Norddeutschland die Fleischpreise beinahe auf die englischen Marktsätze gestiegen sind? Die Abschaffung der Kornzölle hat höchstens dazu geführt, daß der Pachtschilling bei der Bodenmiethe gefallen. Und selbst diese Erscheinung ist keine allgemeine gewesen, sondern man hat die entgangenen Gewinne durch reiche Capitalsanlagen und Ameliorationen der Grundstücke zu ersetzen gesucht.

Wenn nun England von 1847 bis 1853 im Durchschnitt jedes Jahr (auf Weizen reducirt) gegen 7½ Millionen Quarter, also die Nahrung von etwa 4 Millionen Einwohnern einführte, so meinen die meisten Beurtheiler, England müsse verhungern, wenn ihm das Festland seine Lebensmittel versagte. Setzen wir gleich hinzu, daß die russischen Einfuhren an Weizen und Mehl nur 14 Procent der brittischen Fruchteinfuhr bilden. Wenn nun Englands eigene Erzeugung nicht abgenommen, die Einfuhr fremden Getreides aber stark zugenommen hat, so beweist diese Erscheinung, daß der Verbrauch in England durch den niedrigen Preis ungewöhnlich gestiegen seyn muß. Wie kann aber, fragen viele, der Verbrauch von Brodfrüchten steigen? Nehmen wir an, daß Kinder unter 10 und alte Leute über 70 Jahre 180 Pfund, und die übrigen Erwachsenen 360 Pfund Brod jährlich verzehren, so muß doch bei einer gegebenen Bevölkerungsmasse der jährliche Brodverbrauch immer derselbe bleiben, weil der Mensch doch nicht die Gränzen seines Hungers erweitern kann. Gewiß kann er es nicht, allein die Frage lautet, wie viele Menschen Brod und was für Brod sie essen? Ob sie nicht wie die Iren wenig oder kein Brod, sondern Kartoffeln, oder ob sie wie die Schotten Haferkuchen aßen. Je höher der Wohlstand eines Volkes steigt, je höher steigt auch der Nahrungswerth seiner Lebensmittel. Hunderttausende die früher nur Kartoffeln aßen, avanciren in der Ernährungsscala zu Graupenessern, oder sie gehen über zum Haferbrod, oder der Haferbrodesser steigt auf zum Weizenesser. Das Avancement hört auch beim Weizenesser nicht auf, sondern er fängt an mehr Fleisch zu consumiren, oder er verzehrt auch vegetabilische Nahrung in andern Gestalten, als Bier oder Branntwein. Das ist die große Folge der Kornzölle gewesen, daß mehr Fleisch, mehr Weizen, mehr Gerste, mehr Hafer verzehrt worden, und daß also trotz der gesteigerten Einfuhr auch die selbsterzeugten Massen in Großbritannien zugenommen haben können. Täuschen wir uns aber auch nicht? Schlagen wir die eine grundlose Behauptung nicht mit einer andern? Ist der Wohlstand Großbritanniens seit Aufhebung der Kornzölle wirklich gestiegen, daß auch der Nahrungswerth des Einzelnen steigen konnte?

Wenn wir keine Angaben besitzen, ob der Kopftheil des Weizenverbrauches gestiegen, so wissen wir doch von andern Nahrungsmitteln mit Sicherheit, daß sie und in welchen Zahlenverhältnissen sie populärer geworden sind. Es betrug nämlich der Kopfantheil beim Verbrauch

	1831	1843	1853
des Zuckers in Pfunden	18	16	30
„ Kaffees in Unzen	14	16	20½
„ Thees „ „	19	22	34

Wenn der Verbrauch solcher höhern Nahrungswerthe überhaupt nimmt, kann man sich darüber beruhigen, daß auch der Verbrauch an Brod nicht abgenommen habe, und es ist gewiß eine mäßige Schätzung der Freihandelsblätter, wenn sie annehmen, daß seit der freien Korneinfuhr in England 2 Bushel Weizen auf den Kopf mehr verzehrt werden.

Ein längerer Kriegszustand würde daher England nicht in Hungersnoth stürzen, sondern nur die Masse der Bevölkerung wieder auf die geringere Nahrung der dreißiger oder vierziger Jahre herabsetzen. Weizen kostet im Augenblick mehr (74 Sh.) als im Durchschnitt des Nothjahrs 1847; aus Amerika sind wegen der Mißernte keine Zufuhren zu erwarten; eine Handelskrisis ist bereits ausgebrochen und hohe Kriegslasten sollen dem Lande auferlegt werden. Aber was sind diese Leiden im Vergleich mit dem, was England im Anfange unsers Jahrhunderts ausgestanden. Fünf Mißernten folgten 1809 bis 1813 auf einander, und in dieser Zeit bewegten sich die Weizenpreise im Durchschnitt zwischen 98 Sh. und 126 Sh., also 50 Procent höher als gegenwärtig; das Land war mit einem Papiergeld überschwemmt, welches eben so viel am Nennwerthe verlor, als gegenwärtig das österreichische. Englands Erbfeind breitete nach jedem Feldzuge seine Eroberungen aus, und dennoch zahlte das Land unverdrossen Kriegsgelder und Subsidien. So sind und waren die englischen Finanzen für uns von jeher unberechenbare Größen.

Im Jahre 1854 hat der Werth der englischen Ausfuhren bis zum August noch gegen die Werthe des vorigen Jahres zugenommen. Was das heißen will, erkennt man aber erst aus dem Gang des englischen Handels in den letzten drei Jahren. Es betrug nämlich der Werth der Ausfuhren

1851	68,531,606	Pfd. St.
1853	71,365,065	„ „
1853	87,357,306	„ „

Er hat also in zwei Jahren um 18,825,705 Pfd. St. oder um 28 Procent zugenommen. Im Jahr 1854 wird er vermuthlich auf der Höhe von 1853 stehen bleiben, im folgenden Jahre könnte er um 28 Procent sinken, und England würde immer erst wieder bei den Dimensionen von 1851 angelangt seyn!

Trotzdem geräth England durch den jetzigen Krieg in eine viel mißlichere Lage als während der napoleonischen Zeiten. Damals beherrschten seine Flotten alle Gewässer des Erdballs, und seine Fabrikate fanden auf allen zugänglichen Märkten der Welt ihren Absatz. England prosperirte sogar, während alle übrigen Länder litten. Jetzt hat sich die Situation völlig verändert.

Neben der brittischen sind die amerikanischen und deutschen Handelsflotten herangewachsen. Französische, deutsche und österreichische Fabricate beengen den englischen Absatz. Es könnte jetzt kommen daß England litte und andere Staaten und Völker prosperirten. Für die Britten ist diese Lage so neu und fremd, daß sie alles daran setzen werden, auch die deutschen Staaten in den Krieg zu verwickeln. Gar schnell gehen Handelsverbindungen verloren, und wo ein Mitbewerber die Gelegenheit ergreift sich festzusetzen, da ist er schwer oder nie wieder zu verdrängen. Die brittische Regierung kauft Schiffe oder miethet sie zur Versorgung und zum Transport ihrer Truppen, sie hat bereits von den Postlinien einzelne Dampfer wegnehmen müssen. Dadurch steigen die Frachtsätze, die in der letzten Zeit schon sehr drückend geworden waren, ins Unerträgliche. Der Handel mit solchen Gütern, die wenig Werth aber großes Gewicht besitzen, verbietet sich nun von selbst, und eben so stockt der Absatz dorthin, wo man als Rückfracht jene schweren Waaren herholte. Die Aufhebung der Schifffahrtsacte lindert das Uebel zwar einigermaßen, aber man muß sich doch sagen: der höhere Frachtlohn ist ein Verlust am Gewinne des englischen Erzeugers, der zwar den einheimischen aber auch den fremden Rhedern zu Gute kommt. Englands geschmälerte Gewinn wirken in diesem Sinne als Prämie für die nichtbrittische Schifffahrt, das Leiden Englands wird zum Impuls für die amerikanische und deutsche Handelsflotte!

Diese tiefen Wunden des Handels wird kein Friedensschluß heilen. Deßhalb haben die brittischen Staatsmänner so lange mit der Kriegserklärung gezögert und deßhalb werden sie willig auf Unterhandlungen eingehen, wenn die populären Leidenschaften eine Sättigung gefunden.[1]

A. Ubicini über die Katholiken in der Türkei.

(Aus der Revue de l'Orient.)

I.

Die lateinische oder katholische Glaubensgemeinde in der Türkei (qatholiqy milleti) umfaßt, gleichviel welches ihr Ursprung sey, jedoch mit Ausnahme der unirten Armenier, alle katholischen Unterthanen der Pforte.

Diese scheiden sich in mehrere Gruppen oder Nationen, welche, obwohl in Betreff des Ritus und der kirchlichen Organisation unter sich verschieden, in weltlicher Beziehung sämmtlich unter einem und demselben, mit ihrer Vertretung bei der Pforte betrauten Oberhaupt oder Vekil stehen.

Dieser Nationen sind fünf, nämlich: die Lateiner, die unirten Griechen oder Melkiten, die Syrier und die unirten Chaldäer, die Maroniten.

1. Lateiner. Unter dem Namen Lateiner begreift man alle katholischen Unterthanen der Pforte, welche die römische Liturgie befolgen und die großentheils aus Aleppinern, Albanesen, Bulgaren, Croaten und Bosniaken bestehen.

Aleppiner oder Katholiken von Aleppo gibt es 6 bis 7000 im ganzen Umfang des fraglichen Paschaliks und ungefähr 8 bis 9000 in Konstantinopel und den übrigen Theilen des Reiches.

Unter den Albanesen gibt es bekanntlich eine große Menge Christen, wovon ein Theil griechisch-schismatisch, der andere Theil katholisch ist. Die letztern theilen sich wieder in mehrere Phis oder Stämme, unter welchen die Myrditen der bedeutendste ist, da sie das Land zwischen Prizren, dem Drin, Skodra (Skutari), Kroja, Tiran (Tirana), dem Gabar-Balkan und dem Diber-Thale einnehmen. Seitdem der Sohn Iskander-Beys (Skanderbegs) nach Italien ausgewandert ist oder vielmehr seit 1595, als der Zeit, wo sie der Pforte definitiv unterworfen wurden, bilden die Myrditen eine Art Gemeinde unter der erblichen Leitung des Aeltesten aus der Familie Doda, der zu Oros seinen Sitz hat. Im Verein mit den übrigen katholischen Stämmen, den Klementi an den Quellen des Zem, und den Kastrat, unterhalb Skutari, können sie 12 bis 15,000 Mann ins Feld stellen, was nach dem Beispiel Montenegro's auf eine Bevölkerung zwischen 85 und 90,000 Seelen schließen läßt. Die Hülfeleistung dieser unerschrockenen Krieger und eifrigen Katholiken ist den Türken in jedem Kriege gegen Rußland gewiß. Die Garnison von Rustschuk zählt gegenwärtig 4000 myrditische Freiwillige, die sich Omer Pascha aus eigenem Antrieb zur Verfügung gestellt und bereits durch ihre rohe Tapferkeit ausgezeichnet haben.[1]

Die katholischen Bulgaren bewohnen die Livas von Philippopoli und Nikopoli. Ihre Zahl darf nicht höher als auf 20,000 geschätzt werden.

Die türkischen Croaten, ein slavischer Stamm, der gleich den Bosniaken im Gefolge der Serben eingewandert ist, bewohnen die Berge, welche das Liva von Bania-Luka, im Norden der Herzegowina, bilden. Man schätzt sie auf 200,000, mit Ausnahme einer geringen Zahl Muselmänner, sämmtlich Katholiken. In Konstantinopel, wo sie sich vorzugsweise mit Landwirthschaft und Gärtnerei beschäftigen, findet man sie in ziemlich großer Zahl.

Die christlichen Bosniaken scheiden sich in unirte und nichtunirte. Die letztern bilden noch die Mehrheit, obgleich die Zahl der Katholiken seit mehrern Jahren in beständiger Zunahme begriffen ist. Vor hundert Jahren waren ihrer kaum 50,000, jetzt zählen sie 150,000.

Leider verhält es sich bei den übrigen slavischen Bevölkerungen

---

[1] In Nr. 1 der Rückblicke ist S. 1132 Sp. 1 letzte Zeile v. u. der Druckfehler fidele statt fidèle stehen geblieben.

[1] Aus ihren ersten Gefechten mit den Russen brachten die Myrditen 50 Köpfe als Trophäen in das türkische Lager.

anders: die katholische Bevölkerung scheint mehr ab- als zuzunehmen, und man nennt in der Umgegend von Nikopoli und Sistowo ganze Dörfer, welche sich, nicht aus Mangel an Glaubenseifer, wohl aber wegen der Unzulänglichkeit der katholischen Missionen, in letzter Zeit von der Kirche losgesagt haben. Was will in der That — besonders den unerhörten Anstrengungen Rußlands gegenüber, um diese Bevölkerungen im Schisma zu erhalten — was will da ein Kern von 3 bis 400 Missionären bedeuten, welche die Propaganda auf die verschiedenen Kirchen der europäischen Türkei vertheilt, und die über ein Gebiet von der Größe Frankreichs zerstreut, und dem Lande, dessen Sprache sie nur unvollkommen sprechen, fremd sind? Jene Bestrebungen Rußlands würden leichter vereitelt werden und man hätte die Fortschritte des Panslavismus weniger zu fürchten, wenn sich die Propaganda, hier wie an vielen andern Orten, dem ausschließlichen Uebergewicht des lateinischen Elements weniger zugethan zeigte; wenn sie, nach dem Beispiel der bosnischen Patres Franciscaner, Collegien von eingebornen Priestern gründete. Jenen Bevölkerungen steht nämlich ihre Nationalität so hoch als ihr kirchliches Bekenntniß. Es würden daher nationale Missionäre weit erfolgreicher wirken, als die von auswärts gekommenen, welche zu dem Volke in keinerlei verwandtschaftlichen Beziehungen stehen und obendrein den Regierenden als Fremde verdächtig sind.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die lateinische Kirche in der Türkei ungefähr eine halbe Million Seelen zählt.[1]

An der Spitze dieser Kirche steht der lateinische Patriarch von Jerusalem, Monsignore Valerga. Der geistliche Stuhl, den er einnimmt, wurde 1847, kraft eines zwischen der Pforte und dem Papste abgeschlossenen Concordates wieder hergestellt.

Der Patriarch unterhält in den verschiedenen Theilen des Reiches 16 Delegaten oder apostolische Vikare, nämlich 6 Erzbischöfe und 10 Bischöfe.

Die 6 Erzbischöfe sind die von Konstantinopel[2], Bosnien, Antivari und Durazo (Albanien), Smyrna und Alexandria.

Die 10 Bischöfe sind die von Philippopoli, Alessio, Sappa und Skutari (Albanien), der Herzegowina, Chios, Antura (Libanon), Bagdad, Mossul und Tunis.[3]

Die lateinischen Katholiken haben in Konstantinopel acht Kirchen, fünf in der Vorstadt Pera und drei in Galata. Diese Kirchen, in welchen französische, italienische und (Insel-) griechische Priester und Ordensgeistliche den Gottesdienst verrichten, sind durch die Capitulationen theils unter französischen, theils unter österreichischen Schutz gestellt.

[1]

Aleppiner	15,000
Albanesen	100,000
Bulgaren	40,000
Croaten	185,000
Bosniaken	150,000
Verschiedene	15,000
	505,000

[2] Gegenwärtig Monsignore Hillereau, apostolischer Vikar, Erzbischof von Petra. Er bezieht von Frankreich einen fixen Gehalt; außerdem empfängt er jedes Jahr bei der Vertheilung des Ertrags der von der Propaganda gesammelten milden Gaben seinen Antheil, 30 bis 35,000 Franks für sich und seinen Klerus. Vgl. die in der Sammlung der Annalen der Propaganda alljährlich enthaltene Rechnungsablage.

[3] Die meisten lateinischen Erzbischöfe und Bischöfe erhalten aus den Fonds des Werkes zur Verbreitung des Glaubens gleichfalls eine Subvention.

Unter französischem Schutze stehen sechs Kirchen, nämlich die heilige Geistkirche in Pera, unter der unmittelbaren Leitung des Erzbischofs, in welcher französische Weltgeistliche den Gottesdienst verrichten; die St. Antoniuskirche, gleichfalls in Pera, in welcher die italienischen PP. Minoriten den Gottesdienst verrichten; die St. Ludwigskirche, die zum Palaste der französischen Gesandtschaft gehört und worin die italienischen PP. Franciscaner den Gottesdienst verrichten; die St. Benedictskirche in Galata mit französischen PP. Lazaristen; die St. Peter- und die St. Georgskirche, gleichfalls in Galata, wo, in der erstern, die sardinischen PP. Dominicaner, in der letztern griechische Priester vom Archipel den Gottesdienst verrichten.

Die beiden unter österreichischem Schutz stehenden Kirchen sind die Dreifaltigkeits- und die Marienkirche in Pera.

2. Unirte Griechen und Melkiten. Die unirten Griechen theilen sich in zwei Gruppen, die man bisweilen mit einander verwechselt: die eigentlichen unirten Griechen und die Melkiten.

Die ersteren, welche aus allen dem lateinischen Ritus angehörigen Individuen griechischer Abstammung bestehen, werden gewöhnlich mit den Aleppinern verwechselt und gehören in die vorhergehende Kategorie.

Die Melkiten sind die katholischen Griechen Syriens, wo ihr Stamm bis zur arabischen Eroberung geherrscht hat. Lange schon, ehe die Kirche durch die Streitigkeiten der Monophysiten und Ikonoklasten in Spaltung gerieth, führten sie wegen ihrer Anhänglichkeit an die Partei der Kaiser den Namen Melkiten.[1] Durch die Verfolgungen der Schismatiker aus den Städten Syriens vertrieben flüchteten sie sich in den Libanon, von wo aus sie sich später in den Seestädten Saida, Akka und Jaffa ausbreiteten. Doch wurden sie erst im Anfang des 17ten Jahrhunderts, unter dem Pontificat Clemens XI, im Orient anerkannt und mit der römischen Kirche vereinigt. Diese bewilligte sodann ihrem Klerus gewisse Immunitäten, auf die er äußerst eifersüchtig ist.

Die Melkiten haben für Handel und Gewerbe eine angeborne Geschicklichkeit. Ihre Physiognomie hat etwas sowohl vom griechischen als vom römischen Typus. Aber ihre Nationalsprache ist verschwunden, sogar aus der Liturgie, die, obwohl nach griechischem Ritus, auf Arabisch abgehalten wird.

Die Gesammtbevölkerung, die sich nicht über Palästina und Syrien[2] hinaus erstreckt, mag sich auf 55,000 Seelen belaufen. Etwa die Hälfte kommt davon auf den Libanon, wo sie 3 Klöster besitzen. Eines dieser Klöster, Schuatr, besitzt eine Druckerei, deren Typen für die besten in der Türkei gelten.

[1] Von dem syrischen Melk oder Melek, kaiserlich. Auch die nichtunirten Griechen nennen sich, wiewohl in uneigentlichem Sinne, im Gegensatz zu den Nestorianern, Melkiten.

[2] Im vorigen Jahrhundert gab es in Rußland und Polen eine beträchtliche Anzahl unirter Griechen. Aber seit der großen Verfolgung unter Katharina, die von dem jetzigen Czaren unter anderer Form erneuert wurde, hat sich ihre Zahl sehr vermindert, so daß die Glaubensgemeinde der unirten Griechen in der ganzen Welt heutzutage nicht mehr als 4 Millionen Anhänger zu zählen scheint. Dieselben sind ungefähr in folgender Weise vertheilt:

Oesterreich (Galizien, Siebenbürgen, Ungarn rc.) .	3,700,000
Polen	240,000
Türkei	55,000
Andere Länder	5,000
	4,000,000

Die melkitische Kirche steht unter einem Patriarchen,[1] der seinen Wohnsitz in Damaskus hat.[2] Er ist auch Titular von Antiochien und Alexandrien und hat neue Suffragane unter seiner Gerichtsbarkeit, nämlich die Bischöfe von Aleppo, Beyrut, Sur (Tyrus), Haida (Sidon), Akka (St. Jean d'Acre), Bosra, Zahle, Balbek und Damaskus.

3. Chaldäer und unirte Syrier. Die Chaldäer,[3] welche man irriger Weise mit den Kurden verwechselt hat, sind der alte kriegerische Gebirgsstamm, den man im Alterthum in Mittelasien angesiedelt findet, wo er die Reiche Assyrien und Babylonien gründete, und durch Waffengewalt, durch seine frühzeitige Civilisation, durch seine später auf die Phönizier übertragene Schrift und durch seine von den Magiern ausgebildete Religion, den Sabäismus, bis zu der Zeit herrschte, wo Cyrus seine politische Macht niederwarf, und der Cultus des Zoroaster in seine Mitte verpflanzt wurde. Vom h. Thomas und h. Thaddäus zum Evangelium bekehrt widerstanden die Chaldäer den Verfolgungen der Götzendiener in der ruhmwürdigsten Weise, bis zu Anfang des 5ten Jahrhunderts die Häresie des Nestorius bei ihnen Eingang und an der Politik der Sassaniden eine Stütze fand. Daher der Namen Nestorianer, welcher der Mehrzahl der Nation beigelegt wird, während der mit der Kirche in Verband gebliebene Theil den Namen Chaldäer beibehalten hat.

Diese letzteren, etwa 25,000 an Zahl, bewohnen meistens die Ebene, mitten unter den Arabern, deren Sprache sie sprechen. Doch wird die Nationalsprache, welche mit dem Syrischen identisch ist und eine eigene Literatur und ausgezeichnete Schriftsteller, wie St. Ephrem, Barhebräus (Abul-Faradj), besitzt, in ihren Schulen gelehrt.

Der chaldäische Patriarch, Monsignore Jussuf Audo, hat in Mossul seinen Sitz. Unter ihm stehen sieben Bischöfe, die Suffragane von Diarbekr, Dschezire, Mossul, Merdin, Seri', Amadia, Kerkut.

Unirte Syrier. Der syrische Volksstamm ist ursprünglich derselbe wie der chaldäische, wie man sich aus der Sprache überzeugen kann, welche nur in der Aussprache und in den Schriftzügen abweicht. Doch bemerkt man in den Gesichtszügen und im Charakter Verschiedenheiten, welche die Syrier als eine Spielart des großen Stammes, ohne Zweifel in Folge einer anhaltenderen Berührung mit den Römern und Griechen individualisiren. Der Monophysismus wurde in der Mitte des 6ten Jahrhunderts von Jakob Zanzalus (Baradäus) bei ihnen verbreitet und besteht noch bei denjenigen, welche davon den Namen Jakobiten erhalten haben. Zahlreicher als die unirten Syrier, schätzt man die letzteren auf ungefähr 64,000 Seelen, während die andere nicht mehr als 8,500 bis 9,000 betragen.[4]

Früher hatten die unirten Syrier ihren Patriarchen auf dem Libanon. Aber der jetzige Titular, Monsignore Petros Giarue, verlegte, um den Gläubigen seiner Kirche näher zu seyn, seinen Sitz nach Aleppo. Unter ihm stehen acht Bischöfe, mit den Sitzen zu Nebk, Homs (Emesus), Mossul, Mardin, Damaskus, Aleppo, Scherfa, Kairo. Cherfa ist nur ein einfaches Kloster auf dem Libanon, mit welchem ein Seminar verbunden ist. Das letztere ist an die Stelle des von den Drusen zerstörten Seminars Mar-Freim getreten und wird unter dem Beistande dreier Ordensgeistlichen von dem Bischofe geleitet.

4. Maroniten. Die Maroniten, gleichfalls ein syrischer Stamm, haben ihren Namen von dem heiligen Patriarchen Maron, welcher nicht sowohl den christlichen Glauben, als eine besondere Liturgie und eine besondere kirchliche Verfassung[1] bei ihnen einführte, denn den Syriern war das Evangelium unmittelbar von den Aposteln verkündet worden. Inmitten der fortwährenden Revolutionen, welche Syrien nach dem siebenten Jahrhundert erschütterten, bewahrten die Maroniten in ihren Bergen eine religiöse und fast politische Unabhängigkeit, von welcher sie den Namen Maraditen oder Mardaiten, d. h. Empörte, erhielten und die ihnen fürchterliche Leiden zuzog, unter welchen sie ohne die Dazwischenkunft des Königs von Frankreich schließlich hätten erliegen müssen. Dieser aber nahm 1659 den Patriarchen und alle christlichen, maronitischen, geistlichen und weltlichen Prälaten unter seinen Schutz, und ließ den französischen Gesandten in Konstantinopel zu ihren Gunsten in das Mittel treten.

Erst seit 1842, d. h. seit der von Schelib-Effendi im Libanon eingeführten neuen Organisation wurde die maronitische Nation ihrer alten feudalen Freiheiten beraubt, und den übrigen der Pforte unterworfenen katholischen Nationen gleichgestellt. Von dieser Zeit ernannte der von der Versammlung der großen Familien gewählte Emir seinerseits die Scheikhe der Bezirke. Mit den Agenten der Pforte stand nur er allein in Verbindung; er ließ ihre Befehle vollstrecken und erhob den Tribut, über den man sich gewöhnlich zuvor erst gestritten und geeinigt hatte.

Das geistliche Oberhaupt aller Maroniten ist der maronitische Patriarch[2], der im Winter in Kesruan und im Sommer in dem durch den Aufenthalt des Bischofs Maron geheiligten Kloster Kanobin im Thale von Tripoli residirt. Er wird von den Bischöfen ernannt und vom Papste bestätigt, und hat die Suffragan-Sitze Saida, Beyrut, Damaskus, Balbek, Tripoli, Aleppo und Cypern unter seiner Gerichtsbarkeit. Der gewöhnliche Klerus besteht aus 1200 Priestern, welche in nahe an 400 Kirchen den Gottesdienst versehen. Die Zahl der Mannsklöster ist 67, die der Frauenklöster 15. Die erstern bieten 1,400 Ordensgeistliche, die

---

[1] Zur Zeit Monsignore Mazlim. 1846 von der Pforte anerkannt.

[2] Vor der Katholiken-Emancipation 1830 residirte der Patriarch der Melkiten-Griechen auch auf dem Libanon, und zwar hatte er seinen Sitz in Aintab. (Henri Guys, Beyrut und der Libanon. Th. II., S. 178. — 1850.)

[3] Die Kasedim der heiligen Schrift. Karduchii bei den griechischen Autoren, d. h. die Bewohner von Kardu oder Guardu nach der syrischen Version, das Land Gordschik oder Gorkschaik der Armenier, die Chalybes und Chaldäer des Xenophon (Anab. IV. 4. 19), heutzutage Childani. (Boré, Tableau général des races et des cultes dans l'Empire ottoman. — Constantinople, 1849.)

[4] Boré, am angeführten Ort.

[1] Gegen die Mitte des 7ten Jahrhunderts hatte sich Johann Maron oder Marun, Bischof der kleinen Stadt Botrys, am Fuße des Libanon, durch seine Schriften gegen Nestorius berühmt und der Erhebung zum Patriarchen des Berges würdig gemacht. Er nahm in dem, von Theodosius dem Großen gegründeten Kloster Kanobin, im Thale von Tripoli, seinen Wohnsitz. (Vergl. über den Ursprung und die Geschichte der Maroniten Beyrut und der Libanon von M. H. Guys, Bd. II. S. 39.)

[2] Zur Zeit Monsignore Jussuf Ghazen, aus der fürstlichen Familie Ghazen, einer der ältesten und berühmtesten des Libanon.

[3] Famin, a. a. O.

sich meistens mit Feldarbeit beschäftigen, eine Zufluchtsstätte. Die Zahl der Nonnen beträgt 300. [1]

Der maronitische Ritus ist dem lateinischen sehr ähnlich, nur daß er einige Ceremonien mehr in die Liturgie eingeführt und die Fasttage verändert hat. Die Messe und die Officien werden in syrischer Sprache gelesen, jedoch mit Ausnahme des Evangeliums, der Epistel und einiger Gebete, welche um der größern Verständlichkeit willen arabisch abgesagt werden, indem das Volk nur diese Sprache kennt und das Syrische bloß Kirchensprache ist, wie bei den europäischen Katholiken das Lateinische. [2]

Der weltliche Klerus ist gewöhnlich verheirathet, kraft der ausnahmsweisen Indulgenz, welche der heilige Stuhl auch auf die andern orientalischen Kirchen der Griechisch-Unirten, Syrisch-Unirten, Chaldäisch-Unirten und Armenisch-Unirten ausdehnt. Das Volk ist sanft, gastfreundlich, arbeitsam und beschäftigt sich mit Landbau und Seidenzucht. Die maronitische Bevölkerung kann 125,000 im Libanon; Cypern, Aleppo, Damaskus rc. hinzugerechnet, 140,000 Seelen betragen. [3]

Um auf das Vorhergehende in Kürze zurückzukommen, so finden wir für die lateinische oder katholische Gemeinde eine Gesammtsumme von etwa 730,000 Gläubigen, welche in geistlicher Beziehung unter 5 Patriarchen und 47 Erzbischöfen und Bischöfen stehen, nämlich:

	Bevölkerung.	Patriarch.	Erzbischöfe u. Bischöfe.
Lateiner	505,000	1	16
Unirte Griechen und Melkiten	55,000	1	9
Unirte Chaldäer	25,000	1	7
Unirte Syrier	9,000	1	8
Maronirten	140,000	1	7
Gesammtsumme	734,000	5	47

Die Sandwich-Inseln

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sehen sich bekanntlich schon lange nach einem Stationsplatz für ihre Schiffe im indischen Archipelagus um. Sie haben zu diesem Ende ihr Augenmerk auf die Sandwich-Inseln gerichtet, und bald dürften auch diese Eilande, an die sich so manche fast romanhafte Sage knüpft, annectirt, d. h. in den „Verband“ der Union „gezogen seyn.“ Die Londoner **Shipping and Mercantile Gazette** lenkt nun die Aufmerksamkeit der Engländer in ihrer Nummer vom 28 November auf diese Inselgruppe. „Die Sandwich-Inseln“, sagt sie, „wurden im Januar 1778 von Capitän Cook entdeckt; in den Jahren 1791 und 1810 trat aber Kamehameha diese Eilande feierlich an den brittischen Monarchen ab. Im Jahre 1843 indeß erkannte Lord Aberdeen, in Verbindung mit Frankreich und den Vereinigten Staaten, die Neutralität und Unabhängigkeit derselben an. Die günstige geographische Lage der Sandwich-Inseln — oder, wie die Eingebornen sie lieber nennen, der hawaiischen Inseln — fällt beim ersten Blick auf die Karte in die Augen. Sie liegen im Mittelpunkt des nördlichen Stillen Meeres, und sind fast gleichweit entfernt von Central-Amerika, Mexico, Oregon und Californien, brittisch und russisch Amerika, den Aléuten, Kamtschatka und China. Diese Inseln werden ohne Zweifel eine Waaren-Niederlage und ein Ruhepunkt werden für den großen Handel zwischen Nord- und Südamerika, sowohl von den Ost- als von den Westküsten, von Californien, China und Ostindien aus. Auch bilden sie den Schlüssel für den ausgedehnten Wallfischfang im nördlichen Stillen Meer. Die Handelslisten über diese Inseln gehen nur bis zum Jahr 1846; seitdem aber hat der Handel mit Californien und Oregon, Mexico und den Häfen des Isthmus, so wie mit andern Gegenden der Welt, bekanntlich sehr zugenommen. In jenem Jahr kamen 600 Wallfischfänger und 74 andere Schiffe in den dortigen Häfen an. Der hawaiische Schifffahrtsverkehr bestand aus 29 Schiffen mit 1585 Tonnen Gehalt. Die Einkünfte der Inseln beliefen sich auf 90,110 Dollars, die Ausgaben auf 87,045 Dollars. Der Werth der Einfuhren betrug 598,382 Dollars, der Ausfuhren 763,951 Dollars. Die Hauptausfuhrartikel, Erzeugnisse der Inseln, waren Zucker, Molasse, Kaffee, Pfeilwurz, Ziegenfelle, Ochsenhäute, Senf und Schiffsbedürfnisse. Die hawaiische Inselgruppe besteht aus 12 Eilanden, von denen nur sieben oder acht bewohnt sind. Ihr Gesammtflächenraum kann auf 6100 (engl. oder ungefähr 250 geogr.) Quadratmeilen angeschlagen werden, wovon nur ein Eilftel anbaufähiges Land. Die eingeborne Bevölkerung beträgt zwischen 80 bis 100,000 Seelen. Honolulu, die Hauptstadt des Königreichs, enthält etwa 9000 Einwohner, und ist, ihres schönen Hafens wegen, für den Handel von großer Bedeutung. Im Jahr 1852 liefen daselbst 700 Schiffe ein, und gaben etwa 200,000 Pfd. St. für Lebensmittel und verschiedene andere Vorräthe aus. Außer den oben erwähnten Ausfuhrartikeln verdienen übrigens noch einige andere, die bereits mehr oder weniger in den Handel gekommen, erwähnt zu werden. Dahin gehört das Kukui-Oel, das aus der Nuß des Candle-Nußbaums gepreßt wird und in den meisten Fällen dem Leinöl gleichkommt. Ferner findet sich Sandel- und anderes unvergleichlich schönes Holz für Schreinerarbeiten in den Gebirgswäldern, die auch dem eichenen gleichkommendes Zimmerholz für den Schiffbau, so wie werthvolle Rinden für die Gerberei und Färberei liefern. Die im südlichen Theil des Stillen Meeres liegenden Inselgruppen besitzen ebenfalls sehr schätzbare Hülfsquellen, nicht bloß in ihren Fischereien für Trepang oder bèche de mer (die in China so beliebte Seeschnecke), für Perlmuscheln und Schildkrotschalen, sondern die Wälder der Kokosnußpalmen bieten ihnen auch die Mittel zur Gewinnung großer Vorräthe des werthvollen Kokosnußöls.

[1] Famin, a. a. O. Ich halte jedoch diese Statistik für übertrieben.
[2] A. Laurent, Notice historique sur les Maronites.
[3] Boré, a. a. O.

Island,

ein Natur- und Volksgemälde.

Auf Seeland wohnte, so erzählt die Saga, ein Mann, der hieß Gardar. Auf einer Fahrt nach den südlichen Inseln wurde er von einem Sturme überfallen, und in den wilden atlantischen Ocean hinausgetrieben. Endlich sieht er in weiter Ferne ungeheure Schneeberge zwischen dunkeln Nebeln emporragen: er steuert mit seinem Schiffe darauf zu und landete an der Ostküste von Island. Aber hier war keines Bleibens für den, der in den lachenden dänischen Prairien gewohnt; aber Gardar erzählte den Norwegern von seinem Fund: diese fuhren nach Island und bebauten das Land.[1] Sie fanden dort ihre heimische Felsenmauer. Die hohen, wilden Berge, welche senkrecht aus der Tiefe aufsteigen, das dunkle stürmische Meer, die engen Buchten gefielen ihnen wohl, vor allem aber erschien es ihnen besser hier als freie Männer zu leben als zu Hause in Norwegen für den mächtigen Harald zu frohnen.

Nähern wir uns der Küste von Island, so finden wir himmelhohe, steile Vorgebirge umgeben von Felsenscheren, die unter der Macht der Wogen zittern, wenn diese ihren weißen Schaum viele Ellen hoch in die Höhe spritzen; Seevögel erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei, und wie auf den Färöern bildet der gefährliche und mühevolle Fang dieser Vögel eine Hauptbeschäftigung der Einwohner. Und noch ehe wir den Boden von Island betreten haben, sahen wir, in welcher Richtung sich das Leben dieser Leute bewegt; ein Gewühl von Fischerbooten umgibt die Küste, denn an wenigen Orten ernährt das Meer einen solchen Reichthum von Fischen. Die Isländer fahren aber mit ihren offnen Booten weit hinaus in die stürmische See, um ihre Schätze heimzuholen. Die Boote haben nur ein Segel von dünnem, wollenem Zeug, sie sind klein und leicht und scheinen wegen ihrer Schwäche nicht den Wogen gewachsen; aber es ist den Fischern sehr darum zu thun, daß sie nicht zu schwer werden, da man sie nach vollendeter Fahrt gerne auf das Land zieht. Dieser Fischfang kann eigentlich nur auf der Süd- und Westküste betrieben werden, er beginnt am 2 Februar, und da strömt alles auch von Osten und Norden auf den offnen schwachen Booten nach den Sandbänken. Der Fang besteht meist aus Dorschen, die entweder an die Handelsleute verkauft oder zu des Landes eignem Verbrauch getrocknet werden. Aber rings um die Küste liegen französische und holländische Schiffe zum Dorschfang, und es ist den Isländern sehr fatal, daß sie nicht das Recht haben sich mit diesen in Handel einzulassen, da das Gesetz nur den Dänen Handelsfreiheit auf Island zugesteht. Dieß ist das heutige Bild der Küste, in alten Tagen war es weit öder dort; damals war nämlich Viehzucht die Hauptbeschäftigung des Volkes, erst in spätern Jahrhunderten hat die Armuth und die Nothwendigkeit eines Absatzes an die dänischen Kaufleute das Volk gelehrt, seine Zuflucht zum Meere zu nehmen.

Es gibt nur wenige Gegenden auf der Erde wo die Luft so unruhig ist als auf Island, sie treibt oft wild das Meere vor sich her. Das Salzwasser peitscht über das Land herein und seine Krystalle setzen sich auf Gras und Fels, ja, wenn man den Reisenden glauben darf, legt sich das Salz bisweilen in dicken Krusten an die Fensterscheiben der Häuser. Aber auch von den Bergen im Innern der Insel stürmt es oft mit furchtbarer Gewalt; heulend dringt der Wind durch die Felsenspalten und reißt auf seiner Fahrt über die Thäler Erde und Rasen mit sich. Die unfruchtbare schwarze Lava kommt zum Vorschein, und nicht selten zeugt nur ein kleiner grüner Fleck auf der Spitze eines Felsens davon, daß auf diesem Ort eine grasbedeckte Fläche gewesen; auch Sand und Asche wird von der Spitze der feuerspeienden Berge über die Felsen hingeführt und droht sie hinter einem verheerenden Saume zu begraben. Dennoch ist das Klima nicht eigentlich streng, und namentlich ist der Süden beinahe ebenso mild wie in Dänemark, so daß die Leute sich meist im Sommer und Winter gleich kleiden. Hier wie auf den Färöern mildern die warmen Strömungen im Meere die Kälte, und diese sind es auch, welche große Massen von Treibholz aus den Wäldern des Missisippi an die Küsten von Island führten, wodurch dem natürlichen Holzmangel des Landes zum großen Theile abgeholfen ist. In alten Tagen soll es Ueberfluß an Bäumen gegeben haben, jetzt sieht man nur da und dort ein verkrüppeltes Birkengebüsch; aber es bleibt doch immer noch die Frage, ob die großen Wälder der frühern Zeit etwas anderes als Gesträuch waren, wenigstens versah das Meer damals so gut wie jetzt das Land mit Treibholz. Es gibt bestimmte Orte, besonders auf der Westseite, wo das Zimmerholz sich vorzugsweise gerne versammelt, und an mehreren dieser „Zimmerplätze" sieht man noch heute große Haufen, wo sich Baum auf Baum gelegt, während das Ganze wie mit einem Teppich von Gras und Felsblumen bedeckt ist, denn wo es an unzugänglichen Orten liegt, kann man es auch nicht benützen, und es geschieht dann und wann daß man die Schiffswracke verbrennt, um auf bequeme Weise zu Nägeln und eisernen Pflöcken zu gelangen. Wir sprachen von dem ziemlich milden Winter im Süden, im Norden ist die Temperatur dagegen weit strenger; hier ist Island nämlich durch einen sehr schmalen Meerstrich von dem nahen Grönland getrennt, und dieser ist stets von Treibeis angefüllt, das dann und wann zur Winterszeit an die isländische Küste gedrängt wird. Wenn der Nordländer nun merkt daß die Kälte mit jedem Tage zunimmt, so weiß er daß das Treibeis im Anzuge ist; endlich gewahrt er es in der Ferne langsam, aber ununterbrochen sich der Küste zu bewegen; stürmt es auch vom Lande her dem Eis entgegen, so setzt es doch getrieben von der Strömung richtig seinen Weg fort; und wenn nun das Treibholz von Süden gegen das Eis getrieben wird, so erfolgt bisweilen ein so starker Zusammenstoß, daß das Holz sich entzündet. Donnerähnlich ist das Krachen der gegen einander sich aufthürmenden Eismassen, und hat das Treibeis endlich das Land erreicht, so sieht man es oft mit unwiderstehlicher Gewalt kleine Inselchen mit sich führen, Klippen losreißen oder aufthürmen. Dann geschieht es auch bisweilen daß der Eisbär einen Besuch auf Island abstattet, und oft großen Schaden unter dem Vieh anrichtet; zum Glück bleibt das Thier nie im Lande, denn merkt es daß das Treibeis sich von der Küste losreißen will, so eilt es wieder auf sein mächtiges Fahrzeug; ja man will sogar behaupten, daß wenn sich eines verspätet hat und das Meer offen sieht, es auf einen Felsen klettere, und wenn es von dort kein

[1] Island wurde von einem Norweger (Naddoddus pirata) schon 861 n. Chr. besucht, die Colonisation fällt auf das Jahr 875. Nimmt man aber an daß Beda der Ehrwürdige mit dem Lande, wo die „Papas" wohnen, Island gemeint habe, so müßte es mindestens 120 Jahre früher entdeckt worden seyn. D. R.

Eis gewahrt, in das Meer stürze und hinüberschwimme. Namentlich die Buchten im Norden werden von dem Treibeis heimgesucht, und es heißt, daß als einer der ersten Entdecker des Landes über die Eisbucht hinausschaute und nichts anderes erblickte als Eis, das Land darnach Island (Eisland) nannte.[1] Bisweilen umschließt das Eis beinahe die ganze Insel, und man sieht es in solchem Falle bis tief in den Sommer auf dem Meere umhertreiben; eisige Winde wehen dann das ganze Jahr durch Berg und Thal, das Gras will nicht wachsen, das Vieh stirbt vor Hunger, die Fischerei will auch nicht recht von statten gehen, und das Land wird von Noth und Epidemien heimgesucht. In solchen Mißjahren liegt der Schnee den ganzen Sommer über selbst in den niederen Gegenden, und wir lesen in einer alten Saga, daß Leute, welche einst um Johanni zum Thing (öffentliches Gericht) reisen wollten, vor Schnee nicht vorwärts kommen konnten.

Der größte Theil von Island ist weit ausgedehntes Hochland, das sich meist in einer solchen Höhe über dem Meeresspiegel erhebt, daß es für den Aufenthalt der Menschen nichts taugt. Nur wo die Bergwasser, von hohen Felsen umgeben, brausend in die tiefern Gegenden herniederstürzen, hat sich mit der Zeit ein Thal gebildet; nur an der Südküste der Insel dehnt sich ein Flachland aus, das durch die Erde und die Steine gebildet ist, welche die Ströme im Verlauf der Jahrtausende bis ans Meer gerückt; und wenn nun im Frühjahr die Eisdecke, die den Strom band, plötzlich schmilzt, so brechen die Wasser über diese Niederungen herein und richten große Verwüstungen an. In diesen Thälern und auf diesen Ebenen rührt sich das Menschenleben, das wir unten beschreiben werden; das Innere dagegen ist eine zum größten Theil öde und unbebaute Bergebene, von welcher hie und da ein Gletscher mit seiner schneebedeckten Spitze majestätisch emporragt. Selten nur sieht man Reisende unter Gefahren und Mühen diese Oeden durchziehen. Bei solcher Gelegenheit ist jedoch der kleine robuste Bergklepper von größtem Nutzen; er wird als Lastthier verwendet und bewegt sich mit kleinen, sichern Schritten über die schmalen, unebenen Bergsteige, während die Last in einem Zwergsack an beiden Seiten herabhängt. Ueberhaupt macht man dort zu Lande jede Reise zu Pferde, selbst die letzte, die der Mensch auf dieser Erde unternimmt. Denn bei Leichenbegängnissen trägt ein Pferd gewöhnlich den Sarg, der ihm quer über den Rücken gelegt wird, während zwei Männer zur Seite gehen, um das Gleichgewicht zu unterstützen, und das übrige Volk, Männer und Frauen, hinterdreinreiten. Die isländischen Pferde müssen im Winter für sich selbst sorgen und das Moos abnagen, das unter dem Schnee wächst; es sind verständige und muntere Thiere, und der Reiter kann sich ruhig der Klugheit dieser Pferde anvertrauen, wenn er bei Nacht und Dunkelheit über die steilen Berge reiten muß oder wenn man sie durch einen reißenden Strom waten läßt, oder endlich wenn ein Weg durch eine Sumpfgegend führt: das Pferd weiß gut zu unterscheiden, wo es möglich ist weiter zu kommen; es schnobert einen Augenblick umher, läuft dann rasch hinüber oder wendet sich um, und ist dann unter keinem Umstand zu bewegen den Ritt zu versuchen.

Namentlich im Südosten zeigt sich die isländische Felsennatur in ihrer ganzen Majestät und erhabenen Größe; hier sind die höchsten Berge und der größte Theil der Gegend erscheint dem Auge wie eine unendliche Masse von Schneebergen, in dichten Nebel gehüllt; nur einzelne Engpässe machen den Zugang zum Lande möglich, und wir mußten hier meistens bemerken, daß das Gletschermeer auf Island ein häßliches, röthlich graues Aussehen hat, da wo von Vulcanen stets Sand und Asche trüber hin fliegt. Aber von den Spitzen der Gletscher haben sich bisweilen mächtige Eismassen losgelöst und sind in die Abgründe der Berge hinabgestürzt und dort verbröckelt, so daß man an manchen Orten ein wogendes Meer vor sich zu sehen glaubt, das plötzlich eingefroren scheint; da und dort sieht man tiefe Risse und fast ununterbrochen hört man das Krachen der herabstürzenden Eismassen, denn das Eis von den Gletschern speist und erneut stets den erstarrten Strom, der gleichsam zwischen ihnen hervorbraust. Im Sommer schmelzen gewöhnlich diese Eismassen zum größten Theile, und man sieht dann mächtige milchweiße Ströme aus den Bergschluchten hervorbrausen. Sand und Asche, die zwischen den Eismassen zerrieben werden, theilt ihnen diese eigenthümliche Farbe mit. Man kann den Strom oft eine Strecke Wegs zwischen die Felsen hinein verfolgen, und sieht ihn dann unter einer mächtigen Wölbung, wo das Eis einen bläulichen Schein auf alle Gegenstände wirft; brausend und schäumend stürzt der Strom aus der Spalte hervor, und das Ohr vernimmt ein abgebrochenes, dumpfes Dröhnen. Plötzlich stemmt sich das Wasser, ein mächtiges Eisstück hemmt es in seinem Laufe; da ertönt plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag. Die Macht des Stromes hat gesiegt, und mit neuer Kraft stürzt er nun aus der Oeffnung hervor, Eisblöcke als Siegestrophäen mit sich führend. Es könnte leicht gefährlich scheinen, über diese Gletscherströme zu setzen, das Pferd könnte straucheln und auf den rollenden Steinen fallen, dann wäre freilich keine Rettung mehr möglich, denn das Wasser hat eine ungeheure Gewalt; rings an den Ufern sieht man große Felsstücke aufgethürmt, die es in seinem Laufe auf die Seite geschleudert, aber das kleine Thier ist so vorsichtig und schreitet so festen Fußes einher, daß man äußerst selten von Unglück bei solchen Gelegenheiten hört.

Wir können uns indessen wohl denken, daß auf Island mancher Ort existirt, wohin noch nie Jemand seinen Fuß gesetzt, und da wir Menschen uns das Unbekannte so gerne mit anmuthigen Farben ausmalen, hat sich dort die Sage von einem schönen Thale gebildet, das von steilen Felsen rings umgeben ist und irgendwo auf der Insel liegen soll; dort wohnt noch heutigen Tags, heißt es, die Nachkommenschaft, manches geächteten Waldbewohners aus jener alten Zeit; vor einigen Jahren wurde wirklich eine Entdeckungsreise nach jenem Zauberlande vorgenommen und man fand denn auch ein tiefes Thal; aber die Berge waren ringsum so steil, daß man es unmöglich betreten konnte, und alles war so dunkel, daß man die Finsterniß vergeblich zu durchdringen suchte, so daß das isländische Feenland noch immer ein verschlossenes Paradies für uns ist.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Erich der Rothe nannte das von ihm entdeckte Grönland das „grüne Land“ um Colonisten anzuziehen; er meinte nämlich, erzählt die Thorfinnssaga, es würden ihm viel Auswanderer folgen, wenn das Land „einen guten Namen“ hätte. D. R.

Jules Rivière's Reise an die russisch-chinesische Gränze.

(Aus der Revue de l'Orient.)

Kiachta. — Maimatschin.

Im Junius 1853 verließ ich Petersburg mit einer Karawane von Kaufleuten, die sich nach dem Norden begaben; doch lichtete sich unsere Karawane allmählich, da die Kaufleute, wenn sie eine günstige Gelegenheit dazu fanden, ihren Waarenvorrath meistens unterwegs verkauften und uns dann verließen. Doch blieben mir noch fünf Gefährten bis nach Nischnei-Nowgorod treu, wo ich sofort dem Gouverneur, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, einen Besuch abstattete. Er empfing mich auf das zuvorkommendste, machte mich, nachdem ich ihm den Zweck meiner Excursion mitgetheilt hatte, noch denselben Abend mit dem General O . . . bekannt, der am zweitfolgenden Tage eine Inspectionsreise nach dem asiatischen Sibirien anzutreten gedachte, und bat ihn, einen Reiter mehr in sein Gefolge aufnehmen zu wollen. Am zweitfolgenden Tage machten wir uns auf den Weg. Unsre Reise ging rasch vorwärts. Es war empfindlich kalt und unsere Pferde griffen tüchtig aus. So legten wir den Weg nach Kiachta in drei Tagen und zwei Nächten zurück. Mit den von einer solchen Reise unzertrennlichen Unfällen, Pferdestürzen u. s. f. will ich Sie verschonen. Uebrigens muß ich gestehen, daß man in Rußland ziemlich bequem reist, vorausgesetzt nämlich, daß man die Vorsicht gebraucht, seine Lebensmittel mitzunehmen, denn in den Karawanserais der nördlichen Provinzen und am Abfall des Uralgebirgs findet man schlechterdings nichts als Futter für die Pferde.

So waren wir denn in Kiachta. Die Stadt mit Magazinen angefüllt und nur vom Handel belebt, ist regelmäßig gebaut. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Drei Heerstraßen aus dem europäischen Rußland laufen hier zusammen: die von Archangel, von Petersburg und von Moskau. Kiachta ist von einer Ringmauer, nach Art der Pariser Octroi-Mauern umgeben. Durch diese Mauer führen vier Thore, woron drei den eben erwähnten Heerstraßen und das vierte der Straße nach Maimatschin, einer chinesischen Stadt an der Gränze der Tartarei, entspricht.

Gleich nach meiner Ankunft in Kiachta ersuchte ich den Gouverneur um die nöthige Erlaubniß zur Ueberschreitung der russischen Gränze. General O . . . erbot sich, mich nach Maimatschin zu bringen. Er mußte über diese Stadt reisen, daselbst einen Höflichkeitsbesuch abstatten und sodann seine Reise nach dem Norden fortsetzen. Noch an demselben Abend ließ der Gouverneur von Kiachta seinen chinesischen Collegen in Maimatschin von unserer Ankunft in Kenntniß setzen und um die Erlaubniß zur Ueberschreitung der Gränze für uns zu bitten.

Am Morgen des zweiten Tages erhielten wir einen Brief von Tzin-Loe, dem Dzargutschey oder Gouverneur von Maimatschin und Agenten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Er lud uns auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Der General nahm die Einladung an und einer seiner Adjutanten überbrachte sofort die herkömmlichen Complimente.

Tags darauf begaben wir uns denn, in Begleitung des Gränz-Inspectors, des Mauth-Directors und einiger anderer Beamten und von einer Abtheilung Kosaken escortirt, nach Maimatschin.

In Folge der zwischen dem russischen und dem chinesischen Kaiserreiche abgeschlossenen Verträge ist Kiachta der Punkt, wo die beiden Nationen ihre Handelsartikel austauschen und wo sich der ganze Handelsverkehr des nördlichen Asiens concentrirt. Auch hatten hier die reichsten Petersburger Kaufleute ihre Agenten.

Umgekehrt sind die chinesischen Kaufleute in Maimatschin vertreten. Ein geschlossener freier Platz trennt die beiden Städte. Auf der russischen Seite ist ein in europäischer Art gebautes Thor von einem Kosakenposten besetzt; auf der chinesischen Seite erhebt sich ein anmuthiger, mit Inschriften und mythologischen Figuren verzierter Bau.

Auf diesem Platze legen an den Markttagen alle europäischen, chinesischen, tartarischen, persischen und kurdischen Kaufleute ihre verschiedenen Waaren in Zelten oder unter freiem Himmel aus. Sie nehmen ihre Plätze in verschiedenen Marktvierteln ein, die einen zur Rechten, die andern zur Linken. Alle einigermaßen wichtigen Geschäfte werden von der obersten Behörde des Viertels, dem der Verkäufer angehört, abgeschlossen. Man hat mich versichert, daß ungeachtet des außerordentlichen Gewühles, welches während der Dauer des Marktes herrscht, Diebstähle sehr selten sind.

Im Innern hat Maimatschin ganz den Charakter einer chinesischen Stadt. Die Straßen sind zusammengedrängt, eng und auf beiden Seiten mit langen weißen Mauern besetzt, durch welche da und dort eine Hausthüre oder ein Thorweg führt. Die letzteren sind immer geschlossen, denn bekanntlich lieben es die Chinesen nicht, daß man sieht, was in ihren Häusern vorgeht.

Die Wohnungen bestehen im allgemeinen aus mehreren, rings um einen Hof laufenden Gebäuden, woron die einen zu Familienzimmern, die andern zu Magazinen dienen. Alle Häuser sind vollständig von einander getrennt; das Innere ist mit Eleganz möblirt; man sieht hier Matten von allen Farben, Divans, Tische mit emaillirtem Lacküberzug, reich verzierte Spiegel, Malereien al Fresco und auf Leinwand u. s. f.; das Hauptmöbel ist der Divan, der in keinem Salon fehlt. Er besteht übrigens nur in einem sehr großen Sopha, auf das sich die Chinesen nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen setzen. Endlich hat jede Wohnung ein Blumengärtchen, das mit der größten Sorgfalt unterhalten wird.

Was in den Straßen von Maimatschin zuerst auffällt und dieser Stadt ein ganz eigenthümliches Aussehen gibt, das ist die Abwesenheit aller Frauen. Nur der Dzargutschey und zwei oder drei andere Beamte haben das Recht, ihre Frauen alle sechs Tage kommen zu lassen. Achtzehn Werste weiter steht die Stadt Tschakela, welche theilweise von den Frauen der Bewohner Maimatschins bewohnt wird. Auch scheint Tschakela, obgleich von Maimatschin ziemlich weit entfernt, nur als dessen Vorstadt zu gelten.

Wir gingen durch zwei oder drei enge Straßen, dann kamen wir zur Wohnung des Dzargutschey. Unser Wirth ging uns bis zum Eingang in seine Zimmer entgegen, führte uns in seinen Salon, und ließ uns auf den Divan niedersitzen. Sofort wurde uns in Porzellantassen, deren Untersatz die Form eines Schiffchens hatte, Thee servirt; dann setzte man uns getrocknete Früchte und Bisquit vor. Nachdem der Thee aufgetragen war, fand die gegen-

seitige Vorstellung der Officiere statt und darauf begann das Gespräch mit den herkömmlichen Fragen über unser Alter, unsre Familien, unsern Rang, unsre Waffen und Kleidung u. s. f. Sodann kam der Gouverneur auf unsre Reisepläne zu sprechen; da er es nicht wagte directe Fragen an uns zu stellen, so konnte es wirklich nichts Spaßhafteres geben als wie er alle Hülfsquellen der chinesischen Pfiffigkeit erschöpfte, um hinter unsre eigentlichen Absichten zu kommen. Endlich und da wir ihm im Grunde nichts zu verbergen hatten, erbarmten wir uns seiner Verlegenheit und erklärten ihm daß der General auf Befehl des Czaren die Bergwerksdistricte der Provinz Nertschinsk besuchen werde. Was mich betraf, so sagte ich ihm, daß ich nach Canton reiste, wo ich mit Freunden zusammen zu kommen gedächte, die den Weg über Englisch-Indien gemacht hätten und mich in der genannten Stadt erwarteten. Dieser Reiseplan schien ihn in Verwunderung zu setzen. Er nahm zwei- oder dreimal die Miene eines Sterbenden an und versicherte mich, daß ich, ohne geplündert oder ermordet zu werden, nimmermehr durch die Tartarei kommen könnte. Dann fragte er uns, ob wir den Kaiser von China kennten, worauf wir ihm unverweilt die Versicherung gaben, daß wir von Bewunderung und Respect für seine himmlische Majestät durchdrungen seyen — eine Antwort, die ihn höchlich zu erfreuen schien. Diese Unterhaltung fand durch Vermittlung eines Dolmetschers statt, doch kündigte man zu unserer Befriedigung sehr bald das Mittagessen an. Der Dzargutschey erhob sich nun, nahm den General bei der Hand und ging in den Speisesaal; wir folgten ihm. Wir saßen zu fünf an einem Tische, der nicht größer als ein Whisttisch war; vor jedem von uns standen zwei Porzellanbecher, der eine leer, der andre zur Hälfte voll Essig. Unsre Messer und Gabeln hatten wir selbst mitgebracht, denn wir hatten keine Lust, uns mit den chinesischen Stäbchen abzuquälen; deßgleichen hatten wir, weil wir bei unsrem Wirth keines finden konnten, Brod mitgebracht. Eine Menge auf sehr großen Tellern servirte Speisen bedeckte den Tisch: geschmortes Schweine- und Hammelfleisch, Geflügel und Wildpret. Man nahm irgend ein Stück, tauchte es in den Essig und aß es; andre Fleischspeisen, Gemüse, Kohl, Gurken, Blumenkohl und eine Masse süßer Kuchen wurde herumgereicht.

Zweiundfünfzig Gerichte oder Speisen wurden uns nach und nach gereicht; ich kostete viele davon, anfangs aus Neugierde, dann weil der Dzargutschey mir fortwährend die Bissen, die er für die besten hielt, vorlegte. Acht verschiedene Fleischsuppen beendeten das Mahl; das Maximum der chinesischen Etikette, da, je nachdem man den Gästen mehr oder weniger Ehre anthun will, die Zahl der Speisen vermehrt oder vermindert wird.

Fortwährend reichte man uns kleine runde Stückchen Silberpapier, um uns den Mund zu wischen; Wasser hatten wir keines und man servirte uns in Liqueurgläsern Reis-Branntwein, eine Art Brandy von sehr unangenehmem Geschmack.

Beim Dessert entfernte sich unser Wirth, um den Anzug zu wechseln. Es geschieht dieß nach dem Essen gewöhnlich und ist bei den Chinesen ein Zeichen großer Höflichkeit. Die Kleidung der Chinesen ist übrigens, mit Ausnahme der Art und Qualität der Stoffe, bei allen Classen ungefähr dieselbe. Sie besteht aus einem langen Kleide oder Rocke, der übereinander geht und mit Knöpfen befestigt wird, und aus einer Weste, die über das Kleid gezogen wird und bis zu den Hüften reicht. Die Hose wird auf der Hüfte zugeknöpft und schließt an die Weste. Die Strümpfe sind von hellfarbiger Seide; die schwarzseidenen Stiefeln reichen nur bis zur halben Wade und haben eine Sohle von Pappendeckel oder gepreßtem Papier. Mit Ausnahme eines sehr langen geflochtenen Haarbüschels, der über den Rücken herabfällt, ist der Kopf ganz glatt rasirt. Als Kopfbedeckung tragen die Chinesen eine kleine, kegelförmig zugespitzte schwarze, violette oder blaue Mütze, deren Rand umgestülpt und deren Spitze mit einer scharlachrothen seidenen Troddel verziert ist. Nur durch die Farbe des Knopfs unterscheidet sich die Kopfbedeckung der Reichen oder Vornehmen. Unser Dzargutschey hatte einen durchsichtigen Knopf, ein Zeichen, daß er der sechsten Classe angehörte (es gibt deren in China vierzehn). An seinem Gürtel trägt jeder Chinese eine große Tasche, eine Börse und ein längliches schmales Kästchen mit seinem Messer und seinen beiden Eßstäbchen. Ich habe solche Kästchen gesehen, die äußerst reich verziert und eingelegt waren. Bisweilen sind sie sogar ganz von edlem Metall. Bei Tzin-Lee sah ich zwei goldene zu diesem Gebrauch bestimmte Schächtelchen.

Nachdem der Dzargutschey umgekleidet war, kehrte er zu uns zurück. Er trug ein braunseidenes Kleid von äußerst prachtvollem Stoffe. Seine seidene Weste bestand aus einem geblümten Zeuge mit schönem blauen Grunde. Als er eintrat, erhoben wir uns und er zeigte uns nun einige Curiositäten, Waffen, Bücher, Gemälde, allerlei Hausrath und eine Münzsammlung. Dann schlug er uns vor, in der Zwischenzeit bis zum Beginn des Theaters, den Haupttempel von Maimatschin zu besuchen; dieser Tempel ist viereckig. Seine Mauern überragt ein breites Karnieß, das bedeutend vorspringt und von hölzernen Säulen gestützt wird, die um das ganze Gebäude herumlaufen und eine gestützte Art Veranda bilden.

Es kann nichts seltsameres geben als die Unmasse von Malereien und Verzierungen an diesem Karnieß. Die Pfeiler sind vergoldet und mit Inschriften bedeckt; die Mauern sind mit mythologischen Emblemen und Sprüchen aus den heiligen Büchern verziert. Das Innere des Tempels ist in drei parallel laufende Gänge getheilt, an deren Ende sich die Nischen der Götzen finden, welche jedoch von dem übrigen Theil des Ganges durch Vorhänge, Banner und Fahnen getrennt und vollständig versteckt sind. Vor den Vorhängen stehen Tische mit fortwährend brennenden Kerzen und Wachsfackeln; Gefäße mit Wasser und Weihrauch, Blumen, Sämereien u. s. f., kurz die tausenderlei Spenden der Gläubigen. Auf die in sehr schönen Farben al Fresco bemalten Wände sind von oben nach unten prachtvolle Verzierungen in Gold aufgetragen. Die Malereien stellen die merkwürdigsten Ereignisse aus dem Leben der Götter dar, welchen der Tempel geweiht ist. Als wir zu den Götzenbildern kamen, konnten wir uns beim Anblick dieser seltsamen und gräulichen Gestalten von ungefähr sieben Meter Höhe eines Gefühles der Ueberraschung, ja des Schauders nicht erwehren. Die Bekleidung dieser Götzen ist mindestens ebenso außerordentlich als ihre Gestalt; alle Theile ihres Anzugs sind mit wahrhaft überraschender Geschicklichkeit zugeschnitten und bemalt. Wir zählten nun Götzen oder Gottheiten in drei Gruppen. In der Mitte befindet sich Fo mit seinen Akolyten oder Aposteln. Er gilt für die oberste Gottheit. Auf den beiden anderen Seiten sind die Götter des Kriegs, der Gerechtigkeit, des Handels und des Ackerbaues mit einigen Götzen zweiten Rangs. Nur der Gott Fo ist in gelbe Seide gekleidet, eine Farbe, welche die Chinesen für heilig halten und die nur der Kaiser tragen darf.

Nachdem wir den Tempel besehen hatten, war es Theaterzeit, und wir begaben uns in die Loge des Dzargutschey; das Theater war mit vielem Geschmack nach chinesischer Weise decorirt. Oben ragte das unvermeidliche, mit großen Kosten bemalte und verzierte vorspringende Karnieß hervor. Auf diesem und auf den Pfeilern des Prosceniums waren von phantastischen Zeichnungen umschlun-

gene Inschriften angebracht. Mit Ausnahme des Dzargutschey und der reichen Kaufleute, die vorn an der Bühne ihre Logen haben, befand sich die Masse der Zuschauer unter freiem Himmel.

Während der Zwischenacte spielte das Orchester. Man muß diese entsetzliche „Musik" gehört haben, um sich den Reichthum von Mißtönen vorzustellen, welche ungeheure Clarinetten ohne Klappen und Flöten von zwei Meter Länge, in Begleitung von Zimbeln, Gongs und einer äußerst lärmenden Trommel hervorbringen können, besonders da das Ganze von der widerlichsten und schärfsten aller Trompeten überschmettert und zusammengehalten wurde.

Das Sujet des Stücks war der chinesischen Geschichte entnommen. Ein Kaiser wird von einem Usurpator entthront, der das Volk an sich lockt, indem er sich auf göttliche Inspiration beruft. Der Kaiser stirbt im Gefängniß und die Kaiserin zieht sich in eine ferne Provinz zurück, wo sie durch ihren Muth und ihre Bemühungen einen Theil ihrer Unterthanen wieder auf ihre Seite bringt. Ihrer Treue versichert liefert sie mit ihnen dem Usurpator eine Schlacht, tödtet ihn mit eigner Hand und setzt ihren Sohn auf den väterlichen Thron. Schlacht- und Tumultscenen ziehen sich durch das Ganze.

Die Frauenrollen wurden von Knaben von etwa 15 Jahren gespielt. Diese seltsamen Figuren glichen lebendigen Kleiderbündeln, aus denen heraus man weder Gesicht, noch Physiognomie, noch Gestalt erkennen konnte.

Nach dem, was ich beobachtet habe, sind die Chinesen, selbst die aus den höheren Classen, sehr unwissend oder stellen sich wenigstens so; trotzdem halten sie sich den anderen Nationen überlegen, die sie als **Barbaren** behandeln und die in ihrer Meinung sehr tief stehen müssen. Der Dzargutschey z. B. wußte gar nichts von der Existenz der französischen Nation. In Europa kannte er nur Engländer und Portugiesen. Die Russen hielt er für Asiaten. Wenn es sich jedoch um ihre Eigenliebe oder um ihr Interesse handelt, haben die Chinesen einen äußerst feinen Tact, der ihnen das Wissen ersetzt. Ihre Vorurtheile gegen die übrigen Völker sind auch keine natürlichen, sondern nur eine künstliche Folge der Politik ihrer Regierung, die sie innerhalb ihrer Gränzen fest bannt und ihnen jeden Verkehr mit dem Ausland untersagt. Ich bin fest überzeugt, die Chinesen grämen sich wenig, daß die Welt für sie und vor ihnen sich erschließt, sondern würden sich im Gegentheil sehr glücklich fühlen, wenn sie sich nach auswärts verbreiten könnten. Und doch wagen es nur wenige unter ihnen, und das nur mit Zittern und Zagen und dem Ausdruck der Angst auf dem Gesichte diese Frage im Verkehr mit den Fremden zu berühren, denn sie setzen sich dadurch den grausamsten Strafen aus.

Reise nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialischer Besuch. — Arabisches Heilmittel. — Geisterspuk. — Eine Promenade des Scheich von Tuggurt. — Unerwarteter Besuch; das Rattengift. — Der Proselytenmacher u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der noch immer fortdauernde Zulauf von Augenkranken nahm mir einen bedeutenden Theil des Tages hinweg, und wenn es so fortging, blieb mir in der That nicht Zeit genug übrig, um die Merkwürdigkeiten des Landes gehörig zu sehen und zu studiren, noch viel weniger um meine naturhistorischen Sammlungen zu vermehren. Ich mußte daher meinen Clienten mit Bestimmtheit erklären, daß sie von nun an bei dem arabischen Arzt sich Raths zu erholen hätten, da ich mich, aus Mangel an Zeit, nicht mehr damit befassen könne, und ich setzte es endlich durch, daß sie mich in Ruhe ließen. Mein arabischer College war über meine Enthaltsamkeit so entzückt, daß er mich einen feinen Haik zum Geschenke anzunehmen nöthigte. Ich konnte jetzt wenigstens wieder frei athmen, und ließ es nicht länger anstehen von der Erlaubniß des Scheich Gebrauch zu machen. An dem ersten schönen Morgen machte ich mich mit Isaac auf den Weg nach einem der Gärten des Scheich, worin sich einer der Brunnen befand, und wo ich von den daselbst angestellten Negern, die alle selbst Brunnenarbeiter waren, die besten Aufschlüsse über das Zutagefördern der wüstenbelebenden, unterirdischen Wasser zu erhalten hoffte.

Ein kräftiger Neger empfing uns am Eingang des Gartens. Es war der Aufseher der Gärten, von welchem mir der Scheich gesprochen, und den er von meinem baldigen Besuche unterrichtet hatte. Der Mann war daher äußerst höflich und zuvorkommend, führte mich überall herum, zeigte mir die Anlagen, die Dattelpflanzungen, den Gemüsegarten, die mit Granatbäumen und weißen und rothen Rosenbüschen abwechselnd bepflanzten Alleen, und so gelangten wir endlich an den offenen Brunnen, an der nordwestlichen Gränze des Gartens, von wo er in einen reichlichen Bach überfloß, der sich in unzähligen Adern über den ganzen Garten verbreitete. Wohlgefällig bemerkte der Neger mit welchem Interesse ich den klaren Sprudelbrunnen betrachtete, denn er hatte früher an der Herstellung desselben gearbeitet, und ihm lag die Unterhaltung desselben ob, und als ich ihn fragte, wie tief er sey, warf er, statt aller Antwort, das Hemd, sein einziges Gewand, von sich, und stürzte sich kopfüber in die Tiefe. Der Mensch mußte eine Lunge haben wie ein Taucher von Profession, denn er blieb unendlich lange unter dem Wasser, so daß es mir fast bange zu werden begann, er möchte im Hinabfahren den Kopf angestoßen haben und ertrunken seyn; allein zu meiner großen Beruhigung tauchte er endlich wieder auf und schnellte sich mit einem Ruck, wie ein Delphin, aufs Trockene. Ich gab ihm für sein Kunststück einen halben tuniser Riäl (ungefähr 80 Centimes), worüber er so entzückt war, daß er sich zu einer Wiederholung anheischig machte; ich bat ihn aber sich zu schonen und mich vielmehr über die Art und Weise, wie diese Brunnen gegraben würden, zu unterrichten, — ein Ansuchen, dem er mit der größten Bereitwilligkeit willfahrte. Ich sah, er war in seinem Element, denn er erklärte mir alles so praktisch, indem er mir zugleich Muster der verschiedenen durchgrabenen Schichten vorwies, daß er mir nichts zu wünschen übrig ließ.

Die Ergebnisse dieser Conferenz, verbunden mit den Beobachtungen des Hrn. Dubocq, welche dieser Gelehrte mir mitzutheilen die Güte hatte, setzen mich in den Stand den Lesern ein ziemlich vollständiges Ganze über die so merkwürdigen artesischen Brunnen der östlichen Sahara vor Augen zu legen.

Diese Brunnen werden im Viereck gegraben und ihre Tiefe wechselt von 40 zu 50 Meter; die Wahl des Ortes scheint keiner bestimmten Regel unterworfen zu seyn. Das einzige zum Graben derselben angewandte Werkzeug ist eine Art Haue mit sehr kurzem Stiel, wie man sie in den Händen aller Gartenarbeiter sieht. Zwei Pfähle werden an dem Ort, wo man zu graben gedenkt, eingerammt; man verbindet dieselben aber durch zwei Querhölzer,

zwischen welchen eine hölzerne Rolle angebracht wird, und darin besteht die ganze Vorrichtung, welche zu dieser Arbeit erforderlich ist. Ein aus Palmfasern geflochtenes Tau läuft über diese Rolle und dient dazu die Arbeiter hinabzulassen, sowie auch die ausgegrabene Erde und das Wasser emporzuziehen. Nur ein einziger Arbeiter arbeitet im Brunnen; er sitzt niedergekauert und die Höhe, welche er in dieser Stellung einnimmt, dient zum Vergleichungspunkt, um die Tiefe der Arbeiten abzumessen. Diese Einheit, welche Kama genannt wird, ist gleich einer und 1/4 Elle, oder 0,625 Meter. Um bis zur wasserführenden Schicht zu gelangen, werden fünf Varietäten von Felsarten durchgraben, welche von den Einheimischen durch die Namen: el Sbah, el Tin oder Tein, el Tisauin, el Hadjer und el Masul bezeichnet werden.

Die Angaben über die Mächtigkeit dieser verschiedenen Lager sind widersprechend und stimmen nie mit der Tiefe der Brunnen, die man mit dem Senkblei untersucht, überein.

Die erste Felsart, el Sbah, ist nichts anders als die Bank erdigen Gypses, welche den Boden der Umgebung von Tuggurt bildet; sie verschwindet bisweilen, und an ihre Stelle tritt unmittelbar eine röthlichgelbe, mergelige Felsart mit Gypskrystallen, welche Tin oder Trab genannt wird. Ihre Dicke ist beträchtlich; Hr. Dubocq hat in einem Brunnen zu Zauia diese Mergelbänke 35,50 Meter mächtig gefunden. An dem obern Theil dieser Bänke stößt man auf zwei Schichten salzigen, übelriechenden Wassers, welche manchmal so stark sind, daß man auf die Fortsetzung der Arbeiten verzichten muß; allein man überwindet gewöhnlich diese Schwierigkeit, indem man hinter dem Holzbeschlag des Brunnens einen Damm von Letten anbringt und ihn mit Mist in gehöriger Proportion vermischt. Auf solche Weise gelangt man ohne irgend ein anderes Hinderniß, bis zur wasserführenden Schicht.

Das Graben der Brunnen wird überhaupt in der schönen Jahrszeit unternommen, und man kommt in einer Campagne bis auf den Tisauin, es müßte denn seyn, daß das obere Wasser die Arbeiten staute. Am Anfang entwickelt sich gewöhnlich ein starker Geruch von Kohlenwasserstoffgas, welcher den Arbeitern sehr lästig wird. Bei Wiederaufnahme der Arbeiten wird das Wasser vermittelst lederner Schläuche ausgeschöpft.

Der Tisauin, welcher das folgende Lager bildet, ist eine Mischung von Kieselsand, Gyps und Thon, von sandiger Structur; er bedeckt einen festen gypsigen Fels von röthlicher Farbe, welcher el Hadjer oder der Stein genannt wird, und aus einem Aggregat kleiner blätteriger Gypskrystalle, die durch ein thonig-sandiges Cäment verbunden sind, gebildet wird.

Das fünfte Lager, el Masul, ist ein grünlichweißer, sehr dichter und fetter Thon, unter welchem sich der wasserführende Sand befindet.

Die Dicke dieser drei letzten Lager war in einem zu Zauia beobachteten Brunnen:

El Tisauin	2,50 M.
El Hadjer	5,00 „
El Masul	2,00 „

Diese Ziffern können dazu dienen die relative Mächtigkeit dieser Lager zu schätzen.

Die Brunnen werden bis zu dem Hadjer mit Holz ausgeschlagen; man erreicht denselben gewöhnlich zwischen 30—40 Meter. Dieses Geschäft wird besondern Arbeitern übertragen, welche das Holz zuhauen und die Rahmen in dem Brunnen anbringen; diese Rahmen werden aus Scheitern von sechsfach gespaltenen Palmstämmen gezimmert, und es werden deren neun bis zehn für den laufenden Meter angebracht. Zu je 10 bis 12 Rahmen ist ein Palmstamm erforderlich. Von der Gypsbank an hört das Ausschlagen mit Holz auf, da dieser Fels compact genug ist dasselbe überflüssig zu machen.

Die wasserführende Schicht bietet sich nicht immer unter der Bank des Masul dar, sondern man hat oft 15—20 Meter im Sand zu graben, bevor man auf Wasser stößt; dieser Sand ist sehr fein und besteht vorzüglich aus kleinen Quarzkrystallen und Gypsblättchen, welche man leicht mit Glimmer verwechseln kann. Um darin zu arbeiten bindet sich der Gräber an ein Tau fest und verklebt sich die Ohren mit Ziegenfett. Sobald er nun das Wasser hervorquellen sieht, gibt er ein Zeichen und wird schnell heraufgezogen. Manchmal sprudelt das Wasser mit solcher Heftigkeit empor, daß der Arbeiter nicht schnell genug heraufgezogen werden kann und ersticken muß; in den meisten Fällen kommt das Wasser langsam an, indem es eine ziemlich beträchtliche Proportion thonigen Sandes mit sich führt, welcher den untern Theil des Brunnens bis zu einer Höhe von 15—20 Meter verstopft. Man hilft dem Emporsteigen des Wassers nach, indem man diesen Sand mit Eimern ausschöpft, die so schnell als möglich auf- und abbewegt werden. Dennoch erreicht es die Mündung des Brunnens erst nach einem mehr oder minder langen Zwischenraum, und fließt gewöhnlich erst nach Verlauf von 25—30 Stunden über. Bisweilen will das Wasser nicht bis an die Schwelle des Brunnens steigen. In diesem Falle muß sich der Sand, den es mit sich führt, erst setzen, dann läßt man Taucher hinabsteigen, um die erdigen Massen, welche den Lauf der aufsteigenden Strömung hemmten, wegzuräumen. Jeder Taucher läßt zuerst einen Korb hinab, und er steigt dann an einem Seile hinunter, welches am Rand und auf dem Grund des Brunnens befestigt worden. Er füllt seinen Korb und steigt wieder zu Tage, nachdem er zwei bis drei Minuten unter dem Wasser geblieben war. Es wird mit dieser Arbeit fortgefahren, bis die Basis des Brunnens hinlänglich frei ist, um dem Wasser zu gestatten bis an die Erdoberfläche des Bodens zu gelangen, was meistens dann geschieht, wenn der auf dem Grunde sitzende Sand nur noch 15—20 Meter hoch ist.

Wie hoch ein solcher Brunnen zu stehen komme, ist nicht leicht abzuschätzen; das Holz, die Stricke, das Werkzeug, sowie auch die nebengehenden Handleistungen werden von dem Eigenthümer des zu grabenden Brunnens, oder von dem Quartier, dem er zum besten kommt, geliefert. Die Arbeiter werden beköstigt und erhalten für die sechs ersten Kama (6,25 M.) 4 Franken 57 Centimes, und für jede neue Reihenfolge von 10 Kama noch einen Zuschuß von 1 Fr. 66 Cent. Die Ausgabe für einen Brunnen von 50 Meter Tiefe beläuft sich auf diese Weise auf 78—80 Franken. Der Arbeitslohn für das Holzwerk wird mit 8 Fr. 30 Cent. für die Kama eingesetzter Rahmen, oder mit 13 Fr. 28 Cent. für den laufenden Meter bezahlt; es beträgt also für die 30 Meter, die man in den tiefsten Brunnen zu beholzen hat, 398—400 Franken, und die Gesammtausgabe für einen Brunnen, dessen Wasser sich unmittelbar über die Oeffnung desselben ergießt, bewegt sich zwischen 850—1000 Franken. Wenn man aber Sand wegzuräumen hat, der das Wasser bis an die Oberfläche des Bodens aufzusteigen hindert, so ist die Ausgabe doppelt und wechselt von 1700—2000 Franken, ohne jedoch den Werth der aufgewendeten Baumaterialien mit einzurechnen. Es wird dieselbe außerdem noch vermehrt, wenn man Schwierigkeiten, sey es beim Graben oder beim Ausräumen des Loches, zu besiegen hat, und manche Brunnen sollen 4—5000 Franken gekostet haben.

Die Dauer dieser Brunnen ist ziemlich beschränkt; die von Natur wenig dauerhaften Palmscheiter, aus welchen die Rahmen

angefertigt werden, faulen bald, der vom Wasser aufgeweichte Mergel stürzt ein und vermindert nach wenigen Jahren die Wassermasse. So geschieht es oft, daß ein Quartier, welches sich die größten Opfer auferlegt hatte, um einen Brunnen zu graben, und dazu die schönsten Palmbäume seiner Gärten gefällt hatte, seine jungen Pflanzungen aus Wassermangel verschmachten sieht, gerade in dem Augenblick, wo sie Frucht zu tragen anfingen, und einige Brunnen versiegen nach Verlauf von 12—15 Jahren, ohne daß man sie zu reinigen oder die mangelhaften Holzstücke durch neue zu ersetzen vermöchte.

Die Resultate, welche die Eingebornen durch eine so einfache Methode erlangt haben, sind unstreitig äußerst merkwürdig, obgleich es nicht zu läugnen ist, daß dieselbe auch große Uebelstände nach sich ziehe, die nur durch die Anwendung eines europäischen Bohrapparats beseitigt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer „Reise nach Central-Afrika."

(Nach Bayard Taylor.)

Dritter Abschnitt.

Bilder aus Cairo.

3) Einzug. — Der Ezbeh Kirzeh. — Saracenische Häuser. — Esel. — Die Bazare. — Die Straßen. — Processionen. — Aussicht von der Citadelle. — Moschee Mehemed Ali's. — Die Straße nach Suez.

Unsere Ankunft und unser Einzug in Cairo war die bunte Vignette zu dem Buche unserer orientalischen Erlebnisse. Vom Nil aus erblickten wir bereits die Moschee Sultan Hassan's, die weißen Kuppeln und die langen pinselartigen Minarets der neuen Moschee Mehemed Ali's und das massive Mauerwerk der Citadelle, die einen Vorsprung der Makatamberge krönt. Als wir aber auf trippelnden Eseln den beladenen Packpferden durch die Straßen von Bulak folgten, und auf die breite Straße gelangten, die durch Gärten, Getreidefelder und Palmenhaine bis nach dem Thore vor Ezbekieh, dem großen Marktplatze von Cairo, führt, wurde die Scene, welche in der Entfernung durch den duftigen Schleier der ägyptischen Luft gemildert worden war, nun so lebhaft, malerisch und heiter, so voll Leben, Bewegung und Farbe, daß meine Träume vom Morgenlande vor der saftigen Wirklichkeit zerflossen.

Die eselberittene Menge, die beständig auf- und abwogte, unterschied sich stark vor dem Volke in Smyrna und Alexandrien, wo bereits der wachsende Einfluß europäischer Tracht und Sitte sichtbar ist. Hier athmete noch alles den köstlichen Duft des Orients, wie er mich aus Tausend und Einer Nacht, aus persischen Dichtern und arabischen Chronisten angeweht hatte. Ich vergaß, daß ich noch fremde Kleidung trug, und wunderte mich über die Keckheit der wenigen Europäer, denen wir begegneten. Ich blickte nicht ohne Verwunderung auf die langen Züge von Eseln, die Wasserschläuche trugen, die schwerbeladenen Kamele, die Frauen mit weißen Masken vor dem Gesicht, die stumpfsinnigen nubischen Sklaven, die ernsten Abyssinier und alle die verschiedenen andern Figuren, die an uns vorüberzogen.

Wir kamen auf den Ezbekieh, der mit majestätischen Acazien und Platanen und Büschen von aromatischen blühenden Stauden bewachsen war. Er liegt im fränkischen Quartier der Stadt und wurde auf Befehl Mehemed Ali's angelegt und bepflanzt. Alle großen Hôtels liegen an demselben, und leichte, mit Stroh bedeckte Cafés füllen den Raum unter den Platanen, wo die schöne Welt von Cairo jeden Sonntag Abend spazieren geht. Nichts von der alten Stadt der Sultane, außer wenigen schlanken Minarets sieht man von diesem Quartier aus. Nachdem wir uns in den Gemächern des ruhigen und bequemen Hôtel de l'Europe Quartier verschafft, gingen wir aus, um die herrliche Abendluft vor einem der Cafés zu genießen. Ich versuchte zum erstenmale die Nargileh, oder persische Wasserpfeife; die weichen, sammetartigen Blätter des Tabaks von Schiras werden in einem kleinen Kopf verbrannt, dessen Rohr in ein halb mit Rosenwasser gefülltes Glasgefäß geht. Von diesem Glasgefäße geht ein biegsames Rohr von mehrern Fuß Länge aus, mit einem Mundstück von Holz oder Bernstein. Bei jedem Zug wird der Rauch heruntergezogen und steigt durch das Wasser mit einem angenehmen Wallen wieder auf. Dem Tabak werden dadurch alle öligen Bestandtheile entzogen, er schmeckt außerordentlich mild, kühlend und duftig, wirkt erheiternd und schadet der Lunge nicht, wenn man sich dem Vergnügen mäßig hingibt.

Das türkische Quartier von Cairo bewahrt immer noch die malerische arabische Architektur aus der Zeit der Kalifen. Die Häuser sind meistens drei Stock hoch, und jedes Stockwerk steht über das andere vor. Die einfachen steinernen Mauern sind getüncht und mit horizontalen rothen Strichen bemalt, in einer Weise, die unter einem nördlichen Himmel geschmacklos seyn würde, die aber hier einen wunderbaren angenehmen und harmonischen Eindruck erzeugt. Die einzigen Zeichen von Sculpturen finden sich hier und da an den reich geschnitzten Bogen der Thorwege oder an der zierlichen Marmorgalerie, welche den Hof mit Springbrunnen umgibt. Ich sah einige derselben an abgelegenen Theilen der Stadt. Den Reisenden beschäftigen vorzüglich die hölzernen Balcone, welche die obern Felder einschließen. Die außerordentliche Leichtigkeit, Anmuth und Zartheit ihrer Arbeit, die noch mehr durch den Contrast in die Augen fällt, in dem sie mit der compacten Solidität der Mauern stehen, an denen sie kleben, gaben mir einen neuen Begriff von der Geschicklichkeit und dem Phantasiereichthum der arabischen Baumeister. Das Holz scheint nicht sowohl von der Säge und dem Meißel zugeschnitten als auf dem Webstuhl gewebt zu seyn. Durch diese Gitter von feinem Netzwerk mit Rändern, die spitzenartig gemustert und bisweilen von schlanken Thürmchen und Zinnen überragt sind, blicken, ohne selbst gesehen zu werden, die Frauen der Kaufleute von Cairo auf die Volksmenge herab, die im Zwielicht der Bazare langsam auf- und abgeht.

Um Cairo gründlich zu sehen, muß man sich erst an die Locomotion durch Esel gewöhnen. Das Eselreiten ist allgemein, und niemand denkt daran, sich zu Fuß über das fränkische Quartier hinaus zu begeben. Wer es thut, muß gewärtig seyn, daß ihn nicht weniger als ein Duzend Treiber mit ihren Eseln verfolgen. Als wir uns im Thorweg unsers Hôtels zeigten, um einen Ausflug zu machen, war das Getümmel der Menschen und Thiere so groß, daß wir uns wieder zurückziehen mußten, bis uns unser Diener und der Portier durch die gellende und schreiende Menge eine Gasse gebrochen hatten. Endlich fand ich einen recht

verständigen Araberknaben, Namens Kisch, der uns für fünf Piaster täglich kräftige Esel lieferte, die er von Morgens bis Abends an der Thür für uns bereit hielt; die andern Eseltreiber respectirten Kisch's Monopol und ich hatte seitdem kein Getümmel mehr. Die Esel sind so klein, daß meine Füße beinahe die Erde berührten, aber ihre Kraft und Ausdauer ist unerschöpflich. Ihr Gang im Schritt wie im Galopp ist so leicht und gleichmäßig, daß keine Ermüdung eintritt. Die Treiber setzen einen großen Stolz darein, rothe Sättel mit hohen Kissen zu haben, und Erzstückchen an die Zügel zu hängen. Sie halten ihre Esel glatt geschoren und verschönern sie noch durch Colorirung in verschiedenen Farben; das erste Thier, das ich ritt, hatte gestreifte Beine wie die Zebra, und das meines Freundes hatte purpurne Flecken und einen gelben Bauch. Die Treiber laufen hinter ihnen drein mit ihrem kurzen Stocke, womit sie die Thiere von Zeit zu Zeit stoßen oder in die Seite stechen.

Es scheint zuerst eine ebenso große Kühnheit, sich zu Esel als zu Fuß in die Bazare zu begeben. Der Unterschied aber liegt darin, daß man entweder selbst niedergeritten wird oder jemanden niederreitet, und natürlich zieht man das letztere vor. Es nützt nichts, den Esel führen zu wollen, denn er läßt sich nicht führen. Der Treiber schreitet hinter einem drein und man wird in vollem Galopp im Getümmel der Esel, Kamele, Pferde, Wagen, Wasserträger und Fußgänger hineingejagt. Vergebens schreit man „bes" (genug) „piano" und andere Beschwörungsformeln. Die einzige Antwort des Treibers ist: „Laßt nur den Zügel locker hängen." Man fährt mit dem Kopf zur Seite vor einem mit Brettern beladenen Kamele, man streift mit dem Beine das Rad eines Kehrichtwagens, man stößt einen fetten Türken unversehens in den Rücken, man entgeht wie durch ein Wunder der Gefahr eine Obstbude umzuwerfen, man scheucht eine Gesellschaft gespensterhafter, weiß maskirter Frauen auseinander und gelangt endlich mit der Empfindung eines Menschen, der eine Batterie gestürmt hat, in eine ruhigere Straße. Das Geschrei des Treibers, der hinterdrein lief, machte mir nicht weniges Vergnügen. Der Hawadschi kommt! Ihr da zur Rechten nehmt Euch in Acht! Ihr da zur Linken nehmt Euch in Acht! O, Mädchen, nimm dich in Acht! O, Knabe aus dem Wege, der Hawadschi kommt!" Kisch hatte eine kräftige Lunge und sein Esel gab keinem anderen etwas nach, und so trugen wir unsern gehörigen Theil zu dem allgemeinen Lärm und Gewirr bei.

Cairo ist die reinlichste aller orientalischen Städte. Die Verordnungen Mehemed Ali's werden streng ausgeführt; jedermann muß vor seiner Thüre fegen und der Kehricht wird jeden Morgen in Karren weggefahren. Außerdem werden die Straßen mehrmals des Tages besprengt und sind fast immer kühl und frei von Staub. Die beständigen Ausdünstungen des Wassers sollen indeß den Augen der Bewohner schädlich seyn, wiewohl in andern Beziehungen die Stadt gesund ist. Die Menge von Augenkranken, Einäugigen und völlig Blinden, die man überall trifft, ist erstaunlich. Es gibt Bettler, die meistentheils alt oder verkrüppelt sind, aber sie sind keineswegs weder so zahlreich noch so zudringlich wie in den italienischen Städten. Eine Anzahl schäbiger Polizeidiener in blauen Frackröcken und weißen Beinkleidern stolzirt in den Hauptstraßen auf und ab; ich sah aber niemals, daß ihre Dienste in Anspruch genommen wurden. Die Soldaten, welche europäische Tracht aus weißem Baumwollenzeuge tragen, sind die mindest malerische Classe. Selbst der Fellah, dessen einziges braunes Kleidungsstück lose von den Schultern bis zu den Knieen hängt, hat im Vergleich mit diesen fränkischen Caricaturen ein würdevolles Aussehen; die eigentliche ägyptische Tracht, welche große Aehnlichkeit mit der griechischen und besonders der hydriotischen hat, ist einfach und anmuthig; die Farben sind dunkel, namentlich braun, blau, grün und violett, und werden durch eine schwere buntseidene Binde und durch die rothen Pantoffeln und den Tarbusch ermuntert. Aber wie in der Türkei haben die Paschas und Beys und viele von den Unterbeamten im Civildienste die fränkische Kleidung angenommen, und nur den Tarbusch beibehalten, eine Veränderung, die ihnen keineswegs gut steht. Ich ging eines Tages in eine ägyptische Barbierstube, um mein Haar schneiden zu lassen, und genoß zur Vorbereitung eine Pfeife und eine Tasse Kaffee in Gesellschaft zweier Personen, die ich für Franzosen oder Italiener der untersten Classe hielt, bis der Barbier die langen Locken auf ihrem Scheitel herauskämmte. Die Gläubigen hoffen nämlich an diesen Locken in das Paradies gezogen zu werden. Als sie fort waren, hörte ich auf meine Erkundigungen, der eine sey Kalim Pascha, einer der Enkel Mehemed Ali's, und der andere ein Bey von großem Rufe.

Eines Morgens begegnete ich einem stattlichen Zuge mit Musik und Fahnen, der einen ehrwürdigen Mann mit einem grünen Turban auf dem Kopfe und einem langen weißen Barte, der bis auf die Brust ging, begleitete; dieser war, wie Kisch mir sagte, ein Scheriff von Mekka. Er war von Beamten in der reichsten türkischen und ägyptischen Tracht begleitet, die prächtige arabische Pferde ritten, welche fast unter den großen grün- und carmoisinsammetnen, mit Gold gestickten Schabracken verschwanden. Das Volk legte, wenn er vorüberritt, die Hände auf die Brust und verbeugte sich tief, was er damit erwiederte daß er langsam die Hand erhob. Es war eine einfache Bewegung, aber nichts hätte ruhiger und majestätischer seyn können. Bei einer andern Gelegenheit traf ich auf den Straßen von Bulak einen Brautzug; die Musikanten, die auf gellenden Flöten spielten, gingen voran, dann folgten die Eltern der Braut, die von ihren Brautjungfern umgeben unter einem carmoisinrothen Thronhimmel daherschritt. Sie war von Kopf bis zu den Füßen in ein rothes Gewand gehüllt, worüber ein vergoldetes Diadem um den Kopf befestigt war. Eine große Schaar von Freunden und Verwandten schloß den Zug, dem ein anderer von ganz verschiedener Art auf dem Fuße folgte, denn die Hauptpersonen waren vier Knaben von drei oder sechs Jahren, die beschnitten werden sollten. Jeder saß auf einem hübschen Pferde und trug die Gallakleider eines Erwachsenen, worin ihre kleinen Gestalten ganz verschwanden. Die stolzen Väter gingen ihnen zur Seite, um sie zu stützen, und hielten ihnen gelegentlich Flaschen mit Milch und Scherbeth an die Lippen; der eine war ein pechschwarzer Nubier, dem seine Lage ganz besonders zu behagen schien und der nach allen Seiten vergnügt grinste. Diesem Zug voran schritt ein Hanswurst, ihm folgte ein Gaukler, der auf seinem Kinn eine lange Stange balancirte und an deren oberem Ende ein Blumenstrauß prangte. Er holte sich bei mir einen Bakschisch. Sein glücklicher Erfolg veranlaßte zwei Schwertträger aus dem Zuge zu treten, die mit Scimitars auf einander losschlugen und dann die Hiebe mit ihren Schildern auffingen. Die Gelassenheit und Geschicklichkeit, womit sie die Hiebe parirten, war wirklich bewundernswerth und das Schlußgefecht geradezu ein Meisterstück; der eine derselben zielte mit der vollen Wucht seines Armes unmittelbar nach dem Gesichte des andern, als wenn er ihm den Kopf spalten wollte, aber ohne daß er inne hielt, machte die blitzende Waffe eine Seitenwendung und theilte die Luft einen halben Zoll vor des Gegners Augen; dieser bewegte keine Muskel des Gesichts, sondern nachdem der Scimitar vorüber-

geglitten war, fing er denselben mit seinem Schilde auf, welches er dann umkehrte und auf ein Knie sich niederlassend mir hinhielt, um sich einen Bakschisch zu erbitten. Ihnen folgte ein Kamel mit einer Krone von Straußenfedern auf dem Kopfe, und einem Knaben auf dem Rücken, der mit einer Hand kräftig zwei hölzerne Trommeln schlug, während er mir die andere entgegenstreckte um seinen Bakschisch in Empfang zu nehmen.

Außer der Stadt selbst sah ich nur noch die Citadelle und die Insel Rhoda. Wir benutzten den frühen Morgen zu einem Ritt nach dem ersteren Orte und waren so glücklich, daß uns die in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Nebel nicht die Aussicht über die Nilebene verhüllten. Das Morgenlicht ist das günstigste für die Landschaft, welche sich ganz nach Westen ausbreitet; die Schatten der Citadelle und der Kämme des Djebel-Mokattam liegen dann breit über der Stadt, berühren aber ihre Minarets nicht, welche wie blaßrothe Pfeile in der Luft glänzen. Man kann das Geschrei der Eseltreiber und Wasserträger von den Sycomoren und Acazien her hören, wo sie die Straße nach Bulak beschatten. Ueber den reichen Palmengärten erblickt man den blauen Streifen des Flusses und in der jenseitigen Ebene dämmern die Umrisse zweier Pyramiden aus dem Schleierdufte der libyschen Wüste.

Innerhalb der Mauern der Citadelle ist der „Bir-Jussef", der Josephsbrunnen, wie er von den Arabern, nicht nach dem tugendhaften Hebräer, sondern nach dem Sultan Saladin genannt wird, der denselben ausgrub und wieder herstellte. Der Brunnen selbst schreibt sich aus der alt-ägyptischen Zeit her, war aber viele Jahrhunderte mit Sand gefüllt und gänzlich verschwunden. Er besteht aus einem obern und einem untern Schachte, der 260 Fuß tief durch den harten Felsen getrieben ist. Eine Wendelgalerie von dem Schacht erleuchtet geht bis auf den Grund der ersten Abtheilung, wo in einem in den Felsen gehauenen Raum ein Maulesel das große Rad dreht, welches beständig eine Anzahl von Wassereimern aus dem Brunnen hinaufbringt. Das Wasser wird in ein geräumiges Becken gegossen und von da durch eine zweite Kette Wassereimer hinaufbefördert. Von zwei Arabern mit Fackeln begleitet stiegen wir in den ersten Schacht hinab und tranken von der frischen kühlen Fluth.

Die neue Moschee Mehemed Ali's, welche oben auf der höchsten Plattform der Festungswerke die Stadt überragt, ist das einzige Stück der Citadelle, welches einigen Anspruch auf architektonische Schönheit hat. Wiewohl diese Moschee schon seit Jahren im Bau begriffen ist, so war sie doch innerlich noch nicht vollendet. Das Aeußere ist fertig und die große weiße flache Kuppel, von Minarets umgeben, die so schlank und rohrartig sind, daß sie sich vor jedem Winde zu beugen scheinen, ist das erste Anzeichen der Nähe Cairo's, welches die Reisenden, die den Nil herauf oder herunterkommen, entdecken. Die innern Wände sind durchaus mit orientalischem Alabaster bekleidet, orangefarbig wie die Lichtfluth der ägyptischen Sonne bei ihrem Untergange. Die drei Kuppeln aber schillern von künstlichen Arabesken in Grün, Blau, Carmoisin und Gold. In einem Winkel steht der Sarg Mohammed Ali's mit einem schweren sammetnen Leichentuche bedeckt. Unter den Marmorbogen vor demselben kauert auf dem grünen Teppich, der den Boden bedeckt, eine Schaar von Priestern, die beständig den Kopf neigen und Gebete oder Bruchstücke aus dem Koran hersagen.

Ehe ich mich in die Stadt zurückbegab, eilte ich ein Stück in die Wüste hinein, bis zu den Gräbern der Kalifen auf der Straße nach Suez. Das Geleis im Sande, welches die Mekkapilger und die Ueber-Land-Reisenden auf ihrem Wege nach Suez hinterlassen, hatte in meinen Augen ein weit thatsächlicheres Interesse. Der Pilger werden mit jedem neuen Jahre weniger [1] und der Reisenden mehr. Nach englischer Art gebaute Omnibusse, die von galoppirenden Postpferden gezogen werden, wirbeln den Sand in die Höhe, und mitten in der graslosen Wüste stärken sich die Reisenden mit Beefsteaks und Ale und murren, wenn der gewohnte Stiltonkäse fehlt.

Die Insel Rhoda, welche ich an einem schönen goldigen Nachmittag besuchte, ist nur noch eine Erinnerung dessen, was sie vor einigen Jahren war. Seit Ibrahim Pascha's Tod ist sie völlig vernachlässigt worden, wiewohl wir einige Gärtner in Thätigkeit fanden, welche die dürren Blumenbeete umgruben und die üppigen Myrthenhecken beschnitten. Während der neulichen Ueberschwemmung fehlten dem Nil nur wenige Zoll, daß er die ganze Insel bedeckt hätte, auch war der Boden noch weich und zähe. Fast alle Gewächse der Tropen werden hier gezogen, der Kaffee, die indische Feige und der Mangobaum wechseln mit Palmen, Orangen, Acazien und der gelben Mimose, deren Blüthen die Insel mit Duft erfüllen.

Indische Verkehrsmittel.

Unter dieser Aufschrift lesen wir in „Indian News" folgende Erörterungen: „Nehmen wir den Verkehr am untern Ganges zu zwei Millionen Tonnen, den vierten Theil des ganzen indischen Binnenhandels und die durchschnittliche Entfernung, welche diese Waaren zurückzulegen haben, zu 250 engl. Meilen, [2] so werden wir uns einigermaßen einen Begriff von dem Nachtheil machen können, der Indien aus dem Mangel von Verkehrsmitteln erwächst.

Nach der Größe des fraglichen Gebietes würden im Verhältniß zu England 562,000 Meilen Haupthandelsstraßen, und drei und ein halbmal so viel Nebenverbindungen erforderlich seyn; das heißt, wenn England 5730 Meilen Eisenbahnen, 20,000 Meilen Landstraßen und außerdem 1300 Meilen Wasserstraßen, im Ganzen also 27,000 Meilen Haupt- und 97,000 Meilen Nebenverbindungswege, die den besten in Indien gleich sind, auf 60,000 Quadratmeilen zählt, so sollte Indien verhältnißmäßig auf 1,250,000 Quadratmeilen 562,000 M. Haupthandelsstraßen, und 1,967,000 Meilen Nebenverbindungen in Allem 2,400,000 Meilen, haben.

Wie die Sache nun steht, so gibt es in Indien keine Nebenstraßen auf denen die Abgaben unter drei Pence betragen — das will sagen: 1 sh. 6 d. für die Meile und das Ton in England — und nicht mehr als 4000 Meilen Haupthandelsstraßen; da aber diese Ausdehnung nur den hundert und fünfundzwanzigsten Theil der erforderlichen Hauptlinien beträgt, so kann sie auf die durchschnittlichen Frachtkosten keinen merklichen Einfluß üben.

Daher hat die gesammte Tonnenzahl auf der mittleren durch-

---

[1] Das ist vermuthlich ein Irrthum. Seit Errichtung der vielen mediterraneischen Dampfschifffahrtslinien hat die Zahl der Mekkapilger überraschend zugenommen, namentlich wird den Gläubigen der afrikanischen Nordküste durch die europäischen Transportmittel die Reise sehr erleichtert und um vieles wohlfeiler. Die Red.

[2] Public Works in India. By Lieut. Col. Cotton p. 73.

laufenen Entfernung (250 M.) gegenwärtig in Indien eine Mehrausgabe oder einen Verlust von wenigstens 2 d. für die Tonne per Meile zu tragen, und die Summe dieses Verlustes wird sich jährlich auf 2 d. × 250 Meilen × 8,000,000 = 16,000,000 Pf. belaufen; nun gesellt sich aber hiezu außerdem ein noch größerer oder wenigstens eben so großer Verlust aus dem Umstande, daß Erzeugnisse theils wegen der Schwierigkeit, theils wegen der Unmöglichkeit sie zu transportiren, gar nicht befördert werden, und es möchte sich somit der gegenwärtig aus dem Mangel an Verkehrsmitteln erwachsende, gesammte pecuniäre Verlust für Indien zu 32,000,000 Pf. St. jährlich berechnen lassen."

Dieß wird uns näher in Folgendem erläutert: „Eine Differenz von 10 s. per Tonne z. B. wird auf einem ausgedehnten und großen Markte, von dem zuvor keine Tonne weiter befördert wurde, einen Verkehr hervorrufen, und Unterschiede von 4 Pf., 5 Pf., 7 Pf. und 13 Pf. per Tonne müssen verhältnißmäßig größere Wirkungen hervorbringen. Der Leser weiß, daß solche Differenzen im Stande sind, den Verkehr einigermaßen zu erweitern und ihn wirklich von einem Punkte der Welt zum andern zu ziehen, wenn zwischen diesen Punkten Verbindungsmittel bestehen. Was wird er daher davon denken, daß solche Differenzen wie 4 Pf., 5 Pf., 7 Pf. und 13 Pf. unabhängig von dem Betrag des wohlfeilen Transits, zwischen Plätzen in Indien, die nur 400 oder 500 Meilen auseinander liegen, und auf den größten Niederlagen des Landes bei Waizen, Salz, Reis, Baumwolle rc., wovon Millionen Tonnen zu solchem Nutzen producirt werden könnten, bestehen? Was wird er von den entsprechenden Differenzen bei englischen Manufacturwaaren im Betrag von 6 Pf. aufwärts denken? Ist es nicht offenbar absurd in solchen Fällen von einer Zunahme des Handels in „seinem gegenwärtigen Umfang" vom Oeffnen des Landes zu sprechen, wenn die jetzige Apologie für Handel nicht im Verhältniß stehen will zu dem Verkehr, der auf dem Wege wohlfeilen Transits erzeugt wird? Was würde daher das Resultat von der Eröffnung von 15,000 Meilen für den Hauptverkehr seyn? „Der Leser mag sich von dem jetzigen Zustand der indischen Verkehrsmittel einen Begriff aus dem Umstande machen, den wir oben erwähnten, nämlich, daß der Verkehr am untern Ganges nur 2,000,000 Tonnen jährlich beträgt — das ist die Hälfte nur von dem Verkehr einer einzigen Eisenbahn (der Londoner und North Western) auf einer kleinen Insel, deren Handelsfrachten zum größten Theil schwimmend bewegt werden. Und nun ist das Gangesthal der einzige zur See führende Ausgang für eine Bevölkerung von nahezu achtzig Millionen. Er steht einzig da in der Welt durch seinen Ueberfluß und seine Mannichfaltigkeit an Natur-Reichthümern; sein innerer Wohlstand und seine natürlichen Vortheile lassen sich nicht beschreiben, ja kaum begreifen; und doch ist sein Handel, in Vergleich zu dem was aus ihm in wenigen Jahren gemacht werden könnte, absolut nichts."

„Wir brauchten nicht hinzuzufügen, daß nur bei weiter Entfernung in Indien wohlfeile Frachten nothwendig wären, im Gegentheil ist Wohlfeilheit gerade für kurze Entfernung durchaus unerläßlich; und wir wollen zur Erläuterung dieses Punktes eine Stelle aus dem Buche des Colonel cotton (Public Works in India) p. 243 anführen:

„Eine von den Zuckersiedereien im Delta, die jährlich 2000 Tonnen Zucker liefert, erfordert zur Beförderung folgender Waarenmasse jährlich:

			Tonnen
3000 Tonnen	Jaggery	35 Meilen	= 105,000 auf eine Meile
2000 „	Zucker	„	= 70,000 „ „ „
10000 „	Brennmaterial	„	= 350,000 „ „ „
	Total . . .		525,000 auf eine Meile.

Dieß geht nun alles zu Wasser; würde es aber zu Land transportirt — wenn das Land trocken genug ist, um es im Ganzen weiter schaffen zu können — so kostete es 3 d. per Meile mehr zu Land als zu Wasser, oder 6600 Pf. für die ganze Entfernung, was per Tonne am Zucker 3 Pf. Fracht ausmachte, und hinreichend wäre, einen bedeutenden Unterschied im Ertrag der Siedereien hervorzubringen, oder einen Totalverlust des gesunkenen Capitals zu verursachen. Wenn diese Thatsache an und für sich nicht zur Genüge beweist, was Indien durch den Mangel an wohlfeilem Transit leidet, was könnte es sonst beweisen? Nun sind diese Siedereien nicht 500 oder 1000 Meilen nach dem Innern des Landes gelegen, sondern auf einem der Küstenstriche 35 Meilen vom Hafen, und doch würde der Mangel an Transportgelegenheit zu Wasser allein schon hinreichend seyn den Ausschlag zu geben, welches Capital auf diesem Wege angelegt sich gut rentiren, oder welches ganz verloren gehen würde. Diese Differenz betrüge 13 Procent bei einem Capital von 50,000 Pf., was die angelegte Summe gewesen seyn mag."

Sitzung der Pariser Akademie am 20 Novembr. (Bombyx cinthia. [1]) Hr. Montagne theilt einen Brief des gelehrten Agronomen Staatsrath Pelli-Fabbroni aus Florenz mit. Es ist dort gelungen die neue Seidenraupe nicht nur mit Lattich- (und Weiden-) Blättern, sondern auch mit Ricinus und den Blättern der wilden Cychorien (cichorium intybus) zu ernähren — einer Pflanze deren Cultur im nördlichen Frankreich (noch mehr in Deutschland) sehr verbreitet ist. Indessen waren die Resultate der Fütterungen verschieden. Um 30 Grammes Seide zu gewinnen waren 21 Cocons solcher Würmer erforderlich, die mit Cychorienblättern gefüttert wurden, während 18 Cocons bei einer Ricinusnährung für den Gewinn eines gleichen Gewichtes Seide hinreichten. Es ist wohl kaum nöthig die Wichtigkeit dieser Entdeckungen noch weiter zu erklären. Der neue Seidenspinner wird seine Nahrung nicht allein im Norden Frankreichs, sondern auch in England finden; in Folge dessen werden Seidenzeuge viel wohlfeiler sich erzeugen lassen, also auch ihr Verbrauch populärer werden.

[1] Name des kürzlich nach Europa gebrachten Schmetterlings, dessen Raupe sich in einem Gespinnst wie der Bombyx mori (Seidenraupe) verpuppt.

Druckfehler.

S. 1005a Zeile 31 l. Zweigbahn statt: Zwischenbahn.
— — — 36 l. hübschschweren statt: hübscheren.
— — — 57 l. an statt: von.
S. 1005b Zeile 43 l. Cerealien statt: Croatien.
S. 1006b Zeile 5 l. wenig erhalten statt: weniger halten.
— — — 26 l. dem statt: denen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 50. 15 December 1854.

Bruchstücke aus Briefen über Java.

(Von einem Begleiter S. H. des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar.)

Wenn Sie längs der Nordküste von Java die Hauptstraße verfolgen, die von Batavia aus nach den östlichen Provinzen der Insel führt, so treffen Sie ungefähr auf der Hälfte des Weges die Stadt Samarang an, und wenden Sie sich von dort in südlicher Richtung landeinwärts, so erreichen Sie nach einem Marsche von etwa zehn bis zwölf Stunden einen Ort, der Ambarawa heißt, und in dessen Nähe auf einer ziemlich morastigen Hochebene die Festung Willemeen liegt. Der Bau dieser Festung wurde unter dem Directorium und auf Betrieb des um die holländischen Colonien so höchst verdienten Generallieutenants van den Bosch beschlossen, und den Plan zu den Werken entwarf der Generalmajor van der Wyk, unter dessen Befehlen auch ein bedeutender Theil der Arbeiten zur Ausführung kam; doch hatte schon S. H. der Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar in seinem rühmlichst bekannten Werke über den Krieg in Java, das 1836 erschien, auf die Höhen von Ambarawa aufmerksam gemacht, die ohne Zweifel in strategischer Beziehung von höchstem Werthe sind. Willemeen ist aber auch eine Hauptstation auf unserer, bisher mit stürmischer Rastlosigkeit betriebenen Reise, und hier ist es, wo ich seit einem Monate zum erstenmale Ruhe und Muße genug finde, um einiges von unseren Kreuz- und Querzügen mitzutheilen.

Wenn man den oben beschriebenen Weg von Samarang aus noch um eine halbe Tagereise weiter verfolgt, so kommt man nach Magelang, dem Hauptorte der Provinz Kadu, einer so überaus reizenden Landschaft, daß man sie nicht mit Unrecht den Garten von Java nennen könnte. Nordöstlich, östlich und südöstlich von dem genannten Orte erheben sich die Berge Gunarang, Merbabu, Merapi, und westlich ragen der Sumbing und Sindoro empor. Die letzteren beiden Paare sind Zwillingsvulkane, von denen der Merapi auch jetzt noch oftmals durch ungeheuere Ausbrüche die Bewohner der Umgegend mit Grausen und Schrecken erfüllt, während die anderen längst schon ausgetobt zu haben scheinen. Es gibt einen Punkt, von wo aus man die fünf genannten Bergriesen, die an Höhe dem Aetna wenig oder nichts nachgeben, und außer ihnen in weiterer Entfernung noch mehrere andere, etwas kleinere Geschwister, rings um sich herum liegen sieht.

Hinter dem Sumbing und Sindoro erhebt sich ein vulcanisches Gebirge, der Gunung Prahu, d. i. Schiffsberg genannt, eine Name, den es erhielt entweder weil es von irgend einer Seite betrachtet wie ein umgestürztes Boot aussieht, oder vielleicht weil sich oben, etwa 7000 Fuß über der Meeresfläche, der Dieng befindet, eine höchst merkwürdige Hochebene, die von Gebirgsgipfeln umringt wohl mit der inneren Höhlung eines Schiffes verglichen werden könnte.

Am 10 Julius bewegte sich am südlichen Abhange des Gunung Prahu auf den mit großer Mühe und Arbeit corrigirten Gebirgspfaden ein seltsam abentheuerlicher Zug nach Wonosobo hinab. Voraus ritten paarweise etwa fünfzig Javanen, lauter Districts- und Kampongshäuptlinge, gekleidet in scharlachrothe Jacken und bewaffnet mit Lanzen, an denen roth-weiß-blaue Fähnchen flatterten. Ihnen folgte ein Gewimmel von halbnackten Eingebornen, die vermittelst eines Gestelles von kreuzweise zusammengefügten Bambusstangen auf ihren Schultern einen mit Leinwand überdeckten Lehnstuhl (Tandu) trugen, auf welchem Ihr durchlauchtigster Herr Vater saß, die Hände geduldig gestützt auf seinen zwischen den Füßen niedergestemmten Stock. Eine braune Staubwolke umwirbelte die barfüßige, dichtgedrängte Schaar von 25 bis 30 Trägern, und nebenher ritt auf seinem kleinen Pferdchen ein bunt gekleideter javanischer Häuptling, der sie commandirte. Dann kamen zu Pferde die drei Begleiter Sr. Hoheit des Herzogs nebst dem Herrn van Noort Vorski, dem verdienstvollen, äußerst liebenswürdigen und kenntnißreichen Assistent-Residenten von Wonosobo, und hinter diesem der javanische Regent der Provinz in halbnationalem, halbeuropäischem, mit vielen Goldborten besetztem Ornate. Mehrere seiner Bedienten, in rothen Jacken, ritten hinter ihm her. Einer von ihnen trug die Cigarrenbüchse nebst brennender Lunte, dem bei keiner Gelegenheit fehlenden Api. An diesen Zug schloß sich nun noch eine lange und bunte Schaar javanischer Beamten mit ihren Dienern, sämmtlich zu Pferde. Die schwere Bagage war vorausgegangen mit unseren malayischen Bedienten, und so bewegte sich die Karawane trabend, galoppirend, laufend den Berg herab.

Nach einem Ritte von etwa sechs Stunden wurde Wonosobo erreicht. In der Nähe dieses Ortes waren von Bambus zu beiden Seiten des Weges Spaliere mit Verzierungen von jungen Palmenblättern angebracht, neben welchen in Zwischenräumen von zehn zu zehn Fuß Männer in martialischer Haltung standen, mit Lanzen

bewaffnet, an denen Fähnchen mit den holländischen Nationalfarben flatterten. Die ersten am Wege waren blau gekleidet, dann folgten in weißen, langen Gewändern, das Haupt mit weißen Turbans bedeckt, zahllose Priester, hierauf lange Reihen in gelben seidenen Jacken, dann wieder andere in grünen Kleidern u. s. w. Die Gamelangs (javanischen Orchestres) spielten an allen Ecken und Enden, die Ronggins (javanische Bajaderen) tanzten, mährchenhaft geputzt, schleichend ihre langsamen Reigen, und die Bevölkerung kauerte dicht gedrängt am Wege bis an die Wohnung des Assistent-Residenten, vor welcher wir endlich gegen Mittag abstiegen. Hier fand die Präsentation der Beamten statt, eine Ceremonie, die Herr Borsli in gar höflicher Weise möglichst abzukürzen verstand.

Die Wohnung des Assistent-Residenten liegt an einem großen, viereckigen, mit prächtigen Waringi- und Tamarindenbäumen umpflanzten Wiesenplane, von den Eingebornen Alun-Alun genannt, auf welchem der Regent gegen Abend Turniere und Thierhetzen veranstaltete. Aehnliche Spiele ausführlich zu beschreiben finde ich wohl späterhin eine bessere Gelegenheit. Sie haben mich dießmal nicht besonders angesprochen, ja ich fand sie zum Theil sehr widerlich. Die Turniere bestanden in einem Vorüberreiten auf abentheuerlich geputzten Pferden, wobei die Reiter ihre Lanzen ungeregelt und ungeübt gegen einander schwankten. Einen Tiger hatte man nicht gefangen, und begnügte sich statt seiner ein wildes Schwein laufen zu lassen, das von einem halben Duzend blutdürstiger Hunde verfolgt und zerrissen wurde. Das arme Thier mit abgebissenen Beinen und herabhängenden Fleischlappen in Todesangst sich fruchtlos gegen seine rasenden Henker wehren zu sehen war ein widerlicher, unerträglicher Anblick, — ein Schauspiel, um uns für den Rest des Tages zu verstimmen. Einen ganz andern und edleren Charakter haben die javanischen Tigergefechte. Den Stierhetzen aber, denen ich einst mit Ihnen im Amphitheater von Malaga beiwohnte, und die durch mannichfaltige Situationen der kämpfenden Parteien die gespannte Aufmerksamkeit des Publicums so sehr in Anspruch nahmen, kommen sie an Interesse bei weitem noch nicht gleich.

Von Berggipfeln umringt, liegt etwa 7000 Fuß hoch über der Meeresfläche, auf dem Prahugebirge ein morastiges Thal, dessen Durchmesser nach beiden Seiten hin etwa eine englische Meile beträgt. In der Ebene, sowie auf den Höhen rings umher findet man dort eine Menge theils noch ziemlich vollständig erhaltener, theils formlos in Trümmerhaufen zusammengesunkener Gebäude. Bei weitem die meisten derselben bestehen aus einem würfelförmigen Baue, der einen Flächenraum von zwölf, fünfzehn, zwanzig, manchmal mehr und manchmal weniger Quadratfuß einnimmt, auf einem Sockel ruht, und oben mit einem meistens scharf und geschmackvoll profilirten Friese verziert ist. Dieser Bau trägt einen pyramidenartigen Aufsatz, der sich als eine gar wunderliche Zusammensetzung aus allerlei kleinen Sockeln, Leisten, Postamentchen und Nischen präsentirt. An einer Seite des Würfels, deren Bestimmung willkürlich, oder wenigstens nicht von den Himmelsgegenden abhängig gewesen zu seyn scheint, befindet sich ein kleiner Vorbau. Durch diesen führt eine schmale und niedrige Thür ins Innere, welches aus einem unansehnlichen, dunkeln und so engen viereckigen Raume besteht, daß mitunter kaum zwei Personen neben einander darin stehen können, ohne sich gegenseitig zu belästigen. Die Decke der Kammer steigt wie eine hohle Pyramide empor, eine Art von Wölbung, die dadurch erreicht wird, daß von der Lagen der regelmäßig behauenen Werkstücke jede höhere über ihre Unterlage ein wenig vorspringt. Der Raum zwischen den vier Wänden wird dadurch natürlicher Weise immer enger, bis sich dieselben oben beim Schlußsteine zu einer Spitze vereinigen. In vielen Fällen ist die erwähnte dunkle Kammer ganz leer, nicht selten jedoch findet man in der Mitte derselben oder dem Eingange gegenüber an der Wand eine Art von Postament aus Stein. Schwerlich hat jemals eine Statue, eine Urne oder dergleichen darauf gestanden, sonst befände sich wohl in der Deckplatte nicht fast durchgehends ein viereckiges, ziemlich weites und tiefes Loch. In dem großen Gebäude von Mendut, das unweit Magelang und nahe bei Boro Bodoor — ohne Zweifel dem schönsten von allen Buddhamonumenten — liegt, sah ich, außer zwei anderen königlichen Statuen, zwar auch die kolossale Statue eines Buddha, die von ihrem ursprünglichen Platze auf einem gemauerten Postamente an der Wand dem Eingange gegenüber wahrscheinlich durch ein Erdbeben herabgestürzt worden; doch glaube ich daß, trotz der Aehnlichkeit des Baustyles, Mendut einer weit jüngeren Zeit angehört als die Bauten auf dem Diëng, und daß beide deßhalb ihrer Bedeutung nach nicht füglich mit einander verglichen werden dürfen. Weit richtiger wäre dagegen unstreitig eine Vergleichung zwischen dem Diëng und den bei Klatten, an der Straße von Djokjokarta nach Surakarta gelegenen, umfangreichen und wirklich großartigen Ruinen der Tjanti Sewu. — Ueber die Gebäude auf dem Diëng füge ich nur noch hinzu, daß ihre äußeren Wände hin und wieder verziert sind mit Reliefsculpturen, die meistens nur Ornamente vorstellen: zuweilen findet man indessen auch in ziemlich hohem Relief Abbildungen der Durga, des Ganesa und anderer indisch-mythologischer Figuren.

Tiefes Dunkel deckt die Zeiten des Ursprunges jener mysteriösen Bauwerke. Ihre Bedeutung hat die in Java vor den Jahren altersschwach gewordene Sage in Nacht und Nebel gehüllt. Das Volk das sie baute, ist verschwunden, die Regierungen unter denen sie entstanden, sind untergegangen oder haben anderen weichen müssen; keine Geschichte nennt mehr einen Namen von ihnen. Schweigend bleibt der denkende Wanderer vor den seltsamsten von allen Bauten stehen, schweigend nicht etwa weil ihn die Massen aufgethürmter Steine imponiren, oder weil ihn die Kühnheit architektonischer Formen und das edle Verhältniß der einzelnen Theile unter einander und zum Ganzen zu stiller Bewunderung hinreißt, auch nicht weil er etwa glaubt, darüber in Erstaunen gerathen zu müssen, daß er Werkstücke ohne Bindemittel zusammengefügt sieht, — nein — schweigend, weil ihm dabei doch auch so ganz und gar nicht einfallen will, was für einen Gedanken der Baumeister wohl habe versteinern wollen in einem Gebäude, das keinem Tempel ähnlich sieht und keinem Hause, und das man doch auch kein Grabmal nennen darf, weil bis jetzt noch nichts darin gefunden wurde, was auf einen solchen Charakter schließen ließe.

Unter den Hypothesen über die einstige muthmaßliche Bestimmung jener Bauten habe ich nicht viel gefunden, was mir einigermaßen haltbar scheinen wollte. Gewöhnlich glaubt man fertig zu seyn, wenn man die Ruinen „alte Tempel“ nennt. Was aber hat man denn dabei gewonnen? Wohl schwerlich etwas mehr als bei der Deutung, die ein Genieofficier versuchte, der in den Ruinen

auf dem Diëng das Reduit einer alten mächtigen Stadt sehen wollte, die das Willemeen der Hinduherrschaft gewesen sey. Die Mauern freilich, mit denen er ganze Bergwände bekleidet fand, konnten ihm wohl als fortificatorische Werke erscheinen; allein abgesehen davon daß, sonderbar genug, die Festungswerke vorzugsweise nur gegen die Stadt selbst gerichtet gewesen wären, habe ich von Gebäuden, die sich zu Vorrathshäusern oder zu Kasernen geeignet hätten, auf dem Diëng keine Spur gefunden, ja ich sah unter den seltsamen Bauwerken nicht mehr als eines, das allenfalls und nur zur Noth einem paar Menschen zum Obdache hätte dienen können. Wäre es denn auch wohl vernünftig gewesen, die Hauptstadt eines Reiches anzulegen auf einem unfruchtbaren, fast unzugänglichen Gebirge, in so unwirthlichen und kalten Gegenden? Der Wind wehte uns des Morgens durch dicke, bleiche Nebel entgegen mit einer Temperatur von nur + 3° Reaumur, und nicht selten sogar werden in sumpfiger Wiese die braunen Lachen mit einer dünnen Eiskruste bedeckt gefunden. Mag indessen meinetwegen der Diëng als verlassene Hindustadt durchgehen, so ist damit über die ursprüngliche Bestimmung der mehrerwähnten Gebäude doch noch nicht das geringste Licht verbreitet, und was mich betrifft, so würde ich den Schlüssel zu dem Räthsel am Ende lieber in den Wildnissen von Borneo suchen als in den Casematten von Willemeen.

In allem Ernste: die Dayakken haben ein Dogma, das, analogen Lehrsätzen nach zu urtheilen, zweifelsohne aus Zeiten der Hinduherrschaft herstammt. Ich fand es unter andern in den von mir in holländischer Sprache bearbeiteten umfassenden und höchst merkwürdigen Berichten über Borneo, die ein kühner Reisender, mein leider zu früh verstorbener Freund, Dr. C. A. Schwaner, während eines fünfjährigen Aufenthaltes auf der genannten Insel mit unermüdlichem Fleiße sammelte, und deren wenigstens theilweise Veröffentlichung das holländische Gouvernement in Aussicht gestellt hat. Die Dayakken glauben nämlich, der Gott Tempon Tellon nehme die Seelen der Abgeschiedenen in Empfang und geleite sie über Wasserfälle, über gefährliche Brücken, über schwindelnde Stege und feurige Seen durch alle Schrecknisse der Natur hindurch nach dem Elysium auf einem hohen Berge.

Die Schrecknisse, die dieser Vorstellung nach den Zugang zum Wohnorte der Seligen umringen, sind um die Hochebene des Diëng herum wirklich zu finden. Da schlängeln sich schmale Pfade in schwindelnder Höhe an gähnenden Abgründen vorüber; da glühen, qualmen, zischen, brausen Solfataren, da stürzen sich Bäche wild schäumend über Felsen hinab, da siedet in einsam schauerlich romantischem Gebirgskessel ein Schwefelmeer, da sprudelt ein Geyser sein schmutzig gelbes, kochendes Schwefelwasser dampfend und donnernd in die Luft; da liegt umschlossen von steilen Wänden eines tiefen Trichters das furchtbare Todtenthal, dessen röthlich gefärbten Boden bleiche Gerippe bedecken, und aus dem, sagt man, kein lebendes Wesen wieder zurückkehrt.

Halten wir mit dem Dogma der Dayakken eine aus den heiligen Urkunden der Balinesen entlehnte, durch den Zusatz der abenteuerlichsten Mythen freilich sehr entstellte historische Nachricht zusammen, so wird es uns am Ende zur Gewißheit, daß wir den Diëng zu betrachten haben als einen Olymp der alten javanischen Hindu. Geschichtlich ist es, daß die heutigen Bewohner von Bali wenigstens die herrschenden Kasten derselben, der Adel, von Java aus eingewandert sind. Die balinesischen Brahmanen erzählen aber von der Uebersiedelung ihrer Urahnen der Hauptsache nach ungefähr folgendes.

Zu jener Zeit, als der Islam in Java unaufhaltsame Fortschritte machte, gefiel es den brahmanischen Göttern nicht mehr auf der Insel, und sie beschlossen auszuwandern. In ihr ursprüngliches Land zurück wollten sie nicht, weil dort schon zu viele Profane eingedrungen waren, und wendeten sich daher nach Bali. Damals war die Insel noch flach; weil aber der Sitz der Götter doch erhaben seyn muß über den der Sterblichen, so nahmen sie ihren heiligen Berg mit und verpflanzten ihn in die östlichen Gegenden (d. i. nach dortigen Begriffen die Ehrenseite) der Insel Bali. Eines Morgens fand der Nateëng (d. h. wahrscheinlich der erhabene Herr) Bra Widjaya (zuweilen wird er nach seiner Hauptstadt auch Willa Tikta genannt), der letzte Beherrscher von Madjopahit, des letzten Hindureiches in Java, den heiligen Berg verschwunden und erkannte somit, daß die Götter dem Lande ihren Schutz entzogen hatten. Schon längst bekümmert hierüber, daß seine vier Söhne sich dem Islam zugewendet, den Turban aufgesetzt und gegen ihren eigenen Vater eine feindliche Haltung angenommen hatten, faßte Bra Widjaya den Entschluß seinen Göttern nachzuziehen, und sandte einen seiner Diener, den Patti Katja Mata aus, um den Hof der Götter aufzusuchen. Katja Mata wendete sich ostwärts, fand was er suchte, und gab durch einen reitenden Boten, Suda Pangasseh, dem Nateëng Nachricht, der alsbald mit seinen Schaaren aufbrach und nach blutigen Kämpfen Bali eroberte.

Der heilige Berg, gewöhnlich das Pik von Bali genannt, den ich zwar von verschiedenen Seiten gesehen und gezeichnet habe, aber der damals noch fortdauernden kriegerischen Verhältnisse zwischen den Holländern und Balinesen wegen leider nicht besteigen konnte, ist ein vulcanischer Kegel von 10 bis 11,000 Fuß Höhe. Sein eigentlicher Name ist Lampuyan, in der erhabenen Sprache aber wird er Gunung Agong genannt. Von Europäern ist er bis jetzt noch nicht erstiegen worden, alle Nachrichten über ihn stimmen jedoch darin überein, daß sich auf seiner Höhe ein Pondoppo (Hütte, Zelt, Obdach) des Siwa befindet. Weiter abwärts, an etwas weniger erhabenen und ehrenvollen Stellen stehen Pondoppos von Wischnu, Buddha und Brama, dann folgen die Zelte für die Schutzgötter der sieben balinesischen Reiche u. a. m. Die Fürsten dieser Reiche haben ein heiliges Interesse daran, die bezüglichen Pondoppos in bestem Zustande zu unterhalten, weil nach der Lehre der Brahmanen die Gottheiten zürnen und dem Lande ihren Schutz entziehen würden, wenn, sie aus Siwas Himmel herniedersteigend, ihre Hütten des Schmuckes beraubt und verfallen fänden. Die Zahl der niedern Gottheiten ist übrigens in Bali unendlich groß, denn nicht allein jedes Reich, sondern auch jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf, jede Familie, jedes Haus hat seinen Schutzpatron, dem zu Ehren zu bestimmten Zeiten Feste veranstaltet werden; und weil nun jeder von diesen Göttern, wenn er zu den Menschen herniedersteigt, für die Zeit seines Aufenthalts hienieden ein besonderes Obdach haben muß, so ist in Bali die Zahl der Hütten für Verstorbene, die zu Göttern wurden, fast eben so groß als die der Wohnungen für lebende Menschen. Verhielt sich das aber in frühern Tagen, als die Vorfahren der heutigen Balinesen noch in Java wohnten, eben so, was Wunder, wenn dann der ehemalige

heilige Berg, der Dieng mit seinen zahlreichen sonderbaren Bauwerken, die beiläufig gesagt, den modernen balinesischen in manchem Betrachte gar nicht unähnlich sind, vielleicht wie der Ueberrest einer alten, verlassenen Stadt erscheint.

Ohne Sie mit weiteren Parallelen und Deductionen aufzuhalten, will ich nur noch bemerken, daß ich die fraglichen Bauten am liebsten „Tjandi" nennen möchte, weil ich dafür keinen andern Namen so passend finde, als den, womit die Javanen die ganz ähnlichen, zwischen Surakarta und Djokjokarta gelegenen, oben bereits erwähnten Ruinen bezeichnen. Ich meine die Tjandi Sewu, die tausend Tjandi, d. i. Orte der Todtenverehrung, denn das bedeutet das javanische Wort tjandi. Um endlich das Resultat, das sich aus den angedeuteten Vergleichungen ergibt, noch in Kürze zusammenzufassen, so ist ein Tjandi meines Erachtens zu betrachten als irdisches Absteigquartier der himmlischen Herrscher oder irgend eines sehr vornehm gewesenen Staubgeborenen, der nach seinem Ableben durch eine prächtige aber grausame Apotheose in den Himmel versetzt und durch den Hocus Pocus lügenhafter Priester zum Schutzgotte derjenigen promovirt wurde, die bei seinen Lebzeiten unter seinem Drucke geseufzt hatten. Brama's Diener, die Vermittler göttlicher Erleuchtung, lehrten dem Volke, der Selige steige zu gewissen Zeiten, die sie selbst im Kalender festsetzten, hernieder, um die irdischen Freuden mit zu genießen, d. h. um den Duft von Sirie (Betel) und köstlichen Speisen einzuathmen, und Hazardspielen, Hahnenkämpfen, Rongeins- (Bajaderen-)tänzen zuzuschauen. Zu diesem Zwecke brauchten sie aber ein Absteigequartier, das der Feste willen, die man zu Ehren Verstorbener dort feierte, Tjandi genannt wurde.

A. Ubicini über die Katholiken in der Türkei.

II.

In bürgerlicher Beziehung wird die katholische Gemeinde von einem Delegirten (Vekil) verwaltet. Derselbe wird von der Pforte ernannt. Ein permanenter Rath aus vier, von der Nation gewählten Deputirten steht ihm zur Seite.

Dieser Delegat ist der officielle Repräsentant der Nation bei der Pforte und der Hüter ihrer Rechte. Er zahlt in ihrem Namen den Karadsch (Kopfsteuer), schlichtet die Streitigkeiten, hört die Klagen seiner Unterthanen, bringt dieselben vor die Regierung und betreibt die Maaßregeln zur Sicherheit oder Wohlfahrt seiner Nation. In den bedeutendsten Städten des Reiches, in Smyrna, Adrianopel, Chios unterhält er Agenten, welche unter seiner Aufsicht und Verantwortlichkeit dieselben Befugnisse ausüben.

Die von dem Vekil, sey es direct, sey es durch seine Delegaten, ausgeübte Autorität erstreckt sich nicht bloß auf die in Konstantinopel und den Provinzen wohnenden und der geistlichen Gerichtsbarkeit des lateinischen Patriarchen und seiner Bischöfe unterworfenen Lateiner, sondern sie umfaßt auch alle ursprünglich in den Berat des armenisch-unirten Patrirchen eingeschriebenen katholischen Bevölkerungen, welche ihre besondere kirchliche Organisation beibehalten haben. Nur ist in Folge der Abgeschlossenheit und der halben Unabhängigkeit, worin diese Bevölkerungen bis jetzt sich zu erhalten wußten, so wie ihrer Ansammlung an den Endpunkten des Reiches, ihrer geringen Beziehungen zu Konstantinopel, der Ueberreste der so alten und im Libanon so mächtigen feudalen Organisation, und endlich da sich keine Delegaten des Vekil in ihrer Mitte befinden, die Autorität des letztern, mit Ausnahme der eigentlichen Lateiner, eher nominell als wirklich. Die syrischen Katholiken, wie die Melkiten, die Chaldäer, die Maroniten, bestreiten diese Autorität nicht, sie wissen kaum daß eine solche existirt. Sie fahren fort sich in ihren Beziehungen zu den Türken der Vermittlung ihrer Emirs zu bedienen, welche mit den Paschas und andern Gouverneuren der Provinzen direct verhandeln.

In Konstantinopel und den andern Städten, wo lateinische Gerichte bestehen, werden alle Civilprocesse von dem Vekil oder seinen Delegaten geschlichtet, vorbehaltlich jedoch der *freiwilligen Berufung* an die türkischen Gerichte.

In Criminalsachen ist, wenn es sich um ein einfaches Vergehen handelt und der Kläger wie der Beklagte beide Lateiner sind, die Untersuchung und die Urtheilsfällung einer von dem Vekil ernannten Jury, in welcher er auch den Vorsitz führt, übertragen. Gehört jedoch eine der beiden Parteien einer andern Gemeinde an, so wird die Sache durch Vermittlung und unter Zuziehung des Vekil vor das türkische Gericht gebracht.

Die Lateiner haben weder Kirchen, noch Schulen, noch Spitäler, die ihnen zu eigen gehören. In Konstantinopel, Salonik, Smyrna, Beyrut besuchen sie die von den katholischen Missionären und hauptsächlich den Lazaristen gegründeten oder unterhaltenen Kirchen und Schulen. Die letztern namentlich haben in der ganzen Levante Anstalten errichtet.[1] Deßgleichen haben die Lateiner zu den Spitälern, Kinderbewahranstalten und Dispensatorien jener Missionäre Zutritt und den Mitgenuß an allen Vortheilen, womit deren unermüdlicher Eifer, von dem unablässigen Schutze und der Munificenz der französischen Regierung unterstützt, die Katholiken in der Levante ausgestattet hat.

Hieraus ergibt sich, daß die der lateinischen Gemeinde zur Last fallenden Ausgaben nur höchst unbedeutend sind und sich auf die Kosten der Kanzlei des Vekil im Betrage von 36,000 Piastern beschränken. Diese Summe wird vermittelst einer jährlichen, je nach den Mitteln des Contribuenten auf 50, 25 und 12½ Piaster festgesetzten Steuer aufgebracht. In gleicher Weise wird an allen Orten, wo sich ein Gericht der Lateiner befindet, für den Unter-

[1] Nach der Unterdrückung der Jesuiten vertraute Papst Pius VI. die Missionen in der Levante den Lazaristen an, die man seit 1776 in Konstantinopel angesiedelt findet. Ich habe früher Gelegenheit gehabt, die von diesen frommen und gelehrten Missionären der Sache der Religion, der Humanität und der Civilisation geleisteten Dienste zu erwähnen. Was die Jesuiten betrifft, so sind dieselben vor ungefähr 15 Jahren nach Syrien zurückgekehrt und haben sich in dem Theile des Libanon niedergelassen, in welchem die andern Missionäre noch nicht gedrungen waren. Sie haben auch in Beyrut und Bekfaja Häuser.

Digitized by Google

halt des Delegaten des Vekil und die Kosten seiner Kanzlei Fürsorge getroffen.

Eine so einfache Organisation läßt natürlich nur wenige Mißbräuche zu, und versetzt die Lateiner in eine im allgemeinen weit günstigere Lage, als die der andern Rajas ist. Rechnet man hiezu die Abwesenheit aller Gemeindelasten (mit Ausnahme der eben erwähnten mäßigen Abgabe), ihre freie Zulassung zu den Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten der Europäer, die Vorrechte, die sie ab antiquo genießen und welche sie großentheils den Franken gleichstellen, wie z. B. die Reduction der Zollgebühren auf 3 Proc. und das Recht, unter der ausschließlichen Betheiligung ihrer Kanzleien, ohne sonstige Formalitäten oder Gebühren an die türkische Behörde oder den Fiscus, Erbschaften anzutreten, die Unterstützung, die sie bei den zur Verwendung zu ihren Gunsten stets bereiten Gesandtschaften finden, endlich die etwas gezwungene Schonung der Pforte, die sie weniger als ihre eigenen Unterthanen denn als Schützlinge fremder Mächte ansieht, so wird man leicht begreifen, welcher Eifersucht sie von Seiten der andern Rajah ausgesetzt sind.

Die Griechen sind wie immer diejenigen, welche diese Eifersucht im höchsten Grade zu plagen scheint. Während die Armenier und die Juden sich fern halten und den Verkehr mit den Lateinern möglichst zu vermeiden suchen, während die unirten Armenier im Gegentheil, in Folge ihres innern Mißbehagens, sichtlich sich den Katholiken zu nähern und mit ihnen zu verschmelzen trachten [1], scheinen die Griechen nur auf Mittel zu sinnen, ihnen zu schaden. In Konstantinopel setzen sie alles ins Werk, um die Maaßregeln des Vekil bei der Pforte zu verdächtigen und zu hintertreiben; in den Provinzen bedienen sie sich ihrer numerischen Ueberlegenheit und ihres Einflusses in den Medschlis oder Gemeinderäthen, um sie zu unterdrücken und ungestraft zu quälen. So hatte der jetzige Vekil, Hr. Bartalides, als es sich um die Bestellung lateinischer Agentschaften an den hauptsächlichsten Mittelpunkten der Bevölkerung der Türkei handelte, während vieler Jahre gegen die Intriguen der Griechen zu kämpfen, welche — wenn es ihnen auch nicht gelang, die Errichtung von Agentschaften in den großen, den Blicken und der Einwirkung der europäischen Mächte näher liegenden Seestädten zu verhindern — doch alle Bestrebungen, in Bulgarien und den andern Provinzen im Innern ähnliche Institute zu gründen, bis jetzt zu vereiteln wußten. Auf Chios hatte der griechische Bischof im J. 1852 allen Gläubigen seiner Diöcese jeden Verkehr, selbst in Geschäftsangelegenheiten, mit den Katholiken der Insel bei Strafe der Excommunication untersagt, ein Verbot, das niemand zu übertreten wagte und das eine große Anzahl Familien ruinirte, die sich darauf zur Auswanderung genöthigt sahen.

Einige Zeit darauf untersagte ein zweites Verbot, immer unter Androhung der Bannstrahlen der Kirche, den Orthodoxen, Lateiner in ihre Dienste zu nehmen oder als Taglöhner für deren Rechnung zu arbeiten. Die Bestürzung war allgemein. Es war um die Zeit der Ernte. Die Katholiken fanden es, trotz der Unterstützung die sie sich wechselseitig angedeihen ließen, unmöglich, ihre Ernten zur rechten Zeit heimzubringen. Vergebens boten sie doppelten, dreifachen Taglohn an, kein Grieche wagte die Befehle des Bischofs zu übertreten. Die Regenzeit trat ein, ein Theil der Ernte ging zu Grunde und die christliche Bevölkerung gerieth in die größte Noth. Bald darauf kam die Zeit, die Steuern zu zahlen. Einer der achtbarsten Einwohner, Namens André, von der allgemeinen Noth gleichfalls betroffen, sah sich außer Stand die Abgaben von seinen Gärten zu entrichten. Die Kodscha-Baschis, sämmtlich Griechen, ließen ihn verhaften und ins Gefängniß werfen. Die Lateiner wendeten sich nunmehr mit einer Bittschrift an den Vekil zu Konstantinopel und nahmen gegen die Fortdauer solcher Mißbräuche sein Einschreiten so wie das der Pforte in Anspruch. Die Pforte traf sofort die entsprechenden Maaßregeln und setzte hievon den Vekil durch ein Vezir-Schreiben in Kenntniß, worin sie gegen den Bischof und die Primaten des Orts einen motivirten Tadel aussprach.

Leider zeigt sich die Pforte gegen die Lateiner nicht immer so günstig gestimmt, vielmehr läßt sie bei den meisten Gelegenheiten, wo sie unaufgefordert einschreitet, ihre Parteilichkeit zu Gunsten der Griechen durchblicken. Nicht als ob sie sich über die Versicherungen der letztern hinsichtlich ihrer Ergebenheit und Treue einer Täuschung hingäbe. Sie weiß im Gegentheil, daß sie keine ergebenern Anhänger hat als die Katholiken, während die Orthodoxen stets bereit sind, sich in alle Complotte einzulassen; daß die einen sie gelegentlich verrathen, während die andern sich zu ihrer Vertheidigung erheben werden, wie sie es zu verschiedenenmalen wiederholt gethan haben und es noch im Augenblick an den Ufern der Donau thun. Sie hat die letzten Vorgänge in Bosnien nicht vergessen, wo die Lateiner — während die Griechen ihr nur Verlegenheiten im Lande zu bereiten suchten — ihrem Repräsentanten in Konstantinopel, der sie sodann dem Divan übermittelte, die genauesten und bestimmtesten Angaben über die Bewegungen der Aufständischen zukommen ließen. (!) Aber hier, wie bei vielen Gelegenheiten, zieht die Pforte eher ihre Vorurtheile als ihre Interessen zu Rathe; auch hier kann sie es nicht lassen den Lateinern wegen des Protectorats zu grollen, das die katholischen Mächte zu ihren Gunsten ausüben.

Rückblicke.

3. Frankreich.

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland, hört man sehr oft behaupten, gehöre nicht nur in das Bereich der Möglichkeiten, sondern sey für Deutschland eine ewig drohende Gefahr. Franzosen und Russen gehören unter die erobernden Nationen, im Gegensatz zu den deutschen Mächten. Man hält es nun für leicht, daß sich zwei Eroberer über ihre Rollen und ihre Beute verständigen könn-

[1] In einem Gespräche, das ich 1852 mit dem Vekil, Hrn. Bartalides, hatte, erfuhr ich von diesem selbst, daß sogar eine große Zahl nicht-unirter Armenier unter der Bedingung, in die lateinische Gemeinde aufgenommen zu werden, nicht abgeneigt seyn würde zum Katholizismus überzutreten. In demselben Jahre 1852 erst hatten ihrer mehr als 300 ihre deßfallsigen Anträge gestellt, die er jedoch, weil die Pforte auf diese Bedingung nicht eingehen wollte, zu seinem großen Bedauern abweisen mußte.

ten, und beruft sich dafür auf die Tage von Erfurt und die gemeinsamen Anschläge der Kaiser Alexander und Napoleon.

Als Napoleon in Erfurt mit Alexander zusammenkam, befand sich die französische Macht in einer kritischen Lage. Ein Theil der Armee hielt das eroberte Preußen besetzt, in Spanien war bei Baylen eine französische Armee gefangen worden, und Oesterreich hatte seit drei Jahren sich von der Niederlage bei Austerlitz erholen können. Napoleon war genöthigt eine Division nach der andern über die Pyrenäen zu schicken, und ihm lag der Feldzug des künftigen Jahres, der Feldzug von 1809, schon in den Gliedern. In dieser Lage mußte Frankreich ein Opfer bringen für die russische Allianz, es hätte sogar seine Neutralität als einen wichtigen Dienst betrachten müssen. Mit welchen Augen Alexander die Türkei ansah, ist allgemein bekannt. Für ihn war Konstantinopel die Auster und das übrige Rumelien und Anatolien nur die werthlosen Schalen. Dennoch schien Konstantinopel für Frankreich ein viel zu hoher Preis für ein russisches Bündniß. Napoleon suchte die Begierden Alexanders mit den Donaufürstenthümern zu stillen. Aber nicht, daß er sie wirklich preisgegeben. Er wollte diese neue Erwerbung Rußland nur unter Bedingungen verstatten, deren Eintreffen zu hindern theilweise in seiner Macht lag. Napoleon hat daher in Erfurt nichts zu erreichen gesucht, als Rußland zur Vertagung seiner orientalischen Pläne zu bestimmen. Gewann der Kaiser Zeit zur Bekämpfung der spanischen Erhebung, hielt er Rußland von einer Allianz mit Oesterreich zurück, so hatte er gewonnen, was er wollte. Er überlieferte daher die Donaufürstenthümer nicht unbedingt den Russen, sondern vertröstete sie auf künftige Gelegenheiten. Also nicht einmal die Donaufürstenthümer waren in den Augen Napoleons die Vortheile einer russischen Allianz werth. So schwer werden sich erobernde Staaten über ihre Interessen verständigen können.

Alexander, auf der andern Seite, schlug seinem „Alliirten“ die Hand seiner Schwester ab. Er schlug sie ihm nicht ab, sondern er sagte sie ihm zu. Er sagte sie ihm zu, unter der Bedingung, daß seine Mutter einwillige, von der er Widerstand befürchtete und deren Willen er keinen Zwang anthun möge. So wenig war dem Kaiser Alexander die französische Allianz lieb, so groß schien das Opfer, eine russische Prinzessin auf den Thron einer Universalmonarchie, als Gemahl eines Emporkömmlings zu setzen.

Wir müssen wiederholen, was wir in Bezug auf englische Interessen gesagt haben, daß es nämlich zu dem Lebensberufe auch der französischen Politik gehöre, Konstantinopel oder vielmehr die weltbeherrschenden Meerengen nicht in die Hände Rußlands fallen zu lassen. Es handelte sich um die Seeherrschaft im Mittelmeer, die ohnehin Frankreich schon mit England zu theilen hat und wo es keinen dritten Rivalen aufkommen lassen darf. Frankreichs Seemacht ist eine künstliche und kostspielige Schöpfung. Frankreichs Handelsmarine ist seit siebzig Jahren beinahe stationär geblieben. Die Tonnenzahl der französischen Flotte betrug im Jahre 1788 eine halbe Million, im Jahre 1848 683,298 Tonnen.[1] Dieser Werth ist geringer als der Tonnengehalt der Schiffe unter deutscher Flagge, nach Abzug der österreichischen Marine, und er ist nur das Dreifache von dem, was allein unter bremischer und hamburger Flagge fährt. Rußland, als Herr von Konstantinopel, würde mit Hülfe der rumelischen und anatolischen Hellenen die stärkste Flotte bemannen können, und die griechischen Capitäne sind im Mittelmeer berühmt durch ihre kühnen und zugleich vorsichtigen Fahrten.

Die Seeherrschaft auf dem Mittelmer war bisher nur ein großes Wort zum Kitzel der französischen Nationaleitelkeit. Es wird aber in neuerer Zeit zum Bedürfniß, seit die algerischen Colonien anfangen ein nutzbares Besitzthum zu werden. Man stellt sich gewöhnlich den Küstenrand Nordafrika's unfruchtbarer vor als er ist. Nordafrika war im Mittelalter einer der reichsten und am höchsten bevölkerten Erdstriche, ehe die Normannen von Sicilien aus die blühenden arabischen Reiche und Städte zerstörten, und ehe die Spanier nach Vertreibung der Mauren und zur Zeit ihrer großen Feldherren dieses Vernichtungswerk im westlichen Theile der Nordküste fortsetzten. Bei einer gut angelegten Bewässerung könnte Algerien einer ägyptischen Fruchtbarkeit sich erfreuen, und leicht zur Kornkammer für Südfrankreich, Italien und Catalonien werden. Es ist bekannt, daß der Versuch, die Baumwollencultur in Algerien zu acclimatisiren, geglückt ist, und wenn es gar gelingen sollte einen Theil der deutschen Auswanderung von dem Westen nach dem mittelländischen Küstenrande abzulenken, so könnte in kurzem Algerien für das Mutterland zur melkenden Kuh werden.

Frankreich hat, wie alle Großmächte, ein Interesse daran, Rußlands politische Macht durch neue Erwerbungen im Orient nicht zu einer bedrohlichen Größe heranwachsen zu lassen. Aber es ist bei weitem nicht so ernstlich an der Lösung des großen europäischen Problems betheiligt als Oesterreich. Wenn es dennoch in einen Krieg sich einließ, der ohne Aussicht auf Machterweiterung an einer entfernten Küste begonnen werden mußte, so wird man sich betroffen fragen, ob das Object der Anstrengungen wirklich alle Opfer aufwiegt, die man ihm gebracht hatte und noch bringen wird?

Allein nur wo alte Dynastien und Traditionen die auswärtige Politik regieren, werden die Staats- und die Hausinteressen in Einen Meridian fallen. Wo eine neue Race auf einen Thron gelangt, wird das Hausinteresse unbedingt über die auswärtige Politik entscheiden. Die Sendung des Fürsten Menschikoff nach Konstantinopel begann mit einer Niederlage der französischen Diplomatie im Orient. Frankreich, oder genauer: der jetzige Kaiser, war der beleidigte Theil. Sehr bald erkannte man in den Tuilerien, daß diplomatische Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und Rußland Frankreich aus der drückenden Isolirung befreien müßten, in der es sich seit der Thronbesteigung des Kaisers befunden. Die Beziehungen zu Oesterreich wurden sehr enge und England griff mit beiden Händen nach dem französischem Bündniß. Die auswärtige Politik Frankreichs begann mit dem sichtbarem Zerfall der heiligen Allianz, und die Phantasie der Pariser konnte sich mit der Vorstellung vergnügen: die Tricolore in Rom, Athen, Konstantinopel und bald vor den Wällen von Sebastopol entfaltet zu sehen. Die ersten diplomatischen Erfolge ermunterten Frankreich die einmal ergriffene Politik nachdrücklicher zu verfolgen. Ein Cabinet wird in vielen Fällen zwischen der Partei wählen können, die es ergreifen möchte. So wie aber der Wahl die That folgt, dann ist die Politik nur noch der Sklave ihrer Initiative. Je unglücklicher die Invasion in

[1] In derselben Periode ist der Tonnengehalt der englischen Flotte um das Dreifache gestiegen, er beträgt nämlich über 3½ Mill. Tonnen.

der Krim enden sollte, um so dringender würde das Bedürfniß werden, die Verluste durch höhere Anstrengungen wieder einzubringen. Es ist keine französische Lebensfrage, die russische Flotte im Hafen von Sebastopol zu zerstören, aber es könnte bald zu einer Existenzfrage für die napoleonische Dynastie in Frankreich werden.

Frankreich hat die Welt an einen so raschen Wechsel der Regentenfamilien und Regierungsformen gewöhnt, daß eigentlich in Frankreich nichts Dauer verspricht als die beständige Metamorphose der politischen Gewalten. Auf unserer Seite des Rheins glaubt man gewöhnlich, die französische Bevölkerung hätte zu drei verschiedenenmalen den Namen Napoleon gewählt, weil der Name Eroberungen verhieß. Man befand sich aber bisher über die wahren Motive dieser Wahl völlig im Dunkeln. Sie entsprang aus dem Haß und dem Widerwillen gegen die herrschenden Personen und Parteien, die sich seit 1815 abgelöst. Das Volk, und darunter verstehen wir jene acht Millionen Wähler, hassen das Regiment solcher Staaatsmänner, wie Guizot, Thiers, Montalembert, Barrot, Berryer, Lamartine, Leon Faucher, Cavaignac ꝛc. Sie wußten daß ein Napoleon der Herrschaft des dritten Standes, der Royalisten und der Orleanisten, ein Ende machen würde. Es war das Volk, welches die Herrschaft der beneideten Classen, die Herrschaft der Intelligenz oder des Reichthums, abschüttelte. Gerade weil Louis Napoleon von allen diesen Parteien gehaßt oder gefürchtet wurde, warfen sie seinen Namen in die Urne, damit ein Zuchtmeister daraus hervorgänge, der an jenen „Bedrückern" das Volk rächen sollte; dasjenige „Volk" nämlich, welches Object der Statistik ist. Die Wahl eines Mannes, der wie ein halber Fremdling aus der Verbannung nach Frankreich zurückkehrte, den man von dem französischen Boden hatte zurückweisen, dessen Deputirtenwahl man hatte anfechten wollen, war ein Strafgericht für die sogenannten höhern Stände, welche bei dem Gleichheitsdrang des Volkes Gegenstand des Hasses und des Neides geworden waren.

Es gehört nicht unter unsre Aufgaben, die Sittlichkeit der Mittel zu prüfen, womit sich die neue Gewalt befestigte. Nur politisch lassen sich die Verhaftungen und Verbannungen nach dem 2 December rechtfertigen, sie geschahen aber nach den Klugheitsregeln des Florentiner Secretär auf Einen Schlag. [1] Man kann aber nicht sagen, daß eine einzige Verfolgung eine persönliche Rache befriedigt hätte. Ueberall konnte die Staatsgewalt sich auf das sogenannte Recht der Selbstvertheidigung berufen. Selbst die Confiscation des Orleans'schen Familiengutes konnte man damit entschuldigen, daß die Reichthümer der verdrängten Dynastie die Sicherheit des Staates gefährden. In Frankreich hat dieser Staatsact einen merkwürdig geringen Eindruck hinterlassen, weil die Eigenthumsbegriffe bei den Franzosen viel weniger scharf ausgebildet sind als bei den Deutschen. Unter Ludwig XIV konnte eine juristische Facultät in Frankreich noch den Satz aufstellen, daß der König gar nicht an die Achtung des Eigenthums gebunden sey, und daß alle Privatrechte vor der königlichen Allgewalt erblaßten. Frankreich ist an Confiscationen gewöhnt, Confiscationen von Kirchengütern, von Besitzungen der Emigranten, von Krondomänen ꝛc. Es soll nicht geläugnet werden, daß die napoleonische Herrschaft mit Rücksichtslosigkeit alle ihre Feinde vertrieb, aber es waren immer nur Feinde der neuen Ordnung, Feinde, welche zur Herrschaft gelangt, mit einem ebenso einfachen Apparat, die jetzige Dynastie und ihre Anhänger proscribiren würden. Mitleid und Achtung vor dem Besiegten wird sich nie in der Geschichte der Parteien finden. Was aber in Frankreich seit 1789 geschehen gleicht aufs Haar allen Thaten und Maximen der italienischen Freistädte im Mittelalter.

Es ist eine Verleumdung, wenn man der jetzigen Regierung vorwirft, sie suche ihre Herrschaft auf die schlimmen Neigungen des Volkscharakters zu gründen. Sie hat bisher nur vermieden die heroischen Leidenschaften der Nation anzuregen, vielleicht weil diese mächtigen Triebfedern ebenso vergänglich sind als das sittliche Erröthen auf jugendlichen Wangen. In Feindschaft mit dem Idealismus wendet sich die jetzige Regierung an alle jene, weder guten noch schlechten, sondern sittlich indifferenten Begierden und Bedürfnisse der Bevölkerung. Die Gewinnsucht findet Licenzen an der Börse, die Putzsucht ihren Toilettenpragmatismus bei den Hofgalakleidern, die Eitelkeit ihre ersehnten Decorationen, die Prachtliebe ihre Befriedigung an monumentalen Bauten, die Neugierde ihre Nahrung an Aufzügen und neuen Livreen. Man hat sich in Spott ergangen über das neue Hofceremoniell, mit altfränkischem Anstrich und kurzen Beinkleidern. Die Länge einer Damenschleppe in Metres und Centimetres ausgedrückt, ist freilich kein Object für die Kritik der reinen Vernunft, und dennoch finden wir, daß der erste Napoleon nach seiner Kaiserkrönung mit der Sorgfalt eines Liebhabers seinen neuen Hofstaat in Scene setzte. Dem Schöpfer solcher unverwüstlichen Gesetzeswerke, wie der Code Napoleon, wird man wahrlich zugestehen müssen, daß er mit dem Geiste des französischen Volkes so vertraut war, wie mit seinen eignen Gedanken. Wenn uns auch das Geständniß beschämen mag: Brocat und Federbüsche, Diamantenschnallen und Metallstickereien besitzen einen Zauber, der eine kleine politische Macht aufwiegt. Englands größter Historiker rechnet es Jakob II als ersten politischen Fehler an, daß er bei seinem Krönungszuge geknausert. [1] Der Gott der Welt ist ja immer derselbe und das Pariser Volk so schaulustig und neugierig als der Londoner Mob. Louis Philippe mit dem Regenschirm unter dem Arm wurde in den Augen der Pariser zur Carricatur, und die studirte Einfachheit trug ihm nur die Verleumdung ein, daß er die Ersparnisse seiner Civilliste, oder Schlimmeres noch, in auswärtige Banken getragen!

Man stößt sich wohl in Deutschland an die nackten Motive, welche zur Gründung des Napoleonsfestes führten. Das Volk auf seine, oder vielmehr die Pariser auf Kosten Frankreichs zu amusiren, ihnen Feuerwerke abzubrennen, die Marsfelder mit bunten Lampen in einen Feentanzsaal zu verwandeln, die Genien des Thea-

---

[1] Macchiavell räth bei Begründung einer neuen politischen Gewalt alle Willkürhandlungen (crudeltà bene usate) mit Einemmale abzumachen. Perchè le ingiurie si debbono fare tutte insieme, acciocchè assaporandosi meno, offendino meno, li beneficii si debbono fare a poco a poco, acciochè si assoporino meglio. Principe, cap. VIII.

[1] If pageantry be of any use in politics, it is of use as a means of striking the imagination of the multitude. It is surely the height of absurdity to shut out the populace from a show of which the main object is to make an impression on the populace. James would have shown a more judicious munificence and a more judicious parsimony, if he had traversed London from East to West with the accustomed pomp, and had ordered the robes of his wife to be somewhat less thickly set with pearls and diamonds. (Macaulay, History of England tom. II. cap. IV.

ter Français und die Talente der Vorstadttheater dem Volke dienstbar zu machen, und die Flitter der großen Oper vor den Blousenmännern schimmern zu lassen, verstimmt uns nicht nur durch Absichtlichkeit, sondern wir halten es sogar gefährlich, mit solchen socialistischen Tropfen die Phantasie der Straßenbevölkerung in Schlaflosigkeit zu versetzen. Anders aber fühlt die Masse. Sie muß sich doch sagen, daß sie es nie so gut gehabt und daß die napoleonische Regierung die kurzweiligste der Welt gewesen. Man wird in Sommernächten vor den erleuchteten Gärten in Paris immer eine Masse neugierigen Volkes versammelt sehen, welche nach den Lichtstreifen hascht, die sich durch die geheimnißvollen Büsche stehlen und etwas von dem rauschenden Vergnügen und dem glänzenden Putz auf jenen Freudenplätzen verrathen. Die Menge steht dort stundenlang und sieht den Leuten nach, die fünf Franken für den Eintritt wegzuwerfen haben. Jetzt besitzen sie eine Regierung, die jene fünf Franken einmal wenigstens im Jahre, für sie wegwirft. Sollte daher jemals die jetzige Regierung wieder gestürzt werden, der Lichtschimmer der Napoleonsfeste würde schwer aus dem Volksgedächtniß zu verwischen seyn, es müßten denn die neuen Gewalthaber ein Aequivalent oder mehr als dieses gewähren.

Die jetzige Regierung befolgt die Maxime ihre Beamten reich zu bezahlen, aber sie nöthigt sie auch gleichzeitig zu einem Aufwand, der ihnen den letzten Sou aus der Börse lockt. Alles was nicht zur officiellen Welt gehört, wird durch das Beispiel gezwungen, sich auf gleichen Fuß einzurichten, und so hat sich jetzt in Paris ein Luxus entfaltet, der selbst die Franzosen in Schwindel versetzt.

Ein Staatswirth könnte darüber die Geduld verlieren. Denn jener Aufwand hindert die Bildung von Capitalien und die Capitalien sind die wahren Mütter der Arbeit, wie umgekehrt von den reichen Niederschlägen des Capitals, in Europa wenigstens, die Höhe des durchschnittlichen Arbeitlohnes beinahe wesentlich abhängt. Jener Aufwand schafft Arbeit, aber die Producte dieser Arbeit verzehrt der nächste Augenblick. Der starke Verbrauch an Putzgegenständen zieht eine Masse von Arbeitern, von den bürgerlichen Gewerben zu den Luxushandwerken, und diese Bevölkerung ist ein Geschöpf jener forcirten Freudenzeit.

Sie geräth aber auch in Abhängigkeit zum Hofe. Fabrikanten, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Stickerinnen rc. wären morgen eine Beute der Gläubiger oder des Hungers, wenn bürgerliche Unruhen den Umschwung der Erzeugung und des Verbrauches nur während eines Winters hemmten.

Die großen Bauten in Paris, Lyon, Marseille, Straßburg, Havre, Lille, welche die mittelalterliche Physiognomie der Städte verändern, beruhen sämmtlich auf dem Princip einer künstlich erzeugten Nachfrage nach Arbeitern. Die Baugewerbe werden einen ungewöhnlichen Zulauf erhalten, und man darf wohl ängstlich fragen, was soll dieses Heer von Architekten, Maurern, Zimmerleuten einst anfangen, wenn die kolossalen Bauten beendigt seyn werden? Das Geheimniß besteht aber darin, daß man sie nie ihr Ende erreichen läßt. Sie würden aber ihr Ende erreichen, wenn morgen dieses baulustige, monumentale Regime durch eine karge Administration verdrängt werden sollte. Die meisten städtischen Bauten fallen übrigens dem Gemeindevermögen zur Last, oder mit anderen Worten den reicheren Bürgerclassen, denn sie müssen schließlich die Zinsen der municipalen Schulden bezahlen, in Gestalt von Accise und in den unerhört gestiegenen Wohnungsmiethen. Also auch hier wieder die Maxime, jene sogenannten höheren Classen für populäre Zwecke zum Tribut zu nöthigen.

Man kennt die Leidenschaft des französischen Volkes, ein Stückchen Land, ein paar Decimalen eignen Grund und Boden zu erwerben. Gewöhnlich geschieht es ohne hinreichendes Capital. Hoher Preis für Grundeigenthum, dürftige Bodenrente, starke Verschuldung des Grundbesitzes und ein hoher Zinsfuß bei den Hypotheken sind die nothwendige Folge.[1] Wenn nun eine Regierung den Zinsfuß für Hypotheken künstlich herabzusetzen suchte, was müßte die Folge seyn? Nothwendig, daß die Kauflust und natürlich auch der Grundbesitz im Preise stiege, mit beiden aber auch die Masse der Verpfändungen. Es ist aber eine alte Regel, daß die Landwirthschaft nur auf schuldenfreiem Grund und Boden recht gedeihen will. Je reicher der Landwirth, desto blühender sein Ackerland und sein Viehstand. Die Regierung hat nun bekanntlich durch die Begründung einer Hypothekenbank (crédit foncier) den Zinsfuß bei Hypotheken herabzusetzen gesucht. Es wäre vielleicht weise gehandelt gewesen, der Landbevölkerung die Verpfändung saurer zu machen, anstatt sie zu erleichtern, die Bauern aber, die kleinen Landwirthe — und sie bilden mit ihren Familien zwei Drittel des französischen Volkes — werden immer die Hypothekenbank als eine Wohlthat ansehen. Man stelle sich nun vor, welches wichtige Instrument die Hypothekenbank in den Händen einer wachsamen Regierung werden kann. Sie kann der Wohlthäter und der Gläubiger ihrer Anhänger oder ihrer Widersacher werden, und auf einen Wink der untern Beamten könnte man jedes gefährliche Subject in der Gemeinde mit der Execution der Hypothekenbank bedrohen, da diese bekanntlich unter der Administration der Regierung steht.

Es wird gewöhnlich angenommen, die Centralisation sey die Hauptstärke der französischen Regierungen. Nach einer Art von Census im Jahre 1849 ergab sich, daß Frankreich nicht weniger als 535,365 Beamten bezahlt, darunter mehr als 300,000 welche auf Gemeindeunkosten leben. Man rechnet nun auf je fünf Köpfe gewöhnlich einen Pater familias, eine Mannsperson mit selbständigem Haushalt. Je der vierzehnte Pater Familias ist also in Frankreich ein Beamter. Wollte man das stehende Heer zu den Beamten schlagen, so würde je der 35ste Einwohner, und je der siebente Pater Familias unter dem Befehl der Regierung stehen. Aber gerade in der Hierarchie des Beamtenthums liegt das Geheimniß der raschen Regierungswechsel in Frankreich. In den deutschen Staaten werden die Procentsätze zwischen Beamten und Unterthanen zwar geringer seyn, aber doch nicht um so viel geringer, um die Festigkeit unserer Verwaltungen im Vergleich zu der französischen zu erklären. In Deutschland aber ist die Administration nicht hierarchisch gegliedert. Die Gemeinden wählen ihre eignen Beamten oder sie haben wenigstens ein sehr weit gehendes Präsentationsrecht. Nun sollte man meinen, daß Regierungen welche recht viele Stellen zu vergeben hätten, eine größere Macht besäßen.

[1] Am 1 Julius 1832 waren 11,233,265,778, am 1 Julius 1840 12,514,038,600 Darlehen in die Hypothekenbücher eingetragen. Der Besitzwechsel scheint aber von 1841 bis 47 sehr große Fortschritte gemacht zu haben, denn in dieser Zeit beliefen sich die Gebühren für Eintragungen in die Flurbücher jährlich auf 95,079,000 Fr., während sie in der Periode von 1833 bis 1840 durchschnittlich 79,157,000 Frcs. ergaben. (Raudot, de la Décadence p. 59.)

Das ist auch der Fall, aber diese Macht ist um so hinfälliger. Es finden sich zu jeder Stelle ein halbes Duzend Candidaten. Die Regierung nimmt einen heraus und dieser trägt ihre Livrée und ihre Politik. Die fünf andern aber sind geschworne Feinde des Erwählten, der Regierung und des ganzen Systems. Mehr noch! Jeder Fehler oder jeder Mißbrauch des Beamten wird auf Rechnung der Regierung oder des „Systems" geschrieben. Wären die Gemeinden frei und könnten sie ihre Obrigkeit selbst bestellen, so würden die zurückgewiesenen Candidaten nicht der Regierung sondern der Gemeinde grollen. Die Gemeinde bleibt aber dieselbe, sie wird keine andere, ob der Staat eine Republik, eine parlamentarische Monarchie, eine Dictatur oder ein Kaiserreich sey. Wählt die Gemeinde schlecht und plagt sie ihr eigner Beamter, so darf sie nur sich selbst anklagen. In Frankreich aber kann keine Brücke ausgebessert, kein Kirchendach gedeckt und kein Pflasterstein gerückt werden, ohne daß man nicht mit den Behörden in Berührung kommt. Diese beständige Friction ist es, welche so rasch alle Regierungen in Frankreich consumirt. Die Macht einer Beamtenhierarchie ist groß, aber ebenso groß ist die Verantwortung, und diese Verantwortung ist größer als daß ihr nicht mit der Dauer jede Regierung unterliegen müßte.

Die jetzige Regierung läßt zwar immer durch ihre Blasinstrumente in der Presse versichern, daß sie die Decentralisation als ihre Aufgabe erkenne, aber noch ist kein bedeutsamer Schritt geschehen und niemals wird es ein Franzose übers Herz bringen, den Gemeinden das Selbstbesteurungsrecht und die eigene Verwaltung des Gemeindevermögens zu überlassen. [1] Die Franzosen leiden an einer krankhaften Commandirsucht. Diesseits des Rheines hat man noch bis zum Jahre 1848 die Franzosen für ein freiheitliebendes Volk gehalten, weil sie recht oft ihre Regierungen verjagt. In Deutschland aber ließe sich kein Mensch durch Grobheiten eines Beamten, eines Eisenbahnconducteurs, eines Gendarms oder einer Schildwache mißhandeln, wie dieß täglich in Frankreich geschieht. Unsere Beamten sind aber auch viel höflicher und freundlicher als die französischen, welche ihre kleine Amtsgewalt despotisch fühlen lassen. Das Commandierfieber geht durch die ganze Nation. Es läßt sich aber auch kein Volk rascher unter Ein Commando bringen als die Franzosen. Wer das Commandiren versteht, der ist Meister.

Die größte Neuerung, welche das letzte Jahr gebracht, nämlich die Aufhebung einiger hohen Tarifsätze auf Kohlen, Eisen, Wein, Getreide, Fleisch paßt vortrefflich zu dem Geiste des neuen Regimentes. Zollverminderungen sind immer populäre Maaßregeln, denn die Zahl der Verbraucher wird immer größer seyn als die Zahl der Erzeuger. Der Schaden dieser letztern besteht oft im Verluste eines unnatürlichen Gewinnes, der Schaden für das Ganze ist, selbst unter Gelehrten, schwer zu ermitteln. Die große Masse aber besitzt weder Geduld noch Bildung genug, um die Lehrsätze der Tarifpolitik sich geläufig zu machen. Setzen wir hinzu, daß jene Zollerleichterungen wirklich der materiellen Wohlfahrt des Landes Segen bringen werden. Das alte Prohibitionssystem läßt sich nicht mehr halten, seit die Eisenbahnen fremde Märkte und fremde Erzeuger so nahe gerückt haben. Unter der Restauration, mehr aber noch unter der Julireregierung herrschten in den Kammern die Geldgevatterschaften, zu deren Dienstboten sich Talente, wie die HH. Thiers und Dupin, erniedrigt hatten. Die Wissenschaft war in Frankreich wie überall auf Seite der Freihandelsdoctrin; Louis Philippe und Guizot selbst hätten gern an den Zollgesetzen geändert, und das Journal des Debats ist noch bis zum heutigen Tage der geistige Focus der liberalen Tarifpolitik geblieben. Mächtiger aber als der constitutionelle König, seine Minister und seine Journalisten waren die plutokratischen Elemente der Kammern. Sie verhinderten jeden Einbruch in das System, weil die Rente ihrer Industriecapitalien den Vortritt vor der Landeswohlfahrt haben sollte. Die französischen Prohibitionisten haben sich rasch beeilt, dem kürzlichen Getreideausfuhrverbot zu applaudiren, weil sie darin einen Rückfall in die alte Doctrin erblicken möchten. Jenes Ausfuhrverbot hat aber nichts mit den staatswirthschaftlichen Grundsätzen zu thun; Fruchtausfuhrverbote verfehlen immer ihr Ziel. Denn man verbietet die Ausfuhr nur dann, wenn man Einfuhr besonders nöthig hat. Die Nachbarstaaten aber sehen sich natürlich genöthigt dem übeln Beispiel zu folgen, und so entsteht daraus eine völlige Stockung des Getreidehandels zu einer Zeit, wo gerade dieser Handel die quälenden Contraste zwischen örtlichem Mangel und örtlichem Ueberfluß nivelliren sollte. Das weiß nun die französische Regierung so gut wie unsere handelspolitischen Compendien. Allein der Glaube oder der Aberglaube, daß solche Verbote nützen könnten, ist nun einmal stark verbreitet. Eine Regierung also, welche nach Popularität trachtet, muß auch wider bessere Erkenntniß handeln können. Nach Popularität muß aber die französische Regierung trachten, weil sie vor allen Dingen sich befestigen muß. Aus den Massen ist sie entstanden, dem allgemeinen Wahlrecht verdankt sie ihr Daseyn. Wenn sie ihrem Ursprunge untreu würde, müßte sie zu Grunde gehen.

Weder die Bourbonen noch die Orleans haben der Armee so nahe gestanden als der jetzige Hof. Schon der Name der neuen Herrscherrace hat seinen Zauber für den Soldatenstand. Nicht unter Louis Philippe, und noch weniger unter der Republik haben die Uniformen eine erträgliche Rolle gespielt. Wenn sie nicht Redner waren oder Häupter großer Factionen, blieben sie beinahe völlig unbemerkt. Man setzte sie sogar öffentlich zurück. Die Loge für die Armee in der Nationalversammlung lag in dem entferntesten Winkel der obersten Galerie, während die Nationalgarde beständig das verzärtelte Kind des Parlaments blieb. Wo die bewaffnete Bürgerwehr erschien, da entschied sie während der Unruhen durch ihr „moralisches Ansehen", wie man sich ausdrückte. Den Truppen sprach man diese calmirende Wirkung ab, man behandelte sie überhaupt wie ein nothwendiges aber schwer erträgliches Uebel. Der Staatsstreich vom 2 December war dagegen durch die Armee ausgeführt worden. Wäre er mißglückt, so hätte man ihn recht wohl als Militärrevolte betrachten und die Theilnehmer in diesem Sinne strafen können. So wie das Kaiserreich erklärt war, stiegen auch die Uniformen in ihrem politischen und gesellschaftlichen Werth. Der Hof der Tuillerien füllte sich mit dem Soldatenadel, den der erste Kaiser geschaffen. Generale gelangten zu einträglichen Aemtern, zu Pensionen und in den Senat. Sie gaben den Ton an,

[1] Das Gerücht, die Regierung wolle den Gemeinden das Präsentationsrecht zu den Bürgermeisterstellen nehmen, ist daher höchst glaubhaft.

nicht in der exclusiven Pariser Gesellschaft, wohl aber am Hof und in dem officiellem Frankreich.

Die Mannschaft wurde mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Man stiftete für sie Decorationen, man lieferte ihnen den Tabak wohlfeiler, man ließ sie während der großen Feldmanöver von ambulanten Bühnen erheitern. Die Gründung von Kaisergarden verstieß freilich gegen den reizbaren Egalitätssinn der Franzosen. Ueberhaupt lassen sich wohl Elitencorps nicht in Friedenszeiten schaffen. Regimenter, die einen Vorrang genießen sollen, müssen historische Ansprüche und große Traditionen besitzen. Statt dessen musterte man die Elitenmannschaft nach Grundsätzen aus, die etwa bei uns einem Corporal von musterhaftem Benehmen ein Aufrücken in die Gendarmerie, oder einen Conducteurposten auf den Staatseisenbahnen, oder die Stelle eines Gerichtsboten verschafft hätte. Das Napoleonische Glück hat jetzt aber die Gelegenheit geboten den Fehler wieder gut zu machen. Wenn die Truppen aus der Krim zurückkehren, wird man in ihnen genug Elemente finden, deren martialische Verdienste dem Elitencorps jene Soldatenwürde geben können, die ihm bisher abging.

Daß der orientalische Krieg — wenigstens im Augenblick — die Armee noch näher an die Dynastie fesselt, versteht sich von selbst. Man hatte zur Zeit der Decemberacte der Armee ein ungewöhnliches Avancement verheißen. Krieg bringt Epauletten, also ist jeder Krieg bei den Armeen populär. Die Napoleonische Dynastie fand unter der Erbschaft des Kaisers zwei Passiva: Waterloo und Moskau. Waterloo ist durch die englische Allianz theilweis eingelöst, denn der brittische Stolz hat die Beichte ablegen müssen, daß ohne französische Truppenhülfe die englische Streitmacht zu Angriffen auf russisches Gebiet ganz unzulänglich sey. Die Niederlage von 1812 ist zwar noch nicht gerächt, aber der Kaiser hat den Enkeln der erfrornen Armee wenigstens Gelegenheit gegeben, abermals auf eine Karte gegen Rußland zu setzen.

Es fragt sich aber ob Frankreich reich genug ist an Menschenkräften, um große festländische Kriege dauernd zu führen. Seit 1789 ist das Militärmaß dreimal herabgesetzt worden. Es betrug ehemals 5 Fuß 1 Zoll und im Jahre 1818 4 Fuß und nicht ganz 10 Zoll. Dieses Minimum hatte man 1830 um 3 Centimeter herabgesetzt, 1832 erhöhte man es aber wieder um 2 Centimeter. Von 1839 bis 1845 hätten von 73,000 Recruten 37,000 für untüchtig erklärt werden müssen, wenn man ihnen das Militärmaß von 1789 zugemuthet hätte. Von 1831—37 mußten 45½ und von 1839—45 sogar 50½ Procent der Militärpflichtigen als körperlich untüchtig oder unter dem Maße zurückgewiesen werden. Dieser Verfall der Race wird den Verheerungen der großen Feldzüge zugeschrieben, wo beinahe jedes Jahr der Krieg die edelste Portion der reifen Jugend verschlang, und nur der Abfall zur Fortpflanzung des Stammes in der Heimath zurückblieb. Es gibt Departements in Frankreich, welche jahraus jahrein das angesonnene Contingent nicht aufzubringen vermögen, und es sind dann die weiland deutschen Gebiete, Lothringen und das Elsaß, welche durch ihre überschüssige Mannsproduction die Schwäche der reinfranzösischen Gebiete decken müssen. Man hat vor kurzem verlauten lassen, die Seemächte hätten die Schweiz aufgefordert, ihre Neutralität zu Gunsten der Alliirten aufzugeben, oder mit andern Worten, Regimenter für den Kriegsdienst gegen Rußland anwerben zu lassen. Sollte sich dieses Gerücht beglaubigen, so wäre es vielleicht England, welches die schweizerischen Menschenkräfte anzumiethen gedächte. Es könnte aber auch Frankreich seyn, welches seine männliche Bevölkerung vor neuen Verwüstungen zu schonen Ursache hat.

Nächst der Armee ist der Klerus eine mächtige Stütze der Dynastie. In dem Namen Napoleon verehrt man den Schöpfer des Concordates und den Feind der revolutionären Intoleranz gegen die eidesweigernden Priester. Das jetzige Regierungssystem in Frankreich und der Klerus haben an der Universität, an dem profanen Gelehrtenstande einen gemeinsamen Feind. Was der erste Kaiser an einem Pius gesündigt, hat der dritte an einem andern Pius wieder gut gemacht. Der jetzige Kaiser ist pünktlich fromm, er versäumt, in Paris oder auf Reisen, keine Messe. Der Klerus aber ist Partei in den orientalischen Angelegenheiten und er ist durch und durch antirussisch, weil er lateinisch und nicht griechisch ist. Lateiner haben 1204 Konstantinopel zerstört, und ließen es 1453 in die Hände der Osmanen fallen, zum Theil aus Phlegma, zum Theil aber auch aus Gleichgültigkeit gegen die östliche Hälfte der Christenheit. Im Jahre 1828 schon finden wir den Klerus in großer Exaltation über den russisch-türkischen Krieg. Seitdem hat Rußland diesen Feind in der westlichen Christenheit fortwährend verwundet. In Polen wurde die griechische Kirche zur Staatskirche erhoben, es begannen die Verfolgungen der griechisch Uniten, die Katholiken verloren in Rußland das staatsrechtliche Gut der freien Religionsübung und sanken auf den Rang von Anhängern einer nur geduldeten Kirche herab. Es ist jetzt die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken geringer, als zwischen der westlichen und östlichen Kirche. Den Protestanten, wenn man die englische Hochkirche abrechnet, fehlt die hierarchische Organisation: sie machen keinen Anspruch auf eine Universalherrschaft ihres Priesterstandes. So wie die Russen aber ihre erste Messe in der byzantinischen Sophienkirche halten, dann gäbe es ein östliches und westliches Papat, zwei Universalkirchen und zwei Kirchenhäupter. Der orientalische Streit begann mit einem Proceß über einen Kirchenschlüssel, und er wird bis zu seinem Ende seinen religiösen Geschmack beibehalten. Man wird sich erinnern daß die diplomatischen Acten, vom Einzug des Fürsten Menschikoff bis zur Kriegserklärung der Pforte, sich rein nur um Einen Punkt drehten, daß nämlich der Sultan das christliche Protectorat dem Kaiser Nikolaus in einer synallaktischen Form übertragen sollte. Welches war aber der praktische Unterschied zwischen dem ehemaligen Zustande und der postulirten Neuerung?

Offenbar der, daß früher die russische Regierung nur das vorausgegangenen Beschwerden der griechischen Unterthanen hätte vermitteln können. Fand sich nun die Pforte mit dem Patriarchen von Konstantinopel ab, so wurden solche Beschwerden nie laut. Man weiß aber daß der jetzige Patriarch ein Günstling und ein Vertrauter des Lord Redcliffe war und noch ist. Mit dem griechischen Klerus war also zu leben, wie er denn auch in geschnörkelten Adressen dem Sultan für seine beglückende Herrschaft gedankt hat. So wie das Protectorat ein Recht aus einem Vertrag wurde, dann „führten die Herrschaft Wachs und Leder", und deßhalb forderte der russische Pedant etwas „Geschriebenes." Rußland konnte sich dann jederzeit kraft seines Amtes bei der Pforte beschweren, und

die orientalische Hierarchie stand kraft jenes Synallagma's unter der weltlichen Veglei eines fremden Souveräns.

Was endlich die Finanzen Frankreichs betrifft, so sollte man sich hüten, sie allzukläglich darzustellen. Fortwährend wird behauptet, die Regierung bringe namenlose Geldopfer um den Börsenwerth der Rente künstlich zu erhöhen. Das läßt sich an Einem Börsentag ausführen, wenn man recht viel Geld in die Taschen der Speculanten wegzuwerfen hat, aber die blühendsten Finanzen würden durch Repetitionen solcher Palliative in Monaten erschöpft werden. Jeder der etwas von Finanzsachen versteht, kennt recht gut die engen Gränzen und die Kostspieligkeit künstlicher Exaltationen der Börse. Der beste Beweis übrigens, daß solche Mittel überflüssig sind, war das letzte Anlehen, auf welches statt 250 Mill. 400 Mill. gezeichnet worden. Das beurkundet ein ungewöhnliches Zutrauen auf die Zustände und die handelnden Personen. Credit aber läßt sich nicht künstlich erzeugen, er läßt sich auch nicht durch böswillige oder oberflächliche Behauptungen zerstören.

Unter Napoleon I erreichte die 5procentige Rente ihren höchsten Stand im August 1807 nämlich 93½. Unter der Restauration war die 5proc. Rente im März 1825 bis auf 106¼ gestiegen. Höher hatte sie noch nie gestanden. Im Jahre 1840 hatte sich die Rente von ihrer tiefen Entwerthung in den dreißiger Jahren bis auf 119½ erhoben. Nach dem Bekanntwerden der Quadrupelallianz fielen aber die 5procentigen auf 100 und die 3procentigen auf 66. Wenn nun jetzt nach dem mißglückten ersten Anfall auf Sebastopol, während einer drohenden Katastrophe in der Krim, nach einem neunmonatlichen Kriege und beim Herannahen eines neuen Anlehens in den letzten Tagen die 3procentige zwischen 70 und 73 oscillirt hat, so wird das jedem Sachverständigen als Beweis genügen, daß der Credit des jetzigen Regimentes in Frankreich im Vergleich zur Situation des Staates ein ungewöhnlich, wenn man will, ein unverdient hoher ist.

Die Lebensdauer einer französischen Regierung läßt sich nicht aus den Lineamenten ihrer Hand lesen; denn ein Factor bleibt immer unberechenbar, die Veränderlichkeit des französischen Naturells. In Frankreich beobachten wir jetzt die Wirkungen eines Regierungssystems, wie es Demagogen und Demokraten diesseits des Rheines herbeigewünscht. Die napoleonische Regierung ist populär im trivialsten Sinne des Wortes. Sie ist ein Product des allgemeinen Wahlrechtes, sie stützt sich auf die Massen und läßt ihnen wie Kindern den Willen, auch wo er schädliches begehrt. Sie hat gewissermaßen die Aufgabe, gerade so sich zu betragen, weil eine junge Dynastie weder auf Erbrechte noch auf den Zauber des Altehrwürdigen zu bauen hat. Es ist nicht unseres Amtes ein sittenrichterliches Urtheil über solche Zustände laut werden zu lassen, und wir begnügen uns nur mit der Warnung, diese Regierung für allzu hinfällig zu halten. Sie ist im Gegentheil in der Blüthe ihrer Macht; es schweigt die Presse, es schweigt die Tribüne, es schweigt der Lehrstuhl, von der Kanzel aber, die nie zum Schweigen gebracht werden kann, fließen Honigworte. Der Abbé Sieyes hatte vom dritten Stande gesagt, er sey der Staat selbst. Der dritte Stand hat wirklich von 1815 bis 1848 an dieses Dogma geglaubt, er hat das C'est moi! Ludwigs XIV in das Bürgerliche übersetzt. Jetzt hat er einer Dynastie weichen müssen, die von der Nation aus Haß gegen die wohlhabenden Stände erkoren, rücksichtslos im Sinne ihrer Geburtsrechte das Scepter führt. Und wer in Frankreich darf jetzt sagen: Ich bin der Staat?

Die Massen.

Zur Kenntniß der Natur- und Culturzustände in der Krim.

Am Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts ward der taurische Chersones von einsichtsvollen abendländischen Reisenden mehrfach durchforscht: so von Pallas, Clarke und v. Reuilly, welche diesem Lande mehr Gerechtigkeit widerfahren ließen als seiner Zeit Strabo, der die Südküste als rauh, felsig und den Nordwinden ausgesetzt schildert. Diese Männer theilten die Krim in eine Region der Berge und eine Region der Steppen. Die durch letztere Benennung bezeichnete große grasreiche Ebene bildet den beträchtlichsten Theil dieser Abtheilung der Halbinsel, d. h. vier Fünftheile ihrer Oberfläche, und durch die Landenge von Perekop steht sie in Verbindung mit der unermeßlichen Continentalwüste derselben Beschaffenheit. Diese grüne baumlose Wüste, die ganz geschaffen ist um den Touristen und den Freund malerischer Gegenden in Verzweiflung zu bringen, verdient in anderer Beziehung Aufmerksamkeit und Interesse. Die tiefe Pflanzenerde, woraus sie überall besteht, zeigt eine außerordentliche Fruchtbarkeit, die man bloß mit dem rohesten eisernen Haken, euphemistisch Pflugschar genannt, aufzukratzen braucht, um, ohne den mindesten Dünger, manchmal sogar ohne Regen, eine zwanzigfache Ernte heimzubringen. Dessenungeachtet trifft man in der Steppe selten Spuren eines Anbaues oder selbst einer Wohnung. „Die Tartaren und die Griechen, schrieb Clarke im Jahr 1809, wollen nicht arbeiten aus Furcht vor Beraubung durch die Russen, und die Russen sind zu faul um auf die Vortheile der Industrie zu speculiren." Während des Frühlings und der ersten Sommermonate bedeckt hohes und dichtes Gras, voll wilder Blumen, Eidechsen und Ratten, den so reichen und unerschöpflichen Boden, so daß inmitten dieser natürlichen Weiden noch eine Art Riesenmöhre, deren Wurzel zweimal die Dicke eines Mannsarmes hat, und die schöne gelbe Rosenpappel wächst, welche einen acht bis zehn Fuß langen Stiel treibt.

Solcher Art ist die Nordregion der Krim, einen ganz andern Charakter aber trägt die Region des Südens. Wenn man die monotone Steppe, vom goldenen Thore Perekops an, 80 bis 84 Meilen durchwandert hat, wird der Reisende von freudigem Staunen ergriffen, wenn er, inmitten eines einförmigen Horizonts und einer langen dunkelgrünen Ebene, welche nur durch die osmanischen Gräber einige Abwechselung erhält, eine zwar nicht sehr hohe, aber ebenso malerische Landschaft entdeckt wie die schweizerischen und tyrolischen Alpen. Die Berge der Krim bilden auf der Südküste der Halbinsel einen abschüssigen, mit wenigen Ausnahmen ganz aus Kalk-

gestein bestehenden Wall: im Norden dagegen sind sie von neuerer Formation und bieten einen minder wilden Anblick dar. „Die ältesten und höchsten Gipfel, sagt Pallas, erstrecken sich von Balaklava bis in die Umgegend von Theodosia oder Kaffa, auf eine Entfernung von 150 Wersten; sie haben indeß ungleiche Höhe, die, bedeutender im Mittelpunkt der Gebirge, gegen die obenerwähnten Orte allmählich abnimmt. Dem allgemeinen Ansehen nach bestehen sie im Süden aus hohen abgeböschten Berggraten und felsichten Terrassen, die sich aber in minder steile Abhänge nach den mehr nördlich gelegenen Punkten hin verlaufen. „Der Mittelpunkt dieser alten Gebirgskette ist der Tschatyr-Dagh, die Trapeza des Strabo — ein eigenthümlicher Berg, dessen Gipfel die höchste Spitze der Halbinsel bildet. Seine positive Höhe wird zwar von Pallas auf nicht mehr als zwölfhundert Fuß über der Meeresfläche geschätzt: allein sein classischer Name möchte zur Genüge gerechtfertigt seyn durch das entscheidende Zeugniß seiner eigenthümlichen Form. Indessen sind diejenigen, welche seine Gestalt gesehen, keineswegs vollständig einig darüber, mit welchem Gegenstand er eigentlich Aehnlichkeit besitze; immerhin aber haben sie ihren Nationalgeschmack scharfsinnig an den Tag gelegt durch die Namen, welche sie dem Berge gegeben. Die Griechen nannten ihn Tafelberg, die Tartaren Zeltberg, die Kosaken Sattelberg, und ein Engländer zu Sebastopol sagte zu einem meiner Freunde, seiner Ansicht nach gleiche er einer Ochsenzunge.“ Von diesem Widerstandsstück, das, hoch und abgesondert, eine erhabene Stellung im Centrum einnimmt, spaltet sich die Gebirgskette gabelförmig in zwei Hauptabtheilungen in nordöstlicher und in südwestlicher Richtung, deren jede so ziemlich den Gestaden des schwarzen Meeres folgt, und an Höhe wie an Schönheit abnimmt, je mehr sie sich ihrem Ende nähert.

Hier also, auf dem südöstlichen Abhang dieser Berge, die sich wie zwei Flügel rechts und links vom Tschatyr-Dagh erstrecken, bilden sich alle diese herrlichen Felsen, natürlichen Terrassen und geschützten Thäler, welche, nach dem Euxin herabsteigend und ihre Pflanzenfülle im Sonnenlicht ausbreitend, die Schönheit der so gerühmten Landschaft der Krim ausmachen. Im Klima dieses kleinen Eden findet man, selbst inmitten der Felsen, die reichsten Pflanzenerzeugnisse der Provence und Italiens, die Trauben, Oliven, Feigen und Granaten rc. wieder; der schwarzbeerige Maulbeerbaum erreicht dort eine in andern Ländern nicht gekannte Höhe; der Stamm des Lorbeerbaums hat nicht weniger als dreizehn Fuß im Umfang, und ein einziger Nußbaum gibt im mittlern Jahres-Durchschnitt eine Ernte von 40,000 Nüssen; die Aepfel in der Krim sind ihren normannischen Brüdern nicht minder ebenbürtig, und man sieht sie auf den Nachtischen der Petersburger Tafeln prunken; die Gesträuche und Pflanzen, welche die englischen und französischen Gärtner mit größter Sorgfalt ziehen, wachsen hier in freier Luft. Unter den vornehmsten Bäumen, womit die Berge besetzt sind, bemerkt man neben den Eichen und Ulmen unserer Wälder zwei Sumach-Arten (Rhus cotinus und Rhus coriara), die Mispel, die Cornelkirsche und die Terebinthe. Unter den Felsen von Criu-Metopon gedeiht die Seetanne, und auf der Küste, zwischen Sudak und Aluschta, der Cederwachholder; die Portulak-Erdbeere mischt sich unter das Niederholz des Vorgebirgs Ayundagh; zwischen dem Vorgebirge und der Stadt prangt mehr als Eine Stelle mit den gelben Blumen der Colutea arborescens und den rothen Beeren des Pyracantha. Zahlreiche Schafe weiden in demjenigen Theile der taurischen Halbinsel, wo die Steppe beginnt, und während der schönen Jahreszeit hält der tartarische Hirte es für sein höchstes Glück sie hinaus auf die Weide zu treiben, wie dereinst die Erzväter es gethan. Die Lämmer, welche den berühmten grauen Flanell liefern, gedeihen nur bei Kosloff und Kertsch. Man hat übrigens, jedoch nicht mit sonderlichem Erfolg, auch eine Anzahl Merinos eingeführt, und man trifft in der Krim überhaupt fast nur das breitschwänzige orientalische Schaf. Während der Sommermonate nähren sich diese Heerden von der Fülle des Grases auf den Weideplätzen der Ebene; bei Annäherung des Winters aber muß man sie, wo möglich, auf die Berge führen, um sie gegen jene häufigen Schneeorkane zu schützen, welche bei den Tartaren den Namen Metels führen. Wirklich befällt instinctmäßig eine Art Schrecken die Heerde, sobald das erste Pfeifen dieser wohlbekannten Winde vernommen wird, und oft verliert sie sich, vom Ungestüm ihrer Flucht dahingerissen, in den Löchern der Steppe oder selbst im Meer. Degonsoff erzählt, daß während eines Metel, der vier Tage dauerte, im Jahre 1812 sechzigtausend Schafe auf diese Art sich in Ein Aestuarium in den Dniepr-Mündungen stürzten. Solche Krisen ertragen die Ziegen, welche gewöhnlich unter den Schafen weiden, mit größerem Muth als diese; schon manchmal haben sie die Heerde im Augenblick der Gefahr durch ihre glückliche Führerschaft gerettet.

Obschon in einiger Beziehung den schönsten Theilen Rumeliens und Morea's gleichend, weicht die Landschaft der taurischen Küste von der der griechischen Halbinsel besonders durch die geschlossenern, aber auch lieblicheren Gränzen ihres bewohn- und bebaubaren Bodens ab. Nichts erinnert an die weiten Ebenen der Gestade des ägeischen Meeres, die manchmal allerdings reiche Ernten gewähren, öfter aber nur mit vertrockneten Disteln und Gräsern bedeckt sind; die minder flachen, beschränkteren Ebenen der Krim, welche mehr den Charakter breiter Schluchten haben, bieten auch die Schätze einer schönen Cultur, Gärten, Weinberge und Obstgüter, und das Grün erfreut dort das Auge während der höchsten Sommermonate. Bald sind, wie zu Parthenit, die niedrigen Häuser der Tartaren völlig unter den breiten Aesten der Nußbäume verborgen; bald werden sie durch die Kirschbäume und Rebstöcke minder vollkommen verdeckt, und einige stehen im Schutze italienischer Pappelgruppen, die von den Genuesen gepflanzt worden seyn sollen, als sie, im 13ten Jahrhundert durch ihren Handelsgeist in die Krim geführt, daselbst die Colonie Kaffa auf dem alten Boden Theodosia's gründeten. Alle diese von einem üppigen Pflanzenwuchs umwucherten Wohnungen stehen in schroffem Gegensatz zu den Felsen und holzbewachsenen Bergrücken, welche auf drei Seiten ihnen als imposante Umwallungen dienen. Mrs. Holderneß gibt unter diesen Thälern den paradiesischen Lagen von Lambat, Alupka und Nikita den Vorzug. Lambat verdankt seinen Hauptreiz der Krümmung seiner kleinen Bucht und dem Cap Ayundagh. Das Dorf Alupka hat einen erhabenen Hintergrund in den senkrecht aufsteigenden Felsen des Criu-Metopon, und Nikita erhöht die natürliche Pracht seiner geschützten Terrassen durch eine von der russischen Regierung gegründete große Obstbaumschule. Vor Mrs. Holderneß haben die HH. v. Reuilly und Dr. Clarke diese reizenden Gestade, an denen sie noch die Thäler Simeruş, Yalta und Alusta aufführen, begeistert bewundert, und Dr. Clarke dehnt diese seine Bewunderung

auf die ganze Küste aus. „Wenn noch ein Paradies auf Erden besteht, sagt er, kann man sich kein angenehmeres denken als den Bezirk, der sich von Kutschukoy nach Sudak längs der Südküste der Krim erstreckt. Geschützt durch einen Kreis von Alpengipfeln gegen die kalten Winde, nur bloßgestellt den Brisen des Südens, erfreuen sich die Bewohner eines Klima's und einer Lage, die einzig in ihrer Art sind: Bäche Wassers, rein wie Krystall, bewässern Jahr aus Jahr ein ihre Gärten, in denen alle in Europa beliebten Obstarten, so wie andere minder bekannte in Vollkommenheit zur Reife gedeihen. Hier gibt es keine ungesunden Ausdünstungen, keinen Eiswind, keine giftigen Insecten, keine todbringenden Reptilien, keine feindlich gesinnten Nachbarn .... Das Leben in diesem glücklichen Himmelsstrich gleicht dem im goldenen Zeitalter der Menschheit. Der Boden, einem Gewächshause ähnlich, erzeugt von freien Stücken eine solche Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Körnern, daß die Arbeit nur noch eine unterhaltende Uebung ist. Das Füllhorn der Göttin der griechischen Mythologie ist auf alle Tische ausgeleert. Die Ruhe, der man sich so gern überläßt, wird nicht durch Menschen, nicht durch den Himmel, nicht durch die Erde getrübt; der unschuldige Donner erdröhnt vergebens unter den Felsen über unsern Häuptern, und die Woge verbraust im harmonischen Geplätscher an der Küste."

Wie lieblich diese Schilderung indeß auch klingt, und wie verlockend sie seyn mag, so findet sich doch auch hiezu eine Kehrseite, und sind dem Menschen seiner Gesundheit halber einige Vorsichtsmaßregeln nothwendig. „Die Fieber, sagt Dr. Clarke, sind den Sommer über auf der ganzen Halbinsel so gewöhnlich, daß man ihnen nur schwer entgehen kann. Wenn man Wasser trinkt nachdem man Obst gegessen, so folgt ein Fieber; wenn man Milch trinkt oder Butter oder Eier ißt — ein Fieber; wenn man während der brennenden Hitze des Tages sich angemessen zu kleiden verabsäumt — ein Fieber; wenn man das köstliche Fächeln der Abendlüfte genießen will — ein Fieber; kurz das Klima ist für die Fremden so gefährlich daß Rußland die Krim als einen Friedhof betrachten kann für die mit Behauptung dieses Landstrichs betrauten Truppen. Anders verhält es sich mit den einheimischen Bewohnern, den Tartaren. Die Vorsichtsmaßregeln, die sie anwenden, und eine lange Erfahrung begründen ihre Sicherheit. Bei der leisesten Veränderung der Jahreszeit hüllen sie sich in Schafpelze und bedecken sich mit dichten Filzen, während sie um ihre Köpfe eine Menge Tuchbinden wickeln oder wollene Doppelmützen tragen."

Ausbreitung der Steinkohlenlager an den Küsten der Weltmeere.

Längs der Westküsten Amerika's finden sich Steinkohlen an mehreren Orten, in Chili und Peru, bis hinauf nach Vancouver's Eiland im Norden. Die Lota Coal Mining Company von Chili hat mit der „Gesellschaft für Dampfschifffahrt im stillen Meer" und einer andern nach dem Isthmus segelnden Dampferlinie einen Vertrag zur Versorgung ihrer Schiffe mit Steinkohlen abgeschlossen. An den Küsten des nördlichen stillen Meeres gibt es Steinkohlenlager, die wahrscheinlich ungemein werthvoll sind. In Bellingham-Bay, im Territorium Washington, findet sich eine Ader von sechszehn Fuß Tiefe und einer Ausdehnung von 45 Grad. Die Ader stößt an die Bay, und nimmt von der Küste aus eine nordöstliche Richtung. Das Kohlenbett ist vierzig Fuß über dem Hochwasserstand. Hundert Tonnen dieser auf den Markt von San Francisco gebrachten Kohlen galten fast einen Dollar mehr als der höchste Marktpreis. Die Ader liegt etwa eine Viertelmeile vom Tiefwasser, und anderthalb Segeltagfahrten von der Mündung der Meerenge von San Juan de Fuca. Eine kleine Quantität chilenischer Kohle, 473 Tonnen, ward im letzten Jahr nach San Francisco gebracht, und zweifelsohne wird heuer der Vorrath aus Chili daselbst beträchtlicher seyn. Von Vancouver's Eiland wurden 1492 Tonnen eingeführt, und die Gesammtmasse der nach Californien gebrachten Kohlen betrug 82,000 Tonnen. Allen Anzeichen nach scheinen die Steinkohlen höchst wahrscheinlich im ganzen nordöstlichen Theile von Vancouver's Eiland in Fülle vorhanden zu seyn, d. h. von Chestakus, unter 50 Grad 39 Minuten nördlicher Breite, bis nach Cap Scott, am nördlichen Ende der Insel. Die Hauptmine, deren Bett sich über die Oberfläche erhebt, liegt in M'Neils Harbour, unter 50° 39' der Breite und 127° 10' westlicher Länge. Die Kohle brennt, wenn sie einem starken Zug im Ofen des Dampfers ausgesetzt ist, vortrefflich. M'Neils Harbour bietet einen ausgezeichneten, zwölf bis fünfzehn Faden tiefen Ankergrund, ganz nahe an der Küste.

Auf der Ostseite des Meerbusens von Bengalen finden wir Steinkohlen am großen Tenasserim-Fluß, ungefähr 67 (engl.) Meilen vom Hafen von Mergui. Allein dieses Kohlenfeld ist unbedeutend. Ein zweites, das oberhalb der Fälle des großen Tenasserim vorkommt, besteht aus einem sechszehn Fuß tiefen Bett Kropfkohle (crop coal), welches, nachdem es auf eine gewisse Ausdehnung hin bearbeitet worden, wieder liegen gelassen wurde, weil die Kohle keine sonderlich gute war. Das dritte Lager, am Thian Tschan, oder großen Arm des kleinen Tenasserim-Flusses, ist entschieden das bedeutendste Steinkohlenfeld, sowohl hinsichtlich seiner Ausdehnung und Lage, als wegen der ausgezeichneten Beschaffenheit der Kohle. Man glaubte anfänglich, es liege jenseits der Gränzgebirgskette, allein dieß ist nicht der Fall, so daß nichts im Wege steht um dieses Lager zum wichtigsten in Indien zu machen. Ein viertes Steinkohlenfeld befindet sich in der Provinz Tenasserim, am Lenhi-Fluß, das, wie es scheint, noch nicht vermessen worden ist. Die Regierung von Bombay hat bis jetzt die Berichte über Steinkohlen im Nerbudda-Thal, die sie in Händen hat, noch nicht zur öffentlichen Kunde gebracht. Ferner finden sich Mineralkohlen in größerer oder geringerer Ausdehnung in all den Gebirgsketten, welche die große chinesische Ebene umschließen. Die ältesten bearbeiteten Lager liegen in den mittleren und südlichen Theilen des chinesischen Reichs. Diese Kohlenlager erstrecken sich von Korea bis nach Siam, und ihr Werth für die Handelswelt überhaupt ist fast unschätzbar. Auch in Japan und auf andern Inseln der chinesischen Meere gibt es Steinkohlen. Ein Handelshaus in Singapor hat mit dem Sultan

von Indragiri einen Vertrag zur Ausbeutung der Steinkohlengruben an der Küste von Sumatra abgeschlossen. Der König von Ava hat kürzlich einige Steinkohlenproben an den brittischen Commissär in Rangun gesendet, und wenn sich Steinkohlen in der Nähe des Irawaddy bekommen lassen, so wird dieß den englischen Dampfern in diesen Weltgegenden zu großem Nutzen gereichen. Die Kohle von Borneo und Labuan wird hauptsächlich in China und Singapor verbraucht: die Sylhet-Kohle genügt nicht, und die von Burdwan scheint im Verhältniß zu ihrer Dampferzeugungskraft einen zu großen Raum in Anspruch zu nehmen. Die Steinkohlengruben von Burdwan und Labuan glauben wir als überreichliches Feuerungsmaterial im Osten betrachten zu dürfen. Die Fähigkeit der Gruben Burdwans zur Lieferung guter und wohlfeiler Steinkohlen wird sich bald durch die bengalische Eisenbahn erweisen; die Gruben von Labuan haben diesen Beweis bereits abgelegt. Die Kohlen sind von vortrefflicher Beschaffenheit, und liegen so nahe am Meer daß sie von der Grube aus unmittelbar an Bord der Schiffe gebracht werden können.

Eine australische Ackerbaugesellschaft ist im Besitz eines werthvollen Kohlenfeldes am Südeingang eines vortrefflichen Hafens, genannt Port Hunter, in Neu-Süd-Wallis. Im Jahr 1836 belief sich der Gesammtbetrag der in dieser Colonie zu Tag geförderten Kohlen auf 12,646 Tonnen, die sich im Jahr 1851 bis auf 67,000 Tonnen vermehrt hatten, wovon 45,642 Tonnen auf dem Grundeigenthum der australischen Ackerbaugesellschaft zu Tage befördert wurden. Der hohe Arbeitslohn hat indeß der fortschreitenden Vermehrung der Kohlenproduction in Neu-Süd-Wallis Einhalt gethan. Die Gesammtfläche dieses großen australischen Kohlenfeldes kann nicht weniger als 16,000 (engl. oder etwa 640 deutsche) Quadratmeilen umfassen; vieles hievon liegt natürlich in zu großer Tiefe, als daß eine vortheilhafte Ausbeutung möglich wäre; allein in Newcastle und an den Ufern des Hunter-River liegt die Kohle in 4 bis 10 Fuß dicken Schichten zu Tage. In Südaustralien scheint die geologische Formation am Gambierberg mit Sicherheit anzudeuten, daß sich in diesem Bezirk, wenn die erforderlichen Arbeiten gehörig geleitet werden, Steinkohlen in Fülle finden lassen. Ebenso dürften sie in beträchtlicher Menge in König Georgs Sund in Westaustralien vorkommen. Sie sollen einen Raum von 30 (engl., 6 deutsche) Meilen bedecken, und in Doubtful-Island-Bay beginnen, das ganz nahe an der Küste liegt und einen guten Ankerplatz für kleine Schiffe hat. Auch am Preston-Fluß in dieser Colonie gibt es ein Steinkohlenlager. Ein schönes Feld findet sich im Norden, unter 28° 57′ südl. Br. und 113° 30′ östl. Länge. Die Grube ist 55 (engl.) Meilen von Champion-Bay, und liegt in 28° 47′ südl. Br., 42 engl. Meilen von der Mündung des Irwin und etwa 200 engl. Meilen nördlich von Perth.

In der Colonie Victoria sind Steinkohlenadern von ausgezeichneter Beschaffenheit an vielen Orten gefunden worden, in Western Port, Gipps' Land, Moonlight, Head Coast und andern Plätzen. Auch ist ein Feld vorhanden, das sich von den Barrabul-Bergen bis nach Cap Otway erstreckt, und vieles mit dem von Western Port gemein hat. In diesen beiden Feldern sind die einzigen Kohlenschichten von bearbeitbarer Dicke an der Seeküste zwischen Hoch- und Niederwasserstand gefunden worden. Die Stelle, wo die Kohle zu Tage bricht, an der Cap-Otway-Küste, liegt etwa vier (engl.) Meilen von Loutit-Bay, und hat in dieser Beziehung, der Nähe des Hafens wegen, einen großen Vorzug vor Western Port. Auch am Cap Patterson hat man neuerlich Steinkohlen entdeckt, etwa 150 (engl.) Meilen von Melbourne, an der Südostküste.

In Van Diemen's Land sind mehrere Steinkohlenfelder vorhanden, das hauptsächlichste aber ist in Port Arthur. In Neu-Seeland hat der Unternehmungsgeist in jüngster Zeit eine große Thätigkeit in Kohlengruben entwickelt — einige Bedeutung hat jetzt der Umstand, daß daselbst drei oder vier Dampfer regelmäßige Fahrten zwischen diesen Inseln und den australischen Häfen eingeführt haben. In dem Motupipi-Kohlenfeld nimmt die Güte des Brennstoffes mit der fortschreitenden Ausbeutung der einzelnen Schichten zu. Die Kohle ist ziemlich schwefelhaltig, brennt rasch und läßt viel Asche zurück, ist aber für Dampfschiffe sehr brauchbar, wenn man sie mit einer gleichen Menge englischer Kohle mischt. In Pahawan können Küstenfahrer Kohlen laden, wenn sie nicht mehr als fünf Fuß Wasser ziehen, Schiffe von 200 Tonnen aber und mehr müssen weiter seewärts (in der „Offing", wie die Schiffersprache lautet) laden, wo sie einen guten Ankerplatz haben, oder auf den Tata-Inseln, wo ein guter Hafen ist.

Fünfzig Meilen nördlich von Port St. Vincent, in Neu-Caledonien, gibt es nach Aussage der Eingebornen ebenfalls eine Kohlenmine, aus welcher sie herrliche Proben auf die Schiffe gebracht haben. Auf der atlantischen Seite haben wir ein großes Kohlenfeld bei Pictou, in Neu-Schottland; es soll ungefähr 100 (engl., 4 deutsche) Quadratmeilen im Umfang haben, und in der Mächtigkeit von einem bis zu sechsunddreißig Fuß schwanken. In diesem Hafen, so wie in Sydney, Cap Breton, wird der Kohlenhandel, in Folge des mit den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Gegenseitigkeitsvertrags, sehr beträchtlich zunehmen; schon jetzt kann der Begehr aus Mangel an Arbeitskräften kaum befriedigt werden, und manche Schiffe müssen wochenlang warten bis sie laden können. Auf Cuba scheint es gleichfalls nicht an Kohlen zu fehlen; Anzeichen davon fanden sich auch auf der patagonischen Küste, und in der Cap-Colonie und Port Natal hat man werthvolle Lager dieses Minerals entdeckt.

Es kann gewiß nur zu großer Befriedigung gereichen, wenn man erfährt, daß — trotz des vermehrten Begehrs und Verbrauchs für die Gasanstalten in allen fremden Hauptstädten, für die Handelszwecke zu Land und zur See, so wie für den Betrieb der Fabriken und die Beheizung — mit den Fortschritten der Wissenschaft, und der Erdkunde insbesondere, auch immer neue Steinkohlenlager aufgefunden werden, um den erhöhten Bedürfnissen der Welt, sey es für Schmelzöfen, für den Dampfmaschinenbau, für den Verkehr auf den Weltmeeren, oder für andere Zwecke der Menschheit ein Genüge zu leisten.

Island,
ein Natur- und Volksgemälde.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits im Vorhergehenden bei mehrern Gelegenheiten der großen Lavastrecken und Anhäufungen vulcanischer Asche erwähnt, und es ist auch nicht gut möglich, von Island zu sprechen, ohne dabei zu verweilen; denn die ganze Insel ist, so zu sagen, vulcanischen Ursprungs, d. h., sie ist sammt ihren riesengroßen Bergen dadurch entstanden, daß der Feuerstrom im Innern der Erde seine feste Rinde durchbrochen und mitten im Meere einen ungeheuern Schlackenhaufen aus seinem Schmelzofen ausgeworfen hat. Diese vulcanische Thätigkeit dauert noch fort, und die zahlreichen feuerspeienden Berge, die sich vom Hekla bis zum Krabla hinziehen, haben abwechselnd ungeheure Lavaströme und Aschenhaufen über die ganze Insel ausgeströmt. Man muß oft tagelang an solchen Lavaströmen hin, deren Farbe bisweilen röthlich oder bläulich ist; im allgemeinen bilden sie jedoch eine kohlschwarze Masse; es ist oft sehr gefährlich sie zu besuchen, denn der Stein ist durch die rasche Abkühlung so spröde geworden, daß häufig große Stücke losbrechen, wenn man den Fuß darauf setzt oder mit der Hand darnach greift. Die Oberfläche hat große Aehnlichkeit mit einem Eisfelsen; spitze Felsenstücke stehen überall schroff empor, da und dort sieht man tiefe Höhlen mit herabhängenden Tropfsteingebilden, oder tiefe Risse, wo man oft das Wasser darüberrieseln hört; denn die Lava ist so porös, daß die Wasserdünste hindurchsickern und erst später sich auf dem Boden sammeln. Indessen ist es nur die innere Lava, welche ein so weißes Aussehen hat. Die ältere ist an manchen Orten mit dem herrlichsten Gras oder Moor bedeckt. Im übrigen gewahrt man überall Scenen der Verwüstungen des Feuerstroms und die Ueberreste alter Feldeinzäunungen stehen an einzelnen Orten als Zeichen verschwundener Fruchtbarkeit; da wo aber der Strom hindurchgedrungen, da ist augenblicklich jede Spur von Menschenleben verschwunden, und nur da und dort zeigt die röthlichere Farbe der Lava, daß seiner Zeit hier ein Gehöft gelegen. Bisweilen setzt der Sturm die schwarze, vulcanische Asche in Bewegung und erfüllt die Luft damit: die Sonne hat dann einen matten, röthlichen Glanz, das Athmen wird beschwerlich, die Augen schmerzen und der feine Staub dringt überall in die Menschenwohnungen, deckt die Feuer zu, verdirbt die Lebensmittel, und findet sogar den Weg in die verborgensten Schlupfwinkel, während die Thiere unruhig hin und wieder laufen, da sie das mit Asche vermischte Gras nicht zu fressen vermögen. Im Jahre 1845 fand der letzte bedeutende Vulcanausbruch statt. Es war der Hekla gegen Südwest, der nach 79 Jahren wieder von sich hören ließ, — jener merkwürdige Berg, welcher unter dem Namen Heckenfels in unsern Volkssagen bekannt ist, und der mehrere Meilen im Umkreis eine ungeheure Lavawüste umfaßt. Am 1 September hörte man Vormittags dumpfes Krachen, wie wenn im Winter die Brandungen des Meeres sich gegen die Klippen werfen, zugleich verspürte man ein leichtes Erdbeben; aber der Ton kam von den Bergen im Innern, und man betrachtete ihn anfangs für den Vorboten eines Sturmes. Das Getöse wurde heftiger und häufiger, betäubende Donnerschläge ließen sich in geringen Zwischenräumen hören, es wurde stockfinster, regnete Schutt und Asche, und man war nicht länger im Zweifel was dieses ungewöhnliche Getöse zu bedeuten habe. Der Tiersaa schwoll von dem zerschmolzenen Schnee der Heklaspitze an und führte große Massen Asche mit sich; sein sonst so klares Wasser sah wie Schlamm aus, und war so heiß daß man die Hand nicht hineinhalten konnte. Als die Dunkelheit sich endlich verzog, sah man eine beinahe kohlschwarze Aschensäule, die sich von der Oeffnung der Bergspitze mehrere tausend Fuß hoch erhob; flüchtige Blitze beleuchteten dann und wann die dunkle Wolke und große Steine wurden mit furchtbarer Gewalt aus dem Schlunde hervorgeschleudert. Da barst des Berges Seite mit donnerndem Krachen und ein Strom glühender Lava ergoß sich aus der Oeffnung. Bei Tag brannte sie wie schwefelgelbe Lohe, die jedoch selten sichtbar war, da ein dichter, schwarzer Rauch das Ganze einhüllte, bei Nacht jedoch war sie glühend roth und färbte mit ihrem Flammenschimmer den Horizont. Man konnte der Strömung ganz nahe kommen, da der Rand abgekühlt war und sich mit der fließenden Masse zu einer Höhe von 30 Ellen erhob. Der Strom floß sehr langsam dahin, nur 25 Ellen in der Stunde, die Oberfläche war gleichsam etwas erhärtet, bisweilen jedoch durchbrach die Strömung die schwache Decke und man sah die großen Steinmassen dahinschwimmen; glühende Felsstücke fielen da und dort an den Seiten herab, und steckte man eine Eisenstange in die Spalten, die überall am Rande zum Vorschein kamen, so wurde sie augenblicklich roth glühend. Indessen donnerte es noch immer im Innern des Berges, es war die Lava die in dem unermeßlichen Kessel kochte; die Blasen erstarrten während sie aufschwellen und wurden als große Steine über die Bergfläche geschleudert, dennoch aber waren sie so leicht, daß man sie oft auf dem Wasser schwimmen sah und so spröd, daß sie auseinanderfielen wenn man sie nur berührte: im Innern waren sie voll kleiner Blasen und lösten sich später in Staub und Asche auf. Indessen war das Vieh in großen Haufen von den Grasplätzen auf den Bergen zurückgekehrt, und namentlich die Schafe waren von Brandwunden übel zugerichtet; man sah Kühe und Pferde das Gras an den Erdwällen, welche die Außenmauern der isländischen Bauernhäuser bilden, gierig abnagen, da das Gras auf dem Felde überall von Asche bedeckt war; an manchen Orten hatte sich die Asche so angehäuft, daß fruchtbare Strecken für eine Reihe von Jahren verloren gingen. Ueber sechs Monate dauerten die Ausbrüche des Vulcans, bis er endlich seine Kraft verlor und wieder ruhig wurde; aber höchst merkwürdig ist es, daß schon am ersten Tage weit draußen auf dem Meere ein Aschenregen über ein Schiff herabströmte, und acht Stunden wurde die Asche beinahe 100 Meilen weit auf das atlantische Meer hinaus getragen, und den ganzen Winter hindurch regnete solche nicht bloß auf die Faröer, sondern auch auf die Orkney-Inseln herab. Wir haben im vorhergehenden die tiefen Höhlen erwähnt, welche sich da und dort in der Lava zeigten. Diese entstehen, wenn der Rand, ehe die Lava fest wird, an einer einzelnen Stelle zerbricht; ein Theil der flüssigen Masse strömt heraus und alsbald bildet sich durch die Einwirkung der Luft eine harte, glatte Rinde, welche mit wunderbarer Pracht beim Schein des Lichtes glänzt, wenn man in eine dieser Höhlen mit Fackeln tritt, während von der Decke große Tropfsteingebilde herabhängen. In alten Tagen waren diese Höhlen der Zufluchtsort für Geächtete, welche von da aus die Bauern der Umgegend plünderten. Das Volk aber hält sie für Räuberwohnungen, und glaubt sie angefüllt von bösen Geistern, die durch Hexenkünste die Menschen von ihren Wohnungen entfernt halten,

denn der Glaube an Zauberei lebt bei den Isländern ungeschwächt fort.

Eine Naturmerkwürdigkeit, die mit der unterirdischen Hitze in Verbindung steht, sind die vielen warmen Quellen, die wir im Lande finden. An manchen Orten hat man kaum die Eisgletscher verlassen, so sieht man im Thale die weißen Dämpfe in die Höhe steigen. Man unterscheidet die Springquellen und die Laugen, die ihre Dämpfe auf dem umliegenden Lande ausbreiten. Der Boden ist rings umher immer warm und doch scheinen die Quellen oft mitten in einer Schneegegend oder aus einem eiskalten Gletscherstrom hervorzusprudeln. Die merkwürdigste dieser Quellen ist jedenfalls der Geiser. Die Wasser haben hier nach und nach eine Steinröhre abgesetzt, durch welche ungeheure Massen siedendheißes Wasser in die Höhe strudeln. Der Geiser springt indeß nicht immer so; im allgemeinen sieht man ihn ruhig sein klares Wasser durch einige kleine Bäche ausgießen, die sich dampfend durch das Thal hinwinden. Plötzlich aber vernimmt man ein unterirdisches Donnern, die Erde erzittert, das Wasser hebt sich, sinkt wieder und große Dampfblasen steigen an der Oberfläche auf. Alles wird wieder still; das Wasser sinkt, und dicke Dünste umgeben die Quellen. Von Zeit zu Zeit wiederholt sich dieß in Zwischenräumen von einer Stunde, bis das donnerartige Getöse plötzlich wieder anhebt, das Wasser anschwillt, und hohe Wogen wirft und wie ein Meerstrudel wirbelt; dann ist es als ob die Wasserdecke bärste, ein dünner Strahl schießt in die Höhe und löst sich in feinen, blendend weißen Staub auf; nun folgt ein neuer Strahl, dann ein dritter, bis alles rings umher mit Wasserstrahlen erfüllt ist, die theils senkrecht in die Höhe schießen, theils zischend wie Raketen sich nach allen Seiten ausbreiten, während ungeheure Dampfmassen sich übereinander wälzen. Endlich nach Verlauf von einigen Minuten vernimmt man wieder einen dumpfen Knall aus der Tiefe, ein Strahl steigt empor, weit höher als irgend ein vorhergehender, und im selben Augenblick ist alles verschwunden; die Quelle ist versiegt und man kann in die engen Röhren hineinsehen, durch welche die heißen unterirdischen Wasser an die Oberfläche dringen. Als jedoch ein Naturforscher diese Röhren zu messen suchte und sein Blei in die Tiefe senken wollte, sprang plötzlich wieder ein heißer Strahl empor und der isländische Wegweiser schüttelte bedenklich den Kopf; es führte zu nichts, meinte er, die geheimen Kräfte der Natur erforschen zu wollen, man könne nicht wissen, welche Geister in der Tiefe da unten ihr Wesen trieben.

Aber Island hat nicht bloß Vulcane und Lavagegenden, Gletscher und Eisberge, oft sieht man mitten in der wilden Natur größere oder kleinere Grasflecken, die wie Oasen in der Wüste den Reisenden zur Kühle und Erquickung einladen. Ueberhaupt wird der, der sein ganzes Leben auf Island zugebracht, sich kaum durch eine Beschreibung wie die voranstehende zufrieden gestellt fühlen, da diese sich vorzugsweise mit den Naturmerkwürdigkeiten beschäftigt hat, während man da, wo sich das Menschenleben regt, oft nur wenig von Gletschern und feuerspeienden Bergen sieht, desto mehr aber Weiden, Kuhheerden und große Schäfereien. Die Bergflächen sind nämlich zum großen Theil mit Futterkräutern für Thiere bewachsen, die den Sommer ohne Bewahrung draußen zubringen, und die Bergströme schlängeln sich durch schöne fruchtbare Thäler, namentlich im Norden der Insel, der wegen seiner Fruchtbarkeit bekannt ist und wo sich grasreiche Thäler oft mehrere Meilen weit ins Land hinein erstrecken. Nirgend auf der Welt hat das Gras eine so anmuthige, frische Farbe, als hier auf Island, und die schöne alte Sage erinnert uns an Gunnar von Flidarende, der wegen eines Mordes in fremdes Land fliehen mußte. Alles war zur Abreise bereit, er hatte bereits von Mutter und Frau Abschied genommen und ritt just nach dem Ufer; plötzlich strauchelte sein Pferd und er sah zurück. Da brach Gunnar in die Worte aus: „Ach, wie schön ist es hier, nie sah ich so reizendes und fruchtbares Land; ich muß wieder heim, ich kann nicht fort.“ Und er blieb auch wirklich in der Heimath und ließ sich von seinen Feinden erschlagen. — In früheren Zeiten hören wir oft von Kornbau auf Island, davon findet sich keine Spur mehr; man meint, der schwarze Tod habe hier, wie so oft, eine Störung in die menschlichen Verhältnisse gebracht. Das Korn wird von Dänemark eingeführt und zu Grütze und Milchbrei verbraucht; nur selten sieht man Brod, das dann stets wie in Norwegen und Schweden in flachen dünnen Scheiben auf heißen Steinen gebacken wird. Dagegen ist die Viehzucht in Verbindung mit der Fischerei die wichtigste Nahrungsquelle der Einwohner. Das Rindvieh wird selten in großer Menge gehalten, dagegen findet man auf der Insel eine unzählige Masse von Schafen. Ein Theil derselben treibt sich den ganzen Winter im Freien herum und wird dann im Sommer auf die Berge getrieben. Die übrigen grasen im Sommer in der Nähe des Hofes und werden im Winter in die Ställe gebracht, wo der Bauer von diesen seine Milch gewinnt. Das Winterfutter schlägt indeß an vielen Orten nicht recht an; man hilft sich daher so gut man kann, namentlich werden die Kühe mit Tang (Seegras) und gekochten Fischköpfen gefüttert, die sie, wie es heißt, sehr gerne fressen. Es mag nur seyn wie es will, in einer so wilden und rauhen Natur, wie die isländische, lernen Menschen und Thiere sich begnügen, und die Isländer müssen eine Menge Melkvieh haben, denn nirgends auf der ganzen Welt wird so viel Butter wie hier verzehrt, man rechnet zwei und ein halbes Pfund wöchentlich auf jeden Menschen. Was die Isländer indeß Butter nennen, scheint etwas ganz anderes zu seyn als das was man bei uns als solche verzehrt, sie nehmen kein Salz dazu so wenig als zu den übrigen Speisen, die sie verzehren, sondern lassen den Stoff erst gähren und sauer werden, wodurch eine ganz weiße Masse entsteht, die sich Jahr und Tag halten kann, ohne zu verderben. Die Isländer beschmieren damit ihre dürren Fische, die ihnen ja auch statt des Brodes dienen, es soll dieß zugleich ein treffliches Mittel seyn, im Winter die Wärme im Körper zu erhalten. Der Arme thut, wenn er nicht Rahm genug hat, Thran in das Butterfaß, um der Butter mehr Halt zu geben. Die Isländer brauchen also durchaus kein Salz, die Fische werden im Freien gedörrt, das Fleisch wird halb faul in den Rauch gehängt, ja selbst das frische Fleisch muß, wenn es ihnen munden soll, etwas ranzig seyn. Im übrigen ist hier nicht Jedermann, wie auf den Faröern, Bauer und Fischer, es findet im Gegentheil ein lebendiger Tauschhandel zwischen Strandbewohnern und Hochlandsbewohnern statt, jene handeln Milch und Butter für gedörrte und frische Fische ein.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Türkei.

(Vom Marine-Lieutenant W**.

Türkische Leichenbestattung und religiöse Ideen der Türken über den Tod.

Stirbt ein Muselmann, so darf seine Frau den Leichnam nicht mehr berühren, denn er ist durch Gott von ihr geschieden; der todte Körper wird dann in eins der bei jedem türkischen Kirchhofe befindlichen Leichenhäuser gebracht und es werden ihm dort unter gewissen Ceremonien Hände, Füße und Gesicht mit Wasser abgewaschen, hierauf in die Ohren, Naslöcher, den Mund, auf die Augen, unter die Armhöhle, in die Hände, unter die Fußsohlen u. s. w. Watten gestopft, damit durch den etwa auslaufenden Speichel oder Schweiß keine neue Verunreinigung vorkomme. Alsdann wird der Körper in einen an beiden Enden offenen Leinwandsack genäht und in den Sarg gelegt, nachdem vorher der Kopf bis auf einen Büschel Haare am Scheitel glatt rasirt war. Früher thaten die Türken dieß letztere schon bei Lebzeiten, jetzt geschieht dieß jedoch nur noch von den Orthodoxen. Ist der Sarg geschlossen, der wie eine Todtenkiste der Juden aussieht, so springt der Imam (Priester) auf denselben, tritt heftig darauf herum und ruft den Todten bei seinem Namen, indem er oft die Worte wiederholt: „Besinne dich, verwirre dich nicht". Aus dem Leichenhause wird dann der Verstorbene in sein Grab gebracht; die Frauen werden im Sarg mit beerdigt, weil bei ihnen zwar Unsterblichkeit vorausgesetzt wird, aber sie nicht in das Paradies kommen; die Männer werden jedoch am Grabe, wo zur Vertreibung der bösen Geister vorher ein Feuer angezündet worden, aus dem Sarge genommen und auf ein Brett in die Gruft gelegt. Diese letztere ist oben gewölbt, damit der Körper Raum zum Sitzen habe, wenn er nach dem Glauben der Türken vor Eintritt ins Paradies den Prüfungen zweier Engel ausgesetzt wird. In der ersten Nacht kommt der Teufel (Scheidan) in der Gestalt einer Schlange und bohrt sich vom Kopf- bis zum Fußende durch das Grab; dann kommen die beiden Engel, ergreifen den Todten bei dem Haarbüschel, ziehen ihn aus dem Sacke, setzen ihn zwischen sich und fragen ihn: „Wer ist dein Herr?" Läßt sich der Todte dann irre machen und antwortet: „Mein Herr bist du!" so fällt er der ewigen Verdammniß anheim; darum lauten noch die letzten Ermahnungen des Imams: „Verwirre dich nicht!" Der Todte soll nämlich antworten — „mein Herr ist Gott!" — Mit dem Auffüllen des Grabes geht das Leiden der Todten an. Die Gruft (kabir) drückt nach der Idee der Türken nämlich dergestalt auf die in ihr enthaltenen Körper, daß alle Milch, die sie von ihrer Mutter eingesogen haben, ihnen aus der Nase strömen soll. Hat der Todte die Prüfungen der Engel aber bestanden, so wird ihm die Grube täglich leichter, wie man sich ja auch im Leben an alles gewöhnt, und schließlich fühlt er den Druck gar nicht mehr. Am 40sten Tage fällt die Nase ab. Wer dann den Schmerzensschrei des Todten hören könnte, würde vor Angst gleich umfallen. Aber die Hinterbliebenen können dem Verstorbenen diesen Schmerz sehr erleichtern, wenn sie am 40sten in aller Frühe Lockma (eine Oel- oder in Oel gesottene Mehlspeise) an alle Freunde, Verwandte und Nachbarn austheilen; denselben Schmerzensruf soll der Todte auch von sich geben, wenn er aus der Hausthüre von seinen Angehörigen getragen wird; aber der barmherzige Gott, der wohl weiß, daß die Menschen dieß nicht ertragen könnten, hat ihre Ohren verstopft, so daß sie den Schrei nicht hören. Die Türken tragen ängstlich Sorge dafür, daß die Gräber nicht entweiht und die Stellung der Körper nicht verrückt werde, weil sie glauben, daß ein Theil des Körpers als Kern der künftigen Auferstehung unverwest bleibe. Welcher Theil (el aib genannt) es aber ist, darüber schweben die Theologen der Türken selbst noch in Zweifel. Gewöhnlich nimmt man an, daß es derjenige Theil des Beckens sey, der mit dem untern Ende des Rückgrats zusammenhängt.

Zu den besonderen Auszeichnungen eines türkischen Kirchhofes gehören auch die Grabsteine, die fast ausschließlich von Marmor sind. Sie sind zu einem rohen Abbilde der menschlichen Gestalt geformt, mit einem durch einen Turban oder Feß bedecktem Haupte, dessen Gestalt den Rang und die Würde des Verstorbenen bezeichnet. Auf der Brust befindet sich eine arabische Inschrift mit dem Namen des Todten, ohne irgend eine Erwähnung seiner Tugenden und Vorzüge, da die Türken nie eine solche Lobrede dulden. Die Steine auf den Gräbern der Weiber haben keine solche Auszeichnung. Nur eine Lotosstaude schmückt sie, und der Kopf ist ähnlich einem Nagelkopfe geformt, eine Allegorie, die auf die Unsterblichkeit der Seele der Frauen, aber auch auf ihre geringen geistigen Fähigkeiten hindeuten soll.

Ungeachtet des Zweifels, den man über diesen Gegenstand hegt, glaubt man doch andrerseits wieder, es sey den lebenden Frauen erlaubt, mit den Verstorbenen sich zu unterhalten und denselben Dienstleistungen und Gefälligkeiten mancherlei Art zu erweisen. Man sieht daher oft auf den Kirchhöfen Frauen vor einem Grabe, wo sie diese vermeintlichen Pflichten erfüllen. — Ein anderer Aberglaube der Türken ist folgender: Nahe am jüngsten Tage werden die Muselmänner zur Erde, die Giaurs aber in Stücke zerhauen werden. Ein Jahr vor dem Erscheinen des Messias wird ein großer Nebel aufsteigen, durch den die Gläubigen wie durch den Schlaf zum Tode übergehen werden; die Giaurs aber werden stärker und gesünder seyn, wie vorher. Auf den Steinen derer die vor Gott als gerecht bestehen, wird mit goldenen Buchstaben „Lail-la-he-il-Allah" (es gibt nur einen Gott) stehen, damit der Messias die Gerechten von den Ungerechten unterscheiden kann. Dann wird ein schwerer Tod über die Ungläubigen hereinbrechen und nachdem alles gestorben, wird der Messias das Paradies und die Hölle voll füllen. Außer der Feuerhölle haben die Türken aber noch eine Eishölle; dort liegt denn die arme Seele so lange und friert, bis auch der Körper wieder zusammengefroren ist. Dann kommt der Satan mit einem ungeheuer großen Hammer, und zerschlägt den Körper wieder in viele tausend Stücke, wie man Salz auseinander klopft. — — Die türkischen Kirchhöfe bieten einen eigenthümlichen Anblick dar. Gewöhnlich liegen sie auf Bergen; das dazu verwandte Land verräth nicht die geringste Bearbeitung, Unkraut und Buschwerk wuchert überall, wie die Natur es schafft, und nur die von türkischen Kirchhöfen unzertrennliche Cypresse ist vielfach angepflanzt. Die Grabsteine stehen in der größten Unordnung durcheinander und sehr enge, bisweilen nicht zwei Fuß von einander, und ähneln ebenso vielen Klippen, die aus einer Wasserfläche aufsteigen. Für die alten orthodoxen

Türken scheinen die Kirchhöfe eine Art Ressource zu seyn, und täglich sieht man Gruppen derselben zwischen den Gräbern auf einem Teppich sitzen, ihren Tschibuck rauchen und Kaffee trinken, so daß man ein Tabakscollegium vor sich zu sehen glaubt.

Nichts kann ernster und feierlicher seyn als das Gebet der Türken im Gotteshause; die Türken sind, bevor sie die Moschee betreten, ganz erfüllt von ihrem frommen Vorhaben. Sie legen ihre glänzendsten Kleider ab, weil sie meinen, daß vor Gott ein demüthiges Aussehen erforderlich sey. Wenn sie näher treten, scheinen die einzelnen Gruppen ungewöhnlich ernst und schweigsam, als ob sie über ihr Thun nachdächten. Kommen sie an den zur Abwaschung bestimmten Wasserbehälter, so waschen sie ihr Gesicht, Hände und Füße, in dem Gefühle, daß die Reinheit des Körpers ein Anzeichen von der Reinheit des Geistes sey. Wenn sie die zum Eingange führenden Stufen hinansteigen, legen sie ihre Schuhe ab, weil sie überzeugt sind, daß der Ort, den sie betreten wollen, heiliger Boden ist, und nicht selten werfen sie sich vor der Moscheenthür zur Erde aus Ehrfurcht vor dem Grabe des Propheten, dessen Lage jedesmal in der Moschee angegeben ist. Vor der Thüre ist ein Vorhang angebracht, den man beim Eintreten zur Seite schieben muß und der sogleich wieder niederfällt, um die Versammlung vor ungeweihten Augen zu verbergen. Der Fußboden ist in der Regel mit Matten oder Teppichen belegt, der Länge nach der Gegend von Mekka zugewandt. Auf diesen knieen die Beter nieder und fallen auf das Gesicht. Während des Gebetes wird kein Kopf gewendet, kein Auge bewegt, wodurch Zerstreutheit sich verriethe, sondern es scheinen alle körperlichen und geistigen Fähigkeiten an den feierlichen Ort gefesselt.

Der Ruf, durch den die Gläubigen zum Gebete eingeladen werden, heißt der Ezan, den eigens dazu angestellte Leute, die Muezzins absingen; die Worte desselben sind folgende: „Allmächtiger Gott! Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt als Gott, und daß Mohammed sein Prophet ist. Kommt, Ihr Gläubigen, zum Gebete, kommt zum Tempel der Erlösung; Es gibt keinen Gott außer Gott. — Gebet ist besser als Schlaf!“

Der Muezzin wiederholt jeden Satz mehreremale von der Galerie des Minarets. Seine Stimme ist gewöhnlich melodisch, lauttönend und männlich. Beim Anbruch des Tages wird das Schweigen der Natur sanft durch solche Stimmen unterbrochen, und die Worte — kommt zum Gebet, kommt zum Tempel der Erlösung — scheinen vom Himmel herabzutönen. — Alle 24 Stunden wird der Ezan fünfmal abgerufen: beim Tagesanbruch, um Mittag, im Augenblick, wenn der Zeiger der Sonnenuhr einen Schatten doppelt so lang als er selbst wirft; beim Sonnenuntergang und nach dem letzten Verschwinden des Zwielichts am Horizont. Im Augenblicke, wo die harmonische Stimme des Muezzin ertönt, bereitet sich jeder Gläubige zum Gebete vor und wirft sich vor Gott nieder, nachdem er zuvor seine Waschung verrichtet hat. Der Ursprung des Ezan ist folgender. Als der Prophet von Mekka fliehen mußte, beobachtete er genau die täglichen fünf Zeiten des Gebetes. Seinen Anhängern schien es jedoch wünschenswerth, daß aller Gläubigen Gebet zu einer und derselben Zeit zu Gott emporsteige; nur konnten sie sich anfangs nicht einigen auf welche Art das Volk zum Gebete gerufen werden solle. Fahnen, Glocken, Posaunen und Feuerzeichen waren bereits bei anderen Gottesdiensten in Gebrauch. Gegen alle diese hatte man aber etwas einzuwenden; gegen die Fahnen, weil sie dem Ernste des Gebetes nicht entsprächen; gegen die Glocken, weil sie bei den Christen in Gebrauch wären: die Posaunen waren von den Juden entweiht und das Feuer sogar Object einer heidnischen Verehrung. Endlich kam einem Gläubigen die Offenbarung. Er sah ein überirdisches Wesen in einem grünen Kleide auf dem Dache eines Hauses stehen, das durch jene Worte die Gläubigen zum Gebete zusammenrief. Der Prophet, dem dieß mitgetheilt wurde, verordnete deßhalb, daß der Ruf zum Gebete durch die menschliche Stimme geschehen solle, und seit der Zeit wird der Ezan durch die Muezzins von den Minarets abgerufen.

Reise nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialischer Besuch. — Arabisches Heilmittel. — Geisterspuk. — Eine Promenade des Scheich von Tuggurt. — Unerwarteter Besuch; das Rattengift. — Der Proselytenmacher u. s. w.

(Fortsetzung.)

In dem Garten gab es eine Menge Turteltauben (Columba aegypliaca), von welchen ich einige schoß. Die Neger fangen sie hier, zu ihrer Belustigung, mit einer aus Palmblattspindeln angefertigten Falle, die einem auseinandergelegten Nachtigallengärnchen nicht unähnlich sieht; ein Stück Holz, vermittelst welchem eine über das eine Ende der Falle laufende, mehrfache Schnur stark zusammengedreht wird, bildet die Feder und zieht, beim Aufschnellen, eine über die Fläche der Falle auseinandergelegte Schlinge zu, welche den Vogel bei den Beinen fängt. Der Scheich belustigt sich auch zuweilen mit diesem Vogelfang und versprach, als er vernahm daß ich einige dieser Tauben zu haben wünschte, mir, wenn ich wollte, an einem Tage mehr als 200 Stück derselben zu liefern; es war aber dieß freilich nur ein waidmännischer Superlativ, doch schickte er mir einmal 10 Stücke davon, die aber alle die Beine so jämmerlich zerschlagen hatten, daß ich sie *nicht für* meine Sammlung gebrauchen konnte.

Bei meiner Rückkehr nach der Stadt bat mir ein Neger die frischabgezogene Haut eines Urans (Varanus arnenaceus) feil; man macht hier Tabaksbeutel aus den Häuten dieser Eidechsen, und das Fleisch wird von den Negern als ein Leckerbissen verspeist. Ich kaufte auch eine weibliche Springmaus mit vier Jungen, von der hier gemeinen niedlichen Art (Dipus tetradactylus), welche äußerst sanft und zahm war, obgleich sie eben erst gefangen worden; sie entkam mir aber in der ersten Nacht, indem sie die Schachtel, worin ich sie aufbewahrte, durchnagte.

Ich hatte jetzt was mir die Fauna dieser Gegend Merkwürdiges darbot meiner Sammlung einverleibt; man hatte mir von dem in den Wassern von Tuggurt sich aufhaltenden schönen Kaulbarsch (Acerina Zillii, Paul Gervais) mehr Exemplare gebracht als ich aufzubewahren vermochte, und an Insecten mancherlei Art war ich auch nicht leer ausgegangen, da ich deren nicht nur im Freien, sondern selbst im Innern meiner Wohnung in hinreichender Anzahl habhaft werden konnte. In letzterer gab es zwar weder Flöhe noch Wanzen, welche dem Reisenden in den weniger südlich gelegenen Theilen Nordafrika's zur wahren Marter werden; dafür bargen aber die Wände des Hauses gefährliche Scor-

rionen von bedeutender Größe, deren Stich hier ebenso sehr wie der Biß der Hornschlange gefürchtet wird, und Nachts krochen aus allen Ritzen dicke, unförmliche Raubkäfer mit stacheligen Flügeldecken, welche die Schlafenden manchmal in die Ohren beißen, und welche mir die zum Trocknen aufgehängten Vogelbälge annagten. Nur einen frisch getödteten Strauß konnte ich mir nicht verschaffen, obwohl trockene Häute dieses Vogels nicht selten hierhergebracht werden. Der Strauß hat sich, der unablässigen Nachstellungen halber, die ihm hier keinen Augenblick Ruhe ließen, schon längst aus der Gegend von Tuggurt zurückgezogen, und man findet ihn erst in der zwischen Urgla und dem Gebiet der Beni-Mozabi sich erstreckenden Sandwüste wieder. Die meisten Bälge, Federn und Eiern dieses Vogels, die man auf den Märkten der Saharastädte sieht, werden über Rghdames dahingebracht, und das Fett desselben, womit in den Seestädten der Barbarei ein starker Handel getrieben wird, kommt sogar aus dem Sudan her.

Der Scheich hatte früher versprochen mir ein Geleit nach der Oasenstadt Temasin zu geben, welche ich schon längst zu besuchen beabsichtigte. Ich ward aber bisher immer durch dieß und das verhindert, und gegenwärtig waren es die Festlichkeiten, welche auf die Vermählungsfeier der Schwester Ben-Dschellab's mit dem überwundenen Scheich von Temasin folgten, welche mich nöthigten mein Vorhaben zu verschieben.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war während vier Tagen zu Tuggurt Musik und Tanz. Die Gassen und Plätze der Stadt wimmelten, die in der Umgegend campirenden Nomaden strömten schaarenweise herbei, und selbst den vor Bu-Alusch ihr Wesen treibenden Freudenmädchen ward es gestattet die Schwelle der Stadtthore zu überschreiten. In den Häusern der Reichen tanzten die Weiber beim Schall der Hoboe und des Tamburins, auf den Plätzen suchten fremde Gaukler und schwarze Fiedelmänner und Castagnettenschläger die neugierige Menge zu fesseln; sobald aber die Schalmeien unter der Begleitung der Derbuka und des T'bul [1] vom Platze der Kasbah her ertönten, drängte sich alles was Arme und Beine hatte nach diesem Centralpunkt der öffentlichen Lustbarkeiten hin.

Dort führten 50 junge Negerinnen einen Tanz auf, der sich, wenn auch nicht durch die Lebhaftigkeit, doch durch die Sonderbarkeit seiner Bewegungen auszeichnete, und wobei Lendenwirbel und Hüften mehr als die Füße in Anspruch genommen wurden; die Tänzerinnen waren reich gekleidet, und während sie einander eine Hand reichten, hielten sie mit der andern ein seidenes, golddurchwirktes Tuch, das ihr Gesicht verschleiern sollte, über ihrem Haupt. Die weibliche Koketterie wußte aber auch hier von Zeit zu Zeit geschickt den neidischen Schleier zu lüften, und ich begegnete manchem glühenden Blick, der mich wie ein feuriges Meteor am schwarzen Nachthimmel anstrahlte. Der von den Reizen der schwarzen Nymphen wie magnetisch angezogene, stets sich verengernde Kreis der zahlreichen Zuschauer ward von Zeit zu Zeit durch die Stöcke der ordnunghaltenden Schaus in die gehörigen Schranken zurückgetrieben, um bald darauf sich wieder bis dicht an die Tanzenden zusammenzuziehen und von neuem durch dasselbe Gewaltmittel ausgedehnt zu werden.

Und hinter dem kleinen vergitterten Fenster der Kasbah saß der Scheich Abd-er-Rahman-Ben-Dschellab und sah behaglich zu, wie sich diejenigen seiner glücklichen Unterthanen, welchen der jüngst bestandene Kampf mit Temasin keine Kugel im Leib zurückgelassen, amusirten!

[1] Zwei trommelartige Instrumente.

Die Festlichkeiten waren zu Ende und die Stadt hatte wieder ihre gewöhnliche Physiognomie angenommen; ich begab mich nach der Kasbah, um den Scheich an sein Versprechen, hinsichtlich meines Ausfluges nach Temasin zu erinnern. Er sagte mir, daß am morgenden Tage sein Schatzmeister Mohammed-Bel-Kaid und Bu-Schemel, der Kaid von Nazla, dahin abgingen, um den Rest der auferlegten Kriegssteuern einzucassiren, und lud mich ein mir diese günstige Gelegenheit zu nutze zu machen. Er wolle mir mit Sonnenaufgang ein Pferd schicken und mein Dolmetscher könne eines der Kamele des Trosses besteigen. Am folgenden Morgen zog ich mit den beiden vorgenannten Beamten, welchen ihre Diener und einige Araber mit Kamelen folgten, unter einem Geleit von 10 schwarzen Reitern zum Bab-el-Rgharb oder dem westlichen Thor von Tuggurt hinaus. Ich wendete mich an den schwarzen Kaid Bu-Schemel, der mein besonderer Freund und Gönner war, mit der Frage, ob wir nicht unterwegs das sogenannte Bhar-Tuggurt oder das Meer von Tuggurt zu sehen bekämen. Dieser erwiederte mir, daß jenes Wasserbecken zwar nicht auf unserer Straße läge, daß er aber, mir zu liebe, gern diesen kleinen Umweg machen wolle. Er sprach deßhalb mit seinem Gefährten, und da dieser vollkommen einverstanden war, wurde augenblicklich von der anfangs eingeschlagenen Richtung abgelenkt.

Wir zogen über ein gypsiges, wenig gewelltes Terrain, und gelangten, in Zeit von einer Stunde, an einen kleinen See oder vielmehr an einen großen Teich, dessen sandige Ufer mit einer grünen Vegetation von Wüstenpflanzen umgeben waren. Bu-Schemel zeigte mir einige dieser letztern, welche in dem zur Regentschaft Tunis gehörenden Theil der Sahara zur Sodabereitung angewendet werden; ich erkannte unter denselben Mesembrianthemum Copticum, Zygophyllum simplex, Salsola Kali, Salicornia herbacea, S. fruticosa, Atriplex halimus und A. portulacoides. Die Länge dieses Teiches mag etwa 3—4 Kilometer und seine Breite 50—60 Meter betragen, und er soll selbst in der Nähe seiner Ufer 5—20 Meter Tiefe haben. Das Wasser ist hell und gesalzen; man vermuthet, daß dasselbe von unterirdischen Quellen herrühre, da es niemals weder zu- noch abnimmt. Der in den Brunnenwassern von Tuggurt lebende bunte Kaulbarsch findet sich auch hier in Menge, und der Scheich von Tuggurt kommt oft hierher, um sich dem Vergnügen des Fischfanges zu ergeben. Das einzige Streben des erlauchten Fischers geht dahin, sich zu diesem Zweck einen Nachen zu verschaffen; ich rieth ihm sich einen solchen zu Batna zimmern zu lassen, von wo er stückweise auf Kamelen hiehergebracht und dann von einem einheimischen Künstler zusammengefügt werden könnte. Unter dem Wassergeflügel welches den Teich belebt, zeichnete sich besonders die bunte Gans (Anser aegyptiacus) aus, welche ich paarweise hier antraf. Unter den Ufervögeln bemerkte ich einzelne Flamingos und verschiedene Reiherarten, sah mich aber vergebens nach dem schönen Jungfernkranich, der sogenannten numidischen Jungfer (Grus virgo), um, welcher Vogel, trotz seines Namens, seit Franzosengedenken nur einmal in dem ehemaligen Numidien, und zwar in dem Kreis von Philippeville, geschossen wurde. An Wasser- und Strandläufern fehlt es auch hier nicht; ich konnte aber keine einzige Species, die nicht auch der europäischen Ornis angehörte, entdecken. Der ägyptische Eisvogel (Alcedo rudis), den ich zu finden hoffte, ist hier unbekannt.

Nachdem ich mich etwa eine halbe Stunde mit Untersuchung des Teiches und seiner Bewohner beschäftigt hatte, machten wir uns wieder auf den Weg, der uns noch zwei Stunden lang über das mit gypsigem Gestein und kleinen Sandanhäufungen abwech-

felsige Terrain führte, bis wir endlich vor der Oasis von Temasin, dessen hohes Minaret wir schon in der Ferne erblickt hatten, anlangten. Wir ritten zu dem südöstlichen Thor der Stadt ein, innerhalb dessen sich ein freier Platz befindet, der, an allen Seiten mit den Buden der Kaufleute umgeben, den Bazar bildet. Das Ende des Platzes schließt die Moschee Ba-Aissa, ein viereckiges, mit einer Terrasse und einem Minaret aus Ziegelsteinen versehenes Gebäude. Von da durchzogen wir den größten Theil der Stadt in nordwestlicher Richtung, bis wir an einen zweiten Platz gelangten, an welchem sich die Kasbah oder das Residenzschloß des Scheich von Temasin erhebt. Wir stiegen vor dem Thor des Palastes ab, welches von zwei bewaffneten Negern bewacht wurde. Einige herbeigeeilte schwarze Diener nahmen unsere Pferde in Empfang und sorgten für das Unterkommen des Trosses, während ein reich gekleideter Neger uns über einen innern Hofraum in den Audienzsaal des Gebieters führte; dort saß der Scheich, ein junger Mensch von kaum 17 Jahren, auf einem Teppich, und zu seinen beiden Seiten einige Araber von reiferem Alter, wahrscheinlich seine Minister, oder die Notabeln der Stadt. Meine beiden Gefährten küßten ihm die Hand, ich that ein Gleiches und ward ihm jetzt als der französische Gast des Scheich von Tuggurt vorgestellt. Er lud mich ein mich niederzulassen, ich aber ersuchte ihn mir zu gestatten während der Audienz, die meine Gefährten bei ihm hatten, die Stadt und die Oasis in Augenschein zu nehmen, was er mir auch gern zugestand und zu diesem Zweck einen Neger herbeirief, der mich begleiten sollte. Bu-Schemel schärfte mir ein, mich am Assör (gegen 3½ Uhr Nachmittags) auf dem Platz der Moschee Ba-Aissa einzufinden; ich küßte dem jungen Scheich, der mir wahrscheinlich dafür Dank wußte, daß ich den bevorstehenden peinlichen Verhandlungen nicht beiwohnen wollte, nochmals die Hand zum Abschied, und überließ mich dann, von meinem Isaac begleitet, meinem Führer. Ich brachte mehrere Stunden mit Besichtigung der Stadt und der Oasis zu, und traf noch zeitig genug mit meinen Gefährten zusammen, um mit denselben ein reichliches Abendmahl in dem Dar-Diaf des Scheich Ali-Ben-Abd-Allah von Temasin einzunehmen.

Temasin befindet sich ungefähr drei französische Meilen südwestlich von Tuggurt und liegt inmitten eines großen Waldes von Dattelpalmen. Als Hauptstadt eines kleinen Staates gleichen Namens, ist Temasin die Residenz eines Scheich, dessen Würde erblich ist. Wie Tuggurt und Temasin hat im Süden des Wed-Rghir die Stadt N'gusa ihren eigenen Scheich; zu Wergla ist sogar eine Republik, und diese Zerstücklung eines Landes, das ein homogenes Ganzes ausmacht, gibt zu politischen Streitigkeiten Anlaß, welche nur mit den Waffen in der Hand ausgeglichen werden können. Der im Monat Februar zwischen Tuggurt und Temasin ausgebrochene Krieg ist ein Beispiel hieron, und die Oasis des letztern wird noch lange die Spuren der traurigen Zerwürfniß zwischen zwei Nachbarstädten einer gesegneten Gegend tragen.

Das Gebiet des Scheich von Temasin besteht aus der Stadt selbst und aus dem Stadtbann, zu welchem folgende Ortschaften gehören: im Südosten der Stadt die Vorstadt Hafafra, im Nordosten El-Bebur, im Nordwesten El-Hauar, im Westen Tamelhat, Sidi-Amer, Bu-Humar, El-Kudia und Berbia. Temasin mit der Vorstadt Hafafra zählt 3000 Einwohner mit 1000 Flinten und der übrige Stadtbann 1440 Einwohner mit 480 Flinten. Westlich von diesem Stadtbann liegen noch zwei Dörfer, welche dem Scheich von Tuggurt zinsbar sind: Bled-Amar mit 600 Einwohnern und 200 Flinten, und Ilguk mit 100 Einwohnern und 30 Flinten.

Temasin, Hafafra, Tamelhat, Sidi-Amer und Bled-Amar sind mit Ringmauern umgeben; Temasin wird überdieß noch von einem breiten Wassergraben umzogen, und der Dattelpalmenwald, in dessen Mitte sich die Stadt befindet, nebst den zahlreichen, nach allen Richtungen hinlaufenden Einfriedigungsmauern der Gärten tragen das ihrige dazu bei, um dieselbe zu einem ziemlich festen Platz zu machen.

Temasin hat, wie Tuggurt, einen fast cirkelförmigen Perimeter. Zwei Thore mit rohen Brücken aus Palmstämmen öffnen sich, das eine nach Südosten, das andere nach Südwesten; ein drittes Thor gehört ausschließlich der Kasbah an. Außer der Moscheh Ba-Aissa und dem Palast des Scheich ist noch die in der Nähe des südwestlichen Thores gelegene Moschee Sidi-Hadj-Abd-Allah sehenswerth; das hohe Minaret derselben, auf welches 84 Stufen führen, wird schon von Tuggurt aus gesehen. Vor dem südöstlichen Stadtthor, jenseits des Ringgrabens, wird täglich Markt gehalten für den Verkauf von Gemüsen, Fleisch, Brennholz, Viehfutter, Datteln u. s. w. Der Bazar der Stadt zählt 20 Buden, worin Kaufleute aus dem Gebiete Suf Waaren aus Tunis feilbieten.

Zwei artesische Brunnen, wovon der eine sich in der Kasbah befindet, versehen die Stadt mit Wasser; andere derselben finden sich an verschiedenen Punkten der Oasis. Aus Mangel an Zeit konnte ich leztere nicht besichtigen; derjenige aber, den ich in der Stadt gesehen, schien mir weit reichlicher als die Brunnen von Tuggurt zu fließen, und dieß soll, nach der Versicherung meines Führers, mit allen übrigen der Fall seyn.

Die gesammte Oasis von Temasin und dem Stadtbann zählt 400,000 Dattelpalmen, wovon 350,000 den Einwohnern, 20,000 der Zauia von Sidi-Hadj'-Ali zu Tamelhat, 14,000 den Moschern und die übrigen verschiedenen Nomadenstämmen der Gegend angehören.

Gleich Tuggurt ist Temasin ein wichtiges Handelszentrum der Sahara, wohin Kaufleute aus Suf und Rghdames die Handelsproducte der Küste und des Innern bringen, und wo zahlreiche Karawanen ihre Wolle und ihr Getreide gegen die Waaren dieser Kaufleute, sowie gegen die Datteln der Oasenbewohner austauschen.

Bei unserem Auszug aus der Oasis machte mich Bu-Schemel auf die vielen Palmstümpfe aufmerksam, welche man an der Gränze der äußern Gärten erblickte. Es waren dieß die traurigen Denkmäler der Rghazia, welche das verbündete Heer von Tuggurt im verwichenen Monate Februar auf die Oasis von Temasin ausgeführt, und in welcher an 6000 der schönsten Dattelpalmen niedergehauen wurden. Meine Begleiter erzählten mir unterwegs die ganze Geschichte dieses Krieges mit allen seinen Episoden; Hr. Prax hat sich in der Revue de l'Orient ausführlich über denselben verbreitet, und ich beschränke mich hier deßhalb den Leser auf seine interessanten Mittheilungen zu verweisen. Ben-Schellah, welcher dieser Reisende auf seinem Kriegszug gegen Temasin begleitet hatte, rühmte mir ihn sehr hinsichtlich seines Muthes und seiner strategischen Befähigung, indem er gelegentlich bedauerte, daß ich durch meine verspätete Ankunft verhindert worden diesen ruhmvollen Feldzug mitzumachen. Im Verlaufe dieser Erzählung ward mir die Ursache der gespannten Verhältnisse, in welchen die von mir unterwegs berührten Nomadenstämme zu dem Scheich von Tuggurt standen, vollkommen klar; dieser hatte nämlich den Suafa (Einwohner von Suf) und den Nomaden, die er zu seinem Beistand herbeigerufen hatte, auf ächt arabische Manier viel versprochen und wenig gehalten, so daß es bald zwischen Tuggurt

und seinen Hülfstruppen zum Kampfe gekommen wäre, der nur durch das kluge Dazwischentreten der zwar ebenfalls sehr unzufriedenen, aber weiter hinaussehenden Suafa beigelegt werden konnte.

Die Scheichs von Tuggurt suchten von jeher ihre Suprematie im Wed-Rghir auf alle Weise auszudehnen und zu befestigen, und häufige Einfälle in die benachbarten Gebiete machten ihnen hie und da eine Ortschaft tributpflichtig, die einem andern Theil des Landes angehörte. So standen bis zu dieser Zeit die meisten Ortschaften des Gebietes von Suf unter dem aufgedrungenen Schutz von Tuggurt; nur die Stadt G'mar wußte sich selbstständig zu erhalten, sowie auch El-Wed, welche letztere Stadt stets die ebenbürtige Verbündete von Temasin gewesen war. Der Scheich Ali, Ben-Dschellab's Vorfahr in der Regierung von Tuggurt, hegte sogar einmal den kühnen Plan sich grobes Geschütz an Ort und Stelle gießen zu lassen, — eine Idee, die ihm zwei, sich für Stückgießer ausgebende europäische Abenteurer in den Kopf gesetzt und auszuführen versprochen hatten; er ward aber bald, nachdem er mit großen Kosten das hierzu erforderliche Material angeschafft hatte, von der absoluten Unfähigkeit der angeblichen Stückgießer überzeugt, und ließ dieselben schonungslos niedermetzeln. Schon Hr. Daumas erwähnt dieser Geschichte in seinem Werk über die algierische Sahara, und Ben-Dschellab, den ich darüber befragte, versicherte mich, daß sie in allen Stücken wahr sey.

(Schluß folgt.)

Neu-Caledonien.

Ein Bericht, den der Capitän Tardy de Montravel, Commandirender der Corvette „la Constantine“ an der Küste von Neu-Caledonien stationirt, an den Marineminister erstattet, lautet folgendermaßen:

„Getheilt in eine Unzahl von Stämmen, die unter sich wieder in einzelne Dörfer zerfallen, dürfte die Bevölkerung der großen Insel, nach ihrem nördlichen Theile zu schließen, die Zahl von wenigstens 50,000 Seelen erreichen; rechnet man hiezu noch die auf die dazu gehörigen Inseln treffende Volkszahl, so mag sich leicht die Ziffer 60,000 ergeben. Die Größe der Caledonier reicht über die mittlere der Europäer hinaus, und sie sind dabei muskulös, kräftig und merkwürdig gewandt. Ihre Hautfarbe nähert sich der des nicht ganz schwarzen Negers oder, besser gesagt, des Abkömmlings von einem Neger und einer Mulattin; ihre Haare sind kraus, wie die der Afrikaner; die Nase, in der Kindheit absichtlich platt gedrückt, ist dick und breit; die Lippen sind weniger aufgeworfen als bei den Negern, aber stärker als bei den Europäern, und die schönsten Zähne der Welt bilden in zwei weißen schöngeformten Reihen mit der schwärzlichsten Gesichtsfarbe einen glänzenden Contrast; ihr Auge ist lebhaft aber oft abstoßend durch den wilden Ausdruck, welchen ihnen die mit Blutadern unterlaufene Hornhaut gibt. Im Ganzen kann man sagen, daß, trotz der Häßlichkeit ohne Gleichen und dem zu frühen Altern der Frauen, die caledonische Race schön und stark ist.

„Begabt mit einem natürlichen Verstande, der auf gleicher Entwicklungsstufe mit dem der ganzen oceanischen Race steht, gebrauchen die Caledonier denselben mehr zum Bösen als zum Guten: eine allgemeine Regel, von der man indeß diejenigen ausnehmen möchte, welche bereits Christen geworden oder den zwei Stämmen Puma und Myelebe angehörend, theils aus Ueberzeugung theils aus Furcht vor der Strafe Böses zu vermeiden suchen.

„Es gereicht dieß unsern Missionären zur Ehre, welche allein, von dem Gefühle der Aufopferung geleitet, sich es zur Aufgabe machten den Cannibalismus bei den Stämmen auszurotten, denen sie ihre Existenz geopfert haben! Erst vor wenigen Tagen griffen Leute vom Stamme Arama die von Puma an; mit einem Todten und mehreren Verwundeten mußten sich die ersteren zurückziehen. Nun wurde nicht nur der Leichnam des Opfers respectirt und auf der Stelle gelassen, sondern sogar — eine in der caledonischen Geschichte unerhörte Thatsache — der Verwundeten geschont, und vier Gefangene edelmüthig zu ihrem Stamme zurückgeschickt. Dabei muß man aber bemerken, daß der größere Theil des Stammes Puma noch im wilden Naturzustande und ohne Religion lebt; man also nicht dem Katholicismus allein eine solche bezeichnende Umänderung in dem Charakter eines ganzen Stammes zu verdanken hat, sondern dieses Verdienst vielmehr der den Eingebornen eingepflanzten Achtung für die Macht und den Willen des Führers zukommt.

Dieser Vorfall aus der neuesten Zeit liefert gewiß einen charakteristischen Beweis von der bereits fühlbar gewordenen Verbesserung, läßt zugleich aber auch bemessen, was man in der Zukunft von einer Nation erwarten kann, welche bei einem heftigen nach Unabhängigkeit strebenden Charakter und bei einer von Natur aus unbegränzten Barbarei sich so leicht leiten und ausbilden läßt.

Um ein solches Resultat zu erzielen, ist die erste Bedingung diesen von Natur mißtrauischen Menschen gegenüber Beweise von Wohlwollen, zugleich aber auch von großer Festigkeit zu geben; ihnen zu zeigen, daß man jeden Augenblick bereit ist die geringste Ausschweifung ihrerseits zu unterdrücken, endlich gegen sie ebenso gerecht als streng zu seyn. Der Mensch, welcher noch im rohen Naturzustande ist, trägt viel mehr als jeder andere das Gefühl des Gerechten und Ungerechten in sich, und wie das Kind, so fürchtet auch er Ungerechtigkeit mehr als die auf das Recht gegründete Strenge. Da er seine Schwäche dem Europäer gegenüber wohl fühlt, so muß er, um Zutrauen zu fassen, zu der Einsicht gelangt seyn, daß man ihm, wenn er Recht hat, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, zumal er sich bei seinem guten natürlichen Gefühl selten in der Beurtheilung seines Rechtes täuscht. So läugnet ein des Diebstahls Angeklagter, wenn er dessen schuldig, selten, und unterzieht sich der Strafe, sey sie nun welche sie wolle, ohne Murren. Hat aber auch ein Weißer ihm irgend eine Sache genommen oder ein gegebenes Versprechen nicht gehalten, so fordert der Caledonier so lange Genugthuung, bis er sie erhalten hat.

Eine seltsame Beobachtung, die man hier machen kann und welche beweist daß in diesem Falle das Gefühl erlittener Ungerechtigkeit, bei aller Neigung der Eingebornen zum Diebstahl, allein ihn gegen dieselbe zum Aufstande bringt, ist, daß sie nur in einem geringen Grade den Begriff des Eigenthums besitzen. So theilt der Besitzer einer Pflanzung den Ertrag davon mit dem der es nothwendig hat; der Eigenthümer irgend eines Gegenstandes, den er an Zahlungsstatt für einen erwiesenen Dienst oder als Geschenk erhalten hat, entäußert sich desselben fast den nächsten Augenblick an den ersten, der kommt; dieser gibt denselben wieder an einen andern, so daß oft ein Object von großem Werth in den Augen der Eingebornen durch tausend Hände geht, und von Stamm zu Stamm die Runde durch die Insel macht.

Auf dieses muß also Rücksicht genommen werden, und so suchte ich das Zutrauen der Eingebornen gegen uns dadurch zu erwecken, daß ich verlangte, jeder solle alle ihre Rechte achten, und ihnen ebenso wie unsern Leuten Gerechtigkeit widerfahren ließ; dadurch hatte sich in kurzem der Verkehr bedeutend erleichtert, und war eine hinlängliche Sicherheit hergestellt, so daß jeder den ganzen Bezirk des Stamms ohne irgend eine Besorgniß durchgehen konnte.

Ist indeß der Fortschritt sicherlich schon fühlbar, so bleiben dem auf solche Weise umgeänderten Eingebornen doch noch eingewurzelte Fehler, die er mit der übrigen Bevölkerung gemein hat, und welche man wohl nur langsam und schwer wird ausrotten können: nämlich eine bis ins äußerste gehende Sorglosigkeit, eine unbezwingbare Trägheit und eine alles Maaß und Ziel überschreitende Unbeständigkeit, in Folge deren er oft seine Wohnung, um sich an einem andern Orte eine neue zu schaffen, verläßt und was er an einem Tag gearbeitet, den andern wieder aufgibt.

Die Christen behaupten ein thatsächliches Uebergewicht über die Heiden: von den Vätern der Mission, deren Sorgsamkeit stets über ihnen wacht, zu nützlicher Arbeit angehalten, besorgen und vergrößern sie ihre Culturen mehr als die andern, tauschen, nachdem sie ihren Bedarf gedeckt, den Rest des Ertrags gegen Stoffe und andere Gegenstände ein, und sichern sich so eine angenehmere Existenz. Daß dieses Beispiel nach und nach auf ihre Nachbaren wirkt, ist wohl nicht zu bezweifeln, daß es aber sehr langsam vor sich gehen wird und sie selbst sich nur hart an fortgesetzte Arbeit gewöhnen werden, ist auch sehr wahrscheinlich; darin glaube ich liegt der wahre Stein des Anstoßes bei einer sofortigen Ansiedlung durch die Eingebornen, eine Schwierigkeit, die mit ihrem Naturell zusammenhängt und weder gehoben noch gemildert werden kann. Zeit, Vorbild und Aufkommen neuer Bedürfnisse scheinen nur die einzigen Mittel zu seyn, durch welche die eingewurzelten Uebel beseitigt werden können.

Die in ihren Hauptzügen geschilderte Bevölkerung dehnt sich, wie bereits angeführt, über die ganze Oberfläche der Insel und der dazu gehörigen Eilande aus, allenthalben mit denselben Stammeigenthümlichkeiten.

Es kann als allgemeine Regel aufgestellt werden, daß jeder Stamm mit dem ihm benachbarten in Feindschaft steht. So waren noch jüngst die Stämme Myelebe und Puma geborne Feinde, wie sich die Eingebornen ausdrücken, um damit unversöhnliche Feinde von zufälligen zu unterscheiden. Jetzt durch die Missionäre wieder vereinigt, machen sie gemeinschaftliche Sache: von den Stämmen Buba und Arama ist der erste ein geborner, der zweite ein zufälliger Feind des Stammes Puma; wie man mir sagte, haben sie sich vereint, um unserer Niederlassung auf ihrem Gebiet Widerstand zu leisten. Der Stamm Hienghein, ein geborner Feind des Stammes Myelebe, hegt in Beziehung auf uns, durch Abenteurer bearbeitet, dieselben Gesinnungen; indeß wie er sich meinem Marsche entgegenstellt, so werde ich ein Exempel statuiren und diese Großsprechereien werden dann, wie durch ein Zauberwort, aufhören. Ueberhaupt ist es der beste Grundsatz, dem man bei einer ersten Niederlassung folgen kann: auf die Prahlerei der Eingebornen nicht zu achten und wenn es nothwendig, beim ersten Vorkommen sie strenge zu bestrafen.

Lassen einerseits diese große Mannichfaltigkeit der Interessen, und diese Gehässigkeit der Stämme unter sich Schwierigkeiten bei einem Versuche vollständiger Verschmelzung voraussehen, so können sie andrerseits anfänglich doch auch zweckdienlich seyn, wenn man nur aus dem Verhältniß, in welchem der eine zum andern steht, Nutzen zu ziehen weiß.

Das Klima von Neu-Caledonien gleicht dem der Archipele von Oceanien, die unter gleichen Breitengraden liegen: Vom Mai bis zum Januar ist das Klima mild, das Wetter schön. Die gewöhnlichen Winde wehen während dieser Periode regelmäßig und erreichen nur in den Monaten Julius und August eine bedeutende Höhe. Zu dieser Zeit ist die Schifffahrt, wenn auch nicht leicht, so doch wenigstens ohne Gefahr, und die Ankergründe an der Küste sind haltbar.

Vom Monat Januar bis inclusive April ist das Wetter im allgemeinen regnerisch; die Windstöße geschehen häufig und sind manchmal von langer Dauer. Es ist eine Seltenheit, wenn man während dieser Zeit an der Küste nicht einen oder selbst mehrere Orkane erlebt, deren Wucht so stark ist, daß kein Ankergrund daselbst mehr haltbar ist. Diese Jahreszeit bringt für die Schifffahrt so viele Schwierigkeiten mit sich, daß keines der Fahrzeuge, welche sie seit langem schon betreiben, ohne absolute Nothwendigkeit es wagt einen der Winterhäfen, Kwara oder Kanala, zu verlassen. Nur diese beiden Häfen geben einen zuverlässigen Schutz gegen die heftigsten Orkane und scheinen mir dazu bestimmt, der Seemittelpunkt von Neu-Caledonien zu werden.

Bis jetzt hat Neu-Caledonien den europäischen Kaufleuten nur Sandelholz, hie und da einige Stücke Schildkrötenschalen und unbedeutende Meererzeugnisse, als Muscheln und Strahlthiere in geringer Anzahl geliefert. Von Lebensmitteln bringt es kaum so viel hervor als zum Unterhalt der Einwohner nothwendig ist. Das hat seinen Grund jedoch nicht in der Unfruchtbarkeit des Bodens: es wurden vielmehr auf denselben von den Vätern der Mission Versuche mit dem Bau aller tropischen und fast aller europäischen Pflanzen mit Erfolg gemacht. So wurden mit Kartoffeln, den Gemüsen aus Europa, dem Feigenbaum, dem Oelbaum, mit Mais und afrikanischem Korn schöne Resultate erzielt; haben sich einzelne davon auch nur durch Samen fortgepflanzt, so ist dieß eine Schwierigkeit, welche durch die Cultur zu überwinden seyn wird.

Abgesehen von diesem Bau exotischer Pflanzen, ist die Insel ziemlich reich an einheimischen Producten. So sind der Taro, die Igname, die Arrow-root Nahrungsmittel, welche man dort überall findet; das Zuckerrohr scheint dort einheimisch zu seyn; es ist aber dünn und nieder, und läßt keine große Reichhaltigkeit vermuthen. Von den größern Pflanzen finden sich dort Cocosbäume in solcher Menge, daß sie den Bedarf der Bevölkerung decken und überdieß noch eine beträchtliche Quantität Oel zur Ausfuhr liefern; einige Bäume gewähren andre zur Nahrung dienliche Früchte, wovon eine viel Aehnlichkeit mit der Frucht des Arachis hat, und wie diese auch Oel liefern würde. Der Miauli, welcher im nördlichen Theile der Insel sehr häufig vorkommt, gibt das Cacheput, ein pharmaceutisches Oel, das in Europa sehr geschätzt ist; von derselben Familie, wie der Gewürznelkenbaum könnte dieser Baum, der einen großen Theil des Bodens ohne wirklichen Nutzen einnimmt, durch ein Pfropfreis der Gewürznelken sehr fruchtbringend gemacht werden.

Meine Aufmerksamkeit zog ganz besonders das Bauholz auf sich, und ich ließ daher vom Norden von Balade bis zum Cap Colnett durch Hrn. Bureau, Lieutenant bei den Ouvriers der Artillerie, und seine Holzarbeiter ernstliche Nachsuchungen anstellen, deren Ergebniß war, daß auf dem ganzen von ihnen durchsuchten Gebiete sich die geschätztesten Bauholzgattungen vorfanden. In der Richtung gegen den Norden der Insel immer seltner, werden die Bäume gegen Süden hin immer zahlreicher. So stehen sie viel lichter bei Balade als bei Pyero und sind schwieriger fortzuschaffen; im Myelebe-Bezirk sind sie weniger zahlreich als weiter im Süden

auch weiter von der Küste entfernt; dagegen breiten sich in der Richtung gegen das Cap Colnett Wälder von Bäumen, ihres Werthes und ihrer Dimension halber prachtvoll, von der Küste bis auf die Gipfel der Berge aus.

Die Ausbeutung des Holzes wäre leicht, aber eben nur unter der Bedingung, daß man Wege bis an das Meer anlegte und die hinreichende Anzahl Arbeiter aufbrächte. Gegen eine Vergütung würden sich die Eingebornen wohl zu dieser Arbeit hergeben, die so gut zu ihrem unruhigen und wilden Charakter paßt.

Im Ganzen genommen können die Wälder Neu-Caledoniens allen Forderungen einer großen Niederlassung Genüge thun und selbst noch einen ziemlichen Beitrag zur Ausfuhr liefern. Kommt dieß zu Stande, so kann einmal diese Colonie Taiti aushelfen, das bei seinem Mangel an Bauholz dasselbe mit bedeutenden Kosten von Valparaiso beziehen muß.

Was die Gesundheitsverhältnisse betrifft, so ist Neu-Caledonien mit Fug und Recht als ein gesundes Land bekannt; der Gesundheitszustand auf unsern Schiffen seit unserer Ankunft erspart mir es, weitere Proben davon zu geben: er beweist diese Wahrheit hinlänglich. Außer zahlreichen Scorbutfällen, die indeß ihren Grund nur in der zu langen Entbehrung frischer Lebensmittel hatten, zeigte sich weder auf der Constantine noch auf dem Prony ein Symptom von den in den intertropischen Klimaten einheimischen Krankheiten. Es berührten uns weder die Ruhr noch die Wechsel- oder nachlassenden Fieber, obwohl unsere Matrosen täglich die schwersten Arbeiten theils am Land, theils an Bord und auf den Booten bald unter Sonnengluth, bald unter Regengüssen zu verrichten hatten.

Ein Umstand jedoch stört den sonst gesunden Aufenthalt in Neu-Caledonien: jede durch die Korallen verursachte Verletzung an den Beinen und den Händen artet gemeiniglich in eine Wunde aus, deren Heilung langsam und schwierig von statten geht. Ohne Zweifel rührt das von einem Giftstoffe her, den die Koralle in sich hat, ein Umstand, dem man auch die an gewissen Fischen constatirten übeln Eigenschaften zuschieben kann; die traurige Erfahrung hat es bewiesen an dem Dampfschiffe „le Catinat", das in wenigen Stunden fünf Mann durch derartige Vergiftung verlor, und an dem Prony, der, wenn auch nicht so unglücklich, nach dem Genuß solcher Fische, die an die Mannschaft vertheilt wurden, doch eine bedeutende Zahl Kranke an Bord hatte.

Drei Arten dieser Fische sind als gefährlich bekannt: die schlimmste ist eine Art Sardelle, gelb gestreift; dann einer mit schöner rother Farbe, und ein andrer mit einem dicken Kopf. Das Klügste ist eben, den Genuß von Fischen ganz zu verbieten, bis man sich über ihre Eigenschaften bei den Eingebornen erkundigt hat.

Von der Elephantiasis, die sich manchmal unter den Eingebornen zeigt, will ich nicht reden, da das Vorkommen dieser Krankheit auf Ursachen sich gründet, denen die Europäer selten ausgesetzt sind, ebenso wenig von der Pleuresis, welche die Eingebornen oft trifft, da dieses Uebel ebenso sehr von ihrer Gewohnheit ganz nackt zu gehen, als auch vom Wechsel der Temperatur von einer Jahreszeit zur andern, vom Tag zur Nacht herrührt.

Ich möchte endlich diesen Bericht nicht schließen, ohne Ew. Excellenz davon in Kenntniß zu setzen, wie sehr wir seit unserer Ankunft in Neu-Caledonien Ursache haben, uns lobend über die Väter der Mission auszusprechen. Ich fand für meine Person bei ihnen eine aufrichtige, aller Sonderinteressen baare Hülfe, zugleich aber auch zeigten sie sich stets als wahre Freunde ihrer Adoptivfamilie. Ihre Ergebung für ihre Hauptaufgabe blieb sich jeden Augenblick gleich und doch wußten sie dabei durch ihren vollkommenen Tact und den versöhnenden Geist, der sie auszeichnet, mir den leichtesten Weg zur Assimilation der Stämme mit uns anzugeben. Daß ich so ohne Schwierigkeit dahin gekommen bin, mir die Lösung dieses Problems so leicht wurde, das habe ich nur ihrer genauen Bekanntschaft mit den Eingebornen und ihrer aufrichtigen Mitwirkung zu verdanken. Daß unsere vielen Scorbutkranken den Wirkungen dieser Krankheit, die für uns tödlich werden konnte, zu widerstehen im Stande waren, haben wir nur dem Eifer zu verdanken, mit welchem diese heiligen Väter sich aller Erzeugnisse ihres Gartens entäußerten, und bei sich einen Theil unserer Invaliden aufnahmen. Es ist mir heilige Pflicht, die mir die Dankbarkeit auferlegt, die Namen dieser würdigen Väter Ew. Excellenz zu bezeichnen, derer, welche sich zuerst dieser neuen Besitzung Frankreichs widmeten, zugleich aber auch offen auszusprechen, daß unsere Mühen um vieles bedeutender gewesen wären, hätten wir nicht bei diesen Männern weisen Rath, eine vollständige Selbstverläugnung und unbedingte Ergebung in jeder Sache gefunden, sofern dieselbe nicht ungerechterweise die Interessen der Eingebornen verletzte.

Ein Erziehungsbuch des Mittelalters.

In Paris ist ein altes Buch wieder neu aufgelegt worden. Es führt den Titel: „Le livre du chevalier de la Tour-Landry pour l'enseignement de ses filles." Der Verfasser und der Vater, der seine Töchter erziehen will, ist ein Edelmann, der ein Jahr seines Lebens (1371—72) der Abfassung jenes Buches widmete. Es gibt davon nicht nur zahlreiche Abschriften in Pariser, Brüsseler und Londoner Bibliotheken, sondern es wurde frühzeitig in das Englische und Deutsche übersetzt, und dort öfter gedruckt, als in Frankreich, wo das Buch nur zwei Auflagen erlebte. Die Schrift muß deßhalb außerordentlich beliebt gewesen seyn und mag daher als eine wichtige Quelle für die Sitten im Mittelalter gelten. Das preußische Landrecht schreibt den Müttern vor, daß sie nach der Heimkehr von der Confirmation ihren Töchtern die menschlichen Geheimnisse mittheilen sollen, welche von bescheidenen Phantasien nicht immer geahnt oder errathen werden. Der französische Edelmann übernimmt nun die Mutterpflichten nach dem preußischen Landrecht und befolgt dabei denselben Weg, wie Diderot einst auf einem Sonntagsspaziergang seiner Tochter physiologisch orientirte, indem er mit der Frage begann: „Savez-vous qu'elle est la différence des deux sexes?" und mit dem Ernährungsproceß bei Säuglingen schloß. Der mittelalterliche Chevalier rückt seinen Töchtern noch herzhafter näher, als der französische Philosoph des vorigen Jahrhunderts. Er warnt sie vor dem Beispiele der Töchter Loth's und lehrt sie, die Alcoventhüre vor Dieben zu schließen, denn die Welt sey „moult dangereux et envyeulx" und er, der Vater, habe „vue longuement le monde." Auffallend ist die Crudität der Ausdrücke für Dinge, die man jetzt nur fern andeutet. Schon damals aber herrschte in Frankreich die Mode despotisch. Der Verfasser erzählt, daß seiner Zeit die „Alten" das Gesetz gegeben, wie man öffentlich sich halten und betragen sollte. Er selbst wurde von einem Messire Geoffroy de Lugre öffentlich getadelt, weil er in einer unziemlichen Tracht erschien. Worin

die Hausbibliothek eines damaligen Edelmannes bestand läßt sich aus folgenden Worten schließen: „Si leur fiz mettre avant et traire des livres que j' avoye, comme la Bible, gestes des Roys et croniques de France, et de Grèce et d'Angleterre...." Doch war schwerlich ein solcher Bücherschatz allgemein anzutreffen, denn der Verfasser als Schriftsteller und Philosoph seines Zeitalters wird gewiß besser versehen gewesen seyn mit literarischem Material, als die Zeitgenossen seines Standes.

Miscellen.

Klimatologie des östlichen Asiens. Man hatte bisher nicht erklären können, weßhalb die Jahreswärme der ostasiatischen Küsten in China um 1° R., in der Mandschurei um 2° und in Sibirien um 3° R. hinter der Temperatur zurückblieb, die man als normale zu betrachten hatte. Wenn die Jahreswärme unseres Welttheiles und namentlich seiner Westküsten über die normalen Werthe hinausgeht, so verdanken wir diesen Umstand dem Golfstrom, dessen Wasser von der tropischen Sonne im Meerbusen von Mexico erhitzt werden und die sich dann in einer nordöstlichen Curve von Florida, über das atlantische Thal nach den europäischen Küsten ergießen. Die höhere Temperatur dieser Strömung erwärmt unsern Welttheil ganz ähnlich, als wir durch Wasserheizung in unseren Gewächshäuser einen beständigen Frühling zu erhalten wissen. Nun werden aber die ostasiatischen Küsten ebenfalls von einer warmen Meeresströmung (japanischer Strom) bespült, ohne daß eine gleiche Wirkung auf die Temperatur, wie in West-Europa die Folge wäre. In den Annalen des physikalischen Central-Observatoriums für Rußland ist jetzt das Problem beruhigend gelöst worden. Es liegen nämlich meteorologische Beobachtungen der russischen Mission in Peking aus den Jahren 1847—50 vor. Obgleich diese Beobachtungen sich nur auf einen Zeitraum von vier Jahren erstrecken, so ergab sich doch mit großer Bestimmtheit daß am Orte der Beobachtung in den Monaten November, December, Januar, Februar, März die westlichen und nördlichen Winde vorherrschen, welche über das im Winter erstarrte asiatische Festland streichen. Eine Folge davon sind harte Winter. Wenn dann im Frühling das asiatische Festland sich zu erwärmen beginnt und die Landwinde die Temperatur erhöhen würden, hören die West- und Nordwinde auf, und es beginnen Süd- und Ostwinde oder Seewinde zu dominiren, welche Feuchtigkeit und Kühlung bringen. „Kalte Winter, kühle Sommer", wie sich ein Aufsatz der Zeitschrift für Erdkunde ausdrückt, sind daher das Temperaturgesetz für jene Länder, worunter aber nur eine niedrige Mitteltemperatur verstanden werden darf.

*

Der wahre Sesostris. In der Sitzung des Institut de France sprach der Vicomte de Rougé über den vermuthlichen Ursprung des Namens Sesostris. Die ägyptischen Denkmäler schreiben den Namen des großen Eroberers beständig Ramses Miamen. Dieser Name schien nichts gemein zu haben mit dem Sesostris des Herodot, und Champollions Leseart wurde ausdrücklich durch den Text des Tacitus unterstützt, der den kriegerischen König Ramses nennt. Das Dynastenregister des Manetho führte unter der XIXten Dynastie nur den Namen Ramses Miamen auf. Nun fand man bei Manetho in der XIIten Dynastie einen Monarchen Sesortasen, der um so eher für Sesostris den Platz räumen mußte, als auch er ein Eroberer gewesen. Doch gingen seine Gebietserweiterungen nach der nubischen Seite. Es war also sicherlich kein asiatischer Eroberer, sondern nur ein siegreicher König der XIIten Dynastie und nicht der Sesostris des Herodot. Seitdem nun das brittische Museum seine schöne Papyrus-Sammlung herausgegeben, haben alle Egyptologen in den historischen Notizen über die XIXte Dynastie den Namen Sesu wiederholt angetroffen. Dieß war der erste Wegweiser zum wahren Sesostris, den der französische Egyptolog endlich auf einer kleinen Pyramide, welche das kaiserl. Museum in Wien besitzt, angetroffen haben will. Die vier Seiten dieses Denkmales sind mit trefflich ausgeführten Inschriften bedeckt. Die Pyramide stand genau in den vier Himmelsgegenden und enthielt Anrufungen der Sonne je nach ihrem Stand am Himmel. Auf dem Denkmal kehrt der Name des Widmenden wiederholt wieder und er hieß, wie der große König, Ramses Miamen. Zweimal ist aber der Name nur Ses, ein drittesmal Ses-Miamen geschrieben, so daß nach der Hypothese des Vicomte Rougé Ses eine populäre Abreviatur für Ramses gewesen sey. In der Papyrus-Sammlung kehren nun folgende Variationen wieder: Sesu', Ses-u, Ra-Sesesu um Ramses II zu bezeichnen. Identisch mit der Inschrift der Wiener Pyramide liest man auch einmal Sesu-Miamen. Sesu scheine daher eine sehr gebräuchliche Abreviatur für Ramses gewesen zu seyn und die Papyrus-Schreibart stimmt überein mit Diodors Sesosis. Der französische Egyptolog hält aber selbst die Variante Sesostris nicht für incorrect, indem er sie ableitet von Ra-Sesesu. Die Aegypter hatten eine Reihe von Königen, deren Name in Ra (Ri ausgesprochen, Sonne) endigte. Das Sonnenzeichen (☉) schrieb man ehrenhalber an Anfang des Namens. So wurde der Name des Königs Menkere stets Remenke geschrieben. Nun scheine es sehr wahrscheinlich, daß in Folge dieser Gewohnheit der Name Ra-Sesesu im Munde des Volkes in Sesesu-ri verwandelt worden, und daß Herodot, der diesen Namen wiederholt gehört, ihn zum Sesostris gräcisirt habe.[1]

*

Hagelfall auf Cuba. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 27 November gab Hr. Poey einige überraschende Mittheilungen über Hagelfälle auf Cuba in den Jahren 1844 und 1854. Als Hr. v. Humboldt 1800 in Cuba sich aufhielt, erfuhr er, daß Hagelfälle dort alle 15—20 Jahre einträten. Der letzte Hagelfall war am 8 März 1784 beobachtet worden. Vierzig Jahre vergingen, ehe sich das Phänomen im Jahre 1825 wiederholte. Von 1828 bis 1846, also 17 Jahre hindurch fiel kein Hagel. Von 1846 bis 1849 dagegen hagelte es in jedem der vier Jahre und das Meteor zeigte sich sogar dreimal im Jahre 1849. Im Jahre 1850 wurde die Insel nicht heimgesucht, dafür aber wiederholten sich die Fälle von 1851 bis 1854. Es fehlen noch Beobachtungen, um die Zeitvertheilung der Hagelfälle auf der Insel zu bestimmen, allein obige Thatsachen bestätigen doch eine ganz außerordentliche Zunahme des Phänomens seit dem großen Orkan von 1846. Bekanntlich sind es gerade Inseln, deren meteorologische Zustände sich oft auffallend und in kurzer Zeit ändern; wir erinnern nnr an die Canarien und an Jamaika.

---

[1] Lepsius erklärt den Namen Sesostris als eine Corruption aus Sethos (in den Listen: Sethosis), so daß Sesostris Sohn des Sethos hieße. D. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51. 22 December 1854.

Ein Beitrag zur alten Geschichte von Mexico.

Die Kunde des amerikanischen Alterthums hat in den letztverflossenen Jahrzehnden an Ausdehnung wie an Tiefe ganz ungemein gewonnen, und es ist zu nicht geringem Theil ein Verdienst deutscher Kritik, daß eine Menge willkürlicher Annahmen und unzulässiger Analogien nach und nach beseitigt worden sind. Auch auf diesem Gebiete hat Alexander von Humboldt recht eigentlich Bahn gebrochen. Seitdem sind allerdings viele neue Quellen zugängig gemacht, großartige Alterthümer entdeckt und wissenschaftliche Reisen unternommen worden, die eine ungemein reiche Ausbeute ergaben. Wir kennen jetzt den Nordwesten des amerikanischen Continentes, das große Binnenbecken, Californien und die Regionen am Rio Colorado, am Gila und Rio Grande del Norte zu nicht geringem Theil genauer, und haben einen Maßstab für die Beurtheilung der alten spanischen Berichte gewonnen, welche über jene Gegenden handeln. Stephens entdeckte auf einer einzigen Reise in Yucatan nicht weniger als vierundvierzig Ruinenstädte; Mittelamerika und die Gegenden am Panuco sind erforscht, wir haben von vielen Alterthümern die genauesten bildlichen Darstellungen. Auch in linguistischer Hinsicht, namentlich in Bezug auf Sprachvergleichung, hat man viele neue und wichtige Ergebnisse gewonnen. Aber es wird trotzdem noch lange dauern bevor das Dunkel, welches immer noch auf so vielen Partien des amerikanischen Alterthums ruht, zerstreut ist. Jeder Versuch einiges von demselben zu lichten ist dankenswerth. Daß man die Dinge nur noch mehr verwirrt und zu keinem befriedigenden Ergebnisse gelangt, wenn man die alte Welt herbeiholt, um die ethnologischen und archäologischen Räthsel der westlichen Erdhälfte zu lösen, wird nachgerade ziemlich allgemein begriffen. Man muß das gelobte Land und die Schriften der Juden, Pharaoh und die ägyptischen Pyramiden und Hieroglyphen, die Seefahrten der Phönizier und Karthager, die Paläste von Ninive und die etrurischen Vasen, die Chinesen und die Japaner, den Buddhismus wie das Christenthum völlig aus dem Spiele lassen, wenn es sich darum handelt die Erscheinungen des vorcolumbischen Amerika zu begreifen und zu erläutern. Was Amerikanisch ist muß aus Amerika selber heraus construirt werden. Es ist schon viel damit gewonnen daß endlich zugegeben wird, der amerikanische Mensch sey durchaus ein Erzeugniß seiner eigenen Erdhälfte, er sey aborigin und bilde eine eigene, besondere urthümliche „Race", die in keiner specifischen Stammverwandtschaft etwa mit Mongolen, Malayen ꝛc. stehe. Denn gegen die Resultate von Mortons Untersuchungen in der „Crania Americana" ist bis auf den heutigen Tag nichts vorgebracht worden, das irgendwie stichhaltig erscheinen könnte, und selbst Prichard hat, bei allem großen Verdienst, das wir dem fleißigen Sammler willig zugestehen, am Ende doch auch die willkürliche und unwissenschaftliche, geologisch und zoologisch unzulässige Annahme[1] einer Abstammung der Menschen von einem einzigen Paare in Nordasien im Wesentlichen fallen zu lassen, nicht umhin gekonnt.

Auch auf die Behauptung eines Culturzusammenhanges zwischen Asien und Amerika wird man verzichten müssen. Es ist nirgend nachzuweisen; im Gegentheil springen einem jeden, der die Dinge ohne Eingenommenheit und ohne vorher zurecht gemachte Theorien betrachtet, gerade radicale Verschiedenheiten zwischen asiatischer und amerikanischer Culturentwicklung in die Augen; nur allgemein menschliche Analogien finden sich natürlich da wie dort, denn Asiaten wie Amerikaner sind eben menschliche Geschöpfe ein und desselben Urhebers. Es hat uns in der That befremdet, daß J. G. Müller in Basel, in seiner jüngst veröffentlichten Geschichte der amerikanischen Urreligionen (S. 466) die Aeußerung fallen läßt, daß er einen solchen Culturzusammenhang nicht in Abrede stellen wolle. Denn nachweisbar ist ein solcher weder archäologisch noch geschichtlich oder linguistisch. Vielmehr spricht alles gegen ihn. Wenn Ampère neulich meinte, daß zwischen der Sprache der Otomis und der Chinesen eine sehr auffallende Aehnlichkeit sich zeige, so kann ich wenigstens in der Gram-

[1] Wir theilen vollständig die Ansicht unsers gelehrten Freundes, daß die Hypothese einer Bevölkerung der neuen Welt von Asien oder von Europa aus historisch nicht nachweisbar sey, also auch nicht behauptet werden sollte. Sie ist gewiß willkürlich und daher unwissenschaftlich. Wir zweifeln indeß ob sie auch „zoologisch unzulässig" sey. Hr. v. Humboldt wenigstens bestreitet die Annahme, als ob die verschiedenen Menschenracen mehr seyen als bloße Abarten. „Kräftiger sprechen für die Einheit des Menschengeschlechtes die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues." Der große Kosmograph verweist dabei auf die Autorität des Anatomen Johannes Müller: „Die Menschenracen sind Formen einer einzigen Art, welche sich fruchtbar paaren und durch Zeugung fortpflanzen; sie sind nicht Arten eines Genus: wären sie das Letztere, so würden ihre Bastarde unter sich unfruchtbar seyn." (Kosmos I, 381.)
Die Red.

matik der Otomisprache, welche Aeneas Sylvius Piccolomini zu Rom in der Propaganda hat drucken lassen, eine solche Aehnlichkeit nicht finden. In dergleichen Dingen sollte man nicht „meinen", sondern klar und bündig, überzeugende linguistische Beweise beibringen.

Professor Müllers Buch ist ein ungemein schätzbares Werk, dessen Verdienst ich sehr hoch anschlage; es ist voll gesundester Kritik und von ächt wissenschaftlichem Geiste durchdrungen; der gelehrte Religionsphilosoph läßt mit gutem Vorbedacht alles Heranziehen der alten Welt bei Seite; deßwegen entwirrt er manchen Knäuel, während Abbé Brasseur de Bourbourg durch das ungerechtfertigte Einmischen orientalischer Dinge seinen mühsamen Arbeiten einen großen Theil ihres Werthes raubt. Er scheint aber darin das Richtige getroffen zu haben, daß er den von ihm aufgefundenen Quellen folgend, die Tolteken und Azteken nicht aus einer nördlichen Urheimath nach Anahuac wandern läßt, sondern von Süden her. Nach Mexico, auf die Hochebene, mögen sie allerdings von Nordosten her gelangt seyn. Müller nimmt eine Ankunft aus dem fernen Norden her an, während er doch ganz richtig einen sehr weitgehenden Zusammenhang der jedenfalls ältern Mayacultur mit der mexicanischen unbestreitbar findet, und recht wohl weiß daß die letztere auf der erstern ruht. Wie wären, fragen wir, die angeblich aus nördlichen Ursitzen gekommenen Einwanderer zu einer mit der südlichen Mayacultur innig verwandten Civilisation gelangt, wenn dieselbe nicht von Süden her auf die Hochebene von Anahuac gebracht wurde? Auf dieser ist allerdings eine vor-toltekische Cultur nachweisbar, und ihr gehört z. B. die Pyramide von Cholula an, vielleicht auch die von Papantla. Setzt man die Heimath der Tolteken und Azteken in das alte Culturreich der Quiches, wohin die Traditionen sie verlegen, und kommt man weiter, gleichfalls auf die Ueberlieferungen gestützt, zu der Ueberzeugung, daß beide Stämme allerdings von Norden her, wohin sie von Süden her gelangt waren als sie Centralamerika verlassen hatten, aber nicht vom fernen, hohen Norden her eingewandert sind, dann fallen viele Schwierigkeiten hinweg. Damit verträgt sich auch sehr gut, daß, wie Müller wieder ganz richtig anführt, alle diese Völker das Bewußtseyn ihrer Einwanderung nach Anahuac von Norden her (— nicht ihres nordischen „Ursprungs" —) bewahrten, und daß dieses Bewußtseyn seine vollkommene innere Glaubwürdigkeit habe. Auch Müller wird den „Norden" der Azteken gewiß nicht mehr in Californien oder Sonora suchen, sondern in der Nähe von Anahuac.

Wie dem aber auch seyn möge, jede in wissenschaftlichem Geiste angestellte Untersuchung über die Urgeschichte Amerika's ist löblich. Unsere deutschen Landsleute in den Vereinigten Staaten haben bereits angefangen sich an wissenschaftlichen Forschungen über den neuen Continent lebhaft zu betheiligen. Insbesondere hat sich Hermann E. Ludwig mit voller Hingebung und erfreulichem Erfolg den amerikanischen Studien gewidmet. Trotz jenes beschränkten und kleinlichen Neides so vieler Yankees, die allen „Foreigners" auch wissenschaftliche Erfolge nicht gönnen und ihre literarischen Verdienste nur widerwillig anerkennen, müssen sie zugestehen, daß Hr. Ludwig, ein fleißiges und sehr geachtetes Mitglied der ethnologischen und der historischen Gesellschaft zu New-York, in seiner englisch geschriebenen Literatur der amerikanischen Localgeschichte und in seiner bis jetzt noch nicht gedruckten, aber manchen Forschern bekannten Literatur der amerikanischen Linguistik die besten Arbeiten über diese Materie geliefert habe. Unser gelehrter Freund hat vor einiger Zeit einen Aufsatz on the aboriginal history of Mexico ausgearbeitet, der zum Vortrag in der ethnologischen Gesellschaft zu New-York bestimmt ist. Aber dieser Verein hält nur sehr unregelmäßig und in langen Zwischenräumen seine Sitzungen, und bei der in Deutschland regen Theilnahme für amerikanologische Gegenstände wünscht unser Landsmann denselben zunächst bei uns veröffentlicht. Er hat dem Unterzeichneten den englischen Text übersandt, der in der Uebersetzung folgt. Ich habe hier kein Urtheil über alle in der jedenfalls interessanten Arbeit aufgestellten Behauptungen zu fällen; sie sind der Kritik anheimgegeben; dem Verfasser liegt es lediglich an der Wahrheit. Der Uebersetzer hat durch Hinzufügung einiger wenigen Anmerkungen seine Befugnisse keineswegs überschritten.

Karl Andree.

Noch immer wird die Frage erhoben: Wer waren denn eigentlich die vielgenannten Tolteken, Chichimeken und Azteken, und welche Stellung nehmen sie in der Geschichte des großen mexicanischen Reiches ein? Schon im Jahre 1846 habe ich diesen Gegenstand in der ethnologischen Gesellschaft (zu New-York) berührt; jetzt will ich die Ergebnisse mittheilen, welche ich bei fortgesetzter Untersuchung des Gegenstandes seit jener Zeit gewonnen habe. Ich gebe sie als Winke für weitere Forschungen, welche vielleicht einige Beachtung finden. In die Einzelnheiten der Geschichte dieser Völker brauche ich nicht näher einzugehen; so weit sie uns wirklich historisch bekannt ist, wurde sie oftmals und in allgemein zugängigen Büchern erörtert. Ich weise nur darauf hin was die allgemeine Ueberlieferung sagt. Ihr zufolge kamen die Tolteken nach einer langen Wanderung von Norden her, in das Land Anahuac, unterwarfen dessen Bewohner, brachten ihnen höhere Gesittung, herrschten mehrere Jahrhunderte lang in dem von ihnen eroberten Lande, und zogen aus demselben wieder fort, nachdem sie von schweren Unfällen heimgesucht waren, durch welche ein großer Theil von ihnen zu Grunde ging. Nachdem einige Zeit verflossen war, kamen gleichfalls von Norden her die Chichimeken, ein zahlreiches und wildes Räubervolk, angeblich Millionen stark. Es gründete in dem verwüsteten Lande ein Reich, welches später in die Gewalt der Azteken oder Mexicaner fiel. Auch sie waren von Norden her nach Anahuac gekommen, und sind dieselben welche dort das mexicanische Reich bildeten, dem die spanischen Eroberer ein Ende machten.

Alle drei Völker also kamen, der Ueberlieferung und den historischen Hieroglyphen zufolge, nach weiten und langen Wanderungen, von Norden her. Die Tolteken sollten bei ihrem Auftreten in Anahuac schon einen hohen Grad von Gesittung gehabt, und die von ihnen bezwungenen Stämme civilisirt haben; dagegen werden die Chichimeken als wilde Jäger geschildert, die in dem eroberten Lande sich allmählich civilisirten. Die Azteken erscheinen als ein tapferes, verrätherisches Kriegervolk mit einer äußerst blutigen Götterverehrung. Alle drei Völker sollen ein und dieselbe Sprache

geredet haben, das Nahuatl oder Mexicanische, das sogenannte Azteca.

Eine tiefer eingehende Prüfung ergibt, daß beinahe alle diese Angaben falsch sind. Sobald wir uns nicht irre führen lassen durch die ausschweifenden Phantasien der indianischen Ueberlieferungen, und sobald wir die frommen Excentricitäten der spanischen Schriftsteller für das nehmen was sie sind, und die, rund heraus gesagt, Abgeschmacktheiten einer angeblichen vergleichenden Archäologie — dann kommen wir zu durchaus andern Resultaten. Bernal Diaz berichtet, daß die Gelehrten in Spanien, als die ersten Indianer ihnen zu Gesicht kamen, die wunderlichsten Theorien über die Herkunft und Abstammung dieser aus einem fernen Erdtheile herübergebrachten Leute aufstellten. Das ist aber noch bis in die jüngste Zeit hinein der Fall gewesen; die amerikanischen Studien sind dadurch ungemein erschwert und verwirrt worden; man hat das Einfache und Natürliche übersehen, ist in die wilde Weite hineingeschweift und hat alle denkbaren Möglichkeiten aufgestellt. Die Gelehrten sahen den Wald vor Bäumen nicht, und dachten am allerwenigsten an eine einfache und natürliche Auflösung des Räthsels. Sie vergaßen völlig, daß die Bevölkerung Amerika's eine ureingeborne ist, daß die „Indianer" Aborigines sind. Von Anfang an waren die Gelehrten von einer förmlichen Wuth besessen, die urthümliche Gesittung, welche die Eroberer auf der westlichen Seite des Globus fanden, gleichsam in apostolischer Nachfolge aus der östlichen Erdhalbe herzuleiten, und diese Krankheit ist seit drei Jahrhunderten eine unheilbare gewesen. Diesem gelehrten Irrsinn verdanken wir die phantastische Annahme einer vermeintlichen Wanderung, auf welcher Millionen Menschen von Asien nach Amerika hinüberkamen, und dann durch die eisigen Wüsteneien der russischen Besitzungen, durch die Wälder von Oregon, die sandigen Einöden von Utah und die saharagleichen Ebenen des nördlichen Mexico zogen. In diesen Wüsten und Steppen sollen dann die auf Wanderzügen begriffenen Millionen einige Städte gebaut haben, die sogenannten Casas grandes am Colorado, am Gila und in Chihuahua. Die Ruinen dieser großen Gebäude sind heute noch vorhanden. Wären die obigen Angaben richtig, so würde aus ihnen hervorgehen, daß die wandernden Asiaten eine starke Vorliebe für abschreckende Wüsten gehabt hätten, während gegenwärtig alle Reisenden sich beeilen, um möglichst rasch den Weg durch wasserlose und baumleere Flächen zurückzulegen, nicht aber mächtige Gebäude aufzuführen. Zum Glück haben die geographischen Entdeckungen der Neuzeit richtigern und verständigern Ansichten Bahn gebrochen, und heutzutage kann niemand mehr im Ernst behaupten, daß Millionen Chichimeken ein Land durchwandert hätten, in welchem, nach dem Ausspruche Kit Carsons, der es sicherlich genau kennt, selbst Wölfe verhungern müßten.

Das Dunkel, welches seither über der Bevölkerung und der Geschichte des mexicanischen Reiches lag, ist gleichfalls erst in den letzten Jahren gelichtet worden, seitdem man angefangen hat den Maaßstab einer besonnenen Kritik an die Ueberlieferungen zu legen. Albert Gallatin gab in seiner Abhandlung über die halbcivilisirten Nationen Mexico's eine vortreffliche Uebersicht der Traditionen, welche sich auf Tolteken, Chichimeken und Azteken beziehen, untersuchte ihre Wahrscheinlichkeit und wies nach, wie wenig sie auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen dürfte. Brasseur de Bourbourg[1] hat den Versuch gemacht, die geschichtlichen Ueberlieferungen Centralamerika's mit den mexicanischen in Verbindung zu bringen, und darin liegt ohne Zweifel ein Fortschritt auf der richtigen Bahn. Er hat nachgewiesen, daß die Tolteken von Süden nach Norden gewandert sind, und daß Yucatan, Chiapas und Guatemala den Ursitz einer Civilisation bildeten. Unglücklicherweise macht auch der französische Abbé den Versuch, diese Gesittung aus der alten Welt herzuleiten, statt sie als eine urthümliche aufzufassen.

Bourbourg betrachtet die Quichés von Guatemala und die Chichimeken als nahe verwandt; den Namen der letztern erklärt er als „Quiche Mecatl", d. h. Quiche-Band oder Bündniß, Conföderation. Er nimmt vier Perioden des großen Chichimekenreiches an. Die erste ist die Chan-Quiche Periode, während welcher Votan und dessen Nachfolger, die Votaniden eine — hebräische (!) Gesittung nach Yucatan und Chiapas verpflanzt hätten; 2) die Tulha-Ulmeca-Periode, während welcher die zweite Votan-Dynastie geherrscht hätte: die Tolteken; 3) die Cholullan-Periode, in welche jene Dynastie verfällt und endlich verschwindet; 4) die Guatemalteco-mexicanische Periode. Während derselben wird das Quiche-Tultecareich von nordischen Barbaren überschwemmt, und unter diesen gewinnen die Mexicaner durch Grausamkeit und Verrätherei eine solche Uebermacht, daß sie ein mächtiges Reich gründen können, eben jenes welches die Spanier vorfanden.

In den Ansichten und Aufstellungen des gelehrten Abbés scheint manches Richtige enthalten zu seyn; aber seine ganze Darstellung und Beweisführung ist viel zu sehr mit etymologischen und mythologischen Abschweifungen und Annahmen überladen, und man arbeitet sich durch Bourbourgs Abhandlung nur eben so mühsam hindurch als durch die alten spanischen Historiadores. Niemand wird in Abrede stellen, daß der großen Menge phantastischer Ueberlieferungen auch Thatsachen zu Grunde liegen, die verständlich und begreifbar werden, sobald man sie willkürlicher oder traditioneller Zuthaten entkleidet. Schlägt man jedoch zu diesem Zwecke den Weg der „vergleichenden Archäologie" ein, und läßt man den Wanderer bei jedem Schritte über weit hergeholte griechische, hebräische, ägyptische und phönicische Fragmente straucheln, so wird er sich gewiß nicht zurecht finden, und häufig kaum Lust haben in einem solchen Labyrinthe weiter zu gehen. Ich glaube nicht, daß ein Herbeiziehen der Archäologie der alten Welt bei der Untersuchung über amerikanische Antiquitäten in praktischer Hinsicht irgendwelchen Nutzen schaffen könnte. Selbst angenommen die Neue Welt sey den Völkern des östlichen Continents bekannt gewesen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß die letztern Amerika so völlig aus dem Gesicht verloren, so ohne allen Zusammenhang mit demselben gewesen sind, daß sie selber nichts mehr davon wußten, und daß der neue Erdtheil ihnen gänzlich unbekannt war, als er von Europa aus entdeckt wurde. Was kann es unter solchen Umständen frommen, sich an eine Abstammung zu klammern, für welche gar kein Beweis vorliegt, und die jedenfalls da wie hier gründlich in Ver-

[1] Lettres pour servir d'introduction à l'histoire primitive des nations civilisées de l'Amériques septentrionale, adressées à Monsieur le duc de Valmy. Mexico 1851. 4. Es ist eine spanische, vielfach ungenaue Uebersetzung beigefügt. Der Hauptsache nach sind diese Briefe in Andree's Westland, Bremen 1852, deutsch mitgetheilt worden. A.

gessenheit gerathen war? Wozu soll das Umherjagen unter Millionen Thatsachen, um möglicherweise einige dürftige Analogien zu erhaschen, die dennoch von keinerlei eigentlicher Bedeutung sind? Der amerikanische Continent reicht ohne Zweifel in all und jeder Beziehung vollkommen aus, und ist ganz danach angethan, um seine eigene und eigenthümliche Archäologie zu haben. Die Gegenstände, welche er dem archäologischen Studium darbietet, stehen an Interesse hinter jenen der alten Welt nicht zurück, sobald wir sie nur mit amerikanischem Blick ansehen und nicht durch die Schaugläser literarischen Vorurtheils und der Archäologie der östlichen Welt betrachten. Es wird für uns in Amerika die Aufgabe seyn, zuvor alle Materialien für unsere eigene amerikanische Archäologie zu sammeln, sie zusammenzustellen, mit Kritik zu sichten, und uns dabei an die Regeln und Weisungen zu halten, welche die natürliche Geschichte der Menschheit, ihr ganzer Entwicklungsgang an die Hand gibt. Diese sind für alle Zeiten und Völker so ziemlich dieselben, mit nicht erheblichen Abweichungen.

Dieses vorausgeschickt, gehe ich näher in die oben aufgestellte Frage ein. Es kann nicht im mindesten zweifelhaft seyn daß so herrliche und fruchtbare Lande wie Centralamerika und Mexico eine zahlreiche und eingeborne Bevölkerung gehabt haben, die im Gange der Zeit verschiedene Stufen menschlicher, religiöser und politischer Entwickelung durchmachte, bevor sich große Staaten bildeten und ehe ein kühner Jäger, ein großer und glücklicher Krieger oder ein kluger Priester Dynastien mit erblicher Nachfolge gründeten. Das Leben und Seyn der Menschen in einem noch mehr oder weniger primitiven Zustande fällt jedoch nur selten in das Bereich der eigentlichen Geschichte. Sie nimmt davon wenig Notiz und berichtet mehr nur von Bewegungen, Streitigkeiten, Kriegen und Eroberungen. Das ruhige Leben der bei weitem überwiegenden Mehrzahl bleibt unerwähnt und wird vergessen. Was nun insbesondere Mexico anbelangt, so finden wir in allen Epochen seiner traditionellen Geschichte eine ureingeborne Bevölkerung, die den Boden oder den Hintergrund bildet, auf welchem die eindringenden Eroberer und Unterdrücker erscheinen. Von diesen ist immer die Rede, sie werden Heroen, und in weiterer Steigerung durch die Ueberlieferung Riesen, Halbgötter und zuletzt auch wohl Götter; die Masse des Volks wird vergessen.

Unter der eingebornen Bevölkerung Mexico's und Mittelamerika's ragen insbesondere zwei Nationen hervor; in dem erstern die Nahuatl und in letztern die Quiche. Beide treten in verschiedenen Stämmen auf, reden Sprachen die zwar in manchen Ausdrücken verschieden sind, aber doch deutlich erkennen lassen daß sie ein und demselben Grundgebäude angehören. In einem frühern Vortrage wies ich auf die Eigenthümlichkeit hin, daß in den amerikanischen Sprachen so oft willkürliche und eigensinnige Veränderungen und Umwandelungen sich wahrnehmen lassen. Sie kommt besonders unter den Wanderstämmen vor, bei welchen sie allgemein war, auch läßt sie sich leicht erklären. Doch wird der allgemeine Charakter dieser Sprachen dadurch nicht erheblich beeinträchtigt oder verändert, und man findet ohne Mühe daß sie ein und derselben Familie angehören. Die Maya-, Quiche- und Tzendalsprache lassen bald ihre Verwandtschaft erkennen, sie wurden (und werden noch) im heutigen Yucatan, Guatemala und Chiapas geredet. Die Maya war wohl am meisten ausgebildet, und mit ihr haben sich die Spanier am meisten beschäftigt. Alle diese Sprachen zeigen das Gepräge eines hohen Alterthums; und nicht bloß daraus allein, sondern auch aus anderen Gründen können wir den Schluß ziehen, daß die Gesittung in Mittelamerika die ältere war, und daß, wie gewöhnlich, auch auf dem amerikanischen Continent ihr Gang sich von Süden nach Norden bewegte. Unter dem warmen Himmel Mittelamerika's reiften sich die Früchte der Civilisation früher als in dem nördlicher liegenden Mexico, das aber seinerseits, nachdem die Gesittung sich einmal bewurzelt hatte, kräftiger emporwuchs und der mächtigere Theil wurde.

In die Einzelnheiten über die traditionelle Geschichte der ersten Quichefürsten brauche ich hier nicht näher einzugehen. Man bezeichnet sie gewöhnlich als Votaniden, und manche Schriftsteller haben Berge von Unsinn aufgehäuft, um den Ursprung derselben in der alten Welt finden zu können. Zu diesen Votaniden, den einflußreichsten Kriegern des Quichevolkes, scheinen die Tolteken angehört zu haben, welche in der alten mexikanischen Geschichte eine so große Rolle spielen.

Brasseur de Bourbourg hat überzeugend nachgewiesen daß die Wanderung der Tolteken oder Tulteken im Süden begann, daß sie höchst wahrscheinlich von Tulha ausging, das dort lag wo wir jetzt Ocosingo finden. Vielleicht haben die Gebieter, Herren oder Caziken dieser Stadt zu dem Stamme oder der Familie Tul gehört, dessen spätere Angehörige als Tutuls (Xiuh und Colox) bekannt sind. Ohne Zweifel waren sie einer der Adelsstämme unter den Quiches, und wenn wir der Sage welche der Codex Gondra erzählt, und welche Bourbourg in seinem zweiten Briefe mittheilt, Glauben beimessen dürfen, so lag die Veranlassung zu ihrem Wegzuge von Tulha darin, daß die Ermordung des letzten Herrschers der regierenden Dynastie, der noch minderjährig war, einen Volksaufstand zur Folge hatte. Sie verließen Tulha in zwei verschiedenen Abtheilungen; die eine zog fort unter Xelhua nach dem Lande Nenetzual, die andere ging einige Jahre später aus Tulha weg, angeführt von Iztcohuatl, der nach dem Tode des minderjährigen Fürsten die Regierung an sich gerissen hatte, sich aber nicht behaupten konnte. Er soll mit seinem Gefolge nach Anahuac ausgewandert seyn, wo er die Ulmecas und Xicalancos und das Tul-, oder nach der Nahuatlflection das Tulteca-Reich gründete.

Beide Häuptlinge, Xelhua und Iztcohuatl, zogen mit ihren Anhängern von Tulha fort. Aus allen Ueberlieferungen und hieroglyphischen Gemälden kann man abnehmen, daß die Schaar Iztcohuatl's anfangs einen Theil ihrer Reise zu Wasser machte. Dann gelangten sie an eine Stätte die nordöstlich vom Thale Mexico's liegt, und kam von dort nach dem Orte wo sie sich niederließen. Es ist klar daß die Wanderung dieser Häuptlinge gen Norden nach ihnen unbekannten Gegenden ging, nicht nach Süden hin, wo das Gebot ihrer früheren Gebieter galt. Der Theil der Reise welchen sie zu Wasser zurücklegten, geschah wohl auf Flüssen welche sich in den mexikanischen Meerbusen ergießen; sehr wahrscheinlich auch auf der Lagune von Tampico (oder Tamiagua), wo sie zuerst Halt gemacht zu haben scheinen, und wo sie später an dem Strome aufwärts gegangen seyn mögen der Tula heißt, und in seinem untern Theile dort wo er sich in den Panuco ergießt, Rio Moctezuma genannt wird. Dort fanden sie Stämme welche die Nahuatlsprache redeten, und da die Ueberlieferung ausdrücklich sagt, daß sie selber

ihre Sprache wechselten, so können wir es für sicher annehmen daß die Tutulxiuhs, als sie in Anahuac ankamen, das Nahuatl sich aneigneten. Sie waren in den Künsten des Friedens bewandert, unterwiesen in ihnen die Stämme welche sie vorfanden, und erlangten unter denselben Einfluß und Uebergewicht. Wir wissen nicht genau wo Nonohualco (offenbar das Nonoval der Mayachronik und Lizanas Nehnial) lag, wir haben es aber in den südöstlichen Provinzen Mexico's zu suchen. Die Tutuls welche unter Xelhua von Tulha ausgewandert waren, zogen nämlich nach Nonohualco, und wirkten dort in ähnlicher Weise wie die Schaar Ilyxcohuatls auf die Landeseingebornen ein. Denn wir finden bald nachher die Völker von Anahuac unter der Herrschaft der Tutuls oder Tulteken, die Quichemecatl oder Chichimecatl hießen, weil sie mit den Quiches verwandt waren. Ihr Chichimecatlreich ist nichts anderes als eine Herrschaft der verbündeten Quiches. Diese Etymologie des Namens Chichimeca erscheint als die natürlichste und ist jedenfalls den sehr gezwungenen Ableitungen von Techichinany, Chichen, Chichi oder Chichimil vorzuziehen, die wir bei Torquemada, Alva, Betancourt und jüngst auch bei Buschmann finden.[1] Das Wort Chichimecatl in seiner allgemeinen Bedeutung bezeichnete nicht etwa einen Stamm oder ein Volk mit besonderer Sprache, denn die Nahuatlstämme, die Otomiten und die wilden Stämme im Norden, wurden gleichfalls mit unter dieser Benennung begriffen sobald sie den Tulteken unterworfen waren, und die wenigen Indianer welche auch jetzt noch in einigen Theilen der mexikanischen Republik, z. B. in Queretaro, San Luis Potosi, Guanaxuato und Michoacan, Chichimecas genannt werden, haben keine Spur gemeinsamer Abstammung oder Sprache aufzuweisen. Außerdem finden wir, daß das alte Quichereich, zu derselben Zeit da das Chichimecareich gegründet wurde, die Benennung Nimaquiche oder Großquiche führte, ein comparativer Ausdruck, der keinen Sinn hätte, wenn neben demselben nicht noch ein anderes Reich vorhanden gewesen wäre.

Endlich muß noch erwähnt werden daß der mexikanische Codex Gondra die mit zwei Gefolgschaaren von Tulha ausgewanderten Häuptlinge Chichimeken nennt, zum Zeichen daß sie mit der Quichefamilie verwandt gewesen seyen. Dieses Quichemecatlreich unter den Tulhahäuptlingen oder Tutu'xiuh, wurde bald mächtiger als das alte Stammreich. Die Tradition erzählt, es sey so ungemein stark bevölkert gewesen daß im Thal von Mexico jeder Fleck Landes bebaut war, und die Fürsten weit und breit ihre Herrschaft ausdehnten. Diese letztere mag für die unterworfenen Völker keine sanfte gewesen seyn. Das alte System einer Unterscheidung in drei Adelsclassen und in Leibeigene das im Quichereiche galt, wird auch im Tultekenreiche nicht gefehlt haben, und mag am Ende eine Hauptursache der Unzufriedenheit und der Aufstände gewesen seyn, welche in Folge von Hungersnoth und Dürre zum Ausbruch kamen. Die übermüthigen Herrscher wurden besiegt und flohen sammt ihren Anhängern nach verschiedenen Richtungen hin aus dem Lande.

Man darf wohl annehmen daß ein so mächtiges Reich wie jenes der Tulhahäuptlinge, das, gleich den übrigen amerikanischen Regierungen, sich auf die breite Grundlage einer Feudalaristokratie stützte, nicht in einer kurzen Spanne Zeit über den Haufen geworfen werden konnte; es mögen Jahre verflossen seyn ehe der innere Kampf zwischen den Herrschern und den Unterdrückern zu Ende gefochten war. Man wird es ferner glaubhaft finden daß die armen Macequals oder Mayaques, die Leibeigenen, Unterstützung von den wilderen Stämmen im Norden erhielten, gleichviel ob sie dieselben ausdrücklich um Hülfe ersuchten oder ob diese aus freien Stücken kamen, als sie sahen daß das mächtige Reich, von welchem auch sie in gewisser Weise abhängig oder doch berührt waren, sich der Zerrüttung preisgegeben sah, und daß sie aus diesen Wirren Nutzen ziehen konnten. Das waren, meiner Ansicht zufolge, Ursache und Gegenstand jener großen Bewegung welche in der Ueberlieferung als die große Chichimekenwanderung bezeichnet wird. Sie war sicherlich die erste große Erhebung der unterdrückten Volksmassen welche in der Geschichte von Mexico und Mittelamerika vorkommt. Aus allem was die Tradition in Betreff dieser Bewegungen überliefert hat, scheint sich zu ergeben, daß auch an die unteren Classen im Reiche der Tulteken die Reihe kam; und die angebliche Herkunft der Chichimeken von Xolotl weist deutlich auf ihre frühere Tage und Stellung hin, und auf die Elemente um welche es sich handelt. Xolotl ist der Held welcher in die Hölle ging, als seine Brüder, Söhne der Luft, Diener nöthig hatten. Er brachte einen Knochen herauf der zerbrochen und mit Blut besprengt wurde, daraus entstanden dann die Diener oder Leibeigene. Diese Sage von Xolotl hat sicherlich eine tiefere Bedeutung, und zeigt das Emporkommen und den Fortschritt der unterdrückten Volksmenge in einem bisher fast ganz unbeachtet gebliebenen symbolischen Lichte. Was aus dem von der Hölle heraufgeholten mit Blut besprengten Knochen entsteht, ist leibeigen, ist Sklav, das will sagen: die wilden Stämme wurden durch blutige Unterdrückung gebändigt; sie befanden sich in der Finsterniß eines rohen Zustandes, und es gebrach ihnen an Licht, allerdings nicht sowohl für ihr eigenes Wohlergehen als für den Nutzen ihrer Unterdrücker. Aber, so heißt es in der Sage, ihre Augen konnten durch dieses Licht nur geöffnet werden, wenn sie endlich von der Unterdrückung ihrer Gebieter erlöst wurden. Das Orakel deutete also den Heroen an, daß sie alle untergehen würden sobald das Licht erscheine. Und so geschah es auch, aber bevor sie zu Grunde gingen, vermachten sie ihre Kleider ihren Leibeigenen. Diese nahmen nun die Stelle ihrer bisherigen Dränger ein, die königliche Krone und der Purpur gingen auf sie über, und die früher wilden und unterdrückten chichimekischen Sklaven bestiegen den Thron ihrer ehemaligen Gebieter. Diese ganze Erklärung ist durchaus einfach und natürlich.

Alles deutet auf den niedrigen Ursprung, auf die geringe Abkunft der Chichimeken hin, insbesondere thun es auch die Sagen welche wir über Xolotl haben. Als er vom Luftgott verfolgt wurde verwandelte er sich in die gemeine Nahrung des Volkes, nämlich in Mais (Xolotl), in Maguey (Mexolotl) und in einen Fisch (Axolotl); am Ende wurde er aber doch bezwungen. Den niedrigen Ursprung bezeichnet die Sage als Chicomoztoc oder die Sieben Höhlen. Als Höhlen wurden die Wohnungen der Leibeigenen oder gewöhnlichen Arbeiter bezeichnet, die auf dem Lande aus Rohr und Blät-

[1] Sollte Tezozomoc (Histoire du Mex. I, 2) Unrecht haben, wenn er sagt, man hätte die aztekische Nation ehemals Mexica Chichimeca genannt, ce qui veut dire Mexicains sauvages? Tezozomoc, der am Ende des 16ten Jahrhunderts schrieb und Nachkomme eines Vasallenfürsten des aztekischen Reiches war, konnte sich nicht wohl täuschen. Uebrigens stimmt seine Bemerkung vortrefflich zu dem, was Hr. Hermann E. Ludwig über die Universalität des chichimekischen Namens sagt. D. Red.

tern gemacht wurden, in den Städten aber im untersten Geschoß jener eigenthümlichen mexikanischen Gebäude lagen, wie wir sie noch im Lande der Moquis finden. In ihrem ganzen Anblick prägt sich schon die Idee des Feudalismus aus, den man im Mittelalter so oft mit einem pyramidalen Bau verglichen hat, dessen Spitze der Oberlehensherr inne habe. Auch in jenen Gebäuden wohnte der Herrscher und Herr in der Höhe, und seine Vasallen hauseten nach Abstufungen tiefer unter ihm, so daß die Leibeigenen das tiefe und dumpfe Erdgeschoß inne hatten. In den nördlichen Provinzen in welchen die Gesellschaft ein mehr gleichheitliches Gepräge trug, wurden die Stadtviertel als Höhlen bezeichnet, und Vasquez Coronado fand das berühmte Cibola in sieben Höhlen oder Gemeinden eingetheilt. [1]

Daß die Bewegungen der Chichimeken eine wirklich volksthümliche war und von den unteren Classen ausging, ergibt sich nicht nur aus dem oben Bemerkten, sondern auch daraus daß die Sage sie in ungeheuren Massen wandern läßt. In keiner andern Tradition werden Männer, Weiber und Kinder der großen Volksmenge erwähnt, sie legt auf die Millionen nicht so viel Werth als auf einen Abkömmling aus dem Adel, für welchen die Massen nur als Zubehör erscheinen, als Hintergrund, auf welchem sich der Feudalherr desto stattlicher abhebt. Die Erhebung der Chichimeken warf nun alles über den Haufen und durcheinander, ihr gegenüber konnte der Adel nicht Stand halten. Nun werden auch die Volksmassen von der Sage erwähnt, besonders nachdem sogar der Thron der früheren Gebieter ihnen zugefallen war. Man darf dabei nicht übersehen daß die neue Dynastie ihren volksthümlichen Ursprung auch durch ihre Benennung der chichimekischen bethätigt. Statt der frühern Familienbenennung Tul oder Tutul konnte füglich auch wohl kein anderer an dessen Stelle gesetzt werden. Eine Hauptrolle in der neuen volksthümlichen Regierung spielten ohne Zweifel die Otomis, als die nächsten Gränznachbarn der Nahuatlacas; trotzdem behielt aber das Volk den Collectivnamen seiner frühern Zwingherren, und zog ihn den Namen der einzelnen Stämme und Völker vor, aus welchen das neue Chichimekenreich zusammengesetzt war.

Daß die Chichimeken als solche keine besondere Sprache hatten, ist schon erwähnt worden. Die Tolteken, welche zuerst das Land Anahuac unterwarfen, nahmen die Nahuatlsprache (welche sie vorfanden) an, und dehnten ihre Herrschaft über die umwohnenden, auf niedrigerer Entwickelungsstufe befindlichen Völker aus, insbesondere auch über die Otomis. Während der von den Macegnals ausgegangenen Umwälzung kamen, wie schon bemerkt, die nördlichen Stämme nach dem eigentlichen Mexico herab. Jeder von ihnen gebrauchte seine besondere Sprache, daraus ergaben sich jedoch so vielfache Uebelstände, daß die Annahme einer officiellen Staatssprache nothwendig wurde, sobald in Anahuac die Staatsverhältnisse wieder geregelt waren. Der Kaiser Teohotlalotzin, Sohn Quinantzins, befahl demnach daß alle Beamten sich der Nahuatlsprache bedienen sollten, sie war schon unter den tultekischen Herrschern Staatssprache gewesen, und wurde allgemein nicht nur für geographische Bezeichnungen gebraucht, sondern sie war auch unentbehrlich zur Erklärung der nahuatlakischen Hieroglyphen und der Bilderschrift. Ixtilchochitl bemerkt, daß dieser Befehl leicht ausgeführt werden konnte, besonders wegen des vielfachen Verkehrs und der engen Verbindung zwischen den Chichimeken und den frühern Bewohnern von Anahuac, welche er Tulteken nennt. Aus diesen Thatsachen ergibt sich deutlich weßhalb Tulteken und Chichimeken eine und dieselbe Sprache redeten, nämlich eben das Nahuatl. Die Völker deren eigenthümliche Sprache dasselbe war, wohnten in Anahuac und waren zahlreich und bedeutend genug um dieselbe unter der Tutulxiuhdynastie zu behaupten. Diese Herrscher und ihre Gefolgschaft nahmen sogar aus Staatsklugheit das Nahuatl an statt ihrer altheimathlichen Sprache, des Quiche. Und gleichermaßen blieb das Nahuatl Staatssprache unter den Otomihäuptlingen, welche nach dem Sturze der Tultekenherrschaft den kaiserlichen Thron einnahmen.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

4. Deutschland.

Man sucht gewöhnlich die Politik Preußens in den jetzigen europäischen Händeln, namentlich seine Scheu vor einem Bruch mit Rußland der Verschwägerung der russischen und preußischen Monarchen zuzuschreiben. Man verwechselt aber auf diese Art nur die Wirkung mit der Ursache. Denn es sind nicht die Familienverbindungen zweier Höfe, welche eine Gemeinschaft der Interessen erzeugen. Wo historische Gegensätze zwei Staaten trennen, da werden Verschwägerungen politisch unproductiv bleiben. So konnte die Verbindung Napoleons mit Marie Louise 1813 nicht die Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich verhindern. Es ist vielmehr die Gemeinsamkeit der Interessen, welche zu Familienverbindungen geneigt macht. In Bezug auf Rußland und Preußen offenbarte sich jene Gemein

[1] Diese ganze Annahme scheint mir mehr als gewagt. Zwischen den Moquis nördlich vom Gila und den Völkern in Anahuac läßt sich auch nicht die mindeste Analogie auffinden. Die Pueblos im sogenannten Neu-Mexico, am Rio Grande del Norte und überhaupt in den nördlichen Oasen, bauten und bauen zum Theil heute noch ihre Dörfer als große Häuserblöcke, so daß der ganze Stamm gleichsam eine große Familie, unter ein und demselben Dache wohnt, und von denselben aus Schlamm aufgeführten Mauern umschlossen ist. Auf diese Weise lassen sich die Casas Grandes am besten gegen die nordamerikanischen Turanier, die Stämme der Wüste, vertheidigen. Bei den Pueblosindianern bildet das untere Geschoß, der Kellerraum, die Estufa, das Berathungszimmer der Männer, welches die Weiber nicht betreten durften. Chicomobtoc, las sieta cuevas, die 7 Höhlen, bedeuten überhaupt nur den dunkeln, unbekannten Ursprung oder die niedrige Abkunft im Allgemeinen, über welche sich im Laufe der Zeit ein Mythus bildete, dessen eigenthümliche Bedeutung selbst den Indianern abhanden gekommen war. Wir sehen das aus einer Angabe Sahaguns: er sagt in der Einleitung zu seiner allgemeinen Geschichte Neuspaniens: Del origen de esta gente (der Chichimecas) le relacion que dan los Vregreves (será los Vevetque ó mas bien los Huehuetque, ancianos) es que por el mar vinieron algunos vasos, *de manera que no se sabe como eran labrados. sinoque se conjetura por una fama que hay,* que tienen todos estos naturales, que salieron de siete cuevas, que estas siete cuevas son los siete navíos ó galeras en que vinieron los primeros pobladores de esta tierra: auch die sieben Schiffe die über See gekommen seyn sollen sind natürlich mythisch. A.

Digitized by Google

samkeit hinlänglich in den Jahren 1806 und 1807, 1813 bis 1815. Wir haben schon bemerkt, daß bei den Streitigkeiten über die Theilung Sachsens Preußen und Rußland fest vereint den andern drei Mächten gegenüber standen. Sollte je wieder eine Gelegenheit für Preußen eintreten, Gebiete in Deutschland zu erwerben, so würden ihm von jeder andern Großmacht mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, als von Rußland. Auch sind die Gegensätze zwischen Preußen und Rußland nicht so schroff als zwischen dieser Macht und Oesterreich. Preußen hat nur eine geringe slavische Bevölkerung, es braucht also in Rußland nicht die slavische Großmacht zu fürchten. Preußen ist nicht wie Oesterreich ein wesentlich katholischer Staat, es hat also weniger von der Ausbreitung der griechischen Kirche zu fürchten, es hat keinen drängenden Beruf dem Kaiser Nikolaus die Gräcisirung Polens vorzuwerfen, oder ihn der Katholikenverfolgung anzuklagen. Rußland hat gegen den Nordwesten zu die ethnographischen Gränzen seiner Machterweiterung ziemlich erreicht, während im Südosten das russische und österreichische Wachsthum sich gegenseitig ausschließen. Preußen hätte als Gränznachbar Frankreichs keinen Gewinn davon, wenn es jemals gelingen könnte Rußland aus der Reihe der Großmächte hinwegzustreichen. Nur wenn Preußen eine baltische Seemacht gründete oder eine Art Suprematie über die skandinavischen Länder erworben hätte, würden unversöhnliche Gegensätze es von Rußland trennen. Eine solche Gestaltung der Dinge haben aber die Seemächte im Bündniß mit Rußland fürs erste verkümmert. So hat denn Preußen in dem jetzigen europäischen Kriege nur allgemeine Interessen zu verfolgen, es hat weder, wie Oesterreich, eine räumlich erweiterte Nachbarschaft mit Rußland zu bekämpfen, noch, wie die Westmächte, eine Seeherrschaft in südlichen Meeren zu vertheidigen, sondern nur eine Störung der politischen Symmetrie in Europa durch Rußland zu verhindern. Der Rang jeder Großmacht hängt von der Stärke der übrigen Mächte ab, jeder Zuwachs der einen wird zum (relativen) Verlust der übrigen. Rußland, die stärkste Macht des Festlandes, sitzt an zwei innern Meeren unsers Welttheiles, es muß also den Drang fühlen sich dem Ocean zu nähern oder wenigstens die hydrographischen Organe zu einer lebendigen Verbindung mit der atlantischen und mediterraneischen Welt zu besitzen. Rußlands Politik gegen die Türkei ist eine Lehre für die Staaten des baltischen Ufers. Eine Ausdehnung bis zum Mund der Dardanellen gestatten, hieße Rußland zur Bemächtigung des Sundes ermuntern. Preußen muß aber um so mehr den Beruf fühlen Rußlands orientalische Anschläge zu vereiteln, als kürzlich erst das Petersburger Cabinet durch das Londoner Protokoll außerordentliche Erfolge in der baltischen Politik errungen hatte. In diesem Sinne war die Aufgabe Preußens ziemlich klar. Es durfte Oesterreich nur in seinen Anstrengungen zur Erlösung der Donaufürstenthümer aus der russischen Vasallenschaft freie Bewegung verstatten. Dadurch wurde nicht nur dem russischen Wachsthum eine südöstliche Gränze gesetzt, sondern es entwickelten sich auch zwischen Oesterreich und Rußland die Widersprüche so lebhaft, daß Preußen eine außerordentlich günstige Mittelstellung zwischen beiden Mächten gewann, und Gelegenheit fand Oesterreich ganz besondere Verpflichtungen aufzulegen. Durch das Aprilbündniß und die kürzlichen Zusatzartikel ist Preußen dieser Politik genau gefolgt, ganz abgesehen davon, daß es als deutsche Macht die Verpflichtung hatte bei einem Angriffe Rußlands auf deutsche Gebiete Oesterreichs diesen Staat zu schützen.

Es läßt sich auch nachweisen daß die jetzige Politik Preußens nicht gegen die historischen Traditionen verstößt. Die diplomatische Geschichte der abortiven Allianz Preußens mit der Türkei, welche mit dem Reichenbacher Vertrage (Juli 1790) endete, ist kürzlich von einem ausgezeichneten deutschen Geschichtschreiber durch Benützung bisher unbekannter Urkunden beruhigend aufgehellt worden.[1] Preußens damaliger Beruf liegt in den Worten eines seiner talentvollen Staatsmänner. „Von zwei stolzen und mächtigen Reichen umschlossen, die immer weiter zu greifen bedacht sind — von Reichen, deren jedes für sich, Preußen an Macht und Größe überwiegt, befindet sich dieser Staat stets in einer bedenklichen und sorgenvollen Krisis, und muß alle seine Kräfte anstrengen um sich in Würde und Ansehen zu erhalten. Eine beständige Anspannung der zweckmäßigsten Mittel ist ihm durchaus nothwendig, denn jede selbst unbedeutend scheinende Erschlaffung kann für diesen Staat von den nachtheiligsten Folgen seyn." „Es ist daher," schloß Graf Goltz, „zu Preußens Sicherheit höchst nothwendig, eine jede günstige Gelegenheit wahrzunehmen, wo es sich auf Kosten seiner überlegenen Nachbarn vergrößern kann, um zu den Kräften dieser selbst in das nöthige Gleichgewicht zu kommen." Damals saß Katharina auf dem russischen, Joseph II auf dem österreichischen Thron, und beide Mächte hatten einen Beutevertrag zur Zerstückelung der Türkei geschlossen. Preußen und Oesterreich trennten damals die härtesten politischen Gegensätze, die in Europa gefunden werden konnten. Eine russisch-österreichische Allianz und eine Machterweiterung beider Rivalen war für Preußen eine drohende Gefahr. Wenn sich der Berliner Hof damals von seinen Gesandten in Konstantinopel hätte leiten lassen, so wäre er rasch in ein Bündniß mit der Türkei gesprungen. Man hat die Rathschläge des Baron Dietz aus den Jahren 1787 bis 1788 benutzt, um Preußen in neuerer Zeit an seine orientalischen Traditionen zu mahnen, allein die Gesandten sehen immer die europäische Lage an, wie sie örtlich wohl erscheinen mag. Die wahren Interessen der Staaten aber werden immer nur am Sitze der Cabinette verstanden werden, und deßhalb mag es mitunter geschehen, daß die Politik des Cabinets und das Betragen der Gesandten am dritten Ort sich zu widersprechen scheinen. Wenn man daher zum Verständniß der damaligen Berliner Politik gelangen will, so darf man sich nur an Graf Hertzbergs Aeußerungen halten. Dieser Staatsmann war geneigt, Rußland die Krim, Oczakow und Bessarabien, Oesterreich aber die Donaufürstenthümer zu überlassen, wenn nur die Pforte, als der verlierende Theil, dafür Oesterreich zu Abtretung galizischer Theile an Polen nöthigen, und Polen für diese Bereicherung Thorn und Danzig Preußen überlassen wollte. Dieses Tausch- und Schenkgeschäft glaubte Preußen sich dadurch zu sichern, daß es zu Gunsten der Pforte eine Allianz simulirte und durch Truppenaufstellung in Schlesien Oesterreich zur Zersplitterung seiner Kräfte nöthigte. Oesterreich aber sollte zur Abtretung galizischer Antheile und zur Einwilligung in die Cession von Thorn und Danzig durch das Motiv vermocht werden, daß Preußen durch einen Neutralitätsbruch Oesterreichs verwickelte Lage nicht verschlimmert hatte. Es ist bekannt, auf welche Art dieser Plan durch die türki-

[1] Vgl. Häusser, deutsche Geschichte. Erster Theil S. 287—340.

sche Schlauheit und durch levantinische Mittel vereitelt wurde. Der preußische Gesandte ließ sich, nicht ohne Entschuldigung, zum Abschluß einer Allianz mit der Pforte zwar hinreißen, allein er hatte damit so wenig im Sinne des Cabinets gehandelt, daß er sogleich abberufen wurde. Die damalige Politik Preußens gewährt nur dürftige Elemente zur Erklärung seines jetzigen Verhaltens, weil sich die Situationen völlig geändert haben. Preußen hat in Oesterreich nicht mehr die Rache eines Staates zu fürchten, dem es Schlesien entrissen, Oesterreich befindet sich nicht in einem angreifenden Bündniß mit Rußland gegen die Türkei, sondern in einem Bündniß mit der Pforte gegen Rußland. Aber das Eine ergibt sich doch klar aus dem damaligen Verhalten des Berliner Cabinets: Preußen darf eine Machtvergrößerung weder Rußlands noch Oesterreichs auf Unkosten der Türkei gestatten, wenn nicht gleichzeitig durch Aequivalente für Preußen die alte Symmetrie der Machtverhältnisse unter den drei Staaten wieder hergestellt würde.

In einer andern Lage befand sich Preußen in den Jahren 1828 bis 29. Oesterreich war der einzige Staat, welcher damals Rußland zwang, die bessere Hälfte seiner Heereskräfte für etwaige europäische Verwicklungen aufzusparen und sie nicht gegen die Türkei zu verwenden. Die Seemächte nahmen sich sehr spät der Pforte wieder an, und erst als Diebitsch den Balkan überschritten und Adrianopel bedrohte, war Aussicht auf eine Tripelallianz der drei großen Mächte gegen Rußland vorhanden. Wir wissen nicht, ob die russischen Gesandten in Paris ihren Souverän genau unterrichteten, als sie im Beginn des Jahres 1829 schrieben, Preußen werde sich bei der ersten feindlichen Bewegung Oesterreichs auf Rußlands Seite schlagen. Es war dieß wohl nur ein loyaler Optimismus, denn in Berlin mißbilligte man das Verfahren des Kaisers Nikolaus sehr entschieden. „Der König, versicherte Hr. v. Müffling, hatte immer die Idee gehabt, daß der Kaiser den Krieg gegen die Pforte hätte vermeiden können und vermeiden sollen. Nach dieser Ansicht war dem König der ganze Krieg widerwärtig, er sah Unglück voraus, und wünschte, daß der Kaiser ihn auf eine gute Art los werden könnte." In Berlin wußte man schon im Frühjahr 1829, daß Diebitsch über den Balkan gehen würde. Standen die Russen dann auf den Straßen nach Konstantinopel, wurde die türkische Armee in einer Schlacht besiegt, die Pforte aber trotz ihrer Hülflosigkeit nicht zum Frieden bewogen, so mußte damals eintreten was jetzt vor unsern Augen geschieht: das Schicksal der Osmanenherrschaft wurde zum Anlaß eines europäischen Krieges, eines Krieges aller westlichen Staaten gegen die russische Universalherrschaft. Preußen durfte sich damals, so wenig als jetzt, für Rußland erklären, es blieb ihm nur übrig, entweder sich an die Feinde Rußlands wider Willen anzuschließen, oder die unfruchtbare und drückende Rolle der Neutralität zu behaupten, das heißt: beide kriegführende Theile gegen sich zu stimmen. Man kennt nun die Geschichte der damaligen preußischen Vermittlung ziemlich vollständig aus den Mittheilungen des Freiherrn v. Müffling. [1] Der König von Preußen hatte absichtlich einen hohen Officier zur Sendung nach Konstantinopel gewählt, damit er den Siegestaumel der Türken ernüchtern und den Pfortenministern die Erschöpfung ihrer Widerstandsmittel faßlich machen sollte. Das einzige Hinderniß des Friedens bestand damals in dem Hochmuth der Türken, die seit dem Ausbruch der Pest in Diebitschs Armee einen Rückzug der Russen täglich erwarteten. Kaiser Nikolaus hatte in Berlin feierlich erklärt, er begehre keine Gebietsabtretungen von der Türkei, sondern wolle sich mit der Rückerstattung der Kriegskosten begnügen. Man kannte am preußischen Hofe den Werth des kaiserlichen Wortes und beeilte sich, möglichst rasch daraus Nutzen zu ziehen. Das öffentliche Gelöbniß des Kaiser Nikolaus enthielt jedoch einige stille Vorbehalte. Man wußte nämlich in St. Petersburg recht gut, daß es ganz gleichbedeutend war, Erstattung der Kriegskosten oder Gebietsabtretungen zu fordern. Als Kaiser Nikolaus im J. 1829 in Berlin einen Besuch abstattete, befand sich in seinem Gefolge der Generaladjutant Graf Benkendorff. Bei einem Soupé zog der Graf den Baron Müffling in ein Gespräch über den künftigen Feldzug und den schließlichen Frieden mit der Türkei. Absichtlich kamen dabei die Kriegskosten zur Sprache. „Aus der Antwort des Generals von Benkendorff, schreibt Müffling, ersah ich, daß er nicht glaubte, Rußland würde je eine baare Entschädigung erhalten, da man nie die Pforte habe zu einer solchen bringen können, während sie leicht zu Abtretungen ganzer Länderstriche zu bewegen wäre. Dieß liege in den Verhältnissen des Sultans zu seinem Volk, indem er baare Entschädigungen aus seinem Schatze geben müsse, folglich sein Capital verliere, während er bei Gebietsabtretungen nur laufende Revenüen, also jährliche Zinsen abzugeben habe. Deßhalb halte er es für besser zwar auf etwas zu bestehen, aber mit wenigem verlieb zu nehmen. Aus einigen mit halben Worten ausgesprochenen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Nesselrode, die Sache ebenso *ansähe und* dieser Gedanke dem Kaiser nicht fremd sey."

Wir brauchen wohl die Aufmerksamkeit unserer Leser nicht besonders mit der Bemerkung zu ermuntern, daß in diesen Worten die geheime Geschichte des Friedens von Adrianopel enthalten ist.

Hr. v. Müffling hatte damals noch nicht seine Aufträge an die Pforte erhalten, aber er scheint bereits dazu auserwählt gewesen zu seyn. Jene Mittheilungen nahmen für ihn später den Charakter einer indirecten Inspiration von russischer Seite an. Er hat nach den Andeutungen gehandelt, und der Adrianopler Friede erfüllte später vollständig den Inhalt jenes vertraulichen Tischgesprächs. Kaiser Nikolaus wußte also genau was er forderte, als er die Erstattung der Kriegskosten begehrte. Jede Verlängerung des Krieges mußte daher die Türkei in die Lage bringen, mehr Gebiet als Aequivalent für den Kriegsaufwand anzubieten. Man sah aber in Berlin gewiß ungern die Pforte durch Verlängerung der Feindseligkeiten ihre Lage verschlechtern, und es lag deßhalb auch im preußischen Interesse, sie so rasch als möglich zum Friedensschluß zu bewegen. Auch hat sich vollständig bestätigt, was man von der Insolvenz der Pforte vermuthet. Es gibt ein Laster, dem fast alle Staaten asiatischen Ursprungs ihren Verfall und Untergang danken. Dieses Laster ist der Geiz. Man glaubt auch jetzt noch vielfach, die Geldmittel der Türkei seyen erschöpft, weil das elende Papiergeld werthlos geworden und die europäischen Börsen der bisher schuldenfreien Türkei einen Credit verweigern, den das geringste deutsche Fürstenthum nicht vergeblich begehren würde. In Wahrheit ersticken die Osmanen an ihren eigenen Schätzen. Sie haben

[1] „Aus meinem Leben" S. 297 bis zum Schluß.

die Früchte ihrer Plünderungen Jahrhunderte lang thesaurirt, und vielleicht ist die Türkei dasjenige Land, welches mehr edle Metalle an sich gezogen als irgend ein westlicher Staat. Aber es sind todte Schätze, sie wirken keine Wunder mehr, sie machen das Land so wenig reich als die Goldadern, die dem Bergmann unerreichbar, unter unsern Füßen schlummern mögen. Und wenn morgen die Türkei gerettet werden könnte durch eine Million aus dem Privatschatz des Sultans, sie müßte untergehen: denn die Türken sterben für ihren Glauben und ihre Herrschaft wohl den Schlachtentod, aber sie zahlen dafür keinen Piaster.

Aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß die Russen recht wohl wußten was sie unter der Maske von Kriegsentschädigungen begehrten, und wie wenig das kaiserliche Wort sie band, als sie „keine Gebietsabtretungen, nur Erstattung des Kriegsaufwandes" forderten. Hr. v. Müffling wußte auch wo die russischen Kriegsentschädigungen liegen sollten. Poti und Anapa, die pontischen Oeffnungen für die westlichen Völker des Kaukasus waren bereits namhaft gemacht. Achalzik sollte später hinzukommen.

Die fernere Geschichte der Verhandlungen geht uns nichts weiter an, und ist nur insofern interessant als die Gesandten von England, Frankreich und Oesterreich Müfflings Schritte bei der Pforte lebhaft unterstützten und seine Aufträge als Rettungsmittel vor einem allgemeinen Krieg begierig ergriffen.

Vielleicht griffen sie hastiger zu, als sie sollten. Es gab zwar keine türkische Armee seit der Schlacht von Kulestscha mehr, allein Diebitsch war trotzdem in einer ängstlichen Lage. Aus Hrn. v. Moltke's Darstellung des Feldzuges wissen wir, daß sich der russische General sehr unsicher fühlen mußte mit nur 20,000 Mann mitten in einem fremden Lande zu stehen, ohne Hoffnung auf Verstärkung, bei jedem Schritt zu Detaschirungen genöthigt, hinter sich ein Gebirge mit langen, erwürgenden Engpässen, vor sich ein andersglaubendes, leicht entzündliches Volk. Sowie er nach Konstantinopel zog, mußten die Seemächte Rußland den Krieg erklären, die Holzbudenmetropole am goldnen Horn ging in Flammen auf, der Großherr floh mit dem Harem nach Kleinasien, und die Russen hätten, ohne Möglichkeit sich Nahrung zuführen zu lassen, wahrscheinlich umkehren müssen.

Dennoch bearbeitete der preußische Gesandte die Pfortenminister zum Friedensabschluß und zwar in der Voraussicht, daß sie Gebietstheile verlieren müßten. Es folgen daraus, wie uns scheint, sehr ergiebige Conclusionen. Erstens war Preußen derjenige Staat, der einen europäischen Krieg am lebhaftesten vermieden zu sehen begehrte. Man war nicht abgeneigt den Russen einige Gebietstrophäen zu gönnen, sofern nur das Gelöbniß des Kaiser Nikolaus scheinbar erfüllt wurde. Die Gebietserwerbungen lagen aber auf der anatolischen Hälfte, sie brachten die russische Herrschaft über die illyrische Halbinsel, räumlich wenigstens, keinen Schritt vorwärts.

Hr. v. Müffling gab der Pforte den Rath, sich wegen Convertirung der Kriegsentschädigungen der Gnade des Kaisers zu unterwerfen und eine Gesandtschaft nach St. Petersburg zu senden. Das hieß die Großmuth des Kaisers auf die Probe stellen, und den Zügel der Rücksichten den etwaigen, russischen Ansprüchen anlegen. Der Anschlag war so sehr zum Vortheil der Pforte, daß Kaiser Nikolaus dem Hrn. v. Müffling bei seinem spätern Besuch in Petersburg bemerkte: „wer den unglücklichen Rath zur Absendung einer Gesandtschaft nach Petersburg gegeben, hat mir einen schlechten Dienst geleistet." — Es lag also auch nicht im preußischen Sinne Rußland allzuviel Aequivalente für die Kriegsentschädigungen zukommen zu lassen.

Die politischen Erfahrungen der letzten Jahre enthalten nichts, wodurch Preußen zu einer lebhaften Betheiligung an den europäischen Angelegenheiten ermuntert werden konnte. Die Erfurter Versuche waren an allen europäischen Höfen mißbilligt worden, das Londoner Protokoll aber war eine trockene Verurtheilung der preußischen Intervention in den dänischen Erbfolgestreitigkeiten. Man konnte sich nun in Berlin sagen, daß Preußen bei jeder neuen politischen Unternehmung immer gegen die Eifersucht und die Mißgunst der Großmächte zu streiten haben würde. Preußen war zwar immer in glattem Verkehr mit allen Höfen geblieben, aber es hatte doch keinen aufrichtigen Verbündeten; denn Rußland, dem es noch am nächsten stand, hielt sich, äußerlich wenigstens, näher zu Oesterreich. In einer solchen Lage wird ein Staat nicht übereilt Partei ergreifen, sondern nach dem russischen Sprüchwort handeln: „Am Ufer sitz' ich, harre des Windes!"

Vor allen Dingen aber mußte Frankreich sich ernstlich gegen Rußland compromittirt und einen Einsatz im Spiele haben. Preußens geographische Gestaltung oder vielmehr Zertheilung muß seiner auswärtigen Politik Vorsicht zur ersten Regel machen. Der Staat Friedrichs des Großen besitzt zwar die beneidenswerthe Kraft, neue Erwerbungen rasch zu assimiliren und den frisch eingetretenen Bevölkerungen in ungewöhnlicher Kürze eine preußische Textur zu verleihen, allein diese Kraft ist doch im Osten der Monarchie immer glücklicher gewesen als im Westen. Das preußische Nationalgefühl ist zwar auch in den Rheinprovinzen geweckt worden, allein der talentvolle und scharfsinnige Rheinländer läßt sich noch immer in leichtsinnigen Augenblicken hinreißen, mit einer unpreußischen, ja sogar undeutschen Gleichgültigkeit sich zu putzen. Dieser provinzielle Nihilismus, der gar oft mit wahrer Freisinnigkeit und berechtigtem Freiheitsdrang verwechselt wird, hat seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV an politischer Gefährlichkeit verloren: da es diesem Fürsten gelang, durch sein Wohlwollen gegen die römische Kirche die Gemüther seiner katholischen Unterthanen zu gewinnen und selbst dem Klerus Pflichten der Dankbarkeit aufzulegen. Immerhin muß aber Preußen die Rheinprovinzen mit größerer Wachsamkeit hüten, als seine sogenannten Erblande.

Diese geographischen Verhältnisse trugen etliches dazu bei, Preußen zum möglichst längsten Festhalten an seiner Neutralität zu bestimmen. Wenn Oesterreich durch bewaffnete Bewegungen innerhalb seiner Gränzen die russische Politik zum Rückzug zwang, so hat man mit Unrecht daraus beschämende Parallelen für Preußen gezogen. War dieser Staat durch Interessen nur secundären Werthes zu keiner großen Beweglichkeit im Beginn des Krieges gezwungen, so wird obendrein seine auswärtige Politik im höchsten Grade von der Natur seiner Heereseinrichtungen beschränkt. In England sieht man einen Krieg wie eine Capitalsanlage an. Man hofft auf einen Gewinn an politischer Macht; dieser Gewinn nimmt in den Köpfen der Alles berechnenden Nation einen gewissen Geldwerth an, und es fragt sich nur ob das Ziel die Kosten werth ist. Das Heer wird gemiethet und das Parlament bewilligt den Aufwand.

Das leicht entzündliche Gemüth und die Lust an militärischen Abenteuern erleichtern jedem Pariser Cabinet die Aufgabe, Frankreich zu auswärtigen Unternehmungen anzureizen. Oesterreich endlich hat eine kriegsgewohnte Armee, und meistens sehr streitbare Völkerschaften. Um diese in den Krieg zu führen bedarf es nur, daß der Kaiser eine Truppenschau hält und seine polyglotten Regimenter in der Sprache ihrer Heimath anredet, um sie entzückt und begeistert gegen den Feind zu führen.

In einer völlig eigenthümlichen Lage dagegen befindet sich Preußen. Ein Krieg mit Rußland oder nur eine Drohung mit starken Truppenbewegungen nöthigt es zum Aufgebote seiner Landwehren. Dieses Aufgebot an und für sich ist für den Staat ein schweres Leiden und eine neue Erschöpfung. Es muß den Hausherrn, es muß die Söhne und Brüder aus dem Kreise der Familie holen; der Meister verläßt seine Werkstatt oder muß seine Gesellen verabschieden, der Landwirth zieht von seinem Gute oder seiner Pacht weg oder das Aufgebot raubt ihm wenigstens sein Gesinde, der Kaufmann verläßt sein oder seines Principals Geschäft, der junge Arzt seine kaum erworbene Praxis, der Gelehrte seine Bücher, und der unabhängige Verzehrer seines Vermögens die Zerstreuungen und Bequemlichkeiten seines Lebensgenusses. Keine Provinz, keine Stadt, keine Straße und kein Haus in einer Straße, kein Dorf und kein Hof bleibt verschont bei einem solchen Generalmarsch. Wenn nun auch wirklich die Begierde unbezähmbar wäre, die Moskowiter zu demüthigen, so erlischt doch eine solche Leidenschaft bald, wo jedes Familienleben aus den Gliedern gerenkt und die materielle Wohlfahrt des Einzelnen und seiner Angehörigen gleichsam angezapft werden muß wie Bäume wenn sie Saft treiben. Sie erlischt auf dem Marsch und sie müßte nothwendig Mißmuth erzeugen, wenn der Aufstand des Vaterlandes zu keiner höhern Anstrengung führte, als an den Gränzen des Reiches in polnischen Garnisonen, Gewehr beim Fuß, durch Ansammlung beträchtlicher Heereskräfte den diplomatischen Verhandlungen einen Accent zu verleihen. In der Natur der preußischen Wehrverfassung liegt ferner das Bedürfniß nach gewaltigen, erschütternden, einfachen und reinen Motiven zur Kriegserklärung. Sind die Gränzen noch nicht bedroht, ist der Krieg noch in die Wahl des Cabinets gestellt, lebt die Nothwendigkeit nicht in dem Bewußtseyn der ganzen Bevölkerung bis unter das dürftigste Strohdach hinab, dann müßte man zu künstlichen Agitationsmitteln greifen, man müßte Hebel ansetzen und Kräfte entbinden, die man sonst mit aeolischer Bedächtigkeit gern in ihren Behausungen verschlossen hält. Ein Volk in den Waffen legt auch dem Sieger allerlei Verlegenheiten auf. Man will ein greifbares Product der Anstrengungen gewonnen sehen: die Federn sollen nicht verderben, was die Säbel erwerben. Solche Wünsche sind aber sehr schwer zu befriedigen, da die neuere Politik, wie sie in den letzten Friedensschlüssen oder Bündnissen ihren Ausdruck gefunden, eigensinnig auf Erhaltung des gegenwärtigen Territorialbesitzes dringen würde.

Das Instrument also, welches Preußen zu auswärtigen Unternehmungen besitzt, verlangt einen äußerst vorsichtigen Gebrauch, und jeder Leidenschaftslose wird zugeben müssen, daß die türkischen Verwicklungen durchaus nicht den eng-preußischen Werth besaßen, um diesen Staat zum übereilten Aufgeben seiner Neutralität zu bewegen. Es mußte vor allen Dingen erst durch die diplomatischen Schritte ermittelt worden seyn, daß der Krieg nicht mehr vermieden werden konnte, wie es bis zum letzten Augenblicke die Aufgabe des Berliner Cabinets bleiben mußte den Frieden zu vermitteln; denn gerade weil man ein Volk und nicht ein Heer gegen den Feind zu führen hat, muß man sich auf die tiefsten Verwürfe und die größten, innern Zerwürfnisse gefaßt machen, wenn ein leichtfertig begonnener Krieg unglücklich ausgeschlagen wäre.

Diese Neutralitätspolitik, welche genau dem Wesen des preußischen Staates entsprach, hatte jedoch ihre deutlichen Gränzen. Preußen garantirte im Aprilbündniß Oesterreich seinen deutschen und außerdeutschen Territorialbesitz. Diese Verpflichtung sollte erst ihr Ende mit dem Abschluß eines allgemeinen, europäischen Friedens erreichen. Beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und Oesterreich müßte daher Preußen eine Mahnung an seine Vertragspflichten gewärtigen. War der Krieg aber unvermeidlich, so versetzte man sich in eine bessere Lage, wenn man mit dem Vertragsgenossen in Einer Linie vorging. Wo vier Großmächte in Streit gerathen, da kann die fünfte ihre Neutralität nicht lange bewahren: sie muß auf Eine Seite treten, sey es welche sie wolle. Ein Friedensschluß der vier Mächte, zu dem Preußen nicht zugezogen, eine europäische Urkunde, auf der die Unterschrift des Königs von Preußen fehlte, würde die Zukunft der jungen Macht verdunkeln. Für sie heißt es nicht quiescentibus eadem fama, sondern sie würde, mit Tacitus gesprochen, im Frieden „auswegeln", quia inter impotentes et validos false quiescas. Der Neutrale wird immer eine Beute des Siegers werden und eine Großmacht, die lange ihre Truppen nicht ins Feld geführt, sollte rasch bei der Hand seyn, sich im Kriege zu zeigen. Wer auch eine Schlacht oder ein Schlachtfeld verloren, so gewöhnen sich doch die Truppen an den großen Krieg. Rußland gewinnt trotz aller jetzigen Niederlagen ein Heer, das sich an die verschiedenartigsten Feinde gewöhnt; Frankreich übt seine Truppen in der Krim und England übt sie nicht bloß, sondern läßt sie auch durch den Umgang mit den Franzosen an militärischem Geschick gewinnen. Oesterreich ist der einzige Staat, dessen Truppen der große Krieg gestählt und die im Feuer Zutrauen zu ihrer Führung gewonnen haben; Oesterreich ist in diesem Sinne auch der einzige Staat, welcher am längsten die Entwicklung des Krieges beobachten darf. Die Ueberlegenheit erprobter Truppen braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Die Preußen haben von 1792 bis zum Basler Frieden in Gefechten und Schlachten die Franzosen beinahe jedesmal geschlagen, aber ihre Schläge erzogen die Sieger von Marengo. Später als Preußen zehn Jahre geruht und Frankreich zehn Jahre gefochten hatte, zeigte sich 1806 die Ueberlegenheit kriegsgewohnter Truppen auf die empfindlichste Art. Auch in den ersten Schlachten 1813 mußten die Preußen Lehrgeld zahlen, bis sie das Handwerk wieder gewöhnt waren, und ihre alten Fertigkeiten doppelt fühlen ließen.

Der Zeitpunkt bis zu welchem Preußen eine achtunggebietende Neutralität festhalten konnte, hing von der Stimmung der mitteldeutschen Höfe und namentlich Bayerns ab. Solange diese Staaten mit der Berliner Politik im Einklang sich bewegten, erschien Preußen als Chorführer Deutschlands im Gegensatz zu Oesterreich. Die Sonderinteressen der deutschen Staaten wurden aber durchaus nicht von dem Schicksal der osmanischen Herrschaft in Europa unmittelbar berührt. Nur wenn der Fall eintrat, daß die österr-

schichen Theile der Bundesgränzen von irgend einer kriegführenden Macht bedroht wurden, hätten die Bundesglieder sich in die europäischen Händel verwickelt gesehen. Bis dahin war ein Fernbleiben die vortheilhafteste Politik. Ueberhaupt mußte es den deutschen Staaten daran liegen, einen Kriegsausbruch zwischen Rußland und Oesterreich vermieden zu sehen. Ein Krieg kann den deutschen Staaten schwerlich einige Früchte bringen, sondern würde ihnen nur Anstrengungen auflegen. Erst von dem Augenblicke an wo man den Krieg als unvermeidlich vor sich sah, war es klug, herzhaft zu rüsten und den Feind durch ein Aufgebot des ganzen Deutschlands zum Nachgeben zu nöthigen. Indem der Bund aber dem Aprilbündniß beitrat ging er schon aus seiner Theilnahmlosigkeit heraus. Man mag als warmer Patriot vielleicht beklagen, daß dieser Schritt nicht früher geschah, daß die Bundesversammlung nicht diesem Beschluß irgend einen Eclat und mit dem Eclat Rußland eine Warnung gegeben. Aber wir haben nicht die Aufgabe zu erörtern was geschehen sollte, sondern nur was geschehen ist. Jener Beschluß aber enthielt eine große Revolution unseres Staatsrechtes. Der Bund gab durch seine Allianz den nichtdeutschen Gebieten Oesterreichs und Preußen für die nächsten Fälle Bundeseigenschaft, indem er Hülfe bei Verletzung dieser Länder zusagte. Die alte Streitfrage über die Gränzen des Bundesgebietes, welche im Wege der Bundesgesetzgebung nicht im Sinne der österreichischen Forderungen entschieden worden waren, kann man jetzt durch den neuesten Vorgang, wenn nicht rechtlich, so doch praktisch als erledigt ansehen. Interessen des deutschen Bundes waren nie von Rußland verletzt worden. Selbst wenn die Osmanen aus Europa vertrieben worden und russische Großfürsten oder Statthalter in Konstantinopel regierten oder residirten, würde der Bund keinen Beruf haben nach seiner Verfassung sich einzumengen, oder wohl gar den Krieg anzukündigen. Die Wiener Verträge bestimmten die Bundeszwecke ausschließlich auf die Vertheidigung des Besitzstandes der deutschen Territorialherren. Durch den Beitritt zum Aprilvertrag hat der deutsche Bund völlig seine Natur verändert, er hat gehandelt, er hat ideale Interessen Oesterreichs, Preußens und Bayerns (als Donaustaat) zu Motiven einer möglichen Kriegserklärung erhoben.

Nur ein einziger Mittelstaat in Deutschland ist durch sein Hausinteresse unmittelbar an den orientalischen Angelegenheiten betheiligt, nämlich Bayern, insofern es den schiffbaren Theil der obern Donau innehat. Von der Münchner Politik hing daher nicht bloß die Theilnahme der Mittelstaaten ab, sondern ein Anschluß Bayerns an die österreichische Initiative zwang auch Preußen, seiner Neutralität eine Gränze zu setzen. Solange nämlich Preußen die deutschen Mittelstaaten hinter sich wußte, stand es immer noch groß in seiner Neutralität da, sowie diese Staaten abfielen, gerieth es in eine bedenkliche Isolirung.

Wir wissen nun, daß eine große Aenderung der Mittelstaaten-Politik mit der Reise des Hrn. v. d. Pfordten nach Berlin und Wien zusammenhängt. Dieser Reise war aber die militärische Demonstration Rußlands in Polen vorausgegangen. So wie sich die Garden und Grenadiere von den Petersburger Paradeplätzen gegen Polen in Bewegung setzten, war die Neutralität nicht mehr aufrecht zu erhalten, die Dinge selbst bewegten sich ihrer Schwerkraft folgend dem Ausbruche eines Kriegs entgegen. Ein großer Krieg auf dem Festlande, ein Kriegszeitalter wie am Beginn unseres Jahrhunderts, stand und steht vor der Thüre. Blieben nun die deutschen Staaten neutral, so war es natürlich, daß beim künftigen Friedensschluß auf ihre Kosten die Vertheilung der Aequivalente, die Gebietsvergrößerungen der Sieger, die Entschädigung der Besiegten ausgeführt worden wären. Die Erfahrungen der Befreiungskriege sind noch frisch an allen deutschen Höfen, und diese Erfahrungen lehren es als politische Klugheit, frühzeitig und energisch sich den großen, deutschen Mächten anzuschließen. Die innern Bewegungen von 1848 bis 1850 haben auf der einen Seite die Lebensunfähigkeit der zwerghaften Staatenbildungen in Deutschland offenbart; sie haben aber auf der andern Seite bewiesen, daß gegen den Einheitsdrang die Stammessonderheiten eine unbesiegbare Kraft bewährten. Die Kerne der verschiedenen Stämme hatten sich aber allein in den Mittelstaaten gesund und kräftig entwickelt. Wenn man daher die Selbstständigkeit der Staaten zweiten Ranges innerhalb des Bundes auch nicht mehr in Zweifel ziehen konnte, so galt doch als Axiom, daß sie in der auswärtigen Politik nur höflichkeitshalber mitgezählt würden. Dieser Irrthum ist jetzt nicht ohne Geschick widerlegt worden, und namentlich hat das Münchner Cabinet bewiesen, welche bedeutende Rolle es in seiner Mittelstellung zwischen den deutschen Großmächten einzunehmen vermag. Sein Beispiel entschied über das Betragen etlicher Königreiche, und das Verhalten dieser Staaten konnte Preußen zum Aufgeben seiner Neutralität möglicherweise nöthigen. Daß also ein Staat im Range Bayerns eine Initiative in der auswärtigen Politik ergreifen und über so große Dinge, wie ein europäisches Friedensprogramm (die Punkte vom 8 August) für Deutschland zu entscheiden vermag, ist eines der interessantesten Ereignisse seit dem Jahre 1848.

Das Petersburger Cabinet hat daher nicht glücklich seine Schritte berechnet, als es die österreichische Gränze durch seine Elitencorps bedrohen ließ. Es hat dadurch besser gearbeitet, als ein geschickter österreichischer Agent vermocht hätte, weil es den deutschen Bund einer engern Allianz mit Oesterreich entgegen trieb. Vergebens, daß man die Garden an der polnischen Gränze Halt machen ließ! Der erste Eindruck hatte schon entschieden, wie es das russische Verhängniß zu seyn scheint, daß mit jeder Ankündigung neuer Anstrengung die Reihen seiner Feinde dichter werden.

Etwas über die Assassinen.

Dieser Stamm hatte sich im Mittelalter in Persien wie in Syrien einer gewissen Berühmtheit zu erfreuen; unsere Bekanntschaft damit in der Gegenwart haben wir den gelehrten Arbeiten, welche H. Ch. Defremery jüngst im Journal Asiatique [1] veröffentlicht hat, zu verdanken.

[1] Ann. 1848—1854. Hist. des Seldj. et des Assass. de l'Iran. — Recherches sur les Ismael. de Syrie etc.

Digitized by Google

Die persischen Geschichtschreiber, unter ihnen Mirkhond, [1] und die Chronikschreiber der Kreuzzüge [2] erwähnen, wenn sie von den großen Kriegen deren Schauplatz Syrien war, erzählen, ziemlich oft der „Ismaeliten,“ welche sie mit den Namen Bathiniten, Nezzariten, oder wohl auch Assassinen bezeichnen; die abendländischen Historiker aber verwechselten offenbar die Noussarier mit den Ismaeliten, wovon der Beweis in dem Worte „Nezzariten,“ wie man letztere auch nannte, und worin sich leicht der verdorbene Name Noussarier wieder erkennen läßt, liegt.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, etwa eine Geschichte der Ismaeliten zu geben, ein Stoff, der bereits in gelehrten Memoiren seine Erledigung gefunden hat; meine Studien beschränken sich vielmehr auf den politischen Zustand der Assassinen und ihre Religion.

Bevor ich jedoch zur Auseinandersetzung der Dogmen schreite, welche die Grundlage des Cultus der Assassinen bilden, habe ich einiges über ihren gegenwärtigen Wohnort zu berichten.

Ueber die Ismaeliten haben bereits die HH. de Sacy, [3] Jourdain, [4] Quadramère, [5] Poujoulat [6] und Hr. Guys [7] geschrieben; Hr. Rousseau, [8] welcher sich ebenfalls mit diesem Volke beschäftigte, endlich hat einige Fragmente eines arabischen Manuscripts über dessen Cultus herausgegeben. Da es indeß offenbar scheint, daß zwei dieser Schriftsteller die Glaubenslehren der Noussarier mit denen der Ismaeliten verwechselten, ein Irrthum, der übrigens der Lectüre der Geschichtschreiber der Kreuzzüge zugeschoben werden muß, so will ich nun das geben was ich in Caramanien über dieses sonderbare Volk, welches die Türken als ein Pariasgeschlecht betrachten, gesammelt habe.

Die Ismaeliten bewohnen, mit Ausschluß jeder andern Secte, den Bezirk Qådmaus, im Süden des Districtes Lattakia und auf der Höhe von Tartus. Ihre Zahl beläuft sich auf 6500. Die in diesem Bezirk herrschende Verwaltungsart ist dieselbe wie die der Noussarier in den Bergen. Ihr Oberhaupt trägt den Namen „Emir.“ Unter ihnen gibt es mehrere vornehme Familien mit bedeutendem Besitz, jede von ihnen hat einen Anhang, der ihr ergeben ist, und über den sie verfügt. Daher kommen Streitigkeiten, welche durch persönlichen Haß, durch Eifersucht oder religiöse Meinungsverschiedenheiten verursacht werden.

Die Ismaeliten beschäftigen sich mit Ackerbau: ihr Bezirk erzeugt in Ueberfluß Seide, Tabak, Djeddan genannt, Honig, Wachs, Butter und Cerealien. Weniger unwissend und viel thätiger als die Noussarier, ihre Nachbarn und geschwornen Feinde seit dem Kriege von 1809, [9] beziehen die Ismaeliten alles, was sie brauchen aus ihrem eignen Lande, und bringen, was an verschiedenen Producten und Korn über ihren Bedarf hinausgeht, nach Lattakia und Tartus.

[1] Rouzat-al-Safa.
[2] Guill. de Tyr, Jacq. de Vitry etc.
[3] Nouveaux mém. de l'Acad. des inscrip. t. II.
[4] C. Michaud, Hist. des croisades t. I. p. 472.
[5] Mines de l'Orient, t. IV. p. 339.
[6] Correspond. de l'Orient t. IV.
[7] Le Derviche algérien p. 39.
[8] Histoire des trois principales sectes religieuses de la Syrie.
[9] Poujoulat, Corr. d'Orient, t. IV.

Nach dem Vorbild der Noussarier halten die Ismaeliten ihr Religionsbekenntniß geheim, und geben sich den Schein als gehörten sie dem Islam an, von dem sie die Benennungen genommen haben. Sie beten in den Moscheen, fasten während des Rhamasan und unterziehen sich der Beschneidung. Ihre Gebetbücher sind sorgfältig verborgen, und es ist noch nie vorgekommen, daß Einer von ihnen das Religionsgeheimniß verletzt hätte. Abscheuliche Glaubenslehren und empörend cynische Gebräuche, die den ausschweifendsten Menschen nicht einmal in den Sinn gekommen sind, bilden die Hauptdogmen des Ismaelitischen Cultus.

Wie die Noussarier bekennen auch diejenigen, welche in die Mysterien des ismaelitischen Glaubensbekenntnisses eingeweiht sind, „Ali“ als ihren Gott — ein Umstand, der zu den häufigen Verwechslungen dieser so verschiedenen Religionssecten Veranlassung gab.

Der Gründer dieses Cultus ist ein Scheik mit Namen Hassan, Sohn des Sabbath, gebürtig aus Thus, in Khorassan. Dieser Scheik gehörte der Secte der Rafedhiten oder Anhänger des Ali an. Die Ismaeliten nennen ihn Seiduna „unsern Herrn.“

In der Bibliothek des Mufti in Adana ist ein Buch, dessen Inhalt Controversen zwischen einem Ismaeliten und Noussarier bilden, und worin sich der größte Theil der ismaelitischen Dogmen erklärt findet. Wahrscheinlich ist dieses Manuscript dem gleich, aus welchem Rousseau die von Hr. Jourdain in seinem Briefe an Hrn. Michaud [1] citirten Fragmente nahm. Nach diesem Buche, welches das Werk eines Noussarier-Scheiks zu seyn scheint, stellen sich die Ismaeliten unter ihrem Paradiese einen Raum vor mit vielen Pforten und Wällen, Feldern von Safran, Palästen aus Edelsteinen, Tafeln, mit köstlichen Gerichten besetzt, Fontainen, aus denen sich Fluthen von Milch und Honig ergießen 2c.

Die seligen Bewohner dieser beglückten Räume sind berufen die Unsterblichkeit zu genießen, und darum ist es nicht zum Staunen, wenn das ganze Leben und Treiben der leichtgläubigen und fanatischen Ismaeliten das gemeinsame Ziel im Auge hat, sich nach dem Tode jener unaussprechlichen Wohlthaten werth zu machen, welche ihnen versprochen sind. Durch solche abgeschmackte Lehren und durch schändliche Gebräuche ist es den ismaelitischen Scheiks gelungen, die Phantasie ihrer Glaubensgenossen rege zu machen, und ihnen einen solchen Widerwillen gegen das Leben beizubringen, daß auf ein einfaches Zeichen des Scheik-el-Djebel (der Alte vom Berge) sich zwei seiner Diener ohne Zögern von der Spitze eines Thurmes herabstürzten und vor seinen Augen ihr Leben aushauchten. Nach einem Geschichtschreiber der Kreuzzüge wäre dieses Menschenopfer vor dem Grafen Heinrich von Champagne während dessen Besuchs bei dem König der Assassinnen geschehen.

Um einen passiven und unbedingten Gehorsam aufrecht zu erhalten, bedienten sich die ismaelitischen Scheiks Mittel, welche mit Macht auf ihre unwissenden Proselyten wirken sollten, auf die, welche eben nur die Aussicht auf die Genüsse ihrer Secte angezogen hatte. So führte man sie anfangs in bezaubernde Gärten, worin sich Sklavinnen von großer Schönheit befanden, welche insgesammt oder nach der Reihe die Begierden in den jungen Adepten rege machten; dann reichten sie ihnen einen Trank, der aus dem Saft ägyptischer Hanfkörner bereitet wird und Haschidsch heißt. Daher

[1] Hist. des croisades t. I. à la fin.

Digitized by Google

erhielten die Ismaeliten den Namen Hadschidschi, verdorben, Assassinen.

Der Hadschidsch, den man auch in der Form von Pastillen oder Pillen nimmt, hat die Eigenthümlichkeit, daß er diejenigen, welche davon genießen, in eine gewisse Extase oder Berauschung versetzt, während der es ihnen dünkt, die köstlichsten Wohlgerüche einzuhauchen, ein Leben wie himmlische Wesen zu führen, eine zarte, melancholische Musik zu hören, endlich den Kief in lieblichen, von den Huris des göttlichen Aufenthalts besuchten Gärten zu genießen.

Der vom Hadschidsch veranlaßte Zustand der Trunkenheit dauert je nach der eingenommenen Dosis bald längere, bald kürzere Zeit; aber auf ihn, dessen sonderbare Phasen zu malen man verzichten muß, folgt eine unerträgliche Unbehaglichkeit und Erstarrung. Wer den Hadschidsch unmäßig genießt, verdummt in kurzer Zeit und zieht sich bald eine nervöse Krankheit zu, deren Sitz im Gehirn ist. Ich sah in der Türkei viele Leute, welche ohne Scheu im Uebermaß Hadschidsch zu sich nahmen und alsdann wahrhafte Idioten wurden.

Die Sueidani, welche hauptsächlich den Hadschidsch im Uebermaß genießen, sind zahlreicher als die Khehederi, eine andere ismaelitische Secte Syriens, deren Sittenlehre weniger erschlafft und in mehreren Punkten der Religion der Noussarier analog zu seyn scheint. Diese beiden Hauptsecten der Ismaeliten haben verschiedene Scheiks, deren einer in Masyad, der andere in Fevudera wohnt.

Nachdem nun in kurzem die Glaubenslehren der Ismaeliten angedeutet wurden, bleibt noch übrig Näheres über ihre religiösen Gebräuche und die Mysterien ihres Cultus mitzutheilen. Aber hier wird meine Arbeit schwierig, denn so sehr ich darnach strebe, in meinen Aufschlüssen über die ismaelischen Secten die Wahrheit darzulegen, so muß ich doch nur zu gerechten Abscheu zu erregen vermeiden.

Man erzählt sich, daß die Ismaeliten, Männer und Frauen in gleicher Anzahl einmal des Jahres ihre Versammlung halten, und die beiden Geschlechter, nachdem die Lichter ausgelöscht, während der Scheik ein Gebet spricht, in der Finsterniß sich nähern.

Man sagt auch, daß im weitern Verlaufe ihrer gottesdienstlichen Ceremonien eine nackte Frau auf einen Stuhl gesetzt wird und die gläubigen Ismaeliten nach der Reihe sich vor ihr niederwerfen und sie anbeten, und dabei ein höchst obscönes Gebet [1] sprechen.

Dieses Gebet wurde bei einem Ismaeliten gefunden, welcher im Jahre 1840 in einem Parteikampfe getödtet und von einem Tschausch des Gouverneurs von Lattakia ausgeplündert worden war. Es war sorgfältig in doppelte Wachsleinwand eingewickelt, zwischen dem Takin und dem Tarbusch des Opfers verborgen. Das Original dieses Gebetes, welches ich daneben hatte, war mit Blut geschrieben; ich habe es sorgfältig copirt und mit Hülfe des französischen Consuls in Tarsus übersetzt.

Bevor man auf diese Schrift kam, vermuthete man bei den Ismaeliten ein anderes Gebet, welches das Werk eines frommen Christen oder eines andächtigen Muselmanns zu seyn scheint [1], und das die Ismaeliten im Beiseyn der Moslem zu beten pflegen, um dadurch über ihren wahren Cultus zu täuschen. In der That aber ist man jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Ismaeliten alles Schamgefühls baar sind, und in ihrer religiösen Exaltation sich solchen cynischen Ausbrüchen hingeben, daß man ihnen in ganz Syrien den Beinamen Abu-el-Ferchelh gab, ein Wort, dessen Uebersetzung wir uns zu ersparen bitten.

Es ist leicht begreiflich, daß die Mitglieder einer Religionssecte, die zu ihrem Princip eine ungezügelte Erotomanie hat, in moralischer wie physischer Beziehung die verderblichen und tödtlichen Wirkungen solcher Wollust empfinden müssen. Darum ist auch die ismaelitische Bevölkerung Syriens seit langer Zeit in vollständiger Degeneration begriffen.

Zur Zeit der Kreuzzüge waren die Ismaeliten über mehrere Punkte Syriens, wo sie sich seit dem 11ten Jahrhundert niedergelassen hatten, in großer Zahl verbreitet, ohne jedoch dort zu einer gewissen Herrschaft zu gelangen. Da die Versuche ihre geheime Macht zu gründen fehlschlugen und sich die Bevölkerung nach und nach verminderte, so sahen sich die Ismaeliten genöthigt, um doch wenigstens eine Corporation zu bilden und sich als solche zählen zu können, ihr Häuflein in Qadmaus, einem Bezirke im District Lattakia, zu sammeln, wo sie nun ihre Zahl von Tag zu Tag schwinden sehen.

Während der ägyptischen Herrschaft in Syrien zählten sie nahezu 8000 Seelen, jetzt nicht mehr als 6500, und selbst diese Zahl, die mir ein ismaelitischer Emir angab, scheint mir übertrieben.

Bringt man diese schnelle Abnahme in Anschlag und berücksichtigt, daß die Kriege zwischen den Ismaeliten und Noussariern sich in die Länge ziehen, daß Epidemien, wie Cholera und Blattern, die Syrien verheeren, sich so häufig im District Lattakia wiederholen wie während der letzten zwanzig Jahre, so kann man das Aussterben des ismaelitischen Stammes und seiner Secte wohl als ein ziemlich nahestehendes bezeichnen.

Von elender, galliger Constitution und geneigt zum Selbstmorde, sind die Ismaeliten mehr als die übrigen Syrier epidemischen Anfällen ausgesetzt, gegen welche sie sich sonst durch die einfachsten Vorsichtsmaßregeln schützen könnten. Die Todesstunde ist für sie jene heißersehnte Stunde, welche ihrem Eintritt in jenes unaussprechlich genußreiche Leben, wie es ihnen die Ewigkeit verspricht, vo ra [1]

Ich machte in Tarsus die Bekanntschaft zweier Ismaeliten, welche einer vornehmen Familie aus Masyad angehörten, sie waren in diese Stadt in Folge eines Streites zwischen ihnen und einem Emir von Fevudora, einem Feinde ihrer Secte, verbannt worden. Letzterer war bei dem Handel verwundet worden und brachte es durch den Einfluß einiger seiner Freunde bei dem Kaimakam von

---

[1] Wir müssen unsere Leser auf das Journal Asiatique und Athenaum franç. verweisen, um das Gebet nachzulesen. Wir wagen nicht es zu übersetzen, oder es lateinisch wieder zu geben, weil der Inhalt in unrechte Hände fallen könnte. Wir begnügen uns mit der Andeutung, daß das Gebet eine Adoration des Harschl Massud, des angebeteten Objectes enthält. Was dieses sey, darüber läßt der descriptive Theil des Gebetes keine Zweifel übrig. Dogmata fidei, heißt es an einer Stelle, umbilicum inter et genu (mulieris) continentur. Ein solcher Untergang von Verstand und Phantasie in sinnlichen Verirrungen ist außerordentlich häufig im antiken wie im modernen Morgenland. Jenes Gebet, wenn es anders ächt ist, wirft auch ein ganz neues Licht auf die Erzählung über den „Alten vom Berge", der später von den mittelalterlichen Geographen mit dem „Erzpriester Johann" so oft verwechselt wurde. Die Red.

[1] Cf. dieses Gebet in dem Werke le Derviche algérien de H. Guys p. 51.

Lattakia, unter dessen Gewalt die Ismaeliten stehen, dahin, daß die beiden Emire verbannt wurden. Diese jungen Prinzen lebten nun bei dem Chan von Tarsus und schienen kaum das Leben auszuhalten; sie rauchten Opium, kauten fortwährend Habschidsch und schienen in völlige Idiotie verfallen zu seyn; nur selten wichen sie von der Seite des Chan, höchstens, um Freitags in die Moschee zu gehen. Der Jüngere, von sehr zartem Körperbau, wurde kurz nach seiner Ankunft in Tarsus vom Wechselfieber befallen, und starb beim dritten Anfalle ohne Todeskampf. Nicht lange überlebte der Aeltere seinen Gefährten; da er sich nun allein befand, und es ihm, wie er selbst sagte, nicht vergönnt war an gleichem Tage mit seinem Freunde zu sterben, nahm er Gift, das er in ein Säckchen aufbewahrt, am Hals getragen hatte.

Da diese jungen Leute, um in den Augen der Türken als Moslems zu gelten, grüne Turbane getragen und viele Almosen gegeben hatten, so erwies man ihnen die Ehren des Begräbnisses.

Ein anderer Ismaelit, welcher auch seit mehreren Jahren in Tarsus vom Tabakshandel gelebt hatte, und für einen Abou-el-Ferchekh galt, wurde während des Rhamasan von einem fanatischen Muselmann ermordet. Sein Leichnam, als unrein betrachtet, blieb mehrere Tage am Ufer des Flusses liegen, und es fand sich niemand, der seine Bestattung besorgt hätte. Hyänen und Schakals waren es, die ihm diesen letzten Dienst erwiesen.

Charakter und Aberglaube der chinesischen Bergleute.

(Nach dem Journal of the Indian Archipelago and Eastern-Asia.)

Unter welchem Volke und an welchem Orte immer ein Chinese leben mag, immer wird er Chinese bleiben. Es ist dieß ein sehr bemerkenswerther Zug in seinem Charakter, jedoch würde derselbe nicht so tadelnswerth seyn, wenn der Chinese in diesem Stücke nicht gar zu weit ginge. Aber hochmüthig hartnäckig seyn in Beibehaltung alter Sitten und Gewohnheiten, welche doch nach ihren Begriffen unter verschiedenen Umständen ein anderes Aussehen gewinnen, ist meiner Ansicht nach unverzeihlich, wenn auch andererseits zugegeben werden muß, daß sie dessenungeachtet in der Gesittung sehr vorangeschritten sind. So läßt es sich zum Beispiel der Chinese zu Bangka lieber viele Mühe kosten, um sein Zinn mit dem Schiebkarren fortzuschaffen, als daß er dasselbe auf die Achseln nehmen möchte, und zwar zum großen Nachtheil der Wege, während in den Bergwerken zu Malacca auch nicht ein Schiebkarren zu sehen ist, denn hier wird das Zinn und alles Uebrige auf den Schultern getragen. Die nach den Bergwerken führenden Wege sind daher auch in weit besserem Zustande, als auf Bangka, und lassen sich besser erhalten. Sonst gleicht sich der Charakter der Chinesen an den beiden Orten so ziemlich.

Zu Malacca war ihr Aberglaube, welcher der gleiche ist, wie auf Bangka, nur mit dem Unterschiede, daß er noch weiter geht, anfänglich ein großes Hinderniß für meine Untersuchungen. Es läßt sich dieß theilweise durch die Thatsache erklären, daß die Gegenwart eines Europäers in den Bergwerken ihnen etwas fremdes und unangenehmes war (während zu Bangka sie hieran schon gewöhnt gewesen waren). Der Constabel, der stets von sechs bis zehn Bewaffneten begleitet ist, läßt sich nur selten in den Bergwerken blicken, und dann geschieht es einzig und allein, um dem Spielen Einhalt zu thun, das in den Augen der Holländer ein so verabscheuungswerthes Laster ist, und um die Spielgeräthschaften wegzunehmen.

Als ich die beiden erstenmale nach den Bergwerken ging, erhoben die Bergleute, sobald sie meiner ansichtig wurden, ein furchtbares Geschrei, das noch zunahm, als wir uns zurückzogen und mit unsern Schuhen an den Füßen über einen Erdhaufen wegschritten, was zu Bangka erlaubt ist, nur muß man hier darauf Acht haben, daß man nicht fehltritt. Ich mußte daher einen andern Weg einschlagen, um über die Bergleute Näheres zu erfahren. Ich nahm — gegen ziemlich hohen Lohn — einen alten Chinesen, der das Malayische verstand (denn die meisten Bergleute sprechen nicht malayisch); dieß war der einzige Bediente den ich hatte, und dabei war derselbe unbewaffnet; nur ich bewaffnete mich mit einer scharf geladenen Flinte, und steckte noch ein Pistol in die Tasche, um für alle Fälle gerüstet zu seyn. So durchwanderte ich mehrere Tage lang die Bergwerke der Reihe nach, zog jedoch, wenn ich ein Bergwerk betrat, immer erst die Schuhe aus, und bekleidete mich erst dann wieder damit, wenn ich mich entfernte. Auch nahm ich wahr, daß hier niemand etwas von Leder in die Bergwerke bringen durfte: man bedeutete mir sogar, daß ich einen Lederbeutel mit Schrot draußen lassen müsse. Indessen gewöhnten sie sich bald daran mich zuweilen mit einem ihrer Chefs oder Bergwerkbesitzer, den ich durch den Mund meines Dolmetschers mit den Gründen meines Hierherkommens bekannt zu machen suchte, sprechen, mit denselben Thee trinken, so wie auch in die Kollangs hinuntersteigen zu sehen — was zu Malacca noch kein Europäer gethan hatte: es freute sie auch, mich über ihre eigenthümlichen Leitern ganz so geschwind wie ein Chinese wegspringen zu sehen; dieß hatte ich zu Bangka gelernt. Nun wollte jedermann mir behülflich und freundlich gegen mich seyn: sie führten mich an die besten Stollen in den Erzlagern, obgleich ich bisweilen für meine Neugierde büßen mußte, da sie mich an Orte hingehen ließen, wo ich bis an die Knie in den Schlamm einsank — ein Umstand, der sie immer höchlich zu ergötzen schien und worüber sie in ein Gelächter auszubrechen pflegten. Dieß ließ ich mir in Erwägung der Umstände recht gern gefallen. In dem Erzlager zeigten sie ein Erz, das für mich gewaschen worden, und darauf wurde ich von einem Capitän Hima Alpin eingeladen, dem Schmelzen beizuwohnen. Ich war daher von Anfang bis zu Ende bei den Opfern und Festlichkeiten zugegen, welche dem Schmelzen vorangingen. Es wurden mehrere Schweine geschlachtet, das Fleisch davon wurde mit chinesischen Gemüsen zugerichtet, und ich ließ mir dieses Essen recht wohl schmecken, da ich seit langer Zeit zu meinem Reis nichts anderes als Geflügel und trockene Fische gehabt hatte. Ich glaubte schon, daß die Opfer gar nicht mehr aufhören würden, wozu noch kommt, daß das Abfeuern von Gewehren und Schwärmern mit einem ohrbetäubenden Geräusche

verbunden war. Die letzte Ceremonie bestand darin, daß man unter freiem Himmel mehrere Hunderte kleiner Lichter anzündete, vor denselben sich verneigte und sie dann mit Samichu besprengte. Auf ein gewisses Signal hörte alles Opfern auf, und nun suchte ein jeder so viele Lichter zu stehlen, als er eben konnte; ja es hatten einige nicht einmal so lange gewartet, sondern solche schon wegprakticirt, ehe die Ceremonie noch vorüber war. Mir war es unbegreiflich, wie diese Leute sich einbilden konnten, daß bei Anwendung solcher Mittel das Schmelzen besser von statten gehen oder daß das Erz mehr ausgeben würde, als es vermöge seines Reichthums an Zinn ausgeben kann.

Island,

ein Natur- und Volksgemälde.

(Schluß.)

Wenn man in den Sagas von den Wohnungen der alten Isländer liest, so möchte man glauben, es müsse ein fürstlich Leben gewesen seyn in den großen Hallen, die mit Teppichen und Schnitzarbeit geschmückt waren. Heutzutage würde ein Fremder wohl keine Lust haben in einer isländischen Wohnung zu leben. Von der Spitze eines Berges blicke ich hinunter in das Thal: kein Haus, kein Dorf gewahrt mein Auge, nur da und dort ragt ein grasbedeckter Hügel oder Steinhaufen hervor. Sind das, frage ich, die Grabhügel der Alten: nein, das sind die Zufluchtsstätten der Lebenden gegen Wind und Wetter, wo sie die langen Winter zubringen, während der Sturm über die niedern, erdbedeckten Hütten hinbraust. Die Mauern bestehen aus Rasen oder Felssteinen, das Dach ist aus Latten gezimmert, mit flachen Steinen gedeckt und von außen mit Grastorf bekleidet. Uebrigens sind diese Erdmauern sehr zweckmäßig und passen für das stürmische Klima; wenn nämlich der Grastorf so dünn abgeschält ist, daß die verschiedenen Lagen zusammenwachsen können. Unten sind sie bisweilen drittehalb Ellen dick und schrägen sich dann gegen das Dach zu. Das Vieh kann auf das Haus klettern, und oft sieht man im Frühjahr die Schafe ganz gemüthlich auf dem Dache grasen, wo die ersten Kräuter hervorsprossen. Ein Reisender besuchte einst eine isländische Familie und ließ sein Pferd außen stehen, plötzlich hörte man einen Lärm über den Köpfen und ein paar Pferdefüße stiegen von der Decke herab, das Thier hatte gefunden, daß das Gras auf dem Dache besonders frisch aussah, und war nun hinauf gestiegen, ohne zuvor zu erwägen, ob dieses auch im Stande sey eine so schwere Last zu tragen. Eine isländische Wohnung besteht übrigens gewöhnlich aus zwei kleinen Häusern, das eine hinter dem andern; ein Durchgang verbindet sie, und am Ende dieses Ganges der etwas hervorragt, befindet sich die Hausthüre, die so nieder ist, daß man beinahe hineinkriechen muß. Der Gang selbst ist gewöhnlich drei Ellen hoch und ebenso breit; im vordern Bau findet man auf der einen Seite ein Gastzimmer, dessen Wände getäfelt sind; es hat einen Bretterboden und ist mit Tischen und Stühlen versehen, auf der andern Seite hat man ein Zimmer, das dazu benützt wird Kisten und Hausgeräthe darin aufzubewahren, an manchen Orten aber auch als Gesindestube dient; in dem Raum hintenan befindet sich die Vorrahtskammer und Küche; einige viereckige Steine dienen zur Feuerstätte und eine Tonne ohne Boden zum Schornstein. Aber die eigentliche Wohnung ist der zweite Stock, in den man mit einer Leiter und durch ein viereckiges kleines Loch steigt; diese Stube führt den Namen Badstube, gewiß mit Unrecht, da die Isländer der Jetztzeit sich niemals baden, wie viele und wie günstige Gelegenheit ihnen auch durch ihre warmen Quellen geboten ist. In dieser Badstube ist nun gewöhnlich die ganze Familie, Hausvater und Hausmutter, Kinder und Dienende versammelt, und dieß Tag und Nacht. Im Dache befinden sich einige kleine Fenster, aber man denkt nicht daran sie wegen der frischen Luft zu öffnen, obgleich so viele Menschen auf dem engen Raum zusammengedrängt sind. Ringsum am Dach sind die Bettstätten aufgestellt, nämlich große viereckige Kasten, welche je zwei bis drei Personen zum Nachtlager dienen. Die Reichen haben Federbetten mit wollenem Bettzeug, die Armen statt letzterem Schafhäute, bisweilen findet man hier noch einen Stuhl, selten einen Tisch, und so gut als nie einen Spiegel; jeder setzt sich auf den Rand seines Bettes, dort verrichtet er seine Arbeit, macht Fischerleinen, bessert sein Pferdegeschirr aus oder was er sonst zu thun hat. In einem isländischen Haus ist nie von einem Ofen die Rede und die ganze Einrichtung scheint im höchsten Grade unbequem. Die Feuchtigkeit dringt überall durch die Erdwand, das Regenwasser sammelt sich in den Vertiefungen des Daches, rieselt in das Haus herab, und an manchen Orten sieht man sogar ein Loch um das Wasser zu sammeln, das überall hereindringt. Die Isländer der Jetztzeit haben im Ganzen genommen nur wenig Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, oft sieht man sie mit ungewaschenem Gesichte und ungekämmtem Haare umhergehen; die wollenen Kleider die sie auf dem bloßen Körper tragen sind Veranlassung von großer Unreinlichkeit, und so sind auch ihre Wohnungen mit Schmutz angefüllt; die Fischgedärme liegen gewöhnlich vor dem Hause bis sie verfault sind, die Aermeren haben ihre Kühe hinter der Badstube und die Ausdünstung derselben verpestet die Atmosphäre, des Topfes mit jenem besondern Wasser nicht zu gedenken, in welchem der Isländer wie der Färinger und Heidenjüte seine wollenen Kleider wäscht, der hier jedoch gewöhnlich seinen Platz in einer Ecke der Badstube hat. Den Thatbestand dieser Erscheinungen läugnet niemand. Den Grund jedoch glauben einige in der Armuth suchen zu müssen; sie ist es, die dem Menschen den Sinn für das Angenehme und Schöne nimmt, sie ist es auch, welche macht daß man sich nicht im Stande sieht Oefen anzuschaffen oder sein Haus mit größerer Bequemlichkeit einzurichten. Aber die Armuth soll auch wieder eine Folge der verkehrten Handelsverhältnisse seyn; die Isländer, welche sahen daß sie nicht so viel Vortheil von ihrem Vieh haben als es bei freiem Absatz ihnen hätte verschaffen können, verloren die Lust es zu hegen. Der Ackerbau wurde versäumt und große Strecken lagen zuletzt ganz unangebaut da. Ja die Armuth

Digitized by Google

war im vorigen Jahrhundert auf den Punkt gestiegen, daß man daran dachte, das Volk aus dem Lande fortzuführen. Das mag wohl zum Theile wahr seyn, aber es ist im Ganzen eine sehr mißliche Sache, die Schuld immer auf äußere Verhältnisse zu schieben; und blicken wir auf die Färöer, wo das Volk noch in beschränkteren Verhältnissen lebt, so hört man dort weit weniger Klagen über Armuth. Die Isländer verstanden niemals die Kunst, mit dem was sie besaßen zu Rathe zu halten; ihre Vorfahren kamen nicht mit leeren Händen herüber, aber es liegt im Charakter der Wickinger, rasch zu verzehren was rasch gewonnen ward, und das Volk, das auf Island mit den Hülfsmitteln, die ihm die Natur bietet, allein auskommen soll, muß die Kunst zu sparen verstehen. Man meint auch, die Isländer wissen nicht jedes Ding auf die rechte Weise zu benützen: sie sind, heißt es, unpraktisch in ihrem Thun und Treiben, sie leben in ihren Büchern, denn die Leselust ist auf Island größer als sonst wo in der ganzen Welt; der Bücherständer fehlt nie in der isländischen Badstube, wie elend es auch sonst mit dem Hausgeräthe aussehen mag, und es findet sich darin eine ziemlich bedeutende Literatur, höchst merkwürdig, wenn man die geringe Anzahl der Einwohner bedenkt.

Aber namentlich sind die alten Sagas die Lieblingslectüre des Isländers, und es ist interessant, einen Bauern auf einem Bett im Qualm und Halbdunkel sitzen zu sehen, ganz in ein Buch vertieft, das ihm die Thaten seiner Vorfahren erzählt, während die Kleinlichkeit der ganzen Gegenwart vor ihm verschwindet. Nirgend findet man eine solche Liebe zu dem alten Geist des Nordens. Alles was die Erde Großes und Herrliches hat, führt man auf die Alten zurück, und während sonst im Norden die alte Sprache im Verlauf der Zeit viel von ihrer frühern Kraft und Hoheit eingebüßt, hat man sie hier rein und unverfälscht zu erhalten gewußt. Auch in anderer Rücksicht finden wir mehrere lebendige Erinnerungen an des Nordens Vorzeit: die Frauen tragen noch die hübsche, alte Tracht, das Leibchen mit den rothen oder grünen Borten, den schwarzen Wollwamsrock und die enge Jacke, so wie die kleine, gestrickte Mütze mit Seidenquasten. Ebenso finden wir überall eine Gastfreundschaft und Offenheit, die an die Vorzeit gemahnen; der Wirth folgt stets seinem Gast auf dem Weg, und der Isländer zeigt eine seltene Treue gegen den, den er einmal lieb gewonnen eben so ist das Verhältniß zwischen dem Hausvater und den Dienenden ein mehr freies, ja vielleicht oft etwas zügellos, wenigstens klagt man darüber, daß es nicht leicht ist einen Dienenden zu vermögen, das zu thun was man will, wenn er nicht einer Meinung mit dem Befehlenden ist. Dagegen kann man nicht läugnen, daß ein Mangel an Frische und geistigem Leben im Volke vorherrscht: man sieht hier sogleich an dem düstern, traurigen Ausdruck der blassen, unschönen Gesichter, an der Verschrobenheit des Charakters und an der geringen Geselligkeit: der Isländer kümmert sich nichts um Lust, und ich konnte keine Spur von den altnordischen Festen mehr finden, während ich Gelegenheit hatte, mich durch die Mittheilungen die mir über Land und Leute wurden, zu überzeugen, daß was man von Entwürdigung der Weiber, von Mangel an Herzlichkeit und vielem davon erzählt, zum größten Theil auf Mißverständniß beruht.

Druckfehler.

S. 1206 Spalte 1 soll es heißen in der Note la relacion statt le relacion; ferner labrados, statt labrados. sinoque etc.

Hochzeitsgebräuche der Romanen.

Ein Herr Voynesko gibt in der Revue de l'Orient folgende Schilderung von einer romanischen Freiwerbung und ländlichen Hochzeitfeier. „Wenn das junge Dorfmädchen die Werbung angenommen hat, schickt der junge Mann alsbald Boten ab, welchen ein Dudelsackpfeifer vorauzieht, der folgende Anrede an die Eltern hält: die Großväter und die Ahnen unserer Väter haben, als sie auf die Jagd gingen und die Wälder durchstreiften, das Land entdeckt, das wir bewohnen, und das uns den Genuß seines Honigs und seiner Milch vergönnt. Nun ist, von diesem Beispiel angespornt, der ehrenwerthe Junge N. ebenfalls über Felder, Wälder und Berge auf die Jagd gegangen und hat da eine Hindin getroffen, welche schüchtern und rückhaltsam seine Gegenwart floh und sich verbarg. Wir andern aber sind, indem wir ihren Spuren folgten, bis vor dieses Haus geführt worden. Ihr müßt sie also jetzt in unsere Hände übergeben oder uns den Ort zeigen, wo sich die Hindin verborgen, die wir mit so vielen Anstrengungen und Mühseligkeiten verfolgt haben."

Der Dudelsackpfeifer entfaltet jetzt alle Mittel seiner Beredsamkeit und bestreut seinen Vortrag mit so vielen Metaphern und Allegorien, als er nur aufzufinden vermag. Die Eltern antworten: diejenige, die man verfolge, sey nicht in ihr Haus getreten. Die Boten bestehen auf ihrer Forderung. Nun lassen die Eltern, die Urgroßmutter des jungen Mädchens kommen. — Ist es diese, die ihr suchet? — Nein. — Die Großmutter erscheint jetzt. — Vielleicht ist es diese hier? — Dieselbe Antwort. Kommt die Mutter. — Nein, nein, diese da ist es auch nicht. — Nach der Mutter läßt man eine häßliche, alte, mit Lumpen bedeckte Magd kommen. — Nun wohl, also ist es diese da, die Ihr suchet? — Nein, nein, denn unsere Hindin hat Haare so blond wie Gold und die Augen eines Sperbers; ihre Zähne sind wie eine Perlenreihe, und ihre Lippen sind hochroth wie eine Kirsche; sie hat den Wuchs einer Löwin; ihr Busen ist fest und rund, und ihr Hals hat die Weiße des Schwans; ihre Finger sind zarter als Wachs, ihr Gesicht strahlender als Sonne und Mond. Man droht zuletzt von den Waffen Gebrauch zu machen, und erst dann führen die Eltern ihre Tochter im möglichst kostbaren Aufputze heraus. Man feiert die Verlobung, und das junge Mädchen kehrt auf ihr Zimmer zurück, das sie vor dem Hochzeittag nicht mehr verlassen darf.

An diesem Tag schickt der Bräutigam, wenn er ein anderes Dorf bewohnt als die Braut, einige Reiter voraus, um seine Ankunft anzukündigen, und die Eltern und Verwandten des Mädchens erwarten die Boten auf der Straße. Sobald sie dieselben herannahen sehen, stürzen sie über sie her und führen sie als Gefangene in ihr Haus. Auf die ihnen vorgelegten Fragen antworten die Gefangenen, sie seyen Herolde und abgesandt um den Krieg zu erklären; die Hauptmacht der Armee sey in kurzer Entfernung zurückgeblieben und rücke heran, um die Festung im Sturm zu nehmen. Hierauf ziehen die Eltern und Verwandten nebst den Gefangenen dem Bräutigam entgegen, der mit einem mehr oder weniger zahlreichen Gefolge zum Vorschein kommt. Wenn die beiden Theile zusammen vor der Wohnung der Braut angelangt sind, beginnen sie ein Wettrennen, das ein Turnier vorstellt. Die bestberittenen Reiter, die zuerst am Ziele anlangen, erhalten aus den Händen der Braut einen mit Gold oder Seide gestickten Schleier.

Nach Beendigung dieser Uebungen begibt sich alles in die Kirche. Der junge Ehemann und seine Braut stellen sich auf einen Teppich, auf welchen man Geldstücke geworfen hat, und zeigen dadurch, wie wenig sie sich aus Reichthümern machen, und daß sie bloß das häusliche Glück im Auge haben. Wenn der Priester den Hochzeitskranz auf ihre Stirne legt, wirft einer der Anwesenden nach allen Seiten Nüsse und Haselnüsse aus, um damit anzudeuten, daß die jungen Eheleute auf immer den Spielen der Kindheit entsagen und daß ernstere Gegenstände fortan ihr Leben beschäftigen werden.

Nach der Rückkehr ins Haus wird ein Mahl aufgetragen. Die Brautleute nehmen das obere Ende der Tafel ein; zur Rechten und Linken setzen sich die Schwiegerväter und die Zeugen. Hierauf erhebt sich einer der Brüder oder in seiner Abwesenheit einer der nächsten Verwandten des jungen Mannes und richtet folgende Worte an ihn: „Bruder, du bist jetzt im Alter der Ehe und der Freude angekommen; unser Vater vergönnt dir einen Platz an seiner Tafel und vermählt dich heute, indem er dich mit einer anderen Familie verbindet. Bewahre nichtsdestoweniger diejenigen, denen du das Leben verdankst, fortwährend im Gedächtniß und erhalte deinen Brüdern stets deine Liebe. Bleibe nach wie vor von Herzen unterwürfig gegen den Willen deiner Eltern, damit du ihren Segen empfahest. Ehre deinen Vater, und denke stets an das was deine Mutter für dich gelitten hat; denn sie sind es, die dir das Leben gegeben haben. Möge ihr Segen und der Segen Gottes des Herrn dich stets in der Freude erhalten! Amen."

Nach dem Mahl, wenn der junge Mann im Begriff steht sich zu seiner Frau zurückzuziehen, erhebt sich der Vatachel,[1] welcher einen mit Blumen und Bändern gezierten Stock trägt und sich hinter der Braut hält, und bittet im Namen der letzteren ihre Eltern in folgenden Worten um Verzeihung: „Wenn wir uns fragen, geehrte Eltern, welches das wahre Glück des Lebens sey, so finden wir, daß es kein größeres und dauerhafteres Glück gibt als dasjenige, das uns die Kinder verschaffen. In der That ist dieses Glück, wie die Philosophen sagen, proprium naturae, d. h. ein wirkliches und naturgemäßes Glück; denn sie sind unser Blut, sie sind andere Wir selbst. Dieses Glück bezeugt auch die heilige Schrift: dein Weib wird im Innern deines Hauses seyn wie ein fruchtbarer und üppiger Weinstock; deine Kinder werden wie neue Oelbaumschößlinge deinen Tisch umgeben. Ihr seyd also heute, Ihr geehrter Väter, wie auch Eure Frau, auf dem Gipfel der Freude. Betrachtet beide das reine, wirkliche und unvermischte Glück Eurer Tochter und genießet die unversiegbare Elternfreude; denn seht zuerst durch Euren Willen und dann durch Eure Segnungen wird Eure vielgeliebte Tochter für ihr ganzes Leben die Gefährtin unseres Bruders N. In diesem glücklichen Alter angelangt, muß Euer Kind, indem es Euer Haus verläßt, um in dasjenige zu gehen welches Gott für sie ausgewählt hat, gemeinschaftlich mit ihrem Lebensgefährten Euch danken und Eure Segnungen erflehen; denn der Segen der Eltern ist ein unerschütterlicher Wall um ihr Haus. Es ist Zeit, daß Eure Tochter Eure Verzeihung für alles erflehe was sie vielleicht nicht gethan hat, um Euren Willen und die Wünsche ihrer Brüder zu erfüllen; daß ihr gutes Herz und ihre

[1] Eine Art von zweitem Maire.

reine Seele sie drängen Euch für die Weisheit zu danken, womit Ihr sie in Eurem Hause erzogen habt; daß sie sich wundern, nicht Seufzer und Thränen genug finden zu können um Verzeihung für sich zu erflehen; daß sie sich wundern nicht genug süße Dankesworte finden zu können für all Eure Sorge, die von elterlicher Zärtlichkeit und Güte erfüllt war. Sie ruft daher auch von ganzer Seele die unerschöpfliche Güte des Höchsten an und bittet ihn, zu geben daß Eure Kinder und die Kinder Eurer Kinder bis ins vierte Geschlecht Euch mit Freude erfüllen. Sie beschwört Euch auch, im Verein mit ihrem Gatten, ihnen für die Zukunft Eure Zärtlichkeit zu erhalten."

Wenn diese Anrede zu Ende ist, verabschieden sich die Eltern und küssen den Neuvermählten die Hand. Diese antworten ihrerseits mit thränenfeuchten Augen: „Indem wir dir, junger Mann, heute die Hand unserer vielgeliebten Tochter gewähren, unterwerfen wir uns bloß den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung, welche diese Verbindung gestattet hat. Und obschon der vollkommenste Segen der Segen des Höchsten ist, so wollen wir gleichwohl, wie unsere Väter uns gesegnet haben, heute auch euch segnen. Möge Gott der Herr, indem er euch vereinigt, euch in der Liebe befestigen und seine Segnungen über eure Häupter verbreiten. Junger Mann, vergiß nicht getreu die Lehre der Kirche zu beobachten: „Du sollst dein Weib lieben und ihr keinen Verdruß verursachen, und du sollst im Frieden des Herrn mit ihr leben." Und du, unsere geliebte Tochter, du, die wir in unsern Armen erzogen, die wir mit unserer Liebe und unserer elterlichen Sorgfalt umgeben; du, die wir mit der Milch unserer Zärtlichkeit genährt und durch unsere Lehren stark gemacht haben, siehe da die Stunde der Trennung; wir erfüllen heute eine sehr süße, aber auch zugleich sehr schmerzliche Pflicht, indem wir dich unsern Armen entreißen lassen, um demjenigen zu folgen, welchen dein Herz gewählt hat. Lebe im Frieden; was uns betrifft, so werden wir nicht aufhören euch zu segnen, und den Herrn zu bitten daß er euch lange und glückliche Jahre verleihe, daß er euch in seiner Weisheit leite, und euch in der Einigkeit und Liebe befestige, damit unsere Seele sich in eurem Glück erfreue, denn ihr seyd die einzige Stütze unserer Schwachheit und der einzige Trost in den Kümmernissen unseres hohen Alters. Möge Gott der Herr seine Segnungen auch über eure Kinder ausgießen."

Das Mädchen wirft sich dann in die zitternden Arme ihrer Eltern. Endlich trifft der Bräutigam Anstalt seine Frau wegzuführen; aber die Brüder der letzteren stellen sich mit der Axt in der Hand — früher war es ein entblößter Säbel — vor der Thüre auf und lassen ihn nicht hinaus, bevor er seine Gattin durch ein Geschenk losgekauft hat. Die Braut steigt dann mit ihrer Schwägerin oder Schwiegermutter an der Seite auf einen Wagen, der ihre Mitgift führt. Der Bräutigam folgt zu Pferde, begleitet von den Anwesenden, seinen Freunden, die auf dem ganzen Weg Freudenschreie ausstoßen und Pistolen abfeuern. Noch ist der junge Mann nicht am Ende seiner Bedrängnisse angelangt. Kaum ist man vor dem Hause angekommen, so bemächtigen sich die Eltern wieder der Braut und verschließen sie in ein Zimmer. Die Freunde des jungen Mannes fordern mit lautem Geschrei ihre Herausgabe. und da sie keine Antwort erhalten, so stoßen sie die Thüre ein. Der glückliche Gatte stürzt sich dann ins Zimmer und reißt seine Braut aus den Armen ihrer Eltern. Auf der Schwelle angelangt, nimmt er, zur Erinnerung an den Raub der Sabinerinnen durch die Römer, seine Frau in seine Arme und trägt sie in die Brautkammer fort.

Skizzen aus der Türkei.

Die Bobbali Arab, oder die vom Geiste besessenen Negerinnen.

Wird ein Mitglied einer türkischen Familie von Krankheit befallen, so geht es zu einer Bobbali Arab, oder läßt sie auch in schlimmeren Fällen zu sich in das Haus kommen, und sie wegen des Uebels um Rath zu fragen. Es sind dieß freigelassene Negerinnen, die ein kleines Besitzthum haben, eine eigene Kaste bilden und sich von Curen, Wahrsagen und Hexereien ernähren. Von der gewöhnlichen Volksclasse werden sie sehr in Anspruch genommen, da der gemeine Mann noch bis auf den heutigen Tag einen Abscheu vor gelehrten Aerzten hat und sich freiwillig von ihnen unter keinen Umständen behandeln läßt. Er schreibt eine jede Krankheit der bewußten oder unbewußten Beleidigung eines Geistes zu, deren es nach seinem Glauben verschiedene Arten gibt. Ein solcher Geist kann aber nur durch die Bobbali Arab beschworen und durch Opfer besänftigt werden, deren Größe sich theils nach dem Vermögen des Kranken, theils nach der Beschaffenheit der Krankheit richtet. Meistens wissen die Bobbali, wenn sie irgendwohin gerufen werden, schon im voraus welchen Geist sie beschwören wollen, und da sie für jeden derselben eine besondere Kleidung besitzen, so machen sie in dem betreffenden Gewande ihre Erscheinung im Krankenzimmer. Gewöhnlich gehen sie sehr phantastisch einher; ein Kleid mit einer langen Schleppe von greller Farbe, meistens roth, das mit allerlei Zierrathen aufgeputzt und mit Talismanen behängt ist, sowie ein Feß, der bisweilen ganz von Goldstücken starrt (letztere tragen sie bei Beschwörung des Geistes Rüskisch Stammin), bilden die Hauptbestandtheile ihrer Garderobe. Nach ihrer Ankunft wirft die Negerin ein Pulver in das Feuer, unter dem sich gewöhnlich Moschus befindet, und das einen betäubenden Geruch verbreitet; damit wird der Geist eingeladen. Dann beginnt sie unter Verdrehungen der Arme, Hüften und des Rückgrats in der Stube umherzulaufen. Kommt dann der Geist ihr in den Kopf, wo er gewöhnlich seinen Sitz nimmt, so kriecht sie auf der Erde umher und schlägt mit Händen, Füßen oder der Stirn so heftig auf den Boden, daß man glauben sollte, sie könne den Schmerz nicht überstehen. Sobald dieß Experiment ausgeführt und die Anwesenheit des Geistes dadurch bekundet wird, stehen alle Anwesenden auf und küssen als Zeichen der Ehrfurcht vor dem letzteren der Bobbali Hände und Schleppe. Nach der Eigenschaft und dem Range des Geistes richten sich dann die ferneren Verrichtungen der Negerin. Die hauptsächlichsten sind der Geisterkaiser, der jedoch aus Respect fast nie beschworen wird, sowie dessen Söhne und Töchter; dann folgen die untergeordneten als Derwische, Juden, Berggeister (die Berggeister sind „Giaurs") und schließlich als niedrigste Art die Mißkins oder Elenden, wovon es jedoch einige schwer zu besänftigende Arten gibt. Kommt Rüskisch Stammin, die bösartige Kaisertochter, so stammelt die Negerin so heftig, daß sie unverständlich wird; kommt Saunru Bey, ein gutmüthiger Kaisersohn, so stammelt sie auch etwas vor sich hin, gewöhnlich Sprüche aus dem Koran, aber verständlicher; kommt ein Derwisch, so schreit sie laut: „Es gibt nur einen Gott!" Kommt ein Berggeist, gibt sie vor, unnennbare Dinge verschlingen zu wollen, erscheint aber gar ein Mißkin, so artet ihr Schreien in ein förmliches Brüllen aus und die Verdrehungen ihrer Gliedmaßen werden convulsivisch. Nun fragt jemand, gewöhnlich eine Gehülfin der Bobbali und ebenfalls eine Schwarze nach der Ursache

und der Art der Krankheit, und der Geist antwortet dann durch die Beschwörerin entweder, der Kranke habe sich die Krankheit im Bade, am Feuerherde, am Brunnen, unter einem Baume oder sonst wo zugezogen; oder er habe heißes Wasser ausgegossen oder aus dem Fenster gespieen, ohne dabei Destuhr zu sagen. Wenn die Türken nämlich heißes oder unreines Wasser ausgießen oder über Schmutz hinwegtreten, so dürfen sie nicht vergessen, dabei die Worte auszusprechen, Bismillah Destuhr, d. h. „mit Gottes Hülfe frei!“ dadurch wird, wenn sich irgend ein Geist darin aufhalten sollte, dessen ganzer Körper erschlaffen und er kann, so gelähmt, niemanden etwas zu Leide thun. — Nun ordnet die Negerin an, man solle glühende Kohlen in einen Napf schütten, Zucker darauf streuen und im ganzen Hause umherräuchern; dabei müssen zugleich die Worte gesagt werden: „Ich habe dir deinen Mund süß gemacht, gib mir meine Gesundheit wieder!“ Der Napf mit den glühenden Kohlen wird dann an den Ort gestellt, wo man krank geworden zu seyn glaubt oder vielmehr, welchen die Bobbali auswählt; dort bleibt er stehen, bis die Kohlen ausgebrannt sind. Hauptsächlich muß aber der Kranke dem Geiste, der ihn von seinem Uebel befreien soll, rothen Zucker, ein Stück rothen Flor und einige Gold- oder Silberstücke versprechen. Auch fordern die Bobbali zu seiner Beisänftigung ein paar Hühner, einen Truthahn, ein Opferschaf, Tauben, Hasen, eine Kuh, und für die Berggeister und Mißkins auch ein Schwein, je nach dem Stande und den Vermögensverhältnissen des Kranken; oder verlangen ein paar Lichter und Geld, um des Nachts Räucherwerk zu brennen, sowie Reis und Zucker, um Sübbil zu machen, eine Art Suppe, die aus zerstoßenem und mit Zucker gesüßtem Reis angefertigt wird. Von dieser wird Abends dann ein Napf voll aufgestellt, der am andern Morgen leer gefunden wird und dessen Inhalt nach der Behauptung der Negerinnen von den Geistern aufgezehrt worden ist.

Unter den Bobbalis gibt es sehr viele reiche, da ihr Wirken sich nicht allein auf Heilen von Krankheiten beschränkt, sondern sie mit Hülfe der Geister auch Heirathen stiften, zu hohen Aemtern, Reichthum u. dgl. verhelfen und sich ihre Dienste gut bezahlen lassen. Dabei sammeln sie die geschenkten Goldstücke, Shawls u. s. w. auf und schmücken damit ihre Beschwörungskleider oder den Anzug bei ihren Dahns oder Fetischfesten; denn obwohl die Negerinnen dem Namen nach sich zum Islam bekennen, ist ihre wirkliche Religion die ihres Vaterlandes Abyssinien der Fetischdienst, dessen Cultus sie auch ganz öffentlich treiben, ohne daß ihnen der tolerante Türke hindernd in den Weg träte. Bei diesen Dahns haben sie ihre Sängerinnen und Tamborinschlägerinnen, und die ganze Nacht hindurch wird getanzt. Opferschafe, Hühner und Sübbil werden dabei im Ueberfluß verzehrt. Von dem Opferfleische pflegen jedoch die Bobbalis nichts zu essen, sondern geben etwa Armen und Nachbarn, und erbitten sich nur die Knochen zurück.

Reise nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialischer Besuch. — Arabisches Heilmittel. — Geisterspuk. — Eine Promenade des Scheich von Tuggurt. — Unerwarteter Besuch; das Rattengift. — Der Proselytenmacher u. s. w.

(Schluß.)

Die Thore waren schon geschlossen als wir vor Tuggurt ankamen; der Kaid Bu-Schemel begleitete uns noch bis zur Capelle von Sidi-Abd-es-Selam, vor dem westlichen Thore, von wo aus er nach Nezla, seinem Wohnort, zurückkehrte, wir aber zogen durch das unterdessen geöffnete Thor in die Stadt ein, wo der Schatzmeister Mohammed-Bel-Kaid mit seinem Gefolge sich nach der Kasbah begab, ich aber mit Isaac meiner Wohnung zueilte.

Seit meiner Anwesenheit zu Tuggurt waren fast täglich kleine Karawanen aus den Ziban und aus verschiedenen Ortschaften von Suf angekommen; erstere brachten gewöhnlich Weizen und Gerste, welche Cerealien sie theils gegen baares Geld, theils gegen Datteln und Kleidungsstücke abließen; letztere brachten Waaren aus Tunis, einmal auch einige Negersklaven, welche in einem besonders dazu bestimmten Local an Araber aus den Ziban und aus dem Tell verkauft wurden. Die Tuggurter selbst kaufen keine Sklaven, sey es nun daß der Scheich allein solche zu halten befugt ist, oder aus Furcht vor den freien Negern, die einen nicht unbedeutenden Theil der Stadtbevölkerung ausmachen, vielleicht auch, weil sie selbst zum großen Theil gemischten Blutes sind. Ein Neger kostet zu Tuggurt 250—450 Fr., eine Negerin 400—600 Fr. Die Kamele aus dem Gebiete von Suf sind von bedeutender Größe, und ich war wirklich erstaunt als ich hier die ersten dieser kolossalen Thiere erblickte.

Die oft ungeheuren Kamelzüge aus den großen Nomadenstämmen, von welchen man mir zu Biskra gesprochen, hatten größtentheils ihre Fahrt nach Tuggurt schon zu Wintersanfang unternommen, und ich verzweifelte fast einen solchen zu sehen zu bekommen, als eines Nachmittags eine große Karawane der Uled-Nail vor der Stadt ankam. Eine ganze Fraction dieses Stammes trieb ihre Kamel- und Schafheerden vor sich her, welchen 300 mit Wolle beladene Kamele nachzogen. An 400 Hunde folgten den Lastthieren, und hinter diesen kamen die Weiber der Araber, welche sogleich die Zelte abluden und aufschlugen. In einem Nu entstanden mehrere Duars auf der öden Ebene, und vor den Zelten loderten bald lustige Feuer auf, an denen die unermüdlichen Nomadinnen ihre Speisen kochten. Die Männer luden die Kamele ab, und während die einen die strotzenden Tragsäcke (Tellis) in den Zelten unterbrachten, oder sie im Freien in einem Halbkreis aufstapelten, trieben andere die abgeladenen Lastthiere zur Weide oder brachten die Schafheerden in den durch die Zelte gebildeten cirkelförmigen Raum. Nach einer Weile sah man die Männer auf Matten oder auf den Tragsäcken gelagert, die Kinder schrieen und balgten sich, und hie und da krähte ein Hahn, der obligate Begleiter eines Nomadenzuges, auf einer Zeltfirste, als ob die Leutchen schon jahrelang hier wohnten. Man sagt zu Tunis mit Recht: ein Nomade und ein Schnecke sind überall daheim, denn sie tragen beide ihren Rock und ihr Haus stets mit sich. In Zeit von fünf Tagen war auch schon jede Spur ihres Aufenthaltes vollkommen verwischt; sie hatten schnell ihre Wolle und einen Theil ihrer Heerden abgesetzt, Datteln, Burnusse und Haiks dafür geladen, und waren dann von Weideplatz zu Weideplatz weiter gezogen.

Digitized by Google

Die Lebensmittel sind zu Tuggurt zu äußerst billigen Preisen zu haben; nur das Getreide ist verhältnißmäßig theuer, was aber der Oasenbewohner nicht achtet, wenn er solches gegen Landesproducte, besonders gegen Datteln, die er im Ueberfluß besitzt, eintauschen kann. Der Unbemittelte nährt sich fast ausschließlich von Datteln und Milch, und der Tag an dem er Mehlspeisen genießt ist für ihn ein Festtag; diese Wohlfeilheit der Nahrungsmittel in den arabischen Ortschaften macht es auch erklärlich, daß ein Tuggurter meiner Bekanntschaft mit zwei Dienern eine Pilgerfahrt nach Mekka machen, ein Jahr ausbleiben und dabei nicht mehr als ungefähr 750 Fr. verzehren konnte. Die Kostspieligkeit der Reise eines Europäers durch Aegypten darf hierbei nicht als Maßstab genommen werden, denn ein Moslem reist dort ebenso wohlfeil als sonst wo, und selbst ein Franke, der des Dolmetschers entbehren kann und auf muselmännische Weise zu reisen sich bequemen will, wird ebenso billig wegkommen.

Die zu Tuggurt gebräuchlichen Münzsorten sind neue und alte spanische Thaler (Duros), das französische Fünffrankenstück, der Riâl oder Real von Algier und das französische Frankenstück, welches jedoch selten angetroffen wird. Die laufende Münze im Wed-Rghir und im Gebiete Suf ist der Piaster von Tunis, welcher hier der halbe tuniser Riâl (nous Riâl tunisi) genannt, und im Wechsel zu 80 Centimes französischen Geldes angeschlagen wird; die kleinste kupferne Scheidemünze sind die Feles (plural. von Felus) von Tunis, wovon hier 100 auf einen Frank gehen, mithin den Werth von einem französischen Centime haben. Die geringste Gabe, die ein wohlhabender Reisender hier einem Armen verabreicht, ist eine Handvoll dieser Feles, und mancher unverschämte Bettler würde einen einzelnen derselben mit Verachtung wegweisen. Der verstorbene Scheich Ali von Tuggurt hatte sich während seiner Regierung beikommen lassen eine eigene Münze zu prägen, die seinen Namen verewigen sollte; er gab derselben die Form und den Werth des halben tuniser Reals, allein sie konnte nur mit Gewalt in Umlauf gesetzt werden, so daß der Scheich Ben-Dschellab, bei dem Antritt seiner Regierung, sich genöthigt fand sie zu widerrufen. Nachdem sie aber nun verboten war, schien sie mehr als je in Umlauf gekommen zu seyn, und noch heute muß man sich in Acht nehmen sich statt eines guten Piasters einen schlechten aufhängen zu lassen, was hier häufig unerfahrnen Fremden widerfährt. Die Einheimischen aber sind in dieser Hinsicht sehr auf ihrer Hut, und kehren einen ihnen dargebotenen Piaster wohl zehnmal um, ehe sie ihn für gültig erklären, was den Verkehr mit ihnen in Kauf und Verkauf sehr langweilig macht. Dieses allgemeine Mißtrauen erstreckt sich sogar bis in die Zelte und Hütten der Lustdirnen, welche nie ermangeln den verabreichten halben Real von dem nächsten besten Vorübergehenden prüfen zu lassen, und erst wenn alle Zweifel in dieser Hinsicht gehoben sind, wird dem Buhlen der Eintritt in den Tempel der Gassenvenus gestattet; dagegen sind die spanischen Duros und die französischen Fünffrankenstücke sehr beliebt; erstere figuriren im Großen im Handelsverkehr mit Tunis, letztere kommen aus den französischen Besitzungen und gehen gewöhnlich beim Ankauf von Getreide wieder dahin zurück.

Ich glaube früher gesagt zu haben, daß es zu Tuggurt zwanzig größere oder kleinere Moscheen und Capellen gibt; mehrere dieser letztern sind ausschließlich dem öffentlichen Unterricht gewidmet, welcher freilich nur im Lesen und Schreiben und in der nothdürftigen Erklärung der wichtigsten Stellen des Korans besteht. Indessen werden diese Schulen fleißig besucht, und man trifft selten einen jungen Mann zu Tuggurt an, der nicht lesen und schreiben könnte. Dieser Anfang von Schulbildung, wie unvollkommen und mangelhaft er übrigens auch seyn möge, hebt den Oasenbewohner der Sahara um mehrere Sprossen auf der Civilisationsleiter im nördlichen Afrika, und unterscheidet ihn vortheilhaft von dem stumpfsinnigen Araber des Tell und dem halbwilden Kabylen der Küstenzone; dazu kommen seine großen Handelsreisen und sein häufiger Verkehr mit den Bewohnern ferner Gegenden, wodurch er duldsam gegen fremde Sitten und empfänglich für fremdes Wissen wird. Die Fortschritte in der Civilisation werden sich daher eher von der Sahara aus nach der Küste, als von dieser nach der Sahara verbreiten.

Schon die liebe Schuljugend bietet hier in ihrem ganzen Gebahren die größte Analogie mit der unsrigen dar. Obschon man auch manchmal irgend einen widerspänstigen kleinen Jungen schreiend und zappelnd von dem Hrn. Vater gewaltsam zur Schule tragen sieht, so bilden doch im allgemeinen die Schüler eine lustige Corporation, die sich, ganz im Gegensatz zu den spärlichen ABC-schützen in den Duars der Araber, die der dortige Taleb nur mit vieler Mühe zu versammeln vermag, schon eine Stunde vor dem Erscheinen des Lehrers vor dem Schullocal einfindet, um sich den ihrem Alter eigenen Spielen zu ergeben. Wie in Europa hat hier jede Jahreszeit ihre eigenen Spiele; der gemeine Mann sagt bei uns es bedeute Krieg wenn die Kinder Soldaten spielten, wie er sagt daß es Regen geben würde, wenn er sich schon bis auf die Haut durchnäßt fühlt, denn der Krieg ist immer schon ausgebrochen wenn der Nachahmungstrieb die Jugend zu kriegerischen Spielen anregt; dieß war auch hier der Fall, wo nach dem Krieg mit Temasin die in zwei Parteien getheilte Schuljugend jeden Abend regelmäßig eine Schlacht liefert. Der Kampf wurde lebhaft mit Steinwürfen und Stockschlägen geführt, und die dabei erhaltenen Contusionen und Beulen wurden ganz in der Regel befunden. Während des Sommers untersagt die übermäßige Hitze jegliches Spiel. Im Herbst aber kommen die Kreisel (el Zarbut) und die Hammelsknöchelchen (el Akab) an die Reihe, und während des Winters steht das Ballspiel (el Kura) obenan, wobei der Ball, wie zu Constantine, mit gekrümmten Stöcken fortgetrieben und in vollem Lauf verfolgt wird.

Die Epoche der gefährlichen Fieber, welche die größte Plage des gesegneten Wed-Rghir sind, beginnt zu Tuggurt mit dem Anfang des Monats Mai, allein die Krankheit brütet schon einige Zeit vorher, wie dieß an einzelnen, täglich sich mehrenden Fällen abzusehen war. Dazu kamen die Pocken, welche, obgleich die Einimpfung derselben schon längst hier gebräuchlich ist, hier und da ausbrachen. Es gibt hier wie überall, nachlässige Leute, die erst wenn die Krankheit eingerissen ist, nach Hülfe gehen. Die Einwohner von Tuggurt bedürfen zur Impfung der Schutzpocken keines Arztes; der Hausvater verrichtet diese Operation gewöhnlich selbst an seinen Kindern. Hierzu wird an dem obern Theil der Hand die Haut zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger leicht eingeritzt, und die Pockenmaterie vermittelst eines Klümpchens von Wolle oder Baumwolle eingerieben. Man sieht daher zu Tuggurt, trotz der Nachlässigkeit einzelner, wenig Blatternarbige, und wenn man je einmal ein arg zerrissenes Gesicht erblickt, so gehört es gewiß einem Fremden an; dasselbe kann man aber nicht von den vielen Blinden sagen, die man bei jedem Schritt antrifft; doch ist es gewiß daß die ärmere Classe verhältnißmäßig weit mehr Blinde zählt als die wohlhabenden Einwohner. Die in der Sahara herrschende Ophthalmie wird von den Bewohnern derselben allgemein dem feinen stets die Luft verdunkelnden Sande zugeschrieben; ich bin aber geneigt zu glauben, daß die erste Ursache der-

selben in einer localen Erkältung zu suchen ist. Die Tage sind hier im Frühling schon bedeutend warm, die Nächte dagegen äußerst kühl, und der angehende Patient erwacht gewöhnlich mit einer heftigen Augenentzündung, die durch den fliegenden Sand noch verschlimmert wird. Bei der allgemein herrschenden Gewohnheit den größten Theil des Jahres über im Freien, sey es nun auf der Gasse oder auf der Terrasse eines Hauses, zu schlafen, ist jedermann dieser Erkältung ausgesetzt, selbst diejenigen welche auf ihrer Terrasse in einem aus Palmstäben gefertigten Himmelsbette schlafen, während die reichen Einwohner oder Fremde, welche die Nacht im Innern der Häuser oder in bedeckten Galerien zubringen, wenig oder gar nicht davon angefochten werden. Schon zu Biskra empfindet man oft die übeln Folgen einer im Freien zugebrachten Nacht, und die auf ihren Reisen unter freiem Himmel schlafenden Araber der Wüste verhüllen sorgfältig das Gesicht mit Haik und Burnuß.

In dem ganzen von mir bereisten Theil des Wed-Rghir, von den Ziban an bis nach Temasin, konnte ich nirgends eine Spur von Ruinen erblicken, welche von der vormaligen Anwesenheit der Römer erzeugt hätte, und die gänzliche Abwesenheit von harten und dauerhaften Baumaterialien läßt vermuthen, daß Leo Africanus, der einer der ersten über diese Gegend geschrieben, Tuggurt nie gesehen hat. „Techort, sagt er, ist mit Mauern aus Kreide und Bruchsteinen umgeben, ausgenommen gegen den Berg hin, wo hohe Felsen ihm zum Wall dienen; alle Häuser sind aus Ziegel- und Bruchsteinen erbaut, mit Ausnahme des Tempels, welcher aus schönen und großen gehauenen Steinen besteht.“ Ich sah in der Nähe von Tuggurt den Ort, wo das alte Tuggurt soll gestanden haben, allein es ist dort, ebenso wenig als bei der heutigen Stadt, weder Berg noch Felsen, welche den eben genannten Wall bilden und die Bausteine liefern konnten; man findet hier wie überall im Wed-Rghir, nur Gypsbänke, welche zugleich die Bausteine und das Bindemittel liefern. Der Kalkstein mangelt hier gänzlich, und nur zwischen Meggar und Tammerna gibt es einen zarten mergeligen Kalk, welchen man im Nothfall zum Mörtel gebrauchen könnte. Das einzige, was an jenem Ort von dem früheren Daseyn von Gebäuden zeugt, sind Fragmente von Ziegelsteinen, welche ganz denjenigen gleichen, aus welchen die Minarets der beiden großen Moscheen von Tuggurt erbaut sind, allein nirgends sieht man eine Spur jener ungeheuren behauenen Steine, von welchen sogar Hr. Daumas in seinem weiter oben angeführten Buche spricht.

Während meines Aufenthaltes zu Tuggurt ging ich fast täglich in der Kasbah aus und ein; der Scheich war sehr wißbegierig und hatte mich immer hunderterlei zu fragen. Die neuere Geschichte der europäischen Staaten im allgemeinen und diejenige Frankreichs insbesondere hatten das größte Interesse für ihn, und seine Bemerkungen darüber zeugten von vielem Scharfsinn. Ueber die neue französische Staatsumwälzung, von deren Nothwendigkeit er sich lange das Ansehen geben wollte überzeugt zu seyn, ließ er sich gewöhnlich nur mit großer Vorsicht aus, und sprach davon in Ausdrücken, wie sie ihm der zur politischen Erbauung der Araber zu Algier gedruckte und nach allen Himmelsgegenden gratis versendete „Mobascher“ an die Hand gab. „Es konnte nicht anders kommen, das Maß der Ungerechtigkeiten und Unterschleife sey voll gewesen, der unersättliche König habe sich in der braven französischen Nation geirrt, es sey jetzt eine gerechte Regierung an die Stelle einer ungerechten getreten“ und was dergleichen Firlefanz mehr war. Eines Tages aber, als er mehr als gewöhnlich der Liqueurflasche zugesprochen haben mochte, ließ er sich ganz anders vernehmen. Er schlug seinem Schreiber Mohammed-Ben-Schahed, der ihm eben den Mobascher vorlas, ungeduldig das Blatt aus der Hand, indem er mit komischem Eifer ausrief: „Ei, laß mich doch zufrieden mit der großen Dschemmah (Rathsversammlung zu Paris), welche sich beikommen lassen will ein großes Land wie Frankreich zu regieren! Was verstehen denn alle diese Merkantis von Regierungssachen! Dazu gehört ein Sultan. Die Dschemmahs zu Suf und Wergla haben nur eine Handvoll Leute zu regieren, und können damit nicht fertig werden.“ Tags darauf hatte er aber diese schöne Aufrichtigkeit vollkommen verschlafen, und nahm wieder, wenn das Gespräch eine politische Wendung nahm, zu nichtssagenden Gemeinplätzen seine Zuflucht.

Ich hatte mehreremale den Versuch gemacht eine Ansicht der Stadt Tuggurt zu zeichnen, einerseits aber war mir der fliegende Sand, wovon ich stets die Augen voll hatte, ein großes Hinderniß, auf der andern Seite ward ich immer von einer solchen Menge Neugieriger bedrängt, daß an kein Zeichnen zu denken war. Von der Kasbah konnte ich nur einen dürftigen Umriß zu Papier bringen, denn auch hier konnten mir die Schaus des Scheich nur durch rechts und links ausgetheilte Stockschläge einigen Raum verschaffen. Ich zeichnete auch einige Costüme, denn der Scheich bewies sich in dieser Hinsicht sehr tolerant, da er mich sogar aufforderte sein eigenes Porträt zu machen. Die Skizze, die ich von der Kasbah entworfen, machte ihm, wie unvollkommen sie auch war, großes Vergnügen, nur fand er daß ich sie in ihren natürlichen Farben hätte darstellen sollen. Als er vernahm, daß ich dieselbe, bei meiner Rückkunft nach Constantine, nach einem größern Maßstab und in Farben auszuführen gedächte, ersuchte er mich sehr naiv eines der Fenster, dessen Gitter zerbrochen war, als neu, und die ganze Vorderseite des Palastes mit einem neuen Gypsanwurf darzustellen, da er diese Reperaturen unverzüglich unternehmen lassen wolle.

Die Zeit der jährlichen Fieber rückte immer mehr und mehr heran, und es wurde deßhalb gefährlich meinen Aufenthalt zu Tuggurt zu verlängern. Der Commandant von St. Germain hatte mir die Weiterreise nach dem Gebiet von Suf, wo nicht förmlich untersagt, doch auf das ernstlichste widerrathen, und es blieb mir, wenn ich anders seinem Rathe Folge leisten wollte, nichts anders zu thun übrig, als auf derselben Straße nach Biskra zurückzukehren. Was ich aber von den hier angetroffenen Suafa über die Gesinnungen ihrer Landsleute hinsichtlich der Franzosen vernommen hatte, ließ mich die Möglichkeit ahnen diese Reise dennoch ohne sonderliche Gefahr für meine Person unternehmen zu können. Die Leute aus dem Wed-Suf, erfuhr ich, seyen den Franzosen nicht ungünstig; die Handelsleute aus den meisten Ortschaften dieses Gebietes hätten zu Constantine und Algier Handelsverbindungen angeknüpft, die sie noch weiter auszudehnen hofften, und viele Suafa der ärmern Classe fänden dort als sogenannte Biskri ihren Unterhalt. Bloß die Stadt El-Wed sey durch die Einflüsterungen des dahin geflüchteten Achmed-Bel-Hadich, genannt Mohammed-Sreir, ehemaligen Kaid von Sidi-Okba, in feindseligen Gesinnungen gegen die französische Regierung erhalten worden, welche dieser sowohl durch seine vormalige hohe Stellung als durch seinen Reichthum einflußreiche Intrigant durch von Zeit zu Zeit ausgestreute Gerüchte von einer bevorstehenden Invasion der französischen Truppen geschickt zu nähren wüßte. Ich könne daher ohne Bedenken eine Reise nach dem Gebiete von Suf machen, wo ich bloß, im Interesse meiner Sicherheit, die Stadt El-Wed vermeiden müßte. Der Scheich der Stadt Omar, Hadsch-Salem,

sey ein braver Mann, der gern jedem Fremden, der ihn darum anspräche, seinen Schutz angedeihen lasse, nur sey der Scheich von Tuggurt im Augenblick nicht wohl auf denselben zu sprechen, weil ihn dieser alte Hitzkopf, bei Gelegenheit der Schwierigkeiten, die er wegen der Auszahlung des seinen Alliirten versprochenen Soldes machte, öffentlich einen Mozabiten und einen Juden geheißen hätte. Unterwegs hätte ich nicht mehr zu befürchten, als was gegenwärtig jede Karawane zu befürchten habe; einen Ueberfall von Seiten der Tuareg, die seit einigen Tagen die Straßen im Osten und Süden von Tuggurt unsicher machten, den man aber bei einiger Vorsicht entgehen könnte. Isaac sprach mir seinerseits unaufhörlich zu dieser Reise zu, weil ihm dieselbe Gelegenheit verschaffte der Einladung der dortigen Israeliten, von welchen er einige zu Tuggurt kennen gelernt hatte, zu entsprechen. Nach reiflichem, gemeinschaftlichem Ueberlegen ward beschlossen den Scheich von meinem Project in Kenntniß zu setzen und denselben um seinen Rath zu ersuchen.

Ich begab mich daher unverzüglich nach der Kasbah. Nachdem ich dem Scheich meinen Plan mitgetheilt und ihm die Befürchtungen des Hrn. von St. Germain, in Bezug auf die Ausführbarkeit desselben, auseinandergesetzt hatte, fand ich ihn, gegen alles Erwarten, nicht nur allein nicht dagegen, sondern selbst bereit mir auf alle Weise Vorschub zu leisten. Er sey der Oberlehnsherr des größten Theiles des Gebietes von Suf, sagte er mir, nicht ohne einigen Nachdruck auf das Wort zu legen, und er wolle mir einen Brief mitgeben, der mir überall die beste Aufnahme verschaffen würde; die Stadt El-Wed solle ich vermeiden, bei Hadsch-Salem von Gmar aber könne ich sicher versprechen, da er, trotz seiner Originalität, doch kein übler Mann sey. Er wolle Sorge tragen, daß ich mit einer morgen schon nach El-Gmar abziehenden Geffla abreisen könne, und ich solle mich also unverzüglich fertig machen.

Der morgende Tag kam heran, aber die Karawane ging nicht ab. Ben-Dschellab hatte sich am Abend berauscht und den Karawanenführer, der die Erlaubniß zur Abfahrt einzuholen gekommen war, nicht vorgelassen. Er entschuldigte sich deßwegen bei mir, indem er ein plötzliches Unwohlseyn vorschützte, versprach mir aber dafür mich noch in der heutigen Nacht, und zwar auf eine bequemere Weise abreisen zu lassen. Er habe überlegt, daß er einen Mann, der sein Gast gewesen, nicht wie einen gemeinen Kameltreiber ziehen lassen könne, und ich sollte daher für meine Reise ein gesatteltes und gezäuntes Pferd zum Geschenk von ihm erhalten; zu gleicher Zeit wolle er einen Reiter, der mich auf der ganzen Reise zu geleiten habe, nebst vier Kamelen, zur Fortbringung meines Gepäckes und meiner Leute, zu meiner Verfügung stellen. Ich drückte dem Scheich meinen verbindlichsten Dank aus, und nahm dann Abschied von ihm; er wünschte mir eine glückliche Reise und forderte mich schließlich auf mich dreist an ihn zu wenden, sofern mir der geringste Unfall widerführe.

Amerikanische Notizen.

Obstbau in Californien. Nahe bei Sacramento befindet sich ein Obstgarten der 3000 Weinstöcke enthält, die voller Trauben im Herbst 1854 hingen. Einen andern Weinberg hatten die Heuschrecken sehr beschädigt. Pfirsichbäume lieferten viele und schöne Früchte; Birnenbäume trugen Früchte ein halbes Pfund schwer. Aprikosen gedeihen vortrefflich und 1851 gepflanzte Feigenbäume zeigten sich bereits 20 Fuß hoch. Orangenbäume und zahme Kastanien sollen auch gut gedeihen.

*

Weibliche Postmeister gibt es gegenwärtig 128 in den Vereinigten Staaten. Sie erhalten dieselben Gehalte wie die männlichen Postmeister, müssen wie diese ihre Bürgschaft stellen, kurz werden völlig auf männlichem Fuße behandelt, möchte man sagen. Allein nur Jungfrauen, respective unverheirathete Ladies haben diese Aemter empfangen, „damit sie doch einen nützlichen Zeitvertreib haben", setzen lose Mäuler hinzu. Gewöhnlich werden solche Stellen nur an Personen gegeben, die sich bei der Partei auszeichneten, welcher der jedesmalige Präsident angehört. Es frägt sich nun, welche Verdienste um die Demokraten-Partei diese 128 Jungfrauen-Postmeister gehabt haben mögen?

*

Die Nachtsitzungen im Congreß der Vereinigten Staaten. Gerrit Smith, ein von allen Parteien geachtetes Mitglied des Congresses zu Washington, richtete im Herbst 1854 eine Adresse an seine Wähler, worin er sich folgendermaßen äußert: „Als ein Freund der Mäßigkeit werde ich ein für allemal in Wort und That gegen jede Nachtsitzung des Congresses, welche nicht unumgänglich nöthig ist, protestiren. Ich war immer der Meinung, daß alle unnöthigen nächtlichen Sitzungen so lange vermieden werden sollten, bis der Congreß dem Branntwein weniger und der Mäßigkeit mehr ergeben seyn wird. Ich war während einestheils der Nachtsitzung, in welcher die Endabstimmung über die Nebraskabill erfolgte, gegenwärtig, und bin niemals Zeuge einer größeren Trunkenheit gewesen als bei dieser Gelegenheit. Ich mußte bis 11 Uhr bleiben, um meine Stimme gegen dieses sklavenbefördernde Gesetz abzugeben. Nachdem ich das gethan, machte ich mich davon, beschämt und sorgenvoll. Zufällig saß an jenem traurigen Abende Lord Elgin, der Gouverneur von Canada, eine Stunde oder darüber neben mir. Er bemerkte die Trunkenheit so vieler Mitglieder so gut wie ich, oder um mich besser auszudrücken, die Betrunkenheit starrte ihm wie mir ins Gesicht. Er benahm sich sicherlich wie ein höflicher und gebildeter Mann, wenn er mir im Laufe unserer Unterhaltung über diese schändliche Scene sagte, er habe auch schon im brittischen Parlamente schmählichen Unfug wahrgenommen. Aber trotz seiner Höflichkeit und Nachsicht empfand ich schmerzlich die tiefe Demüthigung, welche mir die Vorfälle jenes Abends bereiteten." „Sicherlich, Lord Elgin ist ein höflicher Mann. Wir wollen, obgleich kein Lord, ihm an Höflichkeit nicht nachstehen und enthalten uns deßwegen jedes Commentars über die betrunkene Congreßmette!" setzt ein Redacteur hinzu, der vorstehendes Bekenntniß Gerrit Smiths veröffentlicht.

*

Ueber die Fabrication der goldenen Schreibfedern in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, welche dem Vernehmen nach nicht unbedeutend ist, enthalten öffentliche Blätter folgendes: die Spitzen der Federn werden gewöhnlich aus Rhodium gefertigt; dieses stahlharte, nicht oxydirende Metall wird je nach

seiner Qualität mit 12—14 Dollars, ja sogar mit 100 Doll. für die Unze bezahlt. Es wird in den Platinerzen in Verbindung mit Iridium, Osmium und Palladium gefunden und eignet sich zu dem angeführten Zwecke besser als das Iridium, welches auch zu den Spitzen der goldenen Federn verwendet wird. Bisher wurde der ganze Bedarf aus den Minen Peru's und Rußlands bezogen, nach der Versicherung eines amerikanischen Journals, des „Canadian Journal", soll jedoch Californien sehr reich an diesem Metalle seyn. Es wird dort im reinen Zustande mit Sand untermischt gefunden und bedarf also nicht jener chemischen Behandlung, durch welche es aus den Platinerzen des Ural gewonnen wird. Von den kleinen, sandähnlichen Körnern werden die kugelförmigen zum Besetzen der Federspitzen am meisten geschätzt und nur etwa $^1/_{17}$ der gefundenen Körner ist überall zu dem angeführten Zwecke verwendbar. Die kleinen Körner werden gewöhnlich mit Gold angelöthet, da beim Verwenden anderer Metalle durch die Dinte alsbald ein Oxydiren herbeigeführt wird, welches das Abfallen der Spitzen zur Folge hat. Die beste Sorte der in den Vereinigten Staaten fabricirten Federn erfordert zu ihrer Vollendung 12 verschiedene Operationen, als: Walzen, Zuschneiden, Schleifen u. s. w. Einige dieser Operationen werden durch die Bearbeitung des harten Rhodium besonders schwierig; es wird diese nach der bekannten Erfahrung, daß durch sehr große Geschwindigkeit die weicheren Metalle die härteren abschleifen können, mittelst einer kupfernen Scheibe ausgeführt, welche mit großer Geschwindigkeit um ihre Achse rotirt. Da bei der Fabrication der Federn außerordentlich viel von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängt, so werden gute Arbeiter im allgemeinen dabei sehr gut salarirt.

*

Kritik gegen Schriftsteller. In Evansville, Staat Indiana, gibt Theodor Dietsch ein deutsches Blatt unter dem Titel „Reform" heraus, worin gegen zwei Parteien — die der Jesuiten und der Aemterjäger — sehr offen und ohne Schonung der Persönlichkeiten gestritten wurde. Dafür drang am 3 Mai 1854 um Mitternacht ein gewisser J. A. Reitz mit vier oder fünf Helfershelfern in die Wohnung von Dietsch, um denselben angesichts seiner Hülfe schreienden Frau aus dem Bette zu reißen und in wahrhaft thierischer, roher Weise zu mißhandeln, so daß derselbe mehrere Tage nachher noch außer Stande war den Vorfall nur genau zu beschreiben. Nach geschehener Heldenthat denuncirte sich der Reitz selbst und wurde, ohne daß man nur einen Zeugen in der Sache verhörte, einfach zu fünf Doll. Strafe verurtheilt, weil ihn die Aemterjäger-Partei schützte. Er blieb also straflos; denn was sind fünf Doll. für einen nächtlichen Ueberfall im Hause? Und dieß Beispiel kann als charakteristisch für die Zustände durch die ganze Union angenommen werden. So zeigt sich die Wirkung der freien Presse, wenn sie benutzt wird, unter einer Bevölkerung, der es an Erziehung und Bildung fehlt, um das freie Wort mit Anstand zu ertragen! In Boston fand kürzlich gleichfalls ein Anfall auf einen Redacteur in dessen eigenem Hause statt; Bennet, der Herausgeber des New-York Herald, wurde schon mehrfach öffentlich angefallen und geschlagen.

*

Amerikanische Justizpflege. Im Colorado County (Staat Texas) fand man kürzlich einen, unter dem Namen Dutch Charley bekannten Deutschen ermordet. Ein Irländer brachte zur Ermittlung des Thäters in Vorschlag, daß die Anwesenden ihre Hände auf die Todeswunde legen sollten, indem diese bei Berührung der Hand des Thäters aufs neue zu bluten anfangen werde. Dieser Rath wurde befolgt und der Correspondent des Richmond Enquirer meldet: „Als nun ein Deutscher, Namens Hildebrandt, seine Hand auf die Leiche legte, begann das Blut aufs neue zu fließen. Hildebrandt wurde demzufolge verhaftet und hing sich in seinem Gefängniß auf."

*

Cynismus. Am letzten Ostersonntag 1854 bot die Freimaurerhalle in Cincinnati, welche als Sitz der Humanität und feinen Bildung von den Mitgliedern gepriesen wird, folgendes Schauspiel. Es wurde eine Jagdscene aufgeführt, bei welcher der Jäger die Worte seines Liedes mimisch begleitete. Ein als Hund verkappter Freimann umkreiste ihn, lief dahin und dorthin, und hob endlich an der Coulisse das Hinterbein, um die Hundenatur in vollster Treue wiederzugeben. Das Publicum aber tobte Beifall, und nur einige Damen und Herren zogen sich beschämt zurück.

Miscellen.

Schnelligkeit von Dampfschiffen. Die kürzeste von Dampfern gemachte Fahrt über den Ocean, heißt es in der „Shipping Gazette" vom 18 October d. J., war, glauben wir, die des Dampfers Pacific, welcher die Hinreise von Liverpool nach New-York in neun Tagen 20 Stunden zurücklegte; aber er hatte dann auch einen starken Sturm von hinten den ganzen Weg. Der unglückliche Dampfer Arctic machte den Lauf von Liverpool in neun Tagen 22 Stunden. Mehrere Klipperschiffe haben mehr als 400 engl. Meilen in 24 Stunden gesegelt, und der den HH. Gibbs, Bright und Comp. zugehörige, in Quebec gebaute Klipper Almora soll 500 engl. Meilen in 24 Stunden gemacht haben. Ist dieß wahr, so ist der Beweis da, daß Schiffe mit einer Schnelligkeit durch das Wasser getrieben werden können, welche die unsrer schnellsten Dampfer weit übertrifft. Es erfordert bloß geeigneten Schnitt und Kraft zur Ertragung großer Fahrten, und dieß zu bewirken ist die volle Möglichkeit vorhanden. Hr. Scott Russell (in London) erwartet mit seinem großen Dampfer, der jetzt im Bau begriffen ist und eine Länge von 673 Fuß hat, durchschnittlich 16 engl. Meilen in der Stunde zu machen. Auch haben wir die Zeichnungen und Risse eines beabsichtigten Dampfers in Linien gesehen, welche die vorhin genannten Erfordernisse vereinigen und woraus man starken Grund hat anzunehmen, daß er die große Schnelligkeit von 21 engl. Meilen die Stunde erlangt. Dieser Grad der Schnelligkeit ist nicht ungewöhnlich in Amerika, bei verhältnißmäßiger Länge, Stärke des Materials, leichter Wasserkraft und Kraft der Maschine. Neuerlich theilte der „Cleveland Herald" mit, daß der Dampfer Queen of the West von Buffalo nach Cleveland in acht Stunden 55 Minuten dampfte, was ein wenig mehr als 21 engl. Meilen die Stunde für die ganze Strecke ist, während ein Theil des Weges mit einer Fahrt von 25 engl. Meilen die Stunde zurückgelegt ward. Auch machte ein Flußdampfer, Namens Alida die Tour von New-York nach Poughkeepsie, 82 engl. Meilen, in 3 Stunden 24 Minuten — eine Schnelligkeit gleich 620 engl. Meilen per Tag von 24 Stunden und schnell genug, um einen Dampfer in weniger als fünf Tagen über die atlantische See zu bringen.

Jodgehalt der Luft. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 4 December las Hr. Chatin einen Vortrag, worin er die Ansicht von der Abwesenheit des Jodes in der Luft bestritt. Die Analysen des Regenwassers und der Luft selbst hätten zwar zu negativen Resultaten geführt, allein man müsse von vornherein die Anwesenheit jenes Halogens annehmen, 1) weil es sich in der Asche auch der Süßwasserpflanzen fände; 2) weil diese Pflanzen den Stoff nirgends anders her als aus dem Wasser sich aneignen können; 3) wenn man gewöhnliches Wasser nach Zusatz jodfreier Potasche eindampfe, so finde man in dem Niederschlag seinen Jodgehalt. Man finde ihn zwar nicht bei Verdampfung ohne Potasche, wenn man aber die Wasserdämpfe wieder condensire, so enthielten sie den vollen Jodgehalt des Wassers vor seiner Destillation. Das Jod finde sich also in der Luft und es falle nieder mit dem Regen. Auch sey der Jodgehalt wirklich durch Analyse nachzuweisen. Hr. Chatin will nämlich im Thau das Jod in sechsmal stärkerer Anwesenheit entdeckt haben, als es im Regenwasser sich fand. Man setzt zu einem oder selbst ½ Liter Thau ein Gram jodfreies doppelt-kohlensaures Kali, man dampft ein, läßt es vorsichtig calciniren, man wiederholt mit Alkohol (94 Grad) verdampft von neuem, calcinirt an der Lampe, bis der Rückstand, der anfangs sich schwärzen will, farblos geworden. Der Rückstand ist ein Pataschenjodür, das sich nach Abkühlung und einer Lösung im Wasser bei allen Reactionen zu erkennen gibt. Wenn man mit einer größern Menge Thau operirt, soll man sogar einen ponderablen Niederschlag eines Palladiumjodürs erhalten, welches bei Zersetzung Joddämpfe entwickle.

Bombyx cynthia. In Algerien hat man jetzt bereits eine zweite Zucht der Seidenraupe, die sich von Ricinus nährt, glücklich durch alle Phasen gebracht, so daß man jetzt das außerordentlich brauchbare Insect in den afrikanischen Colonien wohl als acclimatisirt betrachten darf. (Rapport des Hrn. Hardy an den französischen Kriegsminister).

Vermuthlicher Tod des Dr. Barth. Von Dr. Vogel ist über Tripoli dd. Kuka 18 Julius, ein Brief an Director Vogel, Vater des Reisenden, nach Leipzig gelangt, welcher von Hrn. A. Petermann in Gotha veröffentlicht wird. Nach Kuka war die Nachricht gelangt, der kühne Reisende Dr. Barth sey auf dem Wege nach Bornu bei Sakatu, vermuthlich in Folge körperlicher Erschöpfung gestorben. Dr. Vogel hat sogleich einen treuen Diener nach Sakatu abgesendet, um Erkundigungen einzuziehen und im schlimmsten Falle sich der Papiere des Verstorbenen zu bemächtigen. Die letzten Briefe des Dr. Barth datiren vom 23 März „bei den Zelten" (vor Timbuktu). Er schreibt an jenem Tage; „Die Stadt Timbuktu habe ich verlassen, und, so Gott will, habe ich nicht nöthig dahin zurückzukehren. Ich habe Grund zu glauben, daß es jetzt wirklich in einigen Tagen fortgeht. El Bakay will morgen mit meinem Gepäck und der mir zur Begleitung bestimmten Mannschaft herauskommen. Mein Sinn wird noch einmal so froh werden, wenn ich erst fort bin; sitze ich erst einmal auf, so will ich schon von der Stelle kommen. Ende April, so Gott will, in Sakatu, wo ich von Euch und meinen Gefährten zu hören hoffe. Bis dahin herzliches Lebewohl." Hr. A. Petermann schließt aus dem Inhalt dieser Briefe, daß Dr. Barth, dessen Gesundheitszustand schon bei der Abreise von Timbuktu stark gelitten hatte, durch die anstrengende Reise während der Regenzeit sich den Tod geholt. Von Dr. Vogel dagegen lauten die Nachrichten höchst erfreulich. Er gedachte am 20 Julius nach dem Tschadda-Fluß abzureisen, von da wieder nach Kuka zurückzukehren und eine Expedition nach Wadai anzutreten, um von diesem Land wo möglich nach Darfur vorzudringen und über Aegypten zurückzukehren. Eine große Sendung ausführlicher Depeschen, Mittheilungen und Sammlungen aller Art ist unterwegs, und darf täglich erwartet werden. Ebenso wird die Tschadda-Expedition um Weihnachten zurückerwartet, und mit ihr nicht bloß wichtige Nachrichten über ihre eigenen Resultate, sondern wahrscheinlich auch über Vogel und Barth selbst.

Classische Bildung der englischen Staatsmänner. Im dritten Bande der „Denkwürdigkeiten und Briefschaften Charles James Fox" die Lord John Russel herausgibt, finden sich einige Herzensergüsse über Homer und Horaz, welche wir übersetzen, um dabei zu erinnern wie viel die großen, englischen Staatsmänner und Redner ihrem fortwährenden Umgange mit dem literarischen Alterthume verdankten und noch verdanken. „Als ich zuletzt schrieb, heißt es in einem Briefe Fox', war ich im neunten Buche der Odyssee, die ich seitdem beendet und der ich 18 Bücher der Iliade nachfolgen ließ, so daß seitdem eine gute Weile verstrichen seyn muß. Ich denke, der überlegene Werth der Iliade ist größer als ich mir eingebildet hatte, oder nach meinem Dafürhalten im allgemeinen zugegeben wird, und er entschädigt reichlich für das geringere Interesse der Erzählung. Gewiß: die Schlachten dauern zu lange und die Verwundungen werden zu gründlich beschrieben, aber die Reize der Dichtung zwingen uns das Buch zu verschlingen. Alle andern Dichter bleiben an Kürze, Feuer und Freiheit der Darstellung hinter diesem Gedicht zurück. Ich möchte dieß auf den Styl bezogen wissen, denn ich meine damit nicht jene zahlreichen Stellen, die etwas eigenthümlich Erhabnes oder Ergreifendes enthalten. Kurz: im Lesen ist meine Bewunderung gestiegen! Bei Virgil gibt es Partien (und unter diesen auch Nachahmungen Homers) denen ich einen homerischen Werth ungeschmälert zugestehe, aber doch hat er nirgends seinen Meister in jener Freiheit der Darstellung erreicht, die ich so hoch an ihm preise. Milton, der ein paar Blätter von unerreichter Erhabenheit uns gegeben, ist in diesem Stück noch mangelhafter, oder er hat vielmehr keinen Hauch davon. Ariost besitzt davon mehr als irgend ein anderer Dichter, so daß er sich mit Homer in Bezug auf dieses Verdienst messen könnte; und vielleicht schreibt sich gerade mein übertriebenes Entzücken an diesem Dichter davon her, daß ich mehr als andre auf den Werth der Freiheit und der Kürze gebe". „. . . . Ich habe ein paar übrige Minuten letzthin benutzt, um die Oden Horaz' durchzublättern. Bitte, sagen Sie mir, welche Sie für die am meisten gelungenen halten. Ich denke „Quis desiderio" ist die vollkommenste von allen, und dann im leichteren Styl: „Quem tu Melpomene", und „Quis multa gracilis". Im erhabenen Style: „Ille et nefasto" „Descende coelo", mit Ausnahme der drei letzten Strophen, die Regulus-Ode, die halbe „Qualem ministrum" und „Pindarum quisqnis". Ich liebe in manchen seinen Oden, was man die flachen Ausgänge geheißen hat, während sie mir in andern höchst widerwärtig sind, namentlich im Schlußvers von „Qualem ministrum".

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. 29 December 1854.

Eine chinesische Heerschau.

(Aus Huc's Werk über das chinesische Reich. Bd. I.)

Es ist unmöglich sich eine genaue, ja nur annäherungsweis richtige Vorstellung von der wirklichen Stärke des chinesischen Heeres in gewöhnlichen Zeiten zu machen; auch will ich keineswegs von seinem gegenwärtigen Zustande sprechen, der seit dem furchtbaren Umsichgreifen des Aufstandes sich nothwendig sehr verändern mußte. Dem amtlichen Hofkalender zufolge belief sich die Gesammtzahl aller vom Kaiser unterhaltenen Truppen auf 1,232,000 Chinesen, Mandschus und Mongolen, die im Innern des Reichs casernirt sind, sowie auf 31,000 Matrosen. Offenbar ist eine so hohe Ziffer eine ächte chinesische Almanachs-Rechnung. Wenn man Gelegenheit gehabt hat China einige Jahre lang nach allen Richtungen hin zu durchwandern, so frägt man sich: wo denn eigentlich dieses mächtige Heer gehalten werde, daß man es nirgends wahrnimmt. Allerdings ist China sehr umfangreich, und seine Bevölkerung größer als die von ganz Europa, dennoch aber sollte man daselbst Soldaten sehen können, wenn ihre Anzahl wirklich so bedeutend wäre als man behauptet. Mit Ausnahme einzelner Städte, welche organisirte und ansässige Truppen haben, bestehen fast nur die für den Dienst der Gerichtshöfe nöthigen Milizen. Hr. Timkowski, der im Jahr 1821 die russische Gesandtschaft nach Peking geleitete, sammelte möglichst genaue Nachweisungen über den Effectivstand des chinesischen Heeres. Die Gesammtzahl, welche er in seinem Reisebericht angibt, beträgt 740,900 Mann, Chinesen, Mandschu und Mongolen inbegriffen. Wahrscheinlich ist die Ziffer Hrn. Timkowski's die des wirklichen Effectivstandes, der Soldaten wenigstens welche in den Rahmen des Heers eingeschrieben sind; daraus aber folgt nicht, daß es in China 700,000 Mann in activem Militärdienst gibt. Diese Anzahl muß, meiner Ansicht nach, noch um zwei Drittheile vermindert werden, wenn man die wahre Ziffer der Soldaten, d. h. der Mannschaft haben will, die sich mit dem Waffenhandwerk beschäftigt.

Ich habe lange genug in der Tartarei gelebt, um die mongolischen Truppen zu kennen; sie bestehen aus Nomaden-Hirten, welche ihr Leben mit dem Hüten ihrer Heerden zubringen und nie mit Kriegsübungen sich beschäftigen. Sie haben zwar in ihrem Zelt ein langes Luntengewehr, und manchmal einen Bogen und Pfeile; allein sie bedienen sich derselben nur um Ziegen und Fasanen zu tödten. Wenn sie eine Lanze haben, so kann man darauf rechnen, daß sie diese Waffe nur in die Hand nehmen um die Wölfe zu verfolgen, welche ihre Schafheerden bekriegen. Was also die mongolische Abtheilung des kaiserlichen Heeres anbelangt, so besteht sie aus Hirtenfamilien, die Säuglinge und Greise nicht ausgenommen — denn alles zählt. Man ist Soldat mit der Geburt, und erhält sofort seine Löhnung.

Die chinesischen Truppen sind fast um kein Haar besser als die mongolischen. Ihre Anzahl beläuft sich, sagt man, auf 500,000 Mann; sie bestehen zum großen Theil aus Handwerkern und Bauern, die im Schooße ihrer Familie leben, und sich ganz gemächlich mit dem Anbau ihrer Felder oder ihrem Kleingewerb beschäftigen, und nichts im mindesten läßt ahnen daß sie der Kriegerclasse angehören. Dann und wann, wenn man sie zu einer allgemeinen Heerschau oder zur Aufhebung von Diebsbanden zusammenruft, sehen sie sich genöthigt ihren Soldatenrock anzuziehen. Außer diesen seltenen Fällen, in welchen sie sich sogar mittelst einer kleinen Geldentschädigung ersetzen lassen können, bleiben sie zu Hause vollkommen unbehelligt. Da sie nun aber einmal als Soldaten betrachtet werden, und der Kaiser das Recht hat sie im Kriegsfall zusammen zu berufen, so erhalten sie alljährlich einen mäßigen Sold, der, ohne die Erträgnisse ihrer Tagesarbeit, zu ihrem Lebensunterhalt sicherlich unzureichend wäre. In gewissen als feste Plätze angesehenen Ortschaften des Reichs sind beinahe sämmtliche Einwohner auf die eben besprochene Art eingereiht.

Während des letzten Jahres meines Aufenthalts in China war ich mit einer kleinen Mission in eine Südprovinz beauftragt. Eine Capelle, um die heiligen Mysterien zu feiern und die Neubekehrten in den Gebets- und Unterweisungsstunden zu versammeln; dann, an die Capelle anstoßend, ein Häuschen mit einem kleinen Garten, das Ganze mit großen Bäumen, Bambusbüschen und einer hohen Steinmauer umgeben — dieß war meine Wohnung. Ich lebte dort mit zwei Chinesen, deren einer etwa dreißig, der andere ungefähr 60 Jahre alt war. Ersterer hatte den Titel eines Katecheten; er half mir in den gottesdienstlichen Verrichtungen, führte die Aufsicht über die Haushaltungs-Angelegenheiten, und unterrichtete die christlichen Kinder und Katechumenen in der Gesangsweise der öffent-

schickter als sie; sie begnügten sich damit, der Richtung und den Bewegungen der Elite-Truppen zu folgen. Man sieht sonach, daß man von den 500,000 Mann, aus denen die chinesische Heeresabtheilung bestehen soll, eine gar große Anzahl in Abzug zu bringen hat.

Die Anzahl der Mandschu-Truppen wird auf ungefähr 60,000 Mann geschätzt. Wie ich glaube, sind diese Soldaten meist unter den Waffen, und beschäftigen sich eifrig mit ihrem Beruf. Die Regierung überwacht sie sorgfältig, weil der Kaiser ein besonderes Interesse dabei hat daß diese Truppen nicht in Unthätigkeit erschlaffen, sondern jenen kriegerischen Geist sich bewahren, der sie zu Herren des Reichs gemacht. Man behandelt sie, wie man vernimmt, mit großer Strenge. Fehler und Nachlässigkeiten im Dienst werden schwer bestraft, während die mongolischen und die chinesischen Truppen sich selbst überlassen bleiben. Ja, man kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die regierende Dynastie, bis zu einem gewissen Punkt, die Unwissenheit und Unthätigkeit der Chinesen und Mongolen begünstigt, um den Mandschu ihre Ueberlegenheit zu wahren, und für den Fall eines Aufruhrs oder einer Empörung die geeigneten Vertheidigungsmittel in Händen zu haben. Würden die 500,000 Mann chinesischer Soldaten in der Handhabung der Waffen und der Mannszucht eben so eingeschult wie die Mandschu, die Herrschaft des regierenden Stammes in China nähme ein baldiges Ende.

Die Seemacht des chinesischen Reichs steht ungefähr auf derselben Höhe, oder vielmehr Tiefe, wie das Landheer; sie ist aus etwa 30,000 Matrosen gebildet und auf eine ziemlich beträchtliche Anzahl Kriegsdschonken vertheilt. Diese Schiffe, am Hinter- und Vordertheil sehr hoch, sind von roher Bauart, haben ein Segelwerk von Bambus-Matten, und führen ihre Bewegungen höchst schwerfällig aus. Nicht im Stande Reisen von langer Fahrt zu unternehmen, begnügen sie sich mit der Befahrung der Küstengewässer und der Flüsse, um auf Seeräuber, von denen sie indeß nicht sehr gefürchtet zu werden scheinen, Jagd zu machen. Die Formen der Kriegsdschonken, derjenigen besonders welchen die Schifffahrt im Innern des Reichs obliegt, sind sehr mannichfaltig. Bemerkenswerth ist, daß, mit einigen äußerst seltenen Ausnahmen, zu allen Zeiten der blaue Fluß der Schauplatz der Seeschlachten gewesen, welche die Chinesen zu bestehen hatten. Derlei Schlachten waren zur Zeit, als China in zwei Theil getheilt war, sehr häufig. Aus den Namen, welche die Dschonken führen, läßt sich manchmal auf ihre Form schließen. So z. B. unterscheidet man „den Hundertfüßigen," wegen seiner drei Ruderreihen, welche die Füße dieses häßlichen Insects darstellen; den „Sperber-Schnabel," dessen beide Enden, gleichmäßig gebogen und jedes mit einem Steuerruder versehen, ihm vorwärts und rückwärts zu segeln gestatten, ohne den Bord zu wenden; die „vierrädrige Dschonken," mit zwei Rädern am Vorder- und zwei am Hintertheil, die von Männern in Bewegung gesetzt wird, indem sie eine Kurbel drehen. Der Gebrauch dieser Räderschiffe reicht bis in das tiefe Alterthum hinauf, und diesem erfinderischen Volk hat nur die Anwendung des Dampfes gefehlt, um ganz im Besitze der Entdeckung Fultons zu seyn. Die Bizarrerie der Malereien, womit die Dschonken geziert sind, hebt die Sonderbarkeit ihrer Formen noch mehr hervor. Man sucht ihnen das Aussehen eines Fisches, eines Reptils oder eines Vogels zu geben. Gewöhnlich sieht man am Vordertheil zwei ungeheure Augen, welche ohne Zweifel die Aufgabe haben dem Feind durch die Gräßlichkeit ihres Blicks Schrecken einzujagen. Trotz all dieser Ungeheuerlichkeiten, die einem Fremden am meisten auffallen, herrscht Unordnung und Verwirrung im Innern des Schiffs. Man trifft oft mehrere vereinigte Haushaltungen darin an, und es ist nichts seltenes auf dem Verdeck ganz gut gebaute steinerne Häuschen zu sehen. Dennoch haben europäische Matrosen die scharfsinnige Idee der Chinesen, den Fond ihrer Dschonke in verschiedene von einander getrennte Gemächer zu theilen, so daß eine Beschädigung durch Wasser stets nur eine theilweise seyn kann, immer bewundert. In der Wirksamkeit dieses Mittels liegt wahrscheinlich der Grund, warum man die Aufstellung von Pumpen an Bord nicht für nothwendig gehalten hat.

Ein Beitrag zur alten Geschichte von Mexico.

(Schluß.)

Das Quichereich umfaßte drei Staaten, nämlich Quiche, Kachiquel und Zutugil. In gleicher Weise war das volksthümliche Quichimecatlreich in drei Staaten getheilt: Tezcuco, Mexico und Tlacopan. Der König von Quiche war Reichsoberhaupt und wurde als solches Nimaquiche genannt; ebenso bezeichnete man den König von Tezcuco als Chichimecatl-Tecuhtli, und als solcher stand er an der Spitze seines Staatenbundes. Diese Chichimecatl-Tecuhtli waren, wie schon bemerkt, Otomiten. Als ein weiterer Beweis dafür mag erwähnt werden daß der große Nezahuacoyotl in der Otomisprache dichtete, und daß diese, wie Granados y Galvez in seinen Tardes americanas bemerkt, seine heimische Sprache war. Aber die otomitische Abtheilung des Chichimecatlreiches vermochte nicht auf die Dauer den Ränken und der Tapferkeit der Mexicaner zu widerstehen, und so kam die Reichsgewalt an Mocteuhzoma, und blieb dann bei den Königen von Mexico, welche bisher in dem großen Chichimekenbunde den zweiten Rang eingenommen hatten.

Diese Mexicaner standen an der Spitze des Chichimekenreiches als die Spanier landeten; nach ihnen ist seitdem Anahuac Mexico genannt worden, sie erregten das meiste Interesse der Europäer, und bei den Untersuchungen über die Eingebornen Mexico's wurde gerade auf sie am meisten Rücksicht genommen. Nichtsdestoweniger ist ihre frühere Geschichte auch heute noch in Dunkel gehüllt.

Daß diese Mexicaner zu den Nahuatlaca-Stämmen gehörten und Nahuatl sprachen, wird allgemein anerkannt, auch ist keine Meinungsabweichung darüber daß sie ursprünglich Azteken oder Aztteken hießen. Man nimmt weiter an daß sie nach langen Wanderungen aus einem weit entlegenen Lande her in Anahuac ankamen. Dieses ferne Land, Aztlan oder Atlan, habe man im Norden zu suchen, wie das aus den hieroglyphischen Gemälden und deren traditioneller

Erklärung hervorgehe. Diese Ueberlieferungen erscheinen aber noch phantastischer als jene über die oben erwähnten Wanderungen aus Tulha oder Amaquemecan. Man stellt in allem Ernst die Behauptung auf, jenes Aztlan habe im Norden des californischen Meerbusens gelegen, ja manche verlegen es sogar nach Asien, und die Ruinen am Colorado, am Gila und in Chihuahua werden als „Stationen der Azteken" bezeichnet.

Es wurde schon gesagt, daß die Erzählungen von Wanderzügen eines zahlreichen Volkes durch die Wüsteneien und Einöden von Californien, Neu-Mexico und Sonora rein aus der Luft gegriffen sind. Allerdings findet man Ruinen in jenen Gegenden, und will man einmal Vermuthungen aufstellen, so kann man annehmen, daß jene großen Gebäude aufgeführt wurden, um die wilden Stämme im Norden abzuwehren oder sie im Zaume zu halten und zur Erlegung des Tributs zu zwingen, falls sie von den Tulteken bezwungen waren. Denn ohne Zwang würden sie sich gewiß zu keiner Zahlung herbeigelassen haben. Als dann das Tultekenreich gestürzt wurde, konnten jene Festungen leicht überwältigt werden, und sie haben seitdem weiter keine Bedeutung mehr gehabt als die Rolle, welche sie in den phantastischen Deutungen der symbolischen Gemälde und der Ueberlieferungen spielen. [1]

Die Tulteken hatten ihre Urheimath weit entfernt von Anahuac und waren eingewandert; als die Chichimeken die Oberhand gewannen, hieß es sie seyen aus dem fernen Amaquemecan gekommen. Die Azteken waren die letzten, an welche die Herrschaft fiel: sie mußten also einen ähnlichen Ursprung aufweisen wie ihre Vorgänger, und ihr Ausgangspunkt mußte noch weiter entfernt liegen. Die Chichimeken als solche hatten keine eigene Sprache, sondern redeten das Nahuatl (— neben ihren einzelnen Stammessprachen, z. B. den Otomi —). Die Benennung Chichimeken bezeichnet nicht eine besondere Nationalität, sondern ein Völker- und Staatenbund, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf; die Nahuatlstämme gehörten diesem Bunde an, in welchem der Tul oder Tutulstamm die Oberherrschaft führte. Da nun diese Herrscherfamilie und ihre Gefolgschaft nach der Niederlassung in Anahuac ihre Sprache gewechselt hatte, so müssen wir annehmen, daß die sogenannten Azteken entweder Tulteken waren oder Nahuatlacal.

Die oben erwähnten Umwälzungen, durch welche der tultekische Zweig des Chichimekenreiches gestürzt wurde, und in deren Folge die wilden nördlichen Stämme in Anahuac einfielen und dasselbe überflutheten, bewogen die Nachkommen der Tulteken und alle die mit ihnen in nächster Verbindung standen, das Land zu verlassen; „sie flohen nach allen Richtungen hin." Die große Volksmenge von Anahuac, die Macegualé, floh natürlich nicht, sondern blieb. Sie waren nicht im Stande eine Regierung zu bilden, hatten vielleicht die an das Tultekenreich im Norden gränzenden wilden Stämme zur Hülfe herbeigerufen. Man kann annehmen, daß diese Barbaren über jene tultekischen Maceguals kein mildes Regiment übten, und daß sie nur zu Paaren getrieben werden konnten, wenn die alte tultekische Civilisation diese wilden Eindringlinge zähmte. Die alten eingebornen Nahuatlstämme kamen nun einer nach dem andern wieder empor, oder symbolisch zu reden, sie wanderten wieder zu politischem Daseyn ein, welches sie zur Zeit der Barbarenübermacht eingebüßt hatten. Unter den verschiedenen Völkern, welche sich um die Beute des alten Tultekenreiches stritten, muß ein harter Kampf stattgefunden haben, bevor wieder feste Zustände gewonnen wurden, und endlich das dreigetheilte Chichimekenreich sich bildete, in welchem die Otomis die erste, die Nahuatlstämme die zweite Stelle einnahmen.

Nun finden wir, daß sechs Nahuatlstämme im ersten Jahrhundert der Chichimekenrevolution wieder zu Bedeutung gelangen, und wir sehen sie in Gegenden, die wahrscheinlich auch schon zur Zeit der Tultekendynastie ihre heimathlichen Wohnplätze bildeten. Die Colhuas, welche als Tulteken bezeichnet werden, waren am angesehensten unter diesen Nahutlacas; der Name scheint auch in spöttischer Bedeutung gebraucht worden zu seyn und Leute bezeichnet zu haben, die von ihrer einstigen Größe herabgekommen waren; deßhalb gebraucht Bernal Diaz den Ausdruck Romanos hollados (gedemüthigt, herabgekommen). Die letzten unter den Nahuatlacastämmen, welche wieder in Anahuac erschienen, waren die Aztecas oder Mexitli; sie kamen in das von den Colhuas schon wieder besetzte Land, und es wird hinzugefügt, sie seyen herangezogen, um mit denselben einen alten Streit auszufechten. Sie waren aber anfangs nicht vom Glück begünstigt und mußten sich den Colhuas unterwerfen. Dann schüttelten sie das Joch ab und wählten, einer alten Prophezeiung zufolge, eine Stätte um sich fest anzusiedeln. Diese Stadt, welche sie bauten, das heutige Mexico, nannten sie Tenuch-titlan; in ihr bauten sie ihrem blutigen Kriegsgott einen Tempel, und sie wurde der Mittelpunkt des Chichimekenreiches.

Wer sind aber diese Azteken gewesen? Die Tradition bezeichnet sie als Tolteken, welche zur Zeit der Zertrümmerung des Tultekenreiches, angeführt vom tultekischen Häuptling Huetzin, über die Berge von Michoacan nach Aztlan flohen, das ein Land am Wasser genannt wird. Von dort seyen sie dann wieder in ihre alten Wohnstätten zurückgezogen, nachdem schon alle andern Nahuatl-Chichimeken sich wieder in Anahuac festgesetzt hatten.

Wir finden somit zwei Nahuatlacastämme, welche, der Ueberlieferung zufolge, Tulteken sind, nämlich die Colhuos und die Aztecas. Auf diese Angabe der Tradition gestützt behaupte ich, daß sowohl die Colhuas wie die Azteken ursprünglich Nachkommen jener Quiche-Indianer waren, welche die Gefolgschaft der Tutulhäuptlinge auf der Wanderung nach Anahuac bildeten, und daß sie so lange das Tultekenreich bestand, in diesem der Adels- und Priesterkaste angehörten. Die Azteken oder Priester mußten begreiflicherweise ihre Form des Gottesdienstes der Religion anbequemen, welche sie unter den Nahuatlacas vorfanden, und indem sie das thaten und ihren Cultus des Quetzalcoatl in jenem des Huitzi-

[1] Von tultekischer oder aztekischer Herrschaft oder von dergleichen Einflüssen kann platterdings nördlich der Parallele von Culiacan gar keine Rede seyn. Zwischen der Civilisation des Quiche- und Tultecareiches einerseits und jener nur sehr dürftigen Entwicklung der ackerbautreibenden Stämme am Gila, Colorado, Rio Grande, überhaupt im sogenannten Neu-Mexico, läßt sich auch nicht der allermindeste Zusammenhang nachweisen. Zwischen Tenochtitlan und Taos oder den Pueblos der Moquis liegt ein Raum von fünfhundert Wegstunden, zumeist Wüstenei. So weit jetzt unsere Forschungen reichen, müssen wir zugeben, daß die Halbcivilisation im Norden, in dem sogenannten Neu-Mexico und Chihuahua eine besondere unabhängige, völlig aborigine Cultursphäre bildet. Man thut wohl, nicht ferner die Tulteken und Azteken, gleichviel wie, in dieselbe hineinziehen zu wollen, das könnte nur Verwirrung bringen. Wenn in der Tradition von nördlichen Stämmen die Rede ist, so sind immer nur solche zu verstehen, welche zunächst nördlich von der Anahuac-Hochebene wohnen, und dabei ist der Ausdruck nördlich nicht einmal strikte zu nehmen. A.

ton aufgehen ließen, wurden sie selbst Träger der alten Traditionen, und leisteten einem grauenhaften Cultus Vorschub. Sie waren ferner vorzugsweise den tultekischen Herrschern behülflich, die Zwangsherrschaft zu befestigen und zu stützen. Gegen sie war der Haß des Volkes am tiefsten eingewurzelt; es dauerte deßhalb auch länger, ehe sie nach Anahuac zurückkehren und ihre frühere Stellung wieder einehmen konnten.

Dagegen waren die Colhuas, der Adel, diejenige Classe von den Trümmern des alten Tultekenreiches, welche zuerst wieder festen Fuß in Anahuac faßte. Unter ihnen erscheinen auch die Priester wieder, ihre frühern Gehülfen und Freunde. Anfangs finden wir die Priester in einer untergeordneten Stellung, wahrscheinlich weil sie des Schutzes der Colhuas, des Adels, nicht entbehren konnten. Aber durch Verrath und jene Schlauheit, an welcher es den heidnischen Priestern nie gemangelt hat, sobald sie eine Kaste bildeten, brachten sie ihre ehemaligen Beschützer in ein Abhängigkeitsverhältniß zu sich, und beherrschten auch das übrige Volk. Sie hatten die gemalten Reichsannalen in Verwahr, diesen Schatz, welcher dem Reiche der Tulteken wie der Chichimeken gemeinschaftlich war. Und darin mag wohl mit eine Hauptursache gelegen haben, weßhalb sie wieder zu Macht gelangten. Der Kaiser Techotlalatzin erhob das Nahuatl zur Staatssprache, weil die Bilderschrift nur in und aus ihr erklärt und gedeutet werden konnte.

Die Azteken begannen wieder den alten Druck zu üben, sobald sie ihre Macht befestigt hatten, und sie übten ihn namentlich durch einen Cultus, der so blutig war, wie er anderswo niemals vorgekommen ist, durch einen häßlichen, abscheulichen Götzendienst, durch Verrath und Grausamkeit. Endlich besteigt ihr Hoherpriester Mecteuzoma den Thron des Chichimecatlreiches, und dehnt die vormals tultekische, nun aztekische Herrschaft über einen großen Theil der heutigen Republik Mexico aus. So ging die alte tultekische Herrschaft auf die tultekische Priesterschaft, eben die Azteken, über. Dieser Name ist in befriedigender Weise noch nicht erklärt worden. Fast allgemein leitet man ihn von Aztlan oder Atlan ab, dem Lande am Wasser. Abbé Bourbourg übersetzt Aztlan mit „See der Reiher", lac des hérons, und sucht daraus zu folgern, daß dieser See in einem tropischen Lande, wo die Reiher eigentlich zu Hause seyen, gesucht werden müsse. Buschmann, in seiner Abhandlung über die Ortsnamen der Azteken, verwirft die Ableitung von Aztatl, d. h. weißer Reiher, und möchte Aztlan lieber vom Worte Aztli ableiten, dessen Bedeutung ihm zufolge verloren gegangen ist. Er meint, das Wort Aztatl sey verwandt mit iztac, weiß, und legt dar, daß „iztac" oder „aztac" in Zusammensetzung mit andern Wörtern in demselben Sinne gebraucht werde. Er wagt keine Vermuthung darüber, wo Aztlan gelegen habe; man verlegt dasselbe bekanntlich insgemein nach Niedercalifornien oder an die Küste von Cinaloa.

Wenn nun die von Ixtlilxochitl mitgetheilte Ueberlieferung richtig ist, so war Aztlan oder Atlan gar nicht die Urheimath der Azteken, sondern lediglich die Gegend wohin sie flüchteten, als das Tultekenreich in der oben erzählten Weise gestürzt wurde. Aus einem Verweilen in einer Gegend, die nur einen temporären Aufenthalt den Azteken geboten, kann man, ohne willkürlich zu verfahren, keine bündigen Folgerungen für die alte Geschichte ziehen wollen; aber einige Vermuthungen werden nicht unstatthaft seyn über das Wort Atlan, wir möchten dasselbe ableiten von Atl, d. h. Wasser. Gerade die Gegenden an den großen Binnengewässern von Mexico und Centralamerika waren vorzugsweise stark besiedelt. Den Angaben von Guzmann und Torres zufolge, welche Juarros citirt, schlugen die Tultec-Nimaquiches ihre Residenz „Quiche" unweit des Atitlansees auf; die ausgewanderten Tulteken, welche ihre Heimath zur See verließen, setzten sich zuerst an der Tamiagualagune fest, unweit der Mündung des Flusses Panuco. Die Itzaex, einer der interessantesten Stämme in Yucatan, dessen wir später noch erwähnen, haben ihre Hauptstadt auf einer Insel im Peten-See. Die Azteken ließen sich an den Seen in Mexico nieder. Die Inseln in der Terminoslaguna waren, gleich dem Eiland Cozumel an der Küste von Yucatan, viel besuchte Stätten für den Cultus, und in der obern Lagune von Tehuantepec war die Insel Monopostiac berühmt wegen ihres dem Betan, dem „Herzen des Volkes" geweihten Tempels. Die Idole, welche auf den Inseln im Nicaragua-See gefunden worden sind, liefern den Beweis, daß auch dort der Cultus nicht fehlte; und es erscheint ganz natürlich, daß gerade auf solchen Eilanden die Menschen gern verweilten und Tempel errichteten. Ist nun nach alle dem die Annahme unwahrscheinlich, daß die Nahuatlacas mit dem Worte Atlan die Gegend, das Land an solchen Seen bezeichneten, und das Volk welches eine solche Gegend bewohnte, als Azteca bezeichnet wurde? Damit soll allerdings lediglich eine Vermuthung gewagt werden; ich will aber doch erwähnen, daß das Land an den mexicanischen Seen Atlan genannt wurde, das Land am See Atitlan, wo die Nimaquiche wohnten, hieß Atatlan, oder Hueatlan: die Nahuatlsprache bezeichnet die Uferanwohner der mexicanischen See als Aztecas; sie nennt die Bewohner des Landes an der Laguna von Temiagua Hueaztecas, und diese letztern waren, wie oben erwähnt, die Abkömmlinge der von Quiche ausgewanderten Tulteken, ehe sie mit den Nahuatlstämmen sich verschmolzen. Diese Huazteken waren offenbar mittelamerikanischen Ursprungs, weil ihre Sprache und ihre Gebräuche jene der Maya und insbesondere der Itzaex-Indianer sind. Die Azteken, welche aus dem Thale von Mexico nach Norden hin flüchteten, suchten vielleicht ein anderes Atlan, und fanden ein solches am Chapala-See im Lande der Otomi's, nicht weit am Amacuemecan, der Stadt, von welcher der erste Einbruch der Otomis nach Anahuac aus unternommen wurde. So viel über die Ableitung des Namens der Azteken von Atlan oder Aztlan. Wenn andrerseits Aztac und Iztac synonym gebraucht wurden, kann dann nicht dasselbe der Fall gewesen seyn mit Itzaez und Aztecs? Die auffallende Aehnlichkeit zwischen den Itzaez am Peten-See (Peten Itza) und unsern mexicanischen Azteken, macht es wahrscheinlich daß diese Itzaez, welche die von Stephens mitgetheilte Mayachronik „heilige Männer" nennt, Leute von ähnlicher Beschaffenheit waren wie die Azteken. Die Priester dieser Itzaez mit ihrer Idolatrie, übten großen politischen Einfluß; sie trugen weite, weiße Gewänder, und salbten ihr Haar, das sie lang wachsen ließen, mit Blut. Sie hatten Menschenopfer und aßen das Fleisch der Geopferten, welche sie sogar manchmal in Käfigen erst recht fett mästeten. Das alles ist ächt aztekisch, und wir dürfen kaum annehmen, daß so grauenvolle Erscheinungen sich nur zufällig wiederholen.

Bei keinem andern yucatekischen Mayastamme kommen solche

Grausamkeiten vor wie bei den Itzaez, kein anderer hat denselben blutigen Cultus wie diese „heiligen Männer." Diese hatten außer ihrem politischen Oberhaupte, dem Kanek, auch ihren Hohenpriester, den Quin Kanek, der mit jenem die Herrschaft theilte und in seinem Palaste die Amaltehes oder historischen Bilderschriften des Volks aufbewahrte. Es möchte daher scheinen daß diese Itzaez unter den Mayavölkern vom Quichestamme so ziemlich dieselbe Stellung eingenommen haben wie die Azteken unter den Nahuatlstämmen.

Diese Umstände veranlassen uns zu der Annahme daß die Häuptlinge von Tula, welche, wie oben erwähnt, von dort nach Nonohualco zogen, dann nach Yucatan kamen und eine Herrschaft gründeten, welche nach den zwei mächtigsten unter ihren Stiftern, den Quiches und den Itzaez — der staatlichen und der priesterlichen Gewalt — den Namen Chichen Itza führte. Und daß ferner, als in dieser Herrschaft die politische Gewalt die Uebermacht erhielt, die Itzaez sich abwandten und zuerst nach Champoton gingen, wo sie bei ihrem frühern Verweilen Tempel gegründet hatten, und dann ins Gebirge zogen, „um ihre Heimath zu suchen," wie die Mayachronik sich ausdrückt. Eine solche Heimath fanden sie dann am See Peten, an einer Stelle die durchaus ein „Atlan" in dem Sinne ist wie die mexicanische Geschichte dieses Wort gebraucht.

Wenn Mocteuhzoma mit den Priestern und Kronbeamten Berathungen hielt, bediente er sich nicht des Nahuatl sondern eines andern Idioms. Dafür spricht das Zeugniß des Pagen Ortezuilla, der gegenwärtig war und, obwohl im Nahuatl wohl bewandert, nichts von dem verstand was Mocteuhzoma und die Priester sagten. Man darf daraus folgern daß die Azteken bei ihren Berathungen untereinander, und wenn sie von ihren Verhandlungen nichts verlauten lassen wollten, sich des alten Tultekischen, des Quiche oder Maya, bedienten. In dieser Sprache waren vielleicht auch die Gesänge gedichtet, welche Pedro del Rio zufolge, in Cholula gesungen wurden, wenn man Feste bei den Pyramiden feierte.

Ich fasse nun die Resultate meiner Untersuchungen über die wirkliche Bedeutung der Namen Tulteken, Chichimeken und Azteken, und über die wahre Stellung dieser drei so bezeichneten Nationen in der alten Geschichte von Mexico und Mittelamerika in folgender Weise zusammen:

1. Die Namen Tulteken, Chichimeken und Azteken sind keineswegs Benennungen verschiedener indianischer Nationen oder Stämme, sondern haben vielmehr eine historische und statistische Bedeutung, und bezeichnen die drei großen Abtheilungen Adel, Volk, Priester.

2. Die Tulteken waren die Tutuls oder Häuptlinge von Tula und deren Gefolgschaft, welche nach Anahuac wanderten und dort die tultekische oder Tutulxiuhdynastie gründete.

3. Als Verwandte der Quiches wurden die Tutuls Chichimecatl genannt. Dieser Name bezeichnete auch ihre Untergebenen, und er blieb auch dann noch, als diese letzteren die Tutulherrschaft stürzten, denn es war die gemeinschaftliche Benennung, durch welche sie als Gesammtvolk bezeichnet wurden, und weil alle Stämme, welche jenen unterworfen oder zinspflichtig waren, zusammengewirkt hatten, um die erbliche Gewalt ihrer Unterdrücker zu brechen.

4. Die Azteken waren die Itzaez oder „heiligen Männer," welche mit den Tutuls nach Anahuac kamen, dort ihren urthümlichen Gottesdienst mit jenem der Nahuatlvölker verschmolzen und unter der spätern Chichimekendynastie sich des kaiserlichen Throns bemächtigten. Vielleicht bedeutete ihr Name weiter nichts als „Weißröcke."

5. Die Tulteken und Azteken, welche ursprünglich dem Quiche- oder Mayastamme angehörten, wechselten ihre Sprache, indem sie das Nahuatl annahmen. Dieses war amtliche Sprache des tultekischen Reiches und wurde auch von den Chichmecatl-Kaisern wieder eingeführt.

6. Die Tulteken, Chichimeken und Azteken wanderten nicht zu verschiedenen Zeiten und nicht nacheinander in Anahuac ein, sondern sie kamen dorthin und lebten in diesem Lande gleichzeitig neben und miteinander. Wohl aber kamen sie nacheinander zur Obergewalt und traten dann in die Geschichte ein. Sie hatten eine gemeinschaftliche Tradition von früheren Wanderungen, und man hat irrthümlich angenommen daß dieselben zu verschiedenen Zeiten stattgefunden hätten, während sie doch gleichzeitig waren.

Hermann E. Ludewig.

Rückblicke.

5. Rußland.

Um schon jetzt den Zusammenhang der russischen Politik in dem letzten und vorletzten Jahre darstellen zu können, müßten wir vor allen Dingen wissen, welche Zwecke man in St. Petersburg mit der Sendung des Fürsten Menschikoff erreichen wollte, ob die Pforte nur zu einer neuen Entäußerung ihrer Hoheitsrechte oder zum Kriege selbst genöthigt werden sollte. Gestehen wir offen, daß es uns an Urkunden fehlt, um diesen Zweifel zu lösen. Es hat bisher stets zwei Meinungen über diese Streitfrage gegeben, die beide eine große Wahrscheinlichkeit für sich haben, und es bleibt uns im Jahre 1854 nichts übrig, als eben die Thatsachen die für die eine und für die andere Ansicht sprechen, ohne Leidenschaft und Vorurtheil zusammenzustellen.

Die Conversation des Kaisers Nikolaus mit dem englischen Gesandten Sir Hamilton Seymour genügt nach der vulgären Ansicht, um das russische Cabinet eines Eroberungsversuches als überführt zu betrachten. Jene Gespräche über den „kranken Mann" konnten aber doch nicht so verfänglicher Natur seyn, sonst wären die Schritte der übrigen Cabinette ganz unerklärbar. England war bekanntlich während der Sendung des Fürsten Menschikoff in Konstantinopel nur durch einen halben Diplomaten vertreten, so daß man also trotz der Seymour'schen Enthüllungen ohne Besorgniß die Pforte dem Druck der russischen Gesandtschaft preis gab. Wir wissen nicht, wie früh das englische Cabinet die Höfe auf dem Festlande von den Aeußerungen des Kaisers Nikolaus über den osmanischen Patienten in Kenntniß setzte. Aus einer scherzhaften Anspielung des Kaisers Franz Joseph gegen den französischen Gesandten läßt sich aber

mit Sicherheit schließen, daß schon im Frühjahre 1853 der französische und der österreichische Hof vollständig von London aus über die Petersburger Discurse unterrichtet waren. Die rückhaltlosen Aeußerungen des Kaisers Nikolaus schienen also damals noch unbedenklich, obgleich der Abbruch der diplomatischen Verhandlungen zwischen Rußland und der Pforte bereits erfolgt war. Das europäische Publicum aber wurde mit dem Inhalt jener Gespräche kurz nach der Kriegserklärung der Westmächte, also in einer Stimmung bekannt, wo man sehr geneigt war sträfliche Absichten bei Rußland im voraus anzunehmen. Lag es nun im Plane des Petersburger Cabinets die Osmanenherrschaft in Europa wirklich zu vernichten, so wäre es offenbar unklug gewesen diese Absichten den englischen Ministern durch Sir Hamilton Seymour denunciren zu lassen. Rußland, hat man daher angenommen, wollte also nichts, als eine neue politische Servitut der Pforte auflegen, und es baute dabei auf das starke Friedensbedürfniß der übervölkerten und gewerbtreibenden Staaten des westlichen Europa's. Diesem Bedürfniß hatte man schon 1829 ein Opfer gebracht, als man die Pforte zum Abschluß des Adrianopler Friedens nöthigte. Das Bedürfniß war auch wirklich vorhanden und fand seinen Ausdruck in der Wiener Note, welche eine doppelte Interpretation, zu Gunsten der Pforte und zu Gunsten Rußland, zuließ, die von Rußland angenommen, von dem Divan aber verworfen wurde. Graf Nesselrode verrieth in seiner Depesche vom 6 August 1853 ganz deutlich, wie gut man in St. Petersburg die europäische Friedensbegierde kannte, [1] aber verhängnißvollerweise überschätzte.

Es muß uns immer klar bleiben, daß die russische Eroberungspolitik nur Ein Object im Auge haben kann, nämlich Konstantinopel. Einen Krieg zu beginnen, um mit der Eroberung der Donaufürstenthümer zu endigen, würde Rußland die Erwerbung der Dardanellen und des Bosporus nicht erleichtern, sondern nur erschweren. Die Fürstenthümer befanden sich bereits in vollständiger Abhängigkeit von Rußland; eine Einverleibung dieser Gebiete hätte aber diesem Staate einen unnöthigen Occupationsaufwand gekostet [2], und nur zu einem permanenten feindseligen Bündniß aller vier Mächte gegen den Eroberer geführt. Es war also klüger die Dinge zu lassen wie sie lagen. Sicherlich war auch der Einmarsch in die Fürstenthümer der größte Umweg nach Konstantinopel, denn man verstattete der Pforte Zeit aus Aegypten Truppen herbeizuziehen und sich auf den Krieg zu rüsten, ohne daß die Russen die Berechtigung gewannen, das erste Hinderniß ihres Marsches, die Donau zu überschreiten. Ein Marsch nach Konstantinopel verbot sich selber, wenn es nicht gelungen war eine der Seemächte als Mitschuldige in den Eroberungsplan zu ziehen, denn für Rußland führt nur eine einzige Straße nach Konstantinopel, und zwar an der Küste hin, über Varna. Nur unter Begleitung einer Flotte, die Lebensmittel und Vorräthe den Eroberern zuführt, wird der berühmte Marsch des Generals Diebisch wiederholt werden. Das russische Cabinet konnte aber auf den Beistand einer Seemacht nicht zählen, sondern mußte sich vielmehr gefaßt machen, beide Seemächte als Feind im schwarzen Meer erscheinen zu sehen und ihnen die Herrschaft der pontischen Küsten zu überlassen. Wenn Rußland also auf Eroberungen ausging, wozu hätte es seine Plane im voraus denuncirt; warum der Türkei Zeit gelassen sich zu rüsten; den europäischen Mächten Allianzen zu schließen, zu einer Art Congreß zusammenzutreten — warum hätte es vor allen Dingen nicht im voraus wenigstens Eines Alliirten sich versichert? Wem diese Zweifel mächtig genug scheinen, der wird den Ursprung des jetzigen Krieges in den Uebereilungen und falschen Voraussetzungen des Petersburger Cabinets suchen müssen, er wird daraus den ersten falschen Schritt des Kaisers Nikolaus erklären, et ce n'est que le premier pas, qui coûte!

Vollständige Beruhigung wird man indeß nicht auf diese Art gewinnen. Fürst Menschikoff und Graf Nesselrode hatten vom Ursprung des Streites an erklärt, Kaiser Nikolaus betrachte es als eine „religiöse Gewissenspflicht", daß ihm das Schutzrecht über die türkischen Christen unter synallagmatischer Form „erneuert" würde. Wo die Gewissenspflicht im Spiel ist, sollte kein Monarch nachgeben, ein russischer Kaiser darf aber gar nicht nachgeben, so wenig als ein Papst widerrufen könnte, was er als ein Postulat *seines* Gewissens bezeichnet. Die Russen begannen also ihre *Unterhandlung* mit verbrannten Schiffen. Es gab nur drei Fälle, die noch denkbar waren: die Pforte gab nach, die Pforte wurde gezwungen, oder Kaiser Nikolaus stieg vom Throne.

Hat man nun aber alle Mittel erschöpft um die Pforte zum Nachgeben zu bewegen? Als Fürst Menschikoff mit seinen Forderungen abgewiesen war, bestand noch keine Nöthigung die diplomatischen Verhandlungen kurzweg abzubrechen. Man brach sie ab, und nun trat jener Zustand ein, wo das geringste Versehen eines Pfortenbeamten oder die Verletzung russischer Unterthanen durch mohammedanischen Pöbel sogleich einen Vorwand zu einer Kriegserklärung oder wenigstens einer Strafexecution hätte geben können. Rußland wartete das Eintreten eines solchen Vorwandes nicht ab, sondern ergriff die Donaufürstenthümer als „Pfand." Auch dieser neue Schritt führte nicht zum Kriege, sondern das ängstliche Europa nöthigte die Pforte, jene Invasion nicht als casus belli zu betrachten. Wollte nun Rußland den Frieden erhalten, so mußte es sich bereitwillig zeigen die Donaufürstenthümer nach erlangter Genugthuung von Seiten der Pforte zu räumen. Da trat aber Fürst Nesselrode mit der Forderung auf, die Ehre Rußlands verlange es daß sich die alliirten Flotten zuvor aus der Beschika-Bucht hinwegbegeben sollten, ehe der Rückmarsch der russischen Heere aus den Fürstenthümern beginnen könne. Die Beschika-Bucht liegt außerhalb der Dardanellen, es mußte also jeder Seemacht verstattet seyn dort ein Geschwader aufzustellen. Man muthete daher den Seemächten eine Demüthigung zu, wenn man ihnen diese Bedingung auflegte. Den Rückmarsch aus den Fürstenthümern an eine mora-

[1] Der Staatskanzler spottet förmlich über den europäischen Friedensfanatismus mit den Worten: Kaiser Nikolaus sey geneigt ein Ende zu machen den *anxiétés* que l'on éprouve en Europe, *avec quelque exagération peut être*, à l'occasion de notre différend actuel avec la Turquie. Der ironische Ton aber wird noch vernehmbarer in der Phrase: „Si l'Europe a besoin, *comme on ne cesse de nous le dire*, de voir se terminer la crise qui menace l'Orient etc."

[2] In dem bekannten Memoire (1830) des Fürsten Nesselrode über den Frieden von Adrianopel, eines der wichtigsten Actenstücke des Portefolio, heißt es in Bezug auf die Occupation der Donaufürstenthümer bis zur Rückzahlung der Kriegsentschädigungen: L'empereur a jugé que cette occupation nous exposerait à de nombreux inconvéniens, à des dépenses considérables, et qu'elle équivaudrait à une prise de possession de ces provinces, dont *la conquête* lui a toujours paru d'autant moins utile, que sans y entretenir des troupes nous en disposons à notre gré en temps de paix et en temps de guerre.

lisch unmögliche Bedingung knüpfen, hieß also die Invasion jener Gebiete ins Unabsehbare verlängern.

Den größten Verdacht hat sich aber das Petersburger Cabinet durch den berüchtigten Commentar des Grafen Nesselrode zur Wiener Note zugezogen. Es wurde darin die Forderung einer Schutzherrschaft über die Christen in der Türkei so schroff erläutert, daß die Hoheitsrechte des Sultans in der Interpretation des neuen Vertrags untergegangen wären. Graf Nesselrode konnte die Abänderungen der Pforte trocken verwerfen, was zwang ihn noch Motive anzugeben? was trieb ihn dazu, der Pforte zu zeigen, in welchem Sinne Rußland von den begehrten Zugeständnissen Gebrauch zu machen gedenke? Mit dem Nesselrodeschen Commentar war es nicht mehr möglich die Pforte zur Annahme jener Note zu bewegen. Auch hatte die politische Spannung damals einen Grad erreicht, daß der dünne Faden, an dem die Friedenshoffnungen hingen, bei der geringsten Berührung zu zerreißen drohte. Die Pforte war ohnedieß kriegerisch gestimmt, die Truppenzuzüge trafen nach und nach ein, die Rüstungen waren halb vollendet, der Fanatismus der Mohammedaner im Steigen, die Nähe der alliirten Flotte sicherte Konstantinopel gegen einen Handstreich, da — in diesem Wendepunkte der großen Verwicklungen — kam der Nesselrodesche Commentar! Enthielt er auch keine wörtliche Herausforderung zum Krieg, so enthielt er doch Alles, was zum Kriege herausfordern mußte. Ein kriegssüchtiger Ulema hätte dem russischen Staatskanzler nicht geschickter in die Feder dictiren können, um der Kriegspartei in Konstantinopel zu den höchsten Staatsämtern zu verhelfen, als es Fürst Nesselrode aus eigenem Antriebe that.

Die englische und französische Presse hat auch die Seeschlacht von Sinope zu einem Anklagepunkt gegen Rußland erhoben; die Türkei hatte aber bereits den Krieg an Rußland erklärt, osmanische Truppen hatten das russische Fort Tschef-Ketil erobert, die türkische Flotte befand sich auf dem Wege oder Rückwege nach oder von der abchasischen Küste. Also hat der russische Admiral bei Sinope nur seine Schuldigkeit gethan. Anders aber steht es mit dem Manifest des Kaisers Nikolaus nach der Kriegserklärung der Türkei. Wollte das russische Cabinet nur den Besitz jener Territorialpfänder bis zur Gewährung seiner Forderungen behaupten, so durfte Kaiser Nikolaus den Krieg nicht zu einem Religionskrieg erklären. So wie den Kriegshändeln dieser Charakter gegeben wurde, legte sich der Kaiser seinen eigenen Unterthanen gegenüber die Verpflichtung auf, die Herrschaft der Osmanen in Europa zu stürzen, er rief damit gleichsam die Serben und Montenegriner auf zu seinem Heere zu stoßen, er gab das Signal zu Diversionen im Rücken der türkischen Heere, zu einem allgemeinen Aufstande der christlichen Unterthanen der Pforte. Das mußte, wenn die Petersburger Diagnose richtig gewesen, dem „kranken Manne" das Lebenslicht ausblasen!

Ein kleiner Vorfall in der Dobrudscha ist merkwürdigerweise der europäischen Aufmerksamkeit ganz entgangen, obgleich er vielleicht stärker als alles Uebrige die Petersburger Politik compromittirt hat. Einer der russischen Generale ließ bekanntlich nach dem Einmarsch in die Dobrudscha die erste Glocke in einer christlichen Kirche am rechten Ufer der Donau aufrichten. Es fanden gottesdienstliche Feierlichkeiten statt und das Kirchengebet erwähnte natürlich nicht den Namen des Sultans. Wer den Orient kennt, wird die symbolische Bedeutung eines solchen Actes nicht unterschätzen. Es gibt nämlich für die Orientalen nur zwei äußere Merkmale der Souveränität: das Recht Münzen zu prägen ist das eine, aber geringere, die Erwähnung im Kirchengebet das erste und vorzüglichste. Deßhalb trug man bei Diebitschs Zug über den Balkan eifrig Sorge, daß im Kirchengebet nur der Name des Sultans verlesen wurde.[1] Wir wissen nicht, ob jener russische General mit oder ohne Befehl gehandelt; wäre ihm aber befohlen worden was er gethan, so hätte in jenem Act das stärkste Merkmal einer beabsichtigten Eroberung im Sinne der Orientalen gelegen.

Wenn uns nun die historisch erhärteten Thatsachen so wenig Stoff bieten die letzten Begebenheiten und die Motive der russischen Politik zu erklären, so wollen wir diese Lücke mit einer Darstellung der politischen Kräfte des großen Staates auszufüllen versuchen, mit dem deutsche Mächte früher oder später einen Krieg bis zum Erschöpfen werden führen müssen.

Die Landkarten geben nur einen schlechten Begriff von der Macht oder Schwäche der Staaten, denn die Fläche entscheidet nur wenig über die Entwicklungsfähigkeit der Bevölkerungen. Man muß das europäische Rußland in drei gesonderte Theile zerlegen, die physikalisch völlig von einander verschieden sind. Wenn man von Petersburg über Kasan eine sanfte Bogenlinie bis zum Ural zieht, die sich zwischen den 59 bis 54° n. B. bewegt, Finnland aber abrechnet, so trennt man damit eine nördliche Zone los, ein Gebiet von 39,000 Quadratmeilen mit etwa 12 Mill. Einwohnern, oder etwa $^2/_5$ der Bodenfläche und etwas weniger als ein Viertel der Bevölkerung des europäischen Rußlands.[2] Dieses Gebiet ist so öde, das im Durchschnitt nur 300 Köpfe auf der Quadratmeile wohnen. Die mittlere Jahreswärme in diesem Theile Rußlands ist geringer als + 4° R., also so kalt wie die Südküsten von Island, oder wie Quebec, und kälter als das südwestliche Schweden und Norwegen. Jener idealen Theilungslinie entspricht so ziemlich die Isotherme von + 15° R., das heißt also, daß während des Sommers dort durchschnittlich die Temperatur von Schottland und der Nordwestküste Norwegens herrscht. Gerste und Kartoffeln finden im Norden bereits im Gouvernement Archangel ihre Gränze, Obstbäume vertragen jenes Klima nicht, und nur so weit sich jene Linie unter dem 60° n. Br. bewegt, findet sich Anbau von Weizen. Jener Theil des russischen Reiches kann füglich als die Region des Urwaldes bezeichnet werden, nur darf man

[1] v. Moltke, der russisch-türkische Feldzug. S. 243.

[2] Bei Berechnung der politischen Kräfte haben wir völlig von dem asiatischen Rußland abstrahirt, da es jedenfalls mehr Kräfte consumirt als es der Politik zu gewähren vermag. Möchte man doch endlich aufhören von den „siebzig" Mill. russischer Unterthanen zu sprechen. Selbst Tengoborsky, der einen Bevölkerungszuwachs auf mehrere Jahre escomptirt, während in den letzten Jahren in wichtigen Provinzen, wie Polen, die Bevölkerung abgenommen, preßt trotz aller Bemühungen nicht mehr als 68 Mill. für Gesammtrußland heraus. Die Statistik liefert für die europäischen Theile nur Resultate die bis auf 5 bis 10 Proc. Differenz richtig seyn dürften, die Ermittlungen für Asien sind vollends rein imaginär. Nach der Revision vom Jahr 1851, ist für das europäische Rußland eine Bevölkerungszahl von 53,635,000 Köpfen gefunden worden, ein Populationswerth, der den obigen Berechnungen zu Grunde lag. (Vgl. v. Reden, Kraftelemente Rußlands S. 45) Für Gesammtrußland ergab sich damals eine Ziffer von $60\,^1/_3$ Mill. So abgeschmackt es wäre immer von 200 Mill. brittischer Unterthanen zu sprechen, so unzulässig ist es auch die asiatischen Unterthanen als Elemente zur Kraftberechnung Rußlands zählen zu wollen.

nicht vergessen, daß der nördliche Saum jener Länder, die Küstengebiete des Eismeeres (über der Isotherme — 0 R.) von Vegetation entblößt, eine kahle arktische Oede darstellen, wo das Rennthier streift, Nomaden und Fischer allein ihre Nahrung finden. Die übrigen Gouvernements [1] sind mindestens zur Hälfte (mit Ausnahme Jaroslaws), oft aber zu drei Viertel, ja über neun Zehntel (Wologda) mit Wald bedeckt. Der Ackerbau hat dort nirgends mehr als etwa ein Achtel, bisweilen aber nur ein Hunderttheil des Bodens erobert. [2]

Mitten in einem noch unberührten Wald liegen die Dörfer zersprengt, wie die Inseln in der Südsee. Der Boden nährt an vielen Stellen nicht die Bewohner, und die Waldproducte gewähren einen so geringen Nutzen, daß man dort im Großen Pottasche mit Gewinn für die Ausfuhr erzeugen kann. Je dichter die Bevölkerungen zusammenrücken, um so stärker die disponiblen Ueberschüsse an Menschenhände, um so höher die Militärkraft eines Staates. Jenes Gebiet ist beinahe viermal so groß als Oesterreich, und es hat beinahe dreimal so viel Einwohner als Bayern; wir zweifeln aber, ob es, wenn es einen getrennten Staat für sich bildete, ein so großes Heer zu stellen, zu rüsten und zu ernähren vermöchte als das Königreich Sachsen und Württemberg zusammen. Denn nur mühsam vermag der größere Theil jener Bevölkerung sich zu ernähren, und gegen den harten Winter zu streiten, der zum nöthigen Lebensunterhalt die zehnfältige Arbeit auferlegt, als die Völker südlicher Landstriche zu leisten nöthig haben. Der Kampf mit der Natur verzehrt dort die Anstrengungen der Bewohner, wo blieb etwas übrig für politische Aufgaben?

Wenn man eine zweite ideale Linie vom Pruth nach Kasan in südöstlicher Richtung zieht, [3] so trennt man von dem russischen Körper ein Gebiet von nicht ganz 17,000 Quadratmeilen, etwa ein Sechstel seiner europäischen Ausdehnung mit 7½ Mill. Einwohnern, oder einem Siebentel seiner Gesammtbevölkerung. Wenn im Norden mehr als die Hälfte, oft beinahe die ganze Fläche mit Urwald bedeckt war, so wird der südöstliche Saum Rußlands immer sonniger. Mehr als ein Zehntel des Bodens ist nirgends bewachsen; in einem großen Gouvernement (Astrachan) weniger als ein Hunderttheil, im Durchschnitt aber etwa zwei bis drei Procent der Grundfläche. Die mittlere Jahreswärme liegt zwischen + 4 und + 8° Reaumur. Die mittlere Sonnenwärme ist aber im Durchschnitt höher als + 20° Reaumur, [4] Daher gedeiht dort überall der Mais, die Eiche und die Kastanie, und unsere ideale Linie fällt auch zusammen mit der nördlichen Gränze des Weinstockes. Aber der Ausbreitung des Menschengeschlechtes ist hier ein Ziel gesetzt. Denn jene Gebiete liegen nördlich von der Isochimene des Gefrierpunktes, die Winter sind also so kalt als in Island und im Centrum der skandinavischen Halbinsel, sie sind kälter als an der Südostküste Norwegens und Dänemarks, kälter sogar als in Deutschland links von der Elbe. Womit erwärmen sich die Bevölkerungen während der harten Winter, bei der großen Holzarmuth und dem Mangel an fossilen Brennstoffen? Denn wenn auch Steinkohlenlager sich vorfinden und entdeckt wurden, so sind sie doch bis jetzt noch nicht bearbeitet worden? Man heizt mit Stroh und mit dem Dünger der Thiere, welcher in Gestalt von Ziegeln nach Art unserer Torfkuchen geformt werden. Ein deutscher Landwirth muß bei dem Gedanken erschrecken, daß solche kostbare Stoffe in Rauch aufgehen sollen, allein der Boden Südrußlands ist so fruchtbar, daß er hin und wieder ungedüngt oft das zehnte, zwanzigste, vierzigste im Durchschnitt aber das achte bis neunte Korn gibt. Es ist höchst wahrscheinlich daß in früheren Zeiten das schwarze Meer mit dem caspischen in Verbindung stand, so daß das untere Wolga- und Dongebiet ein ziemlich spät gehobener Meeresboden ist. Daraus folgt daß jene südöstliche Ecke Rußlands eine Salzwüste ist, wo eben nur eine Salzflora gedeihen kann. Alle Versuche dieses Gebiet zu bewalden sind mißglückt, [1] und man darf wohl vermuthen, daß in jenem Gebietstheile Rußlands nur Nomaden ihre Nahrung finden werden. Eine charakteristische Staffage für jene Länder gewinnt man aus der statistischen Ermittelung, daß mit Ausnahme Bessarabiens in jenen Gouvernements [2] auf je hundert Einwohner mehr als dreißig Pferde gerechnet werden. In Orenburg, Saratow und unter den donischen Kosaken kommt mehr als ein Pferd auf je zwei Köpfe der Bevölkerung. [3] Dort werden also die großen Gestüte des reichen Adels und der Krone liegen, wo man eine stattliche und starke Race erzieht, die etwa an Lasten das vierfache Gewicht zu bewegen vermag, als die flinke, aber schwächliche Race der nordrussischen Pferde. Was wir eben beschrieben haben ist die Region der humusreichen Erde aber auch der Steppen, das Gebiet der getreideausführenden Provinzen, das Theater der Militärcolonien und die Heimath der großen Cavalleriemacht Rußlands.

Nach Wegfall des nördlichen Parallelogrammes und des südöstlichen Steppenlandes wird, wenn man das Königreich Polen hinweg denkt, der übrige Rumpf des russischen Reiches ein ziemlich

---

[1] Nämlich außer Archangel —: Wologda, Olonetz, Wiätka, Kostroma, Perm, Nowgorod, Petersburg, Pskow, Kasan, Twer, Jaroslaw.

[2] Vergl. Tengoborsky, la Russie tom. I. p. 75, 84.

[3] In dem Augenblick, wo dieser Aufsatz in der Presse ist, erhalten wir durch die Güte des Hrn. Perthes in Gotha „die Karte des europäischen Rußlands" von A. Petermann (vergl. unter den Miscellen). Die Leser werden dort unsere südwestnordöstliche Diagonale mit der Endung in Kasan als Vegetationsgränze für den „Ackerbau zur Ausfuhr" mit gelber Farbe angedeutet finden. Parallel mit dieser Linie aber in südlichem Abstand läuft eine Linie von rothbrauner Farbe, als Gränze der Viehzucht. Dieser Linie entspricht so ziemlich das Steppengebiet im engeren Sinne des Wortes.

[4] Vergl. Berghaus physik. Atlas Bd. I., 1. Abthl. Nr. 3, und 2. Bd. 5. Abthl. Nr. 5.

[1] Le terrain des steppes se compose en général d'une couche supérieure végétale, dont l'épaisseur dépasse rarement 33 centimètres; puis d'une forte assise d'argile jaunâtre compacte, *presque impénétrable aux eaux*, et que la pioche n'entame qu'avec les plus grandes difficultés. Hommaire de Hell, les steppes de la mer caspienne tom. III. p. 61. Dieser Autor schreibt dem Mangel an Niederschlägen der furchtbaren alles versengenden Hitze vom Junimonat an, und den eisigen, durch keine Gebirge abgewehrten Winden im Winter im Verein mit der Bodenbeschaffenheit, welche tiefwurzelnden Gewächsen das Daseyn verkümmere, die Baumlosigkeit der Steppe zu. Er läugnet aber auch das Vorhandenseyn der Prairien. Nous avons, sagt er a. a. O. S. 53, sillonné les steppes dans tous les sens, à toutes les époques de l'année, mais nulle part nous avons trouvé cette végétation à hauteur d'homme, dont parlent les relations de certains voyageurs. Ce n'est que dans quelques dépressions, où le sol conserve une humidité constante et là où il y a des moyens d'irrigations, comme sur les rives du Kouban et dans les régions septentrionales de la Bessarabie, que l'on rencontre de belles prairies. Partout ailleurs les pâturages n'ont en réalité de la valeur que par leur immense étendue.

[2] Saratow, Woronesch, Bessarabien, donische Kosaken, Stawropol, Ekaterinoslaw, Cherson, Astrachan.

[3] Wir bemerken für unsere Leser, denen statische Angaben minder geläufig sind, daß man in Oesterreich auf je 13, in Frankreich auf je 12, in Preußen auf je 10, in Rußland auf je 3 Einwohner ein Pferd rechnet.

rechtwinkliches Dreieck bilden, dessen Spitze, nach Asien gerichtet, bei Kasan endigen soll, während seine Basis im Sinne des Meridianes an Europa gränzt, und die dritte Seite in der westöstlichen Verlängerung des finnischen Meerbusens liegt.[1] Sondert man, wie wir es eben gethan, von diesem Gebiet das Königreich Polen mit 2,294 Quadratmeilen und $4\frac{4}{5}$ Mill. Einwohnern, und das Großherzogthum Finnland mit 6,873 Meilen und nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern ab, so bleibt uns noch ein Gebiet von 35,000 Quadratmeilen, etwas mehr als ein Drittel der gesammten Bodenfläche des europäischen Rußlands und etwa das Dreifache der österreichischen Gebiete, mit etwa $28\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern übrig, von denen je 800 auf einer Quadratmeile wohnen. Trotz dieser dünnen Bevölkerung, gehört gerade dieser Theil des Staates zu den volkreichsten. Das am dichtesten bewohnte Gouvernement ist Moskau mit 2500 Köpfen auf die Quadratmeile, während in Preußen das Minimum der relativen Bevölkerung einer Provinz 1,926 und in Oesterreich 1,746 Köpfe auf die Quadratmeile erreicht. Dennoch leidet gerade jener Theil Rußlands in mehreren Gouvernements an starker Uebervölkerung. Um dieß zu begreifen müssen wir vor allen Dingen bemerken, daß in jenem Gebiete Rußlands die Waldfläche nie mehr als zwei Fünftel, oft nur ein Zehntel, im Durchschnitt etwa ein Drittel der Bodenfläche einnimmt. Dieß ist für das Klima zu wenig. Der Winter ist härter und dauert länger als bei uns, denn die mittlere Temperatur des dortigen Winters liegt zwischen den Isochimenen von — 5 und 10° R. Zur Vergleichung bemerken wir daß Frankreich und Deutschland, westlich von der Elbe, sich einer Winterwärme über — ° R. erfreuen. Der Russe ist obendrein ein Holzverschwender. „Im nördlichen Rußland sind im Winter nicht nur ein oder ein paar Zimmer, sondern das ganze Haus von oben bis unten, Flur und Treppen mit eingerechnet, geheizt." Unweit Totma, fand Hr. v. Haxthausen, den wir eben citirt, bei 22 Grad Wärme an einem schwülen Sommertage die Stube eines Bauernhauses tüchtig geheizt. Man darf sich dann nicht wundern, wenn in holzarmen Gegenden jedes Bauernhaus eine jährliche Ausgabe von 50 Rubel Banko (17 Thlr.) zu bestreiten hat, — für Rußland, bei einem drei- und vierfach höhern Geldwerth, ein bedenklicher Aufwand.[2]

Das Klima verlangt auch zur Erhaltung der körperlichen Wärme einen starken Genuß von Branntwein, so daß der Verbrauch an Cerealien auf den Kopf nothwendig höher steht, als in den warmen Ländern Europa's. Da der Boden in der größern Hälfte des Jahres erstarrt liegt, so drängen sich die Feldarbeiten auf vier Monate zusammen, während wir sieben Monate im Jahr dazu Zeit haben. In Rußland gehören also umgekehrt 7 Menschen und 7 Pferde zu einer gewissen Arbeit, wo bei uns 4 Menschen und 4 Pferde ausreichen würden. Mißlicher als dieser stiefmütterliche Zwang der Natur wirkt die Unfruchtbarkeit des Bodens. Das Feld trägt bei Roggensaat oft nicht das zweite, in günstigen Fällen nur das dritte und vierte Korn. Doch sind die örtlichen Unterschiede sehr bedeutend. Rußlands größter Reichthum findet sich auf der sogenannten schwarzen Erde, einer tiefen Humusschicht, die in Podolien und Wolhynien ihren Anfang nimmt und sich wie ein galakteischer Weg, bald breit, bald dünn, bald compact, bald mit Sandstreifen durchsetzt bis nach Orenburg an das Uralgebirge erstreckt, und etwa 18 Procent der Gesammtfläche einnimmt. Der südliche Rand dieses Humusbandes bildet die große Vegetationsgränze zwischen dem innerrussischen Dreieck und den Steppen. Dieser Boden ist so reich, daß er keinen Dünger verträgt; und nur ein wenig geritzt, trägt er schon zwanzig und dreißigfältig. Ueberall herrscht auf dieser Erde Wohlstand, und die Bauern haben für Nothjahre eine volle Ernte beständig im Vorrath stehen. Von dort her gelangt das Getreide nach Odessa, und ernährt England und die getreidarmen Länder des Mittelmeers. Von dort aus aber müssen auch die nördlichen Hungerprovinzen Rußlands gespeist werden. Diese sind nämlich: Moskau, Twer, Wladimir, Smolensk, Kostroma, Minsk, Jaroslaw, Kaluga, Mohilew, Kowno, Grodno, Wilna, Witebsk.[1] Aber auch die fruchtbaren Gegenden Rußlands leiden unter einem physikalischen Mangel, nämlich unter der häufig eintretenden Dürre. Wegen der Abwesenheit von Gebirgen und seiner Entfernung von dem Meere fehlen Rußland die reichlichen Niederschläge der europäischen Küstenländer. Wenn im westlichen England $37\frac{1}{2}$, in Südfrankreich $34\frac{1}{2}$, in Nordfrankreich und in Deutschland durchschnittlich $25\frac{1}{3}$ Zoll Regen und Schnee im Jahre fällt, beträgt der Durchschnitt für Rußland nur 16 Zoll.[2] Für das Pflanzenleben entscheidet die absolute Menge des Regenfalles nicht alles, sondern es kommt sehr viel auf die Vertheilung innerhalb der Jahreszeiten an. Diese ist für Rußland relativ besser, aber doch nicht in dem Grade, daß im Sommer eine größere Menge Regen fiele als in Deutschland oder in Frankreich. Wichtiger noch als die Vertheilung des Regens im Jahre ist die Erhaltung der Feuchtigkeit. Dazu hat die Natur die Wälder bestellt, und die Ausdehnung der vorhandenen Waldfläche steht daher in einer geheimen Proportion zu der Fruchtbarkeit des Ackerlandes. Wir haben oben gezeigt, daß Rußland von der Region des Urwaldes bis zu den Steppen hin, je weiter südlich, je lichter wird. Vielfach wird geglaubt, die Steppen seyen einst bewachsen gewesen, aber diese Ansicht ist völlig irrig. Contarini, ein Gesandter der Republik Venedig, wurde in dem denkwürdigen Jahre der Zerstörung Caffa's an den Hof Usan Hassans geschickt, wo er mit einem zweiten Botschafter, Joseph Barbaro, zusammentraf, dessen Tagebuch vor zwei Jahren von E. Cornet veröffentlicht worden. Auf der Rückreise mußte Contarini den Weg über Astrachan längs der Wolga nehmen. Er erzählt ausdrücklich, daß er und seine Begleiter während der ganzen Reise durch die Steppe genöthigt waren mit Kameelmist zu kochen, der beste Beweis von der Abwesenheit der Wälder. Vor Moskau dagegen fand er dichten Ur-

[1] Graf Ficquelmont, schneidet aus dem russischen Reich einen andern Triangel mit den Scheitelpunkten Petersburg, Moskau, Warschau, dessen Spitze also gegen Europa, nicht gegen Asien gekehrt ist. In diesem Dreieck, sagt der edle Graf in seiner letzten Schrift „Rußland und die Donaufürstenthümer," sind die großen Militärkräfte Rußlands fixirt, drüber hinaus fände sich kein einziger militärischer Focus, wenigstens keiner der zur Offensive dienen könne.

[2] Vgl. v. Haxthausen, Studien über Rußland 2. Bd. S. 84. 1. Bd S. 2.0 und S. 250.

[1] Vergl. die Tafeln bei Tengoborsky, Russie tom. I. p. 113. p. 118 mit den Bonitätsclassificationen p. 45 l. c.

[2] In Odessa, welches doch an der Küste liegt, beträgt nach fünfjährigem Durchschnitt der Regenfall nur 324 Millimeter.

wald, während jetzt bekanntlich diese Stadt in einer Lichtung von beträchtlichem Durchmesser liegt.[1]

Die russische Landwirthschaft kann sich auch nicht entwickeln, wie im europäischen Westen, so lange die Leibeigenschaft bestehen muß. Die Nachtheile dieses Rechtsverhältnisses, welches bekanntlich erst am Beginn des 17ten Jahrhunderts den Bauern aufgedrungen wurde, sind hauptsächlich darin zu suchen, daß die Bevölkerung sich nicht elastisch aus den dichten Provinzen in die dünn bewohnten verbreiten kann. Es geschieht dieß nur mit großen Schwierigkeiten, insofern der Leibeigene mit Pässen seines Herrn versehen nach entfernten Fabriken oder überhaupt als Tagelöhner auswandert, aber er kehrt doch wieder zurück und kann sich nicht an einem andern Orte ansässig machen. Bis zum Jahre 1848 standen 10,807,430 männliche Köpfe, also die größere Hälfte der Bauern in adeliger Leibeigenschaft, die Zahl der Kronbauern betrug 9,920,200 Köpfe der männlichen Bevölkerung, und wenn man zu diesen die Militärcolonisten und die verschiedenen Arten freie Bauern rechnet, so erhält man eine Zahl von 11½ Millionen Köpfe der männlichen Bevölkerung.

Die Leibeigenschaft, von der man sich im Westen ziemlich falsche Vorstellungen macht, ist weder ein Uebel noch an sich etwas unsittliches oder unwürdiges. Der Leibherr hat so gut Pflichten gegen seine Unterthanen als diese gegen ihn. Wäre jener Zustand nicht ein vortheilhafter, so würden nicht viele russische Bauern, ja selbst deutsche Colonisten sich freiwillig in Leibeigenschaft begeben haben. Auch gibt es bekanntlich Leibeigene, die Millionen im Vermögen haben, ohne sich loszukaufen, ja sogar solche die auf fremden Namen 6 bis 700 Bauern in Afterleibeigenschaft halten.[2] Der Leibeigene gewinnt eine Art von Genußrecht an dem Acker, der ihm angewiesen worden, er ist dafür verpflichtet, dem Herrn eine gewisse Anzahl Tage im Jahre zu arbeiten, oder eine bestimmte Bodenfläche zu bestellen. So lange dieses Verhältniß ein gegenseitiges bleibt, so lange es nicht seinen landwirthschaftlichen Charakter verliert, ist es eben so sittlich und eben so unschuldig, als eine Gesindemiethe oder ein Pachtverhältniß. Diesen idealen und reinen Charakter trägt die Leibeigenschaft überall da, wo der Leibeigene sich unter einer reichen Herrschaft befindet, die nicht nöthig hat ihn ungebührlich zu drücken. Ein Drittel der Leibeigenen gehört aber solchen Herren, die mehr als 100 und weniger als 500 Leibeigene besitzen; ein zweites Drittel gehört solchen Herren, die mehr als 1000 Leibeigene besitzen, und ein Sechstel gehört solchen, die zwischen 500 bis 1000 Leibeigene besitzen. Diese Bauern befinden sich (relativ) in großer Wohlhabenheit, in größerer als die befreiten Kronbauern, die von Domänenbeamten ausgesaugt werden, und für die kein Herr zu Zeiten der Noth sorgt. Ein Sechstel der Leibeigenen aber befindet sich unter der Herrschaft von Adeligen, die weniger als hundert, und 58,457 männliche Leibeigene, unter der Herrschaft von Adeligen, die weniger als zwanzig Leibeigene besitzen. Dieser Rest leidet denn auch unter einer schmählichen Bedrückung. Das Rechtsinstitut verliert oft allen Sinn und entfernt sich ganz von seinem Ursprung und seinem Wesen. Bekanntlich setzen viele Herren ihre Leibeigenen auf Obrok, d. h. sie verwandeln die Agriculturleistung des Leibeigenen in eine jährliche Geldabgabe. Der Leibeigene wird in eine Fabrik gegeben oder er dient auf Flußschiffen, oder als Handwerker, oder als Taglöhner, kurz wie immer. Es kommt sogar vor, daß musikalische Virtuosen, Künstler und Schauspieler ihren Herren eine Quote des Honorars leisten müssen, ja sogar, wenigstens versichert es der Frhr. von Haxthausen, daß selbst das leibeigene Freudenmädchen von ihrem Verdienst einen Obrok zahlen muß!

Nun meinen viele, Rußland sey beständig in einer höhern Entwicklung begriffen, weil die Zahl der adeligen Leibeigenen nicht so rasch zunehme als die der Kronbauern, von deren ehemaliger Leibeigenschaft nichts mehr übrig geblieben ist als eine Kopfsteuer. Kaiser Alexander hatte schon den aufrichtigen Wunsch geäußert, er möchte allen Leibeigenen die „Freiheit“ gegeben sehen. Es fragt sich aber sehr, ob die Befreiung wirklich eine Wohlthat für den russischen Bauern sey. Der Russe ist von Natur träge und genügsam, er fühlt nicht den Drang sich in eine bessere Lage zu versetzen. Er muß also zu Fortschritten gezwungen werden, er bedarf eines Herrn der ihm befiehlt. Die Kronbauern sind im Durchschnitt, und zwar überall, viel weniger wohlhabend als die Leibeigenen. Sie fliehen alle schweren Arbeiten. So sind z. B. die Wolgaschiffer fast sämmtlich Privatleibeigene, niemals Kronbauern, weil diese den harten Lebensverdienst scheuen, zu welchem allein der Befehl des Herrn den Leibeigenen zu zwingen vermag. In Rußland steht der Arbeitslohn absolut höher als in Deutschland, er steht also mit Berücksichtigung des höhern Geldwerthes in Rußland dreimal so hoch als in Deutschland. Nun wird allerdings die menschliche Arbeit überall hoch bezahlt werden, wo der Bodenwerth sehr gering ist, wo er erst seit kurzer Zeit anfängt überhaupt einen Werth zu haben, wo man aber noch immer die Hypotheken nicht auf die Ackerfläche und die Wirthschaftsgebäude, sondern auf die Häupter der Leibeigenen schreibt. Allein wenn der gemiethete Arbeiter so hoch bezahlt wird, wie kommt es, daß der Werth eines Leibeigenen nur auf 4 bis 500 Rubel Banco (150 Thlr.) berechnet wird, obgleich er drei Tage in der Woche, also die Hälfte des Jahres gesetzlich dem Herrn Hand- und Spanndienste leisten soll? Sicherlich liegt in der Werthlosigkeit der leibeigenen Leistungen ein Vorwurf der Trägheit und Unachtsamkeit für den russischen Bauer.

Macht man ihn frei, so wird die Folge seyn, nicht daß er wohlhabender werde, daß er drei Tage mehr in der Woche für seinen Gewinn arbeite, sondern daß er drei Tage in der Woche mehr Feiertag halte. Nicht die Aufhebung der Leibeigenschaft, sondern eine gesetzliche Anordnung dieses Rechtsverhältnisses wäre eine Wohlthat für Rußland. Es ist jetzt vorgeschrieben, daß der Leibeigene höchstens drei Tage in der Woche Herrendienste leisten muß, das heißt aber kaum mehr, als daß ihn der Herr nicht verhungern

---

[1] Voiage de Perse par Ambroise Contareni en l'Année MCCCCLXXIIII chap. VIII, bei Bergeron Voiages, Haag 1735, 2ter Band. Welche Oede damals noch zwischen Astrachan und Moskau lag, wird man aus folgenden Worten (chap VII.) des Reisenden wahrnehmen: Il n' y a point d'autre chemin pour aller en Moscovie (von Astrachan aus) que par des continuels desserts; c'est pourquoi ceux qui y vont, sont obligés de marcher par troupe et *de porter des provisions.*

[2] „Der russische Leibeigene sagt: ich gehöre meinem Herrn, allein der Grund und Boden ist ein Annexum von mir, denn der Herr kann mich nicht ohne Grund und Boden verschenken, verkaufen und vererben. Auch russische Staatsmänner stellen den Satz auf: die Leibeigenen seyen gleichsam eine Servitut des Grundes und Bodens, der zu ihrer Ernährung dienen müsse. Nimmt der Herr dem Leibeigenen den Acker, so muß er ihn auf andere Weise ernähren“. v. Haxthausen, Studien I. p. 154.

lassen darf. Der Leibeigene darf aber nie gegen seinen Herrn klagbar werden, sondern die Regierung läßt von ihren Beamten die Herrn — überwachen! Die Leibeigenen haben Eigenthum, welches die Herrn immer achten, allein ihre Achtung gründet sich nur auf Herkommen und Gewohnheit. Hier sollte nun über die Peculien eine bestimmte Rechtsregel aufgestellt und gesetzliche Anordnungen über den Selbstloskauf der Leibeigenen erlassen werden. Rechtlich aber müßte die Leibeigenschaft erlöschen, wo die Motive ihrer Begründung, nämlich ein Grundbesitz auf herrschaftlichem Boden, abhanden gekommen, also bei allen Leibeigenen die in Fabriken arbeiten oder als Tagelöhner wandern.

Solche Reformen aber sind leichter zu bezeichnen als auszuführen, und in dieser Beziehung wird der Krieg Rußland um „zehn Jahre zurückwerfen." Der Krieg trifft nämlich am härtesten den Adel, denn er stellt ja die Rekruten und muß selbst im Heere dienen. Man muß ihm also Zeit gönnen sich von den Kriegslasten zu erholen, ehe man ihm durch solche Gesetze, wie wir sie andeuteten, neue Verluste am Eigenthum zumuthet. Die Umbildung der Leibeigenschaft in ein gesetzlich beschränktes Rechtsverhältniß, nicht ihre Aufhebung entspricht dem Naturell des russischen Volkes. Während bei den germanischen Völkern nur zu oft der Widerstandstrieb und die Ungeduld gegen jede Herrschaft zu politischen Erschütterungen geführt hat, sucht der Russe aus Instinct einen Herrn. Selbst wo mehrere Gefangene einen Kerker theilen, ernennen sie geschwind einen Aeltesten, so daß bei ihnen Gehorsam und Knechtschaft förmlich zur Liebhaberei ausgeartet sind.

Ein wichtiges Hinderniß rascher Entwicklung des russischen Volkes liegt in dem Uebermaße seines Gesellschaftstriebes. In den russischen Gemeinden, die einen weit größeren socialen Spielraum genießen als in Deutschland, herrscht die üble Gewohnheit der communistischen Ackerverloosung. Die altslavische Gewohnheit, die Gemeindefläche gemeinsam zu bestellen und die Ernte auf die verschiedenen Herde zu vertheilen, besteht wohl nur noch sporadisch. Allein noch immer zieht die Gemeinde an einem bestimmten Tage zur Bestellung der Felder hinaus, und die urbare Fläche des Gemeindecomplexes wird in gewissen Zeiträumen auf die einzelnen Herde (Tiagle's) gleichartig von den Gemeinde-Agrimensoren vertheilt. Das erinnert an das jüdische Alterthum und noch mehr an das Incareich; mit dem Unterschied jedoch, daß in Rußland die Gemeinde als der moralische Eigenthümer angesehen, das Land von ihr, nicht von einer Bureaukratie, halb göttlichen Ursprungs, wie in Peru, vertheilt wird. Die Consequenzen des Communismus können nicht ausbleiben. Hätte die Natur die Gleichheit in der Befähigung, im Besitz und im Genuß der Menschen gewollt, die menschliche Gesellschaft müßte die Ungleichheit künstlich schaffen. Denn die Ungleichheit erzeugt in dem Zurückgesetzten die Begierde nach der Ausgleichung, diese Begierde aber weckt in dem Menschen den Reichthum aller schlummernden Kräfte. Wo Ein Nachbar nicht mehr hat als der andere, entsteht kein Wetteifer. Jeder wird sich vielmehr bemühen, mit einem Minimum von Arbeit und einem Minimum von Genuß auszukommen. Wir sollen aber viel genießen, damit wir viel arbeiten, denn durch die Arbeit entwickelt und bildet sich der Mensch zu einem höhern Wesen aus.

Die Gesellschaftsbegierde der Russen hat ferner jenes Zusammendrängen in monströse Dörfer erzeugt. Es ist eine bekannte Sache, daß dem rationellen Betrieb des Ackerbaues die Hofwirthschaft entspricht. Je zerstreuter die Wohnungen der Landleute, je näher sie dem Centrum ihrer Ackerfläche liegen, um so leichter wird der Anbau betrieben werden. In Rußland dagegen rückt alles zusammen und Tausende von Bauern wohnen bei einander, während das Ackerland der meisten an der Peripherie des Gemeindegebietes liegt. Es trifft sich dann mitunter, daß der Landwirth zwei, drei, ja vier Meilen weit aus dem Dorf fahren muß, ehe er seine Felder erreicht. Der Ackerbau wird dann nach Hrn. v. Haxthausens trefflichem Ausdruck rein „nomadisch" betrieben. Der Bauer lebt während der Feldarbeit unter Zelten, er drischt das Korn auf der Stelle wo es gewachsen, und läßt das Stroh zurück, weil es die Arbeit des Heimschaffens nicht belohnt. Welche Verschwendung von menschlichen und animalischen Kräften!

Vielleicht ließe sich der krankhafte Reiz zur Geselligkeit bei den Russen bekämpfen, vielleicht diese großen Dörfer in Zehn- und Hunderttheile zerschlagen. Wenn es aber wahr ist, daß die *Seltenheit der Wasserquellen* diese Anhäufung der Ackerbevölkerung erzeugt, dann wird kein Gesetz die schädliche Gewohnheit tilgen, denn ein Ukas kann nicht Quellen erwecken.

„Alles, heißt es im ersten Bande des Kosmos, — alles, was auf der Erdoberfläche des Planeten, dem Wohnsitze des Menschengeschlechtes, Abwechslung der Formen und Vielgestaltung (Polymorphie) erzeugt, prägt dem Völkerleben einen eigenthümlichen Charakter ein. So haben die furchtbaren Umwälzungen, welche in Folge einer Wirkung des Innern gegen das Aeußere durch plötzliches Aufrichten eines Theils der oxydirten Erdrinde das Emporsteigen mächtiger Gebirgsketten veranlaßten, dazu gedient, nach Wiederherstellung der Ruhe, nach dem Wiedererwachen schlummernder Organismen den Vesten beider Erdhälften einen schönen Reichthum individueller Bildungen zu verleihen, ihnen wenigstens dem größeren Theile nach die öde *Einförmigkeit zu nehmen, welche verarmend auf die physischen und intellectuellen Kräfte der Menschheit* einwirkt."

Ein Geolog hat seine besondern Gedanken über die deutsche Einheit. Er hält der bunten politischen Karte unsers Vaterlandes als Spiegel seine ebenso bunte geologische Karte entgegen, er behauptet daß gerade in Mitteldeutschland die mikroskopischen Länder aus dem Boden wachsen mußten, weil die geologische *Polymorphie* dieses Gebietes ein solches Schicksal begünstigte. Er weiß auch, daß Paris im Centrum eines großen Tertiärbeckens gelegen, jedenfalls eine große Stadt, vermuthlich aber die Hauptstadt Frankreichs werden mußte.[1] Wenn nun die Geologen in diesen Dingen Recht behalten würden, so könnten wir für Rußland eine wichtige Lehre ziehen. Rußland ist eine völlig gestaltlose Ebene. Der höchste Punkt des Waldaigebirges liegt nur 175 Toisen über dem Meer. Die Flußgebiete welche dem baltischen und pontischen Becken angehören, sind in ihren Quellensystemen beinahe völlig verwachsen. Keine Wasserscheiden, keine tief eingeschnittenen Thäler, keine Terrassen! Dazu kommt, daß der russische Theil unseres Festlandes höchst eigenthümlich in der Nähe des baltischen Meeres gehoben worden ist. Rußland besitzt deßhalb auf nahezu 100,000 Quadratmeilen keinen Culturstrom ersten Ranges.

[1] Vgl. Bernhard Cotta, Deutschlands Boden Bd. 1. S. 5 ff.

Nicht jeder Fluß nämlich ist ein Träger der Cultur. Ein Fluß der in ein Eismeer mündet wie die Lena, der Jenisei und der Makenzie, wird nie eine Bedeutung auf die Menschengeschicke üben, denn er verbindet nur Unbewohntes mit Bewohntem. Ein Fluß der im Sinne der Parallelen von Ost nach West oder umgekehrt fließt, mag bei einer großen Entwicklung seines Quellengebietes einen starken Verkehr versprechen, allein sein Lauf muß dann nothwendig vom Innern des Continentes nach der Küste gerichtet seyn. Der Amazonenstrom wird vielleicht einst der Cultur so viele Dienste leisten, als der Hoangho oder der Jantsekiang es gethan haben und noch thun. Weit wichtiger aber sind die Flüsse, deren Axe in den Meridianen liegt, die von Nord nach Süd, oder von Süd nach Nord fließen, wie der Rhein, die Elbe, die Oder, der Nil, der Indus, der Laplatastrom und der Missisippi. Solche Flüsse verbinden in der Regel verschiedene Klimate und größere Vegetationszonen. Sie sind die classischen Culturströme.

Wäre der Dniepr und Dniestr leichter zu beschiffen, litten nicht beide Flüsse im Sommer an Trockenheit, im Winter an Erstarrung, sie würden vermöge ihres Laufes unvergleichliche Verkehrsmittel dem fruchtbaren Streifen der schwarzen Erde und den pontischen Stapelplätzen gewähren. Betrachten wir aber nach den eben entwickelten Grundsätzen den Lauf der Wolga, so scheint dieser Fluß wegen seines Laufes von Nord nach Süd, aus höheren in niedere Breitegrade, als Verbindungsmittel verschiedener Vegetationszonen, zu den großen Culturströmen zu gehören. Allein sein Lauf ist nach dem Innern des Festlandes gerichtet; es ist also ein Abweg der Cultur, denn die menschliche Civilisation ist immer den Küsten nachgegangen, sie hat sich von ihnen binnenwärts, niemals vom Kern des Festlandes nach den Küsten verbreitet. Die Wolga führt an den caspischen See, an die Ufer der turkmanischen Wüsten oder nach den Staaten einer erlöschenden Cultur. Die Wolga verbindet nicht Lebendiges mit Lebendigem, sondern sie ist eine Straße nach der Einöde, ein Thor nach der kahlen Steppe. So wichtig die Wolga für den innern Verkehr seyn mag, so werthlos ist sie für den Welthandel. Das Stromgebiet der Wolga ist über 24,810 Quadratmeilen, also den vierten Theil der europäischen Oberfläche Rußlands ausgedehnt, und zählt man das Gebiet des Ural dazu, so gehört sogar der dritte Theil dieser Systeme dem culturlosen aralisch caspischen „Kraterlande" an. Verkehrsmittel sind die Multiplicatoren des nationalen Reichthums. Sie befreien die einzelnen Gegenden von dem örtlichen Ueberfluß und decken dafür den örtlichen Mangel. Ueberfluß an irgend welchen Gütern ist ökonomisch betrachtet ein Geldverlust, Mangel aber eine Qual, eine Entbehrung, ein Hinderniß der Entwickelung. Wer einen Theil der nördlichen Urwälder Rußlands nach den Steppen, und die reichen Ernten Neurußlands nach dem Norden versetzen könnte, würde also die materiellen Kräfte des Landes multipliciren. Das vermöchten nur die Eisenbahnen, und die sarmatische Ebene scheint gleichsam von der Natur ein erkornes Land für dieses Verkehrsmittel zu seyn. Ein belgisches Eisenbahnnetz über Rußland gebreitet müßte den Werth des Grundbesitzes verzwanzigfachen. Rußland wird indeß diese Wohlthat noch lange entbehren. Die Höhe des Zinsfußes, der hohe Arbeitslohn, der enorme Handelswerth des Eisens und die dünne Bevölkerung erschweren jede Capitalsanlage zu solchen Zwecken. Auch ist der lange Winter kein Freund der moderaen Verkehrsmittel.

Die Armuth an Gebirgen oder vielmehr ihr völliger Mangel — denn die Waldaiberge sind eigentlich nur die Kanten zweier geneigter Ebenen — hat auch „verarmend auf die physischen und intellectuellen Kräfte" des russischen Volkes zurückgewirkt. Deutschland, das im Sinne der Geologen so mannichfach „individualisirt" ist, bietet den größten Reichthum an Dialekten, Stammesverschiedenheiten, und Mannichfaltigkeit socialer und politischer Entwicklung. In Groß-Rußland gibt es nur Eine Sprache ohne örtliche Varietät, ohne Unterschied zwischen Reich und Arm, keine oder wenig Abwechselung in der Cultur des Bodens, in dem Bau der (hölzernen Block-) Häuser, zwischen Dorf und Stadt, ja selbst eine merkwürdige Aehnlichkeit der Trachten und ein beinahe völliges Einerlei der Schädelbildungen. Diese „physische und intellectuelle Einförmigkeit" ist vielleicht — wir können es nur vermuthen — die Ursache des starken Associationstriebes der Russen. Ihr entspringt vielleicht auch das starke Einheitsgefühl der Nation und die patriarchalische Gliederung innerhalb der Familie, innerhalb der Gemeinde, innerhalb des unumschränkt beherrschten Staates.

Darin liegt das Geheimniß der großen politischen Macht Rußlands, und um dieser Ursache willen haben wir allein jenen Staat zu fürchten. Stirbt in Rußland der Hausvater, so hat er das Recht einem seiner Söhne das Patriarchat innerhalb der Familie zu übertragen. So lange die Wirthschaften sich nicht trennen, gehorchen die Brüder dem Bruder wie ihrem Vater und Herrn. Man denke sich nun die politische Gewalt eines Monarchen über ein Volk, das in ihm die von Gott eingesetzte väterliche Gewalt über die Nation verehrt, bei einem stark entwickelten Associationstrieb, der allem menschlichen Verkehr die Gliederung einer Familie gibt, bei einer an Adoration gränzenden Liebe für das Vaterland, bei völliger Abwesenheit provinzieller Gegensätze und ständischer Entwicklung — und gestehe sich bereitwillig ein, daß wenn auch der Westen außerordentliche intellectuelle Kräfte gegen Rußland ins Feld führen kann, wenn die brittischen und französischen Truppen aus Pflichtgefühl oder zur Verherrlichung des Vaterlandes ihren Fahnen nachschreiten, auf der andern Seite der starke Instinct einer geistig „amorphen" Masse einen mächtigen Widerstand leisten muß.

Der Russe, wie ihn unparteiische Beobachter schildern, ist gutherzig, gehorsam und sehr befähigt, aber auch leichtsinnig, oberflächlich, ungeduldig, leicht verführt, dem Laster, wenn es ihn einmal gepackt, nicht mehr zu entreißen, träge, verschlagen und zum Betrug geneigt.[1] Bei den Slaven gehören die Eigenthumsskrupel nicht in die Sphäre der Ehrenpunkte.[2] Man mag über die Unredlichkeit der russischen Beamten und Officiere übertriebene Vorstellungen im Westen besitzen, und Kaiser Nikolaus durch unerbittliche Strenge

[1] Der Marquis de Cüstine will in Rußland die Redensart vernommen haben: „Notre-Seigneur volerait aussi s'il n'avait pas les mains percées." La Russie tom III. p. 223.

[2] De même que le marchand russe ne dédaigne pas les artifices frauduleux du trafic, de même le véritable russe — à moins qu'il ne soit absolument transformé par la civilisation de l'occident — ne reconnait pas comme fonctionnaire d'Etat ces fiers et délicats scrupules, par suite desquels en Angleterre, et dans une grande partie de l'Allemagne, les contrôles établis pour l'administration financière semblent destinés plutôt à satisfaire la conscience des employés, et à garantir la bonne renommée de leurs corps, qu'à sauvegardez les intérêts du trésor public. Les forces militaires de la Russie. Extrait du 3me tome des Etudes par le Baron A. de Haxthausen. Berlin 1853. p. 39.

gegen Unterschleife einen moralisirenden Schrecken über Rußland verbreitet haben, — wie aber, wenn nach dem Kaiser Nikolaus wieder ein Peter oder eine Katharina auf den Thron gelangte? Und hat der Schrecken verhindert, daß ein russischer Fürst, ein Adjutant des Kaisers Nikolaus, sich trotzdem verging? Haben wir nicht im Frühjahr 1853 ein Collegium russischer Generale, die unmittelbar unter den Augen des Kaisers ihr Wesen trieben, wegen Veruntreuungen vor Gericht ziehen sehen?

Die russischen Bauern, politisch unschuldig, wie sie jetzt sind, bedürfen doch einer sorgfältigen Ueberwachung. Keine größere Gefahr droht Rußland als ein Eindringen westlicher Ideen, welche für das slavische Naturell unerträglich sind. Unter den russischen Studenten sollen fast allgemein die Anschauungen des oberflächlichen und darum verwerflichen Liberalismus verbreitet seyn. Rußland mag sich Glück wünschen, daß den Slawen alle städtegründenden Fähigkeiten mangeln. Würde sich in Rußland jemals der so sehr ersehnte Mittelstand bilden, er würde eine rasche Zersetzung des patriarchalischen Organismus herbeiführen. Der Associationstrieb und die Verschlossenheit des Großrussen könnten außerdem jeder politischen Conspiration eine gefährliche Ausdehnung geben und ihr ein langes Wachsthum im Stillen sichern. Das Sectenwesen in Rußland bietet dafür die thatsächlichen Belege.[1] Wenn man einem unserer Philosophen die Aufgabe stellte, er solle ein Religionssystem erfinden, welches den Brahmanismus und die christliche Religion zusammenschmelze, er würde sicherlich an seinen Fähigkeiten zu zweifeln beginnen. Was er nicht vermag, haben die wenig unterrichteten russischen Bauern ohne gelehrte Seelsorger und ohne literarische Hülfsmittel rein durch Selbstnachdenken geleistet (die Duchaborzen). Das Eindringen der intellectuellen Schärfe des Westens würde also auf den erregbaren und schnell begreifenden Russen bei völligem Mangel an geordneten Kenntnissen rasch eine saure Gährung in den Gemüthern erzeugen. Das Absperrungssystem Rußlands ist daher ein Gebot der Selbsterhaltung, und der allmähliche Uebergang von der Leibeigenschaft durch den Kriegsdienst zur Freiheit eine prophylaktische Operation, so wenig sie auch der Entwicklung des Wohlstandes förderlich seyn mag.

Wenn Kaiser Nikolaus gegen Sir Hamilton Seymour in den berüchtigten Petersburger Conversationen geäußert: er werde nicht dulden, daß die Russen Konstantinopel sich einverleibten, so hat er vielleicht aufrichtiger gesprochen, als man im Westen glauben möchte.[2]

[1] In Nro. 17 und 18 des Auslandes findet der Leser eine ziemlich vollständige Uebersicht über das „Sectenwesen“ in Rußland. Der historische Theil ist aus einem Werke des Grafen Krasinski geschöpft. Auch die russische Kirche war reich an Häresien und Inquisitionsscenen. Auffallend ist dabei, daß von jeher das Dissidentenwesen clandestin betrieben wurde und die Verfolgten stets ihren Abfall läugneten, anstatt ihn trotzig zu bekennen, wie die mittelalterlichen Häretiker in Westeuropa. Protestantismus und Reformation sind bekanntlich spurlos an Rußland vorübergegangen.

[2] Es ist belehrend jene Gespräche mit einer Erklärung zu vergleichen, zu der sich Kaiser Nikolaus im Jahre 1830 gegen Hrn. v. Müffling bewegen ließ. „Wenn in Europa, sagte er, hin und wieder die Besorgniß laut geworden sey, als könne er aus Kriegslust oder falschen Ehrgeiz verleitet werden, gegen die Pforte als Eroberer aufzutreten, so beweise dieß nicht allein eine völlige Unkenntniß mit der Richtung seines Geistes, sondern auch die Voraussetzung, daß er seine Lage und die Verhältnisse seines Reiches wenig durchdacht habe. Der ihm von Gott vorgezeichnete Weg sey, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, und dazu gehöre vor allem es vor frivolen Kriegen zu bewahren.“ (v. Müffling, Denkwürdigkeiten S. 388.)

Das russische Reich hat ohnedieß zu viel byzantinische Elemente in sich, als daß es dazu die Metropole entarteter Völkerstämme in sich aufzunehmen brauchte. Es bedarf indessen wohl kaum der Bemerkung, daß der Westen die Begründung einer griechisch-slavischen Secundogenitur in Konstantinopel eben so stark zu fürchten hat als eine offene Einverleibung Konstantinopels.

Was nun Rußlands financielle Mittel betrifft, so täuscht man sich im Westen völlig über ihre Ergiebigkeit. An Fruchtvorräthen in der Nähe der Kriegstheater fehlt es bekanntlich der russischen Regierung nicht. Die Armee erzeugt ihren Manufacturaufwand vollständig selbst. Eine Handelssperre mit dem Westen raubt ihr für die Kriegszwecke keinen unentbehrlichen Stoff und kein unentbehrliches Fabrikat mit einziger Ausnahme des Schwefels und der Gewehre für Specialwaffen, von denen man aber jedenfalls ausreichende Vorräthe gesammelt hat. Hr. Leon Faucher hat kürzlich in der Revue des deux Mondes[1] zu beweisen gesucht, Rußland stehe am Rande eines Bankerotts, sein Papiergeld, seine Hypothekenbanken und Sparkassen besäßen nicht mehr die erforderliche Unterlage in edlen Metallen oder in leichtflüssigen Darlehen. Bis jetzt ist eine Entwerthung der Papierrubel nicht eingetreten, weil, sagt man, niemand es wage Silber zu begehren, aus Furcht vor dem sibirischen Klima. Aber diese Furcht allein würde schon das Papiergeld entwerthen, da selbst der härteste Despot, den die Geschichte gekannt, nämlich der Pariser Convent, nicht den Sturz der Assignaten durch die Drohung mit der Guillotine aufrecht erhalten konnte. Der hohe Börsenwerth der russischen Anleihen ist ein täglicher Augenbeweis von dem gesunden Stand der russischen Finanzen. Eine Thorheit ist es zu glauben, daß die furchtsamen Capitalisten durch irgend einen Betrug sich verleiten ließen, dem russischen Credit mehr zu trauen als er verdiente. Der materielle Aufwand ist aber für Rußland ein viel größerer Schaden als für den Westen, den nicht der Krieg drückt, dessen Handel nicht abnimmt, wo das Geld einen dreifach niedern Werth hat, der Zinsfuß aber halb so hoch steht. Ein Aufwand von einer Million Silberrubel ist für Rußland ein größerer Verlust an Wohlstand als eine Million Pfund Sterling für England. Auch ist der Westen im Vergleich zur Höhe seiner Population viel eher befähigt große Heere auszuheben als Rußland, wegen der Dichtheit der Bevölkerung, der leichtern Ernährung der Zurückbleibenden, der größern Fruchtbarkeit des Bodens und des mildern Klima's. Wenn Rußland, wie es in Deutschland zu Zeiten der Befreiungskriege geschehen, 7 Procent seiner Bevölkerung, also je den dritten Kopf der kriegstüchtigen und arbeitsfähigen Bevölkerung aufbieten wollte, der Rest wäre nicht mehr im Stande sich und die Armee zu nähren. Auch ist es bekannt, daß die Russen im Felde durch Krankheiten außerordentlich rasch ihre Mannschaft verlieren, weil der Russe nicht

[1] Les Finances de la Guerre, R. des 2 mondes 15 Août 1854. Der kürzlich verstorbene Staatsmann hat alle seine Werthangaben mehreren Aufsätzen des Moniteur (!) entlehnt. Wie exaltirt seine Berechnungen sind, darf man schon aus dem einzigen Umstande schließen, daß er (p. 744) das Heer, welches Rußland im Jahr 1854 aufstellte, auf 900,000 Mann berechnet, und für jeden Kopf eine Ausgabe von 1000 Frs. annimmt. Er berechnet den Militäraufwand eines einzigen Jahres auf 900 Mill. Frcs., eine Summe, die wir um das Drei- oder Vierfache zu hoch halten, erstens weil das Geld einen höhern Werth in Rußland besitzt, zweitens weil die Soldaten nicht brillant besoldet und verpflegt werden, und drittens, weil die Armee ihre Manufacturen selbst fabricirt.

auf seine Gesundheit achtet und die Officiere sich gar nicht um die Mannschaft kümmern.

Das ist in großen Zügen das Reich und die politische Macht, mit der wir auf dem Punkt stehen einen Krieg zu beginnen. Wenn Oesterreich lange gezögert hat, so wußte es sicherlich mit wem es zu thun haben würde.

Ungarische Weine.

(Von A. Leist.)

2. Der Menescher Ausbruch und überhaupt die Weine des Menescher Weingebirges.

Wenn wir hier nach dem Tokajer den Menescher Wein folgen lassen, so verstehen wir den im Inlande wegen seiner herrlichen Eigenschaften sehr hoch geschätzten Menescher Ausbruch, welcher von einigen Ungarn selbst dem Tokajer vorgezogen wird. Auch ist der rothe Menescher wegen seiner Süße und seines sehr angenehmen Aromas berechtigt den zweiten Rang einzunehmen, und er wird in Ungarn und in den österreichischen Provinzen (in diesen auch unter dem Namen Meneschauer), obgleich als Ausbruch hoch im Preise stehend, gesucht und gern getrunken. Als Handelsproduct aber und in Concurrenz mit andern Weinen nimmt er den hohen Rang schon deßhalb nicht ein, weil die bei ihm gerühmte Süße in einigen südfranzösischen und spanischen Weinen ebenfalls zu finden ist, und letztere als Nicht-Ausbruchweine zu weit billigeren Preisen zu bekommen sind. Uebrigens werden in Polen und Preußen die minder süßen, und mehr oder weniger herben ober- und niederungarischen Naturweine lieber getrunken, und es werden daher dort dem süßen Menescher Ausbruch die billigeren Tischweine vorgezogen. Es liegt also in der Natur der Sache, daß nur sehr wenig Menescher Wein in den ausländischen Handel kömmt. Auch der Menescher Ausbruch wird nach der beim Tokajerausbruch erwähnten Weise aus Trockenbeeren bereitet, und die Art und Weise der Bereitung kann natürlich auch hier eine verschiedene seyn, welche die Vortrefflichkeit des Weines bedingt. Wie überall und immer, so ist auch hier von der größten Einwirkung das gute Weinjahr, d. h. der heiße Sommer, der schöne Herbst und die regenlose Weinlese. Da das im Arader-Comitat an der Maros liegende Menescher Weingebirge unter dem 46sten Grad liegt, so ist auch dort die Weinlese viel früher als in Oedenburg oder wohl gar in der Hegyalya. Auch der gewöhnliche Menescher-Wein besitzt wie alle guten Ungarweine viel Geist und hat eine besonders angenehme Blume. Schon im zweiten Jahre ist er mild, und lieblich zu trinken.

Die vorzüglichsten Weingebirge, welche die köstlichsten und geistreichsten rothen, zum Theil auch weißen Wein liefern, sind Menesch, Gyorok, Kuvin, Kovassinß und das durch die Capitulation des ungarischen Insurgenten-Generals Görgey auch im Auslande bekannt gewordene Vilagos. Dieser Name darf aber nicht, wie dieß gewöhnlich geschieht, nach der deutschen Aussprache wie Vilagos, oder etwa wie das spanische Villa Gos, gelesen werden, sonder man muß ihn nach der ungarischen Aussprache „Wilahgosch" aussprechen. Vor Zeiten war hier eine Bergfestung, welche den Namen Vilagos-Var, d. h. die „helle Burg" führte und wo Matthias Corvinus seinen tapferen Onkel Michael Szilagyi längere Zeit hindurch gefangen hielt. Bald nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse fiel Szilagyi im Kampfe gegen die Türken, und der Kopf des berühmten Ungarhelden wurde triumphirend nach Konstantinopel gesendet. Die Burg Vilagos-Var aber, bei welcher die Türken mehrmals sehr blutige Niederlagen erlitten, wurde im Verlaufe der Zeit was sie jetzt noch ist, eine Ruine und der in ihrer Nähe entstandene Ort behielt mit Wegwerfung des ihm nicht zukommenden Wortes Burg — Var — einfach den Namen Vilagos, d. h. Hell.

Nach dieser kurzen Abschweifung gehen wir zu den guten weißen Weinen über, welche ebenfalls im Menescher-Weingebirge erzeugt werden und nennen die Ortschaften Galscha und Mußka, vor allen aber das besonders in neuerer Zeit berühmt gewordene Magyarad, welche Ortschaft einen köstlichen in Ungarn sehr beliebten weißen Tischwein erzeugt. Der geistreiche und aromatische, äußerst angenehm zu trinkende Magyarader-Wein geht in neuerer Zeit auch schon in das Ausland, wenn auch in geringer Quantität. Sehr hoch geschätzt aber ist er mit Recht in Ungarn und in den übrigen österreichischen Provinzen. In das Gebiet des Menescher Weingebirges gehören auch die vortrefflichen Weine, welche in Arad, Silintia, Agris und Radna wachsen. Letzterer Ort ist auch in topographischer Beziehung merkwürdig: denn er besitzt ein Berg-Kloster, welches sehr stark von Wallfahrern besucht wird und von wo aus man eine unvergleichlich schöne Aussicht gegen Siebenbürgen genießt. Dem Kaiser Joseph II, welcher über die reizende Aussicht entzückt war, hat man im Klostergarten, an der Stelle wo er sich niedergelassen hatte, ein kleines Denkmal errichtet.

In Arad bereitet man auch einen beliebten Wermuthwein (ungr. ürmös-bor, von üröm der Wermuth und bor Wein), und zwar auf folgende Weise. Der weiße Most wird so lange gekocht, bis kein Schaum, welcher sorgfältig abgeschöpft wird, sich auf der Oberfläche mehr zeigt. Wenn er dann in einem offenen Holzgefäße über Nacht abgekühlt worden ist, wird er in ein neues Fäßchen gefüllt. Auf einen Eimer gekochten Mostes werden 6 Loth süßes und 3 Loth bitteres Senftmehl beigemengt; dann werden in dünne Leinwandsäckchen, welche bequem durch das Bailloch gehen müssen, folgende grobgestoßene Gewürze und Kräuter gefüllt und in die Flüssigkeit versenkt. Nämlich auf einen Eimer Wermuthwein: 4 Loth Wermuthkraut, 2 Loth Tausendguldenkraut, 1 Loth Pomeranzenschalen; je ein halb Loth Citronenschalen, Calmus und Zimmt, endlich je ¼ Loth Gewürznelken, Koriander und Sternanis. Nach Verlauf von 8 Tagen kostet man den Wermuthwein und zieht die Säckchen heraus, wenn derselbe hinreichend mit Bitterkeit und Gewürzgeruch gesättigt ist. Im entgegengesetzten Falle läßt man die Ingredienzien nach längere Zeit darin. Bis zum Monat December hat der Wermuthwein sich geklärt und ist tauglich zum Genusse, nachdem er vorher vom Bodensatz rein abgezogen worden ist.

Das ganze Menescher- und Arader-Weingebirge liefert jährlich ungefähr 50,000 Eimer Wein.

Zum rothen Menescher-Wein dienen folgende Trauben: 1) die blaue Ungartraube, wallachisch Skardarka, magyarisch Katárka genannt, welche die Eigenschaft besitzt, in dem Weine nach der

Gährung jenen feinen Zimmt- und Nelkenduft zu erzeugen, welcher nur nach und nach, mit dem Alter des Weines, von dem immer stärker eintretenden Alkoholgeruch verdeckt und vom Weingeist mehr oder weniger aufgelöst wird. Der besondere Stoff, welcher dem Menescher so wie allen edlen Weinen das **Bouquet** oder die Blume gibt, ist von den Chemikern abgeschieden worden, und sieht fast wie Oel aus, obgleich die chemischen Eigenschaften dieses Stoffes von jenen des Oels sehr verschieden sind. Dieser Aether, welcher sich während der Gährung selbst und ohne Dazwischenkunft des Chemikers bildet, besteht aus einem Atom Schwefel-Aether und aus einem Atom einer Säure, Oenanthsäure genannt; diese Oenanthsäure selbst besteht aus 14 Atomen Kohlenstoff, 26 Atomen Wasserstoff und 2 Atomen Sauerstoff. Diese Stoffe bilden, wenn sie mit Schwefeläther verbunden sind, den Oenanthäther oder das Bouquet der Weine. Bei manchen Weinen wird oft dieser Wohlgeruch durch eine zu heftige Gährung zerstört; allein die edlen ungarischen Weine machen auch hievon eine Ausnahme, denn sie entbehren nie des herrlichen Wohlgeruchs. Irrigerweise behaupten Viele, daß man in Ungarn die Kerne oder den Samen der wilden Rosen verwende, um dem Menescher sein Vanillenbouquet zu geben.

2) Auf die **Skadarka** folgt in der Classification der Menescher-Reben eine vorzügliche Traube, welche von den Deutschen der **blaue Angster** genannt wird.

3) Die **Schlehentraube**, wallachisch Purczinok, ungarisch Porczi genannt, welche einen harten, aber gut zu conservirenden Wein gibt.

4) Die Fekete (schwarze) Kirczoza, welche dem schwarzen Muskateller ähnelt.

Die vorzüglichsten **weißen** Trauben, aus welchen der weiße Menescher bereitet wird, sind folgende:

1) Die **Doppelbeere**, ungarisch Lempe, wall. Muczlaser genannt.

2) Die **Goldtraube** oder **Honigtraube**, wall. Apzoser.

3) Der **weiße Bodon**, ung. Fejér Bodon, wall. Szalto. Es ist Thatsache, daß man in neuerer Zeit in verschiedenen Gegenden Ungarns, besonders auf Veranlassung des sehr verdienten Oenologen **Schams** angefangen hat, bessere Traubensorten als bisher zu cultiviren. Die ungarischen Vereine sorgen für die Verbreitung edler Reben; es werden Rebschulen angelegt und die besten Sorten durch die Erfahrung erprobt.

Einen Grad südlicher von Menesch, fast dicht an der türkischen Gränze, wird in der heutigen, aus dem ehemaligen Banat entstandenen Wojwodschaft bei **Werschetz** und in der Militärgränze bei **Weißkirchen** ein köstlicher rother Wein in großer Menge erzeugt, denn beide Weingebirge liefern nicht weniger als 400,000 Eimer jährlichen Ertrag. In Weißkirchen wird ein rother geistiger Ausbruch bereitet, der die Süße des reinsten Syrups besitzt, und ausgegossen kaum eintrocknet. Nur nebenbei bemerke ich, daß sowohl in Werschetz als auch in und bei Weißkirchen viele Deutsche aus Baden, Würtemberg u. s. w. leben, welche hier wie überall in Ungarn und in der Türkei **Schwaben** genannt werden. Als Kaiser Joseph II während des Türkenkrieges in das Banat kam und sich der Bevölkerung zeigte, hatten die gemeinen Walachen an ihm die Entdeckung gemacht, daß er „**auch ein Schwabe** sey.“

Der versteinerte Wald von Navarin.

(Aus der Revue de l'Orient.)

Wie viele Personen kamen an den Wasserfall von Navarin und haben den Berg von dem er herabfällt, nicht erklommen! Man bleibt am Fuße, um mit einem Mahl die Vergnügungsfahrt zu beschließen, und versäumt es die riesenhaften Stümpfe versteinerter Bäume zu bewundern, deren Größe alle jetzigen Vegetationsverhältnisse übertrifft, welche da und dort, einer auf den andern gehäuft, Ueberreste eines vorsündfluthlichen Waldes, die Seele unwillkürlich in die dunkeln Zeiten der Urwelt versetzen.

An der Stelle wo sich der Strom herabstürzt, ist ein starker Baum vom höchsten Alter, ausgebrannt durch das einsame Feuer der Hirten, welche ohne Furcht während der kalten Winternächte am Abhange in einem hohlen Eichenstamme schlafen. Ich habe sie gesehen, wie sie in ihren Mantel gehüllt, ihren gekrümmten Mangura zwischen den Füßen, Schatten gleich, unbeweglich beim Scheine des Herdes sitzen. Ich langte bei der furchterregenden aber imposanten Scene an, und hielt mich an einen dürren Ast angeklammert, um einen verstohlenen Blick in den Abgrund werfen zu können. Nachdem das Wasser mehrere Fälle gebildet hat, stürzt es 150 Fuß senkrecht herab. Die Felsen hat es bespült und unterhöhlt, und ein kleines, sehr tiefes Bassin ausgewaschen, aus welchem es sich dann quer durch ein wildes, steinreiches Thal fortschlängelt dem Meere zu, in welches es sich eine Meile davon ergießt. Nirgend verkündigt sich durch Geräusch etwas Lebendiges, höchstens hallen aus der Ferne die Schläge einer Holzaxt vom Walde von Kombe, bis auch diese sich verlieren.

Der Sturzbach aber bringt nicht das gewöhnliche Getöse hervor, sondern der Ton kommt unbestimmt und seltsam gleichsam aus den Lüften, als tönte er geheimnißvoll herüber aus einer andern Welt; es ist ein unbeschreibliches Geräusch, mehr der Seele möchte ich sagen vernehmbar als dem leiblichen Ohr. Ich vernahm es schon manchmal in der ägyptischen Wüste und auf den heiligen Bergen von Raphaim, nahe bei Jerusalem.

Der Geist verliert sich in Vermuthungen über die Ursachen dieser massenhaften Versteinerung. Das Wasser besitzt allerdings eine versteinernde Kraft, aber durch welche unerklärbare Ueberschwemmung hat sich seine Wirkung über eine so ausgedehnte Fläche auf ganz verschiedenen Höhen ausgebreitet? Wenn der Wassersturz sich Platz gemacht hat, so sucht er sich wieder einzuengen, denn man folgt mit besonderm Interesse den einzelnen Ablagerungen der Versteinerung, je nachdem man sich von ihm entfernt. In einer gewissen Entfernung endlich verschwindet das Phänomen, und die Natur nimmt wieder ihr altes Gesicht an. Ich sah und bewunderte nur, andere mögen über dieses sonderbare und imposante Gemälde Aufklärung geben.

Ueber die Türkei und die Türken.

(Nach den „Briefen über die Türkei" von A. Ubicini.)

(Aus dem Athenäum Français.)

Das dermalige türkische Regierungssystem ist eine Transaction zwischen den alten und neuen Ideen. In der That, wir sehen einen Padischah (königlichen Schutzherrn), der aus den Händen der Geistlichkeit, und zwar durch Vermittlung des Scheikhs der Mevlevi-Derwische, seine kaiserliche Investitur erhält, und von diesem Augenblicke an der alleinige Vollstrecker des Gesetzes wird, das er theilweise modificiren kann, so lange nur der wesentliche und gründliche Charakter desselben nicht angegriffen wird. Sodann sehen wir, unmittelbar unter dem Padischah, zwei hohe Beamte, welche seine zugleich körperliche und religiöse Gewalt mit ihm theilen: der eine ist der Sadri Azam (Großvezier: Sadri Azam bedeutet wörtlich „Lastträger" oder oberste Administrativ-Beamte) durch welchen dem Sultan alles zu Gesicht kommt, und welcher der directe Vollstrecker seines Willens ist; der andere aber ist der Scheik-ül-islam oder Mufti, der keineswegs, wie man lange geglaubt, der Repräsentant des Sultans in seiner Eigenschaft als königlicher Oberpriester (Iman), sondern ganz einfach der oberste Ausleger des Gesetzes und Oberhaupt der Ulema ist, also einen juridischen und religiösen Charakter besitzt. Einige besondere Fälle ausgenommen, ist der Mufti weder als Priester, noch als Magistrat thätig; wie wir bereits gesehen, so hat er nicht das Vorrecht der Säbel-Investitur, welche gewissermaßen die Krönung der Padischahs ist; mithin ist er auch nicht der Papst des Islams. Weit eher wäre er der Siegelbewahrer, der Cultminister desselben, mit welch doppelter Function er noch die eines Großmeisters des öffentlichen Unterrichts cumuliren würde. Früher erlangte sein Amt eine weitere Wichtigkeit durch den Umstand, daß sein Fetwa zur Gültigkeit jeder Verordnung, jedes von der obersten Staatsbehörde ausgehenden Acts nöthig war; diese Formalität ist aber mit der Zeit immer mehr eine illusorische geworden, und obgleich sowohl dem Ceremoniell als der Höhe des Gehalts nach seinem Collegen, dem Großvezier, gleichstehend, hat der „Alte des Islams" seine politische Wichtigkeit dennoch für immer verloren. Auf seine Gesetzestexte, auf seine Koranauslegungen beschränkt, kann er dem gesunden Menschenverstande jedes Einzelnen keine Gränzen mehr ziehen, kann er den Forderungen der positiven Logik nicht länger hemmend entgegentreten. Er repräsentirt die Dogmen einer vergangenen Zeit; er muß daher dem Manne nachstehen, welcher sich mit den Realitäten der Gegenwart beschäftigt.

Diesem Mann, welcher der wahre Lastträger ist, dem Großvezir nämlich, stehen als ebenso viele Werkzeuge 10 Räthe zur Seite, von denen der wichtigste der Staats- und Justizrath ist, jener oberste Rath, der im Jahre 1840 ins Leben gerufen, die Gesetze ausarbeitet, das Steuerwesen so eingerichtet hat wie es dermalen ist, die Berichte der Statthalter prüft und controlirt, die Klagen der Amtsunterthanen verwirft oder für gerechtfertigt erklärt, über alle Verbrechen, die gegen den Staat begangen werden, erkennt, die hohen Beamten richtet, welche des Mißbrauchs der Amtsgewalt angeklagt sind, die Urtheile in Criminalsachen revidirt u. s. w. u. s. w.

Den übrigen Räthen oder den obersten Ausschüssen kommen die verschiedenen Functionen zu, welche bei uns Ministerien oder wenigstens Generaldirectionen zugetheilt sind; z. B. der öffentliche Unterricht, der Krieg, das Seewesen u. s. w. Neben ihnen und unter ihrer Aufsicht functionirt der Administrativkörper, der unter dem Namen „Staatskanzlei", alle höheren oder niederen Beamten in sich schließt, welche wieder in fünf Classen oder Rangstufen nach den Traditionen der militärischen Hierarchie eingetheilt sind. So steht z. B. ähnlich wie in Rußland ein Beamter der ersten Rangstufe den Feriks oder Divisionsgeneralen gleich u. s. w. Was die Diplomaten betrifft, so werden sie in einem besonderen Collegium (Terdjuman Odaci, d. h. Bureau der Uebersetzer genannt) gebildet; es erinnert dieß an die Schule, womit Hr. v. Richelieu hatte Frankreich beschenken wollen — an jene Schule, die wir gleichwohl noch zur Stunde nicht besitzen. Die eigentliche Verwaltung hat zu ihren Agenten die Generalstatthalter (Valis); diese stehen an der Spitze des Ejalets, welche in Provinzen (Livas oder Sandschacks) zerfallen; letztere aber sind wieder in Cazas oder Bezirke getheilt. Die Machtbefugnisse der Generalstatthalter sind zwar sehr ausgedehnt, gleichwohl regieren sie nach den neuesten Verordnungen, nur unter der steten Controle eines großen permanenten, am Hauptorte seinen Sitz habenden Rathes, in welchem neben dem Obersteuereinnehmer, dem Metropoliten (armenischer oder griechischer Confession), dem Großrabbiner, und den Kodja-Bachis oder Municipal-Deputirten christlichen und türkischen Glaubens, drei von der türkischen Regierung ernannte Beamte sitzen. Gleichwie der Vali das Ejalet regiert, so ist die Liva oder Provinz der Autorität eines Kaimakams unterstellt, der gewissermaßen der Bevollmächtigte seines hierarchischen Oberherrn ist, welch letzterer auf seine eigene Verantworung hin ihn suspendiren, ja im Nothfalle absetzen kann. Die Recrutirung und die alle fünf Jahr vorzunehmende Volkszählung bleiben dem Kaimakam überlassen, der im Einvernehmen mit dem militärischen Commandanten zu handeln hat. Auch ist er bei der Steuerumlage thätig, die von einer eigenen, durch die Municipalitäten jedes Jahr ernannten Commission besorgt wird.

Selbstverständlich können auch die Vorstände der Cazas oder Bezirke — sie werden Mudirs genannt — gleich den Kaimakams von dem einem Ejalet vorstehenden Statthalter abgesetzt werden. Sie werden aber auch — was bei den Kaimakams nicht der Fall ist — von diesem hohen Beamten ernannt, der für ihre Amtsführung verantwortlich gemacht wird. Was die Unterabtheilungen der Caza — kleine, Nahyes genannte, Dörfer- und Weiler-Complexe — betrifft, so erlaubt die Regierung ihnen, daß sie sich durch selbst gewählte Magistrate (Muktars oder Kodscha-Baschis) administriren; diese Magistrate aber sind zugleich Schultheißen und Steuereinnehmer

Zerlegt man sich die Elemente dieser arabischen Organisation, so findet man daß sie im Grunde eine ziemlich freisinnige ist, sowie daß sie, ohne die Mißbräuche der Praxis, einem Volke welches den gehörigen Gebrauch davon zu machen verstünde, noch ziemlich gute Bürgschaften darbieten würde. Es ist indessen zu bemerken, daß sie erst seit wenigen Jahren besteht, und daß die Unterthanen des Sultans sich noch nicht recht in dieselbe eingelebt haben.

Sowohl in juridischen als in administrativen Dingen bleibt

den obersten Beamten die Ernennung zu den untergeordneten Aemtern überlassen. Es gibt zwei Oberrichter (Cast-Askers), einen für die europäische, einen andern für die asiatische Türkei. Mit der Sanction des Scheikh-ül-islam besetzen sie alle Aemter, welche in ihren respectiven Departements erledigt sind. Unter dem Vorsitze der beiden Cast-Askers functioniren zwei oberste Gerichtshöfe, vor welche in letzter Instanz die Processe kommen, die zunächst von den Casas oder gewöhnlichen Gerichten, und sodann von den Merleviets erledigt worden sind. Diese Merleviets entsprechen unsern Appellationsgerichten; ihre Vorstände aber heißen Mollahs. Endlich kommen nach diesen Jurisdictionsstufen noch niedere Gerichte, denen Naibs vorstehen; diese Naibs aber nehmen in den Bezirken und Gemeinden die Stelle von Friedensrichtern ein.

Die militärische Organisation der Türkei erinnert in mancher Hinsicht an die Rußlands. Die Armee zerfällt in sechs Ordüs (Lager oder Truppenkörper); jedes dieser Ordüs aber bildet wieder zwei Divisionen, und jede Division wieder drei Brigaden (dabei ist die Reserve nicht mitbegriffen). Eine Brigade wird von einem Liva, eine Division von einem Ferik commandirt; ein ganzes Ordü aber steht unter den Befehlen eines Feldmarschalls oder Muschirs.

In diesem Systeme, das sich mit jedem Tage mehr auszubilden strebt, findet sich kein Platz für eine Aristokratie, welche der Geist des Islamismus auszuschließen scheint. Wie Hr. Ubicini in seinem ersten Bande recht gut ausführt, läuft der Koran in der Politik auf absolute Gleichheit, in der Moral aber auf die Tendenzen hinaus, welche man unter dem Namen der menschheitlichen, humanitären, bald ungebührlich erhoben, bald wieder herabgesetzt hat.

Hier in wenigen Worten die Geschichte der Ulemas:

Sie fingen mit Selbstverläugnung, Sittenstrenge, Liebe zur Wissenschaft, Nächstenliebe an, und erlangten so großes Ansehen bei den Gläubigen, die, da sie sich einem dunklen und in verschiedenem Sinne ausgelegten Texte gegenüber befanden, nicht umhin konnten, zu den weisen Auslegern des von oben gekommenen Gesetzes ihre Zuflucht zu nehmen. Letztere hatten nichts dagegen, daß man ihnen solchen Einfluß anbot; im Gegentheil, sie vervielfältigten die Aeußerlichkeiten des Cultus immer mehr, und damit auch die Gelegenheiten, wo man ihrer bedurfte. Anfänglich auf rein religiöse Handlungen beschränkt, dehnte sich ihr Einfluß allmählich auf die verschiedenen Verhältnisse des körperlichen Lebens aus. Es mußte so kommen. Der Koran ist nicht nur Bibel, sondern auch Gesetzbuch. Seine Ausleger begriffen, daß sie mit der Macht, welche der Priester über die Gewissen besitzt, die Macht eines Magistrates in Beziehung auf das Thun und Lassen der Menschen verbinden könnten: hier kam ihnen die Unvorsichtigkeit der Kalifen trefflich zu statten. Ursprünglich waren die Kalifen Gesetzgeber, Richter und Oberpriester zugleich. Da die Politik und der Krieg sie allmählich ganz in Anspruch nahmen, so luden sie die priesterliche und richterliche Last auf die Schultern der Ulemas ab. Nachdem aber einmal diese Concession erfolgt war, ließ sie sich nicht mehr zurücknehmen. Bei der Beharrlichkeit und Zähigkeit in Verfolgung einmal gefaßter Pläne, welche allen religiösen Körperschaften der Welt eigen ist, gelang es den Ulemas, sich im Staate eine höchst wichtige Stellung zu verschaffen. Mit seinem Fetwa, d. h. der gesetzlichen Sanction bewaffnet, welche zu den Decreten des Sultans erforderlich war, machte der Scheikh-ül-islam diese Despoten zittern, welche zu ihrem eigenen Erstaunen sich unter das Joch eines Priesters gebeugt sahen; und bisweilen gelang es ihm sogar sich Gehorsam zu erzwingen.

Wären weltliche Interessen gar nicht im Spiele gewesen bei dem steten Anwachsen dieser religiösen und bürgerlichen Gewalt, welche sich allmählich unter dem Namen des Ulema organisirte und so das imperium in imperio bildete, das von jeder Gewalt, welche leben will, so sehr gefürchtet wird, so hätte man es nur gerne sehen können daß eine collective Autorität sich der Autorität eines einzigen Menschen gegenüber stellte, dieselbe controlirte, mäßigte und nöthigenfalls zerstörte; aber es war dem nicht also, und es konnte dem nicht also seyn. So bewundernswerth der Priester, als Individuum betrachtet, seyn kann, so ist er doch, als einer besonderen Körperschaft angehörend, einer künstlichen Familie und Einflüssen unterworfen, welche wesentlich corrumpirend sind. Seine Collectiv-Existenz unterliegt Bedingungen, denen er sich nicht zu entziehen vermag. Sind die Pflichten, die ihm aus denselben erwachsen, im Widerspruch mit denen welche das allgemeine Interesse ihm auferlegt, so müssen sie fast immer den letzteren vorgehen. Der Corporationsgeist beherrscht und ertödtet in ihm den Geist des Bürgers. Hiezu denke man sich noch die schädliche Wirksamkeit eines Ehrgeizes, der allen Corporationen eigen ist, welche gegründet worden sind, um irgend eine Gewalt auszuüben. Ein Ulema würde neben einer Geldkiste lieber Hungers sterben, als daß er es sich einfallen ließe dieselbe zu öffnen, und wenn er auch den Schlüssel dazu hätte. Sobald es sich von einer frommen Stiftung handelt, wird er sich gar kein Gewissen daraus machen ein Erbe zu erschleichen und eine Familie zu berauben.

Nach dem Priester kommt der Mönch, — nach dem Ulema, dem Koran-Ausleger, dem Juristen, dem Diener des Cultus, der Derwisch (Santon, Sofi, Fakir u. s. w.), der seiner ursprünglichen Mission nicht minder untreu geworden ist. Der Derwisch (dieses Wort bedeutet Bettler) fängt damit an, daß er sich dem Dienste der Armen widmet. Allmählich wird er, der anfänglich für die Armen gebettelt, ein Bettler auf eigene Rechnung, und zwar trotz des ausdrücklichen Verbots das Mohammed gegen das Mönchthum formulirt hat. Gewiß nicht uninteressant ist auch die Geschichte der allmählichen Umgestaltung der Principien des Sofeismus, jener pantheistischen Lehre, die ursprünglich mit den Dogmen der strengsten Moral verschwistert war und am Ende jenes abscheuliche Ungeziefer erzeugte, das in dem Schatten der Moscheen sich dreht, heult, schwitzt, schäumt, und unter dem herrlichen Himmel des Orients seine schweinische Unreinlichkeit zur Schau trägt. Wir müssen es aber Hrn. Ubicini selbst überlassen diese Geschichte zu erzählen, und das Capitel, das er ihr widmet, ist für unsern beschränkten Raum zu groß.

Sowohl die Ulemas als die Derwische sind, wie wohl kaum erst gesagt zu werden braucht, die natürlichen Feinde der Reform. Indessen wirft Hr. Ubicini in seiner gerechten Würdigung sie nicht zusammen. Er ist der Ansicht, daß die ersteren der Aufklärung und Bildung zugänglicher geworden, sich endlich doch noch von der Nothwendigkeit überzeugen werden auf Vorrechte zu verzichten, wofür bald gar nichts mehr sprechen wird. Die letzteren dagegen müssen, da sie in ihrer Unwissenheit verthiert, vom Fanatismus verblendet sind und ferner in keiner regelmäßigen Organisation der türkischen Staatsgesellschaft einen angemessenen Platz finden können, nothwendig verschwinden. Zwischen ihnen und jeder aufgeklärten Regierung muß es, wie Hr. Ubicini sagt, zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen.

In der That, keine Regierung, die den Namen Regierung wirklich verdient, kann die Existenz jener der todten Hand unterworfenen Güter dulden, welche sich in Folge vielhundertjähriger

Digitized by Google

Anstrengungen in den Händen der türkischen Geistlichkeit angesammelt haben. Die Aufhebung der Wakufs ist der erste Schritt, der zu thun ist wenn das osmanische Volk eine einiger Maßen folgenreiche Umgestaltung erfahren soll. Umsonst würde man die alten militärischen Lehen wieder eingelöst haben, welche an die Soldaten des Islams vertheilt worden; umsonst würde man das mißbräuchliche, gewissen Familien gewährte Vorrecht abgeschafft haben, vermöge dessen dieselben die Steuern dieses oder jenes Dorfes, dieses oder jenes Bezirks zu ihrem eigenen Vortheil einziehen konnten: so lange der Wakuf (in unbeweglichem Eigenthum bestehende Dotation der Moscheen) eine so ungeheure Masse von Immobilien (drei Viertheile des Grundeigenthums im osmanischen Reiche) der Handelscirculation, mithin auch der intelligenten Arbeit entzieht und von allen öffentlichen Lasten befreit, kann weder von einer wirksamen Steuerordnung der Finanzen, noch von einer Entwickelung des Nationalwohlstandes die Rede seyn, die man in der Türkei hauptsächlich von dem Ackerbau erwarten muß.

Diese Wakufs sind verschiedener Art. Anfänglich hatte man die Gewohnheit, den Anstalten des siegreichen Cultus einen Theil der Beute anzuweisen. Später kamen alle die Schenkungen hinzu, welche man von der Frömmigkeit der gläubigen Muselmänner erhielt, und endlich kam, in Folge der Erpressungen von oben, eine dritte Art von Wakuf auf. Der Besitzer freien Grundeigenthums (Mulk) machte ein Wakuf daraus, um es der Steuer unzugänglich, unveräußerlich und unantastbar zu machen. Diese Transaction ging und geht noch heutzutage in folgender Weise vor sich. Vermittelst 10—15 Proc. vom Schätzungswerth wird die Moschee Eigenthümerin der Güter die man unter ihren Schutz stellen will. Der Eigenthümer aber behält sein Gut und bebaut es nun als Donatar, und unter der Bedingung, daß er an die Moschee die Zinsen aus der Summe Geldes zahlt welche er wirklich erhalten hat. Da aber die Kirche nichts umsonst thun, sondern im Gegentheil stets einen schönen Nutzen haben will, so bilden die 12—15 Proc. betragenden Zinsen dieser Summe in ihren Händen eine Forderung, welche in sehr wenigen Jahren das Eigenthum selbst auffressen muß. Ein weiterer Vortheil ist es für sie, wenn der Besitzer eines solchen Wakufs kinderlos stirbt: dann fällt das Eigenthum an die Moschee.

In solcher Weise hat sich das Kirchengut vermehrt, wie auch bei uns einst die todte Hand einen großen Theil des Grundeigenthums an sich gezogen hatte, bis endlich der Ursprung derselben gehörig untersucht ward, die Absichten, welche bei dieser Güter-Anhäufung bestimmend gewirkt, klar am Tage lagen, und dann der gesunde Verstand des Publicums und mehr noch die öffentliche Noth diesem ungeheuern Mißbrauch ein Ende machten.

Ein Regentag im rothen Meer.

(Aus der „Bombay Times“.) Es wird hart für einen englischen und noch mehr für den Bombayer Leser seyn, sich Gegenden vorzustellen, wo Regen so selten fällt, daß sie auf den Karten als regenlos angemerkt sind — und doch gibt es viele solche auf dem Erdball, und einer dieser Gattung ist der District südwärts und westwärts beim Eingang zum rothen Meer, und so fort bis zu den Mittelmeersküsten, einschließlich des südlichen Theils von Arabien und dem nordöstlichen Afrika. Am 26 und 27 Julius 1854 wüthete ein Sandsturm im rothen Meer zwischen dem 18ten und dem 26ten Breitengrade (N. Br.) oder von der Nähe des Golfs von Suez bis innerhalb 100 engl. Meilen von Gibbel Tir. Die Luft war roth, trübe und schwer beladen mit Sand, so daß das Verdeck, Segel und Takelage dick damit bedeckt waren, während das nächste Land in der Richtung, in welcher der Wind blies, gut 70 engl. Meilen entfernt lag. Die Hitze war höchst drückend und das Thermometer stieg bis zu 92°. Nachts folgte Donner und Blitz unter Regenschauern, und von Freitag Morgen den 28sten bis zum Samstag Abend regnete es fast unaufhörlich zwischen dem 13ten und 16ten Breitengrade, denn auf diese Strecke beschränkte sich der Regen. Wie weit er sich nach Osten oder Westen ausdehnte, wurde nicht ermittelt. Der Dampfer „Ganges“ passirte durch die Regenregion einen Theil von Donnerstag und Freitag an derselben Stelle, wo die „Victoria“ ihn am Samstag beobachtete, während sich dasselbe Phänomen beiden Schiffen an den zwei nachfolgenden Tage zeigte. Es klärte sich das Wetter aber auf, sowie beide Schiffe der vulcanischen Region unter 15° 30 N. Br. sich näherten. Zwei Regenmesser hatte die Victoria an Bord genommen, und obwohl sie nicht so gehandhabt werden konnten um ganz zuverlässig Resultate zu geben, so bleiben sie doch, da sie ungefähr dieselben Angaben lieferten, aller Wahrscheinlichkeit nach der Wahrheit nicht fern. Sie zeigten einen Fall von 1½ Zoll in 8 Stunden an. Der Fall im Ganzen betrug vermuthlich doppelt so viel. Während des Regens sank das Thermometer von 92 auf 80° Fahrenheit, und die See verblieb die ganze Zeit auf 88 oder 3° höher als sie während des vorhergehenden Staubsturmes gewesen. Nach dem Regen zeigte die Luft jene außerordentliche Klarheit, die man so selten in dürren Ländern trifft, wo das Licht so unvollkommen und unregelmäßig versendet wird. Die Küsten Afrika's und Arabiens, und die Berge weit im Binnenlande an der gegenüber liegenden Seeküste waren auf einmal zu sehen, und einige von denen, die am deutlichsten sichtbar waren, lagen mindestens 120 engl. Meilen von dem Beschauer entfernt, so daß das Auge einen Umkreis im Durchmesser von über 250 engl. Meilen beherrschte. Die Schönheit der zahlreichen vulcanischen Inselgruppen, aber ganz besonders der Küsten um Mocha herum war etwas ganz Unbeschreibliches. In der Nähe der Straße fand man, daß die Temperatur der See bis zu 79° gesunken war, d. h. 9 Grad niedriger als sie vor 24 Stunden gewesen. Hier sah man lange Streifen und Züge von verfärbtem Stoff auf dem Wasser schwimmen. Sie rochen wie frisch gemähtes Heu, und als Proben davon herausgeschafft und unter dem Vergrößerungsglas untersucht wurden, erkannte man zum Erstaunen darin Grassamen und Blüthen. Der arabische Lootse, ein sehr einsichtiger Mann, ward, ohne vorher davon unterrichtet worden zu seyn, über diese Sache befragt und beschrieb sie als das was sie in Wirklichkeit waren. Die schlammigen Flüßchen und Küsten, sagte er, hätten Ueberfluß an Gras, deren Staub oder Samen eine rauhe See oder eine ungewöhnlich hohe Wasserzeit wegschwemmte, indem der Wind denselben viele Meilen weit in See hinausjagte. Was davon in einem Tuch gesammelt ward, gab eine schöne Carmoisinfarbe und das durch Papier geseihte ward glänzend grün. Hiemit dürfen die farbigen Massen nicht verwechselt werden, die man so oft nicht auf der Oberfläche trei-

bend, sondern im Wasser verbreitet antrifft und welche sicherlich entweder Fischeier, Pflanzenkörper oder Thierchen, oder zu Zeiten wohl alle drei zusammen sind. Die verbreitete Fülle der rothen Farbe gegen den Golf von Suez hin soll, wie Ehrenberg wohl richtig annimmt, dem Meer seinen Namen gegeben haben. Eine Fläche von Milchfarbe oder zuweilen von Schneefarbe und an Ausdehnung vier Quadratgrade umfassend, gewahrt man in der Regel zwischen dem 15ten nördlichen Breitengrade und der Mündung des persischen Golfs. Es ist seltsam genug, daß wir, da unsre Schiffe doch in den letzten 20 Jahren allmonatlich je alle 14 Tage durch diese Gegend gekommen sind, die meisten derselben mit einer ärztlichen Person an Bord, bis auf diesen Augenblick in völliger Unwissenheit in Betreff der Ursache eines so merkwürdigen Phänomens geblieben sind.

Ein Schreiben von Obrist Rawlinson.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London, am 2 December, verlas (wie das Athenäum meldet) der Hülfs-Schriftführer einen eben eingelaufenen Brief Oberst Rawlinson's, welcher am Tage des Schreibens unter den Ruinen des alten Babylon sein Lager aufgeschlagen und mit der Aufzeichnung des Wegs des alten Flusses durch die Ruinen beschäftigt war. Es war ihm, mittelst Inschriften auf Ziegelsteinen und Platten — die er insgesammt an ihrem ursprünglichen Verwendungsorte gefunden — gelungen, die Identität der meisten Gebäude der Stadt zu bestimmen, und die Richtung der alten Mauer anzugeben, welche einen Umfang hatte, der mit den Nachrichten der griechischen Schriftsteller nahezu übereinstimmt. Die schreckliche Hitze (110° Fahrenheit oder etwa 35° R. im Zelt) hatte indeß allen Arbeiten unter freiem Himmel Einhalt gethan, und der Oberst seine Zeit dazu verwendet eine buchstäbliche Uebersetzung der am Euphrat gefundenen großen Inschriftplatte herzustellen, welche Sir Harford Jones im Jahr 1807 nach England gebracht und im Ostindien-Haus hinterlegt hatte. Er versprach diese Uebersetzung gleich nach ihrer Vollendung zu übersenden; mittlerweile übergibt er einen Auszug aus derselben, woraus sich die Reihenfolge der Reparaturen am Bals-Tempel, die Ausbesserungen an Tempeln zweiten Rangs, der Wiederaufbau der Mauern, die Herstellung der Wasserleitungen, die Errichtung der Befestigungswerke und Außenmauern, die Verzierung der Thore, die Erbauung des neuen Palastes (des Kajr), die Angabe daß dieses Werk am Neumond Shalamu's begonnen und am 15ten Tag (in einem folgenden Jahre?) vollendet worden, sowie die Bildung der hängenden Gärten mittelst Steinen wie Berge (nicht sie selbst wie Berge) erkennen läßt. Die genaue Uebereinstimmung des Berosus mit dieser Angabe ist für Oberst Rawlinson ein Beweis, daß der chaldäische Geschichtschreiber dieses Document vor sich gehabt habe, als er über Nebukadnezars Werke in Babylon seine Bemerkungen, welche durch Josephus uns erhalten wurden, niederschrieb. Dieß ist in der That ein Auszug der Inschrift im Ostindien-Haus. In Einer Stelle — der von der Hereinleitung des Wassers von außen in die Stadt — stimmt die Inschriftplatte mit der alten armenischen Version der Stelle, wie sie in Venedig veröffentlicht worden, genau überein, während das griechische Original in diesem Theil über alle Maßen unrichtig ist. Die unglaubliche Angabe daß Nebukadnezar seinen Palast in fünfzehn Tagen vollendete, ist durch die Inschrift gerechtfertigt, obgleich sie sich verschieden deuten läßt. Der einzige Theil der durch Josephus uns übermittelten Angabe, den man in der Inschrift nicht findet, ist derjenige, in welchem von Nebukadnezar gesagt ist, er habe die berühmten hängenden Gärten errichten lassen, um seiner Gemahlin, einer Mederin, eine Freude zu machen. Oberst Rawlinson glaubt, Josephus habe dieß nur als einen Wahrscheinlichkeitsgrund, oder in der Absicht angeführt den Nebukadnezar mit den Medern in Verbindung zu bringen. Die Prüfung dieser Urkunde hat den Berosus, als genauen Compilator, in der Meinung des Obersten sehr gehoben, und er ist demgemäß geneigt dessen Chronologie ohne Bedenken anzunehmen. Die Ausgrabungen in Birs-Nimrud, die in großem Maßstab vorgenommen wurden, haben zu keinem bedeutenden Fund geführt — keine Inschrift, kein Cylinder ist gefunden worden. In Koyundschik findet man immer noch schöne Sculpturen, an Inschriften aber nichts neues. Die aufgefundenen Täfelchen enthielten bloße Contracte, Gnadenerweisungen und mythologische Formeln. — Auch ein Brief Dr. Hincks kam in derselben Sitzung der geographischen Gesellschaft zur Verlesung. Er enthält eine Erwiederung auf eine Kritik des Obersten Rawlinson über einige seiner Lesungen. Dr. Hincks führt an, daß er im brittischen Museum ein Täfelchen sah und las, welches seine Lesung des Namens, den er dem Assur-Nadin, dem Sohne Sennacheribs, beilegte, und wogegen der Oberst sich ausspricht, vollkommen rechtfertige; allein da dieß ein Gegenstand von geringer Erheblichkeit ist, so geht er auf die Bemerkungen Oberst Rawlinsons über, wonach dieser dem Nabopolasser einen andern, auf Täfelchen und Backsteinen in Babylon gefundenen, königlichen Namen beilegt — einen Namen, von welchem der Oberst erklärte, man habe ihn Nabonitus, der seine Regierung im Jahr 555 v. Chr. antrat, zu lesen. Dr. Hincks führt zur Unterstützung seiner Ansicht an, daß die den fraglichen Namen enthaltenden Backsteine an der Flußseite gefunden worden, und daß die im Ostindien-Haus hinterlegte große Inschrift die Werke an der Flußseite, die er vollendete, als von seinem Vater Nabopolasser begonnen, genau erwähne. Er sagt auch, daß der Endbuchstabe in dem bestrittenen Namen verwechselbar ist mit einem andern, der ebenfalls verwechselbar ist mit dem Endbuchstaben des Namens Nabopolasser, von ihm Yuchur gelesen. Auf diese Gründe hin hält er seine Ansicht, daß der fragliche Name der Nabopolassers sey, fest.

Die zweite Reise der Frau Ida Pfeiffer um die Welt.

Diese unermüdliche Touristin (sagt das Athenäum, dem wir nachstehende Notizen entnehmen) hat jetzt ihre zweite Reise um die Welt glücklich vollendet, und ist, nach einer Abwesenheit von vierthalb Jahren, in London angekommen. Schon vor der Vollendung dieses ihres letzten Unternehmens sprach Karl Ritter, eine

Digitized by Google

nicht gewöhnliche Autorität unter den Reise-Historikern, seine Ansicht dahin aus: „daß Frau Ida Pfeiffer, als einzelne Reisende, bezüglich der Größe und des Umfangs ihrer Reisen den ersten Rang einnehme unter ihrem Geschlecht, und daß sie in dieser Hinsicht die berühmtesten Reisenden des Mittelalters, den Venetianer Marco Polo, den Mohammedaner Ibn Batuta und andere weit übertreffe; denn sie habe nicht nur, wie jene Männer, die drei Continente der alten Welt in verschiedenen Richtungen durchforscht, sondern auch die neue Welt und Australien in ihren Kreis gezogen, und alle großen Meere befahren."

Unser Blatt, fährt das Athenäum weiter fort, war das erste welches das Wanderleben der Frau Pfeiffer beim brittischen Publicum eingeführt und die Aufmerksamkeit auf ihre drei ersten Reisen gelenkt hat, nämlich auf Palästina, die scandinavische Halbinsel, Island und andere nördliche Gegenden, und auf ihre Reise um die Welt, die sie in einem ebenso einfachen als anspruchslosen Styl, aber mit großer Wahrheit und Lebendigkeit in der Darstellung, selbst erzählt. Von ihren letzten Reisemittheilungen war in diesem Blatte von Zeit zu Zeit ebenfalls Einzelnes abgedruckt, und es ist daher jetzt vielleicht erwünscht, wenn wir einen vollständigen, obgleich schlichten, Umriß des Ganzen geben.

Frau Pfeiffer verließ London in den letzten Tagen des Mai 1851, an Bord eines Segelschiffes, das sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begab, wo sie am 11 August desselben Jahrs eintraf. Ihr Plan ging damals dahin in das Innere dieses Continents, in der Richtung des Ngami-Sees, einzudringen; allein die Nothwendigkeit Wägen, Ochsen, Fuhrleute u. s. w. zu miethen, würde ihr eine Ausgabe veranlaßt haben, der ihre Mittel, eine Summe von 100 Pfd. St., durchaus nicht gewachsen waren. Sie setzte daher, nach einigem Herumschwärmen in der Cap-Colonie, ihre Reise östlich fort, und segelte nach Singapor, in der Absicht ihre Forschungen auf die Sunda-Inseln auszudehnen.

Sie wählte die große und schöne Insel Borneo als das erste Feld ihrer Wanderungen in diesem Theil der Erde. Im Anfang des Jahres 1852 ging sie nach Sarawak, und von da aus drang sie in südöstlicher Richtung in das Innere vor, durchzog das Hügelland, welches von verschiedenen Dejak-Stämmen bewohnt ist, und erreichte Sintang, unter 0° Br., und 111°, 28' östl. Länge. Dann begab sie sich den Kapuas-Fluß hinab bis nach Pontianak, einer holländischen Stadt, eine Entfernung von ungefähr 250 (engl.) Meilen. Ferner besuchte sie die berühmten Gold- und Diamant-Gruben von Landak, und erhielt auf dieser Reise freundliche Unterstützung seitens der holländischen Behörden.

Frau Pfeiffer wandte sich hierauf nach Java, und von da nach Sumatra. Hier besuchte sie die Cannibalen-Stämme der Batacks, unter welche sich Europäer bisher nur in höchst seltenen Ausnahmen gewagt hatten. Sie unternahm eine äußerst mühsame Reise durch fast undurchdringliche Wälder und gefährliche Alang-Alang-Dschungeln, wo sie über tiefe Flüsse hinüberzusetzen und in furchtbare Wildnisse einzudringen hatte. Nachdem sie das Land der Batacks erreicht hatte, war sie dem wilden Charakter der Einwohner ausgesetzt; allein ihr ruhiges und gefaßtes Benehmen entwaffnete die rohen Gemüther dieser Barbaren, und machte sie zu ihren Freunden. Durch eine schöne volkreiche Gegend erreichte sie endlich das Thal Silindong, einen umfangreichen und herrlichen Landstrich; nachdem sie unter den benachbarten wilden Stämmen lange genug geblieben war, um mit ihren Sitten und Gebräuchen vollständig bekannt zu werden, kehrte sie an die Küste und von da nach Java zurück, wo sie im Anfang Decembers 1852 ankam.

Frau Pfeiffer zog sodann die Molukken in den Bereich ihrer Forschungen, und wollte diese bis nach Neu-Guinea und später nach Australien fortsetzen; sie ward an dem Besuch dieser Gegenden jedoch verhindert. Da man ihr in einem amerikanischen Schiff freie Ueberfahrt nach Californien anbot, so nahm sie dieses Anerbieten an, segelte im Jul. 1853 von Batavia ab, kreuzte den stillen Ocean innerhalb sechzig Tagen, und traf in diesem „fluchwürdigen Goldland," wie sie es nennt, ein. Nach der Erforschung Californiens segelte sie die Westküste Amerika's herab, erreichte im verflossenen Januar Lima, durchwanderte einen Theil Peru's, besuchte die Gegenden wo der Amazonenstrom entspringt, zog über die Andeskette, und ging, den Chimborasso und Cotopaxi bewundernd, bis auf das Tafelland von Quito. Von da kehrte sie über Guayaquil nach der Küste zurück, war nahe daran in dem Flusse bei dieser Stadt zu ertrinken, segelte nach Panama, wanderte über den Isthmus nach Aspinwall, und von da über den Meerbusen von Mexico nach New-Orleans. Von hier aus fuhr sie den Mississippi hinauf bis zu den St. Antonsfällen, 2800 engl. Meilen von New-Orleans, und machte unterwegs mehrere Ausflüge. Von den St. Antonsfällen gieng sie weiter über St. Paul, Stillwater, St. Croix, Galena nach Chicago. Hier schiffte sie sich auf den Michigan-See ein und segelte nach St. Saulte Maria, am Obern-See. Ebenso fuhr sie über den Huron-, den Erie- und den Ontario-See. Die Niagara-Fälle befriedigten sie mehr als irgend etwas anderes in den Vereinigten Staaten. Nachdem sie sich an diesem Punkte mehrere Tage lang aufgehalten, unternahm sie eine Wanderung durch Canada bis nach Quebec, dessen Lage sie als „superb" beschreibt. Von dort ging sie nach Boston und New-York, wo sie sich nach London einschiffte. Frau Pfeiffer ist jetzt mit der Vorbereitung der Tagebücher dieser ihrer letzten abenteuerreichen Reise für die Presse beschäftigt. [1]

Amerikanische Notizen.

Schlachtvieh-Verbrauch in New-York. Es wurden innerhalb der ersten neun Monate des Jahres 1854 in New-York 700,714 Stück Vieh geschlachtet: Rinder, Schafe und Schweine, so daß auf jede Woche ungefähr 18,000 Stück kommen; mithin auf das Jahr etwa eine Million. Wenn die Vertheilung brüderlich geschähe, dann hätte jeder Mensch wenigstens seine zwei Stücke Vieh im Jahre zu verzehren, Vögel, Fische, Schinken, Würste, Austern u. dgl. gar nicht mitgerechnet. Ich kann aber mit Bestimmtheit versichern, daß hier bei vielen Tausenden der Schmalhans Küchenmeister ist, wie anderwärts!

*

Das Mezquita-Harz. In Arkansas ist der Indianeragent Drew vom Vorhandenseyn eines bis jetzt unbekannten Harzes in Kenntniß gesetzt worden, das dem Gummi arabicum

---

[1] Das „Ausland" wird seinen Lesern im nächsten Jahr umfassende Bruchstücke aus dem Wanderleben dieser berühmten Frau mittheilen.
Anm. d. Red.

als Handelsartikel Concurrenz machen wird. Der Mezquita-Baum, welcher dieses Harz ausschwitzt, das dem arabischen Gummi an Farbe, Geschmack und Klebrigkeit gleicht, kommt unter allen Bäumen der großen Ebene jenseits des Mississippi am häufigsten vor, indem derselbe am besten auf trockenem, hochliegendem Boden gedeiht und dort oft Tausende von Morgen bedeckt. Das Harz quillt in halbflüssigem Zustand von selbst aus der Rinde des Stammes und der Aeste hervor, und verhärtet an der Luft bald zu Klümpchen von verschiedener Größe und einem Gran bis drei oder vier Unzen Gewicht. Wird dieses Harz der Sonne ausgesetzt, so verhärtet es und wird nach längerer Zeit ganz farblos, halb durchsichtig und voll kleiner Risse. Am reinsten und schönsten kommt dasselbe an der Rinde der Aeste vor. Die Quantität, welche jeder einzelne Baum von selbst gibt, ist sehr verschieden und variirt von einer Unze bis zu drei Pfunden; macht man jedoch Einschnitte, so läßt sich leicht die doppelte Quantität erzielen. Ein geübter Sammler kann in einem einzigen Tage leicht zehn bis zwanzig Pfund davon gewinnen, und doppelt so viel, wenn er Einschnitte macht. Die beste Zeit der Einsammlung ist in den Monaten Juli, August und September, in größter Menge aber wird es Ende August gewonnen. Die in den Ebenen herumstreifenden Indianer können daher leicht gegen geringe Belohnung zum Sammeln angeleitet werden. Die eigentliche Entdeckung dieses neuen Handelsartikels verdankt man dem Dr. Schumard, der die Expedition des Capitän Mercy nach den Quellengebieten des großen Waschita- und Brazos-Flusses als Arzt und Geolog begleitete.

*

Die nordamerikanische Wandertaube legt sehr große Strecken in einem Flug zurück. Man fand in Exemplaren, die auf Rhode Island und im Staat Vermont geschossen wurden — also unterm 42° und 44° n. Breite — unverdauten Reis, den sie aller Wahrscheinlichkeit in Westindien, oder doch nur in Florida und Louisiana — mithin etwa unter 30° n. Breite zu sich genommen haben konnten. Dieser Zugvogel macht alle Jahre zweimal in sämmtlichen Staaten Nordamerika's seinen Besuch, um sich auf Brutplätzen in Wäldern auf drei bis vier Wochen niederzulassen. Es sitzen am Tage immer fünfzig bis hundert Stück dicht nebeneinander auf den Aesten der Bäume bei ihren Nestern, und nur des Morgens nach Aufgang der Sonne fliegen sie nach Futter aus. Die Weizen- und Buchweizenfelder der nördlichen Staaten werden von ihnen stark heimgesucht; doch machen sich die Farmer einigermaßen bezahlt dafür, indem sie zur rechten Zeit die Bäume abhauen welche mit Nestern behangen sind, und die jungen Tauben dann zu Hunderten bekommen. Es kommen dann starke Quantitäten eingesalzen nach den großen Hafenplätzen, um als Schiffsproviant verkauft zu werden.

*

Macht der Liebe in Amerika. Früher vernahm man bisweilen, daß die Rothhäute, oder Indianer, weiße Frauenzimmer raubten, nach dem Beispiel der Kindheitsgeschichte der Römer. Jetzt laufen den „Söhnen der Urwälder" die hübschen weißen Mädchen freiwillig nach, wie jüngst in Springfield, Staat Ohio. Eine Bande Indianer gab förmlich dort Vorstellungen indianischer Sitten und Gebräuche gegen Eintrittsgeld, wie dieß mehrfach geschieht. Ein paar hübsche Schwestern fanden so sehr Geschmack an zwei Indianern, daß sie mit denselben durchgingen, als die Truppe den Ort verließ. Die Frau Mutter setzte den Flüchtlingen nach, holte dieselben schnell ein, wurde jedoch nach kurzer Unterredung veranlaßt den Töchtern selbst nach dem „fernen Westen" zu folgen.

*

Zur Lage der Dinge in Californien. In Bezug auf das ungesunde Klima hat sich bereits eine unläugbare Besserung eingestellt, die mit der Bodencultur so ziemlich gleichen Schritt hält, wie dieß auch im allgemeinen anderwärts der Fall zu seyn pflegt. Die Behauptung der Unfruchtbarkeit des Bodens war völlig unbegründet; denn alle Niederungen der Flüsse eignen sich so gut wie in den fruchtbarsten Ländern zum Acker- und Gartenbau in Verbindung mit Viehzucht. Californien erzeugte 1854 bereits an Lebensmitteln mehr als sein Bedarf betrug, trotz der starken Einwanderung. Die Vieheinfuhr beträgt im laufenden Jahr nicht mehr als im Jahr vorher, nämlich 300,000 Stück, wovon sicher ein großer Theil nicht zur Schlachtbank, sondern zur Zucht bestimmt ist. Unter den Schwierigkeiten, die der Staat zu überwinden hat, stellt ein deutsches Blatt von San Francisco die Gewinnsucht der Staatsbeamten obenan, und bemerkt dabei, daß sie die Regionen der administrativen Welt wie ein ansteckendes Fieber beherrsche und die Interessen des Staates compromittire. Privatinteressen würden auf Unkosten des Staates gefördert, Schwindeleien der gröbsten Art seyen an das Tageslicht gekommen, und die Habsucht pflichtvergessener Beamten habe sich in manchen Fällen, ohne Scheu und Scham sogar, gezeigt. Tout comme chez nous! kann in Bezug auf diese Schwierigkeit in allen Unionsstaaten mit leidigem Trost gesagt werden!

*

Der Staatsgeologe von Wisconsin. Wegen der Mineralschätze die sich im Staat Wisconsin befinden, hat die Staatsverwaltung einen Geologen angestellt, der kürzlich von seinem Amte entfernt worden seyn soll, weil er zur Whig-Partei gehörte, und ein demokratisches Gouvernement an das Ruder gekommen ist — das einen demokratisch gesinnten Geologen anstellte. Um die Fähigkeit im Fache der Geologie handelte es sich also nicht, sondern nur um die politische Meinung! Mit Recht wird da spottend gefragt: gibt es eine whiggistische und eine demokratische Geologie? Allein das ändert durchaus nichts in Verfolgung der einmal verfolgten Bahn, wobei das Gemeinwohl den Privatinteressen zur Ausbeutung anheim fällt. Um so weidlicher ziehen die Amerikaner über europäische Regierungen her, die auch nur Beamte nach ihrem politischen Geschmack haben wollen.

*

Statistik der Feuersbrünste. Der jüngste Bericht über die polizeiliche Wirksamkeit in Philadelphia liefert folgende Einzelnheiten über das Feuerdepartement: Vom 1 October 1850 bis dahin 1853 entstanden in genannter Stadt 1537 Feuersbrünste, die einen Schaden verursachten der auf 2,939,618 Dollars abgeschätzt wurde. Die Versicherungssumme belief sich dabei auf 2,145,367 Dollars und es verloren die Eigenthümer 709,251 D. Im Ganzen büßten 23 Personen ihr Leben dabei ein; verletzt wurden 233. Das von den Feuermannschaften gerettete Eigenthum ist mit 500,000 Dollars angegeben.

*

Der Austernhandel New-Yorks wird jährlich nur in der Stadt allein auf mehr als fünf Millionen Dollars geschätzt, und man nimmt an, daß nicht weniger als 50,000 Personen unmittelbar oder mittelbar bei diesem Geschäft betheiligt sind. Ungefähr zwei Drittheile der in New-York verkauften Austern kommen von Virginien, den Rest liefert fast allein die Bay von New-York selbst, oder New-Jersey. Der größere Theil hiervon wird im sogenannten East River gewonnen, dem Seearm der New-York östlich einschließt. Am meisten zu thun macht das

Fortschaffen der Austern von ihren natürlichen Bänken auf den Felsen, auf künstliche, wodurch nämlich diese Conchylien am Laichen verhindert und für den Handel erst nutzbar gemacht werden. Man schafft die Austern in Menge aus dem North River, der für ihr Gedeihen und Fettwerden minder tauglich erachtet wird, nach dem East River. Wie das auch bei andern Geschäften der Fall ist, verdienen die beim Austerngeschäft unmittelbar betheiligten Personen das wenigste; sie sind und bleiben arm, während eine ziemliche Anzahl Austernhändler reiche Leute werden.

•

Mormonen-Zeitung. In der großen Salzseestadt, gedruckt bei W. Richards, erscheint alle 14 Tage unter dem Titel „Desert News" für Mormonen eine Zeitung, wovon die Nummer nicht weniger als 25 Cents, der Jahrgang 5 Doll. kostet. Die Nummer welche ich sah war großentheils mit Artikeln über Glaubensangelegenheiten gefüllt, und nebenbei waren allerlei Gebräuche der Secten besprochen. Unter die redactionellen Flügel war eine Wollenfabrik genommen, der es an einer Scheermaschine fehlte; ferner ein Mahlmüller, der gern mehr Körner auf seine Mühle haben wollte, und endlich ermahnte Orson Hyde in einem „Eingesandt" das Volk: Flachs und Hanf zu bauen, damit, wenn das Gesetz zum Hängen der Diebe passirt seyn werde, es an Material zu den Stricken nicht fehle. Unter den Anzeigenden befand sich ein — — deutscher Schulmeister! ein Zahnarzt, ein Pferdedoctor, ein Bauspeculant, etliche Schneider, ein Daguerreotypist, ein Fleischer, ein Mäkler und Bankier, mehrere andere Kaufleute, und ein „ordentlicher" allopathischer Arzt; endlich aber Mr. Hennefer, der die Leute barbiren und ihnen mit warmen Speisen aufwarten wollte.

•

Die Steinkohlen in Amerika, fangen an eine immer bedeutendere Rolle zu spielen, und es läßt sich das Anschwellen des damit in Verbindung stehenden Geschäfts schon einigermaßen aus dem Kohlenhandel Pennsylvaniens ersehen, wo bekanntlich der Steinkohlenbau am ältesten ist.

Im Jahre 1840 betrug die Kohlenausfuhr aus den wichtigsten Districten Pennsylvaniens, nämlich von Schuylkill, Lehigh, Lackawona, Wilkesbarre und Shamokin . . 865,414 Tonnen.

Im Jahre 1841 stieg dieselbe auf . .	958,899	„
„ „ 1842	1,108,001	„
„ „ 1843	1,263,539	„
„ „ 1844	1,631,669	„
„ „ 1845	2,023,052	„
„ „ 1846	2,343,992	„
„ „ 1847	2,982,309	„
„ „ 1848	3,089,858	„
„ „ 1910	3,217,541	„
„ „ 1850	3,294,851	„
„ „ 1851	4,091,682	„

Die Gruben von Lehigh sind die ältesten und datiren vom Jahre 1820, wo sie 365 Tonnen Kohlen lieferten, während 1851 nicht weniger als 989,251 Tonnen gefördert wurden. Die stärkste Ausbeute lieferten die Schuylkill-Gruben 1851 mit 1,178,584 Tonnen.

Dieß sind nur die Anthracitkohlen, wozu dann noch die im westlichen Theile von Pennsylvanien gelegenen bituminösen Kohlenlager treten, die 1851 auch schon 1,300,000 Tonnen an Ausbeute gewährten.

•

Brennende Kohlenberge in Pennsylvanien. Nordöstlich von Harrisburg, etwa fünf Meilen vom Städtchen Minersville, liegt ein Theil der „Broad Mountains" welcher den Namen „Feuerberge" deßhalb trägt, weil dort schon seit 15 Jahren ein großes Anthracit-Lager in Brand steht. Es wird die Passage über jenen Bergtheil gegenwärtig als gefährlich betrachtet, weil man annimmt, daß die Oberfläche des Bodens nur noch aus einer dünnen Erdkruste bestehe, unter welcher die Kohle ausgebrannt sey, weßhalb die Decke selbst bei nur leichtem Drucke zusammenbrechen könne. Am Fuße des Berges entspringt eine fast bis zum Siedepunkt erhitzte Quelle. Das Aussehen des Berges gewährt, so weit die Blicke reichen, einen Anblick der Verödung und Zerrissenheit. An einzelnen Stellen, wo das Kohlenfeuer die Oberfläche erreichte, ist der Boden bis zu großer Tiefe eingesunken oder gähnt in Klüften auf. Geschwärzte Baumstämme und Wurzeln starren aus mineralischer Asche hervor; die Luft ist mit Schwefeldünsten geschwängert, welche aus der Tiefe emporsteigen.

Miscellen.

John Dalton. Die Cavendish Society hat jetzt die Biographie des berühmten Chemikers John Dalton herausgeben lassen. Der Titel des Werkes ist: Memoirs of the Life and Scientific Researches of John Dalton by Willam C. Henry. Dalton hat die Theorie von den mathematischen Gesetzen, unter denen sich die Atome in den Stoffen gruppiren, aufgestellt, die jetzt überall Geltung gewonnen hat. Dalton wurde 1766 in Eaglesfield (Cumberland) in einer armen Quäckerfamilie geboren. Zuerst Unter-, dann Oberlehrer in einem Pensionat zu Kendal, wurde er von protestantischen Dissentern nach Manchester an eine höhere Schule als Lehrer der Mathematik und Physik berufen. Er verließ Manchester nicht, obgleich er 1804 nach London einen Ruf erhielt, und ihn dorthin die Aussicht auf einen Umgang mit Davy, den er kennen gelernt, hätte locken sollen. 1826 erhielt Dalton von der königlichen Gesellschaft die große goldene Medaille, 1830 wurde er Mitglied des Institut de France, 1832 verlieh ihm die Universität Oxford den Grad eines Doctors der Rechte, 1833 gewährt ihm die Regierung eine Pension von 150 Pfd. St., die im folgenden Jahre verdoppelt wurde. Dalton starb im Jahre 1844, und hinterließ außer seiner großen Entdeckung den Ruf eines rüstigen Arbeiters, eines besonnenen Gelehrten und eines wohlwollenden Mannes.

•

Weißer Nil. Hr. Brun Rollet hat jetzt der Pariser geographischen Gesellschaft eine Karte über das Flußgebiet des weißen Nils vorgelegt. Zum erstenmale erscheint dort ein neuer Fluß zwischen 9 und 10° N. Br., der parallel mit dem Bahr el Abiad (weißer Nil) läuft und sich mit dem Bahr-Keilak oder Misselad vereinigt. (Einen Fluß, der diesem neuentdeckten entspricht, findet sich schon auf unsern neuesten Karten unter dem Namen Bahr el Ulu.) Die Ufer dieses Flusses, versichert der Reisende, seyen stark bevölkert und die Bewohner von sanfter Gemüthsart. (Bull. de la soc. géogr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google